Göthe und Puſtkuchen,

oder:

über die beiden

Wanderjahre

Wilhelm Meiſter's

und

ihre Verfaſſer.

Ein Beitrag

zur

Geſchichte der deutſchen Poeſie und Poetik;

herausgegeben

vom

Profeſſor Schütz

zu Halle.

„Nicht die Leier nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.“
Göthe.

Halle 1823.

Eduard Anton.

Seiner
Hochfreiherrl. Excellenz
dem
Herrn Baron
Stein von Altenſtein,
Königl. Preußiſchem
wirklichen geheimen Staatsminiſter
und Chef des Miniſteriums
der geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinal-
Angelegenheiten,
des Königl. Preußiſchen
rothen Adlerordens erſter Klaſſe
und anderer hohen Orden
Ritter.

im Gefühl
der gerechteſten Ehrfurcht
und
innigſten Dankbarkeit
zugeeignet

vom

Herausgeber.

Erſter Theil.

Ueber

die Wanderjahre

Wilhelm Meiſter's

von

Göthe,

und

die Tendenz ſeines Wilhelm Meiſter

überhaupt.

„Es giebt eine zerſtörende Kritik und eine productive. Jene iſt ſehr leicht, denn man darf ſich nur irgend einen Maaßſtab, irgend ein Muſterbild, ſo bornirt ſie auch ſeyen, in Gedanken aufſtellen, ſodann aber kühnlich verſichern, vorliegendes Kunſtwerk paſſe nicht dazu, und tauge deswegen nichts; ſo befreit man ſich von aller Dankbarkeit gegen den Künſtler. Die productive Kritik iſt um ein gutes Theil ſchwerer; ſie fragt: was hat ſich der Autor vorgeſetzt? Iſt dieſer Vorſatz vernünftig? Und in wiefern iſt es gelungen, ihn auszuführen?“

Göthe.

Inhalt.

Einleitung. . . . . S. IX

I. Ueber Göthe's Wanderjahre Wilhelm Meiſter's, vom Herausgeber. 1

II. Ueber Göthe's Wanderjahre, von Göthe ſelbſt, mit einem Vor- und Nachwort, und Anmerkungen vom Herausgeber. . . . . . [illegible]

III. Ueber Göthe's Wanderjahre, von Andern, mit Anmerkungen vom Herausgeber. . . . . [illegible]

IV. Ueber die Tendenz von Göthe's Wilhelm Meiſter überhaupt, vom Herausgeber. . 361

Anhang. . . . . [illegible]

„Welchen Leſer ich wünſche? Den Unbefangenſten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.“

Göthe.

Einleitung.

Die gleichzeitige Erſcheinung der beiden, bei Cotta in Tübingen, und Baſſe in Quedlinburg, in der vorjährigen Leipziger Oſtermeſſe, unter dem Titel: „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre," heraus gekommenen Romane, gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigſten Ereigniſſen in der Geſchichte unſerer vaterländiſchen Dichtkunſt. Nach einem Zeitraum von vollen fünf und zwanzig Jahren, — denn ſo viel ſind ſeit Göthe's Herausgabe ſeiner Lehrjahre Wilhelm Meiſter's verfloſſen, — tritt der unſterbliche Heros und Neſtor unſerer Litteratur, mit einer Fortſetzung dieſes größten und bewundertſten ſeiner dichteriſchen Werke in dieſer Gattung, auf, und mit ihm zugleich, wagt es ein zum erſtenmal auf dieſem Gebiet der Poeſie ſeine Kraft verſuchender Nebenbuhler, zwar verlarvt, doch ſonſt eben ſo keck als mannhaft in die Schranken tretend, daſſelbe Werk, das die allgemeine Stimme der Nation, längſt für eines ihrer erſten Lieblingswerke erklärt hat, unter demſelben Namen und in der nämlichen Form, aber in einem völlig entgegengeſetzten, ja feindſeligen Sinne, fortzuführen. Die Aſtronomie erzählt uns von Nebenſonnen und Nebenmonden, die durch die Brechung des Lichts in den Dünſten der Atmoſphäre entſtehen. Ein ſolches Trug-Phänomen am litterariſchen Horizont, hervorgegangen aus der Brechung des geiſtigen Lichts in den Dünſten des menſchlichen Gehirns, ſind dieſe zweiten Wanderjahre, als deren Verfaſſer die öffentlichen Blätter, den in Meuſel's gelehrtem Deutſchland des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht aufgeführten, aber ſchon durch einige andere äſthetiſche Schriften (z. B. der, in derſelben Verlagshandlung 1820 erſchienenen „Perlenſchnur") bekannt gewordenen, Herrn Prediger Dr. Puſtkuchen zu Lieme bei Lemgo, der dieſer Nachricht auch nicht widerſprochen hat, genannt haben. Die außerordentliche und allgemeine Senſation, welche dieſe litterariſche Erſcheinung in Deutſchland erregt hat, war ſchon darum ſehr erklärbar, weil ſie eine in ihrer Art einzige iſt. Selbſt wenn es unſerm verewigten Schiller gefallen hätte, ſeinen Geiſterſeher fortzuſetzen, und die bekannte Fortſetzung deſſelben aus einer fremden Feder, dann neben Schiller's eigener erſchienen wäre, würde dieſer Fall dem gegenwärtigen nicht zu vergleichen ſeyn. Denn jener Fortſetzer (der Hofgerichtsrath Follenius zu Inſterburg in Oſtpreußen) beſtrebte ſich nur allzu ſichtbar, ſein Werk im Sinn und Geiſt des Schilleriſchen zu ſchreiben, und ging von der innigſten und lebhafteſten Anerkennung der Vortrefflichkeit ſeines Vorbildes aus. Dieſer hingegen hat nicht nur die Abſicht, es mit ſeiner Fortſetzung beſſer machen zu wollen, als der berühmte Meiſter des Wilhelm Meiſter ſelbſt, ſondern er hat den Titel und Inhalt, ja ſogar den Styl dieſes Romans, für ſeine Dichtung (auf eine unläugbar geniale Weiſe,) nur ergriffen, um in ihr nicht bloß über den Wilhelm Meiſter, ſondern über die Poeſie Göthe's überhaupt den Stab der Kritik zu brechen, und in einer, in Kunſt und Wiſſenſchaft nicht minder als in politiſcher Beziehung, revolutionären Zeit, die Fackel der Empörung wider den größten unſerer vaterländiſchen Dichter, der ſeit einem halben Jahrhundert der Stolz ſeiner Nation iſt, zu ſchwingen. Wie der kriegeriſche Cupido in Liebetraut's Liedlein im Götz von Berlichingen, kommt:

„Mit Pfeilen und Bogen
Puſtkuchen geflogen,
Die Fackel in Brand,
Wollt muthwillig kriegen,
Und männiglich ſiegen
Mit ſtürmender Hand.“

Aber auch unabhängig von dieſem polemiſchen Zweck, und rein als Roman betrachtet, verdient dieſe zweite Fortſetzung des Wilhelm Meiſter, eines der bedeutendſten Produkte in unſerer heutigen, an gediegenen Erzeugniſſen in eben dem Grade täglich ärmer, als an ſchalen reicher werdenden, ſchönen Litteratur, genannt zu werden. Hievon iſt der Herausgeber gegenwärtiger Schrift, freilich erſt ſpät, durch ſeine eigene Anſicht dieſer zweiten Wanderjahre überzeugt worden, indem er ſie anfänglich, beſonders wegen der Firma der durch ihre Fabrikatur ſo vieler alltäglichen Romane bekannten, Verlagshandlung, für eine bloße Buchhändler-Speculation hielt, bis ihm endlich die ſarkaſtiſche Anzeige vom Verfaſſer ſelbſt, in deſſen durch die öffentlichen Blätter bekannt gemachtem

Schreiben an den Verleger (worin er Letzterm, originell genug, ſein Manuſcript als einen Verlagsartikel, der, wenigſtens für die erſten Jahre, nur einen ſehr ſchlechten Abſatz zu erwarten habe, offerirte) zu Geſicht kam. Hiedurch zuerſt auf das Werk ſelbſt aufmerkſam gemacht, nahm er es nunmehr auch ſelber zur Hand, und muß jetzt nicht nur verſichern, daß ihm die beiden erſten Theile deſſelben, zu ſeiner erfreulichſten Ueberraſchung, einen Kunſtgenuß, deſſen er an den ſeit dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts erſchienenen deutſchen Dichtwerken lange nicht theilhaftig geworden war, gewährten; ſondern auch, und zwar um ſeiner Ehrfurcht für Göthe willen, unverholen bekennen, daß er dieſen Schriftſteller, der ſich den ganzen Zauber der bisher für unnachahmlich gehaltenen Klarheit, Anmuth und Objectivität der Göthe'ſchen Darſtellungskunſt, ja ſelbſt die reizende Individualität der Sprache Göthe's, hinſichtlich dieſes Romans, in ſolchem Grade zu eigen gemacht *) und dabei einen ſo reichen eigenthümlichen poetiſchen und philoſophiſchen Geiſt, an den Tag gelegt hat, für einen Dichter hält, zu dem wir unſerer vaterländiſchen Litteratur wahrhaft, und um ſo mehr, als ſie an ächt klaſſiſchen Werken der Dichtkunſt gegenwärtig ſo beklagenswerth

---

*) Hievon fühlte ſich der Herausgeber dieſer Schrift, beim erſten Leſen des erſten Bandes ſo lebhaft ergriffen, daß er ſogar auf die Vermuthung gerieth, daß auch dieſe zweiten Wanderjahre von Göthe ſelbſt herrühren möchten, der dadurch, wie durch die Wahl dieſer Verlagsfirma, das Publikum wieder einmal habe — myſtificiren wollen.

verarmt iſt, Glück zu wünſchen haben. Allein was er hier an dieſem Roman, als einem poetiſchen Werke, ſeiner innigſten Ueberzeugung zu Folge, von den zwei erſten Bänden preiſen muß, das iſt er, wie er gleich hier bevorworten will, weit entfernt von dem dritten Bande und den beiden Beilagen des „Tagebuchs Wilhelm Meiſter's" und der „Gedanken einer frommen Gräfin" rühmen zu wollen; bei welcher dreifachen Fortſetzung er ſich verſucht fühlte, die bekannten Worte des Caſperle in Göthe's Jahrmarkt von Plundersweilern, auf Herrn Puſtkuchen alſo anzuwenden:

„Hab' kei Kragen, kei Hoſe, kei Knopf,
Hätt' i nur au kei Kopf,
Wär' i Göthe ganz und gar!"

und am wenigſten kann er dem polemiſchen Theile des Ganzen, nämlich dem darin ausgeſprochenen, eben ſo einſeitigen und ſchiefen als leidenſchaftlichen, Tadel gegen Göthe, ſeinen Beifall geben. Vielmehr iſt er der Meinung, daß, um zu einem treffenden Urtheil über das, aus äſthetiſcher Theorie und Praxis, d. h. aus Poetik und Poeſie ſo ſeltſam zuſammengeſetzte Werk, zu gelangen, es vor allem Andern nothwendig ſei, in Abſicht ſeines Verfaſſers, den ſtrengſten Chorizonten zu machen, und von dem Dichter den Kunſtrichter, die ſich in dem Werke ſelbſt nicht ſelten einander ſogar widerſprechen, auf das Sorgfältigſte unterſcheiden zu müſſen.

Demungeachtet aber gewährt doch das Werk, auch von dieſer ſeiner kritiſchen Seite, ein ungemein vielſeitiges und hohes Intereſſe. Denn der Verfaſſer iſt mit ſeiner Kritik über die Göthe'ſche Poeſie, von einem theoretiſchen Standpunkt ausgegangen, von welchem aus, ſie in der That bisher noch nie beleuchtet worden iſt, und hat ſeine Anſicht mit einem ſo ſeltenen Aufwand von philoſophiſchem Scharfſinn und rhetoriſcher Darſtellungskunſt durchzuführen gewußt, daß es ihm gelingen mußte, gar viele ſeiner Leſer, und unter ihnen ſelbſt mehrere namhafte Kunſtrichter, wenn auch nicht gerade überzeugt, doch wenigſtens — überredet zu haben. Er iſt alſo, wenn auch ein im Irrthum befangener, doch keineswegs unwürdiger, mit dem Stillſchweigen der Verachtung abzuweiſender, ſondern immer ein ſehr achtbarer, geiſtreich irrender Gegner, dem es, ſowohl um ſeiner ſelbſt als um des Gegenſtandes des Streites willen, den Handſchuh hinzuwerfen, gar wohl der Mühe lohnt. Da er aber ſeinen Angriff nicht bloß auf den Wilhelm Meiſter oder irgend ein anderes einzelnes poetiſches Werk Göthe's, ſondern auf ihn als Poeten überhaupt, zu richten gewagt hat; ſo hat er dadurch bei dem Gerichtshof der Kritik einen äſthetiſchen Prozeß anhängig gemacht, in welchem es ſich jetzt (im Jahr 1822!) um nichts Geringeres, als um die Entſcheidung der Frage: ob Göthe — ein Dichter iſt? handeln ſoll. Und in dieſer Sache, welche das Intereſſe eines jeden Deutſchen, dem die Nationalehre ſeines Volkes und der Ruhm der geiſtigen Größe ſeines Vaterlandes, nicht gleichgültig ſind, in vollen Anſpruch nehmen muß, auch eine Stimme, und zwar eine ſolche, die zum Schluß der Acten führen dürfte, abzugeben; konnte der Herausgeber dieſes äſthetiſchen Verſuches, im Gefühl ſeiner lebendigſten Verehrung für den Dichter, den er nächſt Shakſpeare für den größten der neuern überhaupt erkennt, und der nebſt jenem, weit den bedeutendſten Einfluß auf ſein eigenes inneres und ſelbſt äußeres Leben gehabt hat, — ſich nicht verſagen.

Zu erſter Empfindung geſellte ſich ihm der Gedanke, daß im Gebiete jener Lieblings-Beſchäftigung, der äſthetiſchen Kritik, wohl nicht leicht ein würdigeres und höheres Thema gefunden werden könne, an deſſen Bearbeitung ſich die Horaziſche: „Quid ferre recuſent, quid valeant humeri" erproben laſſe, als die an und für ſich ſchon ſo unendlich anziehende und lehrreiche Unterſuchung der Dichter-Größe Göthe's, und daß gerade dieſe Aufgabe bis jetzt noch von keinem einzigen unſerer Kunſtrichter in ihrem ganzen Umfange gelöſt worden, ja die deutſche Kunſtkritik hinſichtlich der Beurtheilung Göthe's überhaupt, noch auffallend weit zurück geblieben iſt. Denn ſelbſt in den hiſtoriſchen Werken über den Gang unſerer ſchönen Literatur, wo doch der Einfluß, den Göthe auf denſelben ſeit einem halben Jahrhundert gehabt hat, vornehmlich hätte entwickelt werden ſollen, von Bouterweck, Eichhorn, Jördens, Horn, Wachler und den beiden Schlegel's, iſt dieſer überreiche Gegenſtand nur dürftig zur Sprache gebracht worden; und ſogar die Schubarth'ſche, der Kritik der Göthe'ſchen Poeſie eigends gewidmete Schrift, enthält wohl ſehr ſcharfſinnige Beurtheilungen einzelner ſeiner Dichtungen und des Weſens ſeiner Poeſie, aber keine Darſtellung und Beleuchtung deſſen, was dieſer größte Dichter und vollendetſte Schriftſteller der Nation, im Ganzen geleiſtet, und fünf Decennien hindurch auf die Geſtaltung unſerer vaterländiſchen Poeſie im Allgemeinen wie im Beſondern, durch die unvergänglichen Werke ſeines univerſellen Genies, faſt alle Gattungen und Style der modernen wie antiken Dichtkunſt mit den eigenthümlichſten Schöpfungen bereichernd, gewirkt hat. Eben ſo liegt es leider nur allzuhell am Tage, daß Göthe überhaupt von der Kritik noch lange nicht genug anerkannt iſt, wie ihn denn z. B. als Lyriker noch kein einziger Kunſtrichter vollſtändig gewürdigt hat. Dagegen ſind in der neueſten Zeit vielmehr Erſcheinungen eingetreten, welche es faſt unbegreiflich machen, wie Göthe ſelbſt in ſeinem Divan ſagen konnte, daß jetzt ein „drittes nachwachſendes Geſchlecht, ihn für die Unbilden, die er von ſeinen frühern Zeitgenoſſen zu erdulden gehabt, doppelt und dreifach entſchädige.“ Seine frühern Bewunderer, die Schlegel, Huber, Tieck, v. Humboldt, Delbrück, Jeniſch, die Frau von Stael u. A. ſind jetzt theils geſtorben, theils — verſtummt; und die neuern, (die „Göthlichen,“ wie ſie Müllner treffend nennt), meiſt Kunſtrichter, die weder an Tiefe noch Klarheit des Urtheils, wie an Gewicht ihrer kritiſchen Autorität überhaupt, ſich mit jenen zu meſſen vermögen. Der frechen Tadler Göthe's aber, die mit wahrhaft Heroſtratiſcher Gier, nach dem ewig friſch grünenden Lorbeer in den ſilbernen Locken des ehrwürdigſten Dichtergreiſes, ihre unreinen Hände ausſtrecken, häufen ſich zur Schande unſerer Litteratur immer mehr. Zu dieſen iſt zwar, wie geſagt,

Herr

Herr Puſtkuchen nicht zu rechnen, wiewohl gerade ſein Werk am allerwenigſten von der Anerkennung des dichteriſchen Verdienſtes unſeres Göthe, die dieſer jetzt erſt gefunden zu haben glaubt, zeigt; und eben ſo wenig der geiſtreiche Tadler der Wahlverwandtſchaften in der (Halleſchen) Allgemeinen Litteratur-Zeitung, und der unermüdlich die Geſchichte unſerer vaterländiſchen Dichtkunſt bearbeitende Franz Horn; obſchon dieſer den „Statthalter der Poeſie auf Erden“ (bei Erwähnung des „kränklichen“ Clavigo, der „abſcheulichen“ Stella, des „unſittlichen“ Wilhelm Meiſter, der „verächtlich unreinen“ Elegieen, der „phariſäiſchen“ Wahlverwandtſchaften, der zum Theil „hämiſchen, ſchädlichen und durch Selbſtlob entſtellten „Xenien,“ wie des „Mangels an chriſtlicher Religion“ in Göthe'n überhaupt), doch auch mitunter, eben ſo hart als ungerecht berührt hat; ſo daß ſowohl in Hinſicht auf jenes ſchwebelnde und nebelnde Lob, als in Betreff dieſes, wenn auch meiſt irrigen, doch immer achtbaren Tadels, der Dichter, ſtatt ſich einer allgemeinen Anerkennung zu freuen, vielmehr mit ſeinen eigenen herrlichen Worten, von ſich, zur Poeſie ſagen könnte:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen;
Nun ich Dich kenne, bin ich faſt allein.“

Aber da giebt es heut zu Tage nicht nur in Polen, wo freilich die einſeitigſte Vorliebe für die franzöſiſche Poeſie herrſcht, Kunſtrichter, welche Göthe's Fauſt, für die „geſchmackloſeſte und elendeſte Tragödie, die den unzüchtigſten Werken der Franzoſen, mit dem Druckort à Caprée, bezeichnet, an die Seite zu ſetzen ſei“ erklären,*) ſondern in unſerm eigenen Vaterlande, hier einen Span („Göthe als Lyriker beleuchtet. Wien 1821 8.), der, wie das Brockhausſche Taſchenbuch ohne Titel, rühmt: „die poetiſchen Flegeleien Göthe’s ausmerzt,“ dort einen ihm Namens- und Geiſtes-Verwandten Spaun (Vermiſchte Schriften. München 1822, 8.), der vom Werther, Meiſter, und den Wahlverwandtſchaften, als „Götheſchen Popanzen“ ſpricht; ja einen, im Trüben fiſchenden Fiſcher, von dem ſein Herr Verleger, ein deutſcher Buchhändler, in deutſchen Zeitungen (auch litterariſchen!) ſogar preiſet, daß er in ſeiner Schrift (Göthe’s Denkmal. Leipzig 1821, 8.), auf das Trefflichſte (!) bewieſen habe, „daß gerade Göthen am allerwenigſten, ein Nationaldenkmal gebühre“!! — — Freilich ſind dieſe Spane, Spaune, Fiſcher u. ſ. w. Kritiker ſolcher Sorte, von denen ſchon Käſtner ſang:

„Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgeſungen:
Doch manche Critici, die bleiben immer Jungen.“

und rückſichtlich welcher Göthe ſelbſt, in ſeiner Generalbeichte, das ergötzliche Bekenntniß abgelegt hat:

„Still und maulfaul ſaßen wir,
Wenn Philiſter ſchwätzten
Und von göttlichem Geſang
Ihr Geklatſche ſchätzten;“

---

*) In der Warſchauer Litteratur-Zeitung (Pamietnik Warszawski) vom J. 1816. Vergl. die kleine aber ungemein gehaltreiche Schrift des Herrn Director Dr. Kaulfuß, über den Vorzug der deutſchen Sprache vor der franzöſiſchen. Poſen, 1819, 8.

Aber dieſe kritiſchen Heroſtraten, deren Bruſt wie die der Hexen im Makbeth, nur „die Luſt an Unluſt" kitzelt, zeigen doch immer, wie es jetzt, wo neben der feilſten und fadeſten Lobhudelei der Makulatur von Geſtern durch die Makulatur von Heine, zugleich ein wahrer litterariſcher Sansculottismus, der „das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen liebt," ſich immer mehr in unſerer Kritik zu verbreiten anfängt, *) um die Anerkennung Göthe's bei der Nation ſteht; was ſich, beſonders traurig, auch hinſichtlich der Idee des genannten Denkmale Göthe's in ſeiner Vaterſtadt, wie aus öffentlichen Blättern bekannt iſt, dargethan hat.

Alle dieſe, gewiß jeden Verehrer Göthe's mit tiefem Unmuth erfüllenden Wahrnehmungen, beſtimmten den Herausgeber zu dem Entſchluß, die in den Puſtkuchenſchen Wanderjahren enthaltene und noch nirgend recht beleuchtete Kritik über Göthe, durch eine eigene, zu widerlegen; und da er ſich ſchon ſeit zwanzig Jahren mit dem Studium dieſes Dichters, als einer für ihn unerſchöpflichen Quelle der reichſten Lehre und des höchſten Genuſſes, beſchäftigt; ſo in Folge ſeines amtlichen Berufes, im verfloſſenen Sommer, einen beſondern Curſus über Göthe's Leben und Werke, als den erſten Verſuch: die auf unſern Hoch-

---

*) Auch über unſern unſterblichen Schiller iſt kürzlich ein ſolcher unſauberer Geiſt hergefahren. Siehe die Schrift: „Klopſtock und Schiller. Ellwangen 18[illegible]," worin der Letztere u. a. für einen „pöbelhaft unſittlichen" Dichter erklärt wird.

ſchulen ſeit ihrer Entſtehung übliche Weiſe, einzelne Autoren des klaſſiſchen Alterthums zu erklären, endlich einmal auch auf neuere, und zwar vaterländiſche Klaſſiker, herüber zu leiten, vorgetragen hat; ſo ging er freudiges Muthes ans Werk, dem gewichtigen Mahnwort Klopſtock's vertrauend:

„Wenn Geiſt mit Muth Ihr einet, und wenn in Euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt:
Dann werden ſelbſt der Apollona
Eifrigſte Prieſter Euch nicht verkennen.“

Nicht minder lebhaft aber fühlte er ſich auch von dem hohen Reitz einer Prüfung beider Werke als Dichtungen, beſonders der Göthe'ſchen, die bei all ihren Schwächen und Mängeln, doch das Verdienſt hat, zum Nachdenken über Religion, Erziehung, Kunſt, Leben, u. m. a. der bedeutendſten Gegenſtände, vielfach aufzuregen, angezogen; und um ſo mehr, als ihm auch hier das von Seiten der Kritik in dieſer Beziehung bis jetzt Geleiſtete, *) nur ſehr mangelhaft und den wahren Geſichtspunkt des äſthetiſchen Urtheils meiſt völlig verrückend, erſchien. Dieſes Geſchäft führte ihn von

---

*) Gerade die angeſehenſten unſerer kritiſchen Tribunale, die Halleſche, Leipziger und Jenaer Allgemeine Litteratur-Zeitung, wie die Heidelberger und Göttinger gelehrten Anzeigen, haben über die Göthe'ſchen Wanderjahre, auffallend genug, noch kein Wort geſagt; und über die Hauptidee derſelben, die pädagogiſche Provinz, hat, außer dem verſtorbenen Herrn Profeſſor Kayßler, noch kein einziger Kritiker, etwas in die Sache Eingehendes bemerkt; daher ich in meiner Prüfung ſie auch beſonders berückſichtigt habe.

ſelbſt auf die gleich intereſſante Unterſuchung der Idee von Göthe's Wilhelm Meiſter überhaupt, ſo wie alles deſſen, was von andern Beurtheilern dieſer Dichtung, über die ſogenannte Tendenz derſelben bisher ausgeſprochen worden iſt; und endlich ward es ihm überaus anziehend, beide Wanderjahre in ihrem Verhältniß zu einander aufzufaſſen, und in dieſer Vergleichung zu betrachten, wie in ihnen der eine dieſer Dichter ſeine Laufbahn beſchließt, der andere dagegen, ſie eben erſt — eröffnet hat. „Man muß aber ausſprechen," ſagt Göthe, „was man billigt und was man verdammt. In der jetzigen Zeit ſoll Niemand ſchweigen oder nachgeben, man muß reden und ſich rühren."

So entſtand dieſe Schrift, in deren vorliegendem erſten Theil die Leſer zuvörderſt meine eigene Beurtheilung der Göthe'ſchen Wanderjahre, dann die [illegible] merkwürdige Erklärung Göthe's ſelbſt darüber; hierauf die ſämmtlichen, mir bis jetzt bekannt gewordenen Beurtheilungen anderer Kunſtrichter, und endlich meine Anſicht von der Idee dieſer Göthe'ſchen Dichtung des Wilhelm Meiſter überhaupt, erhalten. Im zweiten Bande werde ich zuerſt meine Beurtheilung der Puſtkuchenſchen Wanderjahre als Roman, ſodann, zur Widerlegung der darin aufgeſtellten Theorie der Poeſie und Kritik über Göthe, meine Unterſuchung des dichteriſchen Verdienſtes dieſes großen Meiſters, von dem ſich mit ſeinen eigenen Worten in voller Wahrheit ſagen läßt:

„Ewig wird er euch ſeyn der Eine, der ſich in Viele
theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt."

und ſchließlich wieder die Recenſionen anderer Kritiker, ebenfalls, wie ich es ſchon in dieſem Theile gethan, mit meinen Anmerkungen begleitet, folgen laſſen. Sollten bis dahin neue Beleuchtungen der Göthe'ſchen Wanderjahre, und auch ſchon Beurtheilungen dieſes erſten Bandes meiner eigenen Schrift, erſchienen ſeyn, ſo werde ich in einem Anhange jene mittheilen, und dieſe, wo es mir erforderlich dünkt, beantworten. Denn ich beabſichtige, wie geſagt, durch dieſes Werk vornehmlich: zur Entſcheidung des äſthetiſchen Rechtsſtreites beider Wilhelme Meiſter beizutragen, womit ich zugleich auch einen zur Geſchichte unſerer Poeſie und Poetik nicht unwichtigen Beitrag, aus Gründen, die in dem Gegenſtand ſelbſt liegen, unternommen zu haben hoffen darf. Leſern, die ſich eben ſo lebhaft wie ich für dieſe Sache intereſſiren, wird es willkommen ſeyn, die Acten ihrer Verhandlung, welche ſich in den Recenſionen verſchiedener Zeitſchriften ſo ſehr zerſtreut befinden, hier vollſtändig mitgetheilt zu erhalten, wodurch ſie nun in Stand geſetzt ſind, mit völliger Kenntniß der Meinungen jeder Partei, ſelbſt darüber zu judiciren. Das Endurtheil ſteht natürlich nur von demjenigen Kritiker zu erwarten, der ſeine Competenz als Schiedsrichter in dieſer Angelegenheit — beweiſt.

Wenn ich mich nun aber, nach dieſer Anordnung meines Stoffs, im zweiten Theile dieſes Verſuchs, des eben ſo genußvollen als lehrreichen Geſchäfte zu erfreuen habe, den Anwalt unſeres großen Dichters gegen eine, nicht nur den Charakter ſeiner, ſondern das Weſen der Poeſie überhaupt völlig verkennende, und auf einem durchaus unhaltbaren Syſtem der Poetik *) beruhende *Kritik* über ihn, zu machen; ſo iſt es mir um ſo *ſchmerzlicher*, in dieſem *erſten* Bande, *ſelbſt* gar Manches *wider* ihn ſagen zu müſſen, was ich, gerade um mich mit meiner Vertheidigung des Dichters, zu einem, vor allem Andern erforderlichen, *Standpunkt* der *freieſten Wahrheitsliebe* zu erheben, leider nicht *verläugnen kann*. Denn dort iſt nur von dem *frühern Göthe*, dem unſterblichen Schöpfer des Werther, Götz, Fauſt, Taſſo, Egmont, Meiſter und Iphigeniens; hier aber von dem *ſpätern*, der — die „*Wanderjahre*" geſchrieben, die Rede; und zwiſchen dem *Göthe* des achtzehnten und dem des *neunzehnten* Jahrhunderts, iſt leider ein ſo mächtiger Unterſchied, daß man ſein Dichterhaupt mit einem umgedreheten *Januskopf* vergleichen möchte, an dem der feurige Adlerblick des ſeine Zeit kühn überflügelnden *jugendlichen* Genius, zur Vergangenheit zurück, das vom Nebel der Gegenwart trüb umflorte Greiſenantlitz aber, nach *vorn* gewendet erſcheint. Auch die *gei-*

---

*) „Alles erklärt ſich wohl," ſo ſagt mir ein Schüler „aus jenen
Theorieen, die uns weiſlich der Meiſter gelehrt." –
Habt Ihr einmal das Kreuz von *Holze tüchtig gezimmert*,
Paßt ein *lebendiger Leib* freilich zur Strafe daran.

Göthe.

ſtige Weltſchöpfung, welche der Dichter aus den unerklärbar wunderſamen Tiefen der menſchlichen Einbildungskraft hervorruft, hat, wie die Körperwelt, ihre Jahreszeiten. In der Widerlegung jener Kritik über Göthe, gilt es lediglich die, ſich durch ſich ſelbſt ſo reich belohnende, Sorgfalt: die köſtlichen Blüthen, Blumen und Früchte, wenn der Frühling, Sommer und Herbſt der Göthe'ſchen Poeſie, den Garten unſerer Litteratur ſo verherrlichend geſchmückt, gegen feindliche Antaſtung zu wahren. Aber die Kritik der „Wanderjahre," die der Dichter jetzt erſt, wie er ſelbſt in einem der ihnen vorangeſtellten poetiſchen Vorworte ſagt, „angetreten" hat; *) führt uns in den, nur Blumen des Froſtes erzeugenden, Winter ſeiner Phantaſie; uns an Philinens Wort: „es müßte eine angenehme Empfindung ſeyn, ſich am Eiſe zu wärmen," erinnernd. Bei der erſten Durchleſung dieſes ſogenannten Romans, war mir wirklich zu Muthe, als ob der Dichter ſelbſt, mir den Schlußvers ſeines unvergleichlichen Trinkliedes: „Vanitas! Vanitatum vanitas!" (einen Weinreſt, den man auf unſern deutſchen Univerſitäten einen „Philiſter" zu nennen pflegt, im Glaſe haltend) zurief:

„Zu Ende geht nun Sang und Schmauß,
Nun trinkt mir alle Neigen aus;
Die Letzte muß heraus."

---

*) „Die Wanderjahre ſind nun angetreten
Und jeder Schritt des Wandrers iſt bedenklich."

Gewiß! Und um wie viel mehr nicht bei ſo hohem Alter!

Doch nicht bloß in Beziehung auf die Wanderjahre, ſondern in Hinſicht des neueſten ſchriftſtelleriſchen Wirkens Göthe's überhaupt, bietet die Betrachtung der Weiſe, wie dieſer Muſaget und Repräſentant deutſcher Art und Kunſt, ſeine glorreiche Laufbahn in unſerer vaterländiſchen Litteratur beſchließt, leider viel Unerfreuliches und gar ſehr Beklagenswerthes dar.

Schon ſein Erwachen des Epimenides, womit der erhabene Wendepunkt unſerer Zeit, der Erlöſung des Vaterlandes aus fremder Tyrannei, auf der erſten Nationalbühne Deutſchlands, durch eine mehr zum Einſchlafen als Erwachen geeignete, nebelicht-kalte Allegorie, ſtatt der lebendigſten Vorführung der hehren Wirklichkeit, wie Schiller unbezweifelt, dieſen „großen Moment, den das Jahrhundert geboren," (welchen ſelbſt zu erleben, ihm, dem hochherzig vaterländiſchen Sänger, der den „Antritt des neuen Jahrhunderts" in ſo ſchmerzlich ergreifend elegiſcher Klage beſungen, leider nicht vergönnt ward) auf ſeiner Bühne begrüßt haben würde, gefeiert ward; gehörte zu den zwar noch immer farbigen, doch unerquicklich duftloſen Eisblumen der Nebel-, Reif- und Schneemonde ſeiner Poeſie. Aber auch die Darſtellung ſeines Lebens, die in den erſten drei Bänden, außer dem Reichthum des Inhalts, auch durch die Schönheit der Compoſition, den Leſer entzückte, iſt jetzt zu einem Form- und Zuſammenhangsloſen Bruchſtück von, zum Theil ſehr unerheblichen, Auszügen aus ſeinen in Italien und der Champagne geführten „Tagebüchern" geworden, und in ſeinen „Fackeln“ über Kunſt und Alterthum, in denen er uns nun gar auch, ein, wahrſcheinlich zu eignem Bedarf, in den Studienjahren ſeiner Jugend ſich einmal ausgezogenes, Inhaltsregiſter der Jliade (!) mitgetheilt hat; erſcheint er vollends wie ein — Handelsmann, der, um ſich zur Ruhe zu ſetzen, ſein Waarenlager (wie die kaufmänniſche Sprache ſich ausdrückt) „aufzuräumen“ beſchäftigt iſt. Sichtbar ſchlägt er, ſeit mehreren Jahren ſchon, auf den Credit ſeines vielgefeierten Namens, Alles los, was er an druckbaren Papieren nur irgend noch in ſeinem Schreibepult vorfindet, und wenn ein ſolches Realiſiren ſeiner Papiere, zumal bei ſeiner vieljährigen verführeriſchen Verbindung mit einem ſo reichen Bewindhebber, als Herr Cotta von Cottendorf iſt, auch, um des Menſchlichen willen, wohl entſchuldigt werden kann; ſo erſcheint es doch nimmermehr, weder des groſſen Dichters ſelbſt, noch der Achtung, die er ſeinen Zeitgenoſſen ſchuldig iſt, würdig. Selbſt ſeine enthuſiaſtiſcheſten Verehrer müſſen es beklagen, auch ihn, wie ſo viele andere, ſonſt hoch geſchätzte unſerer vaterländiſchen Dichter (als Lafontaine, Jean Paul, Fouqué u. a. m.) in den heutigen Merkantilismus unſerer Litteratur, zur eigenen Gefährdung ſeines ſo reich erworbenen Ruhmes, hinabgezogen zu ſehen. Dahin iſt es mit Klopſtock, dahin wäre es mit Schiller, wenn auch ihm die „Sonne Homers“ ein Göthe'ſches Alter gegönnt hätte, niemals gekommen! Denn dieſes vaterländiſche Dichterpaar erkannte, bis an das ußerſte Ziel ſeiner unvergänglich ſtrahlenden Laufbahn, den *Zweck* der Kunſt, einzig und allein nur *in der Kunſt ſelbſt*, und dachte an den *zeitlichen* Lohn erſt, wenn es in der *Vollendung* ſeiner Werke, des *ewigen* gewiß war. Eine noch niederſchlagendere Bemerkung aber, die ſich bei der Anſicht der neueſten — Schriftſtellerei *Göthe's*, jedem Unbefangenen, ihn *ſehend* Bewundernden, ſeiner Verehrer, aufdringen *muß*, iſt *die*: daß er das Publikum jetzt ungefähr eben ſo behandelt, wie nach dem *vierten* ſeiner Venetianiſchen Epigramme, der *Fremde in Italien* behandelt zu werden pflegt; und unter der, von den „*Göthlichen*“ ſeiner *eigenen Schüler* geliehenen, Nebelkappe der leidigen *Myſtik*, ſeine Zeitgenoſſen mit dem, *was* er ihnen jetzt noch giebt, (den *wahren* Werth dieſer Gaben ſelbſt nur allzuwohl kennend), auch noch zu *myſtificiren*, d. h. zum *Beſten zu haben*, ſucht. Hiervon giebt beſonders ſeine, eben weil *Er* es iſt, der ſie ausgeſprochen, nicht genug zu rügende (im 2ten Abſchnitt dieſes Werkes mitgetheilte) *Dankſagung* für die „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren“ einen Beweis, der das Gemüth jedes *hellſichtigen* Leſers, mit eben ſo herbem Unwillen als tiefer Trauer erfüllen muß; denn fürwahr: faſt zu einem *Napoleoniſchen* Grade der Geringſchätzung ſeiner Nation und ſeiner Mitwelt, muß es bei *dem* Schriftſteller gekommen ſeyn, der ihr im Jahr 1821 noch *ſolche Dinge weiß machen* zu können und weiß machen zu *dürfen* glaubt. Die hohe Verehrung, die er auch in der langen vieljährigen Uebezeugung ſeiner Kriegsnarben gefunden, daß er den Knechtsſinn der unfreien Abgötterei, welche abgeſchmackte Schmeichler, (die an die in Göthe's Divan erwähnten bombaſtiſchen Enkomiaſten Perſiens erinnern,) ſo oft mit ſeinem, der Kunſt und dem Vaterlande heiligen Namen getrieben, entſchieden ignorirt aber verachtete, iſt nun mit Einemmale dahin, und wie der Schuhu in ſeinen „Vögeln,“ erſcheint er in dieſer Dankſagung, (die um ſo auffallender iſt, als er zu dem ungleich geiſtreichern Lobe, das die Lehrjahre von der Kritik erhielten, geſchwiegen hat), dem lobhudelnden Geplappre ſchöngeiſteriſcher Papageien, von ſeinem hohen Throne herab, vornehm beifällig zunickend.

Mit dieſer Freiheit der Anſicht, wie ſie der Autor unſerer Kritik, Leſſing, von dem Beurtheiler des Werkes eines Meiſters fordert, „mit Bewunderung zweifelnd, und mit Zweifel bewundernd,“ bin ich an meine Recenſion der Götheſchen Wanderjahre gegangen; innigſt überzeugt: daß die wahre Kritik, durch ihre Strenge nur ihre Hochachtung beweiſt, indem ſie an ein Werk des Meiſters den höchſten Maaßſtab legt, und daß mithin die Verehrung für den Meiſter ſelbſt, ſtatt zu verlieren, auf dieſer Bahn der Forſchung, nur gewinnen kann. „Niemals,“ heißt es in Wilhelm Meiſter's Lehrjahren, „niemals muß der Künſtler einen unbedingten Beifall für das, was er hervorbringt, verlangen, denn eben der unbedingte iſt am wenigſten werth [illegible]

Freilich laufe ich eine Gefahr, nicht nur von den unbedingten, überſchwenglichen Bewunderern des großen Dichters, ſondern von ihm, dem jetzt anders Denkenden, ſelbſt, aus der „dritten Generation," die ihn „endlich" erkannt haben ſoll, – mit einem zornmüthigen Procul eſte profani! und dem, (den Myſtikern und Schwärmern bekanntlich gar geläufigen) Vorwurfe: ſein Werk nicht verſtanden zu haben, zurückgewieſen zu werden. Allein ſo lange mir kein anderes Licht darüber aufgeht, als das in den hier vorliegenden Erklärungen von Göthe ſelbſt und andern Beurtheilern ſeiner Wanderjahre bereits angezündete iſt; ſo lange werde ich die Ueberzeugung nicht aufgeben, daß ich ſie ſo verſtanden habe, wie ſie, in der Geſtalt, in welcher ſie bis jetzt dem Publikum mitgetheilt worden ſind, von einem jeden, ſehen könnenden und ſehen wollenden Beurtheiler, nicht anders verſtanden werden können.

Um ſo lebhafter aber wünſche ich nur, daß es dem berühmten Verfaſſer, gefallen möge, falls er ſie anders verſtanden wiſſen will, uns ein baldiges und vor allem klares Verſtändniß darüber zu eröffnen: wie ſie nach ſeinem (des Autors) Sinne, verſtanden werden, – ſollen! Er löſe uns dann das Räthſel: warum er, wider die Weiſe aller bisherigen klaſſiſchen Romanendichter älterer und neuerer Zeit, ſtatt das Intereſſe des Leſers an ſeinem Helden, fortwährend zu ſteigern, es vielmehr bis zur endlich völligen Nullität ſinken gemacht! Er enthülle ſeinen Leſern die Geheimniſſe, auf die er ſich wie ſein Groß-Cophta, ſo oft in dieſem Werke beruft, damit ſie nicht blos denken, daß etwas dahinter ſey, ſondern auch erfahren was dahinter iſt. Er zeige ihnen, wie ſie das „Ermangelnde“ in dieſem Wrak eines Romans, nach ſeiner Abſicht, „ſich ſelbſt ausbilden“ ſollen; er erkläre mit Einem Wort, klar und endlich: was er überhaupt mit dieſer Fortſetzung ſeines Wilhelm Meiſter eigentlich gewollt hat, wobei wir ihn jedoch ſeiner eigenen Maxime in den Lehrjahren: „die Intention des Dichters liegt uns nicht ſo nahe als unſer Vergnügen, und wir verlangen einen Reiz, der uns homogen iſt,“ eingedenk zu ſeyn, bitten. Dieſen Aufſchluß vom Dichter zu erhalten, darf man faſt verlangen; denn der Verſtand des Poeten ſoll auch verſtändlich ſeyn. — „Was man nicht verſteht,“ ſagt Göthe ſelbſt, „beſitzt man nicht.“ — Philinen iſt es nicht zu verdenken, wenn ſie den zudringlichen Laertes mit der Rede abweiſet: „ich werde nicht am Ende noch meine Worte auslegen ſollen.“ Aber den Dichter, von dem der Verfaſſer ſelbſt ſeinen Meiſter mit ſo voller Wahrheit ſagen läßt: daß er „zugleich Lehrer, Wahrſager, Freund der Götter und Menſchen ſey,“ und ſeine Seele „wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tage fortſchreite,“ — iſt dem ſinnigen Frager Red' und Antwort ſchuldig! Göthe ſelber ſagt in ſeinem Divan: „Alles hat ſeine Zeit! Es giebt eine Zeit zu ſchweigen, eine andere zu ſprechen.“ Er ſelber bekennt im Vorwort zur Wahrheit und Dichtung aus ſeinem Leben: daß, „wenn es nicht einem Jeden verliehen ſeyn möchte, in gewiſſen Jahren, mit unbedingten, tüchtig wirkſamen Erzeugniſſen von Neuem aufzutreten, doch gerade zu der Zeit, wo die Erkenntniß vollſtändiger, das Bewußtſeyn deutlicher wird, das Geſchäft ſehr unterhaltend und belebend iſt, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Letzten zu bearbeiten, welches denen abermals zur Bildung gereiche, die ſich früher mit ihm und an dem Künſtler gebildet haben." So vollziehe er denn dieſes unterhaltende und belebende Geſchäft auch in Beziehung auf dieſe Dichtung, wie er es in Abſicht mehrerer andern, bereits ſo lehrreich in ſeinen Selbſtbekenntniſſen gethan, die, wenn ſie (mit immer ſorgfältigerer Vermeidung des auch ſie leider oft hemmenden myſtiſchen [illegible]) vollendet ſeyn werden, ſeine Mit- und Nachwelt dankbar als das reichſte und fruchtbarſte aller letzten Vermächtniſſe ſeines Geiſtes, verehren wird. Er, der „räthſeltiefe Greis," wie ihn Fouqué kürzlich genannt, erinnere ſich ſeines eigenen Wortes: daß „alles Uebel aus dem Mißverſtand kommt," wie die Geſchichte unſerer chriſtlichen Religion, bis auf den heutigen Tag uns zeigt. Noch lebt er, lebt zur Freude, zur Bewunderung und zum Stolze ſeiner Nation! So begebe er ſich denn auch nicht länger des großen Vorzugs, den, wie Schiller ſagt, der Lebende hat: „Recht zu haben!" Er ſelbſt bekennt in der herrlichen Zueignung ſeiner Werke: den Schleier der Dichtung aus der Hand der Wahrheit empfangen zu haben. Die

Wahrheit aber, singt der wackere Schwede Tegnér in seinem kraftvollen Strafgedichte, auf die, auch schon in die Nordische Litteratur sehr eindringende, hyper-mystische Influenza unserer Zeit:

„Die Wahrheit liebet das Dunkle nicht,
Denn Wahrheit [illegible]
Halt nicht das Dunkle für bedeutungsvoll,
Denn das Bedeutungsvolle ist das Klare.
In Phöbus Welt, der Wissenschaft und Kunst
Ist Alles klar; hell strahlt Apollon's Sonne;
Klar ist sein Quell, auch der Kastalische,
Und du siehst tief [illegible] nicht;
[illegible] Gedanken wird das Wort der [illegible]
Im Nebel thut, was man im Nebel dachte;
Die wahre Weisheit gleicht dem Diamant,
Dem festen, [illegible]
Je reiner, um so mehr wird sie geschätzt,
Und um so mehr durchstrahlt ist auch der Tag!“

Halle, am 28. August 1822, als an Göthe's drei und siebenzigsten Geburtstage.

[illegible]

I.

Ueber
Wilhelm Meiſter's
Wanderjahre,
oder
die Entſagenden;
ein Roman
von
Göthe.

„Vieles reicht' ich meinen Lieben;
„Weniges iſt mir geblieben.“

Göthe.

MÜNCHEN

Der Theorie des Romans, die Göthe ſelbſt in ſeinem Wilhelm Meiſter bekanntlich dahin aufgeſtellt, „daß der Roman (im Gegenſatz des Drama's) langſam gehen, vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten ſchildern und der Held deſſelben leidend ſeyn müſſe," hat er kürzlich noch eine Bemerkung, über das Verhältniß des Romans auch zum Epos, hinzugefügt. Im erſten Stück des dritten Bandes ſeiner Hefte über Kunſt und Alterthum S. 39 ſagt er nämlich: „der Roman iſt eine ſubjektive Epopöe, in welcher der Verfaſſer ſich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach ſeiner Weiſe zu behandeln. Es fragt ſich alſo nur, ob er eine Weiſe habe, das Andere wird ſich ſchon finden."

Daß nun Göthe bei dieſem ſeinen neueſten und wahrſcheinlich letzten Roman, Wilhelm Meiſter's Wanderjahre oder die Entſagenden genannt, eine — Weiſe gehabt hat, iſt allerdings keineswegs zu läugnen. Allein ob ſich deshalb alles Andere gefunden, was man von einem klaſſiſchen Roman, und allzumal von einem Götheſchen, mit vollem Rechte zu verlangen hat, das dürften leider unſere Leſer gar ſehr bezweifeln, wenn ſie, wie wir ſelbſt, erſt gefunden haben werden, — welche Weiſe es iſt, die der Verfaſſer uns hier dargelegt hat. Dieſe Weiſe vollkommen anſchaulich zu machen, wollen wir zuförderſt den Gang der Erzählung, ihr Schritt vor Schritt folgend, darſtellen, was uns um ſo zweckmäßiger dünkt, als eine ſolche Entwickelung bisher noch von keinem Beurtheiler dieſer Dichtung verſucht worden iſt, und uns dann erſt zur Betrachtung des Einzelnen wenden.

Wie Göthe es überhaupt (ſeit der Erſcheinung ſeines weſtöſtlichen Divan) gar beſonders liebt, Allem, was er, Alt oder Neu, ſeitdem herausgiebt, gnomiſche Verſe vorzuſetzen, die zum Theil durch ihre ſinnreiche, das Herz treffende und den Geiſt anregende Kürze, ihn allerdings noch immer als einen unſerer erſten Dichter auch in dieſer Gattung, wie alle Sammlungen ſeiner kleinern Gedichte darthun, bewähren, mitunter aber in der That doch auch an die Spruchſprechereien aus der Zeit unſerer Meiſterſinger erinnern; ſo hat er auch hier dergleichen, und zwar nicht weniger als vierzehn Stück, vorangeſtellt, die, gleich auf der Rückſeite des Titelblatts, mit dem naiven Bekenntniß:

„Wüßte kaum genau zu ſagen,
Ob ich es noch ſelber bin.“

anheben, und unter denen ſich auch eins, überſchrieben: „Ottilien von Göthe“ befindet, von dem ſich ſchlechterdings nicht begreifen läßt, in welcher „Wahlverwandtſchaft“ es zu dieſen Wanderjahren des Wilhelm Meiſter ſtehen ſoll. Aber auch das Gedicht ſelbſt, das mit den Verſen beginnt:

„Eh wir nun weiter ſchreiten,
Halte ſtill und ſieh dich um;“

und mit folgenden endigt:

„Deiner Treue ſei's zum Lohne,
Wenn du dieſe (?) Lieder ſingſt,
Daß (du) dem Vater in dem Gebet
Tüchtig-ſchöne Knaben bringſt."

dürfte unter all den zahlreichen Leſern, die das Buch gewiß gefunden hat (dafür bürgt ſein Titel und der Name des Verfaſſers), ſchwerlich einen einzigen zu einem Oedipus, der zu enträthſeln vermöchte, was der Dichter ſich dabei dachte, gemacht haben. Indem wir nun, nachdem wir bei dieſen gleichſam als Vorpoſten aufgeſtellten Schildwachen „ſtill gehalten" haben, „weiter ſchreiten," begegnen wir einer überaus anmuthigen, ſchon ſeit mehreren Jahren aus dem Cottaſchen Taſchenkalender bekannten kleinen Erzählung: Die Flucht nach Aegypten, als dem Inhalt des erſten Kapitels des Romans ſelbſt. Aber ſchon dieſer Anfang hat wenig Zuſammenhang mit dem Schluß von Wilhelm Meiſter's Lehrjahren.

In letztern wird bekanntlich Wilhelm beſtimmt, mit ſeinem Felix, den Markeſe, den Oheim Mignon's, in die Heimath derſelben zu begleiten. Dieſen Entſchluß faßt er, bevor er noch Nataliens Neigung für ihn ahndet. Aber auch als dieſe ſich ihm, zuerſt durch den geſchwätzigen Friedrich, der Nataliens Unterredung mit dem Abbé behorcht hatte, und dann durch den Abbé und Natalien ſelbſt, ſo überraſchend kund giebt, dringt Friedrich mit den Worten auf ihn ein: „Nun geſchwind, wie ſteht's mit den Ceremonien aus? Die laſſen ſich an den Fingern herzählen. Ihr müßt reiſen! die Einladung des Markeſe kommt Euch herrlich zu ſtatten. Seid Ihr nur einmal über die Alpen, ſo findet ſich zu Hauſe Alles; die Menſchen wiſſen's Euch Dank, wenn Ihr etwas Wunderliches unternehmt;" u. ſ. w., wobei es zweifelhaft bleibt, einmal: ob Friedrich hier mit ſeinem Ihr und Euch, Wilhelmen allein oder auch Natalien, die mit ihm reiſen ſolle, verſteht, und zweitens, ob der, freilich durch den ganzen Roman fortwährend von Andern gegängelte, Held, ſich auch diesmal, und zwar von einem Friedrich, leiten laſſen, und da er eben „ein Glück erlangt hat, das er (wie er in den letzten Worten der Lehrjahre ſagt) mit nichts in der Welt vertauſchen möchte," jene Reiſe dennoch wirklich antreten werde; denn weder er, noch Natalie, erwiedern auf jenen Vorſchlag Friedrich's auch nur ein Wort.

Hier aber finden wir unſern Meiſter nun wirklich ſchon auf der Reiſe, und zwar nur in Begleitung ſeines Felix, ohne den Markeſe, deſſen überhaupt gar nicht weiter erwähnt wird. In einem unwirthbaren Gebirge begegnet ihm ein, ganz mit der Flucht nach Aegypten zu vergleichender, Zug einer ihm völlig unbekannten Familie, zu der er gleichwohl, nach einem ſehr kurzen Wortwechſel, ſo entſchiedenes Vertrauen faßt, daß er ihr ſogar ſeinen Felix (von dem er im letzten Kapitel der Lehrjahre ausdrücklich noch betheuert: „daß wenn er ihn nur nicht von ſich zu laſſen brauche, er zufrieden ſei, überall hin zu gehn") mit auf den Weg giebt, ohne nur einmal zu fragen, wer die Fremden ſind. Denn erſt „als der Zug ſchon um eine Felſenwand zu verſchwinden drohte," rief er ihm noch nach: „wie ſoll ich Euch aber erfragen?" und —

„fragt nur nach St. Joſeph!“ iſt die ganze Antwort. Er ſelbſt bleibt die Nacht über in einem Gränzhauſe zurück, und ſchreibt hier einen Brief an Natalien, aus dem hervorgehe, daß ſie ihm dieſe „Wanderſchaft,“ jedoch mit der Bedingung: „nicht über drei Tage unter einem Dache zu bleiben, und keine Herberge zu verlaſſen, ohne daß er ſich wenigſtens eine Meile von ihr entferne“ geboten hatte.“ So triftig man dieſe Bedingung in der Weiblichkeit Nataliens, nach all den zahlreichen Liebſchaften, welche Wilhelm ſchon auf ſeiner erſten Wanderſchaft, die in den Lehrjahren erzählt iſt, angeknüpft hatte, motiviren kann, ſo läßt ſich doch hieraus gleich von vorn herein ſchon erwarten, daß der Nutzen einer ſolchen, an die bekannten Durchflüge des Herrn von Heß erinnernden, Reiſe eben nicht von großer Bedeutung für ihn ſeyn werde. Wohin aber die Wanderung gehen ſoll, davon erfahren wir nichts; weder von einem Ziel noch Plan derſelben iſt die Rede. Am folgenden Tage kehrt Wilhelm bei der fremden Familie ein, und lernt in dem Herrn des Hauſes, dem Schaffner eines alten halbzerſtörten Kloſtergebäudes, einen, ſeinem Namen, ſeinem Handwerk, ja ſelbſt ſeiner — Vaterſchaft nach, leibhaftigen St. Joſeph kennen. Er ſchreibt über dieſe ſeltſame Bekanntſchaft einen zweiten Brief an Natalien, aus dem wir erfahren, daß die Schlaue ihm auch noch die Bedingung gemacht hat, nur mit Felix, und nie in Geſellſchaft einer dritten Perſon, ſeine Wanderſchaft zurückzulegen. Doch dieß Geheiß, obſchon er ihr gelobt: „Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten,“ befolgt er diesmal (wie auch ſpäter) nicht, indem er einen des Gebirgs kundigen abentheuerlichen Knaben, **Fitz** (nicht **Fritz**) genannt, mit ſich nimmt, um einen „ſeiner beſten Freunde“ **Montan**, aufzuſuchen. Dieſer **Montan** iſt Niemand anders, als **Jarno**, von dem wir aus den Lehrjahren wiſſen, daß er ſich mit **Lydien** verlobt hatte, und „im Begriff war, ſich nach Amerika einzuſchiffen.“ Weder von dem Einen noch dem Andern aber iſt hier die Rede. Vielmehr erſcheint **Jarno** hier mit Einemmale als ein, unter jenem angenommenen Namen, in dieſem Gebirge umherſtreifender Liebhaber der — Mineralogie, was noch dazu S. 56, als dem Leſer ſchon bekannt, vorausgeſetzt wird. Auch iſt er eben ſo plötzlich (das **Warum** erfahren wir abermals nicht) zum leidenſchaftlichen **Menſchenfeind** geworden, weshalb er eben dieſes „einſiedleriſche“ Leben gewählt hat und **Wilhelmen** betheuert, „er werde nunmehr ſo tief in das wüſte Gebirg fliehen, daß ihn gewiß Niemand wieder aufzufinden im Stande ſeyn ſolle.“ **Wilhelm** äußert ihm den Wunſch, ſeinen **Felix** auch in der Gebirgskunde unterrichten zu laſſen. **Montan** aber giebt ihm den Rath, ihn in ein großes — Pferdeinſtitut zu thun, das ſich in einer benachbarten **Provinz**, die er ein „**pädagogiſches Utopien**“ nennt, befinde: und dahin macht ſich auch **Wilhelm** mit ſeinem Sohne und dem kleinen **Fitz** nunmehr auf den Weg. **Fitz** führt ſie einen Berg hinab nach einem großen, im Thale vor ihnen liegenden Garten, in welchem ſich **Wilhelm** und **Felix**, bei dem Falle eines Selbſtſchuſſes, plötzlich zwiſchen zwei herabfallenden Eiſengittern gefangen ſehen. Fitz aber flieht mit Hinterlaſſung ſeines Jäckchens, das vom Fallgitter noch ergriffen wurde, glücklich davon. Bald darauf erſcheinen Bewaffnete mit Fackeln, von denen die Eingekerkerten zum Beſitzer des Gartens, einem Beamten, geführt werden; und die ganze Sache klärt ſich dahin auf, daß dieſer jene Gitterfalle bloß um der Plünderer ſeiner Baumſchulen willen angelegt hatte. Wilhelm wird nunmehr dem „Gutsbeſitzer (deſſen Name nicht genannt wird) und den Seinigen bekannt, und von ihnen aufs freundlichſte aufgenommen.“

Hier bricht der Faden der Erzählung mit Einemmale ab, und es folgt nun die, auch ſchon aus Cotta's Taſchenkalender bekannte, Geſchichte: — „Das nußbraune Mädchen“ (von Seite 99 bis 143). Ein Uebergang, der an ſich ſchon dunkel genug, noch mehr verwickelt durch den Umſtand wird, daß dieſe Geſchichte mit einem Briefwechſel zwiſchen Lenardo, der Tante, Julietten und Herſilien (worin noch einer Valerine und Nachodine erwähnt wird) eingeleitet iſt: alles Perſonen, deren Namen man hier zum erſtenmal genannt findet. Mit mehr Mühe als Genuß entdeckt man endlich den Zuſammenhang dieſer Epiſode, die wieder eine zweite einſchließt und dadurch nur um ſo verwirrter iſt, mit dem Gange des Romans ſelbſt.

In der Familie, zu welcher Wilhelm auf ſo abentheuerliche Weiſe gerathen, befindet ſich eine Tante (wahrſcheinlich die Frau des Gutsbeſitzers), die zwei in einem benachbarten Orte lebende Nichten, Juliette und **Herſilie**, hat, und ihren Neffen **Lenardo** von einer dreijährigen Reiſe (auch Wanderjahre) zurückerwartet. **Lenardo**, ſchon in der Nähe, will jedoch nicht eher in das Haus ſeines Oheims zurückkehren, bis er erfahren, was aus der hübſchen Tochter eines liederlichen, vom Onkel kurz vor **Lenardo's** Abreiſe weggejagten Pachters, welcher **Lenardo** auf ihre flehentliche Bitte ſeinen Beiſtand verſprach, den er ihr aber nicht halten konnte, geworden iſt. Dieſes Mädchen, von ihrer bräunlichen Geſichtsfarbe, das nußbraune genannt, nennt er in ſeinem Briefe **Valerine**, weil er ihren wahren Namen, **Nachodine**, mit dem der Tochter des Gerichtshalters verwechſelt. Die Tante giebt nun Wilhelmen den Auftrag, ihrem Neffen entgegen zu reiſen, und ihm zu melden, daß **Valerine** indeß glücklich mit einem reichen Gutsbeſitzer verheirathet worden ſei. Als **Lenardo** dieß durch **Wilhelm**, der ſich ſofort mit dieſer Commiſſion zu ihm begiebt, erfährt, reitet er mit ihm zu dieſem Gutsbeſitzer, und entdeckt **hier** erſt zu ſeiner Beſtürzung, daß er die nußbraune **Nachodine** mit der blonden **Valerine** verwechſelt habe. Aufs Neue nun in Unruhe über das Schickſal der Erſtern verſetzt, beſchwört er **Wilhelmen**, ihm den Gefallen zu thun, **Nachodinen** (ohne zu wiſſen, wo ſie iſt) aufzuſuchen, und ihm, ſobald er ſie gefunden, Nachricht von ihr zu geben. **Wilhelm**, der ſich auch auf ſeinen **Wanderjahren**, wie in den Lehrjahren, fortwährend von Andern ſchicken, ſchieben, drängen und treiben läßt, tritt nunmehr dieſe Entdeckungsreiſe mit einem Briefe **Lenardo's** an ſeinen alten Lehrer in einer nahgelegenen Stadt, wohin Lenardo, der indeß nach Hauſe gereiſt iſt, ihm auch ſeinen Felix, in Begleitung eines Reitknechtes, nachſchickt, wirklich an. Lenardo's Lehrer aber weiß von Machodinen auch keine Kunde zu geben, hofft indeß, ihr auf die Spur zu kommen. Wilhelmen giebt er den Rath, den ihm ſchon Jarno ertheilte, den Felix in die große Lehranſtalt zu bringen, an deren Obern er ihm einen Brief mitgiebt; und nun geht die Reiſe Wilhelm's und ſeines Sohnes, an die bekannte von Carl Witte mit ſeinem Vater erinnernd, in die — pädagogiſche Provinz! Von dieſer paradoxen pädagogiſchen Idee Göthe's nachher ein Mehreres, wenn wir zu unſerer Beurtheilung der Einzelnheiten dieſes Romans kommen, indem wir jetzt durch ſolche Zwiſchenbetrachtungen die mühſam feſtzuhaltende Ueberſicht des Ganzen dem Leſer faſt eben ſo erſchweren dürften, als es der Dichter ſelbſt gethan. Wilhelm Meiſter, ehrerbietigſt all das auffallend Neue, was ſich ihm in dieſer Lehranſtalt zeigt, bewundernd, übergiebt ihr ohne weiteres Bedenken (freilich ließ ihm auch ſein Gelübde gegen Natalien, nur 3 Tage an jedem Orte zu verweilen, keine Zeit, das Inſtitut näher zu prüfen) ſeinen Felix, von dem er früher ſich durchaus nicht trennen zu können betheuerte, und dieſem „that es eben nicht ſonderlich wehe, ſeinen Vater abreiſen zu ſehen.“ Letzterer macht ſich ſodann, nachdem ihn die drei Obern der Anſtalt eingeladen, in Jahresfriſt wieder zu kommen, um dann das Ganze beſſer kennen zu lernen, und den alsdann ſtattfindenden Feſten der Anſtalt beizuwohnen, wieder — nach dem nußbraunen Mädchen, auf den Weg.

Hier aber bricht die Erzählung abermals ab, und es folgt — ein Brief von Herſilien an Wilhelm, aus dem wir vernehmen, daß dieſer, nachdem indeſſen „ein halbes Jahr verfloſſen,“ Nachodinen wirklich gefunden hat. Wie? Wann? Wo? und in welchen Verhältniſſen? erfährt der Leſer jedoch ſo wenig, als es Lenardo und die Seinigen von Wilhelm erfahren haben, der ihnen nur berichtet hat, daß ſie „durch eigene Thätigkeit und Verdienſt glücklich ſei.“ Herſilie, ihre Neugierde mit der des Leſers theilend, beſchwört Wilhelmen daher, ihr dieſe Fragen zu beantworten, was aber Wilhelm bleiben läßt. Um ihn zu captiviren, meldet ſie ihm zugleich, daß „zwei allerliebſte Weſen von Frauenzimmern unterwegs ſeien,“ die er leicht auf ſeiner Wanderung treffen werde, wenn er nach der Gegend hinziehen wolle, die ihm die Pfeilſpitze einer, auf einem beigefügten Ausſchnitt einer Landkarte von jenen Damen ſelbſt gezeichneten, Magnetnadel andeute. „Zu einigem Vorgeſchmack,“ füge ſie hinzu, „ſende eine Geſchichte, die ſich einigermaßen auf die beiden beziehe; was davon wahr oder erdichtet iſt, ſuchen Sie von ihnen ſelbſt zu erfahren.“ Und nunmehr folgt — die, gleichfalls ſchon im Cotta'ſchen Taſchenbuche früher mitgetheilte, Erzählung: Der Mann von funfzig Jahren (von Seite 203 bis 250).

Auch dieſe Erzählung aber iſt wiederum bloß ein Fragment, das noch dazu gerade da, wo es am intereſſanteſten wird, abbricht. Der Funfziger iſt ein ſeinen Abſchied erwartender Major, den ſeine Schweſter mit der Entdeckung überraſcht, daß er von ſeiner eigenen Nichte Hilarie geliebt wird, die er bereits ſeinem Sohne, einem Lieutenant, zur Gattin beſtimmt hat. Dieſer aber entdeckt dem, wegen vermeintlicher Rivalität, jetzt beſorgten Vater, daß er nicht Hilarien, ſondern eine junge reiche Wittwe liebe, die der Major bald darauf ſelbſt als eine der liebenswürdigſten Frauen kennen lernt. Vater und Sohn beſchließen nunmehr, ihre beiderſeitige Verbindung möglichſt zu beſchleunigen, und mit dieſem Beſchluß endigt die Geſchichte, indem Herſilie in einem Poſtſcript nur noch hinzufügt, daß eben dieſe Wittwe und Hilarie, die beiden — auf jener Reiſe begriffenen Damen ſind, die Wilhelm nunmehr aufſuchen ſoll. Was ſie beſtimmt hat, ihrer beiderſeitigen Verbindung zu entſagen und ſtatt derſelben dieſe Wanderung anzutreten, erfährt der Leſer ſo wenig, als die Beziehung, in der dieſe Frauenzimmer zu Herſilien ſtehen.

Hierauf folgt eine — „Zwiſchenrede,“ worin der Verf. ſelbſt ſpricht und ſeinen Leſern erklärt, daß es ihm zwar keineswegs an Stoff zur Fortſetzung dieſes Romans fehle, indem er eine Menge der „mannigfaltigſten Papiere, Tagebücher, Entwürfe, Erzählungen und Anekdoten,“ ja ſelbſt „Hefte ſtatiſtiſchen, techniſchen und ſonſt realen Inhalts“ dazu beſitze, allein nicht vermögend ſei, alle dieſe Materialien zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten, und daß ihm mithin, „wenn er nicht, wie ſchon oft ſeit vielen Jahren, in dieſem Geſchäfte abermals ſtocken ſolle,“

nichts übrig bleibe, als zu überliefern, was er beſitze; und ſo gebe er denn daher einige Kapitel, deren Ausführung wohl wünſchenswerth geweſen, nur in vorübereilender Geſtalt, damit der Leſer nicht nur fühle, daß hier etwas ermangele, ſondern daß er von dem Mangelnden näher unterrichtet ſei, und ſich dasjenige — — ſelbſt ausbilde, was ihm hier nicht vollkommen ausgebildet entgegentreten könne.“ (!!) — Es wird nun wohl wenig Leſern beliebt haben, das Geſchäft dieſer vollkommenen Ausbildung für den Verfaſſer zu übernehmen, gewiß aber Allen bei dieſer Erklärung, als ob ſie aus den Wolken fielen, vorgekommen, jedoch ſo viel wenigſtens ſicher klar geworden ſeyn, daß eine — ſolche Weiſe, eine ſubjektive Epopöe zu dichten, mindeſtens eine — ſehr bequeme iſt.

Was der Verfaſſer nach dieſer ſo ungenirt vollbrachten Geiſteserleichterung (S. 254—257), durch die er ſich naiv genug, ſelbſt in die Reihe ſeiner Entſagenden (als Dichter nämlich) ſtellt, uns nun noch giebt, beſteht in Folgendem:

Wilhelm Meiſter entdeckt, „verwundert, erſtaunt und erſchrocken,“ daß die auf dem von Herſilien empfangenen Ausſchnitt einer Landkarte gezeichnete Magnetnadel, gerade nach — „Mignon's Geburtsgegend, nach ihren Wohnungen, hindeutete.*) Dahin begiebt er ſich nunmehr auf die Reiſe, von der wir jedoch weiter nichts erfahren, als daß er unterweges mit einem jungen Landſchaftsmahler zuſammentrifft, der „leidenſchaftlich eingenommen von Mignon's Schickſalen, Geſtalt und Weſen“ (wo und wie er ſie hat kennen lernen, wird nicht geſagt) „ſich gleichfalls auf der nämlichen Wanderung befindet, um die Umgebungen, worin ſie ihre früheſte Kindheit verlebt, der Natur nachzubilden.“ Beide gelangen dahin, in eine paradieſiſche Küſtengegend Italiens, und der Mahler führt ſein Vorhaben meiſterhaft aus. Indeſſen nöthigt Wilhelmen ſein Natalien gethanes Gelübde, auch dieſe theure Gegend nach drei Tagen wieder zu verlaſſen; da er aber doch gern erſt noch der ſchönen Wittwe und Hilarien begegnen möchte, die ſich noch nicht eingefunden, ſo wiſſen die beiden Reiſenden jenes Gelübde „gelegentlich zu umgehen, durch die Auslegung: es gelte nur für das Land, auf dem Waſſer ſei es nicht anwendbar,“ und ſie begeben ſich ſofort zu Schiffe. Nach mehrern „Kreuz- und Querfahrten,“ die ſie nun längs der Küſte hin unternehmen, begegnen ſie endlich einem „wohlverzierten Prachtſchiffe,“ das die erſehnten Schönen glücklich heranbringt. Wilhelm giebt ſich ihnen ſogleich durch ſein geographiſches Creditiv, das bewußte Landkartenblättchen, zu erkennen, und „die Freunde wurden alsbald vertraulich eingeladen, das Schiff der Damen zu beſteigen, welches eilig geſchah.“ Beide Paare „wallen und wogen“ nun vergnügt mehrere Tage“ (Sturm gab's zum Glück nicht) „auf offener See“ zuſammen, doch dergeſtalt, daß die Damen zum Mittag und Nachtquartier jedesmal ans Land zurückfahren, und Wilhelm und der Mahler indeß vor dem Hafen kreuzen. „Beide Freunde hätten auf dieſe Weiſe, den Hafen blokirend, nicht an Eſſen und Trinken gedacht, (?) wenn die vorſichſitzen Freundinnen nicht gute Biſſen herüber geſendet hätten, wozu ein begleitender Trunk ausgeſuchten Weins zum allerbeſten ſchmeckte.“ Endlich, des Wallens und Wogens müde, ziehen alle miteinander auf eine Inſel, die Wilhelm noch nicht betreten hatte, alſo drei ganze Tage lang bewohnen durfte, und hier hilft der Maler Hilarien, ihr eigenes Zeichnertalent in landſchaftlichen Darſtellungen auszubilden, bei welcher Gelegenheit der Verfaſſer uns eine ſtatiſtiſch-geographiſche Erklärung der — „Wildheuer“ giebt. *) Die ſchöne Wittwe ging indeſſen mit Wilhelm unter Cypreſſen und Pinien, und offenbarte ihm auch, „wodurch die Freundinnen von ihren frühern Verhältniſſen getrennt, unter ſich innig verbunden, in die Welt hinausgeſchickt worden.“

Der Verf. erklärt jedoch, dieſe Erzählung, die Wilhelm „ſpäter aufſchrieb und durch Herſilien an Natalien ſendete,“ erſt in der Folge mitzutheilen. So kam der „letzte Abend“ heran, und am andern Morgen ſind die Damen, mit Hinterlaſſung

eines

---

*) S. 284: „Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche ſich unterfangen, auf Grasplätzen, die für das Vieh ſchlechterdings unzugänglich ſind, Heu zu machen. Sie erſteigen deßwegen, mit Steigehaken an den Füßen, die ſteilſten, gefährlichſten Klippen, oder laſſen ſich, wo es nöthig iſt, von hohen Felſenwänden an Stricken auf die beſagten Grasplätze herab. Iſt nun das Gras von ihnen geſchlagen und zu Heu getrocknet, ſo werfen ſie ſolches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo daſſelbe wieder geſammelt an Viehbeſitzer verkauft wird, die es, der vorzüglichen Beſchaffenheit wegen, gern erhandeln.“

eines Briefes, (worin den Freunden geboten wird, ihnen „weder zu folgen, noch ſie irgendwo aufzuſuchen, ja wenn man ſich in Zukunft zufällig begegnete, ſogar einander treulich auszuweichen,“) bereits „beim früheſten Schein des Tages“ wieder abgeſegelt. Wilhelm und der Maler ſchiffen ſich nunmehr auch ein, und Letzterer trennt ſich „am obern Ende des Sees“ von ihm, um „nach einer frühern Verabredung, ſeinen Weg — zu Natalien zu ſuchen,“ und ihr „ſeine ſchönen landſchaftlichen Bilder zu zeigen.“

Jetzt tritt (S. 295), nach Art des Ehrenhold in Hans Sachſens Dramen, der Verfaſſer wieder ein, und ſpricht, wie folgt: „Bei dieſer Abtheilung hätten wir eigentlich der entſchuldigenden Zwiſchenrede mehr bedurft, als bei der vorigen; denn dort blieb doch die Darſtellung nicht ganz mangelhaft, und manches Herzliche, Sinnerhebende war noch mitzutheilen. Hier aber, wo von einem großen (?) Gegenſtande die Rede iſt, den man aufs ausführlichſte behandelt wünſchte, findet ſich leider nur allzuwenig aufgezeichnet, und wir dürfen nicht hoffen, daß eine vollſtändige Anſicht aus unſern Ueberlieferungen hervorgehen werde. Dann aber wird bemerklich, daß wir im Roman, eben wie es in der Weltgeſchichte geht, an ungewiſſer Zeitrechnung leiden, und nicht ganz entſchieden zu beſtimmen vermögen, was ſich früher oder ſpäter ereignet. Wir halten uns daher an die ſicherſten Punkte. Daß ein Jahr inzwiſchen vergangen, ſeitdem Wilhelm die pädagogiſche Provinz verlaſſen, wird dadurch zur Gewißheit, daß wir ihn beim Feſte, wozu er eine geladen, gegenwärtig antreffen: Weil aber unſere Wandernd-Entſagenden bald unvermuthet untertauchen, und vor unſerm Blick verſchwinden werden, dann aber wieder an einer Stelle, wo wir ſie nicht erwarteten, hervorſchimmern; ſo läßt ſich nicht genau nachweiſen, welche Richtung ſie in der Verborgenheit genommen.“ — Schade!

Wilhelm iſt alſo nunmehr mit Einemmale wieder in der Pädagogiſchen Provinz, und zwar in der „pferdenährenden Region,“ wo ihm gleich beim Eintritt in dieſelbe, ſein Felix als ein — „Fohlenhüter“ entgegen geritten kommt; denn hierzu haben ihn die Vorſteher der Anſtalt, weil „ihm das Landleben nicht angeſtanden,“ indeſſen gemacht. Doch hat er nebenbei auch das Italieniſche gelernt. Wilhelm wohnt nun, ohne daß von Felix weiter die Rede iſt, unter Anleitung mehrerer Aufſeher, die ihn zugleich von jedem einzelnen Bezirk des Inſtituts unterrichten, den verſchiedenen Feſten der pädagogiſchen Provinz, deren „jede Region ihr eigenes feiert,“ bei, und findet zuletzt bei der Feier eines Bergfeſtes, „unter den Hauptleuten, in ernſter ſtattlicher Tracht,“ unverhofft ſeinen menſchenfeindlichen Freund — Jarno, jetzt Montan genannt, wieder. „Nicht umſonſt,“ ruft dieſer aus, „habe ich meinen frühern Namen mit dem bedeutendern Montan vertauſcht; du findeſt mich hier in Berg und Kluft eingeweiht, und nun könnte ich dir, auf Befragen, gar manches enthüllen und aufklären, was mir ſelbſt vor einem Jahre noch ein Räthſel geweſen.“ — Aber für den armen Leſer bleibt es bei dieſen Räthſeln; denn Montan klärt nichts auf, ſondern ſtatt ſeiner läßt ſich der Verf. wieder vernehmen, mit der leidigen Meldung an die Leſer (S. 331—333): „daß er auf dieſem Punkte von ſeinen Manuſcripten völlig verlaſſen ſei, von der Unterhaltung der Freunde Nichts aufgezeichnet finde, eben ſo wenig den Zuſammenhang mit dem Folgenden anzugeben vermöge, indem er in demſelben Faſcikel nur kurz erwähnt finde, daß auch eine Zuſammenkunft unſeres Wanderers mit — Lothario“ (der ſich am Schluſſe der Lehrjahre mit Thereſen verlobt hatte), „und dem – Abbé“ (der eine Reiſe nach Rußland antreten wollte), „ſtattgehabt habe, leider aber auch hier, wie bei ſo vielen andern Blättern, das Datum vernachläſſigt ſei!“ — Der geneigte Leſer beliebe alſo hier wieder, ſich das Ermangelnde (und es iſt, wie man ſieht, diesmal recht beträchtlich!) — ſelbſt auszubilden. „Einige Stellen,“ fährt der Verfaſſer fort, „mehr ausrufungsweiſe als nachrichtlich angebracht, deuten auf den hohen Sinn des Entſagens, durch welchen der eigentliche Eintritt in das Leben erſt denkbar iſt. (In wiefern, wird nicht erklärt.) Sodann treffen wir auf eine mit mehrern aufeinander weiſenden Pfeilen bezeichnete Landkarte, neben welcher wir, in gewiſſer Folge, mehrere Monatstage angeführt finden, ſo daß wir uns alſo überreden dürften, wieder in der wirklichen (!) Welt zu wandeln (welcher Leſer der Lehrjahre Wilhelm Meiſter's hätte wohl je geahnet, daß er auch in einer unwirklichen mit ihm wandeln ſollte!) und über die nächſte Marſchroute unſeres Freundes ziemlich im Klaren zu ſeyn, wenn uns nicht auch hier verſchiedentlich hinzugefügte Zeichen und Chiffern befürchten ließen, eine geheimere Bedeutung werde uns auf immer — verborgen bleiben. Was uns aber aus aller hiſtoriſchen Faſſung bringt, iſt der wunderliche Umſtand, daß unmittelbar an alles Dieſes die unwahrſcheinlichſte Erzählung ſich anſchließt, von der Art, wie jene Mährchen, durch welche man die Neugier des Hörers lange mit Wundern hinhält, und zuletzt erklärt: es ſei von einem — Traum die Rede geweſen. Jedoch theilen wir, was uns vorliegt, buchſtäblich mit.“ — Es folgt nun (S. 333—336) die Erzählung eines Traumes oder einer Viſion, die Wilhelm von Natalien gehabt, indem er ſie in dem Gebirg der pädagogiſchen Provinz, wo er Jarno wiedergefunden, über eine ungeheure Felskluft hin, erſt mit unbewaffnetem Auge, dann noch deutlicher durch ein Fernrohr erblickt, und in dem Augenblick, als er, zu ihr hinüberſtrebend, von dem Abgrund verſchlungen zu werden bedroht iſt, „durch eine hülfreiche Hand ergriffen, und zugleich der Gefahr, wie dem ſchönſten Glück, entriſſen“ wird. Hierauf verſichert uns der Verfaſſer, daß wir „nun wieder auf einen feſten Grund und Boden treten, deſſen Localität ſogar, er mit einiger Wahrſcheinlichkeit beſtimmen könne, ob er gleich auf ſeinem Wege gewiſſe Unſicherheiten, mit denen er ſich ebenfalls“ (ſchon wieder!) „nicht in voller Klarheit abzufinden wiſſe, begegne.“

Wilhelm tritt jetzt eine neue Wanderung an, gehorſam wie immer, dem Wege folgend, den ihm die auf der erwähnten Landkarte befindlichen Pfeile bezeichnen. Von wem er dieſen Wegweiſer, ſchon den zweiten dieſer Art, erhalten, wird nicht geſagt, ſondern nur bemerkt, daß: „da er, die Linie, die der erſte Pfeil bezeichnete, auf irgend einem Punkte zu erreichen, quer durchs Land gehen mußte, er ſich genöthigt ſah, die Reiſe zu Fuß zu machen, und das Gepäck hinter ſich her tragen zu laſſen.“ Als er die vorgeſchriebene Linie erreicht hat, kehrt er in dem Wirthshauſe eines heitern Fleckens ein, wo er vom Wirth anfänglich mit der Entſchuldigung, daß er ihn „ohne Erlaubniß einer Geſellſchaft, die den ganzen Gaſthof auf einige Zeit gemiethet habe, nicht aufnehmen könne,“ in eine andere Herberge verwieſen; nachher doch aber vorläufig aufgenommen und in einen großen Vorſaal, über deſſen Thüre ſich die Inſchrift: Ubi homines sunt modi sunt, befindet, geführt wird. Bald darauf erſcheint — „der Vogt,“ und erlaubt unſerm Helden drei Tage zu bleiben, jedoch unter der Bedingung, „an Allem, was vorgehen möchte, ruhigen Theil zu nehmen, und es geſchehe, was wolle, ſo wenig nach der Urſache, als beim Abſchied nach der Zeche zu fragen.“ Wilhelm läßt ſich das natürlich gefallen; es kommen noch mehrere Gäſte, luſtige Handwerksburſchen, hinzu, die „ſo anmuthig Herz und Sinn erhebend, als ihm noch nie Etwas vorgekommen,“ ſingen, (beſonders thut ſich eine rieſenhafte Figur, St. Chriſtoph genannt, durch ſeine ungeheure Baßſtimme, von der der Saal erſchütterte, dabei hervor), und mit ihm und dem Vogt, von zwei bildſchönen Knaben bedient, zuſammen zu Abend eſſen und zechen. Doch „ſchien ihm dieſe Geſellſchaft nicht aus Scherz, zum Schein, ſondern auf bedeutende Lebenszwecke, (welche, ſagt er nicht), gerichtet zu ſeyn." Er erhält ſodann ein gutes Nachtquartier, in dem er nur leider „durch den wunderlichſten Laut beinahe erſchreckt worden wäre" (ob dieſes Nachtſchrecken gegen Morgen nachließ, oder er ſich daran gewöhnte, ſagt der Verfaſſer, „iſt ſchwer auszumitteln"), den andern Morgen ein treffliches Frühſtück und auch einen geſchickten, ja ſogar ſchweigſamen Barbier, der ihn „mit einem ſo zarten Meſſer, als er noch nie an ſeinen Wangen gefühlt," meiſterhaft raſirt. Hierauf wird er vom Vogt, im Namen des Bandes (dieß iſt der Name der Geſellſchaft) zum Mittagsmahl in ein benachbartes Schloß eingeladen, wo er wieder nur Handwerker, jedoch „höchſt reinlich gekleidet," erblickte, wenige ausgenommen, „die er allenfalls für — Canzleiverwandte (aus welchen phyſiognomiſchen Gründen, wird nicht geſagt) gehalten hätte."

Als er aber näher tritt, ſieht er ſich plötzlich von — Lenardo und Philinen's Gemahl, dem Bruder Lothario's und Nataliens, dem blonden — Friedrich, als den Vorſtehern der Geſellſchaft, umarmt! Wie dieſe Beiden, Friedrich und Lenardo, ſich kennen gelernt und hier zuſammengefunden haben, ſagen ſie nicht, und Wilhelm (vermuthlich, aus ſchuldigem Reſpekt vor der ihm vom Vogt gemachten Bedingung) fragt auch nicht darnach. Es geht nun zur Tafel, dann werden von Vorſängern und Chören ein paar geheimnißvolle Wanderlieder geſungen, die in folgender Stelle:

Kann ich ſagen, kann ich wiſſen,
Welchem Zufall ausgeſetzt,
Ich nun ſcheiden, ich nun wandern,
Wie die Wittwe trauervoll,
Statt dem Einen, mit dem Andern,
Fort und fort mich wenden ſoll!

auf eine Verbindung der reiſenden Wittwe mit dem wandernden Bande hinzudeuten ſcheinen; hierauf Promenaden im Schloßgarten gemacht, (Alles, ohne daß vom eigentlichen Zweck der Geſellſchaft auch nur das Mindeſte zur Sprache kommt), und als der Abend heranrückt, erſcheint zur Unterhaltung, der, an den Rothmantel des bekannten Volksmährchens dieſes Namens von Muſäus erinnernde, — ſchweigſame Barbier. „Zu ſeiner eignen Bildung“ hat er, wie Lenardo berichtet, „ſich die Bedingung gefallen laſſen müſſen, „auf die Sprache, inſofern etwas Gewöhnliches oder Zufälliges dadurch ausgedrückt wird, Verzicht zu leiſten,“ eben deshalb aber ein außerordentliches Erzählertalent bekommen; und auf Lenardo's Geheiß, erzählt er nun auch ſogleich ein, auch ſchon aus dem Cotta'ſchen Taſchenkalender bekanntes Mährchen: — Die neue Meluſine (S. 361—413.).

Der Inhalt iſt angeblich eine Geſchichte aus des Barbiers eignem Leben, der aber hier auch, wie unſer Freund Meiſter, bald in der wirklichen, bald in einer fabelhaften Welt wandelt. Auf einer ſeiner Wanderungen trifft er in einem Poſthauſe mit einer ſchönen Dame zuſammen, in die er ſich ſofort verliebt, und die ihn auch in ihre Dienſte nimmt, doch unter der Bedingung, ohne ſie, in ihrem Wagen weiter zu reiſen, und ein geheimnißvolles Käſtchen, das ſie ihm, jedoch ohne Schlüſſel, übergiebt, mit ſich zu nehmen, und nicht nur ſorgfältigſt zu bewahren, ſondern überall, wo er einkehre, es in ein beſonderes Zimmer einzuſchließen, und ein Paar Wachslichter daneben anzuzünden. Zugleich verſieht ſie ihn mit gehörigem Reiſegeld und einem Schlüſſel, „der alle Schlöſſer auf- und zuſchließt, dem Schloß aber die Eigenſchaft giebt, daß es Niemand zu eröffnen im Stande iſt.“ Der Barbier reiſet nun mit dem Käſtchen „in die Welt hinein,“ lebt in Herrlichkeit und Freuden, dem Spiel, dem Wein und der Liebe, und ſo oft ihm darüber das Geld ausgeht, erſcheint ihm die Schöne plötzlich wieder, beglückt ihn mit ihrer Zärtlichkeit, und füllt ſeine Börſe von Neuem, ja, als er bei einem Banket ſich eine Schlägerei zuzieht, von der er halb todt nach Hauſe getragen wird, ſtellt ſie ihn, jedoch unter ernſtlichen Warnungen für die Folge, durch einen Wunderbalſam ſogleich wieder her. Nach einiger Zeit bemerkte er, „daß ſie ſich entſchieden guter Hoffnung befand.“ Endlich, da ſie ihn abermals verlaſſen, entdeckt er in einer finſtern Nacht in ſeinem Wagen ein Licht, das aus einem Riß in dem räthſelhaften Käſtchen zu kommen ſchien. Er ſieht hinein, und erblickt — ſeine Schöne „im allerkleinſten Maßſtabe,“ und „ebenfalls guter Hoffnung.“ Nach dieſer wunderbaren Entdeckung giebt ſie ſich ihm nun ſelbſt zu erkennen, als eine Prinzeſſin „aus dem Stamm des Königs Ekwald, des mächtigen Fürſten der Zwerge, die aus dem königlichen Hauſe heraus ins Land geſendet worden, um ſich mit einem ehrſamen Ritter zu vermählen, damit das Zwergengeſchlecht wieder angefriſcht und vom gänzlichen Verfall gerettet ſei.“ Durch einen

Zauberring ward ſie zugleich in Stand geſetzt, nach Gefallen ſich zu vergrößern, und den Gegenſtand ihrer Liebe, den ſie auf ihrer Freite finden würde, zu ihrer eignen Zwergengeſtalt zu verkleinern. Dieſer Zauber wird denn nun auch an dem Barbier vollbracht; ſeine Liebſte zaubert ſich mit ihm ſodann an den Hof des Zwergenkönigs, der ihn augenblicklich als ſeinen Schwiegerſohn anerkennt, und die Trauungsceremonie gleich auf den folgenden Tag anſetzt. Bald nach der Heirath aber ſehnt er ſich wieder in ſeinen vorigen Zuſtand zurück,*) den er auch durch das Losfeilen ſeines ihm feſt am Finger haftenden Trauringes glücklich erlangt. Aller Zauber iſt nun mit Einemmale vor ihm verſchwunden, außer daß er wieder den Wagen, das Käſtchen, (diesmal aber mit Geld gefüllt,) und auch den Schlüſſel dazu, findet. Er reiſet nun wieder ſo lange, bis das Geld verzehrt iſt, verkauft dann den Wagen, endlich auch, weil ſie ſich diesmal leider nicht wieder füllen will, die Chatoulle, und kommt ſo „wieder an den Heerd zur Köchin,“ wo ihn Lenardo zuerſt habe kennen lernen.

Nach dieſer Geſchichte, von Wahrheit und Dichtung aus ſeinem Leben, von der wir dem Barbier unbedingt Recht geben, daß ſie — „ſchwerlich ihres Gleichen finden möchte,“ geht die Geſellſchaft ohne Weiteres nach Hauſe. Am folgenden Tage macht Wilhelm, da Lenardo mit „Canzleigeſchäften“ überhäuft iſt, mit Friedrich einen Spaziergang, auf welchem dieſer ihm die Nachricht ertheilt, „daß alle Perſonen, die wir aus den Lehrjahren kennen, noch unter den Lebenden ſich wohl befänden, ja beſſer als vorher, weil ſie in voller entſchiedener Thätigkeit, (welche? wird nicht geſagt) jedes in ſeiner Art — geſellt zu vielen Mitwirkenden, an das edelſte Ziel hinſtrebten." Was für ein edelſtes Ziel dies aber iſt, erfahren wir abermals nicht, denn der Verfaſſer erklärt, daß es ihm „verſagt ſei, nähere Kenntniß davon jetzt gleich mitzutheilen, weil — einem Büchlein, wie dieſem, Rückhalt und Geheimniß gar wohl gezieme." (!!) Doch „was im Laufe des vertrauten Geſprächs dieſer Geſellſchaft weiter offenbart worden, und wie ſich ihre näheren Bezüge, Maximen und Zwecke dabei nach und nach aufklärten," dies, ſetzt er hinzu, „ſei Pflicht und Gelegenheit hier zu eröffnen." Allein dieſe Eröffnungen helfen der hartnäckigen Verſtopfung, an welcher dieſer Roman fortwährend leidet, um Nichts ab; denn Wilhelm, und mit ihm der Leſer, erfahren blos, daß dieſe Geſellſchaft „ſich verbündet hat, auf alles Auswandern Verzicht zu thun, und ſich dem Wandern zu ergeben; um ein großes, mobiles Verhältniß tüchtiger und thätiger Menſchen aller Klaſſen zu befördern." Vom Zweck dieſes mobilen Verhältniſſes wird Nichts geſagt, in Betreff der Verfaſſung dieſes Bundes aber Folgendes bemerkt: „Wenn zwei ſeiner Mitglieder irgendwo zufällig auf einander treffen, ſo verfahren ſie nach Stand und Weiſe, nach Handwerks- und Kunſtgebrauch, oder ſonſt nach irgend einer, Sitte ihren gewöhnlichen Bezügen gemäß."

---

*) Göthe ſagt anderwärts:

„Heirathen, Engel! iſt wunderlich Wort;
„Ich meint' da müßt' ich gleich wieder fort!“

(Wie denn ſolches auch unſere Leſer ſchon an dem wandernden Barbier, der gleich mit dem Raſirmeſſer dienſtbefliſſenſt, nach Handwerksbrauch, bei der Hand war, um Wilhelmen den Bart abzunehmen, gewiß bemerkt haben werden.) „Drei Mitglieder zuſammentretend, werden auch für eine Einheit gehalten, welche ſich ſelbſt regiert.“ (Um die Einheit dieſes Selbſt-Regimentes dürfte es denn doch mitunter, z. B. wenn dieſe Drei zufällig aus einem Autor, Verleger und Recenſenten, oder etwa aus lauter Aerzten u. ſ. w. beſtehen ſollten, gar mißlich ausſehen!) „Geſellt ſich aber ein Vierter hinzu, ſo wählen dreie ſogleich — das Band. Dieſes darf nun, es mögen ſich ſo viel zuſammengeſellen als wollen, immer nur eine neugewählte Perſon ſeyn, weil im Großen wie im Kleinen, Mitregenten“ (der Verfaſſer ſcheint kein Freund der ſtändiſchen Verfaſſungen, ſondern vielmehr ein Anhänger des ſtreng-monarchiſchen Princips zu ſeyn) „wechſelſeits nur hinderlich ſind.“ Vielleicht dachte der Verfaſſer hier an ſeine Xenie auf ein Corpus academicum:

„Einzeln iſt jeder für ſich ſo ziemlich klug und verſtändig,
„Sind ſie in Corpore, gleich wird Euch ein Dummkopf daraus.“

Hierauf wird Wilhelm von Friedrich eingeladen, mit ihm ein kleines Heft durchzuleſen, welches ihm Lenardo, „aus dem reichen Schatz ſeiner Sammlung anvertraut, damit man ſich recht durchdringen möge, welch ein Unterſchied es ſei, zwiſchen einer verrückten Pilgerſchaft, und zwiſchen einem wohldurchdachten glücklich eingeleiteten Unternehmen,“ wie das des eben erwähnten Bandes, (bei dem freilich fürjetzt noch die Leſer im Zweifel bleiben, ob ſeine Pilgerſchaft nicht auch zu den — verrückten gehöre); und nun folgt (wiederum aus dem Cotta'ſchen Taſchenbuche) eine abermalige, und zwar einem franzöſiſchen Original nachgedichtete, Erzählung: die pilgernde Thörinn (S. 420—450.).

Ein reicher, verwittweter Gutsbeſitzer, Herr von Revanne, trifft auf einem Spatziergange eine unbekannte wandernde Schöne, die er, angezogen durch ihre Liebenswürdigkeit und feine Bildung, welche ihn ſogleich auf eine Dame von Stande ſchließen laſſen, in ſein Haus aufnimmt. Hier vergilt ſie ihm ſeine Gaſtfreiheit durch geiſtreiche Unterhaltung und geſchmackvolle Ausübung der mannigfaltigſten weiblichen Talente, beſonders in Hinſicht auf Muſik und Geſang. Unter andern ſingt ſie ihm auch — die bekannte (zuerſt im Schillerſchen Muſenalmanach und im 1ſten Bande der Cotta'ſchen Ausgabe von des Verfaſſers Werken befindliche) allerliebſte Romanze von Göthe: der Müllerin Verrath, vor, die der Verfaſſer (jedoch mit einigen, eben nicht vorzüglichen,*) Varianten) hier wieder mittheilt, „weil ſie die Unbekannte etwas näher angehe." In wie fern aber, erfährt man nicht. Auch ihren Namen, ihre Herkunft, ihre Schickſale, und die Veranlaſſung wie die Abſicht ihrer wunderlichen Wanderung, verſchweigt die Unbekannte auf das Geheimnißvollſte, die überhaupt in ihrer ganzen Art zu ſeyn, beſonders durch die ſeltſamſten plötzlichſten Uebergänge von melancholiſcher Schwermuth zum muthwilligſten Frohſinn, höchſt räthſelhaft erſcheint. So lebt ſie zwei volle Jahre beim Herrn von Revanne, als dieſer, und zugleich ſein Sohn, von einer immer wachſenden Neigung zu ihr hingezogen, — um ihre Hand anhalten. Beide Bewerber aber mit Einemmal los zu werden, macht ſie, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, und die Verſtellung ſo weit treibend, daß ſie ſogar „reichliche Thränen dabei vergießt,“ dem Vater, „indem ſie ſich tief verneigt,“ glauben, daß ſie von ſeinem Sohne — guter Hoffnung ſei. Dieſer durch ſeinen tief gekränkten Nebenbuhler alſobald hiervon unterrichtet, ſetzt die Schöne, wegen dieſer Unwahrheit, heftig zur Rede, mit dem Ausruf ſchließend: „Ja, Mademoiſelle, ich durchſchaue Ihr Complott mit meinem Vater! Sie geben mir beide einen Sohn, und es iſt mein Bruder, das bin ich gewiß!“ Aber mit „ruhiger und heiterer Stirne“ giebt ſie ihm zur Antwort: „Nichts ſind Sie gewiß! Es iſt weder Ihr Sohn noch Ihr Bruder. Die Knaben ſind bösartig; ich habe keinen gewollt, es iſt ein armes Mädchen, das ich weiter führen will, weiter, ganz weit von den Menſchen, den Böſen, den Thoren, und den Ungetreuen! — Ich glaube wohl, Sie haben mich aufrichtig geliebt; aber mein lieber Revanne, die Katze weiß wohl, wem ſie den Bart leckt, und werden Sie jemals der Geliebte eines würdigen Weibes, ſo erinnern Sie ſich der Mühle des Ungetreuen“ u. dergl. m. Zugleich erklärt ſie ihm, daß ſie das Haus ſeines Vaters, in dem ſie „von allen Gefahren, die ſie verfolgen, die größten gefunden,“ ſofort verlaſſen werde, und nimmt von ihm Abſchied. „Er, wie vom Blitz getroffen, läuft zur Tante, zum Vater, ihnen zu ſagen, Mademoiſelle gehe weg! — Aber die Pilgerin hatte ſich ſo gut vorgeſehen, daß man ſie — nicht wiederfand!“ und Herrn von Revanne, ſo viel Mühe er ſich auch gab, gelang es nicht, „ſich die mindeſte Aufklärung über dieſe ſchöne Perſon zu verſchaffen, die ſo flüchtig wie die Engel, und ſo liebenswürdig erſchienen war.“

---

*) Der Leſer entſcheide, nach den im Anhange mitgetheilten beiden Leſarten des Gedichtes, ſelbſt.

Unmittelbar auf dieſe Worte, womit der Verfaſſer dieſe räthſelhafte Geſchichte beſchließt, fährt er, ein neues Kapitel anhebend, folgender Geſtalt fort: „Lenardo, welcher ſich zur Tafelſtunde frei gemacht, ſpeiſte mit den Freunden zuſammen, und begann ſogleich ſeine Familienverhältniſſe zu entwickeln. Die älteſte Schweſter war verheirathet. Ein reicher Schwager übernahm, zur höchſten Zufriedenheit des Oheims, die Verwaltung aller Güter; daneben wirkte Valerinens Gatte tüchtig mit ein: ſie arbeiten ins Große (was?) und verſtärken ſich durch Verbindung mit fernen Landen und Orten. Nun kommen unſere älteſten Freunde auch wieder zum Vorſchein: — Lothario, Werner, der Abbé, von ihrer Seite ſetzen die höchſte Thätigkeit fort, (welche?) indeſſen Jarno ſich im Bergbau befähigt. Eine allgemeine Aſſekuranz iſt errichtet; es zeigt ſich ein mächtiger Grundbeſitz, auf welchem die Möglichkeit der großen wandernden Geſellſchaft beruht, deren einzelne Glieder, unter der Bedingung der möglichſten Brauchbarkeit (wozu?) aller Welt empfohlen, in jeder Unternehmung gefördert, und gegen alle Unfälle geſichert ſind, dagegen aber auch als denkbare zerſtreute Koloniſten aufs Vaterland günſtig (wodurch?) zurückwirken. Hier erſcheint nun Lenardo überall als wanderndes Band, bei kleinern und größern Vereinigungen wird er meiſt gewählt, auf ihm ruht das unbedingteſte Vertrauen."

Lenardo eröffnet Wilhelmen nun noch, daß er, obſchon dieſer ihm die Kenntniß ihres Aufenthalts verſagt, das nußbraune Mädchen dennoch gefunden habe (um derentwillen er, wie Friedrich behauptet, „ſich in einen geſetzmäßigen Vagabunden verwandelt" habe), eine weitere Erklärung hierüber aber für diesmal, aus Mangel an Zeit, nicht geben könne. „Morgen," fügt er hinzu, „durchleb' ich den heißeſten Tag, übermorgen trennen wir uns. Aber zu Ihrer Aufklärung, erhalten Sie (der Leſer bekommt nichts davon) die Abſchrift einer Woche meines Tagebuchs: es iſt das ſchönſte Vermächtniß, was ich Ihnen mitgeben kann. Sie werden zwar daraus nicht klüger werden, als Sie jetzt und als ich jetzt bin (und doch theilt er es ihm zu ſeiner Aufklärung mit); dies aber ſei genug für die Gegenwart."

Es folgt nun ein Brief von Herſilien an Wilhelm, worin ſie ihm die überraſchende Nachricht ertheilt, daß ſie (in der Taſche, der bei ſeiner Flucht zurückgelaſſenen, Jacke des, inzwiſchen in gerichtliche Unterſuchung gerathenen, kleinen Fitz) den Schlüſſel zu einem geheimnißvollen verſchloſſenen Käſtchen, welches Felix auf der Wanderung mit ſeinem Vater und Fitz, in einer Felſenſpalte entdeckt, und Wilhelm dem alten Lehrer Lenardo's in Verwahrung gegeben hatte, gefunden habe. Sie fügt eine Abbildung des Schlüſſels bei, deſſen Form ihr eine Aehnlichkeit mit den bewußten Pfeilen auf dem Landkartenblättchen zu haben ſcheint, und fordert ihn ſchließlich dringend auf, ſchleunigſt zu ihr zu kommen und das Käſtchen, zu nunmehriger Eröffnung, mitzubringen. Von dem Eindruck, den dieſe Entdeckung auf Wilhelm gemacht, und ſeinem hierauf gefaßten Beſchluß, ſagt der Verfaſſer kein Wort; ſondern nun kommt Friedrich mit der frohen Botſchaft: daß Lenardo die „köſtlichſten,“ ihm die morgende Scheidung ſehr erleichternde Creditbriefe erhalten habe, „zu Wilhelm, dem er ſogleich in ſeiner Freude“ ein Paar abgeriſſene Kartenſtücke „mit der Anweiſung, wo ſie zu produciren, und gegen klingende Münze oder Wechſel nach Belieben zu vertauſchen ſeien,“ aufdringt, und ihm hierauf aus Lenardo's Archiv wieder eine Geſchichte vorlieſet, betitelt: „Wo ſtickt (ſteckt) der Verräther?“ S. 462—531. Dieſe, noch dazu unbedeutende, Epiſode iſt ein völliges Hors d'oeuvre, von dem ſich ſchlechterdings nicht einſehen läßt, wie es hierher kommt, und auf die mithin ſich jedem Leſer nothwendig aufdringende Frage: „Wo ſteckt der Zuſammenhang?“ bleibt der Verfaſſer die Antwort ſchuldig. Der Inhalt iſt kürzlich folgender:

Ein Profeſſor N. zu M. beſtimmt ſeinen Sohn Lucidor, Julien, der jüngern Tochter ſeines Freundes, des Oberamtmanns zu N., zum Gatten. Lucidor aber, nach Jahrelanger Entfernung aus dem väterlichen Hauſe heimkehrend, verliebt ſich in die ältere, Lucinde; doch ohne jener, aus Achtung für den Willen ſeines Vaters, ſeine Leidenſchaft zu verrathen. In einem Monolog aber (mit dem die Erzählung anhebt), worin er ſeinem gepreßten Herzen Luft macht, und ihn beide Schweſtern zufällig behorchen, wird er ſein eigner Ver-

Verräther. Die ſchalkhafte Julie treibt ihn nun noch mit mannigfaltigen Neckereien, als ihren Bräutigam, auf das Aeußerſte, bis ſie ihm endlich entdeckt, daß ſie und ihre Schweſter den Zuſtand ſeines Herzens längſt belauſcht haben. Lucinde wird die Seinige, und Julie giebt ihrem Geliebten, einem gewiſſen Antoni, ihre Hand.

Auf dieſe (69 Seiten lange), ſich weder durch Erfindung, noch durch Darſtellung beſonders auszeichnende Geſchichte, die nur allzuſichtbar ein bloßer Lückenbüßer (freilich als ſolcher ein tüchtiger!) iſt, folgt endlich das letzte Kapitel (von S. 512 bis 550), welches aber blos aus einer langen Abſchiedsrede Lenardo's an die ſich nunmehr trennenden Freunde, beſteht, und worin der Redner über die Veranlaſſung und den Zweck ihres wandernden Bandes noch Folgendes bemerkt. „So groß der hohe Werth des Grundbeſitzes und aller auf den Boden gegründeten Verhältniſſe von Eltern-, Kindes-, Bürger- und Vaterlandsliebe, als eigentlicher Grundfeſte alles Daſeyns, und als das Erſte und Beſte, was dem Menſchen werden kann, auch iſt, ſo beſtehen die meiſten und höchſten Güter deſſelben doch in dem, was er thut und leiſtet, alſo im Beweglichen und in demjenigen, was durchs bewegte Leben gewonnen wird.“ — Allerdings, denn nicht was der Menſch dem Glück, ſondern das, was er ſeiner eignen Thätigkeit verdankt, hat den höhern Werth. Aber dieſe Thätigkeit findet ja beim Grundbeſitzer ſo gut wie beim wandernden Arbeiter ſtatt, und gleichwohl verſteht Lenardo, wie die folgenden Sätze ſeiner Apologie des Wanderns lehren, unter bewegtem Leben blos die

Thätigkeit dieſer letztern Klaſſe, wodurch er alſo offenbar etwas Widerſinniges behauptet; denn um „Etwas zu thun und zu leiſten," bedarf der Menſch noch nicht des Wanderns, und der Landmann legt, weil er ſich im Beſitz der Erdſcholle, auf der er geboren ward, befindet, die Hände deßhalb nicht in den Schooß. Im Gegentheil wird in jedem Staat durch die ſtabilen Klaſſen der Arbeiter, z. B. dem Ackerbauer, Forſt- und Bergmann, die Thätigkeit der Wandernden erſt möglich gemacht, ja ſagt der Verfaſſer doch ſelbſt, in Bezug auf ſeine eigne Idee, S. 452: „Eine allgemeine Aſſekuranz iſt errichtet; es zeigt ſich ein mächtiger Grundbeſitz, auf welchem die Möglichkeit dieſer großen wandernden Geſellſchaft beruht." Nun finde man, fährt er fort, eine ſolche wandernde Thätigkeit unter den Menſchen überall. Von der Schiffahrt wolle er nicht einmal reden, um ſich in ſolche gränzenloſe Weiten nicht zu verlieren. Aber „da ſehe man große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen, wie ſie in Mitten der Wüſte, mit ihren lebendig nährenden Heerden, auf großen grünen Weideplätzen, wie in erwünſchten Häfen vor Anker liegen." (Wenn das wandernde Band in einer herumziehenden Nomadenhorde — deren Thätigkeit übrigens eben nicht gerade die thätigſte iſt — beſtehen ſoll, hat Leonardo freilich Recht; dann ziehe er aber auch mit ihr auf gut Nomadiſch, in Wüſteneien; denn in Staaten wird man ſie nicht dulden, und ſelbſt der Nomade kann doch ohne den, wenn auch wechſelnden, Grundbeſitz eben jener Weideplätze, eben ſo wenig „vor Anker liegen," als der Seefahrer ohne die „erwünſchten Häfen.") Da ſeien ferner, wie uns die Geſchichte der Menſchheit lehre, ganze Völker, ſich vor einander hertreibend, von Nordoſten nach Südweſten gewandert, (doch nur aus der Urſache: weil ſie von ihrem alten Grundbeſitz verdrängt wurden, und in der Abſicht: einen neuen Grundbeſitz zu ſuchen! denn daß ſie ſich nicht angeſiedelt hätten, ſondern noch bis auf den heutigen Tag, wie der ewige Jude, auf der Erde herumwanderten, wird doch unſer Lobpreiſer des Wanderns nicht behaupten wollen?) ja: „Gott der Herr ſelbſt“ habe zum Wandern den Menſchen Anlaß gegeben, indem er, den babyloniſchen Thurmbau verhindernd, das Menſchengeſchlecht in alle Welt zerſtreute. (Das hat er freilich, wenn auch nicht gerade durch die Verhinderung des babyloniſchen Thurmbau's, gethan; aber doch nur: damit eben das Menſchengeſchlecht, wie Schiller uns ſo anmuthig in ſeiner Theilung der Erde geſungen, von der Welt — Beſitz nehme!) Dieſer Segen ſei nun auf „alle Geſchlechter übergegangen,“ und in allen Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft erblicke man daher auch fortwährend zahlreiche Wanderer, als: Studenten, Naturforſcher, Reiſende, nach den verſchiedenen Gattungen, wie ſie Yorik uns „gar zierlich auseinanderſetze,“ Handwerks-Burſchen, Markt-Bauern, Krämer, Kaufleute, Juden (die Lenardo dasjenige Volk nennt, „was ſich den Segen des ewigen Wanderns vor allen andern zugeeignet habe, und von dem er weder Gutes noch Böſes ſprechen dürfe,“) Künſtler (beſonders Schauſpieler!), Profeſſoren, die von einer Univerſität auf die andere berufen würden, (es giebt jetzt auch exilirte, die mit Verwundern aus dieſer Apologie des Wanderns vernehmen werden, daß ſie ſich für den, ihnen auf dieſe Weiſe zu Theil gewordenen, Segen des ewigen Wanderns noch — zu bedanken haben!); ferner Miſſionarien, Pächter, die von einem Gute auf das andere ziehen, Staatsbeamte, die von ihrer Regierung aus einer Provinz in die andere verſetzt werden, Soldaten, Geſandte, und ſelbſt wandernde Fürſten, entweder in guter Abſicht, wie Kaiſer Hadrian, oder in ſchlimmer, wie ſämmtliche Eroberer, oder in gar keiner, wie die von Letztern Vertriebenen. (Ein „Segen des ewigen Wanderns,“ in deſſen Austheilung bekanntlich Napoleon beſonders ſtark war!) —

„In ſolchem Sinne nun“ dürfe ſich daher dieſe Geſellſchaft als „in einem Weltbunde begriffen“ anſehen. „Einfach groß ſei der Gedanke, leicht die Ausführung durch Verſtand und Kraft“ (die Hauptſache: das Geld, hat der Redner vergeſſen), und da der Einzelne nicht zu einer vollkommenen Klarheit gelangen könne (wie ſo? wird nicht geſagt), ſo ſei die Geſellſchaft darauf gegründet, daß jeder in ſeinem Maaße und nach ſeinen Zwecken (z. B. der Barbier, zugleich zum Erzähler), aufgeklärt werde. Spaltung und Widerſtreit dürfe unter ihnen nie (?) ſeyn, denn Einheit ſey allmächtig. — „In ſo fern wir,“ ſchließt der Redner endlich, „Grundſätze haben, (?) ſind ſie uns Allen gemein. Zwei Pflichten aber haben wir aufs ſtrengſte übernommen: jeden Gottesdienſt in Ehren zu halten, denn ſie ſind alle mehr oder weniger im Credo verfaßt, und alle Regierungsformen gleichfalls gelten zu laſſen, und da ſie ſämmtlich eine zweckmäßige Thätigkeit fördern, innerhalb einer jeden uns, auf wie lange es auch ſei, nach ihrem Willen und Wunſch zu bemühen.“ (Von demagogiſchen Umtrieben ſteht alſo bei dieſem Bunde nichts zu beſorgen.) „Schließlich halten wir's für Pflicht, die Sittlichkeit ohne Pedanterei und Strenge zu üben und zu fördern, wie es die Ehrfurcht vor uns ſelbſt verlangt, welche aus den drei Ehrfurchten entſprießt“ (ein religiöſer Lehrgrundſatz der pädagogiſchen Provinz, mit welcher alſo, wie wir hier erſt erfahren, das wandernde Band in Verbindung ſteht), „zu denen wir uns ſämmtlich bekennen, auch alle in dieſe höhere allgemeine Weisheit, einige ſogar von Jugend auf, eingeweiht zu ſeyn das Glück und die Freude haben. Dies Alles haben wir, in der feierlichen Trennungsſtunde, nochmals bedenken, erklären, vernehmen und anerkennen, und mit einem traulichen Lebewohl beſiegeln wollen.“ — Was aber, möchten wir nun mit Schiller's Wallenſtein fragen: was iſt der langen Rede kurzer Sinn? Daß aus ihr durchaus nicht hervorgeht, was denn nun eigentlich das wandernde Band wirke; und worin der Segen des Wanderns, den dieſes wandernde Band über die Welt verbreiten ſoll, beſtehe? leuchtet jedem Leſer doch gewiß von ſelbſt ein.

Hierauf folgt, zum Beſchluß, das ſchon früher einmal mitgetheilte, hier nochmals wiederholte, Wanderlied:

„Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm, mit heitern Kräften
Ueberall ſind ſie zu Haus;

Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede (?) Sorge los,
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum (bloß darum?) iſt die Welt ſo groß."

Nachdem wir nun den Inhalt dieſes Romans getreulich, ja zum Theil wörtlich, unſern Leſern referirt haben, werden ſie ohne Zweifel mit uns der Meinung ſeyn, daß die Kritik denſelben in einer zwiefachen Hinſicht zu beurtheilen hat: nämlich einmal als Roman im eigentlichen Sinne, und dann als ein didaktiſches Werk, um der ihm zum Grunde liegenden philanthropiſchen Lehrſätze willen, die der Verfaſſer in ſeiner pädagogiſchen Provinz und dem wandernden Bande aufgeſtellt hat. In erſterer Beziehung läßt ſich nun zwar nicht läugnen, daß der Verfaſſer bei dieſer „ſubjectiven Epopöe" ſeiner obigen Forderung an den Roman zufolge, eine Weiſe allerdings gehabt hat, aber von dieſer Weiſe nur leider nicht viel mehr ſagen, als daß ſie, wie ſchon bemerkt, wenigſtens eine — ſehr bequeme iſt; denn überall, wo er nicht weiter kann (und dieß begegnet ihm, wie wir geſehen, nur zu häufig), entſchuldigt er ſich damit, daß ſeine „Faſcikel" ihn hier im Stich laſſen, und verweiſet den Leſer an ſeine eigne Dichtergabe, „mit der er ſich das Mangelnde ſelbſt ausbilden ſoll." Dieſe naive Forderung an den Leſer hat unſer Dichter aber nicht bloß in guter handgreiflicher Proſa, ſondern ſogar auch in Verſen, und zwar gleich auf der Rückſeite des zweiten Titelblatts gemacht, wo er von dieſem Werke ſagt:

„Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach ſeinem Bilde prägen!"

Wie *viele* Meiſterſche Wanderjahre möchten auf dieſe Art noch zu erwarten ſtehen? An Einheit und Zuſammenhang der (fortwährend durch Epiſoden, Zwiſchenreden des Verfaſſers, und unſäglich breiten, ganze Bogen füllenden, Raiſonnements über das wandernde Band und die pädagogiſche Provinz unterbrochenen) *Handlung*, iſt alſo hier nicht zu denken. Doch der Verfaſſer bekennt ſelbſt unverholen, daß er hier nur die unter ſeinen Papieren noch vorhandenen *Materialien* zu einer Fortſetzung ſeines *Wilhelm Meiſter*, dem Publikum mittheile; und ſo fallen denn hier auch alle Anſprüche weg, welche die *Poetik* an eine jede Dichtung, als ein zuſammenhängendes, in ſich abgeſchloſſenes Ganze, zu machen hat, und kann mithin von dieſem Werke, als einem eigentlichen *Roman*, oder überhaupt poetiſchen Kunſtwerk, als ſolchem, im Grunde gar nicht die Rede ſeyn. Dieſe Materialien aber, deren Anordnung, wie ſie uns unter dem Titel: *Meiſter's Wanderjahre, oder die Entſagenden*, vorliegt, Göthe ſelbſt nur eine *Redaktion* (und ſich dabei den *Redakteur*) nennt, beſtehen nun aber, wie wir gezeigt haben, hauptſächlich aus den, ſchon durch das *Cotta'ſche* Taſchenbuch bekannten, *einzelnen Erzählungen*, die, zum Theil ſelbſt wieder bloß Bruchſtück, nur um ſo verworrener in einander eingeſchachtelt ſind, und durch die poetiſchen Schönheiten einiger derſelben, den Leſer alſo keineswegs für die Zerriſſenheit und Confuſion des Ganzen entſchädigen können. Denn einen Mund voll Zahnlücken, ſeien auch die in ihm noch vorhandenen einzelnen Zähne die ſchönſten von der Welt, wird wohl Niemand einfallen, als einen vollkommen ſchönen Mund küſſen zu wollen.

Was Göthe in ſeinem Vorſpiel zum Fauſt, den Theaterdirektor, dem dramatiſchen Dichter zurufen läßt:

„Gebt Ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken,
Solch ein Ragout, es muß Euch glücken!"

das hat er ſelbſt hier, offenbar, auch auf den Roman angewendet, indem er uns in dieſen Wanderjahren wirklich ein ſolches Ragout von Stücken gegeben hat, die zwar immer Stücke eines Meiſters, jedoch in dieſer Zuſammenwürflung fürwahr kein Meiſterſtück ſind. Aber ſelbſt dieſe disjecta membra einzeln betrachtet, bilden auch ſie größtentheils nicht einmal, an und für ſich ſelbſt, ein Ganzes, was uns beſonders an dem Mann von funfzig Jahren und der pilgernden Thörin leid thut; als zweien in Abſicht der darin dargeſtellten Begebenheiten, Charaktere, Anſichten und Schönheiten der Diction, ungemein anziehenden Erzählungen, die gerade da, wo ſie das Intereſſe des Leſers aufs Höchſte ſpannen, — abgebrochen ſind. Auch die herrliche Klarheit und Objectivität der Göthe'ſchen Darſtellungskunſt vermißt man in dieſem durchaus fragmentariſchen Werke häufig, und findet dagegen viel myſtiſchen Nebel, in den der Verfaſſer überhaupt, ſeit der Erſcheinung ſeiner neuen Bearbeitung des Fauſt, bei dem Meiſten, was er ſeitdem als Dichter und Gelehrter geſchrieben, ſich zu verhüllen liebt. Die Charaktere, ſowohl der Haupthandlung als der zahlreichen Epiſoden, ſind bis auf die, in den eben erwähnten beiden Erzählungen, ohne alle bedeutende Eigenthümlichkeit; völlig nichtig aber iſt der des Helden ſelbſt. Unter all den zahlreichen Wanderern, mit denen er zuſammentrifft, iſt er gerade weit der Unbedeutendſte; und man begreift nicht, wie ſein Name allein auf das Titelblatt gekommen iſt, das eben ſo gut Jarno's, Hilarien's, Lenardo's oder des Barbiers Wanderjahre überſchrieben ſeyn könnte. Denn unſer Freund Wilhelm erſcheint hier noch ungleich paſſiver und untergeordneter als in den Lehrjahren, wo er doch wenigſtens noch Geſinnungen entwickelt, von denen hier aber auch nicht einmal die Rede mehr iſt. Ohne Ziel und Plan wandert er, auf Nataliens Gebot, zwecklos in die Welt hinein, unaufhörlich wie eine Ordonnanz von einem Orte zum andern geſchickt, um Commiſſionen für Andere auszurichten; beſucht ſelbſt Mignon's Heimath nicht aus eignem Antrieb, ſondern lediglich in Herſiliens Auftrag, und geräth ſogar zum wandernden Bande, bei welchem ſich ſeine ältern Freunde, der Abbé, Jarno, Friedrich, und ſogar Lothario (von denen jedoch nichts weiter als bloß ihr Antheil am Bande erwähnt wird!) nur durch — Zufall, indem er, von Ohngefähr, in demſelben Wirthshauſe, wo ſich das Band verſammelt hat, einkehrt. Ob er nun endlich ſelbſt als Mitglied und (was wir zu erfahren beſonders begierig ſind, denn kaum wüßten wir ihn dieſer Anſtalt, zumal bei Nataliens Gebot, nur drei Tage an einem Ort zu verweilen, zu Etwas Anderm, als einen Botenläufer zu empfehlen) zu welcher Thätigkeit, welchem Wirkungskreiſe beſtimmt, von dem wandernden Bande aufgenommen wird? — hat uns in dieſem erſten Theile der Verfaſſer noch nicht geſagt.

Was nun aber die Idee dieſes wandernden Bandes ſelbſt betrifft, mit welcher die der pädagogiſchen Provinz zuſammenhängt, ſo können wir beide, als die Grundideen und Hauptmotive eines Romans, die ſie hier doch offenbar bilden, aus mehr als Einem Grunde keineswegs billigen. Zuerſt darum nicht, weil ein Roman, als ſolcher, ein poetiſches, aber kein didaktiſches Werk ſeyn ſoll; denn die Hauptſache aller Dichtkunſt iſt die dichteriſche Fiction.

Hierüber hat ſich Jean Paul Richter in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik (oder vielmehr Poetik) vortrefflich alſo erklärt: „Das Unentbehrlichſte am Roman iſt das Romantiſche, in welche Form er auch ſonſt geſchlagen oder gegoſſen werde. Die Styliſtiker forderten aber bisher vom Romane ſtatt des romantiſchen Geiſtes, vielmehr den Exorcismus deſſelben; der Roman ſollte dem wenigen Romantiſchen, das etwa noch in der Wirklichkeit glimmt, ſteuern und wehren. Ihr Roman, als ein unverſificirtes Lehrgedicht, wurde ein dickeres Taſchenbuch für Theologen, für Philoſophen, für Hausmütter. Der Geiſt wurde eine angenehme Einkleidung des Leibes. Wie die Schüler ſonſt in den Schul-Dramen der Jeſuiten ſich in Verba und deren Flexionen, in Vokative, Dative u. ſ. w. verkappten und ſie darſtellten: ſo ſtellten Menſchencharaktere Paragraphen, Nutzanwendungen und exegetiſche Winke, Verſe zu ihrer Zeit, heterodoxe Nebenſtunden vor; der Poet gab den Leſern, wie Baſedem den Kindern, gebackene Buchſtaben zu eſſen. Allerdings lehrt und lehre die Poeſie, und alſo auch der Roman, aber nur: wie die Blume durch ihr blühendes Schließen und Oeffnen und ſelber durch ihr Duften, das Wetter und die Zeiten des Tages wahrſagt, hingegen nie werde ihr zartes Gewächs zum hölzernen Kanzel- und Lehrſtuhl gefället, gezimmert und verſchränkt; die Holzfaſſung und wer darin ſteht, erſetzen nicht den lebendigen Frühlingsduft. — Im Dichter ſpricht bloß die Menſchheit nur die Menſchheit an, aber nicht dieſer Menſch jenen Menſchen.“ —

So fühlten, richtig, auch die Alten, deren Poeſie und Kunſt überhaupt, in eben dem Grade ſinnlicher und objectiver war, als die unſrige gelehrter und ſubjectiver iſt, und keinem Dichter des klaſſiſchen Alterthums iſt es jemals eingefallen, ein metaphyſiſches Drama oder Epos zu dichten, wie Göthe in ſeinem Fauſt, ſeinen Wahlverwandtſchaften, und jetzt wieder in dieſen Wanderjahren, geſchrieben hat, die jedoch als dichteriſches Kunſtwerk tief unter den Wahlverwandtſchaften ſtehen, weil dieſe, doch wenigſtens auch von den darin eingekleideten metaphyſiſchen Ideen unabhängig, einen in ſich verbundenen Roman bilden, was bei dieſem poetiſchen Conglomerat der Fall nicht iſt. Die didaktiſche Tendenz der Wahlverwandtſchaften iſt naturphiloſophiſcher, die der Wanderjahre philanthropiſch-pädagogiſcher Art. Aber auch dieſe Ideen nun, zweitens, an und für ſich betrachtet, ſo erſcheinen ſie bei genauer Prüfung ihres eigentlichen, von allem Phraſenſchmuck blendender und tiefſinnig lautender Worte, in die ſie eingewickelt ſind, entkleideten Gehalts, weder neu noch eben ſehr erheblich, dagegen recht oft: ohne allen Sinn.

Von dem wandernden Bande haben wir ſchon bemerkt, daß die Apologie der Thätigkeit wandernder Menſchenklaſſen (in Lenardo's Rede) höchſt einſeitig, ſchief, und übertrieben iſt, indem die darin völlig unberückſichtigt gebliebene der nicht Wandernden, mindeſtens eben ſo hoch in Anſchlag gebracht werden muß. Beide Arten der menſchlichen Thätigkeiten aber exiſtiren ja ſchon vom Anbeginn des Menſchengeſchlechts an, in einem „allgemeinen Weltbunde,“ in dem nicht bloß dieß wandernde Band, ſondern Jeder, der nicht ein abſoluter Faulenzer iſt, begriffen iſt, und bedarf es alſo weder zu der einen noch der andern menſchlichen Thätigkeit erſt noch eines ſolchen beſondern Bandes, um etwas mehr und Beſſeres in der Welt zu bewirken, als alle wandernde Künſtler, Gelehrte, Kaufleute, marſchirende Soldaten, Seefahrer, Miſſionarien u. ſ. w., auch ohne daſſelbe darin zu bewirken, eben ſo gut vermögen und auch von jeher darin bewirkt haben; denn von einem beſtimmten gemeinſamen Ziel des Wirkens (wie z. B. dem der Jeſuiten u. a. Orden und Bünde) iſt bei dieſem Bande nicht die Rede, da vielmehr ausdrücklich geſagt wird, daß ein „jedes Mitglied deſſelben nur in ſeiner Maaße und nach ſeinen eigenen Zwecken“ wirkſam ſeyn, alſo, ganz wie es auch ſonſt eben zu geſchehen pflegt, der Schneider ſchneidern, der Schuſter ſchuſtern ſoll u. ſ. w.

Die allen Mitgliedern gemeinſchaftlichen Grundſätze („wenn wir," ſagt Lenardo gar naiv, „überhaupt Grundſätze haben!") betreffen bloß die religiöſe und politiſche Toleranz des Bandes, durch welche vollends jede beſondere Bedeutſamkeit deſſelben aufgehoben wird. Mit der Thätigkeit dieſer Wanderer aber ſieht es nun überdem zur Zeit noch gar mißlich aus; denn wir erfahren nur, daß ſie (gleich den Freimaurern) es ſich an einer gut beſetzten Tafel, beim Wein und Geſang, wohl ſeyn laſſen, und ihre Vorſteher recht ſchönklingende Reden zu halten wiſſen; aber was ſie nun eigentlich thun, wirken und nützen, davon ſteht bis jetzt noch nichts geſchrieben.

Die Idee dieſes wandernden Bandes hängt übrigens mit den Lehrjahren Wilhelm Meiſter's inſofern allerdings zuſammen, als ſie dort ſchon im Anfang des ſiebenten Kapitels des letzten Buches, von Jarno ausgeſprochen wird. „Man darf," ſagt er daſelbſt zu Wilhelm, „nur ein wenig mit den Welthändeln bekannt ſeyn, um zu bemerken, daß uns große Veränderungen bevorſtehen, und daß die Beſitzthümer beinahe nirgends mehr recht ſicher ſind. Die Sorge gezieme dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang ſorglos ſeyn könne. Es iſt gegenwärtig nichts weniger als räthlich, nur einen Ort zu beſitzen, nur einem Plane ſein Geld anzuvertrauen, und es iſt wieder ſchwer, an vielen Orten Aufſicht darüber zu führen; wir haben uns deßwegen etwas Anderes ausgedacht. Aus unſerm alten Thurm ſoll eine Societät ausgehen, die ſich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann. Wir aſſecuriren uns unter einander unſere Exiſtenz, auf den einzigen Fall, daß eine Staatsrevolution den Einen oder den Andern von ſeinen Beſitzthümern völlig vertreibe. Ich gehe nun hinüber nach Amerika, um die guten Verhältniſſe zu benutzen, die ſich unſer Freund bei ſeinem dortigen Aufenthalt gemacht hat. Der Abbé will nach Rußland gehen, und Sie ſollen die Wahl haben, wenn Sie ſich an uns anſchließen wollen, ob Sie Lothario in Deutſchland beiſtehen, oder mit mir gehen wollen.“ Aber aus eben dieſer Stelle (die mit unverkennbarer Beziehung auf die damaligen Folgen der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland geſchrieben iſt) geht klar hervor, daß dieſes Unternehmen bloß zu finanziellen Zwecken ausgeführt werden ſollte. Auch ſtehen dort Jarno, Lothario und der Abbé an der Spitze deſſelben; hier aber iſt ein aus den Lehrjahren völlig unbekannter Lenardo die Seele des Ganzen, indeß Jarno, ſtatt nach Amerika zu gehen, erſt als ein Menſchenhaſſender Eremit, ſo tief in „wüſte unwirthbare Gebirge“ flieht, „daß ihn Niemand aufzufinden im Stande ſeyn ſoll,“ hierauf aber doch wieder bei dem Jubel des Bergfeſtes in der pädagogiſchen Provinz und dann erſt mit Einemmale wieder beim geſelligen Bande erſcheint; und endlich wird Wilhelm dort ausdrücklich zur Theilnahme an dieſem Verein aufgefodert, zu welchem er hier nur durch Zufall geräth, und zwar ſo, daß ihn dieſe Verbindung, als eine ihm ganz fremde, von der noch nie die Rede geweſen, erſcheint. Denn auf jenen Zuſammenhang mit der angeführten Stelle der Lehrjahre, hat der Dichter hier nicht einmal hingewieſen. Ja er ſpricht ſogar, wie wir bereits angeführt haben, S. 331, von einer ſchon frühern „Zuſammenkunft Wilhelm's mit Lothario und dem Abbé,“ bei der aber von einem wandernden Bande keine Rede iſt, und von welcher er überhaupt weiter Nichts, als daß ſie „ſtattgefunden,“ erzählt, weil „leider auch hier, wie bei ſo vielen andern Blättern, das Datum vernachläſſigt ſei.“

Was die pädagogiſche Provinz anbelangt, ſo iſt durch die Einflechtung dieſer Idee die ganze Textur des Romans der Lehr- und Wanderjahre zugleich, vollends auseinander gefallen; denn der Verf. hat dadurch den Gang der Handlung, der ſich bis dahin nicht nur in der Sphäre des wirklichen Lebens, ſondern (wie die eben angeführte, auf die franzöſiſche Revolution bezügliche, Rede Jarno's, mehrere Anſpielungen auf unſere deutſche Litteratur u. a. Merkmale in den Lehrjahren deutlich zeigen) auf einem beſtimmten hiſtoriſchen Hintergrunde und Boden ſich bewegt, mit Einemmale in ein völlig fabelhaftes, blos von der Phantaſie fingirtes Gebiet, das er ſelbſt ein pädagogiſches Utopien nennt, hinüber geſpielt. Ein Sprung ähnlicher Art, iſt die Reiſe nach Eldorado, in Voltaire's Candide (der noch dazu, wie ausdrücklich erzählt wird, in Weſtphalen zu Hauſe ſeyn ſoll); allein ein ſolches äſthetiſches Mittel, das Voltaire dort wahrhaft genial und mit dem glücklichſten Erfolg für eine burleske Satyre ergriff, war einem Göthe doch nicht für einen Roman, wie ſein Wilhelm Meiſter iſt, erlaubt. Aber auch die ganze Idee dieſer pädagogiſchen Provinz iſt, beim rechten Lichte beſehen, wie die des wandernden Bandes, gleichfalls nur — eine hohle Nuß in einer appetitlichen Schale-

Göthe, der ſich doch auf ſeine eigene univerſelle Geiſtesbildung, bei mehr als Einer Gelegenheit, ſo Manches zu Gute gethan hat, erklärt ſich hier auf das Strengſte gegen den pädagogiſchen Encyclopädismus. „In dieſer Anſtalt,“ ſagt er S. 78 und 79, „hat man in der Ueberzeugung, daß nur ein Einziges in vollſtändiger Umgebung getrieben, gelehrt und überliefert werden könne, mit Recht die ſämmtlichen Thätigkeiten, wie in der Ausübung, ſo auch im Unterricht, geſondert. Was der Menſch leiſten ſoll, muß ſich als ein zweites Selbſt von ihm ablöſen; und wie wäre das möglich, wenn ſein Selbſt nicht ganz davon durchdrungen iſt? Eine vielſeitige Bildung kann ſehr vortheilhaft ſeyn, aber Alles zu ſeiner Zeit. Jetzt (?) iſt die Zeit der Einſeitigkeiten. Wohl dem, der es begreift und für ſich und Andere in dieſem Sinne wirkt.“ Dieſer Grundſatz aber iſt doch augenfällig nur auf die handwerksmäßige Thätigkeit des Menſchen anwendbar. Denn hier wird allerdings die Intenſion faſt immer unter der Extenſion, oder die Tiefe durch die Breite, gleich einem Strom, der in eben der Maße flacher wird, in der er ſein Bette erweitert, leiden müſſen, und ein ſolcher Arbeiter mithin Gefahr laufen, ſtatt Viel nur Vielerlei zu leiſten; auch hat es einen eigentlichen Tauſendkünſtler bekanntlich noch nie auf Erden gegeben. Gilt es alſo bloß die Bildung des Handwerkers, ſo hat Jarno allerdings Recht, wenn er ſagt: „Sich auf ein Handwerk beſchränken, iſt das Beſte.“ Wenn aber von menſchlicher Geiſtesthätigkeit die Rede iſt, ſo verſteht es ſich doch wohl von ſelbſt, daß jeder Schulmann, und beſonders jeder akademiſcher Lehrer das höchſte Lob verdient, der ſeinen Schülern unabläſſig empfiehlt (was freilich auf unſern Univerſitäten leider nur ſelten zu geſchehen pflegt), jedwede ſpecielle Thätigkeit ihres Geiſtes, als Religionslehrer, Philolog, Pädagog, Juriſt, Arzt, Staatsmann oder Künſtler, auf die allgemeine höhere, d. i. philoſophiſche Bildung, die aller beſondern überall vorangehen ſollte (und weshalb der philoſophiſchen Fakultät eigentlich auch der Vorrang über alle andere auf unſern Univerſitäten gebührte), zu gründen. Denn nur der Menſch, der das Leben und die Wiſſenſchaft, die Natur und Kunſt, in ihrem ganzen Zuſammenhange, in ſich und zu einander, aufzufaſſen weiß, iſt vermögend, den einzelnen Standpunkt vollkommen zu kennen, den er ſich in der einen oder der andern zu ſeinem geiſtigen Wirkungskreiſe gewählt hat; ſo wie man den Ort, an dem man lebt, immer beſſer kennen lernt, je mehr man ſich auch außer ihm in der Welt orientirt. Daß wir damit nicht Vielwiſſer und Univerſalgenies heranzubilden begehren, leuchtet von ſelbſt ein; denn wir reden hier nicht von dem bloß ſinn- und ideenlos zuſammengehäuften Sachwiſſen der erſtern, ſondern vom philoſophiſchen Encyklopädismus der menſchlichen Bildung; und was die Univerſalgenies betrifft, ſo ſind ſie wie die Univerſalmedizinen und Univerſalmonarchieen, überall ein Unding. Uebrigens aber iſt auch dieſe Idee von der Abſonderung der verſchiedenen Thätigkeiten nichts weniger als etwas Neues, indem wir ſie vielmehr täglich vor unſern Augen in der Wirklichkeit, nur in weit größern Verhältniſſen, ausgeführt ſehen. Denn in allen

Staaten ſind ja beſondere Bildungsinſtitute für den angehenden Gelehrten, Künſtler, Militär, Kaufmann, Handwerker, Forſtmann, Oekonomen, Bergmann u. ſ. w. längſt vorhanden, unter denen Jeder, der von jenem Einſeitigkeitsprincip bei ſeiner Bildung ausgehe, nach Belieben wählen kann.

Der zweite eigenthümliche Vorzug dieſer pädagogiſchen Provinz ſoll der ſeyn, daß die Pädagogik darin en gros betrieben wird. Die Provinz iſt nämlich in mehrere „Regionen“ abgetheilt, deren eine, „die pferdenährende,“ bloß für die Pferdezucht, die andere für den Ackerbau, die dritte für den Bergbau u. ſ. w. beſtimmt iſt. Aber auch dieſe Idee iſt nicht neu, ſondern, wie jene erſtere, nur eine engere und kleinlichere Zuſammenrückung der längſt beſtehenden Einrichtungen unſerer Volks- und Staatenbildung im Großen; oder hätten wir etwa noch keine Univerſitäten, Kunſt-, Forſt- und Bergakademieen, keine ökonomiſchen und Gewerbs-Inſtitute, keine Militair- und Reitſchulen und Bildungsanſtalten jeder andern, beſondern Art? Von einer höhern wiſſenſchaftlichen Lehranſtalt iſt in dieſem pädagogiſchen Utopien nicht einmal die Rede, und der ganze Lehrplan würde überhaupt bloß auf die Bildung der techniſchen Thätigkeit des Menſchen hinaus laufen, wenn nicht für Muſik, Geſang und die bildenden Künſte gleichfalls beſondere Regionen angegeben wären. Doch iſt die dramatiſche Poeſie und die Schauſpielkunſt völlig und abſichtlich davon ausgeſchloſſen. Die hierauf bezügliche Stelle, aus der Feder eines — Göthe, iſt zu merkwürdig, als daß wir es unterlaſſen könnten, ſie unſern Leſern ganz mitzutheilen. „Das Drama,“ erklärt Wilhelmen einer der Aufſeher, „ſetzt eine müßige Menge (?) vielleicht gar einen Pöbel (??) voraus, dergleichen ſich bei uns nicht findet; denn ſolches Gelichter wird, wenn es nicht ſelbſt ſich unwillig entfernt, über die Gränze gebracht. Seid jedoch gewiß, daß bei unſerer allgemein (?) wirkenden Anſtalt auch ein ſo wichtiger Punkt wohl (?) überlegt worden; keine Region aber wollte ſich finden, überall trat ein bedeutendes Bedenken ein. Wer unter unſern Zöglingen ſollte ſich leicht entſchließen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltem Schmerze ein unwahres, (?) dem Augenblick nicht angehöriges, (?) Gefühl in der Maße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechſelnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien (?) fanden wir durchaus (!) gefährlich, und konnten ſie mit unſerm ernſten Zweck nicht vereinen. Die Schauſpielkunſt bedient ſich der übrigen Künſte, aber verdirbt ſie. Ich verdenke dem Schauſpieler nicht, wenn er ſich zu dem Mahler geſellt; der Mahler jedoch iſt in ſolcher Geſellſchaft verloren. Gewiſſenlos wird der Schauſpieler, (doch wohl nicht der Künſtler, ſondern nur der Comödiant?) was ihm Kunſt und Leben darbietet, zu ſeinen flüchtigen (?) Zwecken verbrauchen, und mit nicht geringem Gewinn; der Mahler hingegen, der vom Theater auch wieder ſeinen Vortheil ziehen möchte, wird ſich immer im Nachtheil finden, und der Muſikus in gleichem (!) Falle ſeyn. Die ſämmtlichen Künſte kommen mir vor wie Geſchwiſter, deren die meiſten zu guter Wirthſchaft geneigt wären, eins aber leicht geſinnt, Hab und Gut der ganzen Familie ſich zuzueignen und zu verzehren Luſt hätte. Das Theater iſt in dieſem Falle; es hat einen zweideutigen Urſprung, den es nie ganz, weder als Kunſt noch Handwerk, noch als Liebhaberei verläugnen kann.“ — Dieſes Verdammungsurtheil über die dramatiſche Poeſie und Kunſt iſt ſo augenfällig, weder in moraliſcher, noch in äſthetiſcher, noch endlich auch in hiſtoriſcher Hinſicht begründet, daß wir uns in der That nicht genug darüber verwundern können, wie der Ausſprudler deſſelben noch die Dreiſtigkeit haben mag, es ein wohlüberlegtes zu nennen. Welcher wahrhafte dramatiſche Dichter und Künſtler hat wohl bei der Hervorbringung ſeines Kunſtwerkes — den Pöbel im Auge, der ſich freilich leider auch im Theater, ſo gut (oder vielmehr ſo ſchlecht) wie in der Kirche, einzufinden pflegt, aber doch offenbar, ohne von beiden deshalb vorausgeſetzt zu werden. Ferner beruht das Weſen jener Künſte doch wohl auf etwas unendlich Höherem, als dem bloßen Zweck, einer müßigen Menge zu gefallen, und der Gaukelei eines bloß erheuchelten Gefühls, in welchem Sinne denn freilich alle ſchöne Kunſt, und zumal auch die Mahlerei, nichts anders als eine ſchöne Lüge ſeyn würde. Die Wirkung der Schauſpielkunſt aber iſt doch wohl ſo gut wie jede andere, jedem Augenblick angehörig, in dem ſie eben auf unſere Anſchauung wirkt? Denn alle Kunſt ſchafft ſich ja den ihr gehörigen Moment ſelbſt, bringt ihn, eben durch die Kunſtanſchauung, erſt hervor.

Auch die Beſichtigung einer Gemähldegallerie, wie das Anhören eines Conzerts, mag der Gemüthsſtimmung, in der ſich ein Beſchauer und Zuhörer gerade befindet, freilich manchmal nicht zuſagen. Aber dann gehe er nicht hinein, oder klage wenigſtens die Kunſt dieſer Schuld nicht an. Daß die dramatiſche Kunſt alle andern verderben ſoll, iſt eben ſo falſch. Vielmehr durchdringen ſie ſich in ihr gegenſeitig, und jede zu ihrem Vortheil; ja, iſt es doch leider nur eben die Schauſpielkunſt, zumal in unſerer Zeit, die wir ſo oft unter dem Einfluß anderer Künſte, z. B. des Muſikers (in der Oper), des Theatermahlers und Coſtümiers in den Decorationen und Coſtümen, ſehr weſentlich leiden ſehen. Wo ſoll aber der Theatermahler ein Feld für ſeine Kunſt finden, wenn nicht eben auf der Bühne? Doch der Verf. ſcheint gerade die Theatermahlerei für eine ſolche Ausartung der Mahlerkunſt zu halten, die das Theater herbeigeführt habe. Aber dies auch zugegeben, was ſich doch nimmermehr zugeben läßt: findet denn nicht auch der Hiſtorienmahler, im Studium des Schauſpiels, am Gebehrdenſpiel wie an den Stellungen und Gruppen guter Schauſpieler, die fruchtbarſte Quelle für das ſeiner eignen Kunſt, und iſt nicht die Mimik vielmehr der eigentliche wahre und lebendige Prototyp aller bildenden Kunſt? Wenn aber der Verf. nun gar auch behauptet, daß der Muſiker durch das Theater in Nachtheil geſtellt werde, ſo ſpringt es ja in die Augen, daß er der Oper ſammt ihrer Gluck's, Mozarts, Salieri's, Cherubini's, Spontini's, Weber's u. ſ. w., ſo wie überhaupt der Verbindung des Geſangs mit der Inſtrumentalmuſik, die doch einen Hauptgegenſtand des Unterrichts in ſeiner pädagogiſchen Provinz bildet,*) gar nicht gedacht hat. Endlich aber weiſe der Verf. doch aus der Geſchichte der Kunſt, uns nur eine Zeit oder ein Volk, ſei es des Alterthums oder des neuern Europa's, nach, wo die Poeſie, Muſik und bildende Kunſt durch ein gutes Theater gelitten hätte! Er wird im Gegentheil, wenn er die allgemeine Kunſtgeſchichte auch nur flüchtig durchlaufen will, nur zu oft den höchſt weſentlichen Vortheil, den alle dieſe Künſte, ſo wie das ſittliche und geiſtige Leben des Menſchen überhaupt, vom Schauſpiel gezogen haben (und in noch weit höherem Grade gewinnen würden, wenn nur die Staaten ſich der Theater beſſer annehmen wollten!), in unausweichbarer, lebendigſter Ueberzeugung anerkennen müſſen. Und dieſer Kunſt ſpricht er ſchlechthin und ausdrücklich jeden ernſten Zweck ab! — Ein ſolches ſchiefes, einſeitiges, oberflächliches und unreifes, das eigentliche Weſen nicht blos der dramatiſchen, ſondern der ſchönen Kunſt überhaupt, völlig verkennendes Urtheil, muß nun uns Deutſche um ſo mehr in Erſtaunen ſetzen, als es gerade von Göthe, einem der größten dramatiſchen Dichter und Bühnen-Führer unſerer Nation ſelbſt, und noch dazu in ſeiner Fortſetzung von

---

*) „Der Geſang und die Muſik," läßt der Verf. u. A. einen der Aufſeher ſagen, „iſt bei uns die erſte Stufe, das eigentliche Element der Bildung, alles Andere ſchließt ſich daran und wird dadurch vermittelt, ja ſelbſt was wir überliefern von Glaubens- und Sittenkenntniß, wird auf dem Wege des Geſanges mitgetheilt."

Wilhelm Meiſter's Lehrjahren, deren Inhalt ſich ſo vorzugsweiſe auf die dramatiſche Kunſt bezieht, ausgeſprochen worden iſt. Unmöglich konnte er es niederſchreiben, ohne dies ſelbſt zu fühlen. Aber was er deshalb geäußert hat, macht uns um Nichts klüger.

„Mag doch," ſagt er S. 326, „der Redakteur (sic!) dieſer Bogen hier ſelbſt geſtehen: daß er mit einigem Unwillen dieſe wunderliche Stelle, durchgehen läßt; hat er nicht auch in vielfachem Sinne mehr Leben und Kräfte als billig dem Theater zugewendet? Und könnte man ihn wohl überzeugen, daß dieß ein unverzeihlicher Irrthum, eine fruchtloſe Bemühung geweſen? Doch wir finden keine Zeit, ſolchen Erinnerungen und Nachgefühlen unwillig hinzuhängen." Er empfindet alſo ſelbſt einigen Unwillen über dieſe Stelle, deren Wahrheit er ſelber zu bezweifeln ſcheint; und doch bekennt er, mehr Leben und Kräfte als billig dem Theater zugewendet zu haben!

Nun, welcher Leſer wird nicht mit uns bedauern, daß der Verfaſſer — nicht Zeit gehabt hat, der Verpflichtung gegen ſeine Leſer, hinſichtlich der Aufklärung eines ſolchen Widerſpruchs, „hinzuhängen!" Sein Wilhelm Meiſter iſt hier conſequenter in der Inconſequenz. Ganz wie es in dem wächſernen Charakter dieſes wirklich über alle Maße leidenden Helden liegt, läßt er ſich auch hier augenblicklich von ſeiner bisherigen Anſicht zur entgegengeſetzten bekehren. Ja er „ſegnet" ſogar „die frommen Männer, welche ihren Zöglingen ſolche Pein, als er ſelbſt auf den Brettern gelitten, zu erſparen gewußt; aus Ueberzeugung und Grundſatz jene Gefahren aus ihrem Kreiſe gebannt."

Aber mit dieſem Erſparen jener Pein und Gefahren iſt es, um den Nonsense des Ganzen vollkommen zu machen, den Vorſtehern der pädagogiſchen Provinz, wie Wilhelm gleich auf ſeine Segnung zu ſeinem Verdruß erfährt, doch wieder keinesweges Ernſt; ſondern ſie geben vielmehr dieſen Gefahren jeden ihrer Zöglinge, der entſchiedene Neigung und Talente für die Bühne äußert, unbedenklich, und zwar auf die mißlichſte Weiſe, preis, indem ſie ihn, ſich ſelbſt überlaſſend, an auswärtige Theater ſchicken; ſo daß man um ſo weniger begreift, wie dieſe weiſen Philanthropen denn alſo nicht lieber ſelbſt, ein verſtändig geleitetes, kunſtwiſſenſchaftliches Inſtitut dieſer Art, in ihre Anſtalt mit aufgenommen, zumal da ſie keinen Pöbel in ihr dulden, („denn ſolches Gelichter," heißt es, „wird gleich über die Gränze gebracht)," und eine gebildete Bühne in dieſer Provinz alſo den großen Vortheil hätte, vom Einfluß dieſer Klaſſe von Zuſchauern, völlig frei zu ſeyn. „Da es unſer höchſter und heiligſter Grundſatz iſt," fährt der Aufſeher fort, „keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, ſo dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter ſo großer Anzahl ſich eine mimiſche Naturgabe auch wohl entſchieden hervorthue; dieſe zeigt ſich aber in unwiderſtehlicher Luſt des Nachäffens (was würde wohl Engel zu einer ſolchen Definition der Mimik geſagt haben?) fremder Charaktere, Geſtalten, Bewegung, Sprache. Diß fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau; und bleibt er ſeiner Natur durchaus getreu, ſo haben wir uns mit großen Theatern aller (!) Nationen in Verbindung geſetzt, und ſenden einen bewährt Fähigen ſogleich (?) dorthin, damit er, wie die Ente auf dem Teiche, ſo auf den Brettern ſeinem künftigen Lebensgewackel und Geſchnatter eiligſt entgegen geleitet werde.“ Mit dem belobten Grundſatz: kein Talent zu mißleiten, ſieht es alſo, in dieſem Punkte wenigſtens, in dem pädagogiſchen Utopien noch ſehr zweifelhaft aus. Die verächtlichen, doch wohl nur auf eigentliche Comödianten anwendbaren, Ausdrücke am Schluſſe dieſer Tirade, zeigen aber vollends, daß der Verfaſſer von der Schauſpielkunſt, hier nur die niedrigſte Anſicht, die man von der Kunſt überhaupt faſſen kann, nämlich blos die, welche ſich auf die Pfuſcherei und den Mißbrauch derſelben gründet, aufgeſtellt hat, und ein ſolches völlig unäſthetiſches Urtheil über die dramatiſche Kunſt von einem — Göthe, der noch kürzlich erſt (im Cotta'ſchen Morgenblatt) das Theater für „eine der ſchönſten Nationalthätigkeiten“ öffentlich erklärte, *) hier ausgeſprochen zu finden, läßt ſich in Wahrheit gar nicht begreifen, wenn man es nicht als den Ausdruck der Erbitterung, die Göthe freilich bei der, durch den

---

*) S. Göthe's Aufſatz über das deutſche Theater, im Morgenblatt 1815, Nr. 85: „Zu einer Zeit“ heißt es daſelbſt, „wo das deutſche Theater als eine der ſchönſten Nationalthätigkeiten, aus trauriger Beſchränkung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächſt, beeifern ſich wohldenkende Directoren, nicht allein einer einzelnen Anſtalt im Stillen ernſtlich vorzuſtehen, ſondern auch durch öffentliche Mittheilungen in's Ganze zu wirken. Dichter, Schauſpieler Direction und Publicum werden ſich immer mehr unter einander verſtändigen“ u. ſ. w.

Hund des Aubry veranlaßten *) Niederlegung ſeiner vieljährigen Theaterleitung, über ſeine eigene Erfahrung jenes Mißbrauchs empfunden haben mag, annehmen will; ſo wie Müllner, aus ähnlichen Motiven des Unmuths, nicht aber aus Gründen der Theorie, die Oper bekanntlich ein Rührey von Kunſt und Unſinn geſcholten hat. Aber der mögliche Mißbrauch einer Kunſt, darf doch wohl auf das Urtheil des Theoretikers über die Kunſt ſelbſt, keinen Einfluß haben; und wer wollte die Mahlerei oder Poeſie deshalb tadeln, weil es auch in ihr, wie in allen Künſten, der Sudler und Stümper zu Haufen giebt? — Ueber die Nachtheile, die das Theater in ſittlicher Hinſicht haben kann, iſt übrigens längſt ſchon und in allen Litteraturen ſo viel geſchrieben worden, daß man füglich eine eigne Bibliothek damit anfüllen könnte. Haben unſre deutſchen Litteratoren doch ſogar eine beſondere Schrift über die Frage: „ob ein Schauſpieler ſeelig werden kann,“ aufzuweiſen! Aber allen ſolchen Anſichten von der Schauſpielkunſt liegt kein reines Kunſturtheil, ſondern nur die Bemerkung ihrer ſchädlichen Seiten zum Grunde; und was in der Welt hat nicht eine ſolche? Hat doch ſelbſt die Religion zu allen Zeiten und unter allen Völkern auch ſchädlich gewirkt; und was hat namentlich der Menſchheit mehr Schaden gebracht, als das Chriſtenthum? Sollen wir aber darum aufhören Chriſten zu ſeyn? Des Staates Sache iſt es, den Uebeln, die das Schauſpiel im Staate hervorbringen kann, vorzubeugen, aber ohne

---

*) S. den Anhang Nr. 2.

die Procedur jener Wilden, die, um zu den Früchten zu gelangen, gleich den ganzen Baum fällen. Die weſentlichen Vortheile, die dagegen auch die Schauſpielkunſt wieder, vermöge der demagogiſchen Gewalt ihres Weſens, ſo gut, und vielleicht noch wirkſamer, wie die Kanzel und der Lehrſtuhl, für den Staat hat, wenn er ſie nur benutzen will, gehen aus der Geſchichte, beſonders des griechiſchen Alterthums, unwiderſprechlich hervor, und ſind in neueren Zeiten von den einſichtigſten Kunſt- und Staatskundigen auf das Ueberzeugendſte auseinandergeſetzt worden. Schon der in ſeinen Anſichten von der dramaturgiſchen Kunſt doch gewiß noch ſehr von Vorurtheilen beſchränkte Sulzer ſagte in ſeiner Theorie der ſchönen Künſte: „Das Schauſpiel iſt die höchſte Erfindung der Kunſt, und kann von allen Mitteln, die Gemüther der Menſchen zu erhöhen, das vollkommenſte werden!“ und einer der ſcharfſinnigſten unſrer jetzt lebenden Rechtsgelehrten, Herr Doctor Grattenauer zu Breslau, hat eine eigne ſehr beherzigungswerthe Schrift: „Ueber die Pflicht der Regierungen für Schauſpiele“ (Breslau 1808, bei Korn) herausgegeben. Eben ſo trefflich und treffend als dieſer Schriftſteller, hat ſich der Graf Soden im 3ten Bande ſeines geiſtvollen Werks über die Nationalökonomie (Seite 221 - 228) über das wahre und richtige Verhältniß des Theaters zu den übrigen National-Inſtituten, und die Wichtigkeit der Beziehungen des Schauſpiels zum Staate, erklärt. Frau von Staël ſagt in ihrer Schrift de l'Allemagne gleich im Eingang des Kapitels de l'art dramatique, eben ſo wahr als ſchön: „Le théâtre exerce beaucoup d'empire sur les hommes: une tragédie qui élève l'ame, une comédie qui peint les moeurs et les caractères, agit sur l'esprit d'une peuple presque comme un évenement réel.“ Und mit dem ganzen Reitze wahrhafter Redekunſt hat A. W. v. Schlegel ſich über dieſen Gegenſtand in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Litteratur, in folgender Stelle ausgeſprochen: „Das Theater, wo der Zauber mehrerer Künſte vereinigt wirken kann, wo die erhabenſte und tiefſinnigſte Poeſie, die Schauſpielkunſt zur Dolmetſcherin hat, welche zugleich Beredtſamkeit und bewegliches Gemälde iſt, während die Architektur eine glänzende Einfaſſung und ihre perſpectiviſchen Täuſchungen herleiht, und auch die Muſik zu Hülfe gerufen wird, um die Gemüther zu ſtimmen, oder die ſchon ergriffenen durch ihre Anklänge noch mächtiger zu treffen; das Theater endlich, wo die geſammte geſellige und künſtleriſche Bildung, welche eine Nation beſitzt, die Frucht von Jahrhunderte lang fortgehenden Beſtrebungen, in wenigen Stunden zur Erſcheinung gebracht werden kann, das Theater, ſage ich, hat einen ganz außerordentlichen Reitz für alle Alter, Geſchlechter und Stände, und war immer die Lieblingsergötzung geiſtreicher Völker. Hier ſieht der Fürſt, der Staatsmann und Heerführer die großen Weltbegebenheiten der Vorzeit, denen ähnlich, in welchen er ſelbſt mitwirken konnte, nach ihren innern Triebfedern und Beziehungen entfaltet; der Denker findet Anlaß zu den tiefſten Betrachtungen über die Natur und Beſtimmung des Menſchen; der Künſtler folgt mit lanſchendem Blicke den vorüberfliehenden Gruppen, die er ſeiner Phantaſie, als Keime künftiger Gemälde, einprägt; die empfängliche Jugend öffnet ihr Herz jedem erhebenden Gefühl; das Alter verjüngt ſich durch Erinnerung; die Kindheit ſelbſt ſitzt mit ahnungsvoller Erwartung vor dem bunten Vorhange, der rauſchend aufrollen ſoll, um noch unbekannte Wunderdinge zu enthüllen. Alle finden Erholung und Aufheiterung, und werden auf eine Zeitlang der Sorgen und des täglichen Drucks ihrer Lebensweiſe enthoben.“ Wie viel gedachter iſt dieſe Anſicht vom Theater, als jene Götheſche; und was läßt ſich dagegen ſagen, als daß es allein die Schuld der Regierungen (in Staaten und pädagogiſchen Provinzen!) iſt, wenn unſre Bühnen nicht ſind, was ſie hiernach ſeyn könnten und ſollten. Aber ſelbſt der unſterbliche Stifter der Reformation iſt, was die Vorſteher der pädagogiſchen Provinz ganz beſonders intereſſiren wird zu vernehmen, keiner andern Meinung in Anſehung des Schauſpiels geweſen. Denn der Doctor Johannes Cellarius fragte einmal Doctor M. Luther'n um Rath: „Es wäre ein Schulmeiſter in Schleſien, nicht ungelehrt, der hätte ihm vorgenommen, eine Komödie des Terenz agiren und ſpielen zu laſſen; Viele aber ärgerten ſich daran, gleich als gebührte einem Chriſtenmenſchen nicht ſolch Spielwerk aus heidniſchen Poeten u. ſ. w. Was er, D. Luther, denn nun davon hielte?“ Und da ſprach er: „Dergleichen zu ſpielen, ſoll man, um der Knaben in der Schule willen, nicht wehren, ſondern geſtatten und zulaſſen. Erſtlich, daß ſie ſich üben in der lateiniſchen Sprache, Zum andern, daß in Komödien fein künſtlich erdichtet, abgemahlet und vorgeſtellet werden ſolche Perſonen, dadurch die Leute unterrichtet, und ein jeglicher ſeines Amts und Standes erinnert und vermahnet werde, was einem Knecht, Herrn, jungen Geſellen und Alten gebühre, wohl anſtehe, und was er thun ſoll; ja, es wird darin vorgehalten und vor die Augen geſtellt aller Dignitäten Grad, Aemter und Gebühr, wie ſich ein jeglicher in ſeinem Stande halten ſoll im äußerlichen Wandel, wie in einem Spiegel. Zudem werden beſchrieben und angezeigt darin die liſtigen Anſchläge und Betrug der böſen Bälge; desgleichen was der Eltern und jungen Knaben Amt ſei, wie jene ihre Kinder und junge Leute zum vernünftigen Eheſtande erziehen und anhalten ſollen, wenn es Zeit mit ihnen iſt, und wie die Kinder den Eltern gehorſam ſeyn und freien ſollen u. ſ. w. Solches wird in Komödien vorgehalten, welches denn ſehr nütze und wohl zu wiſſen iſt; darum iſt kein Grund, daß ſie verbieten wollen, daß ein Chriſt nicht ſollte mögen dergleichen Stücke leſen und ſpielen. Komödien gefallen mir ſehr wohl bei den Römern, welcher fürnehmſte Meinung und endliche Urſache iſt geweſen, daß ſie damit, als mit einem Gemählde und lebendigen Exempel, zum Guten locken und vom Böſen abziehen wollten."

Wer möchte alſo jetzt, im Jahre 1822, noch läugnen wollen, daß das Theater in einem nicht minder wichtigen Verhältniß zum Staate ſteht, als die Kirche, die Univerſitäten, Schulen und jede andere öffentliche Bildungsanſtalt überhaupt? Liegt es doch am Tage, daß es den Einfluß, den es durch das Vorrecht: auf eine verſammelte Menge wirken zu dürfen, behauptet, nicht ſelten in einem noch höhern Grade, als das Prediger- und Lehramt in Wirkſamkeit zu ſetzen vermag. Es iſt daher in der Schauſpielkunſt nicht einmal blos um die Kunſt und den guten Geſchmack zu thun. Denn wie die Bühne in ihrer Veredlung durch die Sorgfalt des Staates von den herrlichſten fruchtbarſten Wirkungen auf die allgemeine Nationalkultur iſt, ſo kann ſie dagegen auch in ihrer Verwahrloſung von Seiten der Regierungen allerdings dergeſtalt ausarten, daß ſie zu der gemeinſten und geiſtloſeſten, mithin verderblichſten, Zeittödtung herabſinkt, indem ſie dem Wohlgefallen am Schlechten, das dann bald mit zügelloſer Frechheit losbricht, alle Pforten öffnet. Dieſe demagogiſche Gewalt der Schauſpielkunſt im Guten und Böſen, die ſchon oft den Wunſch, ſelbſt einſichtsvoller Staatsmänner, erregt hat, daß das Theater eben deshalb, und insbeſondere in Rückſicht auf Deutſchland und die gegenwärtige Zeit, in der ſie zur Erhebung und Erhaltung deutſchen Volksſinnes, in jedem einzelnen Staate unſeres Vaterlandes, wie im Ganzen, ſo erfolgreich benutzt werden könnte,*) wieder zu einer Nationalangelegenheit, wie im Alterthum, erhoben werden möchte, hat nun freilich von jeher auch die Aufmerkſamkeit der Geſetzgeber auf das Schauſpiel gerichtet und durch mancherlei Anſtalten

---

*) Wie beklagenswerth mußte es nicht für jeden redlichen Freund der Kunſt und des Vaterlandes ſeyn, daß die großen, Deutſchem Gedächtniß ewig denkwürdigen Ereigniſſe unſerer jüngſten vaterländiſchen Geſchichte, die allgemeine herrliche Begeiſterung der Deutſchen in den Jahren 1812 — 1815, die erhabenen Geſtalten, welche die erſte Hälfte des verfloſſenen Jahrzehnds über die Bühne der Welt ſchreiten ſah, in einer Zeit, wo doch

ſonſt Alles zur Erweckung und Belebung deutſcher Volkskraft verſucht ward, nicht auch von den dramatiſchen Dichtern unſerer Nation, als ein ſo würdiger, reichhaltiger und dankbarer Stoff, für „die Bretter, welche die Welt bedeuten“ benutzt worden ſind. Gerade dieſe Zeit, die thatenſchwerſte vielleicht in der ganzen Geſchichte unſeres Vaterlandes, gerade dieſer Gegenſtand, die Befreiung Deutſchlands und Europa's vom Despotismus Napoleon's, verdiente vor Allem von der Bühne unſeres Volks würdig gefeiert zu werden! Aber gerade von unſern ſogenannten Nationaltheatern geſchah für die Feier dieſes großen Moments Nichts, als die Aufführung des Gähnen erregenden Erwachen des Epimenides, und einiger trivialen Poſſen von Kotzebue (keine Dramen, ſondern Tramae, ſcil. putridae), wie die Rückkehr der Freiwilligen u. ſ. w., worin ſich die handelnden Perſonen über die heimkehrenden deutſchen „Krüppel“ — luſtig machen! In dieſer Beziehung erfüllte ſich denn damals fürwahr buchſtäblich Schiller's mahnendes Wort:

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht!“

Um ſo ſchmerzlicher aber zu beklagen war es nur, daß gerade Er, der dies geſprochen, dieſen Moment des Jahrhunderts, deſſen „Antritt“ er, in ſo ergreifender Klage beſungen — nicht mehr erlebte! Welche Verherrlichung auf unſerer vaterländiſchen Bühne hätte die wiedererrungene deutſche Freiheit von dem Dichter des Wilhelm Tell nicht zu hoffen gehabt?

ten hat man geſucht, jenem gefährlichen Mißbrauche vorzubeugen. Allein dieſer Zweck wird, wie uns leider die tägliche Erfahrung lehrt, niemals vollſtändig erreicht werden, ſo lange jene Aufmerkſamkeit blos auf das Aeußere, Polizeiliche, gerichtet iſt, und die Theater in Betreff ihres Innern, des Aeſthetiſchen, lediglich der willkürlichen Verwaltung ihrer Unternehmer und Directoren, ohne alle weitere Aufſicht des Staates, als die bloße Vorſchrift unſerer gewöhnlichen Cenſurgeſetze iſt, überlaſſen ſind. *) — Den Directoren einer ganzen pädagogiſchen Provinz hätte es alſo wohl ungleich beſſer geziemt, über die wichtige Beziehung des Theaters zum Staate (die ſelbſt Rouſſeau in ſo hohem Grade anerkannte, daß er behauptete: „verderbte Völker bedürfen guter Schauſpiele, um wieder gut zu werden“) reiflich nachzudenken, und es dieſem Verhältniß gemäß, in politiſcher, ſittlicher und äſthetiſcher Hinſicht, auszubilden; als es auf

---

*) Für Leſer, denen dieſer Gegenſtand ein beſonderes Intereſſe gewährt, bemerke ich, daß ſie darüber mehr geſagt finden können, in meinen dramaturgiſchen Abhandlungen: Ueber die Pflichten der Theaterdirectionen in Betreff der Theaterrepertoirs, in Herrn Profeſſor Levezow's dramaturgiſchem Wochenblatt von Berlin, 1815. Nr. 20.; Ueber das Pariſer Theaterweſen, in Herrn Profeſſor Gubitz Geſellſchafter, Juliheft 1819, und Ueber den Verfall der tragiſchen Bühne in Deutſchland, in der Zeitung für die elegante Welt, 1816. Nr. 220 bis 225. Auch meine Parodie der Schiller'ſchen Capuzinerpredigt im Wallenſtein, in eine Theaterbußpredigt, (Zeitung für die elegante Welt, 1815. Nr. 191 u. 192) bezieht ſich hierauf.

ein ſo ſeichtes und nichtiges Urtheil hin, ganz aus ihrem Kreiſe zu verbannen; zumal da ſie doch diejenigen ihrer Zöglinge, die Beruf und Neigung zur Schauſpielkunſt beſitzen, den Gefahren des Theaters, wie es im jetzigen leidigen Zuſtande ſeiner argen Verwahrloſung von Seiten des Staates iſt, auf eine ſo unphilanthropiſche, ja unbarmherzige Weiſe, Preis geben.

Die dritte eigenthümliche Trefflichkeit dieſer pädagogiſchen Provinz ſoll auf einem neuen Syſtem der Religions- und Sittenlehre beruhen. Aber leider wird uns dieſes, höchſt paradoxe, Syſtem nicht mit ſyſtematiſcher Klarheit und Vollſtändigkeit, ſondern auch wieder nur im Nebel Göthe'ſcher Myſtik, bruchſtückweiſe, und unter manchem abermaligen geheimnißvollen Rückhalt, vorgelegt. Denn ſowohl der Aufſeher, zu dem Wilhelm in dieſem pädagogiſchen Utopien zuerſt gelangt, als auch die Dreie, welche „zuſammen wieder den Obern vorſtellen,“ und endlich dieſer Obere ſelbſt, behalten bei ihren Mittheilungen an Wilhelm Mehreres in petto, was auch bei der Erzählung ſeines zweiten Beſuches in der Provinz (obſchon er beim erſten auf die volle Aufklärung alles ihm noch Räthſelhaften, ausdrücklich dorthin verwieſen wird), ihm und dem Leſer verſchwiegen bleibt. Schon dieſe Zerſtückelung der Darſtellung in zwei, an ganz verſchiedenen Orten eingeſchalteten Hälften, erſchwert die klare Anſicht des ohnehin ſo fragmentariſch und verwickelt zuſammengeſtellten paradoxen Ganzen noch um ein Bedeutendes mehr. Ueberhaupt aber haben wir es hier abermals mit einer geheimnißvollen Geſellſchaft, wie die des wandernden Bandes, und jener maureriſchen, in dem alten Thurm von Lothario's Schloſſe, die wir ſchon aus den Lehrjahren kennen, zu thun; und der Aufſeher der pädagogiſchen Provinz, von dem (ſo viel er für gut findet) Wilhelm zuerſt über dieſelbe belehrt wird, erklärt dieſem S. 159 auch gleich im Voraus: „daß das Geheimniß ſehr große Vortheile hat; denn wenn man dem Menſchen gleich und immer ſagt, worauf Alles ankommt, ſo denkt er — es ſei Nichts dahinter.“ — Nach dieſer überaus naiven Erklärung jenes Aufſehers einer pädagogiſchen Anſtalt, müſſen wir denn auch ihm, wie den Dreien und ihrem Obern, das volle Zeugniß geben, daß ſie es ſammt und ſonders meiſterhaft verſtanden, gerade das, worauf es eigentlich hier ankommt, unſerm Meiſter nicht geſagt zu haben; nur würden wir eben darum ihrer Pädagogik einen eigenen Sohn, ſchwerlich ſo leichten Sinnes, als er den ſeinigen, anzuvertrauen geneigt ſeyn. Da nun aber dem Leſer unglücklicherweiſe doch einmal nicht zu wehren ſteht, nach dem, worauf das, was er lieſt, „ankommt“ zu fragen; ſo müſſen wir ihn, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß er denken möge: „es ſei Nichts dahinter,“ auch über das Moral- und Religionsſyſtem der pädagogiſchen Provinz, ſo weit als es uns ſelbſt gelungen iſt, einen Weg in dieſem Nebel zu finden, ins Klare zu ſetzen ſuchen. Hierzu halten wir uns für um ſo mehr verpflichtet, als ſchwerlich auch nur einer noch, ſich in gleicher Maße, wie wir, der Mühe einer ſolchen Forſchung unterzogen haben wird; denn ſie läßt ſich füglich mit der

Arbeit einer verwickelten Actenunterſuchung vergleichen, wozu der Genuß eines Romans freilich ſonſt eben nicht zu veranlaſſen pflegt.

„Eins,“ ſagen die Dreie zu Wilhelm S. 168: „Eins bringt Niemand mit auf die Welt; und doch iſt es das, worauf Alles ankommt, damit der Menſch nach allen Seiten zu, ein Menſch ſei. Könnt ihr es ſelbſt finden, ſo ſprecht es aus!“ Aber unſer Meiſter, nachdem er ſich nur eine „kurze Zeit“ bedacht, ſchüttelte (wie ſchon öfter in dergleichen Fällen) den Kopf. Jene, nach einem „anſtändigen“ Zaudern, riefen: Ehrfurcht! Wilhelm ſtutzte, aber: „Ehrfurcht!“ hieß es wiederholt. „Allen (!) fehlt ſie, vielleicht Euch ſelbſt!“ — Nunmehr laſſen ſich die weiſen Dreie (immerfort, gleich dem Chor in Schiller's Braut von Meſſina, zuſammen ſprechend) folgendergeſtalt vernehmen: „Der Natur,“ ſagen ſie, „iſt wohl die Furcht, aber nicht die Ehrfurcht gemäß. Sich zu fürchten, iſt leicht, aber beſchwerlich. Ehrfurcht zu hegen, iſt ſchwer, aber bequem. Zur Ehrfurcht entſchließt ſich der Menſch ungern oder vielmehr nie (!). Es iſt ein höherer Sinn, der ſeiner Natur gegeben werden muß, und der ſich nur bei beſonders Begünſtigten entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter, gehalten hat. Nun giebt es aber eine dreifache Ehrfurcht, die wir unſern Zöglingen überliefern, und die, wenn ſie zuſammenfließt und ein Ganzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft und Wirkung erreicht, nämlich die Ehrfurcht 1) vor dem, was über uns iſt, vor Gott; 2) vor dem, was uns gleich iſt, vor dem Menſchen; und 3) von dem, was unter uns iſt, vor der Erde. — Auf dieſen drei Ehrfurchten beruhen nun auch die drei einzig ächten Religionen, nach den Objecten, gegen welche ſie ihre Andacht wenden. Keine Religion, die ſich auf Furcht gründet, wird bei uns geachtet. Die erſte Religion, welche auf der Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, beruht, nennen wir die ethniſche; denn es iſt die Religion der Völker und die erſte glückliche Ablöſung von einer niedern Furcht. Alle ſogenannte heidniſche Religionen, wozu die iſraelitiſche gleichfalls gehört, ſind von dieſer Art. — Die zweite Religion, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich iſt, nennen wir die philoſophiſche; denn der Philoſoph, der ſich in die Mitte ſtellt, muß alles Höhere zu ſich hinab, alles Niedere zu ſich herauf ziehen; und nur in dieſem Mittelzuſtande verdient er den Namen eines Weiſen. — Die dritte Religion, die auf der Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt, beruht, nennen wir die chriſtliche, weil ſich in ihr eine ſolche Sinnesart am meiſten offenbart. Es iſt ein Letztes, wozu die Menſchheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter ſich liegen zu laſſen, und ſich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, ſondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde ſelbſt und Verbrechen nicht als Hinderniſſe, ſondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen." — Wilhelm frägt nun natürlich, zu welcher von dieſen Religionen ſich dieſe Weiſen ſelbſt bekennen? Und ſie erwiedern: „zu allen dreien! denn ſie zuſammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor. Aus dieſen drei Ehrfurchten entſpringt die oberſte Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, und jene entwickeln ſich abermals aus dieſer, ſo daß der Menſch zum Höchſten gelangt, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieſer Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbſtheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.“ — Wilhelm erklärt hierauf, daß ihn ſolches Bekenntniß nicht befremde. „Es komm’,“ ſagt er, „mit Allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt; nur daß Euch dasjenige vereinigt, was Andere trennt.“ Aber die Dreie erwiedern ihm, daß dieſes Bekenntniß ſchon von einem großen Theil der Welt, doch unbewußt, ausgeſprochen werde. „Wie denn und wo?“ fragte Wilhelm. „Im Credo!“ riefen jene laut; „denn der erſte Artikel iſt ethniſch, und gehört allen Völkern; der zweite iſt chriſtlich, für die mit Leiden Kämpfenden und im Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeiſterte Gemeinſchaft der Heiligen, welches heißt: der im höchſten Grade Guten und Weiſen. Sollten daher die drei göttlichen Perſonen unter deren Gleichniß und Namen ſolche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgeſprochen ſind, nicht billigermaßen, für die höchſte Einheit gelten?“ — —.

Das Alles klingt nun allerdings, als müſſe der Leſer jetzt wiſſen, worauf es ankomme. Allein *es klingt* auch nur ſo. „Sieht aus wie Philoſophie,“ würde unſer *Aſmus* ſagen, „iſt's aber nicht!“ Ja, es iſt nicht einmal *Logik*, ſondern vielmehr eine ſo wunderliche Zuſammenquirlung von paradoxem Nonſenſe', als uns fürwahr nur ſelten in dem Raiſonnement eines über Religion philoſophiren wollenden Schriftſtellers vorgekommen iſt. Gerade *das*, was den Menſchen zum Menſchen macht, ſoll ihm Gott nicht verliehen haben; denn die *Ehrfurcht* iſt es *allein*, worauf Alles ankommt, daß der Menſch nach allen Seiten zu ein Menſch ſei; und eben die Ehrfurcht nur bringt *Niemand* mit auf die Welt. *Allen* fehlt ſie, und doch iſt ſie *überall da*, in den Religionen *aller Völker* wie in der *pädagogiſchen Provinz*! Zur Ehrfurcht entſchließt ſich der Menſch ungern oder vielmehr *niemals*, denn Ehrfurcht iſt der menſchlichen *Natur nicht gemäß*, und doch iſt *ſie* es allein, wodurch der Menſch eben *ſeiner ganzen Natur gemäß*, ein Menſch iſt! Ehrfurcht zu hegen, iſt ſchwer, aber doch auch wieder — bequem! (alſo nicht ſchwer!) Ehrfurcht entwickelt ſich nur bei *beſonders Begünſtigten*, die man deshalb auch von jeher für Götter und Heilige gehalten hat (wozu denn doch wohl auch von Seiten *derer*, die ſie dafür halten, *Ehrfurcht* gehört?); aber — ſie fehlt doch *Allen*, Niemand bringt ſie mit auf die Welt; der Menſch entſchließt ſich zu ihr *niemals*, und doch iſt ſie wieder die Grundlage aller ethniſchen oder Völkerreligionen. Es giebt nur drei Ehrfurchten, aber doch auch wieder eine *vierte*, die — oberſte, in der die drei zuſammenfließen. Und es giebt nur drei einzig ächte Religionen, die aber, zuſammen, die wahre Religion doch erſt hervorbringen! — — ??

Wie in aller Welt, ſoll man ſich ſolche Widerſprüche löſen? Und wie ſteht es nun erſt mit dem Begriff und der Eintheilung aller dieſer Ehrfurchten und Religionen aus? Die Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, oder vor Gott, wird der Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, welche der Verfaſſer ausdrücklich die „oberſte“ nennt, untergeordnet. Eben ſo die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich iſt, oder vor dem Menſchen. In dieſer liegt ja aber ſchon der Begriff von der Ehrfurcht vor ſich ſelbſt; denn der Verfaſſer wird unter dieſem Ausdruck doch wohl nicht die Ehrfurcht, die jeder Einzelne für ſein werthes Ich hegen ſoll, als die oberſte aller Ehrfurchten, der ſelbſt die vor Gott unterzuordnen iſt, verſtanden wiſſen wollen? — Dieſe oberſte Ehrfurcht erklärt der Verfaſſer dahin, „daß der Menſch ſich ſelbſt für das Beſte halten dürfe, was Gott und die Natur hervorgebracht haben.“ Das ſteht nicht zu läugnen. Aber deshalb kann nicht dieſe Ehrfurcht die oberſte genannt werden, ſondern die vor „Gott und der Natur, eben weil ſie den Menſchen hervorgebracht haben,“ muß doch wohl die oberſte ſeyn. Endlich werden die zwei Ehrfurchten vor dem, was unter uns und uns gleich iſt, alſo die Ehrfurcht vor der Schöpfung, der Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, alſo der vor dem Schöpfer, coordinirt, und doch ſoll aus dieſen drei Ehrfurchten die vor ſich ſelbſt, d. h. vor einem Theile der Schöpſung, als die oberſte Ehrfurcht erſt „entſpringen!“ — Alle Ehrfurcht vor unſerm Göthe! aber man bekommt doch auf Ehre, Furcht vor der Ehre und Ehre vor der Furcht: dergleichen Goethiana über die Ehrfurcht mehr zu leſen!

Auf dieſe Ehrfurchten gründet nun der Verfaſſer ſeine drei einzig ächten Religionen, die „zuſammen eigentlich die wahre Religion hervorbringen.“ Aber alle dieſe Religionen ſind ja ſchon in der einen Ehrfurcht: vor dem was über uns iſt, d. h. in der Ehrfurcht vor Gott, begriffen. Und wie ſind nun jene vier Religionen wieder (nach den Objecten, gegen welche ſie ihre Andacht wenden) erklärt und eingetheilt! Die ethniſchen Religionen ſollen die ſeyn, die auf der Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, beruhen, und die Religionen der Völker (alſo die poſitiven Religionen) ſind; und gleichwohl wird die chriſtliche nicht zu dieſen ethniſchen Religionen gerechnet!*) Die philoſophiſche Religion (alſo die Vernunftreligion) wird diejenige genannt, die auf der Ehrfurcht vor dem, was uns gleich iſt, beruhe; folglich die Ehrfurcht vor dem, was über und unter uns iſt (d. h. die Ehrfurcht vor dem Schöpfer und der Schöpfung), nicht zu den Objecten der philoſophiſchen Religion gezählt; und die chriſtliche Religion wird als diejenige erklärt, die auf der Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt, d. h. vor der Erde, beruhe (womit man eher die ſinnlich-lebensheitere, des ethiſchen Princips ermangelnde, Religion der Griechen, als die über alles Irdiſche, Weltliche, Zeitliche und Sichtbare ſich vielmehr erhebende, und nur nach dem Ueberirdiſchen, Ewigen und Unſichtbaren, ſtrebende Chriſtliche, bezeichnen könnte), weil ſich in ihr, die, wie der Verfaſſer doch ſelbſt ſagt, „die Erde unter ſich liegen läßt und auf einen höhern Geburtsort beruft,“ eine ſolche Sinnesart am — meiſten offenbare! Alle dieſe Religionen, die der Verfaſſer die einzig ächten nennt, (wonach folglich alle ächt ſind; denn welche Religion kann es außer den drei genannten, der philoſophiſchen, chriſtlichen und den ſämmtlichen Völkerreligionen, noch geben?) ſollen endlich zuſammen, obſchon ſie die einzig ächten ſind, die wahre Religion doch eigentlich erſt hervorbringen. Aber dieſer Satz iſt offenbar, um einen wahren hervorzubringen, geradezu umzukehren. Denn alle Religionen, die der Völker wie die der Philoſophen, ſind ja vielmehr von der Anlage des Menſchen zur wahren Religion, d. h. der Idee eines Göttlichen, die Allen zum Grunde liegt, hervorgebracht worden. Unter der Hülle aller Religionen liegt, wie Schiller ſo treffend ſagt, die Religion ſelbſt. — Jene wahre Religion, die von der philoſophiſchen, chriſtlichen und ſämmtlichen Völkerreligionen erſt hervorgebracht werden ſoll, wird uns als diejenige, welche auf der Ehrfurcht — vor ſich ſelbſt beruht, erklärt. „Das klingt ſtreng idealiſtiſch! — Da ſich aber die Vorſteher der pädagogiſchen Provinz, obſchon ſie auch keine Kantianer ſind, zu nichts weniger als zum dogmatiſchen Idealismus bekennen, und ausdrücklich am Credo halten, ſo weiß man wieder ſchlechterdings nicht, wie man ſich dieſe Erklärung — erklären; und was dieſe wahre Religion (die auf der Ehrfurcht vor ſich ſelbſt beruht und durch die philoſophiſche, chriſtliche und die Religionen der Völker, hervorgebracht wird) eigentlich für eine Religion ſeyn ſoll? — Zu dieſer „wahren Religion" bekennen ſich nun die Vorſteher der pädagogiſchen Provinz, denn „ſie bekennen ſich zu allen dreien,*)" durch welche jene hervorgebracht wird. Alſo auch zu den ethniſchen oder ſämmtlichen Völkerreligionen! Gleichwohl ſagen ſie: „keine Religion, die ſich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet." Gründen ſich denn aber nicht alle Volksreligionen (ſelbſt die chriſtliche, mit ihrer Lehre von der ewigen Verdammniß und den Vorſtellungen von Teufel, Hölle und jüngſtem Gericht, nicht ausgenommen) zugleich auch auf die Furcht? Die Gottesfurcht? Ein Ausdruck, der vollkommen hiſtoriſch die Entſtehung und das Weſen aller Volksreligionen bezeichnet; denn allen liegt die Idee des Göttlichen unter der Vorſtellung eines zu liebenden und zu fürchtenden, aus Furcht und Liebe zugleich anzubetenden höchſten Weſens, zum Grunde; und ſie gerade iſt es, die von jeher alle Herrſchaft des Prieſter- und Pfaffenthums jeder Art, mit Opfern und Meſſen und jeglichem unchriſtlichen und chriſtlichen Aberglauben, über die Menſchheit gebracht hat. — Doch es iſt nicht einmal wahr, daß die Obern der pädagogiſchen Provinz ſich zu allen dreien der genannten Religionen bekennen; denn ſie glauben, wie man zuletzt erfährt, auf gut Supernaturaliſtiſch an die „hohe Lehre“ von der göttlichen Dreieinigkeit („im Credo,“ ſagen ſie, „wird unſer Bekenntniß ſchon von einem großem Theil der Welt, doch unbewußt, ausgeſprochen“), und ſo läuft dieſer ganze lange Galimathias über Ehrfurchten und Religionen am Ende auf nichts Beſonderes weiter (denn Ehrfurcht vor Gott und Menſchen wird ja in unſern wirklichen Pädagogiſchen Anſtalten auch noch gelehrt) als auf eine neue Erklärung des Credo hinaus, die, ſelbſt unerklärbar, uns nichts erklärt, als daß durch ſie Nichts erklärt wird.

---

*) Auf daß die Herren Theologen unter unſern Leſern uns nicht etwa den Einwurf machen, Göthe habe den Ausdruck ethniſch im neuteſtamentlichen Sinne des Wortes ἔθνος, gebraucht, wonach es alle Völker, die nicht Juden und Chriſten ſind, bedeutet; bemerken wir hier noch beſonders, daß er S. 180 ausdrücklich die israelitiſche Religion in ſeine ethniſchen mit einſchließt.

---

*) Gerade umgekehrt hat Schiller ſein Glaubensbekenntniß ausgedrückt in dem Diſtichon: „Mein Glaube."

„Welche Religion ich bekenne? Keine von Allen,
„Die Du mir nennſt! — Und warum keine? — Aus
Religion!"

„Fürwahr, viele Lehre
— — lehrt mancherley Neues und Wahres.
Wäre das Neue nur wahr, wäre das Wahre nur neu!“
Voß.

Wenn wir auch keinen Anſpruch auf wiſſenſchaftliche Vollſtändigkeit des Syſtems hier, in einem Roman, machen wollen, obſchon ſie, wenn, wie hier, ein neues Syſtem aufgeſtellt werden ſoll, billig überall ſtattfinden ſollte; ſo verſtehe es ſich doch wohl, daß man wenigſtens Klarheit der Ideen, Deutlichkeit, Richtigkeit, Beſtimmtheit und Natürlichkeit der Begriffe, Gründlichkeit der Beweiſe und lichtvolle Darſtellung, mit dem gegründetſten Rechte zu fordern hat. Von dem Allen aber findet ſich hier nur das gerade Gegentheil. Dieß zeigt ſich ſchon in dem, was der Verf. über die Geheimniſſe in der Religion ſagt. Daß er auf Geheimniſſe hält, dagegen iſt (ſo weit es keine offenbaren Lücken in ſeinem Roman zur Folge hat, dergleichen jedoch hier nur allzuhäufig ſtattfinden) nichts zu ſagen. Aber nur dürfen dieſe Geheimniſſe nicht in das, worauf es bei der Religion ankommt, geſetzt werden, denn dies würde eine gar arge Religionslehre geben. Nicht minder liegt die Fehlerhaftigkeit der Begriffe des Verf. in dem zu Tage, was er über die Natürlichkeit oder Unnatürlichkeit der Ehrfurcht im Menſchen lehrt. Hier iſt augenfällig der Unterſchied zwiſchen der reinen Anlage und ihrer Aeußerung nicht beachtet. Allerdings bringt der Menſch die Ehrfurcht, als wirkliches Gefühl, nicht mit auf die Welt, aber doch als Anlage, und dieſe wird dann wieder die Grundlage der Religion. Durch die Vernachläſſigung dieſes Unterſchiedes werden daher die Stellen: „Ehrfurcht bringt der Menſch nicht mit auf die Welt, ſie fehlt Allen" u. ſ.w., parador und ſcheinbar widerſprechend. Eine eben ſo halbwahre Behauptung liegt in dem Satze: „daß der Menſch ungern, oder vielmehr niemals, zur Ehrfurcht ſich entſchließe," und daß „Ehrfurcht zu hegen ſchwer aber bequem ſei." Die Ehrfurcht iſt ein Gefühl, und kein Gefühl iſt unmittelbar die Sache unſers Entſchluſſes; es kommt von ſelbſt, wenn die rechten Vorſtellungen da ſind

In ſofern könnte es freilich bequem (wenn dieſes bekannte Lieblingswort Göthe's kein unbequemes wäre) und, da das Gefühl der Ehrfurcht für die Willkür und den Trieb etwas Beſchränkendes, alſo Läſtiges hat, und nicht, wie die bloße Furcht, auf der ſinnlichen Natur, ſondern auf höhern Begriffen ruht, zugleich auch ſchwer genannt werden. Doch klaſſiſch geſagt iſt dies wenigſtens nicht." Völlig falſch aber iſt Alles, was der Verf. über die drei oder vier Ehrfurchten im Speciellen geſagt hat. Die Ehrfurcht kann wohl durch ſinnliche Gefühle erweckt werden, ſie ſelbſt aber iſt jederzeit ein ſittliches Gefühl, welches wir nur gegen freie, nach ethiſchen Geſetzen wirkende Weſen empfinden. Gegen die bloße Natur unter uns, empfinden wir die Ehrfurcht alſo gar nicht, gegen den Menſchen erſt, wenn deſſen ſittliche Natur erkannt iſt, und ſelbſt gegen Gott erſt dann, wenn die moraliſchen Prädikate deſſelben von uns anerkannt ſind. Außerdem wird Gott für den Menſchen eben ſo größtentheils ein Gegenſtand der egoiſtiſchen Hoffnung und Furcht ſeyn, wie der Menſch ſelbſt und die Natur. Nun iſt es zwar wahr, daß der Menſch überall eine gewiſſe Scheu, die von der egoiſtiſchen Furcht noch verſchieden iſt, empfindet, wo er etwas Uebernatürliches zu erblicken glaubt; es iſt wahr, daß dieſes Gefühl an verſchiedenen Gegenſtänden angeregt werden kann, ſowohl an der reinen Idee des heiligen Weltregierers, als an menſchlicher moraliſcher Erhabenheit und den Wirkungen des eigenen Gewiſſens, ſo wie auch an Naturgegenſtänden (ſofern der Menſch darunter zugleich etwas Höheres denkt); es iſt ferner wahr, daß der Menſch für dieſes ſein Gefühl, bald vorzüglich an dieſem, bald an jenem Gegenſtande hängen kann, und eben ſo wahr iſt es endlich, daß nur dann die vollkommene Religion eintritt, wenn er jeden einſeitigen Standpunkt verläßt, und überall ein göttliches oder heiliges Walten, zugleich mit Ehrfurcht gegen ſein Gewiſſen, anerkennt. Wie aber — ein Göthe, — die Religionen, die ſich nicht auch auf das, was über uns, ſondern bloß, auf das, was unter uns und uns gleich iſt, beziehen, — ächte Religionen nennen kann, da doch die Anerkennung eines höhern als des ſichtbaren und irdiſchen Daſeyns, zum Weſentlichen aller wahren Religion gehört; wie er das Charakteriſtiſche der philoſophiſchen Religion in einem Vermenſchlichen aller Dinge ſuchen kann, da doch der unendliche Abſtand des Menſchen von Gott und die große Verſchiedenheit der moraliſchen von den bloß phyſiſchen Weſen, gewiß von den meiſten Philoſophen gelehrt worden iſt und gelehrt werden muß; wie er ferner das Chriſtenthum, das bekanntlich für Alles hinweiſt auf Gott, in eine Verehrung deſſen, was unter dem Menſchen iſt, ſetzen, und wie er endlich dieſe höchſt confuſe und unhaltbare Lehre noch mit einer, geradezu ans Lächerliche grenzenden, philoſophiſchen Deduction des Myſteriums der Dreieinigkeit,*) aus den drei Auffaſſungsweiſen des Götlichen, welche in ihrer Vereinigung eine ausmachen (in der Erfahrung möchten ſie in unendlichen Nüancen vorkommen) — krönen kann? Dies iſt uns in Wahrheit völlig unbegreiflich, wenn wir nicht annehmen wollen, daß (obſchon er, bei der akademiſchen Feier ſeines Geburtstages am 28. Auguſt 1820. zu Jena, als „der ewige Sohn Gottes" beſungen worden) das Philoſophiren über Religion und die Kenntniß der Religionsgeſchichte ſeine — ſchwache Seite iſt." — Unſer Wilhelm Meiſter dagegen findet das Göthe'ſche Ehrfurchts- und Religionsſyſtem vortrefflich. „Ich danke," ſagt er S. 177 zu den Dreien, „daß Ihr mir dieſes, als einem Erwachſenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd ſind, ſo klar (?) und zuſammenhängend (?) ausſprechen wollet; und wenn ich nun zurückdenke, daß Ihr den Kindern dieſe hohe Lehre, erſt als ſinnliches Zeichen, dann mit einigem ſymboliſchen Anklang überliefert, und zuletzt die oberſte Deutung ihnen entwickelt, ſo muß ich es höchlich billigen."

---

*) Welcher Leſer von geſundem Menſchenverſtand möchte ſich nicht verſucht fühlen, den Horaziſchen Spruch: „Excludit sanos Helicone poëtas Democritus“ im buchſtäblichen Sinne auf dieſe Deduction unſres Dichters anzuwenden?

Von dem Cultus dieſer wunderlichen Religion der pädagogiſchen Provinz erfahren wir bloß, daß den Zöglingen derſelben, nach den verſchiedenen Graden ihrer Einſicht in jene Lehre, (ebenfalls gar wunderlich) „dreierlei Gebärden aufgelegt werden, welche die drei verſchiedenen Ehrfurchten und auf dieſen beruhenden Religionen ausdrücken ſollen. Die erſte Gebärde: „die Arme kreuzweis über die Bruſt, ein freudiger Blick gen Himmel," bezeichnet die Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt. „Das iſt," ſagen die Vorſteher, „was wir unmündigen Kindern auflegen, und zugleich das Zeugniß von ihnen ver-

verlangen, daß ein Gott da droben ſei, „der ſich in Eltern, Lehrern und Vorgeſetzten abbildet und offenbart.“ Die zweite Gebärde: „die auf den Rücken gefalteten, gleichſam gebundenen Hände, der geſenkte lächelnde Blick,“ deutet die Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt, an. Denn ſie ſagt: „daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe.“ Aus dieſer Stellung aber wird der Zögling bald möglichſt befreit, ſobald „die Lehre dieſes Grades genugſam auf ihn eingewirkt hat.“ Dann aber wird ihm geheißen, ſich zu „ermannen und, gegen Kameraden gewendet, nach ihnen ſich zu richten.“ Dies giebt die dritte Gebärde: „nun ſteht er ſtrack und kühn, nicht etwa ſelbſtiſch vereinzelt; nur in Verbindung mit ſeines Gleichen macht er Fronte gegen die Welt.“ Dieſe Stellung ſoll die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich iſt, ausdrücken. Von einer vierten Gebärde, welche nun auch die oberſte Ehrfurcht (die vor uns ſelbſt) und die darauf beruhende wahre Religion, den Glauben an die Dreieinigkeit, als die höchſte Stufe der Erkenntniß, zu der die Zöglinge der pädagogiſchen Provinz gelangen, zu erkennen gäbe, wird — nichts geſagt. Vielmehr läßt der Verf. (vermuthlich wieder, damit der Leſer nicht denken ſoll, es ſei Nichts dahinter) die Vorſteher ausdrücklich erklären, daß ſie „weiter nichts hinzuzufügen wüßten.“

Dieſe Gebärdenlehre iſt eben ſo paradox, aber um nichts vernünftiger als die Theorie der drei Ehrfurchten und Religionen ſelbſt, die dadurch mimiſch-plaſtiſch zur Anſchauung gebracht werden ſoll. Fürs Erſte widerſpricht ſie dieſer Theorie; denn in derſelben erſcheinen die drei Ehrfurchten coordinirt; hier aber, in der angegebenen Stufenfolge, einander übergeordnet. Ferner muß doch der Zögling, der ſich die zweite Ehrfurcht erworben, auch ſchon die erſte, und ſo derjenige, der die dritte erlangt hat, auch die erſte und zweite beſitzen! Sollen alſo jene Gebärden dieſe drei Grade der Erkenntniß vollſtändig ausdrücken, um, wie es S. 158 heißt, „ſogleich anzudeuten, auf welcher Stufe der Bildung ein jeder ſteht; ſo muß ja nothwendig der Zögling des zweiten Grades auch die Gebärde des erſten, und der des dritten Grades (der alle drei Ehrfurchten im Leibe hat) auch die Körperbewegung des erſten und zweiten machen, alſo zugleich nach oben, nach unten, und ſtrack geradeaus blicken; welches zu bewerkſtelligen freilich eins der ſchwierigſten Probleme der edeln Turnkunſt ſeyn dürfte. Doch einer ſucceſſiven Verrichtung, ſollten wir meinen, müßte er ſich wenigſtens unterwerfen. Erſt alſo die Arme kreuzweis über die Bruſt ſchlagend, einen freudigen Blick gen Himmel, werfen, dann, die Hände auf dem Rücken faltend, den Blick lächelnd zur Erde ſenken, und endlich — Fronte gegen die Welt machen. So würde er zugleich den ganzen Stufengang ſeiner Bildung in geſchichtlicher Folge bezeichnen, und der Zuſchauer bekäme nebenher noch das Schauſpiel eines förmlichen Cyklus von pantomimiſchen Darſtellungen! — Aber ohne Scherz: was kann denn überhaupt durch dieſe Gebärden für die Sache gewonnen werden? Durch Leibesbewegungen wird man doch wohl keinem Menſchen Ehrfurcht anbilden können? Welchen Nutzen ſollen ſie aber vollends dann haben, wenn ſie gar zu einer völlig bedeu tungsloſen, bloſs mechaniſchen Gewohnheit gemacht werden? Und daß ſie dieſe pädagogiſchen Poſſen dazu machen, geht nur allzuſprechend daraus hervor, daß ſie ihren Zöglingen dieſe Gebärden zugleich als Begrüßungshöflichkeiten gleich einem Complimentirbüchlein einſtudiren.

„Schon hatte," heißt es Seite 156, „Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannichfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerſchaft ein ſonderbares Anſehen gab; eben war er im Begriff, ſeinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wunderſamere Bemerkung ſich ihm aufthat: alle Kinder, ſie mochten beſchäftigt ſeyn wie ſie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten ſich mit beſondern, aber verſchiedenen, Gebärden gegen die Vorbeireitenden, und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgeſetzten galt: die Jüngſten legten die Arme kreuzweis über die Bruſt und blickten gen Himmel; die Mittlern hielten die Arme auf den Rücken und ſchauten lächelnd zur Erde; die Dritten ſtanden ſtrack und muthig: die Arme niedergeſenkt, wendeten ſie den Kopf nach der rechten Seite und ſtellten ſich in eine Reihe, anſtatt daß jene vereinzelt blieben, wo man ſie traf." — Des Lächerlichen nicht zu gedenken, was ſowohl das Einſtudiren dieſer Geſten (wie man an der Dreſſur von Rekruten zu Soldaten und mimiſchen Künſtlern ſehen kann) als der Anblick eines ſolchen ganzen Regiments von ſtummen Statiſten, die ſämmtlich a tempo vom Felde zuſammenlaufend, einem Vorbeireitenden die hier beſchriebenen Faxen vormachen, für den Zuſchauer wie für die Zöglinge ſelbſt, nothwendig haben müßte (vermag man doch ſchon die bloße Beſchreibung nicht ohne Lachen zu leſen); ſo kann doch offenbar bei einer ſolchen Scene, die uns eher in ein Bedlam oder Marionettentheater als in *eine* pädagogiſche Provinz zu verſetzen geeignet iſt, von nichts minder als dem Ausdruck und der Erweckung eines Gefühls von — *Ehrfurcht* die Rede ſeyn. So wenig wie eine Nonne, die gedankenlos, oder, noch ſchlimmer, vielleicht an ganz etwas *anderes* (z. B. mehr an einen Pater als das Pater noster) denkend, ihren Roſenkranz zwanzigmal des Tags maſchinenmäßig abzählt, dabei wahre Andacht hegt; ſo wenig wird ein ſolcher Knabe, der plötzlich, von der Arbeit, dem Spiel oder aus einem Streit mit ſeinem Schulkameraden weglaufend, ſich hinſtellen und, eine lebendige Gliederpuppe, jene Gebärden gerade ſo wie ein aus der Wachſtube plötzlich in's Gewehr gerufener Soldat ſein Exercice machen muß, dabei jedesmal ein wirkliches Gefühl von Ehrfurcht haben. Zudem wird noch S. 159 ausdrücklich bemerkt, daß dieſe Gebärden „den Kindern zwar nicht mit der höchſten, aber doch einer leitenden faßlichen Deutung“ auferlegt werden, und „daß ſie darüber weder mit Fremden noch unter einander ſelbſt — *ſchwatzen dürfen*, wodurch ſich die Lehre hundertfältig *modificire*.“ Dieſe Modificationen dürften denn ſonach gar oft wunderlich genug ausfallen. Uebrigens ſagt der Verf. ſelbſt, S. 446: „Verſchwiegenheit fordern, iſt nicht das Mittel ſie zu erlangen.“ Um wie viel weniger bei der lieben Schuljugend.

Wie viel Ehrfurcht aber ſelbſt der *Aufſeher*, vor der hohen Bedeutung dieſer Gebärden zeigt, lehrt uns das Späßchen, das er, im Angeſicht der Zöglinge, ſich darüber mit dem Felix macht. „Felix fragte munter: was für eine Stellung habe ich denn anzunehmen?“ und, ohne ihm ein Wort über den Sinn derſelben zu ſagen, erwiederte er ihm: „Auf alle Fälle zuerſt die Arme über die Bruſt und ernſthaft froh nach Oben geſehen, ohne den Blick zu verwenden.“ Der luſtige Felix macht nun das Kunſtſtück auf der Stelle, gleich darauf aber auch eine köſtlich naive Bemerkung, die eine ſo ſchlagende Satyre auf die ganze Farce iſt, daß man kaum begreift, wie der Verf. dieß nicht ſelbſt gefühlt hat. „Er gehorchte,“ heißt es S. 158; „doch rief er bald: dieß gefällt mir nicht ſonderlich, ich ſehe ja nichts da droben. Doch ja! rief er freudig, ein paar — Habichte fliegen von Weſten nach Oſten; das iſt wohl ein gutes Zeichen? Wienach Du's aufnimmſt, je nachdem Du Dich beträgſt, verſetzte der Aufſeher; jetzt miſche Dich unter ſie (unter die Habichte?), wie ſie ſich miſchen. Er gab ein Zeichen, die Kinder verließen ihre Stellung, ergriffen ihre Beſchäftigung, oder ſpielten wie vorher.“ — Und ſo iſt denn auch dieſe ganze Gebärdenlehre der pädagogiſchen Provinz nichts mehr und minder, als eine Spielerei,*) mit Grimaſſen, wodurch augenfällig anſtatt der Ehrfurcht nur vielmehr ein höhnender Spott damit in jedem Erziehungs-Inſtitut befördert werden würde, und welche noch überdies zu dem verdammenden Eifer, den jene weiſen Pädagogen, wie bereits bemerkt worden iſt, gegen das *Schauſpiel*, als eine „gefährliche *Gaukelei* und Gefühlserheuchelung" hegen, im ſchnurgeradeſten *Widerſpruch* ſteht. Auch ihre Betheurung, mit der ſie ſich gegen *Wilhelm* rühmen, daß unter *ihren* Zöglingen ſich *keiner* finde, der ſich entſchließen *könne*, mit erlogener Heiterkeit" (wie ſtünde es denn wohl, in Fällen, wo der Zögling zum Lächeln nicht aufgelegt iſt, mit dem *lächelnden Blick*?) „oder geheucheltem Schmerz, ein *unwahres*, dem *Augenblick nicht angehöriges* Gefühl zu erregen," iſt nach einer ſolchen Schauſpielerpoſſe, wie in dieſer Bildungsanſtalt mit der Religions- und Sittenlehre getrieben wird, *ſelbſt* nichts anders als eben — Gaukelei!

---

*) Die noch überdies zu den längſt veralteten zweckloſen, ja verderblichen pädagogiſchen Spielereien einer Zeit gehört, wo man von dem läppiſchen Grundſatz ausging, der Jugend das Wiſſen ſpielend beibringen zu müſſen, und welche jetzt, wo Schiller's gewichtiges Wort: „Ernſt iſt der Anblick der Nothwendigkeit“ von unſern aufgeklärteſten Schulmännern auch auf unſere Erziehungs- und Unterrichtskunſt, ſo recht und würdig angewendet wird, Gottlob hinter uns

Was die *Lehrmethode* der pädagogiſchen Provinz betrifft, ſo wird uns zuvörderſt in Hinſicht auf den *Religionsunterricht*, außer jener, auch mit hierzu gehörenden Ehrfurchtsgebärdenlehre, noch Folgendes mitgetheilt; Dieſer Unterricht findet in einer eigends dazu beſtimmten „runden oder vielmehr achteckigen Halle" mit mehreren damit verbundenen „Ge-

---

liegt. Aber ſelbſt *Baſedow's* gebackenes A B C von Pfefferkuchenteig, durch deſſen Verſpeiſen er den Kindern das Leſenlernen zu appliciren pflegte, iſt als ein Gedächtnißmittel, was ſich doch wenigſtens auf den guten Geſchmack und einen ſo ſoliden Grund und Boden, als der Magen iſt, gründet, noch ungleich zweckmäßiger als dieſe *Götheſchen* Ehrfurchtsparaden.

mäldegallerien,“ vermittelſt einer Verbindung des mündlichen Vortrags mit einer bildlichen Darſtellung ſtatt. Dieſe Idee iſt an und für ſich eine ungemein ſchöne, und hätte dem Verfaſſer zugleich Gelegenheit geben können, auch ſchöne Anſichten vom Verhältniß der Religion zur Kunſt zu entwickeln. Aber in der Art und Weiſe, wie er ſie ausgeführt hat, giebt er uns wieder die wunderlichſten und paradoxeſten Behauptungen. In der erſten Gallerie, die zur „Ueberlieferung der ethniſchen (auf der Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, beruhenden) Religion beſtimmt iſt, wird die in Bildern dargeſtellte Geſchichte des iſraelitiſchen Volkes (bis zur Zerſtörung des Tempels Jeruſalems) als „Haupt- und Muſterbild“ zum Grunde des Vortrags gelegt, und ſomit der Gott der Juden, als der Gott, der über allen Völkern iſt, erklärt. Warum? Darüber erklärt ſich der Verfaſſer S. 180 folgender Geſtalt. „Unter allen heidniſchen Religionen, und eine ſolche iſt die iſraelitiſche gleichfalls, hat dieſe große Vorzüge. Vor dem ethniſchen Richterſtuhle, (sic!) vor dem Richterſtuhl des Gottes der Völker, wird nicht (?) gefragt, ob es die beſte, die vortrefflichſte Nation ſei, ſondern nur ob ſie daure, ob ſie ſich erhalten könne. Das iſraelitiſche Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm ſeine Anführer, Richter, Vorſteher, Propheten, tauſendmal vorgeworfen haben; es beſitzt wenig Tugenden und die meiſten Fehler anderer Völker; aber an Selbſtſtändigkeit, Feſtigkeit, Tapferkeit (?), und wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähheit, ſucht es ſeines Gleichen. Es iſt das beharrlichſte Volk der

Erde; es iſt, es war, es wird ſeyn, um den Namen Jehova durch alle Zeiten zu verherrlichen.“ (Betrübte Ausſichten für die Berliner Geſellſchaft zur Beförderung des Chriſtenthums!) „Ein Hauptvortheil iſt die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie ſtehen ſo glücklich beiſammen, daß aus den *fremdeſten* Elementen ein *täuſchendes* Ganze entſteht.“ (Dieſe Bemerkung könnte auch den Wanderjahren zur Apologie gereichen.) „Sie ſind vollſtändig genug, um zu befriedigen, fragmentariſch genug, um anzureizen; hinlänglich *barbariſch*, um aufzufordern; hinlänglich zart, um zu beſänftigen; und wie manche andere entgegengeſetzte Eigenſchaften ſind an dieſen Büchern, an dieſem Buche, nicht zu rühmen! Noch ein Vortheil der iſraelitiſchen Religion aber iſt es, daß ſie ihren Gott in keine Geſtalt verkörpert, und uns alſo die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menſchengeſtalt“ (*alſo doch* eine Geſtalt!) „zu geben, auch im Gegenſatz die ſchlechte Abgötterei, durch Thiere und Unthiergeſtalten zu bezeichnen.“ — Da der Verfaſſer hier nur von ſeiner *ethniſchen* Religion ſpricht, d. h. von derjenigen, die auf der Ehrfurcht vor dem, was *unter* uns iſt, beruht, ſo dürfte er doch die Abbildung ſeines „*ethniſchen* Gottes“ in einer reſpektabeln *Thiergeſtalt*, ſo unpaſſend eben nicht finden.

In der *zweiten* Gallerie befinden ſich „die Bilder der zweiten heiligen Schriften, bis zum Scheiden des Meiſters von ſeinen Jüngern; denn das letzte dieſer Gemälde iſt die Darſtellung des Abendmahls. Hier wird die *philoſophiſche* Religion (die auf der Ehrfurcht vor dem, was *uns gleich* iſt, beruht) gelehrt. Denn „eine ſolche war die, welche Chriſtus lehrte und übte, ſo lange er auf der Erde umherging. Im Leben erſcheint er als ein wahrer Philoſoph, als ein Weiſer im höchſten Sinne, er wagt ſich Gott gleich zu ſtellen, ja ſich für Gott zu erklären.“ (Hätte nicht Sokrates, der freilich kein Philoſoph war, der ſich für Gott erklärte, aber doch, nicht bloß im Leben, ſondern auch im Sterben, als ein Weiſer im höchſten Sinne erſcheint, hier auch ein Plätzchen verdient?) „Die Gemälde dieſer Gallerie ſtellen weder Thaten noch Begebenheiten, ſondern Wunder (wie kommen denn die zur philoſophiſchen Religion?) und Gleichniſſe dar. Durch Wunder und Gleichniſſe wird eine neue Welt („das iſt deine Welt, das heißt eine Welt!“ ſagt Göthe's Fauſt) aufgethan. Jene machen das Gemeine außerordentlich, dieſe das Außerordentliche gemein. Dieſe Worte haben einen natürlichen, obgleich tiefen Sinn. Es iſt nichts gemeiner und gewöhnlicher als Eſſen und Trinken, außerordentlich dagegen einen Trank zu veredeln (in unſerer Zeit iſt das eben nichts Außerordentliches mehr; man denke nur an die Thüringer Weine, die zu Burgunder, und die Surrogate, die zu Kaffee veredelt werden), eine Speiſe zu vervielfältigen, daß ſie für eine Unzahl hinreiche.“ (Das will allerdings etwas ſagen, und wäre auch, namentlich für unſere Zeit, etwas gar Wünſchenswerthes.) „Es iſt nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber dieſe durch geiſtige, oder geiſtigen ähnliche Mittel (NB. der Verfaſſer verſtehe darunter keine Spirituoſa!) aufheben, lindern, iſt außerordentlich.“ (Um wie viel außerordentlicher noch, wenn es gar durch geiſtliche Mittel, wie die des Fürſten von Hohenlohe, geſchieht) „Und eben daher entſteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und Außerordentliche, das Mögliche und Unmögliche Eins werden.“ (Sollte nicht vielmehr das Unmögliche des Wunders daher entſtehen?) „Bei dem Gleichniſſe, bei der Parabel, iſt das Umgekehrte: Hier iſt der Sinn, die Einſicht, der Begriff das Hohe, das Außerordentliche und das Unerreichbare. Wenn dieſer ſich in einem gemeinen, gewöhnlichen, faßlichen Bilde verkörpert, ſo daß er uns als lebendig, gegenwärtig, wirklich entgegentritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, feſthalten, mit ihm wie mit unſers Gleichen umgehen können: das iſt denn auch eine zweite Art von Wunder, und wird billig zu jenen erſten geſellt, (!) ja vielleicht noch ihnen vorgezogen. Hier iſt die lebendige Lehre ausgeſprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es iſt keine Meinung über das, was Recht oder Unrecht iſt; es iſt das Rechte oder Unrechte unwiderſprechlich ſelbſt.“ — Dieſe Definition der Parabel dürfte ſchwerlich auf alle, am wenigſten aber auf des Verfaſſers eigene Parabeln, — (S. die Cotta'ſche Ausgabe von Göthe's Werken, 2ter Bd. S. 193–208) — anwendbar ſeyn. Nehmen wir z. B. folgende bekannte Parabel Göthe's vom Recenſenten:

„Da hatt' ich einen Kerl zu Gaſt,
Er war mir eben nicht zur Laſt;
Ich hatt' juſt mein gewöhnlich Eſſen,
Hat ſich der Kerl pumpſatt gefreſſen,
Zum Nachtiſch, was ich geſpeichert hatt,
Und kaum iſt mir der Kerl ſo ſatt;
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,

Ueber mein Eſſen zu raiſonniren:
„„Die Supp' hätt' können gewürzter ſeyn,
Der Braten brauner, firner der Wein.““
Der Tauſendſakerment!
Schlagt ihn todt den Hund! Es iſt ein Recenſent!“

Hier will doch Göthe ſelbſt, mit dem Begriff (Recenſent) offenbar nichts weniger als etwas „Hohes, Außerordentliches und Unerreichbares“ andeuten; die *Bilder* vom Kerl, Tauſendſakerment und Hund aber, worin er dieſen Begriff *faßlich* verkörpert hat, wird er wohl eben ſo wenig *ſolche* Bilder nennen mögen, mit denen er, wie mit „Seines Gleichen“ umgehen kann? Uebrigens iſt ein Gleichniß niemals ein *Urtheil*, aber doch dem Urtheil unterworfen, und dürfte alſo wohl nicht „eine Lehre, die keinen Streit erregt,“ genannt werden können. So ließe ſich z. B. gleich mit dem Verf. über das Gleichniß vom Gleichniſſe ſelbſt, das er mit einem *Wunder* vergleicht, ſtreiten. Denn viele Leſer werden dieſes Gleichniß für ein *hinkendes* erklären.

Die *dritte* Gallerie, die der Lehre von der *chriſtlichen* Religion, welche auf der Ehrfurcht vor dem, was *unter uns* iſt, beruht, geweiht iſt, und das *Heiligthum des Schmerzes* genannt wird, weil ſie die bildlichen Darſtellungen des Leidens und Todes Chriſti enthält,*) bekommt *Wilhelm* — *nicht zu ſehen.*

---

*) Bei dieſer Gelegenheit macht *Göthe* eine vortreffliche, äſthetiſch und moraliſch vollkommen wahre, uns aus der Seele geſprochene, Bemerkung über die *bildliche Behandlung* dieſes Gegenſtandes. „Wir machen“ läßt er den Aelteſten ſagen, „hieraus kein Geheimniß; aber wir ziehen einen *Schleier* über dieſe Leiden,

„Für diesmal“ (heißt es S. 191) „kann ich Euch nichts weiter zeigen, ſagte der Aelteſte; mehr laſſen wir unſere Zöglinge nicht ſehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was ihr bis jetzt durchlaufen habt;“ (Und doch müſſen die Zöglinge auch die Gebärden dieſer dritten oder der chriſtlichen Religion machen!) „das Aeußere, allgemein Weltliche einem Jeden von Jugend auf, das Innere, beſonders Geiſtige und Herzliche nur denen, die mit eigener Beſonnenheit heranwachſen, und das Uebrige, was des Jahres nur Einmal eröffnet wird, kann nur denen mitgetheilt werden, die wir entlaſſen. Jene letzte Religion“ (in der, oben angeführten, Stufenfolge der Gebärdenlehre iſt ſie die zweite), „die aus der Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt, entſpringt; jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen, geben wir einem Jeden nur ausſtattungsweiſe in die Welt mit, damit er wiſſe, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein ſolches Bedürfniß ſich in ihm regen ſollte. Ich lade Euch ein, nach Verlauf

---

eben weil wir ſie ſo hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüſt und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszuſetzen, die ihr Angeſicht verbarg, als eine ruchloſe Welt ihr dieß Schauſpiel aufdrang; mit dieſen tiefen Geheimniſſen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu ſpielen, zu tändeln, zu verzieren, und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigſte gemein und abgeſchmackt erſcheint.“ Hätte er dieſe richtige Anſicht doch nur auch bei ſeinen Ehrfurchtsgebärden, durch die gleichfalls das Würdige abgeſchmackt gemacht wird, vor Augen gehabt.

eines Jahres wieder zurückzukehren, unſer allgemeines Feſt zu beſuchen, und zu ſehen, wie weit Euer Sohn vorwärts gekommen; alsdann ſollt Ihr auch in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden." — Als aber Wilhelm, dieſer Einladung zufolge, nach Verlauf eines Jahres, in die pädagogiſche Provinz zurückkehrt, wo er ſeinen Sohn (das Italieniſche abgerechnet) mehr aufwärts (aufs Pferd nämlich), als vorwärts gekommen findet, iſt von dieſer ihm verhießenen Einweihung in das Heiligthum des Schmerzes, mit keinem Worte die Rede; und können wir alſo auch unſern Leſern nichts weiter davon berichten. Einer vierten Gallerie aber, in welcher die oberſte, wahre Religion (welche ſich auf die Ehrfurcht vor uns ſelbſt und die bereits bemerkte philoſophiſche Deduction des Myſteriums der Dreieinigkeit gründet) gelehrt wird, hat der Verfaſſer — gar nicht erwähnt. Dies gehört alſo, wie auch die für dieſe oberſte Religion fehlende Gebärde, mit zu dem — „Ermangelnden," was der Leſer „ſich ſelbſt auszubilden" belieben ſoll. — —

In Anſehung des Sprachunterrichts gehen die Vorſteher der pädagogiſchen Provinz von ihrem ſonſtigen Antagonismus gegen encyklopädiſche Bildung ſo ganz und gar ab, daß ſie vielmehr wahre Univerſal-Sprachgenies aus ihren Zöglingen zu bilden, beſtrebt ſind. „Hiezu wurden wir," ſagen ſie, „dadurch beſtimmt, daß aus allen (!) Weltgegenden Jünglinge ſich hier befinden; um zu verhüten, daß ſich nicht, wie in der Fremde zu geſchehen pflegt, die Landsleute vereinigen (wie z. B. in den akademiſchen Landsmannſchaften!) und, von den übrigen Nationen abgeſondert, Parteien bilden (die in unſerer Zeit leicht zu demagogiſchen Umtrieben Anlaß geben können); — ſo ſuchen wir, durch freie Sprachmittheilung, ſie einander zu nähern.“ (Die Vereinigungen der Landsleute in der pädagogiſchen Provinz dürften durch dieſes Mittel wohl ſchwerlich verhindert werden, wie man eben an unſern akademiſchen Landsmannſchaften ſieht, die doch ſämmtlich nur Eine Mutterſprache, die deutſche, haben. Oder dehnt etwa der Verf. jenen Grundſatz gar auch auf die Dialekte aus? Dann müßte freilich zur Verhütung von Parteien und demagogiſchen Umtrieben auf unſern Univerſitäten, höhern Orts der ſtudierenden Jugend unſeres lieben Vaterlandes verordnet werden, daß die kuten Sachſen und die juten Brandenburger ſich auch der weſtphäliſchen, ſchwoabiſchen, boieriſchen, mitleipziſchen u. a. deutſchen Mundarten, ſo wie die Weſtphalen, Schwaben, Baiern, Pfälzer u. ſ. w. gegenſeitig aller dieſer Dialekte, ernſtlichſt, und zwar ſchon auf der Schule befleißigten; denn ſind ſie einmal Füchſe, kommt dieſe Vorſichtsmaßregel zu ſpät. Doch für's Erſte wollen wir nur wünſchen, daß unſre Studierenden ſich in dem mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck eines guten und reinen Hochdeutſch beſtens befeſtigen mögen!) „Am nothwendigſten aber wird eine allgemeine Sprachübung, wegen unſres alljährlichen großen Marktfeſtes, weil hier jeder Fremde in ſeinen eignen Tönen und Ausdrücken genugſame Unterhaltung, beim Feilſchen und Markten aber alle Bequemlichkeit gern finden mag.“ (Alſo nicht um der Sprachenkunde ſelbſt, ſondern um des Jahrmarktes der pädagogiſchen Provinz willen, müſſen die Zöglinge die Sprachen aller Weltgegenden lernen! Das kommt uns, um uns auch einmal des Wunders der Parabel zu bedienen, gerade ſo vor, als wenn die Schüler des Halleſchen Waiſenhauſes, weil es eine eigene Apotheke hat, ſich ſämmtlich auch in der Apothekerkunſt „befähigen“ müßten.) „Damit jedoch keine babyloniſche Sprachverwirrung, keine Verderbniß entſtehe, wird das Jahr über, monatweiſe nur eine Sprache im Allgemeinen geſprochen; nach dem Grundſatze, daß man nichts lerne, außerhalb des Elements, welches bezwungen werden ſoll.“ (Wie dieſe pädagogiſchen Weiſen es in's Werk richten, daß ihre Zöglinge ſämmtlich einen Monat Hebräiſch, den andern Spaniſch, den dritten Arabiſch u. ſ. f. ſprechen, wird leider nicht beſchrieben.) „Zeigt jedoch einer der Unſrigen zu dieſer oder jener Sprache beſondere Neigung, ſo iſt auch mitten in dieſem tumultvoll ſcheinenden Leben, das zugleich ſehr viel ruhige, müßig-einſame, ja langweilige (iſt, beſonders bei dem Mangel eines Theaters, zu glauben!) Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht geſorgt.“ (Daran fehlt es denn auf unſeren Gymnaſien und Univerſitäten doch auch nicht!) „Ihr würdet unſere reitenden Grammatiker,*) unter welchen ſogar einige Pedanten

---

*) **Wilhelm**, der bei dem Wiederſehn ſeines Felix als eines Pferdejungen, „abermals ein Beiſpiel ausſchließlicher Bildung und Lebensleitung,“ die einen Hauptgrundſatz der pädagogiſchen Provinz bildet, „erfuhr,“ wünſchte nämlich zu wiſſen: „worin man die Zöglinge ſonſt noch übe, um zu verhindern, daß bei ſo

ſind, aus dieſen bärtigen und unbärtigen Centauren wohl ſchwerlich herausfinden. Euer Felix hat ſich zum Italieniſchen beſtimmt, und Ihr ſolltet ihn in der Langenweile des Hüterlebens gar manches Lied zierlich und gefühlvoll vortragen hören. Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit iſt mit auslangendem Unterricht weit verträglicher als man denkt.“ Hiermit ſchließt dieſer, die Sprachbildung betreffende Abſchnitt; *) und auch wir ſprechen unſer Amen dazu, indem wir nur noch dieſen linguiſtiſch-poetiſch-muſikaliſchen Roßkämmen und

Foh-

---

wilder, gewiſſermaßen roher Beſchäftigung, Thiere nährend, der Zögling nicht ſelbſt zum Thiere verwildere. Und ſo war es ihm denn ſehr lieb, zu vernehmen, daß gerade mit dieſer gewaltſam und rauh ſcheinenden Beſtimmung die zarteſte von der Welt verknüpft ſei, die Sprachübung und Ausbildung nämlich.“

*) Bibelkundige Leſer wird der Vorzug, den die pädagogiſche Provinz darin allerdings vor allen andern Erziehungsanſtalten behauptet, daß ihre Zöglinge in allen Sprachen reden, an folgende Stellen im zweiten Kapitel der Apoſtelgeſchichte erinnern: „Und man ſahe an ihnen die Zungen getheilet als wären ſie feurig. — Und fingen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geiſt ihnen gab auszuſprechen. — Da nun dieſe Stimme geſchach, kam die Menge zuſammen und wurden beſtürzt; denn es hörete ein jeglicher, daß ſie mit ſeiner Sprache redeten. — Sie entſatzten ſich aber Alle und wurden irre, und ſprachen einer zu dem Andern: „Was will das werden?“ — Vielleicht hat die Ausgießung des heiligen Geiſtes den Verf. bei ſeiner philoſophiſchen Deduction des Myſteriums der Dreieinigkeit, ſelbſt erſt auf dieſe, die Sprachbildung betreffende, pädagogiſche Idee geleitet.

Kohlenhütern, einen reitenden Grammatiker, der nicht Pedant iſt, wie unſer berühmter Hermann zu Leipzig; der geſammten pädagogiſchen Provinz aber die baldigſte Acquiſition eines ſo behenden Sprachlehrers, als wir einen kennen, der in einem einzigen Semeſter, und in nicht mehr als einer Stunde wöchentlich, eine „notitiam et historiam linguarum totius terrarum orbis“ vorzutragen im Stande iſt, von Herzen wünſchen.

Der Unterricht in der Muſik wird in „anmuthig-vereinzelten, umbuſchten Hütten“ ertheilt, die auf „den Hügeln zierlicher, mit kleinen ſchlanken Wäldern, ſanften Bächen, und hie und da mit einem bemooſten Fels geſchmückter, Thäler, ſo weit aus einander liegen, daß weder Töne noch Mißtöne (ſind doch immer auch Töne!) ſich wechſelſeitig erreichen können.“ Beſonders die Mißtöne der Anfänger ſind in „gewiſſe Einſiedeleien und Wüſten verwieſen, wo ſie Niemanden zur Verzweiflung bringen.“ Dieſe, übrigens ſehr löbliche, von einer (für die Kunſt, in allen Staaten höchſt wünſchenswerthen) äſthetiſchen Polizei zeugende, Einrichtung, erinnert an die Anekdote von einem Waldhorniſten, der, weil ihn ſein Wirth mit ſeinen muſikaliſchen Uebungen ins Hinterhaus verwies, ſeinen Bekannten, die ihn fragten, warum ſie ihn nicht mehr blaſen hörten, zu ſagen pflegte: „ich blaſe nun hinten hinaus.“ — Ganze Concerts werden in „einem weiten, rings umbauten und umſchatteten Raume“ (von einem Winter-Concertlocale, das dem Verf. hätte Gelegenheit geben können, über akuſtiſche Bauart zu ſprechen, wird nichts geſagt) ausgeführt, in welchem ſich, einander gegenüber, zwei Orcheſter befinden: ein großes für die wirklich Spielenden, und ein kleines für diejenigen „jüngern und ältern Schüler, die noch nicht vermögen oder nicht wagen mit ins Ganze zu greifen.“ Dieſe müſſen blos „ihre Inſtrumente bereit halten, ohne ſpielen zu dürfen.“ Ob ſie auch die Noten nachleſen müſſen, wird nicht gemeldet, aber: „mit Antheil bemerkte man, wie ſie gleichſam auf dem Sprunge ſtanden, und hatte zu vernehmen (sic!), ein ſolches Feſt gehe ſelten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent ſich plötzlich entwickele.“ Die Obern dieſes pädagogiſchen Eldorado's ſcheinen alſo, ungeachtet ihres Haſſes gegen das Schauſpiel, doch viel auf Mimik zu halten; denn nicht blos die drei Ehrfurchten, ſondern auch die Muſik laſſen ſie durch Pantomime ausdrücken. Dürfte aber der komiſche Anblick eines ſolchen mimiſchen Orcheſters von auf dem Sprunge ſtehenden (Karpfen, die nach einem ſchwimmenden Biſſen ſchnappen, vergleichbaren) Muſikanten, das andere reale Concert, vis-à-vis, bei welchem wirklich gegeigt und geblaſen wird, ſo wie das Auditorium deſſelben, nicht mitunter ſtören? — Sonſt wird über Inſtrumentalmuſik nichts weiter bemerkt. Der Geſang aber iſt „die erſte Stufe der Bildung, woran ſich alles Andere anſchließt, und wodurch alles Andere vermittelt wird.“ Eine Oper ſollte die pädagogiſche Provinz ſonach doch wenigſtens haben, zumal da von den „Gefahren der Schauſpielkunſt“ bei der Oper (die vielmehr, wie Müllner bemerkt hat, der Todſchlag dieſer Kunſt iſt) bekanntlich nichts zu beſorgen ſteht. „Der einfachſte Genuß,“ ſagt der Aufſeher, S. 162, „ſo wie die einfachſte Lehre, werden bei uns durch Geſang belebt und eingeprägt, ja, ſelbſt was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Geſanges mitgetheilt." — Wahrſcheinlich alſo werden die Gemälde der erwähnten Bildergallerieen, ungefähr wie es die Guckkaſtenträger mit ihrem: „Raritäten ſind zu ſehn" zu machen pflegen (verſteht ſich, nur in edlerem Styl!), ſingend erklärt. — „Andere Vortheile zu ſelbſtthätigen Zwecken verſchwiſtern ſich ſogleich; denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche ſie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel ſchreiben zu lernen, und nach Anlaß dieſer Zeichen ſodann in ihrer Kehle wieder zu finden (Peſtalozziſche Methode!), ferner den Text darunter zu fügen; ſo üben ſie zugleich Hand, Ohr und Auge, und gelangen ſchneller zum Recht- und Schön(?)ſchreiben als man denkt; und da dieſes Alles zuletzt nach reinen Maßen, nach genau beſtimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, ſo faſſen ſie den hohen Werth der Meß- und Rechenkunſt *) viel geſchwinder als auf jede (?) andere Weiſe.

---

*) Der Verf. hätte hier auch noch der „ſingenden Geographie," die ein weiland Magiſter Loſius ſchon im Jahre 1708 zu Hildesheim herausgab, und der 1818 bei Hartmann in Leipzig erſchienenen: „Nach den neueſten Friedensbeſtimmungen in Verſen bearbeiteten Erdbeſchreibung" des Hrn. Rektors Kaſtendiek (S. die Halleſche Allgem. Litteratur-Zeitung, 1818. Nr. 271.) erwähnen können. Schade übrigens, daß der für die Muſik ſo unempfängliche Leſſing ſeine Bildung nicht in der pädagogiſchen Provinz erhielt; er wäre gewiß noch ein ganz anderer Mann geworden!

Deshalb (!) haben wir denn unter allem Denkbaren die Muſik zum *Element* unſerer Erziehung gewählt; denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten." Von der Anwendung der Muſik auf die Bildung des Gefühls und der Phantaſie iſt alſo hier nicht die Rede, ſondern bloß von der pädagogiſchen Benutzung derſelben für den wiſſenſchaftlichen Unterricht. Aber wie kommen *dieſe* Pädagogen, welche die Schauſpielkunſt verdammen, weil „ſie ſich der übrigen *Künſte bedient*," dazu: gerade die *Muſik*, dieſe herrliche Kunſt, welche, mehr als jede andere, eine reine Kunſt des *Gefühls* iſt, und die ganze Macht ihres Zaubers auf das *Gemüth* des Menſchen richtet, zu einer Dienerin der — *Wiſſenſchaft* zu machen? Welcher wahre Kenner der Tonkunſt muß es nicht ſchon an *Haydn's* Schöpfung und Jahreszeiten tadeln, daß die mahlende und beſchreibende Muſik darin, zur *Darſtellung* von Erſcheinungen, gemißbraucht worden, da der Muſiker nur die Theilnahme des menſchlichen Gemüths am Leben und ſeinen Erſcheinungen ausdrücken darf? Und hier ſoll die Tonkunſt gar zur Lehrerin der Meß- und Rechenkunſt, ja ſelbſt der Orthographie und Kalligraphie herabgewürdigt werden! — Sollten nicht *Orpheus* und der *Hameln'ſche Rattenfänger* (den *Göthe* doch ſelbſt ſo allerliebſt beſungen hat) den pädagogiſchen Werth der Muſik ungleich beſſer begriffen haben?

Mit dem Unterricht in der *Muſik* und dem *Geſange*, der, als „das Element und die erſte Stufe aller Bildung, woran ſich alles *Andere* anſchließt," *allen* Zöglingen ertheilt wird, iſt zugleich eine *allge-*

meine Anleitung zur — Dichtkunſt, und zwar bei den Zöglingen, die ſich vorzugsweiſe der Tonkunſt widmen, „von der lyriſchen Seite“ verbunden. „Hierbei,“ heißt es Seite 304, „kommt Alles darauf an, daß beide Künſte, jede für ſich und aus ſich ſelbſt, dann aber gegen und mit einander entwickelt werden. Die Schüler lernen beide in ihrer Bedingtheit (sic?) kennen; ſodann wird gelehrt, wie ſie ſich wechſelsweiſe bedingen und ſich ſodann wieder wechſelſeitig befreien. Der poetiſchen Rhythmik ſtellt der Tonkünſtler Takteintheilung und Taktbewegung entgegen.“ (Entgegen? Iſt denn die poetiſche Rhythmik etwas Anderes als Takteintheilung und Taktbewegung?) „Hier zeigt ſich aber bald die Herrſchaft der Muſik über die Poeſie; denn wenn dieſe, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer ſo rein als möglich im Sinne hat, ſo ſind für den Muſiker wenig Sylben entſchieden lang oder kurz; nach Belieben zerſtört dieſer das gewiſſenhafteſte Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt ſogar Proſa in Geſang, wo dann die wunderbarſten Möglichkeiten hervortreten und der Poet ſich gar bald vernichtet fühlte, wenn er nicht, von ſeiner Seite durch lyriſche Zartheit und Kühnheit dem Muſiker Ehrfurcht einzuflößen und neue Gefühle, bald in ſanfteſter Folge, bald durch die raſcheſten Uebergänge, hervorzurufen wüßte.“ Dieſe Anſicht von der Muſik trifft wieder, wie die frühere von der Schauſpielkunſt, nicht das Weſen, ſondern lediglich den Mißbrauch der Kunſt und die Fehler, die der Künſtler ſich zu Schulden kommen läßt. Denn wenn der Tonkünſtler, der ein Gedicht in Muſich ſetzt, lange Sylben als kurze, und kurze als lange behandelt, die Versmaße des Dichters nach Belieben zerſtört, ja ſogar Proſa in Geſang verwandelt; ſo iſt ja dieſe Herrſchaft, die er der Muſik über die Poeſie einräumt (und dann auch leicht bis zu dem Grade ausdehnen kann, daß er nicht bloß die Form, ſondern ſelbſt den Gehalt der Dichtung vernichtet, wogegen dem Dichter alsdann alle ſeine „lyriſche Zartheit und Kühnheit,“ wie die „raſcheſten Uebergänge“ nichts helfen würden), eine — unerlaubte und entſchieden kunſtwidrige. Allerdings geſchieht es, und zwar (wie wir in unſern Opern hören) häufig, weil es leider nur ſelten einen Componiſten giebt, der für Poeſie, Metrik und richtige Declamation ſo viel Sinn, Gefühl und Urtheil hat, als der verſtorbene Capellmeiſter Reichardt beſaß; allerdings ſieht man dann auch die „wunderbarſten Möglichkeiten oder vielmehr den offenbarſten Unſinn“ *) hervortreten; aber: nicht von dem, was geſchieht und was möglich iſt, ſondern nur allein

---

*) Beſonders iſt dieß der Fall bei grammatiſch und logiſch falſchen Abtheilungen, wodurch der Componiſt oft auf die lächerlichſte Weiſe den Sinn des Textes verkehrt; z. B. in der Melodie des alten Kirchenliedes: „Ach Herr! laß keinen Wind des Zweifels mich umwehen!“ wo die ganze ſingende Gemeinde nach dem erſten Vers: „Ach Herr! laß keinen Wind!“ eine verhängnißvolle, durch zwei tiefe Mollaccorde der Orgel ausgefüllte, Pauſe macht. So iſt uns auch eine Trauercantate auf einen berühmten verſtorbenen Theologen bekannt, worin der Componiſt von der muſikaliſchen Wiederholung dergeſtalt Gebrauch gemacht hatte, daß der Chor zum Schluß alſo ſang:

von dem, was geſchehen ſoll und geſetzmäßig iſt, kann hier (wo uns eine Entwickelung beider Künſte aus ſich ſelbſt und ihres Verhältniſſes gegen einander verſprochen wird) die Rede ſeyn. Demzufolge aber darf die Metrik von dem Tonſetzer gerade ſo wenig verletzt werden, als der Muſikant, Sänger und Tänzer aus dem Takt kommen darf; und es iſt alſo vielmehr eine Pflicht, und zwar eine Hauptpflicht des muſikaliſchen Componiſten eines Gedichtes, dafür zu ſorgen, daß der Rhythmus des Dichters nicht durch die Muſik zerſtört werde. *) Wer würde es nicht als einen Fehler rügen, wenn ein ſolcher Componiſt ein trochäiſches Sylbenmaß als ein jambiſches behandeln, und z. B. den erſten Monolog der Elvire in Müllner's Schuld, der mit dem Vers beginnt:

Wie der letzte Laut verklinget ꝛc.

in folgendem Laut:

◡ – ◡– ◡ – ◡ –
Wie der | letzte | Laut ver | klinget

erklingen laſſen wollte? Eine der auffallendſten Ton-

„Ein jedes Auge fromm beweint
Den Redlichen, den Men-
Den Redlichen, den Men-
Den Redlichen, den Menſchenfreund.“

*) In Betracht der Längen und Kürzen geſchieht dies auch minder häufig. Dagegen macht der Componiſt vielmehr die Fehler nach, die der Dichter begangen hat. Z. B. in dem Worte Hallelūja, das gewöhnlich Hallēluja geſchrieben und geſungen wird.

ſetzer-Sünden dieſer Art iſt Hiller's Compoſition der Horaziſchen Ode:

— — ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ —
„Musis amicus tristitiam et metus"

die er dergeſtalt, als ob man

— — — — — — — ◡ — — — —
„Musis amicus tristitiam et metus"

ſcandiren müßte, componirt, und alſo hier das Versmaß wirklich völlig zerſtört hat. Aber welcher Kenner der antiken Proſodie wird denn ein ſolches Verfahren gut heißen? Der Poet ſoll alſo nicht Gefahr laufen, ſich durch den Componiſten vernichtet zu fühlen; und geſchieht es, ſo iſt es lediglich die Schuld des Letztern, ſo wie es die Schuld des Orcheſters (das ja den Geſang nur accompagniren ſoll) oder der nicht deutlich artikulirenden Sänger iſt, wenn jenes ſo ſtark ſpielt und dieſe ſo unvernehmlich ſingen, daß man die Worte des Textes gar nicht hören kann, und hier alſo der Poet (wie es in unſern Opern leider nur zu oft der Fall iſt) wirklich ganz und gar vernichtet wird. Dies iſt doch aber keine Herrſchaft zu nennen, welche die Muſik (ihrem Zweck und Weſen nach) über die Poeſie behauptet? Eher hätte der Verfaſſer von einer völlig entgegengeſetzten, der Poeſie vortheilhaften, ſie verſchönernden Herrſchaft ſprechen können, welche auf dem wirklichen Weſen der Tonkunſt beruht, in ſofern ſie nämlich den Worten des Dichters einen höhern Reitz verleiht, und zwar nicht ſelten in dem Grade, daß ſelbſt ein ſchlechter Poet, ſtatt durch die Muſik vernichtet zu werden, vielmehr durch ſie erſt zu einem ſcheinbar guten Dichter wird. Dieſe Erfahrung machen wir ja im Uebermaaß an trivialen Liedern und Operntexten, die ein geiſtreicher Componiſt durch die Muſik ſo zu potenziren weiß, daß, gut geſungen, uns ſelbſt die Worte gefallen, die bloß recitirt, uns auf keine Weiſe anſprechen würden. Schikander's Zauberflöte z. B. läßt ſich deshalb füglich mit einem Inſekt vergleichen, das Mozart in Spiritus geſetzt hat. Aber es liegt in dieſem falſchen Raiſonnement des Verfaſſers über die Muſik ein noch bedeutenderer, nichts Geringeres als ſein ganzes Einſeitigkeits-Syſtem in der Kunſt betreffender, Widerſpruch. Denn wenn er die Schauſpielkunſt aus dem Grunde verdamme, weil ſie ſich der andern Künſte bediene, um ſie zu verderben; ei, wie kann er dann die Verbindung der Poeſie mit der Muſik in ſo hohen Anſchlag bringen, daß er ſie gar als das Element aller Pädagogik preiſet, da doch, nach ſeiner Anſicht, die Poeſie von der Muſik vernichtet wird? Aber es verſteht ſich ja, daß bei aller Geſangscompoſition die Muſik nicht als eine ſelbſtſtändige, ſondern durch die Poeſie gebundene Kunſt erſcheint, und der Componiſt hier alſo ſich dem Dichter, ſowohl was den poetiſchen Charakter, als die metriſche Form des zu componirenden Gedichtes betrifft, jederzeit zu fügen hat; denn die Poeſie wird dem Componiſten, falls er nicht ſelbſt ein Werk zugleich dichten und componiren will — gegeben. Nur bei Ueberſetzungen von bereits componirten Liedern und Operntexten, oder der Dichtung von Liedern nach vorhandenen Melodieen, iſt der Fall umgekehrt. Hier müſſen Ueberſetzer und Dichter ſich eben ſo gewiſſenhaft nach dem Muſiker richten, wie es z. B. Herr Sander zu Berlin, in ſeinem muſterhaften Verdeutſchungen von mehreren Texten der Gluck'ſchen Opern, auf das Lobenswürdigſte gethan hat. Wenn nun ein Mann, wie Göthe, über einen Gegenſtand, wie das Verhältniß der Poeſie zur Muſik, das Wort nimmt; ſo iſt man doch wohl zu der Erwartung berechtigt, etwas Gehaltvolleres zu hören, als er uns hier vorgetragen hat? Zumal da doch vorauszuſetzen iſt, daß ihm nicht unbekannt ſeyn werde, was die einſichtsvollſten und ſcharfſinnigſten Kenner, vor allen aber der, leider vor der Vollendung ſeiner Metrik uns durch den Tod entriſſene, treffliche Apel, über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben! Doch wir ſollen ja hier nicht einmal bloß vom Verhältniß der Muſik zur Poeſie, ſondern vom Weſen der Muſik und Poeſie überhaupt, unterrichtet werden, und gleichwohl ſteht hierüber, außer jener dürftigen, und noch dazu falſchen, Bemerkung über die Beziehung bloß, in welcher von der Muſik nicht einmal als einer ſelbſtſtändigen Kunſt; die Rede iſt, kein Wort weiter da! Was ſoll man nun wohl noch einem ſolchen Pröbchen erſt von dem ganzen Lehrvortrage denken, der in der pädagogiſchen Provinz über dieſe beiden Künſte ertheilt wird? Der Verfaſſer ſagt ſelbſt, daß hierbei „Alles darauf ankomme, daß beide Künſte, jede für ſich und aus ſich ſelbſt, dann aber gegen und mit einander entwickelt werden, damit die Schüler beide in ihrer Bedingtheit, und wie ſie ſich wechſelsweiſe bedingen, und ſich ſodann wieder wechſelſeitig befreien, kennen lernen.“ Was er aber hierüber vorgebracht hat: heißt das die Poeſie und Muſik aus ihrem Weſen und nach ihrem Verhältniß zu einander, entwickeln? Heißt das, einem Schüler dieſe beiden Künſte in ihrer „Bedingtheit und wechſelſeitigen Bedingung und Befreiung lehren?“ — Die ſchonendſte Antwort, die ſich in unſerer Sprache auf dieſe Frage geben läßt, iſt ohne Zweifel: Nein!

Zum Beſchluß dieſes Abſchnitts über Poeſie und Muſik, wird S. 305 noch Folgendes bemerkt: „Die Sänger, die man hier findet, ſind meiſt ſelbſt Poeten. Auch der Tanz wird in ſeinen Grundzügen (sic!) gelehrt, damit ſich alle dieſe Fertigkeiten über ſämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können.“ Durch dieſe Bemerkung aber erhält das geprieſene Einſeitigkeitsſyſtem dieſer Pädagogen einen neuen Stoß. Denn wir ſehen nun, daß wie die Sprachwiſſenſchaft (im „denkbar weiteſten Umfange!“) ſo auch die Poeſie, die Muſik, der Geſang und die Tanzkunſt, den ſämmtlichen Zöglingen der pädagogiſchen Provinz gelehrt wird. Vermuthlich wußte dieß Jarno-Montan noch nicht, als er unſerm Wilhelm Meiſter den Rath gab, ſeinen Felix in dieſe Provinz zu ſchicken, weil jetzt „die Zeit der Einſeitigkeiten ſei“ (eine Anſicht, welcher freilich der außerordentliche Abſatz der 6 Auflagen des Converſationslexikons ſtark widerſpricht); denn eine Erziehungsanſtalt, die aus jedem ihrer Schüler einen Linguiſten, Muſiker, Sänger, Dichter und Tänzer zugleich zu machen weiß, ſcheint doch fürwahr die Vielſeitigkeit der Bildung eben nicht zu verachten. Da aber zu dieſen Künſten, allzumal zur Muſik und Poeſie, doch auch Genie und Talent gehören ſoll;

ſo iſt es für die Erziehungswiſſenſchaft ein überaus beklagenswerther Umſtand, daß uns *Göthe nicht* geſagt hat, *wie* es dieſe pädagogiſchen Weiſen *anfangen: alle* ihre Zöglinge zu *Tonkünſtlern* und *Dichtern* zu machen?

Die *bildenden* Künſte und die „ihr verwandten Handwerke“ werden (im Gegenſatz der eingeſchloſſnen hüttenartigen Wohnungen der Muſiker) in einer „unbeengten, wohlgebauten, der Gegend angemeſſenen *Stadt*, mit zierlichen, ſich gegen das Feld hin ziehenden Vorſtädten und Gartenhäuſern“ gelehrt. Den Grund hievon giebt der Verf. in folgender Erläuterung an: „Der Wanderer,“ heißt es S. 310, „konnte nicht unterlaſſen, hier zu bemerken, daß die Wohnungen der Muſiker in der vorigen Region keinesweges an Schönheit und Raum den gegenwärtigen zu vergleichen ſeien, welche Mahler, Bildhauer und Baumeiſter bewohnen. Man erwiederte ihm, dies liege in der *Natur der* Sache; der *Muſikus* müſſe immer in ſich ſelbſt gekehrt ſeyn, ſein Innerſtes ausbilden, um es nach außen zu wenden. Dem Sinne des *Auges* darf er nicht ſchmeicheln. Das Auge bevortheilt gar leicht das Ohr, und lockt den Geiſt von Innen nach Außen. Umgekehrt muß der *bildende* Künſtler in der *Außenwelt* leben und ſein Inneres gleichſam unbewußt an und in dem Auswendigen manifeſtiren. Bildende Künſtler müſſen wohnen wie Könige und Götter; wie wollten ſie denn ſonſt für Könige und Götter bauen und verzieren? Sie müſſen ſich zuletzt dergeſtalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeine in und an ihren Werken ſich veredelt fühle.“ So ſchien das Bild iſt, durch welches Göthe hier das Verhältniß der Lyrik zur Plaſtik, oder des Reiches der Töne zum Reiche der Formen, zu veranſchaulichen geſucht hat; ſo bleibt doch dieſe Bemerkung, zumal da der Verf. nichts von einer Beſchränkung des Sinnes, in dem ſie zu nehmen ſei, hinzugefügt hat, immer wieder eine einſeitige und ſchiefe. Denn, wie ſie hier ſteht, hebt ſie die gegenſeitige Durchdringung der ſchönen Künſte, in der gemeinſchaftlichen Verwandtſchaft des Weſens und der Idee der Kunſt überhaupt, ſo wie den Zuſammenhang der Kunſt mit der Natur, offenbar auf. Dieß wird kein Aeſthetiker, der nicht engherzig ſeine Theorie nach dem Maßſtab einer einzelnen Kunſt entworfen hat, ſondern mit friſchem lebendigen Blick in den Organismus der Kunſt im Allgemeinen eingedrungen iſt, zu läugnen vermögen. Alle Kunſt iſt ja, ihrem Weſen nach, Eine,*) und der bildende Künſtler wird eben ſo gut durch die Muſik, als der Muſiker durch Werke der plaſtiſchen Kunſt, beide aber gleichmäßig durch das Schöne und Erhabene der Natur, zu künſtleriſchen Ideen begeiſtert werden können; weshalb auch Fr. Schlegel's bekanntes Paradoxon, daß die Architektur eine gefrorene Muſik ſei, eigentlich gar nicht ſo paradox iſt, als es zu

---

*) „Wie ſich in ſieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie ſieben Regenbogenſtrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So ſpielt in tauſendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in Einen Bund der Wahrheit
In Einen Strom des Lichts zurück.“

Schiller in ſeinem Gedicht: Die Künſtler.

ſeyn ſcheint; denn es iſt nur ein bildlicher Ausdruck des, beiden Künſten, der Kunſt der Formen wie der Kunſt der Töne, zum Grunde liegenden Geſetzes der Harmonie. ›Auch in dieſer, mehr auf das Techniſche als Geiſtige der Kunſt gehenden Kunſtanſicht, vermiſſen wir alſo wieder den philoſophiſchen Standpunkt, der auf der Entwickelung des Einzelnen aus dem Ganzen beruht. Doch eben dieſer iſt es freilich, welcher der ganzen, und gerade hiedurch unhaltbaren, Idee dieſer, auf ein irriges und (wie wir geſehen haben) nicht einmal folgerechte durchgeführtes Einſeitigkeitsprincip gegründeten pädagogiſchen Provinz ermangelt.‹ — Aber nicht bloß von andern Künſten (die mimiſche Kunſt, dieſe reiche lebendige Quelle für das Studium des bildenden Künſtlers, fällt ohnehin faſt ganz weg, da bei der allgemeinen Ausſchließung des Theaters nur noch der Tanz und die Pantomimen der drei Ehrfurchten und des erwähnten ſtummen Concerts übrig bleiben), ſondern auch vom Leben wird der plaſtiſche Künſtler in dieſem Sitze höchſter pädagogiſcher Weisheit möglichſt getrennt. Auf die Frage, die Wilhelm S. 311 thut: „Warum gerade in dieſen feſtlichen, andere Regionen ſo belebenden, tumultuariſch-erregten Tagen, hier die größte Stille herrſche und das Arbeiten immer fortgeſetzt werde?“ erhält er folgende Antwort: „Ein bildender Künſtler bedarf keines Feſtes; ihm iſt das ganze Jahr ein Feſt. Wenn er etwas Treffliches geleiſtet hat, es ſteht, nach wie vor, ſeinem Aug' entgegen, dem Auge der ganzen Welt, da bedarf es keiner Wiederholung, (?) keiner neuen Anſtrengung, (?) keines friſchen Gelingens, (?) woran ſich der Muſiker (wie ſo denn nur der Muſiren? Hat Raphael nicht mehr als eine Madonna gemahlt? Und wird auf der Bühne kein Stück wiederholt?) immerfort abplagt, dem daher (?) das ſplendideſte Feſt, innerhalb des vollzähligſten Kreiſes zu gönnen iſt.“ Nun, ein Menſch, und zwar einer, der ſich gern des Anblicks fröhlicher, zu einer Feſtlichkeit verſammelter Menſchen erfreut, ja ſelbſt mit weſentlichem Vortheil für ſeine Kunſt erfreut (denn wehe dem Mahler und Bildhauer, der nur die Schulen und Gallerieen, und nicht auch das Leben und die Natur ſtudiert), bleibt der bildende Künſtler doch auch; und um ſo befremdender nur muß uns dieſe engherzige Kunſtanſicht von einem Kunſtrichter, wie der Herausgeber der Propyläen, ſeyn. Dagegen hat der Aufſeher vollkommen Recht, wenn er Wilhelmen auf die Frage, ob auch keine Ausſtellung der Werke der bildenden Künſtler ſtattfinde, zur Antwort giebt: „An andern Orten mag eine Ausſtellung ſich nöthig machen, bei uns iſt ſie es nicht. Unſer ganzes Weſen und Seyn iſt Ausſtellung.“ Auch liegt es in dem Tranſitoriſchen der Werke der Tonkunſt (wie der mimiſchen Künſte), daß dem Muſiker natürlich Alles auf die öffentliche Ausſtellung ſeiner Kunſt oder das „Sich hören laſſen“ ankommen muß, dagegen der bildende Künſtler ihrer überall minder bedarf, weil ſeine Kunſtwerke bleibend und ihn ſelbſt überdauernd ſind; obſchon er, um des Urtheils und Beifalls ſeiner Mitwelt theilhaftig zu werden, ſich gewiß eben ſo zahlreiche Beſchauer als der Tonkünſtler Zuhörer wünſchen wird. Auch müſſen in dieſer Hinſicht der Muſiker, Tänzer, Declamator, Mime und Schauſpieler, allerdings die

Leiſtungen ihrer Kunſt, wiederholen, wobei ſie ſich indeß wohl ſchwerlich, mehr „abplagen“ dürften, als der Dichter und bildende Künſtler bei ihrem Beruf, immer Neues zu ſchaffen; — aber eine Ausſtellung iſt ja kein geſellſchaftliches Feſt: und warum ſollte zu dieſem dem plaſtiſchen Künſtler der Zutritt nicht eben ſo gut wie dem Muſiker vergönnt ſeyn? Treffender iſt, was der Verf. über die größere Vorſicht bemerkt, die dem Baukünſtler im Verhältniß zum Bildhauer und zum Mahler, bei dem Entwurf ſeiner Kunſtwerke nöthig iſt. Doch bezieht ſich auch dieſe Bemerkung bloß auf das Techniſche, auf die größere Schwierigkeit der Darſtellungsmittel, mit denen der Architekt freilich ungleich mehr als der Maler, und ſelbſt mehr als der Bildhauer, zu kämpfen hat; denn ein Gemälde und Bildwerk ſind leichter verbeſſert als ein verbautes Haus. „Unſere Gebäude aller Art,“ heißt es S. 312, „ſind alle von Zöglingen aufgeführt, freilich nach hundertmal beſprochenen und durchdachten Grundriſſen“ (alſo findet doch auch hier das „Abplagen mit der Wiederholung“ ſtatt!); „denn der Bauende ſoll nicht herumtaſten und verſuchen; was ſtehen bleiben ſoll, muß recht ſtehen, und wo nicht für die Ewigkeit, doch für geraume Zeit genügend.“ (Hier hätte noch bemerkt werden können, daß es eben darum dem Architekten um ſo viel ſchwerer fällt, als jedem andern Künſtler, ſeine Schule zu machen, weil ihm nicht vergönnt iſt, probiren zu dürfen.) „Mag man doch immer Fehler begehen, bauen darf man keine.“ (Moraliſch genommen, wäre dieſer Satz freilich gerade umzukehren: „Baut Fehler ſo viel Ihr wollt, aber begeht keine!“

Der Geſchichte dagegen ſpricht: Fehler werden gebaut und begangen! Uebrigens aber begeht der Baukünſtler eben nur einen Fehler, wenn er ihn baut.) „Mit Bildhauern verfahren wir ſchon läßlicher, am läßlichſten mit Mahlern; ſie dürfen dieß und jenes verſuchen, beide in ihrer Art. Ihnen ſteht frei, in den innern, an den äußern Räumen der Gebäude, auf Plätzen ſich eine Stelle zu wählen, die ſie verzieren wollen. Sie machen ihren Gedanken kund, und wenn er einigermaßen zu billigen iſt, ſo wird die Ausführung zugeſtanden, und zwar auf zweierlei Weiſe: entweder mit Vergünſtigung früher oder ſpäter die Arbeit wegnehmen zu dürfen, wenn ſie dem Künſtler ſelbſt mißfiele, oder mit Bedingung das einmal Aufgeſtellte unabänderlich am Orte zu laſſen. Die Meiſten erwählen das Erſte und behalten ſich jene Erlaubniß vor, wobei ſie immer am beſten berathen ſind. Der zweite Fall tritt ſeltner ein, und man bemerkt, daß alsdann die Künſtler ſich weniger vertrauen, mit Geſellen und Kennern lange Conferenzen halten, und dadurch wirklich ſchätzenswerthe, dauerwürdige Arbeiten hervorzubringen wiſſen.“

Mit dem Unterrichte in den bildenden Künſten iſt zugleich der in der — epiſchen Dichtkunſt verbunden. „Doch mußte,“ heißt es S. 314, „dem Freunde dieß ſonderbar ſcheinen, als man hinzufügte: es werde den Schülern nicht vergönnt, ſchon ausgearbeitete Gedichte älterer und neuerer Dichter zu leſen oder vorzutragen; ihnen wird nur eine Reihe von Mythen, Ueberlieferungen und Legenden lakoniſch (!) mitgetheilt. Nun erkenne man gar bald an mahleriſcher oder poetiſcher Ausführung das eigene Productive des, einer oder der andern Kunſt gewidmeten, Talents. Dichter und Bildner beſchäftigen ſich an Einer Quelle, *) und jeder ſucht das Waſſer nach ſeiner Seite, zu ſeinem Vortheil hinzulenken, um nach Erforderniß eigene Zwecke zu erreichen; welches ihm viel beſſer gelingt, als wenn er das ſchon Verarbeitete nochmals umarbeiten wollte." (Das durch die Poeſie Verarbeitete, arbeitet ja der bildende Künſtler für eine andere, die plaſtiſche, Kunſt um. Warum ſollten ihm denn dabei, ſchon vorhandene epiſche Dichtungen, eines Homer, Virgil, Dante, Arioſto, Taſſo, Milton, Klopſtock u. ſ. w. nicht auch zu Gute kommen können? Und wie oft ſind die Werke dieſer Dichter nicht auch ſchon mit dem glücklichſten Erfolge von bildenden Künſtlern wirklich benutzt worden?) „Der Reiſende ſelbſt hatte Gelegenheit zu ſehen, wie das vorging; mehrere Mahler waren in einem Zimmer beſchäftigt; ein munterer junger Freund erzählte ſehr ausführlich" (Aber doch lakoniſch! Hier könnte der Barbier treffliche Dienſte leiſten!) „eine ganz einfache Geſchichte" (dieſe war denn doch auch, ſo gut wie eine vorhandene Dichtung,

---

*) Dieſe Quelle, die ſchaffende Einbildungskraft, iſt nicht bloß die des Dichters und bildenden Künſtlers, ſondern die Quelle aller Künſtler; und doch ſucht Göthe, eben der Göthe, der die Phantaſie in ſeiner himmliſchen Hymne: „Meine Göttin" ſo unvergleichlich ſchön beſungen hat, in der hier aufgeſtellten Einſeitigkeits-Theorie, die ſchönen Künſte in dieſer gemeinſamen Wurzel ihres Daſeyns zu trennen, ja die dramatiſche ſogar völlig davon abzuſchneiden!

ein dieſen Mahlern *gegebener* Stoff): „ſo daß er faſt eben ſo viele Worte als Jene Pinſelſtriche, anwendete, ſeinen Vortrag ebenfalls aufs rundeſte zu vollenden." (Einem Mahler bei ſeiner Arbeit Geſchichten zu erzählen, dürfte doch wohl eben ſo ſtörend, als bei der Erzählung die Geſchichte auch gleich zu *mahlen*, ſchwierig ſeyn!) „Man verſicherte, daß beim Zuſammenarbeiten die Freunde ſich gar anmuthig unterhielten" (ſollte dieſe Unterhaltung nicht auch *Zerſtreuung* zur Folge haben?) „und daß ſich auf dieſem Wege öfters *Improviſatoren* entwickelten, welche großen Enthuſiasmus für die zwiefache Darſtellung zu erregen wüßten." Aus dieſen Bemerkungen geht hervor, daß *Göthe*, wie er vorher die Muſik mit der lyriſchen Poeſie verglichen hat, ſo die Plaſtik mit dem Epos zuſammengeſtellt wiſſen will; und nicht mit Unrecht, wie dieſes Verhältniß denn auch ſchon andere Aeſthetiker treffend dargeſtellt haben. *) Aber eine um ſo auffallendere Lücke in dieſer Kunſtanſicht iſt es nur, daß er der *dramatiſchen Poeſie*, weil er dieſe von ſeiner Bildungstheorie gänzlich ausſchließt, nun auch *hier* mit keiner Sylbe gedacht hat; und nicht minder müſſen wir hier auch wieder bedauern, daß wir von der *Methode*, durch welche dieſe Pädagogen ihre jungen Zeichner, Mahler, Bildhauer und

---

*) So ſagt z. B. A. W. v. **Schlegel** in ſeinen ſo geiſt= als lehrreichen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Litteratur (welche *Göthe* hier leider völlig unberückſichtigt gelaſſen hat) vortrefflich: „Das Homeriſche Epos iſt in der Poeſie was die halberhabene Arbeit in der Sculptur, die Tragödie, was die freiſtehende Gruppe."

Steinſchneider, zugleich zu epiſchen Originaldichtern bilden, nichts weiter erfahren. Dieß iſt um ſo mehr zu beklagen, als es nicht einmal wahr iſt, daß dieſe Künſtler der pädagogiſchen Provinz ſich ſtreng nur auf die epiſche Poeſie beſchränken; denn ſie ſind noch überdem auch recht wackere lyriſche Dichter, wie man aus folgendem Liede erſieht, mit welchem, als einem Chorgeſang, Wilhelm bei ſeinem Beſuch einer großen Werkſtätte, in welcher zahlreiche bildende Künſtler jeder Art, durcheinander arbeiteten, überraſcht ward, und das wir, ſowohl um der ſchönen Gedanken willen, die es enthält, als weil es (beſonders in der erſten, dritten und fünften Strophe), ſeltſam genug, eine ungleich freiere Kunſtanſicht gewährt, als des Verfaſſers engherziges proſaiſches Raiſonnement, unſern Leſern hier vollſtändig mittheilen:

„Zu erfinden, zu beſchließen,
Bleibe Künſtler oft allein;
Deines Wirkens zu genießen,
Eile freudig zum Verein!
Hier im Ganzen ſchau, erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn Dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines wird das Andre ſchärfen,
Und am Ende ſei's genug! (!)
Wohl erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunſtgefilde
Webt Ein Sinn der ew'gen Art;

Dieſes iſt der Sinn der Wahrheit,
Der ſich nur mit Schönem ſchmückt,
Und getroſt der höchſten Klarheit
Hellen Tags entgegen blickt.

Wie bewegt in Reim und Proſe
Redner, Dichter ſich ergehn,
Soll des Lebens heitre Roſe
Friſch auf Mahlertafel ſtehn;
Mit Geſchwiſtern reich umgeben,
Mit des Herbſtes Frucht umlegt,
Daß ſie von geheimem Leben
Offenbarten Sinn erregt.

Tauſendfach und ſchön entfließe
Form aus Formen Deiner Hand,
Und im Menſchenbild genieße,
Daß ein Gott ſich hergewandt.
Welch ein Werkzeug Ihr gebrauchet,
Stellet Euch als Brüder dar;
Und geſangweis flammt und rauchet
Opferſäule vom Altar!“

— Dieſes treffliche, aus einer ſo wahrhaft würdigen Anſicht der Kunſt hervorgegangene, und Herz und Geiſt, gewiß eines jeden wahren Künſtlers, erhebende Lied, erinnert in den vier erſten Verſen der dritten und in den vier Schlußverſen der letzten Strophe an Luther’s herrliches Wort: „Ich bin nicht der Meinung, daß durch’s Evangelium ſollten alle Künſte zu Boden geſchlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeiſtliche fürgeben, ſondern ich wollte alle Künſte gern ſehen, im Dienſte Des der ſie gegeben und geſchaffen hat.“ — und gleichwohl (ſollte man es für glaublich halten?) folgt unmittelbar darauf des Verfaſſers: Anathema gegen die Schauſpielkunſt und dramatiſche Poeſie!

Sonſt wird uns über die Lehrmethode der pädagogiſchen Provinz, in Beziehung auf die bildenden Künſte, nichts weiter mitgetheilt, als „daß der Willkühr der Lernenden Nichts zu überlaſſen ſei" (eine Bemerkung, die jedoch wieder nur das Techniſche betrifft), „daß die Lehrer der Provinz es mit dem Genie am liebſten zu thun haben, weil gerade das Genie die ſtrengſten Forderungen und Geſetze am erſten begreife und ihnen den willigſten (!) Gehorſam leiſte" (mit dem Genie hat man es wohl in allen Lehranſtalten, nur noch aus andern Gründen, als weil es ſich am leichteſten dem Zwange der Regel unterwirft, am liebſten zu thun); „und daß zur großen Erleichterung (?) für die Lehrer, auch hier wie überall, die drei Ehrfurchten und ihre Gebärden, mit einiger Abänderung (welcher, wird nicht geſagt), der Natur des obwaltenden Geſchäfts gemäß, eingeführt und eingeprägt ſind." Uebrigens legt der Verfaſſer mehrmals einen beſondern Werth auf die „ganz eigene Stille," die ſtets in dieſer Stadt, wo die bildende Kunſt und die ihr verwandten Handwerke zu Hauſe ſind, „einer Feiertagsruhe" vergleichbar, walte; weil „des bildenden Künſtlers Geſchäft einſam ſei, und er im Stillen bilden müſſe, was die Augen der Menſchen beſchäftigen ſoll," wobei er aber wohl nicht daran gedacht hat, daß Tiſchler, Zimmerleute, Maurer, Steinhauer, Schmiede u. ſ. w., deren hier noch überdem eine große Anzahl auf einen Raum verſammelt gedacht werden ſoll, eben nicht zu den ſogenannten ſtillen Familien einer Stadt gerechnet zu werden pflegen.

Außer dieſem Religions-, Sprach- und Kunſtunterricht, wird nur noch von der Schafzucht, der Viehzucht, dem Ackerbau und Bergbau, doch bloß im Vorübergehen, geſprochen. Von einem Unterrichte in den Wiſſenſchaften iſt, das über Religions- und Sprachbildung Geſagte abgerechnet, mit keinem Worte die Rede. Wir bedauern dieß um ſo mehr, als Göthe bei dieſer Gelegenheit vielleicht auch einmal ſeine Anſichten vom Univerſitätsweſen (die wir leider auch in ſeiner Selbſtbiographie bei Erzählung ſeiner eigenen akademiſchen Jahre vermiſſen) ausgeſprochen haben dürfte, und es um ſo wünſchenswerther iſt, ſein Urtheil auch hierüber zu erfahren, als er die akademiſchen Verhältniſſe von Jugend auf bis in ſein ſpäteſtes Alter nahe genug beobachtet, ja, die Univerſität Jena betreffend, bekanntlich ſelbſt eine geraume Zeit lang geleitet hat.

Ueberhaupt aber erfährt der Leſer von der Methode des Unterrichts in dieſer großen Lehranſtalt durchaus nichts weiter, als wir bereits mitgetheilt haben. Vielmehr weiſet S. 193 der älteſte Vorſteher alle fernere Fragen Wilhelm's hierüber geradezu ab, indem er zu ihm ſagt: „Bei dem Unterricht, den wir den Kindern geben, laſſen wir keinen Fremden zu.“ Zwar vertröſtet er ihn auch hier auf ſeine Rückkehr, zu der er nach Verlauf eines Jahres eingeladen worden. „Alsdann,“ ſpricht er, „kommt und vernehmt, was unſere beſten Redner über dieſe Gegenſtände öffentlich zu ſagen haben.“ Doch als Wilhelm nun wirklich wieder kommt, — vernimmt er nichts; denn wie von ſo manchem Andern, was ihm die Verſicher „bis über's Jahr“ (wie ſie ſich S. 193 'ausdrücken) „ſchuldig bleiben,“ ſo iſt auch von dieſen Rednern und Reden dann keine — Rede mehr. Er erfährt bloß (S. 327) „daß der Obere ſich gegenwärtig bei den Heiligthümern befinde, dort unterweiſe, lehre, ſegne, indeſſen die Dreie ſich vertheile, ſämmtliche Regionen heimzuſuchen, und überall nach genommener tiefſter Kenntniß und Verabredung mit den untergeordneten Aufſehern, das Eingeführte weiter zu leiten, das Neubeſtimmte zu gründen, und dadurch ihre hohe Pflicht treulich zu erfüllen.“ Aber wie das Alles geſchieht, wie und worin der Obere unterweiſet und lehrt, welches „Eingeführte“ er weiter leitet, und was für ein „Neubeſtimmtes“ er gründet; davon ſteht kein Wort da: ſondern es wird nur noch, gleichfalls bloß im Allgemeinen, verſichert, daß eben dieſer Obere Wilhelmen alles ihm bisher noch dunkel Gebliebene vollkommen klar gemacht habe. Der Leſer aber tappt im Dunkeln fort.

Was wir nun ſonſt noch von den Einrichtungen dieſer pädagogiſchen Provinz erfahren, beſteht in Folgendem. „Die höchſte Strafe, die den Zöglingen aufgelegt wird, iſt die, daß ſie die beſagten Ehrfurchtsgebärden nicht mitmachen dürfen. „Sie ſind,“ heißt es S. 193, „unwürdig erklärt, Ehrfurcht zu beweiſen, und genöthigt, ſich als roh und ungebildet darzuſtellen; ſie thun aber das Mögliche, um ſich aus dieſer Lage zu retten, und finden ſich aufs Geſchwindeſte in ihre Pflicht. Sollte jedoch ein junges Weſen verſtockt zu ſeiner Rückkehr keine Anſtalt machen, ſo wird es, mit einem kurzen aber bündigen Bericht den

Eltern wieder zurückgeſandt. Wer ſich den Geſetzen nicht fügen lernt, muß die Gegend verlaſſen, wo ſie gelten.“ — In Abſicht der Tracht, die unter den Zöglingen eingeführt iſt, bemerkte Wilhelm gleich bei ſeinem Eintritt in die Provinz eine große Mannichfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider; doch ſah er „nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abſtufungen vom Hellſten bis zum Dunkelſten; auch ſchien hier kein Stufengang (wie bei den Ehrfurchtsgebärden) obzuwalten: denn ſolche, die verſchieden grüßten, waren überein gekleidet, gleich Grüßende waren anders angezogen.“ Als er aber deshalb den uns ſchon bekannten geheimnißliebenden Aufſeher befragt, erklärt dieſer ihm, ſich auch hierüber „nicht weiter einlaſſen zu dürfen.“ Späterhin indeß, nachdem die Dreie unſern Wanderer zum Abſchied dem Aufſeher folgendermaßen empfohlen haben: „dieſer wird nun zu den Vertrauten gezählt, und dir iſt bekannt, was du ihm auf ſeine Fragen zu erwiedern haſt; denn er wünſche gewiß noch über Manches, was er bei uns ſah und hörte, belehrt zu werden; Maß und Ziel iſt dir nicht verborgen“ — erfährt er von dieſem, an den Sprecher Saraſtro's in Mozart's Zauberflöte erinnernden Aufſeher, über jene ihm wiederholt auffallende „Zöglingskleidung“ folgenden Aufſchluß: „Sie iſt ein Mittel, die Gemüther der Knaben eigens zu erforſchen. Wir laſſen, bei ſonſtiger Strenge und Ordnung in dieſem Falle, eine gewiſſe Willkühr gelten. Innerhalb des Kreiſes unſerer Vorräthe an Tüchern und Verbrämungen dürfen die Zöglinge nach beliebiger Farbe greifen, ſo auch innerhalb einer mäßigen Beſchränkung, Form und Schnitt wählen." (Doppelt Schade, daß die pädagogiſche Provinz, bei ſo gewandten Schneidern, als ſie hiernach ohne Zweifel beſitzen muß, kein Theater hat!) „Dieß beobachten wir genau, denn an der Farbe läßt ſich die Sinnesweiſe, an dem Schnitt die Lebensweiſe des Menſchen erkennen." (Der vor Kurzem noch in unſerm lieben Vaterlande übliche altdeutſche Schnitt iſt doch wohl mit altdeutſcher Lebensweiſe eben nicht verbunden geweſen.) „Doch macht eine beſondere Eigenheit der menſchlichen Natur eine genauere Beurtheilung gewiſſermaßen ſchwierig; es iſt der Nachahmungsgeiſt, die Neigung ſich anzuſchließen. Sehr ſelten, daß ein Zögling auf Etwas fällt, das noch nicht da geweſen." (Aber Mancher fällt doch alſo wirklich darauf! Die Mittheilung dieſer neuerfundenen, noch nicht da geweſenen Trachten, wäre gewiß ein ſchätzbarer Beitrag für das Weimariſche Modejournal geweſen.) „Meiſtens wählen ſie etwas Bekanntes, was ſie gerade vor ſich ſehen. Doch auch dieſe Betrachtung bleibt uns nicht unfruchtbar; durch ſolche Aeußerlichkeiten treten ſie zu dieſer oder jener Partei; ſie ſchließen ſich da oder dort an, und ſo zeichnen ſich allgemeinere Geſinnungen aus; wir erfahren, wo jeder ſich hinneigt, welchem Beiſpiel er ſich gleichſtellt. Nun hat man Fälle geſehen, wo die Gemüther ſich ins Allgemeine neigten, wo eine Mode ſich über alle verbreiten, jede Abſonderung ſich zur Einheit verlieren wollte. Einer ſolchen Wendung ſuchen wir auf gelinde Weiſe Einhalt zu thun; wir laſſen die Vorräthe ausgehen; dieſes und jenes Zeug, eine und die andere Verzierung iſt nicht mehr zu haben; wir ſchieben etwas Neues, Reizendes herein; durch helle Farben und kurzen knappen Schnitt locken wir die Muntern, durch ernſte Schattirungen, bequeme faltenreiche Tracht die Beſonnenen, und ſtellen ſo nach und nach ein Gleichgewicht her. Denn der Uniform ſind wir durchaus abgeneigt; ſie verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder, mehr als jede andere (?) Verſtellung, dem Blicke der Vorgeſetzten.“ Dieſe pädagogiſche Paraphraſe des alten Volksſprüchleins: „den Vogel erkennt man an den Federn und den Narren an ſeiner Kappe,“ enthält, wenn auch die Wichtigkeit der Kleidung als Charakterbezeichnung des innern Menſchen, zu hoch darin angeſchlagen ſeyn dürfte, unläugbar manche ſehr treffende und für alle Erzieher beherzigungswerthe Bemerkungen. Ueber die lächerliche Pedanterie der Kleiderverordnungen, in Schulen wie in Staaten, ſind wir indeß gegenwärtig Gottlob ſo ziemlich hinaus. Unſere Regierungen ſehen doch jetzt endlich immer beſſer ein, daß ſie durch vorgeſchriebene Kleider, Leute nur von Außen machen, und daß ihre Aufmerkſamkeit auf die Hüte und Mützen, nichts an den Köpfen ändert, die unter ihnen ſtecken. Und ſo wird auch, unſere Militair-, Berg- und Forſtinſtitute (in denen die Uniform freilich zum Beruf gehört) abgerechnet, ſich jetzt in Deutſchland, außer der rothjackigen Schnepfenthaler, wohl ſchwerlich noch eine einzige allgemeine Erziehungsanſtalt finden, in welcher die Zöglinge ſich ſämmtlich uniformirt tragen müſſen. Von dem Einſeitigkeits- und Sonderungsſyſtem der pädagogiſchen

Provinz aber, hätte ſich eher auch eine Belebung der Uniformen (wenigſtens für die einzelnen Gattungen der Zöglinge, als die Bereiter, Künſtler, Bergleute*) u. ſ. w.) erwarten laſſen. Doch wir haben ſchon mehrmals bemerkt, daß der Verfaſſer dieſe Theorie nicht einmal ſtreng folgerecht durchgeführt hat; und gerade wie mit der bereits angeführten Allgemeinheit der Sprachbildung, verhält es ſich denn alſo auch hier mit der Miſchung der Trachten. — Daß alle drei Jahre ein großes öffentliches Feſt ſtattfindet, das jede einzelne Region, bis auf die der bildenden Künſtler, die keinen Antheil daran nehmen dürfen, auf ihre beſondere Weiſe feiert (bei dem Feſt der Bergleute werden, nach S. 330, auch mimiſche Darſtellungen gegeben), haben wir ſchon gemeldet. Aber noch anzuführen iſt, daß, laut S. 198, zu dieſem Feſte auch jedesmal die ſämmtlichen Eltern der Zöglinge mit eingeladen werden. Da Letztere nun, wie wir ſchon früher angeführt haben, Zöglinge „aus allen Weltgegenden“ ſind, aus denen mithin auch die Aeltern alsdann hier zuſammenkommen, und da jenes Feſt überdem auch noch mit dem großen Jahrmarkt der pädagogiſchen Provinz, beſonders dem Pferdemarkt, zu dem ſich, wie S. 300 verſichert wird, gleichfalls Fremde aus allen Nationen einfinden, verbunden iſt; ſo kann man ſich denken, daß dieſe Zuſammenſtrömung von Menſchen noch eine ganz andere ſeyn muß, als die auf unſerer Leipziger Meſſe! — Was die Verfaſſung der Direction dieſer Lehranſtalt betrifft, ſo wird bloß gemeldet, daß die Dreie (welchen Ausdruck der Verf. im Singular, nicht als Drillinge, ſondern als eine Dreiheit, braucht) zuſammen den Obern vorſtellt, und die heilige Dreieinigkeit, auf deren „hoher Lehre“ das Religionsſyſtem dieſer Pädagogen beruht, erſcheint hier alſo in ihnen ſelbſt ſogar — perſonificirt! — Hiermit haben wir nun unſern Leſern Alles vorgelegt, was der Verfaſſer ſelbſt über ſeine Idee von einer pädagogiſchen Provinz, dem Publicum mitzutheilen für gut befunden hat. Zum Schluß bemerken wir daher über dieſe Göthe'ſche Erziehungstheorie nur noch, daß ſie nur einen Flügel hat, indem ſie ſich bloß auf männliche, und nicht zugleich auch auf weibliche Bildung bezieht, worüber ſich unſere Damen um ſo mehr zu beklagen haben, als ſie gerade in Göthe ſo vorzugsweiſe, und mit Recht, einen Dichter der Frauen zu verehren pflegen.

---

*) Ob die Provinz auch Soldaten bildet und Feſtungen unterhält, um in Kriegsläuften eine eigene Armee ins Feld ſtellen und ſich gegen Belagerungen ſchützen zu können, iſt nicht geſagt.

Wie den Lehrjahren, ſo ſind auch dieſen Wanderjahren Wilhelm Meiſter's, mehrere lyriſche Poeſieen eingeflochten, die aber, das einzige, dem Leſer von uns vollſtändig mitgetheilte, Künſtlerlied ausgenommen, an dichteriſchem Werth ſo tief unter denen der Lehrjahre ſtehen, daß man nur allzuſchmerzlich das Verſtummen der melodiſchen Lippen des Harfners und ſeiner Mignon fühlt. Auch an Reichthum einzelner ſinnreicher und ſchöner Gedanken, kommt dieſer zweite Meiſter dem erſten bei weitem nicht gleich. Doch finden ſich einige von ſo ausgezeichneter Eigenthümlichkeit, Tiefe des Inhalts und Anmuth des Ausdrucks, daß wir nicht unterlaſſen können, dieſe unſern Leſern hier auch noch mitzutheilen. Es ſind folgende:

„Prüft das Geſchick Dich, weiß es wohl warum:
Es wünſchte Dich enthaltſam! Folge ſtumm.“

„Was willſt Du an der Welt? Sie iſt ſchon gemacht!
Der Herr der Schöpfung hat Alles bedacht.
Dein Loos iſt gefallen, verfolge die Weiſe,
Der Weg iſt begonnen, vollende die Reiſe:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie ſchleudern Dich ewig aus gleichem Gewicht.“

„Was wird mir jede Stunde ſo bang?
Das Leben iſt kurz, der Tag iſt lang
Und immer ſehnt ſich fort das Herz.
Ich weiß nicht recht, ob himmelwärts;
Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor ſich ſelber fliehn.
Und fliegt es an der Liebſten Bruſt,
Da ruht's im Himmel unbewußt;
Des Lebens Strudel reißt es fort
Und immer hängt's an Einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt ſein eigner Thor.“

„Das iſt eben die Eigenſchaft der wahren Aufmerkſamkeit, daß ſie im Augenblick das Nichts zu Allem macht.“

„Das Geſetz verpflichtet die Wittwen zu einem Trauerjahre, und gewiß iſt eine ſolche Epoche, die den Wechſel aller irdiſchen Dinge in ſich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die ſchmerzlichen Eindrücke eines großen Verluſtes zu mildern. Man ſieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man ſieht auch Früchte reifen und neue Knoſpen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechſel gefaßt ſeyn."

„Wer ein Geheimniß bewahren will, muß nicht merken laſſen" (wie der Verf. der Wanderjahre!) „daß er eins beſitzt. Die Selbſtgefälligkeit über das Verborgene hebt die Verborgenheit auf. — Verſchwiegenheit fordern, iſt nicht das Mittel, ſie zu erlangen."

„Es iſt nichts natürlicher, als daß uns vor einem großen Anblick ſchwindelt, vor dem wir uns unerwartet befinden, um zugleich unſere Kleinheit und unſere Größe zu fühlen. Aber es iſt ja überhaupt kein ächter Genuß, als da, wo man erſt ſchwindeln muß."

„Den Menſchen iſt nicht zu helfen, und ſie hindern uns, daß man ſich ſelbſt hilft. Sind ſie glücklich, ſo ſoll man ſie in ihren Albernheiten gewähren laſſen; ſind ſie unglücklich, ſo ſoll man ſie retten, ohne dieſe Albernheit anzutaſten, und Niemand fragt uns jemals, ob du glücklich oder unglücklich biſt. — Wenn du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannſt, ſo biſt du unter ihnen nichts nütze. — Unterhaltender ſcheinen ſie mir doch, verſetzte Wilhelm, als deine ſtarren Felſen. — Keineswegs! verſetzte Jarno: denn dieſe ſind wenigſtens nicht zu begreifen."

„Man freut ſich mit Recht, wenn die lebloſe Natur ein Gleichniß deſſen, was wir lieben und verehren, hervorbringt. Sie erſcheint uns in Geſtalt einer Sybille, die ein Zeugniß deſſen, was von Ewigkeit her beſchloſſen iſt, und erſt in der Zeit wirklich werden ſoll, zum Voraus niederlegt. Hierauf, als auf eine wundervolle, heilige Schicht, hatten die Prieſter ihren Altar gegründet."

„Es iſt nichts ſchrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß als die Schüler allenfalls wiſſen ſollen. Wer Andere lehren will, kann wohl" (aber er ſoll es doch nicht?) „oft das Beſte verſchweigen was er weiß, aber er darf nicht halbwiſſend ſeyn."

„Was nützt, iſt nur ein Theil des Bedeutenden. Um einen Gegenſtand ganz zu beſitzen, zu beherrſchen, muß man ihn um ſein ſelbſt willen ſtudiren."

„Aller-Anfang iſt ſchwer. Das mag in einem gewiſſen Sinne wahr ſeyn; allgemeiner aber kann man ſagen: aller Anfang iſt leicht, und die letzten Stufen werden am ſchwerſten und ſeltenſten erſtiegen."

„So lange wir allein ſind, bilden wir uns ein, das Betrachtungswerthe ſei unendlich; hat man aber eine Weile geſprochen, und zwar recht von Herzen, ſo ſieht man, wie geſchwind ſich das alles erſchöpft. Nichts iſt unendlich als die Albernheit."

„Der Menſch hat nur allzuſehr Urſache, ſich vor dem Menſchen zu ſchützen. Der Mißwollenden giebt es gar viele, der Mißthätigen nicht wenige; und um zu leben, wie ſich's gehört, iſt es nicht genug, immer wohlzuthun."

„Welchen Weg mußte die Menſchheit nicht machen, bis ſie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher ſchonend, gegen Unmenſchliche menſchlich zu ſeyn. Gewiß waren es Männer göttlicher Natur, die dieß zuerſt lehrten, die ihr Leben damit zubrachten, die Ausübung möglich zu machen und zu beſchleunigen. Des Schönen ſind die Menſchen ſelten fähig, öfter des Guten; und wie hoch müſſen wir daher diejenigen halten, die dieſes mit großen Aufopferungen zu befördern ſuchen."

„Der Menſch iſt ein geſelliges, geſprächiges Weſen; ſeine Luſt iſt groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben ſind, und wenn auch weiter nichts dabei heraus käme. Wie oft beklagt man ſich in Geſellſchaft, daß Einer den Andern nicht zum Wort kommen läßt; und eben ſo kann man ſagen, daß Einer den Andern nicht zum Schreiben kommen ließe, wenn nicht das Schreiben gewöhnlich ein Geſchäft wäre, das man einſam und allein abthun muß. Wie viel die Menſchen ſchreiben, davon hat man gar keinen Begriff. Von dem, was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich ſchon genug iſt. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geſchichten, Anekdoten, Beſchreibungen von gegenwärtigen Zuſtänden einzelner

Menſchen, in Briefen und größeren Aufſätzen in der Stille circulirt, davon kann man ſich nur eine Vorſtellung machen, wenn man in mehreren gebildeten Familien eine Zeit lang lebt."

„Unwahrheit kann uns eben ſo ſehr in Verlegenheit ſetzen als Wahrheit; und wenn wir abwägen, wie oft uns dieſe oder jene nutzt, ſo möchte es doch immer der Mühe werth ſeyn, ſich ein für allemal dem Wahren zu ergeben."

„Eine liebevolle Aufmerkſamkeit auf das, was der Menſch beſitzt, macht ihn reich, indem er ſich einen Schatz der Erinnerung an gleichgültigen Dingen dadurch anhäuft. Die Beharrlichkeit auf den Beſitz, giebt uns in manchen Fällen die größte Energie."

„Die chriſtliche Religion, die oft genug das Schickſal gehabt hat, zergliedert und zerſtreuet zu werden, muß ſich doch endlich immer wieder am Kreuze zuſammen finden."

„Die Frommen haben innigern Zuſammenhang als die Böſen, ob es ihnen gleich, dem Aeußern nach, nicht immer ſo wohl geräth."

„Man denkt immer nur ans Nothwendige; man will ſeyn und nicht ſcheinen. Das iſt recht gut, ſo lange man etwas iſt. Wenn aber zuletzt das Seyn mit dem Scheinen ſich zu empfehlen anfängt, und der Schein noch flüchtiger als das Seyn iſt, ſo merkt denn doch ein Jeder, daß er nicht übel gethan hätte, das Aeußere über dem Innern nicht ganz zu vernachläſſigen.“ —

„Wenn man es recht genau betrachtet: was iſt denn das, was man oft als Eitelkeit verrufen möchte? Jeder Menſch ſoll Freude an ſich ſelbſt haben; und glücklich, wer ſie hat. Hat er ſie aber, wie kann er ſich verwehren, dieſes angenehme Gefühl merken zu laſſen? Wie ſoll er mitten im Daſeyn verbergen, daß er eine Freude am Daſeyn habe? Fände die gute Geſellſchaft, denn von der iſt doch hier allein die Rede, nur alsdann dieſe Aeußerungen tadelhaft, wenn ſie zu lebhaft werden, wenn des einen Menſchen Freude an ſich und ſeinem Weſen die andern hindert, Freude an dem ihrigen zu haben und ſie zu zeigen, ſo wäre nichts dabei zu erinnern; und von dieſem Uebermaß iſt auch wohl der Tadel zuerſt ausgegangen. Aber was ſoll eine wunderlich verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Aeußerung läßlich und erträglich finden, die man denn doch mehr oder weniger ſich von Zeit zu Zeit ſelbſt erlaubt? ja, ohne die eine gute Geſellſchaft gar nicht exiſtiren könnte; denn das Gefallen an ſich ſelbſt, das Verlangen, dieſes Selbſtgefühl Andern mitzutheilen, macht gefällig, das Gefühl eigner Anmuth macht anmuthig. Wollte Gott! alle Menſchen wären eitel, wären es aber mit Bewußtſeyn, mit Maß und im rechten Sinne, ſo würden wir in der gebildeten Welt die glücklichſten Menſchen ſeyn. Die Weiber, ſagt man, ſind eitel von Hauſe aus; doch es kleidet ſie und ſie gefallen uns um deſto mehr. Wie kann ein junger Mann ſich bilden, der nicht eitel iſt! Eine leere, hohle Natur wird ſich wenigſtens einen äußern Schein zu geben wiſſen, und der tüchtige Menſch wird ſich bald von außen nach innen zu bilden.“

„Der Menſch hat gar eine eigene Luſt, Proſelyten zu machen: dasjenige, was er an ſich ſchätzt, auch außer ſich in Andern zur Erſcheinung zu bringen, ſie genießen zu laſſen, was er ſelbſt genießt, und ſich in ihnen wieder zu finden und darzuſtellen. Fürwahr, wenn dieß auch Egoismus iſt, ſo iſt er der liebenswürdigſte und lobenswürdigſte; derjenige, der uns zu Menſchen gemacht hat und uns als Menſchen erhält.“

„Wer ſchnell aus einem Zuſtande in den entgegengeſetzten übertritt, fühlt ſich wirklich in einer Art von Taumel. Die Erde ſcheint ſich für den zu bewegen, der aus dem Schiffe ſteigt, und das Licht zittert noch im Auge deſſen, der auf Einmal ins Finſtre tritt.“

„Ein Kind, das, Almoſen erbittend, uns einen Zettel hinreicht, auf welchem fünf Lotto-Nummern geſchrieben ſind, weiſen wir nicht leicht ab; und es kommt auf den Augenblick an, beſonders wenn es kurz vor dem Termin der Ziehung iſt, ob wir nicht, mit zufällig erregter Hoffnung, ganz gegen unſere ſonſtige Weiſe, gerade dieſe Nummern ſtark beſetzen.“

„Sehröhre haben durchaus etwas Magiſches. Wären wir nicht von Jugend auf gewohnt, hindurch zu ſchauen, wir würden jedesmal, wenn wir ſie vor's Auge nehmen, ſchaudern und erſchrecken. Wir ſind es, die erblicken, und ſind es nicht, ein Weſen iſt's, deſſen Organe auf höhere Stufe gehoben, deſſen Beſchränktheit aufgelöſt, das ins Unendliche zu reichen berechtigt ward. Belauſchen wir z. B. Weitentfernte durch ein ſolches Mittel, ſehen wir ſie harmlos-unſchuldig vor ſich hin, als einſam unbeobachtet handeln, ſo kann es uns wirklich bange werden, ſie möchten uns entdecken, und wegen verrätheriſcher Zudringlichkeit beleidigt zürnen.“

„In der wohleingerichteten bürgerlichen Geſellſchaft iſt kaum ein trauriger Leiden zu dulden, als das uns die Nachbarſchaft eines angehenden Flöten- oder Violinſpielers aufbringt.“

„Diejenigen, die Muſik machen, ſtehen doch wenigſtens in der Einbildung, unter einander einig zu ſeyn und in Uebereinſtimmung zu wirken: denn wenn ſie lange genug geſtimmt und uns die Ohren mit allerlei Mißtönen zerriſſen haben, ſo glauben ſie ſteif und feſt, die Sache ſei nunmehr aufs Reine und ein Inſtrument paſſe genau zum andern. Der Capellmeiſter ſelbſt (?) iſt in dieſem glücklichen Wahn, und nun geht es freudig los, unterdeß uns Andern immerfort die Ohren gellen. Bei dem Eheſtand hingegen iſt dies nicht einmal der Fall; denn ob er gleich nur ein Duett iſt, *) und man doch denken ſollte, zwei Stimmen, ja zwei Inſtrumente müßten einigermaßen überein geſtimmt werden können, ſo trifft es doch ſelten zu. Denn wenn der Mann einen Ton angiebt, ſo nimmt ihn die Frau gleich höher. Da geht es denn aus dem Cammer- in den Chorton, und immer ſo weiter hinauf, daß zuletzt die blaſenden Inſtrumente ſelbſt nicht folgen können."

„Niemals fehlt es Frauen an einer Thräne bei ihren Schalkheiten, niemals an einer Entſchuldigung ihres Unrechts."

Gewiß wird jeder unbefangene Leſer in dieſen Bemerkungen den Dichter freudig wieder erkennen, der unter Allen, älterer und neuerer Zeiten, nächſt Shakſpeare, Herz und Seele des Menſchen am ſchärfſten und vielſeitigſten beobachtet hat.

Zum Beſchluß unſerer Beurtheilung dieſes ſeltſamen Romans, haben wir nunmehr nur noch ein Wort, den Titel deſſelben betreffend, zu ſagen. Dieſen hat Göthe nämlich auch „die Entſagenden" überſchrieben. Der Entſagenden finden wir nun auch wirklich in dieſem Werke eine eben ſo reiche Anzahl als der Wandernden; ja es tritt faſt nicht eine Perſon darin auf, die nicht (mit dem Verfaſſer ſelbſt zu reden) zu den „Wandernd-Entſagenden" gehörte; und an der Spitze aller dieſer Entſagenden ſteht, als

*) Jean Paul vergleicht ihn mit einer vierhändigen Sonate, in welcher der Mann die Baßparthie ſpielt.

Erzähler, merkwürdig genug, der Verfaſſer ſelbſt, indem er fortwährend unter Verſicherungen wie die: „daß er nicht vermögend ſei, ſeine vielen Materialien zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten; leider nur allzu wenig aufgezeichnet finde, nicht Alles genau nachweiſen könne, ſich von ſeinen Manuſcripten und Faſcikeln völlig verlaſſen ſehe, aus aller hiſtoriſchen Faſſung gebracht, und ihm verſagt ſei, nähere Kenntniß mitzutheilen, weil einem Büchlein, wie dieſem, Rückhalt und Geheimniß gar wohl gezieme" (warum? wird uns, wie ſo oft anderwärts,*) ſo auch hier, nicht geſagt) den Leſer auffordert: „ſich das Mangelnde ſelbſt auszubilden." — Aber: warum jene Entſagenden entſagen, erfahren wir ſo wenig, als wozu dieſe Wandernden wandern,**) und müſſen, dieſes „Mangelnden" wegen, den Dichter um ſeiner ſelbſt willen wahrhaft bedauern, daß ihn auch hier ſeine

---

*) Unter den kleinen gnomiſchen Gedichten Göthe's, im 2ten Bande der Cotta'ſchen Ausgabe ſeiner Werke, befindet ſich auch Folgendes:

„Wie? Wann? und Wo? — Die Götter bleiben ſtumm!
Du halte dich an's Weil, und frage nicht: warum?".

Auf die Wanderjahre anwendend, ließe ſich dies Sprüchlein füglich alſo umkehren:

„Halt', Leſer, Dich an's Weil, und frage nicht: Warum?
Wie? Wann? und Wo? — Denn Göthe bleibet ſtumm!

**) Für den Helden des Romans ſelbſt, iſt durch Nataliens Verfügung, daß er nirgend länger als 3 Tage verweilen darf, der Werth, den das Reiſen der Bildung gewährt, ohnehin faſt ganz aufgehoben worden.

„Faſcikel im Stich gelaſſen." Denn wie *nun* das Werk vor den Augen der Leſer liegt, wird er ſich nicht darüber beſchweren können, wenn dieſe nicht bloß ſeine *pilgernde Thörin* (die vielmehr unter allen leicht noch die vernünftigſte ſeyn dürfte), ſondern die ſämmtlichen Helden und Heldinnen dieſes Romans, für pilgernde Thoren und Thörinnen, zu erklären ſich verſucht fühlen ſollten. Zwar wird S. 332 geſagt, daß einige Stellen ſeiner Faſcikel auf „den hohen Sinn des Entſagens; durch welchen der eigentliche Eintritt in das Leben erſt denkbar iſt," hindeuten; aber weder jene Stellen noch ſonſt ein Wort zur Erklärung dieſer Behauptung theilt uns der Verf. mit, und gleichwohl iſt dieß das *Einzigemal*, daß er überhaupt auf das Entſagen zu reden kommt. Die *Entſagungen ſelbſt* beziehen ſich übrigens in der Hauptſache bloß auf *Liebſchaften* (noch dazu meiſt *alte* Liebſchaften), denn im Uebrigen laſſen ſich ſämmtliche Herren und Damen, wie wir, beſonders auf der Inſel in *Mignon's* Heimath, und in dem Gaſthofe des *wandernden Bandes* geſehen haben, eben nichts abgehen. Aber da entſagt *Wilhelm* ſeiner Natalie (wofür er ſich jedoch, zu einer kleinen Entſchädigung, — ſeiner alten Natur in den Lehrjahren getreu, — noch *einmal* von *neuem*, nämlich in die ſchöne Wittwe, wie wir S. 291 erfahren, verliebt), *Jarno* ſeiner Lydie, *Lothario* ſeiner Thereſe, *Friedrich* ſeiner Philine, *Lenardo* ſeinem nußbraunen Mädchen, *Hilarie* ihrem Major, die ſchöne Wittwe ihrem Lieutenant, u. ſ. w. Doch, wie es ſcheint, zum Glück nur auf ſo lange Zeit, als die (den zurückgelaſſenen Liebenden freilich mitunter gar gefährlich werdenden) Wanderſchaften dieſer Reiſeluſtigen Perſonen dauern, und die „abgeriſſenen Kartenſtücke, die gegen klingende Münze oder Wechſel, nach Belieben zu vertauſchen ſind," vorhalten werden. Selbſt der mit Wilhelm reiſende Mahler, welcher ſich auf der italieniſchen Inſel in Hilarien verliebt, wird beim Abſchied von ihr, wie es S. 292 heißt, „eingeweiht in alle Schmerzen des erſten Grades der Entſagenden (worin die folgenden Grade beſtehen, ſagt der Verf. nicht), welchen jene Freunde ſchon überſtanden hatten, nun aber ſich in Gefahr ſahen, abermals ſchmerzlich geprüft zu werden." *) Das eclatanteſte Beiſpiel von Reſignation giebt aber unter Allen unſtreitig der Barbier, der, indem er ſeiner ſchönen bis über die Ohren in ihn verliebten Prinzeſſin davon läuft, dadurch zugleich dem Thron und Reich des Königs Eckwald, „des mächtigen Fürſten der Zwerge," freiwillig und auf ewig entſagt, und „an den Heerd zur Köchin" zurückkehrend, ruhig wieder ſein altes Scheermeſſer zur Hand nimmt.

---

*) Warum umgingen ſie auch mit der ſophiſtiſchen Erklärung, daß es „nur zu Lande, nicht zu Waſſer gelte," Natalien's Gebot, wodurch dieſe zwar ſchlau, aber, wie die Folge lehrt, doch nicht ſchlau genug, ihrem Wilhelm zur Pflicht gemacht hatte, „nicht länger als drei Tage an einem Orte zu verweilen, und nur in Geſellſchaft ſeines Felix zu reiſen!" Warum beherzigten ſie nicht das ſo wahre als artige Wort Göthe's:

„Soll Dein Compaß Dich richtig leiten:
Hüte Dich vor Magnetſtein, die Dich begleiten."

Blicken wir nun, nach dieſer mit der gewiſſenhafteſten Treue unternommenen und vollbrachten Darlegung des Inhalts dieſer Wanderjahre, noch einmal auf das Ganze zurück, ſo läßt ſich, im Allgemeinen, doch fürwahr kaum etwas Treffenderes darüber ſagen, als das, was der Cardinal Hippolyt von Eſte dem Arioſto über ſeinen raſenden Roland äußerte: „Wo in aller Welt, Meiſter Ludwig, habt Ihr all' die wunderlichen Dinge aufgetrieben!“ auf unſern Meiſter Wolfgang anwenden. – Eine unzuſammenhängende, formloſe Dichtung, die, nur das offenbarſte Bruchſtück eines Romans, aus den barockeſten und heterogenſten, ſelbſt wieder nur fragmentariſchen, und längſt aus Cotta's Damenkalender bekannten,*) Einzelnheiten, von denen der Verfaſſer ſelber geſteht, daß er „ſie zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten, nicht vermögend ſei,“ zuſammengewürfelt iſt; und eine Philoſophie über Pädagogik, Religion und Kunſt, die das Höchſte der menſchlichen Bildung in das „Beſchränken auf Ein Handwerk“ ſetzt, die Erklärung des Myſteriums der Dreieinigkeit auf die vier Ehrfurchten vor uns ſelbſt und dem, was unter uns, über uns und uns gleich iſt, gründet, und das Weſen der ſchönen Künſte meiſt nur von der Seite des Techniſchen und Mechaniſchen beleuchtet, die dramatiſche Poeſie und Kunſt aber (uneingedenk ſelbſt alles deſſen, was des Verfaſſers eigner Geiſtesverwandter, Schiller, ſo wie Göthe ſelbſt, über die Wichtigkeit derſelben für die ſittliche und äſthetiſche Bildung des Menſchen geſchrieben), für abſolut unwarch erklärt: — das iſt die ſo lange (ſeit 25 Jahren!) vom Verfaſſer verſprochene, zwar ſchon im Leipziger Büchercatalog von der Michaelis-Meſſe 1810 einmal als eine „fertig gewordene Schrift“ angekündigte, aber doch erſt Anno 1821 wirklich erſchienene, Fortſetzung von Göthe's Wilhelm Meiſter! — Da der Dichter, nach ſeinem eigenen Bekenntniß,*) dieſes Werk bereits im Jahre 1779 begonnen, und ſeitdem unaufhörlich daran fortgearbeitet hat; ſo kann man es ihm freilich nicht verargen, daß er, von einem ſo langen Wege matt und müde, gleich zu Anfang dieſer Fortſetzung in die Worte:

---

*) Das Mährchen: Die neue Meluſine, das Göthe, wie er im 2ten Bande ſeiner Selbſtbiographie, S. 372, verſichert, ſogar ſchon als Student, während ſeines Aufenthaltes auf der Univerſität zu Straßburg gedichtet.

„Ehe wir nun weiter ſchreiten,
Halte ſtill und ſieh Dich um!“

zu Ottilien und dem Leſer ausbricht, obſchon Letzterm, der ſich bereits dritthalb Decennien lang nach dieſer Fortſetzung vergeblich umgeſehen, die Geduld inzwiſchen zu ſehr hat ausgehen müſſen, um ihm zuzumuthen mit dem endlich ihm vergönnten Weiterſchreiten in dieſer Lektüre noch länger ſtill halten zu können. Aber daß ſich in einer ſo langen Zeit, aus dieſer Dichtung, an welcher Göthe nicht weniger als faſt 50 Jahre gearbeitet hat, kein bedeutenderes poetiſches Kunſtwerk entwickelt hat; das muß uns billig, und zwar um ſo mehr, Wunder nehmen, als die

---

*) In der „Summariſchen Jahresfolge ſeiner Schriften,“ die dem 20ſten Bande der Cotta'ſchen Ausgabe von Göthe's Werken angehängt iſt.

Idee dieſes Werks, wie ſchon der ein ganzes Mannesalter hindurch daran geſetzte außerordentliche Aufwand von Zeit, und Göthe's eigene Aeußerungen uns lehren, von jeher zu den ihm liebſten und wichtigſten Problemen ſeiner Kunſt gehört hat. Gleichwohl ſcheint er es, ſelbſt in dieſer ſo überaus mangelhaften Geſtalt von einer Fortſetzung, nicht einmal vollenden zu können; denn vergeblich haben die Freunde ſeiner Muſe, der Erſcheinung, oder wenigſtens Ankündigung des 2ten Bandes der Wanderjahre, bisher entgegengeſehen. Wenn er nun aber doch die Nothwendigkeit einmal fühlte, ſeinen Leſern, im Werke ſelbſt, das Geſtändniß thun zu müſſen: daß er ſeinen zwar überreichen, aber ſchlecht aufbewahrten Stoff für die Vollendung dieſes Romans, „zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten nicht vermögend ſei;" — warum war er denn nicht ſo redlich, ihnen dieß lieber gleich auf dem Titel zu ſagen, wodurch er ſich auch die Mühe, jene Entſchuldigung ſo oft, und jedesmal mit andern Worten zu wiederholen, erſpart haben würde. Er hätte das Werk ja nur, mit ſeinem eignem Lieblingsausdruck: „Faſcikel" oder: wie er ſonſt wollte: Materialien, Ideen, Entwürfe u. ſ. w. zu einer Fortſetzung ſeines Wilhelm Meiſter nennen und mit ſeinem eigenen Motto:

„Gerne hätt' ich mehr geſchrieben,
„Aber es iſt liegen blieben!"

bezeichnen dürfen; und welcher wahre Freund der Kunſt würde einem ſolchen Baumeiſter (zumal in Hinſicht auf ſein hohes Alter) nicht innig dankbar dafür geweſen ſeyn, daß er uns wenigſtens ſeine Gedanken zu einem Gebäude noch hinterlaſſen wollen, das er wirklich auszuführen, ſich nicht mehr im Stande fühlte. Allein, zu verlangen (wie Göthe ungeachtet ſeiner wiederholten Selbſtbekenntniſſe von ſeinem Unvermögen in Betreff der Ausführung des Ganzen, verlangt hat), daß man ſich den Riß für das Gebäude, eine Skizze als ein Gemälde, und ein Fragment einer Sammlung von Fragmenten als einen Roman verkaufen laſſen ſoll: eine ſolche Zumuthung müſſen doch ſelbſt ſeine entſchiedenſten Verehrer zu ſtark finden. Indem er nun aber ſein Kunſtgewiſſenloſes Verfahren, durch ſolche Erklärungen, wie die: „daß dergleichen Rückhalt Lücken und Mängel einem Büchlein wie dieſes ſehr wohl gezieme,“ und daß man dem Leſer „nicht Alles ſagen müſſe, weil er ſonſt denke, es ſtecke nichts dahinter,“ gar noch beſchönigen will, manifeſtirt er ziemlich handgreiflich, daß er alle ſeine Leſer für nichts Geringeres als für Einfaltspinſel hält, die er zum Beſten zu haben, ſich den Spaß machen will. Freilich kann er es ihnen nun auch nicht wehren, wenn ſie, in ſchuldiger Erwiederung ſolcher Autor-Höflichkeit, dennoch denken ſollten, daß hinter den vielen Geheimniſſen, die er bei dieſem Roman für ſich behalten hat, — Nichts ſteckt, und in Abſicht der, eben ſo zahlreichen, Lücken und Gähnungen ſeiner Darſtellung, die zuweilen wirklich bis zu einer förmlichen poetiſchen Maulſperre gehen, mit Küttner's witzigem Epigramm auf den Mißbrauch der Gedankenſtriche, der Meinung ſind:

„Hier hat der Autor — nichts gedacht,
Hier braucht der Leſer — nichts zu denken.“

Wir unſers Theils bekennen unverhohlen, daß Göthe, durch die Abſicht: der Welt weiß machen zu wollen, mit dieſen Wanderjahren ein bedeutendes philoſophiſch-dichteriſches Kunſtwerk geliefert zu haben, ſich uns in gleichem Grade an ſeinem Ruhm, wie an der Kunſt und an ſeiner Nation vergangen zu haben ſcheinen würde, und daß wir in dieſer Hinſicht dann gewünſcht hätten, er möchte, ſtatt „Entſagende“ zu ſchreiben, lieber ſelbſt den Entſagenden gemacht, und die Zeit, die ihm dieſes Werk bei all der Leichtſinnigkeit, mit der es zuſammengeſtellt iſt, doch gekoſtet haben muß, auf die Vollendung ſeiner Selbſtbiographie, die leider auch Fragment zu bleiben ſcheint, verwendet haben möchte. Ueberdem dünkt uns eine Fortſetzung von Wilhelm Meiſter's Lehrjahren, zumal nach einer ſolchen Anlage, wie Göthe hier dazu entworfen hat, ein gar weitausſehendes, ja kaum einer Beendigung mögliches Ding. Denn den Wanderjahren müßten doch, wenn dieſe erſt vollendet wären, auch noch die Meiſterjahre Wilhelm's folgen, und mittlerweile würde natürlich ſein Felix zu einem ſolchen Alter herangewachſen ſeyn, daß man (falls der Dichter ihn nicht, was doch allzuſchade wäre, mit einem frühzeitigen Tode abgehen laſſen wollte), mit allem Fug und Recht, wieder deſſen Lehr-, Wander- und Meiſterjahre zu vernehmen wünſchen dürfte,*) was denn mit Hinſicht auf des Felix Kinder und Kindeskinder, einen Roman wie eine Schraube ohne Ende geben würde. Auch geſtehen wir, wenn es, wie Herr Schubarth in ſeiner Schrift „Zur Beurtheilung Göthe's" meint, *) die Hauptaufgabe dieſes Romans iſt, „zu zeigen, worin die wahre und höchſte Bildung des Menſchen beſtehe," durchaus nicht abzuſehen, was dann überhaupt mit dem Gegenſatz von Lehr- und Wanderjahren, für die Löſung dieſes Problems gewonnen iſt;

---

*) Um ſo mehr, als die Lehrjahre des Felix, durch ſeine Aufnahme in die pädagogiſche Provinz, vom Dichter ſelbſt ſchon, auf weite Perſpectiven deutend, vorbereitet worden ſind.

---

*) Woran indeß noch ſehr zu zweifeln ſeyn dürfte. Sagt doch ſelbſt Friedrich Schlegel in ſeiner „Charakteriſtik des Wilhelm Meiſter," obſchon ſie ungleich mehr Enthuſiasmus und eigne Poeſie über ein poetiſches Werk als eigentliche Kritik deſſelben enthält, in dieſer Beziehung von dem Helden ſelber nicht mehr als Folgendes: „Lernen muß er überall können, und wenn ihm das günſtige Schickſal oder ein erfahrener Freund von großem Ueberblick beiſteht, und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt: ſo müſſen ſeine Lehrjahre glücklich endigen." Und zu Ende der Abhandlung: „Für Wilhelm wird wohl endlich auch geſorgt; aber ſie haben ihn, faſt mehr als billig oder höflich iſt, zum Beſten; ſelbſt der kleine Felix hilft ihn erziehen und beſchämen, indem er ihm ſeine vielfache Unwiſſenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Kämpfen von Angſt, Trotz und Reue verſchwindet ſeine Selbſtſtändigkeit aus der Geſellſchaft der Lebendigen. Er reſignirt völlig darauf, einen eignen Willen zu haben; und nun ſind ſeine Lehrjahre wirklich vollendet (eine bedeutende Vollendung!), und Natalie wird Supplement des Romans." — Und was hat Wilhelm nun wohl in den Wanderjahren an Bildung und Charakter bisher gewonnen? — —

denn wie kein Menſch hienieden jemals auslernt, ja ſelbſt als der entſchiedenſte Meiſter doch nur immer fortlernt; die wahre Meiſterſchaft ſeines Weſens, d. h. die ganze Vollkommenheit der menſchlichen Natur, aber erſt Jenſeits zu hoffen hat; ſo verſteht es ſich doch wohl; daß alle Wanderjahre Wilhelm's eben ſo gut auch immer noch Lehrjahre ſeyn müſſen, als ſeine Lehrjahre, wie bekannt, auch ſchon Wanderjahre ſind. Unſern Dichter aber hat überdem dieſer eigentlich doch bloß handwerksmäßige Ausdruck ſichtbar verführt, in den Wanderjahren ſeine pädagogiſchen Ideen, der Hauptſache nach, dergeſtalt auch nur auf die handwerksmäßige Bildung des Menſchen zu beziehen, *) daß es uns in Wahrheit eben nicht befremden würde, wenn wir in der Folge auch noch zu leſen bekommen ſollten, wie die Mitglieder des wandernden Bandes, zumal wenn etwa das ſeltſame Papiergeld ihrer abgeriſſenen Kartenſtücke den Credit verlöre, auch von dem ſogenannten Fechten der wandernden Handwerksgeſellen, zweckdienlichen Gebrauch zu machen wiſſen. Ja es läßt ſich von mehreren dieſer Mitglieder, à la tête dem Barbier, gewiß vorausſetzen, daß ſie ſchon jetzt auch in dieſem „Handwerksgebrauch nach Stand und Weiſe“ nicht unerfahren ſind, und ſelbſt von manchen Ho-

---

*) Man gedenke der pädagogiſchen Provinz, die, wie Jarno ſagt, uns lehrt: „daß auf ein Handwerk ſich zu beſchränken, das Beſte ſei;“ und der Stelle: „nur wenige Andere (als Handwerker) erblickte Wilhelm, die er allenfalls für Canzleiverwandte gehalten hätte.“

Honoratioren dieſer Societät, z. B. dem blonden Friedrich (den ein anderer Friedrich, nämlich von Schlegel, ſo treffend den „Repräſentanten der geſunden Ungezogenheit“ nennt), wenigſtens das Talent, ſich bald in einen ſolchen Handwerksgebrauch zu finden, unbedenklich annehmen. Zudem iſt Göthe kürzlich ſchon ſelbſt einmal auf dieſes Fechten zu reden gekommen, im 7ten Stück ſeiner Hefte über Kunſt und Alterthum, S. 97, wo er uns über die Bedeutung dieſes „ritterlichen Ausdrucks“ der Handwerksburſchen ausführlich belehrt. Endlich aber bekennen wir auch noch, daß uns überall eine Fortſetzung des Wilhelm Meiſter, in ſofern ſie durch die Lehrjahre bedingt werden ſoll, von jeher etwas Ueberflüſſiges geſchienen hat. Denn unſrer Anſicht nach, bildet dieſer unvergleichliche Roman, an und für ſich ſchon, ein vollkommen abgeſchloſſenes Ganze. Die Eltern Wilhelm's, Marianne, Aurelie, Auguſtin und ſeine Mignon, ſind aus dem Kreiſe der Lebendigen geſchieden. Die Lebensverhältniſſe der übrigen bedeutendern Perſonen aber ſämmtlich befeſtigt, und überhaupt alle die mannigfaltigen Diſſonanzen dieſer Lebensvollen Dichtung auf das Sinnreichſte und Glücklichſte in die reinſte Harmonie aufgelöſet. Lothario iſt mit Thereſen, Jarno mit Lydien, Friedrich mit Philinen und Wilhelm's Schweſter (von der wir freilich ſonſt keine Sylbe weiter erfahren) mit Wernern verbunden. Der Abbé, der ſo gern „das Schickſal vorſtellt,“ zieht, ſeine Rolle eines neuen Caglioſtro fortzuſpielen, nach Rußland; der Markeſe kehrt in ſeine

Heimath, die Gräfin (ein ungleich bedeutſameres Beiſpiel ſchöner Reſignation, als uns alle die „Entſagenden“ in den Wanderjahren bis jetzt aufgeſtellt haben) in ſich ſelbſt zurück, und Wilhelm erreicht in dem Beſitz der Liebe Nataliens ein Ziel ſeines Daſeyns, ſeiner Bildung und ſeines Strebens, von dem er ſelber ſagt: „Wonach ſoll ich in der Welt nun weiter fragen? Wonach ſoll ich mich weiter umſehen? Welche Gegend, welche Stadt, verwahrt einen Schatz, der dieſem gleich iſt?“ und zum (gerade hierdurch den Leſer völlig befriedigenden) Schluſſe des Ganzen ausruft: „Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauſchen möchte.“

Sollten aber die Lehrjahre Wilhelm Meiſter's, nach der Intention des Dichters (denn nur von dieſer allein, und nicht von ihm untergeſchobenen Abſichten, an die er ſelbſt nicht gedacht hat, kann hier die Rede ſeyn), eine noch höhere Bedeutung, als die eines, in ſich ſelbſt ſchon ſo bedeutungsvollen, Romans haben; — ſollte Göthe (wie uns mehrere ſcharfſinnige Kunſtrichter glauben machen wollen, und Er ſelber dadurch, daß er ſie, auf eine ſolche, ſo vorherrſchend didaktiſche Weiſe fortzuſetzen begonnen hat, uns allerdings glauben läßt) nicht bloß eben die Lehrjahre Wilhelm Meiſter's, ſondern das „Höchſte der menſchlichen Natur, Bildung und Lebenskunſt überhaupt,“ damit haben darſtellen wollen: — dann würde dieſer Roman freilich, als die Löſung eines Problems, das zu dem

Aufgaben, die in's Unendliche gelöſet werden können, einer Fortſetzung — in alle Ewigkeit bedürfen. Allein wir bezweifeln gar ſehr, daß der unſterbliche Dichter des Fauſt — dieſe Intention: ein ſolches Uebermenſchliches von Poeſie und Philoſophie leiſten zu wollen, gleich bei der Conception der Idee dieſes Romans, vor nunmehr bald funfzig Jahren gehabt habe; und wäre ſie ihm, trotz jenes Grenzſteins des menſchlichen Wiſſens, den er uns ſelbſt in ſeinem Fauſt geſetzt hat, ſpäter hin (denn auf was für allerlei Gedanken kann der Menſch durch ſich ſelbſt, wie durch Andere, in funfzig Jahren, ſelbſt wenn er auch einen Fauſt geſchrieben, nicht gerathen!) wirklich in den Sinn gekommen; ſo würden doch dieſe Wanderjahre, wenigſtens ſo weit als ſie bis jetzt vor uns liegen, ſowohl in poetiſcher als philoſophiſcher Beziehung, fürwahr noch unendlich Viel zu einem ſolchen Verſuch, das Problem des menſchlichen Lebens zu löſen, zu wünſchen übrig laſſen. Doch eine weitere Erklärung hierüber macht das Geſchäft einer beſondern Unterſuchung nothwendig, die wir zum Inhalt des vierten Abſchnitts: Ueber die Tendenz von Göthe's Wilhelm Meiſter überhaupt, beſtimmt haben; indem es uns zweckmäßig dünkt, unſern Leſern zuvor noch das mitzutheilen, was andere Beurtheiler, ſo wie Göthe ſelbſt, bisher über die Wanderjahre ausgeſprochen. Denn: „der Einzelne," lehrt uns ja Lenardo, „kann zu einer vollkommenen Klarheit nicht gelangen."

Wir laſſen daher nunmehr: zuerſt des Dichters eigne, zur Beurtheilung Göthe's überhaupt, wie ſeines Verhältniſſes zur Kritik insbeſondere, überaus merkwürdige Erklärung, und dann die ſämmtlichen, uns bis jetzt (im Geſellſchafter, dem litterariſchen Converſationsblatt, der neuen Berliner Monatsſchrift, dem Cotta'ſchen Litteraturblatt, dem Allgemeinen Repertorium der Litteratur, und den Schriften der Herrn Kayßler und Zauper) zu Geſicht gekommenen, Urtheile anderer Kunſtrichter über die Wanderjahre folgen. Wir werden ja ſehen, ob wir auf dieſem Wege, wenn auch nicht zu vollkommener, doch mindeſtens zu mehrerer Klarheit gelangen, oder ob es uns mit dieſen Aufklärungen des Meiſters und ſeiner Jünger, ſo wie unſerm Freund Wilhelm mit denen in Lenardo's Tagebuche gehe, daß wir „daraus nicht klüger werden als wir es — ſind.“

II.

Ueber

Göthe's
Wanderjahre,

von Göthe ſelbſt.

Mit einem

Vor- und Nachwort und Anmerkungen

vom

Herausgeber.

„Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.“

Göthe.

Vorwort.

Zu den bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten in dem litterariſchen Charakter Göthe's, gehört unſtreitig auch die ausgezeichnete Beharrlichkeit ſeines öffentlichen Stillſchweigens, das er in Hinſicht auf die tadelnden Beurtheilungen ſeiner Werke, faſt ſein ganzes Schriftſtellerleben hindurch, beobachtet hat. Es würde indeß ein ſehr voreiliger und völlig unſtatthafter Schluß ſeyn, wenn wir (wie andere Kritiker gethan) hieraus folgern wollten, daß ihm ein abſoluter Indifferentismus gegen die Kritik überhaupt, inwohne. Denn Göthe ſelbſt hat (weshalb er eben nicht bloß ein großer Dichter, ſondern auch ein wahrhafter Gelehrter iſt) einen ſehr bedeutenden Theil ſeiner Geiſtesthätigkeit, kritiſchen Unterſuchungen, über die mannichfaltigſten Gegenſtände, ja das Weſen der Kritik ſelber, zugewendet, und ſogar mehrere ſeiner poetiſchen Werke (im höhern Sinne des Worts ſind ſie alle Kritik), namentlich aber ſein Wilhelm Meiſter, enthalten einen Schatz von Ergebniſſen ſolcher Forſchungen, durch welche er die Philoſophie über Natur und Menſchheit, Kunſt und Wiſſenſchaft, mit neuen Ideen und

Anſichten bereichert, in der Poeſie aber, als Hirt und Poetiker zugleich, die geſetzgebende Gewalt mit der ausübenden auf das Innigſte in ſich verbunden hat. Auch finden ſich hie und da in ſeinen Gedichten (z. B. in den Epigrammen und der beziehungsvollen Elegie: „Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert“ u. ſ. w.) allerdings manche Aeußerungen über Vorwürfe, die er von ſeiner Mitwelt erlitten. Aber eine eigentliche Antikritik von Göthe, iſt uns, ſo ſorgfältig wir ſeit zwanzig Jahren auch die kleinſten Erzeugniſſe ſeiner Feder geſammelt haben, niemals bekannt geworden; und ſelbſt als nach Erſcheinung der Xenien, ein ganzer Strom erboſter Autoren (wie der von Vettern und Baſen in „der Müllerin Verrath“) auf ihn eindrang, hat er, wie ſein Reinecke Fuchs, in ſeinem wohlverwahrten Malpertaus, dem Lärm und Ungethüm ruhig zuſchauend, dieſen Sturm, als ob es nur einer in einem Glas Waſſer wäre (was er denn im Grunde freilich auch war), ſich austoben laſſen. Dieſe unüberwindliche Ruhe ſcheint er, bei der rein-contemplativen Weltanſchauung überhaupt, die er ſich (wie uns ſeine Schriften, und beſonders der Wilhelm Meiſter, vor Allem aber ſeine Selbſtbiographie zeigen) ſchon ſo früh erworben zu haben behauptet, eine geraume Zeit lang, ſich ſogar zu einer Lebensregel gemacht zu haben. *) Er ſelber hat zwar — man

*) Als einmal in einer Tiſchgeſellſchaft bei Göthe die Rede davon war, ob der Schriftſteller eine ihn tadelnde Beurtheilung ſtillſchweigend hinnehmen oder beantworten ſolle, und der mitanweſende Dichter

gewendet z. B. außer den ſeiner Xenien, wie ſeiner Ausfälle auf Newton, ſeiner Satyren gegen Wieland, ſeiner harten Urtheile über Herder u. A. in „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben“ und der Verwurfſchweren Aeußerungen über die Kunſtkritik Tiek's und der beiden Schlegel, in ſeinem Werke über Kunſt und Alterthum, — andere Autoren genug und auch ſtreng genug getadelt; und ein großer Theil ſeiner kritiſchen Werke über Kunſt, Optik, Farbenlehre und Pflanzenphyſiologie, iſt entſchiedene Polemik; aber auf eine Beantwortung der Einwürfe (ſelbſt der gegründetſten), die ihm die Kritik dagegen gemacht, hat er ſich nie eingelaſſen. Eben ſo hat er ſich oft, und beſonders in den „Wundern“ ſeiner Parabeln (die vom Hund und Tauſendſakerment haben wir S. 91 dieſer Schrift mitgetheilt), gegen die Recenſenten im Allgemeinen, ganz in der Weiſe des Grundſatzes, daß Genies ſich nicht geniren, auf das Vernehmlichſte ausgeſprochen; obſchon er ſelbſt als Recenſent (der Frankfurter gelehrten Anzeigen und Jenaiſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung), in den frühern wie ſpätern Jahren ſeines Lebens, ein ſehr thätiges Mitglied dieſes großen Litterariſchen Ritterordens

Zacharias Werner (der uns dieß ſelbſt erzählt hat) erklärte: daß „ſo lange als ihm kein Recenſent beſchuldige, ſilberne Löffel geſtohlen zu haben, er ſtets ſchweigen werde,“ ſoll Göthe, ſonſt an dem Geſpräch nicht den mindeſten Antheil nehmend, bloß geſagt haben: „Auch dann müßten Sie ſchweigen!“ — Dieß iſt nun freilich ein Scherz, aber — „was uns ſo zu lachen macht,“ ſagt Leſſing's Oſſina, „hat auch eine ernſthafte Seite!“

geweſen iſt. Allein einen *einzelnen* Recenſenten ſeiner Werke, wie ſehr ihm auch mancher die Kritik als eine goldene Hermes-Ruthe fühlen laſſen, hat er, ein wahrer Chevalier sans peur et sans reproche unter ſeinen Kampfgenoſſen, nie einer Antwort gewürdigt. Vielmehr ſcheint er ſich zu *andern* Recenſenten immer wie die Römiſchen Auguren zu einander, welche, nach *Cicero's* Bemerkung, ſich, nicht ohne lachen zu müſſen, begegnen konnten, verhalten zu haben; und nur erſt in ſeiner, faſt durchaus polemiſch geſchriebenen, *Morphologie*, ſeiner *Selbſtbiographie*, deren Vollendung auch in dieſer Beziehung ſo höchſt wünſchenswerth iſt, und in ſeiner Zeitſchrift, *über Kunſt und Alterthum*, hat er angefangen, ſich über ſeine *Gegner*, als ſolche, zu erklären.

Doch nicht bloß gegen den Tadel, ſondern auch gegen das *Lob*, das ihm von ſeinen Zeitgenoſſen (oft zu viel, öfter zu wenig!) ertheilt worden iſt, hat er, — unempfindlicher noch als Memnon's Bildſäule, ſelbſt den Sonnenſtrahlen des Ruhmes *ſtumm*, — weit die längſte Periode ſeines Lebens und Wirkens hindurch, denſelben Stoicismus bewieſen. Ja, der ſo kauſtiſche als geiſtreiche Beurtheiler ſeiner *Wahlverwandtſchaften*, in der Halleſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung (Jahrgang 1810. Nr. 1.) macht ihm wegen der Sorgloſigkeit, mit der er dieſes und andere ſchwächere Werke in ſeinem *reifern* Alter, unbekümmert um ſeinen Ruhm und das Urtheil der Welt, dem Druck übergeben, ſogar den herben Vorwurf: „daß die unbegränzte Bewunderung, womit ſeine frühern Schriften aufgenommen wurden, bei ihm ſelbſt Ueberdruß und

Widerwillen erzeugt, und es in ſeines Volkes Litteratur jemals vorgekommen ſei, daß ein Liebling der Nation, das Uebermaß der Verehrung ſeiner Zeitgenoſſen mit ſo derben Aeußerungen der Verachtung erwiedert habe.“

Allein ſeit Göthe die Herausgabe ſeiner Selbſtbiographie begonnen hat, iſt er auch in Betreff des Lobes ſeiner Werke, von dieſer Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Urtheil merklich abgekommen und (mit einiger Verläugnung ſeiner bloß contemplativen Weltanſicht) aus der Halle der ſtrengen Stoa in den heitern Garten Epikur's (des Lehrers der Nachſicht gegen die Eigenliebe) geſchlichen. Ja er ſcheint ſeitdem wirklich ängſtlich beſorgt zu ſeyn, den Beifall, den er in ſo reichem Maße erworben, ſich zu erhalten; auch in dieſer, wie in ſo mancher andern Beziehung, Voltaire'n vergleichbar, nur mit dem Unterſchied, daß dieſer eine ſolche Beſorgniß ſein ganzes Leben hindurch, Göthe aber erſt am Abend des ſeinigen, geäußert hat.

Dieſe Aeußerungen finden ſich unverkennbar faſt in Allem, was er ſeitdem hat drucken laſſen: in ſeinen Selbſtbekenntniſſen, die er gleich mit der Erklärung anhebt, daß lediglich die ſchmeichelhaften Aufforderungen in dem Briefe eines Freundes (der im Namen mehrerer Verehrer Göthe's ſchreibt) ihn zu dieſem Unternehmen veranlaßt habe; — in ſeinem Weſtöſtlichen Divan, wo er S. 244 der jüngern und jüngſten Generation ſeiner Nation das Compliment macht, daß „ein zweites und drittes nachwachſendes Geſchlecht, ihn doppelt und dreifach für die Unbilden entſchädige,*) die er von ſeinen frühern Zeitgenoſſen zu erdulden gehabt;" — in ſeiner Morphologie, die eigentlich nur eine geharniſchte Schutzrede für ſeine Metamorphoſe der Pflanzen iſt; ganz beſonders ſprechend aber in ſeinen „Heftlein" über Kunſt und Alterthum!

Dieſe im Jahre 1816 begonnene und bis jetzt zu 9 Stücken angewachſene Zeitſchrift (welche in den drei erſten Heften den Titel: „Ueber Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Mayngegenden". hatte, aber ſchon vom zweiten Heft an, jenem Titel zuwider, zu einer über Kunſt und Alterthum überhaupt, und, nachdem ſie mit dem 4ten Heft dieſen noch jetzt fortführenden Namen erhalten hatte, auch ihm völlig entgegen, zu einem Journal für die „ſchöne Wiſſenſchaft,**) Poeſie, Ethik, Liteteratur, Fabrikanten und Handwerker, zu „Hör-, Schreib- und Druckfehler" *) und zwar nicht des Alterthums, ſondern vielmehr der allerneueſten Zeit**) geworden iſt), hat nämlich Göthe

---

*) So ſagt er auch in ſeinen zahmen Xenien in Kunſt und Alterthum:

„Erwachſ'ne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken."

aber hinterdrein kommen doch auch dieſe ſchlecht weg, denn da heißt's wieder:

„Hab' ich gerechter Weiſe verſchuldet
Dieſe Strafe in alten Tagen?
Erſt hab' ich's an den Vätern erduldet,
Jetzt muß ich's an den Enkeln ertragen. —
Wär' ich nicht mit Ehren alt
Wie wollt' ich die Jugend ertragen u. ſ. w."

**) Dieſen längſt als widerſinnig verworfenen Ausdruck, hat Göthe, der doch die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften deshalb in einer ſeiner Xenien, als eine „Bibliothek der ſchönen Scienzien" perſiflirte, hier wieder zu Gnaden aufgenommen.

---

*) Der neueſte Editor des Aeſchylus, Hr. Lafontaine, deſſen äſthetiſche Anſicht von dieſem Tragiker (die Anſichten anderer Aeſthetiker, ſelbſt Blümner's, Humboldt's und der beiden Schlegel, ſcheint er nicht zu kennen), ſeinen Erklärern und der Philologie überhaupt, man wohl nur als den neueſten Lafontaine'ſchen Roman zu betrachten hat; wird aus dieſem Aufſatz Göthe's, zu einiger Ueberraſchung erfahren, daß die Annahme auch von Hörfehlern, aus denen die Schreibfehler beim Dictiren alter Handſchriften entſtanden ſeien, eine unter den Sprachgelehrten längſt bekannte Sache iſt.

**) Im zweiten Heft S. 23—38 befinden ſich auch die ſchon erwähnten, gar merkwürdigen Urtheile Göthe's über Ludwig Tiek und die Gebrüder von Schlegel. Erſterer wird wegen ſeiner Herausgabe von „Wakenröder's (er heißt Wackenroder) Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders, „die Viele Göthe'n zuſchreiben wollten," und Tiek's eigenen Roman, Sternbald's Wanderungen und ſeinen Phantaſieen über die Kunſt, — als ein Kunſtrichter „ohne natürlichen Sinn für die Kunſt" u. ſ. w. getadelt.

Von A. W. von Schlegel's unvergleichlichem Gedicht: Der Bund der Kirche mit den Künſten, worin er ein ſo großes welthiſtoriſches Thema auf die reizendſte Weiſe dichteriſch behandelt hat, wird geſagt, daß es „vielleicht (!) poetiſches Verdienſt habe;" und Friedrich von Schlegel, als Stifter einer Kunſtlehre, die „das Unſchöne fordere," genannt; allen Dreien aber, die Begründung „eines zugleich benutzt, um das Publikum: auf die „ihn höchſt ehrende Einladung der Großherzoglich Meklenburgiſchen Regierung und Ständeverſammlung, der Berathung in der wichtigen Angelegenheit von Blücher's Denkmal (wozu er die bekannte, ihn eben nicht höchſt ehrende Inſchrift verfertigte) beizuwohnen;" — auf „ſeines jungen Freundes Schubart" Beiträge zur Beurtheilung Göthe's, die er „in jedem Sinne zu ſchätzen *) und dankbar anzuerkennen habe."

Geſchlechts, das ſchon in den höchſten Unſinn verloren ſei," zugeſchrieben. Dieſer kecke und mit ſolcher Heftigkeit ausgeſprochene Tadel über ein Triumvirat von Kunſtrichtern, durch deren Lob der vielgefeierte Dichter gerade am glänzendſten in unſerer Litteratur verherrlicht worden iſt, könnte unſerer Bemerkung über Göthe's jetzige Beſorglichkeit um den Beifall der Kritik, zu widerſprechen ſcheinen. Da aber jene Kritiker, wie aus Tiek's Verſtummen und der beiden Schlegel Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und die Geſchichte der Litteratur, auch aus einer Stelle der Indiſchen Bibliothek zu erkennen iſt, ſeit geraumer Zeit von ihrer enthuſiaſtiſchen und unbedingten Bewunderung Göthe's gar ſehr zurückgekommen ſind; ſo brauchen wir Leſern, die ſelbſt den Punkt auf das i zu machen verſtehen, wohl nicht erſt zu erklären, daß jener Widerſpruch nur ein ſcheinbarer iſt.

---

*) Bei dieſer Gelegenheit macht er auch die bemerkenswerthe Bemerkung, daß er darum gegen Shakſpeare in Nachtheil ſtehe, „weil die Entwickelung ſeines (Göthe's) Talents, nicht (!) von Zeit und Umſtänden begünſtigt worden," und er nicht bloß „un homme qui a eu des grands chagrins," ſondern auch „Einer, der ſich's hat ſauer werden laſſen, ſei." Uebrigens iſt das Schreiben von Göthe an Schubarth

(Müllner nennt es ein Buch für Narren!) — auf Henſchel's geiſtreiche Abbildung Göthe's, wie er als Knabe den Barbier ſeines Vaters mit einer Declamation aus Klopſtock's Meſſiade erſchreckt; — auf die „ihn faſt beſchämende Artigkeit und Anmuth," womit der Vrai liberal ſich über ſein Regiſter von franzöſiſchen Kunſtrichterausdrücken beſchwert habe; — auf die Weiſe; wie Byron den Göthe'ſchen Fauſt „in ſich aufgenommen;" — auf Wright's in Kupfer geſtochenes Portrait und Rauch's Büſte von Göthe; — auf Moritz, Delbrück und Kannegießer's Entwickelungen ſeiner Gedichte;" — auf „das ſeit mehrern Jahren genießende ſchöne Vertrauen ſeiner lieben Landsleute und die zahlreichen Sendungen und Anfragen, die er von wohldenkenden, talentreichen, ſtrebenden, jüngern und ältern Perſonen erhalte;" — auf die eben nicht bedeutenden Sprüchlein, die er zu Tiſchbein's Zeichnungen geliefert hat; wie auf die, nach ſeinen eignen Handzeichnungen radirten Blätter und ihnen beigefügten Verſe; — auf Nöhden's engliſche Ueberſetzung von Göthe's Abhandlung über Leonardo da Vinci; und auf das überſchwengliche Lob, das einer ſeiner Freunde (wahrſcheinlich Hr. Hofrath Riemer) ſeinem Inhalts-Regiſter über die Iliade, als einer originellen (?) Calque,

(nicht Schubart, wie ihn Göthe nennt), welches, mit der Anrede: „mein Wertheſter" anhebend, ſich als Vorwort vor dem 2ten Bande des Schubarthſchen Werkes befindet, auch nicht viel mehr als eben nur der Ausdruck einer gefälligen Annahme des empfangenen Lobes. Ueber das Werk ſelbſt ſagt er kein Wort.

einem meiſterhaften Scenario u. ſ. w. ertheilt hat, — aufmerkſam zu machen.

So hat er denn mit der vieljährigen Eitelkeit: ſich (gleichſam mit dem Anſehn der Unfehlbarkeit eines Kunſt-Papſtes) im Tadel wie im Beifall über der Kritik zu glauben,*) nun, da er ein Greis gewor-

den,

---

*) Am Neueſten hat er dieß beſonders in den „zahmen Xenien“ ausgeſprochen (im 6ten und 8ten Stück über Kunſt und Alterthum), die zwar nicht wie die frühern, gerade zu perſönlicher Beziehung, aber ſonſt fürwahr um nichts zahmer als die wilden ſind. Hier ſagt er u. a.: „Was die Menſchen meinen, das iſt mir Einerlei.“ — „Wie Ihr denkt, geht mich nichts an.“ — Ferner:

„Die Deutſchen ſind ein gut Geſchlecht,
Ein Jeder ſagt: will nur was Recht,
Recht aber ſoll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preiſen.“

„Ich ſchreibe Euch nicht zu Gefallen, Ihr ſollt was lernen!“ — „Geht's mich denn an, wenn ſie mich nicht verſtehen?“ — „Das iſt das rechte Gleis, daß man nicht weiß, was man denkt, wenn man denkt.“ — „Seht mich an als Propheten!“ und (wahrſcheinlich zur Entſchuldigung ſolcher Beſcheide von Beſcheidenheit):

„Sonſt warſt Du ſo weit vom Prahlen entfernt,
Wo haſt Du das Prahlen ſo grauſam erlernt?“
„Im Orient lernt' ich das Prahlen.
Doch ſeit ich zurück bin, im weſtlichen Land,
Zu meiner Beruhigung (!) fand' ich und fand
Zu Hunderten Orientalen!“

Jenes zu lernen und dies zu finden, bedarf es wohl in Deutſchland, wie überall, keiner Reiſe in den — Orient.

den, der ſo ruhig, vor Vielen!, auf ſeinen Lorbeeren ſchlafen könnte, auch die Eitelkeit: das Lob, das er von der Kritik erhalten, wider den Tadel aufzuweiſen, verbunden; und durch den Ton, mit dem er dies gethan, auch noch die dritte, nämlich die: nicht eitel ſcheinen zu wollen, hinzugefügt. Denn gegen ſeine Bewunderer pflegt er ſich, ſeit er angefangen, ſich um das Urtheil der über ihn ſchreibenden Autoren zu bekümmern, mit einer eben ſo ſubmiſſen Höflichkeit, als wider ſeine Gegner derb und unumwunden, zu erklären. Namentlich enthält ſeine Morphologie in dieſer Hinſicht ſo bittere Aeußerungen einer, durch den Tadel der Kritik gereizten, Schriftſteller-Empfindlichkeit, als man ſie von der geprieſenen Ruhe ſeiner Weltcontemplation, in der That, nimmermehr hätte erwarten ſollen.

Ein höchſt charakteriſtiſcher Beitrag zu dieſer Art und Weiſe, wie Göthe immer mehr nur das Lob ſeiner Werke zu billigen ſcheint, iſt nun unläugbar die Erklärung, die er der Welt über ſeine Wanderjahre Wilhelm Meiſter's, in dem vor kurzem erſchienenen 9ten Stück ſeines Werkes über Kunſt und Alterthum, gegeben hat, und die wir dem Leſer, zugleich mit unſern Bemerkungen darüber, zu ſeiner eignen Beurtheilung hier vorlegen.

„Geneigte¹) Theilnahme an den Wanderjahren."

„Da nun einmal für mich die Zeit freier ²) Geſtändniſſe herangekommen, (etwas ſpät!) ſo ſei auch Folgendes gegenwärtig ausgeſprochen."

„In ſpäteren Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck, als in den mittleren; [3]) denn in dieſen war die Nation irre gemacht [4]) durch Menſchen, mit denen ich nicht rechten will.“ [5])

„Sie ſtellten ſich der Maſſe gleich, um ſie zu beherrſchen; ſie begünſtigten das Gemeine, als ihnen ſelbſt gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. [6]) Man warnte vor tyranniſchem Beginnen Anderer im Litteraturkreiſe, indeſſen man ſelbſt eine ausſchließende Tyrannei unter dem Scheine von Liberalität auszuüben ſuchte. [7]) Es bedarf keiner langen Zeit mehr, ſo wird dieſe Epoche von edlen Kennern frei geſchildert werden.“ [8])

„Nun darf ich mich aber zuletzt (?) gar mannichfach, beſonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre, dankbarlichſt erfreuen, welches mir bis jetzt dreifältig zu Geſicht gekommen. [9]) Ein tiefſinnender und fühlender Mann, Varnhagen von Enſe, der, meinen Lebensgang ſchon längſt aufmerkſam beobachtend, mich über mich ſelbſt ſeit Jahren belehrte, [10]) hat im Geſellſchafter die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechſel gegen einander arbeiten zu laſſen; in ſolchem Falle ſehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verſchiedenen Menſchen und Sinnesweiſen hiedurch am beſten zur Sprache bringen und ſein eignes Empfinden mannichfach und anmuthig an den Tag geben kann.“ [11])

„So hat denn auch im litterariſchen Conversationsblatte ſich ein Ungenannter gar freundlich erwieſen, bei deſſen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl ſtattfinden mag: daß guter Wille klar und ſcharf ſieht, indem er das, was geleiſtet worden, willig anerkennt, und es nicht allein für das, was es gelten kann, gelten läßt, ſondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.“ [12])

„Profeſſor Kayßler zu Breslau, ſtellt in einer Einladungsſchrift Plato's und Göthe's Pädagogik gegen einander, ernſt und gründlich, [13]) wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er iſt nicht ganz mit meinen Anſtalten zufrieden, welches ich ihm ſo wenig verdenke, daß ich vielmehr auf ſein bedächtiges Heft [14]) ſogleich das Motto geſchrieben:

Il y a une fibre adorative dans le coeur humain [15])

durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Uebereinſtimmung mit einem ſo würdigen Manne auszuſprechen gedachte.“ [16])

„Dieſen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur ſo viel erwiedern: daß es mich tiefrührend ergreifen muß, das Problem meines Lebens, an dem ich ſelbſt wohl noch irre werden könnte, vor der Nation ſo klar und rein aufgelöſt zu ſehen, [17]) wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beſchwichtigt fühle. [18]) Ein ſolcher Fall möchte ſich in irgend einer Litteratur wohl ſelten zugetragen haben, [19]) und es wird ſich gar wohl ziemen, auf dieſe Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken [20]) über den durchdringenden Blick ernſter Männer und Freunde, die ihre Aufmerkſamkeit einem Einzelnen in dem Grade geſchenkt, daß ſie ſeine Eigenheiten beſſer kennen, als er ſelbſt,.[21])

und indem ſie einem Individuum alles Liebe und Gute erweiſen, es doch in ſeiner Beſchränktheit ſtehen laſſen, das Unerreichbare von ihm nicht fordernd.“ 12)

„Hier nun fühl' ich unwiderſtehlichen Trieb, ein Lebenslied einzuſchalten, 13) das mir, ſeit ſeiner mitternächtigen, unvorhergeſehenen Entſtehung, immer werth geweſen, componirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebſten Productionen geworden.“ 14)

„Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers, Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu ſchön;
Um Mitternacht.“

„Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebſten mußte, mußte, weil ſie zog,
Geſtirn und Nordſchein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten ſog;
Um Mitternacht.“

„Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finſtre drang,
Auch der Gedanke willig, ſinnig ſchnelle
Sich um's Vergang'ne wie um's Künft'ge ſchlang;
Um Mitternacht.“

Anmerkungen.

1) Warum hat Göthe dieſen Aufſatz „Geneigte“ Theilnahme an den Wanderjahren, überſchrieben? Er ſpricht ja hier lediglich von der Kritik eines Buches, und dieſe darf weder Geneigtheit noch Ungeneigtheit vorausſetzen laſſen, falls ſie eine ächte Kritik iſt.

Hält er vielleicht die von ihm angeführten Recenſionen der Wanderjahre, nicht für eine ſolche? Oder verſteht er unter einer geneigten Kritik eine lobende? Ei, warum ſpricht er dann nicht auch von den tadelnden, die über die Wanderjahre erſchienen ſind? Warum ſagt er ſogar über die Erſcheinung der zweiten Wanderjahre, die eine ſo widerlegungswerthe Kritik ſeines Wilhelm Meiſter, wie ſeiner Poeſie überhaupt, enthalten, und in ganz Deutſchland, ja namentlich in Weimar, eine ſo große Senſation erregt haben, — kein Wort?

2) „Freie Geſtändniſſe“ von Göthe über Göthe (den „räthſeltiefen Greis,“ wie ihn Fouqué kürzlich genannt), waren längſt, nicht allein zur richtigen Beurtheilung dieſes Proteusartigen Schriftſtellers, ſondern auch für die Philoſophie, Litteratur und Kunſt, über welche ſeine Anſichten ſich nicht minder widerſprechen, als er mit ſich ſelbſt immer auffallender im Widerſpruch erſcheint, etwas höchſt Wünſchenswerthes; denn leider werden wir immer mehr verſucht, bei Allem, was Göthe meint, zu fragen: ob er es auch wirklich ſo meint? Ob es Wahrheit oder Dichtung aus ſeinem Leben iſt? Aber auch dieſe Geſtändniſſe ſcheinen nicht ſowohl freie, als vielmehr entſchieden unfreie, die vielleicht ſogar auf dem dahinter verſteckten Grundſatz des „Mundus vult decipi, ergo decipiatur!“ beruhen dürften, zu ſeyn.

3) Wer Göthe's „ſummariſche Jahresfolge ſeiner Schriften“ am Schluſſe des 20ſten Bandes der Cotta'ſchen Ausgabe derſelben, nachſehen will, wird finden, daß er doch gerade die meiſten, in den mitt-

leren Jahren dem Druck übergeben *hat*. Uebrigens aber ſcheint er auch in ſeinen *frühern* Jahren mit dem Publikum eben nicht beſſer daran geweſen zu ſeyn; denn im *Divan* (S. 243) ſagt er ausdrücklich: „Ich habe die Schriften meiner *erſten* Jahre ohne Vorwort in die Welt geſandt, ohne auch nur im Mindeſten anzudeuten, wie es damit gemeint ſei. Dieß geſchah im *Glauben* an die Nation, daß ſie früher oder ſpäter das Vorgelegte benutzen werde. Ein *zweites*, *drittes*, nachwachſendes Geſchlecht entſchädigt mich doppelt und dreifach für die Unbilden, die ich von meinen *frühern* Zeitgenoſſen zu *erdulden* hatte.“ — Und was *iſt* denn nun eigentlich an der vom Verf. ſeither ſo wiederholt gerühmten Herrlichkeit der allgemeinern und beſſern Anerkennung, die *Göthe* erſt in ſeinen *ſpätern* Jahren bei ſeiner Nation gefunden haben will? Hat auch nur *eines* ſeiner Werke aus dieſer ſpätern Zeit *den* Eindruck und *die* Wirkung auf ſeine Zeitgenoſſen hervorgebracht, wie ſein *Werther*, *Götz* und *Wilhelm Meiſter* in ſeinen frühern und mittlern Jahren? Sind die Lobredner, deren er ſich *gegenwärtig* erfreuet, mit Kunſtrichtern zu vergleichen, wie die in früherer Zeit über *Göthe* urtheilenden: *Leſſing*, *Wieland*, *Schiller*, *Huber*, *Jean Paul*, *Wilh. von Humboldt*, *Tiek* und die beiden *Schlegel*? Haben die Letzteren ihr Urtheil über ihn, jetzt nicht beträchtlich herabgeſtimmt? Ja, in Abſicht ſeiner neueſten Dichtungen, immer mehr verſtummend, endlich völlig aufgegeben? Hat ihn nicht vor kurzem erſt *A. W. von* **Schlegel**, derſelbe **Schlegel**, der ihn mit ſo reichem Aufwand von poetiſcher Kunſt in der Elegie „Die Kunſt der Griechen, an Göthe“ feierte; des Divan's wegen, in ſeiner Indiſchen Bibliothek, als „einen vom Heidenthum zum Islam Bekehrten“ auf das Empfindlichſte angegriffen? Sind die zweiten, mit den ſeinigen gleichzeitig erſchienenen, Wanderjahre, eine Anerkennung Göthe's? (Solcher Gegner, wie in einem Spahn, von dem das Taſchenbuch ohne Titel rühmt, daß er die „poetiſchen Flegeleien Göthe's ausmerze,“ einem Fiſcher, der zu beweiſen ſucht, „daß gerade Göthen am Allerwenigſten ein Nationaldenkmal gebühre,“ und anderer kritiſchen Heroſtraten, die jetzt wider ihn auftreten, nicht zu gedenken!) Iſt die Idee zu Göthe's Denkmal in ſeiner Vaterſtadt, mit dem Enthuſiasmus der Nation, den man billig dafür erwarten mußte, aufgenommen worden? Und iſt endlich Göthe in dieſer „geneigten“ Anſicht, die er von den Enkeln hat, nicht, wie wir ſchon an den zahmen Xenien bemerkt haben, mit ſich ſelbſt im entſchiedenſten Widerſpruch?

4) Ob die Nation in Göthe's mittleren Jahren, durch jene „Menſchen“ wirklich irre gemacht war, ſteht noch dahin; daß es aber auch gegenwärtig in Deutſchland an Verſuchen, ſie in der Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft und Kritik, ja ſelbſt am geſunden Menſchenverſtande, irre zu machen, — nicht fehlt, liegt, leider nur allzu klar, am Tage.

5) Dieſer Erklärung ſtehen die Xenien und ſo manche, ſchon früher berührte, „freie Geſtändniſſe“ Göthe's, in ſeinem Leben, ſeiner Morphologie und Zeitſchrift über Kunſt und Alterthum, in denen er mit

dieſen „Menſchen“ bereits (und wie!) gerechtet hat, offenbar entgegen. Aber auch in dem, was hier unmittelbar folgt, rechtet er ja eben mit ihnen.

6) In dieſer, im Zuſammenhang mit den ſchon erwähnten des Divans und der zahmen Xenien, ſtehenden Stelle, zielt Göthe unſtreitig auf die, von ihm noch immer nicht vergeſſenen, Gegner der Xenien und der auf die Xenien fortgefußten Schlegel'ſchen Kritik. Und mit vollem Recht! Aber, ſieht es denn in Abſicht der „Gemeinheit“ und des „der Maſſe ſich gleich Stellens, um ſie zu beherrſchen und das Gemeine geltend zu machen“, — jetzt in unſerer Litteratur wohl beſſer aus? Iſt es je anders geweſen, kann es jemals anders werden? Göthe ſelbſt ſagt in ſeiner Morphologie vollkommen wahr: „Derjenige, der ſich im Stillen mit einem würdigen Gegenſtande beſchäftigt, in allem Ernſt ihn zu umfaſſen ſtrebt, macht ſich keinen Begriff, daß gleichzeitige Menſchen ganz anders zu denken gewohnt ſind, als er. Tritt er aber mit ſeiner Meinung hervor, ſo bemerkt er bald, daß verſchiedene Vorſtellungsarten ſich in der Welt bekämpfen und ſo gut den Gelehrten als Ungelehrten verwirren. Der Tag iſt immer in Partheien getheilt, die ſich ſelbſt ſo wenig kennen als ihre Antipoden. Jeder wirkt leidenſchaftlich was er vermag, und gelangt ſo weit es gelingen will.“

7) Dieſer Vorwurf iſt unbezweifelt ein gegründeter, und als ſolcher jetzt doch auch ziemlich allgemein anerkannter; der namentlich Kotzebue und mehrere der ſogenannten (in den Xenien kenntlich genug ſigna-

ſiſirten) Veterane unſerer damaligen Litteratur trifft, von welchen Göthe unlängſt auch einmal ſagte:

„Was willſt du mit den alten Tröpfen!
Es ſind Knöpfe, die nicht mehr knöpfen!"

Aber ſo wenig geläugnet werden kann, daß die Xenien und das Athenäum, im Bereich unſerer Kunſtkritik gar gewaltig aufgeräumt haben; ſo dürften Beide, von dem Vorwurf eines „tyranniſchen Beginnens" (z. B. gegen Wieland, Nicolai, Käſtner u. a. m.) doch ſchwerlich ſelbſt freizuſprechen, ja vielmehr die Anfänge des litterariſchen Sansculottismus unſerer Tage, gerade aus ihnen vornehmlich herzuleiten ſeyn.

8) Eine, von heller Anſicht und kräftiger Beredtſamkeit zeugende Schilderung dieſer Epoche unſerer Litteratur, ſind ſchon die Xenien ſelbſt. Aber auch in der beiden Schlegel kritiſchen Werken, beſonders Friedrich von Schlegel's, Vorleſungen über die Geſchichte der Litteratur, ſo wie in Franz Horn's und Wachler's Handbüchern über die deutſche Nationallitteratur, findet ſich viel Treffendes darüber geſagt, was mit dem, nicht minder Beherzigungswerthen, in Eichhorn's und Bouterwek's Geſchichten der deutſchen Redekünſte, prüfend verglichen, uns nothwendig zu der richtigen Anſicht von jener Periode unſerer Litteratur führen muß.

9) Das „dankbarlichſte Erfreuen" des „Wohlwollens," der „geneigten Theilnahme," der „gar freundlichen Erweiſung" u. ſ. w. pflegt Göthe ſeit einiger Zeit gegen „werthe Freunde" und „Wertheſte" par excellence, ſo oft in ſeinen Schriften zu äußern,

daß es immer mehr das Anſehen bekommt, als ob er das Lob, das ihm ſeine Freunde zollen, wider den Tadel, den er von ſeinen Gegnern erfähret, ſogar geltend zu machen verſuche; eine Eitelkeit, die wohl nicht jene „rechte," der er in den Wanderjahren, die (S. 131 mitgetheilte) Lobrede gehalten, ſondern die in ſeinem, dieſem Abſchnitt als Motto vorgeſetzten, Diſtichen bezeichnete, genannt werden dürfte. Daher muß dieß an einem Heros und Neſtor unſerer Litteratur, wie Göthe, der über den Tadel einer ſchlechten Kritik weit erhaben iſt, in der Strenge der ächten aber, nur die Hochachtung, die man ihm durch das Anlegen des höchſten Maaßſtabes an ſeine Werke beweiſet, erkennen kann; ſeine Leſer und ſelbſt ſeine Verehrer nothwendig befremden. Daß er aber hier von einem ihm „dreifältig zu Geſicht gekommenen Wohlwollen," ſo wie im Divan von einer „dreifachen Entſchädigung für die von ſeinen frühern Zeitgenoſſen erlittenen Unbilden" ſpricht, kann Niemand, der da weiß, daß große Männer (wie es bekanntlich auch Napoleon gethan) auf Tage und Zahlen zu halten pflegen, und am wenigſten in Betreff der Zahl Drei, an unſerm Göthe auffallen, der jetzt von der Lehre der heiligen Dreifaltigkeit ſo eingenommen iſt, daß er außer ſeiner philoſophiſchen Deduction ihres Myſteriums in den Wanderjahren, ſich auch noch im erſten Heft ſeiner Schrift über Kunſt und Alterthum über dieſes Myſterium folgender Geſtalt erklärt hat. „Die chriſtliche Religion bekennet einen oberſten Gott, nicht ſo königlich gedacht wie Zeus, aber menſchlicher, denn er iſt Vater" (an Vaterſchaften, und zwar der menſchlichſten Art, fehlt es denn dem Zeus doch auch nicht!) „eines geheimnißvollen Sohnes, der die ſittlichen Eigenſchaften der Gottheit auf Erden darſtellen ſollte. Zu beiden geſellt ſich (woher?) eine flatternde unſchuldige Taube, als eine geſtaltete und gekühlte Flamme, (?) und bildet ein wunderſames Kleeblatt, wo umher ein heiliges Geiſterchor in unzähligen Abſtufungen ſich verſammelt. Die Mutter jenes Sohnes kann als die reinſte der Frauen verehrt werden; denn ſchon im heidniſchen Alterthum war Jungfräulichkeit und Mutterſchaft verbunden, denkbar. Zu ihr tritt ein Greis, und von oben her wird eine Mißheirath“ (Mésalliance) „gebilligt“ (dies iſt allerdings ſo menſchlich als väterlich!), „damit es dem neugebornen Gotte nicht an einem irdiſchen Vater zu Schein und Pflege fehlen möge.“ — Scheint es mit dem Dichter des Fauſt doch faſt noch dahin zu kommen, daß er ſeinen Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes, verdeutſcht durch Bahrdt, füglich auf ſich ſelbſt parodiren kann. Denn welche „neueſten Offenbarungen Gottes, verdeutſcht durch Göthe,“ enthält nicht dieſe Stelle ſchon?: — „So redt' ich, wenn ich Chriſtus wär!“

10) Ob dieſes Geſtändniß auch zu den „freien“ gehört, oder nur eine gegenſeitige „freundliche Erweiſung von Wohlwollen und geneigter Theilnahme“ jenes „dankbarlichſten Erfreuens“ des Verfaſſers iſt, läßt ſich, ſo lange die Welt nicht erfährt, worin Herr Varnhagen von Enſe, Göthe'n „über ſich ſelbſt belehrt“ hat, leider nicht entſcheiden. Hoffentlich indeß erfährt ſie das noch in Göthe's Be-

kenntniſſen aus ſeinem Leben, und dieſer Aufſchluß muß nothwendig einer der wichtigſten ſeyn, die Göthe ſeiner Mit- und Nachwelt, über ſich ſelbſt geben kann. Nach dem „freien Geſtändniß,“ was Göthe hier über Herrn Varnhagen von Enſe abgelegt hat, konnte es uns übrigens freilich nicht befremden, Letzteren (in gegenſeitiger „dankbarlichſter Erfreuung eines ſo freundlich erwieſenen Wohlwollens“) ein ſo grauſames als ungründliches und übereiltes Verdammungsurtheil über die „falſchen Wanderjahre Wilhelm Meiſter's,“ die er ein „im Finſtern unſerer Litteratur und Geſellſchaft ſein Unweſen treibendes Vergehen“ nennt (obſchon er ſelbſt geſteht „von dem Buche keine nähere Kenntniß zu haben“), in der Beilage zum 65ſten Blatte des Berliner Geſellſchafter's von dieſem Jahre, manifeſtiren zu ſehen! Wie ungleich gerechter iſt eines andern Berliner Kunſtrichters, des Barons Fouqué de la Motte, wahrhaft freiherrliches Urtheil darüber, in ſeinen bekannten Gedichten an den Verfaſſer des genannten Werks; als dieſes ohne alle Unterſuchung und Beweiſe abſprechende Machtwort eines leidenſchaftlichen Uebelwollens, das die Empfindung jedes Leſers, der unſre innige Hochachtung für den Mann, der es ausgeſprochen, mit uns theilt, zwiefach verletzen muß!

11) In dieſem freien „Geſtändniß“ Göthe's, iſt, wie unſere Leſer ohne Zweifel ſchon ſelbſt bemerkt haben werden, nur von der Form der Varnhagenſchen Beurtheilung der Wanderjahre, und davon: daß man auf dieſe Weiſe den Gegenſtand am

beſten (?) zur Sprache bringen — könne, die Rede; von dem Inhalt dieſer Kritik aber, wie von dem, was dadurch zur Sprache gebracht worden, leider nichts — zur Sprache gekommen.

12) Dieſes „freie Geſtändniß“ hat eine ſo komiſch frappante Aehnlichkeit mit einem gezwungenen Freiwilligen, daß wir es, frei zu geſtehen, nicht ohne dabei laut auf zu lachen, haben leſen können. Iſt es möglich, mehr mühſam Gewundenes und Geſchraubtes, von nach Vielem klingenden und doch Nichts ſagenden Tiraden, in wenigere Worte zuſammen zu drechſeln, als es Göthe in dieſer wunderlichen Becomplimentirung des „ſich gar freundlich erweiſenden Unbekannten im litterariſchen Converſationsblatt“ gethan hat? Ob dieſer Recenſent ſeiner Wanderjahre, ſelbſt klar und ſcharf geſehen, läßt er unbeſtimmt. Aber „die Bemerkung,“ ſagt er, „daß guter Wille klar und ſcharf ſieht, mag bei ſeinem Vortrage und Urtheil wohl ſtattfinden.“ Geſetzt nun, daß Göthe damit habe ſagen wollen: der Recenſent ſelbſt hätte klar und ſcharf geſehen, ſo meint er doch offenbar, daß dieß nur das Werk ſeines guten Willens geweſen ſei. Hinſichtlich des guten Verſtandes des Recenſenten, dürfte dieſem alſo das Compliment, das ihm Göthe macht, als ein etwas zweideutiges erſcheinen. Aber er behauptet zugleich, daß, um in der Kritik klar und ſcharf zu ſehen, es eben nur auf den guten Willen ankommt,*) und zwar aus dem

---

*) Man hat Göthen ſchon öfter den Vorwurf gemacht, daß er ſich in ſeinen Ideen vom Geiſte der Zeit

Grunde, „weil der gute Wille das, was geleiſtet worden, **willig anerkennt**, und es nicht allein für das, was es gelten **kann**, gelten läßt, ſondern ihm

leiten laſſe, obſchon er ſelbſt, in ſeinem Fauſt, ſo treffend ſagt:

„Was Ihr den Geiſt der Zeiten nennt,
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.“

Obiges Paradoxon aber ſcheint, wie die Wundertheorie der pädagogiſchen Provinz, in der That aus **derjenigen** Richtung unſers Zeitgeiſtes hervorgegangen zu ſeyn, zu welcher ihn erleuchtete Durchlauchten, Freifrauen und Paſtoren, wie der Fürſt von **Hohenlohe**, die Baronin **von Krüdener** und **Claus Harms**, durch ihre hohe Lehre von der Wunderkraft des gläubigen Willens, glorreich emporgeſchwungen haben. Kann dieſe Kraft Lahme gehen und Blinde ſehen machen: warum ſollte ſie nicht auch einem Recenſenten Klarheit und Schärfe des kritiſchen Blicks verleihen können? Vielleicht erfahren wir zum Troſt aller alten und jungen Greiſe unſerer Zeit, bald auch noch, daß der **willige Geiſt**, ſeine wunderſame ars medendi auch in der ars **amandi**, wider die Schwächen des Fleiſches bewährt. Es kommt ja nur auf Verſuche unſrer fürſtlichen und unfürſtlichen Wunderdoctoren des 19ten Jahrhunderts, auch in **ſolchen** Kuren an, dergleichen in dem doch weit minder erleuchteten 17ten Jahrhundert ſchon, der Herzog von Orleans, Vater des Duc Regent (wie uns ſeine eigne Gemahlin erzählt), mit Hülfe eines Paternoſters und mehrerer Mutter-Gottes-Reliquien, die er mit zu Bette nehmend, auf das zu ſtheniſirende Organ legte, an ſich ſelbſt höchſteigen unternahm. (S. die Schrift: **Leben und Charakter** der Herzogin **Eliſabeth Charlotte von Orleans**. Leipzig bei Voß. 1820. S. 222—223.)

noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.“ Eine Kritik, die den Inhalt eines Buches willig anerkennt, iſt freilich eine für den Autor, wie den Recenſenten, gar bequeme Kritik. Auch giebt es dergleichen, namentlich von Göthianern, die den Rath des Götheſchen Mephiſtopheles: auf die Worte des Meiſters zu ſchwören, und überhaupt an Worte ſich zu halten, nur allzu gehorſam befolgen, leider Viele. Daß aber eine ſolche Kritik eben deshalb auch eine klar und ſcharfſehende iſt, erfahren wir hier wirklich zum erſtenmale. Was uns aber an dieſem „freien Geſtändniſſe am meiſten befremden muß, iſt, daß — Göthe, der in ſeinem Wilhelm Meiſter ſelbſt den löblichen Grundſatz aufgeſtellt: „daß der Künſtler niemals einen unbedingten Beifall für das, was er hervorbringt, verlangen müſſe, weil eben der unbedingte am wenigſten werth ſei,“ — jetzt ſich ſolche willige Anerkennungen der Kritik für ſeine Werke wünſche; ja daß es ihm, der in ſeiner trefflichen Analyſe des Hamlet im Wilhelm Meiſter, ſelbſt vor dem Unterſchieben ſolcher Plane und Intentionen, an die der Dichter nicht gedacht habe, warnt, und ſich über dergleichen Interpretatoren, deren wir, in Bezug auf die altklaſſiſche Philologie, in dieſen Tagen einen neuen an Hrn. Lafontaine gewonnen haben, vor Kurzem erſt in der zahmen Xenie:

„Im Auslegen ſeid friſch und munter;
Legt Ihr's nicht aus, ſo legt was unter!“

mit allem Recht luſtig gemacht hat, gar um die fremden Befruchtungen ſeiner Werke, aus ſeiner Recenſenten „eigner holden Fruchtbarkeit,“ die ihnen eine „höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleihe“ (?) — zu thun iſt! Was würde wohl der Autor unſerer deutſchen Kritik (wie ihn Friedrich von Schlegel ſo treffend nennt), Leſſing, zu ſolchen kritiſchen Principien, als uns Göthe, um ſeiner Wanderjahre willen, hier entwickelt hat, geſagt haben? Und welcher, noch ſo ſcharfſichtige, Inquirent eines litterariſchen Tribunals, wird in dieſem merkwürdigen Urtheil Göthe's, über die Kritik ſeiner Wanderjahre im litterariſchen Converſationsblatt, ein „freies Geſtändniß“ zu erkennen vermögen, da es im Gegentheil dergeſtalt voller „Halbheiten und Reſervationen“ ſteckt, daß man auch hier wieder, wie bei ſo zahlreichen andern der neueſten Aeußerungen Göthe's, faſt glauben ſollte: Göthe wolle den leidigen Vorzug, den, nach Aureliens Bemerkung, die franzöſiſche Sprache, als eine „perfide“ behauptet, allgemach auch der unſrigen anzueignen verſuchen.

13) Daß Herr Profeſſor Kayßler (nicht Kayſler, wie er hier genannt wird) „in ſeiner Einladungsſchrift, Plato's und Göthe's Pädagogik gründlich gegen einander geſtellt habe,“ wird zwar von Göthe hier behauptet, aber mit keiner Sylbe bewieſen. Unſere Leſer mögen daher aus dem im Folgenden ihnen mitgetheilten Auszuge dieſer Einladungsſchrift ſelbſt, ſo weit ſie die „Göthe'ſche Pädagogik“ betriſſt, ſelber entſcheiden, ob dieſe Behauptung eine — gründlich behauptende iſt.

14) Wie bedächtig wir auch dieſe Stelle geleſen, ſo müſſen wir doch das freie Geſtändniß ab-

legen, daß, ſo lange Göthe nicht darauf Bedacht nimmt, uns auch hierüber ein freies Geſtändniß zu machen, wir ſchlechterdings nicht wiſſen, was der Ausdruck „ein bedächtiges Heft" bedeuten ſoll.

15) „Il y a une fibre adorative dans le coeur humain?" — Göthe ſelbſt iſt doch in ſeiner Ehrfurchtstheorie der pädagogiſchen Provinz, ganz anderer Meinung. „Ehrfurcht," ſagt er ja, „bringt Niemand mit auf die Welt. Allen fehlt ſie. Zur Ehrfurcht entſchließt ſich der Menſch niemals!"

16) Daß Göthe, indem er auf des Herrn Profeſſors Kayßler bedächtiges Heft „ſogleich" das obige Motto ſchrieb, eine „völlige Uebereinſtimmung" mit dem „ſo würdigen," aber „mit ſeinen Anſtalten nicht ganz zufriedenen Manne" hiedurch (?), auszuſprechen gedachte," ſagt uns Göthe hier ſelbſt; aber — wie er ſolches denken konnte? müſſen wir wieder frei geſtehen, ſo wenig als das „bedächtige Heft" ſelbſt, begreifen zu können. Es handelt ſich ja hier gar nicht um die gegenſeitige Verehrung, die Göthe und der Herr Profeſſor Kayßler für einander hegen, ſondern um die Richtigkeit der Ideen und Grundſätze in der — „Göthe'ſchen Pädagogik," wobei doch wohl (die Lehre von den drei Ehrfurchten ausgenommen) auf die fibre adorative nicht das Allermindeſte ankommt!

17) Nun wird den Herren Varnhagen von Enſe, Kayßler und dem, ſich ſo freundlich im litterariſchen Converſationsblatt erweiſenden, Ungenannten, gar auch noch das Compliment gemacht: daß ſie durch ihre Beurtheilungen der Wanderjahre, (!)

das „Problem des Lebens Göthe's, an dem er ſelbſt wohl noch irre werden könnte, vor der Nation klar und rein aufgelöſt haben." (!!) — Wie in aller Welt aber hängen die Wanderjahre mit dem Problem von Göthe's Leben zuſammen? Und wie vermochten die genannten drei Herren dieſes Problem zu löſen, da Göthe ſelbſt, noch daran irre werden zu können, geſteht? Wie kann er aber daran noch irre werden, wenn es bereits ſo klar und rein vor der Nation gelöſt iſt? Und worin beſteht denn nun dieſe Löſung dieſes Problems? Wäre es nicht höchſt wünſchenswerth, vor Allem gerade hierüber ein freies Geſtändniß von Göthe zu vernehmen, das uns mit Einemmale zu Allem, was uns an ihm und in ſeinen Werken bisher noch ſo räthſelhaft geblieben, einen Schlüſſel geben würde, der als ein geiſtiger Passe-par-tout, ſchätzbarer noch als der Dietrich, den der Barbier von der neuen Meluſine empfangen, uns alle die Thüren und Pforten zu Göthe, die er ſelbſt in ſeiner Biographie uns bisher noch verſchloſſen gehalten, nothwendig öffnen müßte? Aber vermag denn überhaupt ein Menſch, das Problem auch nur ſeines eigenen Lebens, geſchweige denn das eines Andern zu löſen? Und iſt demnach dieſes ganze ſogenannte freie Geſtändniß Göthe's: daß die Herren Varnhagen von Enſe, Profeſſor Kayßler, und der Ungenannte, das Problem ſeines Lebens, an dem er ſelbſt wohl noch irre werden könnte, klar und rein vor der Nation aufgelöſt hätten, etwas Anderes als baarer Unſinn? — Alle dieſe Fragen, nöthigt uns jene wunderliche Stelle, dem

Verfaſſer der Wanderjahre, mit der Bitte im 1ſten Buche der Maccabäer Cap. 12, 18. hier vorzulegen.

18) Auch dieſes freie Geſtändniß Göthe's muß alle ſeine ſehenden Verehrer, noch eine Erklärung deſſelben, zur Belehrung über ſo manches ihnen Zweifelhafte und Beſchwichtigung über ſo manches ſie Beunruhigende darin, auf das Lebhafteſte wünſchen laſſen.

19) Der Fall: daß ein Recenſent das Problem des Lebens eines Autoren klar und rein aufgelöſt habe, hat ſich Zweifels ohne noch niemals „in irgend einer Litteratur zugetragen.“

20) „Bewunderung über den durchdringenden Blick dieſer ernſten Männer und Freunde“ hätten wir in dem, was Göthe hier bereits ausgedrückt hat, vor der Hand wenigſtens, doch wohl genug. Möchte es ihm daher doch, ſtatt zur Bewunderung ſeiner Lobredner, lieber zur Belehrung ſeiner Leſer, gefallen, auf ſolche Betrachtungen gelegentlich zurück zu kehren, die uns (beſonders im Punkt der Löſung des Problems ſeines Lebens!) erklären, was er in dieſen geheimnißvollen freien Geſtändniſſen, unerklärt zu laſſen, für gut befunden hat.

21) Nach dieſem freien Geſtändniß Göthe's, wäre doch wahrhaftig für alle die zahlreichen Verehrer des großen Dichters, wie für die Geſchichte unſerer vaterländiſchen Poeſie überhaupt, nichts wünſchenswerther, als daß er die Vollendung ſeiner Selbſtbiographie ſofort in die Hände dieſer „ernſten Männer, von durchdringendem Blick“ legte, die ihm „ihre Aufmerkſamkeit in dem Grade geſchenkt, daß ſie ſeine Eigenheiten beſſer kennen, als — er ſelbſt!“ Ge-

wiß würden wir dann nicht „Dichtung und Wahrheit,“ ſondern nur die Letztere (La verité, rien que la verité, toute la verité!) „aus ſeinem Leben“ erhalten!

22) Hier geht die Demuth der Dankbarkeit Göthe's (deſſelben Göthe's, der da geſagt: „Was die Menſchen meinen, das iſt mir einerlei; ich ſchreibe Euch nicht zu Gefallen, Ihr ſollt was lernen“ u. ſ. w.) gegen ſeine Lobredner, in der That bis zur Selbſterniedrigung; denn er drückt ihnen ſeine Bewunderung ſogar darüber aus, daß ſie, „indem ſie ſeinem Individuum alles Liebe und Gute erweiſen, es doch in ſeiner Beſchränktheit — ſtehen laſſen, das Unerreichbare nicht von ihm fordernd.“ (!) — Nun, wenn es mit der Kritik über Göthe jetzt gar bis dahin gekommen iſt, daß heut zu Tage ein Recenſent eines Göthe'ſchen Werks, ſchon desfalls Bewunderung von einem — Göthe verdient, weil er nicht geradezu etwas Unſinniges von ihm fordert (denn eine ſolche Forderung iſt doch wohl die an „das Unerreichbare?“), ſo läßt ſich doch fürwahr ſchlechterdings nicht begreifen, wie Göthe nur einen Augenblick noch daran glauben kann, daß ſeine Werke in gegenwärtiger Zeit eine beſſere und allgemeinere Anerkennung, als früherhin, gefunden. Wie ſehr er mithin durch dieſen Excès von Dankbarkeit, ſich ſelbſt herabgeſetzt hat, ſpringt in die Augen. Ja, er iſt in dieſer Unterwürfigkeit ſo weit gegangen, daß er dieſen ſeinen Herren Recenſenten, ſogar für eine offenbare Sottiſe, die ſie ihm gemacht, ſeine „Bewunderung“ ausgedrückt hat. Denn da ſie ſelbſt

ihm gezeigt haben, daß ſie das Unerreichbare gar wohl leiſten zu können glauben (in Betreff der Löſung des Problems ſeines Lebens), ſo hätte es, um der Achtung für Göthe willen, ihnen wohl geziemt, daß ſie auch von ihm, wenn ſie ſich nicht für mehr als Göthe hielten, das Unerreichbare gefordert hätten. Was nun unſere eigne Kritik der Wanderjahre betrifft, ſo ſind wir darin, wie Leſer geſehen hat, ſo weit davon entfernt geweſen, das Unerreichbare vom Verfaſſer zu fordern, daß wir vielmehr bekannt haben, es tadeln zu müſſen, wenn er damit einen Verſuch, das Problem des menſchlichen Lebens zu löſen, beabſichtigt hätte, weil dies eben etwas Unerreichbares iſt, welches er, in dieſem Fall (minder bewunderungswürdig als ſeine Recenſenten!) von ſich ſelbſt gefordert haben würde. Doch kommt es uns auch eben ſo wenig in den Sinn, deshalb nur den entfernteſten Anſpruch auf Bewunderung von Göthe, machen zu wollen. Wir ſind ſchon vollkommen zufrieden, wenn er uns nur zugiebt, daß, wenn wir gemeint haben: in den Wanderjahren einen klaſſiſchen Roman erwarten zu müſſen, dieß von dem Dichter, der Werther's Leiden und Meiſter's Lehrjahre geſchrieben hat, nicht — das „Unerreichbare fordern“ heißt.

23) Auch wir fühlen hier (beim Schluſſe dieſer „freien Geſtändniſſe“ Göthe's) einen unwiderſtehlichen Trieb, ein Göthe'ſches Lebenslied einzuſchalten, das uns zur „völligen Umzeichnung des darin angedeuteten Charakters“ (ſ. die Cotta'ſche Ausgabe von Göthe's Werken, Th. 9, S. 343),

ſeit ſeiner Entſtehung immer werth geweſen iſt, zu der „unvorhergeſehenen“ Anwendung auf den vorliegenden Fall aber, eine der paſſendſten Productionen Göthe's zu ſeyn ſcheint:

„Ein Meiſter einer ländlichen Schule 1)
Erhub ſich einſt von ſeinem Stuhle,
Und hatte feſt ſich vorgenommen,
In beſſere Geſellſchaft 2) zu kommen;
Deswegen er im nahen Bad
In den ſogenannten Salon eintrat.
Verblüfft war er gleich an der Thür 3)
Als wenn's ihm zu vornehm widerführ;
Macht daher dem erſten Fremden rechts 4)
Einen tiefen Bückling, es war nichts
Schlechts; 5)
Aber hinten hätt' er nicht vorgeſehn,
Daß da auch wieder Leute ſtehn;
Gab einem zur Linken 6) in den Schooß
Mit ſeinem Hintern einen derben Stoß. 7)
Das hätt' er ſchnell gern abgebüßt;
Doch wie er eilig den wieder begrüßt; 8)
So ſtößt er rechts einen Andern an, 9)
Er hat wieder Jemand was Leid's gethan;
Und wie er's dieſem wieder abbittet, 10)
Er's wieder mit einem Andern verſchüttet.
Und komplimentirt ſich zu ſeiner Qual
Von hinten und vorn ſo durch den Saal,
Bis ihm endlich ein derber Geiſt,
Ungeduldig, die Thüre weiſt.“

„Möge doch Mancher, in ſeinen Sünden,
Hierin die Nutzanwendung finden!“

---

*) 1) Die pädagogiſche Provinz. 2) Der Geſellſchafter von Gubitz. 3) Die „geneigte“ Theilnahme an den Wanderjahren. 4) Herrn Varnhagen von Enſe. 5) Der „tiefſinnende Mann, der Göthen ſeit Jahren über ſich ſelbſt belehrte und das Problem ſeines Lebens klar und rein vor der Nation aufgelöſt hat. 6) Dem Ungenannten im literariſchen Converſationsblatt. 7) Der Recenſent, der bloß „guten Willen“ hat. 8) „Der gute Wille aber ſteht klar und ſcharf.“ 9) Den Herrn Profeſſor Kanbler. 10) „Il y-a une fibre adorative dans le coeur humain!“

Kenner der Göthe'ſchen Werke, werden ſich noch zahlreicher anderer Stellen derſelben erinnern, z. B. der ſchon einmal erwähnten zahmen Xenie:

„Recht aber ſoll vorzüglich heißen
Was ich und meine Gevattern preiſen;
Das Uebrige iſt ein weitläufig Ding,
Das ſchätz' ich lieber gleich gering.“ *)

bei denen ſie gleichen Einſchaltungstrieb hier in ſich verſpüren dürften; wie es denn überhaupt eben nicht ſchwer ſeyn würde, eine ganze Recenſion dieſer „freien Geſtändniſſe,“ ja der Wanderjahre ſelbſt, ohne auch nur ein Jota „aus eigner holder Fruchtbarkeit“ hinzu zu thun, bloß aus Göthe's Schriften (beſonders den Epigrammen, Sprichwörtern, Parabeln und Xenien; zahmen und wilden) zuſammen zu ſetzen, von welcher Göthe gewiß ſelbſt, wenn auch nicht eben mit „dankbarlichſter Erfreuung und Bewunderung“ einer „geneigten Theilnahme,“ doch das Lob: „klar und ſcharf geſehen zu haben,“ dem Recenſenten einräumen, und um ſo mehr, als er auf dieſe Weiſe in ihm nur ſich ſelbſt leſen würde, zugeſtehen ſollte.

24) Auch in dieſem letzten ſeiner „freien Geſtändniſſe“ läßt Göthe gerade die Hauptſache dem Divinationsvermögen ſeiner Leſer, zur Erklärung übrig. Wie Viele aber möchten wohl im Stande ſeyn, zu errathen, in wiefern das hier mitgetheilte myſtiſche Lebenslied in einem ſo innigen Bezuge zu den genannten Lobpreiſungen der Wanderjahre ſteht, daß der Verfaſſer, es hier einzuſchalten, einen „unwiderſtehlichen Trieb fühlte,“ und aus wel-

---

*) Z. B. die mit Göthe's eignen, gleichzeitig erſchienenen, zweiten Meiſter'ſchen Wanderjahre.

chen, im poetiſchen Werthe des Gedichts liegenden Gründen, es ihm, (Göthe'n!) eine ſeiner — liebſten Productionen iſt? Welchem Leſer der Werke Göthe's ſollten nicht die kleinſten aller ſeiner andern lyriſchen Gedichte (der Dichtungen des Fauſt, Taſſo, Werther, Meiſter u. ſ. w. zu geſchweigen) liebere Productionen ſeyn, als dieſe nebelnde und ſchwebelnde Verſelei vom „Klein, kleinen Knaben," die uns nicht ſowohl mitternächtiger als übernächtiger Entſtehung zu ſein dünkt, und die der Verfaſſer (vielleicht eben deshalb, d. h. aus Müdigkeit) nicht einmal zu Ende gebracht hat; denn dem „Wenn ich dann," zu Anfang der zweiten Strophe, fehlt doch offenbar der Schluß des: „ſo" u. ſ. w., welcher dem an „eigner holder Fruchtbarkeit" reichen und auch hier, „das Mangelnde ſich ſelbſt auszubilden" fähigen Leſer, „nach ſeinem Bilde zu prägen," völlig überlaſſen bleibt. Aber auch in den drei Strophen, die uns der Verfaſſer hier gegeben hat, finden wir die Gedanken weder „mit der Klarheit und Deutlichkeit der vollen Mondes-Helle," noch „willig ſinnig ſchnelle" ſich um den — Leſer „ſchlingend." Uebrigens hat in dem Geſtändniß, daß ihm beſonders durch die Zelter'ſche Compoſition dieſes Lied zu „einer ſeiner liebſten Productionen" geworden ſei, Göthe ſelbſt uns einen Beleg für unſere, S. 105 dieſer Schrift, geäußerte Behauptung gegeben, daß die Muſik ſtatt (ihrem Weſen, nicht Mißbrauch, nach) die Poeſie „zu vernichten," ſie vielmehr zu verſchönern, die Zauberkraft beſitzt.

Nachwort.

So ſind wir denn, geneigte Leſer! aus dieſer Göthe'ſchen „geneigten Theilnahme an den Wanderjahren," über die Wanderjahre ſelbſt, um nichts klüger geworden! *) Statt der gehofften Aufſchlüſſe haben wir eine — Lobrede auf drei Lobredner unſeres wandernden (doch, in Betreff der geneigten Theilnahme ſeiner Recenſenten, keineswegs auch entſagenden) Wilhelm Meiſter's geleſen; deren, faſt das „Unerreichbare" erreichend, enkomiaſtiſcher Styl, in welchem wir eher einen Böttiger als einen Göthe zu vernehmen glaubten, uns an den „Meiſter der ländlichen Schule" erinnerte. In der That iſt uns noch kein ähnliches Beiſpiel vorgekommen, daß ein Autor

---

*) Der Regiſtermacher der Zeitſchrift über Kunſt und Alterthum, in welcher Göthe dieſen, doch weder kunſt- noch alterthümlichen Aufſatz (man müßte ihn denn, weil die Schwäche zur Eigenthümlichkeit des Alters gehört, einen alterthümlichen nennen wollen) hat abdrucken laſſen, ſcheint dieſe Ueberſchrift deſſelben haben verbeſſern zu wollen: denn er hat auf den Umſchlag, der die Inhaltsanzeige enthält, bloß: „Theilnahme an den Wanderjahren," mit Weglaſſung der „geneigten" geſetzt. Das wäre nun freilich ein gar ander und beſſer Ding geweſen, wenn Göthe nicht bloß die „geneigten" Theilnehmer becomplimentirt, ſondern ſich über die Theilnahme der Kritik an den Wanderjahren überhaupt erklärt hätte; denn dann würden, wie billig, doch auch die ungeneigten, insonderheit der Verfaſſer der zweiten Wanderjahre, zur Sprache, und die Leſer zu einigen Aufſchlüſſen wenigſtens, gewiß gekommen ſeyn.

das ihm von ſeinen Recenſenten gewordene Lob, auf eine ſolche Weiſe zur öffentlichen Schau ſelbſt ausgeſteckt hätte, ohne auch nur mit einer Sylbe ſich auf den ihm widerfahrenen Tadel einzulaſſen! Beſonders eines Schriftſtellers, wie Göthe, aber unwürdig iſt es, daß er hier ſogar die Erſcheinung der zweiten Wanderjahre, mit vornehmem Stillſchweigen, völlig übergangen hat, da doch dieſer Aufſatz ſelbſt, der ſichtbar eben nur, um ſich jenes Lobes als eines Schildes gegen dieſe zu bedienen, geſchrieben iſt, deutlich genug zeigt, daß ihm jenes Werk, wie die Senſation, die es, namentlich in Weimar, erregte, nicht unbekannt war. Aber auch dieſe Lobhudeleien, von: „wohlwollenden, tiefſinnenden und fühlenden, klar und ſcharf ſehenden, ſich gar freundlich erweiſenden, Göthen beſſer als er ſich ſelbſt kennenden, ihn über ſich ſelbſt belehrenden, ſeinem Individuum alles Liebe und Gute erweiſenden, das Unerreichbare von ihm nicht fordernden, ſeinen Werken höhere Bedeutung verleihenden, und das Problem ſeines Lebens löſenden, würdigen Männern und wertheſten Freunden:“ — was beweiſen ſie uns für den Werth jener Kritiken ſelbſt? Was klären uns dieſe, ſo galanten „freien Geſtändniſſe“ überhaupt, in Hinſicht ihrer, wie der Wanderjahre ſelber — auf? Weder frei noch geſtändig, ſondern vielmehr, wie durch Daumenſchrauben erzwungen und auch auf Schrauben geſtellt, häufen ſie nur neue Dunkelheiten auf alte, und löſen uns Räthſel durch — Räthſel, denen „höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung zu verleihen“ abermals der „eignen holden Fruchtbarkeit“ des

Leſers, anheim gegeben wird. Denn um dieſe, wie um das „Prägen nach des Leſers Bilde“ und ſeinem „eignen Ausbilden“ des Mangelnden, ſcheint es Göthe'n bei all ſeinen Arbeiten gegenwärtig ganz beſonders zu thun zu ſeyn; und in der That legt er es denn auch gerade hierauf, eben ſo unverholen und handgreiflich an, als manche ſeiner heutigen Apoſtel vom „dritten nachwachſenden Geſchlecht“ (wie die Herren Schubarth, Varnhagen von Enſe, Kayßler und der Ungenannte im litterariſchen Converſationsblatt) rüſtig befliſſen ſind, dieſen Productionen wirklich eine „höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung,“ als ihnen ihr Erzeuger ſelbſt gegeben hat, „aus der holden Fruchtbarkeit“ ihres eignen Zeugungsvermögens verleihen zu wollen. Ob dieſes nun, in Betreff der Befruchtung der Göthe'ſchen Muſe, wirklich auch eine ſolche potenzirende Kraft hat, wird ſich aus den drei erſten der nachfolgenden Recenſionen der Wanderjahre ergeben. Wir aber, die wir der unmaßgeblichen Meinung ſind, daß die Kritik Alles, was ein Schriftſteller geſchrieben hat, dem „appellez un chat un chat“ gemäß, nur für ſo viel gelten laſſen ſoll, als es gelten kann, möchten ſchier behaupten, daß es Göthe'n, wie ſehr ihm auch, um der lieben Eitelkeit willen, an dieſen fremden Befruchtungen ſeiner Gedanken und Poeſieen gelegen zu ſeyn ſcheint, doch mit ſeinem Lobe, das er ſeinen Lobrednern dafür ertheilt, keinesweges Ernſt ſei, ſondern daß er vielmehr ſie ſelbſt, wie das Publikum, damit nur zum — Beſten habe, im Stillen über all dieſe hineindeutelnden Ausdeutungen ſeiner Werke vom ganzem Herzen lachend. Denn eben ſolche Commentatoren ſind es doch ohne Allen Zweifel, die er bei ſeiner zahmen Xenie:

„Im Auslegen ſeid friſch und munter,
Legt Ihr's nicht aus, ſo legt was unter!"

im Sinne gehabt hat; und überdem verſtehe es ſich ja von ſelbſt, daß ein ſo verſtändiger Mann, wie Göthe, auch nur an die Möglichkeit, daß ſeine Werke durch dieſes Unterlegen eine höhere Bedeutung bekommen könnten, niemals — im Ernſte denken kann. Die Kritik mag ein Buch noch ſo viel loben oder tadeln, das Buch ſelbſt wird natürlich immer bleiben, was es einmal iſt, wie die Eier des Kukuks, ob er ſie auch von andern Vögeln ausbrüten läßt, doch immer nur Kukuks-Eier bleiben, aus denen eben wieder junge Kukuke werden. Hier aber iſt nicht einmal von einem bloß gelegten Ei, auf das ein „hold befruchtender" Recenſent ſich noch ſetzen könnte, ſondern von einem ſchon ausgebrüteten die Rede. Ja, der Vogel war, ehe ein kritiſcher Finkler ſeiner habhaft werden konnte, längſt aus dem Cotta von Cottendorf'ſchen Neſte über ganz Deutſchland hin ausgeflogen, und ein Recenſent, der ihn eingefangen, wird nun (wenn er ſich darauf verſtehe) wohl den Leuten zeigen können: was es für ein Vogel iſt, aber weder durch Ausrupfen der eignen noch durch Einſetzen fremder Federn, ihn jemals zu einem andern Vogel machen.

Wir glauben daher, daß es Göthe mit ſeiner „Verwunderung" darüber: daß die Herrn Barnhagen von Enſe, Kayßler und der Ungenannte, ſeinen Wanderjahren „aus ihrer eignen holden Fruchtbarkeit, höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung“ verliehen, und vermöge ihres guten Willens dermaßen „klar und ſcharf geſehen“ hätten, daß ſie, „Göthe's Eigenheiten beſſer kennend als er ſelbſt,“ ſogar „das Problem ſeines Lebens, (das er NB. ſelber nicht zu enträthſeln vermag) klar und rein vor der Nation aufzeigt“ — bloß auf eine höfliche — Myſtifikation gedachter Herren Recenſenten, wie ſeiner ſämmtlichen Leſer, abgeſehen hat. —*)

In der kürzlich erſchienenen Schrift: „Studien über Göthe, von J. St. Zauper, Chorherrn des Stiftes Tepl und Profeſſor der Poetik und Rhetorik am K. Gymnaſium zu Pilſen,“ theilt der Verfaſſer (wie Herr Schubarth in der ſeinigen,) gleich zu Anfang auch ein „Schreiben Sr. Excellenz des Herrn Geheimenraths und Staatsminiſters von Göthe“ an ihn mit, das, Zwillings-ähnlich dem an

---

*) Es würde gewiß ein zur Geſchichte der Kritik über Göthe und ſeines Verhältniſſes zu ihr, recht nützliches Unternehmen ſeyn, wenn ſich einmal Jemand die Mühe nehmen wollte, aus Göthe's Schriften, ſeine ſämmtlichen Ausfälle auf ſeine kritiſchen Gegner (die „Hunde, Tauſendſakermenter“ u. ſ. w.) wie alle ſeine „Danſagungen“ an ſeine „geneigten Theilnehmer,“ („die wertheſten tiefſinnigen“ u. ſ. w.) etwa unter dem allgemeinen Titel: „Göthe'ſche Bücklinge,“ und in zwei Abtheilungen a posteriori und a priori, vollſtändig zuſammen zu ſtellen. Welche Mixtur von Wermuth und Honig ſollte das geben!

Hrn. Schubarth, mit den Worten beginnt: „Auch nach perſönlicher Bekanntſchaft Ihre Neigung, mein Wertheſter! unverändert zu ſehen, freue mich (sic!) von Herzen;“ und unter andern merkwürdigen, Selbſtbekenntniſſen Göthe's, in Betreff ſeiner „vielfachen Arbeiten, die er hier zum erſtenmal, in einem abgeſpiegelten Zuſammenhange, zu ſehen den Vortheil habe, da er ſie ſelbſt noch niemals, der Reihe nach, habe betrachten können“ (ſeine „ſummariſche Jahresfolge ſeiner Schriften,“ die er uns im 20ſten Bande der Cotta'ſchen Ausgabe ſeiner Werke gegeben, ſcheint er — vergeſſen zu haben), auch Folgendes über die Wanderjahre enthalten: „Daß Sie Ihre Ungeduld beim Wiederleſen der Wanderjahre gezügelt haben, freut mich ſehr.“ (Alſo doch ein Leſer, der wirklich vor dem „Weiterſchreiten“ ſtill gehalten und ſich umgeſehen hat!) „Zuſammenhang (!) Ziel und Zweck (!!) liegt innerhalb des Büchleins ſelbſt; (!!!) iſt es nicht aus einem Stück, ſo iſt es doch aus einem Sinn (auch die, vom Dichter ſchon als Student zu Straßburg geſchriebene, neue Meluſine?); und dieß war eben die Aufgabe, mehrere fremdartige äußere Ereigniſſe dem Gefühle als übereinſtimmend (?) entgegen zu bringen. Der zweite (bis jetzt noch nicht erſchienene) Theil wird nicht mehr befriedigen als der erſte; doch hoffe ich, demjenigen Leſer, der dieſen wohl gefaßt hat, „genug zu thun.“ — Auch dieſes (ob freie oder unfreie, iſt nicht geſagt) Geſtändniß, möchten wir für eine Göthe'ſche Myſtificirung des Herrn Chorherrn Zauper und ſeiner Leſer halten, und weiter iſt uns von einem gedruckten Urtheil Göthe's ſelbſt, über ſeine Wanderjahre, bis jetzt noch nichts vorgekommen. *).

Wir legen daher nunmehr unſern Leſern die von unſerm Göthe ſo geprieſenen Recenſionen ſeiner Wanderjahre ſelbſt vor, aus denen ſie denn auch ſelbſt mit uns

---

*) Uebrigens enthält jenes Schreiben Göthe's, auch nachfolgendes, hier, wo von der Art des Verhältniſſes, in das er ſich zur Kritik ſeiner Werke geſetzt hat, die Rede iſt, ebenfalls wohl zu bemerkendes Geſtändniß: „Sie wollen, der Autor ſolle nicht perſönlich rügen, wenn etwas gegen ſein Werk geſchieht. Bei äſthetiſchen Productionen gebe ich es zu, und habe es meiſt ſo gehalten. Man verlangt von ihnen keinen augenblicklichen Nutzen (warum nicht?), und kann ruhig zuſehen, wie ſie ſich ſelbſt Weg machen und wirken, früh oder ſpät. (Warum hat denn Göthe in Betreff des ſich Wegmachens nicht auch bei den Wanderjahren ruhig zugeſehn?) Bei wiſſenſchaftlichen Dingen (ſind denn die äſthetiſchen unwiſſenſchaftliche?) iſt es ein ander Ding. Die Wiſſenſchaft erhält ihren Werth, indem ſie nützt (ein Lehrgedicht, wie die Wanderjahre, doch wohl auch?), die Menſchen lehret, wie man lange verborgene, verkannte, an's Licht gezogene, neu entdeckte Vortheile (z. B. die des Wanderns, Entſagens und pädagogiſcher Provinzen?) zu unüberſehbarem, Gebrauch anwenden könne. Das falſche Wiſſen dagegen hindert die Anwendung (auch vom Wandern, Entſagen u. ſ. w.), ja verkehrt ſie; dawider ſoll und muß man ſich erklären.“ — Hat ſich denn Göthe, wider die Gegner ſeiner Optik, Kunſtkritik und Poetik (in letzter Beziehung, beſonders gegen den Verfaſſer der zweiten Wanderjahre), bis jetzt auch nur mit einer Sylbe erklärt? Gerade im Gegentheil: nur über das Lob ſeiner äſthetiſchen Productionen, hat er uns — „freie Geſtändniſſe“ geſchenkt.

erſehen werden, ob dieſe (mit Göthe zu reden) kritiſchen Aus- und Unterleger Göthe's, wirklich ſo fruchtbar geweſen ſind: nicht bloß den Göthe'ſchen Wanderjahren eine höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verliehen, ſondern bei dieſer Gelegenheit (à propos de bottes!) auch das Problem des Lebens Göthe's, klar und rein vor der Nation aufgelöſt zu haben; oder ob ſich ihre holde Fruchtbarkeit bloß in dem höflichen Dienſteifer: Göthen, zu einer Auflöſung anderer Art, Etwas unterzulegen, bewieſen hat; und ob mithin das überſchwengliche Lob, das ihnen Göthe rückſichtlich jener erſten Auflöſung, in ſeinen „freien Geſtändniſſen," die „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren" betreffend, ſo „dankbar" zuge — ſchüttet hat, auch ein — gegründetes iſt? Ueberhaupt aber theilen wir dem Leſer hier Alles, was uns an geneigter wie ungeneigter Theilnahme an den Wanderjahren, bis jetzt, (nicht drei-, „ſondern ſiebenfältig) zur Kenntniß gekommen iſt, zu unbefangener Vergleichung mit unſerer Beurtheilung, treulich mit, um ihn durch ein möglichſt vollſtändiges Referat und ein noch ungleich reichlicheres, als das von Göthe geprieſene, „Gegen einander arbeiten laſſen, verſchiedener Meinungen," in den Stand zu ſetzen: ein eignes umſichtiges und gründliches Urtheil in dieſer, um ihrer gar mannichfaltigen Beziehungen willen, ſo vielſeitig intereſſanten Sache, fällen zu können.

III.

Ueber Göthe's Wanderjahre,

von

Andern;

mit Anmerkungen

vom

Herausgeber.

„Durch Vernünfteln wird Poeſie vertrieben,
Aber ſie mag das Vernünftige lieben.“

Göthe.

1. Der Geſellſchafter.

Eine Zeitſchrift, herausgegeben vom Profeſſor Gubitz. Berlin bei Maurer. Jahrgang 1821. Nr. 134 bis 138.

„Ueber Wilhelm Meiſter's Wanderjahre.“

(Nach Göthe's Meldung, von: Varnhagen von Enſe.)

„Vorwort.“

„Die Mittheilung dieſer Blätter — Bruchſtücke aus wirklich gewechſelten Briefen, Bemerkungen, aus geſelligem Verkehr hervorgerufen — macht keinen weitern Anſpruch, als ein Zeugniß und Beiſpiel des regſamen Antheils zu geben, der einem Werke, wie das genannte, in ſeiner vaterländiſchen Leſewelt unter keinerlei Umſtänden fehlen mag. Es iſt alſo eine Mittheilung aus dem Leben, welche, neben der vorbereiteten *Amtsmeinung* der *Kritik*, nicht ohne Reiz ſeyn dürfte, und dieſen gewiß in hohem Grade entfalten würde, wenn auch andere und mehrere der in unendlichen Beziehungen ſo reich und mannichfach über unſer Vaterland ausgebreiteten und verzweigten Kreiſe der Geiſtes- und Lebensbildung ihren *unabſichtlichen*

Ertrag bei ſolcher Anregung dem Lichte gönnten, welches um ſo mehr zu wünſchen wäre, als bei näherer Betrachtung nicht in Abrede zu ſtellen iſt, daß neben der Klage, es werde viel zu viel gedruckt, auch die andere vollkommen beſtehen kann, es ſollte bei weitem mehr gedruckt werden! —“ *)

„Berlin, den 27. Juli 1821.“

„v. — ſ.“

„1. Friederike an ihren Bruder.“

„Obgleich ich Dir erſt Sonnabend geſchrieben habe, und den größten Converſations-Brief — ſo beginne ich doch wieder einen neuen heute, und das bloß wegen Göthe's „Wanderjahren.“ Dieß iſt eine

---

*) Dieſer Klage wird denn doch in unſerm Deutſchland nach Möglichkeit abgeholfen, wie die, immer mehr zunehmende, Corpulenz der Leipziger Meßcataloge und Anzahl unſerer Taſchenbücher und Zeitſchriften, in Hinſicht aber auf ſolche „Mittheilungen,“ die nicht „Amtsmeinungen der Kritik“ ſind, ganz beſonders die, einen immer höhern Waſſerſtand erreichende Fluth von Converſationslexicons und Converſationsblättern zeigt. Faſt möchte man unſere ganze Litteratur, nach ihrem jetzigen Zuſtand, ſelbſt nur eine allgemeine Converſation nennen, in welcher alle Converſirende, ohne daß Einer den Andern hört, zugleich das Wort führen; denn ſelbſt der rothe Faden einer obligaten Kritik geht in dieſem Chaos von Syſtemen, Theorieen, Confeſſionen, Anſichten und Meinungen aller Art, immer mehr verloren. Auch meint doch Göthe ſelbſt, in den Wanderjahren, daß es an dem, was gedruckt werde, genug ſei. (S. S. 129 dieſer Schrift.)

große Begebenheit; (?) man wird reicher, man gewinnt einen *großen Beſitz*! ſagte, unter Strömen Geſprächs und der Mittheilung, geſtern Abend D.. bei uns, den ich nie ſo belebt, ſo natürlich, ſo ergriffen, *verjüngt* und in ſeinen *Urkräften hergeſtellt**) geſehen habe, als durch dies Buch. *Das muß wohl ſo wirken!* Je mehr Einer durch Gaben, Leben und Denken bereitet iſt, je mehr hat er an dieſem Werke; es iſt ein *Zuſammengefaßtes aller Göthe'ſchen* Werke, (!) die ſelbſt nichts anderes ſind, als eben ſo viele geiſtige Geſichtspunkte des ganzen (?) irdiſchen Daſeyns, die Betrachtung über des Menſchen Geiſt mit inbegriffen. Alle ſeine Werke, die kleinſten an Maß nicht verſäumt, muß man inne haben, wenn man jedes Einzelne beſſer und tiefer und vielfältiger verſtehen ſoll; eines beleuchtet das andere, und läßt es beſſer durchdringen; und es iſt mit ihnen wie mit der Welt ſelbſt: ſie beſteht aus unzählbaren Schöpfungsweiſen; je mehr wir aber davon erkennen, je reicher und vollkommener wird das Conzert, und als Neuganzes immer wieder *einfach*.**) Ein kunſtbegabter Geiſt iſt Nachſchöpfer des Urſchöpfers. Ein großer Dichter nimmt die Welt ſelbſt mit ihren Begebenheiten als Stoff zu ſeinen Werken;“ (aber — wie? Darauf kommt es an!) „Er kann uns zwingen, ſie maſſenweiſe anzuſehen, wie er. Die Betrachtung, die ihn eine jede ſolche Maſſe zuſammen faſſen hieß, iſt ſein Werkzeug, ob er jene uns mittheilt oder nicht. Er iſt frei in der Wahl, aber in Allem, was er gewählt, bleibt er wahr, weil er nur Wahres ausſucht, und auch das ſchon in der Natur als falſch und krankhaft Erſcheinende nur als ſolches vorzeigt, nicht aber willkührlich ſolchen Auswuchs zum Muſterbilde macht, wie ſo viele Neuere mit eitler Vorliebe aus Schwäche thun.*) So verfährt Göthe nie. (?) Ich ſehe in ihm nur (?) einen gewaltigen Hiſtoriker“ (nicht auch Myſtiker?); „es muß geſchehen, was er ſchildert, denn er ſchildert nur, was geſchieht.“ **) Wer erfaßt, was geſchieht, der kann

---

*) Der geneigte Leſer wolle nicht vergeſſen, daß es — eine *Dame* iſt, die uns *dieſe* Herſtellung des Herrn D., durch die Wirkung, welche die Wanderjahre auf ihn gemacht, meldet. Dieſe billige Rückſicht (auf ihr Geſchlecht) muß auch den Mangel an Logik und die Redſeligkeit des Styls in ihren Briefen, mit *Nachſicht* beurtheilen laſſen.

**) In Beziehung auf die *Weltanſicht* Göthe's, die ſich in ſeinen Werken abſpiegelt, hat die Dame mit dieſer, übrigens nicht *neuen*, Bemerkung vollkommen

---

Recht. Allein was den Werth der Wanderjahre, als ein (zumal einfach!) poetiſches Kunſtwerk betrifft, ſo können ſie, wenn ſie nicht durch ſich ſelbſt ſchon ein ſolches ſind, doch durch alle Beleuchtung jenes Zuſammenhanges von Göthe's Dichtungen überhaupt, unmöglich dazu erſt werden.

*) Und Göthe es z. B. in den Wanderjahren mit ſeiner „falſchen und krankhaften“ Idee der pädagogiſchen Provinz und dem „Auswuchs“ ihrer Ehrfurchtstheorie und Trinitätslehre gethan hat.

**) In den Wanderjahren ſchildert er denn doch Manches, was nicht geſchieht und nicht geſchehen kann. Z. B. die pädagogiſche Provinz, neue Meluſine u. ſ. w.

ein Prophet ſeyn. (!) Alle (?) ſeine Werke ruft mir dieß Buch herbei: die Welt, wie ſie langſam und ſchnell — wie aller organiſche Wachsthum — ſich ſeit den älteſten Nachrichten von ihr, entwickelt; — ich ſehe auf das von ihr Aufgezeichnete überhaupt hin, oder ich ſehe es in dem Kunſtſpiegel Göthe's, der uns all (?) ihre Gebilde, nicht wirklich, aber wahrhaft, vor Geiſt und Auge bringt.*) Er führt uns, von den Patriarchen an, in ſeinen Werken hindurch, bis auf den Punkt, wo wir wirklich ſtehen. — **) Soll ich einzelne anführen? Ich ſtellte ſehr“ (sic!) „oben an, das Druiden-Lied; welch ein reiner Geſchichtsblick! welches Verſetzen in Zuſtände, in Geſchichts-Momente, und mit welchem Griffe, mit welchem Kunſtglücke — es iſt längſt bewieſen,“ (Wo?) „Glück iſt Talent — und mit welcher Kürze und Genauigkeit ausgeführt! Wie rein, unperſönlich und edel das Ganze! mit welcher Macht im bloßen Bilde feſtgehalten, in dieſem Bilde, das als Bild, ohne alle andere Leiſtung und Forderung, ſchon ein hinlänglich ſchönes Ganzes iſt! — Um nur immer noch von Kleinerem zu ſprechen, ſoll ich das Gedicht, der Wanderer, nennen? Die innigſte Lieblichkeit, in liebevollſter Betrachtung im Gedichte ſelbſt dramatiſirt, die, wie der ganze Vorfall, gleichſam mit auf dem Fels erſprießt! wo uns der wahre Dichter, wie in vielfältigen Spiegeln, das Verzehren der Zeiten unter einander ſich zeigt und ihr immer neues Gedeihen; auf die natürlichſte Weiſe, an Fels, Vegetation und Gebäuden; auf die lebendig rührendſte, an Kind, Mutter, menſchliche Gütigkeit und Betrachtung! — Oder ſoll ich dich erinnern, wie im Klaggeſang von der edlen Frauen des Aſan Aga, er es vorzieht, uns im Morgenlichte zu zeigen, was wir täglich noch hier auf abendlicherer Erde und in fortgeſchrittener Zeit verbrechen? Wie wir unbekannt beſte Liebe von uns ſtoßen, in Zorn und Stolz, und wie ſich darunter Herzen finden, die es nicht überleben! Wie kurz, kräftig und zart, und im höheren Kreiſe gehalten, konnte dieß gerad' in dieſem Coſtüme gezeigt werden, ohne die vielen prahleriſchen Reden und Aeußerungen der modernen Empfindungs-Grübeleien, deren man ſich bei den ſchönſten Handlungen und Regungen nicht mehr erwehrt! mit welcher Meiſterſchaft und Kürze iſt dieſes Coſtüm erreicht, und welch eigenen Ton bringt es in unſere Seele! und auch wieder als Bild, wie richtig und fertig das kleine Ganze! — ſo könnt' ich all (?) ſeine Lieder und Gedichte durchgehen; aber auch an die, wie an ſeine großen Werke, muß man nur erinnern (?) und ſagen: Leſet ſie immer noch ein Mal! — Bei jedem Schritt im Leben, bei jeder neuen Ecke, um die man in ſeiner eigenen Seele herumkommt, wird Einem etwas Anderes von Göthe merkwürdig und klar. Wer hat ſchon ſo ſprechen laſſen, wie die alte „Barbara“ im „Meiſter“ redet;*) wo ſagt ſie's, und wie ſagt ſie's! welche Prophezeihung wird es eigentlich! Dieß gerade iſt einer der Texte, worauf Vornehme und Gebildete die unendlichen Variationen von Lug und Trug ſpielen, und ſich zu ekle Ohren halten, um es auch anhören zu wollen, was ſie vollführen! Eine alte „*Barbara*“ läßt er es ihnen aus ſeinem Meiſterwerke in die Zeiten nachſchreien, und ſchont ſie noch, denn es iſt ja nur die alte Barbara! Bei dem erſten Leſen frappirte mich die Rede der Alten, und jetzt nach *langen Jahren*,*) dringt ſie ſich mir als Exempel immer wieder auf, bei den täglichen Vorfällen. — Nach *allem* (?) Menſchen-Verkehr hat *Göthe* hingeſchaut mit ſeinen Augen, *allen* (?) verſtand er, und verſteht ihn uns verſtändlich zu machen. Als ich dieſen Winter ſeinen „Divan“ las, wurde mir klar, wie er *ewig aufs neue* ſo groß, lebendig und belebend iſt: *alle* (?) Zeiten, Religionen, Anſichten, Extaſen und Zuſtände begreifend und darſtellend und erklärend. — In den *Wanderjahren* wirſt du unangenehm“ (Ja wohl!) „erſtaunen, wenn es Dir geht, wie“ (Allen) „mir, mit einem Male“ (nur *einem* Male?) „den Faden des Zuſammenhanges zu verlieren, den man in Erwartung der ferneren Geſchichte *Meiſter's* wünſchen muß, und deſſen man gewiß zu ſeyn glaubt. Der Autor belehrt (?) uns anders. Aus einer großen epiſchen Melodie geht er durch eine Diſſonanz präludirend zu einer Harmonie über, wo die Größe des Weltſchrei-

---

*) Doch nicht in den Wanderjahren?

**) Ein in der That recht weiblicher Begriff von der — Weltgeſchichte!

---

*) Es giebt doch mehr als eine alte Barbara von ſolcher Beredtſamkeit — im Leben.

---

*) Das *Alter* ſcheint *Friederike* mit der *Barbara* gemein zu haben.

tens uns klarer werden muß; und in dieſer großartigſten Muſik klingt jene Melodie noch öfter fürs Menſchenherz durch; und die Abweichung nach der Tonfolge, die uns „Mignon“ wieder ruft, iſt die geehrteſte Herzensblüthe“ (sic!) „vom herrlichſten Alter beleuchtet, welches wir je ſahen! — *) Ich liebe die Menſchen, die fortlieben, was ihnen einmal gefallen konnte; **) dann waren es die Augen, dann war es das Herz, denen es gefiel; die Leute aber, deren Neigungen dem Beifall Anderer folgten und, ihrem Gegenſtande fremde, Gründe annahmen, müſſen von Grund aus in ihrer Seele wechſeln, berühren ihr eigen Gemüth nicht unmittelbar, und wiſſen ſich damit noch etwas, und meinen, mit dem Alter hätten ſie Wichtigeres ergriffen, ***) welches doch nur darin liegt, daß ihre innere Geſchichte nicht aus Einem Stücke beſteht und eigentlich keine Perſon bildet; ſolche Leute lieb' ich nicht. Den großen Wahrheitsfreund, den griffgeübten" (sic!) „Meiſter finden wir aber auf jedem (?) Punkte ſeiner Geſammtwerke immer (?) wieder, bald minder-, bald mehrtönig, immer (?) zuſtimmig zum einmal Geſagten; vom leiſeſten kleinſten Ton bis zum kühnſten neueſten Ausſpruch; in ewig junger Liebe zu allem Naturgemäßen, *) was in Menſchen und Welt ſich regt; mit Haß und rechtlicher Verfolgung **) alles (?) Falſchen, aller (?) Lüge, aller (?) verzärtelten und noch ſo geprieſenen Unwahrhaftigkeit, ſie mag ſo hoch oder ſo tief herrſchen, wie ſie will. Dieſe ehrwürdige Stimmung und Geſinnung find' ich immer (?) unverändert wieder, wenn auch noch ſo gehalten und mit richterlicher Alters-Weisheit und dem größten Maße geſchmückt und faſt" (auch in den Wanderjahren nur — faſt?) „verſteckt. — Welche perſönliche Schmeichelei" (ei!) „iſt mir aber bei Leſung dieſes neueſten Werkes widerfahren! Gleichſam — wie Glück es mit ſich bringt — eine Belohnung" (sic!) „des Glücks, welches ich in des größten Meiſters (!) Bewunderung empfinde! Vorlängſt ſah ich im Wilhelm Meiſter gleichſam zwei Texte zu dem Buche im Buche ſelbſt ausgeſprochen, und *ſagte*“ (wo?) „dieß auch. Der eine iſt die Stelle, wo *Meiſter* gegen *Aurelien* in die Betrachtung ausbricht: „O, wie ſonderbar iſt es, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt!“ Und der Andere, wo die Bemerkung gemacht wird, daß (auch) der kleinſte Raum unſeres Welttheils ſchon in Beſitz genommen, das Land, die Flüſſe, die Wege und jeder Beſitz befeſtigt ſei. Unſer Geiſt iſt in der erſten *Himmels-Sentenz* (?) gefangen, und die Einſicht darin ſeine *weiteſte* Regung; ſie begreift auch das Schickſal unſeres Herzens; wir halten für möglich, daß ein Herz für uns geſtimmt ſei, in welchem eine uns verborgene Unmöglichkeit obwaltet: *Unglück der Liebe!*“ (In wiefern iſt das Unglück der Liebe eine „verborgene Unmöglichkeit?“) „Wir wollen in irdiſch-realen Verhältniſſen herrſchen und wirken, und finden die Erde beſetzt! Die Edlen, Begabten, kommen und müſſen kommen auf *Spiel* *) und *Kunſt*; die Andern arbeiten, ſchaffen, gewinnen weltliche Güter, ſo gut ſie können. Die *ganze* (?) *Welt* in mannigfaltigſter, lieblichſter, weiſeſter“ (auch albernſter?), „künſtleriſcheſter, zerreißendſter und beruhigendſter Weiſe, zeigt und lehrt uns dieſer große Roman“ (einige *Welttheile* dürften doch wohl darin noch fehlen!); „und aus dem Einzelleben der geliebteſten Perſonen und Perſönlichkeit nun in den Wanderjahren *heraus geſpielt*“ (mit

---

*) Ein Gleichniß iſt bekanntlich kein Beweis; und ſo beweiſet denn auch dieſes nichts für den Werth der Wanderjahre, und klärt uns über den Mangel des Zuſammenhangs derſelben auch nichts auf. Aber ſelbſt als Gleichniß iſt es wirklich in ſofern ein „Wunder“ (wie Göthe in den Wanderjahren die Parabel überhaupt nennt), als wir es, wie alle Wunder, nicht begreifen, obſchon es uns an Kenntniß der „großartigſten Muſiken“ die „durch Diſſonanzen präludiren“ (unſere Kunſtrichterin ſcheint das Stimmen der Inſtrumente auch ein Präludium von Diſſonanzen zu nennen) eben nicht fehlt.

**) Abermals ein ächt weibliches, im Namen ihres ganzen Geſchlechts ausgeſprochenes, Urtheil, in welchem Friederike gewiß alle Leſerinnen auf ihrer Seite hat.

***) Z. B. wie Göthe mit ſeiner jetzigen Verdammung der dramatiſchen Poeſie und Kunſt!

---

*) Auch in Betreff der philoſophiſchen Deduction des Myſteriums der Dreieinigkeit in den Wanderjahren?

**) Auch in ſeiner: „Geneigten Theilnahme an den Wanderjahren?"

---

*) Jeu d'esprit oder de hasard? oder vielleicht beides? d. h. jeu de prix, etwa wegen der poetiſchen *Preisaufgaben in Brockhauſens Urania*?

Würfeln wie es ſcheint), „dringt dieß Buch fortſchreitend auf den Gedanken der Geſammteinrichtungen für Menſchen *) zurück und vorwärts, wie die Welt ſelbſt, und im letzten Kapitel wiederholt ſich mir zu Ehren (!) der eine jener Texte auf den drei erſten Seiten. — Mit der beflügelteſten, wie ſchon in Erfüllung gegangenen, Hoffnung, und doch auf ganz Neues gefaßt, erwarte ich den zweiten Theil. Welche Freude! — **) Berlin, Juni.“

„2. Antwort.“

„Ich danke Dir von Herzen für die zwei mächtig langen Briefe, die ich zur Beantwortung vor mir liegen habe. Ich rechne es Dir hoch an, daß Du mir ſo viel ſchreibſt; denn ich weiß, welche Mühe es Dich koſtet, und an wie viel andere Menſchen Du zu ſchreiben hätteſt, und welche einſichtigere Antworten Du erhalten würdeſt! — Kommt Dir dieſes Wort befremdend und befangen vor, ſo will ich es gern glauben, denn ich bin wirklich befangen; und bin es, glaub' ich, geworden, weil Du mich aufforderſt, über die „Wanderjahre“ zu ſchreiben, und hinzu ſetzeſt, ich könnt' es, wenn ich unbefangen wäre. — Wer bin ich, daß ich über die gedrängten Lebens-Reſultate eines ſiebenzigjährigen weiſen Jünglings, der zugleich der Odyſſeus und der Homer unſerer Zeiten iſt; wer bin ich, daß ich über ein ſolches Buch urtheilen ſoll? Was ich nie erfahren werde, weder im Geiſt, noch im Herzen, noch in der Welt, das hat er längſt als Stoff verarbeitet; was ich in hundert Wiſſenſchaften nicht weiß, iſt ihm längſt zum Werkzeuge geworden, Kenntniß zu neuer Erkenntniß; und worin ich noch tief befangen bin, darauf ſieht er von ſeinem ätheriſch-praktiſchen" (sic!) „Standpunkt milde, gewährend herab. Wer urtheilen will, muß Ueberſicht haben; zur Ueberſicht gehört ein erhöheterer Standpunkt, als das Angeſchaute — zu dieſem kann ich mich nicht erheben, und was noch mehr iſt, auch nicht glauben, daß ich mich zu ihm erhebe: mir nämlich das Ganze nicht zuſammen ziehen und zu meiner perſönlichen Ueberſicht verengen, zu meinem perſönlichen Genuſſe und Gebrauche bereiten, wie ichs mit faſt allen Götheſchen Werken, ſein Leben ſelbſt nicht ausgenommen, vermag. Kurz und gut, trotz Deinem belehrenden Lobgedicht, trotz der mitgetheilten Anzeige, ſind mir die „Wanderjahre" — ein Meiſterſtück — das ich zu verſtehen mich nicht unterſtehe. Meine nun aber ja nicht, daß ich etwa keinen Genuß bei dem Leſen gehabt hätte! Nein, immerwährenden *) und wie bei keines andern (!) Dichters Werke; ich könnte ſa-

---

*) Bis jetzt haben wir von ſolchen Geſammteinrichtungen doch noch keine Gedanken in den Wanderjahren gefunden. Denn das Wandern ſelbſt, das Entſagen (wenn bei dieſen lebensluſtigen Wanderern noch von Entſagen die Rede ſeyn kann) und die pädagogiſche Provinz, wird uns dieſe Recenſentin doch wohl nicht zu einer „Geſammteinrichtung für die liebe Menſchheit“ empfehlen wollen?

**) Wenn ſie nur erſt da wäre!

---

*) Was der Genuß eines Buches, das man nicht verſteht, wohl für ein Genuß ſeyn mag?

gen, wäre Fichte nicht,*) wie bei keines andern Menſchen. (!!) Die erſte Hälfte und das Ende des Buches verſetzten mich ganz neu außer meinem zeitherigen Selbſt! Ein thaterregender Feuergeiſt wehte mich hier, mahnend und ohne lähmenden Vorwurf mahnend, aus jeder Zeile an. Was ich je Gütiges gedacht und Verſtändiges empfunden habe, wurde friſch in mir angeregt" (durch das ihm Unverſtändliche?) „und meine Ueberzeugung geſtärkt, daß nur Gütiges gedacht, nur Verſtändiges empfunden werden ſoll.**) Auch weiß ich mit ahnungsvoller Gewißheit," (sic!) „daß man in jedem neuen Lebensjahre, bei jedem großen Ereigniſſe, dieſes Buch, wie Alles (?) von Göthe, neu und anders verſtehen wird.***) Jetzt ſchweben mir, außer hundert andern, zwei (gütige) Hauptgedanken vor der Seele. Die drei größten Deutſchen unſerer Zeit haben, in drei verſchiedenen Formen, von dem Einen, was Noth thut, prophetiſch geſprochen: Fichte, Peſtalozzi, Göthe, —

---

*) Nun, wer Fichte's Werke verſteht, ſollte doch wohl die Wanderjahre auch noch verſtehen können. Oder hat er vielleicht jene auch, ohne ſie verſtanden zu haben, — genoſſen?

**) Daß dieſer Denker mehr Gütiges, als Gutes, über die Wanderjahre gedacht hat, leuchtet ein. Aber darin: daß auch andere Denker, über Gegenſtände des Denkens überhaupt nur Gütiges denken ſollen, denkt er doch wohl — allzugütig.

***) Wenn man es nämlich überhaupt verſteht, in welchem Fall dieſer Bewunderer deſſelben, wie er uns ſelbſt geſagt, ſich leider nicht befindet.

prophetiſch-theoretiſch, prophetiſch-praktiſch, prophetiſch-poetiſch (?) — von einer noch nie da geweſenen, noch nie erkannten, durchaus neuen evangeliſchen Erziehung der Menſchen zur Freiheit — nur daß man dieſe drei Propheten, eben weil ſie Propheten ſind, erſt in der kommenden Geſchichts-Epoche verſtehen wird. *) Ich für mein Theil weiß doch ſo viel, daß die „Wanderjahre, Lienhard und Gertrud“ und die „Staatslehre“ drei Theile eines und deſſelben Buches ſind. **) Der zweite (gütige) Gedanke, der mir vorſchwebt, iſt folgender: zur Beſiegung des nächſten größten europäiſchen Weltübels, des aus dunkleren Jahrhunderten auf uns vererbten“ (was für ein Uebel iſt das?), „muß aller materielle Beſitz unverhältnißmäßig leiden. Grund und Boden, rohe Producte, müſſen übermäßig tief im Preiſe fallen. Selbſt das weniger (?) materielle Geld muß, je größer das Kapital, deſto mehr ſeinen Werth dadurch verlieren, daß es nicht ſicher und nur mit ſehr geringem Vortheil unterzubringen iſt. Das Reale hingegen, welches man auch (!) das Ideale nennt, Fleiß, Regſamkeit, Induſtrie, Kunſt, Talent, Erfindungskraft, bewegliche Geiſtigkeit, müſſen für lange Zeit ein unverhältnißmäßiges und alles beſtehende ſtörendes Uebergewicht über Grund und Boden, rohe Producte und Kapitale gewinnen, das wenigſtens ſo überwiegend

wird

---

*) Hier hat dieſer gütige Denker dermaßen Gütiges gedacht, daß er gütigſt ſich ſelbſt nicht verſteht.

**) Was doch Göthe's Wilhelm Meiſter in unſeren Tagen für Fortſetzungen erlebt!

wird ſeyn müſſen, als es früherhin dieſe rohe Natur, dieſes materiale Nichts, über alles Geiſtig-Reale war. Alsdann — nach dieſem Durchgangs-Zuſtande — kann erſt ein richtiges Verhältniß der vielfachen und dann richtigen Beſitzthümer ſich nach und nach bilden. Dieſen *) Gedanken habe ich aber ſchon früher gehabt, er iſt mir nur durch dieſes Buch beſtätigt worden. — Was nun die zweite Hälfte des Buches betrifft, ſo bin ich nicht Eurer Meinung. Es ſtören mich nämlich hier die abgebrochenen Geſchichten nicht, und zwar, weil dieſe einzelnen Fragmente zum Ganzen ſtimmen, welches ja auch nur Fragment iſt, und mich durch Anlage, Ausführung und Art ſeines Entſtehens zu glauben berechtigt, daß es auch Fragment bleiben wird. Sollte ſpäterhin eine oder die andere Geſchichte ausgeführt werden, ſo iſt dieß ein freundliches Blumengeſchenk, wofür wir der Gunſt des Glückes zu danken haben. Das Ganze aber, das die Welt iſt,**) wünſche ich ſo wenig ausgeführt zu ſehen, als ich den Untergang, oder vielmehr die Verklärung der Welt erleben möchte.***) Und warum nicht? Weil ich darauf nicht vorbereitet bin.*) — Einen großen Theil Deines erſten Briefes hoffe ich noch immer Dir in mündlichem Geſpräche beantworten zu können; denn da dieſer Sommer durchaus nicht aufhört, Winter ſeyn zu wollen, ſo rathe ich, im wirklichen Winter her zu kommen, und die Blüthenzeit hier zu erwarten. — So eben habe ich Deinen zweiten Brief wieder durchleſen, nämlich Deinen Hymnus auf die „Wanderjahre.“ Zwar glaubte ich ihn ganz vergeſſen zu haben, hatte das Werk inzwiſchen geleſen, und finde doch nun, zu meinem Erſtaunen, ich möchte faſt ſagen, zu meinem Verdruſſe, daß ich Dein Thema abgeſchrieben und mit ſchlechten Variationen begleitet habe. Warum haſt Du mir das gethan und früher über das Werk geſchrieben, als ich es geleſen? Nun bleibt mir zu meiner Rechtfertigung nichts übrig, als mit Brunet zu ſagen: „Vous répétez-là mot pour mot ce que j'allais dire!“ **) Ich habe Manches zeither geleſen; unter Anderem —: „Lienhard und Gertrud!“ Abgeſehen von dem wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Elementen des Buchs, welches Gedicht! welches Idyll! welche plaſtiſche Charakter-Zeichnung der hundert verſchiedenen Bauern! Bis zur Shakſpearſchen Wahrheit geſteigert, denn daß z. B. der Quackſalber ſelbſt eine Fontanelle am Arm hat, iſt entweder wirkliche Wahrheit, oder Shakeſpeareſch-poetiſch-aprioriſche! — *) Ich weiß mir ſelbſt nicht klar Rechenſchaft zu geben“ (iſt ſehr glaublich!), „wie ich auf den Dante kam; aber Folgendes habe ich gleich, nachdem ich „Lienhard und Gertrud“ beendigt, mir aufgeſchrieben: Dante nennt ſein ſcholaſtiſch-myſtiſches Lehrgedicht „göttliche Comödie.“ Mit mehrerem Rechte hätte Peſtalozzi ſein „Lienhard und Gertrud,“ dieſes tiefe und klare Werk, alſo betiteln können. Aber er nennt dieſes plaſtiſche Lehrgedicht, dieſe Anleitung zur praktiſchen Philoſophie, zu thatſächlichem Chriſten- oder Menſchenthum, dieſe neue Verkündung der Verkündung vom Reiche Gottes auf Erden, die Fürſten, Miniſter und Stände leſen, und wieder leſen, und im Herzen (?) bedenken und behalten ſollten; er nennt dieſes Meiſterwerk einer bis zur Wahrheit, bis zur Kunſt geſteigerten Menſchenliebe, beſcheiden-einfach: „ein Buch für das Volk!“ Möchte es das ſeyn dürfen! — Endlich kenne ich auch etwas von Houwald; ich habe das „Bild“ geleſen, und ſtimme Börne's, aus Klarheit witziger **) Recenſion bet; aber die Sprache iſt gewandt und edel, und hat, neben den tadelhafteſten, überraſchend ſchöne Bilder. — Noch führ' ich Dir an: „Heinrich Kleiſt's hinterlaſſene Werke," von Tieck. Ich habe bis jetzt nur die Vorrede von Tieck geleſen, die mir genügt,*) ſo daß ich ihm ſchreiben und für die Herausgabe des Werkes und Hinweiſung auf das vergeſſene Genie herzlich danken werde. Vom „Prinzen von Homburg" kenne ich Fragmente, die mir Kleiſt ſelbſt vorgeleſen: vom „Hermann und Marbod" nichts. — Deinen Brief ſende ich nach Brüſſel, wo das Buch zugleich mit ihm ankommen wird.**) Mannheim, Juli."

---

*) Vom Uebergewicht des Realen, welches auch das Ideale genannt wird, wiederum allzugütig gedachten!

**) Wilhelm Meiſter's Wanderjahre, = Welt?

„Das iſt deine Welt,
Das heißt eine Welt!“

Göthe's Fauſt.

Haben denn bei Erſchaffung der Welt, Gott auch, wie Göthen, bei der der Wanderjahre, ſeine „Faſcikel im Stiche gelaſſen?“ Iſt die Welt auch ein Fragment?

***) Warum nicht? Hier wie dort ſähe man dann doch wenigſtens ein — Ende.

---

*) Wäre dieſer Brief auch im Namen einer Dame geſchrieben, ſo fänden wir den obigen Grund ganz in der Ordnung. Denn Damen bedürfen der Vorbereitungen zu jedem Schritt ihres Lebens; wie vielmehr, ſchon um der Toilette willen, zum jüngſten Tage! Aber ein Mann? Und was will er damit vollends, in Bezug auf die Beendigung der Wanderjahre ſagen? Lieſet er denn nur ſolche Bücher, auf die er vorbereitet iſt, und warum kann er das hier nicht ſeyn?

**) Hier bleibt dem Leſer „nichts übrig,“ als mit Malebranche zu fragen: „Qu'est ce que cela prouve?“ scil. für den poetiſchen Werth der Wanderjahre.

---

*) Eine curioſe Sorte von Wahrheit!

**) Dieſe Redensart iſt ein guter Pendant zu der kurz vorhergehenden: vom „Bedenken im Herzen.“

„Ludwig."

„3. Dankworte einer Gebeugtkranken."***)

„Meine liebe, gute Tröſterin! Ich muß es Dir unendlich danken, daß Du mich bei meinen Leiden mit dem neuen Werke Göthe's wirklich, was man ſagt, aufgerichtet haſt. Es iſt in der That wahr, wenn

---

*) Wirklich?

**) Glückliche Reiſe! Aber wie „kommen" denn hier: Dante, Peſtalozzi, Houwald, Börne und Heinrich von Kleiſt „an"?

***) Nun kommt gar auch noch die Meinung einer — kranken Frau! Und zwar einer „Gebeugtkranken;" ja wahrſcheinlich, wie ſich aus der Faſelei des Ganzen ſchließen läßt, auch Alters- und Geiſtesſchwachen — Großmutter! War es aber die Abſicht des Verfaſſers, auf — ſolche Weiſe, „mehrere Meinungen über die Wanderjahre gegen einander arbeiten zu laſſen," ſo hätte er billig auch noch die eines Tollhäuslers hinman auf Alles verzichten muß, wie ich; und gar keinen Troſt mehr auf dieſer Erde findet, und man hat das Glück, daß Einem ein ſolches Buch in die Hände kommt, ſo iſt man wieder für eine Weile getröſtet, und glaubt und denkt ſich Alles wieder von Neuem erhebend, und findet es nicht ſo ſchrecklich, weiter leben zu müſſen, da es uns noch zukommen kann, eine ſolche Gabe der Weisheit zu erleben. (!) — Man ſollte eigentlich glauben, daß Göthe'n vor allen (!) großen Schriftſtellern, die es je gegeben, der Vorzug gebührte, gar nicht zu ſterben, *) — denn ſein Geiſt bleibt ja ſchon ewig jung, und ſeine Schriften wirken ja ſo wohlthätig, daß es höchſt nothwendig (!) erſcheint. Mich im Einzelnen über das Buch ſelbſt auszulaſſen, iſt mir, bei meinem jetzigen Zuſtande, nicht recht möglich" (Schade!); „ſo viel weiß ich aber,

---

zufügen ſollen. Auch die Aeſthetik eines Berliner Kammermädchens, wie die Jenkins in Humphrey Klinker's Reiſen, wäre dann hier mitzunehmen geweſen; wie es denn überhaupt gar nicht übel ſeyn dürfte, die ächt komiſche Idee dieſes Romans, die, nach Ständen, Geſchlecht, Charakter und Alter, verſchiedenen Anſichten mehrerer Perſonen von einem und demſelben Gegenſtand, in Briefen abwechſelnd; zu einem Roman über den Roman der Wanderjahre zu benutzen. Auch ſcheinen dieſe Meinungen mehr für als gegen einander zu arbeiten, und die „Gebeugtkranke" arbeitet in dieſem Betracht, wirklich nach Möglichkeit (ihres Zuſtandes) mit.

*) Beſſer wäre noch der Wunſch: „gar nicht zu altern."

daß ich gar nicht glaube, etwas — was man ſo nennt — geleſen zu haben, ſondern ich glaubte mich in die Nähe Göthe's verſetzt, und dieſes Alles im natürlichſten Tone des Umganges von ihm ſelbſt nach und nach zu hören. *) Berlin, Juni."

4. Aus dem Briefe eines Geſchäftsmannes."

„In den „Wanderjahren" iſt vieles Vortreffliche, und das Ganze Göthe, wie er leibt und lebt. (!) Einige an's Sentimentale ſtreifende Briefe, ein neues gar liebliches Perſönchen, Herſilie, **) ein allerliebſtes Mährchen vom Rothmantel erzählt, haben mich beſonders angeſprochen. Ein fabulöſes Ideal-Pädagogium ***) iſt äußerſt weiſe und tiefſinnig angelegt, und giebt Staat und Erzieher vortreffliche Winke; jedoch vermiſſe ich hiebei manche, gewiß abſichtlich weggelaſſene Elemente. ****) Berlin, Juni."

---

*) Ein für Göthe gewiß ſehr ſchmeichelhafter Glaube! Rührendes Tête-à-Tête!

**) Der Verfaſſer ſcheint zu den Bewunderern der Schauſpielerin Madame Neumann unter den Berliner „Geſchäftsmännern" zu gehören.

***) „Hear him!" Halliſches Real-Pädagogium!

****) Schade daß uns dieſer Geſchäftsmann, wahrſcheinlich wegen ſeiner Geſchäfte (wie denn der ganze Brief von Mangel an — Zeit zeugt), uns weder dieſe „äuſerſte Weisheit" des pädagogiſchen — Uto-

„5. Aus Geſprächen.“

„Was ſoll man von Göthe ſagen, was kann man anders von ihm ſagen, als daß er ein Dichter iſt? Ein Weltweiſer iſt er freilich auch — allein ſeit wann waren Dichter nicht Weltweiſe? Er hat Alles (?) geſehen, was auf Erden geſchieht, und was noch die Zukunft verſiegelt. (??) Er ſaß in der Götter urälteſtem Rath, und behorchte der Dinge geheimſte Saat.“ (???) *)

„Daß der Roman wahrer iſt als die Geſchichte, und die Dichtung wahrer als das Leben — **) dieſes könnte man ſagen, wenn Er es nicht ſchon geſagt hätte. Ein Mathematiker und Phyſiker frägt nun gern nach der Urſache, Warum? Allein dieſes läßt ſich ohne einige Gelehrſamkeit nicht abmachen, und die Leute, die von Nord, Süd, Weſt und Oſten kommen, wenden ungern ſo viel daran.“ (Schade!)

„Göthe iſt in der Kunſt, zu ſchreiben, unſer Altmeiſter; er ſchwebt“ (oder ſchwebelt) „immer über den Dingen, nicht gehalten und nicht gedrängt, und daher bewegt ſich ſeine Sprache ſo frei und anmuthig. Reinhold ſagte: ſeine Darſtellungen ſeien die reine Objectivität; der Ausdruck iſt gut gemeint, aber etwas philiſterhaft.“ (?)

---

ziens Göthe's, bewieſen, noch dieſe „weggelaſſenen Elemente“ nachgewieſen hat!

*) Das reimt ſich doch wenigſtens dem Klange nach!

**) Gehört zur „Sorte der Shakſpeare'ſchen a prioriſchen poetiſchen Wahrheit!“

„Die Philiſter — ein im Erbe des Herrn weit verbreitetes Volk — ſind der Meinung, daß man das Neue nur mit neuen und fremd klingenden Worten ſagen könne. Da ſie mit einiger Dummheit behaftet ſind, ſo merken ſie nicht, daß hinter ihren Worten keine Geiſter wohnen. Große Köpfe ſagen das Ungewöhnliche mit gewöhnlichen Worten; allein ſie ſtellen ſie anders, als es üblich iſt. Die Worte haben, wie die Zahlzeichen, einen doppelten Werth, wovon der eine von der Figur abhängt, und der andere von der Stelle, wo ſie ſtehen. Lichtenberg, Leſſing und Göthe haben die tiefſten Dinge im reinſten Deutſch geſagt, und eben auf dieſe Weiſe.“

„Was ihn das Leben gelehrt, was ihm durchs Leben geholfen, das erzählt jetzt der Dichter. *) Eine würdige Beſchäftigung in einem ruhmvollen Alter.“

„Es iſt ein Glück für die Menge, daß es immer einzelne Naturen giebt, die klar in das Getriebe des Lebens ſehen, und dann ſagen, wie es iſt. Ohne dieſes fände ſich die Menge nie zurecht. In ihrer Verworrenheit glaubt ſie, es ſei immer ſo geweſen, wie es im Jahre 1821 iſt. Deswegen iſt auch die Menge ſo leicht zu beherrſchen; ſie muß immer den gegenwärtigen Zuſtand ertragen, weil ſie die vergangenen Zuſtände ſo wenig kennt, wie die zukünftigen. Berlin, Juni.“

„6. Ein Geſpräch.“

„A. Nun, was ſagen Sie von „Wilhelm

---

*) Wo? Doch nicht in den Wanderjahren?

Meiſter's Meiſterjahren?“ Sie haben das Buch doch ſchon geleſen?“

„B. O ja, zur Hälfte, und nur ſo obenhin; ich ließ es bald liegen. Ich geſtehe Ihnen, nach gerade wird mir der alte Herr doch zu wunderlich.“

„A. Ich war darauf gefaßt, das Buch in vielen Stücken ſchwach zu finden; aber um ſo mehr überraſchte mich jedes (?) Blatt und die ſtets (?) neue Trefflichkeit des größten Dichters!“

„B. Sie werden doch nicht läugnen, daß er in den Jahren ſteht, wo unſere geiſtigen Kräfte nachlaſſen und wo das Alter ſeine Form eben ſo unwiderſtehlich jedem Gegenſtande aufdrückt, als die Jugend ſonſt die ihrige?“

„A. Ich finde den Greis in dem Buche allerdings; die ſtille Weisheit ſchon, die der Jugend unerreichbar iſt, bezeugt ihn genug; aber ich finde auch den Mann und den Jüngling darin wieder, einen Inbegriff, ſo zu ſagen, alles deſſen, (?) was Göthe geweſen iſt und noch iſt. Selbſt die Formloſigkeit, die freilich ſehr auffallend geworden“ (das weiß Gott!), „hat ihren guten (?) Grund in dem Inhalt, deſſen Reichthum jede Form längſt geſprengt hat.““*) Wilhelm Maiſter“ kann ſo wenig im abgemeſſenen Schritt eines regelmäßigen Romans bleiben, als Fauſt ein ſchulgerechtes Trauerſpiel mit den drei Einheiten werden konnte.**) Es thue mir

---

*) Leider behauptet nur Göthe ſelbſt: daß ſich „in der Beſchränkung erſt der Meiſter zeigt!“

**) Was haben denn hier die drei Einheiten der franzöſiſchen Tragödie zu thun? Wer hat daleid, daß Sie das Buch ſo ungünſtig beurtheilen und verkennen.“

„B. Lieber Freund! Sie treiben es zu weit mit Ihrer Vorliebe für Göthe!“ (ja wohl!) „Nun ja, er iſt unſer erſter Dichter; wer läugnet das? Ich liebe und bewundere ihn gewiß; von den früheren Werken urtheil' ich ja ganz anders!“ (wir auch!) „Aber vergleichen Sie nur, da wird ſich eben der Abſtand zeigen. Wie außerordentlich (?) ſind nicht die Wanderjahre; wie groß und ſchön entfaltet ſich da noch ſein Geiſt nach allen (?) Richtungen; welches Leben iſt da vereinigt mit weiſer Betrachtung! Sprechen Sie von den „Wanderjahren,“ da ſtimme ich mit Ihnen ein; von denen paßt Alles, was Sie jetzt den „Meiſterjahren“ mit Unrecht beilegen. Ja, wenn dieſe nur einigermaßen wären, was jene ſind, wenn ſie noch die Friſche und Wärme hätten, dieſe geiſtreichen Anſichten und Andeutungen; — aber wie anders iſt dagegen Alles in dem neuen Buche! Aufrichtig geſagt, ich weiß gar nicht, was ich daraus machen ſoll; wo nicht Willkühr iſt, iſt Unbedeutenheit; öfters ſogar Beides, und es thut mir ordentlich leid für den Verfaſſer,

---

nach je bei einem Roman gefragt? Nur auf die poetiſche Einheit kommt es ja hier an. Auch „abgemeſſene Schritte“ verlangen wir von dem Helden der Wanderjahre, ſo lange er nicht tanzt, den Hamlet ſpielt, in Siebenmeilenſtiefeln wandert, oder eine Stationsbetfahrt nach Jeruſalem antritt (wie es ſein zweiter Fortſetzer mit ihm vorzuhaben ſcheint) keineswegs. Nur einen vernünftigen Gang!

daß er ſich ſolche Blößen gegeben! — — Aber was ſachen Sie? —“

„A. Wir haben vor zwanzig Jahren“ (1821), „bei Erſcheinung der Wanderjahre, ein Geſpräch gehabt, wie unſer heutiges! Ich ſchrieb es auf, und behielt es im Gedächtniß! Wahrhaftig, Wort für Wort, wie heute! Nur daß Sie damals die Wanderjahre nicht gelten ließen, und, wie dieſe jetzt, die Lehrjahre preiſend dagegen erhoben.“ *)

„B. O welch ein Unterſchied! — Es mag ſeyn, daß ich damals Einiges getadelt habe. —“

„A. Nein, nein, lieber Freund! Wort für Wort! — Hier iſt das Papier. Was meinen Sie? Könnte ich das Blatt, nach dieſem Beiſpiel, nicht als neue Wechſel-Verſchreibung von Lob und Huldigung annehmen, die Sie, zwanzig Jahre nach Sicht, dem neuen Werke“ (das wären denn wahrſcheinlich Wilhelm Meiſter's himmliſche Lehrjahre!) „eben ſo

---

*) Der Leſer wird nun ſchon die Finte gemerkt haben, daß dieß Geſpräch als eines von Anno 1841 gedacht iſt, und die erſt in dieſem Jahre (wie angenommen wird) erſchienenen Meiſterjahre, als den endlichen Schluß von Göthe's Wilhelm Meiſter betrifft. Dieſe Hypotheſe iſt, was die Zeitrechnung darin anbelangt, nicht ohne Grund; denn haben wir auf die Wanderjahre 20 Jahre warten müſſen, ſo läßt ſich füglich ſchließen, daß bis zur Erſcheinung der Meiſterjahre abermals 20 Jahre verfließen dürften. Sollte aber Göthe das Jahr 1841 wirklich erleben, ſo wär es freilich kein Wunder, wenn „der alte Herr,“ wie B. ſagt, dann „doch zu wunderlich“ wäre.

gut bezahlen werden, als heute dem damals neuen? Sie ſehen, ich kann ſchon warten! — *) Berlin, im Jahre 1841."

„7. Hartmann an Friederike."

„Nur wenige Worte zur Entſchuldigung meines langen Aufſchubs, ſo wie mir für das Folgende Ihre Gunſt zu erbitten! — Ein jedes Werk, das bedeutend und entſchieden vor uns tritt, afficirt uns zunächſt: wir ſind noch nicht wir ſelbſt, ihm gegenüber; wir werden entweder zu unbedingter Unterwerfung, oder zu voreiliger Oppoſition fortgeriſſen, je nachdem die andern Verhältniſſe mit dem Sprecher oder Schreiber dieß veranlaſſen. So bin ich auch, dem neuen Göthe'ſchen Werke gegenüber, das ich zudem nur höchſt unterbrochen" (Schade!) „und in langen Zwiſchenräumen durchleſen konnte, noch nicht" (noch nicht? trotz der langen Zwiſchenräume?) „zu mir ſelbſt gelangt und zu einem allgemeinen Eindruck. Es entzückte, ergriff, erſchütterte mich ſtellenweiſe; dann wurde ich wieder zu augenblicklichem Widerſpruch aufgefordert. Ueberhaupt iſt des Anregenden und Bemerkenswerthen darin ſo unendlich viel, daß man wohl erſt durch eigentliches Studium in alle Elemente des Gedichtes einzudringen verſuchen müßte, um, vom Einzelnen unzerſtreut und dennoch daſſelbe im Auge behaltend, die alldurchdringende Harmonie (?) ſich herſtellen zu können, welche durch die faſt unkünſt-

---

*) Ach Gott ja! Der Menſch gewöhnt ſich ja an Alles!

lerisch ſcheinende Nachläſſigkeit *) verſteckt wird, mit der die einzelnen Beſtandtheile aneinander gereihet (?) ſind. Doch ich verſuche, für Sie aufzuſchreiben, was ſich heute, bei dem wiederholten Leſen des Anfangs, in mir regt und bewegt, und nur noch nicht" (noch nicht?) „zur klaren Geſtaltung kommen kann. Ich wünſchte eigentlich, dies Blatt Ihnen vorzuleſen, und dabei in mündlicher Entwickelung mich zu ergänzen. — Die Darſtellung zuerſt möchte in den Haupttheilen des Werkes, meinem Urtheil nach, wohl die vollendetſte ſeyn, welche überhaupt die deutſche Sprache aufzuweiſen hat. **) Die bewunderte der Wahlverwandtſchaften war noch von ſchimmernder, etwas auffordernder Eleganz; hier iſt auch noch dieſe letzte Hülle und Schale abgeworfen; ***) auf das Einfachſte giebt ſich Alles (??) aus einander, wie von ſelbſt, (???) und begiebt ſich vor unſern Augen mit einer Klarheit" (Fragzeichen in infinitum!), „daß man wie von einem Gemälde vor das andere zu treten meint. Irre ich mich, oder leuchtet mir nicht überall (?) in der Darſtellung der bildende Künſtler oder der Kunſtkenner hervor, dem ſich Alles (?) maleriſch in edle und gefällige Gruppirung hinein geſtaltet? — Zunächſt iſt ſicherlich der Beginn der Dichtung höchſt bedeutend angelegt. Wir finden Wilhelm wieder, wie er uns verließ: (?) nach Innen, gekehrt und mit dem eigenen Gemüth beſchäftigt, unbekannt mit der ihn umgebenden Natur; die erſte Frage darnach iſt er genöthigt, unbeantwortet abzuweiſen, und nur ſeinem Felix zu Gefallen, möchte er irgend etwas vorläufig darüber erfahren, ſei es auch nichts Ganzes und Gründliches. *) Man ſieht, ihm fehlt die hohe umfaſſende Liebe für das All, der die Natur überall ſinnreich, geheimnißvoll und verheißend entgegen blickt; die Liebe, die forſchen und lernen will von ihr, nicht für ſich und irgend einen Gebrauch, ſondern um des Göttlichen und Schönen in allen Geſtalten froh und bewußt zu werden; dieß leuchtet z. B. bei Werther durchweg (?) hervor, und in Göthe ſelbſt iſt harmoniſche Vollendung dieſes Allſinnes, wie ich ihn zu nennen wage. Wie harmoniſch, wie durchaus liebenswürdig tritt dagegen Wilhelm in allen (?) menſchlichen Verhältniſſen hervor, obgleich ſeiner nur ſparſame“ (lieder!) „unmittelbare Erwähnung geſchieht; wir betrachten ſie durch ſeine liebevolle Mittheilung: und ſo muß ſein Perſönliches, wie billig, (?) mehr in den Hintergrund treten. **) Jede Geſtalt ruhig und liebevoll

---

*) Fürwahr eine ingrata negligentia! in welcher Göthe ſich zu der (NB. als Gegenſatz der wahren Poeſie dort aufgeſtellten) Theorie der luſtigen Perſon im Vorſpiel zu ſeinem Fauſt:

„Gebt ihr ein Stück,
So gebt es gleich in Stücken!"

hier — bekehrt zu haben ſcheint.

**) Das heißt doch einmal den Mund voll nehmen!

***) Das hat ſeine Richtigkeit!

---

*) Darauf kommt es ihm auch ſpäter, in der pädagogiſchen Provinz, obſchon er ihr ſeinem Felix übergiebt, nicht beſonders an.

**) Der gute Wilhelm tritt in den Wanderjahren dergeſtalt in den Hintergrund, daß er eigentlich gar beſchauend, und mit Hingebung ſie auf ſich ſelbſt wirken laſſend“ (und wir!) „wandelt er gelehrig und beſcheiden durch die Welt: eine unendliche Liebenswürdigkeit und Pietät *) iſt, über ſein ganzes Weſen verbreitet; eine betrachtende Freude an allem Lebendigen, Schönen und Großen, ſo daß ihm gewiß am wenigſten die wunderliche Dreiheit den nachdenklichen Spruch vorzuhalten hätte: es gebreche auch ihm vielleicht an der angeborenen und zur Welt mitgebrachten Ehrfurcht, wie allen Uebrigen! Und überhaupt, daß ich dieß gleich hier erwähne, iſt jener Geiſt der Milde und des freundlichen Ernſtes weit mehr über das ganze Werk verbreitet“ (er iſt auch darnach!), „als über irgend einen andern Roman deſſelben Dichters: die Ironie über die dargeſtellten Verhältniſſe und über den Helden ſelbſt, wie ſie in den Lehrjahren faſt vorherrſchend war, und die auch in den Wahlverwandtſchaften reichlich ausgeſtreut iſt, möchte hier nur ſelten hindurch leuchten. Das Innerſte ſeines Gemüths läßt ihn aber der Dichter ſelbſt offenbaren in den“ (paar) „Briefen an Natalie; ja man glaube ſein Antlitz darin wieder leuchten zu ſehen, mit den frommen blauen Au-

nichts weiter als ſelbſt nur der Hintergrund des Ganzen iſt.

*) Herr Hartmann verſteht hierunter doch wohl nicht gar das Krebsgeſchwür unſerer Zeit: die Frömmeley? Sonſt hätte er Göthe'n mit dieſer Pietät ein zwiefach ſchlechtes Compliment gemacht, da der wahre Dichter über der Zeit ſtehen, und, wie auch Friederike ſagt: „krankhaften Auswuchs der menſchlichen Natur nicht, wie ſo viele Neuere mit eitler Vorliebe aus Schwäche thun, zum Muſterbilde machen ſoll.“

gen,*) die ſich ſehnſüchtig nach dem Theuerſten auf Erden hinwenden, mit der klaren Stirn unter ſchlichten braunen Haaren, mit der ganzen Geberde, die nur Eines ausdrückt: innige, edle, feſte Treue.**) Wie gehorſam demüthig, aus Liebe nicht reden zu wollen von ſeiner Liebe und ſeinem Leid; und nur das kränkt uns, daß wir den Grund der Trennung nicht erfahren, die ſo ſchmerzlich und drückend auf uns laſtet. — Aber Alle entſagen, Alle müſſen ſich dem Liebſten durch die Flucht" (zu neuen Liebſten) „entziehen, und überall bleibt die nächſte Veranlaſſung für uns ein Geheimniß.***) Sei ſie bei den verſchiedenen äußerlich eine verſchiedene, innerlich iſt ſie wohl nur die eine: Erſt am Entſagen und Verſagen des Schickſals ****) bewährt ſich die Kraft, die

Wahr

---

*) Man hat den Werther in ſeinem blauen Frack und gelber Weſte ſo oft abgebildet. Hier könnte ein Zeichner lernen, ein Gleiches mit dem Wilhelm Meiſter zu thun, auf daß Göthe auch von dieſem ſeiner Helden ſingen könnte:

> „Auch Herrn Meiſter ſehn wir da
> In Kupferſtiches Glorie."

**) Pſt! die ſchöne Wittwe auf der Italieniſchen Inſel!

***) Herr Hartmann meint ja aber doch, daß ſich auf das Klarſte Alles „von ſelbſt ergiebt!"

****) Wir haben ſeit der Erſcheinung von Müllner's Schuld, viel Unſinniges über das Schickſal leſen müſſen: aber von einem „Entſagen und Verſagen des Schickſals" iſt uns doch wahrlich noch Nichts darunter vorgekommen.

Wahrheit eines Gefühls, wie des Charakters überhaupt; das zurückgehaltene Feuer glüht in ſich und ſtählt. (?) Wir gewöhnen uns, nicht von einer ſchnellen Befriedigung zur andern unerſättlich zu ſtreben, ſondern Eines und ein Ganzes zu wollen, und unſer Begehren zum Oberſten herauf zu ſteigern:

> Quält das Geſchick Dich, weiß es wohl warum;
> Es wünſcht Dich enthaltſam! Folge ſtumm!

— Hier wurde ich unterbrochen" (recht fatal!) „und gezwungen, aufzuhören. Mehreres künftig. — Berlin, Juni."

„8. Antwort."

„Vielen Dank für Ihren Brief, mitten aus Ihren Geſchäften! Doppelt dank' ich, weil Sie der Entſagenden erwähnen. Dieß war die Hauptſache, und eben darum (?) ſprachen wir, wie von den größten Lebensbedingungen, gar nicht von ihr. Mich erinnert das an „Max," zu dem Wallenſtein ſagt: Hätte ich doch bald den ganzen ſchleſiſchen Krieg vergeſſen! *) Nach dreißig Jahren fangen die Meiſten von uns" (doch nicht Alle?) „an zu wiſſen, daß wir uns trennen müſſen von den Lebensbildern, die wir uns ſchufen, die wir uns wählten, und daß wir vor ganz andere Originale geſchoben und gedrängt werden, und auch keines von dieſen mit liebhaberiſcher Vorliebe abbilden dürfen. Endlich wird uns nach und nach, mit Schmerz, Verwunderung und oft Beſchämung deutlich,

---

*) NB. „über der Beſchreibung da!" wie Wallenſtein ausdrücklich hinzuſetzt.

daß wir uns darin ergeben müſſen; und zuletzt wird uns klar: (?) Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben! *) Was heißt das aber? Wer nicht den Blick von ſich ſelbſt aufſchlagen mag zu dem um und für ihn geſchaffenen All; wer nicht in Aufmerken, Betrachten, Combiniren und in liebevoller Thätigkeit aller Art, weiter zu leben vermag, und, ungeachtet der heimlich inneren Geſchichte ſeiner Gemüthsentwickelung, doch jeden Tag, ja jede Stunde, mit Kinder-Naivetät, als die ganz neue vor ſich kann aufgehen laſſen, der hat zu verzweifeln. (?) Wer verzweifelte nicht ſo im Leben! **) Dieſe Verzweiflung iſt der größte Schmiedeſchlag, ***) den gediegene Seelen auszuſtehen haben, zur Bewährung und zum unperſönlicheren (?) Weiterleben! Und wer von uns kam oder kommt nicht durch dieſe Schmiede! ****) Dieſe große, verbreitete Verkehrung zeigt uns mild und weiſe und dichteriſch dies Buch. So dünkt mich.“ (Gottlob!) — „Noch muß ich Ihnen ſagen, über das, was Sie mir von Göthe'ſchem Styl ſchreiben, bin ich nicht Ihrer Meinung. Mich dünkt, ſeit Wilhelm Meiſter's Lehrjahren iſt er ganz derſelbe. Man muß ſie nur wieder leſen. Ueberhaupt war nie (?) ſolcher Reichthum, und nie (?) ſo ausgebildet; eine ſolche Fülle der Gedanken und des Schauens in ſolchen Styl gefaßt, der gleichſam die Geſammtwerke des Lehrers noch einmal in einem einzigen großen klaren Strom über die Erde ſchickt," (alle Tauſend!) „wie es in dieſem ganzen (?) Wilhelm Meiſter geſchieht. — Guten Morgen! — *) Berlin, Juni. Friederike."

---

*) Danach ließe ſich füglich auch behaupten, es ſei ſogar unanſtändig, zu — leben!

**) Gerechter Gott! wie viel Millionen Verzweifelnder giebt es doch auf deiner Erde!

***) „Landgraf, werde hart!“

****) Der blonde Friedrich und ſeine Philine ſcheinen ſie doch noch nicht paſſirt zu haben.

„9. Aus Geſprächen."

„Ihr klagt über Unzuſammenhang. Gebt Acht, ob die Wanderjahre euch nicht eben ſo, wie die „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele," nachdem ſie euch aus dem früheren Gange des Romans hinaus zu führen geſchienen, **) gerade auf dieſem Wege am ſicherſten und kürzeſten in die wahre Mitte der Dinge einführen." (Nous verrons!) „Meint ihr, daß der Zuſatz „die Entſagenden" ohne Bedeutung auf dem Titel ſtehe?" (Bis Dato allerdings!) „Und wollt ihr denn dem Dichter Alles allein überlaſſen, nicht fördern und mitbilden auf dem begonnenen Wege? ***) Was ich kann, könnt ihr auch!" — (Gewiß! Aber ob wie's wollen?) „Jedem werde mit ſeinem eigenen Maße gemeſſen.“ (Eben darum!) „Der Roman, ſagt Göthe, iſt eine ſubjective Epopöe, in welcher der Verfaſſer ſich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach ſeiner Weiſe zu behandeln. Es fragt ſich alſo nur, ob er eine Weiſe habe; das Andere wird ſich ſchon finden.“ (S. Seite 14 dieſer Schrift.)

---

*) Haben Sie ſelbſt auch ſchon — ausgeſchlafen, liebe Friederike?

**) Die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele in Meiſter's Lehrjahren, ſind und bleiben eine Epiſode, wofür ſie der Meiſter ſelbſt, durch die uns in ſeinen eignen Bekenntniſſen mitgetheilte Notiz, das theoſophiſche Fräulein von Klettenberg betreffend, erklärt hat.

***) Einem Göthe mit dichten helfen zu wollen, wäre doch wohl gar zu — unmanierlich!

„Man kann von dem Publikum nicht verlangen, daß es ein geiſtiges Werk geiſtig aufnehmen ſolle.“ (Aber doch von den Recenſenten?) „Autoren und Publikum ſind durch eine ungeheure Kluft getrennt, wovon ſie, zu ihrem Glück, beiderſeits keinen Begriff haben.*) Ein Autor, mag bevorworten, ſo viel er will, das Publikum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er ſchon abzulehnen ſuchte. Eine verwandte Eigenheit der Leſer fällt uns beſonders bei denen, die ihr Urtheil drucken laſſen, ganz komiſch auf. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leiſtet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was ſie eigentlich wollten und wünſchten, ob ſie gleich kurz vorher, ehe ſie unſere Arbeit geſehen, noch gar keinen Begriff hatten, daß ſo etwas vorhanden oder nur-möglich ſeyn könnte.“ — **) Vorgeleſen aus Dichtung und Wahrheit. Zweiter Theil.“

---

*) Gehört dieſer Freund vielleicht zum — Publikum?

**) Das iſt freilich eine ganz ſinnreiche Beſchönigung der Arroganz eines Schriftſtellers, von den Leſern zu verlangen: Alles, was und wie er es ihnen giebt, unbedingt gut heißen zu ſollen. Wenn ſie aber auch nur eine wahre wäre!

„10. Wilhelm an Friederike."

„Es iſt keine Kleinigkeit, liebe Freundin, wenn man ein ſolches Buch geleſen hat, ſich ſelbſt oder Andern den Eindruck davon als ein Beſtimmtes darzuſtellen. Man hat ein *ganzes*, (!) reiches, volles Leben durchgelebt; eine *Welt* (!) iſt durch das Gemüth gezogen, mit *aller* (?) Luſt und *allem* (?) Kampfe, ſo wie mit *allen* (?) Unbegreiflichkeiten, deren Auflöſung ſich nur hoffen und erſehnen, doch im *begrenzten Zeitraum* nicht erwarten läßt. *) Ja, auch die kleinen *Aergerniſſe* fehlen nicht, über halb erlebte Geſchichten, plötzliches Verſchwinden des Fadens, den man emſig und neugierig verfolgte, über einzeln bequemlich ausgemaltes Detail und eilig hingeworfene Umriſſe, die der eigenen Einbildungskraft zur ſchweren Ausfüllung, oft Lücken, die ihr zur Ergänzung überlaſſen ſind. So wie ich nun in der *einen kurzen Nachtſtunde*, die mir vor der Abreiſe noch übrig iſt, **) das Geleſene noch einmal

---

*) So eng begränzt dünkt uns doch ein *Zeitraum* von 20 *Jahren* nicht, daß ſich in den *Wanderjahren*, als dem endlichen Ergebniß derſelben, die Auflöſung der darin enthaltenen Unbegreiflichkeiten, nicht billig hätte *erwarten* laſſen ſollen.

**) Es iſt in Wahrheit zu beklagen, daß alle dieſe Kunſtrichter und Richterinnen ſich ſo *wenig Zeit* zu ihren Beurtheilungen nehmen können. Die Gebeugtkranke kann vor Schmerzen, der Geſchäftsmann vor Arbeiten nicht weiter. Einem Dritten geht, wie wir gleich vernehmen werden, das Licht aus; ein Vierter wird „unterbrochen," und dieſer, ſelbſt ein *Wilhelm*, hat nur klar und deutlich, (?) doch in möglichſter Kürze zu überſchauen trachte, fällt mir unwillkührlich dabei ein: wie wir wohl einmal in einer auch vielleicht nur kurz geſtellten Friſt zurück ſchauen werden auf die durchlebte Welt, und Manches uns recht klar und hell (?) erſcheinen, Anderes dunkel und unbegriffen ſeine Bilder in die umwölkte Nacht hinein ſtrecken und uns ſein lichtes Hervortreten auf Morgen (!) verſprechen wird. So iſt das Buch mir nun durchaus wie Welt und Leben,“ (überhaupt?) „und wie wir meiſtens den Fehler begehen, unſer Leben als etwas für ſich Beſtehendes, oder für uns und zu unſerem Vergnügen Eingerichtetes anzuſehen — ſtatt daß wir es wie ein Entree-Billet bloß als eine Gelegenheit annehmen ſollten, uns die Welt zu betrachten — ſo wollen die Leute auch ein Intereſſe an dem Roman nur in dem ſchön erfundenen Lebenslauf des Helden und in den mannichfaltigen Begegniſſen finden, die ſich alle auf ihn beziehen, und ſelbſt da, wo ſie als Darſtellungen eigener Zeitgeſtaltung einen Werth für ſich haben,“ doch nur als untergeordnete Theile ſeines Bildes daſtehen ſollen. Aber keineswegeſ! Der Held im Roman iſt nur dazu da, daß ſich der Lebenskreis, der in dieſem dargeſtellt werden ſoll, vollſtändig an ihm entwickele,*) worauf er denn freilich

---

noch „eine kurze Nachtſtunde vor ſeiner Abreiſe“ dazu übrig.

*) Es dürfte doch erſt zu beweiſen ſeyn, daß die Romane eines Cervantes, Fielding, Richardſon, Sterne, Goldſmith, Walter Scott, Le Sage und der Frau von Stael, wie die unſeres Wieland,

gehörig eingerichtet ſeyn muß.“ (Göthe ſelbſt ſagt doch, daß alle Begebenheiten nach den Geſinnungen des Helden zu modeln ſeyen.) „In dieſer Hinſicht iſt Wilhelm Meiſter nun der Held par excellence,“ (alle Welt! welch ein Held!) „und wenn es in den „Lehrjahren“ noch möglich war, ſich im Sinne jener irrigen Anſicht zu täuſchen, ſo muß ſich in den „Wanderjahren“ der ſchlechte Leſer bitter verhöhnt, der echte aber völlig aufgeklärt (?) fühlen. „Wilhelm Meiſter's“ Augen ſind die hell geſchliffenen Gläſer, die uns Göthe reicht, um ſeine große herrliche Welt“ (d. h. doch nur die der Wanderjahre?) „bald im ſchnellen, vollen Ueberblick, bald im Genuſſe der zarteſten Einzelheit, zu der unſrigen zu machen. *)

Hippel, von Klinger, Heinſe, Wagner, Jean Paul u. ſ. w., in denen uns handelnde Helden dargeſtellt werden, keine Romane ſeyen. Aber dieß ganze Raiſonnement (das nur eine Wiederholung der, neuern, Göthe'ſchen Anſicht vom Roman iſt) dem Verf. auch zugegeben: ſo widerſpricht er ſich doch ſelbſt. Jeder Roman kann nichts anderes ſeyn, als die Darſtellung des vom Dichter erfundenen Lebens des Helden und dieſen (wie der Verf. ſelbſt ſagt) umgebenden „Lebenskreiſes.“ Alſo niemals das ganze „Leben“ und die „Welt“ ſelbſt, wie dieſer Briefſteller von den Wanderjahren gleichwohl behauptet.

*) Transparent wie Glas, iſt Göthe's Wilhelm Meiſter allerdings, ſo daß man ihn in dieſer Hinſicht freilich wohl einen gläſernen Helden nennen könnte. Allein um die in den Wanderjahren dargeſtellte Welt zu überblicken, bedarf es für Leſer, die, nicht „aus gutem Willen,“ ſondern aus guter eigner Sehkraft, „klar und ſcharf ſehen“ keiner geſchliffenen

Er iſt die reinſte Paſſivität, die vollkommenſte Receptivität," (ein wahrer Schwamm!) „und dennoch liebenswürdig, denn wir bedürfen ſeines Handelns nicht: laßt uns für's erſte nur von ihm lernen, wie man ſchauen, fühlen und begreifen muß!" (von einem — Schwamm?) „Von dieſer Anſicht aus wird man auch leicht ausgeſöhnt (?) mit Vielem, was ſich ſonſt nicht ganz angenehm empfinden ließe; mit Nachodinen, die mit uns Verſtecken ſpielt" (am beſten ſpielt es Göthe ſelbſt), „nachdem wir ihr mit heißer Liebe nachgelaufen ſind; mit dem Vierziger, der wohl, trotz der Toilette, grau werden wird, ehe wir ihn verheirathet ſehen; mit den umſtändlich ausgemalten Bildern und Scenen im Lago Maggiore, wo wir mit den Perſonen empfinden und leben, ohne zu wiſſen, (!) was ihrem Leben und ihren Empfindungen zum Grunde liegt; mit der idealen Erziehungswelt, die nicht, wie Platon's Republik, auf einer Wolke von Gedanken" (vermuthlich weil ſie ſelbſt eine ſolche Wolke iſt), „ſondern ſo dargeſtellt iſt, als könne man aus der realen, greifbaren*) Lebenswelt ſein Kind ſogleich in ſie hinüber ſetzen;**) mit den ſonderbaren Bedingungen, auf die ſich „Wilhelm Meiſter" eingelaſſen, den vielen Geheimniſſen, die er uns zu verbergen hat,

---

Gläſer, noch weniger fremder Augen, und am allerwenigſten der Augen eines Wilhelm Meiſter!

*) So fehlt es dem „griffgeübten" Meiſter S. 203 doch auch nicht an einer „greifbaren Welt."

**) Dieſe Parabel gehört allerdings zu den Wundern!

und mit dem ganzen wunderlichen Bund- und Ordensweſen, dem wir als Profane nur von außen zuſehen dürfen. *) Von Allem dieſem iſt doch der Reiz unendlich groß, wenn wir den Aufſchluß mit Begier erwarten oder zu ergrübeln ſuchen.“ (Grübele, lieber Leſer! Grübele nur, wenn du auch nichts ergrübeln ſollteſt!) „Die neue „Meluſine,“ die „pilgernde Thörin;“ „wo ſteckt der Verräther?“, welche köſtliche Perlen! Alles (?) was Göthe beleuchtet, iſt ſo hell- und wahr, daß man ihm gern mit Zuverſicht auch mit verbundenen Augen folgt“ (ſo ſcheint's hier), „geſichert der herrlichſten Ausſicht, wenn er uns die Binde wieder löſt. So oft ich mich befremdet, geneckt und mißbehaglich fühle, weiß ich recht wohl, an wem es liegt, und warte folglich ab. Er wird's vollenden.“ (Nur Geduld!) „Das Licht ſchwindet.“ (Mal à propos!) „Ich muß ſchließen. **) Mit Ihnen“ (einer Dame!) „kann man kurz ſeyn, ich ſage alſo nur: leben Sie!“ — (kurz genug!) — „Berlin, Juli.“

---

*) Wenn alle Leſer Profane ſind, die nicht Erlaubniß haben, nach dem Zuſammenhang eines Romans, der doch für ſie geſchrieben iſt, fragen zu dürfen, hat der Verf. allerdings Recht. Er wolle uns dieß aber nur erſt beweiſen!

**) Warum? Sagt doch eben der Schreiber dieſes Briefes ſelbſt: daß er Göthen „gern, auch mit verbundenen Augen, folgt.“ Was thut da das Licht zur Sache? Nur immer im Dunkeln, wie bisher, fortgeſchrieben!

„II. Aus Denk(?)blättern."

„Ueber feſten Beſitz und bewegliche Güter hat **Göthe** in den „Wanderjahren" einen Ausſpruch gethan, der tief in die erregteſten Gegenſtände unſerer verwirrten Zeitfragen eindringt." (Vergl. S. 33–36 dieſer Schrift.) „Wie vieles Nachdenken muß ein ſolcher Spruch erwecken, und wie häufige Berufung (?) veranlaſſen! Die zeitgemäßeſte Erkenntniß bleibt oft nur lange im Beſitze von Einzelnen, bis ſie durch ſolch klares (?) Wort als Gemeingut (!) in die Maſſen eingeführt wird, (!) durch ein Wort, das, mit ſolchem Gepräge und ſolchem Anſehn" (was gilt das hier?) „ausgeſtattet, in ſeiner gediegenen (?) Kraft nun unzählige Mal dem vielgeſtalteten Andrange wiederkehrender Meinung ſiegend (?) entgegen zu halten iſt."

„Kann es, darf es **Göthen** Ernſt ſeyn mit dem bedenklichen Ausſpruch über das Theater? Mag er wirklich verdammen, was Andere und er ſelbſt in dieſer Beziehung ſo Schönes und Herrliches geleiſtet haben? — Ich glaube, daß auf dem Standpunkte, den der Dichter hier einnimmt, jener Ausſpruch unvermeidlich iſt." (Vergl. Seite 50—66 dieſer Schrift.) „Auch **Platon** und **Rouſſeau** mußten aus ihren höchſten Bildungskreiſen die dramatiſche Poeſie verbannen, der ſie doch ſelbſt Beide ausübend gehuldigt." (Wie kommt aber **Göthe** dazu?) „In einer **höheren Ordnung der menſchlichen Dinge** *) müßte, und möchte immerhin, Vieles weichen, was uns jetzt

---

*) Die dann freilich keine **menſchliche** mehr wäre.

unentbehrlich, ja ein weſentlicher Halt des Guten dünkt; alles Heldenthum z. B. ſiele in einem reineren Zuſtande nicht minder weg, als das Theater.*) Aber die Bedingung, unter der allein dieß nothwendig werden könnte, dürfte es auch allein zu rechtfertigen vermögen.“ (Von dieſer Bedingung aber hat Göthe nichts geſagt.) „Unſere Unvollkommenheit läßt jene Bedingung nur ſelten, und vielleicht nie ganz eintreten. Den Grundſätzen aber darf nichts vergeben werden“ (Göthe hat ja aber dieſe Grundſätze nicht in Bezug auf jene Bedingung aufgeſtellt), „und dem ſittlichen Zweck“ (das iſt wieder etwas Anderes als jene Bedingung!) „ſind alle anderen Zwecke untergeordnet, daher Poeſie und Kunſt, wo ſie jenem entgegen ſtehen“ (ſteht denn aber die dramatiſche Kunſt und Poeſie dem ſittlichen Zweck entgegen?), „unbarmherzig aufzuopfern. Poeſie und Kunſt ſind das Höchſte nicht, doch Annäherungen zu ihm. Das Feld, wo ſie als ſolche *befugter Weiſe* das Höhere darſtellen und vertreten, iſt im entwickelungsvollen Menſchentreiben von weitem Umfange, und es hat noch keine Gefahr damit, daß ſie, um der harten Bannſprüche willen, durch die ſie von einzelnen Punkten beſtimmter Geiſtes-Geſtaltungen verwieſen werden, in der Welt ihr wohlberechtigtes Daſeyn und ihre gebührende Anerkennung verlieren." (Die Frage, auf die hier gerade *Alles* ankommt, ob *Göthe* nun mit der Behauptung: daß die *dramatiſche* Poeſie und Kunſt, ihr „wohlberechtigtes Daſeyn und ihre gebührende Anerkennung in der Welt" um des *ſittlichen* Zwecks willen, verlieren *müſſe*, — *Recht hat*? läßt alſo dieſer Briefſteller *völlig* unbeantwortet.)

---

*) Vor Allem müßte in einem reineren Zuſtande der menſchlichen Dinge, der dann etwa der Zuſtand der Engel ſeyn würde, wohl die Nothwendigkeit jener kleinen Privatbühne, über welche die Erſcheſche Encyklopädie (Bd. I., S. 205-210) einen ſo großen Artikel geliefert hat, wegfallen; wir mögen uns nun die Engel, mit der Synode zu Nicäa, als Geiſter mit einem ätheriſchen, oder mit der Lateranenſiſchen, als Weſen mit gar keinem Körper denken. Aber Heldenthum und Theater, ſollten wir meinen, dürfte es doch immer auch unter ihnen geben können. Ja der Engel Gabriel allein ſchon, wie er der Held Gottes iſt, würde gewiß auch ein trefflicher Heldenſpieler, ganz im Geſchmack unſeres heutigen tragiſchen Theaters ſeyn.

„Wenn es wahr iſt, wie ich verſichern gehört, daß die Erzählung von der „pilgernden Thörin," dieſes Meiſterſtück reizender und lebhafter Darſtellung, einer *franzöſiſchen* Bearbeitung nachgebildet werden — der Ton und Bau der Sprache iſt *allerdings noch franzöſiſch*, auch das eingeflochtene Lied erinnere ich mich in dem Schillerſchen Muſen-Almanach, wo es zuerſt erſchien, *als franzöſiſch* bezeichnet geſehn zu haben — ſo möchte ich doch unbeſehens hundert Mal lieber dieſe Nachbildung, als das Vorbild ſelbſt gemacht haben, denn unmöglich kann dieſes auch nur von fern jener gleich kommen. *) Wir

---

*) In Hinſicht auf *Göthe's* eigene Behauptung (S. Seite 190 dieſer Schrift) daß die Wanderjahre, „wenn auch nicht aus Einem Stücke, doch aus *Einem Sinn*"

wiſſen es ſchon, was es ſagen will, wenn Göthe einmal das ſchon Geformte zum Gegenſtande ſeines Bildens aufnimmt! Es iſt immer eine neue Geiſtesſchöpfung, was durch des Dichters Inneres gegangen, und ihm wird ſogleich eig[illegible], was er nur immer wählen mag; das Wiederhölte ſelbſt iſt bei ihm nie dasſelbe, was es zuerſt geweſen, ſondern, eben weil von ihm wiederholt, ein Geſteigertes; durch ihn erhält die Geiſtesſchöpfung, wie eine Gegend durch die Sonne, (!) erſt Licht und Glanz, obwohl ſie ſelbſt ſchon ganz vorhanden war.“

„Der Geiſt und die Maſſen der Behandlung, welche in den „Wanderjahren Wilhelm Meiſter's“ ſichtbar ſind — dieſe abgebrochene Gliederung,*) die gedrängte Verſchiedenartigkeit, der über wunderbaren Verhältniſſen und geheimnißvollen Erſcheinungen dunkelſchwebende Zuſammenhang, **) die ſcheinbare Willkühr in dem Gefügten — Alles dieſes gehört ſchon dem vierten Bande der „Lehrjahre“ an, welcher ſich durch jene Eigenſchaften von den drei vorhergehenden Bänden entſchieden ſondert.“ (Auch durch

---

gearbeitet ſeyen, dürfte doch der Umſtand, daß dieſe Epiſode Nachbildung eines franzöſiſchen Originals iſt, ſo wie die ſchon 1769 in Straßburg gedichtete neue Meluſine, ein etwas — mißlicher ſeyn.

*) Leidet Wilhelm Meiſter vielleicht auch an der engliſchen Krankheit?

**) Hat denn ein Dichter, das Recht des göttlichen Weltregierers: uns über den dunkelſchwebenden Zuſammenhang ſeiner (erdichteten) Welt, im Dunkeln zu laſſen?

dunkelſchwebenden Zuſammenhang?) „Dieſer Unterſchied iſt unſern Kritikern ſchon ehemals nicht entgangen, und vorzüglich von Friedrich Schlegel — in ſeinem gerade jetzt wieder ſehr leſenswerthen Aufſatze über den Meiſter, zum größten Preiſe des vierten Bandes, den er“ (deshalb?) „das eigentliche Werk, den großartigſten und bedeutendſten Theil des Ganzen nennt — insbeſondere angerühmt worden. Sein Ausſpruch iſt von tiefer Wahrheit,“ (doch wohl nur ſo weit er wahr und nicht poetiſch iſt?) „und in ſeiner Weiterbeziehung auf den neuerſchienenen Verfolg des Werkes von fruchtbarer Anwendung.“ (Friedrich v. Schlegel ſelbſt, dürfte dieſe Fortſetzung der Lehrjahre doch wohl ſchwerlich erwartet haben!) „In der That, wer ſich die Sache mit künſtleriſchem Auge genauer auf dieſes Verhältniß anſieht, der wird die beiden Stylarten der Bearbeitung, die hier zu betrachten ſind, nicht anders abtheilen können, als daß er die drei erſten Bände der „Lehrjahre“ einerſeits, und andererſeits den vierten Band der „Lehrjahre“ und die „Wanderjahre“ zuſammen ſtellt. (?) Die letzten bieten in Geſtaltung und Gang keine abweichende Neuerung dar, die nicht in jenem vierten Bande ſchon gewaltet hätte;“ (auch nicht in der Hinausſpielung der Handlung auf ein bloß fabulöſes Gebiet? Des „pädagogiſchen Utopiens?“) „es verſteht ſich, daß die offenbaren Lücken, welche von den zufälligen Bedingniſſen einer verſpäteten, aber immer noch höchſt dankenswerthen Redaction herrühren, hiebei nur als Aeußerlichkeiten (?) in Betracht kommen, die der Compoſition und Richtung des Inhaltes im Ganzen wenig ſchaden können (?) und in anderer Art" (das iſt etwas Anderes!) „ſehr nützen."

„12. Philipp an Auguſt."

„Die „Wanderjahre" ſind in vollem Wogen, und geben unſeren Lauten und Stillen im Lande in gleichem Maaße reichlich zu ſchaffen! — Ein Vorrecht Götheſcher Werke, nicht bloß eine oder die andere Gattung von Leſern, ſondern alle (?) Fächer und Stände des geiſtigen Lebens und Treibens zu berühren. Alle (?) Regionen des Bildens und Forſchens, in Kunſt, Natur, Alterthum, Geſchichte, Sprache, alle (?) Gegenſtände der Entwickelung in Wiſſenſchaft, Welt, Dichtung, ſind von dem Geiſte ſeiner Werke befruchtet, erhellt, bewegt. Wir haben ſeit Luther keinen ſo nationalen Schriftſteller gehabt, keinen, in welchem ſich die Kraft und Eigenſchaft der Nation zu ſolcher Wirkung konzentrirt hätte. Daher auch die Art von Gährung, (?) die den erſten Eindruck eines Werkes von ihm faſt immer begleitet. So geht es auch hier. Die „Wanderjahre" können nicht gleichgültig laſſen; ſie erwecken Enthuſiasmus, daneben Verwunderung, dann auch Gemurre. Manche Stimmen erheben ſich dagegen. Ich ſelbſt habe darob allerlei Anfechtung von den Leuten, die über dieß und jenes mich hadernd zur Rechenſchaft ziehen. Sie wiſſen im Anfang nie recht, wie ſie daran ſind; es muß ihnen geſagt werden." (Warum ſagt er es ihnen nicht, ſondern ſetzt ſie in die neue Verlegenheit, nicht zu wiſſen, wie ſie mit dem, was er hier geſagt hat, daran ſind?) „In der Wirrniß und Verſchüchterung, in die jedes Außerordentliche ſie verſetzt, erſcheinen ſie keck, ſind aber im Grunde ganz verzagt, und tadeln aus Vorſicht, wo ſie ſich zu loben noch nicht getrauen. Selbſt geiſtvolle und ſonſt gar nicht ſchwache Menſchen haben Theil an dieſem Looſe. Unſer Freund R. iſt ein lebendiges Beiſpiel; doch ſind Geiſter ſeiner Art bald verſtändigt, wenn man ſich nur die Mühe geben will. Wenn mir Einer oder der Andere aber durch ſein Mißreden wirklich Verdruß macht, ſo denk' ich mir zum Troſt einmal das Gegentheil: wie ganz unerträglich es wäre, wenn die Leute ſämmtlich, wohlbefriedigt und beglückt, plötzlich in allgemeinem Lob und Anerkennen übereinſtimmten!“ (Wie dieſe Briefſteller hier.) „Das würde ja gar nicht auszuhalten ſeyn, und man müßte ihr Lob in ihrer Art noch toller finden, als jetzt ihren Tadel. — Von dem Buche ſelbſt, und wie uns was es für mich iſt, ein (—) andermal!“

„Ihr, die ihr wollt beſſer wiſſen,
Was Er weiß, der es bedachte,
Was Natur für ihn befliſſen,
Schon zu ſeinem Eigen machte:“

„Fühlt ihr auch dergleichen Stärke,
Nun ſo fördert eure Sachen;
Seht ihr aber ſeine Werke,
Lernet erſt: ſo wollt' (!) er's machen!“ (Wie?)

„Hamburg, Juli.“

„13. Albert an Friederike.“

„Da die „Wanderjahre“ ſich für einen Roman ausgeben, ſo halte ich mich, wie der klügſte Philiſter, für berechtigt, ſie wenigſtens darauf anzuſehen. Man

ha

hat geſagt, es ergehe Wilhelmen ungemein ſchlecht in den „Wanderjahren." In der That, wie kömmt Derjenige, der nichts iſt, ſeit er etwas — nämlich ein Schauſpieler — zu werden aufgegeben, dazu, dieſer Schaubühne ſeiner Nichtigkeit, ſeinen Namen zu geben? Er leiht allem Geiſt- und Kunſtvollen bloß das Ohr, und muß ab und zu, Boten laufen; das iſt Alles. Ich verehre — ſo weit bin ich, durch alle Aeſthetik hindurch, gekommen — erſt da den Künſtler, wo er Leben, ſelbſtſtändiges, erzeugt, das mich als ſolches ergreift, mag dann ſein Werk ſchön oder häßlich ſeyn u. ſ. w. Wo ſind aber hier lebendige, wirkende oder duldende*) Menſchen, wo Leben, als in den ablösbaren Theilen? Jedes Wort, jede Zeile iſt von Göthe. Gut. Aber warum wollte, wer „Hermann und Dorothea," wer „Werther" erſchaffen hat, ſolche Worte und Zeilen nach Art der „Serapionsbrüder" und des „Phantaſus" (der „Decameron" gehört nicht hieher) „an einander reihen? Alſo, nachdem der ſchlechte Faden aus der köſtlichen Perlenſchnur herausgezogen, zu dem, was uns in den Schooß fällt, und ſchnell zu den drei Ehrfurchten, und den drei wahren Religionen, und der alleinigen wahren, die aus jenen geſammten hervorgeht — denn da wollen Sie mich doch haben! Ich kann wiederum nicht umhin, es ganz philiſtermäßig zuvörderſt von außen her anzugreifen. Ich geſtehe Ihnen, daß mir die Form ſehr zuwider iſt. Ich laſſe gern die Markpſennige der Fabel in der Algebra der Poeſie, (!) wie a und b, x und y, gelten, weigere mich aber, ſie in das Hausrechnungsbuch mir für ſchlechte Groſchen anzuſchreiben. Mir ſind alle dieſe Freimaurereien, die Mächte des Thurmes, das Band, vor Allem aber dieſes Erziehungs-Utopien, das die Wurzel zu jenen blühenden Zweigen ſeyn ſoll, im Grunde des Herzens verdrießlich. Ich gehe in dieſes Utopien ein. Ich glaube nicht, daß ſich, fabrikenmäßig, Anlagen zu Menſchen, wirklich zu eigenthümlichen, ſelbſtſtändigen, ſolchen Menſchen kneten laſſen, es müßten denn die Erzieher Götter ſeyn. Ich gehe weiter, und läugne das Princip. Ich glaube, der Menſch hat und bringt mit ſich, die Ehrfurcht; glaube, er könne ſie ſich wohl abſtreifen, keineswegs aber anbilden laſſen. Und (verzeihen Sie dem, den Sie zur Polemik gereizt), welche alberne Mittel, dieſe Myſterien, Grade der Weihe und Zeichen! Laſſen Sie übrigens Glaubensſache bei mir ſeyn — es würde zu weit führen — was ſich gewiſſermaßen doch auf Erfahrung gründet, zurück gehen in meine eigene Kindheit u. ſ. w. Aber ich hätte wohl gern unſeren wundervollen Altmeiſter, die drei wahren Religionen, in der Form eines Platoniſchen Geſpräches, gemächlich und verweilend abhandeln hören. Welche Herrlichkeit! Es dünkte mich, hier ſei das geiſtige Herz zu ſuchen, deſſen fortgepflanzter Pulsſchlag die zufällig ſcheinenden Glieder zu Gliedern eines organiſchen Ganzen vereinigen könne; aber ich habe auch nicht den Pulsſchlag in den Extremitäten fühlen können, und ich muß immer erſt noch die neue Meluſine, meinen Liebling, wo ſteckt des Verräther?, die pilgernde Thörin, den Mann von vierzig Jahren, das nußbraune Mädchen, die Flucht nach Egypten, die Ausſprüche über dramatiſche Kunſt, das Fernrohr, die ſtarren Felſen, die unterhaltender ſind als die Menſchen, weil ſie nicht zu begreifen, alle die Kunſtwerke, Bilder, Bruchſtücke, Betrachtungen, Lehrſätze u. ſ. w., als fliegende Blätter vereinzeln, um in ihnen unſerm Proteus ſonder Gleichen mit gewohnter Ehrfurcht zu begegnen; und ich erwarte in keinem zweiten Bande einen Schlußſtein zu einem Gewölbe, das ich im erſten nicht angelegt finde. Und hier, verehrte Freundin, laſſen Sie mich abbrechen. Sie haben bereits, was Sie gewollt, obgleich nicht, was Sie erwartet. Um ein **Urtheil** über **Göthe** iſt es Ihnen nicht zu thun," (ſo ſcheint es allerdings!) „ſondern um eines über mich; darüber ſind wir einverſtanden, und in dieſem Bruchſtück einer ganz ungewöhnlichen" (aber doch verſtändigern als die bisherigen ungewöhnlichen) „Recenſion, habe ich Ihnen gutmüthig genug die Akten zum Spruch vorgelegt. Sie werden aus dieſem Briefe lernen, fürder keine Weintrauben auf einem Epheu zu ſuchen. — Potsdam, Juli."

---

*) Der Held ſelbſt iſt doch dermaßen geduldig, daß er mit ſeiner Geduld faſt die des Leſers auf die Probe ſetzt.

14. Antwort von Friederike."

„Sie geben ſelbſt den ſchönſten Stoff als ein neues Gebilde zur Fortſetzung der Wanderjahre: wie ein vorzüglicher Menſch ſich durch Mühe zum **Philiſter**" — (nun wird die Dame böſe!) — „machen kannt; und wie ihm dieſe Mühe, eben weil er vorzüglich, gelungen iſt." (Kann denn aber ein vorzüglicher Menſch ſich „durch Mühe zum Philiſter"; allzumal in Betreff ſeiner Anſicht von Göthe, zum Philiſter machen wollen?) „Wollen Sie unter der neuen Maske ſelbſt am Werke helfen? Ihrer wahrhaft originellen Laune traue ich nicht; oder vielmehr, ich traue ihr Alles zu, was mir gar nicht einfallen kann, bis es geſchiehet! Haben Sie ihr das kunſtreiche Geſchäfte auftragen können, dem Schatten Leben und Weſenheit zu geben, und jene dieſem Schatten den Auftrag, uns ein lebendiges Bild mit all ſeinen Fortbildungen zu zeigen; ſo können Sie ihr auch wohl einmal den umgekehrten ertheilen, ein farben- und geſtaltenvolles Leben als Schatten und Perlenfaden anſehn zu laſſen. Sie haben ſehr recht! Freilich habe ich ganz etwas Anderes erwartet," — (iſt zu glauben!) „bin aber auch jetzt zufrieden mit dem, was Sie mir geben." (Iſt nicht zu glauben, des „Philiſters" wegen.) „Ich lerne Sie neu, wenn auch unerwartet, kennen; weiß Ihnen aber nichts Beſſeres zum Danke zu ſagen, als den Rath: machen Sie's mit dem — ſogar ſchon anerkannten! — Meiſter eben ſo! Man thut damit gut, bei allen Menſchen; bei dem Verfaſſer der Wanderjahre möchte der Gewinn unendlich ſeyn; Gewinn für Geiſt und Urtheil; nach allen Richtungen hin, und erneuete Nahrung für's innere Gemüth; für Ehrfurcht, Unbefangenheit — im höchſten Sinne genommen — für Urtheil; für die ganze Seele; für den erneuerten zuſammentreffenden Gebrauch aller dieſer Kräfte und Beſitzthümer. Wir würden nicht ſo viel und in ſolcher Ordnung von den verſchiedenen poetiſchen Producten fordern können, hätte *Göthe* uns es nicht ſelbſt gelehrt, und mit Beiſpielen aller Art belegt. Bei jeder neuen Lehre zeigt ſich der alte Zweifel noch ein Mal: und er thut recht; beſſer, man iſt *wirklich*" (d. h. mit Bewußtſeyn) „*ein Philiſter*," als daß man vermeint, als ſolcher ſich für etwas Anderes ausgeben zu müſſen. Das geht nicht, das kann Keiner; das gelingt nicht, als höchſtens gegen *andere*" (wirkliche) „*Philiſter*! — nämlich gegen Menſchen, die, unfähig in Geiſtesregung und ſchnellem Blick, ſo lange das Neuentſtandene von ſich weiſen, bis auch ſeine größte Lebensregung vorüber, ſeine Wirkung geleiſtet, und es ſelbſt wieder ein veraltetes, ein *Geleiſtethabendes*" (sic!) „iſt; Menſchen, die ſich, gerade wegen dieſer Unfähigkeit, größere Fähigkeit zu Ordnung und Recht zutrauen und anzumaßen ſuchen. So ſind doch *Philiſter*?*) Sie haben mich aber dennoch angeführt, und mich ſchon durch die Maske (?) bewogen, gegen dieſe Leute

---

*) Gegen *dieſen Grundſatz Ihrer Theorie* vom *Philiſter*, ſchöne Frau! läßt ſich, als einem *abſtracten*, nichts einwenden. Aber in Betreff Ihrer Anwendung deſſelben auf den ehrlichen, und wie mir dünkt ganz vernünftigen Potsdamer, den Sie hier bloß um ſeiner Meinung über die Wanderjahre willen, für einen, wenn auch nur maskirten, Philiſter erklären, hätte ich Manches dawider zu ſagen, wenn nicht die Furcht, dann *ſelbſt* von Ihnen für einen *unmaskirten Philiſter* angeſehen zu werden, es mich in Petto behalten ließ. d. H.

zu ſprechen. Es war lauter Verſtellung! (?) Sie ſelbſt nennen die größten Meiſterwerke. Von unſerm Autor darf man nur wählen! — Allerdings „bringt der Menſch mit, und hat die Ehrfurcht“ (d. h. die Anlage dazu; aber auch das läugnet Göthe eben). „Anbilden will man ſie ihm nicht; aber hervorgebildet, ausgebildet muß ſie werden: das fühlen wir gleich, wenn wir von ihr leſen; wir lernen nicht zu viel, wenn uns gezeigt wird, wir können noch eine Anſtalt, oder kleine Gebräuche, zu ihrer Erweckung anwenden,“ (daran fehlt es denn doch nicht) „die arme Anſtalt iſt ja nicht da, (?) Keiner muß hinein! Sie, mit Ihrer Phantaſie und Geneigtheit, ſie zu erlauben, ſehen Sie Göthe's Erzählung für ein lehrreiches Mährchen an,“ (Soll denn der Wilhelm Meiſter ein Mährchen ſeyn? Auf dem Titel ſteht doch „ein Roman.“) „und Sie werden es anders finden, als manche Phantasmagorie“ (wie kommt die hieher?), „die Gnade vor Ihnen gefunden; ich mag nichts nennen. Nun aber verführe ich mich ſelbſt, ohne einen Vermummten, und will erklären, was Göthe ſchon uns mit den klarſten Worten im Buche ſelbſt vorher erklärt hat.“ (Nun!) „Haben Sie mich verſuchen wollen, ſo iſt es Ihnen gelungen. Ich müßte vergehen, hätte Göthe nach Ihrem Wunſche verfahren können, und ein Platoniſches Geſpräch abgewickelt! Da war meine Gunſt auf dem Muſenberge größer!“ — (aber die eben verſprochene Erklärung! Wo bleibt ſie?) „Auch die zweite Maske ziehe ich Ihnen ab!“ (Hat ſie ihm denn ſchon die erſte abgezogen?) „Bei mir hilft es Ihnen nichts, ſich für Epheu auszugeben.“ (Er iſt doch ein ſchönes Sinnbild treuer Umarmung! Selbſt im Selam bedeutet er: „bleib' mir getreu!“ und im Alterthum ſchrieb man ihm auch eine befruchtende Kraft zu.) „Ich ſehe die reifenden Trauben, ſie werden ſchon Wein geben;“ (deßhalb könnte er ſich immer für Epheu ausgeben. Schmückt ſich doch damit gerade der Gott des Weins); „und köſtlichen, mit Warten und Zeit! — Adieu, lieber Freund! Tauſend Dank für Ihre Mühe“ (warum denn aber keine Widerlegung?), „ich weiß, welch Opfer es Sie koſtete. Uns auch! Zehn Tage die Beraubung dieſes Buches! — *) Berlin, Juli.“

„15. Zweite Antwort von Auguſt.“

„Das Philiſterrecht iſt ein Vorrecht, wie das Armenrecht: nicht Jeder darf ſich darauf berufen; es müſſen Zeugniſſe beigebracht werden. Auf das hier vorliegende wird Niemand zur Wohlthat dieſes Rechtes zugelaſſen werden; demſelben widerſtreitet Alles, was hier zumeiſt als vorhanden oder als zuläſſig erſcheint!“ —

„Dem Philiſter würde man vergebens empfehlen, nochmals zu überdenken und allenfalls nachzuleſen, was ein Roman ſei, was unter dieſem Namen wirklich ſchon vorhanden und wie es zu beurtheilen

---

*) Das iſt doch wirklich recht fatal! Indeß, die zehn Faſttage ſind nun überſtanden und — vergeſſen! Nicht wahr?

ſei; denn er hat ſich darum ja noch nie recht bekümmert.“

„Dem Philiſter wäre nie einzuwenden, daß ſein kritiſches Maß nicht nur dieß neueſte Werk Göthe's, ſondern auch alle früheren, dazu den Don Quixote und Perſiles, den Ofterdingen und Sternbald und wie ſie alle heißen, verdammen müßte; *) denn allerdings hat er alle dieſe ſchon verdammt, und auch in den Geſprächen Platons, von jeher, ganz genau wie hier, nichts Gutes finden wollen, als etwa die „ablösbaren Theile,“ die einzelnen Reden nämlich und Mythen, das Uebrige aber, das eigentliche Geſpräch, wie hier die Erzählung, für müßige und ſogar unbeholfene Ausfüllung erklärt.“

„Der Philiſter würde nie zu überzeugen ſeyn, daß Wilhelm, den er ſo gern als ſein vermeintes Ebenbild, deſſen er ſich ſchämen zu müſſen glaubt, verläugnet, keinesweges Aehnlichkeit mit ihm habe; denn die edle Schönheit gleichmäßiger Ausbildung, die hohe Reinheit betrachtenden Sinnes, die untern Helden mehr verherrlichen, als Thaten und Kunſtwerke, die ihm beigelegt würden, **) es vermöchten, hält er immer nur für ganz Gewöhnliches und ihm vollkommen Eignes.“

---

*) Sonach wäre ja Göthe ſelbſt ein Philiſter! (S. ſeine Verdammung des Sternbald, in Kunſt und Alterthum, 2tes Heft, und Seite 157 dieſer Schrift.)

**) Sie würden doch immer ein ganz gutes Mittel für Wilhelm ſeyn, jene „edle Schönheit gleichmäßiger Ausbildung und hohe Reinheit betrachtenden Sinnes“ an den Tag zu legen.

„Der Philiſter würde über Gewalt und Tollheit ſchreien, wenn man ihm zumuthete, die altbetretenen Gänge ſeiner angebauten Nachbarsgegend mit der erhabenen Wildniß dunkler Waldgebirge, oder die vertraute Enge ſeines überſchaubaren Viertels mit der labyrinthiſchen Pracht eines Rieſenſchloſſes zu vertauſchen.“

„Alles dieß iſt aber hier, der Brief bezeugt es, ſo ſtatthaft als erforderlich, und der gute Erfolg unzweifelhaft. —“

„Im Leben wünſcht ſich ein Jeder die Dinge nach ſeinem Sinne, bildet ſich Vorſtellungen von ſchöner Ordnung, trefflicher Auswahl, Fülle, Einfachheit, glücklichem Zuſammenhange in ſeinen Begegniſſen und Thätigkeiten; aber er muß die Reihefolge der Tage nehmen, wie ſie kommen, im vielfachen Wechſel und ſeltſamen Gemiſch; und gerade, wenn ſie uns das Schönſte und Wichtigſte endlich zuführen, richten ſie ſich am wenigſten nach unſern Erwartungen und Meinungen! Die Dichter ſcheinen es von jeher auch ſo gehalten zu haben; wir müſſen nehmen, was ſie geben und wie ſie es geben,*) und nur froh ſeyn, das Beſte, wenn auch nicht allein, doch mitbekommen zu haben.“

---

*) Sollte es indeß, da die Dichter doch nicht infallibel ſind wie der Papſt, nicht erlaubt ſeyn, das Was und Wie ihrer Gaben — beurtheilen zu dürfen?

„Die Lebensgeſtalten in den Wanderjahren ſind in gleichem Falle“ (poetiſch zu Falle gebracht iſt der Held wenigſtens darin allerdings!) „wie das ganze Werk, und wie auch, wenn wir uns nicht durch den vieljährig vertrauten Umgang täuſchen laſſen, die Lehrjahre ſelbſt. Wir müſſen ſehen, was ſich mit dieſen Perſonen anfangen, wie ſich mit ihnen fertig werden läßt. Mir ſind die hier vortretenden nicht ohne ſelbſtſtändiges und beziehungsvolles Leben; um nur Einige, und keine der Vornehmeren zu nennen, ſo würde ich den Fitz und den Barbier, mit jedem poetiſchen Preiſe nicht zu hoch bezahlt glauben. *) Die Geſellſchaft im Ganzen iſt mir merkwürdig und anziehend, und ich darf in ihr auf keine Weiſe irgend ein Glied, am wenigſten (!) aber Wilhelmen ſelbſt, für nichtig oder unbedeutend halten. Ihre Zwecke und Anſtalten, wie ſie auch übrigens ſeyn mögen, ſind keine gewöhnlichen,“ (aber auch keine albernen?) „und umfaſſen das Gebiet der Phantaſie wie das der Wirklichkeit.“

„Ich erwarte, daß dieſem Vereine von Menſchen noch viel begegnet, daß die wunderbarſten Entwickelungen ſich aus ihren Neigungen“ (Entſagender?) „und Verhältniſſen ergeben, die überraſchendſten Einheiten aus den ſcheinbar auseinander laufenden Beziehungen hervorgehen; aber ich erwarte nicht, daß dieß Alles in den Wanderjahren, noch ſelbſt in den

---

*) Geizig iſt dieſer Recenſent nicht. Er zahlt aber freilich auch nur mit poetiſcher Münze!

Meiſterjahren ausdrücklich vorkommen wird, ſondern die Fortſetzung und Vollendung eines ſolchen Werkes kann nur im Leben ſelbſt geſchehen“ (noch eine Fortſetzung des Wilhelm Meiſter!) „und durch das Leben, welches auch dem größten Dichter begegnen und ihn begleiten muß! Für dieſen iſt es genug, (?) daß er Alles (?) auf die Bahn gebracht, die tauſend Anregungen und Gebilde, die über das Gebiet jeder Dichtung hinaus wogen, und im Leben ſelbſt ihre Verbindungen und Auflöſungen ſuchen! (obſchon ſie ſogar über die Poeſie hinaus wogen.) Das Werk iſt in die Nation gelegt, und wir Alle haben an ihm, durch Gedanken, Empfindung, Weiterbildung und Verſtändniß zu arbeiten und zu genießen. *) Berlin, Juli.“

---

*) Glück zu! — Wenn wir nur alle gleich auch Dichter wären! — Friederike hat alſo mit ihrer Theorie vom Philiſter Unrecht, und der Potsdamer hat ſie nicht mit der Maske eines Philiſters, bloß — à la Göthe, — myſtificiren wollen, ſondern iſt wirklich, wie uns der Berliner meldet, ein Philiſter. Dafür hat denn aber auch dieſer Berliner nun dermaßen mit in die Poſaune geſtoßen, daß er nicht nur, wie all ſeine Vorbläſer, die Wanderjahre Wilhelm Meiſter's, „für das Leben überhaupt, ſondern (den Herodes überherodirend) das Leben ſelbſt“ nur für eine Fortſetzung dieſer Wanderjahre erklärt. — Ein, in Wahrheit recht ſinnreich erdachter Schluß, und Culminationspunkt dieſes bewundernswürdigen Climax von Hyperbeln und Superlativen zum Preiſe der Wan-

2. Litterariſches Converſationsblatt.

Leipzig, bei Brockhaus. Jahrgang 1821. Nr. 192.

„Wilhelm Meiſter's Wanderjahre;
oder die Entſagenden,
ein Roman von Göthe, 1ſter Theil."

(Von einem Ungenannten.)

„Nach langem Harren iſt endlich die Fortſetzung eines Werks des berühmten Dichters erſchienen, da man

derjahre, wodurch er ſämmtliche bis dahin aufgetrumpfte: daß dieſer Roman: — „alle Werke Göthe's herbeirufe, alle Gebilde der Welt darſtelle, nach allem Menſchenverkehr hinſchaue, allen verſtändlich mache, alle Zeiten, Religionen, Anſichten, Extaſen und Zuſtände erkläre, alles Naturgemäße, was in Menſchen und Welt ſich regt, umfaſſe, die ganze Welt uns, wie die Welt ſelbſt, zeige und lehre, Alles was auf Erden geſchieht und was noch die Zukunft verſiegelt uns ſchauen laſſe, über allen Dingen ſchwebe, Alles was Göthen das Leben gelehrt und durchs Leben geholfen, erzähle, den Inbegriff alles deſſen, was Göthe geweſen iſt und noch iſt, darſtelle; von einer alle Elemente des Gedichts alldurchdringenden Harmonie ſei, von Allem die vollendetſte Darſtellung, welche die deutſche Sprache aufzuweiſen habe, enthalte, Alles wie von ſelbſt und auf das Klarſte ſich aus einander ergeben laſſe, alle Werke des großen Dichters noch einmal in einem einzigen großen klaren Strom über die Erde ſchicke, ein ganzes reiches volles Leben ſie kannte noch hoffte. Viele alte Bekannte, die hier und da ſeit Jahren die Almanache geziert, begrüßt man unter einer Decke vereinigt, und freilich ſehr ſcheinbar gar nicht verbunden. Wilhelm reiſt mit ſeinem Felix umher und ergießt ſich in traulichen ſchriftlichen Mittheilungen an Natalien über Anſichten, Gefühle

durchleben, und eine Welt mit aller Luſt und allem Kampfe durchleben laſſe, Alles ſo wahr und hell, daß man gern auch mit verbundenen Augen folgt, erſcheinen mache, alle Fächer und Stände des geiſtigen Lebens und Treibens berühre, alle Regionen des Bildens und Forſchens, und alle Gegenſtände der Entwickelung und Wiſſenſchaft, Welt und Dichtung befruchte, erhelle und bewege," u. ſ. w. — glücklich übertrumpft hat. Indem er aber ſolchergeſtalt den ganzen Reihen dieſer Gebeugtkranken und (an dem Athem wenigſtens) kerngeſunden Präconen der Wanderjahre, zugleich beſchließt, ſtellt ſich uns ganz das folgende bekannte Bild von Göthe dar:

„Ein Zögling hält ihm an dem Rücken,
Der denkt die Welt erſt zu beglücken;
Zeigt des Propheten Strumpf und Schuh',
Betheuert, er hab auch Hoſen dazu,
Und, was ſich Niemand denken kann,
Einen Steiß habe der große Mann."

„Vor dieſem himmliſchen Bericht
Fällt die ganze Schule auf's Angeſicht,
Und rufet: Preis dir in der Höh',
O trefflicher Vuſtazie!"

Daß übrigens dieſer Varnhagen von Enſe'ſche Panegyrikus der Wanderjahre, manche ſo treffende als geiſtreiche Bemerkung, Göthen und das Weſen der Poeſie überhaupt betreffend, enthält; ſind wir hiemit keineswegs zu läugnen gemeint, vielmehr über-

und Begebenheiten. *) Häufig tritt der Erzähler ein oder die Geſprächsform. Von den Perſonen aus den Lehrjahren iſt in dieſem erſten Bande nur Jarno und Friedrich erſchienen“ (auch Lothario, Werner und der Abbé, aber wie? S. S. 30 dieſer Schrift); „jener ein verſtändiger eifriger Bergmann, dieſer ein Wiſſender (?) und nicht mehr, wie der arme Wilhelm, ein [illegible], dem man herzlich gern mehr Selbſtſtändigkeit wünſchen möchte. Friedrich hat ſeine gute Laune beibehalten, iſt aber ganz ſolide (?) geworden. Wilhelm knüpft manche Bekanntſchaften an und erlebt allerlei Abentheuer, von denen eines des an-

zeugt, daß dieſe Meinungen die Kritik gern auch zu ihren Amtsmeinungen machen werde, wie ſie es denn großentheils auch ſchon ſind. Aber nach einer „klar und ſcharfſehenden“ Anſicht von den Wanderjahren, und vollends nach einer Löſung des Problems von Göthe's Leben, haben wir uns vergeblich darin umgeſehen. Vernehmen wir daher nun auch den „ſich gar freundlich erweiſenden Ungenannten.“

---

*) Hier erweiſet ſich der Ungenannte allerdings gleich gar freundlich. Denn dieſe Ergießungen und Mittheilungen beſtehen, im Buche ſelbſt, doch nur aus drei kurzen, und wahrlich nicht ergußreichen, Briefen an Natalien S. 10—15, 55—58 und 96—98. Weiterhin, ſelbſt nach dem Traum oder der Viſion, die er von Natalien gehabt (S. 333—336) unterläßt Wilhelm dieſe Correſpondenz ganz, vielleicht weil Natalie ihm nicht ein einzigesmal geantwortet; aber wohin ſollte ſie dem nur 3 Tage überall verweilenden, und bloß nach Pfeilſpitzen auf Landcharten ins Blaue hinein Wandernden, ſelbſt poste restante, auch antworten können?

ziehendſten das mit dem Caſtellan von St. Joſeph iſt, wie denn Wilhelm auf ſo eine anmuthige Weiſe auf der bekannten in ihrer goldnen (?) Natürlichkeit ſo hinreißend erzählten Flucht von Aegypten bekannt wird. Felix wird in ein Erziehungsinſtitut in großem Styl" (wohl nur en gros) „gegeben, in welchem Knaben und Jünglinge zu der Kunſt, Wiſſenſchaft (?) oder einem Handwerk auferzogen werden, wozu ihnen die Anlage inwohnt; und obgleich nur jede abgeſonderte Claſſe den Unterricht erhält, der zu ihrer Beſtimmung ſich eignet, ſo werden ſie darum nicht einſeitig, (?) ſie lernen das" (Alles?), „was ſich mit ihrer Wiſſenſchaft verträgt, ihr vielleicht ſcheinbar entgegengeſetzt, aber wirklich verwandt iſt, mit; und da nur das Halbwiſſen verwirrt und eine ſchiefe Richtung giebt, ſo ſind die für ihren Beruf tüchtig Gebildeten freiſinnig (?) und von guter Beurtheilung (?) der Verhältniſſe überzeugt. Nur die Schauſpielkunſt" (und dramatiſche Poeſie!) „bleibt ganz von dem Studienplane ausgeſchloſſen. Es iſt von faſt roh „oder" (beklagenswerther) „Naivetät, wie der verehrte Dichtergreis ſich gewiſſermaßen entſchuldigt, ſo viel Zeit mit dem Theater vergeudet zu haben. Geſang iſt das Grundelement der Erziehung, und eine Volksbildung ohne ihn als nicht erreichbar betrachtet. Ehrfurcht allein ſoll anerzogen werden. Furcht, nicht jene, wohne den Menſchen inne, und die Wenigen, in denen ſie geboren ſei, nenne man" (doch wohl aus Ehrfurcht?) „Seher, Heilige, Propheten. Daß dieſe Anſichten ſehr geiſtreich (?) ausgeſprochen und dabei ungezwungen (?) herbeigeführt ſind, bedarf wohl keiner

Verſicherung." (Aber der Beweiſe!) „Mit Schritt für Schritt verfolgt der Leſer Wilhelmen auf ſeiner Reiſe, es bedarf es halsbrechender Sprünge, ihn zu erreichen; und doch bleibt der Phantaſie viel in ſeinem Reiſetagebuch" (eben wegen der halsbrechenden Sprünge) „zu ergänzen übrig. Ein Freund Lenardo, eine neue Theilnahme erregende Erſcheinung, vertraut ihm ſeine Familienverhältniſſe und die ihm ſelbſt mehr dämmernden als klaren Geheimniſſe ſeines Herzens. In ſeine Familie eingeführt, wird ihm das Losreißen ſchwer, doch muß er ſich nach drei Tagen losreißen, indem ein ſtrenges ihm auferlegtes Gelübde, nur drei Nächte unter Einem Dach; und immer drei Meilen von dem letzt verlaſſenen entfernt zu bleiben, erlaubt." (Wie viel Göthe auf die Zahl Drei hält, und warum, haben wir ſchon S. 170–171 bemerkt.) „Doch wird durch Briefwechſel mit einem intereſſanten Familienglied, Herſilie, die Verbindung erhalten. Dieſe verheißt ihm auch ein Schlüſſelchen, das ſie ſich aneignete, und welches ohne Zweifel ein alterthümliches reich verziertes Käſtchen öffnen wird, welches ein Ungefähr dem Felix in die Hände ſpielte, und das gewiß nicht ohne Bedeutung für Wilhelm und überhaupt für die Verknüpfung der Geſchichte iſt. Unſer Wanderer findet auch das Mädchen, um deren Schickſal ſich Lenardo kümmert, aber der Leſer erfährt auch weiter nichts, als daß er ſie fand. Nun begegnen wir ihm in den Gegenden, wo Mignon die Marmorſäulen, Drachenhöhlen, Wolkenſtege und Myrthenhaine ihres Liebs in der Wirklichkeit ſahe; ein junger Maler iſt mit ihm, der die Landſchaften aufnimmt, ſtimmt, und geiſtvoll mit Scenen aus Mignon's Leben ſtaffirt. Um liebenswürdigen Damen ein Führer und Begleiter zu ſeyn, wird das Gelübde ein wenig umgangen und nicht in ſeiner vollen Strenge auf die Waſſerreiſen ausgedehnt. Die Fahrten kreuz und quer auf dem Lago maggiore, der Aufenthalt auf Iſola bella, ſind mit einer unvergleichlichen Wahrheit und Lebendigkeit der Darſtellung beſchrieben. Die Geſchichte der liebenswerthen Frauen iſt in der Novelle, der Mann von 50 Jahren, gegeben; nur erfährt man nicht, warum die Heirathen nicht vor ſich gingen, und was ſie zu der Reiſe veranlaßte, und warum auch ihre Geliebten zu den Entſagenden gehörten." (Freilich gerade die Hauptſache.)

„Wilhelm kehrt nach Deutſchland zurück zu ſeinem Felix, den er in der Region der Pferdebändiger" (als „Fohlenhüter") „antrifft, lernt die Obern, welche der Erziehungs-Anſtalt für Klein und Groß vorſtehen, noch näher (?) als bei ſeinem erſten Durchzuge kennen, und führt mit ihnen gehaltvolle Geſpräche." (Wilhelm ſeinerſeits fragt und approbirt doch nur.) „Was zur Erläuterung des Bilderſaals, worin die Gegenſtände aus der heiligen Schrift genommen ſind, was über die verſchiedenen Religionen geſagt wird, iſt tief und geiſtvoll," (auch wahr?) „fordert zu den tiefſten Nachforſchungen auf, und gehört zu dem Vortrefflichſten (?) im Buche."

„Auch Lenardo'n begegnet er wieder, der häufig das Band führt, d. h. Oberhaupt einer nicht (?) geheimen Geſellſchaft iſt, die zuerſt auf Lebensthätigkeit" (welche?) „abzweckt, aber auch das

Höhere“ (welches?) „nicht verabſäumt, und welches, den meiſten Gliedern unwiſſentlich,“ (warum?) „in ihnen genährt wird. Sind ihrer vier beiſammen, ſo ergreift gleich einer das Band, d. h. er iſt Anführer. Die Novellen: die Flucht nach Egypten, der Mann von funfzig Jahren, die neue Meluſine, die pilgernde Theone“ (O ho! „Thörin!“) „und Wo ſteckt der Verräther, werden theils“ (Wilhelmen) „erzählt, theils“ (von Wilhelmen) „geleſen; jedoch ſind ſolche,“ (die Novellen) „das Mährchen die Meluſine abgerechnet, eigentlich keine Novellen, die ohne weitere Einknüpfung in die Geſchichte vorgetragen werden. Dem gutmüthigen Joſeph, der lieblichen Marie begegnet man ſicherlich wieder, die Frauen aus dem Manne von 50 Jahren ſind uns wieder vorgekommen und werden auch in der Folge uns mit ihrer anmuthigen Gegenwart erfreuen, die leichtfertige pilgernde Theone“ (Thörin!) „wird ja doch auch nicht wie ein Irrlicht verſchwinden, ohne Entſtehung und Fortgang kund zu thun,“ (nous verrons!) „und den Perſonen aus dem gar lieben und herzlichen Verräther möchte man auch wieder begegnen, obgleich die Geſchichte auf gewiſſe Weiſe in ſich abgeſchloſſen iſt.“ (Alſo doch auch eine, ohne „weitere Einknüpfung in die Geſchichte“ vorgetragene Novelle, wie die neue Meluſine.) — „Die Vortrefflichkeit des Styls zu erwähnen, hieße ſich verwundern, daß der Junius Roſen bringe.“

Briefwechſel
über die
zwiefache Erſcheinung von Wilhelm Meiſter's Wanderjahren."

Ebendaſelbſt. Jahrgang 1821. Nr. 222, 225, 226, 231, 238 und 242. *)

(Gleichfalls von einem Ungenannten.**)

„Leonhard an Clemens."

„— — Auch Göthe hat als Fortſetzung der Lehrjahre, Wilhelm Meiſter's Wanderjahre

---

*) Da wir unſere Beurtheilung der zweiten Wanderjahre und der in ihr enthaltenen Kritik über Göthe's Poeſie im Allgemeinen, zum Inhalt des zweiten Theils dieſer Schrift; gegenwärtigen erſten aber nur zur Beurtheilung der Göthe'ſchen Wanderjahre, und der Tendenz ſeines Wilhelm Meiſter überhaupt, beſtimmt haben; ſo theilen wir hier aus dieſem Briefwechſel nur die, das Götheiſche Werk betreffenden Abſchnitte mit, alle, auf die andern Wanderjahre bezüglichen, für den zweiten Theil verſparend.

**) Dieſer Ungenannte iſt unſtreitig derjenige, den Göthe in ſeiner Dankſagung für die „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren" eigentlich im Sinne gehabt hat; denn auch er giebt, wie Herr Varnhagen von Enſe durch „Gegeneinanderarbeitenlaſſen verſchiedener Meinungen" ſein „eignes Empfinden an den Tag." Um ſo auffallender aber iſt es nur, daß Göthe, auch indem er ſich bei dieſem „Wertheſten" bedankte, keine Sylbe über die zweiten Wanderjahre geſagt hat, da dieſe, wie ſchon die Ueberſchrift meldet, hier ausdrücklich mit eingeſchloſſen ſind. Doch Göthe äußert ſich geſchrieben, und ſie ſind wunderbar genug mit dem Buche, von dem wir geſprochen“ (den andern Wanderjahren) „in einer und derſelben Meſſe im Druck erſchienen; ja, was noch wunderbarer iſt, ſie belegen das, dem Dichter“ (in den andern Wanderjahren) „geſtellte Prognoſtikon; ſie nähern ſich in einzelnen Scenen und Bildern“ (beſonders ad vocem der Lehre von der Dreieinigkeit!) „dem Katholicismus; das ganze Werk aber accommodirt ſich noch mehr wie irgend eins der frühern des Dichters allen (?) Partheien und Meinungen.“ (Dann würde es ſich eigentlich keiner accommodiren!) „Zugleich iſt es“ (als ein Bruchſtück) „von allen Produktionen, die der Verfaſſer bisher geliefert, und unter denen es an ſonderbaren und räthſelhaften gewiß nicht gefehlt hat, die ſonderbarſte und räthſelhafteſte. Schon ſeine Charakteriſtik fällt mir — und ſo dürfte es auch Andern gehen *) — ſehr ſchwer; wie viel ſchwieriger iſt es, ein Urtheil darüber zu fällen. Ich kann es nur mit einem gefälligen (?) Amalgam vergleichen. Leicht, fügſam und gefällig iſt das Heterogenſte verknüpft. (?) Aber ob Eins geworden?

---

ja in ſeiner Dankrede, freilich nur über die „geneigte“ Theilnahme an ſeinen Wanderjahren.

*) Nur nicht den Meiſten, denen es doch wohl eben nicht ſchwer fallen dürfte, dieſe Wanderjahre, mit uns, für das, was ſie ſo augenſcheinlich ſind, nämlich ein Faſcikel von Fragmenten zur Fortſetzung [illegible] Wilhelm Meiſter, zu erklären.

— ob ein gegliedertes Ganze? *) — Ich will, um nicht vorſchnell abzuurtheilen, noch einſtweilen" (wie lange?) „ein pythagoräiſches Schweigen beobachten. Jedoch darf dieß nur auf das gehen, was mir noch geheimnißvoll und unverſtändlich geblieben iſt, nicht auf das, was ich durchſchaut habe, nämlich Willkühr und loſe Verknüpfung." (Nur eben noch ſagte doch der Ungenannte, daß das Heterogenſte hier-leicht, fügſam und gefällig verknüpft ſey.) „Denke dir, daß unter Andern alle jene Erzählungen, die wir aus den Taſchenbüchern der letzten Jahre" (ſeit (1807?) „kennen, ohne Zuſammenhang" (wo bleibt die fügſame Verknüpfung?) „wieder übernommen und ganz zufällig hingeſtellt ſind. Zwar ſagt der Verf. ſelbſt, daß das Buch zum Theil als eine Redaction" (wir wollen keine Redaction, ſondern, was uns der Titel verheißt, einen Roman!) „des Wertheſten und Wichtigſten aus den mannichfaltigſten Papieren zu betrachten ſey, und er darum (?) die Fühlbarkeit gewiſſer" (nur gewiſſer? Gewiß ſind ſie freilich) „Lücken lieber ſelbſt ausſprechen wolle. Aber waren ſie denn überhaupt oder nur von ihm" (von wem denn ſonſt?) „nicht auszufüllen? — Unvergleichliche Darſtellungen wirſt du antreffen." (Allerdings.) „Doch auch Parthieen, denen der Reiz fehlt und deren Nothwendigkeit ſich nicht darbietet."

---

*) Warum nicht gegliedertes? Nach Herrn Varnhagen von Enſe ſtrecken ja die Wanderjahre ihre Glieder bis in die Wolken! S. S. 230.

(Auch wahr!) „Ich bin begierig, dich darüber zu hören.“ (Wir ſind es auch.) „Lebe wohl. Dein
Leonhard.“

„C.“

„Clemens an Leonhard.“

„Du erzeigſt mir in Deinem kurzen Briefe zu viel Ehre, wenn Du mich in Beziehung auf Göthe's Wanderjahre, Wahrſager, Zeichendeuter und Dechiffreur nennſt; Dich ſelbſt aber mit übertriebener Reſignation gleichſam aus dem Handel ziehſt, alle Aeußerungen über Sinn und Zuſammenhang des genannten Buches ablehnend. So orientirt, wie Du es vorausſetzeſt, bin ich noch keineswegs in dem Werke. Es liegt vor mir wie eine ſchöne Landſchaft im Morgennebel,“ (noch treffender wohl: Abendnebel,) „deſſen ungleiche Verdichtung und Ausbreitung nicht einen und denſelben Teppich über das ganze Land ausſpannt, ſondern hier und dort Thürme, Häuſer, Dörfer, Geſträuche, ja wohl einzelne Wanderer“ (nun, wenn auch von denen nichts in den Wanderjahren zu erblicken wäre!) „durchblicken läßt. Weicht dem beharrlichen Blick gleich immer mehr die Unbeſtimmtheit manches anfänglich räthſelhaft ſcheinenden Umriſſes, und wird er allmählig vertrauter mit einigen feſten Geſtalten (welchen?) ſo hat er doch noch nicht ſo viel entdeckt, daß er fähig wäre, Dir einen Abriß oder eine Skizze hinzuzeichnen, mit dem Du verfahren könnteſt, wie mit jenen kleinen Ausſchnitten einer Landcharte, welche in den Wanderjahren Herſilie ihrem Freunde mittheilt, damit er ſie auf die größere lege und die darauf gezeichnete Magnetnebel zu Hülfe nehme, welche nach der zu suchenden Gegend hindeutet, um Dich durch seine Hülfe zurecht zu finden. Wir werden also genöthigt seyn, uns Reisende zu spielen, die sich an dieß oder jenes halten, was aus dem umflorten Gefilde hervorragt, und davon ausgehend, ihre Vermuthungen sich mittheilen, wie jenes wohl in dem Gemälde der schönen Herbstlandschaft zusammengehören könne, zu deren letzter Entschleierung die volle Kraft einer, allen Nebel und Thau wegzehrenden, Mittagssonne erforderlich scheint." (Wer wird nicht mit uns wünschen, daß diese Sonne bald auch scheine!) „Ich will den Anfang machen, und, um Dir möglichst verständlich zu werden, ihn an einem bildlichen Ausdruck anknüpfen, den Dein Brief mir entgegengebracht hat. Du hast, indem Du von Amalgam gesprochen, ein sehr charakteristisches Wort gebraucht. In der Schmelzkunst bringt die Amalgamation Metalle, die ihrer zu spröden Eigenthümlichkeit wegen, sich nie schienen mit einander verschmelzen zu wollen, durch die Hülfe eines fremden Medium aber in eine so enge Verbindung, daß sie überall (?) wie gleichartige Naturen beisammen sind, und das Auge nicht mehr weiß, ob es Täuschung oder Wahrheit ist, wenn ihm über die völlige Vereinigung und Verschmelzung kein Zweifel mehr sich darbietet. *) Du magst nicht unrichtig empfunden haben, wenn Dir die einzelnen Ge-

---

*) Dagegen ist nichts zu sagen. Nur erklärt Göthe selbst, die Wanderjahre nicht für ein solches Amalgam, sondern bloß für die rohen Metalle, aus denen der schmelzkünstlerische Leser, wie er verlangt, erst

nen, Gemälde und Begebenheiten in den Wanderjahren ſo glücklich aneinander gereiht erſchienen ſind, daß man nach dem Schluſſe der Lektüre ausrufen möchte: Wie Verſchiedenartiges iſt hier vorgekommen? wie ſonderbar“ (zu wohl: ſeltſamer!), „iſt es zuſammengeſtellt? wie abſichtlich ſcheinen oft Uebergänge und Anknüpfungen gewählt, und die ſchroffe und ſpröde Verſchiedenheit des Innern der Naturen und Gegenſtände nicht ausgeglichen zu machen, die ſich in gefälliger Fügſamkeit äußerlich zwanglos aneinander ſchmiegen: (?) Man ſagt ſich wohl, ſo recht eigentlich gehören ſie nicht zuſammen, und dann noch ſtört, wenigſtens widerſtrebt es nicht, (?) wenn wir ſie am Ende doch in Geſellſchaft finden.“ In dieſem Gefühle begegnen wir uns Beide, aber das erregt mir Zweifel, ob Du Recht haſt, wenn Du entſchuldigen willſt; und gar wenn Du durch Wiederholung der eignen Entſchuldigungen des Dichters entſchuldigen willſt. In einem Buche von ſo feiner und ſo bis auf das Höchſte geſteigerter Ironie*) ſcheint mir es wichtig, behutſam zu ſeyn, [illegible] eins machen ſoll. S. das Sprüchlein vor den Wanderjahren:

„Und ſo heb' ich alte Schätze,
Wunderlich in dieſem Falle;
Wenn (ich) ſie nicht zum Golde ſetze,
Sind's doch immerfort Metalle.
Man kann ſchmelzen, man kann ſcheiden.“

u. ſ. w.

---

*) Doch nur gegen den Leſer, in ſofern, dieſen durch Myſtifikationen zum Beſten haben zu wollen, Ironie genannt werden mag!

und räthlich, nicht dem Dichter es gleich beim erſten Leſen und im erſten Augenblick auf ſein Wort zu glauben, wenn er die Uebergänge damit weben und knüpfen will, daß er die Schwierigkeit derſelben entſchuldigt und von den Hinderniſſen ſpricht, mit denen ein Werk von ſo ſonderbarer Abſicht, wie das unternommene, zu kämpfen hat. Wenn Göthe, deſſen Erklärung wir kennen, daß er ungern leime, vielmehr aus ganzem Holze zu ſchneiden liebe, in einem Buche, welches ſolche Wunder (!) von einzelnen Darſtellungen liefert, entweder ſeine Zuſätze zu Andeutungen über die Natur des Unternehmens nimmt, oder bei einem Uebergange und einer Verknüpfung uns ſelbſt darauf aufmerkſam macht, daß es ihm nur darum zu thun geweſen ſey, dieſe zu finden; ſo nehme ich in der Regel eine gewiſſe Gefliſſentlichkeit an, und verſuche, ob nicht gerade ſie mich weiter bei der Erforſchung der dichteriſchen Abſicht führe.“ (Die Abſicht, wenn freilich auch keine dichteriſche, liegt doch klar am Tage!)

„Mehr vielleicht noch, wie großer Dichter, iſt es großer Künſtler Art, *) ſich Form und Stoff dergeſtalt gegenſeitig anzupaſſen, daß uns jene zum glücklichen Führer wird, an deſſen Hand wir auch mit der Beſchaffenheit des Letzteren gehörig bekannt werden, und ſo zum Geiſte des Ganzen gelangen. Sodann frage ich, wenn Göthe — der mit einer Kühnheit, die nur aus der Sicherheit fließen kann, mit welcher die geniſche Kraft und das poetiſche Gefühl der wichtigen

---

*) Künſtler ſind die Dichter doch auch!

Erfaſſung und vollkommenen Durchdringung ihres Stoffes gewiß iſt, die Form lediglich aus dieſem Stoff nach ſeinen eigenen und nicht fremden Geſetzen hervorgehen läßt — wenn Göthe die einer Amalgamation ähnliche (?) Anfügung des Einzelnen mit einer unverkennbaren Abſichtlichkeit als Charakteriſtiſches der Darſtellung hervortreten" läßt? ob dies nicht zu ſeinem Zweck" (Herrn Cotta und dem Leſer, ſeine Fragmente zu einer Fortſetzung des Wilhelm Meiſter, als einen Roman zu verkaufen) „gehören werde? Dürfen wir die Entſchuldigungen darüber unbeſehens für baare Münze annehmen." (Die Entſchuldigungen, die Göthe dahin gemacht hat, daß „einem ſolchen Büchlein," Einheit geziemt" u. ſ. w. allerdings nicht!) „Sollten ſie uns nicht als Leitfaden zu Hülfe kommen dürfen und dann Folgendes ſagen: Der Dichter ſchildert diesmal wieder recht auffallend die Gegenwart." (Das ſollen uns Göthe's Entſchuldigungen der Lücken in ſeinen Wanderjahren ſagen?) „Ueberall werden wir an die neueſte Zeit erinnert. Neigungen, Verſuche, Beſchäftigungen, Formen des Lebens, Erholungen, Genüſſe, ja Betrachtungen und Raiſonnements entſprechen überall (?) dem, was wir an der Tagesordnung finden. Wenn andere Romanenſchriftſteller uns auch mit Geſtalten, Sitten, Begebenheiten, Verirrungen und Trefflichkeiten umgeben, wie die Zeit ſie hervorbringt, ſtempelt und anerkennt, ſo bleiben jene Autoren doch mehrentheils bei den Aeußerlichkeiten derſelben ſtehen. Geputzte Offiziere mit zarten Geſinnungen" (wie der Mann von 50 Jahren); „Maler, die durch ihre religiöſe Moralphiloſophie intereſſant werden" (wie der, Wilhelmen nach Mignon's Heimath begleitende); „Liebhaber, die an nichts weniger wie an ihre Geliebten denken" (wie Wilhelm auf Isola bella), „aber, ſich jeder edlen Aeußerung ihres Sinnes und Gefühls für Liebe genau bewußt, Zeugniſſe ihrer idealen Natur entdecken, wo kein Menſch ſie ſonſt geſucht haben würde; zärtliche Herzen, die ſo nach großartiger Tugend dürſten, daß ſie nicht eher ruhen, bis ſie einen Vorwand gefunden haben, ſich nicht lieben, ſich nicht beſitzen, ſondern ſich aufopfern zu können" (wie die ſämmtlichen entſagenden Damen in den Wanderjahren); „verſchrobene Sonderlinge, welche die ganze Welt in den Abdruck ihrer Hirngeſpinſte verwandeln" (wie Jarno-Montan) „und mit der Welt umgehen, als ob die Wirklichkeit ein fratzenhafter Fiebertraum, ihre widerwärtige Bizarrerie aber das einſeitige goldene Band der Poeſie ſey, welches aus dem geſpenſtiſchen Gewirr der Wirklichkeit erlöſend hinausführe; empfindelnde Müßiggänger, die die Werkſtätten der Bürger und die Getraidefelder der Landleute mit petrarchiſchen Myrthenzweigen umflechten oder mit Thränenweiden und mit Silberpappeln bepflanzen möchten" (wie Lenardo); „kurz eine ganze Gallerie ähnlicher Pſeudonaturen und Pſeudocharaktere hat die muntern und derben, die behaglichen und unangenehmen, die ſcherzhaften und ernſten, die tugendhaften und laſterhaften Helden aus der früheren Romanenwelt, an denen man doch Fleiſch und Blut fühlte, Anmuth und Widerwart der Perſönlichkeit, endlich Fehler oder Tugend, Thorheit oder wackeres Weſen wenigſtens ahnte, allmählig immer mehr verdrängt. Aber jene neuen Figuranten blieben in den Tonangebenden Kunſtdarſtellungen der Romane und Erzählungen wirklich auch nichts als Figuranten, mit denen man“ (ganz wie in den Wanderjahren) „zufrieden iſt, wenn ſie in dem erforderlichen Coſtüme auftreten und die hergebrachten Geſten“ (der drei Ehrfurchten!) „erträglich nachahmen. Sie ſind eine Art Elementargeiſter ohne Seelen, und darum vielleicht auch ohne Element. Das iſt nun aber einmal ſo; man muß es ſich gefallen laſſen. Und man könnte es auch zur Noth wohl, wenn in dem Spiel mit dieſen Larven, Tugendbegriffen und Capriccio's, das Einzige das nun einmal nur aufgeführt werden ſoll und kann, den Zuſchauern auch nur einigermaßen Entſprechendes“ (z. B. der Zweck des Wanderns, der Zweck des Entſagens, der Zweck der pädagogiſchen Provinz und ihrer Dreieinigkeitslehre) „gezeigt würde. Die Theater haben ja nun das alte Perſonale abgeſchafft. Das Publikum liebt das neue, und will dieſes ſehen. Es entſpricht unſerer Zeit und ihren Neigungen. Ein bloßer Zufall, und durchaus nichts weiter, kann unmöglich der Grund davon ſeyn. Eine Art“ (sic!) „Nothwendigkeit muß auch darin, ſo wie in jedem Andern, liegen. Und hat man nur erſt eine Nothwendigkeit“ (oder eine „Art Nothwendigkeit“) „gefunden, dann iſt der Menſch allemal geborgen, es mag nun die Rede ſeyn vom Bilden, oder Denken, oder Handeln, oder Meinen. Wenn ein Dichter alſo hinaus iſt über jene Zeit, wo er dem Luft machen mußte, was unbewußt in ihm als Blüthe und Frucht ſeiner eigenthümlichen Natur ſich entfalten und reifen wollte, wenn er der darſtellende Dichter ſeiner Zeit geworden, in deſſen Werken ſich die Eigenthümlichkeiten derſelben durch entſprechende Bilder abſpiegeln ſollen" (aber doch wohl nicht in den Wanderjahren?), „dann werfe er einen Blick auf die Nothwendigkeiten in denſelben. Haben dieſe ſich ſeinen Augen geoffenbart, was kann er weiter bedürfen? Der Stoff iſt da, und er iſt da in ſeiner Nothwendigkeit. Will es dem Genius gelingen, dieſe Nothwendigkeit in der Beſchaffenheit ſeines Stoffes, welche man deſſen Organiſmus nennen möchte, auch zur Nothwendigkeit für ſeine Dichtung und Compoſition zu machen und deren Organiſmus mit jenem frühern in Uebereinſtimmung zu bringen: dann ſchwingt ſich ſein Werk, es mag aufgenommen werden wie es wolle, zur höchſten Vollkommenheit hinan, nach der Productionen der Dichter nur ringen können." (Dieſe Nothwendigkeit des Hinanſchwingens eines Romans zur höchſten Vollkommenheit, dürfte ſchwer zu beweiſen ſeyn.)

„Darf ich Dir, lieber Freund, nun die Hypotheſe" (Legt Ihr's nicht aus, ſo legt was unter!) „ausſprechen, deren Verfolgung uns vielleicht vorläufig hineinführen dürfte in den Zuſammenhang derjenigen Gegenſtände, welche ſich aus der noch verſchleiert liegenden Ferne uns einzeln darbieten?"

„Jene Maſken und Capriccio's, die bald mit Abſicht das Leben zu einem inhaltleeren, zufälligen, irrationalen, von aller Gemüths-, Gefühls- und Charakter-Nothwendigkeit entfeſſelten Spuk verwandeln" (wie die neue Meluſine), „bald einen bloßen Spuk in den individuellen repräſentativen Generalſtaaten der Vernunft, des Herzens, der Geſinnung und des Charakters mit ſternanklimmender Begeiſterung zum Ewigen und Ueberſchwenglichen erheben und verklären möchten“ (wie die Lehrer der heiligen Dreieinigkeit in der pädagogiſchen Provinz), „ſind überhaupt ganz ſonderbare Weſen, vor allem eigenſinnig und zuſammenhangslos. Sie führen einem oft ein Schauſpiel von Leben auf, daß man glauben möchte, wunder was dahinter ſey. *) Denn wer hält die Abſtoßungen und Anfeindungen, die Sympathieen und enthuſiaſtiſchen Verbrüderungen, dieß Aufraffen zu Thaten und gleich darauf folgende gänzliche Aufgeben alles Wirkens, dieß unvermittelte Hinüberſpringen von den entgegengeſetzteſten Zwecken mit größerer Kühnheit wie in Pindar's lyriſchen Sprüngen zu einander, dieß augenſcheinliche Verkennen des ganz nahe Liegenden, dieſes faſt lächerliche Vergreifen in Beſtrebungen und Mitteln, in Träumen und Wirklichkeiten, in Handlungen und Unterlaſſungen, in Neigungen und Feindſchaften auch gleich im Augenblick für Spaß, für Laune oder verflatternde Stimmung? — Die Anſtalten ſind wenigſtens zu ernſthaft, oft“ (wie die pädagogiſche Provinz) „zu ſchwerfällig, um eine ſolche Annahme rechtfertigen zu können. Welcher tiefſinnige Geiſt hat nicht die Erfahrung ge-

---

*) Dieſe und die folgende Stelle enthält in Wahrheit eine ſehr treffende Charakteriſtik der — Wanderjahre.

macht, daß oft gerade da, wo die äußern Erſcheinungen ſich am allerwiderſprechendſten zuſammenhanglos und mehr als willkührlich einander anreihten, wo man darauf hätte ſchwören mögen, hier hat das Reich des Widerſpruchs, Eigenſinns und Zufalls begonnen, daß gerade da eine innige Conſequenz in der Tiefe den äußern Widerſpruch zuſammengehalten und verbunden? Darum will man denn doch nicht zu übereilt verfahren, ſondern dieſe tiefere Möglichkeit noch ſchonen. Es kann doch wohl am Ende noch einmal die Entdeckung der innern Folgerechtigkeit und Nöthigung gemacht werden. *) Darum ſollen zuvörderſt nicht erſt die einzelnen Eigenſinnigkeiten, Wunderlichkeiten und unbegründeten Trennungen und Verwandtſchaften in den Erſcheinungen, mit Hülfe eines leichten, ſchonenden Cementes, das der Verbindung entſpricht, welche die Wirklichkeit zeigt, ungefähr eben ſo wie dort ſie ſich darſtellen, in einen Rahmen gefaßt,“ (im Roman, warum nicht?) und, damit keine Widerwärtigkeit die Zuſchauer davon entferne, in reizendem Colorit, mit gelinde verſchmelzendem Firniß verbunden, überall ins Schöne gemalt wie moderne Portraits, ausgeſtellt werden. Vielleicht tritt dann dieſer und jener,

---

*) In Verhältniſſen des Lebens allerdings, obwohl gar viele ohne dieſe Entdeckung vom Leben ſcheiden müſſen. Aber ob dieß Vielleicht auch dem Schöpfer einer Dichtung zu Gute kommen, und der erſte Theil der Wanderjahre dadurch, daß wir „am Ende noch einmal die Entdeckung der innern Folgerichtigkeit und — Nöthigung“ machen, zu einem vollkommen poetiſchen Kunſtwerk, als Roman, werden kann, iſt doch wohl eine ganz andere Frage.

angezogen von der befreundeten Darſtellung, „ihn an das Gemälde, betrachtet ſich die Figuren recht aufmerkſam, wirft einen Blick auf die Wunderbarkeit im Zuſammenhang, die eben ſowohl Tiefſinn der *innern Uebereinſtimmung* wie *gänzlichen Mangel* daran ausdrücken kann,“ (allerdings eine „Wunderbarkeit von Zuſammenhang!“) „und kömmt zu irgend einer Art *Befriedigung*“ (die dann freilich auch nur *Art* iſt). „Entweder erkennt er ſich mit ſeinen eigenen Thorheiten in dem Ariſtophaniſchen Luſtſpiel wieder, das die Zeit hier aufführt und er nunmehr zu verſtehen anfängt. Vielleicht aber auch gelingt es, daß die fortgeſetzte Betrachtung einem Andern den Schlüſſel darbietet, mit deſſen Hülfe die allſeitige Widerſprechung ſich in Nothwendigkeit verwandelt und den größeren Zuſammenhang errathen läßt. *) Vielleicht iſt es nicht bloß *lächerlich beläſtigend*,“ (sic!) „ſondern auch ernſthafter Betrachtung werth, daß die *Zeit* erſt ſo mühſame Lehrjahre durchgemacht hat und mit ſo unſäglicher Anſtalt und Anſtrengung *hoch* hinauf gekommen iſt auf der *Felſenhöhe*, wo das *Gränzhaus* ſteht“ (das Gränzhaus der Zeit, wo ſteht das?), „und wo nach dem Vorbilde der Vögel des Komikers, die neue Stadt“ (welche?) „in der Luft gebaut werden ſollte, damit ſie“ (die Stadt?) „ganz geſchwind wieder um die Gebirgsecke

hin-

---

*) Sehr richtig! Beides läßt ſich vom Studium eines Romans, der uns dergleichen Lebensverhältniſſe geiſtreich darſtellt, gewinnen. Aber deshalb braucht doch wohl der Roman ſelbſt, nicht lückenhaft, nicht auch in ſeiner *Form* ein Bild dieſes Unzuſammenhangs des Lebens zu ſeyn.

hinüberſchlüpfend und das Geſtein mit dem Katzengolde verlaſſend, im Knabenjäckchen *) ſorgſam den Felſenweg in die Tiefe hinunterklimmt, wo der wackere Zimmermann die Ruinen der alten Mauern wieder ausgebaut, und es den zufriedenen Menſchen ſo wohl und ſo gut gegangen, während ſich Alles um ſie in wildem Schwindel umher gedreht hat. **) Vielleicht führt die Betrachtung weiter, daß, nachdem die langen Lehrjahre uns zur vermeintlichen Meiſterſchaft geführet, dieſe uns einſehen läßt, wie wir doch, und zu unſerm großen Glück, Zeitlebens nur Wanderer bleiben und am beſten thun, nur gleich in dieſem Sinne die Wanderſchaft anzutreten." *)

---

*) Die Kritik unſerer Zeit, wenn auch nicht die Zeit ſelbſt, erſcheint freilich hier und da im — Knabenjäckchen.

**) Das heißt doch noch ein Meiſterſtück von Allegorie, wodurch freilich, wie durch alle Allegorie, (als der Verſtellung von einer Vorſtellung) nichts bewieſen, ſondern das Vorgeſtellte eben nur auf eine neue Manier (wie das Leiden Chriſti des Käſtner'ſchen Guckkaſtenträgers) — wieder vorgeſtellt wird, wobei aber doch auch einiges Katzengold mit im Spiele ſeyn dürfte. Unſer Wilhelm Meiſter iſt alſo nichts Geringeres als die bergauf und bergab wandernde — Zeit. Ob gerade im Knabenjäckchen wandernd, iſt in den Wanderjahren nicht geſagt, da von einem ſolchen Coſtüm nur in den Lehrjahren (zu Werner's großem Aergerniß bekanntlich), einmal die Rede iſt. Indeß ſcheinen thut es allerdings ſo. Sehr zu beklagen aber iſt es nun nur, daß die Zeit (Wilhelm Meiſter) nachdem, ſie von der Höhe des Katzengoldes, ſich ſo vernünftig wieder herabgemacht, bei dem „wackern Zimmermann," wo es den „zufriedenen Menſchen ſo wohl und gut geht," während ſich um ſie Alles in wildem Schwindel dreht, — nicht geblieben, ſondern aufs Neue nach Katzengold und Schwindel ſtrebend, in die pädagogiſche Provinz „hinübergeſchlürft" iſt.

„Hierüber und über das Buch will ich Dich einſtweilen ungeſtört Deinen Betrachtungen überlaſſen und Dir Lebewohl ſagen." „Dein Clemens."

„Clemens an Leonhard."

„Die Kürze Deines letzten Briefs" (dieſer fehlt, indem er bloß vorausgeſetzt wird) „war mir bedeutend, und ich darf ſie zu meinem Vortheil deuten. Du trittſt zu keinem neuen Kreuzzug für den uns noch unbekannten Schriftſteller in die Waffen; Du rüſteſt Dich zu keinem neuen Angriff auf Göthe. Du willſt nur, ich ſoll fortfahren, Dir ein Licht über Meiſter den Lehrling, und über Meiſter den Wanderer zu geben, weil, wenn das bisher Mitgetheilte Dir auch nicht verwerflich ſcheint, es doch der Unterſtützung bedarf, um Dir als Wahrheit und als

---

*) Die Lehrjahre ſollen ja aber, nach dem Sinne des Dichters, Wilhelmen noch zu keiner, auch nur vermeintlichen, Meiſterſchaft geführt haben; ſondern dieß ſoll eben erſt durch die Wanderjahre geſchehen, denen er die Meiſterjahre folgen zu laſſen die Abſicht hat. Wanderer aber iſt Wilhelm allerdings auch in den Lehrjahren ſchon, und zur wahren Meiſterſchaft im Leben bringt es auf Erden Niemand, weshalb wir eben auch (S. 142) dieſe ganze Eintheilung des Romans getadelt haben. Wir geben alſo Herrn Clemens darin völlig Recht, daß wir Zeitlebens Wanderer bleiben, aber welche Wanderſchaft anzutreten ſei, das iſt die Frage!

echter Geiſt des *Wilhelm Meiſter* eindringlich zu werden. *) Nun aber möchte ich nicht, daß Du beide Romane durch das *Glas meiner Betrachtungsweiſe* ebenfalls anſehen möchteſt, ſondern daß ſie Dir *von ſelbſt* zu etwas würden, indem wir uns begegnen. Deshalb rücke ich nur mit *Winken* und *Andeutungen* vor.“ **)

„*Wilhelm Meiſter's* Lehrjahre beziehen ſich auf die Entwickelung und Ausbildung der *menſchlichen Kräfte*; das ſagt ſchon der *Titel*. ***) Alle Perſonen, die den Roman bilden, ſind auch in einer beſtändigen ſehr bewußten Thätigkeit begriffen, die auf das Mannichfaltigſte“ (aber doch noch gar Vieles übrig laſſend) „nach dieſem Ziele hinſteuert. Aber je mehr ſie fortſchreiten, um ſo mehr verlieren (?) ſie an Reiz für den Leſer. Haſt Du nicht öfter das Urtheil gehört und wohl zum Theil ſelbſt vernehmen laſſen, daß die Anmuth der letztern Theile ſich gegen die der frühern abſchwächt, und am Ende doch *Mariane*, *Mignon*, vielleicht auch der Harfner, uns

---

*) Dem armen *Leonhard* geht es mit ſeinem Suchen nach dem *echten* Geiſt des Wilhelm Meiſter, faſt wie *Favart's* chercheuse d'esprit.

**) Da die *Wanderjahre ſelbſt* größtentheils auch nur Andeutungen ſind, ſo giebt es denn hier im eigentlichſten Sinn des Wortes: Andeutungen über Andeutungen.

***) Mit nichten! Dieſer Titel bezieht ſich ja nicht auf die Entwickelung und Ausbildung der menſchlichen Kräfte überhaupt, ſondern bloß auf *die* der Bildung Wilhelm Meiſter's.

am liebſten bleiben?" (Natalien, die meiſterhafte Erzählung der Geſchichte der Operata, u. a. m. im Schluſſe der Lehrjahre, ſcheint Clemens vergeſſen zu haben.) „Auch mir iſt es ſo gegangen. Aber ich fand, daß es ſo ſeyn müſſe, während Andere jenes Urtheil in einen Tadel umgebildet haben. Dieſe nahmen denn, um im Gleichniß" (ſchon wieder ein Gleichniß!) „zu ſprechen, die Lehrjahre für eine Veſtalin, da es doch eine Muſe ſeyn ſollte, und fanden den Ausdruck dem Veſtalencharakter nicht angemeſſen." *)

„Nun will Dein Autor" (der Verf. der andern Wanderjahre), „daß es eine würdige Idee ſey, die dem Dichter zum Kunſtwerk begeiſtere und bei der

---

*) Es iſt uns bisher in dem, was die unbedingten Verwunderer Göthe's, aus ſeinem Wilhelm Meiſter Alles zu machen ſich abgemüht haben, doch fürwahr des Wunderlichen Viel vorgekommen, und die hier mitgetheilten Beurtheilungen der Wanderjahre, liefern neue reichliche Beiträge dazu. Aber die Lehrjahre mit einer Veſtalin zu vergleichen, iſt in dieſer Art wirklich ein non plus ultra. Philine und eine Veſtalin! Und was in aller Welt ſoll das heißen, daß nur der Ausdruck dem Veſtalencharakter nicht angemeſſen ſey? Wie aber ſollen die Lehrjahre endlich, dadurch: „daß die Anmuth der letztern Theile ſich gegen die frühern abſchwächt," gar zu einer — „Muſe" werden? In gewiſſem Sinn ließen ſich freilich die Muſen anmuthiger von vorn als von hinten denken, aber eine Dame, und vollends ein Roman, wird durch ein ſolches Mißverhältniß des Avers zum Revers der Schönheit, doch nicht ſelbſt zu einer Muſe!

Ausführung leite. Darin hat er Recht. Wäre er aber nur bemüht geweſen, die tiefſinnige Idee zu ergründen, welche die Seele iſt, die den anmuthigen, lieblichen, gefälligen Wilhelm Meiſter durchdringt und belebt. Er hätte ſie wenigſtens ahnen müſſen, wenn er auch nicht dahin kam, in ihr eins der mächtigſten Weltgeſetze zu entdecken, das Jeder ſich klar machen ſollte, der über die moraliſche und phyſiſche Ordnung der Welt Betrachtungen anſtellt. Es giebt eine Entwicklung, die dem Menſchen ihre Vortheile und Vollkommenheiten einmal nicht anders gewähren kann, als indem ſie ſeiner Natur einen bittern Eintrag thut“ (aber die Natur iſt es ja eben, die entwickelt werden ſoll), „und wir ſind auf dem Wege, uns derſelben“ (der Natur?) „mehr, wie wir ſollten, zu ergeben. Das iſt der Gedanke, (?) der in Wilhelm Meiſter Alles entſtehen läßt und Alles zuſammenhält. (?) Die Söhne der Zeit ſind von dem abgewichen, was ihnen dargeboten war, mögen wir das darbietende Weſen nun Natur oder wie wir es wollen nennen. Sie haben ſich Allerlei geſchaffen aus eigenthümlichen Geſetzen, die ſie ſelbſt erſt feſtſetzen wollen, und haben ſich dafür ausgebildet. So iſt es gegangen mit dem Theater, mit dem Leben ſelbſt, das ſie mit Bewußtſeyn glaubten zu einem Kunſtwerk erhöhen zu müſſen; und mit der Religion, wie ſich an den Bekenntniſſen der ſchönen Seele zeigt. Statt nun durch dieſes Streben die erſehnte Vollkommenheit und Harmonie zu erreichen, iſt Verluſt in Beiden an die Stelle des Gewinnes getreten. Zur Ruhe gekommen iſt Keiner. Alle ſind in der äußern

Geſtalt immer mehr beſchäftigt und bewegt geblieben. Der Reiz jener tiefern Harmonie, die wir unbewußt nennen, weil der Generalbaß für ſie unſerer Auffaſſungskraft viel zu geheimnißvoll bleibt, iſt abgeſtreift; und weil nun die Vereinzelten wirklich ſo da ſtehen, daß ſie nicht mehr wiſſen, was ſie ſind, wie ſie leben, dichten, wirken, denken und meinen ſollen, ſo haben ſie dafür einen tüchtigen (?) Lehrbrief erhalten. Was in ihnen ſelbſt ſeyn ſollte und aus ihnen verſchwunden iſt, das ſteht nun in dem Lehrbrief“ (wo?) „den ſie in der Taſche führen können, und der ihnen ſagt, daß ſie Meiſter geworden wären.“ *)

„Dieß aber, als Inhalt des Götheſchen Romans, war nicht aus der Luft gegriffen.“ (Freilich nicht. Der Menſch iſt ja kein Vogel!) „Lange“ (ſo

---

*) Schade nur, daß Jarno dieſe ganze Freimaurerſcene in Lothario's altem Thurm, hinterdrein gegen Wilhelm ſelbſt, für ein bloßes Poſſenſpiel erklärt. Aber wenn alle dieſe Perſonen, die Wege, die ſie bisher zu ihrer Bildung eingeſchlagen hatten, für Irrwege erkannten, ſo war dieß doch wohl ein ihrer Natur gemäßes Erkennen, denn ſie würden ja ſonſt, aller Warnungen ungeachtet, auf jenen Pfaden fortgeſchritten ſeyn. Daß ſie aber nicht früher zu dieſer Erkenntniß gelangten, war wieder ihrer Natur gemäß; und wo kommt alſo hier der „bittre Eintrag,“ den die „Entwickelung“ der „Natur“ gethan haben ſoll, her? Was aber iſt denn endlich an dem „Gedanken des mächtigen Weltgeſetzes,“ daß der Menſch oft erſt auf Irrwegen zu jener richtigern Erkenntniß über ſich ſelbſt gelangt, ſo Neues, daß ihn uns Göthe erſt durch ſeinen Wilhelm Meiſter dargeſtellt haben ſollte?

lange als es Menſchen giebt) „hatte ſich in der Zeit etwas gebildet, das einen Krankheitszuſtand vorbereiten konnte, der zu einem Fieber führte, während deſſen die in ihren Phantaſieen Verlorenen keine Ahnung von ihrem Seelenleiden hatten.“ (Dergleichen Menſchen hat es von jeher gegeben.) „Wen Fieberträume exaltiren, dem wird kein Vernünftiger und Beſonnener mit der Wahrheit und Wirklichkeit entgegen treten. Er wird ihn nicht ſeinem Wahn gewaltſam entreißen, oder ihm begreiflich machen wollen, daß er in Wahn verloren ſey. Der Erkrankte will nun einmal, man ſoll ihm ſeine Phantasmen als Wirklichkeiten vorführen. Wenn dieß geſchieht, ſo wird es gewöhnlich der einzige und oft der glückliche Weg, ihn zur Einſicht und Beſonnenheit zurück zu führen. Und Göthe, ſtatt den Leuten Vernunft vorzureden“ (Jarno und der Abbé laſſen es doch daran nicht fehlen), die nicht gefruchtet, ſondern nur die Verwirrung gemehrt hätte, hält ihnen nachſichtig lächelnd“ (sic!) „den Spiegel ihres Lebens nach allen Kräften veranmuthigt (aber doch auch belehrend?) vor. Dieſer Spiegel warne die Lehrjahre für die Zeit, wo ſie geſchrieben wurden und erſchienen ſind.“ (Was ſoll das heißen?) „Jenem Zuſtande, auf dem ſie beruhen, ſeyen wir uns einigermaßen entwunden. Ob er ganz vorübergegangen iſt, oder nur neuen Einbildungen Raum gegeben hat“ (z. B. der pädagogiſchen Provinz), „werden wir gut thun, unbeantwortet zu laſſen.“ (Wie ſo?) „Genug, die Zeit ſetzt ſich mit andern“ (aber welchen?) „Elementen in Berührung, und es geſchieht in einem andern“ (aber welchem?)

„Geiſt. Das ſieht der Pſeudomeiſter auch ein, denn er erwähnt ſelbſt einige der neuern Richtungen, als die Neigung zur Religion, des Gefühls u. ſ. w. Aber er verfährt wenigſtens nicht edel.“ (Nun, wenn er nur poetiſch verfährt!) „Wenn das neue Drama, zu dem die Zeitgenoſſen die Rollen einſtudieren, den Dichter, welcher den Gang ihres Lebens verfolgt, zu einer neuen Compoſition begeiſtern“ (ſoll wohl heißen begeiſtert, denn es bezieht ſich ja auf das „neue Drama“), „die ihrem Gegenſtand entſprechen muß, ſo deutet dieß dein Autor“ (der Verfaſſer der andern Wanderjahre) „als ein unwürdiges Schmeicheln unwürdiger Neigungen. Aber wir wiſſen ja, edle Gemüther, wenn ſie die Handlungen der Andern beobachten oder beurtheilen, werden ihnen nicht leicht unwürdige oder niedrige Motive beimeſſen. Dagegen können geringere Naturen nie die Motive der größeren faſſen. Sie bringen ſie den ihrigen näher.“ *)

*) Dieſer Entſchuldigung bedarf es für die Wanderjahre nicht einmal, geſetzt auch daß Göthe — was er jedoch nicht gethan hat — wirklich darin, die Richtungen des heutigen Zeitgeiſtes darin habe darſtellen wollen. Denn wer könnte eine ſolche Abſicht dem Dichter, zumal dem Dichter eines Romans, wehren wollen? Und wer könnte es ihm verargen, wenn er dabei ſelbſt auf unwürdige und niedrige Motive Rückſicht genommen hätte? Die Poeſie kann ja Alles darſtellen, eben weil ſie Poeſie iſt. Nur auf das: wie ſie es darſtellt, kommt es an. Ein Roman aber, der uns die krankhaften Verirrungen unſerer Zeit in abſurde, zu geiſtiger Faulheit, ja völliger Impotenz führende, Frömmelei u. ſ. w. mit

„Der Meiſter, der ausgelernt zu haben wähnte, wird alſo wieder ein Wanderer." (Der Lehrbrief ſcheint alſo hier doch Hrn. Clemens ſelbſt, nichts geholfen zu haben.) „Auf ſein Wiederhinabſteigen zur Tiefe und auf das Leben, welches er dort unverſehrt angetroffen, habe ich Dich ſchon aufmerkſam gemacht. Dieſes Leben in Joſeph dem Zweiten" (doch nicht dem deutſchen Kaiſer?), „die Heimſuchung und der Lilienſtengel, iſt Alles von ſolch unausſprechlicher und ſinnvoller Anmuth, daß ich darüber nur Eine Stimme höre. Aber weshalb die Einſchiebungen der Briefe Wilhelm's an Natalien" (wenn ihrer nur mehrere wären!), „des verwandelten Jarno und des kleinen Felix" (der kleine Felix iſt doch in den Lehrjahren ſchon — eingeſchoben), „die eben ſo contraſtirend wie fragmentariſch ſich eindrängen an ſolchen Stellen? Lieber Freund, das iſt es ja wieder, was uns" (wen? dieſe Freunde oder gar den Zeitgeiſt?) „charakteriſirt, und nicht für Charakterzufälligkeit, ſondern Charakternothwendigkeit genommen werden muß. Aus Einer Wurzel ſind die entgegengeſetzteſten Gebilde an die Oberfläche getreten und ſtellen einen Teppich" (wieder ein Gleichniß!) „dar, überwebt mit contraſtirenden Vorſtellungen. Dem, der davor ſteht, ſehen ſie alle gleich bunt aus, und er hält die ſich darbietende Farbenverſchiedenheit für die einzige Verſchiedenheit. Doch ſie iſt es nicht. Eine andere wichtigere entzieht ſich dem Auge. Einige je-

---

den Motiven derſelben, endlich einmal recht klar und kräftig darſtellte, wäre etwas gar Heilſames und darum höchſt Wünſchenswerthes.

ner Gebilde ſind nur Oberfläche und weiter nichts. Andere ſind wirkliche Weſen mit einer Wurzel und mit einer Oberfläche. Freilich zeigen ſie uns nur die Oberfläche und nicht die Wurzel, nicht die Fäden, durch welche ſie mit der Hauptwurzel zuſammenhängen! Aber dieſe ſind ihr wahres Weſen“ (curioſe Weſen, alle mit einander!), „dieſe der Grund, daß das, was ſie beginnen, nicht ſich auf leere Willkührlichkeit und Zufall zurückführen läßt, ſondern einer mit der Hauptwurzel“ (dieſe bekommen wir ja aber eben nicht zu ſehen) „zuſammenhängenden Nothwendigkeit“ (welche?) „angehört. Dieſe bleiben ſtehen und erleben, daß die andern, die ſich zu abgelöſeten Körpern der Oberfläche gebildet haben, um ſie umherkreiſen und in der Regel zu dem wieder zurückkehren“ (wie der Barbier), „von dem ſie ausgegangen ſind. Bald ſpringen ſie eigenſinnig und zufällig von dieſem zu jenem in fortwährenden Widerſprüchen über. Bald kehren ſie enthuſiaſtiſch zu dem zurück, mit deſſen bitterſter Verfolgung ſie begonnen hatten. Bald verfolgen ſie fanatiſch, was ſie erſt bis zum Himmel erhoben.“ (Wie Wilhelm ſelbſt, das Theater!) „Ueberall wollen ſie hin, nur nicht zur Wurzel in der Tiefe.“ (Was ſoll das nur für eine Wurzel ſeyn? Die Wurzel Radix?) „Darum bleiben ſie unbegründete Fragmente, die zwiſchen den begründet Feſtſtehenden ewig wechſelnd und ſich verändernd umherkreiſen.“ (Dieſes Wunder von Gleichniß, hat Clemens gewiß aus Chladni's Theorie der Meteormaſſen entlehnt?) „Ihr Charakteriſtiſches beſteht gerade darin, daß ſie nur Fragment ſind und Contraſte bilden. So ſehen wir denn zwiſchen den alten unterſchütterlichen Bergen und den redlichen, treuen, emſigen und begründeten Menſchen" (begründete will aber das wandernde Band nicht), „die da wiſſen, was ſie wollen, von denen der Glaube der Väter nie gewichen, denen er ſtets erſprießlich geblieben, weil ſie ſein Weſen nicht von ſich gelaſſen, um ſich auf Trugbildern höher zu ſtellen und mit ihnen ſchöner zu ſchmücken, jene Andern" (auch die Drei der pädagogiſchen Provinz?) „wandelbar, ſtrebend und nur zu bewußtreich, bald dieſen und jenen Platz einnehmen, um ihn ſchnell wieder zu vertauſchen. So ſind ſie es" (die letztern oder die erſtern?), „die in das Bild des ſchöngegliederten zuſammenhängenden (?) Ganzen die Erſcheinung des Fragmentariſchen und Contraſtirenden hineintragen." (Hiezu helfen wohl Alle!) „Sie" (welche?), „dem großen in einander eingreifenden Getriebe nicht angehörend, ſind ja nur Fragmente, heute ſo und morgen anders; darum ſetzen ſie ſich bald ohne Grund und Bedürfniß hier und dort auf der Oberfläche hin" (zum Sitzen kommt eigentlich keiner; es ſind ja aber auch Wanderjahre!), „oder drängen ſich ſelbſt in die Unterlage" (Was iſt denn die Unterlage? Doch nicht die ſchöne Wittwe?) „hinein, daß es faſt ausſieht, als kämen ſie aus der Tiefe hervor." (Aus welcher Tiefe?) —

„Von dieſer Art ſind Jarno und Felix; ſelbſt Natalie und Meiſter" (auch dieſe drängen ſich in die — Unterlage?), „und ſo" (wie?) „iſt die Art, wie ſie eigenſinnig und vermittelt bald hier, bald dort plötzlich da ſtehen. Keiner aber hat von dieſen Allen ſo meine vollſte Bewunderung hingenommen, wie der“ (ſich gehorſamſt zu bedankende) „zum Montanus umgewandelte Jarno. Hätte ich Dir aus den Lehrjahren ein Bild von dieſem Charakter entwerfen ſollen, ſo würde mir es ſchwerlich geglückt ſeyn. Aber nun kenne ich durch und durch“ (wahrhaftig?) „dieſes unter der Maske eines Anglomanen hingeſtellte unvergleichliche Bild eines imponirenden Mannes, der Allen“ (dem blonden Friedrich und ſeiner Philine ſchwerlich!) „damit imponirt, daß er nicht weiß, was er will, oder eigentlich nichts will denn imponiren.“ (Was müſſen die „Alle“ für Einfaltspinſel ſeyn, denen ein ſolcher Mann — imponirt!) „Ja nun iſt es mir erſt recht klar (?) geworden, wie zum Imponiren es die erſte Bedingung iſt, ſelbſt nichts zu ſeyn und nichts zu wollen, denn nur das Imponiren.“ (Gehört etwa Herr Clemens auch zu den „Allen“ in den Wanderjahren?) „Ja ich zürne mir ſelbſt etwas, daß ich nicht ſchon früher,*) mich bloß an den Namen haltend, mit dieſem vornehmen impoſanten Nichts“ (das ſeine „vollſte Bewunderung“ wie kein Anderer in den Wanderjahren, hingenommen hat) „vertrauter geworden bin. Wie ſchön klingt das „vielſprechende (!) Wort Jarno! Und am Ende doch ein bloßes Ja und Nein, aber halb deutſch, halb engliſch, ja und no; (!!)

---

*) „Mich ſelbſt auf dieſes Imponiren gelegt habe.“ — So, glaubten wir, als wir bis hieher geleſen hatten, würde das Folgende heiſſen. Aber vielleicht „zürnt er ſich“ wirklich auch deshalb „etwas;“ und — ſagt's nur nicht.

auch ein recht eigenſinniges N. dazwiſchen, (!!!) daß ſich recht feſt auf nichts ſteift, denn auf den bloßen Widerſpruch“ (oder den bloßen Unſinn?). „Dadurch aber, bald mehr bald weniger, wird die Negation. Denn ein kräftiges Negiren“ (kann denn das „Nichts“ negiren?) „iſt doch mehr, wie ein kräftiges Ja und Nein zugleich zu ſagen, und Engländer und Deutſcher zugleich ſeyn.“ *) (Jarno ſoll ja aber gar nichts als ein „impoſantes Nichts“ ſeyn!) „Wahrlich, ich hätte es denen mit Allem fertigen (?) Jarno ſchon aus den Lehrjahren, daran wie er über Shakſpeare ſpricht, wie er den Weltmann und Dichter“ (wo?), „den geheimnißvollen Staatsmann“ (wo?) „und leichten Lebensgenießer, den Virtuoſen“ (wo?) „im Verbergen tiefer Zwecke unter einem ganz zweckloſen Leben ſpielt, anſehen ſollen, wie es mit ihm beſtellt iſt. Herrlich (?) kömmt dieß nun in den Wanderjahren zu Tage. Die Zeit hat ihren Charakter geändert, und er ſondert ſich wieder ab von der gewöhnlichen Weiſe. Er macht ſich gleich mit Einem Male im tiefſten Innern der Urgebirge ſeßhaft“ (mit ſeinem „Nichts wollen?) „und iſt auch gleich in der Tiefe ſo à la hauteur,“ (mit ſeinem Nichts?) „daß er ſich den prächtigen Namen Montanus beigelegt hat, und ſich wahrhaft brillant macht in der Ver-

---

*) Nun, hier können doch fürwahr alle Meiſter der Conjecturalkritik, bis auf unſern neueſten Editor des Aeſchylus, bei dieſem Herrn Clemens in die Schule gehen. Schade nur, daß Göthe ſelbſt in den Wanderjahren den Namen Jarno, einen nichts bedeutenden genannt hat.

achtung alles deſſen, was er ſelbſt nicht gerade treibt.“ (Brillant?) „Wie reſignirt iſt er?“ (das iſt freilich jeder, der „Nichts“ will.) „Wie glaubt er nun mit einem Schritt“ (mit welchem?) „im Mittelpunkt des Ganzen zu ſtehen“ (trotz ſeiner Reſignation?) „indem er im Mittelpunkt eines neuen Ganzen zu ſtehen doch auch nur vermeint?“ (d. h. doch wohl hier, auch eben nur ſo viel als: „glaubt?“) „Und wie iſt er ſelbſt in dem neuen Namen Montanus noch Jarno geblieben?“ (hat ſich alſo nicht „von der gewöhnlichen Weiſe abgeſondert?) „Wie in ſeinem Mittelpunkt auf der Höhe, und an den Umpfeilern der Erde noch ziemlich luftig“ (das macht der Mittelpunkt auf der Höhe!) „und phantaſtiſch ideal? —“

„Es hat ſich aber ein vortreffliches Charaktergegenſtück in dem überall ſich zurecht findenden“ (aber doch nur eingeſchobenen und fragmentariſch ſich eindrängenden) „Felix“ (Fitz) „zu ihm geſellt. Wenn Jarno mit vornehmer Miene ſogleich immer zu der allertiefſten Tiefe“ (Nichts wollend) „ſeine myſteriöſen Wanderungen anſtellt, ſo hat Filz,*) wie das Queckſilber auf der Oberfläche umherflankirt, und, während Montanus den ernſt anſehenden Tiefſinnigen ſpielt,“ (ſpielt) „überall etwas entdeckt und geſunden, worüber jener verwundert, ja ganz erſtaunt iſt. Dieſer Felix" (Fitz) „aber iſt ein Knäbchen, das mir eigentlich vorkommt wie ein Kaufmannslehrling. Während man ſich in der Vaterſtadt fein eingebürgert hat, und in den Geſchäften den herkömmlichen Gang fortwandelt, hat er flüchtig und vorübergehend in alle (?) Verhältniſſe mit halbem Blick hineingeſchaut, und macht nun, je luſtiger er iſt, je leichter und behender er Alles nimmt und treibt, die glücklichſten Unternehmungen *) zur Bewunderung ſeiner ehrbaren Standesgenoſſen, die zu merken anfangen, daß, wenn ſie früher den Schlichten und Emſigen überboten hatten, jetzt es ihr Loos iſt, überboten zu werden."

---

*) Ein ſpaßhaftes Qui pro quo! das an den tauben Filz im Hieronymus Knicker erinnert, und um ſo mehr, als dieſer taube Recenſent den hier gemeinten Knaben Fitz (der übrigens zu einem Filz allerdings einige Anlage zu haben ſcheint), auch noch überdem zweimal mit dem — Felix verwechſelt hat.

„Natalien endlich wirſt Du doch nicht verkennen. Denn wo laſſen ſich jetzt nicht jene erhabenen Naturen antreffen, die, ſtatt das Vollkommene zu ſeyn, was ſie ſeyn ſollten, die ſtatt einen Trieb und eine Neigung in ſich zu empfinden, durch die ſie ausgefüllt" (sic!) „werden, und deren vollkommene Befriedigung ſie vollkommen beglücken könnte, ſich berufen fühlen, jenen gewöhnlichen Pfad zu verlaſſen, und im erhabnen Entſagen" (welchem?) „zu leben; **) theils weil es vorneh-

---

*) Das thut doch wohl nur ſelten ein Kaufmannslehrling, oder „unbefiederter Kaufmannsſohn," wie die alte Barbara den Vater des Felix nennt.

**) Das „erhabene Entſagen" Nataliens beſteht bis jetzt, lediglich in ihrer freiwilligen Trennung von Wilhelm, von der wir zur Zeit noch nicht erfahren haben, mer iſt“ (alſo dem Vornehmen entſagen ſie doch nicht?), „theils das einzige Mittel bleibt, nicht Alles alltäglich und ordinair zu finden.“ *)

„Iſt es Dir aber erſt einleuchtend geworden, daß der Anfang des Buches ſich ſo anſehen läßt, wie ich verſucht habe, Dir es anſchaulich zu machen, dann wirſt Du auch daſſelbe in ſeiner geſammten Conſtruction wiederfinden. Die erſt nährende Region wird Dich, gleich mir, nicht wieder beluſtigen, wie das pädagogiſche Religionseinſtitut.“ (Warum nicht?) „Auch die Nothwendigkeit der eingewebten Erzählungen wird Dir einleuchten müſſen“ (wie ſo?), „und ich will Dich in Abſicht derſelben ebenfalls nur auf die Bahn leiten, damit Du entdeckeſt, welche Eigenſchaft es iſt, die ihnen einen Platz in dem Buche einräume und anweiſet. Wie hübſch iſt in dem Mann von funfzig Jahren das Verlieben bloße Grille?“ (Wirklich?) „und wie unvergleichlich wiſſen ſich die Leute gleich einzubilden, daß ſie lieben? Worin ſetzen ſie Jugend und Neigung?

Wie

---

wie lange ſie dauern wird. Ihr Nichtempfinden des Triebes und der Neigung durch die „ihre Natur“ hätte „ausgefüllt, befriedigt und beglückt werden können,“ kann ſich alſo bloß darauf beziehen, daß ſie — ihren Wilhelm nicht bei ſich behalten hat.

*) Ein in der That ſehr originelles Motiv zur Entſagung, die indeß, wenn man einmal erſt dahin gelangt iſt, Alles in der Welt alltäglich und ordinair zu finden, dann freilich auch eben nicht mehr ſo gar ſchwer fallen kann. Daß die Entſagung aber das „einzige Mittel“ ſeyn ſoll, „nicht Alles alltäglich und ordinair zu finden,“ iſt gewiß kein — ordinairer Gedanke.

Wie gut verſtehen ſie zu ſophiſtiſiren, und wie ſehr iſt hier der Schauſpieler noch der wahrſte Charakter?“

„Ueberſieh es nicht im nußbraunen Mädchen, dem prächtigen (?) Kinde, daß ihr Liebhaber (Lenardo), der ſo viel Aufträge ihrenthalben erläßt, und ſo mancherlei Anſtalten um ſie“ (sic!) „trifft, ſich verſehen“ (doch nur im Namen!), „und gar nicht einmal weiß, wen er liebt (?) und um wen (?) er ſich gewiſſenhaft abängſtet. Und wie klingen in der herrlichen Nußbraunen, die ich ſchon mit dieſer Bezeichnung, voll Allegorie, Symbolik und Bedeutung, wenn Du willſt“ (warum nicht? Nur immer munter fort allegoriſirt!) „köſtlich charakteriſirt finde“ (ein ſymboliſches Seitenſtück zum Symbol des Namens Jarno!), „die tüchtigen Naturen nach, mit denen der Eingang des Buches uns empfängt.“ (Die Natur des „wackern Zimmermanns“ z. B. „klingt“ alſo im nußbraunen Mädchen nach!) „Ueber die neue Meluſine haſt Du mich ſchon früher einmal gehört“ (aber der Leſer nicht!). „Aber in die pilgernde Theorie *) und mit Lucind“ (Lucinde), „Lucidor, Julie und Leonardo Dich zurecht zu finden, will ich Dir nun ſelbſt überlaſſen“ — (Aha!), — „und Dir Lebewohl ſagen. **)

Dein Clemens.“

---

*) Nun wird aus der pilgernden Thörin gar eine pilgernde Theorie! Die des Romans befindet ſich hier freilich auf einer Pilgerſchaft, auf der ſie noch am Ende ganz und gar durchgehen dürfte.

**) Das Reſultat dieſer Kritik iſt alſo, daß Göthe in

„Ueber Wilhelm Meiſter's Wanderjahre, von Göthe.“

Ebendaſelbſt. Jahrgang 1822. Nr. 250 u. 251.

(Ebenfalls von einem Ungenannten.)

„Je ſchmerzlicher uns — wir geſtehen es offen — Manches von dem berührt hat, was ſeit einer Reihe von Jahren unter des Verfaſſers Namen“ (d. h. von Göthe) „der Leſewelt dargeboten worden iſt; um ſo inniger war unſere Freude (?) über den vorliegenden Roman, (?) in welchem wir den theuern Dichter faſt überall (?) im vollen (?) Beſitz ſeiner vielfach erprobten Kunſtmittel, geiſtreich, umfaſſend, welt- und menſchenkundig, harmoniſch und klar, (?) wie wir ihn immer (?) kannten, wieder

ſeinen Wanderjahren die Gebrechen unſerer Zeit hat darſtellen wollen, und dieſe nicht bloß durch den Inhalt, ſondern auch durch die — Form dieſes Romans, als einer abſichtlich ſelbſt gebrechlichen und mangelhaften, ironiſch dargeſtellt hat! Zu dieſer ſublimen Idee (die uns jedoch noch immer nicht das Problem von Göthe's Leben löſt) hat ſich denn freilich noch keiner der bisherigen Kunſtrichter erhoben. Doch von Darſtellung der krankhaften Auswüchſe der Zeit, in dem Inhalt der Wanderjahre, ſpricht auch ſchon mancher frühere, beſonders Herrn Varnhagen's Friederike. Daß aber all dieſe Göthlichen (wie ſie Müllner nennt) durch dieſe ihre äſthetiſchen Schwebeleien, ſelbſt einen beträchtlichen Beitrag zu den Gebrechen unſerer Zeit (in Hinſicht auf den jetzigen Zuſtand unſerer Kunſtkritik) geliefert haben; daran denkt keiner!

funden. (?) Sollten wir in dieſem vorläufigen Urtheile nicht alle Leſer auf unſerer Seite haben, wie wir nach dem, was wir hier und da bereits vernommen haben, faſt glauben müſſen, ſo würden wir uns damit tröſten, daß bald nach Erſcheinung der Lehrjahre dieſelbe (?) Verſchiedenheit der Anſicht laut ward, indem die Einen mit Recht der köſtlichen Gabe ſich freuten, ja in ihr eine der einflußreichſten Erſcheinungen des Jahrhunderts ſahen, während Andere bald den ſcheinbaren Mangel an innerer Verbindung, bald die Kunſtloſigkeit, bald die ſogenannte Breite der Darſtellung, bald wieder die Vieldeutigkeit des Ganzen in Anſpruch nahmen. *) Da, wie die Erfahrung lehrt, der große Haufe der Leſer“ (nur Leſer?), „trotz aller Erziehungstheorieen, ſeit fünf und zwanzig Jahren nicht eben weiſer geworden“ (das weiß Gott!), „ſo ſehen wir voraus, wie alle dieſe Rügen ſich nun auch in Beziehung auf die Wanderjahre wiederholen werden. **) Dieſem, verwöhnt durch den Sturmſchritt ſeiner Lieblingserzähler, wird die Handlung nicht raſch genug vorwärts ſchreiten, Jener wird an dem epiſodiſchen Vortrage Anſtoß nehmen, ein Anderer ſammt dieſer oder jener Leſerin, die ſeit Jahren nur durch Fouqué'ſche Blumen- und Schneegärten wandeln mögen, die Sprache doch gar zu einfach und beſonnen finden, Mancher auch wohl, dem wir ſeines redlichen Ernſtes wegen" (nicht auch der Vernunft wegen?) „unſere Achtung nicht verſagen können, die durch das Buch ſich hinziehenden Erziehungsgrundſätze, und mit ihnen das ganze Buch, anfechten und verdammen; ja wir ſtehen nicht dafür, daß nicht ein witziger Freund das alte Bild der Capelle, wo Joſeph den unbequemen Thron des Königs Herodes mit Hülfe des Chriſtkindes in die Breite zum bequemen Sorgenſtuhl auseinanderzieht, allegoriſch deute, und ſage, der Dichter habe ſeinen Thron, den er für ſich in frühern Jahren gar hoch und herrlich gezimmert, nun im höhern Alter zu größerer Bequemlichkeit auch ein wenig in die Breite gezogen, wodurch derſelbe zwar verhältnißmäßig an Höhe verloren, um ſo mehr aber an behaglicher Bequemlichkeit gewonnen.*) Es würde nutzlos ſeyn, den achtbaren Leuten zu ſagen, daß ſie im Irrthum wären" (wirklich?), „auch kommt uns ſo etwas gar nicht in den Sinn; wir wollen nichts, als anſpruchlos berichten, wie uns das neueſte Werk des lieben Dichters erſchienen ſey, und uns freuen, wenn wir vernehmen, daß wir dieſem oder jenem unſerer Leſer aus der Seele geſprochen haben."

---

*) Offenbare Lücken, völlige Zerſtückelung, und eine ſolche Formloſigkeit, wie die der Wanderjahre, als einer bloßen Sammlung (nicht einmal eigentlichen Redaction) von Fragmenten, hat den Lehrjahren doch noch Niemand vorgeworfen; und wer könnte es auch?

**) Das wäre denn doch noch der geringſte Schaden von dem: in der Pädagogik „nicht weiſer geworden ſeyn.“ Können wir doch auch durch die Wanderjahre ſelbſt, ſammt ihrer pädagogiſchen Provinz, hierin nicht weiſer werden.

*) Dieſe Allegorie iſt dem ſo gern allegoriſirenden Herrn Clemens leider entgangen.

„Wilhelm's Lehrjahre, voll Irrthümer und Fehltritte, ſind geendigt“ (auch die Irrthümer!): „die Natur“ (d. h. der Abbé) „hat ihn losgeſprochen, er hat mit dem Gefühle des Vaters“ (das er NB. auf die Verſicherung des Abbé's von der Richtigkeit ſeiner Vaterſchaft, erſt wirklich empfunden) „die Tugenden des Bürgers erworben, und in dem Lehrbriefe die Vollmacht“ (des Abbé) „zu einem freibeſchränkten“ (sic!) „Daſeyn empfangen. Aber bevor er in einem beſtimmten Wirkungskreiſe thätig werden kann, muß er“ (warum?) „noch einmal hinaus in die Welt, um die letzte Prüfung“ (welche?) „zu beſtehen. Er hat Natalien zugeſagt, zu ſchweigen und zu leiden, und damit er redlich“ (sic!) „wandere, ſoll er nicht über drei Tage unter einem Dache verweilen“ (doch „nur auf dem Lande,“ nicht „zur See“ anwendbar, denn ein Schiff hat kein Dach, nur ein Verdeck) „und kein Anderer, als Felix, ihm beſtändiger Gefährte ſeyn.“ (Den Maler und die ſchöne Witwe ausgenommen.) „So ſehen wir Wilhelm's frühe Ahnung, Natalie werde ihn in einen andern Menſchen“ (in welchen?) „umſchaffen, ſchon jetzt allmählig in Erfüllung gehen“ (wo?), „wenn wir uns auch bald überzeugen ſollten, daß ſeine Bildung noch lange nicht vollendet ſey“ (Weſſen Bildung kann überhaupt jemals auf Erden, vollendet werden?), „und daß noch Manches“ (was?) „geſchehen müſſe, ehe er, nachdem er alle (?) Stufen durchſchritten“ (da könnte er freilich warten bis an das Ende ſeiner Tage!), „im Beſitze der ächten

Lebenskunſt" (welche iſt das?) „als Meiſter um ſich ſchauen dürfe."

„Die erſten Capitel, den meiſten Leſern noch aus dem Cotta'ſchen Taſchenbuche in friſcher Erinnerung, ſcheinen, ſo weit ſchon jetzt ein Urtheil verſtattet iſt, in den Gang der Begebenheit wenig mehr einzugreifen, als daß Wilhelm in dem verfallenen Kloſtergebäude den Bergknappen (?) findet, durch den er Jarno auf die Spur und ſodann weiter in die pädagogiſche Provinz und in den Kreis der neuen Freunde kommt, von deren Schickſalen wir im Verlaufe der Geſchichte mehr als von Wilhelm ſelbſt erfahren. Wie uns aber jene anmuthige, aus Bildern hervorgegangene Schilderung gleich beim erſten Leſen wiederum zum Bilde geworden, das wir Jahre lang mit uns herum tragen, ſo möchten wir ſie auch jetzt, ſeitdem wir den weitern Verlauf kennen, als ein bedeutendes Bild, als ein ſinnreiches Titelkupfer dahin nehmen und ausdeuten. Führt ja dieſe zweite Flucht nach Aegypten uns, eben wie die frühere einſt den heil. Joſeph der bibliſchen Geſchichte, in ein Land der Hieroglyphen,*) voll verborgener Weisheit" (nicht verborgene wäre uns lieber!), „und unter Menſchen, die, wie dort die Prieſter, in engem Vereine hohe Zwecke" (welche?) „verfolgen. Darum erſcheint Alles beim erſten Blicke ſo ſeltſam und wunderbar, in einer Bilderſprache, deren tieferer

---

*) Wie kommt denn aber — Wilhelm Meiſter dazu, in ein Land der Hieroglyphen zu gerathen? Bis jetzt haben ihn ſeine Wanderungen doch noch nicht nach Aegypten geführt.

Sinn" (welcher?) „erſt recht im Fortgange der Erzählung ganz gefaßt werden wird." (?)

„Man hat wohl oft das Leben mit einer Wanderung verglichen; hier iſt das Wandern in der That das Leben ſelbſt" (ſchon wieder!), „oder doch ſein lebendiges Gleichniß. Wie es uns Allen (?) ergangen iſt und noch ergehe im Leben, daß wir umwandernd ſuchen und ſehnen und Manches finden, nur ſelten ganz das Erſehnte, und wie wir Alle (?) uns am Ende geſtehen müſſen, daß vorerſt Entſagung das Weiſeſte ſey" (mit dieſer Weisheit allein würde ſich doch blutwenig im Leben ausrichten laſſen!), „ſo ſehen wir daſſelbe auch hier ſich ereignen, und das Bild der Geliebten, das Wilhelm mit dem Auge durchs Fernrohr erſieht, ohne es mit ſeinen Händen faſſen zu können; wer hat nicht mit Wehmuth in ihm die eigenen Hoffnungen wieder erkannt, wie ſie oft ſo nahe zu uns heranrücken, um gleich darauf wieder in die weiteſte Ferne zu entweichen? — Iſt das Leben ein Wandern, ſo iſt auch unzertrennlich von ihm das Entſagen, mit dem alles Leben, gleich der Wanderſchaft, ſeinem Gegenbilde, erſt anhebt. *) Es verlohnte

---

*) Das eigentliche Entſagen lernt der Menſch doch erſt im Verfolg des Lebens kennen. Alles Leben aber beſteht, wie aus Ernſt und Scherz, aus Erfüllung und Täuſchung, ſo auch aus Entſagung und Gewinn zugleich, wie, hoffentlich, auch der Tod, — als Gewinn eines höhern Lebens für die Entſagung des irdiſchen. Das Entſagen als alleiniges oder auch nur höchſtes Princip des Lebens aufſtellen wollen, heißt alſo etwas Widerſinniges behaupten. Damit wollen wir indeß keineswegs läugnen, daß es jedem Menſchen ſehr heilſam

ſich wohl der Mühe, dieſem Gedanken, der in dem Buche ſelbſt nur einmal (S. 332) ausdrücklich vorkommt, bis auf ſeine Wurzeln nachzugehen, und es würde ſich dann zeigen, wie ohne Entſagung kein Beſitz zu denken ſey, und wie jede (?) ſchönſte Tugend" (welche iſt die jede ſchönſte?) „in derſelben ihre Begründung finde, wie in ihr der Glaube ſich bewähre" (bis auf den Glauben darf ſich die Entſagung alſo nicht erſtrecken), „die Liebe erſtarke und aus ihr die Hoffnung" (und das Nichtsthun) „fröhlich emporblühe" (der wir, nach dem Obigen, doch wieder entſagen müſſen). „Darum erſcheinen hier ſo Viele, denen wir uns liebend zuneigen, als Entſagende." (Worin?) „Wilhelm muß von Natalien ſcheiden und ſogar auf den längern Genuß deſſelben Orts und deſſelben Gefährten verzichten" (Isola bella ausgenommen!); „Natalie denkt daheim des fernen Geliebten" (wie er mit der ſchönen Wittwe unter den Pinien wandert); „Lenardo hat auf einer langen Reiſe die Heimath, aber nicht das nußbraune Mädchen vergeſſen; dennoch darf er ſie nicht aufſuchen, und als ſie von Wilhelm gefunden worden, nach ihrem Wohnorte nicht fragen" (hat ſie aber gefunden!). „Hilarie und die Baronin erſcheinen, von ihren Gatten —

ſey, zeitig Entſagen gelernt zu haben, obſchon die Noth (wie wir an den franzöſiſchen Emigranten geſehen haben) es auch dem, der es nicht gelernt hat, gar bald und meiſterhaft zu lehren verſteht. Daß es aber mit den Entſagungen der Entſagenden in den Wanderjahren nicht eben weit her iſt, haben wir unſern Leſern bereits gezeigt.

man weiß nicht, wie?“ (werden's ſchon noch erfahren) — „getrennt, an den Ufern des freundlichen Sees“ (wo ſie ſich die Entſagung ſo angenehm als möglich machen), „und der Maler beklagt in demſelben Augenblick, wo er ſich ſeiner Liebe zu Hilarien bewußt wird, die ſchnelle Abfahrt der Geliebten“ (wird ſie ſchon noch einholen), „und auch er tritt unter die Entſagenden; ja am Ende muß der Leſer ſelbſt inmitten dieſer Räthſel ohne Auflöſung, dieſer Bruchſtücke ohne vollendeten Schluß ſich geſtehen, daß auch er der ernſten Geſellſchaft nicht fremd ſey“ (leider!), „und wohl ihm, wenn er dann erkennt, daß es im Leben nicht anders und er um kein Haar beſſer daran ſey, als der Held dieſes Romans, auf den er vielleicht ſo eben mit ſtolzem Bedauern herabſah!“ (aber es iſt ja, in Betreff der Lücken in den Wanderjahren, nicht Gott, ſondern der Herr Geheime Rath von Göthe, der den Leſer hier zum Entſagen nöthigt! Ziehe denn dieſer Lehrer der Reſignation etwa ſeinen Rock, wenn ihm der Schneider bloß die Armlöcher hineingemacht hat, in dem Gedanken: „daß es im Leben nicht anders ſey“ — ohne Aermel an? Warum hat er nicht auch dieſer Recenſion der Wanderjahre entſagt?) „Und dieß führt uns auf einen neuen oder vielmehr ſehr alten Vorwurf, dem der Dichter bei einer zahlreichen Klaſſe von Leſern kaum möchte entgehen können. Man wird es beklagen, daß Wilhelm ſo wenig handelt, daß Einiges mit ihm“ (z. B. das Barbieren) „und für ihn“ (von Seiten der ſchönen Wittwe in Betreff der „guten Biſſen“), „aber ſo gar nichts durch ihn geſchieht.“ (Nun, er richtet doch einige Beſtellungen aus.) „Allerdings findet ſich die Paſſivität, die man dem Helden der Lehrjahre zum Vorwurfe gemacht hat, auch hier, wo möglich in noch ſtärkerem Maße, wieder, und Friedrich hat in ſofern Recht, wenn er ihn, bei ſeinem Zuſammentreffen mit ihm, noch vollkommen für denſelben erkennt. Er iſt, ſcheint es, um nicht viel klüger geworden“ (noch nicht?), „und ſelbſt der kleine Bergknappe treibt ſein loſes Spiel mit ihm. Gebunden durch ein ſeltſam Gelübde, und geleitet von einem geheimnißvollen Bunde, deſſen Zwecke und Mittel uns jedoch bald klarer (?) werden, wandert er unſtät von Orte zu Orte, findet alte Freunde wieder und knüpft neue Verbindungen; immer aber wechſelt er, faſt ohne Ziel, und, wenigſtens ſcheinbar dem Zufall preis gegeben, Ort und Geſellen, und zieht, während Alles um ihn wirket und ſchafft“ (was?), „allein ergeben“ (und wie!) „und thatlos durch die Welt. In den Lehrjahren will er doch etwas; hier aber nimmt er gelaſſen und ohne Widerſpruch den ſchärfſten Tadel ſeines frühern Wollens dahin.“ (Das iſt ja aber eben die rechte Höhe der Entſagung, der als der ſchönſten aller menſchlichen Tugenden dieſer Kunſtrichter ſo ſehr das Wort redet.) „Wer den Maßſtab dieſer oder jener Poetik hier anlegt, von dem der gemeinen Leſerei gar nicht zu ſprechen, mag freilich in dieſer Beſchränktheit des Helden Stoff genug zum Tadel finden; ihm möchten wir aber rathen, eher alles Andere“ (was für ein „alles Andere“ denn? Druck und Papier?), „als die Art und Kunſt unſers Dichters zu meiſtern. Abgeſehen davon, daß Wilhelm, „wenn er einſt als Meiſter“ (worin?) „wirken ſollte, erſt in ſich aufnehmen mußte, wie er hier thut“ (aber wie nimmt er auf?), „ſo ſollten doch wohl Leſer Göthe's in der langen Zeit ihres Umgangs mit ihm gelernt haben, daß es bei ihm nie (?) darauf angelegt ſey, durch die glänzende Individualität eines Helden eine vorübergehende Theilnahme zu erwecken, ſondern daß er von Werther bis zu Meiſter herab mit aller Kraft objectiver Anſchauung die Welt abſchildere.“ (Nun dann ſchildert er ja die Helden in der Welt wohl gefälligſt mit?) „Daran ſchließt ſich bequem eine andere Betrachtung. Wie in jedem organiſchen Theile der Welt“ (welche iſt die unorganiſche Welt?) „der Organismus des Ganzen, der Mikrokosmus, uns entgegentritt, ſo wird uns auch hier gleich im Anfang das Weſen des Ganzen, deſſen Vollendung noch zu erwarten ſteht, kunſtreich vorgebildet.“ (Wo?) „Und wie, um im Bilde zu bleiben“ (da bleibt ſich's, wenn man nicht beweiſen kann, freilich am beſten); „die Stimmen des Weltgeiſtes, die Propheten aller Zeiten“ (das ſind die Stimmen des Weltgeiſtes?) „uns die flüchtigen Erſcheinungen in Worten“ (ja wohl in Worten!) „ausdeuten, ſo webe ſich auch hier durch die Reihe merkwürdiger Begegniſſe, an der wir betrachtend vorübergehen, gar bedeutſam“ (wo?) „der goldene Faden des prophetiſchen Wortes“ (was für ein Wort in den Wanderjahren iſt das?), „ſo daß es Thorheit wäre, das Eine von dem Andern trennen“ (gewiß, denn dafür hat ja der Dichter ſchon geſorgt); „und dieſes oder jenes in ſolcher Geſchiedenheit betrachten zu wollen. Wer, verführt durch einen weſentlichen Beſtandtheil des Werks, die Erzählung für nichts, als ein leidiges Vehikel pädagogiſcher Wahrheiten nehmen wollte, würde eben ſo ſehr irren, als wer in dem letzten nur eine müßige Zuthat ſähe und am Ende wohl auch in einem andern weitern Gebiete vor lauter Geſchichte den Geiſt derſelben überhörte.“ (Sonach hätte Göthe ſich es mit den Wanderjahren noch viel bequemer machen dürfen. Er brauchte uns nur die Ueberſchriften der einzelnen Capitel, ja bloß das Titelblatt der Wanderjahre, allenfalls mit einem gleich daran geſchloſſenen Buche weißen Papiers (zur Bequemlichkeit der Leſer), zu geben; die Göthlichen würden das Uebrige ſchon hinzugefügt haben.) „Und hier wäre der Ort“ (freilich!), über die in dem pädagogiſchen Ländchen ausgeſponnene Erziehungsidee, die von den Meiſten vermuthlich mit dem wohlfeilen Einwurfe der Unausführbarkeit zurückgewieſen werden wird, unſere Anſicht mitzutheilen. Wir bekennen jedoch gern, daß wir das, was wir darüber zu ſagen hätten, noch für zu unreif halten, um damit ſchon jetzt hervorzutreten.“ (Schade!) „Nur ſo viel: Es wäre lächerlich, zu glauben, der Dichter habe es für möglich gehalten, daß eine Erziehungsanſtalt, wie die dort beſchriebene, jemals in die Wirklichkeit treten, daß eine ſo in ſich abgeſchloſſene Bildung mitten im bewegten Leben gedeihen könne; nennt er doch ſelbſt die merkwürdige Provinz ein pädagogiſches Utopien; aber was ihm als das Höchſte in aller Menſchenerziehung erſchienen war, ſtand klar (?) vor ſeiner Seele; und ſo entwickelte ſich in ihm mit derſelben *beſtimmteſten und vollſten Klarheit* (??) das Syſtem eines erziehenden Unterrichts" (das er aber doch eben darum als *Muſter* aufſtellt), „von deſſen *Richtigkeit* oder Ausführbarkeit *hier weiter nicht die Rede ſeyn kann*" (auch nicht einmal von der — *Richtigkeit*? Ei, wie ſo denn?), „welches aber ſo innig mit den leitenden Ideen des Ganzen" (und folglich auch mit der Richtigkeit dieſer Ideen) „zuſammenhängt, daß, geſetzt auch, der bei Darſtellung deſſelben gemachte Aufwand von Mitteln ſtünde nicht ganz im Verhältniſſe zu dem Zwecke, dennoch erſt mit ihm eine weſentliche Lücke ausgefüllt ſcheint" (mit dem Syſtem der pädagogiſchen Provinz?). „Keinen, der die *Lehrjahre* mit Bedacht geleſen hat und ſich deſſen erinnert, was dort über Erziehung beiläufig aus des Dichters oder ſeiner Freunde Munde beigebracht wird, kann die hier gleichſam in das *Leben*" (als Fabel) „eingeführte Idee befremden. Nur unſere zweideutige, zerſtreute Erziehung, ſagt dort der Abbé, macht die Menſchen ungewiß, erregt Wünſche, ſtatt Triebe zu beleben, und, anſtatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet ſie das Streben nach Gegenſtänden, die ſo oft mit der Natur, die ſich nach ihnen bemüht, nicht übereinſtimmen." (Geſchieht denn *das* aber in der pädagogiſchen Provinz nicht auch?) „Dem wollen die Erzieher begegnen, indem ſie durch *Abſonderung* die zerſtreute Kraft ſammeln und auf Einen Punkt des Lernens richten,*) und vollkommen ſtimmt

---

*) Dieß ſprach ſchon *Schiller* in ſeinem trefflichen klei-

damit überein, was in den Wanderjahren Jarno Meiſtern auf deſſen Frage, wo er den beſten Unterricht für Felix finde, zur Antwort giebt: Vollkommene Lehre triffſt Du nur da, wo die Sache zu Hauſe iſt, die Du lernen willſt.“ (Manche Sachen, z. B. die Wiſſenſchaften, ſind in der pädagogiſchen Provinz doch gar nicht zu Hauſe.) „Den beſten Unterricht ziehe man aus vollſtändiger Umgebung. — Wenn nun von Tauſenden der Leſer nur Hunderte aus dieſer Darſtellung die Ueberzeugung, daß jeder Unterricht ein rechtes Ganze ſeyn müſſe“ (eine bekannte Sache), „zu einem recht gründlichen Haß gegen das ſeichte Halbwiſſen unſerer Tage ſchöpfen“ (deshalb brauchen ſie aber nicht erſt die Wanderjahre zu leſen), „ſo iſt genug gewonnen, und ein großer, vielleicht der größte Theil, deſſen erreicht, was der Verf. erreichen wollte.“ (Was?) „Wir verlaſſen dieſen Gegenſtand mit der feſten Ueberzeugung, die Fortſetzung des Werks, der wir mit Sehnſucht“ (ſchon ſeit Jahr und Tag!) „entgegen ſehen, werde was hier noch dunkel und bedenklich, vollſtändig aufklären und heben.“ (Oben heißt es aber doch, daß ſchon Alles klar ſey!) „Es kam uns zunächſt darauf an, auf den Zuſammenhang

nen Lehrgedicht „Breite und Tiefe“ in den vier kurzen Verſen aus:

„Wer etwas Treffliches leiſten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der ſammle ſtill und unerſchlafft
Im kleinſten Punkte die höchſte Kraft.“

Aber thun denn das die linguiſtiſch-poetiſch-muſikaliſchen Fohlenhüter und Handwerker in der pädagogiſchen Provinz!

eines weſentlichen Abſchnittes der Wanderjahre mit dem früheren Werke hinzuweiſen. —“

„Wie hier der Theil, ſo knüpft ſich auch das Ganze bedeutungsvoll (?) an ſeinen Vorläufer an. Wenn wir in den Lehrjahren, wie Jünglinge mit Jünglingen“ (es ſind doch auch Alte darunter, z. B. der polternde), „im muntern Kreiſe wechſelnder, bald mehr bald weniger bedeutender Erſcheinungen, unter Ernſt und Scherz, Schein und Wirklichkeit uns umtrieben, ſo begrüßen wir jetzt, mit dem Helden zu Männern gereift, *) eine Welt voll beſtimmter Thätigkeit“ (welche?); „an die Stelle jugendlichen Leichtſinns iſt ein männliches auf große Lebenszwecke“ (welche?) „gerichtetes Streben getreten“ (nur der Held iſt nicht klüger geworden); „und wer noch lebt von den alten Bekannten, befindet ſich, um des Dichters eigne Worte zu brauchen, nicht bloß wohl, ſondern beſſer als vorher, weil er in voller, entſchiedener Thätigkeit“ (welcher?), „jeder in ſeiner Art, geſtellt zu vielen Mitwirkenden, an das edelſte Ziel“ (welches?) „hinſtrebe. Nur aus dieſem Geſichtspunkte können wir uns auch die harten Beſchuldigungen erklären, (?) womit hier der Dichter Egmont's und der Iphigenie unter allen Künſten die einzige dramatiſche und ſein eignes Streben, ſo fern es ihr gegolten, angreift. Das Drama, heißt es (S. 322), ſetzt eine mäßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel

---

*) Ein feines Compliment für die Leſer, die mit einem Helden, der, wie es früher heißt, um nichts klüger geworden iſt, zu Männern gereift (!) ſeyn ſollen. Wilhelm ſoll ja erſt noch „in ſich aufnehmen.“ S. C. 222.

voraus. Die dramatiſche Kunſt bedient ſich der übrigen, aber verdirbt ſie. —“ (Vergl. S. 105.)

„Die ſämmtlichen Künſte kommen mir vor wie Geſchwiſter, deren die meiſten zu guter Wirthſchaft geneigt wären, eines aber, leicht geſinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie ſich zuzueignen und zu verzehren Luſt hätte. Das Theater iſt in dieſem Falle: es hat einen zweideutigen Urſprung, den es nie ganz, weder als Kunſt noch Handwerk, noch als Liebhaberei verläugnen kann. — Haben wir dieſe veränderte Anſicht aus dem gegebenen Geſichtspunkte uns verſtändlich gemacht“ (wo? wie?), „ſo wollen wir doch nicht in Abrede ſtellen, daß, die Art des Ausdrucks in einzelnen bittern Erfahrungen der letzten Zeit ihren Grund haben könne, und in ſofern hat das Bekenntniß des Dichters uns tief gerührt.“

„Dabei gedenken wir einer Rührung anderer Art, ähnlich jener, die wir empfanden, wenn wir nach jahrelanger Trennung uns des Wiederſehens alter Jugendgenoſſen freuten, an denen wir mit mehr oder weniger Mühe die lieben Züge zuſammenlaſen, bis das wohlbekannte Bild des theuern Freundes herausgefunden war. Andere ſprachen auch wohl nur im Vorübergehen auf Augenblicke ein und tröſteten uns beim Scheiden mit der Hoffnung künftigen Wiederſehens. Faſt Gleiches widerfuhr uns mit den lieben Bekannten aus den Lehrjahren, von denen wir dieſen und jenen mehr oder weniger verändert wiederfanden.“ (Lothario, der Abbé, Werner u. a. werden doch bloß ein einziges Mal, im Vorübergehn, — genannt.) „Wilhelm iſt empfänglich und leidbar wie ſonſt“ (aber nicht

viel

viel klüger). „Von Natalien, die uns zu Ende der Lehrjahre ſo lieb geworden, vernehmen wir leider ſo gut wie nichts; nur Einmal winkt ſie aus dem Nebel" (aus dem winkt hier ſo ziemlich Alles!) „der Ferne herüber, daß uns faſt bange wird, es ſei ihr Geiſt, der nun von oben herab das Schickſal unſers Freundes lenke, wie ſie ſelber hier ſein Schutzgeiſt und Engel geweſen. Jarno, den wir in den Bergen wiederfinden, ziehe, verſtändig wie ehedem, ſeinen Steinen" (und den Felſen in der pädagogiſchen Provinz) „nach, und verſchwindet, ohne daß wir ſeine Abweſenheit ſonderlich inne werden. Er dient Wilhelmen zum Wegweiſer nach dem pädagogiſchen Ländchen, und wir dürfen hoffen, ihn einmal mit einer artigen Sammlung von Steinen wieder zu ſehen." (Welche ſchöne Hoffnung!) „Der Abbé und Lothario gehen vorüber, und wir errathen ihre Verbindung mit den geheimen Obern. Die" (anfänglich) „unſichtbaren Lehrherren treten aus ihrem Dunkel bedeutſam hervor. Von dem Marcheſe ſehen wir nichts als ſeinen Palaſt. Der wunderliche Friedrich, der auf Einmal in dem Bunde der Wanderer auftaucht, zeigt uns ein Bild jener innerlich durch und durch geſunden und kräftigen Menſchen, die, verzogen, wie ſie ſind, ſo lange ſie noch jung und einſam ſtehen, ſich aller Welt lieb und läſtig zugleich machen, die aber, wenn ſie nur einmal ein Weib gefunden" (hier eine — Philine!) „und ein halbes Dutzend Kinder erzeugt haben, ganz vernünftig werden, daß ſie mit ihrem Reden und Thun die Vernunft ſelbſt beſchämen." (Hat Recenſent etwa auch ein halbes Dutzend Kinder erzeugt? Die Vernunft beſchämt er genug!) „Mitten durch dieſes Kommen und Gehen der Lebendigen zieht ſich das Andenken an eine liebe Todte. Wir ſehen Mignon noch einmal im Bilde unter den Zigeunern, folgen unſerm Freunde nach der Heimath des wunderbaren Mädchens, lagern uns mit ihm“ — (und der ſchönen Wittwe!) — „unter Cypreſſen, ſehen den Lorbeer aufſteigen, den Granatapfel ſich röthen, Orangen und Citronen in Blüthen ſich entfalten und Früchte zugleich aus dem dunkeln Laube hervorglühen, und, wie eine Stimme aus unſern eignen Träumen, rauſcht Mignon's ſehnſüchtiges Lied aus Blättern und Blüthen uns grüßend entgegen.“ (Als aber die ſchöne Wittwe abgeſegelt war, „da war das Paradies für Wilhelmen wie durch einen Zauberſchlag zur völligen Wüſte gewandelt“ u. ſ. w.)

„An die alten ſchließen ſich neue Freunde willkommen an; und wie unter verſtändigen Leuten wohl gern der Einführung des fremden Gaſtes eine kurze Schilderung ſeiner Lebensverhältniſſe vorausgeſchickt wird, ſo ſehen wir auch hier den Eintritt jedes (?) bedeutenden Ankömmlings“ (z. B. des Barbiers) „durch eine novellenartige Erzählung auf das anmuthigſte vorbereitet. Das nußbraune Mädchen macht uns neben einem Kreiſe höchſt intereſſanter (?) Frauen mit Lenardo bekannt, und läßt uns eine ſeltſame Natur in Nachodinen ahnen; der Mann von funfzig Jahren erfreut nicht bloß durch den mit köſtlicher Ironie durchgeführten kosmetiſchen Verjüngungsprozeß des alten

Junggeſellen,*) ſondern führt uns auch in Hilarien und der Baronin zwei neue liebenswürdige Freundinnen entgegen. Beide Erzählungen hängen ſonach durch zahlreiche Fäden" (welche?) „mit dem Ganzen zuſammen. Als eigentliche Epiſoden können nur das Mährchen des Rothmantels: die neue Meluſine und die reizende Novelle: Wo ſteckt" („ſtickt") „der Verräther, gelten; doch fehlt es auch ihnen nicht" (wo?) „an Beziehung zum Ganzen. In dem Mährchen iſt auch ein Wandern, das in ſeiner Abentheuerlichkeit und Abhängigkeit von dunkeln Mächten einen guten Gegenſatz zu dem beſonnenen und, bei allem Scheine der Willkühr, dennoch höchſt abſichtvollen (?) Umherziehen der Andern bildet, und die Novelle glauben wir nicht unrecht zu verſtehen, wenn wir in Lucidor und Lucinde die ruhige Stetigkeit in Verfolgung eines ernſten Zwecks, in Antoni aber, der Meere durchſchifft und Länder geſehn" (auch: ohne eben „viel klüger geworden zu ſeyn"), „und in der neckiſchen, unſteten, länderkundigen Julie die Sehnſucht nach dem Fernen, die Wanderluſt ſelbſt verſinnbildet finden." (Sie bleibt doch zu Hauſe.) „Wir finden hier im Kleinen denſelben (?) Gegenſatz wieder, in welchem das pädagogiſche Ländchen mit ſeinen ſtehenden Formen und die wunderliche Geſellſchaft der Wanderer im Großen einander gegenüber geſtellt ſind.

---

*) Dem aber doch Kotzebue's alter Klingsberg, und das allerliebſte franzöſiſche Luſtſpiel; „Le ci-devant jeune homme," den Potier ſo unnachahmlich darſtellt, längſt vorangegangen ſind.

Nicht ohne Bedeutung" (welche?) „reiht ſich hier die Rede Lenardo's an, der wir jedoch entweder gutmüthigere Leſer als wir, oder einen gedrängteren Vortrag wünſchen möchten. Der wohlmeinende Redner macht doch gar viele Worte um Weniges" (nur eben noch wurde doch die Idee des wandernden Bandes als ein ſehr Vieles geprieſen); „denn am Ende läuft das ſeitenlange Ganze auf folgende, nicht eben tief geſchöpfte, Sätze hinaus: die höchſten menſchlichen Güter beſtehen im Beweglichen und in dem, was durch das bewegliche Leben gewonnen wird. Unermeßliche Räume der Thätigkeit ſtehen uns offen. Wo ich nütze, iſt mein Vaterland. Daher in allen Ständen die Neigung zum Wandern, geſchähe es auch nur, wie bei dem Lehrſtande, von Katheder zu Katheder, oder, wie bei dem Landwirth, von einem Acker zum andern. Aber die Zeit iſt vorüber, wo man abentheuerlich in die weite Welt rannte" (wie Wilhelm Meiſter!). „Zur vollkommenen Einſicht, deren der Reiſende bedarf, kann der Einzelne nicht gelangen. Was der Menſch ergreife, der Einzelne iſt ſich ſelbſt nicht hinreichend; Geſellſchaft bleibt eines wahren Mannes höchſtes Bedürfniß. Darum die Geſellſchaft der Wanderer." (Vergl. Seite 33 — 37 dieſer Schrift.) — „Wir geſtehen, daß hier der Ort war, wo wir uns des Gedankens an ein Altwerden auch der genialen Kraft nicht erwehren konnten" (wir auch nicht; nur auch an verſchiedenen andern Orten noch); „und wenn wir in dem durchaus ernſten Vortrage von den wandernden Diplomaten leſen: „nicht minder beweglich ſehen wir jene Geſchäftsmänner, die die ganze bewohnte Welt mit unſichtbaren Fäden überkreuzen, von Hofe zu Hofe ziehen, weshalb ſie auch jederzeit einen großen Vorrath von Abſchiedskarten mit ſich führen,“ ſo gemahnten uns — der verehrungswürdige Dichter verzeihe nur den Ausdruck“ (das kann er ja wohl, um der andern Ausdrücke willen) — „die letzten Worte wie das lächerliche Gloſſem eines Abſchreibers alter Handſchriften, das eine ſpätere ungeſchickte Hand in den Text aufgenommen.“ (Uns gemahnt das Ganze wie eine Abſchiedskarte des Dichters ſelbſt.) „Gern möchten wir, wenn es deſſen bedürfte, den kleinen Tadel auf der Stelle wieder gut machen“ (gar zu gütig!) „durch Hinweiſung auf die meiſterliche Seelenmalerei, die auch hier, vorzüglich in Schilderung weiblicher Charaktere, Ungemeines geleiſtet, wobei wir nur an die pilgernde Thörin, an Herſilien mit ihrem ſchalkhaften Uebermuthe, und an die dunkel gehaltene Nachodine erinnern“ (wenn wir nur erſt wüßten, was an allen Dreien eigentlich iſt); „wir möchten auf die neuen Proben von des Verfaſſers Talent, Bilder in Worten“ (in den Wanderjahren? ja wohl in Worten!) „zu malen (wie S. 263 und 280) aufmerkſam machen; wir möchten von den goldenen Sprüchen, die durch das Buch zerſtreut ſind, einige als Vorſchmack oder zur Erinnerung ausheben. Aber fleißige Leſer Göthe's wiſſen das Alles im voraus,“ (was in den Wanderjahren ſteht?) „und leſen es lieber und beſſer im Buche ſelbſt. Eben ſo wenig wird es der Erinnerung bedürfen, daß wir auch, was die Darſtellung im Allgemeinen betrifft, der alten Meiſterſchaft begegnen. Dieſelbe leiſe Allmählichkeit, welche nichts überſtürzt" (bis auf das Stürzen über die Klüfte, wo „Rückhalt einem ſolchen Büchlein ziemt" u. ſ. w.); „eben die Ruhe der beſonnenen Künſtlerhand, die Faden an Faden reihet (?) und knüpft" (wo die Faſcikel ſie nicht im Stich laſſen), „daß wir das reiche Gewebe vor unſern Augen entſtehen ſehen; dieſelbe Klarheit, (?) die wie ein heiteres Morgenlicht ſelbſt das Dunkel des Geheimniſſes überſpinnt;*) eben jene zierliche Fülle, deren Reichthum nie überſättigt, jene Einfalt voll Bedeutung" (und Bedeutung voll Einfalt), „jener gefällige Zauber einer wechſelvollen und doch höchſt ungeſuchten Sprache, in denen wir längſt die Elemente der Göthe'ſchen Proſa kennen, erfreuen auch hier, und ziehen mit leiſer und doch unwiderſtehlicher Gewalt den Leſer mit ſich fort."

„Noch iſt das Buch nicht vollendet," (Nein!) „und wir müſſen erwarten, was der jugendlich heitre" (doch aber auch an „das Altwerden ſelbſt der genialen Kraft" erinnernde) „Greis, aus dem Schatze ſeiner Sammlungen und aus der Fülle ſeines raſtlos thätigen Geiſtes uns ferner" (an Romanen, oder „Redactionen ſeiner Faſcikel?") „zu bieten für gut hält. Aber nahe liegen die Fragen: Wird Wilhelm" (endlich „klüger werden?") „aus dem Gewirr der äußern Erſcheinungen einſt den Weg zurück finden zu ſeinem Innern?" (Früher meinte Recenſent doch, daß Wilhelm mit ſeinem Innern längſt aufs Reine ſey.)

---

*) Eine „Klarheit, die das Dunkel überſpinnt"!! (!!) Im Clair-obscur ſucht dieſer Kunſtrichter ſeines Gleichen?

„Wird der Zwieſpalt, von dem er noch nicht ganz zur Ruhe gekommen iſt, zu einem endlichen Frieden gedeihen? Wird auch für ihn aus der Entſagung“ (und dem Nichtsthun) „Glaube, Liebe und Hoffnung *) emporblühen? Erſt dann würden die Einleitungskapitel wahrhaft vorbedeutend ſeyn“ (nach der frühern Bemerkung ſind ſie es ſchon!), „und das Werk würde jene ihm vor Jahren“ (von Fr. Schlegel) „prophezeihte Höhe erreicht haben, (?) auf der die Kunſt eine Wiſſenſchaft und das Leben eine Kunſt iſt.“ **)

*) An allen Dreien fehlt es ihm doch jetzt ſchon nicht. Was glaubt, liebt und hofft unſer Wilhelm Meiſter nicht Alles? Und was hat er nicht ſchon geglaubt, geliebt und gehofft?

**) Worin beſteht denn nun aber die Kunſt des Lebens? Für Alle wie für den Einzelnen? Und durch welchen „endlichen Frieden“ ſoll denn Wilhelm auf dieſe Höhe gelangen? Das läßt der Ungenannte ungenannt. Und vor Allem: wie ſteht es nun um die Löſung des Problems von Göthe's Leben, im litterariſchen Converſationsblatt? Aber dieſe Frage werden ſich unſere Leſer zweifelsohne ſchon ſelbſt beantwortet, und: daß wir durch dieſen Ungenannten eben ſo wenig als durch Hrn. Varnhagen von Enſe, hinſichtlich der Tendenz der Wanderjahre, klüger geworden ſind, geſagt haben. Vernehmen wir daher nun auch noch den „wie es dem Erzieher wohl geziemt, ernſt und gründlich, Plato's und Göthe's Pädagogik gegen einander ſtellenden“ ordentlichen Profeſſor der Philoſophie (!) und des Breslauer pädagogiſchen Seminar's wie Gymnaſiums Director, Hrn. Kayßler!

3. „Fragment aus Platon's und Göthe's Pädagogik;

von D. A. B. Kayßler,*)

O. O. Profeſſor der Philoſophie, Director des Königl. pädagogiſchen Seminars für gelehrte Schulen und des Königl. Friedrichs-Gymnaſiums zu Breslau.“

Breslau bei Barth und Comp. 1821. 40 S. 8.

„Die Wichtigkeit der Erziehung wird beſonders in Zeiten fühlbar, da neue Lebens-Anſichten ins Leben treten und neue Verhältniſſe des Lebens ſich bilden wollen; aber es werden dann auch die großen Schwierigkeiten dieſer Kunſt und der Mangel eines gründlichen Wiſſens darüber fühlbarer, und die Sorge um dieſe Angelegenheit wird dann auch in Solchen laut, welche ſie ſonſt gern Andern überließen. So hören wir in unſerer Zeit von *allen* (?) Seiten, theils Klagen über die falſche Richtung der Erziehung, theils Anpreiſungen veralteter Methoden, theils Vorſchläge zu neuen Einrichtungen des Schul- und Erziehungs-

---

*) Wir theilen aus dieſer „*Einladungs-Schrift* zur *Prüfung* (!) der Schüler des Königl. Friedrichs-Gymnaſiums zu Breslau“ unſern Leſern, außer dem Eingange, bloß die hieher gehörigen, auf die *Wanderjahre* bezüglichen Stellen, zur *Prüfung* dieſes *Directors* des genannten Gymnaſiums, mit; vollkommen überzeugt, daß ſie *hieran* — *genug* haben werden. Zudem gehört dieſer Autor, wie *Meuſel* ſelbſt, jetzt ſchon zum *verſtorbenen* gelehrten Deutſchland, und ihm ſchadet weder der Irrthum noch das Irren mehr.

weſens; doch nur in Wenigem von dem Vielen läßt ſich eine tiefere und freie, etwas Höheres als ein augenblickliches Heilmittel beabſichtigende Erwägung des Gegenſtandes entdecken, und unter dieſem Wenigen verdient wohl das eine Auszeichnung, was unſer Göthe, in ſeinem neueſten Roman, über die Erziehung aufgeſtellt hat.“

„Ob dieſes Buch, welches das menſchliche Leben“ (doch wohl nur das der Perſonen in den Wanderjahren!) „unter den Geſichtspunkt der Wanderung und Entſagung ſtellt“ (ob dieſer Geſichtspunkt ein richtiger iſt, läßt dieſer Philoſoph ungefragt), „ein Gemälde der Kulturgeſchichte des Menſchengeſchlechts geben werde,*) und ob die pädagogiſche Provinz den Grundriß dieſes Gemäldes in einen Rahmen gefaßt, dem Leſer ſtets gegenwärtig erhalten ſolle“ (die pädagogiſche Provinz ein Grundriß der Kulturgeſchichte!!), „das mag uns das Buch ſelbſt in ſeiner Folge ſagen; denn Andeutungen dieſes großen Problems können auch abſichtlos darinnen enthalten ſeyn“ (wo?), „indem die Gebilde einer tiefen und reichen Individualität immer zugleich das Allgemeine von einer Seite darſtellen. *Dieſes* ſcheint aber *abſichtliche* Bedeutung der pädagogiſchen Provinz zu ſeyn, daß die wahre, naturgemäße Erziehung des Menſchen weder von der Familie, noch von der Schule, noch vom Staate zu erwarten ſey, ſondern daß vielmehr *Staat*, *Schule* und *Familie* einem höheren geiſtigen und freien *Verein der vernünftigen Menſchheit*" (dieſer Verein ſoll ja aber eben der Staat ſeyn!) „ſich fügen müſſen, wenn eine den verſchiedenen weſentlichen Anlagen der menſchlichen Natur entſprechende Erziehung realiſirt werden ſoll."

---

*) Eine Kulturgeſchichte der Menſchheit? Aus dem Geſichtspunkt der Wanderung und Entſagung? — die würde beſonders ſehr — vollſtändig ausfallen. Die Hauptacteurs darin müßten Nomaden und Märtyrer ſeyn. Schade nur, daß jene nicht zu entſagen, dieſe nicht zu wandern pflegen (inſonderheit der heilige Simeon Stylites!), beide aber zur Kultur der Menſchheit eben nicht ſonderlich mitgewirkt haben. Wie käme aber der Roman dazu, eine Geſchichte der Menſchheit zu ſeyn? Und zumal dieſer?

„Dieſer höhere Verein iſt die *unſichtbare Kirche*,*) als deren Mitglied ſich jeder fühlt, der die Macht des durch vernünftiges Denken freien Geiſtes ahnet und an die Weltregierung des ewigen Geiſtes glaubt." (Die Mitglieder hätten wir ſonach, aber wo iſt der *Verein*, wenn nicht eben in der Idee des *Staates*?) „Die Idee, die *unſichtbare* Kirche in einem äußern *ſichtbaren* Verein abzubilden, iſt wohl eines *philoſophiſchen* (?) Dichters würdig, ſo wie anderer Seits nur ein *dichteriſcher* Philoſoph" (nur ein *ſolcher*, oder ein Narr, wird auch auf die „Idee" dieſer „ſichtbaren *un*ſichtbaren Kirche" falls dieſe etwas anders als der *Staat* ſeyn ſoll, kommen können. Der wirklich *philoſophiſche* Dichter läßt es bleiben, eben weil er ein *philoſophiſcher*

---

*) So wird bekanntlich die Geſellſchaft *aller* mit Gott vereinigten Perſonen genannt. Wie in aller Welt ſoll dieſe nun der höhere Verein ſeyn können, dem ſich Staat, Schule und Familie fügen müſſen?

iſt;) „das Gemälde ſo ausführen kann, daß das im Leben als ein zufälliges Erſcheinende in ſeiner innern Nothwendigkeit erkannt werden kann, dagegen die durch die Gewohnheit befeſtigte Willkühr und das gedankenloſe Treiben des Lebens als das erſcheinen, was ſie ſind.“ (Zur Verbreitung dieſer Lehre bedarf es weder der Idee noch eines Gemäldes von einer ſichtbaren unſichtbaren Kirche. Daß „das im Leben als ein zufälliges Erſcheinende in ſeiner innern Nothwendigkeit erkannt werden müſſe,“ wird ja ſchon in unſeren nicht unſichtbaren Kirchen und von ſichtbaren Philoſophen und Religionslehrern gelehrt.) „Daher (?) erinnert Göthe's pädagogiſche Provinz leicht (?) an Platon's Republik.“.

„— So wird die Religion, auf welchen Gegenſtand wir uns hier beſchränken“ (Wie ſo? Macht denn die Religion allein die Bildung aus?), „von Platon und Göthe als das erſte Erziehungsmittel empfohlen“ (aber doch nicht als das Einzige? Sonſt würden die Zöglinge nur zu Pfaffen und Schwärmern werden), „und von beiden als Ehrfurcht“ (d. h. religiöſe; alſo die Religion als Religion) „bezeichnet; allein wie verſchieden faſſen ſie die Bedeutung dieſes

---

*) Staat, Schule und Kirche ſollen nie neben einander, ſondern der Staat, der eben als der höhere Verein der vernünftigen Menſchheit zur Beförderung des Menſchenwohls, allein gedacht werden kann, ſoll durch die Schule und Kirche (die kein Staat im Staate ſeyn ſoll) das Wohl der geiſtigen, ſittlichen und religiöſen Bildung der Menſchen bewirken. Auf den Begriff des Staats alſo, und nicht einer unſichtbaren Kirche, kommt es hier an!

Wortes, und wie verſchieden würde die Anwendung dieſes Erziehungsmittels im Sinne Göthe's von der des Platoniſchen Begriffs ausfallen; ja die Verſchiedenheit iſt ſo groß, daß zwei Richtungen der Erziehung daraus hervorgehen, welche an ihrem Ziele gefaßt, entgegengeſetzte Reſultate geben. „In der Platoniſchen Richtung wird der Menſch in die Religion hinein, in der Götheſchen der Menſch aus der Religion herausgebildet.“. (Heraus? Die Ehrfurcht ſoll ihm ja erſt angebildet werden!) „Dieſer Ausſpruch macht eine Erläuterung nöthig, in welche wir bequem (?) Alles (?) werden aufnehmen können, was die Abſicht dieſer (6) Blätter noch erfordert und der“ (nicht bequeme) „Raum erlaubt.“

„Der Menſch wird in die Religion hinein gebildet, wenn er über die Erde, die er mit ſeinen Füßen tritt, die ihn aber beherrſchen will, hinaus zu dem, was über ihm iſt, geleitet wird, um dort ſeinen Anknüpfungspunkt zu finden; und der Menſch wird aus der Religion herausgebildet, wenn er von dem, was oben iſt, durch die Erde, deren Schmerzenskind er iſt, auf ſich ſelbſt geführt wird, um in ſich ſelbſt den Schwerpunkt ſeines Lebens zu finden.“ *).

---

*) Das Alles iſt ſo viel als Nichts geſagt. Denn ſonach kann der Menſch weder bloß in die Religion hinein, noch bloß aus der Religion heraus, ſondern nur: aus der Religion heraus (d. h. aus ſeiner Anlage dazu) in die Religion hinein gebildet werden, eben weil er von dem, was unter ihm iſt, zu dem, was oben iſt, und von dieſem wieder zu dem, was unter ihm iſt, geleitet wird. Aber was iſt denn überall, in Bezug auf Gott, — Oben und Unten?

„Die Quelle der Religion, wird dieſe in der erſten Richtung gefaßt, iſt pſychologiſch. Der Menſch findet ſich als ein von irdiſchen Verhältniſſen vielfältig abhängiges Weſen, aber zugleich in der Beziehung auf ein von allen äußeren Verhältniſſen unabhängiges freies Daſeyn, welches alle Beſtimmungen aus ſich ſelbſt nimmt. Dieſes Daſeyn iſt ihm das überirdiſche, himmliſche, göttliche, die ihm angeborene Idee der Gottheit verkündiget ſich ihm; und läßt er dieſe Beziehung in ſich vorwalten, ſtrebt er, von den irdiſchen Verhältniſſen in ſich ſelbſt immer unabhängiger zu werden, und läßt die Selbſtſucht, welche ihn vom Himmel losreißen und mit der Erde einen Vertrag für das zeitige Leben ſchließen will, nicht aufkommen, ſo iſt er ein religiöſer“ (doch, nach Hrn. K., nur ein, von unten nach oben zu, religiöſer), „ein ſittlicher, ein wahrer Menſch, der zwar nicht abſolut frei iſt, wie Gott, aber ſtets freier wird, und deſſen Freiheit nicht bloß gedacht und eingebildet, ſondern reel, in der Geſinnung, im Handeln und Leben ſich bewährt. Dieſes iſt die Religion nach dem inneren Gemeinſinn, oder nach der Vernunft als Gemeingut aller Menſchen.“

„Die Quelle der in der andern Richtung gefaßten Religion iſt kosmiſch“ (wie ſteht denn der Begriff der kosmiſchen Quelle der Religion dem der pſychologiſchen Quelle entgegen?); „ſie entſpringt aus der Betrachtung der Welt, ihrer Entſtehung und Stufenbildung“ (und woraus entſpringt denn dieſe Betrachtung?); „und ſchon daraus folgt, daß ſie nicht die Religion des natürlichen (sic!) Menſchen ſeyn könne, ſondern, was ſie auch in größerer

Nähe betrachtet ſeyn mag, das Eigenthum des zur freien Kunſt des Denkens erhobenen und das abſtrakte Allgemeine erkennenden Geiſtes ſey.“ (Und ein ſolcher Geiſt iſt alſo *kein natürlicher* Menſch?). „Das kosmiſche Prinzip kann hiſtoriſch geglaubt, oder metaphyſiſch begriffen, oder mythiſch angeſchauet werden.*) Wenn die Schrift ſagt: Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde, ſo wird eine Thatſache ausgeſprochen, die in keinem Zuſammenhange ſteht, weder mit frühern noch mit *ſpäteren*, (?) die alſo nicht nach ihrer Möglichkeit begriffen, ſondern nur ſchlechthin geglaubt werden kann. Dem *natürlichen* Menſchen iſt indeſſen der Glaube *genug*; — daß aber der *natürliche* Menſch zugleich der *weiſeſte*“ (alſo doch auch „ein zur freien Kunſt des Denkens erhobener Geiſt“) „ſeyn kann, ohne des metaphyſiſchen Begriffs oder der mythiſchen Anſchauung des kosmiſchen Prinzips zu bedürfen, das beweiſet der Xenophontiſche und Platoniſche *Sokrates*, der die kosmiſchen Mythendichter, ſo wie die Metaphyſiker, auf die höheren Bedürfniſſe der Menſchheit hinwies.“ (Was iſt denn nun der *unnatürliche* Menſch eigentlich für einer?) „Wenn nun von *Göthe* zu erwarten war, daß den Bedürfniſſen und Forderungen ſeines Geiſtes nur eine kosmiſche *Anſicht*“ (das iſt etwas Anderes; vorher war von der *Quelle* die Rede) „der Religion ſich bequemen, und daß ihn

---

*) Ein hiſtoriſches *Glauben*, ein metaphyſiſches *Begreifen* und ein mythiſches *Anſchauen*, läuft, was das — *Erkennen* betrifft, ſo ziemlich auf Eins hinaus.

weder die metaphyſiſche noch die altgläubige Sokratiſche anſprechen dürfte: ſo hätten wir, nach dem oben gezogenen Kreiſe der Vorſtellungen, unſere Erwägung auf die Frage zu ſtellen, wie ſich in ihm die mythiſche Anſicht der Welt durch Chriſtenthum und Philoſophie in Beziehung auf die mythiſche Grundlage ſich geſtaltet habe, wenn wir ein Buch über Göthe's höchſte Beſtrebungen ſchreiben wollten. Wir beſchränken uns alſo auf ſeine eigenen, in der pädagogiſchen Provinz gegebenen Erklärungen, nichts Höheres anſtrebend, als daß einige von den zu gebenden Andeutungen kundigeren Leſern nicht ganz verfehlt zu ſeyn ſcheinen mögen, was ſchon von Werth ſeyn würde, da die von der Dreiheit des myſtiſchen Obern, wie vom delphiſchen Dreifuß verkündigten Ausſprüche, keineswegs in ſich ſelbſt ſo begränzt ſind, daß ſie nicht verſchiedene Arten und Stufen der Erkenntniß zulaſſen ſollten.“ (Gewiß! Aber doch nur weil jene myſtiſchen Ausſprüche eben ſo ſehr begränzt, ja recht eigentlich bornirte ſind.) „Wie die Natur überall einfach iſt, und in ihrem Einfachſten ihr Allgemeinſtes offenbart, ſo beſteht Göthe's eigenthümliche Denk- und Sprachkunſt darin, daß er für den tiefſten und allgemeinſten Gegenſtand das einfachſte Denk- und Sprachbild zu finden, und es ſo aufzuſtellen weiß, daß der Gegenſtand ſchon dem erſten Blick anſchaulich und überſchaulich und bei wiederholter Betrachtung des Bildes in allen ſeinen Beziehungen klar wird.“ (Auch das Myſterium der Dreieinigkeit?) „Einen andern Charakter haben ſeine philoſophiſchen Reflexionen“ (gehören denn die nicht zu ſeiner „eigenthümlichen Denkkunſt?) die oft nur als Cometen *) ausgeworfen werden, um ſich ſelbſt ihre Bahn zu ſuchen. So gäbe das Bild, in welchem ſich Göthe ſeine drei Weltreligionen verſinnlicht hat, eine artige Titelvignette" (z. B. die Abbildung der drei Ehrfurchtsgebehrden!) „zu einem Kinderalmanach" (für große Kinder!); „und doch wie Inhaltſchwer iſt dieſer leichte, faſt komiſche Anlauf." Da nicht alle Leſer das Buch zur Hand haben dürften, *) ſo ſchreiben wir die erſte Scene der pädagogiſchen Provinz hier ab."

„Schon hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannigfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerſchaft ein ſonderbares Anſehen gab; eben war er im Begriff, ſeinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wunderſamere Bemerkung ſich ihm aufthat: alle Kinder, ſie mochten beſchäftigt ſeyn wie ſie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten ſich, mit beſonderen, aber verſchiedenen Gebärden, gegen die Vorbeireitenden, und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgeſetzten galt. Die jüngſten legten die Arme kreuzweis über die Bruſt und blickten fröhlich gen Himmel; die mittlern hielten die Arme auf den Rücken und ſchauten lächelnd zur Erde; die Dritten ſtan-

---

*) An der Nebelhülle und auch dem nebelichten Schweif fehlt es ihnen allerdings nicht.

**) Das wäre ſchlimm! Da bliebe ihnen beim Leſen dieſer Abhandlung bloß Herrn Kayßler's „mythiſches Anſchauen" der Göthe'ſchen Pädagogik übrig.

ſtanden ſtrack und muthig; die Arme niedergeſenkt, wendeten ſie den Kopf nach der rechten Seite und ſtellten ſich in eine Reihe, anſtatt daß jene vereinzelt blieben, wo man ſie traf.“

„Die *urſprünglichſten* Gefühle des Erdmenſchen ſind in dieſem Bilde angedeutet.“ (*Göthe* läugnet ja aber ausdrücklich, daß die Ehrfurcht ein *urſprüngliches* Gefühl des Erdmenſchen iſt.) „Der aus dem Paradieſe *verſtoßene* Adam erhebt das Auge zum Himmel,“*) der nicht, wie das Paradies, für ihn verſchloſſen iſt, ſondern freundlich auf ihn herabſieht und Hoffnung in ſein Herz gießt. *Frei*“ (doch nur als ein *gezwungener* Freiwilliger, eben des „Verſtoßens“ aus dem Paradieſe wegen) „entſagt er jetzt dem Paradieſe, gewiß, daß ihm im *Himmel* eine *ſüßere Frucht* reife“ (ach, an *dieſe* Früchte hat er damals wohl noch nicht gedacht!) „und mit Dank“ (für die Verſtoßung aus dem Paradieſe?) „und Hingebung wendet er ſeinen Blick vom Himmel zur Erde, die ſeiner Mühe und Arbeit harret, um ihm, dem ſich-ſelbſt Ueberlaſſenen“ (und vor Allem Hungrigen!) „zu geben, was er bedarf;“ während die Mutter der Lebendigen *lächelnd* (!) ihren Erſtgebornen anblickt, *vergeſſend* des Fluches, (!) der ſie dem Manne unterwürfig machte, und den *Schmerzen* des Gebärens übergab, und *ahnend*, (!!) daß *einſt* freie Erniedrigung und

---

*) Beſſer hätte er doch wohl gethan, ſeinen Blick zuerſt auf die, ihm zunächſt liegende, *Erde* zu werfen, um Schutz und Nahrung zu ſuchen. Wird's auch wohl gethan *haben*.

frei übernommener Schmerz“ (den übernimmt der Menſch nie frei!) „die Menſchheit zu ihrer höchſten Würde und Seligkeit erheben werde.“ — (Da haben wir ja, ad vocem der pädagogiſchen Provinz, das ganze erſte Kapitel aus Adam's und Eva's Lehr- und Wanderjahren zugleich; denn wegen der Wanderung aus dem Paradieſe, fallen bei den Stammältern unſrer Aller, die Wanderjahre gleich in die Lehrjahre hinein. Daß aber Mutter Eva gleich ſo weit hinausgedacht hat, über die einſtige und NB. durch freie Erniedrigung und frei übernommenen Schmerz erfolgen ſollende Erhebung der Menſchheit zu ihrer höchſten Würde, können wir doch auch: weder hiſtoriſch glauben, noch metaphyſiſch begreifen, ja vernünftiger weiſe, nicht einmal mythiſch anſchauen. Die Weiber pflegen doch ſonſt immer zuerſt das Nächſte zu bedenken, wie viel mehr nicht, wenn ſie, wie hier die Eva, ſo eben zur Mutterwürde gelangt ſind.) — „Wollten wir das Bild in unſerm Sinne vervollſtändigen, ſo würden wir in Chriſtus die durchdringende Vereinigung des Himmels und der Erde, und in ihm zugleich das Vorbild der allgemeinen Wiedergeburt der Welt, welche der von ihm ausgegangene Geiſt bewirket, anzudeuten ſuchen.“ (Nun kommen gar Vorbilder, in Bildern, zu Bildern!) „Daß Göthe in das Bild einen andern Sinn legte, bedarf nicht der Erinnerung. . Er läßt uns eine griechiſche“ (wo? doch nicht in der pädagogiſchen Provinz?) männliche, auf modernen“ (i. e. fabulöſen) „Boden verpflanzte Jugend ſehen; beſtimmt, mit gegenſeitiger Unterſtützung und Anerkennung gleichen Werthes, den die Freiheit giebt, das Leben muthig und kräftig durchzufechten." *)

„Um dieſes zu vermögen, muß jeder in ſich befeſtiget ſeyn in ruhiger Haltung der Pole ſeines Lebens; er ſoll es ſich fröhlich bewußt ſeyn, daß die Blüthe ſeines Lebens im Himmel ſich entfaltet, er ſoll ſeinem Ideale leben" (das iſt zum bloßen Vermögen des kräftigen Durchfechtens des Lebens eben ſo nöthig nicht); „er ſoll es aber auch nie vergeſſen, daß das Leben ſeine Wurzeln in die Erde treibt, und ſoll dieſer lächelnd den ſchuldigen Tribut entrichten." (Den dem Verf. ſchuldigen Tribut des Lächelns werden ihm gewiß alle Leſer, hier zumal, gern entrichten.) — „So etwa möchte ein Grieche" (o ho!) „das Bild faſſen; aber für die weitere Entwickelung der Menſchheit hat das Bild eine tiefere Bedeutung." (Immer noch Bilder! Wenn's doch nur erſt an die Beweiſe käme!) „Denn durch das Chriſtenthum iſt die Menſchheit, nach Göthe's tiefblickender Bemerkung" (sic!) „auf ein Extrem der Entwickelung hingerichtet worden; nur können wir uns nicht überzeugen, daß der poſitive Geiſt des Chriſtenthums dieſe Wirkung hervorbringe, ſondern

---

*) Die Möglichkeit, die wandernden Entſagenden in den Wanderjahren, auch noch wandernd „fechten" zu ſehen, haben wir, S. 144 und 145, ſelbſt nicht beſtritten; aber von einem „muthigen und kräftigen Durchfechten des Lebens" iſt in den Wanderjahren doch wohl eben ſo wenig, als, was zumal die Dreſſur zu den Ehrfurchtsgebehrden betrifft, in der pädagogiſchen Provinz von dem „Werthe, den die Freiheit giebt," die Rede.

vielmehr der durch ihn“ (dem poſitiven) „hervorgerufene negative Geiſt der nackten Selbſtſucht“ (die pflegt nicht nackt zu gehen), „welcher die Stätte des Glaubens, welche die Ungläubigen der alten Welt nicht fanden, zur Brandſtätte“ (in verbrannten Köpfen!) „macht, oder zum Alles verſchlingenden Abgrund der endlichen Selbſtheit. Nur ſchauend oder ahnend das Walten dieſes negativen Geiſtes konnte Göthe ſeine drei Weiſen des Weſtlandes den Ausſpruch thun laſſen: die Religion (Ehrfurcht) ſey dem Menſchen nicht angeboren, ſondern müſſe als ein höherer Sinn der Natur gegeben werden.*) Wo Vernunft iſt“ (wie z. B. in dieſer Abhandlung), „da iſt auch Ehrfurcht; denn wo ſie iſt, iſt ſie als das Höhere über der Perſönlichkeit, und ſelbſt der perſonificirte negative Geiſt kann die Scheu vor der Vernunft nicht überwinden; wer wagt es aber zu behaupten, daß Vernunft ſelbſt dem unvernünftigen Menſchen nicht angeboren ſey, da er doch nur als der Vernunft widerſtrebend unvernünftig ſeyn kann.“ (Nun deshalb könnte ihm immer die Unvernunft auch angeboren ſeyn.) „Auch werden körperliche Gebärden dem Knaben die Ehrfurcht nicht anüben, ſondern zur

---

*) Nun, ſo wiſſen wir doch nun wenigſtens, wie Göthe zu dieſer wunderlichen Behauptung gekommen iſt, nämlich: „weil der poſitive Geiſt des Chriſtenthums, den negativen der nackten Selbſtſucht hervorgebracht hat, Göthe aber nur das Walten dieſes negativen Geiſtes geſchaut oder geahnet hat, der die Stätte des Glaubens zur Brandſtätte, oder zum Alles verſchlingenden Abgrund der endlichen Selbſtheit macht!!“

Grimaſſe werden" (das hat ſeine Richtigkeit!), „wie ja ſelbſt Göthe bei der Aufſtellung ſeines pädagogiſchen Statiſtenchors den Scherz" (er meint's doch gar ernſtlich!) „durchblicken läßt; und die Weiſen, welche die Ehrfurcht überliefern ſollen, würden ſelbſt die für ihren Zweck erforderliche Ehrfurcht der Zöglinge nicht gewinnen können, wenn nicht die Idee des Ehrwürdigen und Heiligen, und mit ihr die heilige Scheu, dieſen eingeboren wäre. Eine freie Ehrfurcht, die dem Menſchen an- und eingebildet werden müſſe, könnte nur die Ehrfurcht gegen ſich ſelbſt ſeyn" (die braucht ihm am Wenigſten erſt eingebildet zu werden), weil er zugleich der Verehrende und Gegenſtand der Verehrung ſeyn würde," — (dergleichen giebt es Viele!) — „ein Kunſtſtück" (sic!) „deſſen vollſtändiges Gelingen allerdings die Einrichtung einer tranſcendentalen" (was iſt das für eine?) „pädagogiſchen Provinz, manches gemachte Geheimniß" („gemachter Geheimniſſe" giebts in den Wanderjahren allerdings genug) „und eine geheime Verbrüderung erfordern würde, in welcher der Einzelne, das geheimnißvolle Ganze als ſein beſſeres Selbſt in ſich tragend, zur Verehrung ſeiner ſelbſt kommen könnte." (Das iſt doch aber weder ein „Kunſtſtück," noch bedarf es dazu „tranſcendentaler pädagogiſcher Provinzen, gemachter Geheimniſſe und geheimer Verbrüderungen.) „Der Menſch ſoll ſeine Vernunft ehren und ſich ihr unterwerfen,*) weil ſie der Strahl der Gottheit iſt, und er ſoll ſeinen Körper ehren, als den Tempel der Gottheit; Ehren iſt aber unterſchieden von Verehren und Ehrfurcht, die nur das Vollkommene, Sittliche, Heilige zum Gegenſtande hat.“ (Beruht denn dieß aber nicht eben auf der Vernunft?)

---

*) Das würde heißen: er ſoll die Vernunft der Vernunft unterwerfen. Am bündigſten wäre es wohl geweſen,

„Daß Göthe in der kosmiſch-mythiſchen Anſicht der Religion ganz und gar befangen iſt, geht aus der Art und Weiſe hervor, wie er die Drei von ihm ſogenannten Weltreligionen abſondert und vereinigt.“

„Wir ſagen nichts über das Zuſammenwerfen des Moſaismus mit den ethniſchen Religionsformen, indem wir Göthe nicht zumuthen wollen, in den Iſraeliten, obgleich ſie noch vor Homer einen David hatten, etwas mehr als ein Volk der alten Welt zu ſehen; *) daß aber das Chriſtenthum als das Extrem einer, in der früheren Geſchichte nur in einzelnen Spuren ſichtbaren, Verirrung (?) des hiſtoriſchen Weltgeiſtes betrachtet wird“ (wo?), „das kann nicht mit Stillſchweigen übergangen werden. Doch Göthe ſtraft ſich ſelbſt für dieſe große Unkunde des Chriſtenthums, die man ſich auch unter Vorausſetzung ſeiner kosmiſch-mythiſchen Anſicht von der Religion überhaupt, kaum anders erklären kann, wie die

---

wenn Hr. K. geſagt hätte, der Menſch ſoll ſeine Vernunft ausbilden. Dann findet ſich auch das Ehren der Vernunft von ſelbſt.

*) Wie ſollte man aber auch, deshalb, weil ſie noch vor Homer einen David hatten, in den Iſraeliten etwas mehr als ein Volk der alten Welt, ſehen — können! Was thut David hier zur Sache?

manchen Menſchen angeborne Abneigung gegen gewiſſe Speiſen oder Thiere; denn er ſchlägt damit ſeiner allegoriſchen Statue die Füße ab und macht ſie zum Torſo, indem dasjenige, was S. 170 von der dritten Weltreligion ohne Beziehung auf das Chriſtenthum geſagt wird, in der That nichts mehr iſt, als ein Geſtelle, worauf der Torſo geſetzt werden muß, weil ihm die Füße fehlen." — (Hierdurch wird doch aber auch augenfällig nur gezeigt, daß Göthe ſeine Anſicht von der Religion, zu einem Geſtelle für einen Torſo, und nicht zu einem Torſo ſelbſt gemacht habe.) — „Gewiß würde den meiſten Leſern bei dieſer, von der chriſtlichen Anſicht wie gefliſſentlich abſehenden Beſchreibung der Ehrfurcht gegen das, was unter uns iſt, etwas Aehnliches widerfahren, wie dem Felix, deſſen ethniſcher Blick" (sic!) „und Stellung ſo ſchnakiſch war; der lächelnde Blick nach Unten würde ſich ihnen ins Ironiſche verziehen, wenn nicht Göthe auch da, wo er aus der Rolle fällt, noch edel zu ſprechen gewohnt wäre, und wenn er nicht, hier die Gefahr ahnend, das Wort Ehrfurcht klüglich vermieden, und dem religiöſen Gefühl nur etwas zu bedenken gegeben hätte. Wer hätte nicht wenigſtens etwas von den Myſterien der Ceres (!) erwartet! Oder ſollen wir in dieſer Unterwelt-Religion nur den warmen Sonnenſchein und die Ebbe des blauen Himmels" (sic!) „ſehen?" — (Wir ſehen hier bei Göthe, wie bei Herrn Prof. Kayßler, überall nur die Ebbe des blauen Dunſtes!) „Das will Göthe ſo wenig als irgend etwas Höheres, (?) ſondern eine ganz einfache, (?) verſtändige (?) Religion*) als Haus- und Staatsbedarf für das äußere Leben, um auf dieſe geebnete Fläche des menſchlichen Lebens, in welche ſich die Gefühle des Hohen und Niedrigen neutraliſiren, das Gebäude der Kunſt, als das höhere" (Göthe will ja nichts Höheres!) „Ziel der Pädagogik, wo auch die der Kunſtbildung unterworfene Seite" (sic!) „des Chriſtenthums ihre Stelle findet, aufzuführen."**) Für das unmündige Kind wird der Glaube gefordert, daß ein Gott da droben ſey" (den Glauben fordert von unmündigen Kindern Gott ſelbſt noch nicht), „der ſich in Eltern, Lehrern und Vorgeſetzten abbildet und offenbaret; für den reiferen Zögling das Bewußtſeyn der irdiſchen Verhältniſſe" (damit fängt auch das Kind wohl am Beſten an) „des menſchlichen Lebens; für den reifen" (der reife iſt doch weniger als der reifere!) „das Selbſtbewußtſeyn der eigenen Thatkraft, womit er ſich in Verbindung mit ſeines Gleichen kühn und ſtark der Welt entgegenſtellt. Die Ehrfurcht gegen ſich ſelbſt und ſeines Gleichen, die ſich in dieſem Selbſtbewußtſeyn offenbart, iſt, wie bald darauf geſagt wird, die Grundlage der Religion des Weiſen, oder die philoſophiſche, von welcher an einem andern Orte Chriſtus als ein Beiſpiel aufgeſtellt wird. Der Weiſe nämlich ſtellt ſich in die Mitte, muß alles Höhere zu ſich herab, alles Niedere zu ſich herauf ziehen, und nur in dieſem Mittelzuſtande verdient er den Namen eines Weiſen.“ *)

---

*) In Abſicht ihrer Ehrfurchts- und Dreieinigkeitslehre, doch wohl weder eine verſtändige noch verſtändliche.

**) Alſo das höhere Ziel der Pädagogik iſt das Gebäude der Kunſt; und dieß hat Göthe auf dem Grunde einer einfachen Religion für den Hausbedarf, i. e. „einer geebneten Fläche des menſchlichen Lebens, in welche" (sic!) „ſich die Gefühle des Hohen und Niedrigen neutraliſiren" — aufgeführt;

„Originalität Poßhans!
Original für's Narrenhaus!"

das gehört doch fürwahr zu dem Ueberſchwenglichen, von dem Pope ſagt: „It is generally the fate of such people who will never say what was said before, to say: what will never be said after them!"

„Hier ſetzt uns nur das Wort Mittelzuſtand, das wegen ſeiner durch keine Beſtimmung behobenen“ (sic!) „Vieldeutigkeit undeutlich iſt“ (ſonach ſcheint ſich die ganze Philoſophie dieſes Philoſophen im Mittelzuſtand zu befinden), „in Verlegenheit. Denn wir wiſſen nicht, ob wir dabei an die ſtoiſche Apathie, der es gleichgültig iſt, ob Götter ſind oder nicht, und die den Geiſt gegen die Freuden und Leiden der Erde ſtählt, denken ſollen; oder an die urſprüngliche Stellung des Menſchen“ (in der ſteht auch der Stoiker!) „zwiſchen dem ewigen Gotte und der geſchaffenen Natur“ (zu dieſer gehört der Menſch ſelbſt), „oder an einen Mittelſtand, gleich dem Bürgerlichen zwiſchen Vornehmen“ (gehört der Bürgerliche nicht zu dem Vornehmen?) „und Geringen,“ (giebts unter den Vornehmen keine Geringe?) „ſo zwiſchen der hohen Vernunft und der niedrigen Be-

---

*) Der wahre Weiſe muß jedes Ding an ſeiner Stelle laſſen, und nur das Verhältniß jedes Dinges in Raum und Zeit, gehörig aufzufaſſen bemüht ſeyn.

gierde als eine Miſchung beider." (Alſo der Bürgerliche gleicht einer Miſchung von hoher Vernunft und niedriger Begierde!) „Die erſte Deutung ſteht mit dem dichteriſchen Weiſen" (was iſt das für ein Weiſer, ein dichteriſcher?) „anderweitig zu ſehr im Widerſpruch" (warum?), „als daß wir ihr beipflichten könnten; die zweite iſt für ihn zu ſpeculativ und abſtrakt" (nun, über die urſprüngliche Stellung des Menſchen, wird ja Göthe wohl auch noch nachdenken können), „und ſo bleibe, da uns eben keine andere entgegentritt" (fataler Umſtand!), „die dritte übrig, die wir um ſo geneigter ſind anzunehmen, da ſie unſerer ſchon aufgeſtellten Geſammt-Vorſtellung von der religiöſen Anſicht des Dichters vollkommen entſpricht." *)

„Wir geſtehen nämlich, daß wir gleich beim erſten Anblick der dreifachen" (oben hieß es ja, ſie ſey eine ganz einfache!) „Weltreligion bei Göthe, an die dreifache Grundidee der Platoniſchen Pſychologie erinnert wurden, und daß dieſe Erinnerung die erſte Veranlaſſung war, etwas von der Platoniſchen Pädagogik in dieſe Blätter aufzunehmen. Nach dieſer Idee iſt das Obere die Vernunft als das in Einheit Herrſchende, das Untere die Begierde als das zu Bezähmende

---

*) Göthe's Anſicht von der Religion iſt alſo die: daß die Religion eine Miſchung von hoher Vernunft und niedriger Begierde iſt; gleichwie der Bürgerliche eine Miſchung von Vornehmen und Geringen iſt. Wie kann aber der Menſch dann noch „zwiſchen beiden ſtehen," was unſer Philoſoph doch ausdrücklich ſagt, wenn er eine „Miſchung beider" iſt?

und zum Gehorchen Beſtimmte; das Mittlere, der Lebensmuth, die Thatkraft, das Hochherzige und Großartige." (Steht denn das zwiſchen der Vernunft und Begierde?) „Daß dieſes auch die Mitte Göthe's" (sic!) „ſey, ſcheint uns außer Zweifel zu ſeyn,*) ſo wie wir der Meinung ſind, daß viele der ausgezeichneten Geiſter unſerer Zeit von dem Zauber (!) dieſer Mitte" (zwiſchen Vernunft und Begierde!) „verführet, die Perſönlichkeit auf Koſten der Vernunft erhoben haben;" (eine fürwahr g[illegible]artige Perſönlichkeit!) „nur thun Andere dieſes nicht mit gleichem Rechte, welches der Dichter, und zwar der ausgezeichnetſte Natur- und Lebensdichter, für ſich hat" (zwiſchen der Vernunft und Begierde zu ſtehen!), „und mit mehr Gefahr. Dem Dichter reinigen ſich die Begierden in der Mitte" (im Magen?) „und die Vernunft gewinnt doch irgend eine Geſtalt, obgleich ſie des Zepters und der Krone beraubt und vom Throne gehoben wird." (Nun wird die Vernunft gar zum Ritter von der traurigen Geſtalt!) „Daß es aber, bei ſolcher Faſſung des Standpunktes für das menſchliche Leben, unmöglich iſt, den wahren Grund der Religion zu finden, das ſcheint uns" (uns auch!); „und ſo glauben wir auch nicht" (wir auch nicht), „daß Göthe jemals das Ziel erreichen wird, wonach er doch ſo eifrig zu ringen ſcheint, wenn er es nicht über ſich vermag, für dieſen Zweck den Dichter zu verläugnen, die Vernunft von der Phantaſie zu löſen, und ihr Primat anzuerkennen.“ — (Vollkommen wahr! Nur muß er das nicht in der Schule dieſes Philoſophen lernen wollen!) — „Nur durch dieſe von Sokrates *) zuerſt unternommene Löſung der Vernunft von

---

*) Göthe ſteht alſo zwiſchen der Vernunft und der Begierde in der — Mitte!

---

*) In Beziehung auf die Philoſophie des Sokrates kommt in dieſer Abhandlung, bei Erwähnung des „Fundamentes, auf welches Platon die Erziehung der Wächter und Hüter gebaut, und ſomit das vernünftige Leben in einem wohleingerichteten Staate begründet (?) habe.“ auch noch folgende, Göthe mit betreffende, merkwürdige Stelle vor: „Nachdem Sokrates die phyſiſchen Eigenſchaften des Wächters nach der Natur des edlen Hundes beſtimmt hat, ſucht er die ſeinem Berufe entſprechende Geſinnung deſſelben auf, und findet ſie in dem ſcheinbaren Widerſpruch, daß er übelwollend und furchtbar dem Feinde, dagegen wohlwollend und milde dem Freunde ſeyn müſſe, was ebenfalls am Hunde zu ſehen iſt. Die Analogie des Hundes, (sic!) bei welcher Sokrates eben ſo mit Vorliebe verweilt wie Göthe, obwohl in anderer Beziehung, das Pferd aus dem Thierreich hervorgehoben und dem Menſchen zu ſeiner Bildung (?) an die Seite geſetzt hat, führt ihn noch weiter; und weil er an dem edlen Hunde bemerkt hat, daß er dem Fremden nicht deswegen zürnt, weil ihm von demſelben Böſes widerfahren iſt und den Bekannten nicht darum (?) liebt, weil er Gutes von ihm empfangen hat; ſondern Freundes- und Feindesblick eben nur darnach unterſcheidet, daß er den Einen erkannt, den Andern nicht erkannt hat: ſo ſchließt Sokrates daraus, daß in dem Hunde ein Trieb zur Erkenntniß, und ſomit eine philoſophiſche Anlage“ (im Hunde!) „vorauszuſetzen ſey.“ — Daß nun Göthe dieſe Sokratiſche Anſicht vom Hunde nicht hat, geht ſchon aus ſeinem Fauſt hervor, dem er den Teufel zuerſt in Geſtalt eines

Allem was unter ihr iſt, iſt die Realiſirung der wahren Philoſophie, und mit ihr der wahren Vernunftreligion, möglich, was Platon für alle Zeiten bewieſen hat.“ — (Gerade Platon aber hat doch bekanntlich die Vernunft von der Phantaſie nicht nur nicht geſondert, ſondern vielmehr beide in den vereinten Werken ſeines philoſophirenden und dichtenden Geiſtes, ſo innig mit einander verknüpft, daß er eben hiedurch das Verſtändniß ſeiner Philoſophie, ſo unendlich erſchwert, und ſo unzählige Mißdeutungen derſelben veranlaßt hat.) — „Und nur derjenige, welcher die Vernunftreligion auf dieſem Wege gefunden hat, hat zugleich den Schlüſſel gefunden, der ihm den wahren Geiſt des Chriſtenthums aufſchließt. Die wahre, die Platoniſche Philoſophie“ — (nur eben noch erklärte der Verf. die Realiſirung der wahren Philoſophie, allein durch die Löſung der Vernunft

---

ſchwarzen Pudels erſcheinen läßt; auch ſagt er in einem ſeiner venetianiſchen Epigramme geradezu:

„Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt wie der Menſch, ſo der Hund!“

und durch den Hund des Aubry haben es dieſe Lieblinge des Sokrates, Friedrichs II. und des deutſchen Theaterpublikums, vollends mit Göthen verdorben! Aber eben ſo wenig als den Hund hat er auch das Pferd dem Menſchen zu ſeiner Bildung an die Seite geſetzt, ſondern nennt vielmehr die Beſchäftigung des Menſchen mit den Pferden, ſelbſt eine rohe, weshalb er ſeine Pädagogen eben, die Sprachbildung, als die zarteſte, damit verknüpfen läßt.

von der Phantaſie, für möglich; und dennoch nennt er hier die Platoniſche Philoſophie, par excellence, die wahre!) — „iſt die Weihe zum Chriſtenthum, (!) und das Chriſtenthum iſt nicht bloß hiſtoriſch, die Erfüllung der Propheten, ſondern auch, philoſophiſch betrachtet, die höhere Praxis der Platoniſchen Dialektik!“ — (heiße das eine Löſung der Vernunft von der Phantaſie? eine Realiſirung der wahren Philoſophie?) — „Daß übrigens Göthe die wahre Religion im Herzen trage, und nur ihr Bekenntniß, das wahre Credo, nicht finden könne, welches er am wenigſten in einem: o! felix peccatum, quod nobis Redemptorem dedisti, und andern poetiſchen oder myſtiſchen Ausrankungen ſuchen ſollte; *) dieſe unſere Ueberzeugung wollen wir nur für gewiſſe Leſer“ — (für welche?) — „mit Worten ausſprechen, und eben für dieſe möge noch folgende klaſſiſche (?) Stelle aus

---

*) Göthe ſteht, nach dem frühern Ausſpruch dieſes Philoſophen, „zwiſchen der Vernunft und der niedrigen Begierde, in der Mitte, „zeigt eine „große Unkunde des Chriſtenthums,“ kann von ſeinem Standpunkt aus „unmöglich den wahren Grund der Religion, am wenigſten das wahre Credo finden;“ ſucht das Bekenntniß derſelben in „poetiſchen oder myſtiſchen Ausrankungen“ u. ſ. w., trägt aber dennoch „die wahre Religion“ unläugbar „im Herzen!“ — Nun, da dürfte er denn wohl nicht ſchwer daran zu tragen haben! Daß er ſie aber im Herzen trägt, muß freilich wahr ſeyn; denn daß auch dieſer Beurtheiler ſeiner Wanderjahre zu den Offenbarungs-Werkzeugen des Dichters, die ihn über ſich ſelbſt belehrt und das Problem ſeines Lebens gelöſt haben, gehört; hat er ſelbſt in ſeiner Danksagung für die geneigte Theilnahme bekannt.

des Dichters weſtöſtlichem Divan, S. 424 ihre gute Stelle finden: „Das eigentliche, einzige (?) und tiefſte Thema der Welt- und Menſchengeſchichte, dem alle übrigen untergeordnet ſind, bleibt der Conflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle (!) Epochen, in welchen der Glaube herrſcht, unter welcher Geſtalt er auch wolle, (!!) ſind glänzend, herzerhebend*) und fruchtbar für Mitwelt und

---

*) Auch, (um hier nur die Geſchichte des chriſtlichen Glaubens zu berühren) auch die Epochen der Hierarchie und Ketzergerichte? der Inquiſition und Ablaßkrämerei? der Niedermetzelung und Vertreibung der Hugonotten? der Verbrennung Johannes Huß'ens? der Einkerkerung Galilei's? der Vehmgerichte? der Hexenprozeſſe? ꝛc. ꝛc. — Sind auch dieſe Epochen der Herrſchaft des Glaubens, „glänzende Herzerhebende“ geweſen? — Und dieſe Stelle nennt dieſer Philoſoph eine „klaſſiſche!“ und „durch ſie,“ meint er, habe Göthe bewieſen, daß er „die wahre Religion im Herzen trage!“ — Gerade hier hätte er ihm doch wohl am Schlagendſten den Vorwurf der „großen Unkunde des Chriſtenthums“ und, ſetzen wir hinzu, der Religionsgeſchichte überhaupt, machen können! — Unbegreiflich würde es übrigens ſeyn, wie — Göthe — der Dichter des Fauſt, und ſtrenge Eiferer wider den „religiös-alterthümelnden chriſtkatholiſchen Kunſtgeſchmack;“ der ſich ſo oft und ſo energiſch gegen alle religiöſe Schwärmerei und Myſtik, gegen alle „falſche Frömmelei im Leben wie in der Kunſt erklärt; „Rauch des Tabaks, Wanzen, Knoblauch und das Kreuz“ wie „Gift und Schlange“ gehaßt; die „neupoetiſchen Katholiken“ ſo intolerant beſungen, und noch vor Kurzem erſt (um „Gottgegebne Kraft nicht unnütz zu verlieren“) wie immer zu — „proteſtiren“ feierlichſt gelobt hat; —

Nachwelt. Alle (!) Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es ſey (!!) einen kümmerlichen“ (sic!) „Sieg behauptet, und wenn ſie“ (dieſe Epochen) „auch einen Augenblick“ (sic!) „mit einem Scheinglanze prahlen ſollten, verſchwinden (?) vor der Nachwelt, weil ſich Niemand mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.“ *)

4.

jetzt zu ſolchen Behauptungen Krüdenerſcher Myſtikerei, wie im Divan und den Wanderjahren, kommt! wenn nicht unter allem Widerſpruch in ſeinen Anſichten überhaupt, der in ſeinen religiöſen, von jeher der größte geweſen wäre; daher er denn auch, wie bekannt, von ſeinen Zeitgenoſſen bald für einen Heiden, bald für einen Chriſten, bald für einen Katholiken, bald für einen Proteſtanten, bald für einen Supernaturaliſten, bald für einen Rationaliſten gehalten worden iſt. Ein ſprechender Beweis, daß er weder das Eine noch das Andere ausſchließlich ſeyn kann, vermuthlich aber auch ſelbſt noch nicht recht weiß, was er eigentlich iſt. Da er aber in ſeinem Leben ſucceſſive ſo ziemlich allen Religionen nach einander (im Divan auch ſogar der Mahomedaniſchen) ſeinen Beifall gegeben hat, ſo kehrt er vielleicht Schiller's Glaubensbekenntniß, keine von allen Religionen zu bekennen, um, indem er, aus Religion, alle Religionen bekennt; und daß man auf beiden Wegen zur wahren Religion gelangen könne, leidet keinen Zweifel: denn unter der Hülle aller Religionen liegt, wie eben auch Schiller ſagt, die Religion ſelbſt.

---

*) Wenn hier vom unvernünftigen Glauben und Unglauben die Rede iſt, ſo konnte Göthe von einer Beziehung deſſelben

4. Neue Berliner Monatsſchrift.

Berlin, bei Chriſtiani, 1821. 9tes Heft.

„Wilhelm Meiſter's Wanderjahre, ein Roman von Göthe."

„Wie der König von Thule ſeine Kronen und Perlen, ſo ertheilt der Dichter ſeine Schätze an die

ſelben auf Erkenntniß, gar nicht ſtechen, denn weder der eine noch der andere mag ſich damit „abquälen," weil beide eben nur aus der entſchiedenſten Faulheit oder einem völligen Stillſtand der menſchlichen Vernunft hervorgehen. Spricht er aber vom philoſophiſchen, ſo dürfte ſich, was das „Abquälen mit Erkenntniß des Unfruchtbaren" betrifft, wohl der Glaube mit dem Unglauben, in gleichem Falle befinden. — Und hiemit ſchließt nun dieſe: „gründliche" — Zuſammenſtellung der Platoniſchen und Götheſchen Pädagogik, indem bloß noch ein Anhang folgt, der ſich zwar durch ſeine ungemeine Klarheit und Verſtändlichkeit, von der Abhandlung ſelbſt auf das Vortheilhafteſte unterſcheidet, aber freilich auch nichts weiter als die Ordnung der Schul-Prüfungen des Gymnaſiums, dem dieſer Philoſoph als Director vorſtand, die Zeugniſſe der auf die Univerſität abgehenden Schüler, und eine Berechnung über die das Reformations-Stipendium betreffende Einnahme und Ausgabe, enthält. — Unſeren Leſern liegt jetzt alſo die ganze „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren" hier vor Augen, von welcher Göthe — (eben der Göthe, der ſonſt gegen alle Nebler und Schwebler, gegen Alles Abſtruſe und Myſtiſche, für das Klare und Charakteriſtiſche, ſo rüſtig das

Erben, nur den Becher der Liebe hält jener, dieſer den Becher der Dichtung noch feſt, und wird ihn in

Wort geführet; der da geſagt hat: „daß bei dem Urtheil über ein Kunſtwerk Alles darauf ankomme, das Beſtimmteſte zu denken, weil ſonſt gar nichts gedacht werde;“ und daß der „wahre Obſcurantismus darin liege, daß man das Falſche in Kurs bringe;“ der einen „Kerl, der ſpeculirt, ein auf dürrer Heide von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführtes Thier“ genannt; ſich ſelbſt als einen „Todfeind aller Wortſchälle“ erklärt, und mit dem „Unterlegen“ im Auslegen eines Autors, wodurch man freilich gar leicht Alles aus Allem, ja Göthen, wie hier geſchehen, um ſeiner Wanderjahre willen, ſogar zum Stifter einer Kirche machen kann; dergleichen Kritiker, ſo wohlbefugt zum Beſten gehabt hat), — in ſeinen oben mitgetheilten „freien Geſtändniſſen“ verſichert: daß dieſe geneigten Theilnehmer, ihm ein „dankbarlichſtes Erfreuen“ gewährt, ſeinem Werke „aus eigner holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verliehen;“ ihn ſelbſt über ſich belehrt“ und „das Problem ſeines Lebens ſo klar und rein vor der Nation aufgelöſt“ hätten, daß er ihrem „durchdringenden, klar und ſcharf ſehenden und ihn tiefrührend ergreifenden Blick“ ſeine — „Bewunderung“ ausdrücken müſſe! — Und dieſe Dankſagung für dieſe Gaben, das (weil Göthe darin, nur dieſen drei überſchwenglichen Bewunderern ſolchergeſtalt gedankt, von andern, kühlern Beurtheilern der Wanderjahre aber, ja ſelbſt von der Kritik über ihn, in den zweiten Wanderjahren, nicht die mindeſte Notiz genommen hat;) — ein „ſich gar freundlich erweiſender Ungenannter“ in Nr. 69. des Morgenblatts v. d. J. eine — „rührende Antikritik“ genannt! — Mit vollem Recht heißt es daher in Nr. 57. des Litteraturblattes zum Morgenblatt: „Wenn das Morgenblatt von dem Lautwerden über die das Meer verſenken, ohne daß je die Lippen eines Andern ihn berühren." *)

After-Wanderjahre ſpricht, und es rühmt, ja ſogar es eine rührende Antikritik nennt, daß der Hochverehrte, ohne auf jene Lautwerdenden zu achten, bloß zu ſeinen ältern Freunden ſpricht: Ihr verſtandet mein Inneres! — ſo können wir darin dem Morgenblatt (obwohl man es gemeinhin für unſern Principal hält) keineswegs beipflichten. Uns vermag es durchaus nicht zu rühren, wenn ein Dichter ſein: Ihr habt mich verſtanden! denen zuruft, die ihn vergöttern, obwohl es ſonſt ganz natürlich iſt, und der hochverehrte Dichter hätte dieß wenigſtens nicht in dem Augenblicke thun ſollen, wo er eben auf eine, ſo viel Aufſehen erregende Weiſe angegriffen wurde. Er achtete zwar immer (?) mit Recht (??) die Anläufe ſeiner Feinde gering (Vgl. S. 154 dieſer Schrift), aber daß er den Weihrauch ſeiner blinden Anbeter nicht noch geringer achtete, das iſt für diejenigen, die ihn ſehend lieben, zu beklagen." — Und in den Originalien 1822. Nr. 57: „Göthe ſelbſt hat ſich noch nicht über die Sache vernehmen laſſen, außer daß er in Kunſt und Alterthum ſich gefreut, von den Göthiſten verſtanden worden zu ſeyn, und ſich gerühmt, von denſelben, und namentlich von Varnhagen von Enſe, Viel gelernt zu haben, worunter ſich aber das Dichten vermuthlich nicht befindet. Dieſes Stillſchweigen über die Hauptſache, und dieſes Ignoriren der Anfechtungen, nennt das Morgenblatt, indem es das (allerdings ſträfliche) Lautwerden der Pietiſten mißbilligend berührt, eine rührende Antikritik, und wir glauben, daß diejenigen unſerer Leſer, welche — rechte Göthiſten ſind, darüber weinen werden, und zwar beträchtlich, wie die Reichsherren im Yngurd." — Sapienti sat!

*) Wenn auch die Gleichniſſe nicht gerade Wunder ſind, wie Göthe meint, ſo ſind ſie mitunter doch recht

„Dankbar haben wir es anzuerkennen, daß der Dichter, der uns ſchon ſo reichlich bedacht hat, immer noch ein Fach mit lang gehegtem Schmuck aufſchließt" (das Meiſte davon hatte doch ſchon der Cotta'ſche Taſchenkalender aufgeſchloſſen) „und ſo ſchöne Gaben ſpendet. Und mit wie freundlicher Rede" (oder Beſchönigung) „ſind die Geſchenke begleitet! Das eigne Herz" (oder die Eitelkeit) „iſt mit bei dem Angebinde des freigebigen Gönners, der gütig genug" (gegen ſich ſelbſt) „uns erlaubt, ihn zuvor in ſeinen ſtillen Selbſtgeſprächen" (an die Leſer!) „zu belauſchen, und uns hören läßt, wie er mit ſich zu Rath gegangen vor der Vertheilung:" (Worüber zu Rath gegangen? Ueber das was er vertheilen wollte? Oder über die — Art der Vertheilung?)

„Wüßte kaum genau zu ſagen,
Ob ich es noch ſelber bin.
Will man mich im Ganzen fragen,
Sag' ich: Ja, ſo iſt mein Sinn;
Iſt ein Sinn, der uns zuweilen
Bald beängſtet, bald ergötzt,
Und in ſo viel tauſend Zeilen
Wieder ſich ins Gleiche ſetzt." (Wo?)

„Und ſo heb' ich alte (?) Schätze,
Wunderlichſt in dieſem Falle;" (Ja wohl!)
„Wenn (ich) ſie nicht zum Golde ſetze,
Sind's doch immerfort Metalle." *)

---

wunderlich. So auch dieſes vom „Becher" der Dichtung. Er enthalte Wein oder Waſſer, ſo ſind es ja doch immer die Lippen anderer Trinker (d. h. der Leſer), für die ihn der Dichter eben gefüllt hat.

*) Ob edle oder unedle, iſt gleichviel?

Man kann ſchmelzen, man kann ſcheiden,
Wird gediegen, läßt ſich wägen;*)
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach ſeinem Bilde prägen!" (Was?)

„Mit ſo ſicherm Vertrauen reicht der Dichter die Schätze, die er gehoben, (?) dem Publikum, das er am meiſten dadurch ehrt, (?) daß er demſelben das Metall übergiebt, um es nach dem eignen Bilde zu prägen." — (Für die Ehre, ſtatt der verſprochenen Zahlung des Dichters, eine Anweiſung auf ſeinen (des Leſers) eignen Beutel, zu erhalten, wird ſich jeder einzelne Leſer und Käufer der Wanderjahre bedanken. Wenn aber gar, wie hier gefordert wird, das — Publikum nach ſeinem eignen Bilde die Wanderjahre prägen ſoll, ſo würde dies den Wanderjahren ſchwerlich zur Ehre gereichen.) „Unter Göthe's Augen, von ihm geführt, hat die deutſche Litteratur ihre Bildung vollendet" (wir ſchreiben doch erſt 1822) „und in der gebildeten Welt wird keiner für einen honnetten Mann gehalten" — (wer wird denn in der ungebildeten Welt für einen honnetten Mann gehalten?) — „der dieß Verdienſt des Dichters nicht durch das Verſtehen und die Verehrung ſeiner Dichtungen anerkennt." — (Gott! Wie viel Malhonnette giebt es doch in der gebildeten Welt!)

„In dieſem Jahre vollendet der Dichter ſein zwei und ſiebenzigſtes Jahr, und noch ſchafft er fort und fort, und weiß zu antworten, (?) wenn ſie" (wer?)

---

*) Was wird gediegen? Was läßt ſich wägen? das „Man", das da ſchmelzen und ſcheiden kann? oder die Metalle?

„ihm zureden, daß er ſich nun auch einen guten Tag machen möge.“ *)

„Wie man doch nur ſo leben mag,
Du machſt dir gar keinen guten Tag! —
Ein guter Abend kommt heran,
Wenn ich den ganzen Tag gethan.“

„Wenn man mich da und dorthin zerrt,
Und wo ich nichts vermag,
Bin von mir ſelbſt nur abgeſperrt,
Da hab' ich keinen Tag.“

„Thut ſich nun auf, was man bedarf
Und was ich wohl vermag,
Da greif ich ein, es geht ſo ſcharf,
Da hab' ich meinen Tag.“

„Ich ſcheine mir an keinem Ort,
Auch Zeit iſt keine Zeit,
Ein geiſtreich aufgeſchloſſnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.“

„Nicht ein Wort nur, eine Welt“ (d. h. die Welt des 1ſten Theils der Wanderjahre) „hat uns der

---

*) Daran hat er es doch nie fehlen laſſen. Es kommt nur auf die Begriffe an, die ein Jeder, nach ſeiner Weiſe, und ſo auch Göthe, ſich von einem guten Tage macht. Einen dieſer Begriffe, und unläugbar ſehr würdigen, ſtellt er in dem obigen Gedichte allerdings dar; andere aber hat er bekanntlich in dem Lied: die Luſtigen von Weimar; in ſeinen Elègieen mit der Ueberſchrift:

„Wie wir einſt ſo glücklich waren
Müſſen's nun von Euch erfahren.“

und in ſeinen Venetianiſchen Epigrammen, denen er das Motto:

„Wie man Geld und Zeit verthan,
Zeigt dies Büchlein luſtig an.“

vorgeſetzt hat, früher ſchon dargeſtellt.

Dichter geiſtreich aufgeſchloſſen, und ſo wollen wir uns würdig der Weihe (?) zeigen, die wir durch ihn empfingen.“ (Welche Weihe?)

„In den Wanderjahren begleiten wir den uns wohlbekannten Freund auf neuen Zügen, die um ſo mannichfaltiger ſind, da er das Gelübde gethan hat“ (leider!), „an keinem Orte länger als drei Tage zu verweilen, und dann binnen einem Jahre ihn nicht wieder zu beſuchen.“ — (Mannichfaltiger ſind die Züge durch dieß Gelübde allerdings geworden; ob aber auch intereſſanter?) — „Die Flucht nach Aegypten, die neue Meluſine und einige andere Erzählungen wurden ſchon früher theilweis in dem Cotta'ſchen Taſchenbuche mitgetheilt, hier finden wir ſie“ (als ein mit „lang gehegtem Schmuck aufgeſchloßnes Fach“) „ergänzt“ (wo?), „geordnet (wie?), und in das Leben Wilhelm's eingefügt.“ (Oder das Leben Wilhelms in ſie?) „Hier und da hat nun leider der Wanderer Schiffbruch gelitten“ (sic! Iſt er nicht etwa auch zu Fuß vom Pferd geſtürzt?) „aber nirgend könnten wir ſagen, daß uns der betrübende Anblick zerſchlagener Trümmer begegne.“ — (aber unzerſchlagener?) — „Schwindet uns auch einmal das Schiff aus den Augen,“ — (wie z. B. das „Prachtſchiff“ der ſchönen Wittwe) — „ſo finden wir den Freund doch immer wieder“ (aber wie?); „ſchnell geſtaltet ſich das loſe Brett, auf dem er ſchwimmend ſich hält, zum leichten Fahrzeuge;*) feſt und anmuthig genug, um mit ihr die weitere Fahrt“ — (Aber auf die Fahrt eben, und was es für eine Fahrt iſt? darauf kommt es an!) — „auf die heiterſte Weiſe zu vollenden.“ *)

---

*) Gegen die Schnelligkeit dieſer Geſtaltung iſt ſicher nichts einzuwenden. Sie geht vielmehr oft ſo außerordentlich ſchnell vor ſich, daß dem Leſer ganz

5. Allgemeines Repertorium der neueſten Litteratur

von

Chriſtian Daniel Beck.

Leipzig, bei Cnobloch. Jahrg. 1821, 3ter Bd. 1ſtes St.

„Wilhelm Meiſter's Wanderjahre, ein Roman von Göthe.“

„Schwerlich iſt irgend einem Dichter der Neueren, das bekannte, dem Horaz nachgeſprochene Gebet, um ein

---

ſchwindlich davon wird. Aber die Geſtaltung ſelbſt? Was an der iſt, das iſt die Frage; deren Beantwortung der Verfaſſer mit ſeinem „leichten Fahrzeug“ doch wohl ſelbſt nicht für abgethan, wird erklären wollen.

*) Daß dieſe geneigte Theilnahme eines, ſich ebenfalls „gar freundlich erweiſenden“ Ungenannten in einer Zeitſchrift, die nun ſchon ſelbſt zu den „Entſagenden“ gehört, indem ſie, nach einer nur ſehr kurzen Fahrt, ihre Segel, ungeachtet es an — Wind, ihr nicht fehlte, wieder einzog, und nun den „betrübenden Anblick zerſchlagener Trümmer“ gewährt, ſich vortrefflich zu einer

Alter nicht ohne die Muſe, in der Fülle erhört worden, wie Göthe'n; und ſchwerlich lebt irgend Jemand, der, wenn ihm überhaupt ein Dichter etwas iſt, ſich dieſer Erhörung nicht theilnehmend freuete, auch ehe er noch daran denkt, daß wir alle viel dabei gewinnen. Wie Mancherlei von größter Verſchiedenheit, eben ſo Lehrreiches als Erfreuliches, eben ſo Bildendes als Unterhaltendes, und immer (?) in den paſſendſten Formen, hat der herrliche Mann nicht gegeben, ſelbſt ſeit er, nach gewöhnlichem Maßſtabe, die dieſſeitige Gränze des Greiſenalters, das ſiebenzigſte Lebensjahr, erreicht hat! Jetzt tritt er nun wieder mit dem Anfang eines umfaſſenden Werks vor uns, und aus einer Gattung, die ſonſt nur dem jugendlichen Alter, oder den frühen Mannesjahren anheimfällt, *) und beſtätigt damit die alte Vermuthung, es ſei bei ſeinem Wilhelm Meiſter eigentlich auf drei Werke abgeſehen geweſen: auf die Lehrjahre, deren wir uns faſt ſeit drei Decennien erfreuen,

---

neuen „rührenden Antikritik" Göthe's qualificirt: darauf brauchen wir unſere Leſer nicht erſt aufmerkſam zu machen; und weiter finden wir über dieſelbe auch nichts zu ſagen nöthig.

*) Warum der — Roman, nur dem jugendlichen Alter, und nicht gerade dem reiferen viel mehr, anheim fallen ſollte, ſehen wir nicht ein. Aber die lyriſche Poeſie pflegt faſt bei allen Dichtern nur die Sache der Jugend zu ſeyn: und doch hat Göthe eben in dieſer Gattung, in welcher er zu allen Zeitpunkten ſeines Lebens gleich trefflich erſcheint, ſich, wie ſeine Gedichte in Kunſt und Alterthum zeigen, die Kraft ſeiner dichteriſchen Phantaſie, auf das Bewunderungswürdigſte bis in ſein ſpäteſtes Alter erhalten.

auf die Wanderjahre“ (die Geſellenzeit), „worauf“ (wozu?) „ſeit einiger Zeit präludirt worden iſt und womit hier begonnen wird, und die Meiſterjahre; eine Vermuthung, die, ſelbſt wenn ſie nicht begründet geweſen wäre, Anerkenntniß und Achtung, zum wenigſten nicht den vornehmen Hohn verdient hätte, womit eine gewiſſe, vormals berühmte Recenſion“ (welche?) „ſie begoß; eine Vermuthung endlich, die, nun beſtätigt, (?) auch zum innern Weſen und letzten Zweck der Lehrjahre“ (welchen letzten Zweck? Göthe ſelbſt hat noch nirgend einen ſolchen genannt) — „erſt den rechten Schlüſſel“ (welchen?) „bietet, vollkommen (?) erklärt, warum es Wilhelm Meiſter dort noch nicht weit über den Wilhelm gebracht,“ (Wie meint Recenſent auch wohl, daß er es jemals eigentlich zum Meiſter bringen könnte?) — „warum der Dichter dort weit mehr Antheil an Andern, als an dieſer Hauptperſon genommen“ — (und iſt dieß in den Wanderjahren nicht noch ungleich mehr der Fall?), — „ſie nicht ſelten mit einer gewiſſen Ironie behandelt hat, warum das Buch zwar aus, aber nicht zu Ende iſt u. ſ. w.“ — (Worin beſteht denn aber nun die „Erklärung“ dieſes „Warum?“) — „Auch ohne Göthe's ausdrückliche oder gelegentliche Verſicherung in dieſen Wanderjahren, würde Jeder bemerken, es ſey bei weitem das Meiſte des hier Gebotenen frühern Urſprungs“ — (daß die Erzählungen ſchon im Cotta'ſchen Taſchenbuch geſtanden, hat Göthe doch nirgend geſagt), — „und von Zeit zu Zeit, bei dazu geeigneter (!) Erregung und Stimmung, der fortlaufenden, vollſtändigen Fortſetzung der Lehrjahre vorausgenommen. (!) Da es nun aber zu dieſer Fortſetzung nicht gekommen: ſo werden hier jene Vorarbeiten mitgetheilt, wie ſie theils epiſodiſch hätten eingewebt werden, theils unmittelbar in den Gang und das Weſen der Hauptſachen eingreifen ſollen — nur aber neu (?) und ſehr ſorgfältig überarbeitet, (?) und, wie ſichs eben, ohne jene Art der Fortſetzung zu unternehmen, wollte thun laſſen, verbunden. *) Dieſes giebt nun dem Werke die ihm eigene Geſtalt“ — (d. h. Ungeſtalt); — „und hat man es darum weniger für ein organiſches Ganzes und eher für das zu erklären, was die italieniſchen Theater Paſticcio“ (auf dem Titel ſteht aber: „ein Roman“!) „nennen — gerade heraus geſagt: für eine Sammlung enger (?) verbundener oder locker aneinander gehangener fragmentariſcher Artikel zu einer Fortſetzung der Lehrjahre: ſo bleibt doch — was darin gegeben, zumeiſt, wie es gegeben, überall Meiſterſtück, und zwar Stück eines Meiſters“ — (Meiſterſtück iſt mehr!), — „der, in ſeiner Art, wie er immer geweſen, ſo auch hier, einzig iſt, und ſtets es blei-

---

*) Sonach meint alſo dieſer Beurtheiler wohl ſelbſt, daß es zu der eigentlichen Fortſetzung, und beſonders dem dritten Werke, den Meiſterjahren, worauf es Göthe doch „abgeſehen“ habe, gar nicht kommen wird, und der Dichter uns ſelbſt zu den Wanderjahren nur „Vorarbeiten“ mitgetheilt habe. Und dieſer Meinung ſind wir eben auch. Aber ob uns Göthe dieß nicht redlich hätte ſagen ſollen, und ob eine ſolche Art der Fortſetzung, ein Roman, ja überall ein poetiſches Kunſtwerk, mit Recht genannt werden kann? das iſt die Frage!

ben wird. Daß ein in ſofern fragmentariſches Werk eine andere Art Antheil des Leſers errege als eines aus Einem Stück; daß der Leſer weit weniger für das Ganze intereſſirt und feſtgehalten werde, als für die Theile, welche nun, mehr oder weniger, kleine Ganze (?) für ſich bilden: das liegt in der Sache; und wir möchten, damit dieſer, dem Verf., und jedem der einzelnen Stücke ihr volles Recht widerfahre, den Rath geben, auf eine fortgehende geſteigerte Wirkung des Ganzen, als eines ſolchen, lieber im Voraus freiwillig Verzicht zu leiſten, ja das Buch ſelbſt nicht in Einem Zuge, ſondern Stück für Stück zu leſen, wo dann auch eine gewiſſe bequeme Geſprächigkeit des Autors nicht hindernd, ſondern eher fördernd und angenehm da und dort abſchließend oder überleitend“ (durch zerſtückeltes Leſen eines zerſtückelten Buches?) „wirken, auch was nun doch vom Intereſſe für das Ganze, als ein ſolches, herankömmt, um ſo angemeſſener und willkommener aufgenommen werden würde. Mehr darüber zu ſprechen, muß andern Orten und andern Beurtheilern überlaſſen bleiben. Da wir aber das Werk eben von dieſer Seite, als Sammlung von Theilen, betrachtet, eben zu dieſer Art ſeiner Benutzung und ſeines Genuſſes eingeladen haben: ſo wird es auch erlaubt ſeyn, noch auf die hervorſtechendſten dieſer Theile die Leſer vorläufig aufmerkſam zu machen. Da begegnen wir denn zuvörderſt der ausführlichen Einleitung; wir meinen damit die ganze Scenenfolge, wie weit des heiligen Joſeph gedacht wird. Dieſe gehört, dem Inhalt und der Form nach, gewiß zu dem Einfach-Anmuthigſten, Unſchuldig-Lieblichſten, was die geſammte deutſche Litteratur aufzuweiſen hat. Verſchiedenes davon hat ſchon früher im Cotta'ſchen Damenkalender geſtanden. — Was über Belehrung und Erziehung der Jugend geſagt — von S. 66 an vorbereitet, von S. 155 an ausgeführt, von S. 296 an, gewiſſermaßen beſchloſſen wird: das wird bei Vielen ein ſtarkes Kopfſchütteln erregen, beſonders bei Pädagogen der feinen Welt unſerer Tage, und am meiſten bei den philanthropiſch-gemüthlichen oder weltbürgerlich-oberflächlichen" (es giebt doch wohl auch einen nicht oberflächlichen Kosmopolitismus?) „unter ihnen; ja wir hören ſchon im Geiſte die Anmerkungen: da iſt wieder was losgelaſſen" (das möchte immer ſeyn, wenn nur nicht ſo viel ausgelaſſen wäre!), „das bloß auffallen, bloß allem Sinn, aller Neigung und Handelsweiſe unſerer Tage entgegentreten ſoll" — (dem myſtiſch-frömmelnden Gemunkel unſerer Tage wird doch auch beigetreten) — „u. dgl. m. Und freilich; wäre eine dichteriſche Schilderung als eine Art Modell für die Wirklichkeit anzunehmen, d. h. wäre das Verkehrteſte" — (das iſt doch wohl nicht jede dichterliche Schilderung?) — „zu ſuchen: ſo könnten wir vielfältigen Bedenklichkeiten keineswegs begegnen." (Allerdings. Z. B. ſchon im Suchen des Verkehrteſten.) — „Aber jenes ſoll niemals und nirgends der Fall ſeyn; da ſetzt denn der Dichter, wie der Beurtheiler, voraus, daß er es auch nicht" (ſeyn) „werde: und darum wollen wir an unſerm Theile wagen, geradehin zu geſtehen, daß wir, was hier ausgeſprochen wird, — vorausgeſetzt, man weiß das Allgemeine der An- und Abſichten herauszugreifen, den allgemeinen Sinn mit Sinn zuſammen zu faſſen, und haftet nicht an Einzelnheiten, die allerdings zuweilen ſonderbar genug heraus kommen," — (das thun die „allgemeinen An- und Abſichten" hier mitunter doch auch) — „daß wir jenes für Erzeugniß eines tiefen Blicks und feſten Erfaſſens deſſen halten, was eben der Zeit, und vornehmlich in den feinern Ständen Noth thut, mag man nun auf Belehrung und Bildung der Jugend und ihre künftige Lage, oder auch auf die jetzigen Welt- und Lebensverhältniſſe überhaupt ſehen." — (Nun, wenn das iſt, warum ſollte man denn dieſe dichteriſche Schilderung, auch für „das Verkehrteſte" halten; ſie nicht als „Modell für die Wirklichkeit" annehmbar finden?) — „Was die vorhin angedeuteten Pädagogen mit ihren Methoden und Unmethoden zu Wege gebracht haben: nun, das ſehen wir ja, und — fühlen es auch wohl alle; was aber in letzter Zeit von Jugend, meiſtens nicht aus den feinern Ständen entſproſſen, ſich wahrhaft hervorgethan hat und eben jetzt hervorthut, iſt das nicht, mehr oder weniger, durch Drang der Umſtände und Beſonderheit der Lagen, in ähnlichem Sinn, in ähnlichen Richtungen" — (auch in denen der pädagogiſchen Provinz?), — „wie hier geſchildert; nur, als vereinzelt, viel unvollſtändiger und viel ſchwieriger, zu dem geworden, was es war und iſt? Ob indeſſen das wunderbare Idealbild einer höchſt realen" — (auch im Punkt der Religion und Sprachbildung?) — „Erziehung, das ſich am Ende ins Mährchenhafte verliert, nicht gar zu ſehr in die Breite gemalet und ausgelegt iſt: das iſt eine andere Frage." — (Breit allerdings, und doch auch wieder flüchtig und mangelhaft genug!) — „S. 203 finden wir einen „Mann von funfzig Jahren," der uns aber, irren wir nicht, auch ſchon einmal irgendwo" (im Cotta'ſchen Taſchenkalender) „aufgeſtoßen iſt. „Eines ſchickt ſich nicht für Alle;" wir geſtehen, daß die Beſonderheit dieſes Mannes, worauf es zunächſt mit ihm abgeſehen, ſich für uns *) nicht ſchicke; was uns aber keineswegs hindert, anzuerkennen, daß dieß ganze Bild geiſtreich und mit jugendlicher Belebtheit und Leichtigkeit behandelt wird. — Die höchſt einfache Scene S. 258 iſt ſehr ſinnig, zart und liebevoll ausgeführt. — S. 361 begegnet uns auch die neue Meluſine wieder, und S. 420 eine pilgernde Thörin" — (die auch ſchon durch Cotta's Taſchenbuch gepilgert iſt) — „eine ganz eigene, neckiſch-abentheuerliche Bildung, überaus anmuthig, und, wie es ſcheint, mit einer gewiſſen Vorliebe ausgeführt. — Vom „Verräther" S. 462 wollen wir nichts verrathen, als daß er auch „Lärmen um nichts" überſchrieben ſeyn könnte. — Das letzte Kapitel S. 532 iſt ernſtheitern Betrachtungen über bürgerliche und geſellſchaftliche Verhältniſſe der Menſchen in unſerer Zeit gewidmet, und ſchließt nicht nur würdig, ſondern deutet auch mit Feinheit in das Werk ſelbſt zugleich zurück und voraus." — (Wenn uns Göthe nur auch geſagt hätte, was das

---

*) Vermuthlich alſo iſt dieſer Recenſent auch ein Mann, aber kein Freiersmann, ſondern ein Ehemann, von funfzig Jahren, der wenig auf ſeine Toilette hält.

Deuten zu bedeuten hat.) — „Wie alle Gallerie- oder Kirchenbilder mit Rähmen eingefaßt zu ſeyn pflegen, die mit ihrem Schnitzwerk wieder kleine Kunſtwerke bilden; ſo iſt auch dieß Werk, gleich andern der neueſten Göthe'ſchen Schriften, mit mancherlei kleinen Gedichtchen eingefaßt, die, leicht und heiter," (auch klar?) „zum Theil auch ſcherzhaft ausgeſprochen, bald freundliche Winke für die Wallfahrt durchs Leben, bald höchſtbedeutende Markſteine für dieſen Weg anbieten" (Schade nur, daß oft die Wegweiſung auf ihnen fehlt und ſie dann Meilenzeigern gleichen, auf denen die Inſchrift ausgegangen iſt), „wie ſie nur ein des Ganges *) Höchſtkundiger darbieten kann. Eines der kürzeſten dieſer Gedichtchen mag unſere Anzeige beſchließen."

„Enweri ſagt's, ein herrlichſter der Männer,
Des tiefſten Herzens, höchſten Hauptes Kenner:
Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit,
Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit."**)

---

*) Welcher Sterbliche kann ſich rühmen, ein dieſes Ganges Höchſtkundiger zu ſeyn? Ja, wenn vom Ganges in Indien die Rede wäre und von höchſtkundigen Geographen!

**) Die letztere Eigenſchaft, die Verträglichkeit, wird dem Ton dieſer Kritik Niemand abſprechen können; und auch von den beiden erſtern zeugt der Inhalt meiſt auf eine lobenswerthe Weiſe; nur durchgängig würde Enweri, Geradheit und Urtheil doch darin nicht finden.

6. Litteraturblatt des Morgenblatts.

Tübingen, bei Cotta. Jahrgang 1822. Nr. 7.

„Wilhelm Meiſter's Wanderjahre, ein Roman von Göthe. Erſter Theil."

(Von „einem ſich gar ſchalkhaft erweiſenden Ungenannten." *)

„Auf der Rückſeite des Titelblatts ſingt der Dichter unter andern:"

> „Wüßte kaum genau zu ſagen,
> Ob ich es noch ſelber bin."

„Recenſent auch nicht. Es iſt Göthe, der in dieſem Buche ſpricht, und er iſt es auch wieder nicht. Ja, es ſcheint bisweilen, als ob zwiſchen ihm und ſeinen Nachtretern, den Göthlichen" (ſ. Litt. Bl. 1821. Nr. 94.) eine wunderſame Wechſelwirkung ſtattfände; als ob er, verkehrte Welt ſpielend, nach ſeinen eignen Schülern **) ſich zu bilden beginnen wollte. Denn wie anders ließ es ſich wohl erklären, daß er hier ſelbſt in der wichtigen Strophe, welche Inhalt und Abſicht des Buches charakteriſirt, die behagliche Nachläſſigkeit bis zur Undeutſchheit treibe?"

> „Und ſo heb' ich alte Schätze
> Wunderlichſt in dieſem Falle;
> Wenn ſie nicht zum Golde ſetze,
> Sind's doch immerfort Metalle.

---

*) „Von allen Geiſtern, die verneinen,
Iſt mir der Schalk am wenigſten zur Laſt."
Gott der Vater im Prolog
zu Göthe's Fauſt.

**) Beſonders im Nebeln und Schwebeln!

Man kann ſchmelzen, man kann ſcheiden,
Wird gediegen, läßt ſich wägen,
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach ſeinem Bilde prägen.“

„Recenſent will nicht mit ihm rechten, wegen der „alten Schätze,“ denn obwohl er am Schluſſe der Göthe'ſchen Werke, Bd. 20. S. 200, 1819. angemerkt findet, daß die Aufſätze: St. Joſeph der zweite, die neue Meluſine, der Mann von funfzig Jahren und die pilgernde Thörin, welche den Wanderjahren einverleibt worden, bereits gedruckte Schätze ſind; ſo waren ſie doch ihm, dem Recenſ., noch neu, er hatte ſie entweder noch gar nicht geleſen oder wieder vergeſſen, und daß der neue Gebrauch, der hier davon gemacht worden, nothwendig geweſen ſey, glaubt er, bei dem vielſeitigen Begriffe der Nothwendigkeit, um ſo lieber, da es der Verf. S. 256, Z. 9 ausdrücklich verſichert. *) Recenſ. will auch nicht fragen“ (warum nicht?), „was hier, wo das Publikum ein Kunſtwerk zu erwarten berechtigt iſt, ſchon darum, weil der Titel die Fortbildung des allbeliebten dichteriſchen“ (sic!) „Romans, Wilh. Meiſter, ankündiget, Metalle ſollen, die erſt durch Schmelzen und Scheiden gediegen

---

*) Dieſe Stelle, aus der mehrerwähnten Zwiſchenrede Göthe's in den Wanderjahren, lautet alſo: „Hie und da treffen wir auf ausgebildetere Erzählungen, deren manche ſchon bekannt, dennoch hier nothwendig einen Plaz verlangen und zugleich Auflöſung und Abſchluß fordern.“ — Den Plaz haben ſie bekommen; was aber die Auflöſung und den Abſchluß betrifft, ſo iſt es bis jezt meiſtens noch beim Fordern geblieben.

werden könnten, und die der Freund“ (der Kunſtfreund doch wohl?) „ſich nach ſeinem Bilde prägen ſoll, gleich als ob das Schmelzen, Scheiden, Gediegenmachen, Prägen, nicht Sache des Münzmeiſters, ſondern des Publikums wäre. Aber daß ein Dichter, wie Göthe, einen ſprachwidrigen Vers macht, *) der ſo leicht zu vermeiden war — er durfte nur ſtatt: Wenn ſie nicht zum Golde ſetze, ſchreiben: Wenn zum Gold' ich ſie nicht ſetze, — das kann er eben ſo wenig loben, als die wiederholte Willkührlichkeit S. 356 und 550.“

„Bleibe nicht am Boden heften (haften),
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Köpf und Arm mit heitern Kräften:
Ueberall ſind ſie zu Haus.“

„Schiller hat freilich auch einmal die Finſterniß in eine Finſternuß umgewandelt, um ſie auf den goldenen Saitenguß aus Laura's Clavier zu reimen; aber er ſtand damals noch in den Lehrjahren, und hat dieſe Reimgeburt von Wortbildung auf ſeiner Wanderſchaft nicht wiederholt.“

---

*) Nun, wenn es bloß auf einen ſprachwidrigen Vers in den Wanderjahren ankäme, möchten wir, Leſſing im Nathan parodirend, ſprechen:

„— Ach darum
Könnt' er doch unſer größter Dichter ſeyn.
Ihr ſcherzt! —“

An ſprachwidrigen Verſen fehlt es fürwahr auch ſonſt in Göthe's Werken nicht. Vielleicht denkt er auch in dieſer Hinſicht:

„Und der Fehler, wie die Tugend,
Nimmt ſich gut in Liedern aus.“

„Was den Hauptinhalt und die Struktur des Werkes anlangt, ſo ſoll, wie es ſcheint, durch die eben angezogene Strophe, und durch die Zwiſchenrede S. 254 ff., welche deren Sinn in vornehm breiter Proſa wiederholt, der Kritik ausgewichen werden. Recenſent ſeinerſeits würd' es gern unterlaſſen, *) das ſchlaue Großwild zu verfolgen; aber leider nöthiget ihn ein anderer Jäger dazu“ — (der Verfaſſer der zweiten Wanderjahre), — „der demſelben mit einer ſatyriſch geladenen Flinte nachſetzt.“

„Ob die Göthe'ſche Schrift als eine Fortſetzung des Wilhelm Meiſter zu betrachten ſey, iſt für jetzt, wo nur der erſte Theil vorhanden, ſchwer zu entſcheiden. **) Jener Roman, vor mehr als 40 Jahren (1775 — 1780) begonnen, und faſt 20 Jahre ſpäter (1795) geendigt, führte den Helden durch intereſſante, mit dichteriſchen Farben dargeſtellte Verhältniſſe der wirklichen Welt, in Lothario's geheimnißvollen, freimaureriſchen Thurm, und aus dieſem zu einer Art Verlöbniß mit Natalien, des leichtſinnigen Lothario Schweſter, einer ſchönen Seele im vollen Reize der ſchuldloſen Jugend. Es war zu erwarten, daß dem moraliſch-ſchwachen Gemüthsmenſchen Wilhelm noch Prüfungen bevorſtanden, die von dem Bunde des freiherrlichen Thurmes ausgehen würden: denn wenn ein ſolcher Lehrling zum Meiſter gebildet werden ſollte, ſo konnt' es ein Menſchenmaler, wie Göthe, nachdem er den Charakter einmal ſo angelegt hatte, daß ihm der innere, ſelbſtſtändige Halt und die Fähigkeit des freien Alleinhandelns mangelte, mit dieſem Meiſter ſchwerlich auf etwas anderes angelegt haben, als auf einen Meiſter vom Stuhle *) oder im poetiſch-kühnſten Falle, auf einen neuen Meiſter in Oſten. Nun finden wir ihn allerdings, in Göthe's Schrift, von Natalien getrennt, und mit ſeinem Felix auf einer Wanderſchaft der" — (ganz angenehmen,) — „Entſagung begriffen, welcher Natalie, vielleicht um die Beſtändigkeit ihres Verlobten in Sorge, unter andern die Bedingung geſetzt hat, daß der Pilger an keinem Orte über drei Tage verweilen und an keinen unter Jahresfriſt zurückkehre. Auch läßt die Stelle nahe am Schluſſe, S. 548: Alle brauchbare Menſchen ſollen in Bezug auf einander ſtehen, wie ſich der Bauherr nach dem Architekten, und dieſer nach Maurer und Zimmermann umſieht — allenfalls vermuthen, daß die Reiſe

---

*) Warum? Sollt' er die hohe Jagd nicht lieben? Daran thät ein ſo tüchtiger Weidmann, wie er iſt, Unrecht.

**) Daß die Wanderjahre, nach der Intention des Dichters, eine Fortſetzung der Lehrjahre Wilhelm Meiſter's ſeyn ſollen, geht aus dem Titel und Inhalt, wie aus Göthe's Dankſagung für die „geneigte Theilnahme,“ unzweifelhaft hervor. Ob aber der Wilhelm Meiſter, den er uns in den Lehrjahren geſchildert hat, in den Wanderjahren — fortgeſetzt worden, dürfte allerdings bis jetzt noch eine Frage ſeyn.

---

*) „Doch wenn's ihm fehlt an Fauſt und Kraft,
Wer mag ihn dann beſchützen?
Und wenn er keinen Hintern hat,
Wie kann der Edle — ſitzen?"

Göthe.

wohl in einer *idealen Univerſalloge* enden werde. Allein der Zuſammenhang der, bis hieher erzählten, Wanderſchaft mit dieſem muthmaßlichen Dichterzwecke, läßt ſich *um ſo weniger ergründen*, da der Pilger, der ſeine Lehrjahre ganz im Gebiete der wirklichen Welt verlebt hat, hier auf einmal in einer *erdichteten*" — (eine ſolche wäre eine *ideale* Univerſalloge aber doch auch!) — „erſcheint, wo es unter andern ein pädagogiſches Utopien — Erziehungshäuſer — und noch manche andere — phantaſtiſch-mährchenhafte Dinge giebt."

---

7. Studien über Göthe,

vom Chorherrn und Profeſſor des Gymnaſiums zu Pilſen,

J. St. Zauper.

Wien, bei Geiſtinger 1822. 8. (S. 96 — 99.)

„Wilhelm Meiſter's Wanderjahre."

„Ich glaube die Natur des *Romantiſchen* in dieſem Roman im vollſten Maße empfunden zu haben, nämlich das ſchöne, veredelte *Wunderſame*." — (Das Wunderſame liegt im Kreiſe des Romantiſchen, iſt es aber nicht ſelbſt.) — „Man wird ungerecht gegen *Göthe*, wenn man in" (ſeinen) „größern Werken ſchwache Parthieen zu finden glaube. Glänzendere Stellen werden durch ſolche gehoben, wie in der Muſik und Mahlerei. *) Die Urſache iſt bloß, eine veränderte Wirkung" — (von Was und Worauf!) — „welche größtentheils relativ iſt, und gewöhnlich nach dem leſenden Individuum ſich richtet. Früher hätte ich gern die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele entbehrt, welche ich jetzt um nichts miſſen wollte, nachdem ſie mir den Faden des Ganzen nicht mehr zerreißen. **) Mannichfaltiger in dieſem Bezuge iſt vielleicht kein Werk Göthe's, als die Wanderjahre; ſie ſind von der Art, als wären ſie für alle Gattungen gebildeter Leſer geſchrieben; vielleicht jede findet, was ſie unwiderſtehlich anzieht. Die Epiſoden ſind überreich eingeſchaltet, und von der verſchiedenſten Gattung." — (Dieſe Mannigfaltigkeit findet ſich in Boccaz Decameron, Tiek's Phantaſus u. ſ. w. auch.) — „Ich habe einen Stachel im Herzen durch der Wanderjahre erſten Theil, ich weiß nämlich nicht, wie Göthe aus dieſem noch Unzuſammenhängenden" — (das gehört ja eben zu dem Wunderſamen) — „ſich heraus winden werde." — (Eine künftige veränderte Wirkung wird ihn, wie die bei den Bekenntniſſen einer ſchöten Seele, ſchon darüber tröſten.) — „Es ſind wahre Wanderungen, wo einem das Widerſprechendſte begegnet, zumal Meiſtern, der mit den wunderlichen Bedingungen, nirgends über drei Tage zu verweilen, unter Einem Jahr in den nämlichen Ort nicht zurückkehren, nur zu Zweien zu wandern, von keiner Herberge näher als wenigſtens eine Meile zu bleiben — gefeſſelt iſt.“ (So lange es ihm beliebt.) — „Hat doch das menſchliche Leben, jene wirkliche Wanderſchaft, in ſeinen Begegniſſen eben ſo wenig Zuſammenhang, und es ſieht damit recht kunderbunt aus,*) der Beſonnene erfahrne Geiſt bringt erſt eine Bindung in die loſen wechſelnden Geſtalten.“ (Im Roman iſt dieß eben des Dichters Sache!) — „Daß Göthe zu dieſem letzten Romane, der ſich mit keinem der erſtern vergleichen läßt, ſchon den Zuſammenhang deutlich im Geiſte hat, läßt ſich nicht nur vermuthen, ſondern iſt gewiß.“ (Wie ſo? Weil Herr Zauper es behauptet?) „Dieſe wechſelnde Bildnerei möchte ich ein geiſtiges Kaleidoſkop nennen, das beſtändig in magiſcher Schnelle die Formen verändert, bald in üppiger Farbenpracht, bald in einfach ſchöner Zeichnung ſich darſtellt, immer jedoch das Auge der Seele**) in einer angenehm vergnügenden Bewegung und ſinniger Zerſtreuung erhäle; ich erinnere nur an den kurzen Briefwechſel zwiſchen Vetter, Tante und den Nichten, beſonders an Herſilien. Lebhaft ſteht ſchon Lenardo vor unſern Augen, ehe wir noch wiſſen, wer er iſt.“

---

*) Deshalb wird man aber doch gegen Göthe nicht ungerecht, wenn man in ſeinen größern Werken ſchwache Parthieen zu finden glaubt. Dieß könnte nur der Fall ſeyn, wenn ſich keine darin fänden, wovon Herr Zauper doch ſelbſt hier das Gegentheil behauptet, indem er ſie nur, als abſichtliche Folien für glänzendere, entſchuldigt.

**) Dieß iſt denn doch wohl auch nur eine veränderte, nach Hrn. Zauper's leſendem Individuum ſich richtende, Wirkung.

---

*) Das Leben hat freilich Gott ſo gemacht. L'homme propose, Dieu dispose! Die Wanderjahre aber ſind von Göthe, der doch ſelbſt oft genug von einem Roman, wie einem jeden poetiſchen Kunſtwerk, Zuſammenhang gefordert hat.

**) Um durch das Kaleidoſkop in eine vergnügende Bewegung und ſinnige Zerſtreuung geſezt zu werden, iſt doch wohl das Auge des Körpers die Hauptſache.

„Beim erſten Leſen der Wanderjahre erſtem Theil, bin ich ganz beſonders ungeduldig bewegt worden. Weil mich das Einzelne wohl anzog, doch das Ganze mehr intereſſirte, brach ein Faden um den andern ab; ich eilte mit Neugierde weiter und weiter, und erblickte mich am Ende, ohne von hie oder da befriedigt zu ſeyn. - Eine herrliche Lehre, die ich mir in meinem ungeduldigen Leben“ (sic!) „noch nie ſo lebhaft gegeben, iſt mir dadurch geworden, das raſche Drängen und Treiben wie möglich zu zügeln, und den Augenblick nicht über mich Herr werden zu laſſen.“ — (Dieſe Lehre lehrt doch das Leben ſelbſt am Beſten.) — „Jetzt wiederleſe“ (sic!) „ich mit Faſſung und mit entſagender“ — (auch ein Entſagender!) — „Ruhe und Erwartung, und finde nichts deſto weniger mich an den ſchönen Bruchſtücken wunderſam ergötzt.“ — (Nun, ſo fehlt es dem „wunderſamen“ Buche doch auch nicht an einem wunderſamen Leſer!) — „Bei Göthe's Worten ſage ich mir oft ſeine“ (Worte): „Sie haben einen natürlichen Sinn, obgleich einen tiefen.“ —

Wenn es aber für die Theorie des Romans keinen andern Maßſtab gäbe, als die Vergleichung mit dem Kaleidoſkop: dann hätte Hr. Zauper mit ſeinem Lobe der Wanderjahre freilich Recht.

(Was hier Hr. Zauper „ſich ſagt,“ hat weder einen natürlichen noch tiefen Sinn. Denn das Tiefe ſteht dem Natürlichen nicht entgegen, und daß nicht alle Worte Göthe's einen natürlichen und tiefen Sinn haben, zeigen, eben deshalb, gleich die hier angeführten.) — „Was Göthe bei Gelegenheit des Lehrinſtituts, in welches Felix“ — (ohne Bedenken) — „von ſeinem Vater eingeführt wird, hatte ich“ (J. St. Zauper, Profeſſor und Chorherr zu Pilſen) — „für das Gediegenſte, Schönſte, Vortrefflichſte.“ — (Auf Gründe und Beweiſe läßt ſich die Pilſener Aeſthetik nicht ein.) — „In den Wanderjahren bilden die Flucht in“ (nach) „Egypten, die Heimſuchung und der Lilienſtengel, ein herrliches Idyll, das zarter kaum ſich denken läßt und“ — (allzumal der Lilienſtengel!) — „unſchuldiger.“

So weit Herr Zauper! Und hiemit haben wir denn nun Alles was uns an andern Beurtheilungen über die Wanderjahre bis jetzt zu Geſichte gekommen iſt, in chronologiſcher Folge unſern Leſern vorgelegt. Daß man aber auch aus dieſem neueſten, ſo gut als gar nichts urtheilenden, Urtheil über die Wanderjahre,*) wie aus der ſchon S. 189—190 mitgetheilten Dankſagung, die Göthe dieſem „Wertheſten“ dafür

---

*) So oberflächlich, als dieſes Urtheil über die Wanderjahre, iſt auch das ganze Buch. Nach einigen ganz unbedeutenden zerſtreuten Reflexionen über Poeſie und Kunſt überhaupt, folgt eine Reihe einzelner eben ſo abgeriſſener Bemerkungen über Göthe im Allgemeinen und mehrere (nicht alle) ſeiner Werke insbeſondere, die hier auf das Wunderlichſte zuſammengeſtellt ſind.

So folgt z. B. auf den Taſſo der Pater Brey, auf den Reinecke Fuchs Hermann und Dorothea, auf das Römiſche Carneval der Roman: Die Wahlverwandtſchaften, auf Göthe's Leben die Mitſchuldigen, Götz von Berlichingen und Rameau's Neffe u. ſ. w. Daß in dieſen ſo unzuſammenhängenden und, wie es ſcheint, bloß gelegentlichen Bemerkungen ſich manche recht artige und wahre findet, iſt nicht zu läugnen. Aber des Falſchen, Halbwahren, Unreifen, Seichten, Faden und längſt Bekannten, findet ſich ungleich mehr; und wie flüchtig der Verfaſſer dieſe Aphorismen hingeſchrieben hat, werden unſere Leſer ſchon daraus erſehen, daß er S. 37 den Felix zu einem Fritz, S. 75 die natürliche Tochter zu einer Iphigenie, und Göthe's Ausdruck im Divan von Jean Paul's poetiſcher Welt, als einer „vertrakten“ S. 41 zu einem Einfall Müllner's in deſſen geiſtreicher Kritik des Divan, macht. Von Wilhelm Meiſter's Lehrjahren, u. A. ſagt er kein Wort! Und gleichwohl bedankt ſich Göthe, in ſeinem, vom Verf. vorangeſtellten, Schreiben an denſelben, für dieſes ſo unzuſammenhängende und flache Kunſtgeſchwätz als für eine „Entwickelung,“ die ihm „den Vortheil verſchafft habe, ſeine vielfachen Werke endlich einmal in einem abgeſpiegelten Zuſammenhange zu ſehen“!! — Eben dieſer Herr Chorherr Zauper zu Pilſen hat außer dieſen ſogenannten Studien über Göthe, auch noch „Grundzüge zu einer deutſchen“ (sic!) „theoretiſch-praktiſchen Poetik, aus Göthe's Werken entwickelt. Wien 1821. 234 S. 8. herausgegeben, die nicht minder ungründlich ſind, und denen er die fehlerhafte Eintheilung der Dichtarten aus J. F. M. Erneſti's Handbuch der ſchönen abgeſtattet hat, ebenfalls: im Betreff der poetiſchen Intention derſelben, nicht um das Mindeſte klüger wird, haben wir ihnen nicht erſt zu ſagen nöthig, da ſie ſich doch ohne Zweifel ſchon ſelbſt geſagt haben werden; und ſo befindet der Leſer denn wirklich, nach all dieſen Briefwechſeln, Geſprächen, Aphorismen, Recenſionen und Expectorationen amtlicher und nicht amtlicher Kritik über Göthe's Wanderjahre, hinſichtlich jener gehofften Aufklärung, ganz in dem nämlichen ſelbigen Falle, in welchem ſich Wilhelm Meiſter ſelbſt, nach Durchleſung von Lenardo's Tagebuche, und ſein älterer Bruder Fauſt, nach Erlangung ſeiner Doctor- und Magiſterwürde, befand:

„Da ſteh ich nun, ich armer Thor,
Und bin ſo klug als wie zuvor!

Göthe.

Nebelkappe, Quedlinburg 1820, 2 Bde, 8., das durchaus nichts weiter als eine der elendeſten unſerer zahlloſen Anthologien und Compilationen iſt, zum Grunde gelegt hat!

IV.

Ueber

die Tendenz

von

Göthe's Wilhelm Meiſter

überhaupt;

vom

Herausgeber.

„Was fragſt du viel: wo will's hinaus?
Wo, oder wie, kann's enden?
Ich dächte, Freund, du bliebſt zu Haus
Und ſprächſt mit deinen Wänden.“

Göthe.

Die durch die vorſtehenden Beurtheilungen der Wanderjahre, von Neuem auf die Bahn gebrachte Frage: „Was denn nun Göthe mit ſeinem Wilhelm Meiſter eigentlich — gewollt habe?“ iſt bekanntlich ſchon nach der Erſcheinung der Lehrjahre, vielfach beſprochen worden, und wie jetzt, ſo haben auch damals mehrere, nur andere,*) Kunſtrichter, mit dem Beſtreben, die wahre Tendenz dieſes Romans zu ergründen, ſich wetteifernd den Kopf zerbrochen.

Friedrich von Schlegel, der zu dieſer nun ſchon ſo alten Streitfrage die erſte Veranlaſſung gab, erklärte die Lehrjahre (nebſt der franzöſiſchen

---

*) Auffallend, und für die Geſchichte der Kritik der Göthe'ſchen Werke bemerkenswerth, iſt es, daß von den Beurtheilern der Lehrjahre (deren mehrere, als Jeniſch, Huber, von Hardenberg, von Woltmann und die Frau von Stael, freilich der Tod ſeitdem der Litteratur leider entriſſen hat) unter denen der Wanderjahre, bis jetzt kein Einziger wieder aufgetreten iſt, und ſelbſt Friedrich von Schlegel und Schubarth, zur Erſcheinung der Letztern, bisher — geſchwiegen haben.

Revolution und Fichte's Wiſſenſchaftslehre!) für die größte Tendenz des achtzehnten Jahrhunderts; für ein zweimal gemachtes, aus einem Künſtlerroman und einer Bildungslehre der Lebenskunſt beſtehendes Werk; für eine poetiſche Phyſik der Poeſie, eine hiſtoriſche Philoſophie der Kunſt und eine Darſtellung der menſchlichen Natur und Bildung überhaupt, welche nicht die Erziehung eines einzelnen Menſchen, ſondern das Schauſpiel der ganzen Menſchheit, in dem der Held ſelbſt nur ein Gegenſtand der Ironie des Dichters ſey, umfaſſen ſolle. *) — Von Hardenberg (Novalis), obſchon er

---

*) Im Athenäum, Berlin 1800, 3ten Bandes 2tem Stück, S. 178: „Das Werk iſt zweimal gemacht, (?) in zwei ſchöpferiſchen Ideen. Die erſte war bloß die eines Künſtlerromans, nun aber“ (wann?) „ward das Werk, überraſcht“ (das — Werk?) „von der Tendenz ſeiner Gattung, plötzlich (!) viel größer, als ſeine erſte Abſicht, und es kam die Bildungslehre der Lebenskunſt hinzu, und ward der Genius des Ganzen.“ — In den Charakteriſtiken und Kritiken, Königsberg 1801, 1ſtem Bande, in der Charakteriſtik des Wilhelm Meiſter: „Wenn wir auf die Lieblingsgegenſtände aller Geſpräche und gelegentlichen Entwickelungen und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten der Menſchen und ihrer Umgebungen ſehen, ſo fällt in die Augen, daß ſich Alles um Schauſpiel, Darſtellungskunſt und Poeſie drehe. Es war ſo ſehr die Abſicht des Dichters, eine nicht unvollſtändige (?) Kunſtlehre aufzuſtellen oder vielmehr in lebendigen Beiſpielen und Anſichten darzuſtellen, daß dieſe Abſicht ihn ſogar

er die Lehrjahre **Wilhelm Meiſter's** eifrig ſtudierte und durch ſie zu ſeinem **Heinrich von Ofterdingen**

ſogar zu eigentlichen Epiſoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und Verkleidungen der Bergmänner" (Auch die **Analyſe des Hamlet.**) „Ja man dürfte eine ſyſtematiſche (?) Ordnung in dem Vortrag dieſer poetiſchen Phyſik der Poeſie ſuchen, nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder (?) Naturgeſchichte und Bildungslehre. Wie nämlich **Wilhelm** im erſten Abſchnitt ſeiner Lehrjahre mit den erſten und dürftigſten Anfangsgründen der Lebenskunſt beſchäftigt iſt, ſo werden hier auch die einfachſten Ideen über die ſchöne Kunſt, die urſprünglichen Facta und die rohſten Verſuche, kurz die Elemente der Poeſie und Schauſpielkunſt vorgetragen." (Aber bei den **Elementen bleibt** es ja leider auch. Sagt doch **Schlegel** ſelbſt, daß auch **Jarno** und **Serlo** „nur das Mechaniſche ihrer Kunſt in der Gewalt haben.") „Obgleich es alſo den Anſchein haben möchte, als ſey das Ganze eben ſo ſehr eine hiſtoriſche (?) Philoſophie der Kunſt" (d.h. ihrer Elemente), „als ein Kunſtwerk oder Gedicht, und als ſey Alles, was der Dichter mit ſolcher Liebe ausführt, als wäre es ſein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel; ſo iſt doch auch Alles Poeſie, hohe Poeſie." — „Des Helden erwähnt **Göthe** faſt nie (?) ohne **Ironie.**" — „Mit dem vierten Bande ſcheint das Werk gleichſam mannbar und mündig geworden. Wir ſehen nun klar, daß es nicht bloß, was wir Theater oder Poeſie nennen, ſondern das große Schauſpiel der Menſchheit ſelbſt (!) und die Kunſt aller Künſte, die Kunſt zu leben, umfaſſen ſoll. (!) Wir ſehen auch, daß die Lehrjahre eher jeden andern (?) zum tüchtigen Künſtler oder zum tüchtigen Manne bilden wollen und bilden können, als **Wilhelmen** ſelbſt. Nicht dieſer oder jener Menſch ſollte erzogen werden, ſondern die" (menſchliche) „Natur und Bildung ſelbſt (!) ſollte in mannichfachen Beiveranlaßt wurde, nennt ſie durchaus **proſaiſch**, **unpoetiſch**, **unromantiſch** und **modern**; ihren Geiſt einen **künſtleriſchen Atheismus**, und den **Wilhelm Meiſter ſelbſt**, einen, **gegen** die Poeſie gerichteten **Candide**.*) — Dagegen findet Je-

---

ſpielen hergeſtellt und in einfache Grundſätze zuſammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntniſſen der ſchönen Seele, plötzlich aus der Poeſie in die Moral verſetzt wähnten, ſo ſtehen hier" (wo?) „die gediegenen Reſultate einer Philoſophie vor uns, die ſich auf den höhern Sinn und Geiſt gründet, und gleich ſehr nach ſtrenger Abſonderung und erhabener Allgemeinheit aller menſchlichen Kräfte und Künſte ſtrebt. Für **Wilhelm** wird wohl endlich auch geſorgt. Aber ſie haben ihn faſt mehr, als billig oder höflich iſt, zum Beſten. Selbſt der kleine **Felix** hilft ihn erziehen und beſchämen. Nach einigen leichten Krämpfen von Angſt, Trotz und Reue, verſchwindet ſeine Selbſtſtändigkeit aus der Reihe der Lebendigen. Er reſignirt völlig darauf, einen eignen Willen zu haben, und nun (!) ſind ſeine Lehrjahre wirklich vollendet, (?) und **Natalie** wird Supplement des Romans."

*) In ſeinen **Aphorismen über Aeſthetik und Litteratur**, im 2ten Band ſeiner **Schriften**, Berlin 1802. „**Wilhelm Meiſter's** Lehrjahre ſind gewiſſermaßen durchaus proſaiſch (!) und modern; das Romantiſche geht darin zu Grunde" (**Schlegel**, **Franz Horn** u. A. halten ſie, und gewiß mit Recht, für den **erſten** romantiſchen Roman unſerer Litteratur), auch die Naturpoeſie und das Wunderbare." (Nun, **dafür** entſchädigen die Wanderjahre durch die neue **Meluſine** reichlich!) „Das Buch handelt bloß (?) von gewöhnlichen menſchlichen Dingen, die Natur (?) und der Myſticismus" (der kommt in den Wander-

niſch in ihm das Ideal der reinen Menſchheit. *) — Der ungenannte Verfaſſer der äſthe-

jahren!) „ſind ganz vergeſſen. Es iſt eine poetiſirte bürgerliche und häusliche Geſchichte: das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poeſie und Schwärmerei behandelt:" (Gottlob!) „künſtleriſcher Atheismus (!) iſt der Geiſt des Buches. (?) Die Oekonomie iſt merkwürdig, wodurch es mit proſaiſchem (?) wohlfeilen Stoff (?) einen poetiſchen Effekt erreicht. Wilhelm Meiſter iſt eigentlich (?) ein Candide (?) gegen die Poeſie gerichtet; das Buch iſt undichteriſch in einem hohen Grade (!), was den Geiſt betrifft, ſo poetiſch auch die Darſtellung iſt. Nach dem Feuer, Wahnſinn und den wilden Erſcheinungen" (ſind das gewöhnliche Dinge?) „in der erſten Hälfte des dritten Theils, ſind die Bekenntniſſe eine Beruhigung des Lebens. Die Oberaufſicht, welche der Abbé führt, iſt läſtig und komiſch: der Thurm in Lothario's Schloſſe iſt ein großer Widerſpruch mit ihm ſelbſt. Die Muſen werden zu Comödiantinnen gemacht" (das iſt wahr!) „und die Poeſie ſpielt beinahe eine Rolle wie in einer Farce. (!) Es läßt ſich fragen, wer am Meiſten verliert, ob der Adel, daß er zur Poeſie gerechnet, oder die Poeſie, daß ſie vom Adel repräſentirt wird. Die Einführung Shakſpeare's macht eine faſt tragiſche Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie; und die ökonomiſche Natur" (Thereſe'ns und Lothario's, allerdings) „iſt endlich die wahre übrig bleibende." (?)

---

*) In ſeiner Schrift: Ueber die hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten in Wilhelm Meiſter's Lehrjahren, Berlin 1797: „Das Ideal der reinen Menſchheit beſteht weder in hohen außerordentlichen Geiſteskräften, die das Genie ausmachen, noch in

tiſchen Anſichten *) ſieht darin die Darſtellung einer ſchönen menſchlichen, aber doch, auf mo-

---

großen und kühnen Leidenſchaften und darauf beruhender außerordentlicher Thatkraft des Willens, die den weſentlichen Charakterzug des Helden zeichnen." (Aber der Held bedarf doch wohl auch des Genie's? Oder hätten Cäſar, Friedrich II. und Napoleon keines gehabt?) „Beide, das Genie und der Held, ſind gleichſam die äußerſten" (doch nicht entgegengeſetzten?) „Enden, Extreme der Menſchheit; d. h. ihrer Geiſtes- und Willenskraft" (die doch in Beiden zuſammenfaßt). „Aber zwiſchen (?) Beiden zieht ſich die ſchöne Mittellinie der reinen Menſchheit, das ächte Ideal menſchlicher intellektueller und moraliſcher Schönheit und ſchöner Menſchlichkeit hin, und heißt: ein erleuchteter Geiſt und ein edles Herz. Hieraus geht hervor, daß ein Charakter, der dieß Ideal zurückſtrahlen ſoll, mit keinen außerordentlichen weder Geiſtes- noch Willenskräften ausgeſtattet, weder Genie noch Held ſeyn darf, ſondern ein Menſch, höchſtens" (das Ideal wird ſehr mäßig angeſchlagen) „von ausgezeichneten Gaben und einem erleuchteten Geiſt und edeln Herzen ſeyn muß; und einen ſolchen ſtellt uns Göthe in ſeinem Wilhelm Meiſter auf."

*) Leipzig bei Göſchen 1808. 8. in dem Aufſatz: Ueber Wilhelm Meiſter's Lehrjahre: „Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darſtellung einer ſchönen menſchlichen Natur, die ſich durch die Zuſammenwirkung ihrer innern Anlagen und äußern Verhältniſſe allmählig ausbildet. Das Ziel dieſer Ausbildung iſt ein vollendetes Gleichgewicht, Harmonie und Freiheit. — Für ein ſolches Weſen mußte nun eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künſtlers, eines Staatsman-

derne, und zwar deutſche, Weiſe, „zum vollendeten Gleichgewicht der Harmonie und Freiheit ausgebildeten Natur; — Huber (der im Ganzen, wie auch in der Annahme einer ironiſchen Behandlung des Helden, der Schlegelſchen Anſicht beitritt) die Aufſtellung der Kunſt als Symbol des Lebens und des Lebens als Symbol der Kunſt. *) — Reh-

---

nes, eines Gelehrten, eines Mannes von gutem Ton, ſondern — eines Menſchen erwarten konnte. Durch ein modernes Coſtüm“ (dieſer — reinmenſchlichen Natur!) „mußte die Darſtellung dieſer Welt lebendiger werden. Ein Ideal, deſſen einzelne Elemente wir in der gegenwärtigen Welt zerſtreut finden, giebt der Phantaſie ein weit anſchaulicheres Bild; und ſchon dieß konnte den Dichter, der zunächſt für das deutſche Publikum ſchrieb, beſtimmen, eine deutſche Welt zu wählen.“

*) In ſeiner Recenſion der Lehrjahre in der Allgemeinen Litteraturzeitung, 1801. Nr. 1.: „An den Helden dieſes Romans haben die unpoetiſchen Leſer und Kritiker“ (die ſollen auch nicht poetiſche ſeyn!) „viel Aergerniß genommen. Von den poetiſchen hingegen ſchloſſen ihn einige, vielleicht durch eine pſychologiſch zu erklärende Verwechslung des Egoismus (?), ganz beſonders in ihr Herz, und wollten ihm mehr Reſpekt erwieſen wiſſen, als es jemals die Meinung des Dichters war. (?) Nie wurde es Cervantes und Voltairen von den Leſern des Don Quixote und Candide übel genommen, daß jener ein Narr, und dieſer ein Pinſel iſt; und eben ſo wenig fanden ſich bis jetzt Kunſtverſtändige, welche zu behaupten unternommen hätten, daß Don Quixote im Ernſt ein weiſer Junker und

berg *) erklärt den Wilhelm Meiſter für einen charakterloſen Laps, in deſſen Darſtellung der Dich-

Candide ein beſonders geſcheidter Junge ſei.“ (Natürlich, weil ſie ja eben nach der unverkennbaren Intention des Dichters, ein Narr und Pinſel ſeyn ſollen, und auf das Ergötzlichſte ſind. Aber wo hat Göthe eine ſolche Intention hinſichtlich ſeines Meiſter gezeigt?) „Dieſer Mißverſtand wäre alſo unbegreiflich, bei dem unnachahmlichen Ton von milder Perſiflage, mit welchem der Charakter des Meiſter durchaus (??) behandelt iſt,“ (er denkt und ſpricht doch auch recht vernünftig, hat Gefühl, Phantaſie, Urtheil, Geſchmack, und erlangt die Achtung und Liebe, ſelbſt einer Natalie!) „wenn nicht die mit dem Edeln und Zierlichen ſo leicht wie mit dem Komiſchen, und ſelbſt mit dem Komiſchen“ (ja ſogar dem Gemeinen) „edel und zierlich umgebende Phantaſie des Dichters, zu dieſen Irrthümern Anlaß gegeben hätte.“ (Der Haupt-Anlaß zu dieſen Irrthümern liegt doch wohl in der Unbeſtimmtheit der Zeichnung des Helden; aus dem, — eben weil er bald ein Narr und Pinſel, bald aber, wenn er z. B. über Shakſpeare, ſo geiſtreich als es nur Göthe ſelbſt kann, ſpricht, ein „beſonders geſcheidter Junge“ iſt, — der Leſer nicht klug wird.) „Gerade dieſer ſo“ (mit Perſiflage) „zu behandelnde Charakter eines Neulings, der mehr Gelegenheit als Held der Handlung iſt, war es, welcher als Hauptperſon (?) dieſes Romans, deſſen hauptſächlichſte Tendenz: wechſelsweiſe die Kunſt als Symbol des Lebens und das Leben als Symbol der Kunſt“ (Beide ſind doch nur ſehr beſchränkt aufgefaßt, und von der einen Kunſt, von der hier die Rede iſt, nimmt ja Wilhelm Abſchied) „aufzuſtellen, am beſten (?) befördern mußte.“

*) In ſeiner Recenſion der Wahlverwandtſchaf-

ter nur dem ſchlaffen verzärtelten Geiſt unſerer Zeit habe ſchmeicheln wollen (eine Schmeichelei,

ten, in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1810. Nr. 1.: „Mit Meiſter's Lehrjahren mag der Verfaſſer den Sinn und Geiſt ſeines Zeitalters noch beſſer getroffen haben, als er ſelbſt immer ahnden mochte, da er das Buch ſchrieb. Der lächerliche Ausdruck derer, die ſich zudrängten, für ſeine Jünger gelten zu wollen, daß der Roman Wilhelm Meiſter eine der großen Tendenzen des Zeitalters ausmache, deutete auf etwas Reelles und hatte einen tiefern Sinn, als in dem es ausgeſprochen war. Die Schilderung eines charakterloſen Laye" (an dem „Charakterloſen" iſt's wohl ſchon genug) „der ſich allen Eindrücken hingiebt, Verſtand hat, Reflexionen zu machen, die ſich in ſeinen Handlungen nirgends ausdrücken" (wenigſtens ſelten!) „Empfindung für Alles und — für Nichts, ſobald ſie Etwas überwinden ſoll; den gerade deswegen alle (?) Menſchen, mit denen ihn der Dichter in Berührung bringt, höchſt anziehend finden; ein ſolcher Charakter ſagte den herrſchenden Gefühlen zu, und die Schickſale, womit das Leben dieſes Romanhelden ausgeſtattet iſt, ſchmeichelten dem Selbſtgefühl eines Jeden, der in ſich Anlage fühlte, ein Wilhelm Meiſter zu werden, und gar zu gern eine Philine, eine Gräfin, eine Natalie zum Liebeln gefunden, vor allen Dingen aber gern bei Marianen geſchlafen hätte. Das Buch ſchmeichelte dem ſich ſelbſt verziehenden verzärtelten Sinne der Zeiten, in denen man nichts höher ſchätzt, als ſich geben laſſen, gar zu ſehr;" (daß die Lehrjahre dieſe Wirkung auf gewiſſe Leſer gehabt haben, ſo gut wie der Werther und die Wahlverwandtſchaften in anderer Beziehung, iſt nicht zu läugnen; aber dem Dichter ſind ſolche Wirkungen doch nur anzurechnen, im Fall ihm die

die an einem Dichter wie Göthe, gewiß eine beſonders unwürdige ſeyn würde); — Woltmann, für einen Fant, als die Darſtellung einer ehemaligen ſchwachen Seite des Dichters ſelbſt, mit deſſen eigenem Leben er die Lehrjahre Wilhelm Meiſter's im Zuſammenhange glaubt. *) — Der ungenannte Verfaſſer des Artikels Göthe im Converſa-

---

Beabſichtigung derſelben wirklich nachgewieſen werden kann;) „und dabei zog das Genie des Verfaſſers ſelbſt ſolche Leſer an, die mit Unwillen über das Ganze erfüllt waren.“

*) In ſeinen Memairen des Freiherrn von S—a. Prag und Leipzig 1815, 1ſtem Bande, in dem Aufſaz: Barbarei der deutſchen Litteratur: „Wer die Welt ſah und den innern Gehalt des Menſchen zu ſchäzen weiß, kann unmöglich an dem Helden des Buches Gefallen finden, begreift nicht, wie ſich die feinern Stände und Frauen nur mit ihm befaſſen konnten, und wie ein ſolcher Dichter ihn ausführlich darſtellen mochte. Dieß lezte habe ich mir indeß zu erklären geſucht. Wilhelm Meiſter iſt ein Etwas, das der große Dichter ſelbſt in ſich hat, und ſeiner Empfänglichkeit und ſchwachen Seite nach, in einer Periode ſeines Lebens geweſen iſt, denn jeder (?) große Mann war einmal ein Fant.“ (Dieſem Kunſtrichter hat Göthe das Compliment: das Problem ſeines Lebens gelöſt zu haben, nicht gemacht.) „Wie nun eben dieſer in reiche Berührungen kommt, die einen bildſamen Stoff für den Roman darbieten, und manche Erinnerungen die Jahre werth machen, wo wir ein Fant waren, ſo nahm Göthe eben das Geringſte, was er in ſeiner Natur vorfand, zu dem Helden eines Romans.“ (!!)

tionslexikon *) nimmt die Entwicklung einer harmoniſchen Bildung als Tendenz des Ganzen an. — Der des Artikels Roman in eben jenem Werke, hält es für eine Darſtellung des Edelſten und Beſten unſerer Zeit und deutſchen Lebens in der höchſten Vollendung. **) —

---

*) Converſationslexikon, 5te Auflage, Leipzig 1819, 4ter Band: „Vergleicht man in Beziehung auf den Dichter, den Meiſter mit dem Werther, ſo ſieht man, wie in dieſem der Dichter noch mit Leben und Schickſal ringt, im Meiſter aber ſie" (das Leben und Schickſal?) „beſiegt hat (?) und alles Heil in einer harmoniſchen Bildung fand, die man auch als Tendenz des Meiſter's betrachten muß."

**) Converſationslexikon, 8ter Band: „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre ſind, was wir, mit inniger Ueberzeugung, das Höchſte (!) im Gebiet des Romans nennen; in welchem der Dichter, wie jeder ſinnige Leſer ahndete, noch ehe die geniale Selbſtbiographie" (Göthe's) „es beſtimmt ausſprach" (in dieſer hat ſich Göthe bis jetzt doch nur über die Veranlaſſung der Bekenntniſſe der ſchönen Seele, durch das Fräulein von Klettenberg, erklärt): „ein treues, aber im eigentlichen Sinn, dichteriſches" (doch nicht vollſtändiges!) „Bild des Edelſten und Beſten ſeiner Zeit (??) aufgeſtellt hat. Dieß Werk umfaßt wirklich (?) alle (?) Stände und Alter und Verhältniſſe der Menſchheit." (Es kommen doch nur, und zwar einſeitig genug, die des Kaufmannsſtandes und Adels, der Schauſpieler, Offiziers, Oekonomen, Seiltänzer und Zigeuner, darin zur Sprache.) „In das Roſenlicht (!) der ſchönſten individuellen und naturgetreuen Ideale getaucht" (erſcheinen dieſem Aeſthe-

Bouterweck ſagt gar Nichts darüber. *) — Eichhorn beſchränkt ſich auf die Bemerkung: daß die

---

tiker denn auch die alte Barbara, Norberg, Werner, und alle die liederlichen Edelleute und Komödianten, die Wilhelm ſelbſt eine „ſchlechte Geſellſchaft, in der er ſich umgetrieben habe,“ nennt, in das Roſenlicht der ſchönſten Ideale getaucht?) „und was es uns ungemein theuer machen muß: es giebt deutſches Leben in der höchſten Vollendung, (!) die es nur haben kann.“ (Für dieſes Landsmannſchaftliche Compliment des Verfaſſers werden ſich die Gebildeten ſeiner Landsleute gewiß — bedanken.) „Hätte man die Bedeutung des Lebens, das Göthe hier dargeſtellt, und das ſich in dem Helden im Wilhelm Meiſter gerade von der ſchönſten (!) Seite individualiſirt hat (?), begriffen, ſo würde man nicht auf den traurigen (!) Irrwahn gekommen ſeyn, der den Schluß des Werkes nicht ſchließend findet: ein Irrwahn, der deutlich beweiſt, daß man die Abſicht des Ganzen gar nicht geahnet hat, denn dieß gerade kann keinen andern Schluß haben, als einen ſolchen, der noch eine unendliche Perſpective des Strebens und Sichbildens“ (ſonach ſähe es alſo doch mit der „höchſten Vollendung“ mißlich genug aus) „eröffnete.“

*) In ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit, Göttingen 1819, 2ter Band, S. 386: „Der Roman: Wilhelm Meiſter's Lehrjahre, voll bewundernswürdiger Gemälde des wirklichen Lebens und eben ſo reich an äſthetiſchen als pſychologiſchen Lehren, unterſchied ſich ſo auffallend durch ſeine ruhige Umſtändlichkeit, von dem raſchen glühenden Werther, daß man ihn für das Werk eines andern Verfaſſers gehalten haben würde (?), wenn er anonym heraus gekommen wäre.“ Das iſt Alles, was der

Lehrjahre dem zwiefachen Zweck nachzuſtreben ſcheinen: das Leben in ſeiner Vielſeitigkeit darzuſtellen und wichtige Materien der Kunſt zu erörtern. *) — Jördens behauptet nur ſchlechtweg, daß ſie ſich auf geheime Geſellſchaften und Theaterweſen beziehen, **) und Hein-

---

Verfaſſer über dieſen Roman ſagt, wie er denn überhaupt den größten Dichter der Nation, in dieſem ſonſt ſo trefflichen Nationalwerk, auffallend flüchtig behandelt hat.

*) In ſeiner Geſchichte der ſchönen Redekünſte, Göttingen 1808, 2te Abtheilung: „Nun erſchienen Wilhelm Meiſter's Lehrjahre von Göthe, in denen ſich der Dichter über manche ſonſt gewöhnliche Kunſtforderungen, über die Einheit der Handlung, die engſte Verbindung der einzelnen Theile zu einem einzigen Aufſchluß und die Mannigfaltigkeit überraſchender Theile" (auch darüber?) „hinweg ſetzt, und nur zwei Zwecken nachzuſtreben ſcheint: das Leben in ſeiner Vielſeitigkeit" (die geben wir zu, nur nicht die Allſeitigkeit!) „darzuſtellen, und wichtige Materien der Kunſt zu erörtern."

**) Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten, (nach dieſem, ſchon oft gerügten, grundfalſchen Gegenſatz von Poeſie und Proſa, wären die Lehrjahre, weil ſie in Proſa geſchrieben ſind; wäre der Roman überall, gar nicht einmal ein Werk der Dichtkunſt!), Leipzig 1807, 2ter Band: „Der Hauptinhalt dieſes Romans bezieht ſich auf zwei Lieblingsgegenſtände der damaligen Zeit: Geheime Geſellſchaften und Theaterweſen. Die Vortrefflichkeit der einzelnen Theile kann nicht geläugnet werden, aber das Ganze ſteht tief (!) unter dem ſius ſchreibt bloß Jördens und Eichhorn wörtlich nach. *) — Franz Horn bekennt ſich zur Anſicht Friedrich Schlegel's. **) — Wachler

---

Leiden des jungen Werther." Punktum! — Ein prägnantes Urtheil!

*) In ſeiner Geſchichte der Sprach-, Dicht- und Redekunſt der Deutſchen, Berlin 1818, 8.: „Der Hauptinhalt dieſes Romans bezieht ſich auf geheime Geſellſchaften und Theaterweſen. Der Dichter ſetzt ſich darin über manche gewöhnliche Kunſtforderungen hinweg, und ſcheint nur zwei Zwecken nachzuſtreben: das Leben in ſeiner Vielſeitigkeit darzuſtellen, und die wichtigſten Materien der Kunſt zu erörtern."

**) Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit, Berlin 1805, S. 207: „Meiſter's Lehrjahre ſind in ihrer Abſicht größer noch als Werther" (Nach Herrn Jördens ſtehen ſie tief unter ihm!); „denn wir ſollten hier einen Roman erhalten, in dem das Leben in ſeiner Allſeitigkeit (!) ſich abſpiegeln müßte." — Die ſchöne Litteratur Deutſchlands während des 18ten Jahrhunderts, Berlin 1812, Seite 1431: „Im Athenäum iſt auf die anmuthigſte und würdigſte Weiſe von dieſem Roman geſprochen worden, ſo daß ich nicht von Nöthen habe, etwas hinzuzuſetzen, um meine Liebe für dieſes Werk zu rechtfertigen. Wie es dort lautet, ſo lautet auch meine Meinung." — (Doch fügt der Verf. die, allerdings wohl motivirte, Frage hinzu: „Ob wohl die Herausgeber des Athenäums vom Jahre 1798, jetzt nicht mit einiger Ironie auf den alten überſchwenglichen Halbgottesdienſt herab ſehen dürften?" und fährt dann folgendergeſtalt fort: „Mich dünkt, man könnte über Wilſpricht von den Lehrjahren bloß als von einem Lehrbuch der Welterfahrung, Menſchenkunde, Philoſophie und Kritik. *) — Schubarth dagegen erklärt ſie

helm Meiſter ganz ehrlich und einfach reden, etwa ſo: Wir finden hier eine Reihe von leichten und anmuthigen Novellen (?) in einem köſtlich gebildeten Style vorgetragen; wir finden einen durchaus neuen, einzig vollendeten Charakter in Mignon, und einen Harfner, den die Poeſie ſelbſt einführt, aber die Proſa hart genug wieder von dannen ſchleppt. (?) Der vierte Band des Werkes erſcheint faſt durchgängig hart, rauh und herbe, und eine gewiſſe, wenn wir ſo ſagen dürfen, anſtändige Unpoeſie (?) und geiſtreiche Halbunſittlichkeit (?) ſtellt ſich triumphirend in den Hintergrund, wo denn nothwendig die Farben alle verlöſchen und die muſikaliſchen Töne verſtummen müſſen. Jarno, Lothario und der Abbé bilden gewiſſermaßen die Theſis, Antitheſis und Syntheſis der kryſtalliſirten Proſa (!!) und es iſt nur zu beklagen, daß die dreifache Krone, die der Göttin ſelbſt gebührt," (welche?) „hier in drei Theile hat zerbrochen werden müſſen, um keinen dieſer würdigen Competenten leer ausgehen zu laſſen." — Unter den bisherigen, freilich immer nur noch compendiariſchen, Geſchichtſchreibern unſerer vaterländiſchen Poeſie, iſt übrigens Hr. F. Horn unſtreitig der erſte und einzige, der die Größe, Bedeutung und Wirkung Göthe's in derſelben, nach ihrem ganzen Umfang aufzufaſſen geſucht hat.

---

*) Vorleſungen über die Nationallitteratur der Deutſchen: Frankf. a. M. 1819, 2ter Band: „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre ſind das Werk zauberiſcher Romantik, in ſchweſterlicher Eintracht mit einer ſich ſelbſt hell auslegenden Wirklichkeit; ein Lehrbuch der Welterfahrung, Menſchenkunde, der Philoſo-

für nichts Geringeres, als für eine Löſung des Problems: der wahren Bildung des Menſchen; des wahren Verhältniſſes des Menſchen zur Natur, und des Gelangens des Menſchen zur ächten Verbindung mit der Natur und Welt. *) — Frau von Stael endlich, findet im

---

phie und Kritik, verſöhnt die Anſprüche der Kunſt mit der Allſeitigkeit" (ſchon wieder!) „des Lebens."

*) Zur Beurtheilung Göthe's; Breslau 1819, 8. im 1ſten Band, S. 21 u. ff.: „Unter den größern ſpätern Arbeiten Göthe's treten uns die Lehrjahre Wilhelm Meiſter's als das Werk entgegen, deſſen hauptſächlichſte Aufgabe es iſt, zu zeigen: ſowohl worin die wahre Bildung des Menſchen beſtehe, als wie das wahre Verhältniß des Menſchen zur Natur zu begreifen ſey, und in welchem Sinne der Menſch nur in die ächte Verbindung mit Natur und Welt zu gelangen hoffen dürfe." — (Das Alles ſollen uns die Lehrjahre wirklich gezeigt haben?) — „Wilhelm Meiſter hegt, ſchon bei dem unbeſtimmten Bewußtſeyn, das Verlangen nach einer harmoniſchen, ebenmäßigen Ausbildung ſeiner. — Werther wird vom Schauſpiel unendlicher Natur verwirrt, und Wilhelm läuft gleichfalls Gefahr, durch eine theatraliſche Anziehung von der rechten Bahn ſeiner Bildung abgezogen zu werden. — Aber indem er über dieſen Irrthum aufgeklärt wird, in welch ein anderes Gebiet des Schönen, Guten und Wahren ächter Menſchheit und der vollſtändig (?) gebildeten und geübten Kräfte der Menſchen gelangt er?" — (daß, wie der Verf. in der Note hinzufügt, „der große Abſtand einer Natalie, wie eines Lotharis, Abbé, Jarno und des Oheims, gegen Serlo, Aurelien, Philinen und Melina's, von ſelbſt in

Ensemble dieſes Roman philosophique, kein anderes Intereſſe, que celui qu'on doit mettre à savoir l'opinion de Göthe sur chaque sujet, und ſchilt unſern Wilhelm Meiſter ſelbſt, einen: tiers importun, den der Dichter,

die Augen tritt," iſt nicht zu läugnen, aber nimmermehr läßt ſich dieſer „Perſonenkreis" doch ſo hoch, als hier geſchehen, anſchlagen.) — „Die richtige (?) Begränzung und Zurückführung desjenigen, was im Werther allgemein und dunkel gewählt iſt, auf das entſchiedenſte und beſtimmteſte Maaß, die Beſchränkung jenes bloß ideellen, gedachten, empfundenen Inhalts auf einen durch die höchſte Wirklichkeit ſich hervorthuenden Gehalt, iſt das durchgreifende Thema der Lehrjahre Wilhelm Meiſter's." (Worin beſteht aber jenes Maaß und dieſer Gehalt?) „Und ſo ſteht der Meiſter zum Werther im umgekehrten Verhältniß, indem, wie dort" (im Werther) das Problem der Menſchheit im Unbegränzten und Unendlichen, im Unermeßlichen der Wirkungen der Natur und einer unmittelbaren Hingabe an dieſelbe, als unlösbar dargeſtellt wird, ſo hier" (im Meiſter) „ſeine Löſung (?) im Begränzten und in der Beſchränkung, in der Bildung, in der Selbſtbearbeitung aller eignen Kräfte" (die zeigt ſich uns doch wohl nicht am Wilhelm Meiſter?) „und der rohen elementaren Natur, in den erfreulichſten Wirkungen nachgewieſen wird." — Damit iſt doch aber wohl das Problem der Menſchheit noch nicht gelöſt? — Hr. Schubarth glaubt übrigens auch, daß der Wilhelm Meiſter eine Fortſetzung des Werther, und die Wahlverwandtſchaften eine Fortſetzung des Meiſter ſeyen. Nun, vielleicht macht der Glaube auch in der Aeſthetik — ſelig!

man wiſſe nicht warum, zwiſchen ſich und den Leſer, geſtellt habe.*)

Fügen

---

*) In ihrer Schrift De l'Allemagne; Londres 1813. 8., im 2ten Bande, Chap. 28. des Romans: „Les romans philosophiques ont pris depuis quelque temps, en Allemagne, le pas sur tous les autres; ils ne rassemblent point à ceux des François; ce n'est pas comme dans Voltaire une idée générale qu'on exprime par un fait en forme d'apologue, mais c'est un tableau de la vie humaine tout-à-fait impartial, un tableau dans lequel aucun intérêt passionné ne domine; des situations diverses se succèdent dans tous les rangs, dans tous les états, dans toutes les circonstances, et l'écrivain est la, pour les raconter C'est ainsi (?) que Göthe a conçu Wilhelm Meister, ouvrage très admiré en Allemagne, mais ailleurs peu connu." (Eine franzöſiſche Ueberſetzung, die Fr. v. St. nicht gekannt zu haben ſcheint, da ſie doch von der des Werther ſpricht, erſchien doch ſchon, zu Coblenz, 1803, 8. Vergl. Allg. Litt. Zeit. 1803. Nr. 18.) „Wilhelm Meister est plein de discussions ingénieuses et spirituelles; on en feroit un ouvrage philosophique du prémier ordre, s'il ne s'y meloit pas une intrigue de roman, dont l'intérêt ne vaut pas ce qu'elle fait perdre (!); on y trouve des peintures très-fines et très-detaillées, d'une certaine classe de la société, plus nombreuse en Allemagne que dans les autres pays; classe dans laquelle les artistes, les comédiens et les avanturiers se mêlent avec les bourgeois, qui aiment la vie indépendante, et avec les grands seigneurs, qui croient protéger les arts: chacun de ces tableaux prit à part, est charmant; mais il n'y a d'autre **intérêt dans l'ensemble de l'ouvrage** (!)

que

Fügen wir nun all dieſen Anſichten noch die, unſern Leſern bereits mitgetheilten, der bisherigen Beurtheiler der Wanderjahre hinzu, wonach Göthe's Wilhelm Meiſter, — vom Hrn. Varnhagen von Enſe: für ein Zuſammengefaßtes aller Göthe'ſchen Werke, für einen großen Strom, der die Geſammtwerke des Dichters noch einmal über die Erde ſchickt; für das Leben ſelbſt, ja für Welt und Leben, für das Weltall, und das Leben für die Fortſetzung*) dieſer Dichtung; — von dem Ungenannten im Brockhäusler litterariſchen Converſationsblatt, für eine Darſtellung der Gegenwart, eine Satyre auf den Zeitgeiſt, für die Berg auf und Berg ab wandernde Zeit, ein Ideal der Lebenskunſt und höchſten menſchlichen Bildung, für eine Veſtalin, Muſe und Stimme des Weltgeiſtes; — vom Hrn. Prof. Kayßler, für eine unſichtbare Kirche und Kulturgeſchichte der Menſchheit, — von dem Ungenannten in der neuen Berliner Monatsſchrift,

---

que celui qu'on doit mettre à savoir l'opinion de Göthe sur chaque sujet: le heros du roman est un tiers importun, qu'il a mis, on ne sait pourquoi, entre son lecteur et lui.“

*) Göthe ſagt zwar ſelbſt am Schluſſe des 2ten Bandes der 2ten Abtheilung ſeiner Selbſtbiographie, „daß jeder Menſch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten iſt,“ aber das geſammte Menſchenleben für ein Supplement ſeines Wilhelm Meiſter zu erklären, iſt ihm doch noch nicht eingefallen.

für eine geiſtreich aufgeſchloſſene Welt; — von dem Recenſenten im Repertorium der Litteratur, für ein Paſticcio, — von dem Kunſtrichter des Cotta'ſchen Litteraturblatts, für einen in spe Meiſter vom Stuhl; und vom Hrn. Chorherrn Zauper für ein geiſtiges Kaleidoſcop, erklärt wird: ſo haben wir eine ſolche Maſſe von, zum Theil den wunderlichſten und heterogenſten, Meinungen, Conjekturen und Hypotheſen, über die Tendenz des Wilhelm Meiſter beiſammen, daß wir Göthe's eignes Wort:

„Im Auslegen ſeid friſch und munter;
Legt Ihr's nicht aus, ſo legt was unter!"

hinſichtlich dieſer ſeiner Dichtung, an ihm ſelbſt in die reichlichſte Erfüllung gegangen ſehen. Aber dafür läßt ſich denn freilich auch der Ausſpruch Göthe's:

„Mancher klopft mit dem Hammer auf der Wand herum, und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf."

weit auf die meiſten dieſer Aus- und Unter-Leger des Wilhelm Meiſter in volle Anwendung bringen.

Von den Lobrednern unter all dieſen kunſtrichterlichen Stimmen der Zeitgenoſſen Göthe's über ſeinen Wilhelm Meiſter, vereinigen ſich nun die mehrſten in der (ſchon S. 146 von uns erwähnten) Anſicht: daß Göthe damit eine Darſtellung des Höchſten der menſchlichen Bildung und Lebenskunſt beabſichtigt habe, und die Paſſivität in dem Charakter des Wilhelm Meiſter ſelbſt, eben durch dieſe Intention des Dichters, vollkommen gerechtfertigt werde, indem nur auf dieſe Weiſe, das Ganze der Dichtung, als ein Bild und Spiegel des menſchlichen Lebens überhaupt, ſich an ihm, vollſtändig habe entwickeln laſſen." Dieſe Anſicht hat nun auch von allen den hier zuſammengeſtellten, unſtreitig den Schein der Wahrheit am Meiſten für ſich; nicht nur weil ſich eben in ihr die mehrſten jener Kunſtrichter begegnen, und ſie von einem der ſcharfſinnigſten derſelben, Friedrich von Schlegel, zuerſt aufgeſtellt worden iſt; ſondern weil man ſie von Göthe ſelbſt, durch ſeine Fortſetzung der Lehrjahre und die, ungleich mehr philoſophirende als dichtende, Weiſe, auf welche er ſie in dem erſten Theil der Wanderjahre fortgeſetzt hat, ſo wie durch ſeine Dankſagung für die geneigte Theilnahme an dieſer Fortſetzung beſtätigt zu ſehen, allerdings glauben dürfte. Allein demungeachtet zweifeln wir entſchieden, daß ſie die richtige iſt, und werden ſo lange an ihrer Richtigkeit zweifeln, als Göthe ſich nicht mit voller Beſtimmtheit darüber erklärt, was er in jener Dankſagung, wie unſere Leſer geſehen haben, aller ſeiner, den genannten drei Beurtheilern, gemachten Complimente ungeachtet, nicht gethan hat. Geſetzt aber auch, Göthe habe wirklich dieſe Intention, gleich bei dem erſten Entwurf ſeines Wilhelm Meiſter gehabt; ſo läßt ſie ſich doch aus dem Roman ſelbſt, ſo weit ihn der Dichter bis jetzt dem Publikum vorlegt hat, nimmermehr nachweiſen.

Zuvörderſt iſt hier zu bemerken, daß der Titel des Werkes, dem Leſer ausdrücklich die Lehr- und

Wanderjahre — „Wilhelm Meiſter's" ankündigt. Er, der Held des Romans, und nicht der ihn umgebende Lebenskreis, müßte es alſo ohne Zweifel ſeyn, in welchem Göthe das Höchſte der menſchlichen Bildung und Lebenskunſt, das Wilhelm, dieſer Hypotheſe zu Folge, in den noch zu liefernden Meiſterjahren, nothwendig doch wirklich erreichen müßte, darzuſtellen hätte verſuchen wollen. Demnach müßte man alſo gegen die Anſicht Fr. Schlegel's annehmen, daß hier allerdings ein einzelner Menſch, der eben dieſer Wilhelm Meiſter iſt, durch die mannichfaltigen Beiſpiele menſchlicher Natur und Bildung, in deren Kreis er gebracht worden, habe zu jenem Höchſten erzogen und gebildet werden ſollen.' Daß Göthe nun dieſe Aufgabe nur, oder am ſicherſten, habe löſen können, indem er ſeinen Helden zu einem Leidenden, und zwar in der Maße, wie wir ihn in den Lehr- und beſonders den Wanderjahren erblicken, Leidenden machte, leuchtet keineswegs ein. Göthe ſelbſt hat zwar, und eben in Meiſter's Lehrjahren, den unbedingten Grundſatz für die Poetik aufgeſtellt, daß der Held eines Romans überall leidend ſeyn müſſe; aber er hat die Richtigkeit dieſes äſthetiſchen Axioms ſo wenig bewieſen, als diejenigen Meiſterwerke, die wir in dieſer Gattung der Poeſie unſerer und der Litteratur anderer Nationen beſitzen, worin der Held kein leidender, ſondern ein handelnder iſt, deshalb für fehlerhafte Romane erkannt werden können.' Auch erklärt er, wie er denn in Vielem was er behauptet, ſich ſelbſt widerſpricht, in ſeinen Heften über

Kunſt und Alterthum, das gerade Gegentheil jener Behauptung, indem er ſagt: „die eigentliche Kraft und Wirkſamkeit der Poeſie liegt darin, daß ſie Hauptfiguren ſchafft, und Alles, was dieſe umgiebt, ſelbſt das Würdigſte, untergeordnet darſtellt. Hiedurch lockt ſie den Blick auf eine Mitte, woher ſich die Strahlen über das Ganze verbreiten; und ſo bewährt ſich Glück und Weisheit der Erfindung, ſo wie der Compoſition einer wahren alleinigen Dichtung.“ Auch ſagt er, daß der Romanen-Dichter, „die Welt völlig nach ſeiner Weiſe behandeln dürfe.“ Ja, er fügt ſogar eben jener Aeußerung über das Weſen des Romans, noch die Bemerkung hinzu: „daß im Roman alle Begebenheiten nach den Geſinnungen des Helden gemodelt, und ſelbſt die Spiele des Zufalls durch dieſelben gelenkt und geleitet werden müßten;“ wodurch der Begriff des Leidens nicht auf den Helden, ſondern auf den Dichter des Romans, als einen unter jenem Princip Leidenden, bezogen wird. Denn offenbar will Göthe damit doch ſagen, daß der Dichter durch beſagtes Princip gezwungen werden müſſe, die Begebenheiten ſo zu erfinden und zu modeln, daß der Held als ein Leidender dargeſtellt werde, weil, wenn man die Stelle ſo verſteht, daß in der Handlung ſelbſt, ſich Alles nach den Geſinnungen des Helden bequemen und fügen müſſe, die Fügungen ja nicht den Helden, ſondern der Held vielmehr die Fügungen beherrſchen, und folglich nicht als ein Leidender, den Begebenheiten untergeordneter Held, erſcheinen würde. Daß aber der Zweck: einer

Entwicklung und Darſtellung des Höchſten menſchlicher Bildung, wenn er nur an und für ſich erreichbar wäre, an der Charakterzeichnung eines thatkräftigen und handelnden Helden, ſich eben ſo wohl, ja ungleich wirkſamer verfolgen laſſe, als an der eines in ſolchem Grade, wie Wilhelm Meiſter (der fortgeſetzt nur immer zu dem wird, was andere Menſchen aus ihm machen,) leidenden und paſſiven; iſt doch wohl keinem Zweifel unterworfen. Ja, wenn man den bisherigen Gang der Bildungs- und Geiſtes-Geſchichte Wilhelm's auch nur mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgt und beobachtet hat; wie er, je nachdem die jedesmal auf die ihn einwirkenden Perſonen, Verhältniſſe und Begebenheiten, es herbeiführen und von ihm verlangen: ſich heute von einer Marianne zum leidenſchaftlichſten Bühnenfreund, morgen von einem Werner zum trockenſten Geſchäftsmann, dann von einer Philine zum wirklichen Schauſpieler, hierauf von einem Jarno und der pädagogiſchen Drei, zu dem einſeitigſten Verurtheiler aller dramatiſchen Poeſie und Kunſt machen läßt; wie er am Buſen der Gräfin, dem Adel und der großen Welt, am Arm Thereſe'ns, den Tugenden des Bürgers und dem Glück der Häuslichkeit huldigt; wie er in tiefſter Verzweiflung über Barbara's Entdeckung des jammervollen Schickſals und Todes ſeiner von ihm hingeopferten Geliebten, dem lockern, ihm ſeine Dukaten aufzählenden, Laertes in — ein Kaffeehaus folgt; wie er mit der gläubigſten Demuth von einem neuen Groß-Cophta ſeinen Lehrbrief hinnimmt, der ihm, wie die ganze maureriſche Myſtificirungsſcene in Lothario's

Thurm, hinterdrein für eine bloße Farce von Jarno ſelbſt erklärt wird; ja, wie er erſt an ſeiner Vaterſchaft zu Mariannen's Kind zweifelt, auf des — Abbé's Verſicherung aber, völlig davon überzeugt wird;*) auf den Wunſch Lothario's, bald Thereſen, bald Natalien heirathen will, am Ende aber keine von Beiden bekommt, ſondern ſich (noch dazu unter den bekannten Servituten!) auf eine neue Wanderung, und auf dieſer wieder bald nach dem nußbraunen Mädchen, bald nach Mignon's Heimath, bald in die pädagogiſche Provinz, bald zum wandernden Bande, ſchicken läßt: — ſo muß man nicht nur zweifeln, ob ſich an einem ſolchen willenloſen, aller Freiheit, Selbſtſtändigkeit und eigenen Thatkraft ermangelnden, Charakter, das Höchſte der menſchlichen Bildung überall jemals darſtellen laſſe; ſondern vielmehr zu der Ueberzeugung gelangen, daß aus einem Lehrling und wandernden Geſellen dieſer Art, am Ende doch kein anderer Meiſter als derjenige, zu dem ihn der letzte ſeiner Meiſter — macht, werde hervorgehen können.» Eben ſo augenfällig aber ſtellt ſich uns in den Wanderjahren, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen, dar: daß er ſelbſt in Hinſicht auf die Annäherung an jenes Ziel, nicht nur keine Fortſchritte gemacht hat, ſondern im Gegentheil bedeutend rückwärts gewandert iſt. So wenig als er bei ſeiner Ankunft in der Wohnung des Markeſe, die von dieſem ihm in den Lehrjahren verhießene Erbſchaft Mignon's (die der Dichter ganz vergeſſen zu haben ſcheint) gewinnt; ſo wenig, das will ſagen Nichts, hat er durch dieſe ganze bisherige Wanderung und Entſagung für ſeine, ſittliche wie intellektuelle, Bildung gewonnen, und in der flachen Bewunderung, womit er Alles, was ihm die Vorſteher der pädagogiſchen Provinz und des wandernden Bandes, von ihrer Weisheit auskramen, dergeſtalt unbedingt verehrt, daß er, ohne erſt zu prüfen, augenblicklich, jener ſeinen Felix (von dem doch, wie er noch am Schluſſe der Lehrjahre betheuerte, Nichts in der Welt ihn zu trennen vermögend ſeyn ſollte) dieſem aber ſich ſelbſt zugeſellt; wird ſchwerlich Ein Leſer den Wilhelm Meiſter, der in den Lehrjahren, gleich von vorn herein, wie weiterhin, ſo treffend als geiſtreich über Leben, Bildung, Kunſt und Poeſie reflektirt (man gedenke beſonders ſeiner trefflichen Analyſe von Shakſpeare's Hamlet!), wieder erkennen können.

---

*) Unſtreitig das Non plus ultra ſeiner Geiſtes- und Charakterſchwäche im ganzen Werk! Nachdem der Abbé ihm ſeine anderweitigen hocus pocus vorgemacht hat, fragt ihn Wilhelm: „Könnt Ihr mir ſagen, ob Felix wirklich mein Sohn iſt?“ und: „Heil Ihnen über dieſe Frage,“ erwiedert ihm dieſer neue Caglioſtro: „Felix iſt Ihr Sohn! Bei dem Heiligſten, was unter uns verborgen liegt“ (und ihm Jarno nachher als eine Farce aufdeckt) „ſchwöre ich Ihnen, Felix iſt Ihr Sohn!“ — Er führt ihm nun den Felix, der ſchon bei der Hand iſt, zu, und: „Ja, ich fühl's,“ ruft der gute Vater Wilhelm, indem er den vom Abbé ihm ſolchergeſtalt vindicirten Sohn, in ſeine Arme ſchließt, aus: „Du biſt mein! Welche Gabe des Himmels habe ich meinen — Freunden (!) zu verdanken!“ — Dieſe Stelle iſt, wie ſie eine der pathetiſcheſten iſt, doch gewiß auch zugleich die ſcurrilſte im ganzen Wilhelm Meiſter!

Dort zeigt ſich doch noch, bei aller Schwäche und allem Schwanken ſeiner Handlungsweiſe, eine fortgehende Entwickelung der Eigenthümlichkeit ſeiner Denkart, Geſinnungen und Gefühle, wie ſeines Geſchmacks und ſeiner Urtheilskraft; aber von alle dem iſt (die Paar flüchtigen Briefe an Natalien abgerechnet, die jedoch an Bedeutung des Inhalts ſich auch keinesweges mit ſeinem Schreiben an Mariannen im 16ten Kap. des 1ſten Buches der Lehrjahre vergleichen laſſen,) in dieſem 1ſten Theil der Wanderjahre faſt gar nicht die Rede mehr; und ſelbſt die, ohnehin ſchon, wie wir bereits bemerkt haben, etwas zweideutigen, Entſagungen, denen er ſich hier unterwirft, wollen gegen die ungleich höhern, welche er in der Reſignation: an ſeiner erſten Liebe, in ſeiner Leidenſchaft für Mariannen, und an der Kunſt, in ſeiner Neigung zur Poeſie und Bühne, in den Lehrjahren ſchon erfahren hat, eben ſo wenig etwas bedeuten, als er durch dieſes Leiden ſeiner Trennung von Natalien, das er ſich (allzumal auf Isola bella!), ſehr erträglich zu machen weiß, für die Erſtarkung ſeines Charakters und die Vervollkommnung ſeiner Bildung, etwas Erkleckliches gevortheilt hat.

Was aber zweitens die erwähnte Anſicht vom Roman des Wilhelm Meiſter überhaupt, betrifft; als habe Göthe darin einen vollſtändigen Spiegel des Lebens, und in ihm, das Höchſte aller menſchlichen Bildung und Lebenskunſt, im Allgemeinen aufgeſtellt, indem der Held des Romans, gleichſam nur das Weltauge ſey, durch das wir hier, nicht in die Welt dieſer Dichtung, ſondern in die

Welt ſelbſt, die uns der Dichter darin vorüberführe, ſchauen ſollen; ſo lehrt ſchon die einfachſte Darlegung des, bis jezt dem Leſer mitgetheilten, Inhalts des Werkes, daß weder das Eine noch das Andere, mit Grund daraus gefolgert werden kann. — Der Sohn eines Prunkliebenden Kaufmanns in einer Provinzialſtadt, macht Wilhelm, ein wohlgeſtalteter, geiſtig und ſittlich bereits trefflich gebildeter, und für alles Gute, Wahre und Schöne lebhaft empfindender Jüngling, auf der Bühne ſeines Wohnortes, die Bekanntſchaft einer jungen, mehr durch ihre Schönheit als wahres Kunſttalent ausgezeichneten Schauſpielerin, Marianne, eines ungebildeten aber gutmüthigen, leichtſinnigen, und ſchon einen frühern nichtswürdigen Liebhaber, Norberg, begünſtigenden, aber ihren neuen Anbeter wahrhaft liebenden, von einer gemeinen, ſchlau ihren Vortheil wahrnehmenden Alten, Barbara, ſchlecht bewachten Mädchens; dem er das Feuer ſeiner erſten Liebe weiht, und, ſich ganz zu verbinden, den Entſchluß faßt, ſich ſelbſt der Schauſpielkunſt und dramatiſchen Poeſie, zu der ihn ſchon als Kind eine vorherrſchende Neigung hingezogen, zu widmen. Der Rechnungsführer ſeines Vaters, Werner, ein trockner, für den Handelsſtand auf das Einſeitigſte eingenommener Comptoriſt (der „nichts vernünftiger in der Welt findet, als von den Thorheiten Anderer Vortheil zu ziehen“), verſucht vergeblich, ihn von dieſem Entſchluß abzubringen, und, wozu ihn auch der Vater beſtimmt, ſelbſt zum Kaufmann zu machen. „Gewöhnlich“ erwiedert ihm Wilhelm: „vergeßt Ihr über Euerm Addiren und Bilanciren, das eigentliche Facit des Lebens,“ das er in dem Glück ſeiner Liebe zu Mariannen und der Kunſt, zu finden hofft. Auf einer kurzen Geſchäftsreiſe für ſeines Vaters Handlung, in eine benachbarte kleine Stadt, lernt er in einem vacirenden Schauſpieler Melina (der ſo arg, als es nur immer die Weiſen der pädagogiſchen Provinz können, auf ſeinen Stand, als den eines in Geſellſchaft von Affen und Hunden herumgeführten und geprügelten Bären, ſchmäht), und in deſſen, von ihm entführter Frau, ein Paar vollſtändige Comödianten und nach ſeiner Rückkehr auch die Schauſpieler in ſeiner Vaterſtadt, als ſolche kennen, die unaufhörlich auf ihre knappen Gagen, die Undankbarkeit des Publikums, und die Protektionsſucht des Direktors ſchimpften, vor Allem aber Cabalen machten, und wenn von einem neuen Stück die Rede war, nur fragten„ was es machen werde, ob es ein Zugſtück ſey u. dgl. m. Auch Werner dringt wieder mit ſeinen Warnungen auf ihn ein; aber Wilhelm, der hier zugleich eine Energie und Thatkraft entwickelt, die nichts weniger als einen leidenden Helden in ihm für die Folge erwarten laſſen, bleibt ſeinem Vorſatz unerſchütterlich treu, und ſchreibt den, ſchon erwähnten, herrlichen Verlobungsbrief an ſeine Geliebte. Jetzt folgt die wahrhaft tragiſche Cataſtrophe ſeiner vermeintlichen Entdeckung ihrer Untreue durch Norberg's Billet, und die ganze ſchöne Welt ſeiner Gefühle und Gedanken, Phantaſieen und Hoffnungen, ſieht er mit einem Schlage zertrümmert. Hierauf überſpringt der Dichter einige Jahre, in denen Wilhelm mit Verzweifſung und Krankheit kämpft, indeß Werner jede letzte Regung des Glaubens an Mariannens Treue, durch ſeine Reden und Machinationen in ihm zu tödten weiß, und: „als er wieder beſſer wurde, das heißt, als ſeine Kräfte erſchöpft waren, ſah er mit Entſetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elends hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulkans hinunterblickt." — Wie an ſeiner Liebe, verzweifelt er nun auch an ſeinem Talent, ſo daß ſogar Werner, bei dem Verbrennen ſeiner poetiſchen Verſuche, ihm Einhalt thun will; und widmet ſich dagegen mit dem beſten Eifer und Erfolg den Handelsgeſchäften ſeines Vaters, „froh, auf der Wege des Lebens ſich bei Zeiten, obgleich unfreundlich genug, gewarnt zu ſehen." — Hiemit dürfte man nun, ſowohl aus äſthetiſchen als pſychologiſchen Gründen, die theatraliſchen Lehrjahre Wilhelm's, ein- für allemal beendigt glauben. Allein gleich darauf fangen ſie noch einmal, und zwar, nunmehr erſt recht, von vorne an. Denn auf einer zweiten Geſchäftsreiſe trifft er, „gleich in dem nächſten Landſtädtchen," wieder zwei Engagementsloſe Schauſpieler, als die Ueberbleibſel einer geſcheiterten Direktion an, einen lockern Geſellen Laertes, und eine leichtfertige reizende Schöne, Philine, von jenem (der das Unglück gehabt hat, in einer unglücklichen Liebesgeſchichte, „binnen 24 Stunden Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Hahnrei, ſchlecht curirter Patient und Wittwer," und deshalb ein Weiberfeind zu werden) gar bezeichnend „die wahre Eva" genannt, mit denen er ſich ſofort bekannt und ungemein geſchwind auch vertraut macht; ja die Letztere hat ihn, gegen den der Fanias in Wieland's Muſarion, an ſpröder Standhaftigkeit ein Gott iſt, auf der Stelle in ihrem Netz. Zum Danke für einen von Wilhelm, noch ehe er ſie geſprochen, ihr überſendeten Blumenſtrauß, kräuſelt ſie ihm die Haare („wobei ſie nicht vermeiden konnte, mit ihren Knieen die ſeinigen zu berühren und Strauß und Buſen ſo nah an ſeine Lippen zu bringen, daß er mehr als Einmal in Verſuchung geſetzt ward, einen Kuß darauf zu drücken"), und ſchenkt ihm ein Pudermeſſer mit der Deviſe: „Gedenkt mein!" welche Worte er ſo wenig auf den Boden fallen läßt, daß er vielmehr Marianne'ns und all ſeiner gemachten Erfahrungen wie gefaßten neuen Vorſätze, mit Einemmale völlig uneingedenk wird. Der Anblick des Eindrucks, den die Vorſtellungen einer — Seiltänzertruppe auf das Publikum dieſes Landſtädtchens hervorbringen, zieht ihn vollends zum Theater wieder zurück, obſchon ihn die unmenſchliche Behandlung, die der armen Mignon von dem Principal der Truppe widerfährt, ſo empört, daß er ſie aus der Gewalt dieſer Cannibalen befreit und zu ſich nimmt. Als er aber Zuſchauer des Triumphes des Herrn Narciß und der Demoiſelle Landrinette wird, „wie ſie unter Freudengeſchrei des Volks durch die Straßen getragen und mit Bändern, Blumenſträußen und ſeidenen Tüchern beworfen worden" (Ehrenbezeugungen, deren ſie ſich heut zu Tage ſchwerlich mehr zu erfreuen haben würden), da fühlt er ſich plötzlich hingeriſſen: „ſeinen alten Wunſch, das Gute, Edle, Große, durch das Schauſpiel zu verſinnlichen, wieder mit aller Lebhaftigkeit und aller Freiheit einer losgebundenen Einbildungskraft zu verfolgen.“ — Der vacirenden Comödianten ſammeln ſich nun immer mehrere um ihn. Von dem polternden Alten erfährt er, daß Marianne „als Wöchnerin, als Mutter, in der Welt elend und ohne Hülfe herumirre,“ wodurch „alle ſeine Wunden wieder aufgeriſſen und das Gefühl, daß ſie ſeiner nicht ganz unwürdig geweſen, wieder lebhaft wird;“ aber dennoch thut und unternimmt er Nichts, ja er (der ſich in den Wanderjahren ſo willig auf die Entdeckung des ihm völlig fremden nußbraunen Mädchens ausſchicken läßt) forſcht nicht einmal nach ihrem jetzigen Aufenthalt, ſondern überläßt ſie ihrem jammervollen Schickſal, und divertirt ſich, obſchon Mignon als ſein warnender Genius ihm treu zur Seite ſteht, mit den Schauſpielern, unter denen nun auch Hr. und Mad. Melina wieder erſcheinen, die ſich, er in ſein Geld, und ſie in den Zahler verlieben. In dieſer Geſellſchaft macht er verſchiedene Luſtparthieen, bei denen „die Stunden des Tages unter Scherzen, Singen, Küſſen und allerlei Neckereien, auf das Angenehmſte“ verfließen, und er einen, über Schauſpiel und Erziehung ſehr verſtändig ſprechenden Geiſtlichen als eine nur flüchtig vorübergehende Erſcheinung, und den geheimnißvollen alten Harfner kennen lernt. Eine dramatiſche Abendunterhaltung aber, bei der er dieſer luſtigen, um eine „große“ Bowle Punſch, der bald eine zweite folgt, bei ihm auf ſeinem Zimmer verſammelten Compagney, ein neues Ritterſtück vorlieſet, wird beim 5ten Akt durch eine allgemeine Betrunkenheit der Zuhörer, die lärmend Fenſter, Gläſer und den Napf ſelbſt „in tauſend Stücke“ ſchlagen und ſich die Scherben einander an den Kopf werfen, bis die Ankunft der Schaarwache dem Unfug ein Ende macht, höchſt unritterlich unterbrochen. Nur mit Mühe und „Beihülfe des Wirths“ gelingt es ihm, „durch Geld und gute Worte“ die Wache zu befriedigen und die Glieder der Geſellſchaft, in ihren mißlichen Umſtänden, nach Hauſe zu ſchaffen, und mit der unangenehmſten Empfindungen blickt er des andern Morgens „düſtern Blicks“ auf „die Verwüſtungen und den Unrath“ hin. Ein Gruß von Philinen verſetzt ihn dagegen ſogleich wieder „in einen heitern Zuſtand;“ er kauft Geſchenke für ſie ein; zecht wieder mit ihr und den Uebrigen (diesmal bei Wein); wird durch Melina's Unverſchämtheit, mit der er noch größere Forderungen an ſeinen Geldbeutel macht, um das von der vorigen Direktion ſammt der Garderobe verpfändete Theater wieder herzuſtellen, beleidigt; durch Philinen's Liebkoſungen wieder verſöhnt, und zahlt dem ihn um Verzeihung bittenden Melina das verlangte Geld, 300 Thaler, gegen Wechſel aus. Nun kommt auch der abentheuerliche blonde Friedrich, der als Jokey Philinens, aus Eiferſucht auf Wilhelm, gleich bei deſſen erſter Bekanntſchaft mit ihr davon lief, wieder zurück, geräth aber von Neuem, über die Eroberung, die die Schöne an einem, ſo eben angekommenen, die baldige Ankunft ſeiner Herrſchaft verkündenden, gräflichen Stallmeiſter gemacht, dergeſtalt in Wuth, daß er eine Schüſſel Ragout zwiſchen die „ziemlich nah zuſammen Sitzenden“ wirft, worauf er indeſſen durch ein Poſſenſpiel von Duell, ſich mit ſeinem Rival wieder verſöhnen läßt, gleich darauf aber zum Zweitenmal davon läuft. Nun erſt beſchließt Wilhelm endlich, ſich „aus dieſen Verhältniſſen und einer Geſellſchaft, in der er ſo lange, ohne ſich einen Zweck vorzuſetzen, ſeinen alten Träumen nachgeſchlichen," loszureißen, als ihm — Mignon, in dem unvergleichlichen Schluſſe des zweiten Buches, „die lange und ſtreng verſchloſſene Knoſpe ihrer Liebe, Treue und Sehnſucht" auf das Rührendſte entfaltet. Wilhelm — bleibt, und iſt Melina'n zur Einrichtung ſeines Theaters behülflich, als der Graf und ſeine ſchöne junge Gemahlin anlangen, und Beide, er von dem Einfall, ſie von Philinen und Wilhelm eingenommen, auf der Stelle, die ganze Geſellſchaft, auf ihr Schloß engagiren, um während des Aufenthaltes eines in der Gegend des gräflichen Gutes ſein Hauptquartier aufſchlagenden, Prinzen daſelbſt, unter der Direction eines Schauſpielluſtigen Barons, eine Reihe von Vorſtellungen zu geben. Bald kommt nun auch dieſer Baron an, der (nachdem Melina, mit Hülfe noch mehrerer hinzugekommener Schauſpieler, ſein Theater — wirklich eröffnet hat, „um geſchwind noch den Einwohnern des Städtchens etwas Geld abzunehmen") auf das Albernſte den Kunſtkenner ſpielend, die theatraliſchen Leiſtungen der Geſellſchaft wie die dramatiſchen Verſuche Wilhelm's, prüft und lobt; worauf denn der Abzug der ganzen Truppe, der ſich Wilhelm mit Mignon und dem Harfner anſchließt, nach dem Gute des Grafen, und die ſo überaus ergötzlich geſchilderte, pitoyable Beherbergung, der, in tiefer Nacht, hungrig,

erſchö

erkälteter und von einem ſtarken Regen durchnäßt, Anlangenden, im gräflichen Schloſſe, erfolgt. Nach überſtandener Noth, am andern Tage, läßt der Graf ſich die Geſellſchaft vorſtellen, die „über einen ſo gnädigen Herrn ganz entzückt iſt.“ Offiziere finden ſich ein, „die ſogleich von den Actricen, nicht auf die feinſte Weiſe, Kundſchaft nehmen,“ und Wilhelm gewinnt die Theilnahme eines Majors Jarno, den ihm der Baron als den Günſtling und, wie er vermuthet, natürlichen Sohn des Prinzen, „der mit Geſandtſchaften in Frankreich, England und Italien geweſen ſey, überall, was ihn einbildiſch mache, ſehr diſtinguirt werde, und den Verächter der deutſchen Litteratur ſpiele,“ ſchildert. Zu der Vorleſung eines ſeiner Stücke bei der Gräfin, wozu ihn der Baron in ihrem Namen einladet, kommt es, als er ihr und ihrer Freundin, einer Baroneſſe, bei der Toilette vorgeſtellt wird, nicht; dafür erhält er aber eine Taſſe Chokolate, wozu ihm die Baroneſſe ſelbſt den Zwieback reicht, und von beiden Damen ein artiges Geſchenk. Das Theater und die Feierlichkeiten zum Empfang des Prinzen, werden nun angeordnet, und Wilhelm dichtet das Vorſpiel dazu, in welchem er, als die Ankunft des Prinzen endlich erfolgt, obſchon ihn Mignon fußfällig anflehe, „von den Brettern zu bleiben,“ nunmehr ſelbſt zum erſtenmale, und mit gleichem Beifall wie ſeine Mitſpielenden, die Bühne betritt. Jarno aber ſchilt ihn, daß er „ſeine Stunden verderbe, dieſe Hunde tanzen zu lehren,“ räth ihm, „ſich gleich von Allem loszumachen“ und dagegen die Welt und Werke Shakſpeare's zu ſtudiren. Nun ergreift ihn „der Strom dieſes großen Genius und führt ihn einem unüberſehlichen Meere zu, in dem er ſich bald völlig vergißt und verliert.“ Indeß gehen die Verſtellungen der Schauſpieler, unter denen bald die gewöhnlichen Kabalen, Zänkereien und Schmähungen auf ihren Chef, den Baron, entſtehen, worüber ein Akteur die ſchrecklichſten Prügel bekommt, täglich fort. Der junge Vagabund Friedrich findet ſich, bei Nacht über eine Gartenmauer ſteigend, wieder ein, wird gefänglich eingezogen; durch Wilhelm's Verwendung aber aus ſeiner Haft, wie von der Strafe des Staupbeſens befreit, und von ſeinem Retter, in „die wunderbare Familie“ Mignon's und des Harfners, mit aufgenommen. Die frivole Baroneſſe, die ſich den Laertes zu ihrem Cicisbeo erwählt hat, macht ſich eines Abends den Scherz, Wilhelmen in den Schlafrock und die Nachtmütze des Grafen, während einer Abweſenheit deſſelben, zu verkleiden, um eine Liebesſcene zwiſchen Wilhelm und der Gräfin, die Fr. Schlegel „höchſtens eine reizende Veranlaſſung zur ſchönſten Rechtfertigung des Putzes nennt, Göthe ſelbſt aber als eine „edle Seele“ ſchildert, im Cabinette ihres Gatten herbeizuführen. Aber ſtatt ihrer erſcheint der, unverhofft zurückgekehrte, Graf, glaubt ſich ſelbſt zu ſehen, und wird von dem Augenblick an, ein abergläubiger Schwärmer und Geiſterſeher. Jarno bringt noch einmal mit dem warnenden Rath in Wilhelm, „in ein thätiges Leben überzugehen, und ſeine guten Jahre wacker zu nutzen,“ zu welchem Ende er ihm ſogar eine vortheilhafte Militärſtelle verſpricht, wodurch Wilhelm aber gegen ihn, in dem er nun „nichts als einen Werber ſehe,“ aufgebracht wird. Die andern Offiziers vertreiben ſich die Zeit mit den Akteurs, wie denen ſie „ganze Nächte auf eine luſtige Weiſe zubringen,“ des Morgens, durch „Auftragen naſſer Kreide auf ihre Weſten und Beinkleider, die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das Schnellſte wiederherſtellend.“ — Am Tage des zum Abſchied des Prinzen angeordneten „großen Gaſtmahls,“ wo die Gräfin Wilhelmen in höchſter, durch den glänzendſten Schmuck und Anzug verherrlichter, Schönheit erſcheint, kommt es in einer, poetiſch und pſychologiſch meiſterhaft ausgeführten Scene, nach einer kurzen Vorleſung des Letztern aus ſeinen dichteriſchen Manuſcripten, und nachdem die mit gegenwärtige Philine ſich überaus fein zurückgezogen hat, zwiſchen beiden, ſich längſt insgeheim Liebenden, zu den leidenſchaftlichſten Küſſen und Umarmungen (die „ihnen eine Seligkeit, die wir nur aus dem erſten aufbrauſenden Schaum des friſch eingeſchenkten Bechers der Liebe ſchlürfen, gewährten“); bis Wilhelm ihr endlich, unwiſſend, das Medaillon mit dem Bild ihres Gemahls ſo heftig in den Buſen drückt, daß ſie vor Schmerz aufſchreit, und „mit der lieblichſten Stimme die Worte: Fliehen Sie mich, wenn Sie mich lieben! hinzuſetzend,“ ſich plötzlich von ihm losreißt. — Der Prinz, von dem wir nichts weiter erfahren, als daß er „ein vortrefflicher Fürſt, Held, Heerführer und Hofmann iſt, bricht nun mit dem Regiment wieder auf; der Graf und die Gräfin reiſen „ganz früh“ ab, und der Baron entläßt unter reichlicher Belobung und Belohnung die Schauſpieler, indem er Wilhelmen noch beſonders, eine mit Gold gefüllte Börſe, die „die Damen ſelbſt geſtrickt haben,“ zum Geſchenk macht. Mit heimlicher Zufriedenheit blickt dieſer auf ſein Talent, mit einem kleinen Stolz auf sein Glück," als er sich „eifrig" die, nur auf langes Zureden des Barons, angenommenen Goldstücke überzählt;" und schreibt nun mit Zuversicht einen Brief an seine Familie „der sie auf einmal aus aller Verlegenheit und sein Betragen in das beste Licht setzen sollte. Das Beispiel so vieler edeln (?) Krieger hatte ihn angefeuert, die Shakspeare'sche Dichtung hatte ihm eine neue Welt eröffnet, und von den Lippen der schönen Gräfin hatte er ein unaussprechliches Feuer in sich gesogen. Das Alles konnte, das sollte nicht ohne Wirkung bleiben." — Diese Wirkung ist folgende: Er schneidet sich seine schönen Haare ab, die sich Philine erbittet, wodurch sie sich ihm „nicht übel empfahl;" zieht „ein Westchen, lange gestrickte Beinkleider und ein Paar Schnürstiefeln" an; bindet sich eine „schöne seidene Schärpe, unter dem Vorwand, den Leib warm zu halten," um; läßt sich „einige Streifen Nesseltuch ans Hemde heften, die aber etwas breit geriethen und das völlige Ansehn eines antiken Kragens erhielten;" schlingt „ein schönes seidenes Halstuch, das gerettete Andenken Mariannens" (die Souvenirs von Philinen und der Gräfin hat er in der Tasche) „um den bloßen Hals; setzt einen „runden Hut mit einem bunten Bande und einer großen Feder auf;" und in dieser „Maskerade" kommt er bald selbst in den Geschmack: unter den Komödianten, die sich nun mit „extemporirten Spielen, worin sie ihre bisherigen Wohlthäter nachahmen und durchziehen," noch im Schlosse des Grafen belustigen, einige tolle Streiche anzugeben und zu befördern." Dabei belehrt er sie aber auch weitläufig über die Vorzüge des Adels und

Herrenſtandes, ſogar aus dem Shakſpeare, und wird dafür zum Interims-Director der Geſellſchaft, ſo lange ſie ein „wanderndes Reich" bildet, erwählt. Dieſes Reich zieht nun, weil in der Gegend, wie wir mit einemmale erfahren, gerade Krieg iſt, wohl bewaffnet nach einer Landſtadt, wo Melina ein neues Theater zu errichten gedenkt, ab; als es bald darauf von Räubern mörderiſch angefallen, geplündert und zerſtreut wird. Wilhelm, an Kopf und Arm verwundet, ſtürzt beſinnungslos zu Boden, und als er wieder zu ſich kommt, erblickt er ſich mit Philinen's Halstuch verbunden, auf einem Raſen, in ihrem Schooße, vor ihrem allein geretteten Koffer, ruhend; Mignon, weinend, mit blutigen Haaren, zu ſeinen Füßen. Als ſchon die Nacht herein zu brechen drohe, erſcheint (eine Arioſtiſch-reizende Scene) eine wunderſchöne Dame, in Geſtalt einer hohen, herrlichen Amazone, auf „einem Schimmel" reitend, mit vielem Gefolge und in Begleitung eines vornehmen ältlichen Herrn, die, auf das Innigſte um den Kranken beſorgt, ihn durch ihren Wundarzt verbinden läßt, ſelbſt mit ihrem Ueberrock bedeckt, und dann ſammt all ihren Begleitern, bis auf einen zu ſeinem Schutz zurück gelaſſenen reitenden Jäger, verſchwindet. Der Harfner hat indeß Bauern herbeigeholt, die ihn unter Anführung des Jägers in ein Wirthshaus des nächſten Dorfes tragen, wo ſich die übrigen, ihn mit Schelten und Vorwürfen empfangenden, Unglücksgefährten, indeß wieder verſammelt haben. Er beſänftigt ſie mit einer langen pathetiſchen Rede, während Philine, auf ihrem Koffer ſitzend, Nüſſe knackt. Der Jäger bringt ihn nebſt dem Harfner, Mignon und Philinen dem Pfarrherrn, und überreicht Letzterer zum Abſchied einen Beutel mit Louisd'or; auch der Wundarzt erſcheint wieder, und Wilhelm erfährt nun, daß die ihm, als ſein Schutzgeiſt erſchienene Dame, die Nichte des alten Herrn iſt, der, dem Kriege ausgewichen, ſeine Güter verlaſſen habe, um ſich bis zum Frieden in einer ruhigern Gegend aufzuhalten. Wilhelm glaubt „die edle heldenmüthige Chlorinde nun mit eigenen Augen geſehen zu haben,“ und Dankbarkeit, Jugendträume und — Liebe, heften ihre ſo flüchtige als reizende Erſcheinung, um ſo tiefer in ſeinem Herzen und ſeiner Seele feſt, als er in ihr die ſprechendſte Aehnlichkeit mit ſeiner Gräfin entdeckt hat. Melina und ſeine Frau reiſen, da nun durch die Beraubung ihrer Garderobe und Gelder, ſeine Unternehmung geſcheitert, mit den Uebrigen zu Wilhelm's Freund, einem Schauſpieldirector Serlo, an den jener ſie empfiehlt, um ſich bei ihm zu engagiren, ab. Philine macht ſich in einer Nacht heimlich davon, und Wilhelm reiſet, nach erlangter Beſſerung, und nachdem er vergeblich der Amazone auf die Spur zu kommen geſucht hat, mit Mignon und dem Harfner gleichfalls zu Serlo ab, der ihn mit offenen Armen empfängt, und ihm die Bekanntſchaft ſeiner, geiſtreichen, aber durch eine unglücklich-leidenſchaftliche Liebe, in tiefen Kummer und Schwermuth verſunkenen, dem Wahnſinn nahen, Schweſter Aurelia zuführt, die einen ſchönen blondgelockten dreijährigen Knaben, Felix, den er für ihr Kind hält, bei ſich hat, und ihn bald, die Geſchichte ihrer Leiden (ſo wie Serlo die ſeiner theatraliſchen

Laufbahn) ihm mittheilend, zu ihrem innigſten Vertrauten macht. Er gelobt ihr dagegen feierlich: „daß kein weibliches Geſchöpf ein Bekenntniß der Liebe von ſeinen Lippen vernehmen ſolle, dem er nicht ſein ganzes Leben widmen könne;“ worauf ſie ihm, zur Erinnerung an dieſen Schwur, ſeine Hand, eben da er ſie in die ihrige ſchlagen will, mit einem raſch hervorgezogenen Dolche gefährlich verwundet. Auch Philinen findet er hier zu ſeiner großen Ueberraſchung wieder, die in ihn dringt, „ſein Talent nicht länger zu vergraben, und unter Serlo's Direction nun auch auf das Theater zu gehen.“ Dieſe Zuredungen, ſeine häufigen und langen Geſpräche mit Serlo und Aurelien über Shakſpeare's Hamlet, und der glühende Wunſch, ihn ſelbſt, nach einer eigenen Bearbeitung darſtellen zu können, bringen ihn endlich zu dem Entſchluß, ſich ſelbſt bei Serlo zu engagiren, nachdem er mit Hülfe „ſeines Freundes“ Laertes, ein fingirtes Reiſejournal voll ſtatiſtiſcher und merkantiliſcher Notizen, verfaßt und es dann ſeinem Vater, um ihn über ſich zu täuſchen, zugeſchickt hat, worauf Werner, unter großen Lobeserhebungen darüber, ihm den indeß erfolgten Tod deſſelben, ſeine (Werner's) Heirath mit Wilhelm's Schweſter und nunmehrigen neuen Einrichtungen, denen zufolge Wilhelm immerhin noch ein halbes Jahr ſein Leben auf Reiſen genießen könne, meldet. Dieſer Brief beſtimmt ihn vollends, Schauſpieler zu werden, und indem er Wernern in ſeiner Antwort, die eine lange Lobrede auf den Adel enthält, bekennt, daß er jenes Tagebuch nur erdichtet habe, und nach einer harmoniſchen Ausbildung ſeiner Natur ſtrebe, die er, da er kein Edelmann ſey, nur in der Uebung ſeines Talents zur dramatiſchen Poeſie und Kunſt finden könne, benachrichtigt er ihn zugleich von ſeinem Vorſatz, den er nun auch auf der Stelle, mit Serlo einen Contrakt ſchließend, ausführt. — Er macht ſich hierauf, die Regie der Bühne übernehmend, an ſeine Bearbeitung des Hamlet, die der Dichter künftig dem Publikum ſelbſt mitzutheilen verſpricht. Sie wird einſtudiert, die Vorſtellung geht an, und er tritt, von Philinen und Aurelien aufs Beſte herausgeputzt, als Hamlet vor dem „vollen Hauſe“ auf. Da erſcheint ihm plötzlich der zu dieſer „wunderlichſten Gaſtrolle“ ſich ihm wenig Tage zuvor in einem anonymen Billet, angetragene räthſelhafte Geiſt, der wirklich Geſpenſterartig kommt und verſchwindet (nur „zwei fremde große Figuren in gleichen weißen Mänteln und Kapuzen hatte man in den Couliſſen ſtehen ſehen“) und ſeine Rolle in einem ſo „großen Sinne“ ſpielt, daß Wilhelm ſeine Anrede an ihn „ſo verwirrt, zerſtückt und gezwungen vorbringt, als die größte Kunſt ſie nicht ſo trefflich hätte hervorbringen können.“ Er und die ganze Darſtellung erhalten den allgemeinſten Beifall, und die Wiederholung der letztern wird mit Ungeſtüm vom Publikum verlangt. Am andern Morgen entdeckt Wilhelm auf dem zurückgelaſſenen grauen Schleier des Geiſtes, mit ſchwarzer Schrift, die Worte: „Zum erſten und letztenmal! Flieh! Jüngling, flieh!“ Aber weder dieſe Warnung, noch ein gleich darauf ausbrechendes und ſeine Wohnung verzehrendes Feuer, das der Harfner in einem plötzlichen Ausbruch von Wahnſinn angelegt, wobei er zugleich den, durch Mignon geretteten, Felix mit einem Meſſer ermorden will, halten ihn ab, zum zweitenmal als Hamlet, ſo wie ferner in zahlreichen andern Rollen, aufzutreten. Den Harfner übergiebt er nun einem, mit der Heilung gemüthskranker Perſonen ſich beſchäftigenden Landgeiſtlichen. Philine, deſertirt plötzlich mit dem, als ein junger ſchmucker Offizier, incognito wieder erſcheinenden Friedrich, den Wilhelm, ſeine Uniform für die Theateruniform Mariannens anſehend, für dieſe ſelbſt hält; worauf er ſich Philinen mit der Bitte, ihm das verkleidete Mädchen zu zeigen, zu Füßen wirft, und mit Einemmal in die lebhafteſten Aeußerungen ſeiner frühern Leidenſchaft für Marianen und ſeiner Reue, ſie verlaſſen zu haben, ausbricht. Er ſendet einen Boten aus, die Flüchtlinge aufzuſuchen, der aber nicht wiederkehrt, und fürchtet ſeine Marianne „zum zweiten Mal verloren zu haben.“ Seine Theaterverhältniſſe werden in Kurzem ſo gemein, als man es nur irgend bei einem herumreiſenden Theater finden mag, und eben die Kunſt, für die er nur eben noch ſo enthuſiaſtiſch geſchwärmt, erſcheint ihm nun auf Einmal als „ein Handwerk, das weniger als jedes andere den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene.“ Ja ſelbſt das Geiſtige in ihr, widert ihn aus einer plötzlichen, an ihm wirklich unbegreiflichen, Geiſtesträgheit an; denn der Dichter ſetzt ausdrücklich hinzu: „das Geſchäft war ihm läſtig (!) und die Belohnung“ (nach der er ſonſt doch gar nicht fragte) ſetzung. Er hätte jedes andere lieber übernommen, bei dem man doch, wenn es vorbei iſt, der Ruhe des Geiſtes genießen kann, (!) als dieſes, wo man nach überſtandenen mechaniſchen Mühſeligkeiten noch durch die höchſte Anſtrengung des Geiſtes und der Empfindung erſt das Ziel ſeiner Thätigkeit erreichen ſoll.“ Da dieß nun aber bei jeder höhern Geiſtesthätigkeit, und beſonders in jeder Kunſt der Fall iſt: ſo ſcheint Wilhelm, der noch kurz vorher, gerade in dieſer höchſten Anſtrengung des Geiſtes und Gefühls, das Hohe und Edle der Schauſpielkunſt erkannte, offenbar von dieſen Anſtrengungen überhaupt nichts mehr zu halten. In dieſer Stimmung benutzt er die einfallenden Theaterferien, den wahnſinnigen Harfner bei ſeinem geiſtlichen Pfleger zu beſuchen, wo er einen, in der pſychiſchen Heilkunde, ſehr erfahrenen und einſichtsvollen Medicus antrifft, der ihn durch die Nachricht beſtürzt, daß der Graf in Folge der Verkleidungspoſſe, zum Entſchluß, Herrnhuter zu werden, gekommen, und die Gräfin in dem Wahn, der Druck auf ihrer Bruſt werde einen Krebsſchaden nach ſich ziehen, in die tiefſte Melancholie verſunken ſey. Wilhelm nimmt den Arzt mit zu der, ſeit ihrer Darſtellung der Ophelie, immer gemüthskranker gewordenen Aurelie, die ſie auch körperlich leidend finden. Der Arzt ertheilt Wilhelmen ſeine Vorſchriften zu ihrer „diätetiſchen und mediziniſchen Behandlung,“ und theilt ihm beim Abſchied, ein Manuſcript „die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“ mit. Wilhelm tritt wieder auf, als Prinz in Emilia Galotti. Aurelie ſpielt die

Orſina, „wie man ſie wohl niemals wiederſehen wird," mit dem unmäßigſten Beifall, aber auch bis zur völligen Erſchöpfung ihrer Kräfte. In einem halb ohnmächtigen Zuſtande, wird ſie von Serlo beleidigt, und eilt, deshalb aufgebracht, zu Fuße nach Hauſe, wobei ſie ſich, übermäßig erhitzt, die gefährlichſte Erkältung zuzieht, an deren Folgen ſie, nachdem Wilhelm ſie noch durch Vorleſungen der Bekenntniſſe beſänftigt, und ſie ihm einen Brief an ihren treuloſen Geliebten Lothario, und den Auftrag, ihm ihre Verzeihung zu bringen, vertraut hat, bald darauf ſtirbt. Wilhelm übergiebt ſofort ſeine Regie an Melina, und tritt die Reiſe zu Lothario an. Nun folgt zu einem völligen, das ganze 6te Buch hindurch dauernden Stillſtand der Handlung, die Einſchaltung der Bekenntniſſe einer ſchönen Seele (nach Göthe's eigner Meldung in ſeinen eignen Bekenntniſſen, aus ſeiner Jugendbekanntſchaft mit einem Fräulein Klettenberg in ſeiner Vaterſtadt, entſtanden), die eine äſthetiſch und pſychologiſch mit hoher Meiſterſchaft ausgeführte Darſtellung der Lehrjahre eines edeln, um ſeine ſittliche und religiöſe Ausbildung faſt peinlich bemühten, weiblichen Charakters enthalten, in denen aber, wie Fr. Schlegel treffend bemerkt, doch „nichts gelernt wird, als nach ſeiner unabänderlichen Natur zu leben und auch die Religion, als angeborne Liebhaberei, die ſich durch ſich ſelbſt freien Spielraum ſchaffe und ſtufenweiſe zur Kunſt vollendet," dargeſtellt wird. — Als Wilhelm auf dem Schloſſe Lothario's anlangt, findet er hier einen, ihm ſchon unterweges begegneten Abbé, in dem er den, bei einer ſeiner erſten Luſtparthieen mit Philinen angetroffenen Geiſtlichen wieder erkennt. Dieſer und Lothario ſelbſt geſtatten ihm den erſten Tag keine Gelegenheit, ſeine, ſich gegen den Letztern, dem er nur den Brief Aureliens einhändigen kann, wohl ausgedachte Strafpredigt an den Mann zu bringen. Am folgenden Morgen wird Lothario, der mit Tagesanbruch weggeritten, in einem Duell mit einem Obriſten (wegen eines Liebeshandels, den er mit deſſen, auch ſchon wieder von ihm verlaſſener, Frau gehabt) ſchwer verwundet, und in Begleitung Jarno's, in das Schloß zurückgebracht. Von Letzterm erfährt Wilhelm, daß die Gräfin Lothario's Schweſter iſt, und Jarno, nach dem indeß erfolgten Tode ſeines Fürſten, ſich „aus der Welt und allen weltlichen Verhältniſſen“ herausgeriſſen habe. Auf die Frage Jarno's: wie es „mit ſeiner alten Grille, etwas Schönes und Gutes in Geſellſchaft von Zigeunern hervorzubringen,“ ſtehe? bricht Wilhelm in eine ſo heftige Zornrede auf die Komödiantereien der Schauſpieler aus, daß ihm ſelbſt Jarno Einhalt thut. Er wird nun behandelt, als gehöre er zur Familie, findet in dem Arzt Lothario's den Medikus des Harfners wieder, und übernimmt den Auftrag, ein, dem Kranken durch die Heftigkeit ihrer Liebe zu ihm läſtiges, junges Mädchen, Lydie, die ſich in dem Schloſſe aufhält, heimlich zu einer frühern, auf einem entfernten Landgut wohnenden Geliebten Lothario's, Thereſe, mit der ſie erzogen worden, zu bringen. Dieſe, ein liebenswürdiges Frauenzimmer von dem rechtlichſten Charakter, einem faſt holländiſchen

Ordnungsſinn und einer ſeltnen, beſonders auf Hausweſen und Landwirthſchaft leidenſchaftlich gerichteten Thätigkeit, vertraut ihm, daß Lothario nach Zurückkunft von „ſeinen Reiſen und Feldzügen in Amerika“ ſie habe kennen und lieben lernen, ſich mit Einwilligung ſeines Oheims mit ihr verlobt, plötzlich aber dieſe Verbindung wieder abgebrochen habe, als er entdeckt, daß eine, nach dem Tode ihres Vaters, unter dem angenommenen Namen Frau von St. Alban, ſich in Frankreich aufhaltende, geiſtreiche aber frivole Dame, mit der er eine ſehr vertraute Liebſchaft gehabt, ihre Mutter iſt. — Die unglückliche, liebeskranke Lydie giebt Wilhelmen einen Brief an Lothario, und warnt ihn zum Abſchied vor dem grillenhaften Abbé und Jarno, der „kein Gemüth, wie er (Wilhelm) ſelbſt, keinen Charakter habe.“ Bei ſeiner Rückkehr findet er „den edeln“ (!) Lothario ſchon wieder auf einen Liebeshandel (dem ſechsten der bisher erzählten), mit der Tochter eines Pachters, ausreitend. Wilhelm erfährt von ihm, daß Felix weder Aurelie'ns nach Lothario's Kind iſt, und wird von ihm und Jarno beſtimmt, den Knaben zu ſich zu nehmen, Mignon Thereſen zu übergeben, und — dem Theater zu entſagen. — Er kehrt hierauf zu Serlo zurück, erkennt in der alten Wärterin des Felix die alte Barbara, die ihm in einer, mit aller Kraft der antiken Tragödie wirkenden, unübertrefflich erfundenen und dargeſtellten Scene, die Geſchichte der Unſchuld, der Verzweiflung und des Todes ſeiner Marianne erzählt, alle ihre an ihn geſchriebenen, von Werner aber zurückgewieſenen, flehentlichen Briefe übergiebt, und ihm in dem Felix, den ſie Aurelien als einen Sohn Lothario's aufgeſchwatzt, das Kind ſeiner Liebe zu der Unglücklichen entdeckt. Laertes reißt ihn „aus ſeinem Nachdenken,“ indem er ihm einen Beutel voll Ducaten vorzählt, die er durch die Verbindung mit einem Kaufmann gewonnen, und ihn „auf ein Kaffeehaus“ führt, wo Wilhelm den dort anweſenden Theaterfreunden, zu ihrem großen Bedauern, ſeinen Entſchluß erklärt, die Bühne zu verlaſſen. Er ſchickt beide Kinder, den Felix und die kränkelnd wiedergefundene Mignon, die ſich von dem Knaben nicht trennen will, in Barbara's Begleitung, Thereſen zu; nimmt Abſchied von Serlo, der ſich indeß mit einer jungen Schauſpielerin Elmire verheirathet hat; von Melina's und den übrigen Schauſpielern; ſchreibt Werner'n ſeine Verlaſſung des Theaters, und ſeinen Vorſatz „ſich jetzt mit Männern zu verbinden, deren Ungemach (?) ihn, in jedem Sinne, zu einer reinen und ſichern Thätigkeit führen müſſe,“ und kehrt in Lothario's Schloß zurück. Hier erfährt er ſogleich, daß Lothario, da ſein Groß-Oheim geſtorben, „hingegangen ſey, deſſen hinterlaſſene Güter in Beſitz zu nehmen,“ und Jarno und der Abbé, in Gemeinſchaft mit einem Handelshauſe, mit einem Ankauf neuer Güter für ihn und dieſes Haus beſchäftigt ſeyen, wobei Wilhelm ihnen behülflich iſt. Während dieſes Geſchäfts führt ihn Jarno eines Tags in die ehemalige Kapelle eines alten Thurms, des Schloſſes, wo er erſt mit Geiſtererſcheinungen; (eines Fremden, der ihm in der unglücklichen Nacht, wo er Marianne'ns Untreue entdeckt zu haben glaubte, erſchien, und ſich mit ihm über die von ſeinem Vater verkaufte Kunſtſammlung ſeines Großvaters unterhielt; des Landgeiſtlichen von der Luſtparthie mit Philinen, „der dem Abbé glich“ — wobei der Dichter aber vergeſſen, daß der Abbé ſich ſchon als ſolchen Wilhelmen zu erkennen gegeben hat; — eines Offiziers, der ihn in des Grafen Park umarmt hatte, und Schuld geweſen war, daß er Jarno für einen Werber hielt; und endlich des räthſelhaften Geiſtes im Hamlet) myſtificirt wird; dann vom Abbé die Geſchichte ſeiner Lehrjahre, einen myſtiſchen Lehrbrief, und die Zuſicherung ſeiner Vaterſchaft zum Felix, den er ihm auch ſogleich zuführt, und des „Heils,“ daß „ſeine Lehrjahre nun vorüber ſeyen und die Natur ihn losgeſprochen habe“ empfängt. Hierauf erſcheint zu ſeiner größten Ueberraſchung — Werner, der mit Lothario einen Theil der Güter für Wilhelm anzukaufen in Unterhandlung ſteht; dieſen Handel abzuſchließen. Hypochondriſch, bleich, eingefallen und „mehr zurück als vorwärts gegangen,“ freut er ſich, daß Wilhelmen ſeine neuen Freunde auf den rechten Weg gebracht haben; nur vermißt er an ihm — den Zopf. Wilhelm aber ſieht ſich im Beſitz ſeines Sohnes und der erkauften Güter, nun nicht mehr als einen Zugvogel an. „Alles was er anzulegen gedenkt, ſollte dem Knaben entgegenwachſen; in dieſem Sinne waren ſeine Lehrjahre vollendet, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben.“ Eine Gattin und Gehülfin, wie Thereſe, ſcheint ihm nun „die Einzige zu ſeyn, der man ſich und die Seinen anvertrauen könnte.“ Er ſchreibt ihr die Geſchichte ſeines Lebens, und einen Brief, worin er um ihre Hand anhält. Lothario kommt zurück, und trägt ihm auf, ſchleunigſt zu ſeiner Schweſter Natalie zu reiſen, indem er ihm ein Billet mittheilt, worin ſie ihm geſchrieben, „daß die arme Mignon ſich zu verzehren ſcheine, und nur Wilhelm's Gegenwart vielleicht noch dem Uebel Einhalt thun könne.“ Dieſer erkennt in den Schriftzügen erſt die Hand der Gräfin, ſpäter die der Amazone: und voll banger Erwartung macht er ſich mit ſeinem Felix unter dem Ausruf: „Wäre es möglich, daß dieſes Herz von meinem Herzen geriſſen werden könnte, ſo lebe wohl Verſtand und Vernunft, lebe wohl jede Sorgfalt und Vorſicht; verſchwinde du Trieb zur Selbſterhaltung!“ u. ſ. w. auf dieſe Reiſe. Spät Abends am Orte ſeiner Beſtimmung angelangt, wird er in ein Schloß geführt, deſſen Flur und Vorſaal er mit Statuen, Büſten und Gemählden aus der verkauften Kunſtſammlung ſeines Großvaters geſchmückt ſieht, und dann in ein Zimmer, in dem ihm die — Amazone entgegentritt. Er ſtürzt auf ſeine Kniee, und faßt mit dem Ausruf: „ſie iſt's!“ ihre Hand, die er „mit unendlichem Entzücken“ küßt. Er entdeckt nun, daß Natalie, die Schweſter der Gräfin und die Nichte der ſchönen Seele iſt, deren Bekenntniſſe der Arzt ihm mitgetheilt, und von der ihm Natalie ſagt, daß „eine ſehr ſchwache Geſundheit, vielleicht zu viel Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, und dabei eine ſittliche und religiöſe Aengſtlichkeit, ſie der Welt das nicht ſeyn“ ließen,

ließen, was ſie unter andern Umſtänden hätte werden können. „Sie war ein Licht," fährt ſie fort, „das nur wenigen Freunden und mir beſonders leuchtete. Freilich hat ihre Neigung zu mir, ſie zu viel Gutes von dem Kinde ſagen laſſen." — So überſchaut Wilhelm nun mit Einemmale den ganzen Familienkreis, dem Natalie (als die Schweſter Lothario's und der Gräfin) angehört, und findet ſich in dem mit der Kunſtſammlung ſeines Großvaters geſchmückten, Hauſe des, aus den Bekenntniſſen ihm bekannten und in Begleitung der Amazone ſelbſt einmal erſchienenen, ſeitdem verſtorbenen Oheims Nataliens und Lothario's. Auch den Abbé lernt er nun als den in jenen Bekenntniſſen erwähnten, Erzieher Nataliens und ihrer Geſchwiſter kennen, zu denen, wie er von ihr erfährt, auch noch „ein leichtfertiger, in der Welt herumfahrender Bruder," Friedrich, gehört, von dem ſie fürchtet, daß er „das Opfer der pädagogiſchen Verſuche des Abbé werden dürfte, der den Grundſatz habe, daß die Erziehung ſich nur an die Neigung anſchließen müſſe." — Von Natalien, noch mehr aber von dem ihm ſchon bekannten Medikus, erfährt er nun auch nähere, Beiden von ihr ſelbſt mitgetheilte, Aufſchlüſſe über die arme, ſich verzehrende Mignon. „Die ſonderbare Natur dieſes in ſehr früher Jugend durch eine Geſellſchaft Seiltänzer ihren, in der Gegend von Mailand wohnenden, Eltern entführten, guten Kindes," ſagt ihm der Letztere, „beſteht beinahe nur aus einer tiefen Sehnſucht" nach ihrer ſüdlichen Heimath und ihrem Geliebten, der kein Anderer als Wilhelm ſelbſt iſt. „Lange ſchon

„dieſe lebhafte Neigung“ geheim im Herzen tragend, giebt ihr der „luſtige Abend nach der Aufführung des Hamlet, und die Stimmung des häufig genoſſenen Weins den Muth, ſich Wilhelmen entdecken, und bei ihm „in jener Nacht einſchleichen“ zu wollen, als ſie Philinen ſich in Wilhelm's Schlafzimmer ſchleichen und Wilhelmen ſelbſt bald darauf nachkommen, und die Thür hinter ſich verriegelnd bemerkt. „Unerhörte Qual einer leidenſchaftlichen Eiferſucht ergreift ſie, und zu den Füßen des Harfners bringt ſie die Nacht unter entſetzlichen Zuckungen hin.“ — Wilhelm, von deſſen Gegenwart der Arzt allein noch ihre Geneſung hofft, ſieht ſie nun auf die ſchmerzlichſte Weiſe wieder. Im langen weißen Frauengewande, den Felix auf den Schooß, ſah ſie „völlig aus wie ein abgeſchiedener Geiſt und der Knabe wie das Leben ſelbſt; es ſchien als wenn Himmel und Erde ſich umarmten.“ — Größer aber noch iſt Wilhelm's Beſtürzung, als er von Natalien einen Brief ihrer Freundin Thereſe an ihn erhält, worin ihm dieſe ihr Jawort giebt. „Mit Entſetzen“ findet er jetzt „lebhafte Spuren einer Neigung gegen Natalien in ſeinem Herzen.“ — Da erſcheint mit Einemmale Jarno, und entdeckt Beiden, „daß Thereſe nicht die Tochter ihrer Mutter, ſondern einer Geliebten ihres Vaters iſt, das Hinderniß ihrer Verbindung mit Lothario folglich gehoben ſey, und er (Jarno) komme, um Natalien zu bitten, ſie zu dieſer Verbindung vorzubereiten. Wilhelm tritt zurück, Mignon ſtirbt, Thereſe, Lothario, der Abbé und Jarno erſcheinen, klären ſich gegenſeitig auf, und Letzterer bekennt Wilhelmen, daß „Alles.

was er im Thurme geſehen habe, eigentlich nur noch Reliquien von einem jugendlichen Unternehmen ſeyen, bei dem es Anfangs den meiſten Eingeweihten großer Ernſt geweſen ſey, über das aber nun Alle gelegentlich nur lächeln.“ Dieſes Unternehmen beruhte, wie nun Jarno ausführlich erklärt, auf der Idee, nicht eine pädagogiſche Provinz, aber doch eine pädagogiſche Societät zu gründen, in der man, „ſich ſelbſt für treffliche Weſen haltend,“ Andere bilden wollte, und deren Einrichtung unter dem beſondern Einfluß des unaufhörlich über die Erziehung der Menſchheit klügelnden Abbé, „wie durch ein Gleichniß die Geſtalt eines Handwerks, das ſich bis zur Kunſt erhob,“ annahm. „Daher,“ ſagt Jarno, „kamen die Benennungen von Lehrlingen, Gehülfen und Meiſtern:“ eine Stelle, die ſich mit dem Titel des Romans offenbar in Zuſammenhang ſetzen läßt. — Jetzt erſcheint auch, wie ein Wirbelwind unter die Geſellſchaft fahrend, Lothario's lockerer Bruder, in dem Wilhelm ſogleich den blonden Friedrich erkennt, und erzählt, wie er ſich mit Philinen, die bereits „guter Hoffnung“ ſey, und er „noch immer ſo raſend wie jemals liebe,“ verbunden habe. — Jarno erklärt Wilhelmen, daß, da „bei den jetzigen Welthändeln, die Beſitzthümer beinahe nirgend mehr recht ſicher ſeyen,“ er ſich mit Lothario und dem Abbé den Plan ausgedacht habe, eine große Aſſecuranz-Societät zu bilden, „die ſich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann, und deren Mitglieder ſich untereinander ihre Exiſtenz, im Fall eine Staatsrevolution den Einen oder den Andern von ſeinen Beſitzthümern vertreibe, aſſekuriren.“ Jarno ſelbſt will deshalb nach Amerika, der Abbé nach Rußland gehen, Lothario aber in Deutſchland bleiben, und Wilhelm wird nun von Jarno eingeladen, ſich einem dieſer drei Unternehmer anzuſchließen. Zugleich erklärt Jarno, daß er ſich mit Lydien verbinden werde. Der Abbé kündigt die Ankunft des Markeſe Cypriani aus Italien, eines alten Freundes des verſtorbenen Oheims Lothario's, an, der eine Reiſe durch Deutſchland macht, auf welcher der Abbé Wilhelmen, ihn zu begleiten räth. Dieſer aber, von der Unmöglichkeit, Natalien zu beſitzen, überzeugt, faßt den Entſchluß, mit ſeinem Felix „ſich zu entfernen und ſich an den Gegenſtänden der Welt zu zerſtreuen.“ Der Markeſe kommt, ein ſtattlicher noch nicht hoch in Jahren ſtehender, vielſeitig gebildeter und beſonders kunſtſinniger Mann. Er wohnt den, mit theatraliſcher Feierlichkeit angeordneten, Exequien Mignon's bei, und erkennt an einem auf ihrem rechten Arm tattowirten Crucifix, in der Todten — ſeine unglückliche Nichte. Nun folgt, nachdem indeſſen auch noch die Gräfin, zur peinlichſten Situation ihrer ſelbſt und Wilhelm's, angekommen iſt, des Markeſe (der Geſellſchaft in einem Manuſcript mitgetheilte) Erzählung der Geſchichte Mignon's und ihres Vaters, ſeines Bruders Auguſtin, der, nach dem Tode ſeines Vaters ſich mit Sperata, der vermeintlichen Tochter eines Freundes deſſelben, die er auf das leidenſchaftlichſte liebt, unwiſſend, daß ſie ſeine eigene Schweſter iſt, verbunden hat, und nach dieſer Entdeckung, nach einer mehrjährigen gewaltſamen Trennung von ihr, nach der Entführung ihres Kindes und ihrem darauf erfolgten Tode; in an Wahnſinn gränzender Verzweiflung, aus einem Kloſter, in das man ihn gebracht, nach Deutſchland entflieht. Eine in Abſicht der Handlung wie der Charaktere und der poetiſchen wie pſychologiſchen Darſtellung, tragiſche Dichtung erſter Größe, von der es uns unbegreiflich iſt, wie alle bisherige Kunſtrichter dieſes Romans, ſo wenige Rückſicht auf ſie haben nehmen können. Der Markeſe, dem die nun gemachte Entdeckung, daß der Harfner ſein unglücklicher Bruder Auguſtin und Vater Mignon's iſt, vorläufig noch verheimlicht wird, reiſet ab, nachdem er mit Wilhelm verabredet hat, daß dieſer ihm mit ſeinem Felix nachfolgen und ihn nach Italien begleiten ſoll, um hier, wo ihn der zweite Bruder des Markeſe „auf das Beſte empfangen werde," die „Erbſchaft ſeines Pflegekindes," die ihn der Markeſe „nicht zu verſchmähen bittet, in Beſitz zu nehmen. Auguſtin, anſcheinend wieder hergeſtellt, wird vom Arzt zurückgebracht, und auch ihm die Ankunft ſeines Bruders und die Entdeckung über Mignon verſchwiegen. Der Graf kommt, ſeine Gemahlin abzuholen, und vor ſeinem Eintritt in die von ſeinem Vorfahren geſtiftete Herrnhuter-Gemeinde, einen „feierlichen Abſchied von ſeinen weltlichen Verwandten zu nehmen." Sein Hang zu Viſionen hat zu-, ſein Gedächtniß aber in dem Grade abgenommen, daß er Wilhelmen „mit einem jungen Engländer in des Prinzen Gefolge" verwechſelt. Auguſtin entdeckt in ſeinem und des Abbé gemeinſchaftlichen Zimmer, das Manuſcript ſeines Bruders, will aus Verzweiflung ſich vergiften, und bringt ſich, als er den Felix, das Glas mit dem tödtlichen Trank in der Hand, antrifft, in dem Glauben, daß dieſer ſelbſt davon getrunken habe, mit einem Scheermeſſer um. — Der Graf und die Gräfin reiſen ab. Lothario erhält Thereſe'ns Hand unter „der Bedingung“ einer Verbindung Wilhelm's mit Natalien; dieſe willigt ein, und mit dem Ausruf: „Ich kenne den Werth eines Königreiches nicht, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene und das ich mit Nichts in der Welt vertauſchen möchte!“ ſchließt, unübertrefflich, Wilhelm ſelbſt, ſeine — „Lehrjahre.“

In ſeinen „Wanderjahren“ beginnt nun dieſes Glück damit: daß er von Natalien, unter der Bedingung, nur in Geſellſchaft ſeines Felix zu reiſen und nirgend länger als drei Tage zu verweilen, auf eine — Wanderung geſchickt wird, auf welcher er zuerſt zu einem Zimmermann und Schaffner eines ehemaligen Kloſters, Joſeph, gelangt, dann ſeinen Freund Jarno als einen, menſchenfeindlich in unwirthbaren Gebirgen umherſtreifenden, Mineralogen, unter dem angenommenen Namen Montan, antrifft; durch plötzliche Gefangenſchaft in einem Fallgitter zur Familie eines Gutsbeſitzers kommt, die ihn an den Sohn des Hauſes, Lenardo, abſchickt, der ihn zur Entdeckung ſeiner nußbraunen Schönen, zu ſeinem alten Lehrer ſendet, welcher ihn wieder weiter, und zwar mit einemmale ganz aus der wirklichen Welt hinaus, in eine ideale pädagogiſche Provinz ſpedirt. In dieſem pädagogiſchen Utopien, das ſich vortrefflich zu einer dramatiſchen Parodie im Styl der Wolken des Ariſtophanes eignet,*) läßt er ſeinen Felix zurück, und nun überſpringt der Dichter „ein halbes Jahr“

---

*) Die heilige Dreie dieſer pädagogiſchen Weiſen könnte für ihre Verdammung der dramatiſchen Poeſie und Kunſt fürwahr nicht beſſer beſtraft werden, als wenn man ſie ſammt ihren poetiſch-linguiſtiſch-muſikaliſchen Phidippiden und deren Ehrfurchtsgebärden, ſelbſt auf die Bühne brächte, und eine mit Ariſtophaniſchem Witz und Humor unternommene Ausführung dieſer Idee, müßte ein wahrhaft luſtiges Luſtſpiel (woran es unſerer dramatiſchen Litteratur ohnehin noch ſo ſehr fehlt) geben. Wie würde ein Weimariſcher Strepſiades hier erſt aufhorchen, wenn er die Schüler dieſer Weiſen in allen Sprachen der Erde ſprechen hörte! Das müßte eine Scene geben, wie Göthe ſelbſt, eine ähnliche im 1ſten Band ſeiner Italieniſchen Reiſe (S. 398) beſchrieben hat, als er zu Rom am Dreikönigstage ſich in der Propaganda befand, wo: „in Gegenwart dreier Cardinäle, an 30 Seminariſten auftraten, die kleine Gedichte, jeder in ſeiner Landesſprache, Malabariſch, Epirotiſch, Türkiſch, Moldauiſch, Eleniſch, Perſiſch, Colchiſch, Hebräiſch, Arabiſch, Syriſch, Cophtiſch, Saraceniſch, Armeniſch, Hyberniſch, Madagaskariſch, Isländiſch, Boiſch, Aegyptiſch, Griechiſch, Iſauriſch“ u. ſ. w. ablaſen. „Das Auditorium,“ ſagt Göthe, „lachte unbändig über die fremden Stimmen; und ſo ward auch dieſe Vorſtellung zur Farce.“ — Dieſer Stelle, aus ſeiner Selbſtbiographie, hat Göthe bei ſeiner Dichtung der pädagogiſchen Provinz, wohl ſo wenig gedacht, als der in Kunſt und Alterthum (7tes Heft, S. 73), wo er ſagt: „Hörten wir doch vor einigen Jahren, wo man zu ſo vielem Wunderlichen ſchweigen mußte, gar unbedachte Reden. Es hieß, die Deutſchen ſollten ihre verſchiedenen Zungen durch einander miſchen, um zu einer wahren

nach deſſen Verlauf Wilhelm von Lenardo's Muhme Herſilie nach Italien in die Heimath Mignon's geſchickt wird, wo er aber (in Geſellſchaft mit einem jungen Maler anlangend) weder den Markeſe, noch deſſen Bruder, noch die ihm von Erſterm verhießene Erbſchaft, zu ſehen bekommt; dagegen eine ſchöne junge Wittwe antrifft, in die er ſich ſofort verliebt, und der zu Liebe, er ſogar die Gebote Nataliens übertritt. Hierauf überſpringt der Dichter — nach dem bewußten Grundſatz, daß man dem Leſer nicht Alles ſagen müſſe, damit er nicht denke, es ſey nichts dahinter, *) — abermals ein halbes Jahr, worauf Wilhelm wieder in der fabelhaften pädagogiſchen Provinz erſcheint, wo er ſeinen Felix als einen in der Geſangskunſt **) und Italieniſchen Sprache un-

---

Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die ſeltſamſte Sprachmengerei zur Verderbniß des guten ſondernden Geſchmacks nicht allein, ſondern auch zum innerlichſten Zerſtören des eigentlichen Charakters der Nation. Denn was ſoll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und naturaliſiren will!“

*) Dieſe Maxime hängt komiſch genug mit folgender Stelle in Louvet's la vie du Chevalier Faublas zuſammen: „Un homme de grand sens m'a répresenté qu'en pareil cas, il ne fallait pas tout conter; que de toutes manières on gagnoit toujours beaucoup à laisser travailler l'imagination du lecteur, surtout quand lecteur étoit un Abbé de cour, ou une femme de qualité.“

) Das Lehrprincip der pädagogiſchen Provinz, alle Bildung mit dem Geſang anfangen zu laſſen, erinnerte terrichteten Fohlenhüter wieder findet, und den Feſten der **Künſtler *) und **Bergleute** beiwohnt, unter welchen letztern er **Jarno**, der mit ihm die Kunſt verſteht, bald in der wirklichen, bald in einer unwirklichen Welt zu leben, wieder antrifft. Nun folgt eine neue bedeutende Lücke, indem der Dichter „in ſeinen Faſcikeln nur **kurz** erwähnt findet, daß auch eine **Zuſammenkunft Wilhelm's** mit **Lothario** und dem **Abbé** ſtattgefunden habe," und nach einem von **Natalien** gehabten Traum, tritt **Wilhelm**, „**nun** wieder auf einen feſten Grund und Boden," auf welchem er „eine neue Wanderung" antritt, die

---

uns an eine ſehr ehrbare, aber in ihren Eigenheiten gar wunderliche alte Sächſiſche Frau, welche die Gewohnheit hatte, jeden Vorfall ihres Lebens, ja ſelbſt jede ihrer **täglichen** häuslichen Verrichtungen, mit moraliſchen und religiöſen Spruchverſen **ſingend** zu begleiten, da denn oft, ſo ſeriös ſie es auch immer meinte, die drolligſten Beziehungen zum Vorſchein kamen, als z. B. bei der Feier eines Hochzeitsabends in ihrer Familie, wo ſie dem neuen Ehemann mit dem feierlichſten Ernſt das Lied anſtimmte:

„Mit Geſang fang Alles an,
Wenn es ſoll gelingen,
Sei nicht ein verzagter Mann
Bei ſo ſchweren Dingen."

*) Was **Göthe** hier über die Erziehung der **bildenden** Künſtler geſagt hat, gewährt eine ſehr intereſſante Zuſammenſtellung mit ſeinem ſo beherzigungswerthen Aufſatz über **Kunſtakademieen** im 7ten Heft über Kunſt und Alterthum, beſonders rückſichtlich deſſen, was er dort über die **Unzweckmäßigkeit** des **Wanderns** unreifer Künſtler, äußert.

ihn (zum Schluſſe dieſes 1ſten Theils ſeiner Wanderjahre) ſogleich zum wandernden Bande führt, bei welchem er mit Lenardo und dem blonden Friedrich, in einer zahlreichen Geſellſchaft von „brüderlich ſpeiſenden“ und „predigend reiſenden“ (wie in Göthe's Fauſt die Apoſtel genannt werden) Handwerkern zuſammentrifft, und erfährt, daß die, in den Lehrjahren, ihm von Jarno geäußerte Idee einer großen Aſſekuranzgeſellſchaft (auf welche ſomit, bis jetzt, Alles hinausläuft), wirklich durch Lothario, Werner, den Abbé und Jarno ſelbſt, zur Ausführung gebracht worden iſt. — Das alſo iſt nun das Leben und die Welt, welche Göthe in ſeinem Wilhelm Meiſter bisher geſchildert hat. Immer, allerdings ein ſehr mannichfaltiges Leben, eine ſehr reiche Welt, wodurch der Dichter die Vielſeitigkeit ſeiner philoſophiſchen Beobachtungsgabe und ſeiner poetiſchen Schöpfungskraft unläugbar auf das Bewunderungswürdigſte dargethan hat; aber doch wohl nicht das ganze menſchliche Leben und die ganze Welt ſelbſt? Wie viel Verfaſſungen und Einrichtungen, Verhältniſſe und Beziehungen des menſchlichen Lebens bleiben nicht noch übrig, von denen in dieſer Dichtung noch mit keinem Wort die Rede iſt; und wie beſchränkt ſind die wirklich darin zur Sprache gebrachten Seiten des Lebens (z. B. Staat und Kirche, Litteratur und Kunſt, ja ſogar die dramatiſche Kunſt, um die ſich doch in den Lehrjahren faſt Alles dreht), zum Theil aufgefaßt und dargeſtellt? Die Politik kommt gar nicht, die Wiſſenſchaft nur ſehr wenig in Berührung, und nicht einmal auf eine Univerſität hat der Dichter ſeinen Lehrling geſchickt, was wir denn freilich nicht in der Meinung, als ſey hier das Heil der menſchlichen Bildung zu ſuchen, aber, eben deshalb, darum tadeln möchten, weil, hätte er es gethan, dieß ihm Gelegenheit gegeben haben würde, ſich auch einmal über das, jetzt vielleicht mehr als jemals gebrechliche, Univerſitätsweſen auszuſprechen, worüber er ſelbſt in ſeiner Lebensgeſchichte bei der Darſtellung ſeiner eigenen akademiſchen Jahre, nicht ein Wort geſagt hat, und gerade ihn (der ſein ganzes Leben hindurch dieſen Verhältniſſen ſo nahe geſtanden, ja, in Beziehung auf Jena, ſie eine lange Zeit ſelbſt geleitet hat) ſeine Anſicht offenbaren zu hören, vorzüglich belehrend ſeyn müßte. Eben ſo ſind denn auch ganze Stände der bürgerlichen Geſellſchaft noch gar nicht im Wilhelm Meiſter beſprochen, und mehrere, die darin aufgeführt werden, wie der Adel- und Schauſpielerſtand, nur von ihrer niedrigſten und gemeinſten Seite dargeſtellt. Ob nun aber ſonach dieſe Dichtung eine (an dem Helden oder dem Ganzen des Romans ausgeführte) Darſtellung des Höchſten der menſchlichen Natur, Bildung und Lebenskunſt, mit Recht genannt werden könne, beantwortet ſich aus dem Obigen von ſelbſt.

Doch geſetzt, Göthe habe eine ſolche Intention, gleich von vorn herein bei dieſer ſeiner Dichtung auch wirklich gehabt, ſo leuchtet ein, daß er damit etwas ſchlechthin Unmögliches beabſichtigt haben würde. Welcher Dichter, ja welcher Sterbliche überhaupt, vermöchte es, einen vollſtändigen Spiegel des menſchlichen Lebens in ſeiner Allſeitigkeit, aufzuſtellen? Was iſt ſogar alle ſogenannte Hiſtorie, die Darſtellung der Geſchichte der Menſchheit, gegen dieſe Geſchichte ſelber? Wie viel iſt es denn, was wir durch alle Erfahrung ſelbſt, über das hienieden uns ewig räthſelhaft bleibende Weſen, der Menſch genannt, und die Natur aller Dinge, im Grunde wiſſen und — wiſſen können? Sagt doch Göthe ſelber, in ſeinen Weiſſagungen des Bakis:

„Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was geſtern und ehegeſtern geſprochen, — wer hört's?"

Nennt er doch ſelber, in ſeinem Fauſt, die Vergangenheit „ein Buch mit ſieben Siegeln!" Und wie wollte der erdgeborne Menſch gar das Höchſte ſeiner Natur und Vervollkommnung zu beſtimmen, das Problem des menſchlichen Lebens und der menſchlichen Lebenskunſt zu löſen, ſich vermeſſen können, da er über die Beſtimmung des Menſchen, ſo wenig wie über den Endzweck der Schöpfung überhaupt, etwas — weiß? „Den Sterblichen" ſagt A. W. Schlegel:

„Den Sterblichen ward nur ein flüchtig Leben;
Dieß flücht'ge Leben, welch' ein matter Traum:
Sie tappen, auch bei ihrem kühnſten Streben,
Im Dunkeln hin, und kennen ſelbſt ſich kaum!"

Auch haben die Kunſtrichter, welche den Lehrjahren dieſe Intention untergeſchoben, ſich wohl gehütet, dieſe Behauptungen zu beweiſen, und Keiner von Allen hat geſagt, worin denn nun eigentlich das Höchſte der menſchlichen Bildung und Lebenskunſt, und das wahre Verhältniß des Menſchen zur Natur und Welt, zufolge dieſer Dichtung, beſtehen. Lehrjahre, die uns dieſes Räthſel löſeten, würden doch nur das Werk einer göttlichen Offenbarung ſeyn können, welche die Menſchheit weder durch ihren Sokrates noch Chriſtus ſelbſt, bekommen hat! Denn was kann der Menſch von ſeiner Beſtimmung mehr wiſſen, als daß er zu dem, was er in ſeinem irdiſchen Leben im Allgemeinen wie als Einzelner, geworden, beſtimmt geweſen iſt? Und würde man Göthe, wenn er wirklich die Tendenz bei dieſer Dichtung gehabt hätte, ein ſolches, über alle Schranken des menſchlichen Erkenntnißvermögens hinausliegendes Ziel zu verfolgen, nicht mit ſeinen eigenen Worten, in dem herrlichen Gedicht: Die Gränzen der Menſchheit:

„Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sonna,
Niergends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde!“

ad absurdum führen, ja hinſichtlich dieſes fruchtloſen Strebens: erkennen zu wollen, was nun einmal der menſchlichen Intelligenz ſchlechthin unerkennbar iſt; Göthen ſelbſt zum Gegenſtand der treffendſten Parodie ſeines eigenen Fauſt machen können? Welcher Menſch kann ſagen, daß er das Ziel ſeiner Bildung und der Lebenskunſt gefunden?

Ideale von Menſchen-Bildung laſſen ſich genug aufſtellen. Aber liegt ihre Verwirklichung in der Beſtimmung des Menſchen? Sehen wir nicht vielmehr aus der Geſchichte der Menſchheit, daß alle Beiſpiele einer vorherrſchenden, ſittlichen und intellektuellen Kultur nur als *Ausnahmen* erſcheinen, daß die *Maſſe* der Menſchheit dagegen, zu allen Zeiten immer eben nur *Maſſe* war und bleiben wird, und daß ſelbſt zur *vollkommenen Sittlichkeit*, unſerm ſogenannten freien Willen *kein* zureichendes Vermögen gegeben iſt? Daher glauben wir denn auch nicht, daß *Göthe* dieſe Intention, ein ſolches *Uebermenſchliches von Poeſie und Philoſophie* mit ſeinem *Wilhelm Meiſter* zu leiſten, ſich, bei den *Lehrjahren* wenigſtens, vorgeſetzt habe, und können es um ſo *weniger* glauben, als eine ſolche Abſicht, aus den *Lehrjahren*, wie wir durch unſere Analyſe derſelben gezeigt, durchaus nicht hervorgeht. Wäre ſie ihm aber bei dieſer *Fortſetzung* durch die *Wanderjahre*, in den Sinn gekommen, ja hätte *ſie* gar ihn erſt auf die *Idee* dieſer Fortſetzung geführt, ſo würde uns dieß (von dem Dichter des *Fauſt*!) nicht anders, als in Folge des leitenden *Einfluſſes*, den jene *Kunſtrichter* dadurch, daß ſie ihm bei den *Lehrjahren* ſchon dieſe Intention *aufgeſchwatzt*, dergeſtalt auf ihn gehabt hätten, daß er auch *hier* (wie in ſo mancher andern Beziehung) von ſeinen eigenen *Schülern gelernt* habe, denkbar ſeyn können. Und ein Wunder wäre es denn freilich gerade nicht, wenn der Dichter, vom Weihrauch ſeiner Vergötterung durch dieſe Kritiker umnebelt, durch all ihre, von uns bereits zuſammengeſtellten, Hypotheſen über die Tendenz ſeines Meiſter, dergeſtalt an ſeinem eigenen Werke irre geworden wäre, daß er endlich, mit dem Schüler in ſeinem Fauſt ausrufend:

„Mir wird von alle dem ſo dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum!“

ſelbſt nicht mehr, was er mit ſeinen Lehrjahren des Wilhelm Meiſter: — eigentlich gewollt habe, gewußt, und ihnen nun erſt, durch dieſe Fortſetzung in den Wanderjahren, wirklich jene Tendenz zu geben verſucht hätte. · Daß aber, in dieſem Fall, die Wanderjahre noch unendlich viel zur Löſung eines ſolchen Problems, zu wünſchen bis jetzt übrig laſſen, und in alle Ewigkeit, als ein dann in das Unendliche fortzuſetzendes Werk, übrig laſſen würden, liegt in der Natur der Sache. · Ja, Göthe ſelbſt würde, wenn er wirklich auf ſolche Weiſe, bei ſeinen eigenen Schülern, jetzt noch in die Schule gegangen wäre, eben dadurch den redendſten Beweis dafür geben, daß die wahren Lehrjahre des Menſchen nur mit ſeinem Leben aufhören. Iſt es nun aber ſonach nicht wohl denkbar, daß Göthe um einer ſolchen Intention willen, die man nach dem bisher Geſagten faſt für eine alberne zu erklären, ſich verſucht fühlen dürfte; ſo fragt ſich freilich, warum er ſeinen Wilhelm Meiſter überhaupt fortgeſetzt hat, denn die Lehrjahre machen, wie ſchon S. 145 bemerkt worden, überall eine Fortſetzung des Wilhelm Meiſter keinesweges nothwendig, indem den Lehrjahren eben nur dann der Mangel eines Schluſſes vorgeworfen werden könnte, wenn man vorausſetzt, daß der Dichter wirklich jene Intention gehabt, und deßhalb den Lehrjahren ſeines Helden, auch Wanderjahre, und dieſen endlich ſeine Meiſterjahre folgen zu laſſen beabſichtigt habe; in welchem Fall denn freilich ſelbſt die Meiſterjahre immer doch auch noch Lehrjahre ſeyn würden, da der Menſch hienieden nie auslernt und nie diejenige Vervollkommnung ſeines Weſens erlangt, die man ſeine wahre Meiſterſchaft nennen könnte; weshalb eben, wie ſchon in Obigem dargethan, eine ſolche Tendenz nichts Anderes als ein Verſuch, das Unmögliche leiſten zu wollen, ſeyn würde. Hievon abgeſehen, bilden nun die Lehrjahre einen vollkommen in ſich abgeſchloſſenen, und zugleich, auf das Gerundetſte, auch beſchloſſenen Roman; und wir ſind der feſten Ueberzeugung, daß wenn nicht Göthe ſelbſt, durch ſeine Wahl des Titels deſſelben, und Friedrich von Schlegel, indem er jene Tendenz, die kein unbefangener Leſer aus dem Werke ſelbſt, herauszuleſen vermag, dem Dichter unterlegte, die Anregung dazu gegeben hätten; ſchwerlich ein Kritiker gefragt haben würde, was Göthe mit ſeinen Lehrjahren Wilhelm Meiſter's gewollt habe? Eben ſo würde dieſe, in der That gar ſeltſame, Streitfrage, die der Autor durch den Titel Lehrjahre (welche die meiſten Leſer natürlich auch auf Wander- und Meiſterjahre ſchließen ließ) und jener Kunſtrichter, wunderlich genug, gerade dadurch, daß er ſie zu völliger Befriedigung beantwortet zu haben glaubte, erſt veranlaßte, zweifelsohne jetzt nicht wieder erneuere worden ſeyn; hätte es Göthe'n nicht gefallen, die Lehrjahre nun in den Wanderjahren wirklich, und zwar auf eine ſo unbegreiflich räthſelhafte Weiſe, fortzuſetzen.“ Wären die Lehrjahre unter irgend einem andern Titel, der nicht auf eine Fortſetzung würde haben deuten können, erſchienen; ſo würde gewiß niemand, ſelbſt Schlegel nicht, auf den Gedanken gekommen ſeyn, daß es dieſem Roman an einem Schluß fehle; denn er enthält die vollſtändige Darſtellung der Bildungsgeſchichte eines Jünglings, der, nachdem er zweimal ſeiner Neigung zur dramatiſchen Poeſie und Kunſt, zu folgen verſucht, endlich erkannt hat, daß die Kraft ſeines Talents nicht im Verhältniß zur Kraft dieſer Neigung war; und daß er es in dieſer Kunſt wohl bis zu einem ganz gefälligen Dilettantismus, nie aber zur eigentlichen Meiſterſchaft bringen können werde. Was in den Lehrjahren ſelbſt, Jarno zu Wilhelm ſagt: „Man ſoll ſich vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben, nicht Hoffnung hat, man mag es darin ſo weit bringen als man will, ſo wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienſt des Meiſters klar wird, den Verluſt von Zeit und Kräften, den man auf eine ſolche Pfuſcherei gewendet hat, ſchmerzlich bedauern;“ und was Wilhelm zu ſich ſelbſt und zu Werner ſagt: „Wer mit einem Talent zu einem Talente geboren iſt, findet in demſelben ſein ſchönſtes Daſeyn; aber Jeder, der keine Anlage hat, das Beſte zu leiſten, ſollte ſich der Kunſt enthalten und ſich vor jeder Verführung dazu ernſtlich in Acht nehmen;“ *) — das iſt das Thema, was Göthe in dieſem, eben deshalb und in voller Bedeutung des Wortes, Lehrjahre genannten Roman, eben ſo lehrreich, als mit dem ganzen Reichthum ſeiner dichteriſchen Erfindungskraft, in den reizendſten und eigenthümlichſten Fictionen, an Charakteren, Begebenheiten, Scenen, Bildern und Gedanken,

---

*) Dieſer Stelle läßt Göthe ſeinen Meiſter, als er, ſeiner Liebe zu Mariannen entſagend, auch an ſeinem Talent verzweifelt, noch Folgendes hinzuſetzen: „Freilich regt ſich in jedem Menſchen ein gewiſſes unbeſtimmtes Verlangen, dasjenige, was er ſieht, nachzuahmen; aber dieſes Verlangen beweiſet gar nicht, daß auch die Kraft in uns wohne, mit dem, was wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh nur die Knaben an, wie ſie jedesmal, ſo oft Seiltänzer in der Stadt geweſen, auf allen Planken und Balken balanciren“ u. ſ. w. Gleichwohl wird Wilhelm ſelbſt, kurz darauf, gerade durch den Anblick von Seiltänzern, zum Theater wieder zurückgezogen. Aber freilich hat er auch, vorher ſchon, bemerkt, daß der Menſch gewöhnlich ſich ſo lange, als er kann, wehrt, „den Thoren, den er im Buſen hegt, zu verabſchieden, einen Hauptirrthum zu bekennen und eine Wahrheit einzugeſtehen, die ihn zur Verzweiflung bringt.“ — Schwerer möchte ſein ſpäteres, zorniges Urtheil über die Schauſpielkunſt (deſſen wir ſchon S. 409 gedacht) als „ein läſtiges Geſchäft“ mit dem Vorwurf, den er wegen einem gleichen Urtheil, Mellina'n bei ſeiner erſten Bekanntſchaft deſſelben, mit den Worten: „Nichts iſt auf der Erde ohne Beſchwerlichkeit; in Dir, der in den Brettern nur die Bretter ſieht, liegt das Armſelige“ u. ſ. w. ſo heftig macht; ſich vereinbaren laſſen.

wie in höchſter Schönheit der Sprache und Vollendung der Form überhaupt, wahrhaft bewunderungswürdig behandelt hat. In dieſer Beziehung iſt dann unſtreitig auch der Charakter des Helden, bis auf einzelne Inconſequenzen, die ihn bald bis zur Gefühlloſigkeit ſchwach (wie z. B. in ſeiner Unthätigkeit nach der erſten Nachricht, die er über Mariane's jammervolles Schickſal erfährt), bald aber bis zum Lächerlichen albern (wie z. B. in ſeiner Anerkennung ſeiner Vaterſchaft zum Felix) erſcheinen laſſen, da er doch keins von beiden iſt, und mithin den ſonſt ſo reinen Eindruck des herrlichen Ganzen widrig ſtören; eben ſo meiſterhaft vom Dichter erfunden als dargeſtellt worden. Ein an Kopf und Herz vollkommen geſunder, und an Geiſt wie Sitte bereits wohl ausgebildeter, mit Verſtand und Geſchmack denkender, und ſtreng rechtlich handelnder Jüngling, von nicht vollendeter Schönheit, aber ausgezeichnet gefälliger Geſtalt, einnehmendem Wohllaut der Stimme und liebenswürdigem Betragen; der zu Nichts ein eigentliches Genie, aber zu Vielem ein glückliches Talent, keine glühende, eines hohen Schwunges der Einbildungskraft mächtige Begeiſterung, aber eine das Leben lieblich erheiternde und mild erwärmende Phantaſie beſitzt, kein wahrer Poet, aber ein vollkommen poetiſcher Menſch iſt, und bei einem ſanguiniſchen Temperament und einer weichen, vielſeitig empfänglichen, ſich leicht jedem Eindruck des Schmerzlichen und Angenehmen hingebenden Natur, den lebhafteſten Trieb zu einer harmoniſchen, durch das Wahre, Gute und Schöne veredelten, und die Poeſie in das Leben ziehenden Bildung empfänden. — So ſtellt ihn uns der Dichter gleich zu Anfang ſeines Werkes dar; und ſo läßt er ihn ſpäter aus der Beſchränkung des für ſeine geiſtigen Lebens in ſeinem älterlichen Hauſe und ſeiner ſtädtiſchen Wohnorts, in die Welt treten: „Er war jung und neu in der Welt,“ ſagt Göthe, „und ſein Muth, in ihren Weiten, nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht.“ Seine Beſtimmung zum Theater ward ihm nunmehr klar; das hohe Ziel, das er ſich vorgeſteckt hatte, ſchien ihm näher, indem er an Mariannens Hand hinſtrebte; und, in ſelbſtgefälliger Beſcheidenheit erblickte er in ſich den trefflichen Schauſpieler, den Schöpfer eines künftigen Nationaltheaters, nach dem er ſo vielfältig hatte ſeufzen hören. Er bildete aus den vielerlei Ideen mit Farben der Liebe ein Gemälde auf Nebelgrund, deſſen Geſtalten freilich ſehr in einander floſſen, dafür aber auch das Ganze eine deſto reizendere Wirkung that.“ — Nur ein ſolcher Charakter konnte es ſeyn, der durch ſolche Lehrjahre geführt werden ſollte. Als er, nach zweimaligem leidenſchaftlichen Verſuch, ſich der dramatiſchen Kunſt zu widmen, ſich endlich in ſeiner Meinung von ſeinem Talent, wie in dem Ideal, das er ſich von der Bühne entworfen, getäuſcht ſieht, verliert er auch die Neigung zur Kunſt, gewinnt aber dafür „mit dem Gefühl des Vaters auch alle Tugenden eines Bürgers;“ und „in dieſem Sinne ſind nun,“ wie der Dichter ſelbſt ſagt, „ſeine Lehrjahre geendigt.“ Aber auch das Schickſal wird ihm nun hold, und in der Liebe einer Natalie erlangt er ein Glück, welches ſein Daſeyn durch die Erfüllung des höchſten ſeiner Wünſche befriedigt, und daß er, wie er ſelbſt, zum Schluß ſeiner Lehrjahre ausruft, „mit Nichts in der Welt vertauſchen möchte.“ — Daß nun aber Göthe auch im Uebrigen dieſer an Handlung und Charakteren, Ereigniſſen und Geſtalten, Beziehungen und Verwickelungen ſo überaus reichen Dichtung, alle Diſſonanzen derſelben, an dieſem Schlußpunkt in die reinſte Harmonie aufgelöſet und die höchſte lebensvollſte Mannichfaltigkeit am Ende zu einer Einheit, die im Schluß des Ganzen, nicht nur einen völlig befriedigenden, ſondern auch unausſprechlich wohlthuenden Eindruck auf den Leſer hervorbringt, auf das Reizendſte durch den Zauber ſeiner dichteriſchen Phantaſie verſchlungen hat: das iſt ſchon früher (S. 145) von uns bemerkt worden.

In den Lehrjahren ſelbſt finden wir alſo durchaus keinen Grund, welcher eine Fortſetzung dieſes Romans nothwendig machte. Denn der Umſtand, daß der Held darin nicht ſtirbt, ſondern vielmehr an ein Ziel ſeines Lebens geführt wird, von welchem er (wie die Kerze in Göthe's „Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg!“) zu leben erſt recht anfängt, kann doch wohl ſo wenig für einen ſolchen Grund angeſehen werden, als die Eigenſchaft, welche die Lehrjahre mit jedem Roman (dem Weſen dieſer Dichtart zu Folge) gemein haben, fortgeſetzt werden zu — können.

„Indeſſen: Göthe hat nun einmal ſeinen Meiſter (nach fünf und zwanzigjährigem Beſinnen!) fortgeſetzt, und zwar unter dem Titel der Wanderjahre, woraus ſich allerdings ſchließen läßt, daß er, wenn dieſe vollendet ſind, auch noch Meiſterjahre ſeines Wilhelm Meiſter folgen zu laſſen, die Abſicht hat. Sonach ſcheint es denn nun freilich, daß Göthe, wenn auch nicht bei den Lehrjahren, doch bei dieſen Wanderjahren, wirklich von der Intention, welche die genannten Kunſtrichter ſchon in den Lehrjahren gefunden haben wollten, ausgegangen iſt: „das Höchſte der menſchlichen Natur, Bildung und Lebenskunſt“ darin aufſtellen zu wollen, einen Meiſter, nicht in Abſicht einer einzelnen Fähigkeit, Kunſt oder Wiſſenſchaft, ſondern in Beziehung auf die Vollendung des menſchlichen Weſens überhaupt, mit Einem Wort: einen Menſchenmeiſter oder Meiſtermenſchen. Dieſe Wahrſcheinlichkeit wird noch um Vieles dadurch erhöht, daß er in ſeiner Dankſagung für die „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren“ dem Herrn Varnhagen von Enſe, dem „ſich gar freundlich erweiſenden“ Ungenannten im literariſchen Converſationsblatt, und dem, ſeitdem verſtorbenen Herrn Profeſſor Kayßler zu Breslau, das erſtaunenswürdige Compliment gemacht hat, daß dieſe drei Männer, durch ihre Beurtheilungen ſeiner Wanderjahre, das Problem ſeines eigenen Lebens, vollſtändig vor den Augen der Nation gelöſet hätten. *) Denn glaubt er, daß es dem menſchlichen Erkenntnißvermögen gegeben ſey, das

---

*) Eine Aeußerung Göthe's, die um ſo unbegreiflicher iſt, als die gedachten drei Kunſtrichter in ihren Aufſätzen von den Wanderjahren, nicht einmal einerlei Meinung ſind.

Problem des Lebens eines Menſchen wirklich löſen zu können; und es geht klar aus beſagtem Compliment hervor, daß er dieß, wenigſtens gegenwärtig, glauben muß; ſo läßt ſich freilich auch füglich annehmen, daß auch er einen ſolchen Bildungsverſuch (der nichts Geringeres als eine Löſung des Problems der Beſtimmung der Menſchheit überhaupt intendiren würde), an ſeinem Wilhelm Meiſter, habe unternehmen können, und ſchon der in den Wanderjahren ſo auffallend vorherrſchende Lehrzweck und Lehrton dürften für eine ſolche Vermuthung ſprechen. Doch da er (auch in ſeiner Danksagung) nicht das Mindeſte in dieſer Beziehung geäußert und, ſelbſt nach der Erſcheinung des erſten Theils ſeiner Wanderjahre, ſich überhaupt, über die, nunmehr allerdings ſehr räthſelhaft werdende, Tendenz ſeines Wilhelm Meiſter, noch nirgends ausgeſprochen hat; ſo werden wir die Richtigkeit dieſer Muthmaßung immer noch ſo lange bezweifeln, als es ihm nicht beliebt, ſich mit voller Beſtimmtheit (was freilich ſchon ſeit geraumer Zeit, leider nicht mehr ſeine Sache iſt) hierüber ſelbſt zu erklären. Wie weit er nun aber, falls ihn dieſe Idee wirklich zu ſeiner Fortſetzung des Wilhelm Meiſter beſtimmt haben ſollte, ſich dann von ſeinem Ziele jetzt noch entfernt befinden würde, das liegt in dieſem Anfang der Wanderjahre, wie wir bereits geſehen haben, nur allzuhell am Tage. Unläugbar würde Göthe, weil er vor Tauſenden weit die umfaſſendſte Contemplation der Welt und des Menſchenlebens ſich zu eigen gemacht hat *) und (ſelbſt der ſiegreichſte Widerſpruch ſeines pädagogiſchen Einſeitigkeitsſyſtems!) nicht bloß ewig vielſeitigſter Dichter, ſondern auch ein Gelehrter in wahrhaft encyklopädiſcher Bedeutung des Wortes; iſt, wie ſchon nach Cicero's Meinung nur ein ſolcher auch ein ächter Poet ſeyn kann; als derjenige Dichter und Weiſe anerkannt werden müſſen, der ſich der Auflöſung einer ſolchen Aufgabe, vielleicht am meiſten nähern zu können im Stande iſt. Aber aus der Art, wie er dieſe Intention, falls er ſie wirklich gehabt, bisher verfolgt hat, dürfte ſich ſeine Fähigkeit wohl kaum erkennen laſſen. Denn, führt er mit ſeiner Fortſetzung der Lehrjahre ſie ſo fort, als er ſie in dieſem erſten Theil der Wanderjahre begonnen hat, ſo wird aus dieſem Roman ſchwerlich etwas Anderes als ein poetiſcher Guckkaſten, oder (im andern Sinne, als es Hr. Zauper meint) Kaleidoſcop, wie denn die Welt ſelbſt ſinnlich, dem beſchränkten Erkenntnißvermögen des Menſchen, nicht eben viel anders erſcheint; alſo, im glücklichſten Falle, doch nur immer ein Bild, aber keine Erklärung des menſchlichen Lebens, hervorgehen können. Was aber den Helden dieſes neuen Romans, unſern alten Freund Wilhelm Meiſter, betrifft, ſo nehmen wir keinen Anſtand, ihn, wie er

---

*) Wie alle ſeine Werke, und zumal zuſammengenommen betrachtet, in einem ſo eminent hohen Grade zeigen, daß wir für die Hand dieſes Schriftſtellers fürwahr keinen würdigern Schmuck wüßten, als einen Ring mit jenem Edelſtein, den die Mineralogen das Weltauge zu nennen pflegen.

ſich bisher in ſeinen Wanderjahren producirt hat, für nichts weiter als einen ſentimentalen Gilblas zu erklären. Ja, wir haben gefunden, daß er anſtatt in der Bildung ſeines Charakters, Gemüthes und Geiſtes, immer beſſer vorwärts zu kommen, im geraden Gegentheil, auf ſeinen bisherigen Wanderungen dergeſtalt zurückgewandert iſt, daß man den Wilhelm Meiſter, der in den Lehrjahren ſo praktiſch fühlt, ſo verſtändig denkt,*) ja, (im Anfang) ſogar ſo ſelbſtthätig handelt; in demjenigen, der in den Wanderjahren ſich wie ein Spielball aus einer Hand in die andere werfen, von einem Ort zum andern ſchicken läßt, auch die Welt, nur um ſie anzugaffen, gleich dem geſtiefelten Kater in Siebenmeilenſtiefeln, durchrennt; fürwahr kaum wieder zu erkennen vermag. Die Beine ſetzt er genug in Thätigkeit, aber von der ſeines Kopfes erfahren wir ſo Viel als Nichts, und dem warnenden Rathe ſeines Freundes und Lehrers Jarno, in den Lehrjahren: „in ein thätiges Leben überzugehen, und die guten Jahre, die ihm gegönnt ſind, wacker zu nutzen;“ zum Trotz, ſpielt er, obſchon Werner ſelbſt, ihm in den Lehrjahren geſchrieben, „daß ein geſcheidter Menſch die beſte Bildung auf Reiſen finde,“ noch immer, und jetzt mehr als jemals: „mit hohlen Nüſſen um hohle Nüſſe.“ Auch die weiſe, gerade für einen Helden, wie er iſt, ſo beherzigungswerthe Lehre ſeines eigenen Meiſters Göthe:

---

*) Mehrere dieſer ſeiner ſehr geiſtreichen Reflexionen und Urtheile möchten ſich ſogar zur treffendſten Kritik über ſeine eigenen Wanderjahre benutzen laſſen. Z. B. folgende: „Ein Gedicht ſoll entweder vortrefflich ſeyn, oder gar nicht exiſtiren.“ — „Zeigen viele Begebenheiten im Anfang nicht einen großen Sinn, und gehen auf etwas Albernes hinaus?“ — „Nachdem ich etwas erfahren hatte, kam es mir vor, als ob ich gar nichts wiſſe, und ich hatte Recht, denn es fehlte der Zuſammenhang, und darauf kommt doch eigentlich Alles an.“ u. ſ. w. Beſonders aber iſt folgende Aeußerung Wilhelm's über die dramatiſche Kunſt, die er „eine noch viel zartere als jede Art von Muſik iſt“ nennt, und über deren Einfluß auf die Bildung des Menſchen und ganzer Völker, er auch ſonſt noch viel Treffendes ſagt, den dreifaltigen und dreieinigen Directoren der pädagogiſchen Provinz, zur Beherzigung zu empfehlen: „Wie nützlich könnte das Theater allen Ständen ſeyn, wie viel Vortheil ſelbſt der Staat daraus ziehen, wenn die Handlungen und Unternehmungen der Menſchen von ihrer guten, lobenswürdigen Seite und in dem Geſichtspunkt auf das Theater gebracht würden, aus welchem ſie der Staat ſelbſt ehren und ſchützen muß!“ — Was läßt ſich von einem Jüngling, der mit einer ſolchen Reife der Urtheilskraft und einer ſo ſchönen ſittlichen und

„Geh, gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger ſeyn:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge ſelten ein;
Du mußt ſteigen oder ſinken,
Du mußt herrſchen und gewinnen,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer ſeyn!“

---

geiſtigen Bildung, gleich zu Anfang ſeiner Lehrjahre ſchon auftritt, nicht Alles erwarten, daß er am Ende derſelben ſeyn werde: und was iſt er nun in dieſen Wanderjahren wirklich — geworden?

hat er ſich nicht zu Sinn und Herzen genommen. Vielmehr iſt er (der doch ſchon am Ende ſeiner Lehrjahre, „die Welt“ wie der Dichter dort verſichert, „nicht mehr als ein Zugvogel anſah*), nun erſt recht zu einem wandernden, Amboß geworden, von dem bis jetzt nicht zu rühmen iſt, was Göthe von ſich ſelber ſagt: „Was ich nicht erlernt habe, das hab' ich erwandert.“ Und mit „dem Nutzen ſeiner jungen Tage“ iſt es, da er inzwiſchen nun auch zu einem „Mann von funfzig Jahren“*) herangealtert iſt, nunmehr auch vorbei. Faſt möchte es alſo ſcheinen, als habe es Göthe mit dieſer Fortſetzung der Lebensgeſchichte ſeines Wilhelm Meiſter mehr auf eine Makrobiotik als Kalobiotik angelegt, wobei übrigens dem nun ſiebenzigjährigen Dichter, gewiß alle ſeine Zeitgenoſſen innigſt wünſchen werden, daß ſeinem durch die letztere ſo ausgezeichnet ſchönen Leben, auch die Länge der erſteren in vollſter Maße zu Theil werden möge!

Was nun aber auch die, uns noch verborgene, Abſicht ſey, welche Göthe'n zur Fortſetzung ſeiner Lehrjahre Wilhelm Meiſter's, und zwar zu einer ſolcher Fortſetzung, als er uns bisher in dieſen Wanderjahren gegeben, beſtimmt hat; er ſelbſt ruft uns in einer ſeiner zahmen Xenien, die beherzigungswerthe Ermahnung zu:

---

*) Nach Göthe's eigner Angabe, verfloſſen von ſeinem Entwurf der Lehrjahre, bis zu ihrer Herausgabe, an 25 Jahre, und eben ſo viel ſind von da bis zur Erſcheinung dieſes 1ſten Theils der Wanderjahre, dem bis jetzt noch kein zweiter gefolgt iſt, verfloſſen. Wie werden die Franzoſen, wenn ſie das erfahren, ſich wieder einmal über die Schwerfälligkeit und Langſamkeit des Geiſtes der Lourds Allemands luſtig machen. „Comment? Un roman! Le travail de cinquante années?“

„Wer will denn Alles gleich ergründen;
Sobald der Schnee ſchmilzt, wird ſich's finden.
Hier hilft nun weiter kein Bemühn;
Sind Roſen, und ſie werden blühn!"

Und ſo wollen wir denn hinſichtlich dieſer, von ihrer Vollendung noch ſo weit entfernten, ja kein Ende abſehen laſſenden, Dichtung auch nicht fragen:

„Wo will's hinaus;
„Wie aber wo kann's enden?"

ſondern ruhig erwarten: ob es auch dießmal „Roſen" ſeyn werden, die uns — die Zeit bringt.

Anhang.

1.

Zu Seite 28.

Göthe's Gedicht:
„Der Müllerin Verrath,“
betreffend.

1. Alte Leſart.

Woher der Freund ſo früh und ſchnelle,
Da kaum der Tag im Oſten graut?
Hat er ſich in der Waldkapelle,
So kalt und friſch es iſt, erbaut?
Es ſtarret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was flucht er ſeinen Morgenſegen,
Durch die beſchneiten, wilden Höhn?

Ach, wohl! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er ſich andern Spaß verſprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie ſchrecklich wäre ſeine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund iſt ausgezogen,
Und faſt, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch ſchlich er dieſe Wege
Nach einem friſchen Aepfelpaar,
Das freilich ſchön im Mühlgehege,
So wie im Paradieſe war!
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte ſchnell ſich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun, im Freien,
In bittre, laute Klagen aus.

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Sylbe von Verrath,
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken,
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug?
Sie hieß den holden Amor ſäumen,
Und günſtig war er uns genug.“

„Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erſt die Mutter anzuſchreien,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom;
Da kamen Vettern, guckten Tanten,
Es kam ein Bruder, und ein Ohm.“

„Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen,
Mit ſchrecklichem Geſchrei, von mir. —
Was dringt ihr Alle, wie von Sinnen,
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein?
Denn ſolche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender ſeyn.“

„Weiß Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn.
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen ſechzehn Jahre ſtehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur ſo viel verflucht Geſindel
Im engen Hauſe ſich verkroch!“

„Nun ſprang ich auf, und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugehn.
Ich ſah noch einmal die Verruchte,
Und ach! ſie war noch immer ſchön.
Sie Alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort;
Da macht' ich mich, mit Donnerſtimme,
Noch endlich aus der Höhle fort.“

„Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten fliehn.
So laſſet doch den Frau'n vom Stande
Die Luſt, die Diener auszuziehn!
Doch ſeid ihr auch von den Geübten,
Und kennt ihr keine zarte Pflicht;
So ändert immer die Geliebten,
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht.“

So ſingt er, in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde;
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geh' es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amor's falſcher Mühle kriecht.

2. Neue, in den Wunderjahren befindliche, Leſart.

Woher im Mantel ſo geſchwinde?
Da kaum der Tag im Oſten graut.
Hat wohl der Freund beim ſcharfen Winde
Auf einer Wallfahrt ſich erbaut?
Wer hat ihm ſeinen Hut genommen?
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Wie iſt er in den Wald gekommen?
Auf den beſchneiten wilden Höhn.

Gar wunderlich, von warmer Stätte,
Wo er ſich beſſern Spaß verſprach,
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie gräßlich wäre ſeine Schmach!
So hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm das Bündel abgepackt:
Der arme Freund iſt ausgezogen,
Beinah wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch ging er ſolche Wege
Nach jenem Apfel voll Gefahr!
Der freilich ſchön im Mühlgehege
Wie ſonſt im Paradieſe war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte ſchnell ſich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre, laute Klagen aus:

Ich las in ihren Feuerblicken
Doch keine Sylbe von Verrath!
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken,
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug.
Sie hieß den raſchen Amor ſäumen,
Und günſtig war er uns genug.

Sich

Sich meiner Liebe zu erfreuen,
Der Nacht, die nie ein Ende nahm,
Und weckt die Mutter aufzuſchreien,
Jetzt eben, als der Morgen kam.
Da drang ein Dutzend Anverwandten,
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom!
Da kamen Brüder, guckten Tanten,
Da ſtand ein Vetter und ein Ohm!

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein andres Thier.
Da forderten ſie Kranz und Blüthen
Mit gräßlichem Geſchrei von mir.
Was dringt ihr alle, wie von Sinnen
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein!
Denn ſolche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender ſeyn.

Weiß Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn:
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen ſechzehn Jahre ſtehn. —
Da raubten ſie das Kleiderbündel
Und wollten auch den Mantel noch,
Wie nur ſo viel verflucht Geſindel
Im engen Hauſe ſich verkroch!

Da ſprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß durch alle durchzugehn.
Ich ſah noch einmal die Verruchte,
Und ach! ſie war noch immer ſchön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Doch flog noch manches wilde Wort,
So macht' ich mich mit Donnerſtimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man ſoll euch Veilchen auf dem Lande
Wie Mädchen aus den Gärten ziehen!
So laſſet doch den Frauen von Stande
Die Luſt, die Diener anzuziehn.
Doch ſeid ihr auch von den Gröbſten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht:
So ſchmäht immer die Geliebten,
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht.

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde,
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geht es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech belügt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falſcher Mühle kriecht.

2.

Zu Seite 58.

„Der Melpomene Verrath,“

betreffend:

Göthe's Niederlegung ſeiner Theaterdirection.

Im Anfang des Jahres 1817 legte bekanntlich Göthe ſeine, 25 Jahre lang, zu ſeinem eigenen wie zum Ruhm der Kunſt geführte, Leitung des Weimariſchen Hoftheaters plötzlich nieder, weil, wie es in öffentlichen Blättern hieß, man ihm die Aufführung des Hundes des Aubry von Montargis angemuthet habe. Dieſes, aus dem Franzöſiſchen ſchlecht in das Deutſche überſetzte, Machwerk des bekannten Pariſer Theaterdichters Guilbert Pixérécourt, gründet ſich auf eine hiſtoriſche Begebenheit, welche ſich unter dem König Karl V. von Frankreich im October 1371 ereignete. In Montfaucon's Monuments de la Monarchie Françoiſe T. III. pag. 6. befindet ſich, nach einem alten Kupferſtiche, eine Abbildung von dem daſelbſt beſchriebenen ordalienmäßigen Zweikampfe (des Ritters Richard von Macaire, Mörders des Aubry von Montdidier, mit deſſen Hunde), welcher auch auf dem unter Karl V. zu Montargis erbauten Schloſſe, an einem Kamine in einem Basrelief dargeſtellt ward, und daſelbſt noch jetzt zu ſehen iſt. Unſer geiſt- und gemüthvoller, noch lebender Dichter von Göckingk, der uns erſt vor Kurzem mit einer ſchönen neuen Ausgabe ſeiner Poeſieen erfreut hat, beſang ſchon im Jahr 1783 im Voſſiſchen Muſenalmanach dieſe Anekdote in einer Romanze, wobei er in einer Note bemerkte, „daß es zu verwundern ſey, daß noch kein franzöſiſcher Dichter dieſen Stoff bearbeitet habe.“ — Wenn es nun ſchon unſerm vaterländiſchen Theaterweſen überhaupt, zur offenbarſten Schande gereicht, daß ſich die Vorſteher, ſelbſt unſerer größten Nationalbühnen, die unwürdige Spekulation erlaubten: mit dieſem Hunde des Aubry, der, meiſt ein dreſſirter Pudel, als Hauptacteur in dieſem Stück auftrat, beklatſcht, herausgerufen und überhaupt völlig als ein dramatiſcher Künſtler behandelt wurde, durch Anlockung des Pöbels ihre Theaterkaſſen zu füllen, wodurch ſie ſelbſt die deutſche Bühne (von der man damals kaum behauptete, daß ſie eine aera canina für ihre Zeitrechnung begründet habe), den beißendſten Satyren bloß ſtellten; *) — ſo ward der Schimpf um ſo größer, als er jene in der Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt ſo traurig merkwürdige Folge, noch ehe der Hund in Weimar zur Action kam, nach ſich zog, welche den immer mehr zunehmenden Verfall unſers tragiſchen Theaters auf das Schmählichſte vollendete.

Die Italiener haben ein treffliches Sprüchwort: „Orazione di cane non giunge al cielo!" das ſich hier an dem Theaterhimmel, den die Weimariſche Bühne ſo lange in ihrem Göthe mit freudigem Stolze verehrt hatte, vollkommen damals bewährte. Ueberdem hat Göthe, wie wir bereits S. 332 bemerkt, ſeine Abneigung gegen die Hunde, ſchon öfters laut ausgeſprochen. Auch in ſeinen reizenden Römiſchen Elegieen ſagt er ausdrücklich:

„Manche Töne ſind mir Verdruß, doch bleibet am meiſten
Hundegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr."

---

*) Siehe u. a. St. Schütze's Wintergarten, S. 347. Müllner's ungemein witzigen Artikel: Aubri, im Converſationslexicon, und Aufſatz über das deutſche animaliſche Nationaltheater in der Zeitung für die elegante Welt 1816, Nr. 196; und meine eigenen Abhandlungen: über den Verfall unſerer tragiſchen Bühne, ebendaſelbſt 1816, Nr. 222 — 226, und über das Pariſer Theaterweſen, in Gubitz Geſellſchafter, Julius 1819.

und noch kürzlich erſt hat er in einer ſeiner mehr erwähnten zahmen Xenien, das rühmliche Bekenntniß abgelegt:

„Ich will nun ein für allemal
Keine Beſtien in dem Göttersaal!“

Was Wunder alſo, wenn er auch hier, ſeinem Theaterpublikum, ſeinen bekannten Denkſpruch zurief:

„Willſt du mit mir hauſen,
So laß die Beſtie draußen!“

und, um nicht wie ſein Marktſchreier im Jahrmarkt zu Plundersweilern:

„— Heut Abend auf allen Vieren
Das liebe Publikum zu amüſiren.“

nun auf einmal, nicht nur von der Leitung der durch ſeine unübertreffliche Kunſt: mit wenig Mitteln weit zu reichen, zu einer der erſten Deutſchlands erhobenen, Weimar'ſchen Bühne, ſondern auch von jeder fernern Theilnahme an ihr, auf immer zurücktrat. Ich befand mich gerade damals ſelbſt zu Paris, als dort dieſe, für unſer vaterländiſches Theaterweſen, vollends niederſchlagende Nachricht, aus den deutſchen Zeitungen in die franzöſiſchen überging. Der damalige Redakteur des Journal des Debats nahm ſogleich davon Anlaß, in dem Feuilleton dieſes Blattes vom 16. Juni 1817 einen Aufſatz einzurücken, der, wie gewöhnlich der Inhalt dieſer Feuilletons (die unſere deutſchen Zeitungsſchreiber, zumal jetzt, wo ſie von Politik, das arme Griechenland und Spanien ausgenommen, nicht viel Intereſſantes mehr zu erzählen haben, nachzuahmen anfangen ſollten) ſehr gut gebekannt und witzig geſchrieben war, zugleich aber auch, was die Erzählung des Faktums ſelbſt betrifft, auf eine ſo höchſt ſpaßhafte Weiſe einmal wieder die bekannte Ignoranz der franzöſiſchen Journaliſten in Sachen deutſcher Litteratur und Kunſt charakteriſirte, daß ich aus beiden Gründen nicht unterlaſſen kann, dieſen ganzen Artikel hier zu kurzweiliger Erbauung deutſcher Leſer mitzutheilen. Um ihnen das Verſtändniß des Eingangs zu erleichtern, bemerke ich, daß allerdings auch zu Paris, von wo uns ja der Hund des Aubry endlich zuerſt angebellt hat, dieſe animaliſchen Künſtler jetzt eine große Rolle, und zwar noch ungleich meiſterhafter, als die unſrigen, aber wohl zu merken, auch auf Animal- nicht Nationaltheatern, und nicht an, ſondern in Höfen ſpielen; wie es denn überhaupt etwas gar Löbliches iſt, daß die Pariſer es lieben „que chaque chose soit à sa place, chaque sujet dans son cadre, et chaque tableau dans son jour.“ Beſonders zeichnete ſich damals ein zahmer Hirſch des berühmten, wirklich centauriſchen Kunſtbereiters Franconi aus, der ſogar mehrmals, in der Gondel eines Luftballons ſtehend und noch dazu einen Reiter auf ſeinem Rücken tragend, zu einem zwiefach halsbrechenden Schauſpiele bis in die Wolken ſtieg. Ein außerordentlich berühmt gewordener Hund, Munito genannt, war eben nach London abgereiſt, hatte aber auch ſchon einen würdigen Stellvertreter, der als ein Pſeudo-Munito auch ſeinen Namen angenommen, erhalten, und außerdem waren dann noch wahre Mitterſche Wunderkinder von Affen, Haſen, Kanarienvögeln, Ratten, Mäuſen und ſogar Flöhen und Maikäfern, im

glänzendſten Wetteifer faſt unglaublicher Talente zu ſchauen. Mit Bezug auf dieſen Kunſtthierkreis iſt nun der Anfang des erwähnten Aufſatzes geſchrieben, der buchſtäblich alſo lautet:

„L'époque où nous vivons, est définitivement celle du triomphe des bêtes. La Renommée n'a plus de bouche que pour raconter leurs prodiges, les gazettes n'ont plus de colonnes que pour redire leurs hauts-faits. Le beau monde les admire, et l'Europe les contemple: bientôt les gens d'esprit seront envieux des bêtes; il y a si long tems que les bêtes sont envieuses des gens d'esprit! Il faudroit un autre Plutarque pour transmettre à l'avenir les vies de tous les illustres quadrupedes et bipedes de notre bienheureux siècle! Le cerf timide qu'effrayoit naguères la chute d'une feuille, s'accoutume au tumulte des villes et, rival des Blanchard et des Montgolfier, il fend l'empire des airs et plane majestueusement sur la terre émerveillée. Quand Virgile disoit dans sa première églogue: „Ante leves ergo pascentur in aethere cervi," il ne s'attendoit guère qu'en 1817 les habitans des Gaules verroient presque sans surprise le prodige qui lui sembloit de son tems la chose du monde la plus impossible. Tous les jours quelque nouvelle bête savante paroit sur l'horizon. On n'a presque oublié les Serins qui prédisent l'avenir, les puces qui font l'exercice du canon; on ne parle plus depuis quelques jours que d'un rat surnommé le dévorant, et d'une Compagnie des hannetons qui, par amour pour les ents sans doute, viennent de s'établir dans les environs du Museum. C'est dans un Café de la rue Froidmanteau" (einer durch viele dort wohnende Freudenmädchen von der niedrigſten Klaſſe berüchtigten Straße) „qu'indépendamment de diverses professions libérales, elles se livrent à la danse, à l'escrime et à tous les exercices de la gymnastique. On admire partout la légèreté de la jeune princesse et la pantomime expressive et pathétique du père noble. Par malheur les succès de ces artistes volans ne sont pas de longue durée. Ils n'ont pour toute nourriture que les éloges de leurs admirateurs et leur carrière dramatique finit au bout de huit jours; rassasiés de gloire ils meurent d'inanition. C'est un sort qu'ils partagent avec d'illustres écrivains des temps anciens et modernes. — Mais voici bien une autre aventure: Tandis que Munito traverse le détroit pour disputer au gracieux compagnon de Saint Antoine les guinées et les caresses de la bonne compagnie de Londres, un autre Chien, non moins fameux, met en rumeur toute l'Allemagne litteraire et politique (1). C'est le chien de Montargis, c'est le héros de Mr. Guilbert Pixérécourt, qui vient d'allumer ce terrible incendie..... Toutes les provinces d'outre-Rhin sont attentives à ce grand débat; les journaux se divisent, et les universités (!!) se soulevent. Le chien français traduit en Allemand a paru sur le grand théâtre de Weimar. Mais le Nestor de la litterature germanique, le célèbre auteur de Werther" (das iſt gewöhn-

gewöhnlich Alles, was die Franzoſen von Göthe wiſſen). „Mr. Goethe, conseiller privé intime, Ministre d'Etat et administrateur suprême des spectacles, a declaré: qu'il n'aimoit pas les bêtes sur le théâtre, et il a voulu renvoyer le nouvel acteur au chenil. C'est alors, qu'il a formé deux partis, qui n'ont pas tardé à en venir aux mains. Les étudians, (!) les gens d'esprit et les universités (!) se sont prononcés pour l'homme des lettres, mais nombre des personnages d'importance se sont declaré pour le chien, et comme on le pense bien, l'homme de lettre a été battu. Mr. Goethe dans son dépit, a donné sa démission d'administrateur des théâtres, il a demandé des passeports (!) et l'animal nouveau venu, l'a forcé à quitter (!) une residence qu'il habitoit depuis plus de quarante ans. Ce n'est pas la première fois, qu'une bête prend la place d'un homme de merite. Les étudians de l'Université Jena (!) ont vivement embrassé la cause du ministre éclairé, qui avoit toujours protegé leur établissement. (!) Ils ont unanimement résolu, de ne plus mettre le pied au spectacle. (!) Heureusement leurs études n'en souffriront pas. Cette affaire a déja donné lieu à des explications et à des rixes très serieuses. Peut-être Mr. Goethe a-t-il montré une excessive délicatesse. Il faut être d'un autre siècle, pour trouver mauvais, que les bêtes jouent un rôle dans celui-ci.“ — Es iſt in der That kaum glaublich, wie weit der Ton der Unfehlbarkeit geht, mit dem ein ſolcher franzöſiſcher Journaliſt, völlig unbekümmert um jeden Zweifel, ſo oft das Ding, das nicht iſt, behauptet. Gar mancher deutſcher Zeitungsſchreiber mag in ähnlichen Fällen wohl eben ſo unwiſſend ſeyn; aber wo er ſich nicht ſicher weiß, fragt er doch erſt, ehe er ſchreibt; dagegen der Franzoſe gleich Alles ſo hinſtellt, als ob es eben gar nicht anders ſeyn könnte, wie jener, der aus Hrn. von Zach, als dieſer noch auf der Sternwarte Seeberg bei Gotha wohnte, einen très célèbro astronome allemand, nommé Mr. Séeberg, machte. Was aber den vorliegenden Fall betrifft, ſo wird es einem wenigſtens hier doch einmal leicht, zwiſchen Wahrheit und Dichtung in Göthe's Leben den Chorizonten zu machen.

Uebrigens erinnerte mich dieſer Aufſatz, der wohl Göthen ſelbſt, in Erinnerung an ſein Sprüchlein:

„Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt.

wenn er ihm zu Geſicht gekommen ſeyn ſollte, den meiſten Spaß gemacht haben dürfte; komiſch genug, an die, ihrem Umfang und Inhalte nach, unbedeutende Streitſchrift, welche der verſtorbene Buchhändler Nicolai, vor nunmehr 50 Jahren, gegen Göthe's bekannte Satyre auf Wieland's Alceſte: Götter, Helden und Wieland, unter dem Titel: „Menſchen, Thiere und Göthe“ ſchrieb. *) Hätte

---

*) Göthe ſelbſt erwähnt, am Schluſſe des 3ten Bandes von „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben,“ wo er über jene ſeine Satyre auf Wieland

unſere dramatiſche Litteratur einen Ariſtophanes; er würde dieſes Thema, bei jenem Vorfall trefflich, nicht gegen, ſondern für Göthe, zu einem, unſere Bühne eben ſo empfindlich ſtrafenden als ergötzlichen Luſtſpiel, über das deutſche Schauſpielweſen ſelbſt, haben benutzen können. Doppelt zu beklagen aber iſt es, daß dieſes leidige Ereigniß, in Göthen, nicht bloß den Director, ſondern auch — den Dichter, von eben der Bühne, die faſt ein halbes Jahrhundert hindurch, von den dramatiſchen Werken ſeines reichen Genius verherrlicht ward, vertrieben hat. Denn weder der geharniſchte Geiſt des Götz von Berlichingen, noch Egmont, Taſſo und Iphigenie, ſind ſeitdem dort wieder „über die Bretter" gegangen. Und ſo läßt es ſich denn, zumal bei dem, von ihm ſelbſt (wie mehrere Stellen in ſeinen Selbſtbekenntniſſen zeigen, worin er ſich deshalb erklärt) nicht unbemerkt gebliebenen Mißverhältniß, in welchem ſich von jeher der Erfolg ſeiner Stücke auf der Bühne, zu der Trefflichkeit ihrer Dichtung befunden; bei ſeiner richtigen Anſicht von der Erbärmlichkeit unſeres deutſchen Theaterweſens überhaupt, das er, im Vorſpiel zu ſeinem Fauſt, ſo unübertrefflich perſifflirt hat, und endlich bei ſeiner jetzigen Verliebtheit in die Perſiſche Poeſie, die (laut ſeinem Divan, S. 384) gar kein Drama hat, freilich wohl als menſchlich erklären, wie er ſein, im Feldzug in der Champagne ſich ſelbſt

---

ausführlich ſpricht, dieſes Produkts nicht, ſondern führt bloß das von Wagner unter dem Titel: „Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten" damals erſchienene, an.

gethanes Gelübde: (S. S. 152 im 5ten Theil ſeines Lebens) „ſich nie wieder über Mißbehagen im deutſchen Theater beklagen zu wollen,“ ſeit jenem Vorfall ſo ganz und gar hat brechen können, daß er nun vielmehr, wie ſeine pädagogiſche Provinz uns nur allzuſchmerzlich darthut, der entſchiedenſte Verurtheiler aller dramatiſchen Kunſt geworden iſt.

Aber wie treffend er auch im Vorſpiel zu ſeinem Fauſt, unſer heutiges Theaterweſen und Theaterpublikum bezeichnet hat:

„Ihr wißt, auf unſern deutſchen Bühnen
Probirt ein Jeder, was er mag. —
Was träumet Ihr auf Eurer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus Euch froh?
Beſeht die Gönner in der Nähe!
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh!“

er ſelbſt iſt es, der in eben dieſer Dichtung, auch das wahre Wort geſprochen hat:

„Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poeſie!“

Gedruckt bei F. A. Grunert d. ält. und Sohn in Halle.

Hofm 3480 (1

Schütz

Ch. 1.2-6.

Göthe's Philoſophie.

Eine
vollſtändige, ſyſtematiſch geordnete
Zuſammenſtellung ſeiner Ideen
über
Leben, Liebe, Ehe, Freundſchaft, Erziehung,
Religion, Moral, Politik, Literatur,
Kunſt und Natur;
aus ſeinen
ſämmtlichen poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Werken.

Herausgegeben
und mit einer Charakteriſtik ſeines philoſophiſchen Geiſtes
begleitet,
von
Friedrich Karl Julius Schütz,
Dr. und Profeſſor der Philoſophie.

Erſter Band.

Hamburg, 1825.
Druck und Verlag von Friedrich Hermann Neſtler.

An den Leſer.

Ließ uns nach Laune und Luſt, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der **gute** Geiſt, wie uns der böſe gezeugt.
Alles iſt nicht für Alle, das wiſſen wir ſelber; doch Nichts iſt
Ohne Beſtimmung, es nimmt Jeder ſich ſelbſt ſein Packet.

Göthe.

Die Welt iſt voller Widerſpruch,
Wie ſollte ſich ein Buch nicht widerſprechen?

Göthe.

Vorerinnerungen des Herausgebers.

Unſer verewigter Wieland eröffnete bekanntlich die Sammlung ſeiner Werke, mit der Aeußerung: „daß er ſeine Dichterlaufbahn begonnen habe, da eben die Morgenröthe unſerer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu ſchwinden angefangen, und ſie, wie es ſcheine, mit ihrem Untergange beſchließe.“ Die Brüder Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel erklärten damals in ihrer Zeitſchrift Athenäum, dieſe Meinung witzig genug, für die Folge eines optiſchen Betrugs. Aber eben dieſe Männer, (wie ſie denn ſelbſt ſchon, in ungleich höherer Bedeutung Kunſtrichter als Dichter ſind,) wurden die Begründer der gegenwärtigen Geſtaltung unſerer ſchönen Literatur, in welcher jene reiche Blüthenzeit der Hervorbringung eigenthümlicher Klaſſiſcher Dichterwerke, — auch in Beziehung auf Göthe ſelbſt, — leider wirklich vorüber iſt; dagegen die poetiſche Ueberſetzungskunſt *) eine

---

*) A. W. Schlegel allein ſchon, erhob ſie zu dem Höhepunkt einer faſt weltbürgerlichen Univerſalität, indem er mit ſeinem eminenten Sprach- und Ueberſetzertalent, von dem klaſſiſchen Alterthume zum Shakſpeare und der ſüdlichen romantiſchen Poeſie der Italiener und Spanier, dann zur altdeutſchen der Nibelungen, wie zur Dichtkunſt des ſkandinaviſchen Nordens, und endlich ſelbſt bis zum Sanskrit des indiſchen Morgenlandes überging. Dante, Arioſt, Taſſo und Calderon ſind bereits drei- und vierfach, Shakſpeare nunmehr ſchon achtfach in unſere Sprache überſetzt worden, und Vater Voß gar, ſetzte nicht nur in ſeinem Homer, Ariſtophanes, Virgil, Horaz, Ovid, Shakſpeare u. ſ. w. eine ganze Bibliothek von Ueberſetzungen, ſondern, in ſeinen Söhnen, auch noch neue rüſtige Ueberſetzer in die Welt.

Vollendung und einen Umfang, wie ſie noch in keiner andern Sprache erreicht worden, gewonnen und ein wahrer Wetteifer zahlreicher Freunde der vaterländiſchen Poeſie, in Benutzung der vorhandnen Schätze, für Kritik, hiſtoriſche Forſchung, Sprachſtudium, geſchichtliche Darſtellung, lexikographiſche und compendiariſche Ueberſichten, wie beſonders für Veranſtaltung neuer Ausgaben und Sammlungen der Werke unſrer Klaſſiker, begonnen hat. Eine Epoche, die ſich darum (die, ihr ermangelnden, kunſtliebenden Ptolemäer abgerechnet,) füglich einem Alexandriniſchen Zeitalter vergleichen läßt. Unter dieſer, ſich immer mehr häufenden, Maſſe von Ausgaben, Sammlungen, Anthologieen, Compendien, kritiſchen, hiſtoriſchen, encyklopädiſchen, biblio- und lexikographiſchen Werken, die wir nun ſolchergeſtalt ſeit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts erhalten haben; fehlt es denn auch bereits an Auszügen und Zuſammenſtellungen einzelner Gedanken aus den Werken unſerer berühmteſten Schriftſteller nicht, die, nach dem längſt vorangegangenen Beiſpiel der ſogenannten „Esprits" (von Voltaire, Rouſſeau, Diderot u. ſ. w.) in der franzöſiſchen Literatur, unternommen worden ſind, und von denen hier nur der: Leſſing, Schiller, Hamann, Herder und Jean Paul betreffenden Sammlungen dieſer Art, von Friedrich Schlegel, Michaelis, Cramer und Generſich, als der vorzüglichſten, gedacht werden möge. Um ſo mehr muß es daher jedem Freund und Kenner unſerer Literatur auffallen, daß gerade ein ſo gedankenreicher, eigenthümlicher, vielſeitiger und fruchtbarer Autor, wie Göthe; — ſo vielfach er auch in neueſter Zeit der Gegenſtand einſichtiger und partheiloſer Prüfung, wie nichtswürdiger, bis zum Unfug eines förmlichen literariſchen Factionsgeiſtes ausgearteter, Verunglimpfung und (von ihm ſelbſt leider! begünſtigter) Lobhudelei unter uns geworden, — in dieſer Beziehung, bis jetzt völlig unberückſichtigt geblieben iſt. Läßt ſich die Nützlichkeit eines ſolchen Werkes, wenn es mit verſtändiger Wahl und Anordnung des Stoffes ausgeführt iſt *), ſchon im Allgemeinen nicht

---

*) Wir bekommen jetzt auch in Deutſchland, wie in Frankreich und England, eine Real-Encyklopädie nach der andern, in denen der ungeheuere Ballaſt unſres Sachwiſſens immer von Neuem zuſammengeſchleppt wird. Aber an eine Encyklopädie von Ideen, worin die Anſichten der eigenthümlichſten Denker aller Zeiten und Völker, von den wichtigſten Gegenſtänden menſchlicher Erkenntniß, zuſammengeſtellt wären, hat noch Niemand gedacht, und doch wäre ein ſolches Werk gerade bei dem gegenwärtigen Zuſtand unſerer jetzt kaum mehr überſehbaren Literatur, von der man wohl, Schiller's Wort anwendend, ſagen kann:

„Morgen immer von ſich zu entwinden,
„Wühlte ſie heute ſich ihr eignes Grab;"

gewiß das Wünſchenswertheſte von Allen. Denn was heißt uns alles Wiſſen, das ohnehin, wie es ſich auch noch ausdehnen möge, immer doch nur Stückwerk bleibt, wenn wir es nicht als Stoff für unſer Denken erfaſſen!

verkennen, ſo tritt ſie um ſo augenfälliger, ja bis zu dem Nutzen der Befriedigung eines wirklichen, jedem wiſſenſchaftlich Denkenden höchſt weſentlichen, Bedürfniſſes geſteigert, gerade bei dem ſo unerſchöpflich lehrreichen Studium dieſes, den Genius der Poeſie und Philoſophie auf das Innigſte in ſeinem Geiſte vermählenden, Schriftſtellers hervor. Es iſt gegenwärtig ein volles halbes Jahrhundert verfloſſen, ſeit unſer unſterblicher Göthe, als einer der größten unſerer vaterländiſchen Dichter, Gelehrten und Weiſen, in einer langen Reihe unvergänglicher, die mannigfaltigſten Formen poetiſcher und wiſſenſchaftlicher Darſtellungskunſt umfaſſender Werke, einen überaus reichhaltigen Schatz, der eigenthümlichſten, ſcharfſinnigſten und fruchtbarſten Ideen, über faſt alle Gebiete des menſchlichen Denkens und Empfindens, niedergelegt hat. Je zerſtreuter und vereinzelter aber dieſe, ſo mächtig zum eignen Weiterdenken anregende Welt von Gedanken, in der großen Maſſe der dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Werke dieſes univerſellen Geiſtes ſich befindet, um ſo wünſchenswerther muß nothwendig eine endliche Zuſammenſtellung derſelben, die das Verdienſt eines vollſtändigen und ſyſtematiſch geordneten Auszuges hat, für jeden, ſelbſt über dieſe, die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen umfaſſende Gegenſtände, Nachdenkenden ſeyn. Ja es iſt nicht zu läugnen, daß dieſer außerordentliche Ideenreichthum, durch eine ſolche Zuſammenſtellung, erſt ſeine fruchtbarſte Wirkſamkeit erhalten muß, da gewiß nur ſehr wenige Leſer Göthe's im Beſitz ſeiner wirklich ſämmtlichen Werke ſind, von denen die Cotta'ſche Ausgabe bis jetzt höchſtens nur zwei Drittheile enthält; und man bei dem Leſen ſeiner größern Dichtungen von dem Zauber der lebensvollen Schönheit ihrer ganzen Compoſition fortgeriſſen, um ſo leichter manche einzelne Gedanken unbeachtet läßt, als die ſo eigenthümlich einfache, (nicht ſelten bis zur Nachläſſigkeit bequeme,) Ausdrucksweiſe des Göthe'ſchen Styl's, ihnen nicht den prachtvollen, blendenden Redeſchmuck Schiller's verleiht, von dem, als unſtreitig dem ſentenziöſeſten wie überhaupt rhetoriſcheſten aller deutſchen Dichter, Jean Paul, in ſeiner Vorſchule zur Aeſthetik, das ſo treffende als gefällige Gleichniß gebraucht hat, daß er nie anders als mit einer von Brillantringen auf allen Fingern glänzenden Hand, in die Saiten der Lyra gegriffen. Ueberdem aber iſt eine ſolche Zuſammenſtellung der aus ſeinen Werken gezogenen Gedanken und Meinungen eines Schriftſtellers, auch zur richtigen Erforſchung, Auffaſſung und Beurtheilung ſeiner ganzen Denkweiſe höchſt förderlich, und bei welchem könnte dieſes kritiſche Geſchäft anziehender und lehrreicher ſeyn, als bei einem Autor von einer ſo vorzugsweiſe eigenthümlichen und umfaſſenden Gedankenfülle, wie Göthe?

Was er als Dichter iſt, weiß die Welt! Die ganze Eigenheit ſeines philoſophiſchen Geiſtes aber: als Lebens-, wie als Religions-, Moral-, Kunſt- und Natur-Philoſoph, — für die Welt, wie ſelbſt für die Schule, — wird man nach al ihrer Tiefe und Fläche, Stärke und Schwäche, vielleicht nur auf dieſem Wege erſt recht zu erkennen vermögen; eine Ergründung, welcher der, obſchon einſeitige, doch immer ſehr geiſtreiche Apel-Puſtkuchen'ſche Angriff auf Göthe, als Dichter und Denker zugleich, nahmentlich in Betreff ſeiner religiöſen und moraliſchen Maximen, gegenwärtig noch ein ganz beſonderes Intereſſe philoſophiſcher Unterſuchung gewährt. Endlich aber hat der, unläugbar denkendſte unſrer neueſten Dichter, Müllner, leider nicht Unrecht, wenn er in dem unlängſt erſchienenen erſten Bande ſeiner vermiſchten Schriften, bei Erwähnung einer hyperpoetiſchen Faſeley über die Muſik, die gegenwärtige Zeit, in Bezug auf die deutſche Poeſie und Bühne, eine „geiſtloſe und gedankenleere“ nennt; und ſo kann ja wohl ein Unternehmen, wie das hier beſprochene, auch noch den Nutzen haben, mindeſtens die mit wirklichem Talent begabten, unſerer, kaum mehr zu zählenden, heutigen Theater- und Taſchenbücher-Dichter, wieder an — Gedanken in der Poeſie zu gewöhnen.

Dieſe Anſichten ſind es, die den Herausgeber des vorliegenden Werkes, das er anfänglich bloß zum Bedarf ſeines eignen Studiums unternahm, veranlaßt haben, es durch den Druck zur öffentlichen Mittheilung zu bringen. Ueberaus erfreulich war es ihm, während dieſes Geſchäftes, einer Stelle in dem neueſten Heft (dem erſten des fünften Bandes) von Göthe's Journal über Kunſt und Alterthum, zu begegnen, aus der er vernahm, daß ſchon unſer unerſetzlicher Schiller ein ſolches Werk, vor länger als zwanzig Jahren

ge-

gewünſcht hat. „Es iſt," ſchreibt er in einem der daſelbſt mitgetheilten Briefe an Göthe *),

---

*) In einem andern dieſer Briefe erwähnt Schiller auch der Apel'ſchen Recenſion ſeiner Jungfrau von Orleans, in der (damals noch zu Jena erſcheinenden) Allgemeinen Literaturzeitung, worüber er einen höchſt intereſſanten Brief an die Redaction derſelben ſchrieb, in dem er ſich zugleich über ſein auffallendes gänzliches Zurücktreten von allen, ihn früher ſo viel beſchäftigenden, theoretiſchen Unterſuchungen, in ſeinen ſpätern Jahren, ausführlich erklärte, und welchen ich, dieſes überaus merkwürdigen, (von ſeinem Biographen Herrn Döring, leider nicht benutzten) Aufſchluſſes wegen, — dem einzigen den man hierüber von ihm ſelbſt, bis jetzt erfahren hat — im Morgenblatte und dem Rochlitziſchen Leipziger Frauenzimmer-Taſchenbuch 1818, mitgetheilt habe. Bemerkenswerth iſt auch, in den oben angeführten Briefen, folgende, Müllners bekanntem Urtheil über die Oper begegnende Stelle, die Schiller aber ſchon im Sommer 1802, an Göthe, der ſich damals mit dem Weimarſchen Hoftheater im Badeort Lauchſtädt

„Es iſt eine ſehr intereſſante Erſcheinung, wie ſich Ihre anſchauende Natur mit der Philoſophie ſo gut verträgt und immer dadurch belebt und geſtärkt wird. Möchte nur irgend ein ſubalterner Genius, einer von denen, die gerade auf Univerſitäten wohnen und walten, die letzte Hand an Ihre Ideen thun, um ſie zu ſammeln, leidlich zu redigiren, und ſo für die Welt zu erhalten. Denn Sie ſelbſt werden dieſes Geſchäft immer in die Ferne ſchieben, weil Ihnen, däucht mir, das eigentlich Didaktiſche gar nicht in der Natur iſt. Sie ſind eigentlich recht dazu geeignet, um von Andern

befand, geſchrieben hat: „Auch zu Lauchſtädt ſind es alſo die Opern, die das Haus füllen. So herrſcht das Stoffartige überall, und wer ſich dem Theaterteufel einmal verſchrieben hat, der muß ſich auf dieſes Organ verſtehen.“ — Vergl. damit Müllner's öffentliche Erklärung: „warum Er von der Theatertafel aufgeſtanden.“

bei Lebzeiten ſchon beerbt und ausgeplündert zu werden, wie Ihnen ſchon mehrmals widerfahren iſt, und noch mehr widerfahren würde, wenn die Leute nur ihren Vortheil beſſer verſtänden.“

Möge denn dieſe Sammlung dazu beitragen, daß die Nebler und Schwebler unter unſern jetzigen Tages-Dichtern und Kunſt-Kritikern, (deren hohle, phraſeologiſche Schönrednerei, ohne Mark und Kern eines gründlichen Wiſſens und Denkens, die Aeſthetik ſo wenig weiter zu fördern vermag, als das gedankenloſe Reimgeklingel und die Legion von proſaiſchen Erzählungen in unſern Taſchenbüchern und Unterhaltungsblättern, die Poeſie,) dieſen Vortheil, freilich nicht zu einer Gedanken-Plünderung, ſondern eignen Gedanken-Erweckung, beſſer verſtehen lernen! Was die Competenz des Herausgebers, zu der Unternehmung des vorliegenden Werkes betrifft;

ſo beſcheidet er ſich eben ſo gern, gerade ein ſolcher „ſubalterner Genius der auf Univerſitäten gewohnt und gewaltet,“ wie ihn Schiller hier dazu verlangt, zu ſeyn; als er ſich, nach dem in unſern achtbarſten kritiſchen Blättern ausgeſprochnen Urtheil der wenigen gründlichen und ſcharfſinnigen Kunſtrichter, die wir dermalen noch in Deutſchland haben, über ſeine, die beiden Wanderjahre Wilhelm Meiſters betreffende Schrift, überzeugt halten darf, in derſelben bereits den Beweis geführt zu haben, daß er ſich mit dem Studium Göthe's in einem Grade vertraut gemacht hat, der ſeine Leſer wohl ſchon im Voraus eine mehr als bloß „leidliche“ Redaction, des hier aus den Werken des großen Dichters, für den angegebenen Zweck, gezogenen Stoffes, erwarten laſſen dürfte. Zwei Pflichten lagen ihm bei derſelben vor Allem ob: möglichſte Vollſtändigkeit und zweckmäßigſte Anordnung dieſer Sammlung, und beide hofft er, zur Zufriedenheit ſeiner Leſer erfüllt zu haben.

Hinſichtlich der erſtern, hat er, — im Beſitz, nicht nur der ſämmtlichen bisher (von Göſchen, Unger, Cotta und Armbruſter) veranſtalteten rechtmäßigen Sammlungen der Göthe'ſchen Werke, ſondern auch aller ſeiner, in dieſe Sammlungen nicht mit aufgenommenen Schriften, (wie die Satyre auf Wieland, die Xenien, ſeine Recenſionen, Farbenlehre, Morphologie, Kunſt und Alterthum u. ſ. w.) und aller, zum Theil im Buchhandel ſchon nicht mehr zu habenden ältern, wie neuern Ausgaben ſeiner (als Werther, Götz von Berlichingen, Herrmann und Dorothea u. ſ. w.) einzeln erſchienenen Werke, auch ſeiner Beiträge zu früheren und ſpätern Zeitſchriften und Almanachen, — dieſe geſammte, *Bibliotheca Gothiana*, wie ſie in dieſer Vollſtändigkeit der große Meiſter ſelbſt, wohl nicht einmal beſitzt, zu dem gegenwärtigen, ſeit Jahren ſchon von ihm begonnenen Werke, auf das Sorgfältigſte benutzt; und eben ſo aufmerkſam wird er auch Alles, womit dieſer ſo unermüdliche als vielumſpannende Autor, an Erzeugniſſen ſeines Geiſtes, unſere Literatur noch bereichern dürfte, in einem beſondern Nachtrage, dafür benutzen; ſo daß dieſes Werk die ganze ſchriftſtelleriſche Laufbahn Göthe's, falls der (freilich um faſt vierzig Jahre jüngere) Herausgeber, ihren von ihm, wie gewiß von ſeiner ganzen Nation, ſpäteſt gewünſchten, Schluß erlebt, umfaſſen wird.

Was die Anordnung dieſes reichen Stoffes betrifft, ſo glaube ich nicht, daß ich eine zweckmäßigere als die hier durchgeführte, hätte wählen können. Sie beginnt mit den Ideen Göthe's über das menſchliche Leben im Allgemeinen, wie im Beſondern, rückſichtlich der einzelnen Geſchlechter und Stände, der Jugend, des Alters und Todes, und geht hierauf zu denen über die Lebens-Philoſophie, die Liebe, Ehe, Freundſchaft, Erziehung, Religion, Moral, Politik und Literatur über, da ſie alsdann mit den weſentlichſten Sätzen der Göthe'ſchen Kunſt- und Naturphiloſophie, ſchließt. Mangel an ſyſtematiſchem Zuſammenhang und Ueberblick, wird man alſo dieſer Eintheilung wenigſtens nicht vorwerfen können. Durch die Einrichtung der jedem Bande vorgeſetzten Inhaltsanzeige, in der zugleich die einzelnen Werke, aus denen die,* in obiger Ordnung ſich folgenden, Aphorismen ausgezogen worden, nachgewieſen ſind; wird dem Leſer die Ueberſicht des Ganzen wie des Einzelnen, noch mehr erleichtert. Unter der Nachweiſung: „Gedichte“, (jedes beſonders nach ſeiner Ueberſchrift anzuführen, würde zu weitläufig und für Leſer, wie ich ſie hier vorausſetze, die mit Göthe's Werken ſchon bekannt ſind, überflüſſig geweſen ſeyn), ſind auch die Xenien mit einbegriffen, bei denen es freilich auch mir nicht gelingen konnte, zwiſchen denen die Göthe, und denen, welche Schiller zugehören, durchgängig den Chorizonten zu machen. Denn bekanntlich haben ſie bei der Erſcheinung derſelben im Schillerſchen Muſenalmanach, ſolidariſch dafür gehaftet, und in den Cotta'ſchen Ausgaben von Göthe's und Schiller's ſämmtlichen Werken, ſind nur ſehr wenige, und von dieſen mehrmals ſogar die nehmlichen in beider Dichter Werke aufgenommen worden.

Den Schluß dieſes Werkes wird ein kritiſcher Verſuch „über den Charakter der Göthe'ſchen Philoſophie," im Allgemeinen, wie ihrer einzelnen Ideengänge (Leben, Liebe, Ehe, Freundſchaft, Erziehung, Religion, Moral, Politik, Wiſſenſchaft, Kunſt und Natur betreffend) bilden, zu dem der Herausgeber durch ſein vieljähriges Studium Göthe's überhaupt, (der unter allen Dichtern und Denkern, weit den größten und dauerndſten Einfluß auf ſein Leben, zu unausſprechlichem Wohl und Wehe, gehabt hat), als insbeſondere durch ſeine Prüfung der Apel-Puſtkuchen'ſchen Kritik über Göthe*), veranlaßt worden iſt; und deſſen Mittheilung als Anhang eines Werkes, das die Darſtellung des Philoſophen Göthe zum Zweck hat, ihm um ſo mehr am rechten Orte zu ſeyn ſcheint, als

---

*) Herr Prediger Puſtkuchen wird es nicht befremdend finden, daß ich ihn, in Bezug auf die von ihm herausgegebenen „Wanderjahre Wilhelm Meiſters,“ hier zum zweitenmale in Verbindung mit unſerm verewigten Apel nenne, da er bereits erfahren, daß ſeine öffentliche Losſagung davon, ihn keineswegs, und um ſo weniger, als ſie überhaupt eigentlich gar Nichts ſagte, vor dem Gerichtshofe der Kritik, losgeſagt hat. Ich wie mehrere Freunde, des, unſerer Literatur und Kunſt leider ſo früh entriſſnen genialen und kenntnißvollen Mannes, wiſſen uns aus mündlicher Mittheilung ſeine Anſichten von

Göthe und namentlich von ſeinem Wilhelm Meiſter, noch ſo gut zu erinnern, als Herrn Puſtkuchen's Bekanntſchaft mit ihm, und fanden ſie in den zwei erſten Bänden dieſer Wanderjahre durchgängig wieder. Der dritte Band (des „Tagebuchs" und der Gedanken einer („hyper") frommen Frau" hier nicht zu gedenken) fiel aber auch in ſeinem dichteriſchen Werth, als Roman, ſo gewaltig von den beiden erſten ab, daß es hieraus, wie nun gar aus dem völligen Unterbleiben der Fortſetzung, faſt ſcheint, als habe ein von Apel hinterlaſſenes, in Herrn P's. Händen befindliches Manuſcript, nicht weiter als bis zum Schluſſe des zweiten Bandes gereicht; und ich deshalb wohl behaupten möchte, daß in den zwei erſten Bänden Apel gezeigt, wie man es beſſer wiſſen konne, als Göthe, und im dritten Herr P. gezeigt habe, wie man es ſchlechter mache. Bei dieſer Gelegenheit ſei dieſes Werk eben die Belege für ſeine Anſichten von dieſem ſo ungemein intereſſanten Gegenſtand enthält.

es dem Herausgeber erlaubt, auf mehrere in öffentlichen Blättern und ſchriftlich an ihn ſeither ergangene Anfragen, die Fortſetzung ſeiner Schrift, „über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meiſters“ betreffend, Folgendes hier zu erwiedern. Der erſte, im vorigen Jahre (zu Halle bei Anton) erſchienene Band dieſer Schrift enthält blos die Kritik der Göthe'ſchen Wanderjahre, und dieſe konnte der Verfaſſer erſcheinen laſſen, weil er überzeugt war, daß Göthe dieſes Werk (das er nun ſelbſt blos für eine Sammlung mehrerer-Erzählungen öffentlich erklärt hat) nicht fortſetzen würde. Um aber den zweiten Band, der die Beleuchtung der Puſtkuchen'ſchen Wanderjahre enthalten ſollte, erſcheinen zu laſſen, mußte er natürlich erſt die Vollendung derſelben abwarten, die indeß bis jetzt auch nicht erfolgt iſt, dagegen wir nun gar noch einen Dritten Wilhelm Meiſter, (der ſeine Meiſterjahre darſtellen ſoll) jedoch

Noch bemerke ich, daß ich den Titel: „Göthe's Philoſophie“ gewählt habe, weil ich keinen, den Zweck und Inhalt dieſes Werkes, genauer und vollſtändiger bezeichnenden fand. Der oben angeführte Auszug des Herrn Dr. Michaelis aus Schiller's Werken, führt die Ueberſchrift: „Schiller's Geiſt.“ Allein nicht zu gedenken, daß dieſer Titel ein ſchon allzuverbrauchter iſt; ſo beſagt er auch offenbar weit mehr, als in einem jedem ſolchen Auszug jemals geleiſtet werden kann. Denn der Geiſt

---

nicht von Herrn Puſtkuchen, wie dieſer bereits bekannt gemacht hat, erhalten haben. Eigentlich iſt es ſchon der Vierte, denn bereits vor 16 Jahren erſchien eine Fortſetzung des Wilhelm Meiſter, unter dem Titel: „Karl's Verſuche und Hinderniſſe.“ Berlin, in der Realſchulbuchhandlung 1808. 8., worin es gar zu einer Ohrfeige kommt, die der Held der Lehrjahre in einer Geſellſchaft erhält.

eines Dichters wohnt ja nicht blos in einzelnen Gedanken und Sentenzen, ſondern in der Conception und Compoſition ſeiner ganzen Dichtung, und hier galt es nur den Denker Göthe, unabhängig vom Dichter, darzuſtellen. Daß übrigens das Wort Philoſophie hier mehr in dem Sinne der Welt- als Schulphiloſophie zu verſtehen iſt, begreift ſich von ſelbſt; indeſſen gehören Göthe's Ideen, über Kunſt und Natur wenigſtens, doch auch wirklich zugleich der Schule an, und was iſt am Ende auch an aller Schulphiloſophie, wenn ſie nicht bei dem Leben, ſelbſt erſt in die Schule gegangen iſt? Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt nur macht lebendig! Und: „grau," heißt es in Göthe's Fauſt, „iſt alle Theorie!"

Daß auch der Verleger dieſes Werkes, ſeinerſeits Alles gethan hat, es auf eine, des großen Gegenſtandes würdige, Weiſe auszuſtatten, liegt dem Leſer vor Augen, und ſo hoffe ich denn mit dieſer Zuſammenſtellung der ſämmtlichen, in Proſa und Verſen ausgeſprochenen, („Göthe's Worte," ſagt A. W. Schlegel, „haben immer einen goldnen Klang!") einzelnen Ideen, Philoſopheme, Reflexionen, Gedanken, Sentenzen und Maximen unſeres glorreichen Göthe, eine, nicht blos den zahlreichen Verehrern des unſterblichen Dichters und Weiſen, ſondern allen Gelehrten, Denkern und gebildeten Leſern, wie Leſerinnen, willkommene, ja von Vielen wohl längſt gewünſchte Arbeit, als ein werthes Seitenſtück zu Friedrich Schlegels: „Gedanken und Meinungen

Lessing's", unternommen zu haben. In ſolcher Hoffnung bringe ich nun dieſen köſtlichen Reichthum goldener Früchte in ſilbernen Schaalen, hier meiner edeln deutſchen Nation, die von der Vorſehung einmal beſtimmt zu ſeyn ſcheint, nur in dem Leben ihres Geiſtes und ihrer Sprache, ſich eines gemeinſamen Volksthumes erfreuen zu ſollen, mit dem innigen Wunſche dar: daß ſich der Theilnehmer recht Viele zu ihm verſammeln mögen, die, gleich dem Unterzeichneten, einen unverſiegbaren, immer neu und lebendig ſich erzeugenden Quell des höchſten geiſtigen Genuſſes und der reichſten Belehrung, in dem Studium der Werke dieſes großen Landsmannes finden, von dem wir, — um auch dieſes Vorwort mit einem ſeiner Gedanken zu ſchließen — wohl mit dem vollſten Recht der Wahrheit behaupten können:

„Ewig wird Er Uns ſeyn, der Eine, der ſich in Viele
„Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt!“

Hamburg im Dezember 1821.

Schütz.

Inhalt des erſten Bandes.

Vorerinnerungen des Herausgebers.. Seite III

Erſte Abtheilung.

Göthe's Ideen über das menſchliche Leben und die Menſchen, im Allgemeinen........... Seite 3

Nro. 1 — 42. Aus den Gedichten.
„ 43 — 61. Aus Werther's Leiden.
„ 62 — 85. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
„ 86 — 103. Aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren.
„ 104 — 149. Aus den Wahlverwandtſchaften.
„ 150 — 166. Aus dem Fauſt.
„ 167 — 174. Aus der Iphigenie.
„ 175 — 183. Aus Taſſo.
„ 184 u. 185. Aus Egmont.
„ 186 — 189. Aus Clavigo.
„ 190. Aus Claudine von Villa Bella.
„ 191 — 194. Aus Lilla.
„ 195. Aus Stella.
„ 196 — 214. Aus der natürlichen Tochter.
„ 215 u. 216. Aus Elpenor.
„ 217 u. 218. Aus dem Groß Cophta.
„ 219. Aus den Vögeln.
„ 220. Aus Mahomed.
„ 221 u. 222. Aus den Mitſchuldigen.
„ 223 u. 224. Aus Was wir bringen.
„ 225. Aus den Faſtnachtsſpielen.
„ 226. Aus den Theaterreden.

Nro. 227 — 233. Aus der Achilleis.
" 234. Aus Herrmann und Dorothea.
" 235 — 238. Aus Reinecke Fuchs.
" 239 — 248. Aus den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.
" 249. Aus den Briefen über die Schweiz.
" 250. Aus den Fragmenten über Italien.
" 251. Aus der Abhandlung über das Römiſche Carneval.
" 252. Aus Rameau's Neffe.
" 253 — 259. Aus Winkelmann und ſein Jahrhundert.
" 260 — 264. Aus dem Weſtöſtlichen Divan.
" 265 — 317. Aus den Heften über Kunſt und Alterthum.
" 318 — 348. Aus Göthe's Lebensgeſchichte.

Zweite Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Frauen. .... Seite 127
Nro. 1 — 5. Aus den Gedichten.
" 6 — 10. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
" 11 u. 12. Aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren.
" 13 — 21. Aus den Wahlverwandtſchaften.
" 22 — 26. Aus der Iphigenie.
" 27 — 29. Aus dem Taſſo.
" 30. Aus Götz von Berlichingen.
" 31 u. 32. Aus der natürlichen Tochter.
" 33. Aus den Mitſchuldigen.
" 34. Aus den Launen der Verliebten.
" 35. Aus Clavigo.

Nro. 36 u. 37. Aus Herrmann und Dorothea.
» 38 u. 39. Aus den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.
» 40. Aus Rameau's Neffe.
» 41. Aus Winkelmann und ſein Jahrhundert.
» 42 u. 43. Aus dem Divan.
» 44. Aus Göthe's Leben.

Dritte Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Männer ..... Seite 147

Nro. 1 — 6. Aus den Gedichten.
» 7 — 9. Aus den Wahlverwandtſchaften.
» 10. Aus dem Fauſt.
» 11 — 16. Aus dem Taſſo.
» 17 u. 18. Aus der natürlichen Tochter.
» 19 u. 20. Aus Jery und Bätely.
» 21. Aus den Theaterreden.
» 22 u. 23. Aus Herrmann und Dorothea.
» 24. Aus der Achilleis.
» 25. Aus dem Fragment: die Geheimniſſe.
» 26. Aus Göthe's Leben.

Vierte Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Geſellſchaft und verſchiedenen Stände. .... Seite 159

Nro. 1 — 5. Aus den Gedichten.
» 6 — 11. Aus Werthers Leiden.

Nro. 12. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
„ 13 u. 14. Aus den Wahlverwandtſchaften.
„ 15 — 18. Aus dem Fauſt.
„ 19 u. 20. Aus den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.
„ 21 — 26. Aus Rameau's Neffe.
„ 27 — 31. Aus den Heften über Kunſt und Alterthum.
„ 32 — 34. Aus Göthe's Leben.
„ 35 u. 36. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
„ 37. Aus den Gedichten.
„ 38. Aus Göthe's Leben.
„ 39 u. 40. Aus Kunſt und Alterthum.
„ 41. Aus Winkelmann.
„ 42. Aus den Gedichten.
„ 43 — 47. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
„ 48. Aus den Wahlverwandtſchaften.
„ 49. Aus den Gedichten.
„ 50 u. 51. Aus Göthe's Leben.
„ 52. Aus den Gedichten.
„ 53. Aus Göthe's Leben.
„ 54. Aus Götz von Berlichingen.
„ 55. Aus den Wahlverwandtſchaften.
„ 56. Aus den Briefen über die Schweiz.
„ 57 u. 58. Aus Werthers Leiden.

Fünfte Abtheilung.

Göthe's Ideen über Jugend und Alter. Seite 189
Nro. 1 u. 2. Aus den Gedichten.
„ 3. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
„ 4 u. 5. Aus Göthe's Leben.

Nro. 6. Aus der Achilleis.
" 7. Aus Werthers Leiden.
" 8 — 10. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
" 11. Aus den Theaterreden.
" 12 — 16. Aus Kunſt und Alterthum.
" 17 — 19. Aus Göthe's Leben.
" 20. Aus den Gedichten.
" 21. Aus den Lehrjahren.
" 22. Aus den Wahlverwandtſchaften.
" 23. Aus den Unterhaltungen der Ausgewanderten.
" 24. Aus Herrmann und Dorothea.
" 25. Aus Taſſo.
" 26 u. 27. Aus Göthe's Leben.

Sechſte Abtheilung.

Göthe's Ideen über Tod, Selbſttödtung und Grabmähler. .... Seite 203
Nro. 1 — 9. Aus den Gedichten.
" 10. Aus Taſſo.
" 11 — 16. Aus der natürlichen Tochter.
" 17. Aus Fauſt.
" 18 u. 19. Aus den Lehrjahren.
" 20. Aus Claudine von Villa Bella.
" 21 — 23. Aus der Achilleis.
" 24 u. 25. Aus Rameau's Neffe.
" 26. Aus Winkelmann.
" 27. Aus Herrmann und Dorothea.
" 28 — 42. Aus Werthers Leiden.
" 43 u. 44. Aus Göthe's Leben.
" 45 — 50. Aus den Wahlverwandtſchaften.

Nachſtehende Druckfehler

werden die Leſer gebeten, mit der, während des Druckes ſtattgefundenen, Abweſenheit des Herausgebers von dem Druckort, zu entſchuldigen.

Seite 21 Zeile 13 ſtatt: und lies: nun.
— 32 — 3 v. u. ſt. müßte l. mußte.
— 64 — 1 v. u. ſt. gedranates l. gekranktes.
— 75 — 1 v. u. ſt. Lurren l. Lumpen.
— 76 — 10 ſt. treibt's l. treib's.
— 77 — 11 ſt. laſſe l. faßt.
— 78 — 20 ſt. Qelle l. Quelle.
— 82 — 2 ſt. War l. Wer.
— 85 — 10 ſt. läßlie l. läßlich.
— 88 — 3 ſt. hauſia l. ruhig.
— 100 — 2 ſt. Huth l. Hut.
— 119 — 12 ſt. Sakantala l. Sakontala.
— 129 — 3 ſt. Baertes l. Laertes.
— 138 — 9 ſt. haben l. heben.
— 154 — 10 ſt. Wenn l. Wem.
— 164 — 1 v. u. ſt. Wanderſtreiche l. Wunderdinge.
— 168 — 2 ſt. Marterie l. Materien.
— 177 — 12 ſt. dieſer in l. in dieſer.
— 231 — 11 ſt. war l. wahr.
— 235 — 9 ſt. Menſchen l. Menſch.

Erſte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
das menſchliche Leben und die Menſchen
im Allgemeinen.

1. Ueber das menſchliche Leben und die Menſchen im Allgemeinen.

1.

Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann ſtäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verſchleyernd
Leis rauſchend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweiſe,
Zum Abgrund.
Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.
Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind miſcht von Grund aus
Schäumende Wogen.
Seele des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind!

2.

Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,

Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken.
Ein kleiner Ring
Begrenzt unſer Leben,
Und viele Geſchlechter
Reihen ſich dauernd
An ihres Daſeyns
Unendliche Kette!

3.

Ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt;
Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Scheere
Nur einmal löſ't.
Leicht iſt's, folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß

Auf gebeſſerten Wegen,
Hinter des Fürſten Einzug.

Aber wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungenügender Selbſtſucht.

4.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf Einmal in die Welt;
Uns umſpülen hunderttauſend Wogen,
Alles reizt uns, Mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl.
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchſchleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Ach, wer kennt wohl unſre Sinnen?
Wer kennt unſer Herz?

Und es möchte gern gekannt ſein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.
Und da ſucht das Aug' oft ſo vergebens
Rings umher, und findet Alles zu;
So vertaumelt ſich der ſchönſte Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich geſtern zog.
Kannſt du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die ſo oft dich trog,
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger ſtarrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geiſt in ſich zurücke,
Und das Herz — es ſchließt ſich zu.

5.

Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, den köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos,
Nicht dem Blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere ſchließt dem Älteren immer das Auge,

Das ſich willig geſenkt, kräftig dem Schwächeren zu-
Leiter, ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage;
Hülflos klagt ein Greis Kinder und Enkel umſonſt,
Steht, ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloſſen geſtreckt.

6.

Ihr kennt den himmliſchen Merkur,
Ein Gott iſt er zwar von Natur;
Doch ſind ihm Stelzen zum irdiſchen Leben
Als wie ein Stahl in's Fleiſch gegeben;
Darauf macht er durch der Menſchen Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterſchritte.
Auf ſeinen Scepter und ſeine Ruthe
Thut er ſich öfters was zu gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens ſägſt du, thörichtes Kind!
Die Stelzen, wie er, unſterblich ſind.

7.

Gar Viele müſſen Vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der Eine ſieht mit düſterm Blick von hinnen,
Der Andre weilt mit fröhlicher Geberde.

8.

Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungeſtört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günſtige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geſchick
Von Grund aus läßt genießen.

9.

All unſer redliches Bemüh'n
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie möchte denn die Roſe blühn,
Wenn ſie der Sonne Herrlichkeit erkennte!

10.

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

11.

Wirklich iſt es allerliebſt
Auf der lieben Erde:
Darum ſchwör' ich feierlich,
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

12.

Geſcheidte Leute die finden ihr Brod,
Tüchtige Männer erhalten das Land,
Hübſche Mädchen verſchlingen das Band,
Wird dergleichen noch ferner geſchehn,
So kann die Welt nicht untergehn.

13.

Bei ſo verworrenem Spiele
Wird mir wahrhaftig bang!
Es giebt der Menſchen ſo viele,
Und es iſt der Tag ſo lang.

14.

Oft, wenn dir jeder Troſt entflieht,
Mußt du im Stillen dich bequemen,
Nur dann, wenn dir Gewalt geſchieht,
Wird die Menge an dir Antheil nehmen;
Um's Unrecht, das dir widerfährt,
Kein Menſch den Blick zur Seite kehrt.

15.

Der Alte ſchlummert wie das Kind,
Und wie wir eben Menſchen ſind,
Wir ſchlafen ſämmtlich auf Vulkanen.

16.

Du irreſt Salomo!
Nicht Alles nenn' ich eitel;
Bleibt doch dem Greiſe ſelbſt
Noch immer Wein und Beutel.

17.

Das Beſte in der Welt
Iſt ohne Dank;
Geſunder Menſch ohne Geld
Iſt halb krank.

18.

Ob die Menſchen im Ganzen ſich beſſern? Ich glaub' es, denn einzeln
Suche man, wie man auch will, ſieht man doch gar Nichts davon.

19.

Selten erhaben und groß, und ſelten würdig der Liebe,
Lebt er doch immer der Menſch, und wird geehrt und geliebt.

20.

Alles in der Welt läßt ſich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von ſchönen Tagen.

21.

So erhaben, ſo groß iſt, ſo weit entlegen der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeiſt fand auch bis dahin den Weg.

22.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

23.

Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund!

24.

Ich ſah mich um an vielen Orten,
Nach luſtigen, geſcheidten Worten;
An böſen Tagen mußt ich mich freuen,
Daß viele die beſten Worte verleihen.

25.

Jeder Tag hat ſeine Plage
Und die Nacht hat ihre Luſt.

26.

Eine Breſche iſt jeder Tag
Die viele Menſchen erſtürmen,
Wer auch in die Lücke fallen mag,
Die Todten ſich niemals thürmen.

27.

Die Zeit, ſie mäht ſo Roſen als Dornen,
Aber das treibt immer wieder von vornen.

28.

Niederträchtigers wird nichts erreicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.

29.

Nicht Jeder wandelt nur gemeine Stege:
Du ſiehſt, die Spinnen bauen luſt'ge Wege.

30.

Geſotten oder gebraten!
Er iſt an's Feuer gerathen.

31.

Fallen iſt der Sterblichen Loos. So fällt auch der Schüler,
Wie der Meiſter; doch ſtürzt dieſer gefährlicher hin.

32.

Wer kennt ſich ſelbſt? Wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen?
Und was du thuſt: es ſagt dir's erſt der andre Tag,
Ob es zum Schaden war dir, oder Frommen.

33.

Du trägſt ſehr leicht, wenn du Nichts haſt;
Aber Reichthum iſt eine leichtere Laſt.

34.

Wird uns eine rechte Qual zu Theil,
Dann wünſchen wir uns Langeweil.

35.

Langeweile iſt ein böſes Kraut,
Aber auch eine Würze, die Viel verdaut.

36.

Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
Viel berathen und lange gezaudert,
Und endlich giebt ein böſes Muß
Der Sache widrig den Beſchluß.

37.

Die Luſt zu reden kommt zu rechter Stunde,
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

38.

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt.

39.

Sie ſagen: „Das ſpricht mich nicht an!“
Und meinen, ſie hätten's damit abgethan.

40.

Das Schickſal ſpielt
Mit unſerm armen Kopf und Sinnen.

41.

Sage, wie lebſt du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menſchen gegönnt, wünſcht' ich mir Morgen wie Heut.

42.

Seltſam iſt Propheten Lied;
Doppelt ſeltſam, was geſchieht.

43.

Was iſt der Menſch, der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er ſie am Nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt, oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem ſtumpfen, kalten Bewußtſein wieder zurückgebracht, wo er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte?

44.

Wo man den Menſchen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen.

45.

Man möchte raſend werden, daß es Menſchen giebt, ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat.

46.

Es iſt ein einförmiges Ding um das Menſchengeſchlecht. Die meiſten verarbeiten den größten Theil der Zeit um zu leben, und das Bißchen, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängſtigt ſie ſo, daß ſie alle Mittel aufſuchen, um es los zu werden. O Beſtimmung des Menſchen!

47.

47.

Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſei, iſt Manchem ſchon ſo vorgekommen, und auch mit mir zieht dieſes Gefühl immer herum. Wenn ich die Einſchränkung anſehe, in welcher die thätigen und forſchenden Kräfte des Menſchen eingeſperrt ſind; wenn ich ſehe, wie alle Wirkſamkeit dahinaus läuft, ſich die Befriedigung von Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder keinen andern Zweck haben, als unſere arme Exiſtenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewiſſe Punkte des Nachforſchens nur eine träumende Reſignation iſt, da man ſich die Wände zwiſchen denen man gefangen ſitzt, mit bunten Geſtalten und lichten Ausſichten bemalt — das alles macht mich ſtumm. Ich kehre in mich ſelbſt zurück, und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darſtellung und lebendiger Kraft. Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.

48.

Iſt es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müſſen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz ſich manchmal gewähren kann? Und wo wäre der Menſch, der übler Laune iſt, und ſo brav dabei, ſie zu verbergen, ſie allein zu tragen, ohne die Freude um ſich her zu zerſtören! Oder, iſt ſie nicht ein innerer Unmuth über unſere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns ſelbſt, das immer mit einem Neide verknüpft iſt, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir ſehen glückliche Menſchen, die wir nicht glücklich machen, und das iſt unerträglich. —

49.

Mußte denn das ſo ſein, daß das, was des Menſchen Glückſeligkeit macht, wieder die Quelle ſeines Elendes würde?

50.

Diejenigen ſind die Glücklichſten, die, gleich den Kindern, in den Tag hinein leben, ihre Puppen herum ſchleppen, aus- und anziehen, und mit großem Reſpekt um die Schublade herum ſchleichen, wo Mama das Zuckerbrod hineingeſchloſſen hat, und wenn ſie das Gewünſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — Das ſind glückliche Geſchöpfe. Auch denen iſt's wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben, und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. — Wohl dem, der ſo ſein kann! Wer aber in ſeiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft, wer da ſieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe umzuſtutzen weiß, und wie unverdroſſen auch der Unglückliche unter der Bürde ſeinen Weg fortkeicht, und alle gleich intereſſirt ſind, das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehen: — ja der iſt ſtill, und bildet auch ſeine Welt aus ſich ſelbſt, und iſt auch glücklich, weil er ein Menſch iſt. Und dann, ſo eingeſchränkt er iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüße Gefühl der Freiheit, und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wann er will.

51.

Der Schmerzen wären gewiß minder unter den Menſchen, wenn ſie nicht — Gott weiß, warum ſie ſo gemacht ſind! — mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurück zu rufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu ertragen.

52.

Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, ſcheint uns oft ein anderer zu beſitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glücklichſte vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt.

53.

Der erſte Eindruck findet uns willig, und der Menſch iſt gemacht, daß man ihn das Abentheuerlichſte überreden kann; das haftet aber auch gleich ſo feſt, und wehe dem, der es wieder auskratzen und austilgen will!

54.

In der Welt iſt es ſehr ſelten mit dem Entweder Oder gethan; die Empfindungen und Handlungsweiſen ſchattiren ſich ſo mannichfaltig, als Abfälle zwiſchen einer Habichts- und Stumpfnaſe ſind.

55.

Es iſt mit der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit. Unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. —

56.

Es iſt natürlich, wenn uns ein Unglück, oder etwas Schreckliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere

Eindrücke auf uns macht, als ſonſt, theils wegen des Gegenſatzes, der ſich ſo lebhaft empfinden läßt, theils, und noch mehr, weil unſere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet ſind, und alſo deſto ſchneller einen Eindruck annehmen.

57.

Es iſt mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganzes ruht vor unſerer Seele, unſere Empfindung verſchwimmt darin, wie unſer Auge, und wir ſehnen uns, ach! unſer ganzes Weſen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühl's ausfüllen zu laſſen — und, ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort und Hier wird, iſt alles vor wie nach, und wir ſtehen in unſerer Armuth in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſale.

58.

Die Blüten des Lebens ſind nur Erſcheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen! wie wenige ſetzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchte werden reif! und doch ſind deren noch genug da; und doch — können wir gereifte Früchte vernachläſſigen, verachten, und ungenoſſen verfaulen laſſen? —

59.

Die Ruhe der Seele iſt ein herrliches Ding und die Freude an ſich ſelbſt. Wenn aber nur das Kleinod nicht eben ſo zerbrechlich wäre, als es ſchön und koſtbar iſt.

60.

Daß in den Menſchen ſo viele geiſtige Anlagen ſind, die ſie in dieſem Leben nicht entwickeln können, deutet auf eine beſſere Zukunft, auf ein künftiges harmoniſches Daſein. Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in dieſem Leben Verzicht thun müſſen: ſo iſt es ganz gewiß mit dem Fliegen. So wie mich ſonſt die Wolken ſchon reizten mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehen, wenn ſie hoch über meinem Haupte wegzogen, ſo ſteh' ich jetzt oft in Gefahr, daß ſie mich von einer Felſenſpitze mitnehmen, wenn ſie an mir vorbeiziehen. Welche Begierde fühl' ich, mich in den unendlichen Luftraum zu ſtürzen, über den ſchauerlichen Abgründen zu ſchweben und mich auf einen unzugänglichen Felſen niederzulaſſen. Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe, unter mir, über Felſen und Wäldern ſchwebt, und in Geſellſchaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er ſeinen Horſt und ſeine Jungen anvertrauet hat, große Kreiſe in ſanfter Eintracht zieht. Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchſten Felſen, wie am niedrigſten Boden kleben, und wenn ich mühſelig mein Ziel erreicht habe, mich ängſtlich anklammern, vor der Rückkehr ſchaudern und vor dem Falle zittern?

61.

Wir gingen auseinander, ohne einander verſtanden zu haben. Wie denn auf dieſer Welt keiner leicht den andern verſteht.

62.

Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unſern Augen eine Abſicht zu erreichen ſtrebt, kann, wir mögen ſeinen Zweck loben oder tadeln, ſich unſre Theilnahme verſprechen; ſobald aber die Sache entſchieden iſt, wenden wir unſer Auge ſogleich von ihm weg; alles, was geendigt, was abgethan da liegt, kann unſre Aufmerkſamkeit keineswegés feſſeln, beſonders, wenn wir ſchon frühe der Unternehmung einen übeln Ausgang prophezeiht haben.

63.

Wie oft kommen wir in den Fall, daß ein kleiner Umſtand uns veranlaßt, einen gewiſſen Weg einzuſchlagen, auf welchem bald eine gefällige Gelegenheit uns entgegen kommt und eine Reihe von unerwarteten Vorfällen uns endlich ans Ziel bringt, das wir ſelbſt noch kaum in's Auge gefaßt hatten! Sollte das nicht Ergebenheit in das Schickſal, Zutrauen zu einer ſolchen Leitung einflößen? —

64.

Wir merken erſt, wie traurig und unangenehm ein trüber Tag iſt, wenn ein einziger, durchdringender Sonnenblick uns den aufmunternden Glanz einer heitern Stunde darſtellt.

65.

Gewöhnlich wehrt ſich der Menſch ſo lange als er kann, den Thoren, den er im Buſen hegt, zu verabſchieden, einen Hauptirrthum zu bekennen, und eine Wahrheit einzugeſtehen, die ihn zur Verzweiflung bringt.

66.

Wie wenn von Ungefähr unter der Zurüſtung ein Feuerwerk in Brand geräth, und die künſtlich gebohrten und gefüllten Hülſen, die, nach einem gewiſſen Plane geordnet und abgeſtimmt, prächtig abwechſelnde Feuer-Bilder in die Luft zeichnen ſollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durch einander ziſchen und ſauſen; ſo geben oft auch in des Menſchen Buſen Glück und Hoffnung, Wolluſt und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal ſcheiternd durch einander.

67.

Der Menſch kommt manchmal, indem er ſich einer Entwickelung ſeiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund helfen könnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge ins Waſſer fällt; griffe Jemand ſogleich zu, riſſe ihn ans Land, ſo wäre es um einmal naß werden gethan, anſtatt daß er ſich auch wohl ſelbſt, aber am jenſeitigen Ufer, heraus hilft, und einen beſchwerlichen weiten Umweg nach ſeinem beſtimmten Ziele zu machen hat.

68.

Was iſt reizender, als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremde Zuſchauer wird hingeriſſen, wenn er die Freude ſieht, mit welcher der eingeſperrte Schiffer ans Land ſpringt, noch ehe ſein Fahrzeug es ganz berührt, ſich wieder frei fühlt, und nunmehr das, was er dem falſchen Waſſer entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, erſcheint uns der Gewinn; das Glück iſt die Göttin der lebendigen Menſchen, und um ihre Gunſt wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menſchen ſehen, die ſich recht lebendig bemühen und recht ſinnlich genießen.

69.

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewiſſen Umſtänden geſchrieben und geſiegelt haben, der aber den Freund, an den er gerichtet war, nicht antrifft, ſondern wieder zu uns zurück gebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine ſonderbare Empfindung, indem wir unſer eignes Siegel erbrechen, und uns mit unſerm veränderten Selbſt wie mit einer dritten Perſon unterhalten.

70.

Es geht unſern Vorſätzen, wie unſern Wünſchen. Sie ſehen ſich gar nicht mehr ähnlich, wenn ſie ausgeführt, wenn ſie erfüllt ſind, und wir glauben nichts gethan, nichts verlangt zu haben.

71.

Wer auch verſichert, daß er Jedem ſeine Art und Weſen gerne laſſen wolle, ſucht doch immer diejenigen von der Thätigkeit auszuſchließen, die nicht ſo denken wie er.

72.

Wir wollen, dem Verſtande nicht zu nahe treten, und bekennen, daß das Außerordentliche, was geſchieht, meiſtens thöricht iſt. Ja, und zwar eben deswegen, weil die Menſchen das Außerordentliche außer der Ordnung thun.

73.

Das Menſchenpack fürchtet ſich vor nichts mehr, als vor dem Verſtande. Vor der Dummheit ſollten ſie ſich fürchten, wenn ſie begriffen, was fürchterlich iſt; aber jener iſt unbequem, und man muß ihn bei Seite ſchaffen; dieſe iſt nur verderblich, und das kann man abwarten.

74.

Menſchen wollen ihren Zweck nur auf ihre eigene Weiſe erreichen; wie viel Noth hat man, ihnen begreiflich zu machen, was ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, und wie ſchwer iſt es, denjenigen, der etwas zu leiſten wünſcht, zur Erkenntniß der erſten Bedingungen zu bringen, unter denen ſein Vorhaben allein möglich wird.

75.

Der Menſch ſcheint mit nichts vertrauter zu ſein, als mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt, und doch, wenn ſie ihm nun begegnen, wenn ſie ſich ihm gleichſam aufdringen, erkennt er ſie nicht und weicht vor ihnen zurück.

76.

Der Menſch kann in keine gefährlichere Lage verſetzt werden, als wenn durch äußere Umſtände eine große Veränderung ſeines Zuſtandes bewirkt wird, ohne daß ſeine Art zu empfinden und zu denken darauf vorbereitet iſt. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entſteht nur ein deſto größerer Widerſpruch, je weniger der Menſch bemerkt, daß er zu dem neuen Zuſtande noch nicht ausgebildet ſei.

77.

Wie glücklich iſt der über Alles, der, um ſich mit dem Schickſal in Einigkeit zu ſetzen, nicht ſein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht!

78.

Alles Uebel kommt aus dem Mißverſtand.

79.

Jeder gebildete Menſch weiß, wie ſehr er an ſich und Andern mit einer gewiſſen Rohheit zu kämpfen hat, wie viel ihn ſeine Bildung koſtet, und wie ſehr er doch in gewiſſen Fällen nur an ſich ſelbſt denkt und vergißt, was er Andern ſchuldig iſt. Wie oft macht der gute Menſch ſich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe, und doch, wenn nun eine ſchöne Natur ſich allzu zart, ſich allzu gewiſſenhaft bildet, ja, wenn man will, ſich überbildet, für dieſe ſcheint keine Duldung, keine Nachſicht in der Welt zu ſein. Dennoch ſind die *Menſchen dieſer* Art, *außer uns*, was die *Ideale* im *Innern* ſind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, ſondern zum Nachſtreben. —

80.

Es iſt eine ſchauderhafte Empfindung, wenn ein edler Menſch, mit Bewußtſein, auf dem Punkte ſteht, wo er über ſich ſelbſt aufgeklärt werden ſoll. Alle Uebergänge ſind Criſen, und iſt eine Criſe nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Beſſerung fühlt man, und man ſieht nur die Wirkung des vergangenen Uebels.

81.

Ach! wie unbedeutend erſcheint dem Menſchen in leidenſchaftlichen Augenblicken Alles was ihn umgiebt, Alles was ihm angehört!

82.

Es giebt Augenblicke des Lebens, in welchen die Begebenheiten, gleich geflügelten Weberſchiffchen, vor uns ſich hin und wieder bewegen, und unaufhaltſam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger ſelbſt geſponnen und angelegt haben.

83.

Ach! Warum erſcheinen uns denn eben die ſchönſten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? Und müſſen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden ſollen? Ein heiterer Tag iſt wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt anſehen, und was kann uns rühren, als die ſtille Hoffnung, daß die angeborne Neigung unſers Herzens nicht ohne Gegenſtand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anſchauen jedes harmoniſchen Gegenſtandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde ſind; wir wähnen einer Heimath näher zu ſein, nach der unſer Beſtes, Innerſtes ungeduldig hinſtrebt.

84.

Es giebt Menſchen, von denen, wenn man ſie über die Welt ſprechen hört, man glaubt, ſie kämen eben aus dem Rathe der Götter, und hätten zugehört, wie man ſich daſelbſt beredet, Menſchen zu bilden; wenn ſie dagegen mit Leuten umgehen, ſieht man in ihnen gleich das erſte, groß geborne Kind der Schöpfung, das mit ſonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmüthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anſtaunt, und ſie treuherzig als ſeines Gleichen anſpricht, weil ſie eben auch da ſind und ſich bewegen.

85.

Wie ſollten die Menſchen unſere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgeriſſen erſcheinen, wovon ſie das Wenigſte ſehen, weil Gutes und Böſes im Verborgenen geſchieht, und eine gleichgültige Erſcheinung meiſtens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauſpieler und Schauſpielerinnen auf erhöhte Bretter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk iſt in wenig Stunden abgeſchloſſen, und doch weiß ſelten Jemand eigentlich, was er daraus machen ſoll.

86.

Der Menſch darf ſich ſelbſt für das Beſte halten, was Gott und die Natur hervorgebracht haben.

87.

Was machſt du an der Welt? Sie iſt ſchon gemacht!
Der Herr der Schöpfung hat Alles bedacht.
Dein Loos iſt gefallen, verfolge die Weiſe,
Dein Weg iſt begonnen, vollende die Reiſe:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie ſchleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

88.

Man ſieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man ſieht auch Früchte reifen, und neue Knoſpen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechſel gefaßt ſeyn.

89.

Der Menſch iſt ein geſelliges, geſprächiges Weſen; ſeine Luſt iſt groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben ſind, und wenn auch weiter Nichts dabei heraus käme.

90.

Welchen Weg müßte die Menſchheit machen, bis ſie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher ſchonend, gegen Unmenſchliche menſch-

menſchlich zu ſeyn! Gewiß waren es Männer göttlicher Natur, die dies zuerſt lehrten, die ihr Leben damit zubrachten, die Ausübung möglich zu machen und zu beſchleunigen. Des Schönen ſind die Menſchen ſelten fähig; öfter des Guten.

91.

Die Frommen haben innigern Zuſammenhang als die Böſen, ob es ihnen gleich, dem Aeußern nach, nicht immer ſo wohl geräth.

92.

Wer ſchnell aus einem Zuſtande in den andern übertritt, fühlt ſich wirklich in einer Art von Taumel. Die Erde ſcheint ſich für den zu bewegen, der aus dem Schiffe ſteigt, und das Licht zittert noch im Auge deſſen, der auf einmal in's Finſtere tritt.

93.

Sehröhre haben durchaus etwas Magiſches. Wären wir nicht von Jugend auf gewohnt, hindurch zu ſchauen, wir würden jedesmal, wenn wir ſie vor's Auge nehmen, ſchaudern und erſchrecken. Wir ſind es, die erblicken, und ſind es nicht. Ein Weſen iſt's, deſſen Organe auf höhere Stufe gehoben, deſſen Beſchränktheit aufgelöſt, das ins Unendliche zu reichen, berechtigt ward. Belauſchen wir z. B. Weitentfernte durch ein ſolches Mittel, ſehen wir ſie harmlos, unſchuldig vor ſich hin, als einſam, unbeobachtet, handeln; ſo kann es uns wirklich bange werden, ſie möchten uns entdecken, und wegen verrätheriſcher Zudringlichkeit beleidigt, zürnen.

94.

Der Menſch hat gar eine eigene Luſt, Proſelyten zu machen: dasjenige, was er an ſich ſchätzt, auch außer ſich, in Andern zur Erſcheinung zu bringen, ſie genießen zu laſſen, was er ſelbſt genießt, und ſich in ihnen wieder zu finden und darzuſtellen. Fürwahr, wenn dies auch ein Egoismus iſt; ſo iſt er der liebens- und lobens-würdigſte; derjenige der uns zu Menſchen gemacht hat, und uns als Menſchen erhält.

95.

Ein Kind, das, Almoſen erbittend, uns einen Zettel hinreicht, auf welchem fünf Lotto-Nummern geſchrieben ſind, weiſen wir nicht leicht ab; und es kommt auf den Augenblick an, beſonders, wenn es kurz vor dem Termin der Ziehung iſt, ob wir nicht mit zufällig erregter Hoffnung, ganz gegen unſere ſonſtige Weiſe, gerade dieſe Nummern ſtark beſetzen.

96.

Es iſt Nichts natürlicher, als daß uns vor einem großen Anblick ſchwindelt, vor dem wir uns unerwartet befinden, um zugleich unſre Kleinheit und unſere Größe zu fühlen. Aber es iſt ja überhaupt kein ächter Genuß, als da, wo man erſt ſchwindeln muß.

97.

Den Menſchen iſt nicht zu helfen und ſie hindern uns, daß man ſich ſelbſt hilft. Sind ſie glücklich, ſo ſoll man ſie in ihren Albernheiten gewähren laſſen; ſind ſie unglücklich, ſo ſoll man ſie retten, ohne dieſe Albernheit anzutaſten, und Niemand fragt uns jemals: ob du glücklich oder unglücklich biſt? Wenn du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannſt, ſo biſt du unter ihnen nichts nütze. Unterhaltender ſind ſie noch minder, als die ſtarren Felſen; denn dieſe ſind wenigſtens nicht zu begreifen.

98.

Aller Anfang iſt ſchwer. Das mag in einem gewiſſen Sinne wahr ſeyn; allgemeiner aber kann man ſagen: aller Anfang iſt leicht und die letzten Stufen werden am Schwerſten und Seltenſten erſtiegen.

99.

So lange wir allein ſind, bilden wir uns ein, das [illegible] ſey unendlich; hat man aber eine Weile geſprochen, und zwar recht von Herzen, ſo ſieht man, wie geſchwind ſich das Alles erſchöpft. Nichts iſt unendlich als die Albernheit.

100.

So groß der hohe Werth des Grundbeſitzes und aller auf den Boden gegründeten Verhältniſſe von Eltern-, Kindes-, Bürger- und Vaterlands-Liebe, als der eigentlichen Grundfeſte alles Daſeyns und als das Erſte und Beſte, was dem Menſchen werden kann, auch iſt; ſo beſtehen die Meiſten und Höchſten Güter, doch in dem, was er thut und leiſtet, alſo im beweglichen und in dem, was durch das bewegte Leben gewonnen wird.

101.

Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm, mit heitern Kräften
Ueberall ſind ſie zu Haus.

Wo wir uns der Sonne freuen
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß.

102.

Eine wandernde Thätigkeit findet ſich nun unter den Menſchen überall. Von der Schifffahrt nicht einmal zu reden, ſieht man große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen; ganze Völker ſich vor einander hertreibend, ſind von Nordoſten nach Südweſten gewandert, ja Gott der Herr ſelbſt hat dem Menſchen den Anlaß zum Wandern gegeben, indem er, den Babyloniſchen Thurmbau verhindernd, das Menſchengeſchlecht in alle Welt zerſtreute. Dieſer Seegen iſt nun auf alle Geſchlechter übergegangen, und in allen Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft erblickt man fortwährend zahlreiche Wanderer als Studenten, Naturforſcher, Reiſende (nach den verſchiedenen Gattungen, wie ſie uns Yorik gar zierlich auseinander ſetzt) Handwerksburſchen, Marktbauern, Krämer, Kaufleute, Juden (als dasjenige Volk, was ſich den Seegen des ewigen Wanderens vor allen Andern zugeeignet hat, und von dem weder Gutes, noch Böſes zu ſprechen iſt), Künſtler, Profeſſoren, (die von einer Univerſität auf die andere beruſen werden), Miſſionarien, Pächter (die von einem Gute auf das andre ziehen), Staatsbeamte (die von ihrer Regierung aus einer Provinz in die andere verſetzt werden), Soldaten, Geſandte, und ſelbſt wandernde Fürſten, entweder in guter Abſicht, wie Kaiſer Hadrian, oder in ſchlimmer, wie ſämmtliche Eroberer, oder in gar keiner, wie die von Letztern Vertriebenen.

Anmerkung. Auf dieſe Anſichten gründet ſich die in Wilhelm Meiſters Wanderjahren, von Göthe dargeſtellte Idee eines „wandernden Bandes“ zuſammenhängend mit der in eben dieſem Werke entwickelten Idee einer „Pädagogiſchen Provinz“ worüber die Abtheilung von Göthes Ideen über Erziehung das Weitere enthalten wird.

Der Herausgeber.

103.

Eins bringt Niemand mit auf die Welt, und doch iſt es das, worauf Alles ankommt, damit der Menſch nach allen Seiten zu, ein Menſch ſei; die Ehrfurcht. Allen fehlt ſie, denn der Natur iſt wohl die Furcht, aber nicht die Ehrfurcht gemäß. Sich zu fürchten iſt leicht, aber beſchwerlich. Ehrfurcht zu hegen, iſt ſchwer, aber bequem. Zur Ehrfurcht entſchließt ſich der Menſch ungern oder vielmehr nie. Es iſt ein höherer Sinn der ſeiner Natur gegeben werden muß, und der ſich nur bei beſonders Begünſtigten entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten hat. Nun giebt es aber eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn ſie zuſammenfließt und ein Ganzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft und Wirkung erreicht, nehmlich die Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, vor Gott; vor dem, was uns gleich iſt, vor dem Menſchen, und vor dem was unter uns iſt, vor der Erde.

Anmerkung. Auf dieſe drei Ehrfurchten gründet Göthe ſeine in Wilhelm Meiſters Wanderjahren vorgetragene Religionslehre. S. die Abtheilung ſeiner Ideen über Religion.

Der Herausgeber.

104.

Wir ſpielen mit Vorausſetzung, Ahnungen und Träumen, und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun ſelbſt bedeutend wird, wenn Alles um uns ſich bewegt und brauſt, dann wird das Gewitter durch jene Geſpenſter nur noch fürchterlicher.

105.

Wie ſchwer iſt es, daß der Menſch recht abwäge, was man aufopfern muß, gegen das, was zu gewinnen iſt! wie ſchwer, den Zweck zu wollen, und die

Mittel nicht zu verſchmähen! Viele verwechſeln gar die Mittel und den Zweck, erfreuen ſich an jenen, ohne dieſen im Auge zu behalten. Jedes Uebel ſoll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorſchein kommt, und man bekümmert ſich nicht um jenen Punkt, wo es ſeinen Urſprung eigentlich nimmt, woher es wirkt. Deswegen iſt es ſo ſchwer Rath zu pflegen, beſonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verſtändig iſt, aber ſelten weiter ſieht, als auf Morgen. Kommt nun gar dazu, daß der eine bei einer gemeinſamen Anſtalt gewinnen, der andre verlieren ſoll, da iſt mit Vergleich nun gar nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinſame Gute muß durch das unumſchränkte Majeſtätsrecht gefördert werden.

106.

Was einem jeden Menſchen gewöhnlich begegnet, wiederholt ſich mehr als man glaubt, weil ſeine Natur hiezu die nächſte Beſtimmung giebt. Character, Individualität, Neigung, Richtung, Oertlichkeit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zuſammen ein Ganzes, in welchem jeder Menſch, wie in einem Elemente, in einer Atmoſphäre, ſchwimmt, worin es ihm allein bequem und behaglich iſt. Und ſo finden wir die Menſchen, über deren Veränderlichkeit ſo viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unſerm Erſtaunen unverändert und nach äußern und innern unendlichen Anregungen unveränderlich.

107.

Es giebt wenig Menſchen, die ſich mit dem Nächſtvergangenen zu beſchäftigen wiſſen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an ſich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und ſuchen das völlig Verlorene, wie es nur möglich ſein will, wieder hervorzurufen und herzuſtellen. Selbſt in groſſen und reichen Familien, die ihren Vorfahren Vieles ſchuldig ſind, pflegt es ſo zu gehen, daß man des Großvaters mehr, als des Vaters gedenkt.

108.

Wir ſind wunderliche Menſchen. Wenn wir nur etwas, das uns Sorge macht, aus unſerer Gegenwart verbannen können, da glauben wir ſchon, nun ſei es gethan. Im Ganzen können wir Vieles aufopfern, aber uns im Einzelnen herzugeben, iſt eine Forderung, der wir ſelten gewachſen ſind.

109.

Es ſind meiſtentheils unbewußte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben. Nichts iſt bedeutender in jedem Zuſtande, als die Dazwiſchenkunſt eines Dritten. Ich habe Freunde geſehen, Geſchwiſter, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch den zufälligen oder gewählten Hinzutritt einer neuen Perſon ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt wurde.

110.

Der Menſch iſt ein wahrer Narziß; er beſpiegelt ſich überall gern ſelbſt; er legt ſich als Folie der ganzen Welt unter. In dieſem Sinn behandelt er alles, was er außer ſich findet; ſeine Weisheit, wie ſeine Thorheit, ſeinen Willen, wie ſeine Willkühr leiht er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern.

111.

Glücklicherweiſe kann der Menſch nur einen gewiſſen Grad des Unglücks faſſen; was darüber hinausgeht, vernichtet ihn, oder läßt ihn gleichgültig. Es giebt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, ſich einander wechſelſeitig aufheben und in eine dunkle Fühlloſigkeit verlieren. Wie könnten wir ſonſt die entfernten Geliebteſten in ſtündlicher Gefahr wiſſen und dennoch unſer tägliches, gewöhnliches Leben immer ſo forttreiben.

112.

Ein ſeltſam unglücklicher Menſch, und wenn er auch ſchuldlos wäre, iſt auf eine fürchterliche Weiſe gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in Allen, die ihn ſehen, die ihn gewahr werden, eine Art von Entſetzen. Jeder will das Ungeheuere ihm anſehen, was ihm auferlegt ward; Jeder iſt neugierig und ängſtlich zugleich. So bleibt ein Haus, eine Stadt, woran eine ungeheure That geſchehen, Jedem furchtbar, der ſie betritt. Dort leuchtet das Licht des Tages nicht ſo hell, und die Sterne ſcheinen ihren Glanz zu verlieren.

113.

Der Glückliche iſt nicht geeignet Glücklichen vorzuſtehen; es liegt in der menſchlichen Natur, immer mehr von ſich und Andern zu fordern, je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche, der ſich erholt, weiß für ſich und Andre das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genoſſen werden ſoll.

114.

Auf die warnenden Symptome achtet kein Menſch, auf die ſchmeichelnden und verſprechenden allein iſt die Aufmerkſamkeit gerichtet, und der Glaube für ſie ganz allein lebendig.

115.

Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung, iſt es doch auch etwas Aehnliches, wie mit dem der

Liebe. Man erkennt nur erſt das Schätzenswerthe in der Welt, wenn man ſolche Geſinnungen an Einem Gegenſtande zu üben Gelegenheit findet.

116.

Selbſt bei vielen Mitteln ſind wir immer nur halb und halb zu Hauſe, beſonders auf dem Lande, wo uns manches Gewohnte der Stadt fehlt. Das Buch, das wir am eifrigſten wünſchten, iſt nicht zur Hand, und gerade, was wir am meiſten bedürften, iſt vergeſſen. Wir richten uns immer häuslich ein, um wieder auszuziehen, und wenn wir es nicht mit Willen und Willkür thun: ſo wirken Verhältniſſe, Leidenſchaften, Zufälle, Nothwendigkeit und was nicht alles.

117.

Auch auf dem feſten Lande giebt es wohl Schiffbruch; ſich davon auf das ſchnellſte zu erholen und herzuſtellen, iſt ſchön und preiswürdig. Iſt doch das Leben nur auf Gewinn und Verluſt berechnet. Wer macht nicht irgend eine Anlage und wird darin geſtört! Wie oft ſchlägt man einen Weg ein und wird davon abgeleitet! Wie oft werden wir von einem ſcharf in's Auge gefaßten Ziel abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reiſende bricht unterwegs zu ſeinem höchſten Verdruß, ein Rad und gelangt durch dieſen unangenehmen Zufall, zu den erfreulichſten Bekanntſchaften und Verbindungen, die auf ſein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schickſal gewährt uns unſre Wünſche, aber auf ſeine Weiſe, um uns etwas über unſere Wünſche geben zu können.

118.

Es ſind gewiſſe Dinge, die ſich das Schickſal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige, ſich ihm in den Weg ſtellen; es ſoll etwas geſchehen, was ihm recht iſt, was uns nicht recht ſcheint; und ſo greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen.

119.

Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man ſehen, wie es die Menſchen meinen, und aus den Meinungen voraus ſagen, was ſie thun werden.

120.

Das Schwierige leicht behandelt zu ſehen, giebt uns das Anſchauen des Unmöglichen.

121.

Die Schwierigkeiten wachſen, je näher man dem Ziele kommt.

122.

Säen iſt nicht ſo beſchwerlich als erndten.

123.

Wir blicken ſo gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was ſich in ihr hin und her bewegt, durch ſtille Wünſche ſo gern zu unſern Gunſten heran leiten möchten.

124.

Man mag noch ſo eingezogen leben, ſo wird man ehe man ſich's verſieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.

125.

Begegnet uns Jemand, der uns Dank ſchuldig iſt, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank ſchuldig ſind, ohne daran zu denken.

126.

Niemand ſieht erbärmlich aus, der ſich einiges Recht fühlt, fordern zu dürfen.

127.

Niemand iſt mehr Sclave als der ſich für frei hält, ohne es zu ſein.

128.

Es darf ſich einer nur für frei erklären, ſo fühlt er ſich den Augenblick als bedingt. Wagt er es ſich für bedingt zu erklären, ſo fühlt er ſich frei!

129.

Gegen große Vorzüge eines Andern, giebt es kein Rettungsmittel, als die Liebe.

130.

Es iſt was ſchreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den ſich die Dummen was zu Gute thun.

131.

Es giebt, ſagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber blos daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrſcheinlich Seinesgleichen zu ſchätzen wiſſen.

132.

Es giebt keinen größern Troſt für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unſterblich ſei.

133.

Die größten Menſchen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zuſammen.

134.

Man hält die Menſchen gewöhnlich für gefährlicher als ſie ſind.

135.

Thoren und geſcheute Leute ſind gleich unſchädlich. Nur die Halbnarren und die Halbweiſen, das ſind die gefährlichſten.

136.

Durch Nichts bezeichnen die Menſchen mehr ihren Charakter, als durch das, was ſie *lächerlich* finden. Das Lächerliche entſpringt aus einem ſittlichen Kontraſt, der, auf eine unſchädliche Weiſe, für die Sinne in Verbindung gebracht wird.

Der ſinnliche Menſch lacht oft, wo nichts zu lachen iſt. Was ihn auch anregt, ſein inneres Behagen kommt zum Vorſchein.

Der

Der Verſtändige findet faſt alles lächerlich, der Vernünftige faſt nichts.

137.

Es iſt mit den Geſchäften, wie mit dem Tanze; Perſonen, die gleichen Schritt halten, müſſen ſich unentbehrlich werden; ein wechſelſeitiges Wohlwollen muß nothwendig daraus entſpringen.

138.

Die Leidenſchaften ſind Mängel oder Tugenden, nur geſteigerte.

139.

Unſre Leidenſchaften ſind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, ſteigt der neue ſogleich wieder aus der Aſche hervor.

140.

Große Leidenſchaften ſind Krankheiten ohne Hoffnung. Was ſie heilen könnte, machte ſie erſt recht gefährlich.

141.

Die Leidenſchaft erhöht und mildert ſich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelſtraße vielleicht wünſchenswerther als im Vertrauen und Verſchweigen gegen die, die wir lieben.

142.

Man läßt ſich ſeine Mängel vorhalten, man läßt ſich ſtrafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man ſie ablegen ſoll.

143.

Gewiſſe Mängel ſind nothwendig zum Daſein des Einzelnen. Es würde uns unangenehm ſein, wenn alte Freunde gewiſſe Eigenheiten ablegten.

144.

Man ſagt: er ſtirbt bald, wenn einer etwas gegen ſeine Art und Weiſe thut.

145.

Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche, die den andern eher ſchmeicheln als ſie verletzen.

146.

Wir ſind nie entfernter von unſern Wünſchen, als wenn wir uns einbilden das Gewünſchte zu beſitzen.

147.

Das Jahresmährchen wiederholt ſich immer von vorn. Der Frühling iſt ſein artigſtes Capitel, Veilchen und Maiblumen ſind wie Ueberſchriften und Vignetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir ſie in dem Buche des Lebens wieder aufſchlagen. Warum nur das Jahr manchmal ſo kurz, manchmal ſo lang iſt; warum es ſo kurz ſcheint und ſo lang in der Erinnerung! Mir iſt es mit dem Vergangenen ſo, und nirgends auffallender, als im Garten, wie Vergängliches und Dauerndes in einander greift. Und doch iſt nichts ſo flüchtig, das nicht eine Spur, das nicht Seinesgleichen zurücklaſſe.

Man läßt ſich den Winter auch gefallen. Man glaubt ſich freier auszubreiten, wenn die Bäume ſo geiſterhaft, ſo durchſichtig vor uns ſtehen. Sie ſind nichts, aber ſie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüten kommen, dann wird man ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, bis die Landſchaft ſich verkörpert und der Baum ſich als eine Geſtalt uns entgegen drängt.

Alles Vollkommene in ſeiner Art muß über ſeine Art hinausgehen, es muß etwas anderes Unvergleichbares werden. In manchen Tönen iſt die Nachtigal noch Vogel; dann ſteigt ſie über ihre Klaſſe hinüber und ſcheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich ſingen heiße.

148.

Indem uns das Leben fortzieht, glauben wir aus uns ſelbſt zu handeln, unſre Thätigkeit, unſre Vergnügen zu wählen; aber freilich, wenn wir es genau anſehen, ſo ſind es nur die Plane, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genöthigt ſind.

Wer widerſteht dem Strome ſeiner Umgebungen? Die Zeit rückt fort und in ihr Geſinnungen, Meinungen, Vorurtheile und Liebhabereien. Fällt die Jugend eines Sohnes gerade in die Zeit der Umwendung, ſo kann man verſichert ſein, daß er mit ſeinem Vater nichts gemein haben wird. Wenn dieſer in einer Periode lebte, wo man Luſt hatte, ſich manches zuzueignen, dieſes Eigenthum zu ſichern, zu beſchränken, einzuengen und in der Abſonderung von der Welt, ſeinen Genuß zu befeſtigen; ſo wird jener ſodann ſich auszudehnen ſuchen, mittheilen, verbreiten und das Verſchloſſene eröffnen.

Ganze Zeiträume gleichen dieſem Vater und Sohn. Von jenen Zuſtänden, da jede kleine Stadt ihre Mauern und Gräben haben mußte, da man jeden Edelhof noch in einen Sumpf baute, und die geringſten Schlöſſer nur durch eine Zugbrücke zugänglich waren; davon können wir uns kaum einen Begriff machen. Sogar größere Städte tragen jetzt ihre Wälle ab, die Gräben ſelbſt fürſtlicher Schlöſſer, werden ausgefüllt, die Städte bilden nur große Flecken, und wenn man ſo auf Reiſen das anſieht, ſollte man glauben, der allgemeine Friede ſei befeſtigt, und das goldene Zeitalter vor der Thür. Niemand glaubt ſich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich ſieht; an Kunſt, an Zwang ſoll nichts erinnern, wir wollen völlig frei und unbedingt Athem ſchöpfen. Wer könnte wünſchen aus dieſem in einen andern, in den vorigen Zuſtand zurück zu kehren?

Indeß jeder Zuſtand hat ſeine Beſchwerlichkeit, der beſchränkte ſowohl, als der losgebundene. Der letztere ſetzt Ueberfluß voraus und führt zur Verſchwendung. So bald der Mangel eintritt, ſogleich iſt die Selbſtbeſchränkung wieder gegeben. Menſchen, die ihren Grund und Boden zu nutzen genöthigt ſind, führen ſchon wieder Mauern um ihre Gärten auf, damit ſie ihrer Erzeugniſſe ſicher ſeien, daraus entſteht nach und nach eine neue Anſicht der Dinge. Das Nützliche erhält wieder die Oberhand, und ſelbſt der Vielbeſitzende meint zuletzt auch das alles nutzen zu müſſen. Es iſt möglich, daß der Sohn eines Gutsbeſitzers, die ſämmtlichen Parkanlagen vernachläſſigt, und ſich wieder hinter die ernſten Mauern und unter die hohen Linden ſeines Großvaters zurückzieht.

149.

Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren ſollſt du! ſollſt entbehren!
Das iſt der ewige Geſang.
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unſer ganzes Leben lang,
Uns heiſer jede Stunde ſingt.
Nur mit Entſetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu ſehn, der mir in ſeinem Lauf,
Nicht Einen Wunſch erfüllen wird, nicht Einen!
Der ſelbſt die Ahnung jeder Luſt
Mit eigenſinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Bruſt
Mit tauſend Lebensfratzen hindert,
Auch muß ich, wenn die Nacht ſich niederſenkt,
Mich ängſtlich auf das Lager ſtrecken;
Auch da wird keine Raſt geſchenkt,
Mich werden wilde Träume ſchrecken.
Der Gott, der mir im Buſen wohnt,
Kann tief mein Innerſtes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und ſo iſt mir das Daſein eine Laſt,
Der Tod erwünſcht, das Leben mir verhaßt.

150.

Der kleine Gott der Welt, bleibt ſtets von gleichem Schlag,
Und iſt ſo wunderlich, als wie am erſten Tag,
Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hätt' Gott ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht es doch allein,
Nur thieriſcher als jedes Thier zu ſein,
Er ſcheint wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend ſpringt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen ſingt;
Und läg' er nur noch immer in dem Graſe!
Allein in jeden Quark begräbt er ſeine Naſe.

151.

Der Trödel, der mit tauſendfachem Tand,
In dieſer Mottenwelt mich dränget?
Hier ſoll ich finden, was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tauſend Büchern leſen,
Daß überall die Menſchen ſich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher geweſen?

152.

Das iſt deine Welt!
Das heißt eine Welt!

153.

Ach, wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unſerm Buſen helle,
Im Herzen, das ſich ſelber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu ſprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man ſehnt ſich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

154.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O giebt es Geiſter in der Luft,
Die zwiſchen Erd' und Himmel herrſchend weben,
So ſteiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir ſollt' er, um die köſtlichſten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel ſein.

155.

Ach! zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.
Doch iſt es Jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt;
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimath ſtrebt.

156.

Schlägſt du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entſtehn,
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden,
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag, was will und kann, geſchehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten giebt.

157.

Dem Herrlichſten, was auch der Geiſt empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff ſich an;
Wenn wir zum Guten dieſer Welt gelangen,
Dann heißt das Beſſ're Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erſtarren in dem irdiſchen Gewühle.

158.

Von allen Geiſtern, die verneinen,
Iſt uns der Schalk am wenigſten zur Laſt,
Des Menſchen Thätigkeit kann allzuleicht erſchlaffen,
Er liebt ſich bald die unbedingte Ruh;
Darum giebt Gott ihm den Geſellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, ſchaffen.
Doch Ihr, die ächten Götterſöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaſſ' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt,
Befeſtiget mit dauernden Gedanken.

159.

In Lebensfluthen, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,

Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben,
So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl' der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

160.

Wir ſind gewohnt, daß die Menſchen verhöhnen,
Was ſie nicht verſtehn,
Daß ſie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beſchwerlich iſt, murren.

161.

Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

162.

Ach! unſre Thaten ſelbſt, so gut als unſre Leiden,
Sie hemmen unſres Lebens Gang.

163.

Es irrt der Menſch, ſo lang' er ſtrebt.

164.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird ſelbſt ein weiſer Mann gewogen.

165.

Alles was entſteht
Iſt werth, daß es zu Grunde geht;
Drum beſſer wär's, daß nichts entſtünde.

166.

Frei athmen macht das Leben nicht allein,
Und nenn' ich das
Ein fröhlich ſelbſtbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, ſelbſtvergeſſend,
Die Trauerſchaar der Abgeſchiednen feiert?
Ein unnütz Leben iſt ein früher Tod.

167.

Wenn das Geſchick dem Menſchen frohe That beſcheret,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet
Daß er ſein Reich vermehrt, die Grenzen ſichert,
Und alte Feinde fallen oder fliehn!
Dann mag er danken! Denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erſte, letzte Luſt gegönnt.

168.

Der Menſchlichkeit und Wahrheit Stimme, hört ein Jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Buſen rein
Und ungehindert fließt. —

169.

Betrüglich ſchloß die Furcht mit der Gefahr
Ein enges Bündniß; beide ſind Geſellen.

170.

Wir faſſen ein Geſetz begierig an
Das unſrer Leidenſchaft zur Waffe dient.

171.

So lang' es Zeit iſt, ſchont man weder Mühe
Noch eines guten Wortes Wiederholung.

172.

Man ſpricht vergebens viel, um zu verſagen;
Der Andre hört von Allem nur das Nein.

173.

Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es
An einem Worte der Entſchuld'gung nie.

174.

Durch ſtille Thäler fortzuwandern, mehr
Und mehr verwöhnt ſich das Gemüth, und ſtrebt,
Die goldne Zeit, die ihm von Außen mangelt,
In ſeinem Innern wieder herzuſtellen,
So wenig der Verſuch gelingen will.

175.

Die Menſchen fürchtet nur wer ſie nicht kennt,
Und wer ſie meidet, wird ſie bald verkennen.

176.

Wie wenig iſt man!
Und was man iſt, das blieb man Andern ſchuldig.

177.

Wir Menſchen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtſinn die Natur verliehn,
Mit unſchätzbaren Gütern lehret uns
Verſchwenderiſch die Noth gelaſſen ſpielen:

Wir öffnen willig unſre Hände, daß
Unwiederbringlich uns ein Gut entſchlüpfe.
Mit dieſem Kuß vereint ſich eine Thräne,
Und weiht dich der Vergänglichkeit! Es iſt
Erlaubt, das holde Zeichen unſrer Schwäche,
Wer weinte nicht, wenn das Unſterbliche
Vor der Zerſtörung ſelbſt nicht ſicher iſt?

178.

Wohl iſt ſie ſchön die Welt! In ihrer Weite
Bewegt ſich ſo viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns ſich zu entfernen ſcheint,
Und unſre bange Sehnſucht durch das Leben,
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien,
So ſelten, daß ſie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt ſich los, was erſt ſich uns ergab,
Wir laſſen los, was wir begierig faßten.
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wohl, und wiſſen's nicht zu ſchätzen.

179.

Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie ſie ſo leicht

Uns hülflos, einſam läßt, und ihren Weg,
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

180.

Die Dichter ſagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er ſelbſt geſchlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menſchen Zunge dieſe Kraft.

181.

Wenn ganz was Unerwartes begegnet,
Wenn unſer Blick was Ungeheures ſieht,
Steht unſer Geiſt auf eine Weile ſtill,
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

182.

Was härter treffe, Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht unterſuchen; jene dringt
Ins tiefe Mark, und dieſer ritzt die Haut.
Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt; die Meinung Andrer
Befriedigt leicht das wohl geführte Schwert —
Doch ein gedrängtes Herz erholt ſich ſchwer.

183.

183.

Es glaubt der Menſch ſein Leben zu leiten, ſich ſelbſt zu führen; und ſein Innerſtes wird doch unwiderſtehlich nach ſeinem Schickſale gezogen.

184.

Der Schelm ſitzt überall im Vortheil. Auf dem Armenſünder-Stühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterſtuhl macht er den Inquiſiten mit Luſt zum Verbrecher. Ich habe ſo ein Protocoll abzuſchreiben gehabt, wo der Commiſſarius ſchwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Denn wo nichts heraus zu verhören iſt, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbeſonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erſt recht ſachte weg, und der Gefangene iſt ſtolz auf ſeine Unſchuld, wie ſie's heißen, und ſagt Alles geradezu, was ein Verſtändiger verbärge. Dann macht der Inquiſitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf, wo irgend ein Widerſprüchelchen erſcheinen will; da knüpft er ſeinen Strick an, und läßt ſich der dumme Teufel betreten, daß er da etwas zu viel, dort etwas zu wenig geſagt, oder wohl gar aus Gott weiß was für einer Grille, einen Umſtand verſchwiegen hat, auch wohl irgend an einem Ende ſich hat ſchrecken laſſen; dann ſind wir auf den rechten Weg! Und mit mehr Sorgfalt ſuchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als ſo ein Schelmenfabrikant aus kleinen, ſchiefen, verſchobenen, verrückten, verdrückten, geſchloſſenen, bekannten, geläugneten Anzeigen und Umſtänden ſich endlich einen ſtrohlumpenen Vogelſcheu zuſammenkünſtelt, um wenigſtens ſeinen Inquiſiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er ſich noch kann hängen ſehn.

185.

Es iſt wunderbar, auch ein Menſch der ſich über Vieles hinausſetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. —

186.

Wir ſind nicht klein, wenn Umſtände uns zu ſchaffen machen; nur wenn ſie uns überwältigen.

187.

Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre ſchlimm, wenn Alles im Gleiſe ginge. Man hätte nichts ſich zu verwundern, nichts die Köpfe zuſammen zu ſtoßen, nichts in Geſellſchaft zu verſchneiden.

188.

Auch die beſten Freuden der Welt ſind nicht ganz rein; die höchſte Wonne wird auch durch unſere Leidenſchaften, durch das Schickſal unterbrochen.

189.

Es iſt kein Menſch ſo klug, daß er nicht eben toll bei der gemeinſten Sache werden könnte.

190.

Mancher Menſch iſt der Eymer, den das Schickſal in den Brunnen wirft, um andre heraus zu ziehen.

191.

Jede Natur, die ſich aus einem geſunkenen Zuſtande erheben will, muß oft wieder nachlaſſen, um ſich von der neuen, ungewohnten Anſtrengung zu erholen. Ich fürchte mich vor niemand mehr, als vor einem Thoren, der einen Anlauf nimmt, klug zu werden.

192.

Es iſt erſtaunlich, wenn unſere Einbildungskraft einmal auf etwas heftig geſpannt iſt, was man ſtufenweiſe zu thun fähig wird.

193.

Die meiſten Menſchen kommen mir
Wie große Kinder vor,
Die auf den Markt mit wenig Pfennigen
Begierig eilen.
So lang' die Taſche noch
Das bischen Geld verwahrt,
Ach! da iſt Alles ihre,
Zuckerwerk und andre Näſchereien,
Die bunten Bilder und das Steckenpferdchen;
Die Trommel und die Geige!
Herz, was begehrſt du? —
Und das Herz iſt unerſättlich!
Es ſperrt die Augen ganz gewaltig auf,
Doch iſt für eine dieſer Siebenſachen,
Die Baarſchaft erſt vertändelt,
Dann Adieu ihr ſchönen Wünſche,
Ihr Hoffnungen, Begierden!
Lebt wohl!
In einen armen Pfefferkuchen
Seid ihr gekrochen;
Kind, geh nach Hauſe!

194.

Die Gegenwart des Elenden iſt dem Glücklichen zur Laſt, und ach! der Glückliche dem Elenden noch mehr.

195.

Das Wort verwundet leichter, als es heilt.
Und ewig wiederholend ſtrebt vergebens
Verlornes Glück der Kummer herzuſtellen.

196.

Die Trauer wird durch Trauren nicht herber.
Durch Trauren wird die Trauer zum Genuß.

197.

Wie ſchaal und abgeſchmackt iſt doch das Leben,
Wenn alles Regen, alles Treiben nur
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt
Und kein geliebter Zweck uns endlich lohnt!

198.

Möglich ſcheint
Faſt Alles unſern Wünſchen; unſrer That
Setzt ſich, von innen, wie von außen, viel,
Was ſie durchaus unmöglich macht, entgegen.

199.

In abgeſchloſſ'nen Kreiſen lenken wir,
Geſetzlich ſtreng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben ſich in ungemeſſ'nen Räumen,

Gewaltig ſeltſam, hin und her bewegt,
Belebt und tödtet, ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach anderm Maaß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthſelhaft.

200.

O Gott, wie ſchränkt ſich Welt und Himmel ein,
Wenn unſer Herz in ſeinen Schranken banget.

201.

Was geſchehen ſoll,
Es wird geſchehn! In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchſte,
Was uns begegnet, kommt wer weiß woher.

202.

Des Uebels Quelle findeſt du nicht aus,
Und aufgefunden, fließt ſie ewig fort.

203.

Die Wahl iſt ſchwerer, als das Uebel ſelbſt,
Die zwiſchen zweien Uebeln ſchwankend bebt.

204.

Der Glückliche nur fühlt ſich Werth und Kraft.

205.

Die rohe Menge
Starrt und ſtaunt, und zaudert, läßt geſchehn;
Und regt ſie ſich: ſo endet ohne Glück,
Was, ohne Plan, zufällig ſie begonnen.

206.

Das iſt des Menſchen wunderbar Geſchick,
Daß, bei dem größten Uebel, noch die Furcht
Vor fernerem Verluſt ihm übrig bleibt.
Sind wir ſo reich, ihr Götter! daß ihr uns
Mit Einem Schlag nicht Alles rauben könnt?

207.

Selbſt für das ſchwerſte, edelſte Bemühn
Wird ſo viel Freude nicht dem Menſchen, als Natur
Mit einem einzigen Geſchenke leicht gewährt.

208.

Der Wille lockt die Thaten nicht herbei;
Der Muth ſtellt ſich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel iſt, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.
Doch giebt es leichte Kränze, Kränze giebt es
Von ſehr verſchiedner Art; ſie laſſen ſich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

209.

Fürchterlich
Iſt einer, der nichts zu verlieren hat!

210.

Willkommen ſcheint ein unwillkommner Bote,
So lang' er ſchweigt und noch der Hoffnung Raum,
Der Täuſchung Raum in unſerm Herzen giebt.
Der ausgeſprochne Jammer iſt verhaßt.

211.

Gar manchen Schatz bewahrt von Jugend auf
Ein edles, gutes Herz, und bildet ihn
Nur immer ſchöner, liebenswürd'ger, aus,
Zur holden Gottheit des geheimen Tempels;
Doch, wenn das Mächtige, das uns regiert,
Ein großes Opfer heiſcht, wir bringen's doch,
Mit blutendem Gefühl, der Noth zuletzt.
Zwei Welten ſind es, die
Gewaltſam ſich bekämpfend, uns bedrängen.

212.

Der Schein, was iſt er, dem das Weſen fehlt?
Das Weſen wär' es, wenn es nicht erſchiene?

213.

Das Leben iſt des Lebens Pfand, es ruht
Nur auf ſich ſelbſt, und muß ſich ſelbſt verbürgen.

214.

Den Tag,
Den uns die Götter einmal nur im Leben
Gewähren können, feire Jeder hoch.
Wie ſelten öffnet ſich der Menſchen Herz zuſammen!
Ein Jeder iſt für ſich beſorgt. Unſinn und Wuth
Durchflammt ein Volk weit eh'r als Lieb' und Freude.

215.

Raſtlos ſtreicht die Rache hin und wieder,
Sie zerſtreuet ihr Gefolge
An die Enden der bewohnten Erde
Ueber der Verbrecher ſchweres Haupt.
Auch in Wüſten* treibt ſie ſich, zu ſuchen,
Ob nicht da und dort in letzten Höhlen
Ein Verruchter ſich verberge,
Schweift ſie hin und her und ſchwebt vorüber,
Eh' ſie trifft.
Leiſe ſinken Schauer von ihr nieder,
Und der Böſe wechſelt ängſtlich
Aus Paläſten in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freien Himmel,

Wie ein Kranker bang' ſein Lager wechſelt.
Süßer Morgenlüfte Kinderſtammeln
In den Zweigen ſcheint ihm drohend;
Oft in ſchweren Wolken
Senkt ſie nahe ſich auf's Haupt ihm, ſchlägt nicht,
Wendet ihren Rücken
Oft dem wohlbewußten, ſchüchternen Verbrecher.
Ungewiß im Fluge kehrt ſie wieder
Und begegnet ſeinen ſtarren Blicken,
Vor dem Herrſchen ihres großen Auges
Ziehet ſich, von böſem Krampfe zuckend,
In der Bruſt das feige Herz zuſammen,
Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Buſen, dort zu Eis gerinnend.

216.

Man kann von den Menſchen nichts verlangen, ohne ſie zum Beſten zu haben und ihrem Eigenſinne zu ſchmeicheln; man macht ſich unverſöhnliche Feinde, wenn man die Albernen aufklären, die Nachtwandler aufwecken und die Verirrten zurecht weiſen will. Alle vorzügliche Menſchen waren und ſind nur Marktſchreier; klug genug ihr Anſehn und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menſchheit zu gründen.

217.

Jeder mag lieber befehlen, als dienen, lieber ſich tragen laſſen, als tragen. Jeder fordert reichlich Achtung und Ehre, und giebt ſie ſo ſpärlich als möglich zurück. Alle Menſchen ſind Egoiſten; nur ein Schüler, nur ein Thor kann ſich ändern wollen. Nur wer ſich ſelbſt nicht kennt, wird läugnen: daß es in ſeinem Herzen eben ſo beſtellt ſei.

218.

Vernünftige Leute können ſich unter einander am wenigſten vertragen.

219.

Die Sterblichen ſind gleich! Nicht die Geburt,
Die Tugend nur macht allen Unterſchied.
Doch Geiſter giebt's, begünſtiget vom Himmel,
Die durch ſich ſelbſt ſind, Alles ſind und nichts
Dem Ahnherrn ſchuldig, nichts der Welt. — —

220.

Verflucht! zur rechten Zeit fällt einem nie was ein,
Und was man Gutes denkt, kommt meiſt erſt hinterdrein.

221.

Es beſſert auch nicht Elend, Reu' noch Zeit;
Einmal ein Luppenhund, er bleibt's in Ewigkeit.

222.

Das einzige, was ich nicht vertragen kann, iſt die Langeweile.

223.

Wenn das Gefühl ſich herzlich oft in Dämm'rung freut,
So gnüget heitre Sonnenklarheit nur dem Geiſt.

224.

So iſt die Eitelkeit der Welt!
Iſt keines Reich ſo feſt geſtellt,
Iſt keine Erdenmacht ſo groß,
Fühlt Alles doch ſein Endeloos.
Drum treibts ein Jeder, wie er kann;
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!
Der Hoh' ſtolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein Jeder wohl gemacht.

225.

Die allerhöchſte Freude
Gewähren jene Güter die uns Allen
Gemein ſind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauſchen können, die uns Niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, und dies Recht
Mit ſtiller Macht und Allgewalt bewahrt.

226.

Götter, wie ſoll ich euch danken! Ihr habt mir
Alles gegeben,
Was der Menſch ſich erfleht; nur in der Regel faſt
nichts.

227.

Neues freut mich nicht, und ausgeſtattet
Iſt genugſam dies Geſchlecht zur Erde.
Freilich fröhnt es nur dem heut'gen Tage,
Geſtrigen Ereignens denkt's nur ſelten;
Was es litt, genoß, ihm iſt's verloren,
Selbſt im Augenblicke greift es roh zu;
Faſſe, was ihm begegnet, eignet's an ſich,
Wirft es weg, nicht ſinnend, nicht bedenkend,
Wie man's bilden möge, höhrem Nutzen.
Dieſes tadl' ich; aber Lehr' und Rede,
Selbſt ein Beiſpiel, wenig will es frommen;
Alſo ſchreiten ſie mit Kinderleichtſinn
Und mit rohem Taſten in den Tag hin.
Möchten ſie Vergang'nes mehr beherz'gen,
Gegenwärt'ges, formend, mehr ſich eignen,
Wär' es gut für alle; ſolches wünſcht' ich.

228.

Wahrlich, das kurze Leben, es wäre dem Menſchen zu gönnen,
Daß er es froh vollbrächte, vom Morgen bis an den Abend
Unter der Halle ſitzend und Speiſe die Fülle genießend,
Auch dazu den ſtärkenden Wein, den Sorgenbezwinger,
Wenn der Sänger indeß Vergangnes und Künftiges brächte.
Aber ihm ward ſo wohl nicht jenes Tages beſchieden,
Da Kronion erzürnt, dem klugen Japetiden,
Und Pandorens Gebild Hephaiſtos dem König geſchaffen ;
Damals war beſchloſſen der unvermeidliche Jammer
Allen ſterblichen Menſchen,
Denen Helios nur zu trüglichen Hoffnungen leuchtet,
Trügend ſelbſt durch himmliſchen Glanz und erquickende Strahlen.
Denn im Buſen des Menſchen iſt ſtets des unendlichen Haders
Quelle zu fließen geneigt, des ruhigſten Hauſes Verderber,
Neid und Herrſchſucht, und Wunſch des unbedingten Beſitzes,
Weit vertheileten Guts, der Herden, ſo wie des Weibes,

Die ihm göttlich ſcheinend gefährlichen Jammer ins Haus bringt.
Und wo raſtet der Menſch von Müh' und gewaltigem Streben.
Der die Meere befährt im hohlen Schiffe? die Erde,
Kräftigen Stieren folgend, mit ſchicklicher Furche durchziehet?
Ueberall ſind Gefahren ihm nah, und Tyche, der Moiren
Aelteſte, reget den Boden der Erde ſo gut als das Meer auf.
Alſo ſag' ich dir dies: der Glücklichſte denke zum Streite
Immer gerüſtet zu ſein, und Jeder gleiche dem Krieger,
Der von Helios Blick zu ſcheiden nimmer bereit iſt.

129.

Hoffnung bleibt mit dem Leben vermählt, die ſchmeichelnde Göttin,
Angenehm vor vielen, die als getreue Dämonen,
Mit den ſterblichen Menſchen die wechſelnden Tage durchwallen,
Ihr verſchließt ſich nicht der Olymp, ja ſelber des Aïs

Grauſe Wohnung eröffnet ſich ihr, und das eherne Schickſal
Lächelt, wenn ſie ſich ihm, die Holde, ſchmeichleriſch andrängt.

230.

Jegliche Rede,
Wie ſie auch weiſe ſei, der erdegeborenen Menſchen,
Löſet die Räthſel nicht der undurchdringlichſten Zukunft.

231.

Der Thränen Gabe, ſie verſöhnt den grimmſten Schmerz;
Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend ſchmilzt.

232.

Die Wünſche verhüllen uns ſelbſt das Gewünſchte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Geſtalten.

233.

Es beſchleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menſchen,
Und die Sorge, die mehr als ſelbſt das Uebel mit verhaßt iſt.

234.

234.

In der Welt geht's immer ſo zu. Dem Glücklichen ſagt man:
Bleibet lange geſund! er findet Freunde die Menge.
Aber, wem es übel geräth, der mag ſich gedulden!

235.

Aber das Geld begehren ſie nur. Und wäre die Sache
Noch ſo krumm, ich mache ſie grad' mit guter Bezahlung.
Bringſt du Geld, ſo findeſt du Gnade; ſo bald es dir mangelt,
Schließen die Thüren ſich zu.

236.

So ſind die Menſchen fürwahr, und einer iſt doch wie der andre,
Daß er zu gaffen ſich freut, wenn den Nächſten ein Unglück befället!
Läuft doch Jeder, die Flamme zu ſehn, die verderblich emporſchlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.

237.

Jedes Phänomen, ſo wie jedes Factum iſt an ſich eigentlich das Intereſſante. War es erklärt oder mit andern Begebenheiten zuſammenhängt, macht ſich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß, und hat uns zum Beſten, wie z. B. der Naturforſcher und Hiſtorienſchreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit iſt intereſſant, nicht weil ſie erklärbar oder wahrſcheinlich, ſondern weil ſie wahr iſt.

238.

Die Gelegenheit iſt eine gleichgültige Göttin, ſie begünſtigt das Gute, wie das Böſe.

239.

Wie wir manchmal in der Komödie eine Zeitlang, ohne über die abſichtlichen Poſſen zu lachen, ernſthaft zuſchauen können, dagegen aber ſogleich ein lautes Gelächter entſteht, wenn in der Tragödie etwas Unſchickliches vorkommt: ſo wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menſchen aus ihrer Faſſung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein, belachten Umſtänden begleitet ſein.

240.

Wir ſind nur herrſchſüchtig in ſo fern wir auch Menſchen ſind; denn was heißt herrſchen anders, in dem Sinn, wie es hier gebraucht wird, als auf ſeine eigne Weiſe, ungehindert thätig zu ſein, ſeines Daſeins möglichſt genießen zu können. Dies fordert jeder rohe Menſch, mit Willkühr, jeder gebildete mit wahrer Freiheit und vielleicht erſcheint bei uns Frauen dieſes Streben nur lebhafter, weil uns die Natur, das Herkommen, die Geſetze eben ſo gut zu verkürzen ſcheinen, als die Männer begünſtigt ſind. Was dieſe beſitzen, müſſen wir erwerben, und was man erringt, behauptet man hartnäckiger, als das, was man ererbt hat.

241.

Ich wünſchte, daß wir gar nicht nöthig hätten, uns etwas zu verſagen, ſondern daß wir dasjenige gar nicht kennten, was wir nicht beſitzen ſollen. Leider iſt in unſern Zuſtänden alles zuſammen gedrängt, alles iſt bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte, und wir ſollen nur immer darunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die ſchönſten Genüſſe Verzicht thun.

242.

Mit Unrecht hält man die Menſchen für Thoren, welche in raſtloſer Thätigkeit Güter auf Güter zu häuſen ſuchen; denn die Thätigkeit iſt das Glück, und für den, der die Freuden eines ununterbrochenen Beſtrebens empfinden kann, iſt der erworbene Reichthum ohne Bedeutung.

243.

O ihr Menſchen, wird die Noth, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zuſammen drängt, euch nicht duldſam gegen einander machen? Iſt es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die Eurigen unaufhaltſam losdringen? Könnt ihr ſo nicht an euch ſelbſt arbeiten, und euch mäßig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müſſen denn eure Gemüther nur ſo blind und unaufhaltſam wirken und drein ſchlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

244.

Thiere ſind nur Zerrbilder des Menſchen. Ein Reiſender erzählt von der Stadt Graitz: daß er darin ſo viele Hunde und ſo viele ſtumme, halbalberne Menſchen gefunden habe. Sollte es nicht möglich ſein, daß der habituelle Anblick von bellenden unvernünftigen Thieren auf die menſchliche Generation einigen Einfluß haben könnte?

245.

Eine Ableitung unſerer Leidenſchaften und Neigungen iſt der Umgang mit Thieren gewiß.

Und wenn die Vernunft, nach dem gemeinen deutſchen Ausdruck, manchmal ſtill ſtehen kann; ſo ſteht ſie gewiß in Gegenwart der Hunde ſtill.

246.

Dem wohldenkenden Menſchen kommt nur dann etwas ſcandalös vor, wenn er Bosheit, Uebermuth, Luſt zu ſchaden, Widerwillen zu helfen, bemerkt. Davon wendet er ſein Auge weg; findet dagegen aber kleine Fehler und Mängel luſtig, und verweilt beſonders mit ſeiner Betrachtung gern bei Geſchichten, wo er den guten Menſchen in leichtem Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ſeinen Begierden und ſeinen Vorſätzen findet; wo alberne und auf ihren Werth eingebildete Thoren beſchämt, zurecht gewieſen oder betrogen werden; wo jede Anmaßung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weiſe beſtraft wird; wo Vorſätze, Wünſche und Hoffnungen, bald geſtört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und beſtätigt werden. Da wo der Zufall mit der menſchlichen Schwäche und Unzulänglichkeit ſpielt, hat er am liebſten ſeine ſtille Betrachtung, und keiner ſeiner

Helden, deren Geſchichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu beſorgen noch Lob zu erwarten.

247.

Der Menſch iſt niemals ganz Herr von ſich ſelbſt. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm ſogar der nächſte Augenblick verborgen iſt; ſo hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vernimmt, mit unwillkührlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorſtellungen zu kämpfen, über die man kurz hinterdrein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entſcheidung höchſt beſchwerlich ſind.

248.

Falſche Namensverwandtſchaften unterhalten oft den Begriff eines falſchen Verhältniſſes, und es iſt Pflicht, jedem Irrthum und Mißverſtändniß ſo viel als möglich vorzubeugen, und gegen alles Wunderbare zu arbeiten, damit das Merkwürdige ſeinen Platz behaupte.

249.

Wenn uns im römiſchen Carneval während des Laufs dieſer Thorheiten, der rohe Pulcinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unſer Daſein zu danken haben, wenn eine Baubo auf öffentlichem Platze die Geheimniſſe der Gebährerin entweiht, wenn ſo viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feierlichkeit erinnern, ſo werden wir mitten unter dem Unſinne auf die wichtigſten Scenen unſers *Lebens* aufmerkſam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die ſchmale, lange, gedrängtvolle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuſchauer und Theilnehmer mit freiem Geſicht, oder unter der Maske, vom Balkon, oder vom Gerüſte, nur einen geringen Raum vor und neben ſich überſieht, in der Kutſche oder zu Fuße, nur Schritt für Schritt vorwärts kommt, mehr geſchoben wird als geht, mehr aufgehalten wird, als willig ſtille ſteht, nur eifriger dahin zu gelangen ſucht, wo es beſſer und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt, und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren, ernſthafter zu ſprechen, als es der Gegenſtand zu erlauben ſcheint; ſo bemerken wir: daß die lebhafteſten und höchſten Vergnügen, wie die hier vorbeifliegenden Pferde, nur einen Augenblick uns erſcheinen, uns rühren, und kaum eine Spur in der Seele zurück laſſen, daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnſinns genoſſen werden können, und daß die größte Luſt nur dann am höchſten reizt, wenn ſie ſich ganz nahe an die Gefahr drängt, und lüſtern ängſtlich-ſüße Empfindungen in ihrer Nähe *genießet*.

250.

Ein Tag weniger zu leben, oder ein Thaler mehr iſt ganz Eins. Der Hauptpunkt im Leben iſt doch nur frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachtſtuhl zu gehn. O stercus pretiosum! Das iſt das große Reſultat des Lebens in allen Ständen.

251.

Leider iſt das Vergangene, ſelbſt das kaum Vergangene, für den Menſchen ſelten belehrend, ohne daß man ihn deßhalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrthümer unſrer Vorfahren einſehen lernen; ſo hat die Zeit ſchon wieder neue Irrthümer erzeugt, die uns unbemerkt umſtricken, und wovon die Darſtellung dem künftigen Geſchichtſchreiber, ebenfalls ohne Vortheil für ſeine Generation überlaſſen bleibt.

252.

Das Beiſpiel des Fürſten wirkt mächtig um ſich her, und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreiſe des Privatmanns irgend zu leiſten ſind, vorzüglich alſo zu ſittlichen. Daher bleibt auch die

Religion des Fürſten, in gewiſſem Sinne immer die herrſchende eines Staates.

253.

Man wirft den Engländern vor, daß ſie ihren Theekeſſel überall mitführen, und ſogar bis auf den Aetna hinauf ſchleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Theekeſſel, worin ſie, ſelbſt auf Reiſen, ihre von Hauſe mitgebrachten, getrockneten Kräuterbündel aufbraut? Es kann nichts ſchrecklicher ſein, als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem Orte kann ſich der Reiſende eher ſelbſt ſuchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer ſich aber nicht nach Rom bequemt, iſt dem wahrhaft Römiſch-Geſinnten ein Greuel.

254.

Wir können nach unſrer Ueberzeugung, nach genugſam abgewogenen Gründen, endlich einen Entſchluß faſſen, der mit unſerm Wollen, Wünſchen und Bedürfen völlig harmoniſch iſt, ja zur Erhaltung und Förderung unſrer Exiſtenz unausweichlich ſcheint, ſo daß wir mit uns zu völliger Einigkeit gelangen. Ein ſolcher Entſchluß aber kann mit der allgemeinen Denkweiſe, mit der Ueberzeugung vieler Menſchen im Widerſpruch ſtehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach Außen zu, und da Brüche finden, wo wir nach Innen eine ganze Zahl zu ſehen glaubten. So bleibt jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel beſpritzt, von der es unmöglich ſcheint, ihn zu reinigen. Wir ſehen daraus, daß die Menſchen den beharrenden Willen über Alles zu ſchätzen wiſſen, und um ſo mehr ſchätzen, als ſie ſämmtlich in Partheyen getheilt, ihre eigne Sicherheit und Dauer beſtändig im Auge haben. Hier iſt weder von Gefühl noch von Ueberzeugung die Rede. Ausdauern ſoll man, da, wo uns mehr das Geſchick als die Wahl hingeſtellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürſten, einem Freunde, einem Weibe, feſthalten, Alles darauf beziehen, deshalb Alles wirken, entbehren, dulden und opfern, das wird geſchätzt. Abfall dagegen bleibt verhaßt; Wankelmuth wird lächerlich.

255.

Briefe gehören unter die wichtigſten Denkmäler die der einzelne Menſch hinterlaſſen kann. Lebhafte Perſonen ſtellen ſich ſchon bei ihren Selbſtgeſprächen manchmal einen abweſenden Freund als gegenwärtig vor, dem ſie ihre innerſten Geſinnungen mittheilen, und ſo iſt auch der Brief eine Art von Selbſtgeſpräch.

Denn oft wird ein Freund, an den man ſchreibt, mehr der Anlaß, als der Gegenſtand des Briefes. Was uns freuet oder ſchmerzt, drückt oder beſchäftigt, löſt ſich vom Herzen los und als dauernde Spuren eines Daſeins, eines Zuſtandes, ſind ſolche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorſchwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam.

256.

Das letzte Produkt der ſich immer ſteigernden Natur iſt der ſchöne Menſch. Zwar kann ſie ihn nur ſelten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerſtreben, und ſelbſt ihrer Allmacht iſt es unmöglich lange im Vollkommnen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen, kann man ſagen, es ſei nur ein Augenblick, in welchem der ſchöne Menſch, ſchön ſei. Dagegen tritt nun die Kunſt ein.

257.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menſchen die köſtliche Mitgift nicht verſagt, ich meine, jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an, die äußere Welt mit Luſt zu ergreifen, ſie kennen zu lernen, ſich mit ihr in Verhältniß zu ſetzen, mit ihr verbunden, ein Ganzes zu bilden; ſo haben vorzügliche Geiſter öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, ſich in ſich ſelbſt zurück zu ziehen, in ſich ſelbſt eine eigene Welt zu erſchaffen und auf dieſe Weiſe das Vortrefflichſte nach Innen bezüglich, zu leiſten. Findet ſich hingegen in beſonders begabten Menſchen jenes gemeinſame Bedürfniß, eifrig, zu allem, was die Natur in ſie gelegt hat, auch in der äußern Welt, die antwortenden Gegenbilder zu ſuchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewiſſen zu ſteigern; ſo kann man verſichert ſein, daß auch ſo ein für Welt und Nachwelt höchſt erfreuliches Daſein ſich ausbilden werde.

Der Menſch vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete, leiſtet er nur, wenn ſich die ſämmtlichen Eigenſchaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, beſonders der Griechen in ihrer beſten Zeit. Auf die beiden Erſtern ſind wir Neuern vom Schickſal angewieſen.

Wenn die geſunde Natur des Menſchen als ein Ganzes wirkt, wenn er ſich in der Welt als einem großen ſchönen würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmoniſche Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt; dann würde das Weltall, wenn es empfinden könnte, als an ſein

Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Weſens bewundern. Denn wozu dient aller Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchſtraßen, von Cometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn ſich nicht zuletzt ein glücklicher Menſch unbewußt ſeines Daſeins erfreut?

Wirft ſich der Neuere faſt bei jeder Betrachtung in das Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, wieder auf einen beſchränkten Punkt zurückzukehren, ſo fühlten die Alten ohne weitern Umweg, ſogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Gränzen der ſchönen Welt. Hieher waren ſie geſetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenſchaft Gegenſtand und Nahrung. Warum ſind ihre Dichter und Geſchichtſchreiber die Bewunderung der Einſichtigen, die Verzweiflung der Nacheifernden, als weil jene handelnden Perſonen, die aufgeführt werden, an ihrem eignen Selbſt, an dem engen Kreiſe ihres Vaterlandes, des eignen und mitbürgerlichen Lebens einen ſo tiefen Antheil nehmen, mit allem Sinn, aller Neigung und Kraft auf die Gegenwart wirkten, daher es einem gleichgeſinnten Darſteller nicht ſchwer fallen konnte, eine ſolche Gegenwart zu verewigen. Das was geſchah, hatte für ſie den einzigen Werth; für uns ſcheint nur das was gedacht oder empfunden worden, Werth zu haben.

Ihre Dichter lebten in der Einbildungskraft, ihre Geſchichtſchreiber in der politiſchen, ihre Forſcher in der natürlichen Welt. Alle hielten ſich am Nächſten, Wahren, Wirklichen feſt, und ſelbſt ihre Phantaſiebilder haben Knochen und Mark. Der Menſch und das Menſchliche wurden am Wertheſten geachtet, und alle ſeine Verhältniſſe zur Welt, mit ſo großem Sinne dargeſtellt, als angeſchaut. Noch fand ſich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerſtückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der geſunden Menſchenkraft nicht vergangen, aber nicht allein das Glück zu genießen, ſondern auch Unglück zu ertragen waren jene Naturen höchlich geſchickt, denn wie ein geſunder Körper, ſo vermag auch ein geſunder Sinn ſich gegen innern und äußern Unfall geſchwind und leicht wieder herzuſtellen.

258.

Dieſe Schilderung des alterthümlichen, auf dieſe Welt und ihre Güter angewieſenen Sinnes, führt unmittelbar zu der Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidniſchen Sinne vereinbar ſeien. Jenes Vertrauen auf ſich ſelbſt; jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derſelben gleichſam nur als Kunſtwerke, die Ergebung in ein übermächtiges Schickſal, die, in dem hohen Werthe des Nachruhms, ſelbſt wieder auf dieſe Welt angewieſene Zukunft, gehören ſo nothwendig zuſammen, machen ſolch ein unzertrennliches Ganze, bilden ſich zu einem von der Natur ſelbſt beabſichtigten Zuſtand des menſchlichen Weſens, daß wir in dem höchſten Augenblicke des Genuſſes, wie in dem tiefſten der Aufopferung, ja des Untergangs, eine unverwüſtliche Geſundheit gewahr werden. Dieſer heidniſche Sinn leuchtet aus Winkelmanns Handlungen und Schriften hervor, und ſpricht ſich beſonders in ſeinen frühern Briefen aus, wo er ſich noch im Conflict mit neuern Religions-Geſinnungen abarbeitet. Dieſe ſeine Denkweiſe, dieſe Entfernung von aller chriſtlichen Sinnesart, ja ſeinen Widerwillen dagegen, muß man im Auge haben, wenn man ſeine ſogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Partheien, in welche ſich die chriſtliche Religion theilt, waren ihm, der ein gründlich geborner Heide war, völlig gleichgültig, indem er, ſeiner Natur nach, niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche ſich ihr ſubordiniren.

259.

Das Leben iſt ein Gänſeſpiel:
Je mehr man vorwärts gehet,
Je früher kommt man an das Ziel
Wo Niemand gerne ſtehet.

260.

Dümmer iſt nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme ſagen den Weiſen,
Daß ſie ſich in großen Tagen
Sollten beſcheidentlich erweiſen.

261.

Ueberall will Jeder oben auf ſein,
Wie's eben in der Welt ſo geht;
Jeder ſollte freilich grob ſein,
Aber nur in dem was er verſteht.

262.

Der Handelnde iſt immer gewiſſenlos, es hat Niemand Gewiſſen, als der Betrachtende.

263.

Ein Theil der Menſchen läßt ſich in dem Weltgewebe als Zettel, der andre als Einſchlag betrachten.

trachten. Jene geben eigentlich die Breite des Gewebes an, dieſe deſſen Halt, Feſtigkeit, vielleicht auch mit Zuthat irgend eines Gebildes. Die Scheere der Parze hingegen beſtimmt die Länge, dem ſich dann das Uebrige alles zuſammen unterwerfen muß.

264.

Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit **Anſtand** vor ihnen umkommen ſolle, wie der römiſche Pöbel zu fordern pflegte?

265.

Der **Haß** iſt ein actives Mißvergnügen, der **Neid** ein paſſives; deshalb darf man ſich nicht wundern, wenn der Neid ſo ſchnell in Haß übergeht.

266.

Die **Klugen** haben mit einander Viel gemein.

267.

Das eigentlich Unverſtändige ſonſt verſtändiger Menſchen iſt, daß ſie nicht zurecht zu legen wiſſen, was ein Andrer ſagt, aber nicht gerade trifft, wie er's hätte ſagen ſollen.

268.

Man darf nur alt werden, um milder zu ſein. Ich ſehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

269.

Das Wahre iſt eine Fackel, aber eine ungeheure; deshalb ſuchen wir alle nur blinzend ſo daran vorbei zu kommen, in Furcht ſogar uns zu verbrennen.

270.

Der Menſch wäre nicht der Vornehmſte auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für ſie wäre.

271.

Zeig' ich die Fehler des Geſchlechts;
So heißt es: thue ſelbſt, was rechts.

272.

„Du haſt an ſchönen Tagen
Dich manchmal abgequält!“
Ich habe mich nie verrechnet,
Aber oft verzählt.

273.

„Sag nur, warum du in manchem Falle
So ganz untröſtlich biſt?“
Die Menſchen bemühen ſich alle
Unzuthun, was gethan iſt.

274.

Es iſt weit eher möglich, ſich in den Zuſtand eines Gehirns zu verſetzen, das im entſchiedenſten Irrthum befangen iſt, als eines das Halbwahrheiten ſich vorſpiegelt.

275.

„So ſtill und ſo ſinnig!
Es fehlt dir was, geſteh' es frei.“
Zufrieden bin ich,
Aber mir iſt nicht wohl dabei!

276.

Es hat mit manchen Dingen eine Beſchaffenheit, wie mit dem Meer, dem man unterſchiedentliche Namen giebt, und es iſt doch endlich alles geſalzen Waſſer.

277.

Was man nicht verſteht, beſitzt man nicht.

278.

Vor dem Gewitter erhebt ſich zum letztenmale der Staub gewaltſam, der nun bald für lange getilgt ſein ſoll.

279.

Nicht überall, wo Waſſer iſt, ſind Fröſche, aber, wo man Fröſche hört, iſt Waſſer.

280.

Der Müller denkt, es wachſe kein Waizen, als damit ſeine Mühle gehe.

281.

Der Schmutz iſt glänzend, wenn die Sonne ſcheinen mag.

282.

Es giebt problematiſche Naturen, die keiner Lage gewachſen ſind, in der ſie ſich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entſteht der ungeheure Widerſtreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.

283.

Die Menſchen verdrießt's, daß das Wahre ſo einfach iſt; ſie ſollten bedenken, daß ſie noch Mühe genug haben, es praktiſch zu ihrem Nutzen anzuwenden.

284.

Wenn einer auch ſich überſchätzt,
Die Sterne kann er nicht erreichen,
Zu tief wird er herabgeſetzt,
Da iſt denn alles bald im Gleichen.

285.

„Warum nur die hübſchen Leute
Mir nicht gefallen ſollen?“
Manchen hält man für fett,
Er iſt nur geſchwollen.

286.

Giebt's ein Geſpräch? wenn wir uns nicht belügen,
Mehr oder weniger verſteckt.
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das iſt die Köcherei, die mir am beſten ſchmeckt.

287.

Wie auch die Welt ſich ſtellen mag,
Der Tag immer belügt den Tag.

288.

Manche Menſchen peitſchen den *Quark*, ob nicht etwa *Creme* daraus werden wolle.

289.

Es iſt traurig anzuſehen, wie ein außerordentlicher Menſch, ſich gar oft mit ſich ſelbſt, ſeinen Umſtänden, ſeiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Ein trauriges Beiſpiel iſt *Bürger*.

290.

Jedermann hat ſeine Eigenheiten, und kann ſie nicht los werden; und doch geht mancher an ſeinen Eigenheiten, oft an den unſchuldigſten, zu Grunde.

291.

Ein luſtiger Gefährte iſt ein Rollwagen auf der Wanderſchaft.

292.

Man ſagt: eitles Eigenlob ſtinket; das mag ſein, was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Naſe.

293.

Unſere Meiſter nennen wir billig die, von denen wir immer lernen. Nicht ein Jeder aber, von dem wir lernen, verdient dieſen Titel.

294.

Es iſt eine Forderung der Natur, daß der Menſch mitunter betäubt werde, ohne zu ſchlafen, daher der Genuß im Tabackrauchen, Branntweintrinken, Opiaten.

295.

Der iſt der glücklichſte Menſch, der das Ende ſeines Lebens mit dem Anfang in Verbindung ſetzen kann.

296.

Es iſt ſchwer, gegen den Augenblick gerecht ſein; der gleichgültige macht uns lange Weile, am guten hat man zu tragen und am böſen zu ſchleppen.

297.

Ein Zuſtand, der alle Tage neuen Verdruß zuzieht, iſt nicht der rechte.

298.

Ein unzulängliches Wahre wirkt eine zeitlang fort, ſtatt völliger Aufklärung aber tritt auf einmal ein blendendes Falſche herein, das genügt der Welt und ſo ſind Jahrhunderte bethört.

299.

Die Vorſicht iſt einfach, die Hinterdreinſicht vielfach.

300.

So eigenſinnig widerſprechend iſt der Menſch: zu ſeinem Vortheil will er keine Nöthigung, zu ſeinem Schaden leidet er jeden Zwang.

301.

Die Weisheit iſt nur in der Wahrheit.

302.

Wenn ich irre, kann es Jeder bemerken, wenn ich lüge nicht.

303.

Nicht jeder, dem man Prägnantes überliefert, wird productiv; es fällt ihm wohl etwas ganz Bekanntes dabei ein.

304.

Das kleinſte Haar wirft ſeinen Schatten.

305.

Ausgezeichnete Perſonen ſind in einer Hinſicht übler dran, als andre, da man nehmlich ſich mit ihnen nicht vergleicht, ſo paßt man ihnen auf.

306.

Jeder hat etwas in ſeiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausſpräche, Mißfallen erregen müßte.

307.

Wenn der Menſch über ſein Phyſiſches oder Moraliſches nachdenkt, findet er ſich gewöhnlich krank.

208.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum, und glaubt er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

309.

Ueber Berg und Thal,
Irrthum über Irrthum allzumal,

Kommen wir wieder in's Freie,
Doch, da iſt's gar zu weit und breit,
Nun ſuchen wir in kurzer Zeit,
Irrgang und Berg auf's neue.

310.

Wenn der Menſch alles leiſten ſoll, was man von ihm fordert, ſo muß er ſich für mehr halten, als er iſt.

311.

Das Leben, ſo gemein es ausſieht, ſo leicht es ſich mit dem Gewöhnlichen, Alltäglichen zu befriedigen ſcheint, hegt und pflegt doch immer gewiſſe höhere Forderungen im Stillen fort, und ſieht ſich nach Mitteln um, ſie zu befriedigen.

312.

Die Menſchen kennen einander nicht leicht, ſelbſt mit dem beſten Willen und Vorſatz, nun tritt noch der böſe Wille hinzu, der alles entſtellt.

313.

Was ich in meinem Leben durch falſche Tendenzen verſucht habe, zu thun, hab' ich denn doch zuletzt gelernt begreifen.

314.

„Warum doch verliert
Gleich alles Werth und Gewicht?"
Das Thun intereſſirt,
Das Gethane nicht.

315.

Wie wollten die Fiſcher ſich nähren und retten,
Wenn die Fröſche ſämmtlich Zähne hätten.

316.

Die Weiſen und die Leute.

Epimenides.

Kommt Brüder! ſammlet euch im Hayn,
Schon drängt das Volk, es ſtrömt herein,
Von Nord, Süd, Weſt und Oſten,
Sie möchten gern belehret ſein,
Doch ſoll's nicht Mühe koſten.
Ich bitt' euch, haltet euch bereit,
Ihm derb den Text zu leſen.

Die Leute.

Ihr Grillenfänger ſoll't uns heut
Zu Rede ſtehn, mit Deutlichkeit,
Und nicht mit dunklem Weſen.
Sagt! — Iſt die Welt von Ewigkeit?

Anaxagoras.

Ich glaub' es: denn zu jeder Zeit
Wo ſie noch nicht geweſen
Das wäre Schade geweſen.

Die Leute.

Doch, ob der Untergang ihr dräut?

Anaximenes.

Vermuthlich! doch mir iſt's nicht leid;
Denn bleibt nur Gott in Ewigkeit,
Wird's nie an Welten fehlen.

Die Leute.

Allein, was iſt Unendlichkeit?

Parmenides.

Wie kannſt du ſo dich quälen!
Geh' in dich ſelbſt! Entbehrſt du drin
Unendlichkeit in Geiſt und Sinn,
So iſt dir nicht zu helfen.

Die Leute.

Wo denken, und wie denken wir?

Diogenes.

So hört doch auf zu belfen! —
Der Denker denkt vom Huth zum Schuh,
Und ihm geräth, in Blitzes=Nu,
Das Was, das Wie, das Beſte.

Die Leute.

Hauſ't wirklich eine Seel' in mir?

Mimnermus.

Das frage deine Gäſte. —
Denn, ſiehſt du, ich geſtehe dir:
Das artige Weſen, das, entzückt,
Sich ſelbſt und andere gern beglückt,
Das möcht' ich Seele nennen.

Die Leute.

Liegt auch bei Nacht der Schlaf auf ihr?

Periander.

Kann ſich von dir nicht trennen,
Es kommt auf dich, du Körper an!
Haſt du dir leiblich wohl gethan,
Wird ſie erquicklich ruhen.

Die Leute.

Was iſt der ſogenannte Geiſt?

Cleobulus.

Was man ſo Geiſt gewöhnlich heißt,
Antwortet, aber fragt nicht.

Die Leute.

Erkläre mir was *glücklich* heißt?

Crates.

Das nackte Kind das zag't nicht;
Mit ſeinem Pfennig ſpringt es fort,
Und kennt recht gut den Semmelort,
Ich meine des Beckers Laden.

Die Leute.

Sprich, wer *Unſterblichkeit* beweiſt?

Ariſtipp.

Den rechten Lebensfaden
Spinnt einer, der lebt und leben läßt,
Er drille zu, er zwirne feſt,
Der liebe Gott wird weiſen.

Die Leute.

Iſt's beſſer *thörig* oder klug?

Demokrit.

Das läßt ſich auch begreifen.
Hält ſich der Narr für klug genug,
So gönnt es ihm der Weiſe.

Die Leute.

Herrſcht *Zufall* blos und Augentrug?

Epikur.

Ich bleib' in meinem Gleiſe.
Den Zufall bändige zum Glück,
Ergötz' am Augentrug den Blick;
Haſt Nutz und Spaß von beiden.

Die Leute.

Iſt unſ're *Willensfreiheit* Lug?

Zeno.

Es kommt drauf an zu wagen,
Nur halte deinen Willen feſt,
Und gehſt du auch zu Grund' zuletzt,
So hat's nicht viel zu ſagen.

Die Leute.

Kam ich als *böſe* ſchon zur Welt?

Pelagius.

Man muß dich wohl ertragen.
Du brachteſt aus der Mutter Schoos
Fürwahr ein unerträglich Loos,
Gar ungeſchickt zu fragen.

Die Leute.

Iſt Beſſ'rungstrieb uns zugeſellt?

Plato.

Wäre Beſſ'rung nicht die Luſt der Welt,
So würdeſt du nicht fragen.
Mit dir verſuch' erſt umzugeh'n,
Und kannſt du dich nicht ſelbſt verſteh'n,
So quäl' nicht and're Leute.

Die Leute.

Doch herrſchen Eigennutz und Geld!

Epictet.

Laß ihnen doch die Beute!
Die Rechenpfennige der Welt
Mußt du ihr nicht beneiden.

Die Leute.

So ſag', was uns mit Recht gefällt,
Eh' wir auf immer ſcheiden?

Die Weiſen.
Mein erſt Geſetz iſt, in der Welt
Die Frager zu vermeiden!

317.

Es giebt viele Menſchen, denen das Leben kein Reſultat giebt, und die ſich daher im Einzelnen, vor wie nach, abmühen. Unglücklicher Weiſe haben manche dabei eine entſchiedne Luſt, ja Leidenſchaft zum Nachdenken, ohne zum Denken geſchickt zu ſein, und in ſolchen Menſchen ſetzt ſich leicht ein gewiſſer Begriff feſt, den man als eine Gemüthskrankheit anſehen kann.

318.

Es iſt eine verzeihliche Grille bedeutender Menſchen, gelegentlich einmal äußere Vorzüge in's Verborgene zu ſtellen, um den eignen innern menſchlichen Gehalt deſto reiner wirken zu laſſen; deswegen hat das Incognito der Fürſten und die daraus entſpringenden Abenteuer immer etwas höchſt Angenehmes: es erſcheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Perſönlichkeit erweiſt, doppelt hoch anrechnen dürfen, und im Fall ſind, das Unerfreuliche entweder leicht zu nehmen, oder ihm ausweichen zu können. Daß Jupiter bei Philemon und Baucis, Heinrich der

Vierte, nach einer Jagdpartie, unter ſeinen Bauern ſich in ihrem Incognito wohlgefallen, iſt ganz der Natur gemäß.

319.

Selbſtſüchtige Menſchen ſind wohl zugleich auch gut: es kommt nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umſchließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöſt werde.

320.

Wie froh ſind die Menſchen, wenn ſie einen Widerſacher, ja nur einen Hüter los ſind, und die Herde bedenkt nicht, daß da, wo der Rüde fehlt, ſie den Wolfen ausgeſetzt iſt.

321.

Niemanden kann ſeine eigne Geſtalt zuwider ſein, der Häßlichſte, wie der Schönſte, hat das Recht, ſich ſeiner Gegenwart zu freuen; und da das Wohlwollen verſchönt, und ſich Jedermann mit Wohlwollen im Spiegel beſieht, ſo kann man behaupten, daß Jeder ſich auch mit Wohlgefallen erblicken müſſe, ſelbſt wenn er ſich dagegen ſträuben wollte.

322.

Der Menſch mag ſich wenden wohin er will, er mag unternehmen, was es auch ſei, ſtets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat.

323.

Alles iſt gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! — Aber auch den Nachſatz: Alles verſchlimmert ſich unter den Händen der Menſchen!

324.

Die Welt iſt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreiſe ſich gleich und gleich, das uns aber ſo wunderlich vorkommt, weil wir ſelbſt mit herumgetrieben werden.

325.

Hat man ſich nicht ringsum vom Meere umgeben geſehen, ſo hat man keinen Begriff von Welt und von ſeinem Verhältniß zur Welt.

326.

Je mehr ich die Welt ſehe, deſto weniger kann ich hoffen, daß die Menſchheit je Eine weiſe, kluge, glückliche Maſſe werden könne. Vielleicht iſt unter den Millionen Welten eine, die ſich dieſes Vorzugs rühmen kann, bei der Conſtitution der unſrigen, bleibt nur ſo wenig für ſie, als für Sicilien bei der ſeinigen zu hoffen.

327.

Wer fühlt nicht einiges Behagen beim Eintreffen einer Ahnung, ſelbſt einer traurigen? Alle Vorgefühle, wenn ſie durch das Ereigniß beſtätigt werden, geben dem Menſchen einen höheren Begriff von ſich ſelbſt, es ſei nun, daß er ſich ſo zartfühlend glauben kann, um einen Bezug in der Ferne zu taſten, oder ſo ſcharfſinnig, um nothwendige, aber doch ungewiſſe Verknüpfungen gewahr zu werden.

328.

Es iſt immer ein Unglück, in neue Verhältniſſe zu treten, in denen man nicht hergekommen iſt; wir werden oft wider unſern Willen zu einer falſchen Theilnahme gelockt, uns peinigt die Halbheit ſolcher Zuſtände, und doch ſehen wir weder ein Mittel, ſie zu ergänzen, noch ihnen zu entſagen.

329.

Soll das Ungeheuere, wenn es uns als Maſſe entgegentritt, nicht erſchrecken, ſoll es nicht verwirren, wenn wir ſein Einzelnes zu erforſchen ſuchen; ſo muß es eine unnatürliche, ſcheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß ſich das Angenehme zugeſellen.

330.

So iſt's in der Welt, wer nur erſt über einen Anſtoß hinaus iſt, kommt über tauſend. Chi scampa d'un punto, scampa di mille.

331.

Unſere Narrheiten bezahlen wir gar gerne ſelbſt, zu unſern Tugenden ſollen andere das Geld hergeben.

332.

Man iſt ſchon halb gerettet, wenn man, aus traurigſter Lage im fremden Land, einen hoffnungsvollen Blick in die geſicherte Heimat zu thun, aufgeregt wird; ſo genießen wir diſſeits auf Erden, was uns jenſeits der Sphären zugeſagt iſt.

333.

Es iſt wunderſam, wie eine jede Zeit Wahrheit und Irrthum aus dem Kurzvergangenen, ja dem Längſtvergangenen, mit ſich trägt und ſchleppt; muntere Geiſter jedoch ſich auf neuer Bahn bewegen, wo ſie ſich's dann freilich gefallen laſſen, meiſt allein zu gehen, oder einen Geſellen auf eine kurze Strecke mit ſich fortzuziehen.

334.

Der ſittliche Menſch erregt Neigung und Liebe nur in ſo fern, als man Sehnſucht an ihm gewahr wird, ſie drückt Beſitz und Wunſch zugleich aus, den Beſitz eines zärtlichen Herzens, und den Wunſch ein gleiches in andern zu finden; durch jenes ziehen wir an, durch dieſes geben wir uns hin. Das Sehnſüchtige das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu ſehr gehegt, und bei fortſchreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen und er ſuchte deshalb die volle, endliche Befriedigung.

335.

Welch ein wunderliches Weſen iſt doch der Menſch, daß er dasjenige, was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Geſellſchaft genießen könnte, ſich oft unbequem und gefährlich macht, blos aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt ſich auf eine beſondere Weiſe zuzueignen.

336.

Wer hat es nicht erfahren, daß die flüchtige Leſung eines Buchs, das ihn unwiderſtehlich fortriß, auf ſein ganzes Leben den größten Einfluß hatte, und ſchon die Wirkung entſchied, zu der Wiederleſen und ernſtliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzuthun konnte. So ging es mir einſt mit Sakantala und geht es uns mit bedeutenden Menſchen nicht gleicher Weiſe?

337.

Welch ein frühwiſſendes und ſpätübendes Geſchöpf iſt doch der Menſch!

338.

Wenn jeder Menſch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten iſt, und am nützlichſten und liebenswürdigſten erſcheint, wenn er ſich als einen ſolchen giebt; ſo muß dieſes vorzüglich von Reiſeberichten und Reiſenden gültig ſein, Perſönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältniſſe, Gunſt und Ungunſt der Zufälligkeiten, alles zeigt ſich bei einem jeden anders. Kenn' ich ſeine Vorgänger, ſo werd' ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm behelfen, ſeinen Nachfolger erwarten und dieſem, wäre mir ſogar das Glück geworden, die Gegend ſelbſt zu beſuchen, gleichfalls freundlich begegnen.

339.

Freche Verwegenheit hat das Eigene, daß ſie in der Gegenwart erfreut, weil ſie in Erſtaunen ſetzt, *erzählt* aber, erſcheint ſie uns beleidigend und widerlich.

340.

Einmal kann man ſich auf ſeinem Wege den Menſchen doch nicht völlig entziehen, was ſie uns aber auch nutzen und zu genießen geben, ſie reißen uns doch zuletzt von unſern ernſtlichen Zwecken zur Seite hin, ohne daß wir die ihrigen fördern.

341.

Vielleicht hätte man vielmehr Dank und Vortheil vom Leben, wenn man ſich wechſelsweiſe gerade heraus ſpräche, was man von einander erwartet. Iſt das geleiſtet, ſo ſind beide Theile zufrieden, und das Gemüthliche, was das erſte und letzte von allem iſt, erſcheint als reine Zugabe.

342.

Der Menſch macht ſich, im Gange der alles verändernden Zeit, ſo ſchwer los von dem, was eine Sache zuerſt geweſen, wenn ihre Beſtimmung in der Folge ſich auch verändert. Die chriſtlichen Kirchen halten noch immer an der Baſilikenform, wenn gleich die Tempelgeſtalt dem Cultus vielleicht vortheilhafter wäre. Wiſſenſchaftliche Anſtalten haben noch das klöſterliche Anſehn, weil in ſolchen frommen Bezirken die Studien zuerſt Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtsſäle der Italiener ſind ſo weit und hoch, als das Vermögen einer Gemeinde zureicht, man glaubt auf dem Marktplatze unter freiem Himmel zu ſein, wo ſonſt Recht geſprochen wurde. Und bauen wir nicht noch immer die größten Theater mit allem Zubehör unter ein Dach, als wenn es die erſte Meßbude wäre, die man auf kurze Zeit von Bretern zuſammen ſchlug?

Durch den ungeheueren Zudrang der Wißbegierigen, um die Zeit der Reformation, wurden die Schüler in Bürgerhäuſer getrieben, aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unſere Waiſenhäuſer aufthaten, und den armen Kindern dieſe ſo nothwendige Welterziehung verſchafften.

344.

Das gemeine Menſchenſchickſal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß denjenigen am ſchwerſten aufliegen, deren Geiſteskräfte ſich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geſchwiſter und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Perſonen beglückt werden; ſo iſt doch immer das Final, daß der Menſch auf ſich zurück gewieſen wird, und es ſcheint, es habe ſogar die Gottheit ſich ſo zu dem Menſchen geſtellt, daß ſie deſſen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigſtens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwiedern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hülfsbedürftigſten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt hilf dir ſelber!“ und wie oft hatte ich nicht ſchmerzlich ausſeufzen müſſen: „ich trete die Kelter allein!“

Univ. Bibl.
München

345.

Man muß die Menſchen nur mit dem Centnergewicht, keineswegs mit der Goldwage wiegen, wie es, leider, ſogar oft Freunde untereinander, aus hypochondriſcher Grille und ſeltſamer Anforderung zu thun pflegen.

346.

Wenn man ſich einmal in die Welt macht, und ſich mit der Welt einläßt, ſo mag man ſich ja hüten, daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird.

347.

Es iſt tröſtlich, daß der Menſch noch immer Humor genug hat, ſich über das Unabwendbare luſtig zu machen.

348.

Herder hat den ſchönen Traumwunſch der Menſchheit: daß es dereinſt beſſer mit ihr werden ſolle, gewiß trefflich ausgeführt. Auch muß ich ſelbſt ſagen, halt' ich es für wahr, daß die Humanität endlich ſiegen wird, nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hoſpital, und einer des andern humaner Krankenwärter ſein werde.

Zweite Abtheilung.

Göthe's Ideen

über

die Frauen.

---

2. Ueber die Frauen.

1.

Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort;
Und wer raſch iſt und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort.

2.

Du verklagſt das Weib, ſie ſchwanke von Einem zum Andern
Tadle ſie nicht: ſie ſucht einen beſtändigen Mann.

3.

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß iſt es das Neue,
Deſſen Blüte ſtets gefällt;
Doch viel werther iſt die Treue,
Die, auch in der Früchte Zeit,
Noch mit Blüten uns erfreut.

4.

Ohne Wunder findet ſich, bei Wandrern,
Oft ein ſehr erklärliches Erſtaunen.
Ja, die Blonde gleichet oft der Braunen;
Eine reizet eben, wie die andern.

5.

Glauben, daß man ſchön ſei,
Dächt' ich, iſt erlaubt.

6.

Kein Mann iſt im Stande, den Werth eines Weibes zu fühlen, das ſich zu ehren weiß! Bei allen heiligen Engeln, bei allen Bildern der Seligkeit, die ſich ein reines gutmüthiges Herz erſchafft, es iſt nichts Himmliſchers, als ein weibliches Weſen, das ſich dem geliebten Manne hingiebt!

7.

Die Weiber ſind kalt, ſtolz, hoch, klar, klug, wenn ſie verdienen, Weiber zu heißen, und alle dieſe Vorzüge legen ſie den Männern zu Füßen, ſobald ſie lieben, ſobald ſie hoffen, Gegenliebe zu erwerben.

8.

8.

Wenn ich nur, ſagte Philine hinter ihrem Rücken, keine Frau mehr guter Hoffnung ſehen ſollte!
Sie hofft doch, ſagte Laertes.

9.

Ein Frauenzimmer muß ſein Wiſſen heimlicher halten, als der Calviniſt ſeinen Glauben im katholiſchen Lande.

10.

Wer die Weiber haßt, wie kann der leben?

11.

Das Geſetz verpflichtet die Wittwen zu einem Trauerjahre, und gewiß iſt eine ſolche Epoche, die den Wechſel aller irdiſchen Dinge in ſich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die ſchmerzlichen Eindrücke eines großen Verluſtes zu mildern.

12.

Niemals fehlt es Frauen an einer Thräne bei ihren Schalkheiten, niemals an einer Entſchuldigung ihres Unrechts.

13.

Frauen ſollten durchaus mannigfaltig gekleidet gehen; jede nach eigener Art und Weiſe, damit eine Jede fühlen lernte, was ihr eigentlich gut ſtehe und wohl zieme. Eine wichtigere Urſache iſt noch die: weil ſie beſtimmt ſind, ihr ganzes Leben allein zu ſtehen und allein zu handeln.

14.

Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer ſteht ſie iſolirt, immer iſt ſie allein, und will allein ſein. Ja die Eitle ſelbſt iſt in dem Falle. Jede Frau ſchließt die andre aus, ihrer Natur nach; denn von Jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geſchlechte zu leiſten obliegt. Nicht ſo verhält es ſich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde ſich einen zweiten erſchaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, ſich Ihresgleichen hervorzubringen.

15.

Verheirathete Frauen, wenn ſie ſich auch unter einander nicht lieben, ſtehen doch ſtillſchweigend miteinander, beſonders gegen junge Mädchen, im Bündniß.

16.

Frauen ſind unüberwindlich, wenn ſie verſtändig ſind, daß man nicht widerſprechen kann, liebevoll, daß man ſich gern hingiebt, gefühlvoll, daß man ihnen nicht weh' thun mag, und ahnungsvoll, daß man erſchrickt.

17.

Ein ſchöner Fuß iſt eine große Gabe der Natur. Dieſe Anmuth iſt unverwüſtlich. Beobachtet man ſelbſt eine *alte* Dame, die einen ſchönen Fuß hat, im *Gehen*; noch immer möchte man ihren Schuh küſſen, und die zwar etwas barbariſche aber doch tief gefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederholen, die nichts Beſſeres kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Perſon ihre Geſundheit zu trinken.

18.

Wenn der Smaragd durch ſeine herrliche Farbe dem Geſicht wohl thut, ja ſogar einige Heilkraft an dieſem edlen Sinn ausübt; ſo wirkt die menſchliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer ſie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt ſich mit ſich ſelbſt und mit der Welt in Uebereinſtimmung.

19.

Der Umgang mit Frauen iſt das Element guter Sitten.

20.

Es käme Niemand mit der Brille auf der Naſe, zu einem tête à tête, wenn er wüßte, daß den Frauen ſogleich die Luſt vergeht, ihn anzuſehen und ſich mit ihm zu unterhalten.

21.

Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er ſich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es iſt das einzige Mittel, verſetzte er, ſich zu verjüngen und das will doch Jedermann.

22.

Der Frauen Zuſtand iſt beklagenswerth.
Zu Hauſ' und in dem Kriege herrſcht der Mann
Und in der Fremde weiß er ſich zu helfen.
Ihn freuet der Beſitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod iſt ihm bereitet.
Wie eng-gebunden iſt des Weibes Glück!

Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Iſt Pflicht und Troſt; wie elend, wenn ſie gar
Ein feindlich Schickſal in die Ferne treibt!

23.

Nicht herrlich, wie die der Männer, aber nicht unedel ſind die Waffen eines Weibes.

24.

Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt.

25.

Ein Mann,
Der beſte ſelbſt, gewöhnet ſeinen Geiſt
An Grauſamkeit, und macht ſich auch zuletzt
Aus dem, was er verabſcheut, ein Geſetz,
Wird aus Gewohnheit hart und faſt unkenntlich;
Allein ein Weib bleibt ſtät auf Einem Sinn
Den ſie gefaßt. Du rechneſt ſicherer
Auf ſie im Guten wie im Böſen. —

26.

Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches

Nur Er an die gewalt'ge Heldenbruſt?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele ſchaudernd,
Dem immer wiederholenden Erzähler?
Als was mit unwahrſcheinlichem Erfolg
Der Muthigſte begann. Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überſchleicht,
Wie unverſehen eine Flamme wüthend
Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt gedrängt von den Ermunterten
Auf Feindes Pferden, doch mit Beute kehrt,
Wird der allein geprieſen? Der allein,
Der, einen ſichern Weg verachtend, kühn
Gebirg' und Wälder durchzuſtreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend ſäub're?
Iſt nichts den Frauen übrig? Muß ein zartes Weib
Sich ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde ſein, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Bruſt ein kühnes Unternehmen.

27.

Gar viele Dinge ſind in dieſer Welt,
Die man dem Andern gönnt und gerne theilt,
Jedoch es iſt ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,

Ein andrer, den man mit dem Höchſtverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird —
Und fragſt du mich nach dieſen beiden Schätzen;
Der Lorbeer iſt es und die Gunſt der Frauen.

28.

Willſt du genau erfahren was ſich ziemt;
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen,
Daß Alles wohl ſich zieme, was geſchieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geſchlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts,
Und wirſt du die Geſchlechter beide fragen:
Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.

29.

Es ſtrebt der Mann nach fernen Gütern,
Und ſolches Streben muß gewaltſam ſein.
Er wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Indeß das Weib ein einzig und beſchränktes Gut
Auf dieſer Erde nur beſitzen möchte,
Und wünſchen, daß es ihr beſtändig bleibe.

Die Frauen ſind von keinem Männerherzen ſicher,
Das noch ſo innig ihnen ſich ergab.
Die Schönheit iſt vergänglich, die gleichwohl der Mann
Allein zu ehren ſcheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, iſt todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu ſchätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Buſen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig ſchöner Stunden
In ihren Seelen lebhaft bleiben wollte;
Und wenn der Männer Blick, der ſonſt durchdringend iſt,
Auch durch den Schleyer dringen könnte, den
Das Alter oder Krankheit Frauen überwirft;
Wenn der Beſitz, der ruhig machen ſoll,
Nach fremden Gütern nicht die Männer lüſtern machte:
Dann wär' den Frauen wohl ein ſchöner Tag erſchienen,
Sie feierten dann ihre goldne Zeit.

30.

Scheltet die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeid denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen? Ihr, die ihr ſelten ſeid, was ihr ſein wollt, niemals, was ihr ſein ſolltet. Könige im Feſttagsornat, vom Pöbel beneidet! Was gäb' eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von dem Saum eures Kleids, den eure Abſätze verächtlich zurückſtoßen.

31.

Der wichtigen Momente giebt's im Leben
Gar manche, die mit Freude, die mit Trauer
Des Menſchen Herz beſtürmen. Wenn der Mann,
Sein Aeußeres, in ſolchem Fall, vergißt,
Nachläßig oft ſich vor die Menge ſtellt,
So wünſcht ein Weib noch Jedem zu gefallen,
Durch ausgeſuchte Tracht, vollkommnen Schmuck,
Beneidenswerth vor Andern zu erſcheinen.

32.

Wenn Tugend, wenn Verdienſt den Tüchtigen
Nur langſam fördern, wenn er ſtill entſagend
Und kaum bemerkt, ſich andern' widmend, ſtrebt;
So führt ein edles Weib ihn leicht an's Ziel.

Hinunter ſoll kein Mann die Blicke wenden;
Hinauf zur höchſten Frauen kehr' er ſich!
Gelingt es ihm ſie zu erwerben, ſchnell
Geebnet zeigt des Lebens Pfad ſich ihm.

33.

Ein Mädchen iſt wahrhaftig übel dran!
Iſt man ein Bischen hübſch, gleich ſteht man Jedem an;
Da ſummt uns unſer Kopf den ganzen Tag von Lobe!
Und welches Mädchen hält wohl dieſe Feuerprobe?
Ihr könnt ſo ehrlich thun, man glaubt euch gern aufs Wort,
Ihr Männer! — Auf einmal führt euch der Henker fort.
Wenn's was zu naſchen giebt, ſind alle flugs beim Schmauſe;
Doch macht ein Mädchen Ernſt, ſo iſt kein Menſch zu Hauſe,
So geht's mit unſern Herrn in dieſer ſchlimmen Zeit;
Es gehen zwanzig drauf, bis daß ein halber freit.

34.

Ein Mädchen wird beim Tanz verſchönert, rothe Wangen,
Ein Mund, der lächelnd haucht, geſunk'ne Locken hangen

Um die bewegte Bruſt, ein ſanfter Reiz umzieht
Den Körper tauſendfach, wie er im Tanze flieht,
Die vollen Adern glüh'n, und bei des Körpers
ſchweben
Scheint jede Nerve ſich lebendiger zu heben.
Die Wolluſt, dies zu ſehn, was überwiegt wohl
die?

35.

Mädchen ſind eine wunderliche Nation: kaum haben ſie den Kopf nur ein wenig wieder, ſo iſt gleich Putz und Band was ſie beſchäftigt.

36.

Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte
Geſtalt gab!
Denn ſie empfiehlet ihn ſtets, und nirgends iſt er ein
Fremdling.
Jeder nahet ſich gern, und Jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur ſich zu der Geſtalt noch geſellet.

37.

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer
Beſtimmung;

Denn durch dienen allein gelangt ſie endlich zum herrſchen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hauſe gehöret.
Dienet die Schweſter dem Bruder, doch früh, ſie dienet den Eltern,
Und ihr Leben iſt immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre,
Wohl ihr, wenn ſie daran ſich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu ſauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr ſind, wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß ſie ſich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf ſie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und ſo zu Schmerzen Sorgen ſich häufen.
Zwanzig Männer verbanden ertrügen nicht dieſe Beſchwerde.

38.

Was zu Gunſten der Frauen zu ſagen iſt, muß eigentlich ein Mann ſagen, ein junger, feuriger, liebender Mann, denn um das Günſtige vorzutragen, dazu gehört Enthuſiasmus, und wer hat Enthuſiasmus für ſein eigen Geſchlecht?

39.

Die Frauen können ſich jetzt nicht mehr beklagen, ſie erben in der jetzigen Welt ſo viel, ja faſt mehr, als die Männer, und ich behaupte, daß es durchaus jetzt ſchwerer ſei, ein vollendeter Mann zu werden, als ein vollendetes Weib; der Ausſpruch: „Er ſoll dein Herr ſein,“ iſt die Formel einer barbariſchen Zeit, die lange vorüber iſt. Die Männer konnten ſich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugeſtehen; indem die Frauen ſich ausbildeten, ſtand die Wageſchale inne, und, indem ſie bildungsfähiger ſind, neigt ſich in der Erfahrung die Wageſchale zu ihren Gunſten.

Es iſt keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im Ganzen das Uebergewicht gewinnen müſſen; denn bei einem wechſelſeitigen Einfluß, muß der Mann weiblicher werden und dann verliert er; denn ſein Vorzug beſteht nicht in gemäßigter, ſondern in gebändigter Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, ſo gewinnt ſie; denn wenn ſie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, ſo entſteht ein Weſen, das ſich nicht vollkommner denken läßt.

40.

Und jene Frau, die ſich kaſteyt, Gefängniſſe beſucht, allen wohlthätigen Geſellſchaften beiwohnt, mit geſenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade anſehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne beſorgt; brennt ihr Herz deshalb weniger? entwiſchen ihr nicht Seufzer? entzündet ſich nicht ihr Temperament? iſt ſie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht, von gewaltſam verführeriſchen Bildern ergriffen? Und nun, wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau? die aus dem Bette ſpringt um einer Gebieterin Hülfe zu leiſten, die gefährlich krank ſcheint. O! gute Juſtine, lege dich wieder zu Bette, dich rief ſie nicht in ihrem Wahnſinn.

41.

Eine geſchiedene Frau und ein Renegat machen auf uns einen beſonders reizenden Eindruck. Perſonen die uns ſonſt nur merkwürdig und liebenswürdig vorkamen, erſcheinen uns nun romantiſch und wunderſam.

42.

Behandelt das Weib mit Nachſicht
Aus krummer Rippe ward es erſchaffen;
Gott konnte ſie nicht ganz g'rade machen,
Willſt du ſie biegen, ſie bricht.
Läßt du ſie ruhig, ſie wird noch krümmer,
Du guter Adam, was iſt denn ſchlimmer?
Behandelt die Frauen mit Nachſicht:
Es iſt nicht gut, daß Euch eine Rippe bricht.

43.

Ein Herre mit zwei Geſind'
Er wird nicht wohl gepflegt.
Ein Haus, worin zwey Weiber ſind,
Es wird nicht rein gefegt.

44.

Es giebt Frauensperſonen, die uns im Zimmer beſonders wohl gefallen, andere die ſich beſſer im Freien ausnehmen.

Dritte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
die Männer.

Ueber die Männer.

1.

Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? der ſtets ſich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

2.

Wer iſt denn der ſouveraine Mann?
Das iſt bald geſagt;
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Gutem oder Böſem jagt.

3.

Der Held ſteht männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen;

Herrſchend blickt er auf die grimme Tieſe,
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

4.

Ein Mann der Thränen ſtreng entwöhnt
Mag ſich ein Held erſcheinen;
Doch wenn's im Innern ſehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.

5.

Zieret Stärke den Mann, und freies muthiges Weſen,
O! ſo ziemet ihm faſt tiefes Geheimniß noch mehr.

6.

Widerſacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird ſie los.

7.

Die Unmäßigkeit der Männer, beſonders, was den Wein betrifft, iſt beklagenswerth. Wie oft betrübt, ängſtigt es, wenn man bemerken muß, daß reiner

Verſtand, Klugheit, Schonung Andrer, Anmuth und Liebenswürdigkeit, ſelbſt für mehrere Stunden, verloren geben, und oft ſtatt alles des Guten, was ein trefflicher Mann hervorzubringen und zu gewähren vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen droht. Wie oft mögen dadurch gewaltſame Entſchließungen veranlaßt werden.

8.

Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil ſie zu thun, zu wirken berufen ſind; die Weiber hingegen mehr auf das, was im Leben zuſammenhängt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schickſal, das Schickſal ihrer Familien, an dieſen Zuſammenhang geknüpft iſt, und auch gerade dieſes Zuſammenhängende von ihnen gefordert wird.

9.

Der Glückliche, der Behagliche, hat gut reden, aber ſchämen würde er ſich, wenn er einſähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird. Eine unendliche Geduld ſoll es geben, einen unendlichen Schmerz will der ſtarre Behagliche nicht anerkennen. Es giebt Fälle, ja es giebt deren, wo jeder Troſt niederträchtig und Verzweiflung Pflicht iſt. Verſchmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu ſchildern weiß, keineswegeſ, die Seinigen bei ſchmerzlichem Drange weinen zu laſſen. Selbſt im Sprüchwort ſagt er: „thränenreiche Männer ſind gut.“ Verlaſſe mich Jeder, der trocknes Herzens, trockner Augen iſt! Ich verwünſche die Glücklichen, denen der Unglückliche nur zum Spectakel dienen ſoll. Er ſoll ſich in der grauſamſten Lage körperlicher und geiſtiger Bedrängniß noch edel geberden, um ihren Beifall zu erhalten; und damit ſie ihn beim Verſcheiden noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anſtand vor ihren Augen umkommen!

10.

Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenſchaften ſtillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauſchen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Mit einander wechſeln, wie es kann;
Nur raſtlos bethätigt ſich der Mann.

11.

Auf eignem Urtheil ruht ein großer Mann,
Und der betrognen Menge ſetzt er, ſtill,
Gerechter Achtung Vollgewicht entgegen.

12.

Wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von ſaurer Arbeit kommt,
Und ſpät am Abend in erſehnten Schatten,
Zu neuer Mühe, auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit beſeſſen, ſoll er nicht
Auch etwas Menſchlichs in dem Buſen fühlen?

13.

Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. —

14.

Wenn Männer ſich entzweien, hält man billig den Klügſten für den Schuldigen.

15.

Es giebt Männer
Die darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen Beiden formte.
Und wären ſie zu ihrem Vortheil klug,
So würden ſie als Freunde ſich verbinden;
Dann ſtünden ſie für Einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Luſt durch's Leben hin.

16.

Tröſtlich
Iſt es für uns, den Mann gerühmt zu wiſſen,
Der als ein großes Muſter vor uns ſteht.
Wir können uns im ſtillen Herzen ſagen:
Erreichſt du einen Theil von ſeinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch ſeines Ruhms gewiß.

17.

Dem wackern Mann vertraut ein Weib getroſt,
Und wär' er fremd, ein zweifelhaft Geſchick.
Der iſt nicht fremd, wer Theil zu nehmen weiß.
Und ſchnell verbindet ein Bedrängter ſich
Mit ſeinem Retter, was im Lebensgange
Dem Gatten ſeine Gattin feſſelnd eignet.

Ein Sicherheitsgefühl, ihr werd' es nie
An Rath und Troſt, an Schutz und Hülfe fehlen,
Das ſtößt im Augenblick, ein kühner Mann,
Dem Buſen des Gefahrumgebnen Weibes,
Durch Wagethat, auf ew'ge Zeiten ein.

18.

Nicht in das Grab, nicht über's Grab verſchwendet
Ein edler Mann der Sehnſucht hohen Werth,
Er kehrt in ſich zurück, und findet ſtaunend,
In ſeinem Buſen, das Verlorne wieder.

19.

Man ſagt immer, die Weiber ſchwätzten viel, und wenn die Männer anfangen, ſo hat's gar kein Ende.

20.

Bei den Mannsleuten iſt alle Mühe verloren, ſie ſind doch nicht zu beſſern. Ich habe gedroht, gemurrt, Geſichter geſchnitten, das Eſſen verdorben, und wenn das alles nicht helfen wollte, recht ſchön arbeiten; und ſie machens einen Tag wie den andern nach ihrer Weiſe.

21.

Ein großer Mann lebt ewig in der Welt Gedächtniß,
Das von Geſchlecht ſich zu Geſchlechtern reiht;
Sein Name wirkt ein heiliges Vermächtniß,
In ſeinen Jüngern fort und fort erneut:
Und in ſo edler Nachfolg' und Gedächtniß
Gelangt die Tugend zur Unſterblichkeit;
Zu gleichem Preiſe ſieht ſich aufgefordert
Wenn gleicher Trieb im edlen Buſen lodert!

22.

Die Männer ſind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib iſt geſchickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geſchickt zu ihrem Zweck zu gelangen.

23.

O, nie weiß der verſtändige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig ſein Wort, das kalte, die Bruſt zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schickſal uns auflegt.

24.

Erholung reichet Müden jede Nacht genug,
Des ächten Mannes wahre Feyer iſt die That.

25.

Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und ſagen: das iſt er, das iſt ſein eigen!

26.

Vorzügliche mitlebende Männer ſind den größeren Sternen zu vergleichen, nach denen, ſo lange ſie nur über dem Horizont ſtehen, unſer Auge ſich wendet, und ſich geklärt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt iſt, ſolche Vollkommenheiten in ſich aufzunehmen.

Vierte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
die Geſellſchaft und verſchiedene Stände.

4. Ueber die Geſellſchaft und verſchiedene Stände.

1.

Offne Tafel.

Viele Gäſte wünſch' ich heut
Mir zu meinem Tiſche!
Speiſen ſind genug bereit
Vögel, Wild und Fiſche.
Eingeladen ſind ſie ja,
Haben's angenommen.
  Hänschen, geh' und ſieh' dich um!
  Sieh' mir ob ſie kommen.

Schöne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wiſſen,
Nicht, daß es was Hübſches ſei,
Einen Freund zu küſſen.
Eingeladen ſind ſie all,
Haben's angenommen.
  Hänschen, geh' und ſieh' dich um!
  Sieh' mir ob ſie kommen!

Frauen denk' ich auch zu ſehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden ſie,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir ob ſie kommen!

Junge Herr'n berief ich auch,
Nicht im mindſten eitel,
Die ſogar beſcheiden ſind
Mit gefülltem Beutel;
Dieſe bat ich ſonderlich,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir ob ſie kommen!

Männer lud ich mit Reſpect,
Die auf ihre Frauen
Ganz allein, nicht neben aus
Auf die ſchönſte ſchauen.
Sie erwiederten den Gruß,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir ob ſie kommen!

Dich-

Dichter lud ich auch herbei,
Unſre Luſt zu mehren,
Die weit lieber fremdes Lied
Als ihr eignes hören.
Alle dieſe ſtimmten ein,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir ob ſie kommen!

Doch ich ſehe Niemand gehn,
Sehe Niemand rennen!
Suppe kocht und ſiedet ein,
Braten will verbrennen.
Ach, wir haben's, fürcht' ich nun,
Zu genau genommen!
Hänschen, ſag', was meinſt du wohl?
„Es wird Niemand kommen."

Hänschen lauf' und ſäume nicht,
Ruf mir neue Gäſte!
Jeder komme wie er iſt,
Das iſt wohl das Beſte!
Schon iſt's in der Stadt bekannt,
Wohl iſt's aufgenommen.
Hänschen, mach' die Thüren auf:
Sieh' nur wie ſie kommen!

2.

Lebſt im Volke; ſei gewohnt,
Keiner je des Andern ſchont.

3.

Und wärſt du auch zum fernſten Ort,
Zur kleinſten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es dir, du findeſt dort
Taback, und böſe Zungen.

4.

Was wir in Geſellſchaft ſingen,
Wird von Herz zu Herzen dringen.

5.

Man mäkelt an der Perſönlichkeit,
Vernünftig, ohne Scheu;
Was habt ihr denn aber, was euch erfreut
Als eure liebe Perſönlichkeit?
Sie ſei auch wie ſie ſei.

6.

Nichts verdrießt mich mehr, als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge

Leute in der Blüte des Lebens, da ſie am offenſten für alle Freuden ſein könnten, einander die Paar guten Tage mit Fratzen verderben, und nur erſt zu ſpät das Unerſetzliche ihrer Verſchwendung einſehen.

7.

Ich ſtehe wie vor einem Raritätenkaſten und ſehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht ein optiſcher Betrug iſt. Ich ſpiele mit, vielmehr, ich werde geſpielt, wie eine Marionette, und faſſe manchmal einen Nachbar an der hölzernen Hand und ſchaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondſcheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufſtehe, warum ich ſchlafen gehe.

8.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch ſeinen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Secretär regiert! Und wer iſt denn der erſte? Der, dünkt mich, der die anderen überſieht, und ſo viel Gewalt oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

9.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tiſche ſich einſchieben wollen. Und nicht, daß ſie ſonſt keine Angelegenheit hätten; nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird.

10.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garſtigen Volke, das ſich hier neben einander ſieht! Die Rangſucht unter ihnen; wie ſie nur wachen und aufpaſſen einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendeſten, erbärmlichſten Leidenſchaften, ganz ohne Röckchen. Da iſt ein Weib, zum Exempel, die Jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, ſo, daß jeder Fremde denken muß: das iſt eine Närrin, die ſich auf das Bißchen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderſtreiche einbildet. — Aber es iſt noch viel ärger: eben das Weib iſt hier aus der Nachbarſchaft eine Amtsſchreibers Tochter. — Ich kann das Menſchengeſchlecht nicht begreifen, das ſo wenig Sinn hat, um ſich ſo platt zu proſtituiren.

11.

Geht die Sonne des Morgens auf, und verſpricht einen ſeinen Tag, erwehr' ich mir niemals auszurufen: da haben ſie doch wieder ein himmliſches Gut, warum ſie einander bringen können. Es iſt nichts, warum ſie einander nicht bringen. Geſundheit, guter Name, Freudigkeit, Erholung! Und meiſt aus Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man ſie anhört, mit der beſten Meinung. Manchmal möcht' ich ſie auf den Knieen bitten, nicht ſo raſend in ihre eigenen Eingeweide zu wüthen.

12.

Wie ſehr leidet man nicht in der Jugend von Menſchen, die uns zu einer angenehmen Luſtpartie einzuladen glauben, wenn ſie uns in die Geſellſchaft der Danaiden, oder des Siſyphus zu bringen verſprechen. Gott ſei Dank, ich habe mich von ihnen losgemacht, und wenn einer unglücklicher Weiſe in meinen Kreis kommt, ſuche ich ihn auf die höflichſte

Art hinaus zu komplimentiren: denn gerade von dieſen Leuten hört man die bitterſten Klagen über den verworrenen Lauf der Welthändel, über die Seichtigkeit der Wiſſenſchaften, über den Leichtſinn der Künſtler, über die Leerheit der Dichter und was alles noch mehr iſt. Sie bedenken am wenigſten, daß eben ſie ſelbſt und die Menge, die ihnen gleich iſt, gerade das Buch nicht leſen würden, das geſchrieben wäre, wie ſie es fordern, daß ihnen die ächte Dichtung fremd ſei, und daß ſelbſt ein gutes Kunſtwerk nur durch Vorurtheil ihren Beifall erlangen könne.

13.

Die gewöhnliche Lebensweiſe einer Familie, die aus den gegebenen Perſonen und aus nothwendigen Umſtänden entſpringt, nimmt auch wohl eine außerordentliche Neigung, eine werdende Leidenſchaft, in ſich wie in ein Gefäß auf, und es kann eine ziemliche Zeit vergehen, ehe dieſes neue Ingredienz eine merkliche Gährung verurſacht und ſchäumend über den Rand ſchwillt.

14.

Wir befinden uns nicht leicht in großer Geſellſchaft, ohne zu denken, der Zufall, der ſo Viele zuſammen bringt, ſolle uns auch unſre Freunde herbeiführen.

15.

Die ſchlechteſte Geſellſchaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Menſch mit Menſchen biſt.

16.

Dem Volke hier wird jeder Tag ein Feſt.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder ſich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn ſie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.

17.

Mein Leipzig lob' ich mir!
Es iſt ein klein Paris, und bildet ſeine Leute.

18.

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie beim Kragen hätte.

19.

Wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpaſſer und Verläumder, als die Geſellſchaft? Ich habe ſelten bei einer Lectüre, bei irgend einer Darſtellung intereſſanter Manterie, die Geiſt und Herz beleben ſollten, einen Zirkel ſo aufmerkſam und die Seelenkräfte ſo thätig geſehen, als wenn irgend etwas Neues, und zwar eben etwas, das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin heruntergeſetzt, vorgetragen wurde. Fragen ſie ſich ſelbſt und fragen ſie viele Andere, was giebt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß den ſie hat, ſondern die Neuheit. Nur das Neue ſcheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zuſammenhang Verwunderung erregt und unſere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung ſetzt, unſer Gefühl nur leicht berührt und unſern Verſtand völlig in Ruhe läßt. Jeder Menſch kann, ohne die mindeſte Rückkehr auf ſich ſelbſt, an allem, was neu iſt, lebhaften Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenſtande zum andern fortreißt, ſo kann der großen Menſchenmaſſe nichts willkommener ſein, als ein ſolcher Anlaß zu ewiger Zerſtreuung und eine ſolche Gelegenheit, Tücke und Schadenfreude auf eine bequeme und immer ſich erneuernde Weiſe auszulaſſen.

20.

Ich weiß nicht, wie wir geworden ſind? wohin auf einmal jede geſellige Bildung verſchwunden iſt?

Wie ſehr hütete man ſich ſonſt, in der Geſellſchaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm ſein konnte! Der Proteſtant vermied in Gegenwart des Katholiken irgend eine Zeremonie lächerlich zu finden; der eifrigſte Katholik ließ den Proteſtanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, ſich ſeiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte ſich verlegen, wenn ihm ein ſolches unbedachtſames Wort entwiſcht war. Jeder Umſtehende ſuchte das Verſehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem dieſen? Wir ſuchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den Andern verdrießt und ihn aus ſeiner Faſſung bringt.

21.

Wenn Familien ſich lange erhalten, ſo kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenſchaften ſeiner ſämmtlichen Ahnherren in ſich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausſpricht. Eben ſo geht es mit Nationen, deren ſämmtliche Verdienſte ſich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum ausſprechen. So entſtand in Ludwig dem XIV. ein franzöſiſcher König im höchſten Sinne, und eben ſo in Voltairen der höchſte unter den Franzoſen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller.

22.

Diſſonanzen in der geſellſchaftlichen Harmonie, muß man wiſſen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts iſt ſo platt, als eine Reihe vollkommener Akkorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerſtreue.

23.

Es giebt wenig Schelme außer ihrer Werkſtatt. Und alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, ſtreng ihre Pflichten erfüllend, ernſt, oder was auf Eins hinauskommt, immer in ihren Werkſtätten, ihre Handwerke treibend vom Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch ſind ſie die einzigen, die reich werden und die man ſchätzt.

24.

Wer weiſe wäre hätte keinen Narren, wer einen Narren hat, iſt nicht weiſe, und iſt er nicht weiſe, ſo iſt er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr ſeines Narren.

25.

Sogenannte Originale unter den Menſchen kann ich nicht ſchätzen. Des Jahres können ſie mich einmal feſthalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen abſticht, und ſie die läſtige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unſre Erziehung, unſre geſellſchaftlichen Conventionen, unſre hergebrachten Anſtändigkeiten eingeführt haben. Kommt ein ſolcher in eine Geſellſchaft, ſo iſt er ein Krümchen Sauerteig, das das Ganze hebt und Jedem einen Theil ſeiner natürlichen Individualität zurück giebt. Er ſchüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und ſondert ſeine Leute.

26.

Der Fürſt, der Miniſter, der Financier, die Magiſtratsperſonen, der Soldat, der Gelehrte, der Advokat, der Prokurator, der Kaufmann, der Banquier, der Handwerker, der Singmeiſter, der Tanzmeiſter ſind ſehr rechtſchaffene Leute, wenn ſich gleich ihr Betragen auf mehrern Punkten von dem allgemeinen Gewiſſen entfernt und voll moraliſcher Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr giebts Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten ſind, um ſo viel vermehren ſich die Idiotismen. Was der Menſch werth iſt, iſt ſein Handwerk werth, und wechſelſeitig am Ende, was das Handwerk taugt, taugt der Menſch. Und ſo ſucht man denn das Handwerk ſo viel als möglich geltend zu machen.

27.

Ich habe gar nichts gegen die Menge;
Doch kommt ſie einmal ins Gedränge,
So ruft ſie, um den Teufel zu bannen
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

28.

Was ich mir gefallen laſſe?
Zuſchlagen muß die Maſſe,
Dann iſt ſie reſpectabel,
Urtheilen gelingt ihr miſerabel.

29.

Wer dem Publikum dient, iſt ein armes Thier;
Er quält ſich ab, Niemand bedankt ſich dafür.

30.

Es giebt Perſonen, denen ich wohl will, und wünſchte, ihnen beſſer wollen zu können.

31.

Du biſt in Geſellſchaft geweſen?
„Wären's Bücher geweſen,
Wir hätten ſie nicht geleſen."

32.

Alle Galanterie, wenn ſie nicht als Blüte einer großen und weiten Lebensweiſe hervortritt, muß beſchränkt, ſtationär und aus gewiſſen Geſichtspunkten vielleicht albern erſcheinen.

33.

Alle Sitten, die aus einem gegebenen Verhältniß eines gemeinen Weſens entſpringen, ſind unverwüſtlich.

34.

Myſtifikationen ſind und bleiben eine Unterhaltung für müſſige, mehr oder weniger geiſtreiche Menſchen. Eine läßliche Bosheit, eine ſelbſtgefällige Schadenfreude ſind ein Genuß für diejenigen, die ſich weder mit ſich ſelbſt beſchäftigen, noch nach Außen heilſam wirken können. Kein Alter iſt ganz frei von einem ſolchen Kitzel.

35.

Es iſt eine eigene Sache, ſchon durch die Geburt auf einen erhabenen Platz in der menſchlichen Geſellſchaft geſetzt zu ſein. Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daſeins verſchafft haben, wer ſich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, von allem Beiweſen der Menſchheit, von Jugend auf, reichlich umgeben findet, gewöhnt ſich meiſt, dieſe Güter als das Erſte und Größte zu betrachten, und der Werth einer von der Natur ſchön ausgeſtatteten Menſchheit wird ihm nicht ſo deutlich. Das Betragen der Vornehmen gegen Geringere, und auch unter einander, iſt nach äußern Vorzügen abgemeſſen; ſie erlauben Jedem ſeine Titel, ſeinen Rang, ſeine Kleider und Equipage, nur nicht ſeine Verdienſte geltend zu machen.

36.

Dreimal glücklich ſind diejenigen zu preiſen, die ihre Geburt ſogleich über die untern Stufen der Menſchheit hinaus hebt; die durch jene Verhältniſſe, in welchen ſich manche gute Menſchen die ganze Zeit ihres Lebens abängſtigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäſte zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie ſind von Geburt an gleichſam in ein Schiff geſetzt, um bei der Ueberfahrt, die wir Alle machen müſſen, ſich des günſtigen Windes zu bedienen, und den widrigen abzuwarten, anſtatt das Andre nur für ihre Perſon ſchwimmend ſich abarbeiten, vom günſtigen Winde wenig Vortheil genießen, und im Sturme mit bald erſchöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit giebt ein angebornes Vermögen! und wie ſicher blühet ein Handel, der auf ein gutes Kapital gegründet iſt, ſo daß nicht jeder mißlungene Verſuch ſogleich in Unthätigkeit verſetzt! Wer kann den Werth und Unwerth irdiſcher Dinge beſſer kennen, als der ſie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann ſeinen Geiſt früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der ſich von ſo vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen!

37.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärſten und
feinſten! Das Andre,
Was er noch ſonſt beſitzt, kommt ihm als Menſchen
zu gut.

38.

Mit Geſchäfts- und Weltleuten, die ſich gar vielerlei aus dem Stegreife müſſen vortragen laſſen und deßhalb immer auf ihrer Hut ſind, um nicht hintergangen zu werden, iſt auch in wiſſenſchaftlichen Dingen viel beſſer zu handeln, als mit den Gelehrten, weil ſie den Geiſt frei halten und dem Referenten aufpaſſen, ohne weiteres Intereſſe, als das der eigenen Aufklärungen; da Gelehrte hingegen gewöhnlich nichts hören, als was ſie gelernt und gelehrt haben und worüber ſie mit ihres Gleichen übereingekommen ſind. An die Stelle des Gegenſtandes ſetzt ſich ein Wort-Credo, bei welchem denn ſo gut zu verharren iſt, als bei irgend einem andern.

39.

In meinem Revier
Sind Gelehrte geweſen;
Außer ihrem eignen Brevier
Konnten ſie keines leſen.

40.

Die Gelehrten ſind meiſt gehäſſig, wenn ſie widerlegen. Einen Irrenden ſehen ſie gleich als ihren Todfeind an.

41.

Ein Bücherkenner iſt überall willkommen, und war es in früherer Zeit noch mehr, als die Luſt merkwürdige und rare Bücher zu ſammeln noch lebendiger war.

42.

Was das Entſetzlichſte ſei, von allen entſetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und loſe zu ſein.

43.

Es haben die Großen dieſer in Welt ſich der Erde bemächtiget, ſie leben in Herrlichkeit und Ueberfluß. Der kleinſte Raum unſers Welttheils iſt ſchon in Beſitz genommen, jeder Beſitz befeſtiget, Aemter und andere bürgerliche Geſchäfte tragen wenig ein; wo giebt es nun noch einen rechtmäßigern Erwerb, eine billigere Eroberung, als den Handel? Haben die Fürſten dieſer Welt die Flüſſe, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt, und nehmen von dem, was durch und vorbei geht, einen ſtarken Gewinn; ſollen wir nicht mit Freuden dieſe Gelegenheit ergreifen, und durch unſere Thätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth den Menſchen unentbehrlich gemacht hat! Die Göttin des Handels läßt ſich der Göttin der Kunſt, als eine unüberwindliche Siegerin kühn entgegenſtellen. Sie führt freilich lieber den Oelzweig, als das Schwert; Dolch und Ketten kennt ſie gar nicht; aber Kronen theilet ſie auch ihren Lieblingen aus, die, es ſei ohne Verachtung jener gejagt, von ächtem aus der Quelle geſchöpftem Golde und von Perlen glänzen, die ſie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geſchäftigen Diener geholt hat.

44.

Beſucht man nur erſt ein paar große Handelsſtädte, ein paar Häfen, ſo wird man gewiß mit fortgeriſſen werden. Wenn man ſieht, wie viele Menſchen beſchäftiget ſind, wo ſo manches herkommt, wo es hingeht, ſo wird man es gewiß auch mit Vergnügen durch ſeine eignen Hände gehen ſehen. Die geringſte Waare ſieht man im Zuſammenhange mit dem ganzen

Handel, und eben darum hält man nichts für zu gering, weil alles die Cirkulation vermehrt, von welcher dein Leben ſeine Nahrung zieht.

45.

Wer den Anblick einer großen Thätigkeit kennt, wird ſich gern zu denen geſellen, die durch alle Arten von Speditionen und Spekulationen einen Theil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt ſeinen nothwendigen Kreislauf führt, an ſich zu reißen wiſſen. Man werfe einen Blick auf die natürlichen und künſtlichen Produkte aller Welttheile, betrachte, wie ſie wechſelsweiſe zur Nothdurft geworden ſind! Welch eine angenehme geiſtreiche Sorgfalt iſt es, alles, was in dem Augenblicke am meiſten geſucht wird, und doch bald fehlt, bald ſchwer zu haben iſt, zu kennen; Jedem, was er verlangt, leicht und ſchnell zu verſchaffen, ſich vorſichtig in Vorrath zu ſetzen, und den Vortheil jedes Augenblicks dieſer großen Cirkulation zu genießen! Dies iſt, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird.

46.

Ich wüßte nicht, weſſen Geiſt ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter ſein müßte, als der Geiſt eines ächten Handelsmannes. Welchen Ueberblick verſchafft ihm nicht die Ordnung, in der er ſeine Geſchäfte führt! Sie läßt ihn jeder Zeit das Ganze überſchauen, ohne daß er nöthig hätte, ſich durch das Einzelne verwirren zu laſſen. Welche Vortheile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmann! Es iſt eine der ſchönſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, und ein jeder gute Haushalter ſollte ſie in ſeiner Wirthſchaft einführen.

47.

Gewöhnlich vergißt nur der Kaufmann über ſeinem Addiren und Bilanciren das eigentliche Facit des Lebens.

48.

Ein Reiſender entſagt Vielem um Vieles zu genießen. Er iſt an den Wechſel gewöhnt, ja er wird ihm Bedürfniß, wie man in der Oper immer wieder auf neue Decorationen wartet, gerade weil ſchon ſo viele da geweſen. Was er ſich von dem beſten und ſchlechteſten Wirthshauſe verſprechen darf, iſt ihm bekannt; es mag ſo gut oder ſo ſchlimm ſein als es will, nirgends findet er das Gewohnte, und am Ende läuft es auf Eins hinaus, ganz von einer nothwendigen Gewohnheit, oder ganz von der willfährlichſten Zufälligkeit abzuhängen. Wenigſtens hat man auf Reiſen nicht den Verdruß, daß etwas verlegt, oder verloren iſt, daß uns ein tägliches Wohnzimmer unbrauchbar wird, weil wir es müſſen repariren laſſen, daß man uns eine liebe Taſſe zerbricht und es uns eine gänze Zeit aus keiner andern ſchmekken will. Alles deſſen iſt man überhoben, und wenn uns das Haus über dem Kopf zu brennen anfängt, ſo packt man gelaſſen ein und auf, und fährt zu Hofraum und Stadt hinaus. Und bei allen dieſen Vortheilen, wenn man es genau berechnet, hat man am Ende des Jahrs nicht mehr ausgegeben, als es uns zu Hauſe gekoſtet hätte.

49.

Wann einer ſchiffet und reiſet,
Sammelt er nach und nach immer ein,
Was ſich am Leben, mit mancher Pein,
Wieder ausſchälet und weiſet.

50.

Das iſt das Angenehme auf Reiſen, daß auch das Gewöhnliche, durch Neuheit und Ueberraſchung, das Anſehen eines Abentheuers gewinnt.

51.

Das iſt der höchſte erfreuliche Vortheil von Reiſen, daß einmal erkannte Perſönlichkeiten und Localitäten unſern Antheil zeitlebens nicht loslaſſen.

52.

Kriegsglück.

Verwünſchter weiß ich nichts im Krieg,
Als nicht bleſſirt zu ſein.
Man geht getroſt von Sieg zu Sieg,
Gefahr gewohnt hinein:
Hat abgepackt und aufgepackt
Und weiter nichts ereilt.
Als daß man auf dem Marſch ſich plackt,
Im Lager langeweilt.

Dann geht das Kantonniren an,
Dem Bauer eine Laſt,
Verdrießlich jedem Edelmann,
Und Bürgern gar verhaßt.
Sei höflich, man bedient dich ſchlecht,
Den Grobian zur Noth;
Und nimmt man ſelbſt am Wirthe Recht,
Iß't man Profoßen-Brodt.

Wenn endlich die Kanone brummt
Und knattert's klein Gewehr,
Trompet' und Trab und Trommel ſummt,
Da geht's wohl luſtig her;
Und wie nun das Gefecht befiehlt,
Man weichet, man erneut's,
Man retirirt, man avancirt —
Und immer ohne Kreuz.

Nun endlich pfeift Musketen=Blei
Und trifft, will's Gott, das Bein,
Und nun iſt alle Noth vorbei,
Man ſchleppt uns gleich hinein
Zum Städchen, das der Sieger deckt,
Wohin man grimmig kam;
Die Frauen, die man erſt erſchreckt,
Sind liebenswürdig zahm.

Da thut ſich Herz und Keller los,
Die Küche darf nicht ruhn;
Auf weicher Betten Flaumen=Schoß
Kann man ſich gütlich thun.
Der kleine Flügelbube hupft,
Die Wirthin raſtet nie,
Sogar das Hemdchen wird zerpuft,
Das nenn' ich doch Charpie!

Hat Eine ſich den Helden nun
Beinah' herangepflegt,
So kann die Nachbarin nicht ruhn,
Die ihn geſellig hegt.
Ein Drittes kommt wohl emſiglich,
Am Ende fehlet keins,
Und in der Mitte ſieht er ſich
Des ſämmtlichen Vereins.

Der König hört von guter Hand,
Man ſei voll Kampfes-Luſt;
Da kömmt behende Kreuz und Band
Und zieret Rock und Bruſt.
Sagt, ob's für einen Martismann
Wohl etwas Beſſ'res giebt!
Und unter Thränen ſcheidet man
Geehrt, ſo wie geliebt.

53.

Es giebt Pauſen mitten in den Kriegszügen, wo man durch augenblickliche Mannszucht ſich Kredit zu verſchaffen ſucht, und eine Art von geſetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung beordert. Dieſe Momente ſind köſtlich für Bürger und Bauern und für jeden, dem das dauernde Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menſchlichkeit geraubt hat.

54.

Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt! und mir kommt nichts beſchwerlicher vor, als nicht Menſch ſein dürfen. Armuth, Keuſchheit und Gehorſam — drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausſtehlichſte ſcheint, ſo unerträglich ſind ſie alle. Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt, oder der weit drückendern Bürde des Gewiſſens muthlos zu keuchen! O, was ſind alle Mühſeligkeiten des Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeihen, aus mißverſtandener Begierde Gott näher zu rücken, verdammt?

55.

Die Landleute haben die rechten Kenntniſſe; ihre Mittheilungen aber ſind konfus und nicht ehrlich. Die Studirten, aus der Stadt und von den Akademien, ſind wohl klar und ordentlich, aber es fehlt an der unmittelbaren Einſicht in die Sache.

56.

Der Handwerker ſcheint mir der glücklichſte Menſch; was er zu thun hat, iſt ausgeſprochen; was er leiſten kann, iſt entſchieden; er beſinnt ſich nicht bei dem, was man von ihm fordert, er arbeitet ohne zu denken, ohne Anſtrengung und Haß, aber mit Application und Liebe, wie der Vogel ſein Neſt, wie die Biene ihre Zellen herſtellt; er iſt nur eine Stufe über dem Thier, und iſt ein ganzer Menſch.

57.

Wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, ſo lindert all' den Tumult in mir der Anblick eines ſolchen Geſchöpfs, das in glücklicher Gelaſſenheit den engen Kreis ſeines Daſeins hingeht, von einem Tage zum andern ſich durchhilft, die Blätter abfallen ſieht, und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.

58.

Dieſe Liebe, dieſe Treue, dieſe Leidenſchaft, iſt alſo keine dichteriſche Erfindung. Sie lebt, ſie iſt in ihrer größten Reinheit unter der Klaſſe von Menſchen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir Gebildeten — zu Nichts Verbildeten!

Fünfte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
Jugend und Alter.

5. Ueber Jugend und Alter.

1.

Wie Kirſchen und Beeren behagen,
Mußt du Kinder und Sperlinge fragen.

2.

Wo Anmaßung mir wohlgefällt?
An Kindern: denen gehört die Welt.

3.

Kinder wiſſen beim Spiele, aus allem alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Puppe, und jeder Winkel zur Hütte.

4.

Kinder und Volk pflegen das Große, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Poſſe zu verwandeln; und wie ſollten ſie auch ſonſt im Stande ſein, es auszuhalten und zu ertragen.

5.

Junge Mädchen dünken ſich gegen jüngere Knaben ſehr weit vorgeſchritten, und nehmen, indem ſie nach den Jünglingen hinſchauen, ein tantenhaftes Betragen gegen den Knaben an, der ihnen ſeine erſte Neigung zuwendet.

6.

Kindheit und Jugend, allzuglücklich preiſ' ich ſie!
Daß nach durchſtürmter durchgenoſſ'ner Tagesluſt,
Webender Schlummer allgewaltig ſie ergreift,
Und, jede Spur vertilgend kräft'ger Gegenwart,
Vergangnes, Träume bildend; miſcht zukünftigem,
Ein ſolch Behagen, ferne bleibt's dem Alten; ihm
Sondert nicht entſchieden Tag und Nacht ſich ab.

7.

Daß die Kinder nicht wiſſen, warum ſie wollen, darin ſind alle hochgelehrte Schul- und Hofmeiſter einig: daß aber auch Erwachſene, gleich Kindern, auf dieſem Erdboden herum taumeln, und wie jene nicht wiſſen, woher ſie kommen, und wohin ſie gehen, eben ſo wenig nach wahren Zwecken handeln, eben ſo durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiſer regiert werden; das will Niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es doch mit Händen greifen.

8.

Die Jugend, die ſo reich an eingehüllten Kräften iſt, weiß nicht, was ſie verſchleudert, wenn ſie dem Schmerz, den ein Verluſt erregt, noch ſo viele erzwungene Leiden zugeſellt, als wollte ſie dem Verlornen dadurch noch erſt einen rechten Werth geben.

9.

Sollten uns nicht in der Jugend, wie im Schlafe, die Bilder zukünftiger Schickſale umſchweben, und unſerm unbefangenen Auge, ahnungsvoll ſichtbar werden? Sollten die Keime deſſen, was uns begegnen wird, nicht ſchon von der Hand des Schickſals ausgeſtreut, ſollte nicht ein Vorgenuß der Früchte, die wir einſt zu brechen hoffen, möglich ſein?

10.

In den glücklichen Zeiten unſrer Jugend können wir nicht begreifen, daß an einem geliebten Mädchen, an einem verehrten Schriftſteller irgend etwas mangelhaft ſein könne. Unſere Empfindungen von ihnen ſind ſo ganz, ſo mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, daß wir uns auch in ihnen eine ſolche vollkommene Harmonie denken müſſen.

11.

Raſch ſchlägt der Puls des jugendlichen Lebens,
Raſch ſchießt der Pflanze Trieb zum ſchlanken Kiel;
Die Jugend freut ſich nur des Vorwärts-Strebens,
Verſucht ſich weit umher, verſucht ſich viel.
Der Kräfte Spielen iſt drum nicht vergebens,
So kennt ſie bald ſich Umfang, Maaß und Ziel;
Der Moſt, der gährend ſich vom Schaum geläutert,
Er wird zum Trank, der Geiſt und Sinn erheitert.

12.

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergötzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närriſchen Einfall haben.

13.

Ich hör' es gern, wenn auch die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

14.

Wenn der Jüngling abſurd iſt,
Fällt er darüber in lange Pein;
Der Alte ſoll nicht abſurd ſein,
Weil das Leben ihm kurz iſt.

15.

Die Jugend verwundert ſich ſehr,
Wenn Fehler zum Nachtheil gedeihen;
Sie faßt ſich, ſie denkt zu bereuen!
Im Alter erſtaunt und bereut man nicht mehr.

16.

„Sag nur wie trägſt du ſo behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Weſen?"
Fürwahr ſie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich geweſen.

17.

Kann man bei ſolchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, ſich auf die Zeit verlaſſen und die Gelegenheit erharren; ſo giebt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend, friſch, wie reife Früchte, weggenoſſen werden müſſen.

18.

Die ſtille Fruchtbarkeit ſolcher Eindrücke, die man genieſſend, ohne zerſplitterndes Urtheil in ſich aufnimmt, iſt unſchätzbar. Die Jugend iſt dieſes höchſten Glücks fähig, wenn ſie nicht kritiſch ſein will, ſondern das Vortreffliche und Gute, ohne Unterſuchung und Sonderung auf ſich wirken läßt.

19.

Was man in der Jugend wünſcht, das hat man im Alter die Fülle.

20.

Die ächte Converſation
Hält weder Früh noch Abends Stich;
In der Jugend ſind wir monoton,
Im Alter wiederholt man ſich.

21.

Die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang ſorglos ſein könne. Das Gleichgewicht in den menſchlichen Handlungen, kann leider nur durch Gegenſätze hergeſtellt werden.

22.

Wer in einem gewiſſen Alter frühere Jugendwünſche und Hoffnungen realiſiren will, betrügt ſich immer; denn jedes Jahrzehend des Menſchen, hat ſein eigenes Glück, ſeine eigenen Hoffnungen und Ausſichten. Wehe dem Menſchen, der vorwärts oder rückwärts zu greifen, durch Umſtände oder durch Wahn veranlaßt wird.

23.

Es iſt thöricht, in ſpäten Jahren eine alte Lebensweiſe gegen eine neue zu vertauſchen! Wie ſollen wir das, was wir immer getrieben und geſucht haben, aus unſern Gedanken, ja unſern Gliedern wieder heraus bringen.

24.

Ich tadle nicht gern, was immer dem Menſchen
Für unſchädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verſtand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderſtehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menſchen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie ſchön ſich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erſt verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche, dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend iſt ihm ein froher Gefährte der Leichtſinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilſam geſchwinde die Spuren
Tilget des ſchmerzlichen Uebels; ſobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich iſt er zu preiſen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der geſetzte Verſtand aus ſolchem Frohſinn entwickelt,

Der im Glück, wie im Unglück, ſich eifrig und thätig beſtrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und erſetzet den Schaden.

25.

Das Alter muß doch Einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch ſich auf der Stelle faſſen kann.

26.

Wenn wir in früherer Zeit leidenſchaftlich unſern eigenen Weg gehen, und um nicht irre zu werden, die Anforderungen Anderer ungeduldig ablehnen, ſo iſt es uns in ſpätern Tagen höchſt erwünſcht, wenn irgend eine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit liebevoll beſtimmen mag.

27.

Ich weiß zwar recht gut, daß gegen das brave und hoffnungsreiche altdeutſche Wort: Was Einer in der Jugend wünſcht, hat er im Alter geung! manche umgekehrte Erfahrung anzuführen, Manches daran zu deuteln ſein möchte; aber auch viel Günſtiges ſpricht dafür, und ich erkläre, was ich dabei denke.

Unſere Wünſche ſind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leiſten im Stande ſein werden. Was wir können und möchten, ſtellt ſich unſerer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnſucht nach dem, was wir ſchon im Stillen beſitzen. So verwandelt ein leidenſchaftliches Vorausergreifen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine ſolche Richtung entſchieden in unſerer Natur, ſo wird mit jedem Schritt unſerer Entwickelung ein Theil des erſten Wunſches erfüllt, bei günſtigen Umſtänden auf dem geraden Wege, bei ungünſtigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So ſieht man Menſchen durch Beharrlichkeit zu irdiſchen Gütern gelangen, ſie umgeben ſich mit Reichthum, Glanz und äußerer Ehre. Andere ſtreben noch ſicherer nach geiſtigen Vortheilen, erwerben ſich eine klare Ueberſicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüths, und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun giebt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemiſcht iſt, und deren Erfolg am ſicherſten gelingen muß. Wenn nemlich die Jugend des Menſchen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen, das Zerſtören überwiegt, und in ihm das Vorgefühl bei Zeiten erwacht, was eine ſolche Epoche erfordre und verſpreche; ſo wird er, durch äußere Anläſſe zu thätiger Theilnahme gedrängt, bald da bald dorthin greifen, und der Wunſch nach vielen Seiten wirkſam zu ſein, wird in ihm lebendig werden. Nun geſellen ſich aber zur menſchlichen Beſchränktheit noch ſo viele zufällige Hinderniſſe; daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt, und ein Wunſch nach dem andern ſich verzettelt. Waren aber dieſe Wünſche aus einem reinen Herzen entſprungen, dem Bedürfniß der Zeit gemäß; ſo darf man ruhig rechts und links liegen und fallen laſſen, und kann verſichert ſein, daß nicht allein dieſes wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, ſondern daß auch noch gar manches Verwandte, da man nie berührt, ja woran man nie gedacht hat, zum Vorſchein kommen werde. Sehen wir nun während unſeres Lebensganges dasjenige von Andern geleiſtet, wozu wir ſelbſt früher einen Beruf fühlten, ihn aber, mit manchem Andern, aufgeben mußten; dann tritt das ſchöne Gefühl ein, daß die Menſchheit zuſammen erſt der wahre Menſch iſt, und daß der Einzelne nur froh und glücklich ſein kann, wenn er den Muth hat, ſich im Ganzen zu fühlen.

Sechſte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
Tod und Selbſttödtung.

6. Ueber Tod und Selbſttödtung.

1.

Der Menſch erfährt, er ſei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!

2.

„Denkſt du nicht auch an ein Teſtament?"
Keineswegs! — Wie man vom Leben ſich trennt,
So muß man ſich trennen von Jungen und Alten,
Die werden's alle ganz anders halten.

3.

Kommt der jüngſte Tag.
Wird alles gut darnach!
Hätt's aber noch gerne gut vorher?

4.

Am jüngſten Tag, wenn die Poſaunen ſchallen
Und alles aus iſt mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet Rechenſchaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

5.

Böcke, zur Linken mit euch! ſo ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr ſollt ruhig zur Rechten mir ſtehn!
Wohl! doch eines iſt noch von ihm zu hoffen; dann ſagt er:
Seid, Vernünftige, mir grad' gegenüber geſtellt!

6.

Was räucherſt du nun deinen Todten?
Hätt'ſt du's ihm ſo im Leben geboten!

7.

Ja! Wer Eure Verehrung nicht kennte,
Euch, nicht Andern baut Ihr Monumente!

8.

Du ſollſt mit dem Tode zufrieden ſein,
Warum machſt du dir das Leben zur Pein.

9.

Schlummer und Schlaf, zwei Brüder, zum Dienſte der Götter berufen,
Bat ſich Prometheus herab ſeinem Geſchlechte zum Troſt;
Aber den Göttern ſo leicht, doch ſchwer zu ertragen den Menſchen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

10.

Wenn ich nicht denken oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt.
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinſt

Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms:
Im neuen Sonnenthal die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten!

11.

Daß ein Beſitz ſo feſt ſich hier erhält,
Wenn das Verlorne fern und ferne flieht,
Das iſt die Qual, die das geſchiedene,
Für ewig losgeriſſne Glied, aufs neue,
Dem ſchmerzergriffnen Körper fügen will,
Getrenntes Leben! wer vereinigt's wieder?
Vernichtetes! wer ſtellt es her?
Der Geiſt!
Des Menſchen Geiſt, dem nichts verloren geht,
Was er, von Werth, mit Sicherheit beſeſſen!

12.

Was iſt der Menſch, warum kann er ſein Leben
Umſonſt, und nicht für einen Beſſern geben?

13.

Ja! die Atomen alle, die ſich einſt
Zur köſtlichſten Geſtalt verſammelten,
Sie ſollen nicht in's Element zurück.

14.

Ein allgemeines Uebel iſt der Tod.
Nicht Jeden aber leitet ein gelinder Gang,
Unmerklich, in das ſtille Reich der Schatten.
Gewaltſam ſchmerzlich reißt Zerſtörung oft,
Durch Höllenqualen, in die Ruhe hin.

15.

O! Wehe! daß die Elemente nun,
Von keinem Geiſt der Ordnung mehr beherrſcht,
Im leiſen Kampf das Götterbild zerſtören.
Wenn über werdend Wachſendem, vorher,
Der Vaterſinn mit Wonne brütend ſchwebte;
So ſtockt, ſo kehrt in Moder, nach und nach,
Vor der Verzweiflung Blick, die Luſt des Lebens.

16.

O! weiſer Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernſt und langſam die Natur geknüpft,
Des Menſchenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn ſich der Geiſt, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu löſen,
Und wenn die Gluth mit tauſend Gipfeln ſich
Zum Himmel hob, und zwiſchen Dampf und Wolken

Des Adlers Fittig, deutend, ſich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlaſſnen ſtieg dem neuen Gott
Zu des Olymps verklärte Räume nach.
O! ſammle mir, in köſtliches Gefäß,
Der Aſche, der Gebeine trüben Reſt;
Daß die vergebens ausgeſtreckten Arme
Nur etwas faſſen, daß ich dieſer Bruſt,
Die ſehnſuchtsvoll ſich in das Leere drängt,
Den ſchmerzlichſten Beſitz entgegen drücke.

17.

Ja, kehre nur der holden Erdenſonne
Entſchloſſen deinen Rücken zu!
Vermeſſe dich die Pforten einzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber ſchleicht.
Hier iſt es Zeit durch Thaten zu beweiſen,
Daß Mannes-Würde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der ſich Phantaſie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzuſtreben,
Um deſſen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu dieſem Schritt ſich heiter zu entſchließen
Und, wär' es mit Gefahr; in's Nichts dahin zu fließen.

18.

Nach beſtimmten Geſetzen treten wir ins Leben ein, die Tage ſind gezählt, die uns zum Anblicke des Lichts reif machen, aber für die Lebensdauer iſt kein Geſetz. Der ſchwächſte Lebensfaden zieht ſich in unerwartete Länge, und den ſtärkſten zerſchneidet gewaltſam die Scheere einer Parze, die ſich in Widerſprüchen zu gefallen ſcheint.

19.

Wie man einen Körper, ſo lange die Verweſung dauert, nicht ganz tod nennen kann, ſo lange die Kräfte, die vergebens nach ihren alten Beſtimmungen zu wirken ſuchen, an der Zerſtörung der Theile, die ſie ſonſt belebten, ſich abarbeiten; nur dann, wenn ſich alles an einander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgültigen Staub zerlegt ſehen, dann entſteht das erbärmliche, leere Gefühl des Todes in uns, nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erquicken.

20.

Es nenne Niemand frei und weiſe ſich
Vor ſeinem Ende! Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen ſcheint.

21.

Selbſt für den Todten hofft der Lebende. Willſt du verzweifeln,
Da der Lebendige noch das Licht der Sonne genießet?
Nicht iſt feſt umzäunt die Grenze des Lebens; und Gott treibt,
Ja, es treibet der Menſch ſie zurück die Keren des Todes:
Darum laſſe nicht ſinken den Muth! Bewahre vor Frevel
Deine Lippen und ſchleuß dem feindlichen Spotte dein Ohr zu.
Oft begrub ſchon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kürzlich
Abgeſprochen, geneſet und froh der beleuchtenden Sonne.
Dränget nicht oft Poſeidon den Kiel des Schiffes gewaltig
Nach der verderblichen Syrt' und ſpaltet Planken und Ribben?
Gleich entſinket das Ruder der Hand, und des berſtenden Schiffes
Trümmer, von Männer gefaßt, zerſtreuet der Gott in den Wogen.

22.

Selbſt den Geringſten erhebt der Todesgefahren Verachtung.
Herrlich ſteht in der Schlacht ein Knecht an des Königes Seite,
Selbſt des häuslichen Weibes Ruhm verbreitet die Erde.
Immer noch wird Alkeſtis, die ſtille Gattin, genennet
Unter den Helden, die ſich für ihren Admetos dahingab.

23.

So ſchätzt der Menſch das Leben, als heiliges Kleinod,
Daß er jenen am meiſten verehrt, der es trotzig verſchmähet.
Manche Tugenden giebt's der hohen verſtändigen Weisheit,
Manche der Treu' und der Pflicht und der alles umfaſſenden Liebe;
Aber keine wird ſo verehrt von ſämmtlichen Menſchen
Als der feſtere Sinn, der, ſtatt dem Tode zu weichen,

Selbſt der Keren Gewalt zum Streite muthig heranruft.
Auch ehrwürdig ſogar, erſcheinet künft'gen Geſchlechtern
Jener, der nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entſchloſſen
Selber die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
Nimmt er den herrlichen Kranz des unverwelklichen Siegers.

24.

Der Tod hört kein Glockengeläut; umſonſt ſingen ſich hundert Pfaffen heiſer um ſeinetwillen, umſonſt ziehen lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinter ihm her; ſeine Seele ſchreitet nicht neben dem Ceremonienmeiſter. Unter dem Marmor faulen oder unter der Erde, iſt immer faulen. Um ſeinen Sarg Kinder, Freunde und Verwandte oder Niemand haben, was iſt daran gelegen?

25.

Unter den Todten giebt's immer einige, die den Lebendigen immer im Wege ſind. Was hilfts! Quisque suos patimur manes.

26.

Winkelmann dürfen wir wohl glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeins zu den Seeligen empor geſtiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden; er hat als Mann gelebt und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen; denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und ſo bleibt uns Achill als ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig.

27.

Des Todes rührendes Bild ſteht,
Nicht als Schrecken dem Weiſen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt' es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Dieſem ſtärkt es, zu künftigem Heil, im Trübſal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod.

28.

Sterben! Was heißt das? Siehe, wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe manchen ſterben ſehen: aber ſo eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeins Anfang und Ende keinen Sinn hat.

29.

Wie kann ich vergehen? wie kannſt du vergehen? Wir ſind ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das iſt wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. —

30.

Es wird mir gewiß, und immer gewiſſer, daß an dem Daſein eines Geſchöpfes wenig gelegen iſt, ganz wenig!

31.

O ſo vergänglich iſt der Menſch, daß er auch da, wo er ſeines Daſeins eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck ſeiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele ſeiner Lieben, daß er auch da verlöſchen, verſchwinden muß, und das ſo bald!

32.

Eng' iſt nun deine Wohnung! finſter deine Stätte! mit drei Schritten meſſ' ich dein Grab, o du! der du ehe ſo groß warſt! vier Steine mit mooſigten Häuptern ſind dein einziges Gedächtniß, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wiſpelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars!

33.

Warum weckſt du mich, Frühlingsluft? Du buhlſt und ſprichſt: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich ſah in meiner Schönheit, ringsum wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. —

34.

Wir werden uns wieder ſehen, wir werden uns finden, unter allen Geſtalten werden wir uns erkennen.

35.

Wir werden ſein! Aber, ſollen wir uns wieder finden? wieder erkennen?

36.

Und ob die lieben Abgeſchiedenen von uns wiſſen, ob ſie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern?

37.

Kannſt du ſagen: das iſt! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterſchnelle vorüber rollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeins ausdauert, ach! in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht, und am Felſen zerſchmettert wird? Da iſt kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her; kein Augenblick, da du nicht ein Zerſtörer biſt, ſein mußt; der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen, und ſtampft eine kleine Welt in ein ſchmähliches Grab. Ha! nicht die große, ſeltne Noth der Welt, dieſe Fluthen, dieſe Erdbeben, die eure Städte verſchlungen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende

Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumle ich beängſtigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich ſehe nichts, als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

38.

Und wenn die letzte, bangſte Krankheit dann über das Geſchöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben haſt, und ſie nun daliegt in dem erbärmlichſten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel ſieht, der Todesſchweiß auf der blaſſen Stirne abwechſelt, und du vor dem Bette ſtehſt, wie ein Verdammter, in dem innigſten Gefühl, daß du nichts vermaaſt mit deinem ganzen Vermögen, und die Angſt dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchteſt, dem untergehenden Geſchöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können.

39.

Was iſt es anders, als Menſchenſchickſal, ſein Maaß auszuleiden, ſeinen Becher auszutrinken? — Und ward mir der Kelch auf meiner Menſchenlippe zu bitter, warum ſoll ich groß thun, und mich ſtellen, als ſchmeckte er mir ſüß? Und warum ſollte ich mich ſchämen, in dem ſchrecklichen Augenblick, da mein ganzes Weſen zwiſchen Sein und Nichtſein zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finſtern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her verſinkt, und mit mir die Welt untergeht. — Iſt es da nicht die Stimme der ganz in ſich gedrängten, ſich ſelbſt ermangelnden, und unaufhaltſam hinabſtürzenden Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens anſarbeitenden Kräfte zu knirſchen. Mein Gott! mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen? Und ſollt' ich mich des Ausdruckes ſchämen, ſollte mir es vor dem Augenblicke bange ſein, da ihm der nicht entging, der die Himmel zuſammenrollt, wie ein Tuch?

40.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten! das iſt alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten ausſieht? und man nicht wiederkehrt? und daß das nun die Eigenſchaft unſers Geiſtes iſt, da Verwirrung und Finſterniß zu ahnen, wovon wir nichts Beſtimmtes wiſſen.

41.

Ich kann mir nicht vorſtellen, wie ein Menſch ſo thöricht ſein kann, ſich zu erſchießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menſchen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich ſprechen müßt; das iſt thöricht, das iſt klug, das iſt gut, das iſt bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deswegen die innern Verhältniſſe einer Handlung erforſcht? wißt ihr mit Beſtimmtheit die Urſachen zu entwickeln, warum ſie geſchah, warum ſie geſchehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht ſo eilfertig mit euren Urtheilen ſein.

Du wirſt mir zugeben, ſagte Albert, daß gewiſſe Handlungen laſterhaft bleiben, ſie mögen geſchehen, aus welchem Beweggrunde ſie wollen.

Ich zuckte die Achſeln, und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden ſich auch hier einige Ausnahmen.

Es iſt wahr, der Diebſtahl iſt ein Laſter; aber der Menſch, der, um ſich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu retten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den erſten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne ſein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde ſich in den unaufhaltſamen Freuden der Liebe verliert? Unſere Geſetze ſelbſt, dieſe kaltblütigen Pedanten, laſſen ſich rühren, und halten ihre Strafe zurück.

Das iſt ganz anders, verſetzte Albert, weil ein

Menſch, den ſeine Leidenſchaften hinreißen, alle Beſinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnſinniger angeſehen wird.

Ach, ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus. Leidenſchaft! Trunkenheit! Wahnſinn! Ihr ſteht ſo gelaſſen, ſo ohne Theilnehmung da, ihr ſittlichen Menſchen! ſcheltet den Trinker, verabſcheut den Unſinnigen, geht vorbei, wie der Prieſter, und dankt Gott, wie der Phariſäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von dieſen. Ich bin mehr als einmal trunken geweſen, meine Leidenſchaften waren nie weit vom Wahnſinn, und beides reut mich nicht; denn ich habe in meinem Maaße begreifen lernen, wie man alle außerordentliche Menſchen, die etwas Großes, etwas Unmöglichſcheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnſinnige ausſchreien mußte.

Aber auch im gemeinen Leben iſt's unerträglich, faſt einem jeden bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: der Menſch iſt trunken, der iſt närriſch! Schämt euch! ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weiſen!

Das ſind nun wieder von deinen Grillen, ſagte Albert, du überſpannſt alles, und haſt wenigſtens hier gewiß Unrecht, daß du den Selbſtmord, wovon jetzt die Rede iſt, mit großen Handlungen vergleichſt, da man es doch für nichts anders, als eine Schwäche halten kann. Denn freilich iſt es leichter zu ſterben, als ein qualvolles Leben ſtandhaft zu ertragen.

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument bringt mich ſo außer Faſſung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinſpruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's ſchon oft gehört, und mich öfter darüber geärgert hatte, und verſetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennſt das Schwäche? Ich bitte dich, laß dich vom Anſcheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen ſeufzt, darfſt du das ſchwach heißen, wenn es endlich aufgährt, und ſeine Ketten zerreißt? Ein Menſch, der über dem Schrecken, daß Feuer ſein Haus ergriffen hat, alle Kräfte geſpannt fühlt, und mit Leichtigkeit Laſten wegträgt, die er bei ruhigem Sinne kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechſen aufnimmt, und ſie überwältigt, ſind die ſchwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anſtrengung Stärke iſt, warum ſoll die Ueberſpannung das Gegentheil ſein? — Albert ſah mich an, und ſagte: Nimm mir's nicht übel, die Beiſpiele, die du da giebſt, ſcheinen hieher gar nicht zu gehören. — Es mag ſein; ſagte ich: man hat mir ſchon öfters vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an Radotage grenze. Laßt uns denn ſehen, ob wir uns auf eine andere Weiſe vorſtellen können, wie dem Menſchen zu Muthe ſein mag, der ſich entſchließt, die ſonſt angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen, denn nur in ſo fern wir mit empfinden, haben wir Ehre von einer Sache zu reden.

Die menſchliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Grenzen; ſie kann Freude, Leid, Schmerzen, bis auf einen gewiſſen Grad ertragen, und geht zu Grunde, ſo bald der überſtiegen iſt. Hier iſt alſo nicht die Frage, ob einer ſchwach oder ſtark iſt? ſondern ob er das Maaß ſeines Leidens ausdauren kann? es mag nun moraliſch oder körperlich ſein; und ich finde es eben ſo wunderbar zu ſagen, der Menſch iſt feige, der ſich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber ſtirbt.

Paradox! ſehr paradox! rief Albert aus. — Nicht ſo ſehr, als du denkſt, verſetzte ich. Du giebſt mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur ſo angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils ſo außer Wirkung geſetzt werden, daß ſie ſich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzuſtellen fähig iſt.

Nun, mein Lieber, laßt uns das auf den Geiſt anwenden. Sieh den Menſchen an in ſeiner Eingeſchränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen ſich bei ihm feſtſetzen, bis endlich eine wachſende Leidenſchaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der gelaſſene, vernünftige Menſch den Zuſtand eines Unglücklichen überſieht, vergebens, daß er ihm zuredet! Eben ſo wie ein Geſunder, der am Bette des Kranken ſteht, ihm von ſeinen Kräften nicht das geringſte einflößen kann.

42.

So eingeſchränkt der Menſch iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüße Gefühl der Freiheit und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wenn er will.

43.

Der Selbſtmord iſt ein Ereigniß der menſchlichen Natur, welches, mag auch darüber ſchon ſo viel geſprochen und gehandelt ſein, als da will, doch einen jeden Menſchen zur Theilnahme fordert, in jeder Zeit-Epoche wieder einmal verhandelt werden muß. Montesquieu ertheilt ſeinen Helden und großen Männern das Recht, ſich nach Befinden den Tod zu geben, indem er ſagt, es müſſe doch einem Jeden frei ſtehen, den fünften Akt ſeiner Tragödie da zu ſchließen, wo es ihm beliebe. Hier aber iſt von ſolchen Perſonen nicht die Rede, die ein bedeutendes Leben thätig geführt, für irgend ein großes Reich oder für die Sache der Freiheit ihre Tage verwendet, und denen man wohl nicht verargen mag, wenn ſie die Idee, die ſie beſeelt, ſo bald dieſelbe von der Erde verſchwindet, auch noch jenſeits zu verfolgen denken. Wir haben es hier mit ſolchen zu thun, denen eigentlich aus Mangel von Thaten, in dem friedlichſten Zuſtande von der Welt, durch übertriebene Forderungen an ſich ſelbſt, das Leben verleidet. Da ich ſelbſt in dem Fall war, und am beſten weiß, was für Pein ich darin erlitten, was für Anſtrengungen es mir gekoſtet, ihr zu entgehen; ſo will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die verſchiedenen Todesarten, die man wählen könnte, wohlbedächtig angeſtellt.

Es iſt etwas ſo Unnatürliches, daß der Menſch ſich von ſich ſelbſt losreiße, ſich nicht allein beſchädige, ſondern vernichte, daß er meiſtentheils zu mechaniſchen Mitteln greift, um ſeinen Vorſatz ins Werk zu richten. Wenn Ajax in ſein Schwert fällt, ſo iſt es die Laſt ſeines Körpers, die ihm den letzten Dienſt erweiſt. Wenn der Krieger ſeinen Schildträger verpflichtet, ihn nicht in die Hände der Feinde gerathen zu laſſen, ſo iſt es auch eine äußere Kraft, deren er ſich verſichert, nur eine moraliſche ſtatt einer phyſiſchen.

Frauen

Frauen ſuchen im Waſſer die Kühlung ihres Verzweifelns, und das höchſt mechaniſche Mittel des Schießgewehrs ſichert eine ſchnelle That mit der geringſten Anſtrengung. Des Erhängens erwähnt man nicht gern, weil es ein unedler Tod iſt. In England kann es am erſten begegnen, weil man dort von Jugend auf, ſo manchen hängen ſieht, ohne daß die Strafe gerade entehrend iſt. Durch Gift, durch Oeffnung der Adern gedenkt man nur langſam vom Leben zu ſcheiden, und der raffinirteſte, ſchnellſte, ſchmerzenloſeſte Tod durch eine Natter, war einer Königin würdig, die ihr Leben in Glanz und Luſt zugebracht hatte. Alles dieſes aber ſind äußere Behelfe, ſind Feinde, mit denen der Menſch gegen ſich ſelbſt einen Bund ſchließt.

44.

Jener Ekel vor dem Leben, hat ſeine phyſiſchen und ſeine ſittlichen Urſachen, jene wollen wir dem Arzt, dieſe dem Moraliſten zu erforſchen überlaſſen, und bei einer ſo oft durchgearbeiteten Materie, nur den Hauptpunkt beachten, wo ſich jene Erſcheinung am deutlichſten ausſpricht. Alles Behagen am Leben iſt auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge gegründet. Der Wechſel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüten und Früchte, und was uns ſonſt von Epoche zu Epoche entgegen tritt, damit wir es genießen können und ſollen, dieſe ſind die eigentlichen Triebfedern des irdiſchen Lebens. Je offener wir für dieſe Genüſſe ſind, deſto glücklicher fühlen wir uns; wälzt ſich aber die Verſchiedenheit dieſer Erſcheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran Theil nehmen, ſind wir gegen ſo holde Anerbietungen unempfänglich: dann tritt das größte Uebel, die ſchwerſte Krankheit ein, man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Laſt. Von Einem Engländer wird erzählt, er habe ſich aufgehangen, um nicht mehr täglich ſich aus- und anzuziehn. Ich kannte einen wackeren Gärtner, den Aufſeher einer großen Park-Anlage, der einmal mit Verdruß ausrief: ſoll ich denn immer dieſe Regenwolken von Abend gegen Morgen ziehen ſehn! Man erzählt von einem unſerer trefflichſten Männer, er habe mit Verdruß das Frühjahr wieder aufgrünen ſehn, und gewünſcht, es möchte zur Abwechſelung einmal roth erſcheinen. Dieſes ſind eigentlich die Symptome des Lebensüberdruſſes, der nicht ſelten in den Selbſtmord ausläuft, und bei denkenden, in ſich gekehrten Menſchen häufiger war, als man glauben kann.

Nichts aber veranlaßt mehr dieſen Ueberdruß, als die Wiederkehr der Liebe. Die erſte Liebe, ſagt man mit Recht, ſei die einzige: denn in der zweiten und durch die zweite geht ſchon der höchſte Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der ſie eigentlich hebt und trägt, iſt zerſtört, ſie erſcheint vergänglich, wie alles Wiederkehrende. Die Abſonderung des Sinnlichen vom Sittlichen, die in der verflochtenen kultivirten Welt die liebenden und begehrenden Empfindungen ſpaltet, bringt auch hier eine Uebertriebenheit hervor, die nichts Gutes ſtiften kann.

Ferner wird ein junger Mann, wo nicht gerade an ſich ſelbſt, doch an Andern bald gewahr, daß moraliſche Epochen eben ſo gut, wie die Jahreszeiten wechſeln. Die Gnade der Großen, die Gunſt der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, Alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es feſthalten können, ſo wenig als Sonne, Mond und Sterne; und doch ſind dieſe Dinge nicht bloße Naturereigniſſe: ſie entgehen uns durch eigne oder fremde Schuld, durch Zufall oder Geſchick, aber ſie wechſeln, und wir ſind ihrer niemals gewiß und ſicher.

Was aber den flüchtigen Jüngling am meiſten ängſtigt, iſt die unaufhaltſame Wiederkehr unſerer Fehler: denn wie ſpät lernen wir einſehen, daß wir, indem wir unſere Tugenden ausbilden, unſere

Fehler zugleich mit anbauen. Jene ruhen auf dieſen, wie auf ihrer Wurzel, und dieſe verzweigen ſich insgeheim eben ſo ſtark und ſo mannigfaltig, als jene im offenbaren Lichte. Weil wir nun unſere Tugenden meiſt mit Willen und Bewußtſein ausüben, von unſeren Fehlern aber unbewußt überraſcht werden, ſo machen uns jene ſelten einige Freude, dieſe hingegen beſtändig Noth und Qual. Hier liegt der ſchwerſte Punkt der Selbſterkenntniß, der ſie beinah unmöglich macht. Denke man ſich nun hiezu ein ſiedend jugendliches Blut, eine durch einzelne Gegenſtände leicht zu paralyſirende Einbildungskraft, hiezu die ſchwankenden Bewegungen des Tags, und man wird ein ungeduldiges Streben, ſich aus einer ſolchen Klemme zu befreien, nicht unnatürlich finden.

45.

Dem Geringſten wie dem Höchſten iſt daran gelegen, den Ort zu bezeichnen, der die irdiſchen Reſte der Seinigen aufbewahrt. Dem ärmſten Landmann, der ein Kind begräbt, iſt es eine Art von Troſt, ein ſchwaches hölzernes Kreuz auf das Grab zu ſtellen, es mit einem Kranze zu zieren, um wenigſtens das Andenken ſo lange zu erhalten, als der Schmerz währt, wenn auch ein ſolches Merkzeichen, wie die Trauer ſelbſt, durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln dieſe Kreuze in eiſerne, befeſtigen und ſchützen ſie auf mancherlei Weiſe, und hier iſt ſchon Dauer für mehrere Jahre. Doch weil auch dieſe endlich ſinken und unſcheinbar werden, ſo haben Begüterte nichts Angelegeneres, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verſpricht und von den Nachkommen erneut und aufgefriſcht werden kann. Aber dieſer Stein iſt es nicht, der uns anzieht, ſondern das darunter Enthaltene, das daneben der Erde Vertraute. Es iſt nicht ſowohl vom Andenken die Rede, als von der Perſon ſelbſt, nicht von der Erinnerung, ſondern von der Gegenwart. Ein geliebtes Abgeſchiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel, als im Denkmal; denn dieſes iſt für ſich eigentlich nur wenig; aber um daſſelbe her ſollen ſich, wie um einen Markſtein, Gatten, Verwandte, Freunde, ſelbſt nach ihrem Hinſcheiden noch verſammeln, und der Lebende ſoll das Recht behalten, Fremde und Mißwollende auch von der Seite ſeiner geliebten Ruhenden abzuweiſen und zu entfernen.

46.

Neben denen dereinſt zu ruhen, die man liebt, iſt die angenehmſte Vorſtellung, welche der Menſch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen verſammelt werden, iſt ein ſo herzlicher Ausdruck.

Es giebt mancherlei Denkmale und Markzeichen, die uns Entfernte und Abgeſchiedene näher bringen. Keins iſt von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, ſelbſt wenn es unähnlich iſt, hat was Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, ſich mit einem Freunde ſtreiten. Man fühlt auf eine angenehme Weiſe, daß man zu zweien iſt und doch nicht auseinander kann.

Man unterhält ſich manchmal mit einem gegenwärtigen Menſchen, als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu ſprechen, uns nicht anzuſehen, ſich nicht mit uns zu beſchäftigen; wir ſehen ihn, wir fühlen unſer Verhältniß zu ihm, ja ſogar unſere Verhältniſſe zu ihm können wachſen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne daß er etwas davon empfindet, daß er ſich eben blos zu uns, wie ein Bild verhält.

Man iſt niemals mit einem Portrait zufrieden, von Perſonen die man kennt. Deswegen habe ich die Portraitmaler immer bedauert. Man verlangt ſo ſelten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von dieſen fordert man's. Sie ſollen einem Jeden, ſein Verhältniß zu den Perſonen, ſeine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; ſie ſollen's nicht blos darſtellen, wie ſie einen Menſchen faſſen, ſondern, wie Jeder ihn faſſen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn ſolche Künſtler nach und nach verſtockt, gleichgültig und eigenſinnig werden. Daraus möchte denn entſtehen, was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen ſo mancher lieben und theuren Menſchen entbehren müßte.

Es iſt wohl war, die Sammlung des Architecten von Waffen und alten Geräthſchaften, die nebſt dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felſenſtücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorſorge des Menſchen ſei für die Erhaltung ſeiner Perſönlichkeit nach dem Tode. Und ſo widerſprechend ſind wir! Der Architect geſteht, ſelbſt ſolche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben und fährt dennoch fort, ſich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beſchäftigen. —

Warum ſoll man es aber ſo ſtreng nehmen? Iſt denn alles, was wir thun, für die Ewigkeit gethan? Ziehen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends wieder auszuziehen? Verreiſen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum ſollten wir nicht wünſchen, neben den Unſrigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre?

Wenn man die vielen verſunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabſteine, die über ihren Grabmälern ſelbſt zuſammengeſtürzten Kirchen erblickt; ſo kann einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberſchrift eintritt und länger darin verweilt, als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieſes Bild, dieſes zweite Daſein verliſcht früher oder ſpäter. Wie über die Menſchen, ſo auch über die Denkmäler, läßt ſich die Zeit ihr Recht nicht nehmen.

47.

Wie am Handwerker, ſo am bildenden Künſtler, kann man auf das deutlichſte gewahr werden, daß der Menſch ſich das am wenigſten zuzueignen vermag, was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlaſſen ihn, ſo wie die Vögel das Neſt, worin ſie ausgebrütet werden.

48.

Der Baukünſtler vor allen hat hierin das wunderlichſte Schickſal. Wie oft wendet er ſeinen ganzen Geiſt, ſeine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er ſich ſelbſt ausſchließen muß. Die königlichen Säle ſind ihm ihre Pracht ſchuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln zieht er eine Grenze zwiſchen ſich und dem Allerheiligſten; er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur herzerhebenden Feierlichkeit gründete, ſo wie der Goldſchmidt die Monſtranz nur von fern anbetet, deren Schmelz und Edelſteine er zuſammengeordnet hat. Dem Reichen übergiebt der Baumeiſter mit dem Schlüſſel des Palaſtes alle Bequemlichkeiten und Behäglichkeiten, ohne irgend etwas davon mitzugenießen. Muß ſich nicht allgemach auf dieſe Weiſe die Kunſt vor dem Künſtler entfernen, wenn das Werk, wie ein ausgeſtattetes Kind, nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? Und wie ſehr mußte die Kunſt ſich ſelbſt befördern, als ſie faſt allein mit dem Oeffentlichen, mit dem was allen, und alſo auch dem Künſtler gehörte, ſich zu beſchäftigen geſtimmt war!

Eine Vorſtellung der alten Völker iſt ernſt, und kann furchtbar ſcheinen. Sie dachten ſich ihre Vorſahren in großen Höhlen ringsumher auf Thronen ſitzend in ſtummer Unterhaltung. Dem Neuen der hereintrat, wenn er würdig genug war, ſtanden ſie auf und neigten ihm einen Willkommen! Geſtern als ich in der Kapelle ſaß und meinem geſchnitzten Stuhle gegenüber, noch mehrere umhergeſtellt ſah, erſchien mir jener Gedanke gar freundlich und anmuthig. Warum kannſt du nicht ſitzen bleiben? dachte ich bei mir ſelbſt, ſtill und in dich gekehrt ſitzen bleiben, lange, lange, bis endlich die Freunde kämen, denen du aufſtündeſt und ihren Platz mit freundlichem Neigen anwieſeſt. Die farbigen Scheiben machen den Tag zur ernſten Dämmerung, und Jemand müßte eine ewige Lampe ſtiften, damit auch die Nacht nicht ganz finſter bliebe.

49.

Man mag ſich ſtellen wie man will, und man denkt ſich immer ſehend. Ich glaube der Menſch träumt nur, damit er nicht aufhöre zu ſehen. Es könnte wohl ſein, daß das innere Licht einmal aus uns herausträte, ſo, daß wir keines andern mehr bedürften.

Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die rothen Beeren jener ſchlanken Bäume ſcheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, ſo wie uns der Taktſchlag des Dreſchers den Gedanken erweckt, daß in der abgeſichelten Aehre ſo viel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt.

50.

Nicht vom *Andenken*, nur vom *Platze* ſoll man ſich losſagen. Der Baukünſtler, der Bildhauer ſind höchlich intereſſirt, daß der Menſchen von ihnen, von ihrer Kunſt, von ihrer Hand, eine Dauer ſeines Daſeins erwarte; und deswegen wünſchte ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig ausgeſäet, ſondern an einem Orte aufgeſtellt, wo ſie ſich Dauer verſprechen können. Da ſelbſt die Frommen und Hohen auf das Vorrecht Verzicht thun, in den Kirchen perſönlich zu ruhen, ſo ſtelle man wenigſten dort, oder in ſchönen Hallen um die Begräbnißplätze, Denkzeichen, Denkſchriften auf. Es giebt tauſenderlei Formen, die man ihnen vorſchreiben, tauſenderlei Zierathen, womit man ſie ausſchmücken kann.

Wenn die Künſtler ſo reich ſind, verſetzte Charlotte, ſo ſagen Sie mir doch: wie kann man ſich niemals aus der Form eines kleinlichen Obeliſken, einer abgeſtutzten Säule und eines Aſchenkrugs heraus finden? Anſtatt der tauſend Erfindungen, deren Sie ſich rühmen, habe ich nur immer tauſend Wiederholungen geſehen.

Das iſt wohl bei uns ſo, entgegnete ihr der Architect, aber nicht überall. Und überhaupt mag es mit der Empfindung und der ſchicklichen Anwendung eine eigne Sache ſein. Beſonders hat es in dieſem Falle manche Schwierigkeit, einen ernſten Gegenſtand zu erheitern, und bei einem unerfreulichen nicht ins Unerfreuliche zu gerathen. Was Entwürfe zu Monumenten aller Art betrifft, deren habe ich viele geſammelt und zeige ſie gelegentlich; doch bleibt immer das ſchönſte Denkmal des Menſchen eigenes Bildniß. Dieſes giebt mehr als irgend etwas anders einen Begriff von dem was er war; es iſt der beſte Text zu vielen oder wenigen Noten; nur müßte es aber auch in ſeiner beſten Zeit gemacht ſein, welches gewöhnlich verſäumt wird. Niemand denkt daran lebende Formen zu erhalten, und wenn es geſchieht, ſo geſchieht es auf unzulängliche Weiſe. Da wird ein Todter geſchwind noch abgegoſſen, und eine ſolche Maske auf einen Block geſetzt, und das heißt man eine Büſte. Wie ſelten iſt der Künſtler im Stande, ſie völlig wieder zu beleben.

Sie haben, ohne es vielleicht zu wiſſen und zu wollen, verſetzte Charlotte, dies Geſpräch ganz zu meinen Gunſten gelenkt. Das Bild eines Menſchen iſt doch wohl unabhängig; überall wo es ſteht, ſteht es für ſich, und wir werden von ihm nicht verlangen, daß es die eigentliche Grabſtätte bezeichne. Aber ſoll ich Ihnen eine wunderliche Empfindung bekennen? ſelbſt gegen die Bildniſſe habe ich eine Art von Abneigung, denn ſie ſcheinen mir immer einen ſtillen Vorwurf zu machen; ſie deuten auf etwas Entferntes, Abgeſchiedenes und erinnern mich, wie ſchwer es ſei, die Gegenwart recht zu ehren. Gedenkt man, wie viel Menſchen man geſehen, gekannt, und geſteht ſich, wie wenig wir ihnen, wie wenig ſie uns geweſen, wie wird uns dazu Muthe! Wir begegnen dem Geiſtreichen, ohne uns mit ihm zu unterhalten, dem Gelehrten ohne von ihm zu lernen, dem Gereiſ'ten ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen ohne ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Und leider ereignet ſich dies nicht blos mit den Vorübergehenden. Geſellſchaften und Familien betragen ſich ſo gegen ihre liebſten Glieder, Städte gegen ihre würdigſten Bürger, Völker gegen ihre trefflichſten Fürſten, Nationen gegen ihre vorzüglichſten Menſchen.

Ich hörte Fragen, warum man von den Todten ſo unbewunden Gutes ſage, von den Lebenden immer mit einer gewiſſen Vorſicht. Es wurde geantwortet: weil wir von jenen nichts zu befürchten haben, und dieſe uns noch irgendwo in den Weg kommen könnten. So unrein iſt die Sorge für das Andenken der Andern; es iſt meiſt nur ein ſelbſtiſcher Scherz, wenn es dagegen ein heiliger Ernſt wäre, ſeine Verhältniſſe gegen die Ueberbliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten.

Ende des erſten Bandes.

Bei dem Verleger dieſes Werks ſind noch folgende Bücher erſchienen:

Bärmann, G. N., Hamburgiſche Chronik von Entſtehung der Stadt bis auf unſere Tage. Nach älteren und neueren Quellen abgefaßt. 2 Thle. 2te vermehrte Auflage. 8. 1824. 2 Rthlr. 8 Gr.

Bärmann, G. N., Hamburg u. Hamburgs Umgegend. Ein Hand- und Hülfsbuch für Fremde und Einheimische, nach den neuesten Angaben und den zweckmässigsten Quellen neu ausgearbeitet. Mit einer Karte vom Hamburgischen Gebiet und einer Karte von der Gegend um Hamburg, 15 Meilen in die Runde. Sauber geb. 1 Rthlr. 12 Gr.

Bärmann, G. N., Rymels und Dichtels. En Höög- un Häwel-Boock för'n plattdüüdſchen Börger un'n Buren up't Jahr 1823 van den Höög- un Häwel-Bökern dat tweede. 1823. 14 Gr.

Baldamus, K., neueſte Gedichte. 8. 1823. Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

Chrestomathia, pequena, portugueza. Petit recueil d'extraits en prose et en vers de quelques auteurs modernes portugais placés dans l'ordre d'une difficulté progressive, publié par P. G. de Massarellos. gr. 8. 800. 1 Rthlr. 8 Gr.

Cornelius Nepos Leben berühmter Feldherren. Neu überſetzt. Hamburg, 813. 12 Gr.

Dichtungen, engliſche, nach W. Scott, Lord Byron, Campbell, Moore und Andern. Ueberſetzt von Dr. Wolff. 823. Velinpapier 1 Rthlr. 8 Gr.

Geheimniß, das, v. G. Bertrand. 2 Thle. 8. 803. 2 Rthlr.

Meyer, F. J. L., Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. mit Kupf. 8. 801 — 4. 4 Rthlr. 4 Gr.

Meyer, F. J. L., Klopſtocks Gedächtnißfeyer, mit Kupf. gr. 8. 803. 20 Gr.
gr. 4to. Velinpapier 1 Rthlr. 12 Gr.

Meyer, F. J. L., Blick auf die Domkirche in Hamburg, mit Kupf. gr. 8. 803. 20 Gr.
gr. 4to. Velinpapier 1 Rthlr. 12 Gr.

Octavius oder des M. Minucius Felix. Apologie des Chriſtenthums ins Deutſche überſetzt, mit Einleitung und Anmerkungen verſehen von J. G. Rußwurm. 4to. 824. 16 Gr.

Pölitz, K. H. L., Summarien der philoſophiſchen Sittenlehre, oder propädeutiſcher Curſus einer wiſſenſchaftlichen Moral. gr. 8. 802. 2 Rthlr. 8 Gr.

Tönnies, P. D. W., über Avarie-Grosse und über die nothwendige Abhülfe häufiger Missbräuche bei derselben; mit Nachträgen und Belegen. 3te verbesserte und mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage. gr. 8. 1824 Velinpapier 20 Gr.

Tönnies, P. D. W., Chronik des Hamburger See-Assecuranz-Geschäftes im Jahr 1823. Nebst Ansichten über die geschichtlichen Wahrnehmungen des Herrn G. L. Wilh. Grasmeyer. gr. 8. 824. Velinpapier 20 Gr.

Tönnies, P. D. W., Verfolg der Chronik des Hamburger See-Assecuranz-Geschäftes im Jahr 1823 &c. 4 Gr.

Tönnies, P. D. W., Beleuchtung der Schrift des Herrn Meno Pohls, A. M. & J. U. Dr. Advocaten zu Hamburg. Bemerkungen über Havarie-Grosse &c. Nebst einem Anhange über die Vortheile der vorgeschlagenen Usance: Frei von Avarie-Grosse &c. gr. 8. 823. Velinpapier 8 Gr.

Ulrike della Marka. Dialogen aus den Zeiten der Inquiſition. Gegenſtück zu Lauretta Piſana, von Dr. Albrecht. 2 Thle. 8. Mit Kupf. 802. 2 Rthlr.

Wackerbarth, Graf von, die frühere Geschichte der Türken bis zur Vernichtung des byzantinischen Kaiserthums im Jahr 1453, dann fortgeführt bis zum Tode Kaiser Muhameds II. im Jahr 1481. Hamburg, 1823. 70 Bogen in Folio. 2 Rthlr.

Nächſtens erſcheint in meinem Verlage:

Hencke's, C. A., Engliſche Sprachlehre, nach Johnson's und Murray's Grundſätzen. 2 Thle. 35 Bogen. gr. 8.

Der erſte Theil umfaßt einen theoretiſch-practiſchen Curſus, in 60 Lehrſtunden eingetheilt. Der zweite, die Chreſtomathie zum Ueberſetzen aus dem Engliſchen ins Deutſche, und umgekehrt.

Hofm. 3480(2

Göthe's Philosophie.

Eine
vollſtändige, ſyſtematiſch geordnete
Zusammenstellung seiner Ideen
über
Leben, Liebe, Ehe, Freundſchaft, Erziehung,
Religion, Moral, Politik, Literatur,
Kunſt und Natur;
aus ſeinen
ſämmtlichen poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Werken.

Herausgegeben,
und mit einer Charakteriſtik ſeines philoſophiſchen Geiſtes
begleitet,
von
Friedrich Karl Julius Schütz,
Dr. und Profeſſor der Philoſophie.

Zweiter Band.

Hamburg, 1825.
Druck und Verlag von Friedrich Hermann Neſtler.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Göthe's Philoſophie.

Zweiter Band.

Enthaltend
die ſiebente bis eilfte Abtheilung:

Göthe's Ideen

über
Lebensphiloſophie und Klugheitslehre, Liebe, Ehe, Freundſchaft und Erziehung.

Eines ſchickt ſich nicht für Alle!
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Nur: wer ſteht, daß er nicht — falle!

Göthe.

Vorwort des Herausgebers.

In einem der wenigen, eine ſolide Geiſtesnahrung darbietenden, unſerer, kaum mehr zu zählenden, Unterhaltungsblätter; der Hammonia des Herrn Dr. Reinhold zu Hamburg, befindet ſich, (in Nro. 27. von d. J.), eine Anzeige von dem erſten Bande des vorliegenden Werkes, die der Herausgeber, ihrem Hauptinhalte nach, ſeinen Leſern hier mitzutheilen, nicht unterlaſſen kann; da ſie keine der albernen Lobhudeleien unſerer, in Müllner's Hekate Nro. 91., ſo treffend bezeichneten, „Götho-Coraxe,“ ſondern eine, im Sinn und Gefühl wahrer und würdiger Verehrung für den großen Meiſter abgefaßte, Beurtheilung dieſes Werkes enthält; worin der Zweck und Nutzen deſſelben, einfach aber gründlich, klar, und, (was leider nur ſo ſelten jetzt noch in der Kritik bei uns der Fall iſt), vollkommen in die Abſicht des Herausgebers eingehend, auseinandergeſetzt worden iſt.

„Göthe,“ heißt es daſelbſt, „iſt ein ſchwer reicher Mann, ein wahrer Capitaliſt, im genaueſten Sinne des Wortes; reich an Gedanken, reich an Philoſophie, reich an Lebensanſichten, reich an tiefer Menſchenkenntniß, und reich an — Geheimniſſen, ſonſt im Innerſten der Menſchenbruſt vergraben. Daß dem ſo iſt, wiſſen Viele, mindeſtens Alle in unſerem Deutſchlande die nicht zu erröthen brauchen, wenn ſie nach ihrem Vaterlande gefragt werden. Aber wie es uns gewöhnlich mit den rechten Capitaliſten geht, — man ſchlägt zwar ihr Beſitzthum hoch, ſehr hoch an, reicht aber dennoch nicht an den wahren Beſtand, — ſo geht es auch vielen, übrigens recht wackeren und gebildeten Deutſchen Leſern mit Göthen. Sie haben Vieles von ſeinem Reichthume erſpähet, ſie hatten Gelegenheit, ſeine Herrlichkeiten zu ſchauen in ſo vielen Dramen, Tragödien und Romanen, die gar nicht zu kennen gewiſſermaßen ſchon gegen den Anſtand wäre; aber ſo Vieles mußte ihnen doch auch noch verborgen bleiben, was verſteckt ſich hielt in ſo manchen ſeiner Werke, die, wenn ſie auch, der äußeren

Vollſtändigkeit wegen, in den Bücherſchränken aufgeſtellt wurden, doch ſelten oder nie in die Hände der meiſten Beſitzer kamen, wie dies, um nur einige Beiſpiele anzugeben, mit ſeiner Farbenlehre, den Beiträgen zur Morphologie, ſo manchem Hefte über Kunſt und Alterthum, dem Weſtöſtlichen Divan ꝛc., ſicher der Fall geweſen iſt. Es war daher ein glücklicher und fruchtbarer Gedanke des Herausgebers, eine ſyſtematiſch geordnete Gedankenleſe aus Göthe's Schriften dem Publicum vorzulegen. Ein Gedanke, der ſich mit gutem Fug auf den Göthe'ſchen Ausſpruch ſtützt: „Alles iſt nicht für Alle,“ der in den ſehr glücklich gewählten Verſen: „an den Leſer,“ welche gleichſam die Pforten des Büchleins aufſchließen, zu finden iſt. Daß bei einer ſolchen Arbeit Alles auf Auswahl, Eintheilung, Zuſammenſtellung, mit einem Worte: auf die vertraute geiſtige Bekanntſchaft des Sammlers mit dem zu epitomirenden Autor ankommt, darf hier wohl nicht erſt verſichert werden. Um ſo erfreulicher nun für das Unternehmen, daß der Herausgeber ſich hier als den Mann gezeigt hat, der zu einer ſolchen Arbeit unverkennbaren Beruf mitbrachte, wie dies jede Seite der ſo höchſt intereſſanten Sammlung, auf eine ſehr befriedigende Weiſe darthut.“

Dankbar für dieſe, wie alle ſonſtige anerkennende Theilnahme, deren er ſich auch bei dieſer literariſchen Unternehmung ſchon jetzt in reichem Maaße zu erfreuen gehabt hat; bringt der Herausgeber hier nun die zweite Gabe aus dieſem Schatzkäſtlein voll ächter Perlen und verſilberter Wunderpillen, ſeinen Leſern dar; mit dem herzlichſten **Wunſche:** daß, wenn ſie darunter auch etwelche harte Nüſſe finden ſollten, es ihnen ſämmtlich nicht an geſunden Weisheitszähnen fehlen möge, um ſie, ſelbſt auf die Gefahr hin, manche taube zu entdecken, (S. beſonders den Anhang S. 230), gehörig aufknacken zu können.

Hamburg, im April 1825.

Schütz.

Inhalt des zweiten Bandes.

Siebente Abtheilung.

Göthe's Ideen zur Lebensphiloſophie und Klugheitslehre .... Seite 1
Nro. 1 — 130. Aus den Gedichten.
" 131 u. 132. Aus dem Werther.
" 133 — 158. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
" 159. Aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren.
" 160 — 185. Aus den Wahlverwandtſchaften.
" 186 — 188. Aus Iphigenie.
" 189 — 210. Aus Taſſo.
" 211 — 214. Aus Fauſt.
" 215 — 218. Aus Egmont.
" 219 — 222. Aus Clavigo.

Nro. 223 — 225. Aus der natürlichen Tochter.
„ 226 — 228. Aus Elpenor.
„ 229 — 235. Aus Claudine von Villa bella.
„ 236. Aus Stella.
„ 237. Aus Groß Cophta.
„ 238. Aus den Geſchwiſtern.
„ 239 u. 240. Aus den Mitſchuldigen.
„ 241 u. 242. Aus den Aufgeregten.
„ 243. Aus Palaophron und Neoterpe.
„ 244 u. 245. Aus Epimenides Erwachen.
„ 246. Aus dem Triumpf der Empfindſamkeit.
„ 247 u. 248. Aus den Puppenſpielen.
„ 249. Aus Künſtlers Apotheoſe.
„ 250. Aus Miedings Tod.
„ 251. Aus den Geheimniſſen.
„ 252 u. 253. Aus Hermann und Dorothea.
„ 254 — 261. Aus dem Divan.
„ 262. Aus Winkelmann und ſein Jahrhundert.
„ 263 — 301. Aus den Heften über Kunſt und Alterthum.
„ 302 — 307. Aus Gothe's Lebensgeſchichte.
„ 308 u. 309. Aus einem Manuſcript.

Achte Abtheilung.

Gothe's Ideen über die Liebe. .... Seite 95
Nro. 1 — 54. Aus den Gedichten.
„ 55 — 58. Aus Werthers Leiden.

Nro. 59 — 80. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
" 81 — 87. Aus den Wahlverwandtſchaften.
" 88. Aus der Iphigenie.
" 89 — 95. Aus dem Taſſo.
" 96 — 100. Aus dem Fauſt.
" 101. Aus Egmont.
" 102 — 104. Aus Clavigo.
" 105 u. 106. Aus Stella.
" 107. Aus Götz von Berlichingen.
" 108 — 112. Aus der natürlichen Tochter.
" 113 — 115. Aus Elpenor.
" 116 — 119. Aus Claudine.
" 120 u. 121. Aus Erwin und Elmire.
" 122 — 128. Aus den Launen der Verliebten.
" 129. A. d. Monolog der Eliſabeth, zum Eſſex.
" 130 u. 131. Aus der Achilleis.
" 132 — 134. Aus Hermann und Dorothea.
" 135 u. 136. Aus dem Divan.
" 137. Aus dem Sammler und den Seinigen.
" 138 — 141. Aus Kunſt und Alterthum.
" 142 — 152. Aus Göthe's Leben.

Neunte Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Ehe. .... Seite 151
Nro. 1 — 5. Aus den Gedichten.
" 6. Aus Werthers Leiden.
" 7 — 14. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.

Nro. 16. Aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren.
" 15 u. 17 — 23. Aus den Wahlverwandtſchaften.
" 24 u. 25. Aus der Iphigenie.
" 26 u. 27. Aus Fauſt.
" 28. Aus den Mitſchuldigen.
" 29. Aus Clavigo.
" 30 — 33. Aus der natürlichen Tochter.
" 34 — 42. Aus Hermann und Dorothea.
" 43. Aus Rameau's Neffe.
" 44 — 47. Aus Göthe's Leben.
" 48. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.

Zehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Freundſchaft. Seite 181
Nro. 1 — 3. Aus den Gedichten.
" 4 — 6. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
" 7 u. 8. Aus den Wahlverwandtſchaften.
" 9 — 10. Aus Iphigenie.
" 11 — 19. Aus Taſſo.
" 20. Aus den Mitſchuldigen.
" 21. Aus Clavigo.
" 22 u. 23. Aus Elpenor.

Nro 24 u. 25. Aus Erwin und Elmire.
" 26 — 29. Aus Hermann und Dorothea.
" 30. Aus Winkelmann.

Eilfte Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Erziehung. Seite 195
Nro. 1 — 4. Aus den Gedichten.
" 5 — 7. Aus Werther.
" 8 — 21. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
" 22 — 29. Aus den Wahlverwandtſchaften.
" 30 u. 31. Aus dem Taſſo.
" 32 u. 33. Aus Fauſt.
" 34. Aus den Mitſchuldigen.
" 35. Aus Elpenor.
" 36. Aus der natürlichen Tochter.
" 37 — 44. Aus Hermann und Dorothea.
" 45 u. 46. Aus den Unterhaltungen der Ausgewanderten.
" 47. Aus Rameau's Neffe.
" 48 u. 49. Aus Winkelmann.
" 50. Aus Kunſt und Alterthum.
" 51 — 62. Aus Göthe's Leben.

Anhang:

Die Pädagogiſche Provinz. (Vergl. Bd. 1. S. 38.) Aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren, im Zuſammenhange dargeſtellt, vom Herausgeber. .... Seite 230

Siebente Abtheilung.

Göthe's Ideen

zur

Lebensphiloſophie und Klugheitslehre.

Zur Lebens-Philoſophie und Klugheitslehre.

I.

Gränzen der Menſchheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater,
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſä't,
Küſſ' ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.
Steh' er mit feſten,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen!

2.

Friſch, holpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Raſch in's Leben hinein!
Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein,
Vom Gebirg' zu Gebirg'
Schwebet der ewige Geiſt,
Ewigen Lebens ahndevoll.

3.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen!
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich ſagen,
Beim Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen.
Wirklich iſt es wunderſchön,
Auf der lieben Erde,
Und ich ſchwöre feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

4.

Vielfach iſt der Menſchen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch iſt manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichſte Gewinn,
Iſt ein guter, leichter Sinn.

5.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah;
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

6.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger ſein:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge ſelten ein;
Du mußt ſteigen oder ſinken,
Du mußt herrſchen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer ſein.

7.

Zum Adler ſprach die Taube:
O Freund, das wahre Glück
Iſt die Genügſamkeit
Und die Genügſamkeit,
Hat überall genug.

„O Weisheit!“ ſprach der Adler, und tief ernſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt;
Du redeſt ganz wie eine Taube!“

8.

Ach, was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer, ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer ſich zu treiben?
Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.
Eines ſchickt ſich nicht für Alle!
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Nur: wer ſteht, daß er nicht falle!

9.

Kehre nicht in dieſem Kreiſe
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weiſe,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's faſſen?
Nun, gezweifelt iſt genug!
Willſt du mich nicht glücklich laſſen,
Sorge, nun ſo mach' mich klug!

10.

Wer der Menſchen thöricht Treiben
Täglich ſieht und täglich ſchilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbſt für einen Narren gilt,
Der trägt ſchwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.

11.

Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch ſein!
Alle die Weiſeſten aller der Zeiten
Lächeln und winken und ſtimmen mit ein:
Thöricht, auf Beſſ'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

12.

Reue ſoll man doch einmal
In der Welt empfinden!
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falſchen Weiten
Sammelt euch, und ſucht, bei Zeiten,
Euch zurecht zu finden.

13.

Still und maulfaul ſaßen wir,
Wenn Philiſter ſchwätzten,
Und von göttlichem Geſang
Ihre Geklatſche ſchätzten.
Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unabläßlich ſtreben:
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und, im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben.
Den Philiſtern allzumal
Wohlgemuth zu ſchnippen!

14.

Sag' ich, wie ich es denke, ſo ſcheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unſere Meinung beſtätigt,
Aber das Hören beſtimmt nicht die Meinung. Was uns zuwider
Wäre, glauben wir wohl dem künſtlichen Redner; doch eilet
Unſer befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu ſuchen.

Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, ſo mußt du
Schmeicheln. Sprichſt du zum Volke, zu Fürſten und Königen; Allen
Mußt du Geſchichten erzählen, worin als wirklich erſcheinet,
Was ſie wünſchen, und was ſie ſelber zu leben begehren.
Wäre Homer von Allen gehört, von Allen geleſen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiſte ſich ein, es ſei auch der Hörer,
Wer er ſei, und klinget nicht immer im hohen Palaſte,
In des Königs Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyſſeus wandernde Klugheit
Auf dem Markte ſich beſſer, da wo ſich der Bürger verſammelt?
Dort, ſieht jeglicher Held in Helm und Harniſch, es ſieht hier
Sich der Bettler ſogar in ſeinen Lumpen veredelt.

15.

Nur die Fläche beſtimmt die kreiſenden Bahnen des Lebens;
Iſt ſie glatt, ſo vergißt Jeder die nahe Gefahr.

16.

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eiſernem Stabe;
Freude, führe du mich immer an roſigem Band.

17.

Freunde, treibet nur alles mit Ernſt und Liebe; die beiden
Stehn dem Deutſchen ſo ſchön!

18.

Eines kenn' ich, verehrt, ja angebetet, zu Fuße;
Auf die Scheitel geſtellt, wird es von Jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und feſt bedrückt es zufrieden die Lippe,
Doch in dem zweiten Moment iſt es der Abſcheu der Welt.
Dieſes iſt es, das Höchſte, zu gleicher Zeit das Gemeinſte;
Nun das Schönſte, ſogleich auch das Abſcheulichſte nun.
Nur im Schlürfen genieße du es, und koſte nicht tiefer;
Unter dem reizenden Schaum ſinket die Neige zu Grund.

19.

Wollt Ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Mahlet die Wolluſt — nur mahlet den Teufel dazu.

20.

Auf das empfindſame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden
Kommt die Gelegenheit, nur ſchlechte Geſellen daraus.

21.

Schwärmer prägen den Stempel des Geiſt's auf Lügen und Unſinn;
Wem der Probirſtein fehlt, hält ſie für redliches Gold.

22.

Klingeln hör' ich: es ſind die luſtigen Schlittengeläute.
Wie ſich die Thorheit doch ſelbſt in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörſt du? Mich dünkt, es iſt die eigene Kappe,
Die ſich am Ofen dir leiſ' um die Ohren bewegt.“

23.

Cäſarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Popine geſchleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Uebel des traurigen Nordens,
Als ein geſchäftiges Volk ſüdlicher Flöhe, verhaßt.

24.

Jene nenn' ich die Klügſten, die leicht ſich vom Tage belehren
Laſſen; es bringt wohl der Tag Räthſel und Löſung zugleich.

25.

Alles kann mißlingen, wir können's ertragen, vergeben;
Nur nicht, was ſich beſtrebt, reizend und lieblich zu ſeyn.

26.

Alle ſind ſie voll Honig die Blumen,
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

27.

[illegible] fröhlich dahin, gieb Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meiſters dich, und ſo genieße des Tags.

28.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer! Aber das Irren
Immer ſchadet's. Wie ſehr, ſieht man am Ende des Weg's.

29.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.

30.

Dreihundert Jahre ſind vorbei,
Werden auch nicht wieder kommen,
Sie haben Böſes, frank und frei,
Auch Gutes mitgenommen;
Und doch von beiden iſt auch Euch
Der Fülle ganz geblieben;
Entzieht Euch dem verſtorbnen Zeug,
Lebend'ges laßt uns lieben!

31.

Nichts iſt zarter, als die Vergangenheit;
Rühre ſie an wie ein glühend Eiſen;
Denn ſie wird dir ſogleich beweiſen:
Du lebeſt auch in heißer Zeit.

32.

Dummes Zeug kann man viel reden,
Kann es auch ſchreiben,
Wird weder Leib noch Seele tödten,
Es wird alles beim Alten bleiben.
Dummes aber, vor's Auge geſtellt,
Hat ein magiſches Recht;
Weil es die Sinne gefeſſelt hält,
Bleibt der Geiſt ein Knecht.

33.

Man kann nicht immer zuſammen ſtehn,
Am wenigſten mit großen Haufen,
Seine Freunde die läßt man gehn,
Die Menge läßt man laufen.

34.

Sie ſchelten einander Egoiſten;
Will jeder doch nur ſein Leben friſten.

Wenn der und der ein Egoiſt,
So denke, daß du es ſelber biſt.
Du willſt nach deiner Art beſtehn,
Mußt ſelbſt auf deinen Nutzen ſehn!
Dann werdet Ihr das Geheimniß beſitzen,
Euch ſämmtlich unter einander zu nützen;
Doch den laßt nicht zu Euch herein
Der Andern ſchadet, um etwas zu ſeyn.

35.

Wer etwas taugt, der ſchweige ſtill,
Im Stillen giebt ſich's ſchon:
Es gilt, man ſtelle ſich wie man will,
Doch endlich die Perſon.

36.

Man ſoll ſich nicht mit Spöttern befaſſen;
Wer will ſich für'nen Narren halten laſſen!
Darüber muß man ſich aber zerreißen,
Daß man Narren nicht darf Narren heißen.

37.

Habt Eures Urſprungs vergeſſen,
Euch zu Sclaven verſeſſen,
Euch in Häuſer vermauert,
Euch in Sitten vertrauert,

Kennt die goldnen Zeiten
Nur als Mährchen noch von Weiten!

38.

„Wie haſt du an der Welt noch Luſt,
Da alles ſchon dir iſt bewußt?“
Gar wohl! Das Dümmſte was geſchieht,
Weil ich es weiß, verdrießt mich nicht,
Mich könnte dies und das betrüben;
Hätt' ich's nicht ſchon in Verſen geſchrieben.

39.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er ſchon winken.

40.

Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrhaftig gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Bei Gott! ich ging' nicht wieder heraus.

41.

Vieljähriges dürft' ich euch wohl vertrauen!
Das Offenbare wäre leicht zu ſchauen,
Wenn nicht die Stunde ſich ſelbſt verzehrte,
Und, immer warnend, wenig belehrte;
Wer iſt der Kluge, wer iſt der Thor?
Wir ſind eben ſämmtlich als wie zuvor.

42.

Das Rechte, das ich viel gethan,
Das ficht mich nun nicht weiter an;
Aber das Falſche, das mir entſchlüpft,
Wie ein Geſpenſt mir vor Augen hüpft.

43.

Alt-Thümer ſind ein böſes Ding,
Ich ſchätze ſie aber nicht gering;
Wenn nur Neu-Thümer, in allen Ehren,
Auch um ſo Vieles beſſer wären.

44.

„Irrthümer ſollen uns plagen?
Iſt nicht an unſer Heil gedacht?“
Halb-Thümer ſolltet ihr ſagen,
Wo Halb und Halb kein Ganzes macht.

45.

X hat ſich nie des Wahren befliſſen,
Im Widerſpruche fand er's;
Nun glaubt er alles beſſer zu wiſſen,
Und weiß es nur anders.

46.

Sagt nur nichts halb;
Ergänzen, welche Pein!
Sagt nur nichts grob;
Das Wahre ſpricht ſich rein.

47.

Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

48.

Fremde Kinder, wir lieben ſie nie ſo ſehr, als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, iſt uns dem Herzen ſo nah.

49.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe ſie vor, dem nützlichen
Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns
erregt.

50.

Habt ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern iſt es und euch ein Gift.

51.

Thu' deine Sache und thu' ſie recht,
Halt feſt und ehre deinen Orden;
Hältſt du aber die Andern für ſchlecht,
So biſt du ſelbſt ein Pedant geworden.

52.

Haſt du einmal das Rechte gethan,
Und ſieht ein Feind nur Scheeles daran;
So wird er gelegentlich, ſpät oder früh,
Daſſelbe thun, er weiß nicht wie.

53.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt;
So thu' als hätteſt du's nicht gezählt;
Er wird es in ſein Schuldbuch ſchreiben,
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

54.

Nur mit dem Grillenfänger
Halten wir's nicht liberal;
Fürchten hinter dieſen Launen,
Dieſem ausſtaffirten Schmerz,
Dieſen trüben Augenbraunen,
Leerheit oder ſchlechtes Herz.

55.

Ihr ſucht die Menſchen zu benennen,
Und glaubt am Namen ſie zu kennen.
Wer tiefer ſieht, geſteht ſich frei,
Es iſt was Anonymes dabei.

56.

Ich bin nun einmal wie ich bin,
Nimm mich nur ſo hin!
Willſt du beſſre beſitzen,
So laß dir ſie ſchnitzen.
Ich bin nun wie ich bin;
So nimm mich nur hin!

57.

Wie einer denkt, iſt einerlei,
Was einer thut, iſt zweierlei;
Macht er's gut, ſo iſt es recht,
Geräth es nicht, ſo bleibt es ſchlecht.

58.

Wohl unglückſelig iſt der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt ſich, was er nicht verſteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

59.

Es ließe ſich alles trefflich ſchlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

60.

Wenn man fürs Künftige etwas erbaut,
Schief wird's von vielen angeſchaut.
Thuſt du was für den Augenblick,
Vor allem opfre du dem Glück.

61.

Zwiſchen heut und morgen
Liegt eine lange Friſt.
Lerne ſchnell beſorgen,
Da du noch munter biſt.

62.

Thuſt du zur rechten Zeit dich regen,
Wirſt du's bequemer haben mögen,
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

63.

Der entſchließt ſich doch gleich,
Den heiß' ich brav und kühn!
Er ſpringt in den Teich,
Dem Regen zu entfliehn.

64.

Kaum hatt' ich mich in die Welt geſpielt
Und fing an aufzutauchen,
Als man mich ſchon ſo vornehm hielt,
Mich zu mißbrauchen.

65.

Ja, ſchelte nur und fluche fort,
Es wird ſich beſſres nie ergeben,
Denn Troſt iſt ein abſurdes Wort:
Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben.

66.

„Immer denk' ich: mein Wunſch iſt erreicht,
Und gleich gehts wieder anders her!“
Zerſtückle das Leben, du machſt dir's leicht;
Vereinige es, und du machſt dir's ſchwer.

67.

Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienſt erkennen.

68.

Magſt du einmal mich hintergehen!
Merk' ich's, ſo laſſ' ich's wohl geſchehen;
Geſtehſt du mir's aber in's Geſicht,
In meinem Leben verzeih' ich's nicht.

69.

Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue,
Jene vermehrt die Schuld,
Dieſe ſchafft neue.

70.

Die Welt iſt nicht aus Brei und Muß geſchaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Biſſen giebt es zu kauen:
Wir müſſen erwürgen oder ſie verdauen.

71.

Das ſind mir allzuböſe Biſſen,
An denen die Gäſte erwürgen müſſen.

72.

Genieße, was der Schmerz dir hinterließ!
Iſt Noth vorüber, ſind die Nöthen ſüß.

73.

Was giebt uns wohl den ſchönſten Frieden,
Als frei am eignen Glück zu ſchmieden.

74.

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage,
Wirſt du die Krämer-Wage nehmen,
So wirſt du dich ſchämen, und dich bequemen.

75.

Was willſt du lange vigiliren,
Dich mit der Welt herum vexiren?
Nur Heiterkeit und grader Sinn,
Verſchafft dir endlichen Gewinn.

76.

Wem wohl das Glück die ſchönſte Palme beut?
Wer freudig thut, ſich des Gethanen freut.

77.

Viel Rettungsmittel bieteſt du! was heißt es?
Die beſte Rettung iſt die Gegenwart des Geiſtes!

78.

Laß Neid und Mißgunſt ſich verzehren,
Das Gute werden ſie nicht wehren.
Denn, Gott ſei Dank! es iſt ein alter Brauch;
So weit die Sonne ſcheint, ſo weit erwärmt ſie auch.

79.

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebſt und leibſt,
Daß du nur immer derſelbe bleibſt.

80.

Was fragſt du viel: wo will's hinaus,
Wo, oder wie kann's enden?
Ich dächte, Freund, du bliebſt zu Haus,
Und ſprächſt mit deinen Wänden.

81.

Was ich nicht weiß,
Macht mich nicht heiß,
Und was ich weiß
Machte mich heiß,
Wenn ich nicht wüßte,
Wie's werden müßte.

82.

„Du kommſt nicht in's Ideen-Land!"
So bin ich doch am Ufer bekannt,
Wer die Inſeln nicht zu erobern glaubt,
Dem iſt Ankerwerfen doch wohl erlaubt.

83.

Viel Gewohnheiten darfſt du haben,
Aber keine Gewohnheit!
Dies Wort unter des Dichters Gaben,
Halte nicht für Thorheit.

84.

„Du haſt nicht Recht!" das mag wohl ſein;
Doch das zu ſagen iſt klein,
Habe mehr Recht als ich! das wird was ſein.

45.

Geht's in der Welt dir endlich ſchlecht,
Thu' was du willſt, nur hab' nicht Recht!

86.

Willſt du dich deines Werthes freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.

87.

Was ſoll ich viel lieben, was ſoll ich viel haſſen;
Man lebt nur vom Leben laſſen.

88.

Mit Narren leben wird dir gar nicht ſchwer,
Erhalte nur ein Tollhaus um dich her.

89.

Glaube nur, du haſt viel gethan,
Wenn du dir Geduld gewöhneſt an.

90.

Laß nur die Sorge ſein
Das giebt ſich alles ſchon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

91.

Ohne Umſchweife
Begreife,
Was dich mit der Welt entzweit.
Nicht will ſie Gemüth, will Höflichkeit.

92.

Gemüth muß verſchleifen,
Höflichkeit läßt ſich mit Händen greifen.

93.

Nichts leichter als dem Dürftigen ſchmeicheln;
Wer mag aber ohne Vortheil heucheln.

94.

Gleich zu ſein unter Gleichen,
Das läßt ſich ſchwer erreichen:
Du müßteſt ohne Verdrießen,
Wie der Schlechteſte zu ſein dich entſchließen.

95.

Seh' ich an Andern große Eigenſchaften,
Und wollen die an mir auch haften,
So werd' ich ſie in Liebe pflegen,
Gehts nicht, ſo thu' ich was anders dagegen.

96.

Eigenheiten, die werden ſchon haften;
Cultivire deine Eigenſchaften.

97.

Wenn Jemand ſich wohl im Kleinen däucht,
Er denke, der hat ein Großes erreicht.

98.

Bequeme dich dem Heißen, wie dem Kalten;
Dir wird die Welt, du wirſt ihr nie veralten.

99.

Entzwei und gebiete! Tüchtig Wort:
Verein und leite! Beſſ'rer Hort.

100.

Wenn du laut den Einzelnen ſchiltſt, er wird ſich verſtecken,
Wie ſich die Menge verſteckt, wenn du im Ganzen ſie lobſt.

101.

Benutze redlich deine Zeit!
Willſt was begreifen, ſuch's nicht weit.

102.

Draußen zu wenig oder zu viel,
Zu Hauſe nur iſt Maaß und Ziel.

103.

Willſt du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

104.

Keiner beſcheidet ſich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und ſo habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

105.

Es kenne nur Jeder den eigenen, gönne dem Andern
Seinen Vortheil, ſo iſt ewiger Friede gemacht.

106.

„Wie konnte der denn das erlangen?"
Er iſt auf Fingerchen gegangen.

107.

Ein Kranz iſt gar viel leichter binden
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

108.

Was hat dir das arme Glas gethan?
Sieh deinen Spiegel nicht ſo häßlich an.

109.

Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet
Erſt nach Oben, und dann erſt in der Tiefe hinab,
Doch ein andrer gefällt mir nicht ſo; er gehorchet den Winden
Und ſein ganzes Talent löſ't ſich in Bücklingen auf.

110.

Du mußt dich niemals mit Schwur vermeſſen:
Von dieſer Speiſe will ich nicht eſſen.

111.

Soll dein Compaß dich richtig leiten,
Hüte dich vor Magnetſtein', die dich begleiten.

112.

Willſt luſtig leben,
Seh' mit zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen um einzuſtecken,
Da gleichſt du Prinzen
Plünderſt und beglückſt Provinzen.

113.

Wohl, wer auf rechter Spur
Sich in der Stille ſiedelt;
Im Offnen tanzt ſich's nur,
So lang' Fortuna fiedelt.

114.

Daß Glück ihm günſtig ſei,
Was hilfts dem Töffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel.

115.

Wer recht bequem iſt und faul,
Flög' dem eine gebratne Taube ins Maul,
Er würde höchlich ſich's verbitten,
Wär ſie nicht auch geſchickt zerſchnitten.

116.

Will Vogelſang dir nicht gerathen;
So magſt du deinen Schuhu braten.

117.

Wer ſich nicht nach der Decke ſtreckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

118.

Mußt deine Caſtanien nicht zu lange braten;
Sie werden dir ſonſt alle zu Kohlen gerathen.

119.

Wüßte nicht, was ſie Beßres erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.

120.

Mit einem Herren ſteht es gut,
Der, was er befohlen, ſelber thut.

121.

Kein tolleres Verſehn kann ſein,
Giebſt einem ein Feſt, und lädſt ihn nicht ein.

122.

Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch ſoll es mit Wonne getrunken ſein,
So wünſch' ich mir künſtlichen griechiſchen Becher.

123.

In des Weinſtocks herrliche Gaben
Gießt ihr mir ſchlechtes Gewäſſer!
Ich ſoll immer Unrecht haben,
Und weiß es beſſer.

124.

Wer Ohren hat, ſoll hören;
Wer Geld hat, ſoll's verzehren.

125.

Der Hypochonder iſt bald curirt,
Wenn uns das Leben recht cujonirt.

126.

Du biſt ſehr eilig, meiner Treu!
Du ſuchſt die Thür und läufſt vorbei.

127.

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh' und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz, ein grober Keil;
Auf einen Schelmen: anderthalbe.

128.

„Geht dir denn das von Herzen
Was man von dir hört und lieſt?" —
Sollte man das nicht beſcherzen
Was uns verdrießt?

129.

Wenn ich den Scherz will ernſthaft nehmen,
So ſoll mich Niemand drum beſchämen;
Und wenn ich den Ernſt will ſcherzhaft treiben,
So werd' ich immer derſelbe bleiben.

130.

Vanitas! vanitum! vanitas!

Ich hab' meine Sach' auf Nichts geſtellt!
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt;
Juchhe!
Und wer will mein Kamerade ſein,
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein,
Bei dieſer Neige Wein.

Ich ſtellt' meine Sach' auf Geld und Gut,
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth.
O weh!
Die Münze rollte hier und dort;
Und haſcht' ich ſie an einem Ort,
Am andern war ſie fort.

Auf Weiber ſtellt' ich nun meine Sach',
Juchhe!
Daher kam mir viel Ungemach,
O weh!
Die falſche ſucht' ſich ein ander Theil,
Die treue machte mir Langeweil;
Die beſte war — nicht feil.

Ich ſtellt' meine Sach' auf Reiſ' und Fahrt;
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart.
O weh!
Und mir behagt' es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht;
Niemand verſtand mich recht.

Ich ſtellt' meine Sach' auf Ruhm und Ehr',
Juchhe!
Und ſieh! gleich hatte ein Andrer mehr.
O weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan,
Da ſahen die Leute ſcheel mich an,
Hatte Keinem Recht gethan.

Ich hatt' meine Sach' auf Kampf und Krieg;
Juchhe!
Und uns gelang ſo mancher Sieg.
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein;
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſein,
Und ich — verlor ein Bein.

Nun hab' ich meine Sach' auf Nichts geſtellt!
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt!
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus.
Nur trinkt mir alle Neigen aus;
Die letzte muß heraus!

131.

Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Menſch, der um Anderer willen, ohne daß es ſeine eigene Leidenſchaft, ſein eigenes Bedürfniß iſt, ſich um Geld oder Ehre, oder ſonſt was abarbeitet, iſt immer ein Thor.

132.

Wir Menſchen beklagen uns oft, daß der guten Tage ſo wenig ſind, und der ſchlimmen ſo viele, und wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen, das uns Gott für jeden Tag bereitet; wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. — Wenn wir mit all unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur immer gerade fortarbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit unſerem Schlendern und Laviren, es weiter bringen, als andere mit ihrem Segeln und Rudern, und das iſt doch wohl ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man andern gleich oder gar vorläuft.

133.

So bald der Menſch an mannigfaltige Thätigkeit oder mannigfaltigen Genuß Anſpruch macht, ſo muß er auch fähig ſeyn, mannigfaltige Organe an ſich gleichſam unabhängig von einander auszubilden. Wer Alles und Jedes in ſeiner ganzen Menſchheit thun oder genießen will, wer Alles außer ſich zu einer ſolchen Art von Genuß verknüpfen will, der wird ſeine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hinbringen. Wie ſchwer iſt es, was ſo natürlich ſcheint, eine gute Statue, ein treffliches Gemälde, an und für ſich zu betrachten, den Geſang um des Geſangs willen zu vernehmen, den Schauſpieler im Schauſpieler zu bewundern, ſich eines Gebäudes um ſeiner eigenen Harmonie und ſeiner Dauer willen zu erfreuen. Nun ſieht man aber meiſt die Menſchen entſchiedene Werke der Kunſt geradezu behandeln, als wenn es ein weicher Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen ſoll ſich der gebildete Marmor ſogleich wieder ummodeln, das feſtgemauerte Gebäude ſich ausdehnen oder zuſammenziehen, ein Gemählde ſoll lehren, ein Schauſpiel beſſern, und Alles ſoll Alles werden. Eigentlich aber, weil die meiſten Menſchen ſelbſt formlos ſind, weil ſie ſich und ihrem Weſen ſelbſt keine Geſtalt geben können, ſo arbeiten ſie, den Gegenſtänden ihre Geſtalt zu nehmen, damit ja Alles loſer und lockrer Stoff werde, wozu ſie auch gehören. Alles reduciren ſie zuletzt auf den ſogenannten Effekt, Alles iſt relativ, und ſo wird auch Alles relativ, außer dem Unſinn und der Abgeſchmacktheit, die denn auch ganz abſolut regiert.

134.

Der Menſch iſt ſo geartet, ſich mit dem Gemeinſten abzufinden. Geiſt und Sinne ſtumpfen ſich ſo leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei ſich auf alle Weiſe erhalten ſollte. Denn einen ſolchen

Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen, iſt die Urſache, daß viele Menſchen am Albernen und Abgeſchmackten, wenn es nur neu iſt, Vergnügen finden. Man ſollte alle Tage, wenigſtens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht leſen, ein treffliches Gemählde ſehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, auch einige vernünftige Worte ſprechen.

135.

Für den Menſchen iſt nur das Eine ein Unglück, wenn ſich irgend eine Idee bei ihm feſtſetzt, die keinen Einfluß in's thätige Leben hat, oder ihn wohl gar vom thätigen Leben abzieht.

136.

Was es auch ſei, der Verſtand oder die Empfindung, das uns Eins vor dem Andern wählen heißt, ſo iſt Entſchiedenheit und Folge, nach meiner Meinung, das Verehrungswürdigſte am Menſchen. Man kann die Waare und das Geld nicht zugleich haben; und der iſt eben ſo übel daran, dem es immer nach der Waare gelüſtet, ohne daß er das Herz hat, das Geld hinzugeben, als der, den der Kauf reut, wenn er die Waare in Händen hat. Aber ich bin weit entfernt, die Menſchen deshalb zu tadeln;

denn ſie ſind eigentlich nicht Schuld; ſondern die verwickelte Lage, in der ſie ſich befinden, und in der ſie ſich nicht immer allein zu regieren wiſſen. — So wird man zum Beiſpiel, im Durchſchnitt, weniger tolle Wirthe auf dem Lande, als in den Städten finden, und wieder in kleinen Städten weniger, als in großen; und warum? Der Menſch iſt zu einer beſchränkten Lage geboren: einfache, nahe, beſtimmte Zwecke vermag er einzuſehen, und er gewöhnt ſich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand ſind; ſo bald er aber ins Weite kommt, weiß er weder was er will, noch was er ſoll, und es iſt ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenſtände zerſtreut, oder ob er durch die Höhe und Würde derſelben außer ſich geſetzt werde. Es iſt immer ſein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu ſtreben, mit dem er ſich durch eine regelmäßige Selbſtthätigkeit nicht verbinden kann.

Fürwahr, ohne Ernſt iſt in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menſchen nennen, iſt eigentlich wenig Ernſt zu finden; ſie gehen, ich möchte ſagen, gegen Arbeiten und Geſchäfte, gegen Künſte, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbſtvertheidigung zu Werke; man lebt, wie man ein Pack Zeitungen lieſt; nur damit man ſie los werde, und es fällt mir dabei jener junge Engländer in Rom ein, der Abends, in einer

Geſellſchaft, ſehr zufrieden erzählte: daß er doch heute ſechs Kirchen und zwei Gallerien bei Seite gebracht habe. Man will Mancherlei wiſſen und kennen, und gerade das, was einem am wenigſten angeht; und man bemerkt nicht, daß kein Hunger dadurch geſtillt wird, wenn man nach der Luft ſchnappt. Wenn ich einen Menſchen kennen lerne, frage ich ſogleich, womit beſchäftigt er ſich? und wie und in welcher Folge? und mit der Beantwortung der Frage iſt auch mein Intereſſe an ihm auf Zeitlebens entſchieden.

137.

Des Menſchen größtes Verdienſt bleibt wohl, wenn er die Umſtände, ſo viel als möglich *beſtimmt* und ſich ſo wenig als möglich, von ihnen beſtimmen *läßt*. Das ganze Weltweſen liegt vor uns, wie ein große Steinbruch vor dem Baumeiſter, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus dieſen zufälligen Naturmaſſen, ein in ſeinem Geiſte entſprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Feſtigkeit zuſammenſtellt. Alles außer uns iſt nur Element, ja auch Alles *an* uns; aber tief *in* uns liegt die ſchöpferiſche Kraft, die das zu erſchaffen vermag, was ſein ſoll, und uns nicht ruhen und raſten läßt, bis wir es außer uns, oder an uns, auf eine oder die andere Weiſe, dargeſtellt haben. Der hat unſtreitig das beſte Theil erwählt, der ſein ſittliches Weſen, und eine tiefe liebevolle Natur, mit ſich ſelbſt und mit dem höchſten Weſen übereinſtimmend zu machen ſucht, indeß die Andern wohl auch nicht zu tadeln ſind, die den ſinnlichen Menſchen in ſeinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen ſuchen.

138.

Welcher Menſch in der Welt, der ohne innern Beruf ein Handwerk, eine Kunſt oder irgend eine Lebensart ergriffe, müßte nicht ſeinen Zuſtand unerträglich finden? Wer mit einem Talente zu einem Talente geboren iſt, findet in demſelben ſein ſchönſtes Daſein! Nichts iſt auf der Erde ohne Beſchwerlichkeit! Nur der innere Trieb, die Luſt, die Liebe helfen uns Hinderniſſe überwinden, Wege bahnen, und uns aus dem engen Kreiſe, worin ſich andere kümmerlich abängſtigen, emporheben.

139.

Das Gewebe dieſer Welt iſt aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet, die Vernunft des Menſchen ſtellt ſich zwiſchen Beide, und weiß ſie zu beherrſchen; ſie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres

Daſeins; das Zufällige weiß ſie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem ſie feſt und unerſchütterlich ſteht, verdient der Menſch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der ſich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkührliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuſchreiben möchte, welcher zu folgen ſogar eine Religion ſei. Heißt das etwas weiter, als ſeinem eignen Verſtande entſagen, und ſeinen Neigungen unbedingten Raum zu geben? Wir bilden uns ein, fromm zu ſeyn, indem wir ohne Ueberlegung hinſchlendern, uns durch angenehme Zufälle determiniren laſſen, und endlich dem Reſultate eines ſolchen ſchwankenden Lebens, den Namen einer göttlichen Führung geben.

40.

Ich kann mich nur über den Menſchen freuen, der weiß, was ihm und Andern nütze iſt, und ſeine Willkühr zu beſchränken arbeitet. Jeder hat ſein eigen Glück unter den Händen, wie der Künſtler eine rohe Materie, die er zu einer Geſtalt umbilden will. Aber es iſt mit dieſer Kunſt, wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, ſie will gelernt und ſorgfältig ausgeübt ſeyn.

141.

Unglaublich iſt es, was ein gebildeter Menſch für ſich und Andere thun kann, wenn er, ohne herrſchen zu wollen, das Gemüth hat, Vormund von Vielen zu ſeyn; ſie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu thun, was ſie doch Alle gerne thun möchten und ſie zu ihren Zwecken führt, die ſie meiſt recht gut im Auge haben, und nur die Wege dazu verfehlen.

142.

Es iſt eine ſchöne Empfindung, wenn wir uns alter Zeiten und alter unſchädlicher Irrthümer erinnern, beſonders, wenn es in einem Augenblick geſchieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umſehen, und den zurückgelegten Weg überſchauen können. Es iſt ſo angenehm, ſelbſtzufrieden ſich mancher Hinderniſſe zu erinnern, die wir oft mit einem peinlichen Gefühle für unüberwindlich hielten, und dasjenige, was wir jetzt entwickelt ſind, mit dem zu vergleichen, was wir damals unentwickelt waren.

143.

Zu einer gewiſſen gleichen, fortdauernden Gegenwart brauchen wir nur Verſtand, und wir werden auch nur zu Verſtand, ſo daß wir das Außerordentliche, was jeder gleichgültige Tag, von uns fordert, nicht mehr ſehen, und wenn wir es erkennen, doch tauſend Entſchuldigungen finden, es nicht zu thun. Ein verſtändiger Menſch iſt viel für ſich, aber für's Ganze iſt er wenig.

144.

Es iſt ein trauriges Geſchäft, wenn man über die Vorzüge Anderer in einem Augenblicke denken ſoll, da man mit ſich ſelbſt uneins iſt; ſolche Betrachtungen ſtehen dem *ruhigen* Manne wohl an, nicht dem, der von Leidenſchaft und Ungewißheit bewegt iſt. — Ruhig und vernünftig zu betrachten iſt zu keiner Zeit ſchädlich, und indem wir uns gewöhnen, über die Vorzüge Anderer zu denken, ſtellen ſich die unſern unvermerkt ſelbſt an ihren Platz, und jede falſche Thätigkeit, wozu uns die Phantaſie lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben.

145.

Thätig zu ſeyn, iſt des Menſchen erſte Beſtimmung, und alle Zwiſchenzeiten, in denen er auszuruhen genöthigt iſt, ſollte er anwenden, eine deutliche Erkenntniß der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals ſeine Thätigkeit erleichtert.

146.

Wer ſich der Einſamkeit ergiebt,
Ach! der iſt bald allein;
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn ſeiner Pein.

147.

Schreitet, ſchreitet ins Leben zurück! Nehmet den heiligen Ernſt mit hinaus, denn der Ernſt, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

148.

Der Menſch iſt dem Menſchen das Intereſſanteſte, und ſollte ihn vielleicht ganz allein intereſſiren. Alles Andere, was uns umgiebt, iſt entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, deſſen wir uns bedienen. Je mehr wir uns dabei aufhalten, je mehr wir darauf merken und Theil daran nehmen, deſto ſchwächer wird das Gefühl unſeres eignen Werthes und das Gefühl der Geſellſchaft. Die Menſchen, die einen großen Werth auf Gärten, Gebäude, Kleider, Schmuck oder irgend ein Beſitzthum legen, ſind weniger geſellig und gefällig; ſie verlieren die Menſchen aus den Augen, welche zu erfreuen und zu verſammeln nur ſehr wenigen glückt. Sehen wir es nicht auf dem Theater? Ein guter

Schauſpieler macht uns bald eine elende, unſchickliche Dekoration vergeſſen, dahingegen das ſchönſte Theater den Mangel an guten Schauſpielern erſt recht fühlbar macht.

149.

Iſt denn das Leben blos wie eine Rennbahn, wo man ſogleich ſchnell wieder umkehren muß, wenn man das Ende erreicht hat? Und ſteht das Vortreffliche nur wie ein feſtes, unverrücktes Ziel da, von dem man ſich eben ſo ſchnell mit raſchen Pferden wieder entfernen muß, als man es erreicht zu haben glaubt? Anſtatt daß jeder Andere, der nach irdiſchen Waaren ſtrebt, ſie ſich in den verſchiedenen Himmelsgegenden, oder wohl gar auf der Meſſe und dem Jahrmarkt anſchaffen kann.

150.

Wenn wir die Menſchen nur nehmen, wie ſie ſind, ſo machen wir ſie ſchlechter; wenn wir ſie behandeln, als wären ſie, was ſie ſeyn ſollten, ſo bringen wir ſie dahin, wohin ſie zu bringen ſind.

151.

Es giebt Fälle im Leben, die ſich wohl beſſer nach und nach, unter Schweigen und Erwarten aufklären, als durch vieles Reden, wodurch immer eine Art von Verlegenheit und Gährung entſteht.

152.

Lange Ueberlegungen zeigen gewöhnlich, das man den Punkt nicht im Auge hat, von dem die Rede iſt; übereilte Handlungen, daß man ihn durchaus nicht kennt.

153.

Entflieht der Nacht! Tag und Luſt und Dauer iſt das Loos der Lebendigen.

154.

Das iſt mein luſtiges Glaubensbekenntniß: ſeine Geſchäfte verrichtet, Geld geſchafft, ſich mit den Seinigen luſtig gemacht, und um die übrige Welt ſich nicht mehr bekümmert, als inſofern man ſie nutzen kann.

155.

Ich finde nichts vernünftiger in der Welt, als von den Thorheiten Anderer Vortheil zu ziehen.

156.

Ein edleres Vergnügen freilich wäre es, die Menſchen von ihren Thorheiten zu heilen. Doch wie ich ſie kenne, möchte das wohl ein eitles Beſtreben ſeyn. Es gehört ſchon etwas dazu, wenn ein einziger Menſch klug und reich werden ſoll, und meiſtens wird er es auf Unkoſten der Andern.

157.

Was müſſen Natur und Kunſt, was Handel, Gewerke und Gewerbe zuſammen ſchaffen, bis ein Gaſtmahl gegeben werden kann! Wie viel Jahre muß der Hirſch im Walde, der Fiſch im Fluß oder Meere zubringen, bis er unſere Tafel zu beſetzen würdig iſt, und was hat die Hausfrau, die Köchin, nicht alles in der Küche zu thun? Mit welcher Nachläſſigkeit ſchlürft man die Sorge des entfernteſten Winzers, des Schiffers, des Kellermeiſters, beim Nachtiſche hinunter, als müſſe es nur ſo ſeyn. Und ſollten alle dieſe Menſchen nicht arbeiten, nicht ſchaffen und bereiten, ſollte der Hausherr das Alles nicht ſorgfältig zuſammen bringen und zuſammen halten, weil am Ende der Genuß nur vorübergehend iſt? Aber kein Genuß iſt vorübergehend: denn der Eindruck, den er zurückläßt, iſt bleibend, und was man mit Fleiß und Anſtrengung thut, theilt, dem Zuſchauer ſelbſt, eine verborgene Kraft mit, von der man nicht wiſſen kann, wie weit ſie wirkt.

158.

Nachdem ich *etwas* erfahren hatte, kam es mir erſt vor, als ob ich gar nichts wiſſe, und ich hatte Recht: denn es fehlte mir der *Zuſammenhang*, und *darauf* kommt doch eigentlich Alles an.

159.

Das *Geheimniß* hat ſehr große Vortheile; denn wenn man dem Menſchen gleich und immer ſagt, worauf Alles ankommt, ſo denkt er: es ſei *Nichts dahinter*.

160.

Trenne alles was eigentlich *Geſchäft* iſt, vom *Leben*! Das Geſchäft verlangt Ernſt und Strenge, das Leben Willkühr; das Geſchäft die reinſte Folge, dem Leben thut eine Inconſequenz oft Noth, ja ſie iſt liebenswürdig und erheiternd. Biſt du bei dem einen ſicher, ſo kannſt du in dem andern deſto freier ſein; anſtatt daß bei einer Vermiſchung das Sichere durch das Freie weggeriſſen, und aufgehoben wird.

161.

Selbſtbeherrſchung in außerordentlichen Fällen gewöhnt uns ſogar einen *gemeinen* Fall mit

Verſtellung zu behandeln, macht uns geneigt, indem wir ſo viel Gewalt über uns ſelbſt üben, unſere Herrſchaft auch über die andern zu verbreiten, um uns durch das, was wir äußerlich gewinnen, für dasjenige, was wir innerlich entbehren, gewiſſermaßen ſchadlos zu halten.

An dieſe Geſinnung ſchließt ſich meiſt eine Art heimlicher Schadenfreude, über die Dunkelheit der andern, über das Bewußtloſe, womit ſie in eine Falle gehen. Wir freuen uns nicht allein über das gegenwärtige Gelingen, ſondern zugleich auch auf die künftig überraſchende Beſchämung.

162.

Widerſpruch und Schmeichelei machen beide ein ſchlechtes Geſpräch. Die angenehmſten Geſellſchaften ſind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet.

163.

Eigentlich müßte man keinen Zuſtand, der länger dauern, ja der ein eigentlicher Beruf, eine Lebensweiſe werden ſoll, mit einer Feierlichkeit anfangen. Man feiere nur, was glücklich vollendet iſt. Alle Ceremonien zum Anfang, erſchöpfen Luſt und Kräfte, die doch das Streben hervorbringen, und uns bei einer fortgeſetzten Mühe beiſtehen ſollen.

164.

Niemand würde viel in Geſellſchaft ſprechen, wenn er ſich bewußt wäre, wie oft er die Andern mißverſteht.

165.

Wer vor Andern lange allein ſpricht, ohne den Zuhörern zu ſchmeicheln, erregt Widerwillen.

166.

Einen guten Gedanken den wir leſen, Etwas Auffallendes, das wir gehört, tragen wir wohl in unſer Tagebuch ein. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unſerer Freunde, eigenthümliche Bemerkungen, originelle Anſichten, flüchtige geiſtreiche Worte auszuzeichnen; ſo würden wir ſehr reich werden. Briefe hebt man auf, um ſie nie wieder zu leſen, oder man zerſtört ſie wohl gar zuletzt aus Diſcretion, und ſo verſchwindet der ſchönſte unmittelbarſte Lebenshauch, für uns und Andere.

167.

Rath geben, iſt das dümmſte Handwerk, das einer treiben kann. Geräth es gut, ſo freue er ſich ſeiner Weisheit und ſeines Glückes; läuft's übel ab, ſo hat er's. Wer ein Uebel los ſein will, der weiß immer, was er will; wer was Beſſeres will, als er hat, der iſt ganz ſtarrblind, — er ſpielt Blindekuh, er ertappt's vielleicht; aber was? Thut was Ihr wollt; es iſt ganz einerlei!

168.

Sich mitzutheilen, iſt Natur. Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, iſt Bildung.

169.

Gewiß, wir machen viel zu viel vorbereitenden Aufwand auf's Leben. Anſtatt, daß wir gleich anfingen, uns in einem mäßigen Zuſtand, behaglich zu finden, ſo gehen wir immer mehr in's Breite, um es uns immer unbequemer zu machen.

170.

Man nimmt in der Welt Jeden, wofür er ſich giebt; aber er muß ſich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet.

171.

Man kann der Geſellſchaft alles aufdringen, nur nicht, was eine Folge hat.

172.

Wir lernen die Menſchen nicht kennen, wenn ſie zu uns kommen; wir müſſen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen ſteht.

173.

Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Beſuchenden mancherlei auszuſetzen haben, daß wir ſogleich, wenn ſie weg ſind, über ſie nicht zum Liebevollſten urtheilen; denn wir haben ſo zu ſagen, ein Recht, ſie nach unſerem Maaßſtabe zu meſſen. Selbſt verſtändige und billige Menſchen enthalten ſich in ſolchen Fällen kaum einer ſcharfen Cenſur.

174.

Wenn man dagegen bei andern geweſen iſt, und hat ſie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen unausweichlichen Zuſtänden geſehen, wie ſie um ſich wirken, oder wie ſie ſich fügen; ſo gehört ſchon Unverſtand und böſer Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig ſcheinen müßte.

175.

Durch das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, ſoll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen iſt.

176.

Der Umgang mit Frauen iſt das Element guter Sitten.

177.

Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menſchen, mit der Lebensart beſtehen?

178.

Das Eigenthümliche, müßte durch die Lebensart erſt recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will Jedermann, nur ſoll es nicht unbequem ſein.

179.

Die größten Vortheile, im Leben überhaupt wie in der Geſellſchaft, hat ein gebildeter Soldat.

180.

Rohe Kriegsleute gehen wenigſtens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meiſt hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, ſo iſt im Nothfall auch mit ihnen auszukommen.

181.

Niemand iſt läſtiger als ein täppiſcher Menſch vom Civilſtande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er ſich mit nichts Rohem zu beſchäftigen hat.

182.

Wenn wir mit Menſchen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, ſo wird es uns Angſt um ihretwillen, wenn ihnen etwas Ungeſchicktes begegnet. So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn Jemand mit dem Stuhle ſchaukelt, weil ſie das in den Tod nicht leiden kann.

183.

Es käme Niemand mit der Brille auf der Naſe in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß den Frauen die Luſt vergeht, ihn anzuſehen und ſich mit ihm zu unterhalten. Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht, iſt immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komiſch das ausſieht.

184.

Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen ſittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieſes Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

185.

Das Betragen iſt der Spiegel, in welchem Jeder ſein Bild zeigt.

186.

Vom alten Bande löſet ungern ſich
Die Zunge los, ein langverſchwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken. Denn
Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens ſichre Wohnung, ſchadet,
Wie es die Götter wollen, oder nützt.

187.

Das Wenige verſchwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts ſieht, wie viel noch übrig bleibt.

188.

Unendlich iſt das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun, als wie ſie wächſt und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geſchlechter
Der Mund der Dichter ſie vermehrend wälzt.
Es klingt ſo ſchön, was unſre Väter thaten,
Wenn es, im ſtillen Abendſchatten ruhend,
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe ſchlürft;
Und was wir thun, iſt, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk!
So laufen wir nach dem, was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges, den wir treten,
Und ſehen neben uns der Ahnherrn Tritte,
Und ihres Erdelebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.
Ich halte nichts von dem, der von ſich denkt,
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte.

189.

Wir ſollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,
Zur Uebung unſrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Uebung der Geduld ein Freund gegeben.

190.

Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter ſchätzen.

191.

Wenn Andre Vieles um den Einen thun;
So iſt's auch billig, daß der Eine wieder
Sich fleißig frage, was den Andern nützt.
Wer ſeinen Geiſt ſo viel gebildet hat,
Wer jede Wiſſenſchaft zuſammengeizt,
Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt iſt, ſollte der ſich zu beherrſchen
Nicht doppelt ſchuldig ſein?

192.

Thöricht iſt's,
In allen Stücken billig ſein; es heißt
Sein eigen Selbſt zerſtören. Sind die Menſchen
Denn gegen uns ſo billig? Nein, o nein!
Der Menſch bedarf in ſeinem engen Weſen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht, als wie des Tag's?
Des Schlafens, wie des Wachens?

193.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Güter dieſes Lebens ſchätzen;
Wer früh genießt, entbehrt in ſeinem Leben,
Mit Willen nicht, was er einmal beſaß;
Und wer beſitzt, der muß gerüſtet ſein.

194.

Es iſt gewiß: ein ungemäßigt Leben,
Wie es nur ſchwere, wilde Träume giebt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.

195.

Ueber vieles kann
Der Menſch zum Herrn ſich machen, ſeinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

196.

Wir ſelbſt betrügen uns ſo gern,
Und ehren die Verworfnen, die uns ehren.
Die Menſchen kennen ſich einander nicht,
Nur die Galeerenſklaven kennen ſich;
Wo jeder ſich für einen Schelmen giebt,
Und Seinesgleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die Andern höflich,
Damit ſie wieder uns verkennen ſollen.

197.

Ein ſelbſtiſches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen,
Ein ſolcher Mann verzeiht dem andern wohl,
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt:
Das haſt du ſelbſt, das haſt du, wenn du willſt,
Wenn du beharrſt, wenn dich das Glück begünſtigt,
Doch das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.

198.

Zu fürchten iſt das Schöne, das Vortreffliche,
Wie eine Flamme, die ſo herrlich nützt,
So lange ſie auf deinem Herde brennt,
So lang' ſie dir von einer Fackel leuchtet;
Wie hold! wer mag, wer kann ſie da entbehren?
Doch frißt ſie ungehütet um ſich her,
Wie elend kann ſie machen!

199.

Es iſt wohl angenehm, ſich mit ſich ſelbſt
Beſchäft'gen, wenn es nur ſo nützlich wäre,

Inwendig lernt kein Menſch ſein Innerſtes
Erkennen; denn er mißt nach eignem Maaß,
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen, nur
Das Leben lehret jedem was er ſei.

200.

Es iſt gefährlich, wenn man allzu lang'
Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böſe Genius dir an der Seite,
Und will gewaltſam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben.

201.

Es iſt nicht klug, es iſt nicht wohl gethan,
Vorſetzlich einen Menſchen zu verkennen,
Er ſei auch wer er ſei!

202.

Wer ſpät im Leben ſich verſtellen lernt,
Der hat den Schein der Ehrlichkeit voraus.

203.

Nicht Alles dienet uns auf gleiche Weiſe;
Wer Vieles brauchen will, gebrauche Jedes
In ſeiner Art, ſo iſt er wohl bedient.

204.

Einen Herrn
Erkenn' ich nur: den Herrn der mich ernährt;
Dem folg' ich gern, ſonſt will ich keinen Meiſter.
Frei will ich ſein im Denken und im Dichten;
Im Handeln ſchränkt genug die Welt uns ein.

205.

Das *Glück* erhebe billig der *Beglückte*!
Er dicht' ihm hundert Augen für's Verdienſt
Und kluge Wahl und ſtrenge Sorgfalt an,
Nenn' es Minerva, nenn' es, wie er will,
Er halte gnädiges Geſchenk für Lohn,
Zufäll'gen Putz für wohlverdienten Schmuck.

206.

Ein Tag der Gunſt, iſt wie ein Tag der Erndte:
Man muß geſchäftig ſein, ſo bald ſie reift.

207.

Die Gegenwart iſt eine mächt'ge Göttin;
Lern' ihren Einfluß kennen!

208.

Der Zwiſt von heute, ſei er wie er ſei,
Iſt beizulegen; doch das ſichert uns
Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht.

209.

Was ehret ihr die Todten? Hatten die
Doch ihren Lohn und Freude, da ſie lebten,
Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
So gebt auch den Lebendigen ihr Theil.

210.

Was du ererbt von deinen Vätern haſt,
Erwirb es, um es zu beſitzen.
Was man nicht nützt, iſt eine ſchwere Laſt;
Nur was der Augenblick erſchafft, das kann er nützen.

211.

Sieh! Alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt, und reißt uns mit ſich fort.

In dieſem innern Sturm und äußern Streite,
Vernimmt der Geiſt ein ſchwer verſtanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet.

212.

Begieb hinaus dich auf das Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben;
Erhalte dich und deinen Sinn,
In einem ganz beſchränkten Kreiſe;
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ernteſt, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub'
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!

213.

Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge, behält's gewiß.

214.

Es lebe wer ſich tapfer hält!
Nichts Abgeſchmackter's find' ich auf der Welt,
Als einen Teufel der verzweifelt.

215.

Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſeres Schickſals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten, und bald rechts bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht? wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam?

216.

Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des Folgenden gewiß ſei? Und dieſen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?

217.

Sind uns die kurzen, bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefriſchte Phantaſie um unſeres Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Luſt zu hoffen übrig bleibt; iſt's wohl des An= und Ausziehens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was geſtern war? Und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden iſt, — das Schickſal eines kommenden Tages?

218.

Leben, ſüße freundliche Gewohnheit des Daſeins, von dir ſoll ich ſcheiden?

219.

Es iſt nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentſchloſſener Menſch, der zwiſchen zweien Empfindungen ſchwebt, gern beide vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts ſie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen.

220.

Was iſt Größe? Wenn dein Herz nicht größer iſt, als Andrer Herzen; wenn du nicht im Stande biſt, dich gelaſſen über Verhältniſſe hinauszuſetzen, die einen gemeinen Menſchen ängſtigen würden, ſo biſt du mit allen Bändern und Sternen, biſt du mit der Krone ſelbſt, nur ein gemeiner Menſch.

221.

Das Große, wie das Niedere, nöthigt uns, Geheimnißvoll zu handeln und zu wirken.

222.

Das Wichtige bedenkt man nie genug.
Bedenke man, eh' noch die That beginnt.
Auch in der That iſt Raum für Ueberlegung.

223.

Es iſt ein eigner, grillenhafter Zug,
Daß wir, durch Schweigen, das Geſchehene,
Für uns und Andre zu vernichten glauben.

224.

O! laß dem Menſchen des Schweigens edlen Stolz.
Gar Vieles kann, gar Vieles muß geſchehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

225.

Willkührlich handeln, iſt des Reichen Glück!
Er widerſpricht der Fordrung der Natur,
Der Stimme des Geſetzes, der Vernunft,
Und ſpendet an den Zufall ſeine Gaben.
Genug beſitzen, hieße darben; Alles
Bedürfte man! Unendlicher Verſchwendung
Sind ungemeſſ'ne Güter wünſchenswerth.

226.

Der Augenblick entſcheidet
Ueber das Leben des Menſchen und über ſein ganzes Geſchicke;
Denn nach langer Betrachtung, iſt doch ein jeder Entſchluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verſtänd'ge das Rechte.
Immer gefährlich iſt's, beim Wählen Dieſes und Jenes
Nebenher zu bedenken, und ſo das Gefühl zu verwirren.

227.

Erbitte von den Göttern dir Verſtändige
Und Wohlgeſinnte zu Gefährten,
Beleidige nicht das Glück durch Thorheit, Uebermuth;
Der Jugend Fehler wohl begünſtigt es,
Doch mit den Jahren fordert's mehr.

228.

Was iſt mein Leben, wenn ich Andern nicht
Mehr nutzen ſoll? Und welches Wirken iſt
Wohl beſſer angewandt, als einen Geiſt,
Der, leidenſchaftlich ſich bewegend, gern
Sein eignes Haus zerſtörte, zu beſänft'gen?

229.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,
Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz ſich erhalten;
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die *Arme*
Der *Götter* herbei.

230.

Bebet nicht, gedrückte Sterbliche! Des Freundlichen, iſt viel auf Erden. Der Unglückliche wird argwöhniſch, er kennt weder die gute Seite des Menſchen noch die günſtigen Winke des Schickſals.

231.

Immer zu *mißtrauen* iſt ein Irrthum, wie immer zu *trauen*.

232.

Um einen Mann zu ſchätzen, muß man ihn zu prüfen wiſſen.

233.

Der ganze Schwarm von Narren,
Läßt euch vergebens harren,
Wenn ihr nichts Kühnes wagt.

234.

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Mit Vielem läßt ſich ſchmauſen;
Mit Wenig läßt ſich hauſen;
Daß Wenig Vieles ſei,
Schafft nur die Luſt herbei.

Will ſie ſich nicht bequemen,
So müßt ihr's eben nehmen.
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn g'rade fort.

235.

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Kuriren alle Noth;
Und wer nicht trinkt, und wer nicht küßt,
Der iſt ſo gut, wie todt.

236.

Manchem muß man Arzeneien geben,
Damit er einen Arzt bedarf.

237.

Man muß die Angeln, die Netze nach Proportion der Fiſche einrichten, die man zu fangen gedenkt, und wenn es ein Wallfiſch iſt, wirft man mit Harpunen nach ihm; den Mäuſen ſtellt man Fallen, Füchſen legt man Eiſen, Wölfen gräbt man Gruben, und die Löwen verſcheucht man mit Fackeln.

238.

Wenn man ſich rührt, giebt's doch immer etwas; ſollt' es auch nur wenig ſein, am Ende ſummirt ſich's doch, und wer klein ſpielt, hat immer Freude, auch am kleinen Gewinn, und der kleine Verluſt iſt zu verſchmerzen.

239.

Es giebt der Fälle wohl, wo man beim Denken nichts gewinnt;
Man wird nur tiefer dumm, je tiefer daß man ſinnt.

240.

Es braucht's nicht eben juſt, daß Einer tapfer iſt;
Man kommt auch durch die Welt, mit Schleichen und mit Liſt.

241.

Bei ſich fange Jedermann an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt iſt; er ſchaffe ſich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil: ſo wird er dem Ganzen Vortheil bringen.

242.

Ein Prozeß iſt eine ſo reizende Sache, daß, wenn ich reich wäre, ich eher einige kaufen würde, um nicht ganz ohne dieſes Vergnügen zu leben.

243.

Die Weisheit, wandelt ſie beſcheiden
Unter Menſchen, lehrend, rathend, ſcheltend,
Wenig achtet ſie der Haufe, leider öfters
Wird ſie wohl verachtet und verſtoßen;
Aber, wenn ſie ſich zur Macht geſellet,
Neiget gleich ſich die erſtaunte Menge,
Freudig, ehrfurchtsvoll und hoffend, nieder;
Und, wie vor Gewalt ſich Furcht geflüchtet:
So begegnet nun der Macht Vertrauen.

Hat Natur, nach ihrem dunkeln Walten,
Hier ſich Bergreihn hingezogen, droben
Felſen aufgezackt, und gleich daneben
Ueber Thalgeſtein und Höhn und Höhlen
Heilig ruhend, alten Wald gepflegt,
Daß den unwirthbaren Labyrinthen,
Sich der Wandrer grauſend gern entzöge;
Sieh! da dringt heran des edlen Menſchen
Meiſterhand: (ſie darf es unternehmen,
Darf zerſtören tauſendjähr'ge Schöpfung),
Schallet nun das Beil im tiefſten Walde,
Klingt das Eiſen an dem ſchroffen Felſen,
Und in Stämmen, Splittern, Maſſen, Trümmern
Liegt zu unbegreiflich neuem Schaffen
Ein Zerſtörtes gräßlich durcheinander.

Aber bald, dem Winkelmaaß, der Schnur nach,
Reihen ſich die Steine, wachſen höher;
Neue Form entſpringt an ihnen, herrlich
Bildet mit der Ordnung ſich die Zierde,
Und der alte Stamm, gekantet, fügt ſich,
Ruhend bald und bald emporgerichtet,
Einer in den andern; hohen Giebels
Neuer Kunſtwald hebt ſich in die Lüfte,
Sieh! des Meiſters Kränze wehen droben,
Jubel ſchallt ihm, und dem Weltbaumeiſter
Hört man wohl den Irdiſchen vergleichen.
So vermag's ein Jeder. Nicht der König
Hat das Vorrecht; Allen iſt's verliehen.
Wer das Rechte kann, der ſoll es wollen;
Wer das Rechte will, der ſollt' es können,
Und ein Jeder kann's, der ſich beſcheidet,
Schöpfer ſeines Glücks zu ſein im Kleinen.
  Der du an dem Weberſtuhle ſitzeſt,
Unterrichtet, mit behenden Gliedern
Fäden durch die Fäden ſchlingeſt, alle
Durch den Taktſchlag an einander drängeſt;
Du biſt Schöpfer, daß die Gottheit lächeln
Deiner Arbeit muß und deinem Fleiße.
Du beginneſt weislich und vollendeſt
Emſig, und aus deiner Hand empfängt
Jeglicher zufrieden das Gewandſtück;
Einen Feſttag ſchaffſt du jedem Haushalt.

So im Kleinen, ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menſchengeiſt, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unſichtbar alle Welt erleuchtet.
Fromm erflehet Segen Euch von Oben;
Aber Hülfe ſchafft Euch, thätig wirkend,
Selber!

244.

Haſt du ein gegründet Haus,
Fleh' die Götter alle,
Daß es, bis man dich trägt hinaus,
Nicht zu Schutt zerfalle,
Und noch lange hinterdrein
Kindeskindern diene,
Und umher ein friſcher Hain,
Immer neu ergrüne.

245.

Pfeiler, Säulen, kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz;
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es iſt ſelbſt der ganze Mann,
In ihm wirken Luſt und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

246.

Ein Thor iſt erſt dann recht angeführt, wenn er ſich einbildet, er folge gutem Rath, oder gehorche den Göttern.

247.

Die Leute ſchämen ſich, zu lachen;
Mit Tugendſprüchen und großen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten,
Denn da denkt jeder für ſich allein:
So ein Mann magſt du auch wohl ſein!
Doch, wenn wir auf der Bühne ſprächen und thäten,
Wie ſie gewöhnlich thun und reden,
Da rief ein Jeder im Augenblick:
„Ei pfui, ein indecentes Stück!“

248.

Weiß, was im Grunde wir alle können,
Läßt ſich die Krankheit nicht kuriren,
Muß man ſie eben mit Hoffnung ſchmieren.

249.

Was Noth! Gewohnheitspoſſe nur
Entfernt euch von der Wahrheit und Natur,

Darin doch allein die Seligkeit
Beſteht, und alle Lebens-, Liebens-Freud';
Seid All' zur Sclaverei verdammt,
Nichts Ganzes habt ihr allzuſammt.

250.

Wenn man muß eine Zeitlang hacken und graben,
Wird man die Ruh' erſt willkommen haben.
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,
Daß man ſich thut nach der Erde ſehnen.

251.

Wie das Geſtirn:
Ohne Haſt,
Aber ohne Raſt,
Drehe ſich jeder
Um die eigne Laſt.

252.

Heilig ſei dir der Tag; doch ſchätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter ſind trüglich.

253.

Der Einzelne ſchadet ſich ſelber,
Der ſich hingiebt, wenn ſich nicht Alle zum Ganzen beſtreben.

254.

Im Athemholen ſind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, ſich ihrer entladen.
Jenes bedrängt, dieſes erfriſcht:
So wunderbar iſt das Leben gemiſcht.
Du danke Gott, wenn er dich preßt.
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

255.

Sich im Reſpekt zu erhalten
Muß man recht borſtig ſein.
Alles jagt man mit Falken,
Nur nicht das wilde Schwein.

256.

Soll man dich nicht auf's Schmählichſte berauben,
Verbirg dein Geld, dein Weggehn, deinen Glauben.

257.

Wer auf die Welt kommt, baut ein Haus;
Er geht, und läßt es einem Zweiten;
Der wird ſich's wieder anders zubereiten,
Und Niemand baut es — aus.

258.

Getretner Quark
Wird breit, nicht ſtark.

259.

Die Fluth der Leidenſchaft, ſie ſtürmt vergebens
An's unbezwungne, feſte Land.
Sie wirft poetiſche Perlen an den Strand,
Und das iſt ſchon Gewinn des Lebens.

260.

Für Sorgen ſorgt das liebe Leben,
Und Sorgenbrecher ſind die Reben.

261.

Alle Menſchen, Groß und Klein,
Spinnen ihr Gewebe fein,

Wo ſie mit ihrer Scheeren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte ſitzen.
Wenn nun darein ein Beſen fährt,
So ſagen ſie: es ſei unerhört;
Man habe den größten Pallaſt zerſtört.

262.

Wenn man dem würdigſten Staatsbürger gewöhnlich nur einmal zu Grabe läutet, er mag ſich übrigens noch ſo ſehr um Land und Stadt, im Großen und Kleinen, verdient gemacht haben; ſo finden ſich dagegen gewiſſe Perſonen, die durch Stiftungen ſich dergeſtalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeſte gefeiert werden, an denen der immerwährende Genuß ihrer Milde geprieſen wird. In dieſem Sinne haben wir alle Urſache, das Andenken ſolcher Männer, deren Geiſt uns unerſchöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern, und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen.

263.

Ich bedauere die Menſchen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Weſens machen, und ſich in Betrachtung irdiſcher Nichtigkeit verlieren; ſind wir ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen, und das kann ja nur dadurch geſchehen, wenn man Beides zu ſchätzen weiß.

264.

Weil uns die That bisweilen
Ganz etwas Andres bringt,
So laſt uns das ereilen,
Was unverhofft gelingt.

265.

In der Welt kommt es nicht darauf an, daß man die Menſchen kenne, ſondern daß man im Augenblick klüger ſei, als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktſchreier geben Zeugniß.

266.

Man würde einander beſſer kennen, wenn ſich nicht immer Einer dem Andern gleichſtellen wollte.

267.

In Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie im Thun und Handeln, kommt alles darauf an, daß die Objecte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.

268.

Iſt denn die Welt nicht ſchon voller Räthſel genug, daß man die einfachſten Erſcheinungen auch noch zu Räthſeln machen ſoll?

269.

Wolle nicht mit Weisheit prahlen und prangen,
Beſcheidenheit wird dir löblicher ſtehn.
Kaum haſt du die Fehler der Jugend begangen,
So mußt du die Fehler des Alters begehn.

270.

Wie es dir nicht im Leben ziemt,
Mußt du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen:
Denn biſt du nur erſt hundert Jahre berühmt,
So weiß kein Menſch mehr was von dir zu ſagen.

271.

„Wer will der Menge widerſtehn?"
Ich widerſtreb' ihr nicht, ich laſſ' ſie gehn.
Sie ſchwebt und webt und ſchwankt und ſchwirrt
Bis ſie endlich wieder Einheit wird.

272.

Und was die Menſchen meinen,
Das iſt mir einerlei,
Möchte mich mit mir ſelbſt vereinen;
Allein wir ſind ja zwei,
Und im lebend'gen Treiben
Sind wir ein Hier und Dort.
Das eine liebt zu bleiben,
Das andre möchte fort;
Doch zu dem Selbſtverſtändniß
Iſt auch wohl noch ein Rath:
Nach fröhlichem Erkenntniß,
Erfolge: raſche That.

273.

Wer in der Weltgeſchichte lebt;
Dem Augenblick ſollt' er ſich richten?
Wer in die Zeiten ſchaut und ſtrebt,
Nur der iſt werth, zu ſprechen und zu dichten.

274.

Mit Narren leben, wird dir gar nicht ſchwer,
Verſammle nur ein Tollhaus um dich her.
Bedenke dann, (das macht dich gelind),
Daß Narrenwärter ſelbſt auch Narren ſind.

275.

Es bleibt einem Jeden immer noch ſo viel Kraft, das auszuführen, was er überzeugt iſt.

276.

Metamorphoſe im höhern Sinn, durch Nehmen und Geben, Gewinnen und Verlieren, hat ſchon Dante trefflich geſchildert.

277.

Fluch ſei der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allem der Geduld!

278.

Ja! das iſt das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt.
Alles iſt dann, wie geſchenkt.

279.

Das Gedächtniß mag immer ſchwinden, wenn
Das Urtheil im Augenblick nicht fehlt.

280.

Die Arbeit macht den Geſellen.

281.

Bei Unvorſichtigkeiten iſt nichts gewöhnlicher, als Ausſichten auf die Möglichkeit eines Auswegs, zu ſuchen.

182.

„Wie iſt dir's doch ſo balde
Zur Ehr' und Schmach gediehen?"
Blieb' der Wolf im Walde,
So würd' er nicht beſchrieen.

283.

Die Freigebigkeit erwirbt einem Jeden Gunſt, vorzüglich, wenn ſie von Demuth begleitet wird.

284.

Wie ihr denkt, oder denken ſollt,
Geht mich nichts an;
Was ihr Guten, ihr Beſten wollt,
Hab' ich zum Theil gethan.

Viel übrig bleibt zu thun,
Möge nur keiner läſſig ruhn! —
Was ich ſag' iſt Bekenntniß,
Zu meinem und eurem Verſtändniß.
Die Welt wird täglich breiter und größer,
So machts denn auch vollkommner und beſſer!
Beſſer, ſollt' es heißen, und vollkommner;
So ſei denn jeder ein Willkommner.

285.

Ins Sichere willſt du dich betten!
Ich liebe mir inneren Streit;
Denn, wenn wir die Zweifel nicht hätten,
Wo wäre denn frohe Gewißheit?

286.

Seit ſechzig Jahren ſeh' ich gröblich irren
Und irre derb mit drein;
Da Labyrinthe nun das Labyrinth verwirren,
Wo ſoll euch Ariadne ſein?

287.

„Warum erklärſt du's nicht und läßt ſie gehn!"
Geht's mich denn an, wenn ſie mich nicht verſtehn?

288.

„Manches können wir nicht verſtehn.“
Lebt nur fort, es wird ſchon gehn.

289.

Wo recht viel Widerſprüche ſchwirren,
Mag ich am liebſten wandern,
Niemand gönnt dem andern —
Wie luſtig! — das Recht: zu irren.

290.

Die Wahrheit gehört dem Menſchen, der Irrthum der Zeit an. Deswegen ſagte man von einem außerordentlichen Manne: Le malheur des temps a causé son erreur, mais la force de son ame l'en a fait sortir avec gloire.

291.

Es iſt ſo gewiß, als wunderbar, daß Wahrheit und Irrthum aus Einer Quelle entſtehen; deswegen man oft dem Irrthum nicht ſchaden darf, weil man zugleich der Wahrheit ſchadet.

292.

Ich verwünſche die, die aus dem Irrthum eine eigene Welt machen und unabläſſig fordern, daß der Menſch nützlich ſein müſſe.

293.

Der Irrthum iſt recht gut, ſo lange wir jung ſind; man muß ihn nur nicht mit ins Alter ſchleppen.

294.

Das Tüchtige, und wenn auch falſch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus;
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft iſt,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

295.

Wie gerne ſäh' ich jeden ſtolziren,
Könnt' er das Pfauenrad vollführen.

296.

Was willſt du mit den alten Tröpfen?
Es ſind Knöpfe, die nicht mehr knöpfen.

297.

„Du Kräftiger! ſei nicht ſo ſtill,
Wenn auch ſich Andere ſcheuen."
Wer den Teufel erſchrecken will,
Der muß laut ſchreien.

298.

Weißt du, worin der Spaß des Lebens liegt?
Sei luſtig! — Geht es nicht, ſo ſei vergnügt.

299.

Erfreue dich der Gott-verliehnen Gaben,
Froh, wie er dich erſchuf, will er dich haben.

300.

Das holde Leben, das dir Götter ſenden,
Genieße wohlgemuth und froh!
Scheint dir's bedenklich, dich hinaus zu wenden;
Nimm dir's nicht übel: Allen ſcheint es ſo.

301.

Tritt, in recht vollem klaren Schein,
Frau Venus am Abendhimmel herein;

Oder daß blutroth ein Komet,
Gar ruthengleich, durch Sterne ſteht;
Gleich ſpringt der Philiſter zur Thüre hinaus:
Ruft: „Der Stern ſteht über meinem Haus!
O weh! das iſt mir zu verfänglich!“ —
Da ruft er ſeinem Nachbar bänglich:
„Ach ſeht, was mir ein Zeichen dräut,
Das gilt fürwahr uns arme Leut'!
Meine Mutter liegt am böſen Keuch,
Mein Kind am Wind und ſchwerer Seuch
Meine Frau, fürcht' ich, will auch erkranken,
Sie thät auch ſchon ſeit acht Tag nicht zanken,
Und andre Dinge, nach Bericht;
Ich fürcht', es kommt das jüngſte Gericht!“

Der Nachbar ſpricht: „Ihr habt wohl recht,
Es geht uns diesmal Allen ſchlecht,
Doch laßt uns ein Paar Gaſſen gehen,
Da ſeht ihr, wie die Sterne ſtehen.
Sie deuten hier, ſie deuten dort,
Bleibe jeder weislich an ſeinem Ort,
Und thue das Beſte, was er kann,
Und leide, wie ein andrer Mann.“

302.

In der Welt hat man, anſtatt ſich der Weichlichkeit und phantaſtiſchen Vorſtellungen hingeben, wohl eher Urſache, ſich abzuhärten, um die unvermeidlichen Uebel entweder zu ertragen, oder ihnen entgegen zu wirken.

303.

Man ſollte niemals, weder eine nächſt zu erwartende Perſon, noch eine irgend zu betretende Stelle, ſich vorausdenken, ſondern dieſen Zuſtand unvorbereitet auf ſich einwirken laſſen. Der Vortheil der daraus entſteht, iſt groß. Man braucht von einer vorgefaßten Idee nicht wieder zurück zu kommen; nicht ein ſelbſtbeliebig gezeichnetes Bild wieder auszulöſchen und mit Unbehagen die Wirklichkeit an deſſen Stelle aufzunehmen; der Nachtheil dagegen mag wohl hervortreten, daß wir mit Unbewußtſein in wichtigen Augenblicke nur herumtaſten, und uns nicht gerade in jeden ganz unvorhergeſehenen Zuſtand aus dem Stegreiſe zu finden wiſſen.

204.

Vielleicht hätte man weit mehr Dank und Vortheil vom Leben, wenn man ſich wechſelsweiſe gerade heraus ſpräche, was man von einander erwartet. Iſt das geleiſtet, ſo ſind beide Theile zufrieden, und das Gemüthliche, was das Erſte von Allem iſt, erſcheint als reine Zugabe.

305.

Das iſt unſer ſchönſter und ſüßeſter Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verurſacht, daß wir das, was wir ſchätzen und verehren, uns auch wo möglich zueignen, ja aus uns ſelbſt hervorbringen und darſtellen möchten.

306.

Den Vortheil hat der Weg zum Wahren, daß man ſich unſicherer Schritte, eines Umwegs, ja eines Fehltrittes, noch immer gern erinnert.

307.

Das wirkliche Leben verliert oft dergeſtalt ſeinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firniß der Fiction wieder auffriſchen muß.

308.

Als die Tage noch wuchſen, gefiel das Leben mir wenig;
Nun, abnehmend in Eil, könnten gefallen ſie mir.

309.

Ich beſänft'ge mein Herz, mit ſüßer Hoffnung ihm ſchmeichelnd.
Eng iſt das Leben fürwahr; aber die Hoffnung iſt: — weit!

Achte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
die Liebe.

Ideen über die Liebe.

1.

Was auch, als Wahrheit oder Fabel,
In tauſend Büchern dir erſcheint,
Das alles iſt ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

2.

Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh',
Liebe, biſt du!

3.

Ach Liebe, du wohl unſterblich biſt!
Nicht kann Verrath und hämiſche Liſt
Dein göttlich Leben tödten.

4.

Ach! Wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach! wer bringt nur eine Stunde,
Jener holden Zeit zurück!

5.

Euch bedaur' ich, unglückſeel'ge Sterne,
Die ihr ſchön ſeid und ſo herrlich ſcheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menſchen;
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltſam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reiſe habt ihr ſchon vollendet,
Seit ich, weilend in dem Arm der Liebſten,
Euer und der Mitternacht vergeſſen!

6.

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannſt,
Forderſt du ganz für dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig dein;
Denn ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung,
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt

Immerfort, wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

7.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, ſo fremde biſt,
Wenn wir in Schwarm der vielen Menſchen ſind;
Das ſchlägt mir alle meine Freude nieder.
Doch ja, wenn Alles ſtill und finſter um uns iſt,
Erkenn' ich dich an deinen Küſſen wieder!

8.

Doch, ach! ſchon mit der Morgenſonne,
Verengt der Abſchied mir das Herz;
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erde,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden!
Und — lieben, Götter! welch ein Glück!

9.

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.

Alle das Neigen,
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie ſo eigen
Schaffet das: Schmerzen!

10.

Eurer Prieſter ſummende Geſänge,
Und ihr Segen, haben kein Gewicht;
Salz und Waſſer kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

11.

Wie ergötzt' ich mich im Kühlen,
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen;
Und doch, wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

12.

Viele Lieb' hab' ich erlebet,
Wenn ich liebelos geſtrebet,
Und Verdrießliches erworben,
Wenn ich faſt für Lieb' geſtorben.

So du es zuſammengezogen,
Bleibet Saldo dir gewogen.

13.

Scheintod.

Weint, Mädchen! Hier, bei Amors Grabe; hier
Sank er von Nichts, von Ohngefähr darnieder,
Doch iſt er wirklich todt? Ich ſchwöre nicht dafür;
Ein Nichts, ein Ohngefähr erweckt ihn öfters
wieder.

14.

Wie nimmt ein leidenſchaftlich Stammeln,
Geſchrieben, ſich ſo ſeltſam aus!

15.

Lieb' und Leidenſchaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig ſiegen.

16.

Wer recht will thun, immer und mit Luſt,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Bruſt.

17.

Ich träumt' und liebte ſonnenklar;
Daß ich lebte, ward ich da gewahr.

18.

Zärtlich Denken und ſüß Erinnern
Iſt das Leben im tiefſten Innern.

19.

Epheu und ein zärtlich Gemüth,
Heftet ſich an und grünt und blüht;
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Muß es verdorren, muß es verſchwinden.

20.

Magnetes Geheimniß erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß, als Lieb' und Haß.

21.

Auf Pergament Lieb' und Haß geſchrieben
Iſt, was wir heute haſſen und lieben;
Wo käme Lieb' und Haß denn her,
Wenn er nicht ſchon von Alters wär'!

22.

Daß an dieſem wilden Sehnen,
Dieſer reichen Saat von Thränen
Götterluſt zu hoffen ſei,
Mache deine Seele frei!

23.

Liebe will ich liebend loben,
Jede Form, ſie kommt von Oben!

24.

„Wann magſt du dich am liebſten bücken?"
Dem Liebchen Frühlingsblumen zu pflücken.

25.

Neumond und geküßter Mund,
Sind gleich wieder hell, friſch und geſund.

26.

Es küßt ſich ſo ſüß die Lippe der Zweiten,
Als kaum ſich die Lippe der Erſten geküßt.

27.

Biſt du mein Schatz nicht, ſo kannſt du es werden.
Wirſt du es nimmer, ſo tanzen wir doch.

28.

Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe, iſt himmliſcher Tanz.

29.

Und wenn Euch der Liebſte mit Eiferſucht plagt,
Sich über ein Nicken, ein Lächeln beklagt,
Mit Falſchheit Euch necket, von Wankelmuth ſpricht;
Dann ſinget und tanzet, da hört ihr ihn nicht!

30.

Der Mutter ſchenk' ich,
Die Tochter denk' ich. —
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger.

31.

Froh empfind' ich mich nun auf klaſſiſchem Boden begeiſtert;
Vor- und Mitwelt ſpricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblätt're die Werke der Alten
Mit geſchäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber, die Nächte hindurch hält Amor mich anders beſchäftigt;

Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Buſens
Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann verſteh' ich den Marmor erſt recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſehender Hand.
Raubt die Liebſte dann gleich mir einige Stunden des Tages,
Giebt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin!
Wird doch nicht immer geküßt, es wird auch vernünftig geſprochen;
Ueberfällt ſie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maaß, leiſe mit fingernder Hand,
Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis in's Tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret die Lamp' indeß, und denket der Zeiten,
Da er den nemlichen Dienſt ſeinen Triumvirn gethan.

32.

Eine Welt zwar biſt du, o Rom! Doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

33.

Fromm ſind wir Liebende! Still verehren wir alle Dämonen,
Wünſchen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und ſo gleichen wir euch, o römiſche Sieger! Den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe ſie ſchwarz und ſtreng, aus altem Baſalt der Egypter,
Oder ein Grieche ſie weiß, reizend, aus Marmor geformt;
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir beſonders
Weihrauch köſtlicher Art Einer der Göttlichen ſtreun.
Ja, wir bekennen auch gern, es bleiben unſ're Gebete,
Unſer täglicher Dienſt Einer beſonders geweiht.
Schalkhaft, munter und ernſt begehen wir heimliche Feſte,

Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau,
Eh' an die Ferſe lockten wir ſelbſt, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten wir eher, des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felſen zu dulden,
Als dem reizenden Dienſt unſer Gemüth zu entziehn.
Dieſe Göttin, ſie heißt Gelegenheit; lernet ſie kennen!
Sie erſcheinet euch oft, immer in andrer Geſtalt,
Tochter des Proteus möchte ſie ſein, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte Liſt manchen Heroen betrog.
So betrügt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden;
Schlummernde necket ſie ſtets, Wachende fliegt ſie vorbei;
Gern ergiebt ſie ſich nur dem raſchen thätigen Manne;
Dieſer findet ſie zahm, ſpielend und zärtlich und hold.

34.

Dieſe Formen, wie ſchön! Wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne ſo hold; Theſeus, du konnteſt entfliehn?

Dieſen Lippen ein einziger Kuß! O Theſeus, nun ſcheide!
Blick' ihr in's Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält ſie dich feſt!

35.

Königen, ſagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längeren Arms weithinaus faſſende Kraft;
Doch mir, dem Geringen, verlieh ſie das fürſtliche Vorrecht:
Denn ich faſſe von fern, halte dich, Lida, mir feſt!

36.

Manuſcripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter und König;
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

37.

Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom ſchleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit friſch geſchliffener Schärfe,
Dringen die andern in's Mark, zünden behende das Blut.

38.

Kennſt du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es verſenkt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

39.

Kennſt du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet ſie ſchön, wenn ſie die Geiſter befreit.

40.

Weichet, Sorgen von mir! — Doch ach! den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt,
Soll es einmal denn ſein; ſo kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

41.

Glückſelig iſt, wer Liebe rein genießt,
Weil doch zuletzt das Grab, ſo Lieb' als Haß verſchließt.

42.

Willſt du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Ernſt ferne vom Herzen dir ſein.
Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn zu feſſeln;
Beiden das Gegentheil lächelt der ſchelmiſche Gott.

43.

Neigung beſiegen, iſt ſchwer; geſellet ſich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählich zu ihr; unüberwindlich iſt ſie.

44.

Raum und Zeit, ich empfind' es, ſind bloße Formen des Anſchau'ns,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint.

45.

Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal hinter einander
Leſe? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir ſchreibt.

46.

Sie entzückt mich, und täuſchet vielleicht. O, Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!

47.

Liebes-Geſpräch.

Unzufriedener Mann! Du biſt ein Dichter, und neideſt
Jenes Alten Talent? Brauche das Deinige doch! —

„Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben Deiner Geſtalt bleibt nur ein Schatten ſein Wort!“ —

Aber, vermag der Maler wohl auszudrücken: ich liebe!
Nur Dich lieb' ich, mein Freund! Lebe für Dich nur allein! —

„Ach! und der Dichter ſelbſt vermag nicht zu ſagen: ich liebe!
Wie Du, himmliſches Kind, ſüß mir ſchmeichelſt in's Ohr.“

Viel vermögen ſie Beide; doch bleibt die Sprache des Kuſſes,
Mit der Sprache des Blicks, nur den Verliebten geſchenkt.

48.

Die Männer ſind der Frauen nicht werth! Wie Frauen die Kinder
Unter dem Herzen, ſo tragen im Herzen die Treue ſie auch;
Aber die Männer, ſie ſchütten mit ihrer Kraft und Begierde:
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!

49.

Manche Töne ſind mir Verdruß, doch bleibet am meiſten
Hundegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur, hör' ich ſehr oft mit frohem Behagen,
Bellend kläffen, den Hund, den ſich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einſt mein Mädchen an, da ſie ſich heimlich
Zu mir ſtahl, und verrieth unſer Geheimniß beinah.

Jetzo, hör' ich ihn bellen, ſo denk' ich nur immer: ſie kommt wohl!
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

50.

„Einem möcht' ich gefallen!“ ſo denkt das Mädchen; „den Zweiten
Find' ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, ſo wäre mir dieſer der Liebſte;“
Ach, daß der Unbeſtand immer das Lieblichſte bleibt!

51.

Das iſt die wahre Liebe, die immer und immer ſich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles verſagt.

52.

Sorge, ſie ſteiget mit dir zu Roß, ſie ſteiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor uns auf.

53.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe;
Schnitteſt du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!

54.

Nun, ihr Muſen, genug! Vergebens ſtrebt ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt,
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geſchlagen,
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch!

55.

Ein gutes Geſchöpf, das in dem engen Kreiſe häuslicher Beſchäftigungen, wöchentlicher beſtimmter Arbeit, herangewachſen war, das weiter keine Ausſicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zuſammengeſchafften Putz, mit ihres Gleichen um die Stadt ſpazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feſte einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichſten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer üblen Nachrede, mit einer Nachbarin zu verplaudern; — deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfniſſe, die durch die Schmeicheleien der Männer vermehrt werden; ihre vorigen Freuden werden ihr nach und nach unſchmackhaft, bis ſie endlich einen Menſchen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl ſie unwiderſtehlich hinreißt, auf den ſie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um ſich vergißt, nichts hört, nichts ſieht, nichts fühlt, als ihn, den Einzigen; ſich nur ſehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügen einer unbeſtändigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen gerade nach dem Zweck; ſie will die Seinige werden, ſie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt; die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen ſie ſich ſehnte. Wiederholtes Verſprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen verſiegelt, kühne Liebkoſungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; ſie ſchwebt in einem dumpfen Bewußtſein, in einem Vorgefühl aller Freuden; ſie iſt bis auf den höchſten Grad geſpannt, ſie ſtreckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünſche zu umfaſſen — und ihr Geliebter verläßt ſie: — Erſtarrt, ohne Sinne, ſteht ſie vor einem Abgrunde; alles iſt Finſterniß um ſie her, keine Ausſicht, kein Troſt, keine Hoffnung!

Denn der hat ſie *verlaſſen*, in dem ſie allein ihr Daſein fühlte. Sie ſieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen, die ihr den Verluſt erſetzen könnten; ſie fühlt ſich allein, verlaſſen von der Welt, — und blind, in die Enge gepreßt von der entſetzlichen Noth ihres Herzens, ſtürzt ſie ſich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu erſticken! — *Das* iſt die *Geſchichte ſo manches Menſchen!* Und iſt das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widerſprechenden Kräfte, und der Menſch muß — *ſterben.*

Wehe dem! der zuſehen und ſagen könnte: „Die *Thörin!* hätte ſie gewartet, hätte ſie die Zeit wirken laſſen, die Verzweiflung würde ſich ſchon gelegt, es würde ſich ſchon ein Anderer, ſie zu tröſten, vorgefunden haben.“ — Das iſt eben, als wenn einer ſagte: „der Thor ſtirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis ſeine Kräfte ſich erholt, ſeine Säfte ſich verbeſſert hätten; alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.“

Der Menſch iſt Menſch, und das Bißchen Verſtand, daß einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anſchlag, wenn Leidenſchaft wüthet, und die Grenzen der Menſchheit einen drängen.

56.

Wehe denen, die ſich der Gewalt bedienen, die ſie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm ſelbſt hervorkeimen. Alle Geſchenke, alle Gefälligkeiten der Welt, erſetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an ſich ſelbſt, den uns eine neidiſche Unabhängigkeit unſeres Tyrannen vergällt hat.

57.

Ich habe kein Gebet mehr, als an ſie; meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt, als die ihrige; und alles in der Welt um mich her ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr.

58.

Was ich weiß, kann Jeder wiſſen; mein Herz hab' ich allein.

59.

Zum Lichte des Verſtandes können wir immer gelangen, aber die Fülle des Herzens kann uns Niemand geben.

60.

Das Leben überwiegt Alles, wenn die Liebe in ſeiner Schale liegt.

61.

Ach! zwei liebende Herzen, ſie ſind wie zwei Magnetuhren: was in der einen ſich regt, muß auch die andre mit bewegen, denn es iſt nur Eins, was in beiden wirkt, Eine Kraft, die ſie durchglüht.

62.

Nichts iſt rührender, als wenn eine Liebe, die ſich im Stillen genährt, eine Treue, die ſich im Verborgenen befeſtigt hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht werth geweſen, zur rechten Stunde nahe kommt, und ihm offenbar wird.

63.

Die erſten Schritte, die uns in den Irrgarten der Liebe bringen, ſind ſo angenehm, die erſten Ausſichten ſo reizend, daß man ſie gar zu gern in ſein Gedächtniß zurück ruft. Jeder Theil ſucht einen Vorzug vor dem andern zu behalten, er habe früher, uneigennütziger geliebt, und Jeder wünſcht doch in dieſem Wettſtreite lieber überwunden zu werden, als zu überwinden.

64.

In der Welt iſt nichts ſchätzbarer, als ein Herz, das der Liebe und der Leidenſchaft fähig iſt. Ob es geliebt habe? ob es noch liebe? Darauf kommt es nicht an. Die Liebe, mit der ein Anderer geliebt wird, iſt mir beinahe reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich ſehe die Kraft, die Gewalt eines ſchönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt.

65.

Glückliche Jugend! Glückliche Zeiten des erſten Liebebedürfniſſes! Der Menſch iſt dann wie ein Kind, das ſich am Echo ſtundenlang ergötzt, die Unkoſten des Geſpräches allein trägt, und mit der Unterhaltung wohl zufrieden iſt, wenn der unſichtbare Gegenpart auch nur die letzten Sylben der ausgerufenen Worte wiederholt.

66.

Die Eigenheit haben die Weiber, daß ſie die Kinder ihrer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn ſie ſchon die Mutter nicht kennen, oder ſie von Herzen haſſen.

67.

In der Liebe iſt Alles Wageſtück. Unter der Laube oder vor dem Altar, mit Umarmungen, oder goldenen Ringen, beim Geſange der Heimchen oder bei Trompeten und Pauken; es iſt Alles nur ein Wageſtück, und der Zufall thut Alles.

68.

Könnte Jemand die Liebhaber aller wohldenkenden Mädchen in Bräutigame verwandeln, ſo wäre es eine große Wohlthat für das weibliche Geſchlecht, ſelbſt wenn auf dieſes Verhältniß keine Ehe erfolgen ſollte. Die Liebe zwiſchen beiden Perſonen nimmt dadurch nicht ab, aber ſie wird vernünftiger. Unzählige kleine Thorheiten, alle Koketterieen und Launen fallen hinweg. Aeußert der Bräutigam ſeiner Braut, daß ſie ihm in einer Morgenhaube beſſer, als in dem ſchönſten Aufſatze gefällt, dann wird einem wohldenkenden Mädchen, gewiß die Friſur gleichgültig, und iſt nichts natürlicher, als daß es auch ſolid denkt, und lieber ſich zu einer Hausfrau, als der Welt zu einer Putzdocke zu bilden wünſcht. Und ſo geht es durch alle Fächer durch.

Hat ein ſolches Mädchen dabei das Glück, daß ihr Bräutigam Verſtand und Kenntniſſe beſitzt, ſo lernt ſie mehr, als alle hohe Schulen und fremde Länder geben können. Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr giebt, ſondern ſie ſucht ſich auch auf dieſem Wege ſo immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich, und endlich geht die dem weiblichen Geſchlecht ſo nöthige und anſtändige Unterwerfung ſogleich an; der Bräutigam herrſcht nicht, wie der Ehemann; er bittet nur, und ſeine Geliebte ſucht ihm abzumerken, was er wünſcht, um es noch eher zu vollbringen, als er bittet.

69.

Das Schickſal ſorgt für die Liebe, und um ſo gewiſſer, da Liebe genügſam iſt.

70.

Angenehmer kann keine Empfindung in der Welt ſein, als wenn das Herz nach einer gleichgültigen Pauſe ſich der Liebe zu einem neuen Gegenſtande wieder öffnet.

71.

Die Liebe, welche Roſenlauben, Myrthenwäldchen und den Mondſchein erſt beleben muß, kann auch ſogar Hobelſpänen und Papierſchnitzeln einen Anſchein belebter Naturen geben. Ja, ſie iſt eine ſo ſtarke Würze, daß ſelbſt ſchale und ekle Brühen davon ſchmackhaft werden.

72.

Wenn die erſte Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das Schönſte iſt, was ein Herz früher oder ſpäter empfinden kann; ſo müſſen wir diejenigen Liebenden dreifach glücklich preiſen, denen gegönnt ward, die Wonne dieſer einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenig Menſchen werden ſo vorzüglich begünſtigt, indeß die meiſten von ihren frühern Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher ſie, nach einem kümmerlichen Genuß, gezwungen ſind, ihren beſten Wünſchen entſagen, und das, was ihnen als höchſte Glückſeligkeit vorſchwebte, für immer entbehren zu lernen.

73.

Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um zwei Liebende zu unterhalten.

74.

Es pflegt in vertraulichen Bekenntniſſen anmuthiger Liebesbegebenheiten, wie mit Geſpenſtergeſchichten zu gehen, iſt nur erſt eine erzählt, ſo fließen die übrigen von ſelbſt zu.

75.

Wenn Luſt und Freude ſehr geſchickt ſind, die *Liebe* zuerſt zu erzeugen und im Stillen zu nähren; ſo wird ſie, die von Natur herzhaft iſt, durch den Schrecken am leichteſten angetrieben, ſich zu entſcheiden und zu erklären.

76.

Liebhaber, die nichts als ihr Herz bringen, haben die meiſten Prätenſionen.

77.

Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, und wenn ich Dich *lieb habe*, was geht's *Dich an*?

78.

Die *ſchüchterne Zärtlichkeit*, die vor dem Auge der Sonne und der Menſchen ſich verbirgt, und nur in abgeſonderter Einſamkeit, in tiefem Geheimniſſe zu genießen wagt, zeigt ſich, wenn ſie durch einen feindſeligen Zufall hervorgedrängt wird; alsdann muthiger, ſtärker, tapferer, als andere brauſende und großthuende Leidenſchaften.

79.

Ruhe und Verlangen wechſelten in ihm; die Liebe lief mit zitternder Hand tauſendfältig über alle Saiten ſeiner Seele; es war, als wenn die Sphären über ihm ſtille ſtänden, um die leiſen Melodieen ſeines Herzens zu belauſchen.

80.

Wenn der Deutſche ſchenkt, liebt er gewiß.

81.

Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; ſie iſt der Liebe verwandt. Aus ihr entſpringt die bequemſte Höflichkeit des äußern Betragens.

82.

Ein Herz das ſucht, fühlt wohl, daß ihm etwas etwas mangele; ein Herz das verloren hat, daß es entbehre. Sehnſucht verwandelt ſich in Unmuth und Ungeduld, und ein weibliches Gemüth, zum Erwarten gewöhnt, möchte nun aus ſeinem Kreiſe herausſchreiten, thätig werden, unternehmen und auch etwas für ſich thun.

83.

Man muß nur Ein Weſen recht von Grund aus lieben, da kommen einem die übrigen alle liebenswürdig vor!

84.

Die Liebe iſt ſo beſchaffen, daß ſie allein Rechte zu haben glaubt, und alle andere Rechte vor ihr verſchwinden.

85.

Freiwillige Abhängigkeit iſt der ſchönſte Zuſtand, und wie wäre der möglich ohne Liebe.

86.

Der Haß iſt partheiiſch, aber die Liebe iſt es noch mehr.

87.

Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten, iſt nur eine Comédie à tiroir, ein ſchlechtes Schubladenſtück. Man ſchiebt eine nach der anderen heraus und wieder hinein, und eilt zur folgenden. Alles was auch Gutes und Bedeutendes vorkommt, hängt nur kümmerlich zuſammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden.

88.

Der raſche Kampf verewigt einen Mann;
Denn fällt er auch, ſo preiſet ihn das Lied.
Allein die Thränen, die unendlichen,
Der überblieb'nen, der verlaß'nen Frau,
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter ſchweigt
Von tauſend durchgeweinten Tag' und Nächten,
Wo eine ſtille Seele den verlornen,
Raſch abgeſchied'nen Freund, vergebens ſich
Zurückzurufen bangt und ſich verzehrt.

89.

Viele Dinge ſind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen ſollen:
Doch andre können nur durch Mäßigkeit
Und durch Entbehren unſer eigen werden.
So ſagt man, ſei die Tugend, ſei die Liebe,
Die ihr verwandt iſt. Das bedenke wohl!

90.

Die Liebe zeigt in Plato's holder Schule,
Sich nicht, wie ſonſt, als ein verwöhntes Kind;
Es iſt der Jüngling, der mit Pſychen ſich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz

Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Bruſt zur andern hin und her;
Er heftet ſich an Schönheit und Geſtalt
Nicht gleich mit ſüßem Irrthum feſt, und büßet
Nicht ſchnellen Rauſch mit Ekel und Verdruß.

91.

Biſt du aus einem Traum erwacht, und hat
Der ſchöne Trug auf einmal dich verlaſſen?
Hat dich an einem Tag der höchſten Luſt
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängſtet nun
Mit ſchweren Feſſeln deine Seele? Ja,
Du wachſt und träumſt. Wo ſind die Stunden hin,
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen ſpielten?
Die Tage, wo dein Geiſt mit freier Sehnſucht
Des Himmels ausgeſpanntes Blau durchdrang?
Und dennoch lebſt du noch, und fühlſt dich an,
Du fühlſt dich an, und weißt nicht ob du lebſt.

92.

Die Krankheit des Gemüthes löſet ſich
In Klagen und Vertraun am Leicht'ſten auf.

93.

So halte dich an der *Gewißheit* feſt;
Ich habe ſie geſehn! Sie ſtand vor mir!

Sie ſprach zu mir, ich habe ſie vernommen!
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie ſind auf ewig mein, es raubt ſie nicht
Die Zeit, das Schickſal, noch das wilde Glück!
Und hob mein Geiſt ſich allzu ſchnell empor,
Und ließ ich allzu raſch in meinem Buſen
Der Flamme Luſt, die mich nun ſelbſt verzehrt;
So kann mich's nicht gereu'n, und wäre ſelbſt
Auf ewig das Geſchenk des Lebens hin.

94.

Er ſcheide nur! Allein ich fühle ſchon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenliedern
Nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung, ihn zu ſehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehnſucht;
Mein erſter Blick hinab in unſre Gärten,
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.
Wie ſchön befriedigt fühlte ſich der Wunſch,
Mit ihm zu ſein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte ſich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu kennen, mehr ſich zu verſtehn!
Und täglich ſtimmte das Gemüth ſich ſchöner
Zu immer reinern Harmonieen auf.

Welch eine Dämmerung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hellen Tags, der tauſendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart, iſt öd' und tief
In Nebel eingehüllt, der mich umgiebt.
Sonſt war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge ſchwieg, die Ahnung ſelbſt verſtummte,
Und glücklich eingeſchifft, trug uns der Strom
Auf leichten Wolken ohne Ruder hin;
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Bruſt.

95.

Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
Doch hier in unſerm Herzen, iſt der tiefſte,
Und reizend iſt es, ſich hinabzuſtürzen.

96.

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch ſo fern,
Ich kann ſie nie vergeſſen, nie verlieren;
Ja, ich beneide ſelbſt den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn berühren.

97.

Was hilft's nur, g'rade zu, genießen?
Die Freud' iſt lange nicht ſo groß,
Als wenn ihr erſt herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welſche Geſchicht'.

98.

Der Gott, der Bub' und Mädchen ſchuf,
Erkannte gleich den edelſten Beruf,
Auch ſelbſt Gelegenheit zu machen.

99.

Gleich ſchenken? Das iſt brav! Da wird er reüſſiren!

100.

'S iſt eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

101.

Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

102.

Brich einer Pflanze das Herz aus; ſie mag hernach auch unzählige Seitenſchößlinge treiben, ſo giebt es vielleicht einen ſtarken Buſch, aber der ſtolze königliche Wuchs des erſten Schuſſes iſt dahin.

103.

Wenn man beſtändig wäre, wollt' ich mich verwundern. Verändert ſich nicht Alles in der Welt? Warum ſollten unſere Leidenſchaften bleiben?

104.

Liebhaber haben keine Augen, keine Ohren und keine — Naſen.

105.

Tiefe Wunden ſchlägt das Schickſal, doch meiſt heilbare. Wunden aber, die das Herz dem Herzen ſchlägt, das Herz ſich ſelber, die ſind unheilbar.

106.

Du blühſt ſchön, ſchöner als ſonſt, liebe, liebe Stätte der gehofften ewigen Ruhe. — Aber du lockſt mich nicht mehr. — Mir ſchaudert vor dir! — Kühle, lockere Erde, mir ſchaudert vor dir! — — Ach, wie oft, in Stunden der Einbildung, hatt' ich ſchon Haupt und Bruſt dahingegeben in den Mantel des Todes, und ſtand gelaſſen an deiner Tiefe, und ſchritt hinunter, und verbarg mein jammervolles Herz unter deine lebendige Decke. Da ſollteſt du, Verweſung, wie ein liebes Kind, dieſe überfüllte, drängende Bruſt ausſaugen, und mein ganzes Daſein in einen freundlichen Traum auflöſen. — Und nun! — Sonne des Himmels, du ſcheinſt herein, — es iſt ſo leicht, ſo offen um mich her, und ich freue mich deß! — Er iſt wieder da! — und in einem Wink ſieht rings um mich die Schöpfung liebevoll, — und ich bin ganz Leben, — — und neues, wärmeres, glühenderes Leben will ich von ſeinen Lippen trinken!

107.

Ganz der Geliebten zu ſein, nur in ihr zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die ſo zwei Herzen einander gewähren! Was iſt alle Gnade der Fürſten, was der Beifall der Welt, gegen dieſe einfache, einzige Glückſeligkeit?

108.

Was hab' ich in der Welt zu ſuchen,
Wenn ich nicht die Geliebte wiederfinde, die allein
Ein Gegenſtand für meine Blicke war.

Soll Fluß und Hügel, Thal und Wald und Fels,
Vorüber meinen Augen gehn, und nur
Mir das Bedürfniß wecken, jenes Bild,
Das einzige Geliebte, zu erhaſchen,
Vom hohen Berg' hinab, in's weite Meer?
Was ſoll für mich ein Reichthum der Natur,
Der an Verluſt und Armuth mich erinnert!

109.

Ungleich erſcheint im Leben viel, doch bald
Und unerwartet iſt es ausgeglichen.
In ew'gem Wechſel wiegt ein Wohl das Weh
Und ſchnelle Leiden unſre Freuden auf.
Nichts iſt beſtändig! Manches Mißverhältniß
Löſ't, unbemerkt, indem die Tage rollen,
Durch Stufenſchritte ſich in Harmonie;
Und ach! den größten Abſtand, weiß die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

110.

Der Ahnung heiliges, fernes Mitgefühl
Iſt nur ein Mährchen. Sinnlich und verſteckt,
In's Gegenwärtige verſchloſſen, fühlt
Der Menſch das nächſte Wohl, das nächſte Weh,
Und Liebe ſelbſt iſt in der Ferne taub.

111.

Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt
Untheilbar und unendlich: Fühl' ich doch,
Welch ungeheures Unglück den betrifft,
Der ſeines Tags gewohntes Gut vermißt.

112.

Uneigennütz'ge Liebe kann der Mund,
Mit Frechheit oft betheuern, wenn im Herzen
Der Selbſtſucht Ungeheuer lauſchend grinſ't.
Die That allein beweiſt der Liebe Kraft.

113.

Der Haß iſt eine läſt'ge Bürde,
Er ſenkt das Herz tief in die Bruſt hinab.
Und legt ſich wie ein Grabſtein ſchwer auf alle Freuden.
Nicht im Elend allein, iſt fröhlicher Liebe
Reiner willkommner Strahl die einzige Tröſtung;
Hüllt er in Wolken ſich ein,
Ach! dann leuchtet des Glückes
Der Freude flatternd Gewand
Nicht mit erquickenden Farben.
Wie in die Hände der Götter
Hab' ich in deine, meinen Schmerz gelegt,
Und ſteh', wie vom Gebete, ruhig auf.

Weggewaſchen hab' ich von mir
Der Rachegöttinnen
Fleckenhinterlaſſende Berührung.
Weithin führt ſie
Allreinigend nun die Welle,
Und ein ſtiller Keim friedlicher Hoffnung
Hebt, wie durch aufgelockerte Erde, ſich empor,
Und blickt beſcheiden nach dem grünfärbenden Lichte.

114.

Die ſtille hohe Betrachtung
Deines künftigen Geſchickes,
Schwebt, wie eine Gottheit,
Zwiſchen Freud' und Schmerzen.
Niemand tritt auf dieſe Welt,
Dem nicht von beiden mancherlei bereitet wäre,
Und dem Großen mit großem Maaße;
Doch überwiegt das Leben Alles,
Wenn die Liebe in ſeiner Schale liegt.

115.

So lang' ich weiß, Du wandelſt auf der Erde,
Dein Auge ſchaut der Sonne theures Licht
Und deine Stimme ſchallt dem Freunde zu,
Biſt du mir gleich entfernt; ſo fehlt mir nichts zum Glück,

Bleib' mir, daß ich, zu meinen lieben Schatten einſt
Geſellt, mich deiner lang' erwartend freue,
Und geben dir die Götter Jemand
Zu lieben, ſo, wie ich dich liebe!

116.

Hin und wieder fliegen Pfeile:
Amors leichte Pfeile fliegen,
Von dem ſchlanken goldnen Bogen;
Mädchen, ſeid ihr nicht getroffen?
Es iſt Glück! Es iſt nur Glück.

Warum fliegt er ſo in Eile?
Jene dort will er beſiegen;
Schon iſt er vorbei geflogen;
Sorglos bleibt der Buſen offen;
Gebet Acht! Er kommt zurück!

117.

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen, warum
Zärtliche Seelen,
Einſam und ſtumm,
Immer ſich quälen,

Selbſt ſich betrügen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnen,
Da, wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

118.

Der verdient
Die Liebe nur, der um der Ehre willen,
Im ſüßen Augenblicke von der Liebe
Entſchloſſen hoffend ſich entfernen kann. —
Die Erde freut ſich einer treuen Seele,
Der Himmel giebt ihr Segen und Gedeihn;
Indeß die ſchwarzen Geiſter in der Gruft
Der falſchen Bruſt, der lügenhaften Lippe,
Wohl ausgedachte Qualen zubereiten.

119.

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn.
So auch mit der Liebe
Der Treuen geſchicht;
Sie regt ſich, bewegt ſich,
Doch ändert ſich nicht.

120.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwei Liebende zu ſehn!
Das ſchönſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.
Wie ſie ſtehn! nach einander ſehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand und Hand,
Und ein ſchauervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

121.

Nur all' zu nah' liegt eine freche Kälte neben
Der heißeſten Empfindung unſrer Bruſt.

122.

Willſt du denn, daß ein Herz von deiner Liebe voll
Kein Glück, als nur das Glück um dich, empfinden ſoll?
Meinſt du, es ſei der Trieb nach jeder Luſt geſtillet,
So bald die Zärtlichkeit das Herz des Mädchens füllet?

Genug iſt's, daß ſie dir die beſten Stunden ſchenkt,
Mit dir am liebſten weilt, abweſend an dich denkt.
Drum iſt es Thorheit, Freund, ſie ewig zu betrüben,
Sie kann den Tanz, das Spiel, und doch dich immer lieben.

123.

Im Anfang geht es ſo; hat man ſein Herz verſchenkt,
So denkt man nichts, wenn man nicht an den Liebſten denkt.
Ein ſeufzender Roman, zu dieſer Zeit geleſen;
Wie zärtlich der geliebt, wie groß in der Gefahr,
Wie mächtig in dem Streit er durch die Liebe war,
Verdreht uns gar den Kopf, wir glauben uns zu finden,
Wir wollen elend ſein, wir wollen überwinden,
Ein junges Herz nimmt leicht den Eindruck vom Roman;
Allein ein Herz, das liebt, nimmt ihn noch leichter an.
Wir lieben lange ſo, bis wir zuletzt erfahren,
Daß wir, ſtatt treu zu ſein, von Herzen — närriſch waren.

124.

Bekenne, weißt du denn, ob dir der Vogel treu,
Den du im Käfig hältſt? —
„Nein!“ — Aber wenn er frei
Durch Feld und Garten fliegt und doch zurücke kehrt? —
„Ja! Gut! da weiß ich's.“

125.

Ei! laß das immer ſein! Das will noch gar nichts heißen.
Sogar ein Kuß iſt nichts!
„Was ſagſt du? Nichts, ein Kuß?“ —
Ich glaube, daß man Viel im Herzen fühlen muß,
Wenn er was ſagen ſoll. —

126.

Ihr Eiferſüchtigen, die ihr eure Mädchen plagt,
Denkt euern Streichen nach; dann habt das Herz und klagt.

127.

Dem Herzen läßt ſich wohl, dem Scherze nicht gebieten
Vor Unbeſtändigkeit muß uns der Leichtſinn hüten.

128.

Doch, Freundin, glaube mir, es iſt gering're Pein,
Nicht gar ſo ſehr geliebt, als es zu ſehr zu ſein.
Die Treue lob' ich gern; doch muß ſie unſerm Leben,
Bei voller Sicherheit, die volle Ruhe geben.

129.

Der Menſch erfährt, er ſei auch, wer er mag
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Dies giebt man zu, doch wer geſteht ſich frei,
Daß eine Liebe nun die letzte ſei;
Daß ſich kein Auge mehr mit froher Gluth,
Zu unſerm wendet, kein erregtes Blut,
Das überraſchtem Herzen leicht entquoll,
Verräthriſch mehr die Wange färben ſoll;
Daß kein Begegnen möglich, das entzückt,
Kein Wiederſehn zu hoffen, das beglückt,
Daß von der Sonne klarſter Himmelspracht
Nichts mehr erleuchtet wird. — Hier iſt es Nacht, —
Und Nacht wird's bleiben, in der hohlen Bruſt.
Du blickſt umher, und ſchaueſt ohne Luſt,
So lang die Parze deinen Faden zwirnt,
Den Sternenhimmel, den du ſelbſt geſtirnt,
Und ſuchſt vergebens um dein fürſtlich Haupt,
Den ſchönſten Stern, den du dir ſelbſt geraubt;
Das Andre ſcheint ein unbedeutend Heer.

130.

Um die ſchönſte der Frauen
Iſt es ein wertherer Kampf, als je um der Güter Beſitzthum.

131.

Sie zog mir mein Leben ins ihre hinein,
Ich habe nichts mehr um: lebendig zu ſein.

132.

Es löſet die Liebe jegliche Bande,
Wenn ſie die ihrigen knüpft'; und nicht das Mädchen allein, läßt
Vater und Mutter zurück, wenn ſie dem erwählten Mann folgt;
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen ſieht, das einziggeliebte, davonziehn.

133.

Glücklich iſt der, dem ſogleich die erſte Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichſte Wunſch nicht heimlich im Herzen verſchmachtet!

Es iſt ſein Schickſal entſchieden.
Wahre Neigung vollendet ſogleich zum Manne den Jüngling.

134.

Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde ſich zeigt, ſo bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht, die falſche zu greifen, am meiſten.

135.

Was iſt ſchwer zu verbergen? das Feuer!
Denn bei Tage verräth's der Rauch,
Bei Nacht die Flamme, das Ungeheuer.
Ferner iſt ſchwer zu verbergen auch
Die Liebe; noch ſo ſtille gehegt,
Sie doch gar leicht aus den Augen ſchlägt.
Am ſchwerſten zu verbergen, iſt ein Gedicht;
Man ſtellt es unter'n Scheffel nicht.
Hat es der Dichter friſch geſungen,
So iſt er ganz davon durchdrungen;
Hat er es zierlich, nett geſchrieben,
Will er, die ganze Welt ſoll's lieben.

Er lieſ't es jedem froh und laut,
Ob es uns quält, ob es erbaut.

136.

Das wunderlichſte Buch der Bücher
Es iſt das Buch der Liebe;
Aufmerkſam hab' ich's geleſen:
Wenig Blätter: Freuden,
Ganze Hefte: Leiden,
Einen Abſchnitt macht: die Trennung,
Wiederſehn: ein klein Capitel!
Fragmentariſch: ganze Bände Kummers,
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maaß.
O Niſami! — Doch am Ende
Haſt den rechten Weg gefunden;
Unauflösliches, wer lößt es?
Liebende, ſich wiederfindend!

137.

Laßt uns vom Menſchen würdig denken, und bekümmern wir uns nicht, ob es ein wenig bizarr klingt, was wir von ihm ſagen. Giebt doch Jedermann zu, daß der Poet geboren werden müſſe! Schreibt nicht Jedermann dem Genie eine ſchaffende

Kraft zu? Und Niemand glaubt dadurch eben etwas Paradoxes zu ſagen. Wir leugnen es nicht von den Werken der Phantaſie; aber wahrlich, der unthätige, untaugende Menſch wird das Gute, das Edle, das Schöne weder an ſich noch an Andern gewahr werden! Wo käme es denn her, wenn es nicht aus uns ſelbſt entſpränge? Fragt Euer eigen Herz! Iſt nicht die Handelsweiſe zugleich mit dem Handeln ihm eingeboren? Iſt es nicht die Fähigkeit zur guten That, die ſich der guten That erfreut? Wer fühlt lebhaft ohne den Wunſch das Gefühlte darzuſtellen? Und was ſtellen wir denn eigentlich dar, was wir nicht erſchaffen? Und zwar nicht etwa nur ein für allemal, damit es da ſei, ſondern damit es wirke, immer wachſe und wieder werde und wieder hervorbringe. Das iſt ja eben die göttliche Kraft der Liebe, von der man nicht aufhört zu ſingen und zu ſagen, daß ſie in jedem Augenblick die herrlichen Eigenſchaften des geliebten Gegenſtandes neu hervorbringt, in den kleinſten Theilen ſich ausbildet, im Ganzen umfaßt; bei Tage nicht raſtet, bei Nacht nicht ruht; ſich an ihrem eignen Werke entzückt, über ihre eigne rege Thätigkeit erſtaunt, und das Bekannte nimmer neu findet, weil es in jedem Augenblicke, in den ſüßeſten aller Geſchäfte, wieder neu erzeugt wird. Ja das Bild der Geliebten kann nicht alt werden, denn jeder Moment iſt ſeine Geburtsſtunde.

Ich habe heute ſehr geſündigt, ich handelte gegen meinen Vorſatz, indem ich über eine Materie ſprach, die ich nicht ergründet habe, und in dieſem Augenblick bin ich auf dem Wege noch ſtrafwürdiger zu fehlen. Schweigen gebührt dem Menſchen, der ſich nicht vollendet fühlt. Schweigen geziemt auch dem **Liebenden**, der nicht hoffen darf, glücklich zu ſein. — Laſſ't mich von hinnen gehen, damit ich nicht doppelt ſcheltenswerth ſei.

138.

Wie man aus Gewohnheit nach einer abgelaufenen Uhr hinſieht, als wenn ſie noch ginge; ſo blickt man auch wohl einer Schönen in's Geſicht, als ob man ſie noch **liebte**.

139.

Liebe leidet nicht **Geſellen**;
Aber **Leiden** ſucht und hegt ſie.
Lebenswoge, Well' auf Wellen,
Eine wie die andere trägt ſie.

Einſam, oder auch ſelbander,
Unter Lieben, unter Leiden,
Leiden vor und nach einander
Einer mit dem andern ſcheiden.

140.

Mannräuſchlein nannte man im ſiebzehnten Jahrhundert gar ausdrucksvoll die Geliebte.

Liebes gewaſchenes Seelchen, iſt der verliebteſte Ausdruck auf Hiddenſee.

141.

„Warum hat dich das ſchöne Kind verlaſſen?“
Ich kann ſie darum doch nicht verlaſſen:
Sie ſchien zu fürchten und zu fühlen,
Ich werde das Prävenire ſpielen.

142.

Bemerkt man in Cirkeln eine angehende Neigung junger Perſonen, ſo ſucht man ſie verlegen zu machen oder näher zuſammen zu bringen, eben ſo wie man in der Folge, wenn ſich eine Leidenſchaft erklärt hat, bemüht iſt, ſie wieder auseinander zu ziehen; wie es denn dem geſelligen Menſchen ganz gleichgültig iſt, ob er nutzt oder ſchadet, wenn er nur unterhalten wird.

143.

Eine jugendliche, aufs Gerathewohl gehegte Neigung iſt der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer ſanften glänzenden Linie aufſteigt, und ſich unter die Sterne miſcht, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen ſcheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieſelbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet, und zuletzt da, wo ſie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt.

144.

Es iſt eine ſehr angenehme Empfindung, wenn ſich eine neue Leidenſchaft in uns zu regen anfängt ehe die alte noch ganz verklungen iſt. So ſieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengeſetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut ſich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.

145.

Es iſt keine Neigung, keine Gewohnheit ſo ſtark, daß ſie gegen die Mißreden vorzüglicher Menſchen, in die man Vertrauen ſetzt, auf die Länge ſich erhalten könnte. Immer bleibt etwas hängen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, ſieht es mit der Liebe ſchon mißlich aus.

146.

Man liebt an dem Mädchen, was es iſt, und an dem Jüngling, was er ankündigt.

147.

Das Verhältniß zu dem, was man liebt, iſt ſo entſchieden, daß die Umgebung wenig ſagen will; aber daß es die gehörige, natürliche, gewohnte Umgebung ſei, dies verlangt das Gemüth.

148.

Die erſten Liebes-Neigungen einer unverdorbenen Jugend, nehmen durchaus eine geiſtige Wendung. Die Natur ſcheint zu wollen, daß ein Geſchlecht in dem andern das Gute und Schöne ſinnlich gewahr werde.

149.

Eine aufkeimende Leidenſchaft hat das Schöne, daß, wie ſie ſich ihres Urſprungs unbewußt iſt, ſie auch keinen Gedanken eines Endes haben, und, ſich froh und heiter fühlend, nicht ahnen kann; daß ſie wohl auch Unheil ſtiften dürfte.

150.

Nicht Küſſen, aber, wo möglich, — Lieben!

151.

Mit der wahren Liebe iſt es, wie mit den Geſpenſtern. Alle Welt weiß davon zu erzählen, aber Niemand hat ſie geſehen.

152.

Was wird mir jede Stunde ſo bang,
Das Leben iſt kurz, der Tag iſt lang,
Und immer ſehnt ſich fort das Herz.
Ich weiß nicht recht ob Himmelwärts;
Fort aber will es, hin und hin,
Und möchte vor ſich ſelber fliehn.
Und fliegt es an der Liebſten Bruſt,
So ruht's im Himmel unbewußt;
Des Lebens Strudel reißt es fort,
Und immer hängt's an einem Ort;
Was es gewählt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt ſein eigner Thor!

Neunte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
die Ehe.

1.

Heirathen iſt ein — wunderlich Wort;
Ich meint' da müßt' ich gleich wieder fort.

2.

Wenn ein kluger Mann der Frau befiehlt,
Dann ſei es um ein Großes geſpielt;
Will die Frau dem Mann befehlen,
So muß ſie das Große im Kleinen wählen.

3.

Ein braver Mann! Ich kenn' ihn ganz genau:
Erſt prügelt er, dann kämmt er ſeine Frau.

4.

Welche Frau hat einen guten Mann,
Der ſieht man's am Geſicht wohl an.

5.

Eine Frau macht oft ein bös Geſicht;
Der gute Mann verdient's wohl nicht.

6.

Der unruhigſte Vagabund ſehnt ſich zuletzt wieder nach ſeinem Vaterlande, und findet in ſeiner Hütte, an der Bruſt ſeiner Gattin, in dem Kreiſe ſeiner Kinder, in den Geſchäften zu ihrer Erhaltung, die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens ſuchte.

7.

Man iſt nicht immer Jüngling, und man ſollte nicht immer Kind ſein. Dem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat; was kann ihm erwünſchter ſein, als eine Gattin zu finden, die überall mit ihm wirkt, und die ihm Alles vorzubereiten weiß, deren Thätigkeit dasjenige aufnimmt, was die ſeinige liegen laſſen muß; deren Geſchäftigkeit ſich nach allen Seiten verbreitet, wenn die ſeinige nur einen geraden Weg fortgehen darf.

8.

Weiber klagen oft, daß die Männer ungerecht gegen ihr Geſchlecht ſind, alle höhere Kultur für ſich behalten, die Weiber zu keinen Wiſſenſchaften zulaſſen wollen, und verlangen, daß ſie nur Tändelpuppen oder Haushälterinnen ſein ſollen. Es iſt ſonderbar, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchſte Stelle ſetzen will, die ſie einzunehmen fähig iſt; und welche iſt höher, als das Regiment des Hauſes? Wenn der Mann ſich mit äußern Verhältniſſen quält, wenn er die Beſitzthümer herbeiſchaffen und beſchützen muß, wenn er ſogar an der Staatsverwaltung Antheil nimmt, überall von Umſtänden abhängt, und, ich möchte ſagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politiſch ſein muß, wo er gern vernünftig wäre, verſteckt, wo er offen, falſch, wo er redlich zu ſein wünſchte; wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das ſchönſte Ziel, die Harmonie mit ſich ſelbſt, in jedem Augenblicke aufgeben muß; ſo herrſcht dagegen eine vernünftige Frau im Innern wirklich, und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was iſt das höchſte Glück des Menſchen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einſehen? Daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unſern Zwecken ſind? Und wo wollen, wo können unſere nächſten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauſes? Alle immer wiederkehrende, unentbehrliche Bedürfniſſe, wo erwarten wir, wo fordern wir ſie, als da, wo wir aufſtehn und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die Unſrigen immer bereit ſein ſoll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um dieſe immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern iſt es gegeben, gleichſam als ein Geſtirn regelmäßig wieder zu kehren, und dem Tage, ſo wie der Nacht vorzuſtehn! Sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden; zu pflanzen und zu erndten, zu verwahren und auszuſpenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal dieſe innere Herrſchaft ergriffen, ſo macht ſie den Mann, den ſie liebt, erſt allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerkſamkeit erwirbt alle Kenntniſſe, und ihre Thätigkeit weiß ſie alle zu benutzen. So iſt ſie von Niemand abhängig, und verſchafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er beſitzt, ſieht er geſichert, das, was er erwirbt, gut benutzt, und ſo kann er ſein Gemüth nach großen Gegenſtänden wenden, und, wenn das Glück gut iſt, das dem Staate ſein, was ſeiner Gattin zu Hauſe ſo wohl anſteht.

9.

Unter allen Feſten iſt das Hochzeitsfeſt das unſchicklichſte; keines, ſollte mehr in der Stille, Demuth und Hoffnung begangen werden, als dieſes.

10.

Es giebt, den Menſchen nichts mehr zu reden als wenn einmal eine Heirath geſchieht, die ſie nach ihrer Art eine Mißheirath nennen können, und doch ſind die Mißheirathen viel gewöhnlicher, als die Heirathen; denn es ſieht leider nach einer kurzen Zeit mit den meiſten Verbindungen gar mißlich aus. Die Vermiſchung der Stände durch Heirathen, verdienen nur inſofern Mißheirathen genannt zu werden, als der eine Theil an der angebornen, angewohnten und gleichſam nothwendig gewordenen Exiſtenz des andern, keinen Theil nehmen kann. Die verſchiedenen Klaſſen haben verſchiedene Lebensweiſen, die ſich nicht mit einander theilen, noch verwechſeln können, und das iſt's, warum Verbindungen dieſer Art, beſſer nicht geſchloſſen werden; aber Ausnahmen und recht glückliche Ausnahmen ſind möglich. So iſt die Heirath eines jungen Mädchens mit einem bejahrten Manne, immer mißlich, und doch habe ich ſie recht gut ausſchlagen ſehen.

11.

Die Liebhaberei, Heirathen zu ſtiften, überläßt man am beſten, Perſonen, die ſich lieb haben.

12.

Der Name Vater und Gattin, dieſe allein, ſind der Natur gemäß, alles andere ſind Grillen und Meinungen.

13.

Die Vaterſchaft beruht nur auf der Ueberzeugung; ich bin überzeugt und alſo bin ich Vater!

14.

Mir ſollte Niemand ein Kind unterſchieben; aber es iſt ein Glück für die Weiber, daß die Männer in dieſen Fällen nicht ſo ſcharfſichtig ſind.

15.

Wer mir den Eheſtand angreift, wer mir durch Wort, ja durch That, dieſen Grund aller ſittlichen

Geſellſchaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich ſein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe iſt der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetſte hat keine beſſere Gelegenheit ſeine Milde zu beweiſen. Unauflöslich muß ſie ſein; denn ſie bringt ſo vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen iſt. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld iſt es, die den Menſchen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er ſich unglücklich zu finden. Laſſe man den Augenblick vorübergehen, und man wird ſich glücklich preiſen, daß ein ſo lange Beſtandenes noch beſteht. Sich zu trennen, giebt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menſchliche Zuſtand iſt ſo hoch in Leiden und Freuden geſetzt, das gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander ſchuldig werden. Es iſt eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal ſein, das glaub' ich wohl, und das iſt eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewiſſen verheirathet? Das wir oft gerne los ſein möchten, weil es unbequemer iſt, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte.

16.

Obgleich der Eheſtand nur ein Duett iſt, und man doch denken ſollte, zwei Stimmen, ja zwei Inſtrumente müßten einigermaßen überein geſtimmt werden können, ſo trifft es doch ſelten zu. Denn wenn der Mann einen Ton angiebt, ſo nimmt ihn die Frau gleich höher. Da geht es denn aus dem Kammer- in den Chorton, und immer ſo weiter, daß zuletzt die blaſenden Inſtrumente ſelbſt nicht folgen können.

17.

Die doppelte Pflicht eines guten Kapellmeiſters und einer klugen Hausfrau iſt es: im Ganzen immer das Maaß zu erhalten zu wiſſen, wenn auch die einzelnen Paſſagen nicht immer im Tact bleiben ſollten.

18.

Die chemiſchen Verwandtſchaften werden erſt intereſſant, wenn ſie Scheidungen bewirken. So kommt das traurige Wort, das man leider in der Welt jetzt ſo oft hört, auch in der Naturlehre vor, ja es war ſogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man ſie Scheidekünſtler nannte.

19.

Eine neue Rolle mag man gern wieder übernehmen, und wenn man die Welt kennt, ſo ſieht man wohl: auch bei dem Eheſtande iſt es nur dieſe entſchiedene ewige Dauer zwiſchen ſo viel Beweglichem in der Welt, die etwas Ungeſchicktes an ſich trägt. Einer von meinen Freunden, deſſen gute Laune ſich meiſt in Vorſchlägen zu neuen Geſetzen hervorthat, behauptete: eine jede Ehe ſolle nur auf fünf Jahre geſchloſſen werden. Denn es ſei, ſagte er, dies eine ſchöne ungerade heilige Zahl und ein ſolcher Zeitraum eben hinreichend, um ſich kennen zu lernen, einige Kinder heran zu bringen, ſich zu entzweien, und was das Schönſte ſei, ſich wieder zu verſöhnen. Gewöhnlich rief er aus: wie glücklich würde die erſte Zeit verſtreichen! Zwei, drei Jahre wenigſtens gingen vergnüglich hin. Dann würde doch wohl dem einen Theil daran gelegen ſein, das Verhältniß länger dauern zu ſehen, die Gefälligkeit würde wachſen, je mehr man ſich dem Termine der Aufkündigung näherte. Der gleichgültige, ja ſelbſt der unzufriedene Theil würde durch ein ſolches Betragen begütigt, und eingenommen. Man vergäße, wie man in guter Geſellſchaft die Stunden vergißt, daß die Zeit verfließe, und fände ſich auf's Angenehmſte überraſcht, wenn man nach verlaufenem Termin erſt bemerke, daß er ſchon ſtillſchweigend verlängert ſei.

20.

Wir mögen uns die irdiſchen Dinge, und beſonders auch die ehelichen Verbindungen gern ſo recht dauerhaft vorſtellen, und was den letzten Punkt betrifft, ſo verführen uns die Luſtſpiele, die wir immer wiederholen ſehen, zu ſolchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zuſammen treffen. In der Komödie ſehen wir eine Heirath als das letzte Ziel eines durch die Hinderniſſe mehrerer Acte verſchobenen Wunſches, und im Augenblick, da es erreicht iſt, fällt der Vorhang, und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach. In der Welt iſt es anders; da wird hinten immer fortgeſpielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon ſehen und hören.

21.

Eine Ehe ſollte nur alsdann für unauflöslich gehalten werden, wenn entweder beide Theile, oder wenigſtens der eine Theil, zum drittenmale verheirathet wäre. Denn was eine ſolche Perſon betrifft, ſo bekennt ſie unwiderſprechlich, daß ſie die Ehe für etwas Unentbehrliches halte. Auch iſt dann ſchon bekannt geworden, wie ſie ſich in ihren frühern Verbindungen betragen; ob ſie Eigenheiten hat, die oft mehr zur

Trennung Anlaß geben, als üble Eigenſchaften. Man hat ſich alſo nur wechſelſeitig zu erkundigen; man hat aber eben ſo gut auf Verheirathete, wie auf Unverheirathete Acht zu geben, weil man nicht weiß, wie die Fälle kommen können.

Das würde gewiß auch das Intereſſe der Geſellſchaft ſehr vermehren, denn in der That, jetzt, wenn wir verheirathet ſind, fragt Niemand weiter mehr nach unſeren Tugenden, nach unſern Mängeln.

22.

Unter Allem, was die Einbildungskraft ſich Angenehmes ausmalt, iſt vielleicht nichts Reizenderes, als wenn junge Gatten, ihr neues Verhältniß in einer neuen friſchen Welt zu genießen, und einen dauernden Bund an ſo viel wechſelnden Zuſtänden zu prüfen und zu beſtätigen hoffen.

23.

Im Eheſtande muß man ſich manchmal ſtreiten, denn dadurch erfährt man was von einander.

24.

Der iſt am glücklichſten, er ſei
Ein König oder ein Geringer, dem
In ſeinem Hauſe Wohl bereitet iſt.

25.

Weh' dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg;
Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchloß, wo
Sich Mitgeborne, ſpielend, feſt und feſter
Mit ſanften Banden an einander knüpften.

26.

In raſchen Jahren geht's wohl an,
So um und um, frei durch die Welt zu ſtreifen;
Allein es kommt die böſe Zeit heran,
Und ſich als Hageſtolz, allein, zum Grab' zu ſchleifen,
Das hat noch Keinem wohl gethan.

27.

Wenn ſich Zweie lieben ſollen,
Braucht man ſie nur zu ſcheiden.

Schmollt der Mann und grillt die Frau,
So trennt ſie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag Sie
Und Ihn an Nordens Ende.

28.

Zwiſchen Mann und Weib red't ſich ſo gar viel nicht.

29.

Man lebt nur Einmal in der Welt, hat nur Einmal dieſe Kräfte, dieſe Ausſichten, und wer ſie nicht zum Beſten braucht, wer ſich nicht ſo weit treibt als möglich, iſt ein Thor. Und heirathen! heirathen juſt zur Zeit, da das Leben erſt recht in Schwung kommen ſoll! Sich häuslich niederlaſſen, ſich einſchränken, da man noch die Hälfte ſeiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte ſeiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß du ſie liebteſt, das war natürlich; daß du ihr die Ehe verſprachſt, war eine Narrheit, und, wenn du Wort gehalten hätteſt, wär's Raſerei geweſen.

30.

Dem Ungeſtüm
Des rohen Drang's der Menge zu entgehn,

Hat uns ein Gott den ſchönſten Port bezeichnet.
Im Hauſe, wo die Gattin ſicher waltet,
Da wohnt allein der Friede, den vergebens,
Im Weiten du, da draußen, ſuchen magſt.
Unruh'ge Mißgunſt, grimmige Verläumdung,
Verblendendes, parteyiſches Beſtreben;
Nicht wirken ſie auf dieſen heil'gen Kreis!
Vernunft und Liebe hegen jedes Glück
Und jeden Unfall mildert ihre Hand.

31.

Der Gatte zieht ſein Weib unwiderſtehlich
In ſeines Kreiſes abgeſchloßne Bahn.
Dorthin iſt ſie gebannt, ſie kann ſich nicht
Aus eigner Kraft beſondre Wege wählen.
Aus nied'rem Zuſtand führt er ſie hervor,
Aus höhern Sphären lockt er ſie hernieder.
Verſchwunden iſt die frühere Geſtalt,
Verloſchen jede Spur vergangner Tage,
Was ſie gewann, wer will es ihr entreißen?
Was ſie verlor, wer giebt es ihr zurück?

32.

In ſeinem Hauſe iſt ein Jeder Fürſt,
Der Gute, wie der Böſe.

Reicht eine Macht denn wohl in jenes Haus,
Wo der Tyrann die holde Gattin kränkt,
Wenn er, nach eignem Sinn, verworren handelt;
Durch Launen, Worte, Thaten, jede Luſt,
Mit Schadenfreude, ſinnreich untergräbt?
Wer trocknet ihre Thränen? Welch' Geſetz,
Welch' Tribunal erreicht den Schuldigen?
Er triumphirt, und ſchweigende Geduld
Senkt, nach und nach, verzweifelnd, ſie in's Grab.
Nothwendigkeit, Geſetz, Gewohnheit gaben
Dem Mann ſo große Rechte; ſie vertrauten
Auf ſeine Kraft, auf ſeinen Biederſinn.
Nicht Heldenfauſt, nicht Heldenſtamm, Geliebte,
Verehrte Fremde, weiß ich dir zu bieten,
Allein des Bürgers hohen Sicherſtand!
Und biſt du mein, was kann dich mehr berühren?
Auf ewig biſt du mein, verſorgt, beſchützt.
Der König fordre dich von mir zurück;
Als Gatte kann ich mit dem König rechten.

33.

Wie kann der Prieſter ſegnen, wenn das Ja
Der holden Braut nicht aus dem Herzen quillt.
Er ſoll nicht Widerwärt'ges aneinander,
Zu immer neu erzeugtem Streite, ketten;

Den Wunſch der Liebe, die zum All das Eine,
Zum Ewigen das Gegenwärtige,
Das Flüchtige zum Dauernden erhebt,
Den zu erfüllen, iſt ſein göttlich Amt.

34.

Stets in Gedanken verehre von Herzen die Wohlthat der Eltern,
Die nur ſinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und ſich ſelber Manches entzieh'n, um zu ſparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um ſpät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Hauſe beim Haufen,
Nicht der Acker an Acker, ſo ſchön ſich die Güter auch ſchließen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags und mit der Sorge für Morgen.
Haus und Gehöfte, und Feld, das über die Hügel ſich hin ſtreckt;
Alles liegt öde vor dem, der entbehret der Gattin! —

Niemals tadl' ich den Mann, der immer thätig und raſtlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emſig befährt und ſich des Gewinnes erfreuet,
Welcher ſich reichlich um ihn und die Seinen herum häuft;
Aber jener iſt mir auch werth, der *ruhige Bürger*,
Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehet,
Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebieten,
Nicht verändert ſich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht ſtreckt eilig der Baum, der neu gepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen gezieret;
Nein! Der *Mann* bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen
Immer gleichen, ruhigen Sinnes und des geraden Verſtandes.
Denn nur wenige Saamen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur verſteht er, mehrend, zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein ſein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein ſo geſtimmtes Gemüth gab!

Es ernähret uns Alle, und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck der ängſtlich den Landmann beſchränket,
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren ſtets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzuſtreben gewohnt ſind, beſonders die Weiber und Mädchen.
Segen gewähret darum des Mannes ruhig Bemühen,
Wie ihn ihm zubringt die Gattin, die, gleichgeſinnt, er ſich wählet.

35.

Iſt wohl der ein würdiger Mann, der, im Glück und Unglück,
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verſtehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Denn manch gutes Mädchen bedarf des ſchützenden Mannes

Und der Mann des erheiternden Weib's, wenn ihm Unglück bevorſteht.

36.

Aller Anfang iſt ſchwer, am ſchwerſten der Anfang der Wirthſchaft.
Mancherlei Dinge bedarf der Menſch, und Alles wird täglich
Theurer; da ſeh' er ſich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget ſo wohl, wenn mit dem gewünſchten Weibchen
Auch in Körben und Kaſten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umſonſt bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und ſtarken Gewebe;
Nicht umſonſt verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater ſondert im Pulte das ſeltene Goldſtück;
Denn ſie ſoll dereinſt mit ihren Gütern und Gaben,
Jenen Jüngling erfreu'n, der ſie vor Andern gewählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Mädchen im Hauſe ſich findet,

Das ihr eignes Geräth in Küche und Zimmer erkennet,
Und das Bette ſich ſelbſt und den Tiſch ſich ſelber gedeckt hat.
Nur wohl ausgeſtattet möcht' ich im Hauſe die Braut ſeh'n,
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält ſie als Magd, die als Magd mit dem Bündel herein kam.
Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen.

37.

Dienen lerne bei Zeiten das Weib, nach ihrer Beſtimmung!
Denn durch dienen allein gelangt ſie endlich zum herrſchen;
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hauſe gehöret.
Dienet die Schweſter dem Bruder doch früh, ſie dienet den Eltern,
Und ihr Leben iſt immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.

Wohl ihr, wenn ſie daran ſich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu ſauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr ſind, wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein, und die Nadel zu fein dünkt,
Daß ſie ſich ganz vergißt und leben mag nur in Andern;
Denn als Mutter fürwahr, bedarf ſie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und ſo zu Schmerzen, Sorgen ſich häufen.
Zwanzig Männer, verbunden, ertrügen nicht dieſe Beſchwerde,
Und ſie ſollen's auch nicht, doch ſollen ſie dankbar es einſehn!

38.

An der Braut, die der Mann ſich erwählt, läßt gleich ſich erkennen,
Welches Geiſtes er iſt und ob er ſich eigenen Werth fühlt.

39.

Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber, ſo wie die Kinder!
Jedes lebet ſo gern nach ſeinem eignen Belieben
Und man ſoll noch dazu nur immer loben und ſtreicheln!
Doch die Männer ſind heftig und denken nur immer das Letzte,
Und ein Hinderniß treibt die Heftigen leicht von den Wege.
Aber ein Weib iſt geſchickt, auf Mittel zu denken und wandelt
Auch den Umweg geſchickt, um zu ihrem Zweck zu gelangen. —
Eines im Eheſtand iſt es, was jedem Vater gedroht iſt,
Daß den Willen des Sohns, den Heftigen, gerne die Mutter
Allzugelind begünſtigt, und jeder Nachbar Parthei nimmt,
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Ehmann.

40.

Ehedem machte das Freien nicht ſo, wie jetzt oft, verlegen,
Als noch jedes Geſchäft nach ſeiner Weiſe vollbracht ward.

Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn ſich erkohren,
Ward zuvörderſt ein Freund vom Hauſe vertraulich gerufen;
Dieſen ſandte man dann als Freiersmann zu den Eltern
Der erkohrenen Braut, der denn in ſtattlichem Putze
Sonntags, etwa nach Tiſche, den würdigen Bürger beſuchte;
Freundliche Worte mit ihm im Allgemeinen zuvörderſt
Wechſelnd, und klug das Geſpräch zu lenken und wenden verſtehend.
Endlich, nach langem Umſchweif, ward auch der Tochter erwähnet,
Rühmlich, und rühmlich des Mann's und des Hauſes, von dem man geſandt war.
Kluge Leute merkten die Abſicht; der kluge Geſandte
Merkte den Willen gar bald, und konnte ſich weiter erklären;
Lehnte den Antrag man ab, ſo war auch der Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, ſo war der Freiersmann immer
In dem Hauſe der Erſte bei jedem häuslichen Feſte,
Denn es erinnerte ſich durch's ganze Leben des Eh'paar,
Daß die geſchickte Hand den erſten Knoten geſchlungen.

Jetzt iſt aber das Alles, mit andern guten Gebräuchen
Aus der Mode gekommen und Jeder frei't für ſich ſelber,
Nehme dann Jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beſcheert iſt, und ſtehe beſchämt vor dem Mädchen!

41.

O wie glücklich iſt der, dem Vater und Mutter das Haus ſchon
Wohlbeſtellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert.

42.

O, wie froh iſt die Zeit, wenn mit der Braut ſich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünſchten Verbindung erwartend!

43.

Frieden im Hauſe, beim Henker! den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr iſt, und Herr muß man ſein.

44.

Einem **jungen Paare**, das von der Natur einigermaßen harmoniſch gebildet iſt, kann nichts zu einer ſchönern Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lehrbegierig und der Jüngling lehrhaft iſt. Es entſteht daraus ein ſo gründliches, als angenehmes Verhältniß. Sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geiſtigen Daſeins, und er in ihr ein Geſchöpf, das nicht der Natur, dem Zufall, oder einem einſeitigen Wollen, ſondern einem beiderſeitigen Willen ſeine Vollendung verdankt; und dieſe Wechſelwirkung iſt ſo ſüß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn ſeit dem alten und neuen Abälard, aus einem ſolchen Zuſammentreffen zweier Weſen, die gewaltſamſten Leidenſchaften und ſo viel Glück als Unglück entſprungen ſind.

45.

Ein **Mädchen**, das einem Manne entſagt, dem ſie ihre Gewogenheit nicht verläugnet hat, iſt lange nicht in der peinlichen Lage, in der ſich ein **Jüngling** befindet, der mit Erklärungen eben ſo weit gegen ein Frauenzimmer heraus gegangen iſt. Er ſpielt immer eine leidige Figur. Denn von ihm, als einem werdenden Manne, erwartet man ſchon eine gewiſſe Ueberſicht ſeines Zuſtandes, und ein entſchiedener Leichtſinn will ihm nicht kleiden. Die Urſachen eines Mädchens, das ſich zurückzieht, ſcheinen immer gültig; die des Mannes niemals. Allein, wie ſoll eine ſchmeichelnde Leidenſchaft uns voraus ſehen laſſen, wohin ſie uns führen kann? Denn auch ſelbſt alsdann, wenn wir ſchon ganz verſtändig auf ſie Verzicht geleiſtet, können wir ſie noch nicht los laſſen; wir ergötzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und ſollte es auch auf eine veränderte Weiſe ſein.

46.

Auf geſetzmäßiger Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes ruht größtentheils die Geſchichte. Die bedeutendſten Weltbegebenheiten iſt man bis in die Geheimniſſe der Familien zu verfolgen genöthigt; und ſo geben uns auch die Ehen der Erzväter zu eignen Betrachtungen Anlaß. Es iſt als ob die Gottheiten, welche das Schickſal der Menſchen zu leiten belieben, die ehelichen Erzeugniſſe jeder Art hier gleichſam im Vorbilde hätten darſtellen wollen. Abraham, ſo lange Jahre mit einer ſchönen, von Vielen umworbenen Frau, in kinderloſer Ehe, findet ſich in ſeinem hundertſten, als Gatte zweier Frauen, als Vater zweier Söhne, und in dieſem Augenblick iſt ſein Hausfriede geſtört. Zwei Frauen neben einander, ſo wie zwei Söhne von zwei Müttern, gegen einander über, vertragen ſich unmöglich. Abraham muß die Neigung zu Hagar, zu Iſmael aufopfern. Beide werden entlaſſen und Hagar genöthigt, den Weg, den ſie auf einer freiwilligen Flucht eingeſchlagen, nunmehr wider Willen anzutreten, anfangs, wie es ſcheint, zu des Kindes und ihrem Untergange; aber der Engel des Herrn, der ſie früher zurückgewieſen, rettet ſie auch diesmal, damit Iſmael auch zu einem großen Volk werde, und die unwahrſcheinlichſte aller Verheißungen, ſelbſt über ihre Grenzen hinaus, in Erfüllung gehe. Zwei Eltern in Jahren und ein einziger ſpätgeborner Sohn; hier ſollte man doch endlich eine häusliche Ruhe, ein irdiſches Glück erwarten! Keineswegs. Die Himmliſchen bereiten dem Erzvater noch die ſchwerſte Prüfung. Doch von dieſer können wir nicht reden, ohne vorher noch mancherlei Betrachtungen anzuſtellen.

47.

Ein Hageſtolz allein, wie man am Prinzen von Pallagonia ſieht, hat ſelten etwas Vernünftiges hervorgebracht, mehrere zuſammen hingegen, die allergrößten Werke, wie Kirchen und Klöſter zeugen.

48.

Fragt nicht den Wiederhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht euere verſchränkten Grillen und Verordnungen! Fragt die Natur und euer Herz; ſie wird euch lehren, vor was ihr zu ſchaudern habt, ſie wird euch mit dem ſtrengſten Finger zeigen, worüber ſie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausſpricht. Seht die Lilien an, entſpringt nicht Gatte und Gattin auf einem Stengel? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar, und iſt die Lilie nicht das Bild der Unſchuld, und ihre geſchwiſterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Was die Natur verabſcheuet, ſpricht ſie laut aus; das Geſchöpf das falſch lebt, wird früh zerſtört; das Geſchöpf das nicht ſein ſoll, kann nicht werden. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Daſein, frühzeitiges Zerfallen, das ſind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Strenge.

Zehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen

über

die Freundſchaft.

1.

Der Freunde Bundeslied.

Uns hat ein Gott geſegnet,
Mit freiem Lebensblick,
Und Alles, was begegnet,
Erneuert unſer Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt ſich keine Luſt;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unſre Bruſt.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebens-Bahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn Alles ſteigt und fällt,
Und bleiben lange! lange!
Auf ewig ſo geſellt!

2.

Selig, wer ſich vor der Welt,
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält,
Und mit dem genießt,
Was von Menſchen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

3.

Dieſer iſt mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, ſtehl' ich für heute mich weg!

4.

Die Welt iſt ſo leer, wenn man nur Berge, Flüſſe und Städte darin denkt, aber hie und da Jemand zu wiſſen, der mit uns übereinſtimmt, mit dem wir auch ſtillſchweigend fortleben, das macht uns dieſes Erdenrund erſt zu einem bewohnten Garten.

5.

Von jenem Glück, das wir als das höchſte erkennen, das aus dem innern Reichthum der Natur fließt, haben Reiche ſelten eine erhöhte Empfindung. Nur den Armen, die wenig oder nichts beſitzen, iſt es gegönnt, das Glück der Freundſchaft in reichem Maaße zu genießen. Sie können ihre Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunſt befördern, noch durch Geſchenke beglücken. Sie haben nichts als ſich ſelbſt. Dieſes Ganze ſelbſt müſſen ſie hingeben, und, wenn es einigen Werth haben ſoll, dem Freunde das Gut auf ewig verſichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber, und Empfänger! In welchen ſeligen Zuſtand verſetzt uns die Treue! Sie giebt dem vorübergehenden Menſchenleben eine himmliſche Gewißheit; ſie macht das Hauptkapital unſeres Reichthums aus.

6.

Wie leicht wird es einem Großen, die Gemüther zu gewinnen; wie leicht eignet er ſich die Herzen zu. Ein gefälliges, bequemes, nur einigermaßen menſchliches Betragen thut Wunder, und wie viele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geiſter feſt zu halten. Uns kommt Alles ſeltener, wird Alles ſchwerer, und wie natürlich iſt es, daß wir auf das, was wir erwerben und leiſten, einen größeren Werth legen. Welche rührende Beiſpiele von treuen Dienern, die ſich für ihre Herren aufopferten! Wie ſchön hat uns Shakſpeare ſolche geſchildert! Die *Treue* iſt, in dieſem Falle, ein Beſtreben einer edlen Seele, einem Größern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener ſeinem Herrn gleich, der ihn ſonſt nur als einen bezahlten Sklaven anzuſehen berechtigt iſt. Ja, dieſe Tugenden ſind nur für den geringen Stand; er kann ſie nicht entbehren, und ſie kleiden ihn ſchön. Wer ſich leicht loskaufen kann, wird ſo leicht verſucht, ſich auch der Erkenntlichkeit zu überheben. Ja, in dieſem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein *Großer* wohl *Freunde haben*, aber nicht *Freund ſein* könne.

7.

Das Vertrauen, welches *neue Freunde* ſich einander ſchenken, pflegt ſich ſtufenweiſe zu entwickeln. Gemeinſame Beſchäftigungen und Liebhabereien ſind das Erſte, worin ſich eine wechſelſeitige Uebereinſtimmung hervor thut; ſodann pflegt die Mittheilung über vergangene und gegenwärtige Leidenſchaften, beſonders über Liebesabentheuer ſich zu erſtrecken. Es iſt aber noch ein tieferes, das ſich aufſchließt, wenn das Verhältniß ſich vollenden will: es ſind die *religiöſen* Geſinnungen, die Angelegenheiten des *Herzens*, die auf das *Unvergängliche* Bezug haben, und welche ſowohl den Grund einer Freundſchaft befeſtigen, als ihren Gipfel zieren.

8.

Wenn ſich in einem glücklichen, friedlichen Zuſammenleben, Verwandte, Freunde, Hausgenoſſen, mehr als nöthig und billig iſt, von dem unterhalten, was geſchieht oder geſchehen ſoll; wenn ſie ſich einander ihre Vorſätze, Unternehmungen, Beſchäftigungen wiederholt mittheilen, und ohne gerade wechſelſeitigen Rath anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichſam rathſchlagend behandeln: ſo findet man dagegen in wichtigen Momenten, eben da, wo es ſcheinen ſollte, der Menſch bedürfe fremden Beiſtandes, fremder Beſtätigung am allermeiſten, daß ſich die Einzelnen auf ſich ſelbſt zurückziehen, jedes für ſich zu handeln, jedes auf ſeine Weiſe zu wirken ſtrebt, und indem man ſich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erſt der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden.

9.

Denken die Himmliſchen,
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten ſie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude,

Tief-erſchütternden Uebergang;
Dann erziehen ſie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Geſtade,
Daß in Stunden der Noth,
Auch die Hülfe bereit ſei,
Einen beſonnenen Freund.

10.

Wie köſtlich iſt des gegenwärt'gen Freundes
Gewiſſe Rede, deren Himmelskraft
Ein Einſamer entbehrt und ſtill verſinkt.
Denn langſam reift, verſchloſſen in dem Buſen,
Gedank' ihm und Entſchluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte ſie leicht.

11.

Er beſitzt,
Ich mag wohl ſagen, Alles was mir fehlt,
Doch — haben alle Götter ſich verſammelt
Geſchenke ſeiner Wiege darzubringen?
Die Grazien ſind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieſer Holden fehlen,
Der kann zwar viel beſitzen, vieles geben,
Doch läßt ſich nie an ſeinem Buſen ruhn.

12.

Die *Freundſchaft* iſt *gerecht*, ſie kann allein
Den ganzen Umfang deines Werths erkennen.

13.

Der *Freundſchaft* Tyranney, ſcheint mir von
allen Tyranneyen, die unerträglichſte!

14.

Die *wahre Freundſchaft* zeigt ſich im *Verſagen*
Zur rechten Zeit, und es gewährt die *Liebe*,
Gar oft ein *ſchädlich* Gut, wenn ſie den *Willen*
Des Fordernden mehr als ſein *Glück* bedenkt.

15.

Ja in der Ferne zeigt ſich Alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Erkenne, welchen Werth
Die Treue *wahrer Freunde* hat, und wie
Die weite Welt die Nächſten nicht erſetzt!

16.

Gar freundliche Geſellſchaft leiſtet uns
Ein ferner *Freund*, wenn wir ihn glücklich wiſſen.

17.

Mit fremden Menſchen nimmt man ſich zuſammen,
Da merkt man auf, da ſucht man ſeinen Zweck,
In ihrer Gunſt, damit ſie nutzen ſollen;
Allein bei Freunden läßt man frei ſich gehn,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenſchaft, und ſo verletzen wir
Am erſten die, die wir am zärt'ſten lieben.

18.

Haſt du die Abſicht auch, den Freunden wohlzuthun,
Fühlt man die Abſicht, ſo iſt man verſtimmt.

19.

Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

20.

Zum Holen ſind zwar oft die guten Freunde da;
Doch einen, der was bringt, den hab' ich noch zu ſehen!

21.

Es iſt löblich, daß man dem Menſchen, der durch Verſchwendung oder andere Thorheiten zeigt, daß ſein Verſtand ſich verſchoben hat, von Amtswegen Vormünder ſetzt. Thut das die Obrigkeit, die ſich doch ſonſt nicht viel um uns bekümmert, wie ſollten wir's nicht an einem Freunde thun?

22.

Für Freunde Freund zu ſein, verleihe dir
Die Grazie: des Feuers, einen Funken
In deine Bruſt, das auf dem himmliſchen Altar,
Durch ihre ewig reine Hand genährt,
Zu Jovis Füßen brennt.

23.

Ich will ein treuer Freund ſein,
Will theilen, was mir von den Göttern wird;
Und wenn ich Alles habe, was mich freut,
Will ich gern allen Andern Alles geben.

24.

Es fehlt der Menſch, und darum hat er Freunde!
Es haben gute, weiſe Menſchen ſich

Dazu gebildet, daß ſie den Gefallenen,
Mit leichter Hand erheben, Irrende
Dem rechten Wege leitend näher bringen.

25.

Im Buſen eines Freundes wiederhallend
Verliert ſich nach und nach des Schmerzens Ton.

26.

Guten Menſchen, fürwahr, ſpricht oft ein himmliſcher Geiſt zu,
Daß ſie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorſteht.

27.

Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geſcheh'n; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menſchen zum Guten
Leitet.

28.

Wollet zurück Ihr die traurigen Tage durchſchauen,
Werdet Ihr ſelber geſtehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,

Manches *Treffliche*, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt nicht die Noth den Menſchen
Daß er als Engel ſich zeig', erſcheine den Andern ein Schutzgott.

29.

Eh' du den Scheffel Salz mit dem *neuen* Bekannten verzehret,
Darfſt du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die *Zeit* nur gewiſſer,
Wie du es habeſt mit ihm und wie die *Freundſchaft* beſtehe.

30.

Waren die *Alten* wahrhaft *ganze* Menſchen, ſo mußten ſie, indem ſie ſich ſelbſt und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menſchlicher Weſen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen; ſie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung *ähnlicher* Naturen hervorſpringt. Auch hier aber zeigt ſich ein merkwürdiger Unterſchied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den *Frauen*, das bei uns ſo zart und geiſtig geworden, erhob ſich im Alterthum kaum über die Gränze des gemeinſten Bedürfniſſes. Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern ſcheint einigermaßen zarter geweſen zu ſein. Statt aller Empfindungen aber galt den Alten die Freundſchaft unter Perſonen männlichen Geſchlechts, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich ſind. Die leidenſchaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung Eines für den Andern, die ausgeſprochene Beſtimmung für das ganze Leben, die nothwendige Begleitung in den Tod, ſetzen uns bei der Verbindung zweier Jünglinge in Erſtaunen, ja man fühlt ſich beſchämt, wenn uns Dichter, Geſchichtſchreiber, Philoſophen, Redner, mit Fabeln, Ereigniſſen, Gefühlen, Geſinnungen, ſolchen Inhalts und Gehaltes überhäufen.

Wenn aber jenes tiefe Freundſchaftsbündniß ſich eigentlich ſeinen Gegenſtand erſchafft und ausbildet; ſo würde dem Alterthümlich Geſinnten, dadurch nur ein einſeitiges, ein ſittliches Wohl zuwachſen; die äußere Welt würde ihm wenig leiſten, wenn nicht ein verwandtes gleiches Bedürfniß und ein befriedigender Gegenſtand deſſelben, glücklich hervorträte, nehmlich die Forderung des ſinnlichen Schönen und das ſinnlich Schöne ſelbſt. Finden nun beide Bedürfniſſe der Freundſchaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenſtande Nahrung, ſo ſcheint das Glück und die Dankbarkeit des Menſchen über alle Gränzen hinauszuſteigen und Alles, was er beſitzt, mag er ſo gern als ſchwache Zeugniſſe ſeiner Anhänglichkeit und Verehrung hingeben.

Eilfte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
die Erziehung.

1.

Was den Enkeln, ſo wie dem Ahn frommt,
Darüber hat man viel geträumet;
Aber worauf eben Alles ankommt,
Das wird vom Lehrer gewöhnlich verſäumet.

2.

Wie die Pflanzen zu wachſen belieben,
Darin wird jeder Gärtner ſich üben;
Wo aber des Menſchen Wachsthum ruht,
Dazu jeder ſelbſt das Beſte thut.

3.

Willſt du dir aber das Beſte thun,
So bleib nicht auf dir ſelber ruhn.
Sondern folg' eines Meiſters Sinn;
Mit ihm zu irren iſt dir Gewinn.

4.

Daß ſie die Kinder erziehen könnten,
Müßten die Mütter ſein wie Enten;
Sie ſchwämmen mit ihrer Brut in Ruh,
Da gehört aber freilich Waſſer dazu.

5.

Meinem Herzen ſind die Kinder am Nächſten auf der Erde. Wenn ich ihnen zuſehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſehe, die ſie einmal ſo nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigenſinne künftige Standhaftigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor, und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuſchlürfen, erblicke; alles ſo unverdorben, ſo ganz; — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menſchen: „Wenn ihr nicht werdet, wie eines von dieſen!“ Und eben ſie, die unſeres Gleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheider! — Guter Gott! von deinem Himmel ſiehſt du alte Kinder und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude haſt, das hat dein Sohn ſchon lange verkündigt. Aber ſie glauben an ihn, und hören ihn nicht, — das iſt auch was Altes — und bilden ihre Kinder nach ſich. —

6.

Wir ſollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am Glücklichſten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne ſo hintaumeln läßt.

7.

Was bildet man nicht immer an unſerer Jugend! Da ſollen wir bald dieſe bald jene Unart ablegen, und doch ſind die Unarten meiſt eben ſo viel Organe, die dem Menſchen durch das Leben helfen. Was iſt man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen Funken Eitelkeit abmerkt! Was iſt der Menſch für eine elende Creatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat!

8.

Das Erſte und Letzte am Menſchen iſt Thätigkeit, und man kann nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Inſtinkt, der uns dazu treibt. Man giebt zu, das Poeten geboren werden, man giebt es bei allen Künſten zu, weil man muß, und weil jene

Wirkungen der menſchlichen Natur kaum ſcheinbar nachgeäfft werden können; aber wenn man es genau betrachtet, ſo wird jede, auch nur die geringſte, Fähigkeit uns angeboren, und es giebt keine unbeſtimmte Fähigkeit. Nur unſere zweideutige, zerſtreute Erziehung macht die Menſchen ungewiß; ſie erregt Wünſche, ſtatt Triebe zu beleben, und anſtatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet ſie das Streben nach Gegenſtänden, die ſo oft mit der Natur, die ſich nach ihnen bemüht, nicht übereinſtimmen. Ein Kind, ein junger Menſch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, ſind mir lieber, als Manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. Finden Jene, entweder durch ſich ſelbſt, oder durch Anleitung, den rechten Weg, das heißt den, der ihrer Natur gemäß iſt, ſo werden ſie ihn nie verlaſſen, anſtatt, daß dieſe jeden Augenblick in Gefahr ſind, ein fremdes Joch abzuſchütteln, und ſich einer unbedingten Freiheit zu übergeben.

9.

Nicht vor Irrthum zu bewahren, iſt die Pflicht des Menſchenerziehers, ſondern den Irrenden zu leiten, ja ihn ſeinen Irrthum aus vollen Bechern ausſchlürfen zu laſſen; das iſt Weisheit der Lehrer. Wer ſeinen Irrthum nur koſtet, hält lange damit Haus, er freuet ſich deſſen, als eines ſeltenen Glückes;

aber wer ihn ganz erſchöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnſinnig iſt.

10.

Es iſt gut, daß der Menſch, der erſt in die Welt tritt, viel von ſich halte, daß er ſich viel Vorzüge zu erwerben denke, daß er Alles möglich zu machen ſuche; aber wenn ſeine Bildung auf einem gewiſſen Grade ſteht, dann iſt es vortheilhaft, wenn er ſich in einer größeren Maſſe verlieren lernt, wenn er lernt, um Anderer willen zu leben, und ſeiner ſelbſt in einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu vergeſſen. Da lernt er erſt ſich ſelbſt kennen, denn das Handeln eigentlich, vergleicht uns mit Andern.

11.

Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt iſt. Welche wichtige Perſonen glauben wir zu ſein! Wir denken allein den Kreis zu beleben, in welchem wir wirken. In unſerer Abweſenheit muß, bilden wir uns ein, Leben, Nahrung und Athem ſtocken, und die Lücke, die entſteht, wird kaum bemerkt, ſie füllt ſich ſo geſchwind wieder aus, ja ſie wird oft nur der Platz, wo nicht für etwas Beſſeres, doch für etwas Angenehmeres.

12.

Wem es lebhaft und gegenwärtig iſt, welche unendliche Operationen Natur und Kunſt machen müſſen, bis ein gebildeter Menſch daſteht, wer ſelbſt, ſo viel als möglich, an der Bildung ſeiner Mitbrüder Theil nimmt, der möchte verzweifeln, wenn er ſieht, wie frevelntlich ſich oft der Menſch zerſtört und ſo oft in den Fall kommt, mit oder ohne Schuld, zerſtört zu werden. Wenn ich das bedenke, ſo ſcheint mir das Leben ſelbſt eine ſo zufällige Gabe, daß ich Jeden loben möchte, der ſie nicht höher, als billig ſchätzt.

13.

Alles, was uns begegnet, läßt Spuren zurück, Alles trägt zu unſerer Bildung bei; doch iſt es gefährlich, ſich davon Rechenſchaft geben zu wollen. Wir werden dabei entweder ſtolz und läſſig, oder niedergeſchlagen und kleinmüthig, und Eins iſt für die Folge ſo hinderlich als das Andere. Das Sicherſte bleibt immer, nur das Nächſte zu thun, was vor uns liegt.

14.

Man thut nicht wohl, der ſittlichen Bildung, einſam, in ſich ſelbſt verſchloſſen nachzuhängen; vielmehr wird man finden, daß derjenige, deſſen Geiſt nach einer moraliſchen Kultur ſtrebt, alle Urſache hat, ſeine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von ſeiner moraliſchen Höhe herab zu gleiten, indem er ſich den Lockungen ſeiner regelloſen Phantaſie übergiebt, und in den Fall kommt, ſeine edlere Natur durch Vergnügen an geſchmackloſen Tändeleien, wo nicht an etwas Schlimmerem herab zu würdigen.

15.

Wenn man an der Erziehung des Menſchen etwas thun will, ſo muß man vor Allem ſehen, wohin ſeine Neigungen und Wünſche gehen! Sodann muß man ihn in die Lage verſetzen, jene, ſobald als möglich zu befriedigen, dieſe, ſobald als möglich zu erreichen, damit der Menſch, wenn er ſich geirrt haben ſollte, früh genug ſeinen Irrthum gewahr werde, und wenn er das getroffen hat, was für ihn paßt, deſto eifriger daran halte und ſich deſto emſiger fortbilde.

16.

Sollte nicht ein glückliches Naturell, als das Erſte und Letzte, einen Schauſpieler, wie jeden anderen Künſtler, ja vielleicht wie jeden

Menſchen, allein zu einem hochaufgeſteckten Ziele bringen! —

Das Erſte und Letzte, Anfang und Ende, möchte es wohl ſein und bleiben; aber in der Mitte dürfte dem Künſtler manches fehlen, wenn nicht Bildung das erſt aus ihm macht, was er ſein ſoll, und zwar frühe Bildung; denn vielleicht iſt derjenige, dem man Genie zuſchreibt, übler daran, als der, der nur gewöhnliche Fähigkeiten beſitzt; denn jener kann leichter verbildet, und viel heftiger auf falſche Wege geſtoßen werden, als dieſer.

Aber, wird das Genie ſich nicht ſelbſt retten, die Wunde, die es ſich geſchlagen, ſelbſt heilen?

Wenigſtens nur nothdürftig; denn Niemand glaube die erſten Eindrücke der Jugend überwinden zu können. Iſt er in einer löblichen Freiheit, umgeben von edlen und ſchönen Gegenſtänden, in dem Umgange mit guten Menſchen aufgewachſen, haben ihn ſeine Meiſter das gelehrt, was er zuerſt wiſſen mußte, um das Uebrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden ſeine erſten Handlungen ſo geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne ſich irgend etwas abgewöhnen zu müſſen; ſo wird dieſer Menſch ein reineres, vollkommneres und glücklicheres Leben führen, als ein Anderer, der ſeine erſten Jugendjahre im Widerſtande und im Irrthum zugeſetzt hat. Es wird ſo viel von

Erziehung geſprochen und geſchrieben, und ich ſehe nur wenig Menſchen, die den einfachen aber großen *Begriff*, der Alles Andere in ſich ſchließt, faſſen und in die Ausführung übertragen können.

Denn jeder Menſch iſt beſchränkt genug, den anderen zu ſeinem Ebenbild erziehen zu wollen. Glücklich ſind diejenigen daher, deren ſich das Schickſal annimmt, das Jeden nach ſeiner Weiſe erzieht!

Das Schickſal iſt ein vornehmer, aber theurer Hofmeiſter. Ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menſchlichen Meiſters halten. Das Schickſal, für deſſen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein ſehr ungelenkes Organ haben. Denn ſelten ſcheint dieſer genau und rein auszuführen, was jenes beſchloſſen hat.

Das meiſte, was in der Welt begegnet, rechtfertigt meine Meinung. Zeigen viele Begebenheiten im Anfange nicht einen großen Sinn, und gehen die meiſten nicht auf etwas Albernes hinaus?

Und iſt es nicht mit dem, was einzelnen Menſchen begegnet, eben ſo? Geſetzt, das Schickſal hätte einen zu einem guten Schauſpieler beſtimmt, (und warum ſollt' es uns nicht auch mit guten Schauſpielern verſorgen?); unglücklicherweiſe führte der Zufall aber den jungen Mann in ein Puppenſpiel, wo er ſich früh nicht enthalten könnte, an etwas abgeſchmackten Theil zu nehmen, etwas Albernes leidlich, wohl gar intereſſant zu finden, und ſo die jugendlichen Eindrücke, welche nie verlöſchen, denen wir eine gewiſſe Anhänglichkeit nie entziehen können, von einer falſchen Seite zu empfangen.

Geſetzt das Schickſal hätte einen zu einem großen Maler beſtimmt, und dem Zufall beliebte es, ſeine Jugend in ſchmutzige Hütten, Ställe und Scheunen zu verſtoßen, würde ein ſolcher Mann ſich jemals zur Reinlichkeit, zur Freiheit der Seele erheben? Mit je lebhafterem Sinn er das Unreine in ſeiner Jugend umfaßt, und nach ſeiner Art veredelt hat, deſto gewaltſamer wird es ſich, inzwiſchen, daß er es zu überwinden ſuchte, mit ihm aufs Innigſte verbinden. Wer früh in ſchlechter unbedeutender Geſellſchaft gelebt hat, wird ſich, wenn er auch ſpäter eine beſſere haben kann, immer nach jener zurück ſehnen, deren Eindruck ihm, zugleich mit der Erinnerung jugendlicher, nur ſelten zu wiederholenden Freuden, geblieben iſt.

17.

Den Kindern muß man nicht merken laſſen, wie lieb man ſie hat. Denn ſie greifen immer weit um ſich. Man muß ſogar ihre Freuden ihnen manchmal verderben, damit ihre Zufriedenheit ſie nicht übermäßig und übermüthig macht.

18.

Die Kinder haben, in wohleingerichteten und geordneten Häuſern, eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuſe haben mögen; ſie ſind aufmerkſam auf alle Ritzen und Löcher, wo ſie zu einem verbotenen Naſchwerk gelangen können; ſie genießen es mit einer ſolchen verſtohlnen wollüſtigen Furcht, die einen großen Theil des kindiſchen Glücks ausmacht.

19.

Nicht allen Menſchen iſt es eigentlich um ihre Bildung zu thun; viele wünſchen nur ſo ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichthum und zu jeder Art von Glückſeligkeit.

20.

Außer dem Phyſiſchen, das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt, und worüber ein denkender Arzt zu Rathe zu ziehen iſt, finde ich die Mittel vom Wahnſinne zu heilen, ſehr einfach. Es ſind eben dieſelben, wodurch man geſunde Menſchen hindert, wahnſinnig zu werden. Man errege ihre Selbſtthätigkeit, man gewöhne ſie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß ſie ihr Sein und Schickſal mit ſo Vielen gemein haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück, und das höchſte Unglück nur kleine Abweichungen von dem gewöhnlichen ſind; ſo wird ſich kein Wahnſinn einſchleichen, und wenn er da iſt, nach und nach wieder verſchwinden. Es bringt uns nichts näher dem Wahnſinn, als wenn wir uns vor Andern auszeichnen, und nichts erhält ſo ſehr den gemeinen Verſtand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menſchen zu leben. Wie Vieles iſt leider nicht in unſerer Erziehung und in unſeren bürgerlichen Einrichtungen, wodurch wir uns und unſere Kinder zur Tollheit vorbereiten.

21.

Eine Kraft *beherrſcht* die andere, aber keine kann die andere *bilden*; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft ſich zu vollenden. Das verſtehen ſo *wenige* Menſchen, die doch *lehren* und *wirken* wollen. —

22.

In den *gebildeten* Ständen iſt die Aufgabe der *Erziehungskunſt* ſehr *verwickelt*. Wir haben auf höhere, zartere, feinere, beſonders auf geſellſchaftliche Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen. Wir Andern ſollen daher unſre Zöglinge nach *außen* bilden; es iſt nothwendig, es iſt unerläßlich und möchte recht gut ſein, wenn man dabei nicht das Maaß überſchritte; denn indem man die Kinder für einen weiteren Kreis zu bilden gedenkt, treibt man ſie leicht ins Grenzenloſe, ohne im Auge zu behalten, was denn eigentlich die innere Natur fordert. Hier liegt die Aufgabe, welche mehr oder weniger von den Erziehern gelöſt oder verfehlt wird.

23.

Mit wie wenig Worten läßt ſich das ganze Erziehungsgeſchäft ausſprechen, wenn man nur Ohren hätte, zu hören.

Man erziehe die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern, ſo wird es überall wohl ſtehen.

24.

Die Kinder ſollte man alle in Uniform zu gehen anhalten. Männer ſollen von Jugend auf Uniform tragen, weil ſie ſich gewöhnen müſſen, zuſammen zu handeln, ſich unter ihresgleichen zu verlieren, in Maſſe zu gehorchen und ins Ganze zu arbeiten. Auch befördert jede Art von Uniform einen militäriſchen Sinn, ſo wie ein knapperes, ſtrackeres Betragen, und alle Knaben ſind ja ohnehin geborene Soldaten: man ſehe nur ihre Kampf- und Streitſpiele, ihr Erſtürmen und Erklettern.

25.

Es iſt ſchlimm genug, daß man jetzt nichts mehr für ſein ganzes Leben lernen kann. Unſere Vorfahren hielten ſich an den Unterricht, den ſie in ihrer Jugend empfingen; wir aber müſſen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.

26.

Faſſe man einen Gegenſtand, eine Materie, einen Begriff, wie man es nennen will; halte man ihn recht feſt; mache man ihn ſich in allen ſeinen Theilen recht deutlich, und dann wird es uns leicht ſein, Geſprächsweiſe, an einer Maſſe Kinder zu erfahren, was ſich davon ſchon in ihnen entwickelt hat, was noch anzuregen, zu überliefern iſt. Die Antworten auf unſere Fragen mögen noch ſo ungehörig ſein, mögen noch ſo ſehr ins Weite gehen, wenn nur ſodann unſere Gegenfrage Geiſt und Sinn wieder hereinwärts zieht, wenn wir uns nur nicht von ihrem Standpunkte verrücken laſſen; ſo müſſen die Kinder zuletzt denken, begreifen, ſich überzeugen, nur von dem, was und wie es der Lehrende will. Sein größter Fehler iſt daher der, wenn er ſich von den Lernenden mit in die Weite reißen läßt, wenn er ſich nicht auf dem Punkte feſtzuhalten weiß, den er eben jetzt behandelt.

27.

So wohl bei der Erziehung der Kinder, als bei der Leitung der Völker, iſt nichts ungeſchickter, und barbariſcher, als Verbote, als verbietende Geſetze und Anordnungen. Der Menſch iſt von Hauſe aus thätig, und wenn man ihm zu gebieten verſteht, ſo fährt er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für meine Perſon, möchte lieber in meinem Kreiſe Fehler und Gebrechen ſo lange dulden, als daß ich den Fehler los würde, und nichts Rechtes an ſeiner Stelle ſähe. Der Menſch thut recht gern das Gute, das Zweckmäßige, wenn er nur dazu kommen kann; er thut es, damit er was zu thun hat, und ſinnt darüber nicht weiter nach, als über alberne Streiche, die er aus Müſſiggang und langer Weile vornimmt.

28.

Es iſt blos ein Dünkel der Eltern, wenn ſie ſich einbilden, daß ihr Daſein für die Kinder ſo nöthig ſei. Alles was lebt, findet Nahrung und Beihülfe, und wenn der Sohn, nach dem frühen Tode des Vaters, keine ſo bequeme, ſo begünſtigte Jugend hat; ſo gewinnt er vielleicht eben deswegen an ſchnellerer Bildung für die Welt, durch zeitiges Anerkennen, daß er ſich in Andere ſchicken muß; was wir denn doch früher oder ſpäter alle lernen müſſen.

29.

So wenig der Gärtner ſich durch andere Liebhabereien und Neigungen zerſtreuen darf, ſo wenig darf der ruhige Gang unterbrochen werden, den die Pflanze zur dauernden oder zur vorübergehenden Vollendung nimmt. Die Pflanze gleicht den eigenſinnigen Menſchen, von denen man alles erhalten kann, wenn man ſie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine ſtille Conſequenz, in jeder Jahreszeit, in jeder Stunde das ganz Gehörige zu thun, wird vielleicht von Niemand mehr, als vom Gärtner verlangt.

30.

Ein edler Menſch kann einem engen Kreiſe
Nicht ſeine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken; Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und Andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einſamkeit mehr ſchmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht ſchonen;
Dann übt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte,
Fühlt, was er iſt, und fühlt ſich bald ein Mann.

31.

Es bildet ein Talent ſich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

32.

Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künſt'gen Jahre zieren.

33.

Das Beſte, was du wiſſen kannſt,
Darfſt du den Jungen doch nicht ſagen!

34.

Man ſieht, es beſſert auch nicht Elend, Reu' noch Zeit;
Einmal ein Lumpenhund, bleibt man's in Ewigkeit.

35.

Der Frauen Liebe nährt das Kind;
Den Knaben ziehn am beſten Männer.

36.

Vergleiche nicht die jugendliche Glut,
Die ſelbſtiſchen Beſitz verzehrend haſcht,

Mit dem Gefühl des Vaters, der entzückt,
In heil'gem Anſchaun ſtille hingegeben,
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Rieſenſchritten freut.
Der Liebe Sehnſucht fordert Gegenwart;
Doch Zukunft iſt des Vaters Eigenthum,
Dort liegen ſeiner Hoffnung weite Felder,
Dort ſeiner Saaten keimender Genuß.

37.

Wir können die Kinder nach unſerem Sinne nicht formen;
So wie Gott ſie uns gab, ſo muß man ſie haben und lieben.
Sie erziehen aufs Beſte und jeglichen laſſen gewähren.
Denn der eine hat die, der andere andere Gaben;
Jeder braucht ſie, und jeder iſt doch nur auf eigene Weiſe
Gut und glücklich.

38.

So ſind die Menſchen fürwahr, und einer iſt doch wie der Andere,
Daß er zu gaffen ſich freut, wenn den Nächſten ein Unglück befället,

Läuft doch jeder, die Flamme zu ſeh'n, die verderblich emporſchlägt
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zu Tode geführt wird,
Jeder ſpazieret hinaus, zu ſchauen der armen Vertriebnen
Elend, und Niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schickſal
Auch, vielleicht zunächſt, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtſinn, doch liegt er im Menſchen.
Und ſo tadle ich auch nicht gerne, was immer dem Menſchen
Für unſchädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verſtand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein unglücklicher Hang, der unwiderſtehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menſchen mit heftigen Reizen,
Sagt: erführ' er wohl je, wie ſchön ſich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Dann erſt verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;

Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend iſt ihm ein froher Gefährte der Leichtſinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilſam geſchwinde die Spuren
Tilget des ſchmerzlichen Uebels, ſobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich iſt er zu preiſen, der Mann, dem in reiferen Jahren,
Sich der geſetzte Verſtand aus ſolchem Frohſinn entwickelt,
Der im Glück, wie im Unglück, ſich eifrig und thätig beſtrebet;
Denn das Gute bringt er hervor, und erſetzet den Schaden.

39.

Was im Menſchen nicht iſt, kommt auch nicht aus ihm.

40.

Gleich nicht ſei der Sohn dem Vater, ſondern ein Beſſ'rer!
Aber ich fürchte nur ſehr, ſo wird unſre Jugend nicht handeln!

Denn die Einen, ſie denken auf Luſt und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Haus und brüten hinter dem Ofen.

41.

Der Jüngling reifet zum Mann,
Beſſer im Stillen reift er zur That oft, als im Geräuſche
Wilden, ſchwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.

42.

Unſere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; ſie war dem Edlen und Bürger,
Wie dem Bauern gemein, und Jeder empfahl ſie den Seinen.
Und ſo brachten bei uns auf deutſcher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder, des Morgens, mit Händeküſſen und Knixchen
Segenswünſche den Eltern, und hielten ſittlich den Tag aus.

43.

Immer verdank' ich es doch in jeder unruhigen Stunde
Meinem ſeligen Vater, der mir als Knaben die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäſchen zurückblieb,
Und ich erwarten lernte ſogleich, wie keiner der Weiſen;
Als er zeigte das bretterne Haus mir drüben beim Tiſchler,
Das den Geduld'gen zuletzt, wie den Ungeduldigen aufnimmt.
Rennen Andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungeberdig herum, da muß ich des Sarges gedenken.

44.

Des Todes rührendes Bild ſteht
Nicht als Schrecken dem Weiſen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es in's Leben zurück und lehret ihn handeln;
Dieſem ſtärkt es, zu künftigem Heil, in Trübſal die Hoffnung.

Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater, mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewieſen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreiſes
Sich erfreu'n, und ſo ſich Leben im Leben vollende!

45.

Die Kinder, als ſtrebende Naturen, wählen ſich gewöhnlich im Hauſe das Beiſpiel deſſen, der am meiſten zu leben und zu genießen ſcheint. Sie ſehen in einem Vater, der ſich's wohl ſein läßt, die entſchiedene Regel, wonach ſie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil ſie ſchon früh zu dieſer Einſicht gelangen, ſo ſchreiten meiſtentheils ihre Begierden und Wünſche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauſes fort. Sie finden ſich bald überall gehindert, um ſo mehr, als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meiſtentheils nur gewähren möchten, was ſie ſelbſt in früherer Zeit genoſſen, da noch Jedermann mäßiger und einfacher zu leben ſich bequemte.

46.

Iſt es nicht ſonderbar, daß **Eltern**, während ſie ſich mit Genuß aller Art überfüllen, indem ſie blos nach Willkühr ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre **Kinder** gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuſſe ausſchließen, da die Jugend am Empfänglichſten dafür iſt! Und mit welchem Rechte thun ſie es? Und wie ſind ſie zu dieſem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entſcheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt?

47.

Iſt ein **Sohn** beſtimmt ein rechtlicher Mann zu werden, ſo würde ich nicht ſchaden; aber wollte die Urfaſer, daß er ein **Taugenichts** würde, wie der **Vater**, ſo wäre die ſämmtliche Mühe ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen, ihm ſehr **ſchädlich**. Indem die **Erziehung** immer den Hang der Erbfaſer durchkreuzt, ſo würde er, wie durch zwei entgegengeſetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur ſchwankend gehen, wie man deren ſo Viele ſieht, die ſich gleich linkiſch im Guten, wie im Böſen benehmen. Das heißen wir Eſpecen, und von allen Spitznamen iſt dies der fürchterlichſte, denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit und drückt die höchſte Stufe der Verachtung aus. Ein großer Taugenichts iſt ein großer Taugenichts, aber er iſt keine Eſpece.

48.

Für jeden Menſchen iſt eine geſchichtliche Anſicht verwandter Zuſtände zu ſchnellerer Bildung höchſt vortheilhaft. Jeder einzelne Menſch, beſonders der tüchtige, kommt ſich früher viel zu bedeutend vor, und ſo nimmt er auch im Vertrauen auf ſelbſtſtändige Kraft, viel zu geſchwind für dieſe oder jene Maxime Parthei, handelt und arbeitet auf dem eingeſchlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor ſich hin, und wenn er zuletzt ſeine Einſeitigkeit, ſeinen Irrthum einſehen lernt, ſo wechſelt er eben ſo heftig, ergreift eine andere, vielleicht eben ſo fehlerhafte Richtung und hält ſich an einen eben ſo mangelhaften Grundſatz. Nur erſt ſpät wird er ſeine Geſchichte gewahr und lernt einſehen, wie viel weiter ihn eine ſtetige Bildung, nach einem geprüften Leitfaden hätte führen können.

49.

Nicht leicht iſt ein Menſch glücklich genug, für ſeine höhere Ausbildung, von ganz uneigennützigen Gönnern die Hülfsmittel zu erlangen. Selbſt wer das Beſte zu wollen glaubt, wird doch nur das befördern, was er liebt und kennt, oder noch eher, was ihm nutzt.

50.

Den Timon fragte jemand wegen des Unterrichts ſeiner Kinder. „Laßt ſie," ſagte er, „unterrichten in dem, was ſie niemals begreifen werden."

51.

Wenn ältere Perſonen recht pädagogiſch verfahren wollten, ſo ſollten ſie einem jungen Manne etwas, das ihm Freude macht, es ſei von welcher Art es wolle, weder verbieten, noch verleiden, wenn ſie nicht zu gleicher Zeit ihm etwas Anderes dafür einzuſetzen hätten, oder unterzuſchieben wüßten.

52.

Bei dem Emporwachſen der Kinder in den geſitteten Ständen, kommt ein ſehr großer Widerſpruch zum Vorſchein, ich meine den, daß ſie von Eltern und Lehrern angemahnt und angeleitet werden, ſich mäßig, verſtändig, ja vernünftig zu betragen; Niemanden aus Muthwillen oder Uebermuth ein Leids zuzuſügen, und alle gehäſſigen Regungen, die ſich an ihnen entwickeln möchten, zu unterdrücken; daß nun aber im Gegentheil, während die jungen Geſchöpfe mit einer ſolchen Uebung beſchäftigt ſind, ſie von andern das leiden zu haben, was an ihnen geſcholten wird, und höchlich verpönt iſt. Dadurch kommen die armen Weſen zwiſchen den Naturzuſtand und den der Civiliſation gar erbärmlich in die Klemme, und werden, je nachdem die Charakter ſind, entweder tückiſch, oder gewaltſam aufbrauſend, wenn ſie eine Zeitlang an ſich gehalten haben.

51.

Wer wäre im Stande von der Fülle der Kindheit würdig zu ſprechen! Wir können die kleinen Geſchöpfe, die vor uns herum wandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja mit Bewunderung anſehen: denn meiſt verſprechen ſie mehr als ſie halten, und es ſcheint, als wenn die Natur unter andern ſchelmiſchen Streichen, die ſie uns ſpielt, auch hier ſich ganz beſonders vorgeſetzt hat, uns zum Beſten zu haben. Die erſten Organe, die ſie Kindern mit auf die Welt giebt, ſind dem nächſten unmittelbaren Zuſtande des Geſchöpfes gemäß; es bedient ſich derſelben, kunſt- und anſpruchslos, auf die geſchickteſte Weiſe zu den nächſten Zwecken. Das Kind, an und für ſich betrachtet, mit Seinesgleichen und in Beziehungen die ſeinen Kräften angemeſſen ſind, ſcheint ſo verſtändig, daß nichts darüber geht, und zugleich ſo bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitere Bildung für daſſelbe wünſchen möchte. Wüchſen die Kinder in der Art fort, wie ſie ſich andeuten, ſo hätten wir lauter Genies. Aber das Wachsthum iſt nicht blos Entwickelung; die verſchiedenen organiſchen Syſteme, die den Einen Menſchen ausmachen, entſpringen aus einander, folgen einander, verwandeln ſich in einander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, ſo daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen, nach einer gewiſſen Zeit, kaum eine Spur mehr zu finden iſt. Wenn auch die menſchlichen Anlagen im Ganzen eine entſchiedene Richtung haben, ſo wird es doch dem größten und erfahrenſten Kenner ſchwer ſein, ſie mit Zuverläſſigkeit zu verkünden; doch kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf ein Künftiges hingedeutet hat.

54.

Es würde ſchwer halten, auch in ſpäteren Jahren, wo eine freie Ueberſicht des Lebens gewonnen iſt, ſich genaue Rechenſchaft von jenen Uebergängen abzulegen, die bald als Rückſchritt erſcheinen, und doch alle dem ausgeführten Menſchen zu Nutz und Frommen gereichen müſſen.

55.

Unter die läßlichſten Verſuche, ſich etwas *Höheres* anzubilden, ſich einem *Höheren* gleich zu ſtellen, gehört wohl der jugendliche Trieb, ſich mit Romanenfiguren zu vergleichen. Er iſt höchſt unſchuldig, und, was man auch dagegen eifern mag, höchſt unſchädlich. Er unterhält uns in Zeiten, wo wir vor Langerweile umkommen, oder zu leidenſchaftlicher Unterhaltung greifen müßten.

Wie oft wiederholt man nicht die Litanei vom Schaden der Romane, und was iſt es denn für ein Unglück, wenn ein artiges Mädchen, ein hübſcher junger Mann ſich an die Stelle der Perſon ſetzt, der es beſſer und ſchlechter geht, als ihm ſelbſt. Iſt denn das bürgerliche Leben ſo viel werth, oder verſchlingen die Bedürfniſſe des Tages den Menſchen ſo ganz, daß er jede ſchöne Forderung von ſich ablehnen ſoll?

So ſind als kleine Nebenzweige der romantiſch-poetiſchen Fictionen, die hiſtoriſch-poetiſchen Taufnamen, die ſich an die Stelle der Heiligen, nicht ſelten zum Aergerniß der taufenden Geiſtlichen, in die deutſche Kirche eingedrungen, ohne Zweifel anzuſehen. Auch dieſer Trieb, ſein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er auch ſonſt nichts weiter hinter ſich hätte, zu adeln, iſt löblich, und dieſe Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet ſogar über das ganze Leben der Perſon, einen anmuthigen Schimmer. Ein ſchönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urſelblandine nennen ſollten. Gewiß, einem gebildeten Menſchen, geſchweige denn einem Liebhaber, würde ein ſolcher Name auf den Lippen ſtocken. Der kalt und einſeitig urtheilenden Welt iſt es nicht zu verargen, wenn ſie alles was phantaſtiſch hervortritt, für lächerlich und verwerflich achtet; der denkende Kenner der Menſchheit aber muß es nach ſeinem Werthe zu würdigen wiſſen.

56.

Eine ſolche Stimmung der Seele empfinden, mehr oder weniger, alle Menſchen, ſo wie ſie dieſes edle Bedürfniß auf mancherlei Weiſe zu befriedigen ſuchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo ſich die Geſtalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, ſo wird es dagegen vom Tage verſcheucht, der Alles ſondert und trennt, und ſo muß es auch durch jede *wachſende Bildung* vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug iſt, ſich zu dem Schönen zu flüchten, und ſich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unſterblich und unverwüſtlich ſind.

57.

Welch ein Unterſchied iſt nicht zwiſchen einem Menſchen der ſich von Innen aus auferbauen will und einem, der auf der Welt wirken, und ſie zum Hausgebrauch belehren will. Sulzers Theorie war mir wegen ihrer falſchen Grundmaxime, immer verhaßt und doch ſah ich, daß dieſes Werk noch viel mehr enthielt, als die Leute brauchen. Die vielen Kenntniſſe, die hier mitgetheilt werden, die Denkart, in welcher ein ſo wackerer Mann, als Sulzer, ſich beruhigte, ſollten die nicht für Weltleute hinreichend ſein?

58.

Man legt es manchmal als eine Anlage zur Grauſamkeit aus, daß Kinder ſolche Gegenſtände, mit denen ſie eine Zeitlang geſpielt, die ſie bald ſo, bald ſo gehandhabt, endlich zerſtücken, zerſetzen, zerreißen und zerfreſſen. Doch pflegt ſich auch die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren, wie ſolche Dinge zuſammenhängen, wie ſie inwendig ausſehen; auf dieſe Weiſe an den Tag zu legen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind Blumen zerpflückt, um zu ſehen, wie die Blätter in den Kelch, oder auch Vögel berupft, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Iſt doch Kindern dies nicht zu verdenken, da ja ſelbſt Naturforſcher, öfter durch Trennen und Sondern, als durch Vereinigen und Verknüpfen, mehr durch Tödten, als durch Beleben, ſich zu unterrichten glauben.

59.

Der herrlichſte Sonnenuntergang, ein himmliſcher Abend, erquickten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden, wie ſinneverwirrend ein ungeheurer Gegenſatz ſich erweiſe. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Menſch, wenn er ſich nicht zwiſchen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

60.

Indem man die bisher zu Hauſe, abgeſondert, reinlich und edel, obgleich ſtreng, gehaltenen *Kinder*, unter eine rohe Maſſe von Geſchöpfen in einer Schule hinunterſtößt, ſo müſſen ſie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen, ganz unerwartet Alles zu leiden haben, weil ſie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangeln, ſich dagegen zu ſchützen.

61.

Privat-Stunden, welche ſich nach und nach vermehrten, theilte ich mit Nachbarskindern. Dieſer gemeinſame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Unarten, ja manchmal die Bösartigkeiten meiner Geſellen, brachten Unruhe, Verdruß und Störung in die kärglichen Lehrſtunden. Chreſtomathieen, wodurch die Belehrung heiter und mannigfaltig wird, waren noch nicht bis zu uns gekommen. Der für junge Leute ſo ſtarre Cornelius Nepos, das allzuleichte, und durch Predigten und Religionsunterricht ſogar trivial gewordene Neue Teſtament, Cellarius und Paſor konnten uns kein Intereſſe geben; dagegen hatte ſich eine gewiſſe Reim- und Verſewuth, durch Leſung der damaligen Deutſchen Dichter, unſerer bemächtigt. Mich hatte ſie ſchon früher ergriffen, als ich es luſtig fand, von der theoretiſchen Behandlung der Aufgaben, zu der poetiſchen, überzugehen.

62.

Die Pedanterie und Trübſinnigkeit der an öffentlichen Schulen ehedem angeſtellten Lehrer, mag wohl die erſte Veranlaſſung zu dem pädagogiſchen Dilettantismus unſerer Zeit gegeben haben. Man ſuchte nach etwas Beſſerem, und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht ſein muß, der nicht durch Leute vom Metier ertheilt wird.

Anhang.

Die Pädagogiſche Provinz.

(Im Zuſammenhange dargeſtellt, vom Herausgeber.)

Der Hauptgrundſatz dieſer Erziehungstheorie Göthe's, die er in ſeinem letzten Roman: „Wilhelm Meiſters Wanderjahre,“ ſo zerſtückelt, aufgeſtellt hat, iſt gegen die Encyclopädiſche Bildungsweiſe unſerer Zeit gerichtet. „In dieſer Anſtalt,“ ſagte er, „hat man, in der Ueberzeugung, daß nur ein Einziges in vollſtändiger Umgebung getrieben, gelehrt und überliefert werden könne, mit Recht die ſämmtlichen Thätigkeiten, wie in der Ausübung, ſo auch im Unterricht geſondert. Was der Menſch leiſten ſoll, muß ſich als ein zweites Selbſt von ihm ablöſen; und wie wäre das möglich, wenn ſein Selbſt nicht ganz davon durchdrungen iſt? Eine vielſeitige Bildung kann ſehr vortheilhaft ſein, aber

Alles zu ſeiner Zeit. Jetzt iſt die Zeit der Einſeitigkeiten. Wohl dem, der es begreift, und für ſich und Andere in dieſem Sinne wirkt. — Sich auf ein Handwerk beſchränken, iſt das Beſte. —"

Demzufolge iſt nun dieſe Pädagogiſche Provinz in mehrere „Regionen" abgetheilt, deren eine, „die Pferde nährende," blos für die Pferdezucht, die andere für den Ackerbau, die dritte für den Bergbau u. ſ. w., beſtimmt iſt. Von einer wiſſenſchaftlichen Lehranſtalt (Sprach- und Religionsunterricht ausgenommen), iſt darin keine Rede und der ganze Lehrplan würde überhaupt blos auf die Bildung der Gewerbsthätigkeit des Menſchen hinauslaufen, wenn nicht für Muſik, Geſang und die dichtenden und bildenden Künſte, gleichfalls beſondere Regionen angegeben wären. Doch iſt die Dramatiſche Poeſie und Schauſpielkunſt, von dieſem Kreiſe völlig ausgeſchloſſen.

„Das Drama," heißt es, „ſetzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen ſich bei uns nicht findet; denn ſolches Gelichter wird, wenn es nicht ſelbſt ſich unwillig entfernt, über die Gränze gebracht. Seid jedoch gewiß, daß bei unſerer allgemein wirkenden Anſtalt, auch ein ſo wichtiger Punkt wohl überlegt worden; keine Region aber wollte ſich finden, überall trat ein bedeutendes Bedenken ein. Wer unter unſeren Zöglingen ſollte ſich leicht entſchließen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltem Schmerze ein unwahres, dem Augenblicke nicht angehöriges Gefühl in der Maſſe zu erregen, um dadurch ein mißliches Gefallen abwechſelnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien fanden wir durchaus gefährlich, und konnten ſie mit unſerem ernſten Zweck nicht vereinen. Die Schauſpielkunſt bedient ſich der übrigen Künſte, aber verdirbt ſie. Ich verdenke dem Schauſpieler nicht, wenn er ſich zu dem Mahler geſellt; der Mahler jedoch iſt in ſolcher Geſellſchaft verloren. Gewiſſenlos wird der Schauſpieler, was ihm Kunſt und Leben darbietet, zu ſeinen flüchtigen Zwecken verbrauchen, und mit nicht geringem Gewinn; der Mahler hingegen, der vom Theater auch wieder ſeinen Vortheil ziehen möchte, wird ſich immer im Nachtheil finden, und der Muſikus in gleichem Falle ſein. Die ſämmtlichen Künſte kommen mir vor wie Geſchwiſter, deren die meiſten zu guter Wirthſchaft geneigt wären, eins aber leicht geſinnt, Hab und Gut der ganzen Familie ſich zuzueignen und zu verzehren Luſt hätte. Das Theater iſt in dieſem Falle; es hat einen zweideutigen Urſprung, den es nie ganz, weder als Kunſt noch Handwerk, noch als Liebhaberei verläugnen kann.“ —

Göthe erklärt hierbei, daß er ſelbſt „in vollſtem Sinn mehr Leben und Kräfte als billig, dem Theater zugewendet habe,“ und läßt ſeinen

Wilhelm Meiſter „die frommen Männer ſegnen, die ihren Zöglingen ſolche Pein, als er ſelbſt auf den Brettern gelitten, zu erſparen gewußt, und aus Ueberzeugung und Grundſatz, dieſe Gefahren aus ihrem Kreiſe gebannt.“ Indeſſen iſt es mit dieſer Frömmigkeit den Vorſtehern der Pädagogiſchen Provinz doch kein rechter Ernſt, denn ſie geben diejenigen ihrer Zöglinge, welche Talent und Neigung zur Bühnenkunſt äußern, vielmehr allen jenen Gefahren, auf das Aeußerſte preis, indem ſie ſie, ganz ſich ſelbſt überlaſſend, an auswärtige Theater ſchicken. „Da es,“ ſagen ſie, „unſer höchſter und heiligſter Grundſatz iſt, kein Talent zu mißleiten, ſo dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter einer ſo großen Anzahl ſich auch wohl eine mimiſche Naturgabe entſchieden hervorthue. Dieſe zeigt ſich aber in unwiderſtehlicher Luſt des Nachäffens fremder Charaktere, Geſtalten, Bewegung und Sprache. Dies fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau; und bleibt er ſeiner Natur durchaus getreu, ſo haben wir uns mit großen Theatern aller (!) Nationen in Verbindung geſetzt, und ſenden einen bewährt Fähigen ſogleich dorthin, damit er, wie die Ente auf dem Teiche, ſo auf den Brettern, ſeinem künftigen Lebensgewackel- und Geſchnatter (!) eiligſt (!) entgegengeführt werde.“

Einen Hauptgegenſtand des Unterrichts aber in dieſer Pädagogiſchen Provinz, bildet das, ganz neue, Syſtem der Religions- und Sittenlehre, das Göthe in dieſer ſeiner Erziehungstheorie, aufgeſtellt, leider aber nur nicht vollſtändig hier mitgetheilt hat. Denn ſowohl der Aufſeher, zu dem Wilhelm zuerſt in dieſem pädagogiſchen Utopien gelangt, als auch die ſogenannte „Dreie, welche zuſammen den Obern vorſtellt“ behalten bei ihren Erklärungen hierüber, gar Manches gegen Wilhelm in petto, was folglich auch dem Leſer verſchwiegen bleibt, und der Aufſeher erklärt deshalb auch, gleich im Voraus, überhaupt: „daß das Geheimniß große Vortheile habe, denn wenn man dem Menſchen gleich und immer ſage, worauf Alles ankomme, ſo denke er: es ſei Nichts dahinter.“

So weit uns Göthe nun hier verſtattet hat, ſehen zu können, was hinter dieſem neuen Religions- und Moral-Syſtem iſt; ſo beſteht ſolches in Folgendem:

„Eins,“ läßt er ſeine Dreie oder den Dreieinigen Obern zu Wilhelm, ſagen: „Eins bringt Niemand mit auf die Welt, und doch iſt es das, worauf Alles ankommt, damit der Menſch nach allen Seiten zu, ein Menſch ſei. Könnt ihr es ſelbſt finden, ſo ſprecht es aus! Wilhelm

Meiſter ſchüttelte den Kopf, und jene, nach einem anſtändigen Zaudern riefen: „Ehrfurcht!“ Wilhelm ſtutzte, aber: „Ehrfurcht! hieß es wiederholt. Allen (!) fehlt ſie, vielleicht Euch ſelbſt. Denn der Natur iſt wohl die Furcht, aber nicht die Ehrfurcht gemäß. Sich zu fürchten, iſt leicht, aber beſchwerlich. Ehrfurcht zu hegen, iſt ſchwer, aber bequem. Zur Ehrfurcht entſchließt ſich der Menſch ungern, oder vielmehr nie. (!) Es iſt ein höherer Sinn, der ſeiner Natur gegeben werden muß, und der ſich nur bei beſonders Begünſtigten entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten hat. Nun giebt es aber eine dreifache Ehrfurcht, die wir unſern Zöglingen überliefern, und die, wenn ſie zuſammenfließt und ein Ganzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft und Wirkung erreicht; nehmlich: 1) Die Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, vor Gott; 2) die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich iſt, vor dem Menſchen; und 3) die Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt, vor der Erde. — Auf dieſen drei Ehrfurchten beruhen nun auch die drei einzig ächten Religionen, nach den Objecten, gegen welche ſie ihre Andacht wenden. Keine Religion, die ſich auf Furcht gründet, wird bei uns geachtet. Die erſte Religion, welche auf der Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, beruht, nennen wir die ethniſche;

denn es iſt die Religion der Völker und die erſte glückliche Ablöſung von einer niedern Furcht. Alle ſogenannte heidniſche Religionen, wozu die iſraelitiſche gleichfalls gehört, (!) ſind von dieſer Art. — Die zweite Religion, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich iſt, nennen wir die philoſophiſche; denn der Philoſoph, der ſich in die Mitte ſtellt, muß alles Höhere zu ſich hinab, alles Niedere zu ſich herauf ziehen; und nur in dieſem Mittelſtande verdient er den Namen eines Weiſen. — Die dritte Religion, die auf der Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt, beruht, nennen wir die chriſtliche, weil ſich in ihr eine ſolche Sinnesart am meiſten offenbart. Es iſt ein Letztes, wozu die Menſchheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter ſich liegen zu laſſen, und ſich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, ſondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde ſelbſt und Verbrechen nicht als Hinderniſſe, ſondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen." — Wilhelm fragt nun natürlich, zu welcher von dieſen Religionen ſich die Weiſen ſelbſt bekennen? Und ſie erwiedern: „zu allen dreien! denn ſie zuſammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor. Aus dieſen drei Ehrfurchten entſpringt die oberſte Ehrfurcht, (!) die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, (!) und jene entwickeln ſich abermals aus dieſer, ſo daß der Menſch zum Höchſten gelangt, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ohne durch Dünkel und Selbſtheit wieder in's Gemeine gezogen zu werden." — **Wilhelm** erklärt hierauf, daß ihn ſolches Bekenntniß nicht befremde. „Es kommt," ſagt er, „mit Allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt; nur daß Euch dasjenige vereinigt, was Andre trennt." Aber die Dreie erwiedern ihm, daß dieſes Bekenntniß ſchon von einem Theile der Welt, doch unbewußt, ausgeſprochen werde. „Wie denn, und wo?" fragte **Wilhelm**. „Im Credo!" riefen jene laut; „denn der erſte Artikel iſt ethniſch, und gehört allen Völkern; der zweite iſt chriſtlich, für die mit Leiden Kämpfenden und im Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt, lehrt eine begeiſterte Gemeinſchaft der Heiligen, welches heißt: der im höchſten Grade Guten und Weiſen. Sollten daher die drei göttlichen Perſonen unter deren Gleichniß und Namen ſolche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgeſprochen ſind, nicht billigermaßen, für die höchſte Einheit gelten?" — —

Göthe läßt nun ſeinen Wilhelm Meiſter dieſe Ehrfurchts- und Religionslehre ganz vortrefflich finden. „Ich danke,“ läßt er ihn zu der Dreie ſagen, „ich danke, daß Ihr mir dieſes, als einem Erwachſenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd ſind, ſo klar (?), und zuſammenhängend (?) ausgeſprochen; und wenn ich nun zurückdenke, daß Ihr den Kindern dieſe hohe Lehre, erſt als ſinnliches Zeichen, dann mit einigem (!) ſymboliſchen Anklang (?) überliefert, und zuletzt die oberſte Deutung ihnen entwickelt, ſo muß ich es höchlich billigen.“

Von dem Cultus dieſer Religion, erfahren wir blos, daß die Zöglinge der Pädagogiſchen Provinz, zu einem täglichen Exercitium in „dreierlei Gebehrden,“ angehalten werden, welche jenes „ſinnliche Zeichen mit ſymboliſchen Anklang“ für die drei beſagten Ehrfurchten und auf dieſen beruhenden Religionen, wie die aus ihren „Zuſammenfluſſe“ entſpringende Haupt-Ehrfurcht und Hauptreligion ſein ſollen.

„Die erſte Gebehrde,“ ſagt die Dreie, „die wir unſeren Zöglingen zur Pflicht machen, iſt: die Arme kreuzweis über die Bruſt, und ein freudiger Blick gen Himmel. Sie bezeichnet die Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, und das iſt, was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugniß von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben ſei, der ſich in Eltern, Lehrern und Vorgeſetzten abbildet und offenbart. — Die zweite Gebehrde: die auf den Rücken gefalteten, gleichſam gebundenen Hände, der geſenkte lächelnde Blick, deutet die Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt, an. Denn ſie ſagt: daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe. Aus dieſer Stellung aber wird der Zögling baldmöglichſt befreit, ſo bald die Lehre dieſes Grades genugſam auf ihn eingewirkt hat. — Dann aber wird ihm geheißen, ſich zu ermannen und, gegen Kameraden gewendet, nach ihnen ſich zu richten. Dies giebt die dritte Gebehrde: nun ſteht er ſtrack und kühn, nicht etwa ſelbſtiſch vereinzelt; nur in Verbindung mit ſeines Gleichen macht er Fronte gegen die Welt." — Dieſe Stellung ſoll die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich iſt, ausdrücken. Von einer vierten Gebehrde, welche nun auch die oberſte Ehrfurcht (die vor uns ſelbſt) und die darauf beruhende wahre Religion, den Glauben an die Dreieinigkeit, als die höchſte Stufe der Erkenntniß, zu der die Zöglinge der Pädagogiſchen Provinz gelangen, zu erkennen gäbe, wird — nichts geſagt. Vielmehr läßt Göthe die Vorſteher ausdrücklich erklären, daß ſie „weiter nichts hinzuzufügen wüßten."

Wie viel Ehrfurcht aber ſelbſt der Aufſeher, vor der hohen Bedeutung dieſer Gebehrden zeigt, lehrt uns das Späßchen, das er, im Angeſicht der Zöglinge, ſich darüber mit dem Felix macht. „Felix fragte munter: was für eine Stellung habe ich denn anzunehmen? und, ohne ihm ein Wort über den Sinn derſelben zu ſagen, erwiederte er ihm: Auf alle Fälle zuerſt die Arme über die Bruſt und ernſthaft froh nach Oben geſehen, ohne den Blick zu verwenden.“ „Er gehorchte,“ doch rief er bald: „dies gefällt mir nicht ſonderlich, ich ſehe ja nichts da droben! Doch ja! rief er freudig, ein Paar — Habichte fliegen von Weſten nach Oſten; das iſt wohl ein gutes Zeichen?“— „Wienach Du's aufnimmſt, je nachdem Du Dich beträgſt,“ verſetzte der Aufſeher; „jetzt miſche Dich unter ſie,“ (unter die Habichte?), „wie ſie ſich miſchen. Er gab ein Zeichen, die Kinder verließen ihre Stellung, ergriffen ihre Beſchäftigung, oder ſpielten wie vorher.“ —

Was nun die Lehrmethode der Pädagogiſchen Provinz betrifft, ſo wird uns zuvörderſt in Hinſicht auf die des Religionsunterrichts, außer jener, auch mit hierzu gehörenden Ehrfurchtsgebehrdenlehre, noch Folgendes mitgetheilt. Dieſer Unterricht findet in einer eigends dazu beſtimmten „runden oder vielmehr achteckigen Halle“ mit mehreren damit verbundenen „Gemäldegallerien,“ vermittelſt einer

Verbindung des mündlichen Vortrages mit einer bildlichen Darſtellung ſtatt. In der erſten Gallerie, die zur „Ueberlieferung der ethniſchen (auf der Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, beruhenden) Religion beſtimmt iſt, wird die in Bildern dargeſtellte Geſchichte des iſraelitiſchen Volkes (bis zur Zerſtörung des Tempels Jeruſalems), als „Haupt- und Muſterbild,“ zum Grunde des Vortrags gelegt, und ſomit der Gott der Juden, als der Gott, der über jedem andern der Völker iſt, erklärt. Warum? Darüber erklärt ſich Göthe alſo: „Unter allen heidniſchen Religionen, und eine ſolche iſt die iſraelitiſche gleichfalls, hat dieſe große Vorzüge. Vor dem ethniſchen Richterſtuhle, vor dem Richterſtuhle des Gottes der Völker, wird nicht (?) gefragt, ob es die beſte, die vortrefflichſte Nation ſei, ſondern nur ob ſie dauere, ob ſie ſich erhalten könne? Das iſraelitiſche Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm ſeine Anführer, Richter, Vorſteher, Propheten, tauſendmal vorgeworfen haben; es beſitzt wenig Tugenden und die meiſten Fehler anderer Völker; aber an Selbſtſtändigkeit, Feſtigkeit, Tapferkeit (?), und wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähheit, ſucht es ſeines Gleichen. Es iſt das beharrlichſte Volk der Erde; es iſt, es war, es wird ſein, um den Namen Jehova durch alle Zeiten zu verherrlichen. Ein Hauptvortheil iſt die treffliche Sammlung ihrer heiligen

Bücher. Sie ſtehen ſo glücklich beiſammen, daß aus den fremdeſten Elementen ein täuſchendes Ganze entſteht. Sie ſind vollſtändig genug, um zu befriedigen, fragmentariſch genug, um anzureizen; hinlänglich barbariſch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu beſänftigen; und wie manche andere entgegengeſetzte Eigenſchaften ſind an dieſen Büchern, an dieſem Buche, nicht zu rühmen! Noch ein Vortheil der iſraelitiſchen Religion aber iſt es, daß ſie ihren Gott in keine Geſtalt verkörpert, und uns alſo die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menſchengeſtalt zu geben, auch, im Gegenſatz, die ſchlechte Abgötterei durch Thiere und Unthiergeſtalten zu bezeichnen.“

In der zweiten Gallerie befinden ſich „die Bilder der zweiten heiligen Schriften, bis zum Scheiden des Meiſters von ſeinen Jüngern; denn das letzte dieſer Gemälde iſt die Darſtellung des Abendmahls. Hier wird die philoſophiſche Religion (die auf der Ehrfurcht vor dem, was uns gleich iſt, beruht) gelehrt.“ Denn „eine ſolche war die, welche Chriſtus lehrte und übte, ſo lange er auf der Erde umherging. Im Leben erſcheint er als ein wahrer Philoſoph, als ein Weiſer im höchſten Sinne, er wagt ſich Gott gleich zu ſtellen, ja ſich für Gott zu erklären. Die Gemälde dieſer Gallerie ſtellen weder Thaten noch Begebenheiten, ſondern Wunder und Gleichniſſe dar. Durch Wunder und Gleichniſſe wird eine neue Welt aufgethan. Jene machen das Gemeine außerordentlich, dieſe das Außerordentliche gemein. Dieſe Worte haben einen natürlichen, obgleich tiefen Sinn. Es iſt nichts gemeiner und gewöhnlicher als Eſſen und Trinken, außerordentlich dagegen einen Trank zu veredeln, eine Speiſe zu vervielfältigen, daß ſie für eine Unzahl hinreiche. Es iſt nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber dieſe durch geiſtige, oder geiſtigen ähnliche Mittel aufheben, lindern, iſt außerordentlich. Und eben daher entſteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und Außerordentliche, das Mögliche und Unmögliche Eins werden. Bei dem Gleichniſſe, bei der Parabel, iſts das Umgekehrte: Hier iſt der Sinn, die Einſicht, der Begriff, das Hohe, das Außerordentliche und das Unerreichbare. Wenn dieſer ſich in einem gemeinen, gewöhnlichen, faßlichen Bilde verkörpert, ſo daß er uns als lebendig, gegenwärtig, wirklich entgegentritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, feſthalten, mit ihm wie mit unſers Gleichen umgehen können: das iſt denn auch eine zweite Art von Wunder, und wird billig zu jenen erſten geſellt, (!) ja vielleicht noch ihnen vorgezogen. Hier iſt die lebendige Lehre ausgeſprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es iſt keine Meinung über das, was Recht oder Unrecht iſt; es iſt das Rechte oder Unrechte unwiderſprechlich ſelbſt."

Die dritte Gallerie, die der Lehre von der chriſtlichen Religion, welche auf der Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt, beruht, geweiht iſt, und das Heiligthum des Schmerzes genannt wird, weil ſie die bildlichen Darſtellungen des Leidens und Todes Chriſti enthält, bekommt Wilhelm — nicht zu ſehen. „Für diesmal kann ich Euch nichts weiter zeigen," ſagt der Aelteſte, „mehr laſſen wir unſere Zöglinge nicht ſehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was Ihr bis jetzt durchlaufen habt; das Aeußere, allgemein Weltliche einem Jeden von Jugend auf, das Innere, beſonders Geiſtige und Herzliche nur denen, die mit eigener Beſonnenheit heranwachſen, und das Uebrige, was des Jahres nur Einmal eröffnet wird, kann nur denen mitgetheilt werden, die wir entlaſſen. Jene letzte Religion," (in der. oben angeführten, Stufenfolge der Gebehrdenlehre iſt ſie die zweite), „die aus der Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt, entſpringt; jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen, geben wir einem Jeden nur ausſtattungsweiſe in die Welt mit, damit er wiſſe, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein ſolches Bedürfniß ſich in ihm regen ſollte. Ich lade Euch ein, nach Verlauf eines Jahres wieder zurückzukehren, unſer allgemeines Feſt zu beſuchen, und zu ſehen, wie weit Euer Sohn vorwärts gekommen; alsdann ſollt Ihr auch in das Heiligthum des Schmerzes eingeweihet werden." — Als aber Wilhelm dieſer Einladung zufolge, nach Verlauf eines Jahres, in die Pädagogiſche Provinz zurückkehrt, iſt von dieſer ihm verheißenen Einweihung in das Heiligthum des Schmerzes, mit keinem Worte die Rede; und können wir alſo auch unſeren Leſern nichts weiter davon berichten. Einer vierten Gallerie aber, in welcher nun die oberſte, wahre Religion (welche ſich auf die Ehrfurcht vor uns ſelbſt und die bereits bemerkte philoſophiſche Deduction des Myſteriums der Dreieinigkeit gründet), gelehrt wird, hat Göthe — gar nicht erwähnt. Dies gehört alſo, wie auch die für dieſe oberſte Religion fehlende Gebehrde, mit zu dem — „Ermangelnden," was der Leſer, laut des den Wanderjahren vorgeſetzten Spruches, „ſich ſelbſt auszubilden," belieben ſoll. — —

In Anſehung des Sprachunterrichts gehen die Vorſteher der Pädagogiſchen Provinz von ihrem ſonſtigen Antagonismus gegen die encyklopädiſche Bildung und Vielſeitigkeitsthorie, ſo ganz und gar ab, daß ſie vielmehr wahre Univerſal-Sprachgenies aus ihren Zöglingen zu bilden, beſtrebt ſind. „Hiezu wurden wir," ſagen ſie, „*dadurch* beſtimmt, daß aus *allen* (!) Weltgegenden Jünglinge ſich hier befinden; um zu verhüten, daß ſich nicht, wie in der Fremde zu geſchehen pflegt, die Landsleute vereinigen, und, von den übrigen Nationen abgeſondert, Partheien bilden, — ſo ſuchen wir, durch freie Sprachmittheilung, ſie einander zu nähern. Am nothwendigſten aber wird eine allgemeine Sprachübung, wegen unſeres alljährlichen großen *Marktfeſtes*, weil hier jeder Fremde in ſeinen eigenen Tönen und Ausdrücken genugſame Unterhaltung, beim Feilſchen und Markten aber alle Bequemlichkeit gern finden mag. Damit jedoch keine babylonische Sprachverwirrung keine Verderbniß entſtehe, wird das Jahr über, *monatweiſe* nur *eine* Sprache im *Allgemeinen* geſprochen; nach dem Grundſatze, daß man nichts lerne, außerhalb des Elementes, welches bezwungen werden ſoll. Zeigt jedoch einer der Unſrigen zu dieſer oder jener Sprache *beſondere* Neigung, ſo iſt auch mitten in dieſem tumultvoll ſcheinenden Leben, das zugleich *ſehr viel* ruhige, müßig-einſame, ja *langweilige* Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht geſorgt. Ihr würdet unſere *reitenden Grammatiker*, unter welchen *ſogar* einige *Pedanten* ſind, aus dieſen bärtigen und unbärtigen Centauren wohl ſchwerlich herausfinden. Euer *Felix* hat ſich zum Italieniſchen beſtimmt, und Ihr ſollt ihn in der Langenweile des Hüterlebens gar manches **Lied** zierlich und gefühlvoll ſingen hören. Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit iſt mit auslangendem Unterricht weit verträglicher als man denkt.“

Der Unterricht in der **Muſik** wird in „anmuthig-vereinzelten, umbuſchten Hütten,“ ertheilt, die auf „den Hügeln zierlicher, mit kleinen ſchlanken Wäldern, ſanften Bächen, und hie und da mit einem bemooſten Fels geſchmückter, Thäler, ſo weit aus einander liegen, daß weder Töne noch Mißtöne ſich wechſelſeitig erreichen **können**.“ — Ganze **Concerts** werden in „einem weiten, rings umbaueten und umſchatteten Raume,“ ausgeführt, in welchem ſich, einander gegenüber, **zwei** Orcheſter befinden: ein großes für die wirklich Spielenden, und ein kleines für diejenigen jüngern und ältern Schüler, die noch nicht vermögen oder nicht wagen mit ins Ganze zu greifen.“ Dieſe müſſen blos „ihre Inſtrumente bereit halten, **ohne** ſpielen zu dürfen.“ Ob ſie auch die Noten nachleſen müſſen, wird nicht gemeldet, aber: „mit Antheil bemerkte man, wie ſie gleichſam **auf dem Sprunge** ſtanden, und hatte zu vernehmen, ein ſolches Feſt gehe ſelten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent ſich plötzlich entwickele.“ — Sonſt wird über **Inſtrumental**muſik nichts weiter bemerkt. Der **Geſang** aber iſt „die erſte Stufe der Bildung, woran ſich alles Andere anſchließt, und wodurch alles Andere vermittelt wird." „Der einfachſte Genuß," ſagt der Aufſeher, „ſo wie die einfachſte Lehre, werden bei uns durch Geſang belebt und eingeprägt, ja ſelbſt was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Geſanges mitgetheilt." — „Andere Vortheile zu ſelbſtthätigen Zwecken verſchwiſtern ſich ſogleich; denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche ſie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel ſchreiben zu lernen, und nach Anlaß dieſer Zeichen, ſodann in ihrer Kehle wieder zu finden, ferner den Text darunter zu fügen; ſo üben ſie zugleich Hand, Ohr und Auge, und gelangen ſchneller zum Recht- und Schönſchreiben, als man denkt; und da dieſes Alles zuletzt nach reinen Maſſen, nach genau beſtimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, ſo faſſen ſie den hohen Werth der Meß- und Rechenkunſt viel geſchwinder als auf jede (?) andere Weiſe. Deshalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Muſik zum Element unſerer Erziehung gewählt; denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten."

Mit dem Unterrichte in der Muſik und dem Geſange, der, als „das Element und die erſte Stufe aller Bildung, woran ſich alles Andere anſchließt," allen Zöglingen ertheilt wird, iſt zugleich eine allgemeine Anleitung zur — Dichtkunſt, und zwar bei den Zöglingen, die ſich vorzugsweiſe der Tonkunſt widmen, „von der lyriſchen Seite,“ verbunden. „Hierbei,“ heißt es, „kommt Alles darauf an, daß beide Künſte, jede für ſich und aus ſich ſelbſt, dann aber gegen und mit einander entwickelt werden. Die Schüler lernen beide in ihrer Bedingtheit kennen, ſodann wird gelehrt, wie ſie ſich wechſelsweiſe bedingen und ſich ſodann wieder wechſelſeitig befreien. Der poetiſchen Rhythmik ſtellt der Tonkünſtler Takteintheilung und Taktbewegung entgegen. Hier zeigt ſich aber bald die Herrſchaft der Muſik über die Poeſie; denn wenn dieſe, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer ſo rein als möglich im Sinne hat, ſo ſind für den Muſiker wenig Sylben entſchieden lang oder kurz; nach Belieben zerſtört dieſer das gewiſſenhafteſte Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt ſogar Proſa in Geſang, wo dann die wunderbarſten Möglichkeiten hervortreten, und der Poet ſich gar bald vernichtet fühlte, wenn er nicht, von ſeiner Seite durch lyriſche Zartheit und Kühnheit, dem Muſiker Ehrfurcht einzuflößen, und neue Gefühle, bald in ſanfteſter Folge, bald durch die raſcheſten Uebergänge, hervorzurufen wüßte.“

„Die Sänger, die man hier findet, ſind meiſt ſelbſt Poeten. Auch der Tanz wird in ſeinen Grundzügen gelehrt, damit ſich alle dieſe Fertigkeiten über ſämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können.“

Die bildenden Künſte und die „ihr verwandten Handwerke,“ werden, (im Gegenſatz der eingeſchloſſenen hüttenartigen Wohnungen der Muſiker), in einer „unbeengten, wohlgebaueten, der Gegend angemeſſenen Stadt, mit zierlichen, ſich gegen das Feld hin ziehenden Vorſtädten und Gartenhäuſern,“ gelehrt. „Der Wanderer,“ heißt es, „konnte nicht unterlaſſen, hier zu bemerken, daß die Wohnungen der Muſiker in der vorigen Region keinesweges an Schönheit und Raum denen zu vergleichen ſeien, welche Mahler, Bildhauer und Baumeiſter bewohnen. Man erwiederte ihm, dies liege in der Natur der Sache; der Muſikus müſſe immer in ſich ſelbſt gekehrt ſein, ſein Innerſtes ausbilden, um es nach außen zu wenden. Dem Sinne des Auges darf er nicht ſchmeicheln. Das Auge bevortheilt gar leicht das Ohr, und lockt den Geiſt von Innen nach Außen. Umgekehrt muß der bildende Künſtler in der Außenwelt leben und ſein Inneres gleichſam unbewußt an und in dem Auswendigen manifeſtiren. Bildende Künſtler müſſen wohnen wie Könige und Götter; wie wollten ſie denn ſonſt für Könige und Götter bauen und verzieren? Sie müſſen ſich zuletzt dergeſtalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeine in und an ihren Werken ſich veredelt fühle.“

Auf die Frage Wilhelms: „Warum gerade in dieſen feſtlichen, andere Regionen ſo belebenden, tumultariſch-erregten Tagen, hier die größte Stille herrſche und das Arbeiten immer fortgeſetzt werde?“ erhält er folgende Antwort: „Ein bildender Künſtler bedarf keines Feſtes; ihm iſt das ganze Jahr ein Feſt. Wenn er etwas Treffliches geleiſtet hat, und es ſteht, nach wie vor, ſeinem Aug' entgegen, dem Auge der ganzen Welt, da bedarf es keiner Wiederholung, keiner neuen Anſtrengung, keines friſchen Gelingens, woran ſich der Muſiker immerfort abplagt, dem daher das ſplendideſte Feſt, innerhalb des vollzähligſten Kreiſes zu gönnen iſt.“ Auf die Frage aber, ob auch keine Ausſtellung der Werke der bildenden Künſtler ſtatt finde, giebt der Aufſeher zur Antwort: „An anderen Orten mag eine Ausſtellung ſich nöthig machen, bei uns iſt ſie es nicht. Unſer ganzes Weſen und Seyn iſt Ausſtellung. Selbſt unſere Gebäude aller Art, ſind alle von Zöglingen aufgeführt, freilich nach hundertmal beſprochenen und durchdachten Grundriſſen, denn der Bauende ſoll nicht herumtaſten und verſuchen; was ſtehen bleiben ſoll, muß recht ſtehen, und wo nicht für die Ewigkeit, doch für geraume Zeit genügend. Mag man doch immer Fehler begehen, bauen darf man keine.“

Mit dem Unterricht in den bildenden Künſten iſt zugleich der in der — epiſchen Dichtkunſt verbunden. „Doch mußte,“ heißt es, „dem Freunde dies ſonderbar ſcheinen, als man hinzufügte: es werde den Schülern nicht vergönnt, ſchon ausgearbeitete Gedichte älterer und neuerer Dichter zu leſen oder vorzutragen; ihnen wird nur eine Reihe von Mythen, Ueberlieferungen und Legenden lakoniſch mitgetheilt. Nun erkenne man gar bald an mahleriſcher oder poetiſcher Ausführung das eigene Productive des, einer oder der anderen Kunſt gewidmeten, Talents. Dichter und Bildner beſchäftigen ſich an Einer Quelle, und jeder ſucht das Waſſer nach ſeiner Seite, zu ſeinem Vortheil hinzulenken, um nach Erforderniß eigene Zwecke zu erreichen; welches ihm viel beſſer gelingt, als wenn er das ſchon Verarbeitete nochmals umarbeiten wollte. Der Reiſende ſelbſt hatte Gelegenheit zu ſehen, wie das vorging; mehrere Mahler waren in einem Zimmer beſchäftigt; ein munterer junger Freund erzählte ſehr ausführlich eine ganz einfache Geſchichte, ſo daß er faſt eben ſo viele Worte als Jene Pinſelſtriche, anwendete, ſeinen Vortrag ebenfalls aufs rundeſte. zu vollenden. Man verſicherte, daß beim Zuſammenarbeiten die Freunde ſich gar anmuthig unterhielten und daß ſich auf dieſem Wege öfters Improviſatoren entwickelten, welche großen Enthuſiasmus für die zweifache Darſtellung zu erregen wüßten.“

Sonſt wird uns über die Lehrmethode der Pädagogiſchen Provinz, in Beziehung auf die bildenden Künſte, nichts weiter mitgetheilt, als „daß der Willkühr der Lernenden Nichts zu überlaſſen ſei,“ daß die Lehrer der Provinz „es mit dem Genie am liebſten zu thun haben, weil gerade das Genie die ſtrengſten Forderungen und Geſetze am erſten begreife, und ihnen den willigſten Gehorſam leiſte,“ und daß „zur großen Erleichterung für die Lehrer, auch hier wie überall, die drei Ehrfurchten und ihre Gebehrden, mit einiger Abänderung (welcher, wird nicht geſagt), der Natur des obwaltenden Geſchäfts gemäß, eingeführt und eingeprägt ſind.“ Uebrigens legt Göthe mehrmals einen beſonderen Werth auf die „ganz eigene Stille,“ die ſtets in dieſer Stadt, wo die bildende Kunſt und die ihr verwandten Handwerke zu Hauſe ſind, „einer Feiertagsruhe,“ vergleichbar, walte; weil „des bildenden Künſtlers Geſchäft einſam ſei, und er im Stillen bilden müſſe, was die Augen der Menſchen beſchäftigen ſoll.“

Außer dieſem Religions-, Sprach- und Kunſtunterricht, wird nur noch von der Schafzucht, der Pferde- und Viehzucht, dem Ackerbau und Bergbau, doch blos im Vorübergehen, geſprochen. Von einem Unterricht in den Wiſſenſchaften iſt, das über Religions- und Sprachbildung Geſagte abgerechnet, mit keinem Worte die Rede.

Ueberhaupt aber erfährt der Leſer von der Methode des Unterrichts in dieſer großen Lehranſtalt durchaus nichts weiter, als wir bereits mitgetheilt haben. Vielmehr weiſet der ältere Vorſteher alle fernere Fragen Wilhelm's hierüber, geradezu ab, indem er zu ihm ſagt: „Bei dem Unterricht, den wir den Kindern geben, laſſen wir keinen Fremden zu." Zwar vertröſtet er ihn auch hier auf ſeine Rückkehr, zu der er nach Verlauf eines Jahres eingeladen werden. „Alsdann," ſpricht er, „kommt und vernehmt, was unſere beſten Redner, über dieſe Gegenſtände öffentlich zu ſagen haben." Doch als Wilhelm nun wirklich wieder kommt, — vernimmt er nichts; denn wie von ſo manchem Andern, was ihm die Vorſteher „bis über's Jahr ſchuldig bleiben," ſo iſt auch von dieſen Rednern und Reden dann keine — Rede mehr. Er erfährt blos „daß der Obere ſich gegenwärtig bei den Heiligthümern befinde, dort unterweiſe, lehre, ſegne, indeſſen die Dreie (die doch zuſammen den Obern macht), ſich vertheilt, ſämmtliche Regionen heimzuſuchen, und überall nach genommener tiefſter Kenntniß und Verabredung mit den untergeordneten Aufſehern, das Eingeleitete weiter zu leiten, das Neubeſtimmte zu gründen, und dadurch ihre hohe Pflicht treulich zu erfüllen." Aber wie das Alles geſchieht, wie und worin der Obere unterweiſet und lehrt, welches „Eingeführte,“ er weiter leitet, und was für ein „Neubeſtimmtes“ er gründet; davon ſteht kein Wort da: ſondern es wird nur noch, gleichfalls blos im Allgemeinen, verſichert, daß eben dieſer Obere Wilhelmen alles ihm bisher noch dunkel Gebliebene hinterdrein „noch vollkommen klar gemacht habe.“ Dem Leſer aber wird es ſo gut nicht.

Was wir nun ſonſt noch von den Einrichtungen dieſer Pädagogiſchen Provinz erfahren, beſteht in Folgendem. „Die höchſte Strafe, die den Zöglingen auferlegt wird, iſt die, daß ſie die beſagten Ehrfurchtsgebehrden nicht mitmachen dürfen. „Sie ſind,“ heißt es, „unwürdig erklärt, Ehrfurcht zu beweiſen, und genöthigt, ſich als roh und ungebildet darzuſtellen; ſie thun aber das Mögliche, um ſich aus dieſer Lage zu retten, und finden ſich aufs Geſchwindeſte in ihre Pflicht. Sollte jedoch ein junges Weſen verſtockt zu ſeiner Rückkehr keine Anſtalt machen, ſo wird es, mit einem kurzen aber bündigen Bericht den Eltern wieder zurückgeſandt. Wer ſich den Geſetzen nicht fügen lernt, muß die Gegend verlaſſen, wo ſie gelten.“ — In Abſicht der Tracht, die unter den Zöglingen eingeführt iſt, bemerkt Wilhelm gleich bei ſeinem Eintritt in die Provinz eine große Mannichfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider; doch ſah er, „nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abſtufungen vom Hellſten bis zum Dunkelſten; auch ſchien hier kein Stufengang (wie bei den Ehrfurchtsgebehrden) obzuwalten: denn ſolche, die verſchieden grüßten, waren überein gekleidet, gleich Grüßende waren anders angezogen." Als er aber deshalb den Aufſeher befragt, erklärt dieſer ihm, ſich auch hierüber „nicht weiter einlaſſen zu dürfen." Späterhin indeß, nachdem die Dreie unſeren Wanderer zum Abſchied dem Aufſeher folgendermaßen empfohlen hat: „dieſer wird nun zu den Vertrauten gezählt, und dir iſt bekannt, was du ihm auf ſeine Fragen zu erwidern haſt; denn er wünſcht gewiß noch über Manches, was er bei uns ſah und hörte, belehrt zu werden; Maaß und Ziel iſt dir nicht verborgen." — erfährt er von dieſem Aufſeher, über jene ihm wiederholt auffallende „Zöglingskleidung" folgenden Aufſchluß: „Sie iſt ein Mittel, die Gemüther der Knaben eigens zu erforſchen. Wir laſſen bei ſonſtiger Strenge und Ordnung, in dieſem Falle eine gewiſſe Willkühr gelten. Innerhalb des Kreiſes unſerer Vorräthe an Tüchern und Verbrämungen dürfen die Zöglinge nach beliebiger Farbe greifen, ſo auch, innerhalb einer mäßigen Beſchränkung, Form und Schnitt wählen. Dies beobachten wir genau, denn an der Farbe läßt ſich die Sinnesweiſe, an dem Schnitt die Lebensweiſe des Menſchen erkennen. Doch macht eine beſondere Eigenheit der menſchlichen Natur eine genaue Beurtheilung gewiſſermaßen ſchwierig;

es iſt der Nachahmungsgeiſt, die Neigung ſich anzuſchließen. Sehr ſelten, daß ein Zögling auf Etwas fällt, das noch nicht da geweſen. Meiſtens wählen ſie etwas Bekanntes, was ſie gerade vor ſich ſehen. Doch auch dieſe Betrachtung bleibt uns nicht unfruchtbar; durch ſolche Aeußerlichkeiten treten ſie zu dieſer oder jener Parthei; ſie ſchließen ſich da oder dort an, und ſo zeichnen ſich allgemeinere Geſinnungen aus; wir erfahren, wo jeder ſich hinneigt, welchem Beiſpiel er ſich gleichſtellt. Nun hat man Fälle geſehen, wo die Gemüther ſich ins Allgemeine neigten, wo eine Mode ſich über alle verbreiten, jede Abſonderung ſich zur Einheit verlieren wollte. Einer ſolchen Wendung ſuchen wir auf gelinde Weiſe Einhalt zu thun; wir laſſen die Vorräthe ausgehen; dieſes und jenes Zeug, eine und die andere Verzierung iſt nicht mehr zu haben; wir ſchieben etwas Neues, Reizendes herein; durch helle Farben und kurzen knappen Schnitt locken wir die Muntern, durch ernſte Schattirungen, bequeme faltenreiche Tracht die Beſonnenen, und ſtellen ſo nach und nach ein Gleichgewicht her. Denn der Uniform ſind wir durchaus abgeneigt;" (S. dagegen Nro. 24. dieſer Abtheilung); „ſie verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder, mehr als jede andere Verſtellung, dem Blicke der Vorgeſetzten."

Daß alle drei Jahre ein großes öffentliches Feſt ſtatt findet, welches jede einzelne Region, bis auf die der bildenden Künſtler, die keinen Antheil daran nehmen dürfen, auf ihre beſondere Weiſe feiert, (bei dem Feſte der Bergleute werden, ungeachtet des Haſſes gegen die Mimik, auch mimiſche Darſtellungen gegeben), haben wir ſchon gemeldet. Aber noch anzuführen iſt, daß zu dieſem Feſte auch jedesmal die ſämmtlichen Eltern der Zöglinge, („aus allen Weltgegenden“), mit eingeladen werden, und es überdem auch noch mit dem großen Jahrmarkte der Pädagogiſchen Provinz, beſonders dem Pferdemarkte, zu dem ſich gleichfalls Fremde aus allen Nationen einfinden, verbunden iſt. Was die Verfaſſung der Direction dieſer Lehranſtalt betrifft, ſo wird blos gemeldet, daß die Dreie, (welchen Ausdruck Göthe hier immer im Singular, als eine Dreiheit, braucht), „zuſammen den Obern vorſtellt,“ und die heilige Dreieinigkeit, auf deren „hohe Lehre“ das Religionsſyſtem dieſer Pädagogen beruht, erſcheint hier alſo in ihnen ſelbſt, ſogar — perſonificirt! — Hiermit haben wir nun unſeren Leſern Alles vorgelegt, was Göthe ſelbſt über dieſe ſeine Erziehungstheorie (die übrigens nur einen Flügel hat, da ſie, wie der Leſer ſieht, ſich blos auf männliche Bildung bezieht, denn von weiblicher, iſt hier nirgend die Rede), dem Publikum mitzutheilen für gut befunden hat. Aber mit dieſer Idee einer „Pädagogiſchen Provinz,“ hat er in den Wanderjahren bekanntlich noch die eines anderen Philanthropiſchen Inſtitutes, „das wandernde Band“ genannt, verbunden; und auch hievon wollen wir, um an der Vollſtändigkeit dieſer Zuſammenſtellung der Göthe'ſchen Ideen über die Erziehung, Nichts fehlen zu laſſen, das Weſentliche unſeren Leſern hier noch zum Schluſſe dieſer Abtheilung, im Zuſammenhange mittheilen.

Wilhelm Meiſter kehrt auf einer ſeiner Wanderungen in dem Wirthshauſe eines heitern Fleckens ein, wo er vom Wirth anfänglich mit der Entſchuldigung, daß er ihn „ohne Erlaubniß einer Geſellſchaft, die den ganzen Gaſthof auf einige Zeit gemiethet habe, nicht aufnehmen könne,“ in eine andere Herberge verwieſen, nachher doch aber vorläufig aufgenommen und in einen großen Vorſal, über deſſen Thüre ſich die Inſchrift: Ubi homines sunt modi sunt, befindet, geführt wird. Bald darauf erſcheint — „der Vogt,“ und erlaubt unſerem Helden drei Tage zu bleiben, jedoch unter der Bedingung, „an Allem, was vorgehen möchte, ruhigen Theil zu nehmen, und es geſchehe, was wolle, ſo wenig nach der Urſache, als beim Abſchied nach der Zeche zu fragen.“ Wilhelm läßt ſich das natürlich gefallen; es kommen mehrere Gäſte, „luſtige Handwerksburſchen," hinzu, die „ſo anmuthig, Herz und Sinn erhebend, als ihm noch nie Etwas vorgekommen," ſingen, (beſonders thut ſich eine rieſenhafte Figur, St. Chriſtoph genannt, durch ſeine ungeheuere Baßſtimme, von der der Saal erſchütterte, dabei hervor), und mit ihm und dem Vogt, von zwei bildſchönen Knaben bedient, zuſammen zu Abend eſſen und zechen. Doch „ſchien ihm dieſe Geſellſchaft nicht aus Scherz, zum Schein, ſondern auf bedeutende Lebenszwecke; (welche, ſagt er nicht), gerichtet zu ſein." Er erhält ſodann ein gutes Nachtquartier, in dem er nur leider „durch den wunderlichſten Laut beinahe erſchreckt worden wäre," (ob dieſes Nachtſchrecken gegen Morgen nachließ, oder er ſich daran gewöhnte, ſagt der Verfaſſer, „iſt ſchwer auszumitteln"), den andern Morgen ein treffliches Frühſtück und auch einen geſchickten, ja ſogar ſchweigſamen Barbier, der, „mit einem ſo zarten Meſſer, als er noch nie an ſeinen Wangen gefühlt," unſern Meiſter meiſterhaft raſirt. Hierauf wird er vom Vogt, im Namen des wandernden Bandes, (dies iſt der Name der Geſellſchaft), zum Mittagsmahl in ein benachbartes Schloß eingeladen, wo er wieder nur Handwerker, jedoch „höchſt reinlich gekleidet," erblickte, wenige ausgenommen, „die er allenfalls für — Canzleiverwandte," (aus welchen phyſiognomiſchen Gründen, wird dem Leſer abermals nicht geſagt), „gehalten hätte.“

Als er aber näher tritt, ſieht er ſich plötzlich von — Lenardo und Philinen's Gemahl, dem Bruder Lothario's und Nataliens, dem blonden — Friedrich, als den Vorſitzern der Geſellſchaft, umarmt. Wie dieſe Beiden, Friedrich und Lenardo, ſich kennen gelernt und hier zuſammengefunden haben, ſagen ſie nicht, und Wilhelm (vermuthlich aus ſchuldigem Reſpekt vor der ihm vom Vogt gemachten Bedingung), fragt auch nicht darnach. Es geht nun zur Tafel, dann werden von Vorſängern und Chören ein Paar geheimnißvolle Wanderlieder geſungen; hierauf Promenaden im Schloßgarten gemacht, (Alles, ohne daß vom eigentlichen Zwecke der Geſellſchaft auch nur das Mindeſte zur Sprache kommt), und als der Abend heranrückt, erſcheint zur Unterhaltung, der, an den Rothmantel des bekannten Volksmährchens dieſes Namens von Muſäus erinnernde, — ſchweigſame Barbier. „Zu ſeiner eignen Bildung,“ hat er, wie Lenardo berichtet, „auf die Sprache, inſofern etwas Gewöhnliches oder Zufälliges dadurch ausgedrückt wird, Verzicht leiſten müſſen, eben deshalb aber ein außerordentliches Erzählertalent bekommen;“ und auf Lenardo's Geheiß, erzählt er nun auch ſogleich das ſchen aus dem Cotta'ſchen Taſchenkalender bekannte Mährchen: — Die neue Meluſine.

Nach dieſer Erzählung geht die Geſellſchaft ohne Weiteres nach Hauſe. Am folgenden Tage macht Wilhelm, da Lenardo mit „Canzleigeſchäften," überhäuft iſt, mit Friedrich einen Spaziergang, auf welchem dieſer ihm die Nachricht ertheilt, „daß alle Perſonen, die wir aus den Lehrjahren kennen, noch unter den Lebenden ſich wohl befanden, ja beſſer als vorher, weil ſie in voller entſchiedener Thätigkeit," (welche? wird nicht geſagt), „jedes in ſeiner Art — geſellt zu vielen Mitwirkenden, an das edelſte Ziel hinſtrebten." Was für ein edelſtes Ziel dies aber iſt, erfahren wir abermals nicht, denn Göthe erklärt, daß es ihm „verſagt ſei, nähere Kenntniß davon jetzt gleich mitzutheilen, weil — einem Büchlein, wie dieſem, Rückhalt und Geheimniß gar wohl gezieme." Doch „was im Laufe des vertrauten Geſprächs dieſer Geſellſchaft weiter offenbart worden, und wie ſich ihre näheren Bezüge, Maximen und Zwecke dabei nach und nach aufklären," dies, ſetzt er hinzu, „ſei Pflicht und Gelegenheit hier zu eröffnen." Indeß erfährt der Leſer auch jetzt, blos, daß dieſe Geſellſchaft „ſich verbündet hat, auf alles Auswandern Verzicht zu thun, und ſich dagegen dem Wandern zu ergeben; um ein großes, mobiles

Verhältniß tüchtiger und thätiger Menſchen aller Klaſſen zu befördern.“ Vom Zweck dieſes mobilen Verhältniſſes wird nichts geſagt, im Betreff der Verfaſſung dieſes Bundes aber Folgendes bemerkt: „Wenn zwei ſeiner Mitglieder irgendwo zufällig auf einander treffen, ſo verfahren ſie nach Stand und Weiſe, nach Handwerks- und Kunſtgebrauch, oder ſonſt nach irgend einer Sitte, ihren gewöhnlichen Bezügen gemäß. Drei Mitglieder zuſammentretend, werden auch hier für eine Einheit gehalten, welche ſich ſelbſt regiert. Geſellt ſich aber ein Vierter hinzu, ſo wählen dreie ſogleich — das Band. Dieſes darf nun, es mögen ſich ſo viel zuſammengeſellen als wollen, immer nur eine neugewählte Perſon ſein, weil im Großen, wie im Kleinen, Mitregenten wechſelſeits nur hinderlich ſind.“

Hierauf wird Wilhelm von Friedrich eingeladen, mit ihm ein kleines Heft durchzuleſen, welches ihm Lenardo, „aus dem reichen Schatz ſeiner Sammlung anvertraut, damit man ſich recht durchdringen möge, welch ein Unterſchied es ſei, zwiſchen einer verrückten Pilgerſchaft, und zwiſchen einem wohldurchdachten glücklich eingeleiteten Unternehmen,“ wie das dieſes wandernden Bandes, und nun folgt wieder eine Erzählung aus dem Cotta'ſchen Taſchenkalender, die pilgernde Thörin, worauf Göthe alſo fortfährt: „Lenardo, welcher ſich zur Tafelſtunde frei gemacht, ſpeiſte mit den Freunden zuſammen, und begann ſogleich ſeine Familienverhältniſſe zu entwickeln. Die älteſte Schweſter war verheirathet. Ein reicher Schwager übernahm, zur höchſten Zufriedenheit des Oheims, die Verwaltung aller Güter; daneben wirkte Valerinens Gatte tüchtig mit ein: ſie arbeiteten ins Große, und verſtärken ſich durch Verbindung mit fernen Landen und Orten. Nun kommen unſere älteſten Freunde auch wieder zum Vorſchein: — Lothario, Werner, der Abbé, von ihrer Seite, ſetzen die höchſte Thätigkeit fort, indeſſen Jarno ſich im Bergbau befähigt. Eine allgemeine Aſſekuranz iſt errichtet; es zeigt ſich ein mächtiger Grundbeſitz, auf welchem die Möglichkeit der großen wandernden Geſellſchaft beruhet, deren einzelne Glieder, unter der Bedingung der möglichſten Brauchbarkeit aller Welt empfohlen, in jeder Unternehmung gefördert, und gegen alle Unfälle geſichert ſind, dagegen aber auch als denkbare zerſtreuete Koloniſten aufs Vaterland günſtig zurückwirken. Hier erſcheint nun Lenardo überall als wanderndes Band, bei kleineren und größeren Vereinigungen wird er meiſt gewählt, auf ihm ruht das unbedingteſte Vertrauen."

Lenardo eröffnet Wilhelmen nun noch, daß er, „ſich in einen geſetzmäßigen Vagabunden verwandelt," habe; eine weitere Erklärung hierüber aber für diesmal, aus Mangel an Zeit, nicht geben könne. „Morgen," fügt er hinzu, „durchleb' ich den heißeſten Tag, übermorgen trennen wir uns. Aber zu Ihrer Aufklärung, erhalten Sie" (der Leſer bekommt nichts davon), „die Abſchrift einer Woche meines Tagebuchs: es iſt das ſchönſte Vermächtniß, was ich Ihnen mitgeben kann. Sie werden zwar daraus nicht klüger werden, als Sie jetzt ſind, und als ich jetzt bin, dies aber ſei genug für die Gegenwart."

Hierauf folgt eine lange Abſchiedsrede Lenardo's, an die ſich nunmehr trennenden Freunde, worin der Redner über die Veranlaſſung und den Zweck ihres wandernden Bandes, noch Folgendes bemerkt. „So groß der hohe Werth des Grundbeſitzes und aller auf den Boden gegründeten Verhältniſſe von Eltern-, Kindes-, Bürger- und Vaterlandsliebe, als eigentlicher Grundfeſte alles Daſeins, und als das Erſte und Beſte, was dem Menſchen werden kann, auch iſt; ſo beſtehen die meiſten und höchſten Güter deſſelben doch in dem, was er thut und leiſtet, alſo im Beweglichen und in demjenigen, was durchs bewegte Leben gewonnen wird." Nun finde man, ſagt Leonardo: „eine ſolche wandernde Thätigkeit unter den Menſchen überall. Von der Schifffahrt wolle er nicht einmal reden, um ſich in ſolche gränzenloſe Weiten nicht zu verlieren." Aber, „da ſehe man große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen, wie ſie in Mitten der Wüſte, mit ihren lebendig nährenden Heerden, auf großen grünen Weideplätzen, wie in erwünſchten Häfen vor Anker liegen. Da ſeien ferner, wie uns die Geſchichte der Menſchheit lehre, ganze Völker, ſich vor einander hertreibend, von Nordoſten nach Südweſten gewandert," ja: „Gott der Herr ſelbſt, habe zum Wandern den Menſchen Anlaß gegeben, indem er, den babyloniſchen Thurmbau verhindernd, das Menſchengeſchlecht in alle Welt zerſtreute. Dieſer Segen ſei nun auf alle Geſchlechter übergegangen, und in allen Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft erblicke man daher auch fortwährend zahlreiche Wanderer, als: Studenten, Naturforſcher, Reiſende, nach den verſchiedenen Gattungen, wie ſie Yorik uns, gar zierlich, auseinanderſetzt; Handwerks-Burſchen, Markt-Bauern, Krämer, Kaufleute, Juden," (die Lenardo dasjenige Volk nennt, „was ſich den Segen des ewigen Wanderns vor allen andern zugeeignet habe, und von dem er weder Gutes noch Böſes ſprechen dürfe,") „„Künſtler" (beſonders Schauſpieler!), „Profeſſoren, die von einer Univerſität auf die andere berufen werden," (es giebt jetzt auch exilirte, die mit Verwundern aus dieſer Apologie des Wanderns vernehmen werden, daß ſie ſich für den, ihnen auf dieſe Weiſe zu Theil gewordenen, *Segen des ewigen Wanderns* noch — *zu bedanken* haben!); „ferner *Miſſionarien*, *Pächter*, die von einem Gute auf das andere ziehen, *Staatsbeamte*, die von ihrer Regierung aus einer Provinz in die andere verſetzt werden, *Soldaten*, *Geſandte*, und ſelbſt wandernde *Fürſten*, entweder in guter Abſicht, wie Kaiſer *Hadrian*, oder in ſchlimmer, wie ſämmtliche *Eroberer*, oder in gar keiner, wie die von Letzteren *Vertriebenen*.“ (*Ein* „Segen des ewigen Wanderns,“ in deſſen Austheilung bekanntlich *Napoleon* beſonders ſtark war!) —

„In ſolchem Sinne nun“ dürfe ſich daher dieſe Geſellſchaft, als „in einem Weltbunde begriffen,“ anſehen. „Einfach groß ſei der Gedanke, leicht die Ausführung durch Verſtand und Kraft, und da der *Einzelne* nicht zu einer vollkommenen Klarheit gelangen könne“ (wie ſo? wird nicht geſagt), „ſo ſei die Geſellſchaft darauf gegründet, daß jeder in ſeinem Maaße und nach ſeinen Zwecken aufgeklärt werde, Spaltung und Widerſtreit dürfe unter ihnen nie (?) ſein, denn Einheit ſei allmächtig.“ — „*In ſo fern* wir,“ ſchließt der Redner endlich: „*Grundſätze* haben, (!) ſind ſie uns Allen gemein. Zwei Pflichten aber haben wir aufs ſtrengſte übernommen: jeden

Gottesdienſt in Ehren zu halten, denn ſie ſind alle mehr oder weniger im Credo verfaßt; und alle Regierungsformen gleichfalls gelten zu laſſen, und da ſie ſämmtlich eine zweckmäßige Thätigkeit fördern, innerhalb einer jeden, uns, auf wie lange es auch ſei, nach ihrem Willen und Wunſch zu bemühen.“ (Von demagogiſchen Umtrieben ſteht alſo bei dieſem Bunde nichts zu beſorgen). „Schließlich halten wir's für Pflicht, die Sittlichkeit ohne Pedanterei und Strenge zu üben und zu fördern, wie es die Ehrfurcht vor uns ſelbſt verlangt, welche aus den drei Ehrfurchten entſprießt,“ (aus dieſer Stelle geht hervor, daß mit der pädagogiſchen Provinz, wie wir hier erſt erfahren, das wandernde Band in Verbindung ſteht), „zu denen wir uns ſämmtlich bekennen, auch alle in dieſe höhere allgemeine Weisheit, einige ſogar von Jugend auf, eingeweiht zu ſein, das Glück und die Freude haben. Dies alles haben wir, in der feierlichen Trennungsſtunde, nochmals bedenken, erklären, vernehmen und anerkennen, und mit einem traulichen Lebewohl beſiegeln wollen.“ — Und nun folgt zum Beſchluß des Ganzen, das ſchon früher einmal mitgetheilte, hier nochmals wiederholte, Wanderlied:

„Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm, mit heitern Kräften
Ueberall ſind ſie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß.“

Dies ſind die pädagogiſchen und philanthropiſchen Lehrſätze, die unſer großer Göthe in ſeiner „Pädagogiſchen Provinz,“ und ſeinem „Wandernden Bande,“ aufgeſtellt hat!

Eine ausführliche Beurtheilung derſelben, findet man in meiner Schrift: „Ueber die beiden Wanderjahre Wilhelm Meiſters und ihre Verfaſſer.“ Halle, bei Anton. 8. 1823.

Der Herausgeber.

Anzeige
einer neuen pädagogiſchen Zeitſchrift.

Da vorliegender zweiter Theil von „Göthe's Philoſophie," gerade mit der Zuſammenſtellung der Ideen unſeres großen Dichters und Denkers über das Erziehungsweſen ſchließt; ſo bietet ſich dem Verleger dieſes, vom Herrn Profeſſor Dr. Schütz herausgegebenen, Werkes, hier die ſchicklichſte Stelle zur Anzeige einer, gleichfalls in ſeinem Verlage erſcheinenden, und von demſelben Gelehrten herausgegebenen, pädagogiſchen Zeitſchrift, dar, welche mit dem Anfange dieſes Jahres, unter dem Titel:

„Allgemeines, lehrreiches und nützliches
Unterhaltungsblatt
für
Deutſchlands Jugend aller Stände, in Verbindung
mit mehreren Freunden des Erziehungsweſens,
herausgegeben
vom
Profeſſor Dr. Schütz.
Erſter Jahrgang 1825.
Hamburg, bei Friedrich Hermann Neſtler."

begonnen hat, und wovon bereits die vier erſten Monatshefte, Januar, Februar, März und April, erſchienen ſind; die Fortſetzung aber in ununterbrochener, regelmäßiger Lieferung von zwei ganzen Octavbogen in jeder Woche, (den für jeden Monat beigefügten „Litterariſch-pädagogiſchen Anzeiger für Eltern und Erzieher" ungerechnet), erfolgt.

Es iſt dieſe Zeitſchrift die einzige Jugendzeitung, welche dermalen in Deutſchland erſcheint, und ſie zeichnet ſich vor allen früher erſchienenen beſonders durch zwei völlig neue pädagogiſche Ideen, die der Herr Herausgeber darin ausführt; nehmlich einmal durch, eigends für die Jugend, darin beſtimmte Preisaufgaben, und ſodann durch eine fortlaufende Mittheilung des Weſentlichſten aus der neueſten Zeitgeſchichte, in ſo weit es dem jugendlichen Alter faßlich und nützlich iſt, aus.

Ueberhaupt aber iſt der Plan des Ganzen ein ungleich höherer, als der, welcher unſern gewöhnlichen Kinderfreunden, Kinderbibliotheken und anderen Jugendſchriften dieſer Art zum Grunde liegt, denn er bezweckt, der, bereits bekannten, (auch in der Halliſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung erſchienenen), Ankündigung des Herrn Herausgebers zu Folge: „die geiſtige und ſittliche Bildung unſerer reiferen Jugend, von dem gegenwärtigen Standpunkte unſerer Kultur aus;“ und es enthält daher dieſes Unterhaltungsblatt ſchon jetzt einen großen Reichthum der lehrreichſten und unterhaltendſten Aufſätze aus dem Gebiete der Neueſten Weltkunde und älteren Geſchichte, der Geographie, Statiſtik, Natur- und Himmelskunde, Aeſthetik (beſonders über Deklamation und Improviſation), Sprachkunde, Religion und Moral, nebſt einer reichen Anzahl der intereſſanteſten Erzählungen, Beſchreibungen, Gedichte, Charaden, Räthſeln, Anekdoten u. ſ. w.

Obſchon aber bis jetzt nur erſt vier Monatshefte davon erſchienen ſind, ſo haben doch ſchon die competenteſten Beurtheiler, ihren ungetheilteſten Beifall ſowohl dieſem Plane, als ſeiner bisherigen Ausführung öffentlich ertheilt, (man ſehe den Märzheft des Politiſchen Journals von d. J., den Altonaiſchen Merkur, die Nro. 32. der Hamburger Originalien, worin ſich eine fürwahr ſehr originelle Anzeige davon befindet u. ſ. w.), und Alle ſtimmen darin überein: „daß der, ſchon aus ſeinen früheren künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, rühmlichſt bekannte, geiſtreiche und helldenkende, gelehrte und geſchmackvolle Herausgeber, der auch durch ſeine reiche Weltkenntniß, Erfahrungen und vieljährigen Reiſen, ſo vorzugsweiſe zur Leitung einer ſolchen Zeitſchrift berufen iſt; hier eine ſo zweckmäßige Jugendſchrift liefert, daß alle Eltern und Erzieher, denen eine wahrhaft geſunde Herzens- und Geiſtesbildung ihrer Kinder und Zöglinge am Herzen liegt, für ſie unter dem jetzigen Heer von, meiſt ſo koſtbaren, Jugendſchriften, (unter denen man oft ſo blindlings kaufen muß) keine beſſere, den Verſtand der Jugend erleuchtende und ihr Herz erwärmende, Unterhaltung wählen können.“ Um daher die ſo ausgezeichnete Gemeinnützigkeit dieſes Unterhaltungsblatts, auch ſeinerſeits zu befördern, hat der Verleger den ganzen Jahrgang, (mit Einſchluß eines auf 4 Exemplare zu erhaltenden Freiexemplars), auf den ſo äußerſt wohlfeilen Preis von nicht mehr als 3½ Rthlr. Sächſiſch geſetzt, wofür es ſowohl in der unterzeichneten Verlagshandlung zu Hamburg, als in der Buchhandlung der Herren Steinacker und Hartknoch in Leipzig zu bekommen iſt.

Hamburg, im April 1825.

F. H. Neſtler.

Hofm 3480(3

Göthe's Philoſophie.

Eine
vollſtändige, ſyſtematiſch geordnete
Zuſammenſtellung ſeiner Ideen
über
Leben, Liebe, Ehe, Freundſchaft, Erziehung,
Religion, Moral, Politik, Literatur,
Kunſt und Natur;
aus ſeinen
ſämmtlichen poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Werken.

Herausgegeben,
und mit einer Charakteriſtik ſeines philoſophiſchen Geiſtes
begleitet,
von
Friedrich Karl Julius Schütz,
Dr. und Profeſſor der Philoſophie.

Dritter Band.

Hamburg, 1825.
Druck und Verlag von Friedrich Hermann Neſtler.

A D
BIBL. / NIT.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Göthe's Philoſophie.

Dritter Band.

Enthältend
die zwölfte bis funfzehnte Abtheilung:

Göthe's Ideen

über
Religion, Moral, Politik und Geſchichte,
Literatur, Sprache und Kritik.

„Das Beſte, was du wiſſen kannſt,
Darfſt du dem Leſer doch nicht ſagen.“

Göthe.

Vorwort des Herausgebers.

Dieſer dritte Band meiner philoſophiſchen Anthologie aus Göthe's Werken, wird ohne Zweifel den jetzigen Kennern und Freunden unſerer Literatur, in einer doppelten Hinſicht beſonders willkommen ſein. Einmal, weil er die Zuſammenſtellung von Göthe's religiöſen und ethiſchen Ideen, wider welche hauptſächlich ſein bekannter geiſtlicher Gegner noch immer zu eifern fortfährt, enthält; und dann um der, den Anfang der funfzehnten Abtheilung machenden, Mittheilung der „Xenien“ willen. Denn obſchon der Schiller'ſche Muſenalmanach von 1797, in dem dieſe, nach dem Beiſpiele Martial's im 13ten Buche ſeiner Sinngedichte, alſo, mit der griechiſchen Bezeichnung gaſtlicher Geſchenke (Xenion), benannten, nieswürzigſten aller deutſchen Epigramme, zuerſt erſchienen, des Lärm's wegen, den das gewaltige Nieſen aller derer, die von den ihnen hier dargebotenen Priſen — geſchnupft hatten, erregte; in Kurzem wiederholt aufgelegt wurde; ſo iſt doch ſelbſt die letzte Auflage längſt nicht mehr in unſerm Buchhandel zu bekommen geweſen, und da auch, gerade von denen die eine literariſche Beziehung haben, in den Cotta'ſchen Ausgaben der, ſogenannten, ſämmtlichen Göthe'ſchen und Schiller'ſchen Werke, keine einzige mit aufgenommen worden iſt, ſo kann es den jüngern Verehrern dieſer beiden größten unſerer vaterländiſchen Dichter, nicht anders als erfreulich ſein, eben dieſe, auf Literatur und Kritik bezüglichen Xenien, (diejenigen, welche andern Inhalts ſind, habe ich bereits den übrigen Abtheilungen zu denen ſie gehören, eingeſchaltet), hier in einer vollſtändigen Mittheilung zu erhalten. Die Beſitzer dieſer Sammlung bekommen alſo hier freilich die Schiller'ſchen mit; aber wenn es mir auch möglich wäre, was nun einmal Keinem als Göthe'n ſelbſt, und vielleicht auch ihm ſogar nicht mehr, möglich iſt: ſie durchgängig mit Sicherheit von den Göthe'ſchen zu ſondern und dadurch der muthwilligen Aufforderung an die „Chorizonten“ in den Xenien ſelbſt, (S. 227, Nro. 88) zu genügen; ſo würde mich doch eben jener Umſtand zu dieſer gemeinſamen Aufnahme derſelben, die überdem, obſchon von beiden Dichtern, doch in einem Geiſte und in der gemeinſchaftlichſt duumviraliſchen Zuſammenwirkung, (im Sommer 1796, während eines damaligen Aufenthaltes Göthe's bei Schiller in Jena), verfaßt worden ſind, hier beſtimmt haben. Denn was ſich auch gegen den, an die Streitigkeiten eines Scioppius, J. C. Scaliger und Klotz erinnernden Ton einzelner, (doch nur weniger), ſagen läßt; ſo verdienen ſie doch, ſowohl als eines der merkwürdigſten Aktenſtücke der deutſchen Polemik, wie als die eigenthümlichſten und berühmteſten Sinngedichte, die unſere vaterländiſche Poeſie bis jetzt aufzuweiſen hat; und vorzüglich um des überaus folgenreichen Einfluſſes willen, den ſie auf unſere Literatur, (beſonders hinſichtlich der auf ihnen fortgebaueten Schlegelſchen Kunſtkritik), gehabt und dadurch eine ſelbſt geſchichtliche Bedeutſamkeit erlangt haben, vollſtändig erhalten zu werden. Die letztere Rückſicht hat mich daher auch veranlaßt, eine Erklärung der Beziehungen dieſer denkwürdigen Diſtichen, wo ſie derſelben für die gegenwärtige und noch mehr für die künftige Zeit bedürfen, in kurzen Anmerkungen, die ich ihren Ueberſchriften beigeſetzt habe, ſo weit als ich es nach meiner Kenntniß der hier zur Sprache gebrachten Schriftſteller, Werke und Verhältniſſe unſerer Literatur vermochte, hinzuzufügen.

Bei dieſem Geſchäft, wie bei der Zuſammenſtellung der letzten Abtheilung dieſes Bandes überhaupt, (deren Beſchluß, ihres großen Umfangs wegen, ich auf den folgenden habe verſparen müſſen), erfreuete ich mich von Neuem der Erinnerung an die großen Verdienſte, die ſich unſer Göthe auch dadurch um die Geiſtesbildung ſeiner Nation erworben, daß er ſo manches literariſche Unweſen jener früheren Zeit, mit einem ſo edeln freien und kräftigen Sinn, ſiegreich bekämpfte. Aber nur um ſo inniger muß ich, wie auch gewiß jeder redliche Freund unſeres Vaterlandes mit mir, den Schaden bedauern, zu dem er auf den gegenwärtigen Zuſtand unſerer Literatur dadurch eingewirkt, daß er ſich, ſeit Jahren ſchon, zu Seiner ſo unwürdigen Belobungen geiſtloſer Schmeichler, wie er ſie ſonſt ſelbſt ſo treffend bezeichnete, (S. 325, Nro. 413.) — herabgelaſſen und ſomit ſein eignes Wort leider auch an ſich ſelbſt bewahrheitet hat:

„Ein alter Mann iſt ſtets ein König Lear!"

Hamburg, im Mai 1825.

Schütz.

Inhalt des dritten Bandes.

Vorwort des Herausgebers .... Seite v

Zwölfte Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Religion ... Seite 3

Nro. 1 — 31. Aus den Gedichten.
" 32 — 34. Aus dem Werther u. d. Briefen a. d. Schweiz.
" 35 — 38. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
" 39 — 46. Aus den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele.
" 47 — 53. Aus Iphigenie.
" 54 — 62. Aus Fauſt.
" 63. Aus Götz von Berlichingen.
" 64. Aus Claudine von Villa bella.
" 65. Aus Stella.
" 66. Aus der natürlichen Tochter.
" 67 — 68. Aus Elpenor.
" 69. Aus Mahomed.
" 70 u. 71. Aus Epimenides Erwachen.
" 72. Achilleis.

Nro. 73. Aus Kunſtlers Apotheoſe.
″ 74. Aus den Geheimniſſen.
″ 75 — 77. Prolog zum Bahrdt.
″ 78 — 80. Aus Pater Brey.
″ 81. Aus den Fragmenten uber Italien.
″ 82 u. 83. Aus Winkelmann.
″ 84. Aus dem Divan.
″ 85. Aus den Heften uber Kunſt und Alterthum.
″ 86 — 105. Aus Gothe's Leben.

Dreizehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Moral ...... Seite 61
Nro. 1 — 18. Aus den Gedichten.
″ 19 — 23. Aus Meiſters Lehrjahren.
″ 24 — 32. Aus Deſſen Wanderjahren.
″ 33 u. 34. Aus den Wahlverwandtſchaften.
″ 35 — 43. Aus Iphigenie.
″ 44 — 51. Aus Taſſo.
″ 52. Aus Fauſt.
″ 53. Aus Clavigo.
″ 54. Aus Lila.
″ 55. Aus Erwin und Elmire.
″ 56 — 58. Aus der naturlichen Tochter.
″ 59 u. 60. Aus den Puppenſpielen.
″ 61 — 66. Aus den Unterhaltungen der Ausgewanderten.
″ 67 u. 68. Aus Vetter Rameau.
″ 69 — 72. Aus den Heften uber Kunſt und Alterthum.
″ 73 — 86. Aus Gothe's Leben.

Vierzehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen zur Politik und Geſchichte .... Seite 101
Nro. 1 — 39. Aus den Xenien und Gedichten.
„ 40 u. 41. Aus Werther.
„ 42 — 47. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
„ 48 — 51. Aus Götz von Berlichingen.
„ 52 — 55. Aus Fauſt.
„ 56 — 60. Aus der Iphigenie.
„ 61 — 70. Aus dem Taſſo.
„ 71 — 80. Aus Egmont.
„ 81 u. 82. Aus Clavigo.
„ 83. Aus Groß Cophta.
„ 84 — 91. Aus der naturlichen Tochter.
„ 92 — 96. Aus Elpenor.
„ 97. Aus Paläophron und Neoterpe.
„ 98 u. 99. Aus dem neuen Epimenides.
„ 100 — 102. Aus den Vögeln.
„ 103. Aus dem Triumph der Empfindſamkeit.
„ 104 u. 105. Aus den Mitſchuldigen.
„ 106. Aus Claudine von Villa bella.
„ 107. Aus Lilla.
„ 108. Aus dem Bürgergeneral.
„ 109 — 110. Aus den Faſtnachtsſpielen.
„ 111 — 119. Aus den Puppenſpielen.
„ 120 u 121. Aus den Theaterreden.
„ 122 — 124. Aus den Carlsbader Gedichten.
„ 125 u. 126. Aus dem römiſchen Carneval.
„ 127 — 136. Aus Hermann und Dorothea.

Nro. 137 u. 138. Aus der Achilleis.
„ 139 — 141. Aus Reineke Fuchs.
„ 142 — 145. Aus Vetter Rameau.
„ 146 — 151. Aus den Unterhaltungen der Ausgewanderten.
„ 152 — 159. Aus Kunſt und Alterthum.
„ 160 — 168. Aus Göthe's Leben.

Funfzehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen über Literatur, Sprache und Kritik. .... Seite [illegible]
Nro. 1 — 400. Aus den Xenien, in Schiller's Muſenalmanach für 1797. Mit erklärenden Anmerkungen des Herausgebers
„ 401 — 440. Aus den übrigen Gedichten.

Anmerkung. Der Beſchluß dieſer Abtheilung folgt im vierten Bande.

Zwölfte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
# die Religion.

Ideen über die Religion.

1.

Es fürchte die Götter
Das Menſchengeſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen,
Und können ſie brauchen
Wie's ihnen gefällt.

Der fürchte ſie doppelt
Den je ſie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet,
Um goldene Tiſche.

Erhebet ein Zwiſt ſich:
So ſtürzen die Gäſte,
Geſchmäht und geſchändet
In nächtliche Tiefen,
Und harren vergebens,
Im Finſtern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, ſie bleiben
In ewigen Feſten
An goldenen Tiſchen.
Sie ſchreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erſtickter Titanen:
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrſcher
Ihr ſegnendes Auge
Von ganzen Geſchlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die eh'mals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu ſehn.

So ſangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte,
In nächtlichen Höhlen
Der Alte die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel,
Und ſchüttelt das Haupt.

2.

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel Zeus,
Mit Wolkendunſt.
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich, und Bergeshöh'n!
Mußt mir meine Erde
Doch laßen ſtehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Heerd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneideſt.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,

Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Sklaverei?
Haſt du nicht Alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?
Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert,
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet,
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit,
Und das ewige Schickſal,
Meine Herrn und deine?

Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,

Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier ſitz' ich; forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

3.

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühſt,
Frühling, Geliebter!
Mit tauſendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt,
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Ach an deinem Buſen
Lieg' ich, ſchmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen ſich an mein Herz.
Du kühlſt den brennenden
Durſt meines Buſens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigal
Liebend nach mir aus dem Nebelthal,
Ich komm'! ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf ſtrebt's.
Es ſchweben die Wolken,
Abwärts die Wolken,
Neigen ſich der ſehnenden Liebe;
Mir! Mir!
In euerm Schoße
Aufwärts!
Umfangend, umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen,
Alliebender Vater!

4.

Menſchengefühl.

Ach, ihr Götter! große Götter,
In dem weiten Himmel droben!

Gäbet ihr uns auf der Erde,
Feſten Sinn und guten Muth;
O wir ließen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben!

5.

Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

6.

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geſchah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.

7.

„Du haſt Unſterblichkeit im Sinn:
Kannſt du uns deine Gründe nennen?“
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin;
Daß wir ſie nicht entbehren können.

8.

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

9.

Was iſt heilig? Das iſt's, was viele Seelen zuſammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz.

10.

Was iſt das Heiligſte? Das, was heut und ewig die Geiſter,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

11.

„In die Ecke,
Beſen! Beſen!
Seid's geweſen.
Denn als Geiſter
Ruft euch nur, zu ſeinem Zwecke,
Erſt hervor der alte Meiſter.“

12.

Nicht jeder kann alles ertragen:
Der weicht dieſem, der jenem aus;
Warum ſollt' ich nicht ſagen
Die Indiſchen Götzen, die ſind mir ein Graus,

Nichts ſchrecklicher kann dem Menſchen geſchehn,
Als das Abſurde verkörpert zu ſehn.

13.

Und ſo will ich, ein für allemal,
Keine Beſtien in dem Götter-Saal!
Die leidigen Elephanten-Rüſſel,
Das umgeſchlungene Schlangen-Genüſſel,
Tief Ur-Schildkröt' im Welten-Sumpf,
Viel Königs-Köpf' auf Einem Rumpf,
Die müſſen uns zur Verzweiflung bringen,
Wird ſie nicht reiner Oſt verſchlingen.
Gott hat den Menſchen gemacht
Nach ſeinem Bilde;
Dann kam er ſelbſt herab,
Menſch, lieb' und milde.

Barbaren hatten verſucht,
Sich Götter zu machen;
Allein ſie ſahen verflucht,
Garſtiger als Drachen.

Wer wollte Schand' und Spott
Nun weiter ſchauen?
Verwandelte ſich Gott
Zu Ungeheuern?

14.

Iſt denn ſo groß das Geheimniß, was Gott und der
Menſch und die Welt ſei?
Nein! Doch Niemand hört's gerne; drum bleibt
es geheim.

15.

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt.

16.

Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinige ſich auch der Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Das Licht, wer will es rauben?

17.

Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu,
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

18.

er alten Götter bunt Gewimmel,
Hat jetzt das ſtille Haus geleert.
Und unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Ein Heiland nur am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber: Menſchenopfer — unerhört.

19.

Chriſtkindlein trägt die Sünden der Welt,
Sankt Chriſtoph das Kind über Waſſer hält,
Sie haben es Beid' uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an.

20.

Das: „Unſer Vater" iſt ein ſchön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen.
Wenn einer auch „Vater Unſer" fleht,
In Gottes Namen, laß ihn beten!

21.

Vieles kann ich ertragen. Die meiſten beſchwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.

Wenige ſind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabacks, Wanzen und Knoblauch und †.

22.

Seh' ich den Pilgrim, ſo kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beſeliget uns Menſchen ein falſcher Begriff!

23.

„Wie ſie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen ſie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie geſtern, ſo heut!" —
Scheltet mir nicht die Pfaffen; ſie kennen des Menſchen Bedürfniß!
Denn wie iſt er beglückt, plappert er morgen, wie heut!

24.

Dieſe dumpfen Pfaffenchriſten,
Laßt uns keck ſie überliſten!
Mit dem Teufel, den ſie fabeln,
Wollen wir ſie ſelbſt erſchrecken.

25.

Parabel.

In einer Stadt, wo Parität
Noch in der alten Ordnung ſteht,
Da, wo ſich nehmlich Katholiken
Und Proteſtanten in einander ſchicken,
Und, wie's von Vätern war erprobt,
Jeder Gott auf ſeine Weiſe lobt;
Da lebten wir Kinder Lutheraner
Von etwas Predigt und Geſang,
Waren aber dem Kling und Klang
Der Katholiken nur zugethaner;
Denn alles war doch gar zu ſchön,
Bunter und luſtiger anzuſehn.

Dieweil nun Affe, Menſch und Kind
Zur Nachahmung geboren ſind,
Erfanden wir, die Zeit zu kürzen,
Ein auserleſ'nes Pfaffenſpiel:
Zum Chorrock, der uns wohlgefiel,
Gaben die Schweſtern ihre Schürzen;
Handtücher, mit Wirkwerk ſchön verziert,
Wurden zur Stola traveſtirt;
Die Mütze mußte den Biſchof zieren
Von Goldpapier mit vielen Thieren.

So zogen wir nun im Ornat,
Durch Haus und Garten, früh und ſpat,
Und wiederholten ohne Schonen,
Die ſämmtlichen heiligen Functionen;
Doch fehlte noch das beſte Stück.
Wir wußten wohl, ein prächtig Läuten
Habe hier am meiſten zu bedeuten;
Und nun begünſtigt uns das Glück,
Denn auf dem Boden hing ein Strick,
Wir ſind entzückt, und wie wir dieſen
Zum Glockenſtrang ſogleich erkieſen,
Ruht er nicht einen Augenblick:
Denn wechſelnd eilten wir Geſchwiſter,
Einer ward um den andern Küſter,
Ein Jedes drängte ſich hinzu;
Das ging nun allerliebſt von ſtatten,
Und weil wir keine Glocken hatten,
So ſangen wir „Bum Baum" dazu.

Vergeſſen, wie die älteſte Sage,
War der unſchuld'ge Kinderſcherz;
Doch g'rade dieſe letzten Tage
Fiel er mit einmal mir auf's Herz:
Da ſind ſie ja, nach allen Stücken,
Die neupoet'ſchen Katholiken!

26.

Glaubſt du dich zu kennen, wirſt du Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen.

27.

Wer Gott ahnet, iſt hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.

28.

Wer Gott vertraut,
Iſt ſchon auferbaut.

29.

In wenig Stunden,
Hat Gott das Rechte gefunden.

30.

Sogar dies Wort hat nicht gelogen;
Wen Gott betrügt, der iſt wohl betrogen.

31.

Warum uns Gott ſo wohl gefällt?
Weil er ſich uns nie in den Weg ſtellt.

32.

Ich ehre die Religion. Ich fühle, daß ſie manchem Ermatteten Stab, manchem Verſchmachtenden Erquickung iſt. Nur — kann ſie denn, muß ſie denn das einem Jeden ſein? Wenn du die große Welt anſiehſt, ſo ſiehſt du Tauſende, denen ſie es nicht war, Tauſende, denen ſie es nicht ſein wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß ſie mir es denn ſein? Sagt nicht ſelbſt der Sohn Gottes, daß die um ihn ſein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? Wenn mich nun der Vater für ſich behalten will, wie mir mein Herz ſagt? —

33.

Müſſe der troſtlos umkommen, der eines Kranken ſpottet, welcher nach der entfernteſten Quelle reiſt, die ſeine Krankheit vermehren, ſein Ausleben ſchmerzhafter machen wird; der ſich über das bedrängte Herz erhebt, das, um ſeine Gewiſſensbiſſe los zu werden, und die Leiden ſeiner Seele abzuthun, eine Pilgrimſchaft nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Fußtritt, der ſeine Sohlen auf ungebahntem Wege durchſchneidet, iſt ein Linderungstropfen der geängſteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereiſe legt ſich das Herz um viele Bedrängniſſe leichter nieder. — Und dürſt ihr das **Wahn** nennen, ihr Wortkrämer auf euren Polſtern? — Wahn! — O Gott! Du ſiehſt meine Thränen! Mußteſt du, der du den Menſchen **arm genug** erſchufſt, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das Biſchen Armuth, das Biſchen Vertrauen noch **raubten**, das er auf **dich** hat, auf dich, du **Alliebender**! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinſtockes; was iſt es, als Vertrauen zu **dir**, daß du in Alles, was uns umgiebt, Heil- und Linderungskraft gelegt haſt, der wir ſo ſtündlich bedürfen? **Vater!** den ich **nicht kenne!** **Vater!** der ſonſt meine ganze Seele füllte, und nun ſein Angeſicht von mir gewendet hat, rufe mich zu dir! Schweige nicht länger! Dein Schweigen wird dieſe dürſtende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein **Menſch**, ein **Vater zürnen** können, dem ſein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: „Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderſchaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten ſollte. Die Welt iſt überall einerlei, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was ſoll **mir** das? **Mir** iſt nur wohl, wo **du** biſt, und vor deinem Angeſichte will ich leiden und genießen.“

— Und du, lieber himmlischer Vater, ſollteſt ihn von dir weiſen?

34.

Ein Mönch in der Schweiz lebte mir die katholiſche Religion alſo: „Eine Regel des Glaubens müſſen wir haben,“ ſagte er, „und daß dieſe ſo feſt und unveränderlich als möglich ſei, iſt ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unſeres Glaubens, allein dies iſt nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir ſie nicht in die Hände geben; denn ſo heilig ſie iſt, und von dem Geiſte Gottes auf allen Blättern zeugt; ſo kann doch der irdiſch geſinnte Menſch dieſes nicht begreifen, ſondern findet überall leicht Verwirrung und Anſtoß. Was ſoll ein Laie Gutes aus den ſchändlichen Geſchichten, die darin vorkommen, und die doch zu Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrne Kinder Gottes von dem Heil. Geiſte aufgezeichnet werden; was ſoll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehn, der die Sachen nicht in ihrem Zuſammenhange betrachtet? Wie ſoll er ſich aus den hier und da anſcheinenden Widerſprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannigfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten ſelbſt ſo ſchwer wird, und die Gläubigen über ſo viele

Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müſſen? — Was ſollen wir alſo lehren? Eine auf die Schrift *gegründete*, mit der *beſten* Schrift-*Auslegung* bewieſene Regel! Und *wer* ſoll die Schrift auslegen, *wer* ſoll dieſe Regel feſtſetzen? Etwa ich oder ein anderer *Einzelner Menſch*? Mit nichten! Jeder bringt die Sache auf eine andere Art zuſammen, ſtellt ſie ſich nach ſeinem Koncepte vor; das würde eben ſo viele Lehren als Köpfe geben, und unſägliche Verwirrungen hervorbringen, wie es das auch ſchon gethan hat. Nein! Es bleibt der *allerheiligſten* **Kirche** *allein*, die Schrift auszulegen und die Regel zu beſtimmen, wonach wir unſere Seelenführung einzurichten haben. Und wer iſt dieſe Kirche? Es iſt nicht etwa ein oder das andere Oberhaupt, ein oder das andere Glied derſelben, nein! es ſind die *heiligſten*, *gelehrteſten*, *erfahrenſten* Männer *aller Zeiten*, die ſich zuſammen vereinigt haben, nach und nach, unter dem Beiſtande des Heil. Geiſtes, dieſes übereinſtimmende große und allgemeine Gebäude aufzuführen; die auf den großen Verſammlungen ihre Gedanken einander mitgetheilet, ſich wechſelſeitig erbauet, die *Irrthümer verbannt*, und eine *Sicherheit*, eine *Gewißheit* unſerer allerheiligſten Religion gegeben, deren ſich keine andere rühmen kann; ihr einen Grund gegraben, und eine Bruſtwehr aufgeführt, die die Hölle ſelbſt nicht überwältigen kann. Eben ſo iſt es auch mit dem Texte der heiligen Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Ueberſetzung der Vulgata, und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilliget iſt. Daher kommt dieſe Uebereinſtimmung, die einen Jeden erſtaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören in dieſem entfernten Winkel der Welt, oder in der größten Hauptſtadt in einem entfernteſten Lande den Ungeſchickteſten oder den Fähigſten; alle werden eine Sprache führen, ein katholiſcher Chriſt wird immer daſſelbige hören, überall auf dieſelbe Weiſe unterrichtet und erbauet werden; und das iſt's, was die Gewißheit unſeres Glaubens macht, was uns die ſüße Zufriedenheit und Verſicherung giebt, in der wir feſt mit einander verbunden leben, und in der Gewißheit, uns glücklicher wieder zu finden, von einander ſcheiden können.“ — Er hatte dieſe Rede, wie im Diskurs, Eins auf das Andere, folgen laſſen, mehr in dem innern behaglichen Gefühle, daß er ſich uns von einer vortheilhaften Seite zeige, als mit dem Ton einer bigotten Belehrungsſucht. Er wechſelte theils mit den Händen dabei ab, ſchob ſie einmal in die Kuttenärmel zuſammen, ließ ſie über dem Bauch ruhen, bald holte er mit gutem Anſtand ſeine Doſe aus der Kapuze, und warf ſie nach dem Gebrauche, wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerkſam zu, und er ſchien mit unſerer Art, ſeine Sachen aufzunehmen, ſehr vergnügt zu ſein. Wie ſehr würde er ſich gewundert haben, wenn ihm ein Geiſt im Augenblicke offenbaret hätte, daß er ſeine Provocation an einen Nachkommen Friedrichs des Weiſen richte.

35.

Ich kann nicht begreifen, wie man hat glauben können, daß Gott durch Bücher und Geſchichten zu uns ſpreche. Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was ſie für ein Verhältniß zu ihm hat, wem ſein Herz nicht ſagt, was er ſich und Andern ſchuldig iſt, der wird es wohl ſchwerlich aus Büchern erfahren; die eigentlich nur geſchickt ſind, nſern Irrthümern Namen zu geben.

36.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
er nie die kummervollen Nächte
uf ſeinem Bette weinend ſaß,
er kennt Euch nicht, Ihr himmliſchen
Mächte!

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Und laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Ihm färbt der Morgenſonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über ſeinem ſchuld'gen Haupte bricht
Das ſchöne Bild der ganzen Welt zuſammen.

37.

Nennt Eure Götter nicht, Ihr braucht die Namen nie, als wenn Ihr uns bethören, uns von dem Wege der Natur abführen, und die edelſten Triebe, durch ſchändlichen Zwang, zu Verbrechen entſtellen wollt, zur größten Verwirrung des Geiſtes, zum ſchändlichſten Mißbrauche des Körpers, nöthigt Ihr die Schlachtopfer, die Ihr lebendig begräbt.

38.

Wie gerne ſah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit ſolcher Gewißheit im Herzen trug; wie intereſſant war mir das Werk ſeiner Hände, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Athem ſeines Mundes hatte beleben wollen!

39.

In der neuen Zeit haben einige Verfechter der Religion, die mehr Eifer als Gefühl für dieſelbe zu haben ſcheinen, ihre Mitgläubigen aufgefordert, Beiſpiele von wirklichen Gebetserhörungen bekannt zu machen, wahrſcheinlich, weil ſie ſich Brief und Siegel wünſchten, um ihren Gegnern recht diplomatiſch und juriſtiſch zu Leibe zu gehen. Wie unbekannt muß ihnen das wahre Gefühl ſein, und wie wenig ächte Erfahrungen mögen ſie ſelbſt gemacht haben.

40.

Ich darf ſagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Noth Gott geſucht hatte. Es iſt unendlich viel geſagt, und doch kann und darf ich nicht mehr ſagen. So wichtig jede Erfahrung in dem kritiſchen Augenblicke für mich war, ſo matt, ſo unbedeutend, unwahrſcheinlich, würde die Erzählung werden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte. Wie glücklich war ich, daß tauſend kleine Vorgänge zuſammen, ſo gewiß als das Athemholen Zeichen meines Lebens iſt, mir bewieſen: daß ich nicht ohne Gott auf der Welt ſei. Er war mir nahe, ich war vor ihm. Das iſt's, was ich mit gefliſſentlicher

Vermeidung aller theologiſchen Syſtemſprache, mit größter Wahrheit ſagen kann.

41.

Wenn ich an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt; auch bei meiner lieben Mutter ſchmerzensvollem Ende graute mir vor dem Tode nicht.

42.

Mir war es Ernſt mit meiner Seligkeit. Beſcheiden vertraute ich fremdem Anſehn; ich ergab mich völlig dem Halliſchen Bekehrungsſyſteme, und mein ganzes Weſen wollte auf keine Weiſe hinpaſſen. — Nach dieſem Lehrplan muß die Veränderung des Herzens, mit einem tiefen Schrekken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieſer Noth, bald mehr bald weniger, die verſchuldete Strafe erkennen, und den Vorſchmack der Hölle koſten, der die Luſt der Sünde verbittert. Endlich muß man eine ſehr merkliche Verſicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange ſich oft verſteckt und mit Ernſt wieder geſucht werden muß. — Doch alles traf bei mir weder nahe, noch ferne zu. Wenn ich Gott aufrichtig ſuchte, ſo ließ er ſich finden, und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich ſah hintennach wohl ein, wo ich unwürdig geweſen, und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntniß meiner Gebrechen, war ohne alle Angſt. Nicht einen Augenblick iſt mir eine Furcht vor der Hölle angekommen, ja die Idee eines böſen Geiſtes und eines Straf- und Qual-Ortes nach dem Tode, konnte keinesweges in dem Kreiſe meiner Ideen Platz finden. Ich fand die Menſchen, die ohne Gott lebten, deren Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unſichtbaren zugeſchloſſen war, ſchon ſo unglücklich, daß eine Hölle und äußere Strafen mir eher für ſie eine Linderung zu verſprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen ſchienen. Ich durfte nur Menſchen auf dieſer Welt anſehen, die gehäſſigen Gefühlen in ihrem Buſen Raum geben, die ſich gegen das Gute von irgend einer Art verſtecken und ſich und Andern, das Schlechte aufdringen wollen, die lieber bei Tage die Augen zuſchließen, um nur behaupten zu können, die Sonne gebe keinen Schein von ſich. — Wie über allen Ausdruck ſchienen mir dieſe Menſchen elend! Wer hätte eine Hölle ſchaffen können, um ihren Zuſtand zu verſchlimmern.

43.

Ja, wer nur ſchildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze bin, an dem Jeſus einſt erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unſere Seele zu einem abweſenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel weſentlicher und wahrhafter iſt, als wir vermuthen. So nahte meine Seele dem Menſchgewordenen und am Kreuz Geſtorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war. — „Das iſt Glauben!“ ſagte ich, und ſprang wie halb erſchreckt in die Höhe. Ich ſuchte nun meiner Empfindung, meines Anſchauens gewiß zu werden, und in Kurzem war ich überzeugt, daß mein Geiſt eine Fähigkeit ſich aufzuſchwingen, erhalten habe, die ihm ganz neu war. Bei dieſen Empfindungen verlaſſen uns die Worte. Ich konnte ſie ganz deutlich von aller Phantaſie unterſcheiden; ſie waren ganz ohne Phantaſie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenſtandes, auf den ſie ſich bezogen, als die Einbildungskraft, indem ſie uns die Züge eines abweſenden Geliebten vormalt. Als das erſte Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieſer Zuſtand der Seele ſchon vorher bekannt geweſen; allein ich hatte ihn nie in dieſer Stärke empfunden. Ich hatte ihn niemals feſthalten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menſchenſeele ein- und das anderemal davon etwas empfunden hat. Ohne Zweifel iſt es das, was Einem Jeden lehrt, daß ein Gott iſt.

44.

Meine Seele hat nur Fühlhörner und keine Augen; ſie taſtet nur und ſieht nicht; ach! daß ſie Augen bekäme und ſchauen dürfte!

45.

So angenehm uns der Anblick eines wohlgeſtalteten Menſchen iſt, ſo angenehm iſt uns eine ganze Einrichtung, aus der uns die Gegenwart eines verſtändigen, vernünftigen Weſens fühlbar wird. Schon in ein reinliches Haus zu kommen, iſt eine Freude, wenn es auch ſonſt geſchmacklos gebauet und verziert iſt; denn es zeigt uns die Gegenwart, wenigſtens von einer Seite, gebildeter Menſchen. Wie doppelt angenehm iſt es uns alſo, wenn aus einer menſchlichen Wohnung, uns der Geiſt einer höhern, obgleich auch nur ſinnlichen, Kultur entgegen ſpricht.

46.

Wenn wir uns als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt ſelbſt die Geſtalt ſeiner Kreatur angenommen, und auf ihre Art und Weiſe ſich eine Zeitlang auf der Welt befunden habe; ſo muß uns dieſes Geſchöpf ſchon unendlich vollkommen erſcheinen, weil ſich der Schöpfer ſo innig damit vereinigen konnte. Es muß alſo in dem Begriff des Menſchen kein Widerſpruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewiſſe Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden; ſo iſt es doch um deſto mehr unſere Schuldigkeit, nicht immer, wie der Advokat des böſen Geiſtes, nur auf die Blößen und Schwächen unſerer Natur zu ſehen, ſondern eher alle Vollkommenheiten aufzuſuchen, wodurch wir die Anſprüche unſerer Gottähnlichkeit beſtätigen können.

47.

Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr ſchwere Wolken aufzuzehren wandelt,
Und gnädig-ernſt den lang erflehten Regen
Mit Donnerſtimmen und mit Windes Brauſen
In wilden Strömen auf die Erde ſchüttet;
Doch bald der Menſchen grauſendes Erwarten
In Segen auflöſt, und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen friſch erquickter Blätter
Die neue Sonne tauſendfach ſich ſpiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt!

48.

Du haſt Wolken, gnädige Retterin,
Einzuhüllen unſchuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geſchick ſie
Aus den Armen, über das Meer,
Ueber der Erde weiteſte Strecken
Und wohin es dir gut dünkt, zu tragen.
Weiſe biſt du, und ſieheſt das Künftige;
Nicht vorüber iſt dir das Vergangene,
Und dein Blick ruht über den Deinen,
Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet.
O enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Geſtalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böſe Stunden lauern und ſchrecken.
Denn die Unſterblichen lieben der Menſchen
Weit verbreitete gute Geſchlechter,
Und ſie friſten das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anſchau'n,
Eine Weile gönnen und laſſen.

49.

Die Götter pflegen Menſchen menſchlich zu erretten,
Auf ihren Fingerzeig kommt Alles an.

50.

Der mißverſteht die Himmliſchen, der ſie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grauſamen Begierden an.

51.

Es ziemt ſich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft
Nach unſerm Sinn zu deuten und zu lenken.

52.

Götter ſollen nicht
Mit Menſchen, wie mit Ihresgleichen, wandeln;
Das ſterbliche Geſchlecht iſt viel zu ſchwach
In ungewohnter Höhe nicht zu ſchwindeln.

53.

Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt, denn ihm muß wenig ſcheinen
Was Tauſenden ſchon Reichthum iſt; ſo kennt

Man Euch, Ihr Götter, an geſparten, lang'
Und weiſe zubereiteten Geſchenken.
Denn Ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und ſchaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Ausſicht uns verdeckt. Gelaſſen hört
Ihr unſer Flehn, das um Beſchleunigung
Euch kindiſch bittet; aber Eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der ungeduldig ſie
Ertrotzend, ſaure Speiſe, ſich zum Tod',
Genießt.

54.

Wer darf Ihn nennen?
Und wer bekennen:
„Ich glaub' an Ihn."
Wer empfinden?
Und ſich unterwinden,
Zu ſagen: „ich glaub' Ihn nicht."
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter!
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend

Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen Dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben Dir?
Erfüll' davon Dein Herz, ſo groß es iſt,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann, wie du willſt,
Nenn's: *Glück! Herz! Liebe! Gott!*
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt Alles;
Natur iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut!

55.

Es ſagen's aller Orten,
Aller Herzen, unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht *ich* in der *meinen*?

56.

Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
Dein *Sinn* iſt zu, Dein *Herz* iſt *todt*!

57.

Wir lernen das Ueberirdiſche ſchätzen,
Wir ſehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würdiger und ſchöner brennt,
Als in dem neuen Teſtament.

58.

Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefreſſen,
Und doch noch nie ſich übergeſſen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.
Das iſt ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

59.

Die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat ſich auch auf den Teufel ſelbſt erſtreckt.
Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen;
Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den er nicht miſſen kann,
Der würde ihm bei Leuten ſchaden;
Darum bedient er ſich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren, falſcher Waden.

60.

Der Name Satanas iſt lange ſchon ins Fabelbuch geſchrieben;
Allein die Menſchen ſind nichts beſſer dran,
Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.

61.

Der Teufel iſt ein Egoiſt,
Und thut nicht leicht um Gottes Willen
Was einem Andern nützlich iſt.

62.

Mein Liebchen, wer darf ſagen:
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſein.

63.

Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt! Aber nichts kommt mir doch beſchwerlicher vor, als: nicht Menſch ſein dürfen. Armuth, Keuſchheit und Gehorſam — drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausſtehlichſte ſcheint, ſo unerträglich ſind ſie alle. Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt, oder der weit drückenderen Bürde des Gewiſſens, muthlos keuchen! O! was ſind die Mühſeligkeiten eines ſolchen Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeihen, aus mißverſtandener Begierde Gott näher zu rücken, verdammt?

64.

Glaubſt du dir zu fruchten und den Göttern zu dienen, wenn du dich deſſen enthältſt, was der Natur gemäß iſt?

65.

Guter, ewiger Verſorger, du nimmſt unſerem Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrteſt, bis zur Stunde, wo es deſſen am meiſten bedarf.

66.

Wer wagt ein Herrſchendes zu läugnen, das
Sich vorbehält, den Ausgang unſrer Thaten,
Nach ſeinem einz'gen Willen, zu beſtimmen.
Doch wer hat ſich zu ſeinem hohen Rath
Geſellen dürfen? Wer Geſetz und Regel,
Wornach es ordnend ſpricht, erkennen mögen?

67.

Iſt über dieſer Wolkendecke düſtrer Nacht
Kein Stern, der in der Finſterniß uns leuchtete?
Kein Auge, das herunterſäh' auf unſre Noth?
O du, dem ich von Jugend auf hinangefleht,
Du, deſſen heil'gen Tempel ich mit Kinderſchritt,
Und Kinderſinn erſt, dann mit warmer, jugendlich
Bewegter Bruſt hinanſtieg, im vertrauenden
Andächt'gen Chor der Aelteren und Aelteſten,
Mit heitrem, Feſttags-ſonnenhaftem Freudeblick,
Ein Danklied, ein Triumphlied deiner Vaterkraft,
Und Vatergüte tauſendſtimmig dargebracht;
Warum verbirgſt du hinter düſtern Teppichen
Dein Antlitz, Deiner Sterne ſtrahlende Heiterkeit?
Iſt es Dein ew'ger Wille? Sind es der Natur
Unbänd'ge taube Kräfte, die im Widerſtreit,
Dein Werk zerſtörend, uns zerknirſchen? —

68.

Ein Jammer dringt durch der *Unſterblichen*
Wohlthätig Weſen,
Wenn ihres lang bewahrten Heerdes
Letzte Gluth verliſcht.
Von keinem neuen Geſchlechte leuchtet
Friſch genährte Flamme durch's Haus.

Vergebens fachen ſie den glimmenden Reſt,
Mit himmliſchem Odem von Neuem empor.
Die Aſche zerſtiebt in Luft,
Die Kohle verſinkt.

69.

Vermeſſ'ner Sterblichen beſchränkter Zweifel,
Die eignen Augen, eignem Urtheil traun!
Zum *Glauben* iſt der ſchwache Menſch berufen,
Ein ſchweigender Gehorſam iſt ſein Ruhm.

70.

Wo der Menſch *verzweifelt*, lebt *kein Gott*,
Und ohne Gott will ich nicht länger leben.

71.

Und ſteht nur erſt der *Glaube* feſt,
So hebt ſich auch die *Liebe* wieder.

72.

Was zu wünſchen iſt, Ihr *unten* fühlt es;
Was zu geben ſei, die wiſſens *droben*.
Groß begannet Ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Iſt der *Götter* Werk; *die* läßt gewähren.

73.

Es thut mir in den Augen weh,
Wenn ich dem Narren ſeinen Herrgott ſeh.
Wollt' lieber eine Zwiebel anbeten
Bis mir die Thrän' in die Augen treten,
Als öffnen meines Herzens Schrein
Einem Schnitzbildlein, Querhölzelein.
Mir geht in der Welt nichts über mich;
Denn Gott iſt Gott, und ich bin ich.

74.

Das Zeichen ſieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
Zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel tauſend heiß gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in ſo mancher Siegesfahne weht;
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er ſieht das Kreuz, und ſchlägt die Augen nieder.

75.

Sakerment! ich habe ſchon
Von der neuen Religion
Eine verfluchte Indigeſtion!

76.

Die Blätter ſind zu koloſſal,
Und ihre Schrift gar ſeltſam abbrevirt.

77.

Da kam mir ein Einfall von ungefähr;
So lebt' ich, wenn ich Chriſtus wär'.

78.

Es gehört zu jeglichem Sakrament:
Geiſtlicher Anfang, leiblich Mittel, fleiſchlich End.

79.

Herr Pfaff! erkennt Er nun die Schlingen?
Sollt' Ihm wohl noch ein Gratias ſingen:
Doch mag Er frei ſeiner Wege gahn;
Nur hör' er noch zwei Wörtchen an.
Er meint, die Welt könnt' nicht beſtehen,
Wenn Er nicht thät' drauf herumergehen;
Bild't ſich ein wunderliche Streich'
Von ſeinem himmliſch geiſt'gen Reich;
Meint, Er wolle die Welt verbeſſern,
Ihre Glückſeligkeit vergrößern,
Und lebt ein Jedes doch fortan
So übel und ſo gut es kann.

Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rücken?
Thu' Er uns nur einmal die Mücken!
Aber da iſt nichts recht und gut,
Als was der Herr Vater ſelber thut.
Thät' gerne eine Stadt abbrennen,
Weil Er ſie nicht hat bauen können;
Find't's verſtockt, daß ohn' Ihn zu fragen,
Die Sonn' ſich auf und ab kann wagen.
Doch Herr! Damit Er uns beweiſ't,
Daß eine Ihn die Erde reißt,
Zuſammen ſtürzen Berg und Thal;
Probier' Er's nur und ſterb' Er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinſtall nur zuſammenfällt,
So erklär' ich Ihn für einen Propheten,
Will Ihn mit all' meinem Haus anbeten.

80.

Hab' Euch nun geſagt des Pfaffen Geſchicht';
Wie er alles nach ſeinem Gehirn einricht,
Wie er will Berg und Thal vergleichen,
Alles Farbe mit Gyps und Kalk verſtreichen,
Und endlich mahlen auf das Weiß
Sein Geſicht oder ſeinen Steiß.

81.

Der römiſchen Kirche iſt es am beſten gelungen, die Religion populär zu machen, indem ſie ſolche nicht ſowohl mit den Begriffen der Menge, als mit den Geſinnungen der Menſchen zu vereinigen gewußt hat.

82.

Die Religion des Fürſten bleibt, in gewiſſem Sinne, immer die herrſchende, und die Römiſche Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeiziehende Welle an ſich und in ihren Kreis.

83.

Freilich bleibt ein Jeder, der ſeine Religion verändert, mit einer Art von Makel beſpritzt, von der es unmöglich ſcheint, ihn zu reinigen. Wir ſehen daraus, daß die Menſchen den beharrenden Willen über alles zu ſchätzen wiſſen, und um ſo mehr ſchätzen, als ſie ſämmtlich in Partheyen getheilt ſind. Aber es läßt ſich doch die Sache auch von einer andern Seite anſehen, von der man ſie heiterer und leichter nehmen kann. Gewiſſe Zuſtände der Menſchen, die wir keinesweges billigen, gewiſſe ſittliche Flecken an dritten Perſonen, haben für unſere Phantaſie einen beſonderen Reiz. Es iſt damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß, weit beſſer als friſch gebraten ſchmeckt. Eine geſchiedene Frau und ein Renegat machen auf uns einen beſonders reizenden Eindruck. Perſonen, die uns ſonſt vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erſcheinen uns nun als wunderſam, und ſo iſt es z. B. nicht zu läugnen, daß die Religionsveränderung Winkelmann's, das Romantiſche ſeines Lebens und Weſens vor unſerer Einbildungskraft merklich erhöht.

84.

Vom Himmel ſteigend, Jeſus bracht'
Des Evangeliums ewige Schrift.
Den Jüngern las er ſie Tag und Nacht;
Ein göttlich Wort, es wirkt und trifft.
Er ſtieg zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut gefühlt,
Und Jeder ſchrieb, ſo Schritt vor Schritt,
Wie er's in ſeinem Sinn behielt:
Verſchieden. Es hat nichts zu bedeuten;
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können ſich die Chriſten
Bis zu dem jüngſten Tage friſten.

85.

Der Glaube iſt ein häuslich, heimlich Capital, wie es öffentliche Spar- und Hülfskaſſen giebt, woraus man, in Tagen der Noth, Einzelnen ihr Bedürfniß reicht; hier nimmt der Gläubige ſich ſeine Zinſen im Stillen ſelbſt.

86.

Die allgemeine, die natürliche Religion, bedarf eigentlich keines Glaubens; denn die Ueberzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Weſen ſich gleichſam hinter der Natur verberge, um ſich uns faßlich zu machen; eine ſolche Ueberzeugung dringt ſich einem Jeden auf. Ja wenn er auch den Faden derſelben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, ſo wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält ſich's mit der beſondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Weſen ſich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landſchaft entſchieden und vorzüglich annehme. Dieſe Religion iſt auf den Glauben gegründet, der unerſchütterlich ſein muß, wenn er nicht von Grund aus zerſtört werden ſoll. Jeder Zweifel gegen eine ſolche Religion iſt ihr tödtlich. Zur Ueberzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben. Daher die unendlichen Prüfungen, das Zaudern der Erfüllung ſo wiederholter Verheißungen, wodurch die Glaubensfähigkeit jener Ahnherren ins hellſte Licht geſetzt wird.

87.

Jede poſitive Religion hat ihren größten Reiz, wenn ſie im Werden begriffen iſt; deswegen iſt es ſo angenehm ſich in die Zeiten der Apoſtel zu denken, wo ſich Alles noch friſch und unmittelbar geiſtig darſtellt; und die Brüdergemeinde hatte hierin etwas Magiſches, daß ſie jenen erſten Zuſtand fortzuſetzen, ja zu verewigen ſchien. Sie knüpfte ihren Urſprung an die früheſten Zeiten an, ſie war niemals fertig geworden, ſie hatte ſich nur in unbemerkten Ranken durch die rohe Welt hindurch gewunden; nun ſchlug ein einzelnes Auge, unter dem Schutze eines frommen vorzüglichen Mannes, Wurzel, um ſich abermals aus unmerklichen, zufälligſcheinenden Anfängen, weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigſte Punkt hierbei war der, daß man die religiöſe und bürgerliche Verfaſſung unzertrennlich in Eins zuſammenſchlang, daß der Lehrer zugleich als Gebieter, der Vater zugleich als Richter aufſtand; ja was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt, dem man in geiſtlichen Dingen, einen unbedingten Glauben geſchenkt hatte, ward auch zu Lenkung weltlicher Angelegenheiten angerufen, und ſeine Antwort, ſowohl, was die Verwaltung im Ganzen, als auch, was jeden Einzelnen beſtimmen ſollte, durch den Ausſpruch des Looſes mit Ergebenheit vernommen. Die ſchöne Ruhe, wie ſie wenigſtens das Aeußere bezeugte, war höchſt einladend, indem von der andern Seite, durch den Mißions-Beruf, alle Thatkraft die in dem Menſchen liegt, in Anſpruch genommen wurde.

88.

Sollte eine *natürliche, allgemeine Religion* entſpringen, und ſich eine beſondere, geoffenbarte daraus entwickeln, ſo war das *Iſraelitiſche* Volk, ſeine Lebensweiſe und Menſchenart, wohl am geſchickteſten dazu; wenigſtens finden wir nicht, daß in der ganzen Welt ſich etwas ähnlich Günſtiges und Heiteres hervorgethan hätte. Schon zur natürlichen Religion, wenn wir annehmen, daß ſie früher in dem menſchlichen Gemüthe entſprungen, gehört viel Zartheit der Geſinnung; denn ſie ruht auf der Ueberzeugung von einer allgemeinen Vorſehung, welche die Weltordnung im Ganzen leite. Eine *beſondere* Religion, eine von den Göttern dieſem oder jenem Volke *geoffenbarte*; führt den Glauben an eine *beſondere Vorſehung* mit ſich, die das göttliche Weſen gewiſſen begünſtigten Menſchen, Familien, Stämmen und Völkern zuſagt. Dieſe Religion ſcheint ſich ſchwer aus dem Innern des Menſchen zu entwickeln. Sie verlangt Ueberlieferung, Herkommen; Bürgſchaft aus uralter Zeit.

Schön iſt es daher, daß die *Iſraelitiſche* Ueberlieferung gleich die erſten Männer, welche dieſer beſondern Vorſehung vertrauten, als Glaubenshelden dargeſtellt, welche von jenem hohen Weſen, von dem ſie ſich abhängig erkennen, alle und jene Gebote eben ſo blindlings befolgen, als ſie ohne zu zweifeln die ſpäten Erfüllungen ſeiner Verheißungen abzuwarten nicht ermüden.

89.

Es läßt ſich bemerken, daß alle *Religionen*, die entweder ihren Cultus, oder ihre Speculationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß ſie auch die *Thiere* einigermaßen geiſtlicher Begünſtigungen theilhaft werden ließen. Sanct Anton der Abt oder Biſchof, iſt Patron der Vierfüßigen Geſchöpfe, ſein Feſt ein Saturnaliſcher Feiertag für die ſonſt belaſteten Thiere, ſo wie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrſchaften müſſen an dieſem Feſte zu Hauſe bleiben, oder zu Fuß gehen; man verfehlt niemals bedenkliche Geſchichten zu erzählen, wie ungläubige Vornehme, welche ihre Kutſcher an dieſem Tage zu fahren genöthigt, durch große Unfälle hart geſtraft worden.

90.

Vorbedeutungen durch ein unzeitig, ja unſchicklich ausgeſprochenes Wort, ſtanden bei den Alten ſchon in Anſehen, und es bleibt höchſt merkwürdig, daß die Formen des Glaubens und Aberglaubens bei allen Völkern und zu allen Zeiten immer dieſelben geblieben ſind.

91.

Welch ein Unterſchied zwiſchen beiderlei Richtung, wodurch im Allgemeinen die geiſtigen Bedürfniſſe der zwei Geſchlechter ausgeſprochen werden. Daraus mag es auch zu erklären ſein, daß zärtere Männer ſich an die Mutter Gottes gewendet, ihr, als einem Ausbund weiblicher Schönheit und Tugend, wie Sannazar gethan, Leben und Talente gewidmet, und allenfalls nebenher mit dem göttlichen Knaben geſpielt haben.

92.

Ein proteſtantiſcher Landgeiſtlicher iſt vielleicht der ſchönſte Gegenſtand einer modernen Idylle; er erſcheint, wie Melchiſedech, als Prieſter und König in einer Perſon. An den unſchuldigſten

Zuſtand der ſich auf Erden denken läßt, an den des Ackermanns, iſt er meiſtens durch gleiche Beſchäftigung, ſo wie durch gleiche Familienverhältniſſe geknüpft; er iſt Vater, Hausherr, Landmann und ſo vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf dieſem reinen, ſchönen, irdiſchen Grunde ruht ſein höherer Beruf; ihm iſt übergeben, die Menſchen ins Leben zu führen, für ihre geiſtige Erziehung zu ſorgen, ſie bei allen Haupt-Epochen ihres Daſeins zu ſegnen, ſie zu belehren, zu kräftigen, zu tröſten, und, wenn der Troſt für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man ſich einen ſolchen Mann, mit rein menſchlichen Geſinnungen, ſtark genug, um unter keinen Umſtänden davon zu weichen, und ſchon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Feſtigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu ſeinem Amte nöthigen Kenntniſſe, ſo wie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche ſogar leidenſchaftlich iſt, indem ſie keinen Augenblick verſäumt, das Gute zu wirken; — und man wird ihn wohl ausgeſtattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Beſchränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreiſe verharren, ſondern auch allenfalls in einen noch kleineren übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Verſöhnlichkeit, Standhaftigkeit, und was ſonſt noch aus einem entſchiedenen Charakter Löbliches hervorſpringt, und über dies alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigner und fremder Fehler: ſo hat man das Bild unſeres trefflichen Wakefield ſo ziemlich beiſammen.

93.

Als Knabe war ich nicht wenig, bei der Nachricht des Erdbebens, von Liſſabon, betroffen. Gott der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den mir die Erklärung des erſten Glaubens-Artikels, ſo weiſe und gnädig vorſtellte, hatte ſich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preis gab, keinesweges väterlich bewieſen. Vergebens ſuchte das junge Gemüth ſich gegen dieſe Eindrücke herzuſtellen, welches überhaupt um ſo weniger möglich war, als die Weiſen und Schriftgelehrten ſelbſt ſich über die Art, wie man ein ſolches Phänomen anzuſehen habe, nicht vereinigen konnten.

91.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir Kinder, neben den übrigen Lehrſtunden, auch eines fortwährenden und fortſchreitenden Religionsunterrichts genoſſen. Doch war der kirchliche Proteſtantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockener Moral; an einen geiſtreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zuſagen. Deswegen ergaben ſich gar mancherlei Abſonderungen von der geſetzlichen Kirche. Es entſtanden die Separatiſten, Pietiſten, Herrnhuther, die Stillen im Lande, und wie man ſie ſonſt zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber alle blos die Abſicht hatten, ſich der Gottheit, beſonders durch Chriſtum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu ſein ſchien.

95.

„Alte Kirchen haben dunkle Gläſer! — Wie Kirſchen und Beeren ſchmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen!“ — Dies waren unſere Luſt- und Leibworte; und ſo ſchien uns das Syſtem der Natur, als die rechte Quinteſſenz der Greiſenheit, unſchmackhaft, ja abgeſchmackt. Alles ſollte nothwendig ſein, und deswegen kein Gott. Könnte es denn nicht auch nothwendig einen Gott geben? fragen wir? Dabei geſtanden wir freilich, daß wir uns den Nothwendigkeiten der Tage und Nächte, der Jahreszeiten, klimatiſcher Einflüſſe, der phyſiſchen und animaliſchen Zuſtände nicht wohl entziehen könnten; doch fühlten wir etwas in uns, das als vollkommene

Willkühr erſchien, und wieder etwas, das ſich mit die-
er Willkühr ins Gleichgewicht zu ſetzen ſuchte.

96.

Sollte es wohl eine unvermeidliche Schwäche
er Menſchheit ſein, daß wir es uns gefallen
iſſen müſſen, daß wir irgend einmal die Herrſchaft
nſerer Neigung empfinden, und bleibt uns bei dem
ſten Willen nichts Anderes übrig, als den Fall, den
ir gethan, zu verabſcheuen, und bei einer ähnlichen
elegenheit wieder zu fallen? Die Antwort aus den
mboliſchen Büchern wußte ich wohl; es war mir
ch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jeſu
hriſti uns von allen Sünden reinige.
un aber bemerkte ich erſt, daß ich dieſen ſo oft wie-
rholten Spruch, noch nie verſtanden hatte. Die
agen: Was heißt das? Wie ſoll das zugehen?
eiteten Tag und Nacht in mir ſich durch. Endlich
ubte ich bei einem Schimmer zu ſehen, daß das,
s ich ſuchte, in der Menſchwerdung des ewigen
rts, durch das Alles und auch wir erſchaffen ſind,
ſuchen ſei. Daß der Uranfängliche, ſich in die Tie-
, in denen wir ſtecken, die er durchſchaut und
faßt, einſtmal als Bewohner begeben habe, durch
er Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Em-
gniß und Geburt bis zu dem Grabe, durchgegan-

gen ſei, daß er durch dieſen ſonderbaren Umweg wieder zu den ächten Höhen aufgeſtiegen, wo wir auch wohnen ſollten, um glücklich zu ſein: das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne offenbart. O warum müſſen wir, um von ſolchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äußere Zuſtände anzeigen! Wo iſt vor ihm etwas Hohes oder Tiefes, etwas Dunkles oder Helles; wir haben ein Oben und ein Unten, einen Tag und eine Nacht. Und eben darum iſt er uns ähnlich geworden, weil wir ſonſt keinen Theil an ihm haben könnten. Wie können wir aber an dieſer unſchäßbaren Wohlthat Theil nehmen? Durch den Glauben, antwortet uns die Schrift. Was iſt denn Glauben? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das helfen? Ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieſer zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menſchen ungewöhnlicher, Zuſtand des Gemüthes ſein.

97.

Man wiederholte ſo oft in jenen toleranten Zeiten, jeder Menſch habe ſeine eigene Religion, ſeine eigene Art der Gottesverehrung. Ob ich nun gleich dies nicht geradezu behauptete, ſo konnte ich doch bemerken, daß Männer und Frauen einen verſchiedenen Heiland bedürfen.

98.

Alle Bekehrungsverſuche, wenn ſie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proſelyten auserſah, ſtarr und verſtockt, und dieſes war um ſo mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat: „Entweder Chriſt oder Atheiſt!“ Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Chriſtenthum nicht laſſen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, ſo könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entſchließen, zumal da ich ſähe, daß Niemand recht wiſſe, was Beides eigentlich heißen ſolle.

99.

Ich verſicherte ihm ferner, daß da nach meinem angebildeten Realismus, es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, mich ſo zu machen, wir es auch dabei wollten bewenden laſſen.

100.

Beim Glauben, ſagte ich, komme Alles darauf an, daß man glaube. Was man glaube, ſei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und dieſe Sicherheit entſpringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforſchliches Weſen. Auf die Unerſchütterlichkeit dieſes Zutrauens komme Alles an; wie wir uns aber dieſes Weſen denken, dies hänge von unſern übrigen Fähigkeiten, ja von den Umſtänden ab, und ſei ganz gleichgültig. Der Glaube ſei ein heiliges Gefäß, in welches ein Jeder ſein Gefühl; ſeinen Verſtand, ſeine Einbildungskraft, ſo gut als er vermöge, zu opfern bereit ſtehe. Mit dem Wiſſen ſei es gerade das Gegentheil; es komme gar nicht darauf an, daß man wiſſe, ſondern, was man wiſſe und wie gut und wie viel man wiſſe. Daher könne man über das Wiſſen ſtreiten, weil es ſich berichtigen, ſich erweitern und verengern laſſe. Das Wiſſen fange vom Einzelnen an, ſei endlos und geſtaltlos, und könne niemals, höchſtens nur träumeriſch, zuſammengefaßt werden, und bleibe alſo dem Glauben geradezu entgegengeſetzt.

101.

Der Menſch, wenn er ſich getreu bleibt, findet zu jedem Zuſtande eine hülfreiche Maxime; mir ſtellte ſich ſo oft ich große Gefahr gerieth, der blindeſte Fatalismus zur Hand, und ich habe bemerkt, daß Menſchen, die ein durchaus gefährlich Metier treiben, ſich durch denſelben Glauben geſtählt und geſtärkt fühlen. Die Mahomedaniſche Religion giebt hievon den beſten Beweis.

102.

Gewiß, es iſt keine *ſchönere* Gottesverehrung als die, zu der man *kein Bild* bedarf, die blos aus dem Wechſelgeſpräch mit der *Natur* in unſerm Buſen entſpringt! — Was ich damals fühlte, iſt mir noch gegenwärtig; was ich ſagte, wüßte ich nicht wieder zu finden. So viel iſt aber gewiß, daß die unbeſtimmten, ſich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet ſind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden ſoll, formlos, oder zu unfaßlichen Formen gebildet, uns mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachſen ſind.

103.

Ich *ſtelle* mich nicht fromm, ich *bin* es am *rechten Orte*; mir fällt nicht ſchwer, mit einem laren unſchuldigen Blick alle Zuſtände zu beachten, und ſie wieder auch eben ſo rein darzuſtellen. Jede Art fratzenhafte Verzerrung, wodurch ſich dünkelhafte Menſchen nach eigener Sinnesweiſe an dem Gegenſtand verſündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widerſteht, davon wende ich den Blick weg, ber Manches, was ich nicht gerade billige, mag ich ern in ſeiner Eigenthümlichkeit erkennen, und da zeigt ch denn meiſt, daß die Andern eben ſo recht haben nach ihrer eigenthümlichen Art und Weiſe zu exiſtiren, als iſt nach der meinigen.

Nro. Die Anſichten von Religion, welche Göthe in ſeinen Wanderjahren Wilhelm Meiſters dargelegt hat, ſind bereits im Anhange zum 2ten Bande unſeren Leſern mitgetheilt worden. Aber in Beziehung auf die dort von Göthe aufgeſtellte, theoſophiſche Deduction des Myſteriums der heiligen Dreieinigkeit, findet ſich auch im 1ſten Hefte ſeiner Zeitſchrift über Kunſt und Alterthum, noch folgende erbauliche Stelle: „Die chriſtliche Religion bekennet einen oberſten Gott, nicht ſo königlich gedacht wie Zeus, aber menſchlicher, denn er iſt Vater eines geheimnißvollen Sohnes, der die ſittlichen Eigenſchaften der Gottheit auf Erden darſtellen ſollte. Zu beiden geſellt ſich eine flatternde, unſchuldige Taube, als eine geſtaltete und gefühlte Flamme, und bildet eine wunderſames Kleeblatt, wo umher ein heiliges Geiſterchor in unzähligen Abſtufungen ſich verſammelt. Die Mutter jenes Sohnes, kann als die reinſte der Frauen verehrt werden; denn ſchon im Heidniſchen Alterthume war Jungfräulichkeit und Mutterſchaft verbunden, denkbar. Zu ihr tritt ein Greis, und von Obenher wird eine Mißheirath gebilligt, damit es dem neugebornen Gotte nicht an einem irdiſchen Vater zum Schein und zur Pflege, fehlen möge.“ — (Vergl. dagegen die Nro. 21, 24 u. ſ. w. dieſer Abtheilung.) — Auch vergl. man noch folgende Stelle in den Wanderjahren: „Die Chriſtliche Religion, die oft genug das Schickſal gehabt hat, zergliedert und zerſtreut zu werden, muß ſich doch endlich immer wieder am Kreuze zuſammen finden.“

Dagegen enthält der gleichzeitig erſchienene Divan, um deſſentwillen A. W. Schlegel, in ſeiner Indiſchen Bibliothek, Göthen für einen „vom Heidenthum zum Islam Bekehrten“ erklärte, folgende Stelle über die Religion der alten Parſen: „Sie wendeten ſich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne, als der auffallend herrlichſten Erſcheinung. Dort glaubten ſie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieſes herzerhebenden Dienſtes konnte ſich jeder, auch der Geringſte, täglich vergegenwärtigen. Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor, und die religiöſeſte Funktion war vollbracht. Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuertaufe in ſolchen Strahlen, und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, ſah der Parſe ſich von dem Urgeſtirne bei allen ſeinen Handlungen begleitet. Dagegen ſtellt ſich das Feuer ihnen zur Seite; erleuchtend, erwärmend, nach ſeinem Vermögen. In Gegenwart dieſes Stellvertreters Gebete zu verrichten, ſich vor dem unendlich Empfundenen zu beugen, wird angenehme fromme Pflicht. Reinlicher iſt nichts als ein heiterer Sonnen-Aufgang und ſo reinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn ſie heilig, ſonnenähnlich ſein und bleiben ſollten.“

„Wichtig iſt es jedoch zu bemerken, daß die alten Parſen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion iſt durchaus auf die Würde der ſämmtlichen Elemente gegründet, inſofern ſie das Daſein und die

Nähe Gottes verkündigen. Daher die heilige Scheu, das Waſſer, die Luft, die Erde zu beſudeln. Eine weiche Ehrfurcht vor Allem, was den Menſchen Natürliches umgiebt, leitet auf alle bürgerliche Tugenden: Aufmerkſamkeit, Reinlichkeit, Fleiß wird angeregt und genährt. Hierauf war die Landescultur gegründet, denn wie ſie keinen Fluß verunreinigten, ſo würden auch die Canäle mit ſorgfältiger Waſſererſparniß angelegt und rein gehalten, aus deren Circulation die Fruchtbarkeit des Landes entquoll, ſo daß das Land damals über das Zehnfache mehr bebaut war. Alles, wozu die Sonne lächelte, ward mit höchſtem Fleiß betrieben, vor allem aber die Weinrebe, das eigentlichſte Kind der Sonne, gepflegt.“

„Eine ſo zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in ſeinen Werken der Sinnenwelt, muß einen eigenen Einfluß auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote und Verbote: „nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar ſein!“ Die Fruchtbarkeit dieſer Lehren wird ſich jeder Ethiker und Aſcete leicht entwickeln. Denn eigentlich enthält das erſte Gebot die beiden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entſpringen; und daher mag der Teufel im Orient blos unter Beziehung des ewigen Lügners angedeutet werden.“

Der **Herausgeber.**

Dreizehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen
zur
Moral.

Ideen zur Moral.

Das Göttliche.

1.

Edel ſei der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Weſen,
Die wir ahnen!
Sein Beiſpiel lehrt uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Iſt die Natur:
Es leuchtet die Sonne

Ueber Böſ' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Beſten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel,
Rauſchen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den Andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen
Müſſen wir alle
Unſeres Daſeins
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche:

Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Großen,
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Menſch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet ſchaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Weſen!

2.

An die Moraliſten.

Richtet den herrſchenden Stab auf Leben und Handeln, und laſſet
Amor'n, dem lieblichen Gott, doch mit der Muſe das Spiel!

3.

Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwächen verſchonet?
Nein! Der deinen Begriff von dem Vollkommenen ſtärkt.

4.

Heuchler, ferne von mir! Beſonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubſt Falſchheit zu decken und Liſt.

5.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

6.

Gleich ſei Keiner dem Andern; doch gleich ſei Jeder dem Höchſten.
Wie das zu machen? Es ſei Jeder vollendet in ſich.

7.

Ob du der Klügſte ſei'ſt: daran iſt wenig gelegen;
Aber der Biederſte ſei, ſo wie bei Rathe, zu Haus.

8.

Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? Der ſtets ſich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

9.

„Erkenne dich!“ — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, ſo muß ich gleich davon.

10.

„Erkenne dich!“ — Was ſoll das heißen?
Es heißt: ſei nur! und ſei auch nicht!
Es iſt eben ein Spruch der lieben Weiſen,
Der ſich in der Kürze widerſpricht.

11.

Willſt du das *Gute* thun, mein Sohn,
So *lebe nur lange*, da giebt ſich's ſchon;
Sollteſt du aber zu früh erſterben,
Wirſt du von *Künftigen* Dank erwerben.

12.

„Wie mag ich *gern und lange leben*?“
Mußt immer nach dem *Trefflichſten* ſtreben;
Des unerkannt Trefflichen wirket ſo viel,
Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.

13.

Thu' nur das *Rechte* in deinen Sachen;
Das Andre wird ſich von ſelber machen.

14.

Fehlſt du; laß dich's *nicht betrüben*;
Denn der *Mangel* führt zum *Lieben*;
Kannſt dich nicht vom Fehl befrei'n;
Wirſt du Andern gern verzeih'n.

15.

„Was heißt du denn Sünde?"
Wie jedermann:
Wo ich finde,
Daß man's nicht laſſen kann.

16.

Das Gute, Liebe, Schöne,
Leben iſt's, dem Lebens-Band.

17.

Nur die Lumpe ſind beſcheiden;
Brave freuen ſich der That.

18.

Dann iſt einer durchaus verarmt,
Wenn die Scham den Schaden umarmt.

19.

Vergebens klagen wir Menſchen uns ſelbſt, vergebens das Schickſal an! Wir ſind elend und zum Elend beſtimmt, und iſt es nicht völlig einerlei, ob eigene Schuld, höherer Einfluß, oder Zufall, Tugend oder Laſter, Weisheit oder Wahnſinn, uns ins Verderben ſtürzen?

20.

Ich verehre den Menſchen, der deutlich weiß, was er will, unabläſſig vorſchreitet, die Mittel zu ſeinem Zwecke kennt, und ſie zu ergreifen und zu brauchen weiß. In wie fern ſein Zweck groß oder klein ſei, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bei mir erſt nachher in Betrachtung. Der größte Theil des Unheils und deſſen, was man bös in der Welt nennt, entſteht blos, weil die Menſchen zu nachläſſig ſind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen, und wenn ſie ſolche kennen, ernſthaft darauf los zu arbeiten. Sie kommen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müſſe ein Thurm gebauet werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit verwenden, als man allenfalls einer Hütte unterſchlüge.

21.

O, der unnöthigen Strenge der Moral! Da die Natur uns auf ihre liebliche Weiſe zu Allem bildet, was wir ſein ſollen. O, der ſeltſamen Anforderungen der bürgerlichen Geſellſchaft, die uns erſt verwirrt und mißleitet, und dann mehr als die Natur ſelbſt von uns fordert! Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirkſamſten Mittel wahrer Bildung zerſtört, und uns auf das Ende hinweiſ't, anſtatt uns auf dem Wege ſelbſt zu beglücken!

22.

Unſere Grundſätze ſind nur ein Supplement zu unſern Exiſtenzen. Wir hängen unſeren Fehlern gar zu gern das Gewand eines gültigen Geſetzes um.

23.

Fragt nicht den Wiederhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure verſchränkten Grillen, und Verordnungen! Fragt die Natur und euer Herz, ſie wird euch lehren, vor was ihr zu ſchaudern habt, ſie wird euch mit dem ſtrengſten Finger zeigen, worüber ſie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausſpricht. Sehet die Lilien an, entſpringt nicht Gatte und Gattin auf einem Stengel? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar, und iſt die Lilie nicht das Bild der Unſchuld, und ihre geſchwiſterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Was die Natur verabſcheuet, ſpricht ſie laut aus; das Geſchöpf das falſch lebt; wird früh zerſtört, das Geſchöpf das nicht ſein ſoll, kann nicht werden. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Daſein, frühzeitiges Zerfallen, das ſind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Strenge.

24.

Prüſt das Geſchick dich, weiß es wohl warum: Es wünſcht dich enthaltſam; folge ſtumm! Der hohe Sinn des Entſagens iſt es, durch welchen der eigentliche Eintritt in das Leben erſt denkbar iſt. — (*NB.* Weiter findet ſich leider über die Tugend des Entſagens Nichts in Göthe's Wanderjahren, obſchon ſie auch: „die Entſagenden“ betitelt ſind. Anm. des Herausgebers.)

25.

Der Menſch hat nur allzuſehr Urſache, ſich vor dem Menſchen zu ſchützen. Der Mißwollenden giebt es gar viele, der Mißthätigen nicht wenige; und um zu leben, wie ſich's gehört, iſt es nicht genug, immer wohlzuthun.

26.

Welchen Weg mußte die Menſchheit nicht machen, bis ſie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher ſchonend, gegen Unmenſchliche menſchlich zu ſein. Gewiß waren es Männer göttlicher Natur, die dies zuerſt lehrten, die ihr Leben damit zubrachten, die Ausübung möglich zu machen und zu beſchleunigen. Des Schönen ſind die Menſchen ſelten fähig, öfter des Guten; und wie hoch müſſen wir daher diejenigen halten, die dieſes mit großen Aufopferungen zu befördern ſuchen.

27.

Unwahrheit kann uns eben ſo ſehr in Verlegenheit ſetzen als Wahrheit; und wenn wir abwägen, wie oft uns dieſe oder jene nutzt, ſo möchte es doch immer der Mühe werth ſein, ſich ein für allemal dem Wahren zu ergeben.

28.

Eine liebevolle Aufmerkſamkeit auf das, was der Menſch beſitzt, macht ihn reich, indem er ſich einen Schatz der Erinnerung an gleichgültigen Dingen dadurch anhäuft. Die Beharrlichkeit auf den Beſitz, giebt uns in manchen Fällen die größte Energie.

29.

Die Frommen haben innigern Zuſammenhang als die Böſen, ob es ihnen gleich, dem Äußern nach, nicht immer ſo wohl geräth.

30.

Man denkt immer nur ans Nothwendige; man will ſein und nicht ſcheinen. Das iſt recht gut, ſo lange man etwas *iſt*. Wenn aber zuletzt das Sein mit dem Scheinen ſich zu empfehlen anfängt, und der Schein noch flüchtiger als das Sein iſt, ſo merkt denn doch ein Jeder, daß er nicht übel gethan hätte, das *Aeußere* über dem *Innern* nicht ganz zu vernachläſſigen. —

31.

Wenn man es recht genau betrachtet: was iſt denn das, was man oft als *Eitelkeit* verrufen möchte? Jeder Menſch ſoll Freude an ſich ſelbſt haben; und glücklich, wer ſie hat. Hat er ſie aber, wie kann er ſich verwehren, dieſes angenehme Gefühl merken zu laſſen? Wie ſoll er mitten im Daſeyn verbergen, daß er eine Freude am Daſeyn habe? Fände die gute Geſellſchaft, denn von der iſt doch hier allein die Rede, nur alsdann dieſe Aeußerungen tadelhaft, wenn ſie zu lebhaft werden, wenn des einen Menſchen Freude an ſich und ſeinem Weſen, die andern hindert, Freude an dem ihrigen zu haben und ſie zu zeigen, ſo wäre nichts dabei zu erinnern; und von dieſem Uebermaaß iſt auch wohl der Tadel zuerſt ausgegangen. Aber was ſoll eine wunderlich verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Aeußerung läßlich, erträglich finden, die man denn doch mehr oder weniger ſich von Zeit zu Zeit ſelbſt erlaubt? ja, ohne die die gute Geſellſchaft gar nicht exiſtiren könnte; denn das Gefallen an ſich ſelbſt, das Verlangen, dieſes Selbſtgefühl Andern mitzutheilen, macht gefällig, das Gefühl eigner Anmuth macht anmuthig. Wollte Gott, alle Menſchen wären eitel, wären es aber mit Bewußtſein, mit Maaß und im rechten Sinne, ſo würden wir in der gebildeten Welt die glücklichſten Menſchen ſein. Die Weiber, ſagt man, ſind eitel von Hauſe aus; doch es kleidet ſie und ſie gefallen uns um deſto mehr. Wie kann ein junger Mann ſich bilden, der nicht eitel iſt! Eine leere, hohle Natur wird ſich wenigſtens einen äußern Schein zu geben wiſſen, und der tüchtige Menſch wird ſich bald von außen nach innen zu bilden.

32.

Der Menſch hat gar eine eigene Luſt, Proſelyten zu machen: dasjenige, was er an ſich ſchätzt, auch außer ſich in Andern zur Erſcheinung zu bringen, ſie genießen zu laſſen, was er ſelbſt genießt, und ſich in ihnen wieder zu finden, und darzuſtellen. Fürwahr, wenn dies auch Egoismus iſt, ſo iſt er der liebenswürdigſte und lobenswürdigſte; derjenige, der uns zu Menſchen gemacht hat und uns als Menſchen erhält.

33.

Die Mängel aufdecken, iſt nicht genug; ja man hat Unrecht, ſolches zu thun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem beſſeren Zuſtande anzugeben weiß.

34.

Wie verdrießlich iſt mirs oft, mit anzuhören, wie man die zehn Gebote in der Kinderlehre wiederholen läßt. Das vierte iſt noch ein ganz hübſches, Vernünftiges gebietendes, Gebot: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren.“ Wenn ſich das die Kinder recht in den Sinn ſchreiben, ſo haben ſie den ganzen Tag daran auszuüben. Nun aber das fünfte, was ſoll man dazu ſagen? „Du ſollſt nicht tödten.“ Als wenn irgend ein Menſch im Mindeſten Luſt hätte, den andern todt zu ſchlagen! Man haßt einen, man erzürnt ſich, man übereilt ſich und im Gefolg von dem, und manchem Andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich einen todt ſchlägt. Aber iſt es nicht eine barbariſche Anſtalt, den Kindern Mord und Todtſchlag zu verbieten? Wenn es hieße: „ſorge für des Andern Leben, entferne was ihm ſchädlich ſein kann, rette ihn mit deiner eigenen Gefahr; wenn du ihn beſchädigſt, denke, daß du dich ſelbſt beſchädigſt;“ das ſind Gebote, wie ſie unter vernünftigen gebildeten Völkern Statt haben, und die man bei der Catechismuslehre nur kümmerlich in dem: **Was iſt das?** nachſchleppet.

Und nun gar das ſechſte, das finde ich ganz abſcheulich! Was? die Neugierde vorahndender Kinder auf gefährliche Myſterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorſtellungen aufregen, die gerade das, was man entfernen will, mit Gewalt heranbringen! Weit beſſer wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht willkührlich beſtraft würde, als daß man vor Kirch' und Gemeinde davon plappern läßt.

„Du ſollſt nicht ehebrechen?“ — — — Wie grob, wie unanſtändig! Klänge es nicht ganz anders, wenn es hieße: Du ſollſt Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten ſieheſt, die ſich lieben, ſollſt du dich darüber freuen und Theil daran nehmen, wie an dem Glücke eines heiteren Tages. Sollte ſich irgend in ihrem Verhältniß etwas trüben, ſo ſollſt du ſuchen es aufzuklären; du ſollſt ſuchen, ſie zu begütigen, ſie zu beſänftigen, ihnen ihre wechſelſeitigen Vortheile deutlich zu machen, und mit ſchöner Uneigennützigkeit das Wohl der Anderen fördern, indem du ihnen fühlbar machſt, was für ein Glück aus jeder Pflicht, und beſonders aus dieſer, entſpringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet. —

35.

Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und Andern ſtrenge ſein.
So wunderbar iſt dies Geſchlecht gebildet,
So vielfach iſt's verſchlungen und verknüpft,
Daß Keiner in ſich ſelbſt, noch mit dem Andern
Sich rein und unverworren halten kann;
Auch ſind wir nicht beſtellt uns ſelbſt zu richten.
Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehen,
Iſt eines Menſchen erſte, nächſte Pflicht;
Denn ſelten ſchätzt er recht, was er gethan,
Und was er thut, weiß er faſt nicht zu ſchätzen.

36.

Was iſt des Menſchen Klugheit, wenn ſie nicht
Auf Jener Willen droben achtend lauſcht?
Zu einer ſchweren That beruft ein Gott
Den edeln Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf, was uns unmöglich ſcheint zu enden,
Es ſiegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

37.

Die Götter rächen
Der Väter Miſſethat nicht an dem Sohn;
Ein Jeglicher, gut oder böſe, nimmt
Sich ſeinen Lohn mit ſeiner That hinweg.
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

38.

O weh der Lüge! ſie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgeſproch'ne Wort,
Die Bruſt; ſie macht uns nicht getroſt, ſie ängſtet
Den, der ſie heimlich ſchmiedet, und ſie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet, und verſagend, ſich zurück
Und trifft den Schützen.

39.

Man tadelt den, der ſeine Thaten wägt.
Auch den, der wahren Werth, zu ſtolz nicht achtet,
Wie den, der falſchen Werth zu eitel hebt.

40.

„Um Gut's zu thun, braucht's keiner Ueberlegung."
Sehr viel! Denn auch dem Guten folgt das Uebel.
„Der Zweifel iſt's, der Gutes böſe macht.
Bedenke nicht; gewähre, wie du's fühlſt."

41.

Nimmt doch Alles ab!
Das beſte Glück, des Lebens ſchönſte Kraft
Ermattet endlich, warum nicht der Fluch?

42.

Wohl dem, der ſeiner Väter gerne gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und ſtill ſich freuend
An's Ende dieſer ſchönen Reihe ſich
Geſchloſſen ſieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erſt eine Reihe Böſer oder Guter,
Bringt endlich das Entſetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. —

43.

Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf ſeines Gleichen;
Denn was ein guter Menſch erreichen kann,
Iſt nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen;
Drum lebt er auch nach ſeinem Tode fort,
Und iſt ſo wirkſam, als er lebte;
Die gute That, das ſchöne Wort.
Es ſtrebt unſterblich, wie er ſterblich ſtrebte.

44.

Die goldne Zeit, wohin iſt ſie geflohen?
Nach der ſich jedes Herz vergebens ſehnt!
Da auf der freien Erde Menſchen ſich
Wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wieſe
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüſch die zarten Zweige
Um ſehnſuchtsvolle Liebe traulich ſchlang;
Wo klar und ſtill auf immer reinem Sande,
Der weiche Fluß die Nymphe ſanft umfing;
Wo in dem Graſe die geſcheuchte Schlange
Unſchädlich ſich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald beſtraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg' und Thäler ſchweifend;
Zum Menſchen ſprach: Erlaubt iſt, was gefällt.

Die goldne Zeit iſt wohl vorbei;
llein die Guten bringen ſie zurück,
nd ſoll ich dir geſtehen, wie ich denke:
ie goldne Zeit, womit der Dichter uns
u ſchmeicheln pflegt, die ſchöne Zeit, ſie war,
o ſcheint es mir, ſo wenig als ſie iſt;
nd war ſie ja, ſo war ſie nur gewiß,
ie ſie uns immer wieder werden kann.
D: W.

Noch treffen ſich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der ſchönen Welt:
Nur in dem Wahlſpruch ändert ſich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt iſt, was ſich ziemt.

45.

O wenn aus guten, edlen Menſchen nur
Ein allgemein Gericht beſtellt entſchiede,
Was ſich denn ziemt! anſtatt daß Jeder glaubt,
Es ſei auch ſchicklich, was ihm nützlich iſt.
Wir ſehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht Alles wohl, und er erlaubt ſich Alles.

46.

Ach! daß wir doch dem reinen ſtillen Wink
Des Herzens nachzugehn, ſo ſehr verlernen!
Ganz leiſe ſpricht ein Gott in unſrer Bruſt,
Ganz leiſe, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen iſt, und was zu flieh'n.

47.

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt, wie ſehr ſie nöthig ſei;
Doch ſchöner iſt's, wenn uns die Seele ſagt,
Wo wir der feinen Vorſicht nicht bedürfen.

48.

„Glücklich? — Wer iſt denn glücklich?"
O blicke nicht nach dem, was Jedem fehlt;
Betrachte, was noch einem Jeden bleibt.

49.

Das Edle zu erkennen, iſt Gewinnſt,
Der nimmer uns entriſſen werden kann.

50.

Es ſcheint, von Zeit zu Zeit bedarf der Weiſe
So ſehr wie Andre, daß man ihm die Güter,
Die er beſitzt, im rechten Lichte zeige.

51.

Sehr leicht zerſtreut der Zufall, was er ſammelt.
Ein edler Menſch zieht edle Menſchen an,
Und weiß ſie feſt zu halten.

52.

Ein guter Menſch, in ſeinem dunkeln Drange,
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.

53.

Möge deine Seele ſich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menſchen eben auch darin außerordentliche Menſchen ſind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menſchen abgehen: daß der, deſſen Werk es iſt, ein großes Ganze zu überſehen, zu regieren, zu erhalten, ſich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältniſſe vernachläſſiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in ſeiner Natur, der König in ſeinem Staate; warum ſollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

54.

Jeder der in ſich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plaggeiſt ſein. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft; er muß nicht achten wenn man ihn fortſchickt. Er muß ſein, was Homer an dem Helden preiſet, er muß ſein, wie eine Fliege, die, verſcheucht, die Menſchen immer wieder von einer andern Seite anfällt.

55.

Wenn es auch edel iſt, ſich ſeiner Fehler
Erinnern, ſie erkennen, und ſich ſelbſt
Verbeſſern; o ſo kann es keine Tugend,
Nicht lobenswürdig ſein, mit der Erinn'rung
Die Kraft des Herzens tief zu untergraben.

56.

Unmöglich iſt, was Edle nicht vermögen.

57.

Verſtand empfingen wir, uns mündig, ſelbſt,
Im ird'ſchen Element, zurecht zu finden,
Und was uns nützt, iſt unſer höchſtes Recht.

58.

Das Göttlichſte verläugnet Ihr,
Wenn euch des Herzens Winke nichts bedeuten.

59.

Wenn erſt die Schande wird geboren,
Wird ſie heimlich zur Welt gebracht,
Und man ziehet den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte ſie gern ermorden.
Wächſt ſie aber und macht ſich groß,
Dann geht ſie auch bei Tage blos,
Und iſt nicht ſchöner geworden.
Ja häßlicher wird ihr Geſicht,
Je mehr ſie ſucht des Tages Licht.

60.

Seitdem in jeder großen Stadt
Man überreine Sitten hat,
Da wird man ſich wohl ennüyiren!

61.

Keine Neigung iſt an ſich gut, ſondern nur in ſo fern ſie etwas Gutes wirkt. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte? So ſoll man ſich verbieten, wohlthätig zu ſein, ſo bald man ſieht, daß man ſein eigenes Hausweſen dadurch zu Grunde richtet. Und wenn man einen unwiderſtehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte? Dafür iſt bei den Menſchen ſchon geſorgt, daß die Dankbarkeit bei ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch geſetzt auch; ſo würde der zu ſchätzen ſein, der ſich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu ſeinem Wohlthäter unternähme.

62.

Was der Feuerfunke auf ein geladenes Gewehr, das iſt die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unſer Gewiſſen befriedigen, zwingt uns ein Uebermaaß von phyſiſcher Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menſchen, und es wird ſchwer, äußerlich dieſe Anſtrengung zu verbergen.

63.

Es iſt auch außer der Neigung noch etwas in uns, das ihr das Gleichgewicht halten kann. Wir ſind fähig, jedem gewohnten Gut zu entſagen und ſelbſt unſere heißeſten Wünſche von uns zu entfernen. Irrthum und Hoffnung ſind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erſt mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das ſo ſtill und ruhig in uns wohnt, und ſo lange, bis es die Herrſchaft im Hauſe gewinnt, wenigſtens durch zarte Erinnerungen ſeine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. In jedem Menſchen keimt die Kraft der Tugend im Verborgenen.

64.

Die höchſte Empfindung, die der Menſch haben kann, iſt die, wenn er ſich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigne Kraft erhebt und los macht. Der gute Menſch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor ſich hinwandelt, gleicht einem ruhigen lobenswürdigen Bürger, da hingegen jener, als ein Held und Ueberwinder, Bewunderung und Preis verdient, und in dieſem Sinne ſcheint das paradoxe Wort geſagt zu ſein, daß die Gottheit, ſelbſt an einem zurückkehrenden Sünder, mehr Freude habe, als an neun und neunzig Gerechten.

65.

Warum ſollen Bilder, beſſer ſein, als wir ſelbſt? Unſer Geiſt ſcheint zwei Seiten zu haben, die ohne einander nicht beſtehen können. Licht und Finſterniß, Gutes und Böſes, Hohes und Tiefes, Edles und Niedriges, und noch ſo viel andere Gegenſätze ſcheinen, nur in veränderten Portionen, die Ingredienzien der menſchlichen Natur zu ſein, und wie kann ich es einem Mahler verdenken, wenn er einen Engel weiß, leicht und ſchön gemahlt hat, daß ihm einfällt, einen Teufel ſchwarz, finſter und häßlich zu mahlen. —

66.

Nur diejenige Erzählung verdient moraliſch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Menſch in ſich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Beſſeren, ſelbſt gegen ſeine Neigung zu handeln. Keine moraliſche Geſchichte kann etwas Anderes lehren.

67.

Wenn es bedeutend iſt, ſublim in irgend einer Art zu ſein, ſo iſt es beſonders im Böſen. Man ſpuckt auf einen kleinen Schelm, aber man kann einem großen Verbrecher eine große Achtung nicht verweigern. Sein Muth ſetzt Euch in Erſtaunen, ſeine Grauſamkeit macht Euch zittern, man ehrt überall die Einheit des Charakters.

68.

Eure Art von Ehre verlangt eine gewiſſe romanenhafte Wendung des Geiſtes, die wir nicht haben, eine ſonderbare Seele, einen eignen Geſchmack. Dieſe Grillen verziert Ihr mit dem Namen Tugend, Ihr nennt es Philoſophie; aber die Tugend, die Philoſophie, ſind ſie denn für alle Welt? Wer's vermag, halte es, wie er will; aber denkt Euch, die ganze Welt wäre weiſe und philoſophiſch geſinnt, geſteht nur, verteufelt traurig würde ſie ſein. Leben ſoll mir dagegen Salomons Philoſophie und Weisheit: gute Weine zu trinken, köſtliche Speiſen zu ſchlucken, hübſche Weiber zu beſitzen, auf weichen Betten zu ruhen; übrigens iſt Alles eitel.

69.

Das eigentlich wahrhaft Gute, was wir thun, geſchiehet größtentheils Clam, Vi et Precario.

70.

Wer ſich nicht zu viel dünkt, iſt weit mehr, als er glaubt.

71.

Dem thätigen Menſchen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue, ob das Rechte geſchehe, ſoll ihn nicht kümmern.

72.

Ich bin ſo guter Dinge,
So heiter und rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
Könnt's keiner ſein.

73.

Man denkt nicht über ſich, wenn man ſich im Spiegel betrachtet, aber man fühlt ſich und läßt ſich gelten. So iſt es auch mit jenen moraliſchen Nachbildern, an denen man ſeine Sitten und Eigenheiten, wie im Schattenriß erkennt und mit brüderlicher Innigkeit zu faſſen und zu umarmen ſtrebet.

74.

Alle Menſchen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß ſie auf der Welt eine doppelte Rolle zu ſpielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in dieſem Gefühl iſt der Grund alles Edlen aufzuſuchen. Was uns für eine wirkliche zugetheilt ſei, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir ſelten in's Klare kommen. Der Menſch mag ſeine höhere Beſtimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft ſuchen, ſo bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer ſtörenden Einwirkung ausgeſetzt, bis er ein für allemal den Entſchluß faßt, zu erklären, das Rechte ſei das, was ihm gemäß iſt.

75.

Wir Deutſchen mißbrauchen das Wort eitel nur allzu oft: denn eigentlich führt es den Begriff von Leerheit mit ſich, und man bezeichnet damit billiger Weiſe nur einen, der die Freude an ſeinem Nichts, die Zufriedenheit mit einer hohlen Exiſtenz nicht verbergen kann. Bei Zimmermann war gerade das Gegentheil, er hatte große Verdienſte und kein inneres Behagen; wer ſich aber an ſeinen Naturgaben nicht im Stillen erfreuen kann, wer ſich bei Ausübung derſelben nicht ſelbſt ſeinen Lohn dahin nimmt, ſondern erſt darauf wartet und hofft, daß Andere das Geleiſtete anerkennen und es gehörig würdigen ſollen, der findet ſich in einer übeln Lage; weil es nur allzu bekannt iſt, daß die Menſchen den Beifall ſehr ſpärlich austheilen, daß ſie das Lob verkümmern, ja wenn es nur einigermaßen thunlich iſt, in Tadel verwandeln. Wer ohne hierauf vorbereitet zu ſein, öffentlich auftritt, der kann nichts als Verdruß erwarten; denn wenn er das, was von ihm ausgeht, auch nicht überſchätzt, ſo ſchätzt er es doch unbedingt, und jede Aufnahme, die wir in der Welt erfahren, wird bedingt ſein; und ſodann gehört ja für Lob und Beifall auch eine Empfänglichkeit, wie für jedes Vergnügen. Man wende dieſes auf Zimmermann an, und man wird auch hier geſtehen müſſen: was einer nicht ſchon mitbringt, kann er nicht erhalten.

76.

Gerecht zu ſein, wird dem Jüngling nicht ſchwer, und ein reines Gemüth verabſcheut die Ungerechtigkeit, deren es ſich ſelbſt noch nicht ſchuldig gemacht hat.

77.

Es iſt in der Welt nicht ſchwer, zu bemerken, daß ſich der Menſch am freieſten und am völligſten von ſeinen Gebrechen los und ledig fühlt, wenn er ſich die *Mängel Anderer* vergegenwärtiget und ſich darüber mit behaglichem Tadel verbreitet. Es iſt ſchon eine ziemliche angenehme Empfindung, uns durch Mißbilligung und Mißreden über Unſersgleichen hinauszuſetzen, weßwegen auch hierin die gute Geſellſchaft, ſie beſtehe aus Wenigen oder Mehreren, ſich am liebſten ergeht. Nichts aber gleicht der behaglichen Selbſtgefälligkeit, wenn wir uns zu Richtern der Obern und Vorgeſetzten, der Fürſten und Staatsmänner erheben; öffentliche Anſtalten ungeſchickt und zweckwidrig finden, nur die möglichen und wirklichen Hinderniſſe beachten, und weder die Größe der Intention noch die Mitwirkung anerkennen, die bei jedem Unternehmen von Zeit und Umſtänden zu erwarten iſt.

78.

Wenn wir auf einmal aus einem ruhigen Dache eine Flamme gewaltſam ausbrechen ſähen, oder einem Ungeheuer begegneten, deſſen Mißgeſtalt zugleich empörend und fürchterlich wäre, ſo würden wir von keinem ſo grimmigen Entſetzen befallen werden, als dasjenige iſt, das uns ergreift, wenn wir Etwas unerwartet mit Augen ſehen, das wir moraliſch unmöglich glaubten.

79.

Wenn es eine Freude iſt, das Gute zu genießen, ſo iſt es eine größere, das Beſſere zu empfinden.

80.

Der Menſch, der das Gute will, muß ſich eben ſo thätig und rührig gegen Andere verhalten, als der Eigennützige, der Kleine, der Böſe. Einſehen läßt ſich's gut, es iſt aber ſchwer, in dieſem Sinne zu handeln.

81.

Man ſoll von eignen und fremden Fehlern niemals, am wenigſten öffentlich reden, wenn man nicht dadurch etwas Nützliches zu bewirken denkt.

82.

Mit Namen ſollte man ſich keine Späße erlauben; denn der Eigenname eines Menſchen, iſt nicht etwa wie ein Mantel, der um ihn hängt, und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, ſondern ein vollkommen paſſendes Kleid, ja wie die Haut ſelbſt ihm über und über angewachſen, an der man nicht ſchaben und ſchinden darf, ohne ihn ſelbſt zu verletzen.

83.

Dank und Undank gehören zu denen, in der moraliſchen Welt jeden Augenblick hervortretenden Ereigniſſen, worüber die Menſchen ſich unter einander niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterſchied zu machen zwiſchen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erſte iſt dem Menſchen angeboren, ja anerſchaffen; denn ſie entſpringt aus einer glücklichen, leichtſinnigen Vergeſſenheit des Widerwärtigen, wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortſetzung des Lebens möglich wird. Der Menſch bedarf ſo unendlich vieler äußeren Vor- und Mitwirkungen zu einem leiblichen Daſein, daß wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Aeltern, Freunden und Geſellen, immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um jene Wohlthaten zu empfangen und zu genießen. Läßt nun freilich der natürliche Menſch jenen Leichtſinn in und über ſich walten, ſo nimmt eine kalte Gleichgültigkeit immer mehr überhand, und man ſieht den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu deſſen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dies allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entſpringt, worin die ungebildete Natur ſich am Ende nothwendig verlieren muß. Widerwille gegen das Danken jedoch, Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Weſen iſt ſehr ſelten und kommt nur bei vorzüglichen Menſchen vor; bei ſolchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derſelben, in einem niederen Stande, oder in einer hülfloſen Lage geboren, ſich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hülfe und Beiſtand annehmen müſſen, die ihnen denn manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was ſie empfangen, irdiſch und das, was ſie dagegen leiſten, höherer Art iſt, ſo daß eine eigentliche Kompenſation nicht gedacht werden kann. Leſſing hat bei dem ſchönen Bewußtſein, das ihm, in ſeiner beſten Lebenszeit, über irdiſche Dinge zu Theil ward, ſich hierüber einmal derb, aber heiter ausgeſprochen. Herder hingegen vergällte ſich und Andern immerfort die ſchönſten Tage, da er jenen Unmuth, der ihn in der Jugend nothwendig ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Geiſteskraft nicht zu mäßigen wußte.

Dieſe Forderung kann man gar wohl an ſich machen, denn der Bildungsfähigkeit eines Menſchen kommt das Licht der Natur, welches immer thätig iſt, ihn über ſeine Zuſtände aufzuklären, auch hier gar freundlich zu Statten; und überhaupt ſollte man in manchen ſittlichen Bildungsfällen die Mängel nicht zu ſchwer nehmen, und ſich nicht nach allzuernſten, weitliegenden Mitteln umſehen, da ſich gewiſſe Fehler ſehr leicht, ja ſpielend, abthun laſſen. So können wir z. B. die Dankbarkeit in uns, durch bloße Gewohnheit erregen, lebendig erhalten, ja zum Bedürfniß machen.

84.

Ich bin von Natur ſo wenig **dankbar**, als irgend ein Menſch, und beim Vergeſſen empfangenes Guten, konnte das heftige Gefühl eines augenblicklichen Mißverhältniſſes, mich ſehr leicht zum Undank verleiten.

Dieſem zu begegnen, gewöhnte ich mich zuvörderſt, bei Allem, was ich beſitze, mich gern zu erinnern, wie ich dazu gelangt, von wem ich es erhalten, es ſei durch Geſchenk, Tauſch oder Kauf, oder auf irgend eine andere Art. Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen, der Perſonen zu gedenken, durch deren Vermittlung ich das Einzelne erhielt, ja der Gelegenheit, dem Zufall, der entfernteſten Veranlaſſung und Mitwirkung, wodurch mir Dinge geworden, die mir lieb und werth ſind, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Das was uns umgiebt, erhält dadurch ein Leben, wir ſehen es in geiſtiger, liebevoller, genetiſcher Verknüpfung, und durch das Vergegenwärtigen vergangener Zuſtände, wird das augenblickliche Daſein erhöhet und bereichert; die Urheber der Gaben ſteigen wiederholt vor der Einbildungskraft hervor, man verknüpft mit ihrem Bilde eine angenehme Erinnerung, macht ſich den Undank unmöglich und ein gelegentliches Erwiedern leicht und wünſchenswerth. Zugleich wird man auf die Betrachtung desjenigen geführt, was nicht ſinnlicher Beſitz iſt, und man recapitulirt gar gerne, woher ſich unſere höheren Güter ſchreiben und datiren.

85.

Ein Anziehen und Abſtoßen haben alle Menſchen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langſameren, andere in ſchnelleren Pulſen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herdern betrifft, ſo ſchrieb ſich das Uebergewicht ſeines widerſprechenden Geiſtes, bitteren, biſſigen Humors gewiß von ſeinem Augenübel und den daraus entſpringenden Leiden her. Dieſer Fall kommt im Leben öfters vor, und man beachtet nicht genug die moraliſche Wirkung krankhafter Zuſtände, und beurtheilt daher manche Charaktere ſehr ungerecht, weil man alle Menſchen für geſund nimmt, und von ihnen verlangt, daß ſie ſich auch in ſolcher Maaße betragen ſollen.

86.

Es würde ſchwer halten, auch in ſpäteren Jahren, wo eine freiere Ueberſicht des Lebens gewonnen iſt, ſich genaue Rechenſchaft von jenen Uebergängen abzulegen, die bald als Vorſchritt, bald als Rückſchritt erſcheinen, und doch alle dem gottgeführten Menſchen zu Nutz und Frommen gereichen müſſen.

87.

Wo Tag für Tag das Bedeutendſte vor unſeren Augen vorgeht, wenn wir mit ſo viel Tauſenden leiden und fürchten, und nur furchtſam hoffen, da hat alsdann auch die Gegenwart ihren entſchiedenen Werth, und Schritt vor Schritt vorgetragen, erneuet ſie das Vergangene, indem ſie auf die Zukunft hindeutet. Was aber in geſelligen Zirkeln ſich ereignet, kann nur aus einer ſittlichen Folge der

Aeußerungen innerlicher Zuſtände begriffen werden; die Reflexion iſt hier an ihrer Stelle, der Augenblick ſpricht nicht für ſich ſelbſt; Andenken an das Vergangene, ſpätere Betrachtungen, müſſen ihn dolmetſchen.

Vierzehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen
zur
Politik und Geſchichte.

Ideen zur Politik und Geſchichte.

1.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht.

2.

Blinde, weiß ich wohl, fühlen, und Taube ſehen viel ſchärfer;
Aber mit welchem Organ philoſophirt denn das Volk?

3.

Deutſchland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das Gelehrte beginnt, hört das Politiſche auf.

4.

Vor dem Ariſtokraten in Lumpen, bewahrt mich ihr Götter,
Und vor dem Sansculott auch mit Epauletten und Stern.

5.

Ariſtokratiſche Hunde, ſie knurren auf Bettler; ein ächter
Demokratiſcher Spitz klafft nach dem ſeidenen Strumpf.
Ariſtokaten mögen noch gehn, ihr Stolz iſt doch höflich,
Aber Du löbliches Volk biſt ſo voll Hochmuth und grob.

6.

Immer bellt man auf Euch! Bleibt ſitzen! Es wünſchen die Beller
Jene Plätze, wo man ruhig das Bellen vernimmt.
Erſt habt ihr die Großen beſchmaußt, nun wollt ihr ſie ſtürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe geſehn!

Lange werden wir Euch noch ärgern und werden Euch ſagen:
Rothe Kappen, Euch fehlt nur noch das Glöckchen zum Putz!

7.

Wo Partheien entſtehn, hält Jeder ſich hüben und drüben,
Viele Jahre vergehn, eh' ſie die Mitte vereint. —
„Jene machen Partei; welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unſre Partei, freilich, verſteht ſich von ſelbſt."

8.

Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hoffet es, Deutſche, vergebens;
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menſchen Euch aus.

9.

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb des Menſchen zum Beſſern;
Wahrlich, du konnteſt dich nicht ſchlechter mit Prieſtern verſehn!

10.

Ach, wie ſie Freiheit ſchrieen und Gleichheit! Geſchwind wollt' ich folgen,
Und weil die Trepp' mir zu lang däuchte, ſo ſprang ich vom Dach.

11.

Daß Verfaſſung ſich überall bilde! Wie ſehr iſt's zu wünſchen,
Aber ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfaſſungen nicht!

12.

Sagt, wo ſteht in Deutſchland der Sansculott? In der Mitte!
Unten und oben beſitzt Jeglicher, was ihm behagt.

13.

Anacharſis, dem Erſten, nahmt ihr den Kopf weg; der Zweite
Wandert nun ohne Kopf, klüglich, Pariſer zu Euch.

14.

Augen, leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geſchiehet,
Ohren, der Taube; du biſt, Deutſchland, vortrefflich bedient.

15.

Alle Freiheits-Apoſtel, ſie waren mir immer zuwider;
Willkühr ſuchte doch nur Jeder am Ende für ſich.
Willſt du Viele befrei'n, ſo wag' es, Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das ſei; willſt du es wiſſen? Verſuch's!

16.

Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen,
Sagt man; doch irren ſie ſich; Menſchen, ach, ſind ſie, wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für ſich zu wollen; wir wiſſen's:
Doch wer verſtehet, für uns Alle zu wollen; Er zeig's!

17.

Jeglichen Schwärmer ſchlagt mir an's Kreuz im dreißigſten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne ein Schelm.

18.

Frankreichs traurig Geſchick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr ſollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

19.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und ſelbſt nicht ermangelt,
Toll und thöricht zu ſein, wie es die Zeit mir gebot.

20.

Sage, thun wir nicht recht? Wir müſſen den Pöbel betrügen,
Sieh nur, wie ungeſchickt, ſieh nur, wie wild er ſich zeigt!
Ungeſchickt und wild ſind alle rohen Betrognen;
Seid nur redlich, und ſo führt ihn zum Menſchlichen an. —

21.

Fürſten prägen ſo oft auf kaum verſilbertes Kupfer

Ihr bedeutendes Bild; lange betrügt ſich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geiſt's auf Lügen und Unſinn;
Wem der Probirſtein fehlt, hält ſie für redliches Geld.

22.

Jene Menſchen ſind toll, ſo ſagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören, auf Straßen und Markt,
Mir auch ſcheinen ſie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weiſe Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sklaven verſtummt.

23.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache geſprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geſchieht.

24.

Wer iſt das würdigſte Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelſte Stoff.

25.

Wer iſt denn wirklich ein Fürſt? Ich hab' es immer geſehen,
Der nur iſt wirklich Fürſt, der es vermochte zu ſein.

26.

Klug und thätig und feſt, bekannt mit Allem, nach oben
Und nach unten gewandt, ſei er Miniſter und bleib's.

27.

Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu ſagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim.

28.

Fehlet die Einſicht oben, der gute Wille von unten,
Führt ſogleich die Gewalt oder ſie endet den Streit.

29.

Republiken hab' ich geſehen, und das iſt die beſte,
Die dem regierenden Theil Laſten, nicht Vortheil, gewährt.

30.

Franzthum drängt in dieſen verworrenen Tagen, wie eh'mals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

31.

Warum treibt ſich das Volk ſo, und ſchreit? Es will ſich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, ſo gut es vermag.
Merke dir, Reiſender, das, und thue zu Hauſe desgleichen!
Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich, wie er auch will.

32.

Dieſem Amboß vergleich' ich das Land, dem Hammer den Herrſcher;
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte ſich krümmt.

Wehe dem armen Blech, wenn nur willkührliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Keſſel erſcheint!

33.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was iſt? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt juſt ſo das Große zu thun.

34.

Willſt du, mein Sohn, frei bleiben, ſo lerne was Rechtes, und halte
Dich genügſam, und nie blicke nach oben hinauf!

35.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernſt und Liebe; die beiden
Stehen den Deutſchen ſo ſchön, den ach! ſo Vieles entſtellt.

36.

Mich freuen die vielen Guten und Tücht'gen,
Obgleich ſo viele dazwiſchen belfen.
Die Deutſchen wiſſen zu bericht'gen,
Aber ſie verſtehen nicht nachzuhelfen.

37.

„Gieb eine Norm zur Bürger-Führung
Hienieden!“
Im Frieden,
Kehre jeder vor ſeiner Thüre;
Bekriegt,
Beſiegt,
Vertrage man ſich mit der Einquartirung.

38.

Einer wollte mich erneuen,
Macht' es ſchlecht: Verzeih' mir Gott!
Achſelzucken, Kümmereien!
Und er hieß ein Patriot.
Ich verfluchte das Gewäſche,
Rannte meinen alten Lauf.
Narre! wenn es brennt, ſo löſche!
Hat's gebrannt, bau' wieder auf!

39.

Königlich Gebet.

Ja, ich bin der Herr der Welt! Mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ja, ich bin der Herr der Welt! Ich liebe

Die Edlen, denen ich gebiete.
O gieb mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe.

40.

Frei wären die Schweizer? Frei dieſe wohlhabenden Bürger in den verſchloſſenen Städten? Frei dieſe armen Teufel an ihren Klippen und Felſen? Was man dem Menſchen nicht alles weiß machen kann! Beſonders wenn man ſo ein altes Mährchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten ſich einmal von einem Tyrannen los, und konnten ſich in einem Augenblicke frei denken; nun aber erſchuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine ſonderbare Wiedergeburt; und doch erzählen ſie das alte Mährchen immer fort. Man hört bis zum Ueberdruß: ſie hätten ſich einmal freigemacht und wären frei geblieben; und nun ſitzen ſie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Geſetzen, ihren Fraubaſereien und Philiſtereien, und da draußen auf den Felſen iſt's auch wohl der Mühe werth, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmelthier gefangen gehalten wird.

41.

Leute von einigem Stande werden ſich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten ſie durch Annäherung zu verlieren; und dann giebt es Flüchtlinge und üble Spaßvögel, die ſich herab zu laſſen ſcheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke deſto empfindlicher zu machen. Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich ſind, noch ſein können; aber ich halte dafür, daß der, der nöthig zu haben glaubt, vom ſogenannten Pöbel ſich zu entfernen, um den Reſpekt zu erhalten, eben ſo tadelhaft iſt, als ein Feiger, der ſich vor ſeinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

42.

Es iſt der Charakter der Deutſchen, daß ſie über Allem ſchwer werden, daß Alles über ihnen ſchwer wird.

43.

Es kann kein Deutſcher einen Schuh zuſchnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat! —

44.

Die Deutſchen ſind eine Nation, die ſich gern Rechenſchaft von dem giebt, was ſie thut.

45.

Da es der Charakter unſerer Landsleute iſt, das Gute ohne viel Prunk zu thun und zu leiſten, ſo denken ſie ſelten daran, daß es auch eine Art gebe, das Rechte mit Zierlichkeit und Anmuth zu thun, und verfallen vielmehr, von einem Geiſte des Widerſpruchs getrieben, leicht in den Fehler, durch ein mürriſches Weſen ihre liebſte Tugend im Kontraſte darzuſtellen.

46.

So viel ich, überall wo ich herumgeſchwärmt bin, habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen; ſelten aber zu belohnen. Man läßt Alles in der Welt gehen, bis es ſchädlich wird; dann zürnt man und ſchlägt drein.

47.

In Deutſchland iſt nur dem Edelmanne eine gewiſſe allgemeine, wenn ich ſagen darf perſonelle, Ausbildung möglich. Ein Bürger kann ſich Verdienſt erwerben, und zur höchſten Noth ſeinen Geiſt ausbilden; ſeine Perſönlichkeit geht aber verloren, er mag ſich ſtellen wie er will. Indem es dem Edelmanne, der mit den Vornehmſten umgeht, zur Pflicht wird, ſich ſelbſt einen vornehmen Anſtand zu geben, indem dieſer Anſtand, da ihm weder Thür noch Thor verſchloſſen iſt, zu einem freien Anſtand wird, da er mit ſeiner Figur, mit ſeiner Perſon, es ſei bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen muß; ſo hat er Urſache, etwas auf ſie zu halten, und zu zeigen, daß er etwas auf ſie hält. Eine gewiſſe feierliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtſinniger Zierlichkeit bei Ernſthaftem und Wichtigem, kleidet ihn wohl, weil er ſehen läßt, daß er überall im Gleichgewicht ſteht. Er iſt eine öffentliche Perſon, und je ausgebildeter ſeine Bewegungen, je ſonorer ſeine Stimme, je gehaltener und gemeſſener ſein ganzes Weſen iſt, deſto vollkommner iſt er. Wenn er gegen Hohe und Niedere, gegen Freunde und Verwandte immer eben derſelbe bleibt, ſo iſt nichts an ihm auszuſehen, man darf ihn nicht anders wünſchen. Er ſei kalt, aber verſtändig; verſtellt, aber klug. Wenn er ſich äußerlich in jedem Momente ſeines Lebens zu beherrſchen weiß, ſo hat Niemand eine weitere Forderung an ihn zu machen, und alles Uebrige, was er an ſich und um ſich hat, Fähigkeit, Talent, Reichthum, Alles ſcheinen nur Zugaben zu ſein.

Nun denke man ſich irgend einen Bürger, der an jene Vorzüge nur einigen Anſpruch zu machen gedächte; durchaus muß es ihm mißlingen, und er müßte deſto unglücklicher werden, je mehr ſein Naturell ihm zu jener Art zu ſein, Fähigkeit und Trieb gegeben hätte.

Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Gränzen kennt, wenn man aus ihnen Könige, oder königähnliche Figuren erſchaffen kann; ſo darf er überall mit einem ſtillen Bewußtſein vor Seinesgleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anſtatt daß dem Bürger nichts beſſer anſteht, als das reine ſtille Gefühl der Grenzlinie, die ihm gezogen iſt. Er darf nicht fragen: was biſt du? ſondern nur: was haſt du? Welche Einſicht, welche Kenntniß, welche Fähigkeit, wie viel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darſtellung ſeiner Perſon Alles giebt, ſo giebt der Bürger durch ſeine Perſönlichkeit nichts, und ſoll nichts geben. Jener darf und ſoll ſcheinen. Dieſer ſoll nur ſein, und was er ſcheinen will, iſt lächerlich und abgeſchmackt. Jener ſoll thun und wirken, dieſer ſoll leiſten und ſchaffen; er ſoll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird ſchon vorausgeſetzt, daß in ſeinem Weſen keine Harmonie ſei, noch ſein dürfe, weil er, um ſich auf eine Weiſe brauchbar zu machen, alles Uebrige vernachläſſigen muß.

48.

Schließt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es iſt ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen.

49.

Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, ſoll man das ganze Reich aufbieten; und wenn Händel vorhanden ſind, daran Kaiſerlicher Majeſtät und dem Reich viel gelegen iſt, daß es Königreich, Fürſtenthum, Herzogthum und Anderes betrifft, ſo kann kein Menſch das Volk zuſammenbringen.

50.

Wollte Gott es gäbe keine unruhigen Köpfe in ganz Deutſchland! Wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen ſäubern, wollten unſerm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär' uns das nicht genug; wir wollten uns mit unſern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwerdtern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchſe, die Franzoſen lagern, und zugleich unſers theuern Kaiſers ſehr ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Reichs beſchützen. Das wäre ein Leben, wenn man ſeine Haut für die allgemeine Glückſeligkeit daran ſetzte!

51.

Wären die Fürſten wie ſie ſein ſollten, wir hätten Alle, was wir begehren. Ruh' und Frieden! Ich glaub's wohl! Den wünſcht jeder Raubvogel, um die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlſein eines Jeden! Daß ſie ſich nur darum graue Haare wachſen ließen! Und mit unſerm Kaiſer ſpielen ſie auf eine unanſtändige Art. Er meint's gut und möchte gern beſſern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind etwas begreift, und nur reden darf, um tauſend Hände in Bewegung zu ſetzen, ſo denkt er, es wäre auch Alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehen Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergeſſen, und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinter her, und gloriiren von Ruh und Sicherheit des Reichs, bis ſie die Kleinen unterm Fuß haben. Ich will darauf ſchwören, es dankt mancher in ſeinem Herzen Gott, daß der Türk' dem Kaiſer die Wage hält.

52.

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie ſeinen eignen Sohn.
Da rief er ſeinen Schneider,
Der Schneider kam heran:
„Da, miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hoſen an."

In Sammet und in Seide
Ward er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war ſogleich Miniſter,
Und hatt' einen großen Stern.
Da wurden ſeine Geſchwiſter
Bei Hof' auch große Herrn.

Und Herrn und Frau'n am Hofe,
Die waren ſehr geplagt;
Die Königin und Zofe,
Geſtochen und genagt.
Und durften ſie nicht knicken,
Und weg ihn jucken nicht;
Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht.

53.

Ein garſtig Lied! Pfui! ein politiſch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen
Daß Ihr nicht braucht für's Röm'ſche Reich zu ſorgen!

54.

Das liebe, heil'ge Röm'ſche Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen?

55.

Man kann nicht ſtets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft ſo fern.
Ein ächter Deutſcher Mann mag keine Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

56.

Zur Sclaverei gewöhnt der Menſch ſich gut
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
Der Freiheit ganz beraubt.

57.

Nirgends baut die Milde, die herab
In menſchlicher Geſtalt vom Himmel kommt,

Univ. Bibl.
München

Ein Reich ſich ſchneller, als wo trüb' und wild
Ein neues Volk, voll Leben, Muth und Kraft,
Sich ſelbſt und banger Ahnung überlaſſen,
Des Menſchenlebens ſchwere Bürde trägt.

58.

Ein König der Unmenſchliches verlangt,
Find't Diener g'nug, die gegen Gnad' und Lohn
Den halben Fluch der That begierig faſſen;
Doch ſeine Gegenwart bleibt unbefleckt,
Er ſinnt den Tod in einer ſchweren Wolke,
Und ſeine Boten bringen flammendes
Verderben auf des Armen Haupt herab;
Er aber ſchwebt durch ſeine Höhlen ruhig,
Ein unerreichter Gott, im Sturme fort.

59.

Ein König ſagt nicht, wie gemeine Menſchen,
Verlegen zu, daß er den Bittenden
Auf einen Augenblick entferne; noch
Verſpricht er auf den Fall, den er nicht hofft.
Dann fühlt er erſt die Höhe ſeiner Würde,
Wenn er den Harrenden beglücken kann.

60.

Nachahmend heiliget ein ganzes Volk
Die edle That der Herrſcher zum Geſetz.

61.

Es unterſcheiden ſich die Erdengötter
Von andern Menſchen, wie das hohe Schickſal
Vom Rath und Willen ſelbſt der klügſten Männer
Sich unterſcheidet. Vieles laſſen ſie,
Wenn wir gewaltſam Wog' auf Woge ſehn,
Wie leichte Wellen, unbemerkt vorüber
Vor ihren Füßen rauſchen, hören nicht
Den Sturm, der uns umſauſ't und niederwirft,
Vernehmen unſer Flehen kaum, und laſſen,
Wie wir beſchränkten armen Kindern thun,
Mit Seufzern und Geſchrei die Luft uns füllen.

62.

Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebietet.

63.

Der Menſch iſt nicht geboren frei zu ſein,
Und für den Edlen iſt kein ſchöner Glück
Als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen,
Und ſo iſt er mein Herr, und ich empfinde
Den ganzen Umfang dieſes großen Worts.
Nun muß ich ſchweigen lernen, wenn er ſpricht,
Und thun, wenn er gebietet, mögen auch
Verſtand und Herz ihm lebhaft widerſprechen.

64.

Es iſt kein ſchönrer Anblick in der Welt,
Als einen Fürſten ſehn, der klug regiert;
Das Reich zu ſehn, wo Jeder ſtolz gehorcht,
Wo Jeder ſich nur ſelbſt zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

65.

Die Majeſtät verbreitet ihren Schutz
Auf Jeden, der ſich ihr, wie einer Gottheit
Und ihrer unverletzten Wohnung naht.
Wie an dem Fuße des Altars, bezähmt
Sich auf der Schwelle jede Leidenſchaft.
Da blinkt kein Schwert, da fällt kein drohend Wort,
Da fordert ſelbſt Beleid'gung keine Rache,
Es bleibt das weite Feld ein offner Raum
Für Grimm und Unverſöhnlichkeit genug;
Dort wird kein Feiger drohn, kein Mann wird fliehn,
Hier dieſe Mauern haben deine Väter,
Auf Sicherheit gegründet, ihrer Würde
Ein Heiligthum befeſtigt, die Ruhe
Mit ſchweren Strafen ernſt und klug erhalten;
Verbannung, Kerker, Tod ergriff den Schuldigen,
Da war kein Anſehn der Perſon, es hielt
Die Milde nicht den Arm des Rechts zurück;
Und ſelbſt der Frevler fühlte ſich geſchreckt.

66.

Iſt Wahrheit wohl vom Hof verbannt?
Iſt im Pallaſt der freie Geiſt gekerkert?
Hat hier ein edler Menſch nur Druck zu dulden?
Mich dünkt, hier iſt die Hoheit erſt an ihrem Platz,
Der Seele Hoheit! Darf ſie ſich der Nähe
Der Großen dieſer Erde nicht erfreun?
Sie darf's und ſoll's! Wir nahen uns den Fürſten
Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;
Warum nicht durchs Gemüth, das die Natur
Nicht jedem groß verlieh, wie ſie nicht jedem
Die Reihe großer Ahnherrn geben konnte?
Nur Kleinheit ſollte hier ſich ängſtlich fühlen,
Der Neid, der ſich zu ſeiner Schande zeigt;
Wie keiner Spinne ſchmutziges Gewebe
An des Pallaſtes Marmorwänden haften ſoll.

67.

Es ehrt ein rechter Fürſt die Wiſſenſchaft, ſofern ſie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er ſchätzt die Kunſt, ſofern ſie ziert.
In ſeiner Nähe darf nichts müſſig ſein!
Was gelten ſoll, muß wirken und muß dienen.

68.

Des Staatsmanns Lorbeer iſt das Fürſtliche Vertraun,
Das auf den Schultern ihm, als liebe Laſt
Gehäuft und leicht getragen ruht; es iſt
Sein Ruhm das allgemeine Zutraun.

69.

Das hat Italien ſo groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern ſtreitet,
Den beſſern zu beſitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer ſcheint mir ein Fürſt,
Der die Talente nicht um ſich verſammelt.

70.

Groß iſt Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen ſeinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelſteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß.

71.

O was ſind die Großen auf der Woge der Menſchheit? Sie glauben ſie zu beherrſchen, und ſie treibt ſie auf und nieder, hin und her.

72.

Dem Schmeichler des Deſpoten iſt Jeder gleich ein Gottesläſterer, ein Majeſtätsſchänder, denn aus dieſem Kapitel kann man ſie alle ſogleich rädern, köpfen, viertheilen und verbrennen. — Da hängt er ſich an jeden Muthwillen, der vorbei iſt, erinnert an jede Unruhe, die geſtillt iſt; und es wird dem Könige vor den Augen ſo voll Meuterei, Aufruhr und Tollkühnheit, daß er ſich vorſtellt, ſie fräßen ſich hier einander auf, wenn eine flüchtig vorübergehende Ungezogenheit eines rohen Volkes bei uns lange vergeſſen iſt. Da faßt er einen recht herzlichen Haß auf die armen Leute; ſie kommen ihm abſcheulich, ja wie Thiere und Ungeheuer vor; er ſiehet ſich nach Feuer und Schwert um, und wähnt, ſo bändige man Menſchen.

73.

Wer zu herrſchen gewohnt iſt, wer's dahin gebracht hat, daß jeden Tag das Schickſal von Tauſenden in ſeiner Hand liegt, der ſteigt vom Throne, wie in's Grab. Aber beſſer ſo, als einem Geſpenſte gleich unter den Lebenden bleiben, und mit hohlem Anſehn einen Platz behaupten wollen, den ihm ein Anderer abgeerbt hat, und nun beſitzt und genießt.

74.

Leicht kann der *Hirt* eine ganze Heerde Schaafe vor ſich hintreiben, der Stier zieht ſeinen Pflug ohne Widerſtand; aber dem edeln Pferde, das du reiten willſt, mußt du ſeine Gedanken ablernen, du mußt nichts Unkluges, nichts unklug von ihm verlangen. Darum wünſcht der Bürger ſeine alte Verfaſſung zu behalten, von ſeinen **Landsleuten** regiert zu ſein, weil er dann weiß, *wie* er geführt wird, weil er von ihnen Uneigennutz, Theilnehmung an ſeinem Schickſale hoffen kann.

75.

Kein Fürſt ſoll die Kraft ſeiner Nation, ihr Gemüth, den Begriff den ſie von ſich ſelbſt hat, ſchwächen, niederdrücken, zerſtören, um ſie bequem regieren zu können. Er ſoll nicht den innern Kern ihrer Eigenheit verderben; ſelbſt nicht in der Abſicht, ſie glücklicher zu machen, ſie zu vernichten, damit ſie Etwas werde, ein *anderes* Etwas!

76.

Sollte der Regent nicht Macht haben, alte Herkommen zu verändern? Und ſollte nicht eben dies ſein ſchönſtes Vorrecht ſein? Was iſt bleibend auf dieſer

Welt? Und ſollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß ſich verändern, und eben darum eine alte Verfaſſung die Urſache von tauſend Uebeln werden, weil ſie den gegenwärtigen Zuſtand des Volkes nicht umfaßt? Ich fürchte, dieſe alten Rechte ſind darum ſo angenehm, weil ſie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige, zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen, ſich verbergen oder durchſchleichen kann.

77.

Dieſe willkührlichen Veränderungen aber, dieſe unbeſchränkten Eingriffe der höchſten Gewalt, ſind ſie nicht Vorboten, daß Einer thun will, was Tauſende nicht thun ſollen? Er will ſich allein frei machen, um jeden ſeiner Wünſche befriedigen, jeden ſeiner Gedanken ausführen zu können. Und wenn wir uns ihm, einem guten weiſen König, ganz vertrauten; ſagt er uns für ſeine Nachkommen gut? Daß keiner ohne Rückſicht, ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns alsdann von völliger Willkühr, wenn er uns ſeine Diener, ſeine Nächſten ſendet, die ohne Kenntniß des Landes und ſeiner Bedürfniſſe, nach Belieben ſchalten und walten, keinen Widerſtand finden, und ſich von jeder Verantwortung frei wiſſen.

78.

Beweint das Vaterland, und den, der es allein erhalten konnte. Das *heutige* Geſchlecht wird dieſen Jammer nicht los; die Wuth der Rache ſelbſt vermag ihn nicht zu tilgen. Lebt ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr iſt. Heut ſteht die Welt auf einmal ſtill; es ſtockt ihr Kreislauf, und mein Puls ſchlägt kaum noch einige Minuten.

79.

Ein ordentlicher Bürger, der ſich ehrlich und fleißig nährt, hat überall ſo viel Freiheit als er braucht.

80.

Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden beiſtimmenden Seelen, wenn nur Einer auftritt, deſſen Umſtände ihm *völlige Freiheit* laſſen, all ſeiner Entſchloſſenheit zu folgen. Und ich habe das hoffnungsvolle Gefühl! Ueberall giebt's treffliche Menſchen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majeſtät iſt ſelten taub; nur iſt unſere Stimme meiſt zu ſchwach bis dahinauf zu reichen.

81.

Wer am **Zoll** ſitzt **ohne reich** zu werden, iſt ein **Pinſel**. Und dann ſeh' ich nicht, warum das Land dem Miniſter nicht ſo gut Abgaben ſchuldig iſt, als dem Könige. Dieſer giebt ſeinen Namen her und jener die Kräfte.

82.

Eine ſolche Kleinigkeit, (wie die Demagogiſchen Umtriebe), muß nicht gerügt werden; ſie erregt nur Schrecken und Mißtrauen in einem ruhigen Lande. Wir haben nichts zu befürchten.

83.

Leider, ſind auch **Fürſten**
Gebunden und gedrängt. Sie wirken ſelten
Aus freier Ueberzeugung. Sorge, Furcht
Vor größerm Uebel, nöthigen Regenten
Die nützlich ungerechten Thaten ab.

84.

Wenn dir die **Menge**,
Bedeutend ſcheinen mag, ſo tadl' ich's nicht;
Sie iſt bedeutend, mehr noch aber ſind's

Die Wenigen, geſchaffen, dieſer Menge,
Durch Wirken, Bilden, Herrſchen, vorzuſtehn.
Berief hiezu den König die Geburt,
So ſind ihm ſeine nächſten Anverwandten
Geborne Räthe, die, mit ihm vereint,
Das Reich beſchützen und beglücken ſollten.
O! träte doch in dieſe Regionen,
Zum Rathe dieſer hohen Wächter, nie
Vermummte Zwietracht, leiſewirkend, ein.

85.

O, dieſe Zeit hat fürchterliche Zeichen!
Das Niedre ſchwillt, das Hohe ſenkt ſich nieder,
Als könnte Jeder nur am Platz des Andern
Befriedigung verworrner Wünſche finden.
Nur dann ſich glücklich fühlen, wenn Nichts mehr
Zu unterſcheiden wäre, wenn wir Alle,
Von einem Strom vermiſcht dahingeriſſen,
Im Ocean uns unbemerkt verlören.
O! laßt uns widerſtehen, laßt uns, tapfer,
Was uns und unſer Volk erhalten kann,
Mit doppelt neuvereinter Kraft erhalten!
Laßt endlich uns den alten Zwiſt vergeſſen,
Der Große gegen Große reizt, von innen
Das Schiff durchbohrt, das, gegen äußre Wellen,
Geſchloſſen kämpfend, nur ſich halten kann.

86.

Wenn Vaterland und Thron man untergräbt;
Wer ſoll ſich retten, wenn das Ganze ſtürzt?

87.

Wer ſpräche, vor der Majeſtät, getroſt
Von ſeinen Fehlern, wenn ſie nicht allein
Den Fehl in Recht und Glück verwandeln könnte.

88.

Geheimniſſe der Großen ſind belauſcht.

89.

Die Herzen dem Regenten zu erhalten,
Iſt jedes Wohlgeſinnten höchſte Pflicht;
Denn, wo er wankt, wankt das gemeine Weſen,
Und wenn er fällt, mit ihm ſtürzt Alles hin.

90.

Die Güte erregt oft Widerſtand.
Des Königs Milde ſollte Milde zeugen;
Des Königs Milde zeugt Verwegenheit.
Wie edel ihn auch die Natur gebildet,

Und ihn mit ſo viel Tugend ausgeſtattet;
Für Häuslichkeit, zum Regimente nicht,
Hat ſie ihn auf ſo hohen Platz geſtellt.
Vom alten Heldenſtamme grünt er auf;
Die Kraft entgeht vielleicht dem ſpäten Zweige.

91.

Ein Fürſt ſoll einzeln nicht erzogen werden,
Einſam lernt Niemand je ſich ſelbſt,
Noch wen'ger Andern gebieten.

92.

Der preiſe ſich glücklich, der von
Den Göttern dieſer Welt entfernt lebt.
Verehr' und fürcht' er ſie und danke ſtill,
Wenn ihre Hand gelind das Volk regiert.
Ihr Schmerz berührt ihn kaum und ihre Freude
Kann er unmäßig theilen.

93.

Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menſchen
In ihre Herzen tief zurück,
Und feſſelt dort ſie ein.
Der Anblick aber eines neuen Fürſten

Befreit die langgebundnen Wünſche,
Im Taumel dringen ſie hervor,
Genießen übermäßig, thöricht oder klug,
Des ſchwer entbehrten Athems.

94.

Ein König ſollte ſeiner kühnen Thaten
Mitſchuldig Niemand machen.
Was er, um Kron' und Reich ſich zu gewinnen
Und zu befeſtigen, thut,
Was ſich um Kron' und Reich zu thun wohl ziemen mag,
Iſt in dem Werkzeug niedriger Verrath.
Doch ja! Den lieben ſie und haſſen den Verräther.
Weh' ihm!
In einen Taumel treibt uns ihre Gunſt,
Und wir gewöhnen uns leicht zu vergeſſen,
Was wir der eignen Würde ſchuldig ſind,
Die Gnade ſcheinet ein ſo hoher Preis,
Daß wir den Werth von unſrem Selbſt
Zur Gegengabe viel zu wenig achten.
Wir fühlen uns, Geſellen einer That,
Die unſrer Seele fremd war;
Wir dünken uns Geſellen und ſind Knechte,
Von unſrem Rücken ſchwingt er ſich aufs Roß
Und raſch hinweg iſt der Reiter,

Zu ſeinem Ziel,
Eh' wir das ſorgenvolle Angeſicht
Vom Boden heben.

95.

Im Dunklen drängt das Künft'ge ſich heran,
Das künftig Nächſte ſelbſt, erſcheinet nicht
Dem offnen Blick der Sinne, des Verſtandes.
Wenn ich, beim Sonnenſchein, durch dieſe Straßen,
Bewundernd wandle, der Gebäude Pracht,
Die felſengleich gethürmten Maſſen ſchaue,
Der Plätze Kreis, der Kirchen edlen Bau,
Des Hafens maſterfüllten Raum betrachte;
Das ſcheint mir Alles für die Ewigkeit
Gegründet und geordnet; dieſe Menge
Gewerkſam Thätiger, die, hin und her,
In dieſen Räumen wogt, auch die verſpricht
Sich, unvertilgbar, ewig herzuſtellen;
Allein wenn dieſes große Bild, bei Nacht,
In meines Geiſtes Tiefen, ſich erneut,
Da ſtürmt ein Brauſen durch die düſtre Luft,
Der feſte Boden wankt, die Thürme ſchwanken,
Gefugte Steine löſen ſich herab,
Und ſo zerfällt in ungeformten Schutt
Die Prachterſcheinung. Wenig Lebendes
Durchklimmt, bekümmert, neuentſtandne Hügel

Und jede Trümmer deutet auf ein Grab.
Das Element zu bändigen, vermag
Ein tiefgebeugt, vermindert Volk nicht mehr,
Und, raſtlos wiederkehrend, füllt die Fluth,
Mit Sand und Schlamm, des Hafens Becken aus.

96.

Es lohnt ſich
Jeder ſelbſt, der ſich im ſtillen Hausraum
Wohl befleißigt übernomm'nen Tagwerks,
Freudig das Begonnene vollendet.
Gern und ehrenhaft mag er zu Andern
Oeffentlich ſich fügen, nützlich werden,
Nun dem Allgemeinen weislich rathend,
Wie er ſich berieth und ſeine Liebſten.
Alſo wer dem Hauſe trefflich vorſteht,
Bildet ſich und macht ſich werth, mit Andern,
Dem gemeinen Weſen vorzuſtehen.
Er iſt Patriot, und ſeine Tugend
Dringt hervor und bildet ihres gleichen,
Schließt ſich an die Reihen Gleichgeſinnter.
Jeder fühlt es, Jeder hat's erfahren:
Was dem Einen frommt, das frommet Allen.

97.

Was die Städte
Bauet, was die Staaten gründet:

Bürgerſinn iſt es, wozu Natur uns
Eingepflanzt, ſo Luſt als Kräfte.

98.

Auch ſchau' ich gern der Menſchenhände Werk,
Woher des Meiſters Hochgedanke ſtrahlt;
Und dieſer Pfeiler, dieſer Säulen Pracht.
Umwandl' ich ſinnend, wo ſich alles fügte,
Wo alles trägt und alles wird getragen!
So freut mich auch, zu ſehn ein edles Volk
Mit ſeinem Herrſcher, die im Einklang ſich
Zuſammenwirkend fügen, für den Tag
Ja für Jahrhunderte, wenn es gelingt.

99.

So riſſen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los.
Nun ſind wir Deutſche wiederum,
Nun ſind wir wieder groß.
So waren wir und ſind es auch
Das edelſte Geſchlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.

Und Fürſt und Volk und Volk und Fürſt
Sind alle friſch und neu!
Wie du dich nun empfinden wirſt,
Nach eignem Sinne, frei.
Wer dann das Innere begehrt
Der iſt ſchon groß und reich;
Zuſammen haltet euren Werth
Und euch iſt Niemand gleich.

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoſſ'nen Bluts,
Und freuet euch von Jahr zu Jahr,
Des Unſchätzbaren Guts.
Die große Stadt, am großen Tag,
Die ſollte unſer ſein!
Nach ungeheurem Doppelſchlag
Zum zweitenmal hinein.

Nun töne laut: der Herr iſt da,
Von Sternen glänzt die Nacht.
Er hat, damit uns Heil geſchah,
Geſtritten und gewacht.
Für alle die ihm angeſtammt,
Für uns war es gethan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

100.

Kein Volk in der Welt weiß ſich aufzuführen, und kein König zu regieren. Das iſt eben das Schlimmſte!

101.

Wenn Fürſten und Könige ſich und die ihrigen vor andern geringen Menſchen recht auszeichnen wollen, wählen ſie irgend einen Vogel, und tragen ihn mit Gold und Silber geſtickt auf der Bruſt. Ja, ſie ſchlagen ihn an vergoldete und diamantene Kreuze, (die größte Ehre, die Jemand widerfahren kann!) und tragen ihn in Knopflöchern ſchwebend am Buſen.

102.

Im Norden iſt jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung; überall ſeht ihr's aufgeſtellt, und wie vor einem Heiligen neigen ſich alle Völker, wenn er auch von dem ſchlechteſten Sudler gemahlt oder geſchnitzt iſt. Schwarz, die Krone auf dem Haupte, ſperrt er ſeinen Schnabel auseinander, ſtreckt eine rothe Zunge heraus, und zeigt ein Paar immer bereitwillige Krallen. So bewahrt er die Landſtraßen, iſt das Entſetzen aller Schleichhändler, Tabackskrämer und Deſerteure. Es wird Niemanden recht wohl, der ihn anſieht. — Und was ſoll ich erſt von dem zweiköpfigen ſagen?

103.

Es iſt eine rechte Noth, ſeitdem die *großen Herren* auf das *Incognito* gefallen ſind. Man weiß gar nicht mehr, woran man iſt. Sonſt wurden ſie Monate lang voraus angekündigt, und wenn ſie ſich näherten, war Alles in Bewegung; Couriers ſprengten herbei, man konnte ſich ſchicken und richten. Jetzo, eh' man ſich's verſieht, ſind ſie einem auf den Nacken.

104.

Ja, ja, der *Bürger* iſt wohl ſchlecht;
Allein, Ihr großen Herrn, Ihr habt wohl immer Recht!
Ihr wollt mit unſerm Gut nur nach Belieben ſchalten;
Ihr haltet kein Geſetz, und Andre ſollen's halten?
Das iſt ſehr Einerlei, Geluſt nach Fleiſch, nach Gold,
Seid ſelbſt nicht Hängens werth, wenn Ihr uns hängen wollt.

105.

Ja, ja, beim Glaſe Wein hört' ich wohl Manchen prahlen,
Er ließe Haut und Haar für meine Provinzialen;

Da lebt' die Freiheit hoch, war Jeder brav und kühn,
Und wenn der Morgen kam, ging eben Keiner hin.

Ach, es giebt Kerls genug, bei denen's immer ſprudelt;
Und wenn ſo Einen denn die Liebe weidlich hudelt,
So müßt's romanenhaft, ſogar erhaben ſtehn,
So, mit dem Kopf voran, in alle Welt zu gehn.

106.

Die Mächtigen ſollten nicht lügen, und die Gewaltigen ſich nicht verſtellen; aber die Götter geben auch den Ungerechten Gewalt, und gut Glück den Heimtückiſchen.

107.

Da giebt's ſolche politiſche alte Weiber, die weitläufige Korreſpondenzen haben, und immer etwas Neues brauchen, woher es auch komme, daß das Porto doch nicht ganz vergeblich ausgegeben wird. In der Welt iſt im Grunde des Guten ſo viel als des Böſen; weil aber Niemand leicht was Gutes entdeckt, dagegen Jedermann ſich einen großen Spaß macht, was Böſes zu erfinden und zu glauben, ſo giebts der für ſolche Klatſch-Baſen favorablen Neuigkeiten ſo viel.

108.

Dialog.

Schnaps. (vor einem Napfe mit Milch: pathetiſch.) Da ihr Bürger zuſammen noch wie reine Milch wart, fand ſich ein Tropfen wie der andre.

Märten. Das läßt ſich nicht läugnen.

Schnaps. Nun aber ſeid ihr ſauer geworden.

Märten. Die Bürger?

Schnaps. Ihr habt euch geſchieden.

Märten. Sieh doch!

Schnaps. Und ich finde die Reichen, die unter dem ſauren Rahm vorgeſtellt werden —

Märten. Das iſt ſchnakiſch!

Schnaps. Die Reichen ſchwimmen oben.

Märten. Die Reichen ſind der ſauere Rahm? Ha! ha!

Schnaps. Sie ſchwimmen oben! Das iſt nicht zu dulden.

Märten. Es iſt unleidlich!

Schnaps. Ich ſchöpfe ſie alſo ab. — (Er ſchöpft auf einen Teller.)

Märten. O weh! Nun geht's darüber her.

Schnaps. Und wie ich den Rahm abgehoben habe, find' ich die Schlippermilch.

Märten. Natürlich.

Schnaps. Die iſt auch nicht zu verachten.

Märten. Mich däucht.

Schnaps. Das iſt ſo der hübſche, wohlhabende Mittelſtand?

Märten. Die Schlippermilch der Mittelſtand? Was das für Einfälle ſind!

Schnaps. Davon nehme ich nach Gutdünken. (Er ſchöpft.)

Märten. Der verſteht's.

Schnaps. Nun rühre ich ſie mehr unter einander, (er rührt;) und lehre ſie, wie man ſich verträgt. —

Märten. Was ſoll's nun?

Schnaps. (ſteht auf und geht nach dem Schranke.) Nun ſehe ich mich in der Gegend um und finde — (er bringt ein großes Brod hervor,) einen Edelhof.

Märten. Das iſt ja ein Brod.

Schnaps. Die Edelleute haben immer die beſten Aecker in der Flur, drum werden ſie billig unter dem Brode vorgeſtellt.

Märten. Das ſoll auch dran?

Schnaps. Natürlich! Es muß alles gleich werden.

Märten. (bei Seite.) Hätte er nur den Säbel nicht anhängen! Das macht unſer Spiel verwünſcht ungleich.

Schnaps. Da wird nun auch das Nöthige abgeſchnitten, und —

Märten. Käme nur Görge!

Schnaps. Auf dem Reibeeiſen gerieben.

Märten. Gerieben?

Schnaps. Ja, um den Stolz, den Uebermuth zu demüthigen.

Märten. Ja! Ja!

Schnaps. Und wird ſodann unter das Uebrige gemiſcht und umgerührt.

Märten. Seid Ihr bald fertig?

Schnaps. (bedächtig.) Nun fehlen noch die *geiſtlichen Güter.*

Märten. Wo ſollen die herkommen?

Schnaps. Hier find' ich eine Zuckerſchachtel. (Er greift nach der, welche bei dem Kaffeezeuge ſteht.)

Märten. (fällt ihm in den Arm.) Laßt ſtehen! Rührt ſie nicht an! Röſe wiegt mir immer für die ganze Woche Zucker ab, damit muß ich reichen.

Schnaps. (an den Säbel greifend.) Bürger!

Märten. Geduld!

Schnaps. Die *geiſtlichen Herren* haben immer die ſchmackhafteſten, die ſüßeſten Beſitzthümer.—

Märten. Es muß ſie ja Jemand haben.

Schnaps. Und werden deshalb billig durch den Zucker repräſentirt. Der wird nun auch gerieben. —

Märten. Was fang' ich an?

Schnaps. Und drüber geſtreut.

Märten. (bei Seite.) Ich hoffe, du ſollſt mir das bezahlen. (ans Fenſter.) Horch! Kommt Görge wohl?

Schnaps. Und ſo iſt die ſauerſüße Milch der Freiheit und Gleichheit fertig!

109.

Mir fehlt es nur am rechten Mann,
Der all das guberniren kann.
Es geht mir alles durch einander,
Wie Mauſedreck und Coriander.

110.

Mit Deutſchheit ſich zu zieren jetzt,
Hat jeder ſein armes Wamms zerſchlitzt;
Sie ziehen die Hemdchen durch die Spalten,
Das giebt gar wunderreiche Falten;
Die Puffen ſtehn gut zu Geſicht;
Sie ſchonen ſogar der Höschen nicht;
Sie werden bald ihr Ziel erreichen,
Und deutſchen Betteljungen gleichen.

111.

Ein *Aufruhr*, angeflammt in wenig Augenblicken,
Iſt eben auch ſobald durch *Klugheit* zu erſticken:
Allein durch Noth und Geld nährt ſich Rebellion,
Vereint beſtürmen ſie, es wankt zuletzt der Thron.

112.

Und von dem niedern Volk, das in der Irre wandelt,
Wird Recht und Eigenthum, Amt, Rang und Glück verhandelt.

113.

Der *Jude* liebt das Geld, und fürchtet die Gefahr,
Er weiß mit leichter Müh', und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins, Geld aus dem Land zu tragen.

114.

Doch iſt das nicht allein; ſie haben einen *Glauben*,
Der ſie berechtiget, die Fremden zu berauben,
Und *der* Verwegenheit ſtehn andre Völker blos.

115.

Das alles ließe ſich vielleicht auch noch verſchmerzen;
Doch finden ſie durch Geld den Schlüſſel aller Herzen,
Und kein Geheimniß iſt vor ihnen wohl verwahrt;
Mit Jedem handeln ſie nach einer eignen Art.
Sie wiſſen Jedermann durch Borg und Tauſch zu faſſen;
Der kommt nie los, der ſich nur Einmal eingelaſſen.
Mit unſern Weibern auch, iſt es ein übel Spiel;
Sie haben niemals Geld und brauchen immer viel.

116.

Sie haben Stolz genug, doch ſtecken ſie in Schulden;
Es iſt ein Jeglicher in unſerm ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Iſrael verwandt,
Und dieſes ſchlaue Volk ſieht Einen Weg nur offen:
So lang' die Ordnung ſteht, ſo lang' hat's nichts zu hoffen.
Es nährt drum insgeheim den faſt gelöſchten Brand,
Und eh' wir's uns verſehn, ſo flammt das ganze Land.

117.

Du kennſt das Volk, das man die Juden nennt,
Das außer ſeinem Gott, nie einen Herrn erkennt.

Du gabſt ihm Raum und Ruh', ſich weit und breit zu mehren,
Und ſich nach ſeiner Art, in deinem Land zu nähren;
Du wurdeſt ſelbſt ihr Gott, als ihrer ſie verſtieß,
Und Stadt- und Tempels-Pracht in Flammen ſchwinden ließ;
Und doch verkennen ſie in dir den güt'gen Retter,
Verachten dein Geſetz, und ſpotten deiner Götter;
Daß ſelbſt dein Unterthan ihr Glück mit Neide ſieht,
Und zweifelt, ob er auch vor rechten Göttern knieet.

118.

Wer mag auch Nationen trauen!
Man habe noch ſo viel für ſie gethan;
Denn bei dem Volk, wie bei den Frauen,
Steht immerfort die Jugend oben an.

Jetzt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

119.

Die Völker gaffen, reden, wähnen viel,
Was wollen ſie denn anders als ein Spiel?

Verſtellt man ſich den einzig auf dem *Thron*?
Dort ſpielt ein Kind, und das verſtellt ſich ſchon.
Doch *ihm* geziemt's, ſo hoch hinauf geſtellt,
Des *Glücks-Gebieter* und die Luſt der Welt,
Sich immer ſelber gleich, da klar zu ſehn,
Wo Andre, dumpf, gedrückt, im Traume gehn.

120.

Mein Freund, ich lobe dich: Du ſprichſt nach deiner Pflicht;
Doch wie's ihr Andern ſeht, ſo ſieht's der König nicht.
Mir iſt es einerlei, wenn ſie die Pſalmen ſingen,
Wenn ſie nur ruhig ſind, und mir die Steuern bringen.

121.

Sie ſind gethan die *ungeheuren Thaten*,
Kein heißer Wunſch ruft ſie zurück,
Kein Wählen gilt, es frommt kein Rathen,
Zerſtoben iſt auf ewig alles Glück.
Von *Königen* ergießt auf ihre *Staaten*
Sich weit und breit ein tödtliches Geſchick.
Welch eine Horde muß ich vor mir ſehen?
Das Schreckliche geſchieht und wird geſchehen!

Der Nächſte ſtößt den Nächſten tückiſch nieder,
Und tückiſch wird zuletzt auch er beſiegt;
Denn, wie ein Schmied, im Feuer Glied an Glieder
Zur ehrnen, ungeheuren Kette fügt:
So ſchlingt an Greuel ſich ein Greuel wieder,
Durch Laſter wird die Laſterthat gerügt:
In Todesnebel, Höllenqualm und Grauſen,
Scheint die Verzweiflung nur allein zu hauſen.

Doch ſenkt ſich ſpät ein heiliges Verſchonen,
In der Beklemmung allzudichte Nacht,
Am holden Blick in höh're Regionen
Fühlt nun ſich jedes edle Herz erwacht.
Dort drängt's euch hin, dort hoffet ihr zu wohnen,
Auf einmal wird ein Himmel euch gebracht;
Vom Reinen läßt das Schickſal ſich verſöhnen,
Und alles löſ't ſich auf im Guten und im Schönen.

122.

Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten:
Wer Alles will, will ſich vor allem mächtig,
Indem er ſiegt, lehrt er die andern ſtreiten;
Bedenkend macht er ſeinen Feind bedächtig;
So wachſen Kraft und Liſt nach allen Seiten,
Der Weltkreis ruht von Ungeheuern trächtig,
Und der Geburten zahlenloſe Plage
Droht jeden Tag als mit dem jüngſten Tage.

123.

Wir denken nach, wie Sie hinweggezogen,
Der Eltern Luſt, die holde Friedensbraut;
Schon beugten ſich des Rheines edle Wogen,
Die beiden Ufer lächelten vertraut;
So freut die Erde ſich am Himmelsbogen
Von farbigen Juwelen aufgebaut,
Der, wenn er ſchon vor unſern Augen ſchwindet,
Den Frieden ſichert, den er angekündet.

Im neuen Reich empfängt Sie das Behagen
Von Millionen, die aus düſtrer Nacht
Aufſchauen wieder zu geſunden Tagen,
Zum feſten Leben abermals erwacht.
Ein Jeder fühlt ſein Herz geſichert ſchlagen
Und ſtaunet nun, denn Alles iſt vollbracht,
Die holde Braut in lebensreichem Scheine, —
Was Tauſende verwirrten, löſ't der Eine.

Worüber trüb Jahrhunderte geſonnen,
Er überſieht's im hellſten Geiſteslicht,
Das Kleinliche iſt alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Iſt jenem erſt das Ufer abgewonnen,
Daß ſich daran die ſtolze Woge bricht,
So tritt durch weiſen Schluß, durch Machtgefechte
Das feſte Land in alle ſeine Rechte.

Und wenn dem Helden alles zwar gelungen,
Den das Geſchick zum Günſtling auserwählt,
Und ihm vor allen Alles aufgedrungen,
Was die Geſchichte jemals aufgezählt,
Ja reichlicher, als Dichter je geſungen; —
Ihm hat bis jetzt das Höchſte noch gefehlt:
Nun ſteht das Reich, geſichert wie gegründet,
Nun fühlt er froh im Sohne ſich gegründet.

124.

Und daß auch dieſem eigne Hoheit gnüge,
Iſt Roma ſelbſt zur Wächterin beſtellt.
Die Göttin, hehr an ihres Königs Wiege,
Denkt abermal das Schickſal einer Welt.
Was ſind hier die Trophäen aller Siege?
Wo ſich der Vater in dem Sohn gefällt.
Zuſammen werden ſie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel ſchließen.

Sie, die zum Vorzug einſt als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu ſein,
Als Mutter, die den Sohn im Arme, pranget,
Befördre neuen, dauernden Verein;
Sie kläre, wenn die Welt im Düſtern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenſchein!
Uns ſei durch ſie dies letzte Glück beſchieden —
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden.

125.

Der ſogenannte Lazarone iſt nicht um ein Haar unthätiger, als alle übrige Klaſſen der Neapolitaner. Man würde aber auch bemerken, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um blos zu leben, ſondern um zu genießen, und daß ſie ſogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen; was dann wohl viel dazu beitragen mag, daß die Handwerker beinahe durchaus, gegen die nordiſchen Gegenden ſehr zurück ſind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß, außer Sachwaltern und Aerzten, in Verhältniß mit der großen Maſſe von Menſchen, wenig Gelehrſamkeit angetroffen wird, ſo verdiente Männer ſich auch im Einzelnen bemühen mögen; daß kein Mahler der neapolitaniſchen Schule jemals gründlich geweſen und groß geworden iſt; daß ſich die Geiſtlichen im Müſſiggange am wohlſten ſein laſſen, und daß auch die Großen ihre Güter meiſt nur in ſinnlichen Freuden, Pracht und Zerſtreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dies viel zu allgemein geſagt iſt, und daß die Charakterzüge jeder Claſſe nur erſt nach einer genauern Bekanntſchaft und Beobachtung rein gezogen werden können; allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf dieſe Reſultate treffen.

126.

Dadurch, daß der Nordländer zur Vorſorge, zur Einrichtung, von der Natur gezwungen wird; daß die Hausfrau einſalzen und räuchern muß, um die Küche im Winter zu verſorgen; daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh, nicht aus der Acht laſſen darf u. ſ. w., werden die ſchönſten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Einen großen Theil des Jahres entfernt man ſich gern aus der freien Luft, und verwahrt ſich in Häuſern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltſam folgen die Jahreszeiten aufeinander, und Jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es iſt hier gar nicht die Frage, ob er entbehren wollte? Er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu ſchaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben dieſe Natur-Wirkungen, welche ſich Jahrtauſende gleich bleiben, den Charakter der in ſo manchem Betracht ehrwürdigen nordiſchen Nationen beſtimmt. Dagegen beurtheilen wir die ſüdlichen Völker, mit welchen der Himmel ſo gelinde umgegangen iſt, aus unſerm Geſichtspunkte zu ſtrenge. Was Herr von Paw in ſeinen Recherches sur les Grecs, bei Gelegenheit, da er von den cyniſchen Philoſophen ſpricht, zu äußern wagt, paßt völlig hieher. Man mache ſich, glaubt er, von dem elenden Zuſtande ſolcher Menſchen nicht den richtigſten Begriff; ihren Grundſatz, alles zu entbehren, habe ein Klima ſehr begünſtigt, das Alles gewährt. Ein Armer, uns elend ſcheinender Menſch könne in den dortigen Gegenden die nöthigſten und nächſten Bedürfniſſe nicht allein befriedigen, ſondern die Welt aufs ſchönſte genießen; und eben ſo würde ein ſogenannter neapolitaniſcher Bettler die Stelle eines Vicekönigs in Norwegen leicht verſchmähen, und die Ehre ausſchlagen, wenn ihm die Kaiſerin von Rußland das Gouvernement von Siberien übertragen wollte.

127.

Soll doch nicht als ein Pilz der Menſch dem Boden entwachſen,
Und verfaulen geſchwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlaſſend von ſeiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hauſe doch gleich ſo deutlich, weß Sinnes der Herr ſei,
Wie man das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt,
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben

Unrath ſich häufet, und Unrath auf allen Gaſſen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge ſich rückt und nicht wieder geſetzt wird,
Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterſtützung erwartet: der Ort iſt übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnt ſich leicht der Bürger zu ſchmutzigem Saumſal;
Wie der Bettler ſich auch an lumpige Kleider gewöhnet.

128.

Wahrlich, wäre die Kraft der Deutſchen Jugend beiſammen,
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, ſie ſollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unſeren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!

129.

Wahrlich *unſere Zeit* vergleicht ſich den *ſeltenſten* Zeiten,
Die die Geſchichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer geſtern und heut' in dieſen Tagen gelebt hat,
Hat ſchon Jahre gelebt: ſo drängen ſich alle Geſchichten.

130.

Fürwahr! wenn das *Volk* in glücklichen Tagen dahin lebt,
Von der Erde ſich nährend, die weit und breit ſich aufthut,
Und die erwünſchten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht alles von ſelbſt, und Jeder iſt ſich der Klügſte,
Wie der Beſte; und ſo beſtehen ſie neben einander,
Und der vernünftigſte Mann iſt wie ein andrer gehalten;
Denn was alles geſchieht, geht ſtill, wie von ſelber, den Gang fort.
Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,

Reißt das Gebäude nieder, und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre ſie fort, durch ängſtliche Tage und Nächte;
Ach! da ſieht man ſich um, wer wohl der verſtändigſte Mann ſei,
Und er redet nicht mehr die herlichen Worte vergebens. —

131.

Denn wir haben das Bittre der ſämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die ſchönſte Hoffnung zerſtört ward.
Denn wer läugnet es wohl, das hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſei,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte Jeder, ſich ſelbſt zu leben; es ſchien ſich

Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,
Das der Müſſiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptſtadt der Welt, die es ſchon ſo lange geweſen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der erſten Verkünder der Botſchaft,
Namen den höchſten gleich, die unter die Sterne geſetzt ſind?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die Sprache?

Und wir waren zuerſt, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher, allein ſie ſchienen nur Freundſchaft zu bringen,
Und die brachten ſie auch, denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; ſie pflanzten mit Luſt die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine verſprechend, und jedem die eigne Regierung,

Hoch erfreute ſich da die Jugend, ſich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen ſie bald, die überwiegenden Franken,
Erſt der Männer Geiſt, mit feurigem, muntern Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber, mit unwiderſtehlicher Anmuth.
Leicht ſelbſt ſchien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umſchwebte vor unſern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.

O, wie froh iſt die Zeit, wenn mit der Braut ſich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünſchten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchſte,
Was der Menſch ſich denkt, als nah und erreichbar ſich zeigte.
Da war jedem die Zunge gelöſ't; es ſprachen die Greiſe,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Aber der Himmel trübte ſich bald. Um den Vortheil der Herrſchaft
Stritt ein verderbtes Geſchlecht, unwürdig das Gute zu ſchaffen.
Sie ermordeten ſich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und ſandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinſten die Kleinen;
Jeder ſchien nur beſorgt, es bleibe was übrig für morgen,
Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geſchrei, ſie waren die Herren des Tages.

Da fiel Kummer und Wuth auch ſelbſt ein gelaſſ'nes Gemüth an;
Jeder ſann nur und ſchwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verluſt der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete ſich das Glück auf die Seite der Deutſchen,
Und der Franke floh mit eiligen Märſchen zurücke.

Ach, da fühlten wir erſt das traurige Schickſal des Krieges!
Denn der Sieger iſt groß und gut; zum wenigſten ſcheint er's,
Und er ſchonet den Mann, den beſiegten, als wär' er der ſeine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet,
Aber der Flüchtige kennt kein Geſetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur ſchnell und ohne Rückſicht die Güter,
Dann iſt ſein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen,
Nichts iſt heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Luſt zum Entſetzen,
Ueberall ſieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten
Grauſam, freut ſich des Bluts, und freut ſich des heulenden Jammers.

Grimmig erhob ſich darauf in unſern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reſte.

Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blaſſen Geſicht und ſcheu unſicheren Blicke,
Raſtlos nun erklang das Getön' der ſtürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf,
Schnell verwandelte ſich des Feldbau's friedliche Rüſtung
Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Senſe.
Ohne Begnadigung fiel der Feind, und ohne Verſchonung;
Ueberall raſ'te die Wuth und die feige tückiſche Schwäche.
Möcht' ich den Menſchen doch nie in dieſer ſchnöden Verwirrung
Wiederſehn! Das wüthende Thier iſt ein beſſerer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er ſich ſelber regieren!
Losgebunden erſcheint, ſo bald die Schranken hinweg ſind,
Alles Böſe, das tief das Geſetz in die Winkel zurücktrieb.
Wollet Ihr aber zurück die traurigen Tagen durchſchauen,

Würdet Ihr ſelber geſtehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menſchen,
Daß er als Engel ſich zeig', erſcheine den Andern ein Schutzgott.

Lächelnd verſetzte darauf der alte würdige Richter;
Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauſes
Man den betrübten Beſitzer an Gold und Silber erinnert,
Das geſchmolzen im Schutt nun überblieben zerſtreut liegt.
Wenig iſt es fürwahr, doch auch das wenige köſtlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut ſich des Fundes,
Und ſo kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtniß,
Ja, ich will es nicht leugnen, ich ſah ſich Feinde verſöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich ſah auch der Freunde,

Sah der Eltern Lieb', und der Kinder, Unmögliches
wagen;
Sah, wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward;
ſah wie der Greis ſich
Wieder verjüngte, das Kind ſich ſelbſt als Jüngling
enthüllte.
Ja, und das ſchwache Geſchlecht, ſo wie es gewöhnlich
genannt wird,
Zeigte ſich tapfer und mächtig, und gegenwärtigen
Geiſtes.

132.

Ich weiß es, der Menſch ſoll
Immer ſtreben zum Beſſern; und, wie wir ſehen,
er ſtrebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigſten ſucht er das
Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben dieſen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Luſt, zu verharren im
Alter,
Und ſich deſſen zu freuen, was Jeder lange gewohnt
iſt.
Aller Zuſtand iſt gut, der natürlich iſt und vernünftig,

Vieles wünſcht ſich der Menſch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage ſind kurz, und beſchränkt der Sterblichen Schickſal.
Niemals tadl' ich den Mann, der immer, thätig und raſtlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emſig befährt und ſich des Gewinnes erfreuet,
Welcher ſich reichlich um ihn, und um die Seinen herum häuft;
Aber jener iſt auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehet,
Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebieten.
Nicht ſtreckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verſtandes.
Denn nur wenige Saamen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur verſteht er, mehrend zu ziehen,
Denn das Nützliche bleibt allein ſein ganzer Gedanke.

Glücklich, wem die Natur ein ſo geſtimmtes Gemüth gab!
Er ernähret uns Alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängſtlich den Landmann beſchränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren ſtets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzuſtreben gewohnt ſind, beſonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum ſolch' Jünglings ruhig Bemühen,
Und die Gattin, die einſt er, die gleichgeſinnte, ſich wählet.

133.

Alles bewegt ſich
Jetzt auf Erden einmal, es ſcheint ſich Alles zu trennen.
Grundgeſetze löſen ſich auf, der feſteſten Staaten,
Und es löſ't der Beſitz ſich los vom alten Beſitzer,
Freund ſich los von Freund; ſo löſ't ſich Liebe von Liebe.

134.

Nur ein Fremdling, ſagt man mit Recht, iſt der Menſch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals, iſt nun ein Jeder geworden,
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber ſchmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt ſich, als wollte die Welt, die geſtaltete, rückwärts
Löſen in Chaos und Nacht ſich auf, und neu ſich geſtalten.

135.

Nur der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin. —

Dies iſt unſer! So laßt uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.

136.

Und gedächte Jeder, wie ich, ſo ſtünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

137.

Willkühr bleibet ewig verhaßt den Göttern und Menſchen,
Wenn ſie in Thaten ſich zeigt, auch nur in Worten ſich kund giebt.

138.

Es bleibet verwerflich,
Auf der Erd' und im Himmel, wenn ſich der Genoſſe des Herrſchers

Zu den Widerſachern geſellt, geſchäh' es in Thaten,
Oder Worten; das Wort iſt nahenden Thaten ein Herold.

139.

Die allergierigſten Schälke
Werden erhoben, und Nutz und Gewinn bedenkt man alleine,
Recht und Weisheit ſtehen zurück. Es werden die Diener
Große Herren, das muß der Arme gewöhnlich entgelten.
Hat ein ſolcher Macht und Gewalt, ſo ſchlägt er nur blindlings
Unter die Leute, gedenket nicht mehr woher er gekommen;
Seinen Vortheil gedenkt er aus allem Spiele zu nehmen.
Um die Großen finden ſich viele von dieſem Gelichter,
Keine Bitte hören ſie an, wozu nicht die Gabe
Gleich ſich reichlich geſellt, und wenn ſie die Leute beſcheiden,
Heißt es: bringt nur! und bringt! zum erſten, zweiten und dritten.

140.

Der Eſel trage die Säcke,
Hebe Stroh zum Lager und finde Diſteln zur Nahrung.
Will man ihn anders behandeln, ſo bleibt es doch immer beim Alten.
Wo ein Eſel zur Herrſchaft gelangt, kann's wenig gedeihen.
Ihren Vortheil ſuchen ſie wohl, was kümmert ſie weiter?

141.

Es ſind gefährliche Zeiten!
Denn wie geht es von Oben herab? Man ſoll ja nicht reden;
Doch wir Andern merken darauf, und denken das unſre.

Raubt der König ja ſelbſt ſo gut als Einer, wir wiſſen's;
Was er ſelber nicht nimmt, das läßt er Bären und Wölfe
Holen, und glaubt, es geſchehe mit Recht; da findet ſich keiner,

Der ſich getrauet ihm die Wahrheit zu ſagen, ſo weit hinein iſt es
Böſe, kein Beichtiger, kein Kaplan; ſie ſchweigen! Warum das?
Sie genießen es mit, und wär' nur ein Rock zu gewinnen.
Komme dann einer und klage! Der haſchte mit gleichem Gewinne
Nach der Luft, er tödtet' die Zeit, und beſchäftigte beſſer
Sich mit neuem Erwerb. Denn fort iſt fort, und was einmal
Dir ein Mächtiger nimmt, das haſt du beſeſſen. Der Klage
Giebt man wenig Gehör und ſie ermüdet am Ende.
Unſer Herr iſt der Löwe, und Alles an ſich zu reißen
Hält er ſeiner Würde gemäß. Er nennt uns gewöhnlich
Seine Leute. Fürwahr, das unſre, ſcheint es, gehört ihm.

Der edle König, er liebt ſich
Ganz beſonders Leute, die bringen, und die nach der Weiſe,
Die er ſingt, zu tanzen verſtehn. Man ſieht es zu deutlich:

Daß der Wolf und der Bär zum Rathe wieder gelangen,
Schadet noch Manchem. Sie ſtehlen und rauben, es liebt ſie der König;
Jeglicher ſieht es und ſchweigt, er denkt an die Reihe zu kommen.
Mehr als vier befinden ſich ſo zur Seite des Herren,
Ausgezeichnet vor Allen, ſie ſind die größten am Hofe.
Nimmt ein armer Teufel, wie Reinecke, irgend ein Hühnchen;
Wollen ſie Alle gleich über ihn her, ihn ſuchen und fangen,
Und verdammen ihn laut mit Einer Stimme zum Tode,
Kleine Diebe hängt man ſo weg, es haben die großen,
Starken, Verſchonung, mögen das Land und die Schlöſſer verwalten.
Sehet, Oheim, bemerk' ich nun das und ſinne darüber,
Nun, ſo ſpielt' ich halt auch mein Spiel und denke darneben
Oefters bei mir: es muß ja wohl recht ſein; thun's doch ſo Viele!
Freilich regt ſich dann auch das Gewiſſen, und zeigt mir von ferne
Gottes Zorn und Gericht und läßt mich das Ende bedenken.

Ungerecht Gut, ſo klein es auch ſei, man muß es erſtatten.
Und da fühl' ich denn Reu' im Herzen; doch währt es nicht lange.
Ja, was hilft dich's der Beſte zu ſein? Es bleiben die Beſten
Doch nicht unberedet in dieſen Zeiten vom Volke.
Denn es weiß die Menge genau nach Allem zu forſchen,
Niemand vergeſſen ſie leicht, erfinden dieſes und jenes;
Wenig Gutes iſt in der Gemeine, und wirklich verdienen
Wenige drunter auch gute gerechte Herren zu haben.
Denn ſie ſingen und ſagen vom Böſen immer und immer;
Auch das Gute wiſſen ſie zwar von großen und kleinen
Herren, doch ſchweigt man davon und ſelten kommt es zur Sprache.
Doch das Schlimmſte find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menſchen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrſchen und richten.
Hielte doch jeder ſein Weib und ſeine Kinder in Ordnung,
Wüßte ſein trotzig Geſinde zu bändigen, könnte ſich ſtille,

Wenn die Thoren verſchwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie ſollte die Welt ſich verbeſſern? Es läßt ſich ein Jeder
Alles zu, und will mit Gewalt die Andern bezwingen,
Und ſo ſinken wir tiefer und immer tiefer in's Arge.
Afterreden, Lug und Verrath und Diebſtahl, und falſcher
Eidſchwur, Rauben und Morden, man hört nichts Andres erzählen.
Falſche Propheten und Heuchler betrügen ſchändlich die Menſchen.

Jeder lebt nur ſo hin! Und will man ſie treulich ermahnen,
Nehmen ſie's leicht und ſagen auch wohl: „Ei, wäre die Sünde
Groß und ſchwer, wie hier und dort uns manche Gelehrte
Predigen, würde der Pfaffe die Sünde ſelber vermeiden.“
Sie entſchuldigen ſich mit böſem Exempel, und gleichen
Gänzlich dem Affengeſchlecht, das nachzuahmen geboren,
Weil es nicht denket und wählt, empfindlichen Schaden erduldet.

Freilich ſollten die geiſtlichen Herrn ſich beſſer betragen!
Manches könnten ſie thun, wofern ſie es heimlich vollbrächten;
Aber ſie ſchonen uns nicht, uns andre Layen, und treiben
Alles, was ihnen beliebt, vor unſern Augen, als wären
Wir mit Blindheit geſchlagen; allein wir ſehen zu deutlich,
Ihre Gelübde gefallen den guten Herren ſo wenig,
Als ſie dem ſündigen Freunde der weltlichen Werke behagen.

Denn ſo haben über den Alpen die Pfaffen gewöhnlich
Eigens ein Liebchen; nicht Weniger ſind in dieſen Provinzen,
Die ſich ſündlich vergehn. Man will mir ſagen, ſie haben
Kinder, wie andre verehlichte Leute; und ſie zu verſorgen
Sind ſie eifrig bemüht und bringen ſie hoch in die Höhe.
Dieſe denken hernach nicht weiter, woher ſie gekommen,
Laſſen Niemand den Rang und gehen ſtolz und gerade,

Eben als wären ſie edlen Geſchlechts, und bleiben der Meinung,
Ihre Sache ſei richtig. So pflegte man aber vor dieſem
Pfaffenkinder ſo hoch nicht zu halten; nun heißen ſie alle
Herren und Frauen. Das Geld iſt freilich Alles vermögend!
Selten findet man fürſtliche Lande, worin nicht die Pfaffen
Zölle und Zinſen erhöben und Dörfer und Mühlen benutzten.
Dieſe verkehren die Welt, es lernt die Gemeine das Böſe;
Denn man ſieht, ſo hält es der Pfaffe, da ſündiget Jeder,
Und vom Guten leitet hinweg ein Blinder den Andern.
Ja, wer merkte denn wohl die guten Werke der frommen
Prieſter, und wie ſie die heilige Kirche mit gutem Exempel
Auferbauen? Wer lebt nur darnach? Man ſtärkt ſich im Böſen.
So geſchieht es im Volke, wie ſollte die Welt ſich verbeſſern?

Aber höret mich weiter. Iſt einer unächt geboren,
Sei er ruhig darüber, was kann er weiter zur Sache?
Denn ich meine nur ſo, verſteht mich; wird ſich ein ſolcher
Nur mit Demuth betragen und nicht durch eitles Benehmen
Andre reizen, ſo fällt es nicht auf, und hätte man Unrecht
Ueber dergleichen Leute zu reden. Es macht die Geburt uns
Weder edel noch gut, noch kann ſie zur Schande gereichen,
Aber Tugend und Laſter, ſie unterſcheiden die Menſchen.
Gute, gelehrte geiſtliche Männer, man hält ſie, wie billig,
Hoch in Ehren, doch geben die Böſen ein böſes Exempel,
Predigt ſo einer das Beſte, ſo ſagen doch endlich die Layen:
„Spricht er das Gute und thut er das Böſe, was ſoll man erwählen?"
Auch der Kirche thut er nichts Gutes, er prediget Jedem:
„Leget nur aus und bauet die Kirche; das rath' ich ihr Lieben,

Wollt ihr Gnade verdienen und Ablaß!" So ſchließt er die Rede,
Und er legt wohl wenig dazu, ja gar nichts, und fiele
Seinetwegen die Kirche zuſammen. So hält er denn weiter
Für die beſte Weiſe zu leben, ſich köſtlich zu kleiden,
Lecker zu eſſen. Und hat ſich ſo einer um weltliche Sachen
Uebermäßig bekümmert, wie will er beten und ſingen?
Gute Prieſter ſind täglich und ſtündlich im Dienſte des Herren
Fleißig begriffen, und üben das Gute; der heiligen Kirche
Sind ſie nütze; ſie wiſſen die Layen durch gutes Exempel
Auf dem Wege des Heils zur rechten Pforte zu leiten.

Aber ich kenne denn auch die Bekappten; ſie plärren und plappern
Immer zum Scheine ſo fort, und ſuchen immer die Reichen;
Wiſſen den Leuten zu ſchmeicheln und gehn am liebſten zu Gaſte,
Bittet man Einen, ſo kommt auch der Zweite; da finden ſich weiter

Noch zu dieſen Zwei oder Drei. Und wer in dem Kloſter
Gut zu ſchwätzen verſteht, der wird im Orden erhoben,
Wird zum Leſemeiſter, zum Cuſtos oder zum Prior.
Andere ſtehen bei Seite. Die Schüſſeln werden gar ungleich
Aufgetragen. Denn einige müſſen des Nachts in dem Chore
Singen, leſen, die Gräber umgehn; die Anderen haben
Guten Vortheil und eſſen die köſtlichen Biſſen.

Und Legaten des Papſts, die Aebte, Pröbſte, Prälaten,
Die Beginen und Nonnen, da wäre Vieles zu ſagen!
Ueberall heißt es: „gebt mir das Eure und laßt mir das Meine.“
Wenige finden ſich wahrlich, nicht ſieben, welche der Vorſchrift
Ihres Ordens gemäß ein heiliges Leben beweiſen,
Und ſo iſt der geiſtliche Stand gar ſchwach und gebrechlich.

142.

Es giebt keine beſſere Rolle bei den Großen, als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich betitelten Narren des Königs; niemals hat Jemand den Titel eines Weiſen des Königs getragen.

143.

Wenn ich nun auch zugebe, daß die genialiſchen Menſchen gewöhnlich ein wenig ſonderbar ſind, oder, wie das Sprüchwort ſagt, kein großer Geiſt ſich findet, ohne einen Gran von Narrheit, ſo läßt man die Genies doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden ſtets die Ehre des Volks ſein, bei dem ſie lebten. Früh oder ſpät errichtet man ihnen Statüen, und betrachtet ſie als Wohlthäter des Menſchengeſchlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Miniſter, der anders denkt, aber ich glaube, wenn die Lüge einen Augenblick nützen kann, ſo ſchadet ſie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nutzt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn ſie auch im Augenblicke ſchadet. Daher käm' ich in Verſuchung den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verſchreit, oder einer großen Wahrheit Eingang verſchafft, immer ein Weſen iſt, das unſere Verehrung verdient. Es kann geſchehen, daß dieſes Weſen ein Opfer des Vorurtheils und der Geſetze wird; aber es giebt zwei Arten Geſetze; die einen ſind unbedingt billig und allgemein, die andern wunderlich, nur durch Verblendung oder durch Nothwendigkeit der Umſtände beſtätigt. Dieſe bedecken den, der ſie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zurückgeworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates, oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von Beiden iſt nun der Entehrte? — Freilich kann mir hier ein Leſer einwenden:

„Das hilft ihm auch was rechts! Iſt er deswegen weniger verdammt worden? Iſt ſein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Bürger, und indem er ein ſchlechtes Geſetz verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der Guten angeregt? War er nicht ein kühner und wunderlicher Mann, und ſeid Ihr nicht ganz noch an einem Geſtändniß, das den Männern von Genie wenig günſtig iſt?“

Höret mich, lieber Leſer, eine Geſellſchaft ſollte keine ſchlechten Geſetze haben. Hätte ſie nur gute, ſie käme niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unauflöslich mit der Bosheit verbunden ſei, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor iſt öfter ein

Böſewicht, als ein Mann von Geiſt. Wäre nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung hart, rauh, ſchwer zu behandeln, unerträglich, wäre er auch ein Böſewicht, was wolltet Ihr daraus folgern? — Daß man ihn erſäufen ſollte?

144.

Ich war eines Tags an der Tafel eines königlichen Miniſters, der Verſtand für ein Dutzend hat. Er zeigte uns klar, ſo klar, wie zweimal zwei vier iſt, daß nichts den Völkern nützlicher ſei, als die Lüge, nichts aber ſchädlicher, als die Wahrheit. Ich beſinne mich nicht mehr auf ſeine Beweiſe; aber es folgte ſonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abſcheulich ſind, und daß man ein Kind, wenn es bei ſeiner Geburt ein Charakterzeichen dieſes gefährlichen Naturgeſchenks an der Stirne trüge, ſogleich erſticken oder ins Waſſer werfen ſollte.

145.

Menſchen muß es geben, Menſchen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie ſind's, die unſere Welt umgeſtalten, und nun iſt im Einzelnen die Thorheit ſo allgemein und mächtig, daß man ſie nicht ohne Händel verdrängt. Da macht ſich's nun zum Theil, wie ſich's die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's, wie es war. Daher kommen die zwei Evangelien, des Harlequins Rock! — — Nein! Die Wahrheit des Mönchs im Rabelais, das iſt die wahre Weisheit für unſre Ruhe und für die Ruhe der Andern. Seine Schuldigkeit thun, ſo gut es gehen will, denn die Menge iſt damit zufrieden. Das Uebel hier unten iſt immer von genialiſchen Menſchen hergekommen.

146.

Man kann nicht deutlicher ſehen, wie ungebildet in jedem Sinne die Menſchen ſind, als in Augenblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. Die bürgerliche Verfaſſung ſcheint wie ein Schiff zu ſein, das eine große Anzahl Menſchen, alte und junge, geſunde und kranke, über ein gefährliches Waſſer, auch ſelbſt zu Zeiten des Sturms, hinüber bringt; nur in dem Augenblicke wenn das Schiff ſcheitert, ſieht man wer ſchwimmen kann, und ſelbſt gute Schwimmer gehen unter ſolchen Umſtänden zu Grunde.

So ſahen wir meiſt die franzöſiſchen Ausgewanderten ihre Fehler und albernen Gewohnheiten mit ſich in der Irre herum führen und wunderten uns darüber. Doch wie den reiſenden Engländer der Theekeſſel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, ſo wird die übrige Maſſe der Menſchen von ſtolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigenſinn, Schiefheit im Urtheil, von der Luſt ihren Nebenmenſchen tückiſch etwas zu verſetzen, überall hinbegleitet. Der Leichtſinnige freut ſich der Flucht, wie einer Spazierfahrt und der Ungenügſame verlangt, daß ihm auch noch als Bettler alles zu Dienſten ſtehe. Wie ſelten daß uns die reine Tugend irgend eines Menſchen erſcheint, der wirklich für andere zu leben, für andere ſich aufzuopfern getrieben wird.

147.

Karl, der ſich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geſtändniß nicht zurück; daß er den franzöſiſchen Waffen alles Glück wünſche, und daß er jeden Deutſchen aufforderte, der alten Sclaverei ein Ende zu machen, daß er von der franzöſiſchen Nation überzeugt ſei, ſie werde die edlen Deutſchen, die ſich für ſie erklärt, zu ſchätzen wiſſen, als die ihrigen anſehen und behandeln, und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schickſale überlaſſen, ſondern ſie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es ſei lächerlich zu denken, daß die Franzoſen nur irgend einen Augenblick, bei einer Kapitulation oder ſonſt, für ſie ſorgen würden; vielmehr würden dieſe Leute gewiß in die Hände der Alliirten fallen, und er hoffte ſie alle gehangen zu ſehen.

Dieſe Drohung hielt Karl nicht aus und rief vielmehr: er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutſchland eine geſegnete Ernte finden und kein ſchuldiges Haupt verfehlen werde. Dazu fügte er einige ſehr ſtarke Vorwürfe, welche den Geheimerath perſönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

So muß ich denn wohl, ſagte der Geheimerath, mich aus einer Geſellſchaft entfernen, in der nichts, was ſonſt achtungswerth ſchien, mehr geehrt wird. Es thut mir leid, daß ich zum zweitenmale, und zwar durch einen Landsmann, vertrieben werde; aber ich ſehe wohl, daß von dieſen weniger Schonung als von den Neufranken zu erwarten iſt, und ich finde wieder die alte Warnung beſtätigt, daß es beſſer ſei, den Türken als den Renegaten in die Hände zu fallen.

148.

Es wäre thörigt, wenn ich das Intereſſe abzulenken gedächte, das Jedermann an den großen Weltbegebenheiten nimmt, deren Opfer wir leider ſelbſt ſchon geworden ſind. Ich kann die Geſinnungen nicht ändern, die bei einem Jeden nach ſeiner Denkweiſe entſtehen, ſich zu befeſtigen ſtreben; und es wäre eben ſo thöricht als grauſam, zu verlangen, daß er ſie nicht mittheilen ſollte.

149.

Das Wort Herrſchaft iſt Herrſchern ein ſo angenehmes Wort, und es klingt ſo vornehm, ſich ſelbſt beherrſchen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und möchten uns glaubend machen, es ſei wirklich in der Ausübung Ernſt damit; und wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben geſehen hätte, der auch nur in der geringſten Sache ſich zu beherrſchen im Stande geweſen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgültig iſt, dann ſtellen ſie ſich gewöhnlich ſehr ernſthaft, als ob ſie es mit Mühe entbehrten, und was ſie heftig wünſchen, wiſſen ſie ſich ſelbſt und Andern, als vortrefflich, nothwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzuſtellen. Ich wüßte auch nicht Einen, der auch nur der geringſten Entſagung fähig wäre.

150.

Viele hatten ſich von der blendenden Schönheit verführen laſſen, die unter dem Namen Freiheit ſich erſt heimlich, dann öffentlich ſo viele Anbeter zu verſchaffen wußte, und, ſo übel ſie auch die einen behandelte, von den andern mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenſchaft verblendet werden, ſo erging es auch dieſen. Sie wünſchen den Beſitz eines einzigen Gutes, und wähnen alles Uebrige dagegen entbehren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältniſſe ſcheinen in Nichts zu verſchwinden, indem das gewünſchte Gut zu Einem, zu Allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd, indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles Uebrige fremd macht.

151.

Wie kann man dieſe Menſchen aber geradezu verdammen? Freilich haben ſie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten Form ſich und anderen begünſtigten Menſchen zu nützen. Freilich haben ſie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes beſeſſen, und ſich darinne gepflegt; vielmehr haben ſie die Unbequemlichkeit der vernachläſſigten Theile eures Staatspalaſtes mehr empfunden, weil ſie ſelbſt ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten; ſie haben nicht, durch eine mechaniſch-erleichterte Geſchäftigkeit beſtochen, dasjenige für gut angeſehen, was ſie einmal zu thun gewohnt waren; freilich haben ſie nur im Stillen der Einſeitigkeit, der Unordnung, der Läſſigkeit, der Ungeſchicklichkeit zuſehen können, womit eure Staatsleute ſich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freilich haben ſie nur heimlich wünſchen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt ſein möchten! Und wer wird läugnen, daß unter ihnen nicht wenigſtens einige wohldenkende und tüchtige Männer ſich befinden, die, wenn ſie auch in dieſem Augenblicke das Beſte zu bewirken nicht im Stande ſind, doch durch ihre Vermittelung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten das Glück haben; und da man ſolche darunter zählt, wer wird ſie nicht bedauern, wenn der Augenblick nahet, der ſie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben ſoll.

Der Geheimerath ſcherzte darauf, mit einiger Bitterkeit, über junge Leute, die einen Gegenſtand zu idealiſiren geneigt ſeien; Karl ſchonte dagegen diejenigen nicht, welche nur nach alten Formen denken konnten, und was dahinein nicht paſſe, nothwendig verwerfen müßten.

152.

Stämme wollen gegen Stämme pochen,
Kann doch einer, was der andre kann!
Steckt doch Mark in jedem Knochen,
Und in jedem Hemde ſteckt ein Mann.

153.

Niemand muß herein rennen
Auch mit den beſten Gaben;
Sollen's die Deutſchen mit Dank erkennen,
So wollen ſie Zeit haben.

154.

Was die Franzoſen Tournure nennen, iſt eine zur Anmuth gemilderte Anmaßung. Man ſieht daraus, daß die Deutſchen keine Tournure haben können, ihre Anmaßung iſt hart und herb, ihre Anmuth blöd' und demüthig, das eine ſchließt das andere aus und ſind nicht zu verbinden.

155.

Keine Nation gewinnt ein Urtheil, als wenn ſie über ſich ſelbſt urtheilen kann. Zu dieſem großen Vortheil gelangt ſie aber ſehr ſpät.

156.

Gunſt, iſt das Symbol der Souveränität von ſchwachen Menſchen ausgeübt.

157.

Der eigentliche Obſcurantismus iſt nicht daß man die Ausbreitung des Wahren, Klaren, Nützlichen hindert, ſondern daß man das Falſche in Kurs bringt.

158.

Die Deutſchen ſind ein gut Geſchlecht;
Sie wollen immer nur, was recht.
Recht aber ſoll ihnen vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preiſen.

159.

Der Deutſche hat Freiheit der Geſinnung und daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geſchmacks- und Geiſtes-Freiheit fehlt.

160.

Das Bild eines Despoten, wenn es auch nur in der Luft ſchwebt, iſt edlen Menſchen ſchon fürchterlich.

161.

Lang bei Hofe, lang bei Höll!
„Dort wärmt ſich mancher gute Geſell!“
So wie ich bin, bin ich mein eigen;
Mir ſoll Niemand eine Gunſt erzeigen.
„Was willſt du dich der Gunſt denn ſchämen?
Willſt du ſie geben, mußt du ſie nehmen.“

Willſt du die Noth des Hofes ſchauen:
Da wo dich's juckt, darfſt du nur krauen!
„Wenn der Redner zum Volke ſpricht,
Da wo er kraut, da juckt's ihn nicht.“

Hat einer Knechtſchaft ſich erkoren,
Iſt gleich die Hälfte des Lebens verloren;
Ergeb' ſich was da will, ſo denk' er:
Die andere Hälft' geht auch zum Henker.
„Wer ſich in Fürſten weiß zu ſchicken,
Dem wird's heut' oder morgen glücken;
Wer ſich in den Pöbel zu ſchicken ſucht,
Der hat ſein ganzes Jahr verflucht.“

Wenn dir der Weizen bei Hofe blüht,
So denke nur, daß nichts geſchieht;
Und wenn du denkſt, du hätteſt's in der Scheuer;
Da iſt es eben nicht geheuer.
„Und blüht der Weizen, ſo reift er auch,
Das iſt immer ſo ein alter Brauch;
Und ſchlägt der Hagel die Erndte nieder,
Das andre Jahr trägt der Boden wieder.“

Wer ganz will ſein eigen ſein,
Schließe ſich ins Häuschen ein,
Geſelle ſich zu Frau und Kindern,
Genieße leichten Rebenmoſt
Und überdies frugale Koſt,
Und nichts wird ihn am Leben hindern.

„Du willſt dem Herrſcher dich entziehn?
So ſag', wohin willſt du denn fliehn?
O, nimm es nur nicht ſo genau!
Denn es beherrſcht dich deine Frau,
Und die beherrſcht ihr dummer Bube,
So biſt du Knecht in deiner Stube.“

162.

Hatten wir ihm das Procul a Jove, procul a fulmine gelten laſſen, doch aber bemerkt, daß beim Blitze nicht ſowohl vom Woher als vom Wohin die Rede ſei; ſo brachte er das alte Sprüchlein, mit großen Herren ſei nicht gut Kirſcheneſſen, auf die Bahn. Wir erwiederten, es ſei noch ſchlimmer, mit genäſchigen Leuten aus Einem Korbe ſpeiſen.

163.

Schon der republikaniſche Knabe gewöhnt ſich über das öffentliche Weſen zu denken und mitzuſprechen. In der erſten Blüthe ſeiner Tage ſieht ſich der Jüngling, als Zunftgenoſſe, bald in dem Falle, ſeine Stimme zu geben und zu verſagen. Will er gerecht und ſelbſtſtändig urtheilen, ſo muß er ſich von dem Werth ſeiner Mitbürger vor allen Dingen überzeugen, er muß ſie kennen lernen, er muß ſich nach ihren Geſinnungen, nach ihren Kräften umthun, und ſe, indem er Andere zu erforſchen trachtet, immer in ſeinen eignen Buſen zurückkehren.

164.

Der ruhige Bürger ſteht zu den großen Weltereigniſſen in einem wunderbaren Verhältniß. Schon aus der Ferne regen ſie ihn auf und beunruhigen ihn, und er kann ſich, ſelbſt wenn ſie ihn nicht berühren, eines Urtheils, einer Theilnahme nicht enthalten. Schnell ergreift er eine Parthei, nachdem ihn ſein Charakter oder äußere Anläſſe beſtimmen. Rücken ſo große Schickſale, ſo bedeutende Veränderungen näher, dann bleibt ihm bei manchen äußeren Unbequemlichkeiten noch immer jenes innere Mißbehagen; verdoppelt und ſchärft das Uebel meiſtentheils, und zerſtört das noch mögliche Gute. Dann hat er von Freunden und Feinden wirklich zu leiden, oft mehr von jenen, als von dieſen, und er weiß weder wie er ſeine Neigung, noch wie er ſeinen Vortheil wahren und erhalten ſoll.

165.

Das Wort Freiheit klingt ſo ſchön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrthum bezeichnete.

166.

Was mir in Mainz im Jahre 1792 beſonders auffiel, war, daß ein gewiſſer Freiheitsſinn, ein Streben nach Demokratie ſich auch in die hohen Stände verbreitet hatte; man ſchien nicht zu fühlen, was alles erſt zu verlieren ſei, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinns zu gelangen. Lafayette's und Mirabeau's Büſte, von Houdon ſehr natürlich und ähnlich gebildet, ſah ich hier göttlich verehrt; jenen wegen ſeiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, dieſen wegen Geiſteskraft und Rednergewalt. So ſeltſam ſchwankte ſchon die Geſinnung der Deutſchen. Einige waren ſelbſt in Paris geweſen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln ſehen und waren, leider nach Deutſcher Art und Weiſe, zur Nachahmung aufgeregt worden, und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer ſich in Furcht verwandelte.

167.

Das Bedürfniß der Unabhängigkeit entſpringt immer im Frieden, und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig iſt. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt ſo gut man kann, man fühlt ſich wohl phyſiſch und ökonomiſch verletzt, aber nicht moraliſch; der Zwang beſchämt Niemanden, und es iſt kein ſchimpflicher Dienſt, der Zeit zu dienen; man gewöhnt ſich, von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünſche und keine Geſinnungen. Im Frieden hingegen thut ſich der Freiheitsſinn der Menſchen immer mehr hervor, und je freier man iſt, deſto freier will man ſein. Man will nichts über ſich dulden; wir wollen nicht beengt ſein, Niemand ſoll beengt ſein, und dies zarte, zu kranke Gefühl erſcheint in ſchönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieſer Geiſt und Sinn zeigte ſich damals überall, und gerade da nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch dieſe von zufälligem Druck befreien, und ſo entſtand eine gewiſſe ſittliche Befehdung, Einmiſchung der Einzelnen ins Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabſehbar unglücklichen Folgen hinführte.

168.

Die Herren der Erde ſind es vorzüglich dadurch: daß ſie, wie im Kriege die Tapferſten und Entſchloſſenſten, ſo im Frieden die Weiſeſten und Gerechteſten um ſich verſammeln können.

Funfzehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen

über

Literatur, Sprache und Kritik.

Ideen über Literatur, Sprache und Kritik.

Xenien.

(Mit erklärenden Anmerkungen des Herausgebers.)

1.

Der äſthetiſche Thorſchreiber.

Halt Paſſagiere! Wer ſeid ihr? Weß Standes und Characteres?
Niemand paſſiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

2.

Xenien.

Diſtichen ſind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder.
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

3.

Viſitator.

Oeffnet die Koffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von franzöſiſchem Gut?

4.

Xenien.

Koffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr als zwei Taſchen
Tragen, und die, wie bekannt, ſind bei Poeten nicht ſchwer.

5.

Der Mann mit dem Klingelbeutel.

Messieurs! Es iſt der Gebrauch; wer dieſe Straße bereiſet,
Legt für die *Dummen* was, für die Gebrechlichen, ein.

6.

Helf Gott.

Das verwünſchte Gebettel! Es haben die vorderen Kutſchen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutſcher fahr' zu!

7.

Der Glückstopf.

Hier iſt Meſſe, geſchwind, packt aus und ſchmücket die Bude.
Kommt Autoren und zieht; jeder verſuche ſein Glück.

8.

Die Kunden.

Wenige Treffer ſind gewöhnlich in ſolchen Boutiquen,
Doch die Hoffnung treibt friſch und die Neugier herbei.

9.

Das Widerwärtige.

Dichter und Liebende ſchenken ſich ſelbſt, doch Speiſe voll Ekel!
Dringt die gemeine Natur ſich zum Genuſſe dir auf!

10.

Das Deſideratum. (Anm. Auf Viele, die ſich in unſeren Tagen Dichter und Kritiker nennen.)

Hätteſt du Phantaſie, und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Leſſing zu ſein!

11.

An einen gewiſſen moraliſchen Dichter. (Tiedge u. A.)

Ja der Menſch iſt ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergeſſen, und kam, ach wie gereut mich's! zu dir.

12.

Das Verbindungsmittel. (Auf Göthe ſelbſt?)

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

13.

Zur Tochter edler Herkunft. (Joh. Tim. Hermes.)

Töchtern edler Geburt iſt dieſes Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Luſt ſchnell ſich beſördert zu ſehn.

14.

Der Kunſtgriff. (Hermes.)

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Mahlet die Wolluſt — nur mahlet den Teufel dazu.

15.

Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenſchöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum ſchuf, gleich auch die Stöpſel erfand!

16.

Der Antiquar. (Graf Fr. Leop. Stollberg, Reiſe nach Italien.)

Was ein chriſtliches Auge nur ſieht, erblick' ich im Marmor:
Zevs und ſein ganzes Geſchlecht grämt ſich und fürchtet den Tod.

17.

Der Kenner. (Auf Denſelben.)

Alte Vaſen und Urnen! Das Zeug wohl könnt' ich entbehren;
Doch ein Majolica-Topf machte mich glücklich und reich.

18.

Erreurs & Verité. (Claudius.)

Irrthum wollteſt du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck!
Wahrheit, ſie war dir zu ſchwer; Irrthum, den brachteſt du fort!

19.

H. S. (Heinrich Stilling.)

Auf das empfindſame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur ſchlechte Geſellen daraus.

20.

Der Prophet. (Lavater.)

Schade daß die Natur nur Einen Menſchen aus dir ſchuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

21.

Das Amalgama. (Lavater.)

Alles miſcht die Natur ſo einzig und innig, doch hat ſie
Edel- und Schalkſinn hier, ach! nur zu innig vermiſcht.

22.

Der erhabene Stoff. (Lavaters Meſſias.)

Deine Muſe beſingt, wie Gott ſich der Menſchen erbarmte,
Aber iſt das Poeſie, daß er erbärmlich ſie fand?

23.

Belſatzer, ein Drama. (Graf Chriſtian Stollberg.)

König Belſatzer ſchmauſt in dem erſten Akte, der König
Schmauſt in dem zweiten, es ſchmauſt fort bis zu Ende der Fürſt.

24.

Gewiſſe Romanhelden. (Fr. Nikolai, dicker Mann.)

Ohne das mindeſte dem Pedanten zu nehmen, erſchufſt du,
Künſtler, wie keiner mehr iſt! einen vollendeten Geck.

25.

Pfarrer Cylenius. (Hermes.)

Still doch von deinen Paſtoren und ihrem Zoſenfranzöſiſch,
Auch von den Zoſen nichts mehr mit dem Paſtorenlatein.

26.

Jamben. (Jamben von Graf H. L. Stollberg.)

Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen und langen
Fuß, und ſo nennſt du mit Recht Jamben das hinkende Werk.

27.

Neueſte Schule. (Von Racknitz, über Zimmer-Verzierungen.)

Ehmals hatte man Einen Geſchmack. Nun giebt es Geſchmäcke,
Aber ſagt mir, wo ſitzt dieſer Geſchmäcke Geſchmack?

28.

An deutſche Bauluſtige. (Ebenfalls.)

Kamtſchadaliſch lehrt man euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch iſt manches bei euch ſchon kamtſchadaliſch genug.

29.

Affiche. (Die Xenien.)

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

30.

Zur Abwechslung. (Ebenfalls.)

Einige ſteigen als leuchtende Kugeln, und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur: ſpielend das Aug' zu erfreun.

31.

Manſo, von den Grazien.

Hexen laſſen ſich wohl durch ſchlechte Sprüche citiren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

32.

Taſſos Jeruſalem, von Demſelben.

Ein asphaltiſcher Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jeruſalem ſtand, das uns Torquato beſang.

33.

Die Kunſt zu lieben, von Demſelben.

Auch zum Lieben bedarfſt du der Kunſt? Unglücklicher Manſo,
Daß die *Natur* auch nichts, gar nichts für dich doch gethan!

34.

Der Schulmeiſter von Breslau. (Derſelbe.)

In langweiligen Verſen und abgeſchmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

35.

Amor, als Schulcollege. (Manſo.)

Was das Entſetzlichſte ſei von allen entſetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und loſe zu ſein.

36.

Der zweite Ovid. (Derſelbe.)

Armer Naſo, hätteſt du doch wie Manſo geſchrieben,
Nimmer, du guter Geſell, hätteſt du Tomi geſehn.

37.

Das Unverzeihliche. (Derſelbe.)

Alles kann mißlingen, wir können's ertragen, vergeben;
Nur nicht, was ſich beſtrebt, reizend und lieblich zu ſein.

38.

Proſaiſche Reimer. (Derſelbe.)

Wieland, wie reich iſt dein Geiſt! Das kann man nun erſt empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer dein Caput mortuum iſt.

39.

Jean Paul Richter.

Hielteſt du deinen Reichthum nur halb ſo zu Rathe, wie jener
Seine Armuth, du wärſt unſrer Bewunderung werth.

40.

An ſeinen Lobredner. (Recenſent des Heſperus in der Allgemeinen Literaturzeitung.)

Meinſt du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leiheſt?
Er bleibt klein wie zuvor, du haſt den Höcker davon.

41.

Feindlicher Einfall.

Fort ins Land der Philiſter, ihr Füchſe mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reiſe papierene Saat.

42.

Nekrolog. (Von Schlichtegroll.)

Unter allen, die von uns berichten, biſt du mir der liebſte,
Wer ſich lieſet in dir, lieſt dich zum Glücke nicht mehr.

43.

Bibliothek ſchöner Wiſſenſchaften. (Vom Magiſter Dyk.)

Jahre lang ſchöpfen wir ſchon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

44.

Dieſelbe.

Invaliden Poeten iſt dieſer Spittel geſtiftet.
Gicht und Waſſerſucht wird hier von der Schwindſucht gepflegt.

45.

Die neueſten Geſchmacksrichter. (Junge Recenſenten.)

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium ſchnell leſe gedruckt der Student!

46.

An Schwätzer und Schmierer.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen,
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

47.

Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns ſchon, doch immer heimlich und tückiſch;
Krieg verlangt ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.

48.

An gewiſſe Collegen.

Mögt ihr die ſchlechten Regenten mit ſtrengen Worten verfolgen,
Aber ſchmeichelt doch auch ſchlechten Autoren nicht mehr.

49.

An die Herren N. O. P.

Euch bedaur' ich am meiſten, ihr wähltet gerne das Gute,
Aber euch hat die Natur gänzlich das Urtheil verſagt.

50.

Der Commiſſarius des jüngſten Gerichts. (Stollberg's Reiſe nach Italien.)

Nach Calabrien reiſ't er, das Arſenal zu beſehen,
Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngſten Gericht.

51.

Kant und ſeine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher ſo viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

52.

J — b. (Profeſſor, jetzt Staatsrath, von Jakob in Halle.)

Steil wohl iſt er, der Weg zur Wahrheit, und ſchlüpfrig zu ſteigen,
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eſeln zurück.

53.

Analytiker. (Ebenfalls.)

Iſt denn die Wahrheit eine Zwiebel, von der man die Häute nur abſchält?
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.

54.

Der Geiſt und der Buchſtabe. (Ebenfalls.)

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen,
Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.

55.

Wiſſenſchaftliches Genie. (Prof. ꝛc. Jakob in Halle.)

Wird der Poet nur geboren? Der Philoſoph wird's nicht minder,
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geſchaut.

56.

Die bornirten Köpfe.

Etwas nützet ihr doch; die Vernunft vergißt des Verſtandes
Schranken ſo gern, und die ſtellet ihr reichlich uns dar.

57.

Bedientenpflicht.

Rein zuerſt ſei das Haus, in welchem die Königinn einzieht;
Friſch denn, die Stuben gefegt! Dafür, ihr Herrn, ſeid ihr da.

58.

Ungebühr.

Aber, erſcheint ſie ſelbſt, hinaus vor die Thüre, Geſinde!
Auf den Seſſel der Frau pflanze die Magd ſich nicht hin.

59.

Wiſſenſchaft.

Einem iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttinn; dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.

60.

An Kant.

Vornehm nennſt du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig;
Vornehm philoſophiret heißt wie Rotüre gedacht.

61.

Der kurzweilige Philoſoph. (Platner.)

Eine ſpaßhafte Weißheit docirt hier ein luſtiger Doctor,
Nur dem Namen nach Ernſt, und in dem luſtigſten Saal.

62.

Verfehlter Beruf. (Ebenfalls.)

Schade daß ein Talent hier auf dem Katheder verhallet,
Das auf höherm Gerüſt hätte zu glänzen verdient.

63.

Das philoſophiſche Geſpräch. (Platner.)

Einer, das höret man wohl, ſpricht nach dem andern, doch keiner
Mit dem andern; wer nennt zwei Monologen Geſpräch?

64.

Das Privilegum.

Dichter und Kinder, man giebt ſich mit beiden nur ab, um zu ſpielen;
Nun ſo erboßet euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.

65.

Literariſcher Zodiacus.

Jetzo, ihr Diſtichen, nehmt euch zuſammen, es thut ſich der Thierkreis
Grauend euch auf; mir nach, Kinder! wir müſſen hindurch.

66.

Zeichen des Widders. (Magiſter Dyk.)

Auf den Widder ſtoßt ihr zunächſt, den Führer der Schafe,
Aus dem Dykiſchen Pferch ſpringet er trotzig hervor.

67.

Zeichen des Stiers. (Von Jakob)

Neben an gleich empfängt euch ſein Namensbruder; mit ſtumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, ſtößt euch der Halliſche Ochs.

68.

Zeichen des Fuhrmanns. (Becker's Deutſcher Reichsanzeiger.)

Alſobald knallet in Gotha des Reiches würdiger Schwager;
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt doch vorbei.

69.

Zeichen der Zwillinge. (Die Grafen Stollberg.)

Kommt ihr den Zwillingen nah, ſo ſprecht nur: „Gelobet ſei J —
E — !“ „In Ewigkeit,“ giebt man zum Gruß euch zurück.

70.

Zeichen des Bären. (Allg. Deutſche Bibliothek.)

Nächſt daran ſtrecket der Bär zu Kiel die bleiernen Tatzen
Gegen euch aus, doch er fängt euch nur die Fliegen vom Kleid.

71.

Zeichen des Krebſes. (Ramler.)

Geht mir dem Krebs in Berlin aus dem Weg. Manch lyriſches Blümchen
Schwellend im üppigen Wuchs kneipte die Scheere zu Tod.

72.

Zeichen des Löwen. (Von Joh. H. Voß.)

Jetzo nehmt euch in Acht vor dem wackern Eutiniſchen Leuen,
Daß er mit griechiſchem Zahn euch nicht verwunde den Fuß.

73.

Zeichen der Jungfrau. (Wieland's Merkur.)

Bücket euch, wie ſichs geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar,
Schmollt ſie auch oft — wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

74.

Zeichen des Raben. (Von Schlichtegroll.)

Vor dem Raben nur ſehet euch vor, der hinter ihr krächzet,
Das Nekrologiſche Thier ſitzt auf Kadaver ſich nur.

75.

Locken der Berenice. (Salzburger Oberdeutſche Litteraturzeitung.)

Sehet auch, wie ihr in Salzburg den groben Fäuſten entſchlüpfet,
Die Berenicens Haar ſtriegeln mit eiſernem Kamm.

76.

Zeichen der Waage.

Jetzo wäre der Ort, daß ihr die Waage beträtet,
Aber dies Zeichen ward längſt ſchon am Himmel vermißt.

77.

Zeichen des Scorpions. (Capellmeiſter Reichardt.)

Aber nun kommt ein böſes Inſekt, aus Giebichenſtein her;
Schmeichelnd naht es: ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

78.

Ophiuchus. (Allg. Deutſche Bibliothek, die damals in Kiel erſchien.)

Drohend hält euch die Schlang' jetzt Ophiuchus entgegen;
Fürchtet ſie nicht, es iſt nur der getrocknete Balg.

79.

Zeichen des Schützen. (Hofrath Schütz, damals zu Jena, jetzt in Halle. Allg. Lit. Zeitung.)

Seid ihr da glücklich vorbei, ſo naht euch dem zielenden Hofrath
Schütz nur getroſt; er liebt und er verſteht auch den Spaß.

80.

Gans. (Leipziger und Gothaer Gelehrte Zeitung.)

Laßt ſodann ruhig die Gans in Leipzig und Gotha gagaken,
Die beißt keinen, es quält nur ihr Geſchnatter das Ohr.

81.

Zeichen des Steinbocks. (Nicolai.)

Im Vorbeigehn ſtutzt mir den alten Berliniſchen Steinbock,
Das verdrüßt ihn, ſo giebts etwas zu lachen fürs Volk.

82.

Zeichen des Pegaſus. (Eſchenburg.)

Aber ſeht ihr in Braunſchweig den Grad ad Parnassum, ſo bittet
Höflich ihm ab, daß ihr euch eigene Wege gewählt.

83.

Zeichen des Waſſermanns. (Adelung.)

Uebrigens haltet euch ja von dem Dresdner Waſſermann ferne,
Daß er nicht über euch her gieße den Elbſtrom aus.

84.

Eridanus. (Von Campe)

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waſchfrau,
Welche die Sprache des Teut ſäubert mit Lauge und Sand.

85.

Fiſche. (Von Blankenburg.)

Seht ihr in Leipzig die Fiſchlein, die ſich in Sulzers Ciſterne
Regen, ſo fangt euch zur Luſt einige Gründeln heraus.

86.

Der fliegende Fiſch. (Manſo.)

Reckt euch in Breslau der fliegende Fiſch, erwartet's geduldig,
In ſein wäßrigtes Reich zieht ihn Neptun bald hinab.

87.

Glück auf den Weg.

Manche Gefahren umringen euch noch, ich hab' ſie verſchwiegen,
Aber wir werden uns noch aller erinnern, — nur zu!

88.

Die Aufgabe. (Die Xenien.)

Wem die Verſe gehören? Ihr werdet es ſchwerlich errathen;
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!

89.

Das deutſche Reich.

Deutſchland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das Gelehrte beginnt, hört das Politiſche auf.

90.

Deutſcher National-Charakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutſche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menſchen euch aus.

91.

Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpſt über den duldenden Strom.

92.

Rhein und Moſel.

Schon ſo lang umarm' ich die lotharingiſche Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unſre Umarmung erfreut!

93.

Donau in Baiern.

Bacchus der luſtige führt mich und Komus der fette durch reiche
Triſten, aber verſchämt bleibet die Charis zurück.

94.

Donau in Oeſterreich.

Mich umwohnet mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken,
Immer iſt's Sonntag, es dreht immer am Heerd ſich der Spieß.

95.

Main.

Meine Burgen zerſallen zwar, doch getröſtet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geſchlecht.

96.

Saale.

Kurz iſt mein Lauf und begrüßt der Fürſten, der Völker ſo viele,
Aber die Fürſten ſind gut, aber die Völker ſind frei.

97.

Ilm.

Meine Ufer ſind arm, doch höret die leiſere Welle,
Führt der Strom ſie vorbei, manches unſterbliche Lied.

98.

Pleiße.

Flach iſt mein Ufer und ſeicht mein Bächlein, es ſchöpften zu durſtig,
Meine Poeten mich, meine Proſaiker aus.

99.

Elbe. (Adelung in Dresden.)

All' ihr andern, ihr ſprecht nur ein Kauderwelſch. Unter den Flüſſen
Deutſchlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, Deutſch.

100.

Spree.

Sprache gab mir einſt Ramler, und Stoff mein Cäſar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich ſchweige ſeitdem.

101.

Weſer.

Leider von mir iſt gar nichts zu ſagen, auch zu dem kleinſten
Epigramme, bedenkt! geb' ich der Muſe nicht Stoff.

102.

Geſundbrunnen zu ***. (Carlsbad.)

Seltſames Land! Hier haben die Flüſſe Geſchmack und die Quellen;
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verſpürt.

103.

Die Pegnitz bei Nürnberg.

Ganz hypochondriſch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es ſo hergebracht iſt.

104.

Die Geiſtlichen Flüſſe.

Unſer einer hats halter gut in geiſtlicher Herren
Ländern; ihr Joch iſt ſanft, und ihre Laſten ſind leicht.

105.

Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ſtröm' ich, das Erzſtift zu ſalzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

106.

Der anonyme Fluß. (Die Fulda.)

Faſtenſpeiſen dem Tiſch des frommen Biſchoffs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

107.

Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüſſe. Man ſieht's, ihr wißt euch ſo wenig
Zu beſcheiden, als einſt Diderots Schätzchen gethan.

108.

An den Leſer.

Lies uns nach Laune, nach Luſt, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geiſt, wie uns der böſe gezeugt.

109.

Gewiſſen Leſern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungeſalzen; verzeihet,
Daß dies Büchelchen uns überzuſalzen beliebt.

110.

Dialogen, aus dem Griechiſchen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Friedrich Stollberg,
Graf und Poet und Chriſt, dieſe Geſpräche verdeutſcht.

111.

Der Erſatz, aus dem Griechiſchen. (Von Fr. Stolberg.)

Als du die griechiſchen Götter geſchmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnaſſe; dafür gehſt du in's Himmelreich ein.

112.

Der moderne Halbgott. (Derſelbe.)

Chriſtlicher Herkules, du erſtickteſt ſo gerne die Rieſen,
Aber die heidniſche Brut ſteht, Herkuliſcus! noch feſt.

113.

Charis. (Von Ramdohr.)

Iſt dies die Frau des Künſtlers Vulkan? Sie ſpricht von dem Handwerk,
Wie es des Roturiers adliger Hälfte geziemt.

114.

Nachbildung der Natur.

Was nur Einer vermag, das ſollte nur Einer uns ſchildern,
Voß nur den Pfarrer, Iffland den Förſter allein.

115.

Nachäffer. (Der neueste ist der Buchhändler Eberhard in Halle mit seinem Hannchen und Küchlein. S. die Recension in Müllner's Hekate.)

Aber da meinen die Pfuscher, ein Jeder Schwarzrock und Grünrock
Sei auch an und für sich, unsrer Beschauung schon werth.

116.

Klingklang. (Stollberg.)

In der Dichtung hat er mit Worten herzlos geklingelt,
In der Philosophie treibt er es pfäffisch so fort.

117.

[illegible] (Derselbe.)

Nichts soll werden das Etwas, daß nichts sich zu Etwas gestalte!
Laßt das Etwas nur sein! Nie wird zu Etwas das Nichts.

118.

Aufmunterung.

Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Gesellen,
Lärmt, bis Jeglicher sich wundernd ans Fenster begiebt.

119.

Das Brüderpaar. (Die Stollberge.)

Als Centauren gingen ſie einſt durch poetiſche Wälder,
Aber das wilde Geſchlecht hat ſich geſchwinde bekehrt.

120.

K * *. (Kant.)

Höre den Tadler! Du kannſt, was er noch vermißt, dir erwerben,
Jenes, was nie ſich erwirbt, freue dich! gab dir Natur.

121.

An die Moraliſten.

Richtet den herrſchenden Stab auf leben und handeln, und laſſet
Amor'n, dem lieblichen Gott, doch mit der Muſe das Spiel!

122.

Der Leviathan und die Epigramme.

Fürchterlich biſt du im Kampf, nur brauchſt du etwas viel Waſſer,
Aber verſuch' es einmal, Fiſch! in den Lüften mit uns.

123.

Louiſe von Voß.

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Geſange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.

124.

Jupiters Kette. (Voß Iliade.)

Hingen auch alle Schmierer und Reimer ſich an dich, ſie ziehen
Dich nicht hinunter, doch du ziehſt ſie auch ſchwerlich hinauf.

125.

Aus einer der neueſten Epiſteln. (Von Nicolai in Petersburg.)

Klopſtock, der iſt mein Mann, der in neue Phraſen geſtoßen,
Was er im hölliſchen Pfuhl Hohes und Großes vernahm.

126.

Beckers Taſchenbuch.

Eine Collection von Gedichten? Eine Collecte
Nenn' es, der Armuth zu lieb und bei der Armuth gemacht.

127.

Ein deutſches Meiſterſtück. (Franz v. Kleiſt.)

Alles an dieſem Gedicht iſt vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus, das einzige nur fehlt noch, es iſt kein Gedicht.

128.

Unſchuldige Schwachheit.

Unſre Gedichte nur trifft dein Spott? o ſchätzet euch glücklich,
Daß das ſchlimmſte an euch eure Erdichtungen ſind.

129.

Das neueſte aus Rom. (Carſtens.)

Raum und Zeit hat man wirklich gemahlt; es ſteht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächſtens die Tugend uns tanzt.

130.

Deutſches Luſtſpiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge,
Leider helfen ſie nur ſelbſt zur Comödie nichts.

131.

Das Mährchen. (Göthe's Mährchen in den Horen 1795.)

Mehr als zwanzig Personen ſind in dem Mährchen geſchäftig,
Nun, und was machen ſie denn alle? Das Mährchen, mein Freund.

132.

Frivole Neugier. (Schillers Geiſterſeher.)

Das verlohnt ſich auch, den delphiſchen Gott zu bemühen,
Daß er dir ſage, mein Freund, wer der Armenier war.

133.

Beiſpielſammlung. (Eſchenburg.)

Nicht bloß Beiſpielſammlung, nein, ſelber ein warnendes Beiſpiel,
Wie man nimmermehr ſoll ſammeln für guten Geſchmack.

134.

Mit Erlaubniß. (Campe.)

Nimm's nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird! Verlangſt du
Das Vergnügen umſonſt, daß man den Nachbar vexirt?

135.

Der Sprachforſcher. (Campe.)

Anatomiren magſt du die Sprache, doch nur ihr Cadaver.
Geiſt und Leben entſchlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

136.

Geſchichte eines dicken Mannes. (Von Nicolai.) — Man ſehe die Recenſion davon in der N. deutſchen Bibliothek.

Dieſes Werk iſt durchaus nicht in Geſellſchaft zu leſen,
Da es, wie Recenſent rühmet, die Blähungen treibt.

137.

Anecdoten von Friedrich II. (Von Demſelben.)

Von dem unſterblichen Friedrich, dem Einzigen, handelt in dieſen
Blättern der zehnmalzehn tauſendſte ſterbliche Fritz.

138.

Literaturbriefe.

Auch Nicolai ſchrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben,
Mancher Gemeinplatz auch ſteht in dem trefflichen Werk.

139.

Gewiſſe Melodien. (Capellmeiſter Reichardt.)

Dies iſt Muſik für's Denken! So lang' man ſie hört, bleibt man eiskalt.
Vier, fünf Stunden darauf macht ſie erſt rechten Effekt.

140.

Ueberſchriften dazu. (Derſelbe.)

Froſtig und herzlos iſt der Geſang, doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen erſucht.

141.

Der böſe Geſell. (Derſelbe.)

Dichter, bitte die Muſen, vor ihm dein Lied zu bewahren,
Auch dein leichteſtes zieht nieder der ſchwere Geſang.

142.

Karl von Karlsberg. (Von Salzmann).

Was der berühmte Verfaſſer des menſchlichen Elends verdiene?
Sich in der Charité gratis verköſtigt zu ſehn.

143.

Schriften für Damen und Kinder.

„Bibliothek für das andere Geſchlecht, nebſt Fabeln für Kinder."
Alſo für Kinder nicht, nicht für das andre Geſchlecht.

144.

Dieſelbe.

Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man ſchriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind!

145.

Geſellſchaft von Sprachfreunden. (Die Herausgeber der Beiträge zur Ausbildung der deutſchen Sprache.)

O wie ſchätz' ich euch hoch! Ihr bürſtet ſorglich die Kleider
Unſrer Autoren, und, wem fliegt nicht ein Federgen an?

146.

Der Puriſt. (Campe.)

Sinnreich biſt du, die Sprache von fremden Wörtern zu ſäubern,
Nun ſo ſage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutſcht.

147.

Vernünftige Betrachtung.

Warum plagen wir einer den andern? Das Leben zerrinnet,
Und es verſammelt uns nur einmal wie heute die Zeit.

148.

An ***. (Böttiger.)

Gerne plagt ich auch dich, doch es will mir mit dir nicht gelingen,
Du biſt zum Ernſt mir zu leicht, biſt für den Scherz mir zu plump.

149.

An ***. (Derſelbe.)

Nein! Du erbitteſt mich nicht. Du hörteſt dich gerne verſpottet,
Hörteſt du dich nur genannt, darum verſchon' ich dich, Freund.

150.

Garve.

Hör' ich über Geduld dich edler Leidender reden,
O wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaßt.

151.

Auf gewiſſe Anfragen.

Ob dich der Genius ruft? Ob du dem Rufenden folgeſt?
Ja, wenn du mich fragſt — nein! Folge dem Rufenden nicht.

152.

Diſtinctionszeichen.

„Unbedeutend ſind doch auch manche von euren Gedichten!“
Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch Comma und Punkt.

153.

Die Addreſſen. (Der Xenien.)

Alles iſt nicht für alle, das wiſſen wir ſelber, doch nichts iſt
Ohne Beſtimmung, es nimmt jeder ſich ſelbſt ſein Paket.

154.

Schöpfung durch Feuer. (Alex. v. Humboldt.)

Arme baſaltiſche Säulen! Ihr ſolltet dem Feuer gehören,
Und doch ſah euch kein Menſch je aus dem Feuer entſtehen.

155.

Mineralogiſcher Patriotismus. (Alex. v. Humboldt.)

Jedermann ſchürfte bei ſich auch nach Baſalten und Lava,
Denn es klinget nicht ſchlecht: hier iſt Vulkaniſch Gebirg!

156.

Kurze Freude.

Endlich zog man ſie wieder in's alte Waſſer herunter,
Und es löſcht ſich nun bald dieſer entzündete Streit.

157.

Triumph der Schule. (Newton.)

Welch erhabner Gedanke! Uns lehrt der unſterbliche Meiſter,
Künſtlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt.

158.

Die Möglichkeit. (Derſelbe.)

Liegt der Irrthum nur erſt, wie ein Grundſtein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kömmt er an Tag.

159.

Wiederholung. (Newton.)

Hundertmal werd' ichs euch ſagen, und tauſendmal: Irrthum iſt Irrthum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinſte beging.

160.

Wer glaubts? (Göthe's Optik und Farbenlehre.)

Newton hat ſich geirrt? „Ja doppelt und dreifach?" Und wie denn?
„Lange ſteht es gedruckt, aber es lieſ't es kein Menſch."

161.

Der Welt Lauf. (Ebenfalls.)

Drucken fördert euch nicht, es unterdrückt euch die Schule;
Aber nicht immer, und dann geben ſie ſchweigend ſich drein.

162.

Hoffnung. (Desgleichen.)

Allen habt ihr die Ehre genommen, die gegen euch zeugten;
Aber dem Märtyrer kehrt ſpäte ſie doppelt zurück.

163.

Exempel. (Göthe's Optik ꝛc.)

Schon ein Irrlicht ſah ich verſchwinden, dich, Phlogiſton! Balde,
O, Newtoniſch Geſpenſt! folgſt du dem Brüderchen nach.

164.

Der letzte Märtyrer. (Desgleichen.)

Auch mich bratet ihr noch als Huß vielleicht, aber wahrhaftig!
Lange bleibet der Schwan, der es vollendet, nicht aus.

165.

Menſchlichkeiten.

Leidlich hat Newton geſehen, und falſch geſchloſſen; am Ende
Blieb er, ein Britte, verſtockt, ſchloß er, bewieß er ſo fort.

166.

Und abermals Menſchlichkeiten.

Seine Schüler hörten nun auf, zu ſehn und zu ſchließen.
Referirten getroſt, was er auch ſah und bewies.

167.

Der Widerſtand.

Ariſtokratiſch geſinnt iſt mancher Gelehrte, denn gleich iſts,
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht.

168.

Neueſte Farbentheorie von Wünſch.

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
So wird aus Gurkenſalat wirklich der Eſſig erzeugt!

169.

Das Mittel.

Warum ſagſt du uns das in Verſen? „Die Verſe ſind wirkſam,
Spricht man in Proſa zu euch, ſtopft ihr die Ohren euch zu.“

170.

Moraliſche Zwecke der Poeſie.

„Beſſern, beſſern ſoll uns der Dichter!“ So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn?

171.

Sections-Wuth. (Schlichtegroll.)

Lebend noch exenteriren ſie euch, und ſeid ihr geſtorben,
Paſſet im Nekrolog noch ein Proſector euch auf.

172.

Kritiſche Studien.

Schneidet, ſchneidet ihr Herrn, durch Schneiden lernet der Schüler,
Aber wehe dem Froſch, der euch den Schenkel muß leihn!

173.

Der aſtronomiſche Himmel.

So erhaben, ſo groß iſt, ſo weit entlegen der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeiſt fand auch bis dahin den Weg.

174.

Naturforſcher und Transſcendental-Philoſophen.

Feindſchaft ſei zwiſchen euch, noch kommt das Bündniß zu frühe,
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erſt die Wahrheit erkannt.

175.

An die voreiligen Verbindungsſtifter.

Jeder wandle für ſich, und wiſſe nichts von dem andern,
Wandeln nur beide gerad, finden ſich beide gewiß.

176.

Der treue Spiegel. (Wilhelm Meiſter.)

Reiner Bach, du entſtellſt nicht den Kieſel, du bringſt ihn dem Auge
Näher, ſo ſeh' ich die Welt, Göthe, wenn du ſie beſchreibſt.

177.

Nikolai. (Reiſe durch Deutſchland.)

Nikolai reiſet noch immer, noch lang' wird er reiſen,
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

178.

Des Wichtige. (Derſelbe.)

Seine Meinung ſagt er von ſeinem Jahrhundert, er ſagt ſie,
Nochmals ſagt er ſie laut, hat ſie geſagt, und geht ab.

179.

Der Plan des Werks. (Nikolai.)

Meine Reiſ' iſt ein Faden, an dem ich drei Luſtra die Deutſchen
Nützlich führe, ſo wie formlos die Form mir's gebeut.

180.

Formalphiloſophie. (Desgleichen.)

Allen Formen macht er den Krieg, er weiß wohl, zeitlebens
Hat er mit Müh' und Noth Stoff nur zuſammengeſchleppt.

181.

Der Todfeind.

Willſt du alles vertilgen, was deiner Natur nicht gemäß iſt,
Nikolai, zuerſt ſchwöre dem Schönen den Tod.

182.

Philoſophiſche Querköpfe.

Querkopf! ſchreiet ergrimmt in unſere Wälder Herr Nickel;
Leerkopf! ſchallt es darauf luſtig zum Walde heraus.

183.

Empiriſcher Querkopf. (Nikolai.)

Armer empiriſcher Teufel! du kennſt nicht einmal das Dumme
In dir ſelber, es iſt ach! a priori, ſo dumm.

184.

Der Quellenforſcher.

Nikolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch ſich nach der Quelle nicht um.

185.

Derſelbe. (Nikolai.)

Nichts kann er leiden, was groß iſt und mächtig; drum, herrliche Donau,
Spürt dir der Häſcher ſo lang' nach, bis er ſeicht dich ertappt.

186.

Nikolai's Reiſen, XI. Bd. S. 177.

A propos Tübingen! Dort ſind Mädchen, die tragen die Zöpfe
Lang geflochten, auch giebt dort man die Horen heraus.

187.

Der Glückliche. (Nikolai.)

Sehen möcht' ich dich Nickel, wenn du ein Späßchen erhaſcheſt,
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel beſiehſt.

188.

Verkehrte Wirkung. (Derſelbe.)

Rührt ſonſt einen der Schlag, ſo ſtockt die Zunge gewöhnlich;
Dieſer, ſo lange gelähmt, ſchwatzt nur geläufiger fort.

189.

Pfahl im Fleiſch. (Derſelbe.)

Nenne Leſſing nur nicht, der Gute hat Vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warſt du ein ſchrecklicher Dorn.

190.

Die Horen an Nikolai.

Unſere Reihen ſtörteſt du gern, doch werden wir wandeln,
Und du tappe denn auch, plumper Geſelle! ſo fort.

191.

Fichte und Er. (Nikolai.)

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du, auf leichtem Kahn, ſchwankeſt und Häringe fängſt.

192.

Briefe über äſthetiſche Bildung. (Derſelbe.)

Dunkel ſind ſie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o Nickel!
Aber die Deutlichkeit iſt wahrlich nicht Tugend an Dir!

193.

Modephiloſophie. (Derſelbe.)

Lächerlichſter, du nennſt das Mode, wenn immer von Neuem
Sich der menſchliche Geiſt ernſtlich nach Bildung beſtrebt.

194.

Das grobe Organ. (Derſelbe.)

Was du mit Händen nicht greifſt, das ſcheint dir Blinden ein Unding,
Und betaſteſt du was, gleich iſt das Ding auch beſchmutzt.

195.

Der Laſtträger. (Nikolai.)

Weil du Vieles geſchleppt und ſchleppſt und ſchleppen wirſt, meinſt du
Was ſich ſelber bewegt, könne vor dir nicht beſtehn.

196.

Die Waidtaſche. (Derſelbe.)

Regt ſich was, gleich ſchießt der Jäger; ihm ſcheinet die Schöpfung,
Wie lebendig ſie iſt, nur für den Schnappſack gemacht.

197.

Das Unentbehrliche. (Derſelbe.)

Könnte Menſchenverſtand doch ohne Vernunft nur beſtehen,
Nickel hätte fürwahr menſchlichſten Menſchenverſtand.

198.

Die Xenien. (Derſelbe.)

Was uns ärgert: du giebſt mit langen entſetzlichen Noten
Uns auch wieder heraus unter der Reiſerubrik.

199.

Lucri bonus odor. (Nikolai.)

Gröblich haben wir dich behandelt, das brauche zum Vortheil,
Und im zwölften Band ſchilt uns, da giebt es ein Blatt.

200.

Vorſatz.

Den Philiſter verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröliche Vers, der nur das Gute verehrt.

201.

(Neue Zeitſchriften. Capellmeiſter Reichardt.)

Frankreich faßt er mit einer, das arme Deutſchland gewaltig
Mit der andern, doch ſind beide papieren und leicht!

202.

Das Motto. (Derſelbe.)

Wahrheit ſag' ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit, verſteht ſich:
Meine Wahrheit; denn ſonſt iſt mir auch keine bekannt.

203.

Der Wächter Zions. (Capellmeiſter Reichardt.)

Meine Wahrheit beſtehet im Bellen, beſonders wenn irgend
Wohlgekleidet ein Mann ſich auf der Straße mir zeigt.

204.

Baalspfaffen. (Derſelbe.)

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb der Menſchen zum Beſſern!
Wahrlich du konnteſt dich nicht ſchlechter mit Prieſtern verſehn!

205.

Verdienſt.

Haſt du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutſchen,
Fritz Nikolai, ſehr viel haſt du dabei doch verdient.

206.

Umwälzung. (Capellmeiſter Reichardt.)

Nein, das iſt doch zu arg! Da läuft auch ſelbſt noch der Cantor
Von der Orgel, und ach! pfuſcht auf den Klaven des Staats.

207.

Der Halbvogel. (Capellmeiſter Reichardt.)

Fliegen möchte der Strauß, allein er rudert vergeblich,
Ungeſchickt rühret der Fuß immer den leidigen Sand.

208.

Der letzte Verſuch. (Derſelbe.)

Vieles haſt du geſchrieben, der Deutſche wollt' es nicht leſen;
Gehn die Journale nicht ab, dann iſt auch alles vorbei.

209.

Kunſtgriff. (Derſelbe.)

Schreib' die Journale nur anonym, ſo kannſt du mit vollen
Backen deine Muſik loben, es merkt es kein Menſch.

210.

Dem Großſprecher. (Derſelbe.)

Oefters nahmſt du das Maul ſo voll und konnteſt nicht wirken,
Auch jetzt wirkeſt du nichts, nimm nur das Maul nicht ſo voll.

211.

Mottos. (Capellmeiſter Reichardt.)

Setze nur immer Mottos auf deine Journale, ſie zeigen
Alle die Tugenden an, die man bei dir nicht bemerkt.

212.

Sein Handgriff. (Derſelbe.)

Auszuziehen verſteh' ich, und zu beſchmutzen die Schriften,
Dadurch mach' ich ſie mein, und ihr bezahlet ſie mir.

213.

Die Mitarbeiter. (Derſelbe.)

Wie ſie die Glieder verrenken, die Armen! Aber nach dieſer
Pfeife zu tanzen, es iſt auch, beim Apollo! kein Spaß.

214.

Unmögliche Vergeltung. (Derſelbe.)

Deine Collegen verſchreiſt und plünderſt du! Dich zu verſchreien
Iſt nicht nöthig, und nichts iſt auch zu plündern an dir.

215.

Das züchtige Herz. (Capellmeiſter Reichardt.)

Gern überlaſſen wir dir die moraliſche Delikateſſe,
Wenn du die zehen Gebot' nur ſo nothdürftig befolgſt.

216.

Abſcheu. (Derſelbe.)

Heuchler, ferne von mir! Beſonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubſt Falſchheit zu decken und Liſt.

217.

Der Hauſirer. (Kramer, von Kiel.)

Ja, das fehlte nun noch zu der Entwicklung der Sache,
Daß als Krämer ſich nun Kr**er nach Frankreich begiebt!

218.

Deutſchlands Revanche an Frankreich. (Derſelbe.)

Manchen Lakay ſchon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung,
Gut! Wir ſpediren euch hier Kr*** als Mann von Verdienſt.

219.

Der Patriot. (Kramer, Reichardt u. A.)

Daß Verfaſſung ſich überall bilde! Wie ſehr iſt's zu wünſchen,
Aber ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfaſſungen nicht!

220.

Die Hauptſache. (Dieſelben.)

Jedem Beſitzer das Seine! und jedem Regierer den Rechtsſinn,
Das iſt zu wünſchen, doch ihr, beides verſchafft ihr uns nicht.

221.

Anacharſis der Zweite. (Anacharſis Cloots u. Kramer.)

Anacharſis dem Erſten nahmt ihr den Kopf weg; der Zweite
Wandert nun *ohne* Kopf klüglich, Pariſer, zu euch.

222.

Hiſtoriſche Quellen. (Büſch und Ebeling in Hamburg.)

Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geſchiehet,
Ohren der Taube, du biſt, Deutſchland, vortrefflich bedient.

223.

Der Almanach als Bienenkorb. (Xenien.)

Lieblichen Honig geb' er dem Freund, doch nahet ſich täppiſch
Der Philiſter, um's Ohr ſauſ' ihm der ſtechende Schwarm!

224.

Etymologie.

Ominös iſt dein Name, er ſpricht dein ganzes Verdienſt aus,
Gerne verſchaffteſt du, ging' es, dem Pöbel den Sieg.

225.

Ausnahme. (Xenien.)

Warum tadelſt du manchen nicht öffentlich? Weil er ein Freund iſt.
Wie mein eignes Herz tadl' ich im Stillen den Freund.

226.

Die Inſekten. (Dieſelben.)

Warum ſchiltſt du die Einen ſo hundertfach? Weil das Geſchmeiße,
Rührt ſich der Wedel nicht ſtets, immer dich leckt und dich ſticht.

227.

Einladung. (Xenien.)

Glaubſt du denn nicht, man könnte die ſchwache Seite dir zeigen?
Thu' es mit Laune, mit Geiſt, Freund, und wir lachen zuerſt.

228.

Warnung. (Dieſelben.)

Unſrer liegen noch tauſend im Hinterhalt, daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.

229.

An die Philiſter.

Freut euch des Schmetterlings nicht! Der Böſewicht zeugt euch die Raupe,
Die euch den herrlichen Kohl, faſt aus der Schüſſel, verzehrt.

230.

Hausrecht.

Keinem Gärtner verdenk' ich's, daß er die Sperlinge ſcheuchet,
Doch nur Gärtner iſt er, jene gebar die Natur.

231.

Currus virum miratur inanes.

Wie ſie knallen, die Peitſchen! Hilf Himmel! Journale! Calender!
Wagen an Wagen! Wie viel Staub, und wie wenig Gepäck!

232.

Calender der Muſen und Grazien. (Von Schmidt in Werneuchen, dem auch Göthe's Gedicht: Muſen und Grazien in der Mark, gilt.)

Muſen und Grazien! oft habt ihr euch ſchrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie ſelbſt die Perücke gebracht.

233.

Taſchenbuch. (Wiener, Frankfurter und Mannheimer.)

Viele Läden und Häuſer ſind offen in ſüdlichen Ländern,
Und man ſieht das Gewerb, aber die Armuth zugleich.

234.

Voſſens Almanach.

Immer zu, du redlicher Voß! Beim neuen Calender
Nenne der Deutſche dich doch, der dich im Jahre vergißt.

235.

Schillers Almanach von 1796.

Du erhebeſt uns erſt zu Idealen, und ſtürzeſt
Gleich zur Natur uns zurück; glaubſt du, wir danken dir das?

236.

Das Paket.

Mit der Eule geſiegelt? Da kann **Minerva** nicht weit ſein!
Ich erbreche, da fällt **von** und **für Deutſchland** heraus.

237.

Das Journal Deutſchland. (Von Reichardt.)

Alles beginnt der Deutſche mit Feierlichkeit, und ſo zieht auch
Dieſem deutſchen Journal blaſend ein Spielmann voran.

238.

Reichsanzeiger. (Von Becker.)

Edles Organ, durch welches das deutſche Reich mit ſich ſelbſt ſpricht,!
Geiſtreich, wie es hinein ſchallet, ſo ſchallt es heraus.

239.

A. d. Ph. (Jakob, Annalen der Philoſophie.)

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutſchland,
Den auf ſchmutzigem Bock, Jakob, der Kutſcher, regiert.

240.

A. D. B. (Allg. Deutſche Bibliothek.)

Zehnmal geleſ'ne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei ſtumpfer und bleierner Witz.

241.

A. d. Z. (Archiv der Zeit.)

Auf dem Umſchlag ſieht man die Charitinnen, doch leider
Kehrt uns Aglaja den Theil, den ich nicht nennen darf, zu.

242.

Deutſche Monatsſchrift.

Deutſch in Künſten gewöhnlich heißt mittelmäßig! und biſt du
Deutſcher Monat, vielleicht auch ſo ein deutſches Produkt!

243.

G. d. Z. (Genius der Zeit, von A. Hennings.)

Dich, o Dämon! erwart' ich und deine herrſchenden Larven,
Aber im härenen Sack ſchleppt ſich ein Kobold dahin.

244.

Urania.

Deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf ſein Sudelgefäß Ewald, der frömmelnde, ſchreibt.

245.

Merkur.

Wieland zeigt ſich nur ſelten, doch ſucht man gern die Geſellſchaft,
Wo ſich Wieland auch nur ſelten, der Seltene, zeigt.

246.

Horen. Erſter Jahrgang.

Einige wandeln zu ernſt, die andern ſchreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publicum hält.

247.

Minerva. (Von Archenholz.)

Trocken biſt du und ernſt, doch immer die würdige Göttin,
Und ſo leiheſt du auch gerne den Namen dem Heft.

248.

Journal des Luxus und der Moden. (Von Bertuch.)

Du beſtrafeſt die Mode, du beſtrafeſt den Luxus, und beide
Weißt du zu fördern; du biſt ewig des Beifalls gewiß.

249.

Muſenalmanach, von Schiller.

Nun erwartet denn auch, für ſeine herzlichen Gaben,
Liebe Collegen, von euch unſer Calender den Dank.

250.

Der Wolfiſche Homer.

Sieben Städte zankten ſich drum, ihn geboren zu haben,
Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme ſich jede ihr Stück.

251.

M * * *. (Meiners.)

Weil du doch alles beſchreibſt, ſo beſchreib uns zu gutem Beſchluſſe
Auch die Maſchine noch, Freund, die dich ſo fertig bedient.

252.

Herr Leonhard * *. (Meiſter in Zürich.)

Deinen Namen leſ' ich auf zwanzig Schriften, und dennoch
Iſt es dein Name nur, Freund, den man in allen vermißt.

253.

Pantheon der Deutſchen.

Deutſchlands größte Männer und kleinſte ſind hier verſammelt,
Jene gaben den Stoff, dieſe die Worte des Buchs.

254.

Boruſſias. (Von Jeniſch.)

Sieben Jahre nur währte der Krieg, von welchem du ſingeſt?
Sieben Jahrhunderte, Freund, währt mir dein Heldengedicht.

255.

Guter Rath. (An Jeniſch.)

Accipe facundi Culicem, studiose, Maronis,
Ne, nugis positis, arma virumque canas.

256.

Reineke Fuchs.

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieſes geſungen?
Wie iſt das möglich? Der Stoff iſt ja von geſtern und heut.

257.

Menſchenhaß und Reue.

Menſchenhaß? Nein davon verſpürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt.

258.

Schinks Fauſt.

Fauſt hat ſich leider ſchon oft in Deutſchland dem Teufel ergeben,
Doch ſo proſaiſch noch nie ſchloß er den ſchrecklichen Bund.

259.

An Madame B** und ihre Schweſtern. (Mad. Böhmer, nachherige Schlegel, dann Schelling; Tochter von Michaelis in Göttingen.)

Jetzt noch biſt du Sibylle, bald wirſt du Parce, doch fürcht' ich,
Hört ihr alle zuletzt gräßlich als Furien auf.

260.

Almanſaris und Amanda.

Warum verzeiht mir Amanda den Scherz und Almanſaris tobet?
Jene iſt tugendhaft, Freund; dieſe beweiſet, ſie ſei's.

261.

B**. (Bernhardi.)

Wäre Natur und Genie von allen Menſchen verehret,
Sag, was bliebe, Phantaſt, denn für ein Publikum dir?

262.

Erholungen. (Von Becker.)

Daß ihr ſeht, wie genau wir den Titel des Buches erfüllen,
Wird zur Erholung hiemit euch die Vernichtung gereicht.

263.

Moderecenſion.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft, ſo biſt du fürwahr Krämern und Kindern ein Gott.

264.

Dem Zudringlichen. (Fr. Schlegel.)

Ein für allemal willſt du ein ewiges Leben mit ſchaffen?
Mach' im zeitlichen doch mir nicht die Weile ſo lang.

265.

Höchſter Zweck der Kunſt. (Stollberg.)

Schade für's ſchöne Talent des herrlichen Künſtlers! O hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Crucifix uns gemacht!

266.

Zum Geburtstage. (Wieland.)

Möge dein Lebensfaden ſich ſpinnen, wie in der Proſa
Dein Periode, bei dem leider die Lacheſis ſchläft.

267.

Unter vier Augen.

Viele rühmen, ſie habe Verſtand; ich glaub's für den einen,
Den ſie jedesmal liebt, hat ſie auch wirklich Verſtand.

268.

Charade. (Fülleborn.)

Nichts als dein Erſtes fehlt dir, ſo wäre dein Zweites genießbar;
Aber dein Ganzes, mein Freund, iſt ohne Salz und Geſchmack.

269.

Fragen in dem Reichsanzeiger. — (W. Meiſter betreffend.)

Zu was Ende die welſchen Namen für deutſche Perſonen?
Raubt es nicht allen Genuß an dem vortrefflichen Werk?

270.

Göſchen an die deutſchen Dichter.

Iſt nur erſt Wieland heraus, ſo kommt's an euch übrigen alle,
Und nach der Location! Habt nur einſtweilen Geduld!

271.

Verleger vom P** Schriften. (Platners Aphoriſmen. L'homme machine.)

Eine Maſchine beſitz' ich, die ſelber denkt, was ſie drucket,
Obengenanntes Werk zeig' ich zur Probe hier vor.

272.

Joſeph II. Dictum an die Buchhändler.

Einem Käſehandel verglich er eure Geſchäfte?
Wahrlich, der Kaiſer, man ſieht's, war auf dem Leipziger Markt.

273.

Preisfrage der Academie nützlicher Wiſſenſchaften.

Wie auf dem U fortan der theure Schnörkel zu ſparen? —
Auf die Antwort ſind dreißig Dukaten geſetzt.

274.

Akademiſcher Senat.

Jeder, ſiehſt du ihn einzeln, iſt leidlich klug und verſtändig,
Sind ſie in Corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

275.

Hörſäle auf gewiſſen Univerſitäten. (Göttingen.)

Prinzen und Grafen ſind hier von den übrigen Hörern geſondert,
Wohl! Denn trennte der Stand nirgends, er trennet doch hier!

276.

Der Virtuoſe.

Eine hohe Nobleſſe bedien' ich heut' mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige ſich hört.

277.

Sachen ſo geſucht werden.

Einen Bedienten wünſcht man zu haben, der leſerlich ſchreibet
Und orthographiſch, jedoch nichts in Bell-Lettres gethan.

278.

Franzöſiſche Luſtſpiele. (Von Dyk.)

Wir verſichern auf Ehre, daß wir einſt witzig geweſen,
Sind wir auch hier, wir geſtehn's, herzlich geſchmacklos und fad.

279.

Buchhändler-Anzeige.

Nichts iſt der Menſchheit ſo wichtig, als ihre Beſtimmung zu kennen;
Um zwölf Groſchen Courant wird ſie bei mir jetzt verkauft.

280.

Auction.

Da die Methaphyſik vor kurzem unbeerbt abging,
Werden die Dinge an ſich morgen sub hasta verkauft.

281.

Gottesurtheil.

Zwiſchen einem Göttinger und Berliner. (Karl Reinhard und Jeniſch.)

Oeffnet die Schranken! Bringet zwei Särge! Trompeten geblaſen!
Almanachsritter heraus gegen den Ritter vom Sporn!

282.

Sachen ſo geſtohlen worden. (Immanuel Kant ſpricht.)

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebiſch entwendet,
Leicht ſind ſie kenntlich, es ſteht ſauber mein I. K. darauf.

283.

Antwort auf obigen Avis.

Wenn nicht alles mich trügt, ſo hab' ich beſagte Begriffe
In Herrn Jakobs zu Hall, Schriften vor Kurzem geſehn.

284.

Schauſpielerin.

Furioſe Geliebten ſind meine Forcen im Schauſpiel,
Und in der Comödie glänz' ich als Brandteweinfrau.

285.

Profeſſor Historiarum.

Breiter wird immer die Welt und immer mehr Neues geſchiehet;
Ach! die Geſchichte wird ſtets länger, und kürzer das Brod!

286.

Recenſionen. (Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften.)

Sehet, wie artig der Froſch nicht hüpft! Doch find' ich die hintern
Füße um vieles zu lang, ſo wie die vordern zu kurz.

287.

Literariſcher Adreßcalender.

Jeder treibt ſein Handwerk, doch immer ſteh' es geſchrieben:
Dies iſt das Handwerk, und der treibt das Handwerk geſchickt.

288.

Neueſte Kritikproben. (Gebrüder Schlegel.)

Nicht viel fehlt dir, ein Meiſter nach meinen Begriffen zu heißen,
Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt phantaſirſt.

289.

Eine zweite. (Dieſelben.)

Lieblich und zart ſind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du biſt froſtig von Herzen und matt.

290.

Eine dritte. (Dieſelben.)

Du nur biſt mir der würdige Dichter! Es kommt dir auf eine
Plattitüde nicht an, nur um natürlich zu ſein.

291.

Schillers Würde der Frauen. (Gebrüder Schlegel)

Vorn herein lieſt ſich das Lied nicht zum beſten, ich leſ' es von hinten,
Strophe für Strophe, und ſo nimmt es ganz artig ſich aus.

292.

Pegaſus. (Dieſelben.)

Meine zarte Natur ſchokirt das grelle Gemälde,
Aber von Langbein gemahlt, mag ich den Teufel recht gern.

293.

Das ungleiche Verhältniß. (Dieſelben.)

Unſre Poeten ſind ſeicht, doch das Unglück ließ ſich vertuſchen,
Hätten die Kritiker nicht, ach! ſo entſetzlich viel Geiſt.

294.

Neugier. (Dieſelben.)

Etwas wünſcht' ich zu ſehn, ich wünſchte einmal von den Freunden
Die das Schwache ſo ſchnell finden, das Gute zu ſehn!

295.

Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger.

Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit.

296.

Böſe Zeiten. (Derſelbe.)

Philoſophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menſchenverſtand kommt man durch's Leben nicht mehr.

297.

Scandal.

Aus der Aeſthetik, wohin ſie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt ſie, den läſtigen Gaſt, in die Politik hinein.

298.

Das Publikum im Gedränge.

Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, ſo ſind wir
Platt, und geniren wir uns, nennt man es abgeſchmackt gar.

299.

Das goldene Alter.

Schöne Naivetät der Stubenmädchen in Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt zurück!

300.

Comödie.

Komm Comödie wieder, du ehrbare Wochenviſite,
Siegmund, du ſüßer Amant, Maſkarill, ſpaßhafter Knecht.

301.

Alte deutſche Tragödie.

Trauerſpiele voll Salz, voll epigrammatiſcher Nadeln,
Und du Menuettſchritt unſres geborgten Cothurns.

302.

Roman. (Feßler.)

Philoſophiſcher Roman, du Gliedermann, der ſo geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider ſich wehrt.

303.

Deutliche Proſa.

Alte Proſa, komm wieder, die alles ſo ehrlich herausſagt,
Was ſie denkt und gedacht, auch was der Leſer ſich denkt.

304.

Chorus.

Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach! und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit!

305.

Gelehrte Zeitungen.

Wie die Nummern des Lotto, ſo zieht man hier die Autoren,
Wie ſie kommen, nur daß niemand dabei was gewinnt.

306.

Die zwei Fieber. (Gebrüder Schlegel.)

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlaſſen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.

307.

Griechheit. (Gebrüder Schlegel.)

Griechheit, was war ſie? Verſtand und Maaß und Klarheit! Drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns ſprecht.

308.

Warnung. (Dieſelben.)

Eine würdige Sache verfechtet ihr, nur mit Verſtande
Bitt' ich, daß ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird!

309.

Uebertreibung und Einſeitigkeit. (Dieſelben.)

Daß der Deutſche doch alles zu einem Aeußerſten treibet,
Für Natur und Vernunft, ſelbſt für die nüchterne, ſchwärmt!

310.

Neueſte Behauptung. (Dieſelben.)

Völlig charakterlos iſt die Poeſie der Modernen,
Denn ſie verſtehen blos charakteriſtiſch zu ſein.

311.

Griechiſche und moderne Tragödie. (Fr. Schlegel, die Griechen und Römer.)

Unſre Tragödie ſpricht zum Verſtand, drum zerreißt ſie das Herz ſo,
Jene ſetzt in Affekt, darum beruhigt ſie ſo!

312.

Entgegengeſetzte Wirkung. (Desgl.)

Wir Modernen, wir gehn erſchüttert, gerührt aus dem Schauſpiel,
Mit erleichterter Bruſt hüpfte der Grieche heraus.

313.

Die höchſte Harmonie. (Desgl.)

Oedipus reißt die Augen ſich aus, Jokaſta erhenkt ſich,
Beide ſchuldlos; das Stück hat ſich harmoniſch gelöſt.

314.

Aufgelöſte Räthſel. (A. W. und Fr. Schlegel.)

Endlich iſt es heraus, warum uns Hamlet ſo anzieht,
Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.

315.

Gefährliche Nachfolge. (A. W. und Fr. Schlegel.)

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere kühnere Wahrheit
Laut zu ſagen, ſogleich ſtellt man ſie euch auf den Kopf.

316.

Geſchwindſchreiber. (Dieſelben.)

Was ſie geſtern gelernt, das wollen ſie heute ſchon lehren,
Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

317.

Die Sonntagskinder. (Dieſelben.)

Jahre lang bildet der Meiſter und kann ſich nimmer genung thun,
Dem genialen Geſchlecht wird es im Traume beſcheert!

318.

Xenien.

Muſe, wo führſt du uns hin? Was, gar zu den Manen hinunter?
Haſt du vergeſſen, daß wir nur Monodiſtichen ſind?

319.

Muſe.

Deſto beſſer! Geflügelt wie ihr, dünnleibig und luftig,
Seele mehr als Gebein, wiſcht ihr als Schatten hindurch.

320.

Acheronta movebo.

Hölle, jetzt nimm dich in Acht, es kommt ein Reiſebeſchreiber,
Und die Publicität deckt auch den Acheron auf.

321.

Sterilemque tibi Proserpina vaccam.

Hekate! Keuſche! dir ſchlacht' ich die Kunſt zu lieben von Manſo,
Jungfer noch iſt ſie, ſie hat nie was von Liebe gewußt.

322.

Elpänor. (Eulogius Schneider.)

Muß ich dich hier ſchon treffen, Elpänor? Du biſt mir gewaltig
Vorgelaufen! und wie? Gar mit gebrochnem Genick?

323.

Unglückliche Eilfertigkeit. (Eulogius Schneider.)

Ach, wie ſie Freiheit ſchrie'n und Gleichheit! Geſchwind wollt ich folgen,
Und weil die Trepp' mir zu lang dünkte, ſo ſprang ich vom Dach.

324.

Achilles. (Leſſing.)

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter,
Nun du todt biſt, ſo herrſcht über die Geiſter dein Geiſt.

325.

Troſt. (Derſelbe.)

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill. Es lebet dein Name
In der Bibliothek ſchöner Scientien hoch.

326.

Seine Antwort. (Derſelbe.)

Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermſten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänſegeſchlechts Führer ſein, wie du erzählſt.

327.

Frage. (Der alte deutſche Schauſpieldichter **Elias Schlegel** und ſeine Neffen A. W. und **Fr. Schlegel.**)

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Literatur beide noch walten und wie?

328.

Antwort.

Freilich walten ſie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das **Blaue** hinein.

329.

Frage. (Auf **Gleim.**)

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmeſt,
Ob er noch weit geehrt in den Calendern ſich lieſt?

330.

Antwort.

Ach! Ihm mangelt leider die ſpannende Kraft und die Schnelle,
Die einſt des Grenadiers herrliche Saiten belebt.

331.

Ajax. (Bürger, in Beziehung auf Schillers Recenſion ſeiner Gedichte.)

Ajax, Telamons Sohn! So mußteſt du ſelbſt nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Recenſion.

332.

Tantalus.

Jahre lang ſteh' ich ſo hier, zur Hippokrene gebücket,
Lechzend vor Durſt, doch der Quell, will ich ihn koſten, zerrinnt.

333.

Phlegyasque miserrimus omnes admonet. (Georg Forſter.)

O ich Thor! Ich raſender Thor! Und raſend ein Jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!

334.

Die dreifarbige Kokarde. (Derſelbe.)

Wer iſt der Wüthende da, der durch die Hölle ſo brüllet,
Und mit grimmiger Fauſt ſich die Kokarde zerzauſt?

335.

Agamemnon. (Klopſtock als franzöſiſcher Bürger.)

Bürger Odyſſeus! Wohl dir! Beſcheiden iſt deine Gemahlin,
Strickt dir die Strümpfe, und ſteckt keine drei Farben dir an!

136.

Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme.

Köpfe ſchaffet euch an, ihr Liebden! Thut es bei Zeiten!
Wer nicht hat, er verliert, auch was er hat, noch dazu!

337.

Siſyphus. (Kloß.)

Auch noch hier nicht zur Ruh, du Unglückſeliger! Noch immer
Rollſt du Bergauf wie einſt, da du regierteſt, den Stein!

338.

Sulzer.

Hüben über den Urnen! Wie anders iſt's als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt.

339.

Haller.

Ach! Wie ſchrumpfen allhier die dicken Bände zuſammen,
Einige werden belohnt, aber die meiſten verziehn.

340.

Moſes Mendelsſohn.

Ja! Du ſiehſt mich unſterblich! „Das haſt du uns ja in dem Phädon
Längſt bewieſen." — Mein Freund, freue dich, daß du es ſieh'ſt!

341.

Der junge Werther.

„Worauf lauerſt du hier?" — Ich erwarte den dummen Geſellen. (Nicolai)
Der ſich ſo abgeſchmackt über mein Leiden gefreut.

342.

L**. (Leſſing. Nicolai.)

„Edler Schatten, du zürnſt?" — Ja über den liebloſen Bruder,
Der mein modernd Gebein läſſet im Frieden nicht ruhn.

343.

Dioſcuren. (Die Stollberge.)

Einen wenigſtens hofft' ich von euch hier unten zu finden,
Aber beide ſeid ihr ſterblich, drum lebt ihr zugleich.

344.

Unvermuthete Zuſammenkunft. (Ramler.)

Sage Freund, wie find' ich denn dich in des Todes Behauſung,
Ließ ich doch friſch und geſund dich in Berlin noch zurück?

345.

Der Leichnam.

Ach, das iſt nur mein Leib, der in Almanachen noch umgeht,
Aber es ſchiffte ſchon längſt über den Lethe der Geiſt.

346.

Peregrinus Proteus.

Sieheſt du Wieland, ſo ſag' ihm: ich laſſe mich ſchönſtens bedanken,
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

347.

Lucian von Samoſata.

„Nun Freund, biſt du verſöhnt mit den Philoſophen? Du haſt ſie
Oben im Leben, das weiß Jupiter! tüchtig geneckt.“

348.

Geſtändniß.

Rede leiſer, mein Freund. Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geſchwätz oft auch die Klugen geplagt.

349.

Alcibiades. (Von Meißner.)

Kommſt du aus Deutſchland? Sieh mich doch an, ob ich wirklich ein ſolcher
Haſenfuß bin, als bei euch man in Gemählden mich zeigt?

350.

Martial.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräſente?
Ißt man denn, mit Vergunſt, ſpaniſchen Pfeffer bei euch?

351.

Xenien.

Nicht doch! Aber es ſchwächten die vielen wäßrigten Speiſen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.

352.

Rhapſoden. (Auf Wolf und deſſen Briefe an Heyne im Journal Deutſchland.)

Wer von euch iſt der Sänger der Ilias? Weil's ihm ſo gut ſchmeckt,
Iſt hier von Heynen ein Pack Göttinger Würſte für ihn.

353.

Viele Stimmen.

Mir her, ich ſang der Könige Zwiſt! Ich die Schlacht bei den Schiffen!
Mir die Würſte! Ich ſang, was auf dem Ida geſchah!

354.

Rechnungsfehler.

Friede! Zerreißt mich nur nicht! Die Würſte werden nicht reichen;
Der ſie ſchickte, er hat ſich nur auf Einen verſehn.

355.

Einer aus dem Chor; fängt an zu recitiren.

Wahrlich, nichts luſtiger weiß ich, als wenn die Tiſche recht voll ſind,
Von Gebacknem und Fleiſch, und wenn der Schenke nicht ſäumt." —

356.

Vorſchlag zur Güte.

Theilt euch wie Brüder! Es ſind der Würſte gerade zwei Dutzend,
Und wer Aſtyanax ſang, nehme noch dieſe von mir.

357.

Philoſophen.

Gut, daß ich euch, ihr Herren, in pleno beiſammen hier finde,
Denn das Eine, was Noth, treibt mich herunter zu euch.

358.

Ariſtoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund. Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle, und ſind längſt ſchon von Allem belehrt.

359.

Dringend.

Deſto beſſer! So gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Leibe,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

360.

Einer aus dem Haufen.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin ſo bin ich.
Iſt das Eine nur wahr, iſt es das Andre gewiß.

361.

Ich.

Denk' ich, ſo bin ich! Wohl! Doch wer wird immer auch denken?
Oft ſchon war ich, und hab' wirklich an gar nichts gedacht!

362.

Ein Zweiter.

Weil es Dinge doch giebt, ſo giebt es ein Ding aller Dinge,
In dem Ding aller Ding' ſchwimmen wir, wie wir ſo ſind.

363.

Ein Dritter.

Ins das Gegentheil ſprech' ich. Es giebt kein Ding als mich ſelber!
Alles andre, in mir ſteigt es als Blaſe nur auf.

364.

Ein Vierter.

Zweierlei Dinge laß' ich paſſiren, die Welt und die Seele,
Keins weiß vom andern und doch deuten ſie beide auf Eins.

365.

Ein Fünfter.

Von dem Ding' weiß ich nichts, und weiß auch nichts von der Seele,
Beide erſcheinen mir nur, aber ſie ſind doch kein Schein.

366.

Ein Sechſter.

Ich bin ich, und ſetze mich ſelbſt, und ſetz' ich mich ſelber
Als nicht geſetzt, nun gut! ſetz' ich ein Nicht-Ich dazu.

367.

Ein Siebenter.

Vorſtellung wenigſtens iſt; ein Vorgeſtelltes iſt alſo,
Ein Vorſtellendes auch, macht, mit der Vorſtellung, drei!

368.

Ich.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen,
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was ſetzt!

369.

Ein Achter.

Auf theoretiſchem Feld' iſt weiter nichts mehr zu finden,
Aber der praktiſche Satz gilt doch: Du kannſt, denn du ſollſt!

370.

Ich.

Dacht' ich's doch! Wiſſen ſie nichts Vernünftiges mehr zu erwiedern,
Schieben ſie's einem geſchwind in das Gewiſſen hinein.

371.

David Hume.

Rede nicht mit dem Volk, der **Kant** hat ſie alle verwirret,
Mich frag', ich bin mir ſelbſt auch in der Hölle noch gleich.

372.

Rechtsfrage.

Jahre lang ſchon bedien' ich mich meiner Naſe zum Riechen,
Hab' ich denn wirklich an ſie auch ein erweiſliches Recht?

373.

Puffendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die Erſte Poſſeſſion ſcheint
Für dich zu ſprechen, und ſo brauche ſie immerhin fort.

374.

Gewiſſensſcrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und ſo wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

375.

Deciſum.

Da iſt kein anderer Rath, du mußt ſuchen, ſie zu verachten,
Und mit Abſcheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

376.

Herkules. (Shakſpeare.)

Endlich erblickt' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine
Ueberſetzung! Er ſelbſt leider war nicht mehr zu ſehn.

377.

Herakliden.

Rings um ſchrie, wie Vögelgeſchrei, das Geſchrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

378.

„Pure Manier."

Schauerlich ſtand das Ungethüm da. Geſpannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beſtändig das Herz.

379.

Er.

Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wageſt du jetzo,
Zu den Verſtorbenen ſelbſt niederzuſteigen, ins Grab!

380.

Ich.

Wegen Tireſias mußt ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den guten Geſchmack fände, der nicht mehr zu ſehn.

381.

Er.

Glauben ſie nicht der Natur und den alten Griechen, ſo holſt du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.

382.

Ich.

O die Natur, die zeigt auf unſern Bühnen ſich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

383.

Er.

Wie? So iſt wirklich bei euch der alte Kothurnus zu ſehen,
Den zu holen ich ſelbſt ſtieg in des Tartarus Nacht?

384.

Ich.

Nichts mehr von dieſem tragiſchen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharniſchter Geiſt über die Bretter hinweg.

385.

Er.

Auch gut! Philoſophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der ſchwarze Affekt.

386.

Ich.

Ja, ein derber und trockner Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.

387.

Er.

Alſo ſieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernſten Gang, welchen Melpomene geht?

388.

Ich.

Keines von beiden! Uns kann nur das chriſtlichmoraliſche rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich iſt.

389.

Er.

Was? Es dürfte kein Cäſar auf euren Bühnen ſich zeigen,
Kein Anton, kein Oreſt, keine Andromacha mehr?

390.

Ich.

Nichts! Man ſiehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretairs oder Huſarenmajors.

391.

Er.

Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieſer Misère
Großes begegnen, was kann Großes denn durch ſie geſchehn?

392.

Ich.

Was? Sie machen Kabale, ſie leihen auf Pfänder, ſie ſtecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

393.

Er.

Woher nehmt ihr denn aber das große gigantiſche Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt?

394.

Ich.

Das ſind Grillen! Uns ſelbſt und unſre guten Bekannten,
Unſern Jammer und Noth ſuchen und finden wir hier.

395.

Er.

Aber das habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe,
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?

396.

Ich.

Nimms nicht übel, mein Heros. Das iſt ein verſchiedener Caſus,
Das Geſchick, das iſt blind, und der Poet iſt gerecht.

397.

Er.

Alſo eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?

398.

Ich.

Der Poet iſt der Wirth und der letzte Actus die Zeche;
Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch. (Kotzebue.)

399.

Muſe zu den Xenien.

Aber jetzt rath' ich euch, geht, ſonſt kommt noch gar der Gorgona
Fratze oder ein Band Oden von **Haſchka** hervor.

400.

An die Freier.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch Alle;
Hier iſt der **Bogen** und hier iſt zu dem Ringen der **Platz**!

401.

Deutſcher Parnaß.

Unter dieſen
Lorbeerbüſchen,
Auf den Wieſen,
An den friſchen
Waſſerfällen,
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und ſo haben
Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,

Hehre Muſen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnaſſes mich erquicket,
Und das keuſche, reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigall umkreiſet
Mich mit dem beſcheidnen Flügel.
Hier in Büſchen, dort auf Bäumen,
Ruft ſie die verwandte Menge,
Und die himmliſchen Geſänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächſt die Fülle
Der geſellig edlen Triebe,
Nährt ſich Freundſchaft, keimet Liebe,
Und Apoll belebt die Stille
Seiner Thäler, ſeiner Höhen;
Süße laue Lüfte wehen.
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen,
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieſer kommt mit munterm Weſen
Und mit offnem, heitrem Blicke;
Dieſen ſeh' ich ernſter wandeln;

Und ein Andrer, kaum geneſen,
Ruft die alte Kraft zurücke;
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben,
Ruh' und Luſt und Harmonien
Und ein kräftig rein Beſtreben.

Auf, ihr Brüder,
Ehrt die Lieder!
Sie ſind gleich den guten Thaten.
Wer kann beſſer als der Sänger
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut, ſo wirkſt du länger
Als es Menſchen ſonſt vermögen.

Ja! ich höre ſie von weiten:
Ja! ſie greifen in die Saiten,
Mit gewalt'gen Götterſchlägen
Rufen ſie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,
Wie ſie ſingen, wie ſie dichten,
Zum erhabenſten Geſchäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Auch die holden Phantaſieen
Blühen
Rings umher auf allen Zweigen;
Die ſie balde,
Wie im holden Zauberwalde
Voller goldnen Früchte beugen.

Was wir fühlen, was wir ſchauen
In dem Land der höchſten Wonne,
Dieſer Boden, dieſe Sonne,
Locket auch die beſten Frauen;
Und der Hauch der lieben Muſen,
Weckt des Mädchens zarten Buſen,
Stimmt die Kehle zum Geſange,
Und mit ſchön gefärbter Wange
Singet ſie ſchon würd'ge Lieder,
Setzt ſich zu den Schweſtern nieder,
Und es ſingt die ſchöne Kette,
Zart und zärter, um die Wette.

Doch die eine,
Geht alleine,
Bei den Buchen,
Unter Linden;
Dort zu ſuchen,
Dort zu finden,
Was im ſtillen Morgenhaine

Amor ſchalkiſch ihr entwendet.
Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Buſens erſte Fülle.
Und ſie träget in die grünen
Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Gefühle;
Scheuet nicht des Tages Schwüle,
Achtet nicht des Abends Kühle,
Und verliert ſich in die Felder.
Stört ſie nicht auf ihren Wegen!
Muſe! geh' ihr ſtill entgegen!

Doch was hör' ich? Welch ein Schall
Ueberbrauſ't den Waſſerfall?
Sauſet heftig durch den Hain?
Welch' ein Lärmen, welches Schrei'n?
Iſt es möglich, ſeh' ich recht?
Ein verwegenes Geſchlecht
Dringt in's Heiligthum herein!

Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weinesgluth,
Raſ't im Blick,

Sträubt das Haar!
Und die Schaar,
Mann und Weib,
Tigerfell
Schlägt umher,
Ohne Scheu,
Zeigt den Leib.
Und Metall
Rauher Schall
Grellt in's Ohr.
Wer ſie hört,
Wird geſtört.
Hier hervor
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer ſie ſieht.

Ach, die Büſche ſind geknickt!
Ach, die Blumen ſind erſtickt
Von den Sohlen dieſer Brut.
Wer begegnet ihrer Wuth?

Brüder, laßt uns Alles wagen!
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft ſie uns verjagen,
Wenn er unſre Schmerzen ſieht;

Und uns Waffen
Zu erſchaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel
Praſſeln Steine
Durch die Haine;
Brüder, faßt ſie mächtig auf!
Schloſſenregen
Ströme dieſer Brut entgegen,
Und vertreib' aus unſern milden
Himmelreinen Luftgefilden
Dieſe Fremden, dieſe Wilden!

Doch was ſeh' ich?
Iſt es möglich?
Unerträglich
Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Iſt es möglich?
Keine Fremden,
Unſre Brüder
Zeigen ihnen ſelbſt die Wege!
O! die Frechen!
Wie ſie mit den Klapperblechen
Selbſt voraus im Takte ziehn!
Gute Brüder, laßt uns fliehn!

Noch ein Wort zu den Verwegnen!
Ja, ein Wort ſoll euch begegnen,
Kräftig, wie ein Donnerſchlag.
Worte ſind des Dichters Waffen;
Will der Gott ſich Recht verſchaffen,
Folgen ſeine Pfeile nach.

War es möglich, eure hohe
Götterwürde
Zu vergeſſen! Iſt der rohe
Schwere Thyrſus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Waſſerfällen,
Aus den zarten Rieſelwellen
Tränket ihr
Gar Silens abſcheulich Thier?
Dort entweiht es Aganippen
Mit den rothen breiten Lippen,
Stampft mit ungeſchickten Füßen,
Bis die Wellen trübe fließen.

O! wie möcht' ich gern mich täuſchen;
Aber Schmerzen fühlt das Ohr;
Aus den keuſchen
Heil'gen Schatten
Dringt verhaßter Ton hervor.

Wild Gelächter,
Statt der Liebe ſüßem Wahn!
Weiber=Haſſer und Verächter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigall und Turtel fliehen
Das ſo keuſch erwärmte Neſt,
Und in wüthendem Erglühen
Hält der Faun die Nymphe feſt.
Hier wird ein Gewand zerriſſen,
Dem Genuſſe folgt der Spott,
Und zu ihren frechen Küſſen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.

Ja, ich ſehe ſchon von weiten
Wolkenzug und Dunſt und Rauch,
Nicht die Leier nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.
Selbſt den Buſen des Verehrers
Schüttert das gewalt'ge Nahe:
Denn die Flamme des Verheerers
Kündet ihn von weitem an.
O! vernehmt noch meine Stimme,
Meiner Liebe Bruderwort!
Fliehet vor des Gottes Grimme,
Eilt aus unſern Grenzen fort!
Daß ſie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!

Vielen Boden hat die Erde,
Und unheiligen genug;
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier hat nur das Edle Werth.

Doch wenn ihr aus rauher Ferne
Wieder einſt zu uns begehrt,
Wenn euch nichts ſo ſehr beglücket,
Als was ihr bei uns erprobt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Das die Schranken übertobt;
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran.
Tief gefühlte Reuelieder
Künden uns die Brüder an,
Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Schläfe feierlich.
Wenn ſich der Verirrte findet,
Freuen alle Götter ſich.
Schneller noch als Lethes Fluthen
Um der Todten ſtilles Haus,
Löſcht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinn'rung aus.
Alles eilet euch entgegen,
Und ihr kommt verklärt heran,
Und man fleht um euren Segen;
Ihr gehört uns doppelt an.

402.

Autoren.

Ueber die Wieſe, den Bach herab,
Durch ſeinen Garten,
Bricht er die jüngſten Blumen ab;
Ihm ſchlägt das Herz vor Erwarten.
Sein Mädchen kommt. — O Gewinnſt! o Glück!
Jüngling, tauſcheſt deine Blüthen um einen Blick!

Der Nachbar Gärtner, ſieht herein
Ueber die Hecke: „So ein Thor möcht' ich ſein!
Hab' Freude, meine Blumen zu nähren,
Die Vögel von meinen Früchten zu wehren;
Aber ſind ſie reif: *Geld!* guter Freund!
Soll ich meine Mühe verlieren?“

Das ſind *Autoren*, wie es ſcheint.
Der eine ſtreut ſeine Freuden herum,
Seinen Freunden, dem Publikum;
Der andre läßt ſich *pränumeriren.*

403.

Kunſtrichter.

Es flattert um die Quelle
Die wechſelnde Libelle

Mich freut ſie lange ſchon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben ſähe!

Sie ſchwirrt und ſchwebet, raſtet nie!
Doch ſtill, ſie ſetzt ſich an die Weiden.
Da hab' ich ſie! Da hab' ich ſie!
Und nun betracht ich ſie genau,
Und ſeh' ein — traurig-dunkles Blau. —

So geht es dir, **Zergliedrer deiner Freuden!**

404.

Dilettant und Kritiker.

Es hatt' ein Knab' eine Taube zart,
Gar ſchön von Farben und bunt,
Gar herzlich lieb, nach Knaben-Art
Geätzet aus ſeinem Mund,
Und hatte ſo Freud am Täubchen ſein,
Daß er nicht konnte ſich freuen allein.

Da lebte nicht weit ein Alt-Fuchs herum,
Erfahren und lehrreich und ſchwätzig darum;
Der hatte den Knaben manch Stündlein ergötzt,
Mit Wundern und Lügen verprahlt und verſchwätzt.

„Muß meinem Fuchs doch mein Täubelein zeigen!“
Er lief und fand ihn ſtecken in Sträuchen.
„Sieh, Fuchs, mein lieb Täublein, mein Täubchen ſo ſchön!
Haſt du dein Tag ſo ein Täubchen geſehn?“

„Zeig her!“ — Der Knabe reicht's. — „Geht wohl an;
Aber es fehlt noch Manches dran.
Die Federn, zum Exempel, ſind zu kurz gerathen.“ —
Da fing er an, rupft' ſich den Braten.
Der Knabe ſchrie. — „Du mußt ſtärkre einſetzen,
Sonſt ziert's nicht, ſchwinget nicht.“ —
Da war's nackt. — „Mißgeburt!“ — und in Fetzen.
Dem Knaben das Herze bricht.

Wer ſich erkennt im Knaben gut,
Der ſei vor Füchſen auf ſeiner Hut.

405.

Kritteler.

Ein unverſchämter Naſeweis
Der, was er durch Stahlarbeiters Fleiß

Auf dem Laden künſtlich liegen ſah,
Dacht', es wär' für ihn alleine da,
So tatſcht' er dem geduldigen Mann
Die blanken Waaren ſämmtlich an,
Und ſchätzte ſie nach Dünkelsrecht,
Das Schlechte hoch, das Gute ſchlecht,
Getroſt, zufriednen Angeſichts;
Dann ging er weg, und kaufte — nichts.

Den Kramer das zuletzt verdroß,
Und macht ein ſtählern künſtlich Schloß
Zur rechten Stunde glühend heiß.
Da ruft gleich unſer Naſeweis:
„Wer wird ſo ſchlechte Waare kaufen!
Der Stahl iſt ſchändlich angelaufen.“
Und tappt auch gleich recht läppiſch drein
Und fängt erbärmlich an zu ſchrein.
Der Kramer fragt: „was iſt denn das?“
Der Quidam ſchreit: „Ein froſtiger Spaß!“

406.

Recenſent.

Da hatt' ich einen Kerl zu Gaſt,
Er war mir eben nicht zur Laſt;
Ich hatt' juſt mein gewöhnlich Eſſen,
Hat ſich der Kerl pumpſatt gefreſſen,

Zum Nachtiſch, was ich geſpeichert hatt'.
Und kaum iſt mir der Kerl ſo ſatt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen
Ueber mein Eſſen zu räſonniren:
„Die Supp' hätt' können gewürzter ſein,
Der Braten brauner, firner der Wein.“
Der Tauſendſakerment!
Schlagt ihn todt den Hund! Es iſt ein Recenſent!

407.

Kläffer.

Wir reiten in die Kreuz' und Queer'
Nach Freuden und Geſchäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und bellt aus allen Kräften.
So will der Spitz aus unſerm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und ſeines Bellens lauter Schall
Beweiſt nur: daß wir reiten.

408.

Erklärung einer alten Gemme.

Es ſteht ein junger Feigenſtock
In einem ſchönen Garten;
Daneben ſitzt ein Ziegenbock,
Als wollt' er ſeiner warten.

Allein, Quiriten, wie man irrt!
Der Baum iſt ſchlecht gehütet;
Und ihm zur andern Seite ſchwirrt
Ein Käfer ausgebrütet.

Es fliegt der Held mit Panzerbruſt
Und naſchet in den Zweigen,
Und auch der Bock hat große Luſt,
Gemächlich aufzuſteigen.

Drum ſeht ihr Freunde ſchon beinah
Das Bäumchen nackt von Blättern;
Es ſtehet ganz erbärmlich da
Und flehet zu den Göttern.

Drum hört die gute Lehre an,
Ihr Kinder zart von Jahren:
Vor Ziegenbock und Käferzahn
Soll man ein Bäumchen wahren!

409.

Legende.

In der Wüſten ein heiliger Mann
Zu ſeinem Erſtaunen thät treffen an

Einen ziegenfüßigen Faun, der ſprach:
„Herr, betet für mich und meine Gefährt',
Daß ich zum Himmel gelaſſen werd',
Zur ſeligen Freud'; uns dürſtet darnach."
Der heilige Mann dagegen ſprach:
„Es ſteht mit deiner Bitte gar gefährlich,
Und gewährt wird ſie dir ſchwerlich.
Du kommſt nicht zum engliſchen Gruß;
Denn du haſt einen *Ziegenfuß*."
Da ſprach hierauf der wilde Mann:
„Was hat euch mein Ziegenfuß gethan?
Sah ich doch Manche ſtrack und ſchön
Mit *Eſelsköpfen* gen Himmel gehn."

410.

Katzenpaſtete.

Bewährt den *Forſcher der Natur*
Ein frei und ruhig Schauen;
So folge Meßkunſt ſeiner Spur,
Mit Vorſicht und Vertrauen.

Zwar mag in Einem Menſchenkind
Sich beides auch vereinen;
Doch daß es zwei Gewerbe ſind,
Das läßt ſich nicht verneinen.

Es war einmal ein braver Koch,
Geſchickt im Appretiren;
Dem fiel es ein, er wollte doch
Als Jäger ſich geriren.

Er zog bewehrt zu grünem Wald,
Wo manches Wildpret hauſ'te,
Und einen Kater ſchoß er bald,
Der junge Vögel ſchmauſ'te.

Sah ihn für einen Haſen an
Und ließ ſich nicht bedeuten,
Paſtetete viel Würze dran
Und ſetzt' ihn vor den Leuten.

Doch manche Gäſte das verdroß,
Gewiſſe feine Naſen:
„Die Katze, die der Jäger ſchoß,
Macht mir der Koch zum Haſen.“

411.

Celebrität.

Auf großen und auf kleinen Brucken
Stehn vielgeſtaltete Nepomucken
Von Erz, von Holz, gemahlt, von Stein,
Coloſſiſch hoch, und puppiſch klein.

Jeder hat ſeine Andacht davor,
Weil Nepomuck auf der Brucken das Leben verlor.

Iſt einer nun mit Kopf und Ohren
Einmal zum Heiligen auserkohren,
Oder hat er unter Henkers Händen
Erbärmlich müſſen das Leben enden;
So iſt er zur Qualität gelangt,
Daß er gar weit im Bilde prangt.
Kupferſtich, Holzſchnitt thun ſich eilen,
Ihn allen Welten mitzutheilen;
Und jede Geſtalt wird wohl empfangen,
Thut ſie mit ſeinem Namen prangen:
Wie es denn auch dem Herren Chriſt
Nicht ein Haar beſſer geworden iſt.
Merkwürdig für die Menſchenkinder;
Halb Heiliger, halb armer Sünder,
Sehn wir Herrn Werther auch allda
Prangen in Holzſchnitts-gloria,
Das zeugt erſt recht von ſeinem Werthe,
Daß mit erbärmlicher Geberde
Er wird auf jedem Jahrmarkt prangen,
Wird in Wirthsſtuben aufgehangen.
Jeder kann mit dem Stocke zeigen:
„Gleich wird die Kugel das Hirn erreichen!"
Und Jeder ſpricht bei Bier und Brodt:
„Gott ſei's gedankt: nicht wir ſind todt!"

412.

Parabel.

Ein Meiſter einer ländlichen Schule
Erhob ſich einſt von ſeinem Stuhle,
Und hatte feſt ſich vorgenommen
In beſſere Geſellſchaft zu kommen;
Deswegen er, im nahen Bad,
In den ſogenannten Salen eintrat.
Verblüfft war er gleich an der Thür,
Als wenn's ihm zu vornehm wiederführ';
Macht daher dem erſten Fremden rechts,
Einen tiefen Bückling, es war nichts ſchlechts;
Aber hinten hätt' er nicht vorgeſehn,
Daß da auch wieder Leute ſtehn,
Gab einem zur Linken in den Schoß
Mit ſeinem Hintern einen derben Stoß.
Das hätt' er ſchnell gern abgebüßt;
Doch wie er eilig den wieder begrüßt,
So ſtößt er rechts einen Andern an,
Er hat wieder Jemand was Leid's gethan.
Und wie er's dieſem wieder abbittet,
Er's wieder mit einem Andern verſchüttet.
Und komplimentirt ſich zu ſeiner Qual,
Von hinten und vorn, ſo durch den Saal,
Bis ihm endlich ein derber Geiſt,
Ungeduldig, die Thüre weiſ't.

Möge doch Mancher, in ſeinen Sünden,
Hievon die Nutzanwendung finden.
(J. B. Bottiger.)

413.

Lobhudler. (J. W. Göthe's.)

Ein Zögling knie't ihm an dem Rücken,
Der denkt die Welt erſt zu beglücken;
Zeigt des Propheten Strümpf' und Schuh',
Betheuert, er hab' auch Hoſen dazu,
Und, was ſich Niemand denken kann,
Einen Steiß hab' er, der große Mann.

Vor dieſem himmliſchen Bericht
Fällt die ganze Schule auf's Angeſicht,
Und rufet: „Preis dir in der Höh',
O trefflicher Euſtazie!“

414.

Séance.

Hier iſt's, wo unter eignem Namen
Die Buchſtaben ſonſt zuſammen kamen.
Mit Scharlachkleidern angethan,
Saßen die Selbſtlauter oben an:
A, E, I, O und U dabei,
Machten ein gar ſeltſam Geſchrei,

Die Mitlauter kamen mit ſteifen Schritten,
Mußten erſt um Erlaubniß bitten.
Präſident A war ihnen geneigt;
Da wurd' ihnen denn der Platz gezeigt,
Andre aber mußten ſtehn,
Als Pe Ha und Te Ha und ſolches Getön.
Dann gab's ein Gerede, man weiß nicht wie;
Das nennt man eine Akademie.

415.

Neologen.

Ich begegnet' einen jungen Mann,
Ich fragt' ihn um ſein Gewerbe;
Er ſagt': ich ſorge, wie ich kann,
Daß ich mir, eh' ich ſterbe,
Ein Bauergütchen erwerbe.
Ich ſagte: Das iſt ſehr wohl bedacht;
Und wünſchte, er hätt' es ſo weit gebracht.
Da hört' ich: er habe vom lieben Papa
Und eben ſo von der Frau Mama
Die allerſchönſten Rittergüter.

Das nenn' ich doch originale Gemüther!

416.

Still und Maulfaul ſaßen wir,
Wenn Philiſter ſchwätzten,
Ueber göttlichen Geſang
Ihr Geklatſche ſchätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man ſich rühmen könnte,
Uns zur Rede ſetzten.

417.

In meinem Revier
Sind Gelehrte geweſen;
Außer ihrem eignen Brevier,
Konnten ſie keines leſen.

418.

Die Dinte macht uns wohl gelehrt,
Doch ärgert ſie, wo ſie nicht hin gehört.
Geſchrieben Wort iſt Perlen gleich;
Ein Dintenkleks ein böſer Streich.

419.

Es mag ſich Feindliches ereignen,
Du bleibe ruhig, bleibe ſtumm;
Und wenn ſie dir die Bewegung läugnen,
Geh' ihnen vor der Naſ' herum.

420.

„Was laſſen ſie denn übrig zuletzt,
Jene unbeſcheid'nen Beſen?“
Behauptet doch *Heute* ſteif und feſt,
Geſtern ſei nicht geweſen!

421.

Bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verſtehn;
Doch ohne Dolmetſch wird's auch nicht gehn.

422.

Was ärgerſt du dich über fälſchlich Erhobne!
Wo gäb' es denn nicht Eingeſchobne?

423.

Wer uns am ſtrengſten kritiſirt? —
Ein *Dilettant*, der ſich *reſignirt*.

424.

Reden ſchwanken ſo leicht herüber, hinüber, wenn Viele
Sprechen und Jeder nur ſich im eignen Worte, ſogar auch

Nur ſich ſelbſt im Worte vernimmt, das der Andere ſagte.
Mit den Büchern iſt es nicht anders. Lieſ't doch nur Jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſ't er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich der Fremde;
Ganz vergebens ſtrebſt du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in Dieſes ihn tauchen und Jenes.

425.

Schüler macht ſich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder ſind meiſt nur ſchlechte Gemälde:
Werke des Geiſt's und der Kunſt ſind für den Pöbel nicht da.
Mache zum Herrſcher ſich der, der ſeinen Vortheil verſtehet;
Doch wir wählen uns den, der ſich auf unſern verſteht.

426.

Mache der Schwärmer ſich Schüler, wie Sand am Meere, — der Sand iſt
Sand, die Perle ſei mein, du, o vernünftiger Freund!

427.

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? ſo ſagte der Gärtner;
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeſchlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Weſpe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Laß ſie nur Alle, ſo frißt Einer den Anderen auf.“

428.

„Alles erklärt ſich wohl,“ — ſo ſagt mir ein Schüler, „aus jenen
Theorieen, die uns weislich der Meiſter gelehrt.“
Habt Ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

429.

Alle Blüthen müſſen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich gebet ihr Muſen allein.

430.

Welchen Leſer ich wünſche? Den Unbefangenſten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

431.

Anakreon's Grab.

Wo die Roſe hier blüht, wo Reben um Lorbeer ſich ſchlingen,
Wo das Turtelchen lockt, wo ſich das Grillchen ergötzt;
Welch' ein Grab iſt hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es iſt Anakreon's Ruh.
Frühling, Sommer und Herbſt genoß der glückliche Dichter,
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geſchützt!

432.

Hans Sachs.

In ſeiner Werkſtatt Sonntags früh,
Steht unſer theurer Meiſter hie;

Sein ſchmutzig Schurzfell abgelegt,
Ein ſauber Feyerwammes er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe raſten,
Die Ahl ſteckt an dem Arbeitskaſten;
Er ruht nun auch am ſiebenten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingsſonne ſpürt,
Die Ruh' ihm neue Arbeit gebiert;
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In ſeinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er ſie gerne möcht' von ſich geben.
Er hätt' ein Auge treu und klug,
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu ſchauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen ſein;
Hätt' auch eine Zunge, die ſich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß;
Deß thäten die Muſen ſich erfreun,
Wollten ihn zum Meiſterſänger weihn.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Bruſt und rundem Leib;
Kräftig ſie auf den Füßen ſteht,
Grad', edel, vor ſich hin ſie geht,

Ohne mit Schlepp' und Steiß zu ſchwänzen,
Noch mit den Augen herum zu ſcharlenzen,
Sie trägt einen Maaßſtab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel iſt ein gülden Band,
Hätt' auf dem Haupt einen Kornährkranz,
Ihr Aug' war lichten Tages Glanz:
Man nennt ſie thätig Ehrbarkeit,
Sonſt auch Großmuth, Rechtfertigkeit.
Die tritt mit gutem Gruß herein;
Er drob nicht mag verwundert ſein,
Denn wie ſie iſt, ſo gut und ſchön,
Meint er, er hätt' ſie ſchon lang' geſeh'n.
Die ſpricht: „Ich hab' dich auserleſen
Vor vielen in dem Weltwirr-Weſen,
Daß du ſollſt haben klare Sinnen,
Nichts Ungeſchickliches magſt beginnen.
Wenn Andre durch einander rennen
Sollſt du's mit treuem Blick erkennen:
Wenn Andre erbärmlich ſich beklagen,
Sollſt Schwankweiſ' deine Sach' fürtragen;
Sollſt halten über Ehr' und Recht,
In allen Dingen ſchlicht und ſchlecht:
Frommkeit und Tugend bieder preiſen,
Das Böſe mit ſeinem Namen heißen,
Nichts verzierlicht, und nichts verkritzelt,
Nichts verlindert, und nichts verwitzelt!

Sondern die Welt ſoll vor dir ſtehn,
Wie Albrecht Dürer ſie hat geſehn:
Ihr feſtes Leben und Männlichkeit,
Ihr innerlich Maaß und Ständigkeit!
Der Naturgenius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen all das Leben,
Der Menſchen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben;
Wie kunterbunt die Wirthſchaft tollert,
Der Ameishauf' durch einander kollert!
Mag dir aber bei Allem geſchehn,
Als thätſt's in einem Zauberkaſten ſehn.
Schreib das dem Menſchenvolk auf Erden,
Ob's ihnen möcht' zur Witzigung werden!

Da macht ſie ihm ein Fenſter auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Weſen,
Wie ihrs mögt' in ſeinen Schriften leſen.

Wie nun der liebe Meiſter ſich
An der Natur freut inniglich,
Da ſeht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten.

Man nennet ſie Hiſtoria,
Mythologia, Fabula.
Sie iſt rumpfet, ſtrumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb.
Die ſchleppt mit keuchend wankenden Schritten
Ein große Tafel in Holz geſchnitten;
Drauf ſeht ihr mit weiten Ermeln und Falten
Gott-Vater Kinderlehre halten;
Adam, Eva, Paradies und Schlang,
Sodom und Gomorrhas Untergang;
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in einem Ehrenſpiegel ſchauen.
Denn allerlei Blutdurſt, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schanden-Port;
Auch allerlei Lehr' und gute Weiſ',
Könnt ſehen Sanct Peter mit der Geiß,
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unſerm Herrn zurecht beſchieden.
Auch war bemahlt der weite Raum
Ihres Kleid's und Schlepp's und auch der Saum
Mit weltlich Tugend und Laſtergeſchicht.

Unſer Meiſter dies all erſicht,
Und freuet ſich deſſen wunderſam
Denn es dient wohl in ſeinen Kram.
Von wannen er ſich eignet ſehr
Gut Exempel und gute Lehr;

Erzählt das Alles fix und treu
Als wenn er ſelbſt geſeyn dabei.
Sein Geiſt was ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Aug' davon verwandt,
Hätt' er nicht hinter ſeinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen ſpucken.

Da thut er einen Narren ſpüren
Mit Bocks- und Affen-Sprüngen hofiren,
Und ihm mit Schwank und Narretheiden
Ein luſtig Zwiſchenſpiel bereiten;
Schleppt hinter ſich an einer Leinen
Alle Narren, Großen und Kleinen,
Dick und hager, geſtreckt und krumb,
Allzuwitzig und allzudumb.
Mit einem großen Farrenſchwanz
Regiert er ſie wie einen Affentanz;
Beſpöttet eines jeden Fürm,
Treibt ſie ins Bad, ſchneid't ihnen die Würm
Und führt gar bitter viel Beſchwerden,
Daß ihrer doch nie woll'n minder werden.

Wie er ſich ſieht ſo um und um,
Dreht ihm das faſt den Kopf herum,
Wie er möcht' Wort zu Allem finden,
Wie er möcht' ſo viel Schwall verbinden,

Wie er möcht' immer muthig bleiben
Das all zu ſingen und zu ſchreiben.
Da ſteigt auf einer Wolke Saum
Herein zu des Oberfenſters Raum
Die Muſe, heilig anzuſchau'n,
Wie'n Bild unſrer lieben Frau'n.
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie ſpricht: „Ich komm' um dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Ein heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag aus in hohe lichte Gluth!
Doch, daß das Leben, das dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,
Hab' ich deinem innern Weſen,
Nahrung und Balſam auserleſen,
Daß deine Seel' ſei wonnereich
Einer Knoſpe im Thaue gleich.“

Da zeigt ſie ihm hinter ſeinem Haus,
Heimlich zur Hinterthür hinaus,
In den eng' umzäunten Garten,
Ein holdes Mägdlein ſitzend warten,
Am Bächlein beim Hollunderſtrauch;
Mit abgeſenktem Haupt und Aug'

Sitzt unter einem Apfelbaum,
Und ſpürt die Welt rings um ſich kaum;
Hat Roſen in ihren Schooß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein gar geſchickt
Mit hellen Knoſpen und Blättern drein.
Für wen mag wohl das Kränzlein ſein?
So ſitzt ſie in ſich ſelbſt geneigt,
In Hoffnungsfüll' ihr Buſen ſteigt;
Ihr Weſen iſt ſo ahndevoll,
Weiß nicht, was ſie ſich wünſchen ſoll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.
„Warum iſt deine Stirn ſo trüb?
Das was dich dränget, ſüße Lieb,
Iſt volle Wonn' und Seeligkeit
Die Einem in dir iſt bereit,
Der manches Schickſal wirrevoll
An deinem Aug' ſich lindern ſoll;
Der durch manch wunniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß.
Wie er den ſchlanken Leib umfaßt,
Von aller Müh' er findet Raſt;
Wie er ins runde Aermlein ſinkt,
Neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt;
Und dir kehrt ſüßes Jugendglück,
Deine Schalkheit kehrt dir zurück.

Mit Necken und manchen Schelmerei'n
Wirſt ihn bald plagen bald erfreu'n:
So wird die Liebe nimmer alt
Und wird der Dichter nimmer kalt!"

Wie er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken ſchwebt!
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den ſetzt die Nachwelt ihm auf's Haupt;
In Froſchpfuhl all das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt.

433.

Die Kränze. (Auf Klopſtock.)

Klopſtock will uns vom Pindus entfernen; wir ſollen nach **Lorbeer**
Nicht mehr geizen, uns ſoll inländiſche **Eichel** genügen;
Und doch führet er ſelbſt den überepiſchen Kreuzzug
Hin auf Golgatha's Gipfel, ausländiſche Götter zu ehren!
Doch, auf welchen Hügel er wolle, verſammelt er die Engel,
Laſſet beim Grabe des Guten verlaſſene Redliche weinen;

Wo ein Held und ein Heiliger ſtarb, wo ein Dichter geſungen,
Uns in Leben und Tod ein Beiſpiel trefflichen Muthes,
Hohen Menſchenwerthes zu hinterlaſſen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz, und was Ihn geſchmückt und gepeinigt.

434.

Muſen und Grazien in der Mark.

(Auf des Prediger Schmidt's, in Werneuchen bei Berlin, Almanach der Muſen und Grazien, wie auf alle ähnliche Nachahmer Voßens und wohl auch manches, ſogenannte, idylliſches Gedicht von Joh. Heinr. Voß ſelbſt. Vergl. Nro. 115, [illegible] u. 397.)

O! wie iſt die Stadt ſo wenig,
Laßt die Maurer künftig ruhn,
Unſre Bürger, unſer König
Könnten wohl was Beſſers thun.
Ball und Oper wird uns tödten,
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn beſonders die Poeten
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt;
Unſre Mädchen, unſre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Miſt!

Und auf unſern Promonaden
Zeigt ſich erſt die Neigung ſtark,
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch, durch dieſen Quark!

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg verſperrt!
Dich den Anger hinzuführen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt;
Zu dem Dörfchen laß uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus ſonder gleichen,
Trocknes Brodt und ſaures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unſre Saamen, unſre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbſt die Wiſſenſchaft verlieret
Nichts an ihrem raſchen Lauf,
Denn bei uns, was vegitiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unſerm Hofe
Wie im Paradieſe zu?
Statt der Dame, ſtatt der Zofe
Macht die Henne: Glu! glu! glu!

Uns beſchäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänſe Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns beſticheln!
Glücklich wenn ein deutſcher Mann,
Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend bieten kann.
Wie iſt der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer ſagt man: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unſern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort;
Ob ſich gleich auf Deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns ſo genau nicht an;
Wir ſind bieder und natürlich,
Und das iſt genug gethan.

435.

Phyſiognomiſche Reiſen.

(Auf Muſäus.)

Die Phyſiognomiſten.

Sollt' es war ſein, was uns der rohe Wandrer verkündet,
Daß die Menſchengeſtalt von allen ſichtlichen Dingen
Ganz allein uns lüge, daß wir, was edel und albern,
Was beſchränkt und groß, im Angeſichte zu ſuchen,
Eitele Thoren ſind, betrogne, betrügende Thoren?
Ach! wir ſind auf den dunkelen Pfad des verworrenen Lebens,
Wieder zurückgeſcheucht, der Schimmer zu Nächten verfinſtert.

Der Dichter.

Hebet eure zweifelnden Stirnen empor, ihr Geliebten!
Und verdient nicht den Irrthum, hört nicht bald dieſen bald jenen,
Habet ihr eurer Meiſter vergeſſen? Auf! kehret zum Pindus,
Fraget dorten die Neune, der Grazien nächſte Verwandte!

Ihnen allein iſt gegeben, der edlen ſtillen Betrachtung
Verzuziehn. Ergebet euch gern der heiligen Lehre,
Merket beſcheiden leiſe Worte. Ich darf euch verſprechen:
Anders ſagen die Muſen und anders ſagt es Muſäus.

436.

Auf Schiller's Tod.

(Als Epilog zu deſſen Lied von der Glocke.)

„Freude dieſer Stadt bedeute,
Friede ſei ihr erſt Geläute.“

Und ſo geſchah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte ſich das Land und ſegenbar
Ein friſches Glück erſchien; im Hochgeſange
Begrüßten wir das junge Fürſtenpaar *);
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermiſchte ſich die thät'ge Völkerſchaar,
Und feſtlich ward an die geſchmückten Stufen
Die Huldigung der Künſte vorgerufen.

---

*) Der Erbgroßherzog von Sachſen-Weimar und ſeine Gemahlin.

Da hör' ich ſchreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und ſchwer die Trauertöne ſchwellt.
Iſt's möglich? Soll es unſern Freund bedeuten,
An den ſich jeder Wunſch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen ſoll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt ſolch ein Verluſt die Welt!
Ach! was zerſtört ein ſolcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und ſollten wir nicht weinen?

Denn er war unſer! Wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald ſein Ernſt, anſchließend, wohlgefällig,
Zur Wechſelrede heiter ſich geneigt,
Bald raſchgewandt, geiſtreich und ſicherſtellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar ſich in Rath und That ergoſſen;
Das haben wir erfahren und genoſſen.

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bei uns, im ſichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun ſchmückt er ſich die ſchöne Gartenzinne *),
Von wannen er der Sterne Worte vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, ſich und uns zu köſtlichem Gewinne,
Verwechſelt er die Zeiten wunderſam,
Begegnet ſo, im Würdigſten beſchäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm ſchwollen der Geſchichte Fluth auf Fluthen,
Verſpülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdebeherrſcher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt ſich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichſten, im höchſten Guten
Nach ihrem Weſen deutlich durchgeprobt. —
Nun ſank der Mond und zu erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber ſtieg die Sonne.

Nun glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder ſpäter,
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets, erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

---

*) In den letzten Jahren ſeines Aufenthaltes zu Jena, wo er den Wallenſtein vollendete.

Doch hat er, ſo geübt, ſo vollgehaltig
Dies bretterne Gerüſte nicht verſchmäht;
Hier ſchildert' er das Schickſal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erden-Achſe dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgeſtaltig,
Den Werth der Kunſt, des Künſtlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt, an dieſes Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Rieſenſchritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unſ'rer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig ſchönen Jahren,
Denn er war unſer, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem läſtigen Gefühle
Der Gegenwart, der ſtockenden, entrückt,
Mit guter Kunſt und ausgeſuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln abgewonnen.

Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen;
Nun ſchreckt uns das, wofür uns längſt gegraut.
Doch ſchon erblicket ſein verklärtes Weſen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder ſchaut.
Was Mitwelt ſonſt an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinen Kreiſe willig feſtgebannt:
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit Allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor ſo manchen Jahren —
Schon zwanzig ſind's! — von uns ſich weggekehrt!
Wir haben Alle ſegenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er ſie gelehrt;
Schon längſt verbreitet ſich's in ganze Schaaren,
Das Eigenſte, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entſchwindend,
Unendlich Licht mit ſeinem Licht verbindend.

In Beziehung auf Göthe ſelbſt.

437.

Diné zu Coblenz, im Sommer 1774.

Zwiſchen Lavater und Baſedow
Saß ich bei Tiſch, des Lebens froh.
Herr Helfer, der war gar nicht faul,
Setzt ſich auf einen ſchwarzen Gaul
Nahm einen Pfarrer hinter ſich
Und auf die Offenbarung ſtrich,
Die uns Johannes der Prophet
Mit Räthſeln wohl verſiegeln thät;
Eröffnet die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchſen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Cubusſtadt und das Perlenthor
Dem hocherſtaunten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weit gereiſ't,
Hatte ein Stück Salmen aufgeſpeiſ't.

Vater Baſedow, unter dieſer Zeit,
Packt einen Tanzmeiſter an ſeiner Seit,
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Chriſt und ſeinen Jüngern war;
Und daß ſich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
Drob ärgert ſich der andre ſehr,
Und wollte gar nichts hören mehr.

Und ſagt: es wüßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders ſtünd'.
Und ich behaglich unterdeſſen
Hätt' einen Hahnen aufgefreſſen. —
Und, wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Geiſt- und Feuerſchritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

438.

(Aus den 1790 in Venedig geſchriebenen Epigrammen.)

Vieles hab' ich verſucht, gezeichnet, in Kupfer geſtochen;
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt;
Unbeſtändig jedoch, und nichts gelernt noch geleiſtet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meiſterſchaft nah:
Deutſch zu ſchreiben. Und ſo verderb ich unglücklicher Dichter
In dem *ſchlechteſten Stoff* leider nun Leben und Kunſt. —

Sämmtliche Künſte lernt und treibet der *Deutſche*; zu jeder
Zeigt er ein ſchönes Talent, wenn er ſie ernſtlich ergreift;

Eine Kunſt nur treibt er und will ſie nicht lernen, die *Dichtkunſt*.
Darum pfuſcht er auch ſo; Freunde, wir haben's erlebt. —

Oft erklärtet Ihr Euch als Freunde des Dichters, Ihr Götter!
Gebt ihm auch was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch Viel:
Erſtlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu eſſen, zu trinken,
Gut: der Deutſche verſteht ſich auf dem Nektar, wie Ihr.
Dann geziemende Kleidung, und Freunde, vertraulich zu ſchwatzen,
Dann ein Liebchen bei Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Dieſe fünf *natürlichen* Dinge verlang' ich vor Allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geſchichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was ſie in Künſten gethan.
Anſehn gebt mir im Volke, verſchafft bei Mächtigen Einfluß,

Oder was ſonſt noch bequem unter den Menſchen erſcheint;
Gut — ſchon dank' ich euch, Götter; ihr habt den glücklichſten Menſchen
Eh'ſtens fertig: denn ihr gönnet das meiſte mir ſchon. —

Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freilich der meine,
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber ſo wende nach innen, ſo wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär' es ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſein.
Doch was preiſeſt du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und beſtochen erſchien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große ſelten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht als ein Dichter verſtand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?

Nichts! Ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutſchland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich leſen.
England! freundlich empfingſt du den zerrütteten Gaſt.
Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Mahlet, mit ängſtlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiſer nach mir, es hat ſich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir Auguſt und Mäzen. —

Eines Menſchen Leben, was iſt's? Doch Tauſende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger iſt ein Gedicht; doch können es Tauſend genießen,
Tauſende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort.

Dichten iſt ein luſtiges Handwerk, nur find' ich es theuer:
Wie dies Büchlein mir wächſt, gehn die Zechinen mir fort!

„Welch' ein Wahnſinn ergreift dich Müſſigen? Hält'ſt du nicht inne?
Wird dies Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!“
Wartet, ich ſinge die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einſt beſſer begreife, wie jetzt.
Doch Bettinen ſing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter,
Sind gar nahe verwandt, ſuchen und finden ſich gern.

„Haſt du nicht gute Geſellſchaft geſehn? Es zeigt uns dein Büchlein
Faſt nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger iſt.“
Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt.
Was mit mir das Schickſal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meiſt will es mit vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Abſicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache ſich nicht unüberwindlich gezeigt.

„Mit Botanik giebſt du dich ab? mit Optik? Was thuſt du?
Iſt es nicht ſchöner Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?"
Ach, die zärtlichen Herzen! ein Pfuſcher weiß ſie zu rühren;
Sei es mein einziges Glück, *dich* zu berühren, Natur!

Weiß hat *Newton* gemacht aus allen Farben. Gar manches
Hat er euch weis gemacht, das ihr ein Sekulum glaubt.

439.

Froh empfind' ich mich nun auf klaſſiſchem Boden begeiſtert,
Vor- und Mitwelt ſpricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
Mit geſchäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beſchäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Buſens

Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann verſteh' ich den Marmor erſt recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſehender Hand.
Raubt die Liebſte dann gleich mir einige Stunden des Tages;
Giebt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen;
Ueberfällt ſie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maaß, leiſe mit fingernder Hand,
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis in's tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret die Lamp' indeß, und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienſt ſeinen Triumvirn gethan.

440.

Hermann und Dorothea.

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert;
Daß ſich Martial zu mir auch, der Verwegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten;
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe;
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muſe, befiehlſt mir allein.
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneuet, und ſie mir bis zu Ende verſpricht.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und Andre zu täuſchen;

Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfniß das Haupt.
Haſt du ein Lorbeerreis mir beſtimmt, ſo laß es am Zweige
Weiter grünen, und gieb einſt es dem Würdigen hin,
Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze;
Bald als Lilie ſchlingt ſilberne Locke ſich durch.
Schüre die Gattin das Feuer! auf reinlichem Heerde zu kochen;
Werfe der Knabe das Reis ſpielend, geſchäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Geſprächige Freunde,
Gleichgeſinnte, herein! Kränze! ſie warten auf euch.
Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu ſein, auch nur als letzter, iſt ſchön.
Darum höret das neuſte Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch beſteche der Wein, Freundſchaft und Liebe das Ohr.

Deutſchen ſelber führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung,
Wo ſich nah' der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht.
Uns begleite des Dichters Geiſt, der ſeine Luiſe
Raſch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber;
Aber es ſiege der Muth in dem geſunden Geſchlecht.
Hab' ich euch Thränen in's Auge gelockt, und Luſt in die Seele
Singend geflößt, ſo kommt, drücket mich herzlich ans Herz.
Weiſe denn ſei das Geſpräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geſchick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt uns,
Unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreun.

An die Günſtigen.

(Als Zueignung ſeiner Gedichte.)

Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen;
Lob und Tadel muß ja ſein!
Niemand beichtet gern in Proſa,
Doch vertraun wir oft sub Rosa
In der Muſen ſtillem Hain.

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß,
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend,
Nimmt ſich gut in Liedern aus.

Anmerkung. Der Beſchluß dieſer Abtheilung folgt im vierten Bande.

Der Herausgeber.

Hofm 3480/4

Göthe's Philosophie.

Eine
vollſtändige, ſyſtematiſch geordnete
Zusammenstellung seiner Ideen
über
Leben, Liebe, Ehe, Freundſchaft, Erziehung,
Religion, Moral, Politik, Literatur,
Kunſt und Natur;
aus ſeinen
ſämmtlichen poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Werken.

Herausgegeben,
und mit einer Charakteriſtik ſeines philoſophiſchen Geiſtes
begleitet,
von
Friedrich Karl Julius Schütz,
Dr. und Profeſſor der Philoſophie.

Vierter Band.

Hamburg, 1825.
Druck und Verlag von Friedrich Hermann Neſtler.

A B
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Göthe's Philosophie.

Vierter Band.

Enthaltend
den Schluß der funfzehnten Abtheilung:

Göthe's Ideen
über
Literatur, Sprache und Kritik.

Hat [illegible] Landſtraß' was erbaut;
[illegible] wird's von Manchem angeſchaut.

Göthe.

Vorwort des Herausgebers.

Vorliegender vierter Theil dieſes Werkes,
nthält bloß den Beſchluß der, im dritten
egonnenen, Zuſammenſtellung von Göthe's
Ideen in Beziehung auf Literatur, Sprache
nd Kritik. Der Umfang jeder einzelnen
btheilung wird natürlich durch den jedes-
naligen mindern oder größern Reichthum des
azu vorhandenen Stoffes beſtimmt, und ſo
ürde dieſe funfzehnte noch ſtärker haben werden
üſſen, wenn dabei auch ſchon die, von Göthe

bekanntlich verſprochene, aber noch nicht erſchienene, Sammlung ſeiner Recenſionen, (in den Frankfurter gelehrten Anzeigen und der Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung), hätte benutzt werden können. Hoffentlich wird er dieſelbe mit in die von ihm bereits angekündigte, abermalige neue Ausgabe ſeiner Werke, aufnehmen; von der überhaupt ſo ſehr zu wünſchen iſt, daß ſie endlich eine wirkliche Ausgabe ſeiner „ſämmtlichen" Schriften, und in beſſerer Folge als die bisherigen zuſammengeſtellt, ſein möge. Göthe's Anſichten von der Orientaliſchen Literatur mußten in dieſer Abtheilung, aus dem Anhange zu ſeinem weſtöſtlichen Divan, nothwendig im Zuſammenhange aufgenommen werden, daher freilich Manches auch zu den Abtheilungen über Religion, Politik und Geſchichte darin Gehörige, dort aber, um es nicht wiederholt mitzutheilen, nicht Befindliche, hier ſeine Stelle erhalten hat.

ur die im Anhange zum Divan zugleich aufge-
llten Grundſätze in Betreff der Theorie der
ichtkunſt im Allgemeinen, ſind hier da-
n getrennt, und auf den folgenden Band,
lcher die zur Kunſtwiſſenſchaft oder
eſthetik gehörenden Ideen Göthe's enthalten
rd, verſpart worden. Dieſer Abtheilung wird
nn die letzte, ſeine Naturwiſſenſchaft-
chen Anſichten enthaltend, folgen, und den
chluß des Ganzen, mein, — daſſelbe im Zuſammen-
nge und in Hinſicht auf die Stellen ſeiner
etiſchen Werke, (wie ſich ja auch ſchon von
ſt verſteht), mit durchgängiger Unterſcheidung
ſen, was er darin als ſeine eigne Meinung
geſprochen und deſſen, was er den Perſonen
er Romane und Schauſpiele in den Mund ge-
hat, beleuchtender — Verſuch einer Charakte-
ik des philoſophiſchen Geiſtes Göthe's
en; worin ich mich zugleich über alle, einer

Berückſichtigung würdigen Beurtheilungen dieſes Werkes, wie z. B. die in dem Literaturblatt und der Allgemeinen Literaturzeitung erſchienenen, die ich für jetzt, (da es mir in dieſen Bänden nur um die Zuſammenſtellung des Stoffes für meine Unterſuchung zu thun iſt), blos mit dem in dieſem vierten Theile auf der Rückſeite des Titels und unter Nro. 572. befindlichen Ausſpruch Göthe's ſelbſt, beantwerten will, erklären werde.

Hamburg, im Auguſt 1825.

Schütz.

Inhalt des vierten Bandes.

Vorwort des Herausgebers .... Seite v

Funfzehnte Abtheilung.

öthe's Ideen über Literatur, Kritik und Sprache. Beſchluß. .... Seite 3
Nro. 441 und 442. Aus Werther.
„ 443 — 451. Aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren.
„ 452 u. 453. Aus den Wahlverwandtſchaften.
„ 454 — 483. Aus dem Fauſt.
„ 484. Aus Götz von Berlichingen.
„ 485. Aus der Iphigenie.
„ 486. Aus dem Taſſo.
„ 487. Aus Clavigo.
„ 488 — 490. Aus den Vögeln.
„ 491. Aus den Aufgeregten.

Nro. 492 u. 493. Aus dem Jahrmarkt von Plundersweilern.
" 494. Aus dem Neuesten von Plundersweilern.
" 495. Aus dem Triumph der Empfindsamkeit.
" 496. Aus Miedings Tod.
" 497. Aus Diderots Versuch über die Mahlerei.
" 498 — 520. Aus den Anmerkungen zu Diderot's Vetter Rameau.
" 521 — 566. Aus dem Anhang zum Divan.
" 567 — 571. Aus Winkelmann und sein Jahrhundert.
" 572 — 625. Aus den Heften über Kunst und Alterthum.
" 626 — 641. Aus Göthe's Leben.

Verzeichniß der Schriftsteller, über welche in dieser Abtheilung Urtheile von Göthe enthalten sind.

Adelung, in Nro. 83. 90.
d'Alembert, 498.
Anakreon, 131.
v. Archenholz, 237.
Aristoteles, [illegible]

artas, Nro. 565
ow, 437.
r, 499.
, R., 126. 202.
, Zach., 68. 278. 280. 285. 286.
, 641.
ardi, 261.
h, 248.
, 549.
ne, 501.
nkenburg, 85.
r, (Mad.), 259.
r, 148. 149. 412. 413.
592.
, 331.
222.

Nro. 84. 134. 135. 145. 146.
ntel, 593.
s, 120.
, 560.
s, 18.
s, 448. 579.
641.

Nro. 565.
hes, 583.
515. 516.
563.
504.
, 539.
3 — 46. 66. 278.

Ebeling, Nro. 222.
Eichhorn, 522. 553. 592.
Emmert, 534.
Ernesti, 601.
Eschenburg, 82. 133.
Ewald, 244.

Fäsi, Nro. 392.
v. Fichte, 10. 396.
Firdusi, 563.
Fontenelle, 519.
Forster, 333. 334.
Freron, 365.
Funkhorn, 519.

Garve, Nro. 130. 641.
Gleim, 329. 330.
Gedike, 270.
Göthe, 6. 12. 131. 160 — 164. 169. 437 — 440. 598 — 626.
Gray, 513.

Hahn, Nro. 538. 550. 551.
v. Haller, 330. 641.
v. Hammer, 564. 565.
Haschka, 399.
v. Heeren, 553.
v. Hennings, 243. 476. 478.
Herbelot, 366.
Herder, 522.
Hermes, 13. 14. 25.
Heyne, 352.

Homer, Nro. 547.
Horaz, 547.
v. Humboldt, A., 154. 155.
Hume, 371.

v. Jakob, Nro. 52 — 56. 67. 230. 283.
Jeniſch, 254. 255. 281.
Jeruſalem, 641.
Iffland, 114.
Jones, 547. 562.

Kant, Nro. 51. 60. 190. 292. 549.
Kickiawus, 563.
v. Kleiſt, Erz., 127.
Klopſtock, 336. 433.
Klotz, 337.
Koſegarten, 565. 566.
v. Kotzebue, 256. 308.
Kramer, 217 — 221.

Lamotte, Nro. 519.
Lavater, 20 — 22. 437.
Leſſing, 10. 324 — 326. 342.
Lorsbach, 562.
Luther, 565.

Mahomed, Nro. 527.
Manſo, 31 — 38. 86. 321.
Marivaux, 507.
Marot, 506.
Martial, 350.

[illegible]
[illegible]
Meiner, 272.
Michaelis, 514. [illegible] 641.
Molière, 510.
Montaigne, [illegible]
Moritz, 627.
Möſer, 641.
Moſes, 552.
Moſes Mendelsſohn, 580.
Montesquieu, [illegible]
Montecuculi, [illegible]
Muſäus, [illegible]

Newton, Nro. 157 — 160. 165. 166.
Nicolai, Fr., 24. 70. 81. 136 — 138. 177 — 200. 206. 240.
341. 342.
v. Nicolay, 125.
Niſami, [illegible]

Olearius, Nro. [illegible]
d'Olivet, [illegible]

Paliſſot, Nro. 510 — 512.
Paulus, 526.
Piron, 573.
Platner, 61 — 63. 271.
Polo (Marco), 546. 555.
Poinſinet, 514.
Pütter, 641.
Puffendorf, 573.

tone, Nro. 448.
Racknitz, 27. 28.
Ramdohr, 113.
meau, 506. 515.
mler, 71. 100. 344. 345.
chardt, 77. 78. 139–141. 201–204. 206–216. 219. 237.
ecke, 545.
chter, Jean Paul, 39. 548.
uſſeau, 510.
mi, 536.

adi, Nro. 537.
chs, Hans, 432.
lzmann, 142.
hiller, 132. 235. 246. 249. 436.
hink, 258.
hlegel, F. u. A. W., 264. 288–294. 306–317. 327. 328.
hlichtegroll, 42. 74. 171. 176.
hmidt von Werneuchen, 232. 434.
hneider, Eulogius, 322. 323.
hütz, 79.
neca, 613.
akespeare, 376–397. 440–451. 580.
alding, 641.
illing, 19.
olberg, Graf von, 16. 17. 23. 26. 50. 69. 110–112. 116.
117. 119. 265. 343.
lzer, 338.

ſſo, Nro. 447.
vernier, 560.

Tencin, Nro. 517. 518.
Tiedge, 11.
Tiſſot, 641.
Trublet, 519.
Tycho de Brahe, 613.

Unger, Nro. 641.

Valle, Pietro della, Nro. 557.
Voltaire, 306. 512. 520.
Voß, 72. 114. 123. 124. 234. 565.
Wieland, Nro. 10. 38. 73. 245 — 266. 270. 346. 347. 565.
Wolf, 250. 252 — 256.
Wunſch, 108.

Zimmermann, Nro. 641.
Zollikofer, 641.
Zoroaſter, 524.

Ueber die Bibel, Nro. 522. 641.
„ das Niebelungenlied, 547. 565.
„ Reineke Fuchs, 256.

Funfzehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen

über

Literatur, Sprache und Kritik.

(Beſchluß.)

Ideen über Literatur, Sprache und Kritik.

(Beſchluß.)

441.

Was ich weiß, kann Jeder wiſſen — mein Herz habe ich allein.

442.

Wenn Ulyß von dem ungemeſſenen Meer und von der unendlichen Erde ſpricht, das iſt ſo wahr, menſchlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mich's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachſagen kann, daß ſie rund ſei? Der Menſch braucht nur wenige Erdſchollen, um darauf zu genießen, weniger, um darunter zu ruhen.

443.

Wenn es hart iſt, der Liebe eines Weibes zu entſagen, ſo iſt die Empfindung nicht weniger ſchmerzlich, von dem **Umgange** der **Muſen** ſich loszureißen, ſich ihrer Gemeinſchaft auf immer unwürdig zu erklären, und auf den ſchönſten und nächſten Beifall, der unſrer Perſon, unſerm Betragen, unſerer Stimme öffentlich gegeben wird, Verzicht zu thun.

444.

Iſt nicht **Deutſchland** von einem Ende zum andern durchreiſt, durchkreuzt, durchzogen, durchkrochen und durchflogen? Und hat nicht jeder Deutſche Reiſende den herrlichen Vortheil, ſich ſeine großen oder kleinen Ausgaben vom Publikum wieder erſtatten zu laſſen?

445.

Wir **Deutſchen** verdienten, daß unſere Muſen in der Verachtung blieben, in der ſie ſo lange geſchmachtet haben, da wir nicht **Männer von Stande** zu ſchätzen wiſſen, die ſich mit unſerer Literatur auf irgend eine Weiſe abgeben mögen. Geburt, Stand und Vermögen ſtehen in keinem Widerſpruch mit Genie und Geſchmack; das haben uns fremde Nationen gelehrt, welche unter ihren beſten Köpfen eine große Anzahl Edelleute zählen. War es bisher in **Deutſchland** ein Wunder, wenn ein Mann von Geburt ſich den Wiſſenſchaften widmete; wurden bisher nur wenige berühmte Namen durch ihre Neigung zu Kunſt und Wiſſenſchaft noch berühmter; ſtiegen dagegen manche aus der Dunkelheit hervor, und traten wie unbekannte Sterne an den Horizont; ſo wird das nicht immer ſein, und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo iſt die erſte Klaſſe der Nation auf dem Wege, ſich ihrer Vortheile auch zu Erringung des ſchönſten Kranzes der Muſen in Zukunft zu bedienen. Es iſt mir daher nichts unangenehmer, als wenn ich nicht allein den Bürger über den Edelmann, der die Menſchen zu ſchätzen weiß, ſpotten, ſondern auch vom Stande ſelbſt, mit unüberlegter Laune und niemals zu billigender Schadenfreude, Ihresgleichen von einem Wege abſchrecken ſehe, auf dem einen Jeden Ehre und Zufriedenheit erwartet.

446.

Zu Reſervationen, Halbheiten und Lügen iſt die franzöſiſche Sprache eine treffliche Sprache; ſie iſt eine perfide Sprache! Ich finde, Gott ſei Dank! kein deutſches Wort, um „perfid" in ſeinem ganzen Umfange auszudrücken. Unſer armſeliges „treulos" iſt ein unſchuldiges Kind dagegen. „Perfid" iſt treulos mit Genuß, mit Uebermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation iſt zu beneiden, die ſo feine Schattirungen in einem Worte auszudrücken weiß! Franzöſiſch iſt recht die

Sprache der Welt; werth, die **allgemeine** Sprache zu ſein, damit ſie ſich nur Alle unter einander recht belügen können!

447.

Taſſo's „befreites Jeruſalem" davon mir Koppens Ueberſetzung in die Hände fiel, gab meinen herumſchweifenden Gedanken endlich eine beſtimmte Richtung. Ganz konnte ich zwar das Gedicht nicht leſen; es waren aber Stellen, die ich auswendig wußte, deren Bilder mich umſchwebten. Beſonders feſſelte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Laſſen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daſeins, thaten mehr Wirkung auf den Geiſt, der ſich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob ich gleich ihren Garten nicht verachtete.

Aber hundert und hundertmal, wenn ich Abends auf dem Altan, der zwiſchen den Giebeln des Hauſes angebracht iſt, ſpazierte, über die Gegend hinſah, und von der hinabgewichenen Sonne ein zitternder Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang, und der klingende Ton der Grillen durch die feierliche Stille ſchrillte, ſagte ich mir die Geſchichte des traurigen Zweikampfes zwiſchen Tancred und Chlorinden vor.

So ſehr ich, wie billig, von der Parthei der Chriſten war, ſtand ich doch der heidniſchen Heldin mit ganzem Herzen bei, als ſie unternahm, den großen Thurm der Belagerer anzuzünden. Und wie nun Tancred dem vermeinten Krieger in der Nacht begegnet, unter der düſtern Hülle der Streit beginnt, und ſie gewaltig kämpfen — ich konnte nie die Worte ausſprechen:

Allein des Lebensmaaß Chlorindens iſt nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der ſie ſterben ſoll!

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich floſſen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Bruſt ſtößt, der Sinkenden den Helm löſt, ſie erkennt, und zur Taufe bebend das Waſſer holt.

Aber wie ging mir das Herz über, wenn in dem bezauberten Walde Tancredens Schwert den Baum trifft, Blut nach dem Hiebe fließt, und eine Stimme ihm in die Ohren tönt, daß er auch hier Chlorinden verwunde, daß er vom Schickſal beſtimmt ſei, das was er liebt, überall unwiſſend zu verletzen!

448.

Ich kann es mir vorſtellen, wie vornehme und erhabene Perſonen einen Dichter ſchätzen müſſen, der die Zuſtände ihrer höheren Verhältniſſe ſo trefflich und richtig ſchildert. Corneille hat, wenn ich ſo ſagen darf, große Menſchen dargeſtellt, und Racine vornehme Perſonen. Ich kann mir, wenn ich ſeine Stücke leſe, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Beſten umgeht, und in die Geheimniſſe der Menſchheit drängt, wie ſie ſich hinter koſtbaren gewirkten Tapeten verbergen. Wenn ich ſeinen Britannicus, ſeine Berenice ſtudire, ſo kommt es mir wirklich vor, ich ſei am Hofe, ſei in das Große und Kleine dieſer Wohnungen der irdiſchen Götter geweiht, und ich ſehe durch die Augen eines feinfühlenden Franzoſen, Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die von viel Tauſenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Geſtalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine ſich zu Tode gegrämt habe, weil Ludwig der Vierzehnte ihn nicht mehr angeſehen, ihn ſeine Unzufriedenheit fühlen laſſen, iſt mir ein Schlüſſel zu allen ſeinen Werken, und es iſt unmöglich, daß ein Dichter von ſo großen Talenten, deſſen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke ſchreiben ſolle, die des Beifalls eines Königes und eines Fürſten werth ſeien.

449.

Ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Menſch oder irgend eine Begebenheit des Lebens ſo große Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte, als Shakſpeare's köſtliche Stücke! Sie ſcheinen ein Werk eines himmliſchen Genius zu ſein, der ſich den Menſchen nähert, um ſie mit ſich ſelbſt auf die gelindeſte Weiſe bekannt zu machen. Es ſind keine Gedichte! Man glaubt vor den aufgeſchlagenen, ungeheuern Büchern des Schickſals zu ſtehen, in denen der Sturmwind des bewegteſten Lebens ſauſt und ſie mit Gewalt raſch hin und wieder blättert.

450.

Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menſchheit und ihre Schickſale gehabt, die mich von Jugend auf, mir ſelbſt unbemerkt, begleiteten, finde ich in Shakſpeare's Stücken erfüllt und entwickelt. Es ſcheint, als wenn er uns alle Räthſel offenbarte, ohne daß man doch ſagen kann: hier oder da iſt das Wort der Auflöſung. Seine Menſchen ſcheinen natürliche Menſchen zu ſein, und ſie ſind es doch nicht. Dieſe geheimnißvollſten und zuſammengeſetzteſten Geſchöpfe der Natur handeln vor uns in ſeinen Stücken, als wenn ſie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuſe man von Kryſtall gebildet hätte; ſie zeigen nach ihrer Beſtimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das ſie treibt. Dieſe wenigen Blicke, die ich in Shakſpeare's Welt gethan, reizten mich mehr, als irgend etwas Andres, in der wirklichen Welt ſchnellere Schritte vorwärts zu thun, mich in die Fluth der Schickſale zu miſchen, die über ſie verhängt ſind, und dereinſt, wenn es mir glücken ſollte, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu ſchöpfen, und ſie von der Schaubühne dem lechzenden Publikum meines Vaterlandes auszuſpenden.

451.

Man erzählt von Zauberern, die durch magiſche Formeln eine ungeheuere Menge allerlei geiſtiger Geſtalten, in ihre Stube herbeiziehen. Die Beſchwörungen ſind ſo kräftig, daß ſie bald den Raum des Zimmers ausfüllen, und die Geiſter, bis an den kleinen gezogenen Kreis hinandrängt, um denſelben und über dem Haupte des Meiſters in ewig drehender Verwandlung ſich bewegend vermehren. Jeder Winkel iſt vollgepfropft, und jedes Geſims beſetzt. Eier dehnen ſich aus und Rieſengeſtalten ziehen ſich in Pilze zuſammen. Unglücklicherweiſe hat der Schwarzkünſtler das Wort vergeſſen, womit er dieſe Geiſterfluth wieder

r Ebbe bringen könnte. (Siehe Göthe's Gedichte:
der Zauberlehrling.“) — So ging es mir mit dem
tudium Shakſpeare's und mit unbekannter Be-
egung wurden tauſend Empfindungen und Fähigkeiten
n mir rege, von denen ich vorher keinen Begriff und
eine Ahnung gehabt hatte. Nichts konnte mich aus
ieſem Zuſtande reißen, und ich war ſehr unzufrieden,
enn irgend Jemand zu kommen Gelegenheit nahm,
m mich von dem, was auswärts vorging, zu unter-
alten.

452.

In manchen Fällen iſt es nothwendig und freund-
ich, lieber Nichts zu ſchreiben, als nicht zu
chreiben.

453.

Man darf das Wahre nur wunderlich ſa-
en; ſo ſcheint zuletzt das Wunderliche auch wahr.

454.

Habe nun, ach! Philoſophie,
Juriſterei und Medicin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus ſtudirt, mit heißem Bemühn,
Da ſteh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin ſo klug als wie zuvor;

Heiße Magiſter, heiße Doctor gar,
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Naſe herum —
Und ſehe, daß wir *nichts wiſſen können*!

455.

Ach Gott! Die Kunſt iſt lang!
Und kurz iſt unſer Leben.
Mir wird, bei meinem kritiſchen Beſtreben,
Doch oft um Kopf und Buſen bang',
Wie ſchwer ſind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen ſteigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel ſterben.

456.

Nicht Kunſt und Wiſſenſchaft allein,
Geduld will bei dem Werke ſein.
Ein ſtiller Geiſt iſt Jahre lang geſchäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.

457.

O! glücklich! wer noch hoffen kann
Aus dieſem Meer des Irrthums aufzutauchen.
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man *weiß*, kann man nicht *brauchen*.

458.

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet!

459.

Ich ſag' es dir; ein Kerl der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

460.

Du biſt, am Ende — was du biſt.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer was du biſt.

461.

Es trägt Verſtand und rechter Sinn,
Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor;
Und wenn's euch Ernſt iſt, was zu ſagen,
Iſt's nöthig Worten nachzujagen?

Ja, eure Reden, die ſo blinkend ſind,
In denen ihr der Menſchheit Schnitzel kräuſelt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt!

462.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es ſich ſchickt,
So ſind es Gedanken!

463.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zuſammen,
Braut ein Ragout von Andrer Schmaus,
Und blas't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aſchenhäufchen 'raus!
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn euch danach der Gaumen ſteht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

464.

Ein vollkommner Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge und für Thoren,
Die Kunſt iſt alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrthum ſtatt Wahrheit zu verbreiten.
So ſchwätzt und lehrt man ungeſtört;
Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei doch auch was denken laſſen.

465.

Was iſt das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyiren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanſt!
Was willſt du dich das Stroh zu dreſchen plagen?
Das *Beſte*, was du wiſſen *kannſt*,
Darfſt du den Buben doch *nicht ſagen*.

466.

Das *Pergament*, iſt *das* der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt?
Erquickung haſt du nicht gewonnen,
Wenn ſie dir nicht aus eigner Seele quillt. —

„Verzeiht! es iſt ein groß Ergetzen
Sich in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen,
Zu ſchauen, wie vor uns ein weiſer Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht.“

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit ſieben Siegeln;
Was Ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.

467.

Die Fakultätswiſſenſchaften.

Ich bin allhier erſt kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu ſprechen und zu kennen,
Den Alle mir mit Ehrfurcht nennen.

„Eure Höflichkeit erfreut mich ſehr!
Ihr ſeht einen Mann, wie andre mehr.
Habt ihr euch ſonſt ſchon umgethan?“
Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an.

Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und friſchem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern' was rechts hier außen lernen.

„Da ſeid ihr eben recht am Ort."

Aufrichtig, möchte ſchon wieder fort;
In dieſen Mauern, dieſen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es iſt ein gar beſchränkter Raum,
Man ſieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Seh'n und Denken.

„Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Bruſt
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es ſich mit Luſt.
So wird's euch an der Weisheit Brüſten
Mit jedem Tage mehr gelüſten."

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch ſagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

„Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?"

Ich wünſchte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern was auf der Erden
Und in dem Himmel iſt, erfaſſen,
Die Wiſſenſchaft und die Natur.

„Da ſeid ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt ihr euch nicht zerſtreuen laſſen.“
Ich bin dabei mit Seel' und Leib;
Doch freilich würde mir behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An ſchönen Sommerfeiertagen.

„Gebraucht der Zeit, ſie geht ſo ſchnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen,
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum:
Zuerſt Collegium Logicum.
Da wird der Geiſt euch wohl dreſſirt,
In ſpan'ſche Stiefeln eingeſchnürt,
Daß er bedächtiger ſo fortan
Hinſchleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa die Kreuz' und Quer,
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr ſonſt auf einen Schlag
Getrieben, wie Eſſen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig ſei.

Zwar iſt's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meiſterſtück,
Wo Ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüberſchießen,
Die Fäden ungeſehen fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt;
Der Philoſoph aber, der tritt herein,
Und beweiſ't euch, es müßt' ſo ſein;
Das Erſt' wär' ſo, das zweite ſo,
Und drum das Dritt' und Vierte ſo;
Und wenn das Erſt' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preiſen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendig's erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geiſtige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer ſelbſt und weiß nicht wie."

Kann euch nicht eben ganz verſtehen,

„Das wird nächſtens ſchon beſſer gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig klaſſificiren."

Mir wird von alle dem ſo dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

„Nachher, vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Methaphyſik machen!
Da ſeht, daß ihr tiefſinnig faßt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paßt;
Für: was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Dienſten ſteht,
Doch vorerſt dieſes halbe Jahr
Nehmt ja der beſten Ordnung wahr,
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seid drinnen mit dem Glockenſchlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einſtudirt,
Damit ihr deſto beſſer ſeht,
Daß er nichts ſagt, als was im Buche ſteht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt euch der Heilig' Geiſt!“

Das ſollt ihr mir nicht zweimal ſagen!
Ich denke mir, wie viel es nützt;
Denn, was man ſchwarz auf weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.

„Doch wählt mir eine Facultät!“
Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich
nicht bequemen.

„Ich kann es euch ſo ſehr nicht übel nehmen,
Ich weiß, wie es um dieſe Lehre ſteht.
Es erben ſich Geſetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zu Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh' dir, daß du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
Von dem iſt, leider! nie die Frage."

Mein Abſcheu wird durch euch vermehrt.
O, glücklich der, den ihr belehrt!
Faſt möcht' ich nun Theologie ſtudiren.
„Ich wünſchte nicht euch irre zu führen.

Was dieſe Wiſſenſchaft betrifft,
Es iſt ſo ſchwer den falſchen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr ſo viel verborgnes Gift,
Und von der Arzenei iſt's kaum zu unterſcheiden.
Am beſten iſt's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meiſters Worte ſchwört.
Im Ganzen: — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein."

Doch ein Begriff muß bei dem Worte ſein.

„Schon gut! Nur muß man ſich nicht allzuängſtlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben.“

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein ich muß euch noch bemühn.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen ſagen?
Drei Jahr' iſt eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld iſt gar zu weit;
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt ſich's ſchon eher weiter fühlen.

„Der Geiſt der Medicin iſt leicht zu faſſen;
Ihr durchſtudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu laſſen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens, daß ihr ringsum wiſſenſchaftlich ſchweift,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das iſt der rechte Mann.

Ihr ſeid noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur ſelbſt vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Beſonders lernt die Weiber führen;
Es iſt ihr ewig Weh und Ach
So tauſendfach
Aus Einem Punkte zu kuriren,
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr ſie all' unterm Hut,
Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daß eure Kunſt viel Künſte überſteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen ſieben Sachen,
Um die ein Andrer viele Jahre ſtreicht;
Verſteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faſſet ſie, mit feurig ſchlauen Blicken,
Wohl um die ſchlanke Hüfte frei,
Zu ſeh'n, wie feſt geſchnürt ſie ſei."

Das ſieht ſchon beſſer aus! Man weiß doch wo und wie?

„Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum."

468.

— Die Welt, des Menſchen Herz und Geiſt!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen. —
„Ja, was man ſo erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.“

469.

Die hohe Kraft
Der Wiſſenſchaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird ſie geſchenkt,
Er hat ſie ohne Sorgen.

470.

Was ſagt uns dies für Unſinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttauſend Narren ſprechen.

471.

O heil'ger Mann! Da wär't Ihr's nun!
Iſt es das Erſtemal in Eurem Leben
Daß Ihr falſch Zeugniß abgelegt?
Habt Ihr von Gott, der Welt, und was ſich d'rin bewegt,
Vom Menſchen, was ſich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Bruſt?
Und wollt Ihr recht in's Innre gehen,
Habt Ihr davon, Ihr müßt es g'rad geſtehen,
So viel als von — Herrn Schwerdlein's Tod gewußt.

472.

Jetzt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten.
Denn freilich da wir alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
Von mäßig klugem Inhalt leſen?
Und was das junge Volk betrifft,
Das iſt noch nie ſo naſeweis geweſen.

473.

Frau Muhme! Sie verſteht mir ſchlecht die
Zeiten.
Gethan geſchehn! Geſchehn gethan!
Verleg Sie ſich auf Neuigkeiten,
Nur Neuigkeiten ziehen jetzt uns an!

474.

Ein Geiſt der ſich erſt bildet. (Auf dem Blocksberge.)

Spinnenfuß und Krötenbauch,
Und Flügelchen dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen giebt es nicht,
Doch giebt es ein Gedichtchen.

475.

Puriſt. (Ebendaſelbſt.)

Ach! mein Unglück führt mich her,
Wie wird hier geludert!
Und von dem ganzen Hexenheer
Iſt nicht mal Eins gepudert.

476.

Die Xenien. (Auf dem Blocksberg.)

Als Inſekten ſind wir da,
Mit kleinen, ſcharfen Scheeren,
Satan unſern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

477.

Hennings. (Ebendaſelbſt.)

Seht! wie ſie in gedrängter Schaar
Naiv zuſammen ſcherzen.
Am Ende ſagen ſie noch gar:
Sie hätten gute Herzen.

478.

Ci-devant Genius der Zeit. (Ebendaſelbſt.)

Mit rechten Leuten wird man was,
Komm' faſſe meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der *deutſche Parnaß*
Hat einen *breiten Gipfel.*

479.

Neugieriger Reiſender. (Auf dem Blocksberg.)

Sagt, wie heißt der ſteife Mann?
Er geht mit ſtolzen Schritten;
Er ſchnopert was er ſchnopern kann. —
„Er ſpürt nach Jeſuiten!“

480.

Kranich. (Ebendaſelbſt.)

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fiſchen;
Darum ſeht Ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln miſchen.

481.

Weltkind. (Ebendaſelbſt.)

Ja für die Frommen, glaubet mir,
Iſt Alles ein Vehikel,
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Tänzer.

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
Nur ungeſtört! Es ſind im Rohr
Die uniſonen Dommeln.

482.

Dogmatiker. (Auf dem Blocksberg.)

Ich laſſe mich nicht irre ſchrein,
Nicht durch Kritik noch Zweifel.
Der Teufel muß doch Etwas ſein,
Wie gäb's denn ſonſt auch Teufel?

Idealiſt.

Die Phantaſie in meinem Sinn
Iſt diesmal gar zu herriſch,
Fürwahr, wenn ich das Alles bin,
So bin ich heute närriſch.

Realiſt.

Das Wahre iſt mir recht zur Qual
Und muß mich baß verdrießen;
Ich ſtehe hier zum Erſtenmal
Nicht feſt auf meinen Füßen.

Supernaturaliſt.

Mit viel Vergnügen bin ich da,
Und freue mich mit dieſen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geiſter ſchließen.

Skeptiker.

Sie gehn den Flämmchen auf der Spur,
Und glaub'n ſich nah' dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur,
Da bin ich recht am Platze.

483.

Die Gewandten. (Auf dem Blocksberg.)

Sanſſouci, ſo heißt das Heer
Von luſtigen Geſchöpfen,
Auf den Füßen geht's nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen.

Die Unbehülflichen.

Sonſt haben wir manchen Biſſen erſchranzt,
Nun aber Gott befohlen!
Unſere Schuhe ſind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen.

Die Maſſiven.

Platz und Platz! Und ringsherum!
So gehn die Gräschen nieder.
Geiſter kommen; Geiſter auch
Haben plumpe Glieder.

484.

chreiben iſt geſchäftiger Müſſiggang.
m ich ſchreibe was ich gethan, ärgere ich
über den Verluſt der Zeit, in der ich etwas thun
nte.

485.

Ein Jeglicher muß ſeinen Helden wählen,
er die Wege zum Olymp hinauf ſich nachar-
.

486.

Italien nennt keinen großen Namen,
Den Eſte's Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.
Und es iſt vortheilhaft den Genius
Bewirthen: giebſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

487.

er Geſchmack und die Wiſſenſchaften
allein, die uns mit andern Nationen verbin-
ſie ſind's, die aus den entfernteſten Geiſtern

Freunde machen, und die angenehmſte Vereinigung unter denen ſelbſt erhalten, die leider durch Staatsverhältniſſe öfters getrennt werden.

488.

Wir haben gehört, daß auf dem Gipfel dieſes überhobenen Berges ein Schuhu wohnt, der mit nichts zufrieden iſt, und dem wir deswegen große Kenntniſſe zuſchreiben. Sie nennen ihn im ganzen Lande den Kritikus. Er ſitzt den Tag über zu Hauſe, und denkt Alles durch, was die Leute geſtern gethan haben, und iſt immer noch einmal ſo geſcheid als einer der vom Rathhaus kommt.

489.

Nimm zuerſt dieſen knotigen Prügel, womit der Kritikus alles junge Geziefer auf der Stelle breit zu ſchlagen pflegt! Nimm dieſe Peitſchen, mit denen er, ſich gegen den Muthwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezogener macht! Nimm dieſe Blasröhre, womit er ehrwürdigen Leuten, die er nicht erreichen kann, Lettenkugeln in die Perücken ſchießt — und ſo wehre dich gegen jeden in ſeiner Art! Hier, nimm das Tintenfaß und die große Feder, und beſchmiere damit den erſten, der mit buntem Gefieder herankommt, die Flügel; denn wer die Gefahr nicht ſcheut, fürchtet doch verunziert zu werden. Halte dich wohl! Fürchte nichts! und wenn du Schläge kriegſt, ſo denke, daß ſie dem Tapfern, wie den Feigen, von den Göttern zugemeſſen ſind.

490.

Die großen Lexica ſind die großen Krambuden der Literatur, wo jeder ſein Bedürfniß pfennigweiſe nach dem Alphabet abholen kann! —

491.

Standesperſonen müſſen auch wiſſen, daß ſie und ihre Kinder Menſchen ſind; man kann ſie nicht genug empfinden machen, wie verehrungswürdig ein Mann iſt, der ihnen in ihren Nöthen beiſteht, (denen ſie, wie alle Kinder Adams, unterworfen ſind), beſonders ein Chirurgus. Ein Chirurgus iſt der verehrungswürdigſte Mann auf dem ganzen Erdboden. Der Theolog befreit dich von der Sünde, die er ſelbſt erfunden hat; der Juriſt gewinnt dir deinen Prozeß und bringt deinen Gegner, der gleiches Recht hat, an den Bettelſtab; der Medicus kurirt dir eine Krankheit weg, die andere herbei, und du kannſt nie recht wiſſen, ob er dir genutzt oder geſchadet hat; der Chirurgus aber befreiet dich von einem reellen Uebel, das du dir ſelbſt zugezogen haſt, oder das dir zufällig und unverſchuldet über den Hals kommt; er nutzt dir, ſchadet keinem Menſchen, und du kannſt dich unwiderſprechlich überzeugen, daß ſeine Cur gelungen iſt.

492.

Auf, Adler, dich zur Sonne ſchwing,
Dem Publiko dies Blättchen bring;
So Luſt und Klang giebt friſches Blut,
Vielleicht iſt ihm nicht wohl zu Muth.
Ich ſchau ſie, guck ſie, komm herbei
Der Pabſt und Kaiſer und Cleriſei!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz,
Paradiren mit Eichel- und Lorbeerkränz,
Trottiren und ſtäuben zu hellen Schaaren,
Machen ein Gezwatzer als wie die Staaren,
Drängt einer ſich dem andern vor,
Deutet einer dem andern ein Eſelsohr.
Da ſieht das liebe Publikum
Und ſieht erſtaunend auf und um,
Was all' der tollen Reiterei
Für Anfang, Mitt' und Ende ſei.
Oho, ſa ſa, zum Teufel zu!
O weh! laß ab, laß mich in Ruh!
Herum, herauf, hinan, hinein —
Das muß ein Schwarm Autoren ſein!

Ach Herr, man krümmt und krammt ſich ſo,
Zappelt wie eine Laus, hüpft wie ein Floh,
Und fliegt einmal und kriecht einmal,
Und endlich läßt man euch im Saal.
Sei's Kammerherr nun, ſei's Lakei;
Genug, daß einer drinne ſei,
Nun weiter auf, nun weiter an!
Wie's tummelt auf der Ehrenbahn!
Ach ſieh', wie ſchöne pflanzt ſich ein
Das Völklein dort im Schattenhain;
Iſt wohl zurecht und wohl zu Muth,
Zäunt jeder ſich ſein kleines Gut,
Beſchneid't die Nägel in Ruh' und Fried'
Und ſingt ſein Klimpimpimper-Lied;
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib,
Frißt ſeine Aepfel, beſchläft ſein Weib:
Sich drauf die Bürgerſchaft rottirt,
Gebrüllt, gewetzt und Krieg geführt;
Und Höll' und Erd' bewegt ſich ſchon.
Da kommt mir ein Titanenſohn,
Und packt den ganzen Hügel auf,
Mit Städt' und Wäldern einem Hauf,
Mit Schlachtfelds-Lärm und liebem Sang,
(Es wankt die Erd', dem Volk iſt's bang)
Und trägt ſie eben in Einem Lauf
Zum Schemel den Olymp hinauf.

Deß wird Herr Jupiter ergrimmt,
Sein'n erſten beſten Strahl er nimmt,
Und ſchmeißt den Kerl die kreuz und quer
Hurlurli burli in's Thal daher,
Und freut ſich ſeines Siegs ſo lang,
Bis Frau Juno ihm macht wieder bang.
So iſt die Eitelkeit der Welt!
Iſt keines Reich ſo feſt geſtellt,
Iſt keine Erdenmacht ſo groß,
Fühlt alles doch ſein Endeloos.
Drum treib's ein jeder wie er kann;
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann;
Der Hoch ſtolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein jeder wohl gemacht.

492.

Hab' ſei Kragen, ſei Hoſe, ſei Knopf,
Hätt' i nur au ſei — Kopf;
Wär i Hannswurſt ganz und gar.

493.

Ei! Der iſt eben überall.
Was Andre tanzen, muß er ſchätzen.
Kann er nicht jeden Schritt beſchwätzen,
So iſt der Schritt ſo gut als nicht geſchehn.
Am meiſten ärgert ihn, ſobald wir vorwärts gehn,

Wenn ihr euch ſo im Kreiſe drehen wolltet,
Wie er's in ſeiner alten Mühle thut,
Daß hieß er allenfalls noch gut;
Beſonders wenn ihr ihn darum begrüßen ſolltet.

494.

Das Neueſte aus Plundersweilern.

(Eine Bilder- und Maskenſcene.)

Im deutſchen Reich gar wohl bekannt
Iſt der Ort, Plundersweilern genannt,
Und ſeines Jahrmarkts Lärm und Luſt
Viel groß und kleinem Volk bewußt;
Auch ſieht man, daß zu einer Stadt
Der Flecken ſich erweitert hat.

Und zwar mag es nicht etwa ſein,
Wie zwiſchen — — — — — — —,
Als wo man emſig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und ſendet, gegen fremdes Geld,
Die Vöglein in die weite Welt.

Vielmehr ſind hier, wie in Paris,
Der Leute mehr als der Logis;
Und wie ein Haus gebaut ſein mag,
Gleich iſt's beſetzt den andern Tag.

Beſonders eine der längſten Gaſſen
Hat man für Leſer erbauen laſſen,
Wo in den Häuſern eng und weit,
Geleſen wird zu jeder Zeit;
Auswahl und Urtheil ſind verbannt.
Mit neuen Büchern in der Hand,
Find't man, ſo wie man geht und ſteht,
Vom Thürſchwell' auf bis zum Privet,
Einen Jeden emſig ſich erbauen
Und kaum zum Gruße ſeitwärts ſchauen.

Wie man denn ſchon ſeit langen Zeiten
Läßt Kaffee öffentlich bereiten,
Daß für drei Pfennig' Jedermann
Sich ſeinen Magen verderben kann:
So theilt man nun den Leſeſchmaus
Liebhabern für ſechs Pfennig' aus.

Von dieſer Straße, lang und ſchön,
Könnt ihr hier nur das Eckhaus ſehn.
Hier ſchauen Damen und Herrn herum
Begierig in das Publikum,
Wie Einer an den Andern rennt;
Und Abends ſind ſie gar kontent.

Vor ihrem Fenſter, mit leichten Schritten
Spaziert ein Mädchen von ſchlechten Sitten,

Und bietet um geringen Preis
Gar vieler Menſchen ſauren Schweiß.
Ein Jeder wird ſie laut verachten;
Es mag kein Menſch ſie übernachten,
Und alle kommen doch zu Haufen
Ihr ihre Waaren abzukaufen.

Wie ſchlimm ſieht's drum in jenem Haus,
In der uralten Handlung aus!
Gar einzeln naht ſich dann und wann
Ein etwa grundgelehrter Mann,
Nach einem Folio zu fragen;
Dagegen bücken viel Autormagen
Sich mit demüthigen Geberden
Vor dem Papierpatron zur Erden.
Auch iſt das Haus, wie Jeder ſagt,
Von böſer Nachbarſchaft geplagt:
Wie man Exempel jeden Tag
In der Almende ſehen mag.

Halt auf! o weh! welch ein Geſchrei!
Was zerrt man dieſe Leut' herbei?
Was hat das arme Volk begangen?
Was wird mit ihnen angefangen?

Die aufgehängten Becken hier
Verkünden euch den Herrn Barbier,

Dem, wo er irgend Stoppeln ſieht,
Das Meſſer unter'n Händen glüht;
Und er raſirt, die Wuth zu ſtillen,
Zwar gratis, aber wider Willen,
Und bei dem ungebetnen Schnitt
Geht auch wohl Haut und Naſe mit.

Welch ein Pallaſt am End' der Stadt
Iſt's wo er ſeine Bude hat!
Auf gutes Fundament gebaut,
Der alle Gegend überſchaut.
Wer iſt der vornehm reiche Mann,
Der alſo bau'n und wohnen kann?

Mit großer Luſt und großem Glück
Hält ihr Serail hier Frau Kritik.
Ein Jeder, er ſei groß oder klein,
Wird ihr gar ſehr willkommen ſein.
Sein Zimmer iſt ihm gleich bereit,
Sein Eſſen auch zu rechter Zeit;
Er wird genähret und verwahrt
Nach ſeiner Art und ſeinem Bart.
Doch läßt, aus Furcht vor Neidesflammen,
Sie ihre Freunde nie zuſammen.
Sie hat zwar weder Leut' noch Land,
Auch weder Kapital noch Pfand,

Sie bringt auch ſelber nichts hervor,
Und lebt und ſteht doch groß im Flor;
Denn was ſie reich macht und erhält,
Das iſt eine Art von Stempelgeld;
Drum ſehn wir alle neue Waaren
Zum großen Thor hineingefahren.

Am Fenſter läßt ſich einer blicken,
Der reißt gar Alles grob zu Stücken;
Ein andrer mißt das Werk mit Ellen;
Ein dritter läßt's auf der Waage ſchnellen;
Ein vierter, oben auf dem Haus,
Klopft gar die alten Kleider aus.
Gar viele Fenſter ſind auch zu;
Das deutet nicht auf inn're Ruh.
Die meiſten arbeiten wie in der Gruft
Und kommen ſelten an friſche Luft.

Doch ſcheint's, ihr möget nicht verweilen
Und gerne dieſen Zug ereilen;
Bleibt nur ein wenig hinterdrein;
Ich fürcht' es möcht' gefährlich ſein.

Unter dem Leichnam auf ſeinem Rücken
Seht ihr einen jungen Herrn ſich drücken,
Ein Schießgewehr in ſeiner Hand:
So trug er ſeinen Freund durch's Land,

Erzählt den traurigen Lebenslauf
Und fordert jeden zum Mitleid auf.
Kaum hält er ſich auf ſeinen Füßen,
Die Thränen ihm von den Wangen fließen,
Beſchreibt gar rührend des Armen Noth,
Verzweiflung und erbärmlichen Tod;
Wie er ihn endlich aufgerafft;
Das alles ein wenig ſtudentenhaft.
Da fing's entſetzlich an zu rumoren
Unter Klugen, Weiſen und unter Thoren;
Drum wünſcht er weit davon zu ſein.

Denn ſeht, es kommen hinterdrein
Ein Chor ſchwermüthiger Junggeſellen,
Die ſich gar ungeberdig ſtellen.
Mehr ſag' ich nicht: Man kennt genug
Den ganzen uniformen Zug.

Jeder führt eine Jungfrau fein,
Die ſcheinen gleiches Sinn's zu ſein:
Denn ſie tragen auf bunten Stangen
Paniere zierlich aufgehangen,
Die Zeichen ihrer Luſt und Schmerz:
Einen vollen Mond ein brennend Herz;
Wie denn nun faſt jede Stadt
Ihren eignen Mondſchein nöthig hat.

Die Herzen lärmen und pochen ſo ſehr,
Man hört ſein eigen Wort nicht mehr;
Doch ſcheinen die Liebchen bei dieſen Spielen
Noch ſeitwärts in die Welt zu ſchielen.

Laßt ſie vorbei und ſeht die Knaben,
Die in der Ecke ihre Kurzweil haben.
Die Laube, die ſie faßt, iſt klein,
Doch dünkt ſie ihnen ein dichter Hain.
Sie haben aus Maien ſie aufgeſteckt
Und vor der Sonne ſich bedeckt;
Mit Siegsgeſang und Harfenſchlag
Verklimpern ſie den lieben Tag;
Sie kränzen freudig ſich wechſelsweiſe,
Einer lebt in des Andern Preiſe;
Daneben man Keul' und Waffen ſchaut.
Sie ſitzen auf der Löwenhaut;
Doch guckt als wie ein Eſelsohr,
Ein Murmelkaſten drunter vor,
Daraus denn bald ein Jedermann
Ihre hohe Abkunſt errathen kann.

Ihr ſchaut euch um, ihr ſeht empor,
Leiht andern Stimmen euer Ohr!
Ja ſeht nur recht! Dort eine Welt
In vielen Fächern dargeſtellt.
Man nennt's ein epiſches Gedicht;
So was hat Seinesgleichen nicht.

Der Mann, den ihr am Bilde ſeht,
Scheint halb ein Barde und halb Prophet.
Seine Vorfahren müſſen's büßen,
Auf ihren Häuptern ſieht der Mann,
Daß er ſeinen Helden erreichen kann.

Kaum iſt das Lied nur halb geſungen,
Iſt alle Welt ſchon liebdurchdrungen.
Man ſieht die Paare zum Erbarmen.
In jeder Stellung ſich umarmen.
Ein Zögling knieet ihm an dem Rücken,
Zeigt des Propheten Strümpf' und Schuh',
Betheuert, er hab' auch Hoſen dazu,
Und, was ſich Niemand denken kann,
Einen — Steiß habe der große Mann.

Vor dieſem himmliſchen Bericht
Fällt die ganze Schule auf's Angeſicht,
Und rufet: Preis dir in der Höh',
O trefflicher Euſtazie!

Der Adler ungeſtürzte Zier!
Der deutſche Bär ein feines Thier!
Wie viele Wunder die geſchehn,
Könnt ihr hier nicht auf einmal ſehn!
Er hat auch eine Heftelfabrik,
Die zeigt ſich nicht auf dieſem Stück.

Ihr kennt den himmliſchen Merkur.
Ein Gott iſt er zwar von Natur;
Doch ſind ihm Stelzen zum irdiſchen Leben
Als wie ein Pfahl in's Fleiſch gegeben;
Darauf macht er durch des Volkes Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterſchritte.
Auf ſeinen Scepter und ſeine Ruthe
Thut er ſich öfters was zu Gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens ſägſt du, thöricht Kind!
Die Stelzen, wie er, unſterblich ſind.

Es ſchaut zu ihm ein großer Hauf
Von mancherlei Bewunderern auf;
Doch dieſen Pack, ſo ſchwer und groß,
Wird er wohl ſchwerlich jemals los.

Wie iſt mir? wie erſcheint ein Engel
In Wolken mit den Lilienſtängel!
Er bringt einen Lorbeerkranz hernieder,
Er ſieht ſich um und ſucht ſich Brüder.

Wer ſagt mir ein vernünftig Wort?
Was treiben die eilenden Knaben dort?
Seht ihr nicht, wie geſchickt ſie's machen!
Seht doch, wie ſteigen ihre Drachen!

Geht er nicht ſchnell und hoch genung?
Man nennt es einen Odenſchwung.

Die andern führ' ich euch nicht vor;
Sie haben mit dem Blaſerohr
Nach Schmetterlingen unverdroſſen
Mit Lettenkugeln lang' geſchoſſen,
Und dann war ſtets das arme Ding
Ein lahmgeſchoſſ'ner Schmetterling.

Die kleinen Jungens in der Pfützen
Laßt ſie mit ihren Schuſſern ſitzen!
Und laßt uns ſehn, dort ſtäubt's im Sand,
Dort zieht ein würdig Heer zu Land.

Zuvörderſt ſprengt ein Rittersmann
Auf einem zweideutigen Pferdlein an;
Ein hoher Federbuſch ihn ziert,
Die Lanze er ganz ſtolz regiert,
Von Kopf zu Fuß in Stahl vermummt,
Daß jeder Bauer und Knecht verſtummt.
Als Ritter nimmt er Preis und Gruß;
Doch eigentlich geht er zu Fuß.

Hinter ihm wird kein Gut's geſchafft.
Es reißet einer mit voller Kraft
Die Bäume ſammt den Wurzeln aus;
Die Vögel fliegen zu den Neſtern heraus.

Sein Haupt trägt eine Felſenmütze,
Sein Schütteln ſchüttert Ritterſitze.
Entſetzt euch nicht ob dieſer Stärke
Und der modernen Simſons-Werke:
Denn aller Rieſen-Vorrath hier
Iſt nur von Pappe und von Papier.

Ein andrer trägt einen Kometenhut;
Ein dritter beißt in die Steine vor Wuth;
Sie ſtolpern über Särg' und Leichen,
Dem Pathos iſt nichts zu vergleichen.
Sie möchten gerne mit hellen Schaaren,
Aus ihren eignen Häuten fahren;
Doch ſitzen ſie darin zu feſt,
Drum es jeder endlich bewenden läßt.

Im Vordergrund ſind zwei feine Knaben,
Die gar ein artig Kurzweil haben.
Mit Deutſchheit ſich zu zieren itzt,
Hat jeder ſein armes Wamms zerſchlitzt;
Sie ziehen die Hemdchen durch die Spalten;
Das giebt gar wunderreiche Falten;
Die Puffen ſtehn gut zu Geſicht;
Sie ſchonen ſogar der Höschen nicht;
Sie werden bald ihr Ziel erreichen
Und deutſchen Betteljungen gleichen.

Wenn ich nun Jemand rathen mag,
So hat er genug für dieſen Tag,
Und geht den Lärm und das Geſchrei,
Was hinten ſich erhebt, vorbei.

Die Bude, die man dorten ſchaut,
Iſt ſchon vor Alters aufgebaut,
Worein gar mancher, wie ſich's gebührt,
Nach ſeiner Art ſich proſtituirt.
Die feſten Säulen zeigen an,
Der Ort ſich nicht bewegen kann,
Ein Mann, der droben im Reifrock ſteht,
Deutet auf hohe Gravität:
Doch Wurſtel läßt ſich nicht vertreiben,
Läßt ſeine Neckerei nicht bleiben,
Indeß ein neuer Unfall droht,
Und bringt den Alten faſt den Tod.

Eine Sorte, kürzlich angekommen,
Hat das Portal ſchon eingenommen
Und nagelt, ihr iſt nicht zu wehren,
An's Frontiſpitz zwei Hemiſphären,
Eröffnet nun die weite Welt
Erobernd zum Theaterfeld;
Darauf denn Jeder bald verſteht,
Wie es von London nach China geht.

Und ſo hat man für wenig Geld
Gleich eine Fahrt um die ganze Welt.
Es poltert Alles drüber und drunter,
Die Knaben jauchzen laut mitunter,
Und auf den Dielen wohlverſchanzt
Die Schellenkapp' wird aufgepflanzt.
Kein Menſch iſt ſicher ſeines Lebens;
Es wehrt der Held ſich nur vergebens;
Es gehen beinah' in dieſer Stunde
Souffleur und Confident zu Grunde,
Die man als heilige Perſonen
Von je gewohnt war zu verſchonen.
Und dieſer Lärm dient auf einmal
Auch unſerm Schauſpiel zum Final.

495.

Wer ein Uebel, oder Unfrieden im Hauſe hat, der frage keinen Arzt und kein Orakel. Ihr Wiſſen und ihre Kunſt fällt zu kurz: Dies und jenes Mittelchen, und vorzüglich Geduld, iſt was ſie uns empfehlen. — Die Aerzte können wohl rathen aber nicht errathen.

496.

O Weimar! Dir fiel ein beſonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß,

Bald wegen Geiſt und Witz beruft dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der ſtille Weiſe ſchaut und ſieht geſchwind
Wie zwei Extreme nah verſchwiſtert ſind.

497.

Was iſt das mit der Philoſophie und beſonders mit der neuen für eine wunderliche Sache! In ſich ſelbſt hineinzugehen, ſeinen eignen Geiſt über ſeinen Operationen zu ertappen, ſich ganz in ſich zu verſchließen, um die Gegenſtände deſto beſſer kennen zu lernen! Iſt das wohl der rechte Weg? Der Hypochondriſt, ſieht der die Sachen beſſer an, weil er immer in ſich gräbt und die Sachen untergräbt? Gewiß, dieſe Philoſophie ſcheint mir eine Art von Hypochondrie zu ſein, eine falſche Art von Neigung, der man einen prächtigen Namen gegeben hat.

498.

D'Alembert (geb. 1717, geſt. 1783), iſt ſein Ruhm, als Mathematiker, niemals ſtreitig gemacht worden; als er ſich aber, um des Lebens und der Geſellſchaft willen, vielſeitig literariſch ausbildete; ſo nahmen die Mißgünſtigen daher Anlaß, ſchwächere Seiten aufzuſuchen und zu zeigen.

Solche feindſelige Naturen, die nur wider Willen entſchiedene Vorzüge anerkennen, möchten einen jeden trefflichen Mann in ſein Verdienſt ganz eigentlich einſperren, und ihm eine vielſeitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie ſagen gewöhnlich, zu ſeinem Ruhme habe er dieſes oder jenes nicht unternehmen ſollen! Als wenn man alles um des Ruhmes willen thäte; als wenn die Lebensvereinigung mit ähnlich Geſinnten, durch ernſte Theinahme an dem, was ſie treiben und leiſten, nicht den höchſten Werth hätte. Und nicht allein Franzoſen, welche alles nach Außen thun, ſondern auch Deutſche, welche die Wirkung nach innen recht gut zu ſchätzen wiſſen, geben ſolche Geſinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftſteller, der Gelehrte vom Gelehrten, gildemäßig abgetrennt würde.

499.

Batteux, (geb. 1713, geſt. 1780,) iſt der Apoſtel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das Allen ſo willkommen iſt, die blos ihren Sinnen vertrauen und deſſen, was dahinter liegt, ſich nicht bewußt ſind.

500.

Der Abbé le Blanc iſt geb. zu Dijon 1717, geſt. 1781. Wenn durch die Gunſt der Menge, oder der Großen, ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, ſo entſteht eine wunderbare Bewegung unter Seinesgleichen. Alles was ſich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andre ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienſtlos zu halten, endlich kommen müſſe und ſolle.

Doch auch hier, wie überall, behauptet das Glück ſein Majeſtätsrecht, und nimmt ſich der Mittelmäßigen ſo wenig, als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Abbé le Blanc, ein freilich ſehr mittelmäßiger Mann, mußte ſo manchen Seinesgleichen in der Akademie ſehen, die ungeachtet einer, freilich nur vorübergehenden, Gunſt des Hofes, für ihn unerbittlich blieb.

501.

Bouret war ein reicher Finanzmann, der zugleich Ober-Director der Poſten war, und ein ungeheures Vermögen durch die Gunſt des Hofes und der

Großen, denen er alſo wohl ein Hündchen abtreten konnte, zuſammen brachte.

Aber weder ſein Glück, noch ſeine Erniedrigungen, die ihm Diderot ſehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang ſchützen, da er in ſich ſelbſt kein Maaß hatte, und ſein Geiſt im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war, als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon, nur um den König, der alle Jahre mit ſeinem Hofſtaate auf der Jagd jene Gegend beſuchte, bewirthen zu können, und errichtete als Nebenſache, bei einer durchaus koſtſpieligen Lebensweiſe, ſehr anſehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte ſeiner eigenen Finanzen dergeſtalt ſchwächte, daß er, als Ludwig XV. unvermuthet ſtarb, und er ſeinen königlichen Gönner, ſo wie durch die Regierungsveränderung manche andere Unterſtützung verlor, gerade da er ihrer am nöthigſten bedurft hätte, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und ſeinem Leben ſelbſt ein Ende machte.

502.

Bret, geb. 1717, geſt. 1792. Fruchtbarer gefälliger Autor, aber ſchwach und nachläſſig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geſchäft ſeine Kräfte nicht hinreichten.

Sein Stück la fausse confiance fällt in das Jahr 1763.

503.

Carmontel war Verfaſſer der dramatiſchen Sprüchwörter und anderer angenehmer kleiner theatraliſcher Stücke.

Deſtouches, geb. 1680, geſt. 1754, war Literator und Geſchäftsmann. Mehrere ſeiner Stücke erwarben ſich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunſt des Publikums und zieht ſich vom Theater zurück.

504.

Dorat, geb. 1736, geſt. 1780, iſt ein fruchtbarer, angenehmer Dichter, beſonders in kleinen Stükken, nicht ſo glücklich in größern, ernſteren, beſonders tragiſchen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuſchauer hat, zeigt ſich auch darin, daß es ſo manchen productiv zu machen ſcheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation ſtrebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menſchen nach dem Glücke, ſich ſelbſt von dem Theater herunter wiederzuhören, und es iſt niemanden zu verargen, wenn man zu dieſer innern Behaglichkeit noch die äußeren Vortheile eines ſchnellen, allgemeinen günſtigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Iſt dieſe Begierde fürs Theater zu arbeiten, bei dem ſtillen, mehr in ſich gekehrten Deutſchen faſt zur Seuche geworden, ſo begreift man leicht, wie der Franzoſe, der ſich es ſelbſt gar nicht zum Vorwurf rechnet, unmäßig eitel zu ſcheinen, unwiderſtehlich genöthigt ſein muß, ſich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze ſo große Namen zählt, die den lebhafteſten Wunſch erregen müſſen, wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derſelben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte dieſen Lockungen nicht entgehen, um ſo mehr, da er Anfangs ſehr beliebt und vorgeſchoben ward; allein ſein Glück war nicht von Dauer, er ward herabgeſetzt und befand ſich in dem traurigen Zuſtand des Mißbehagens mit ſo vielen Andern, mit deren Zahl man, wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigſtens in ſeinem Fegfeuer beſetzen könnte.

505.

Freron (Vater), geb. zu Quimper 1719, geſt. zu Paris 1776, war ein Mann von Kopf und Geiſt, von ſchönen Studien und mancherlei Kenntniſſen, der aber, weil er manches einſah, alles zu überſehen glaubte und als Journaliſt ſich zu einem allgemeinen

Richter aufwarf. Er ſuchte ſich beſonders durch ſeine Oppoſitionen gegen Voltaire bedeutend zu machen, und ſeine Kühnheit, ſich dieſem außerordentlichen, hochberühmten Manne zu widerſetzen, behagte einem Publikum, das einer heimlichen Schadenfreude ſich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute ſchuldig iſt, herabgeſetzt werden, da es ſich, von der andern Seite, einer ſtrenge behandelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll annimmt.

Freron's Blätter hatten Glück und Gunſt und verdienten ſie zum Theil. Unglücklicher Weiſe hielt er ſich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und fing an, aus eigner Macht und Gewalt, geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größeren aufzuſtellen. Denn derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewiſſen, das Vortreffliche herunterzieht, iſt nur allzugeneigt das Gemeine, das ihm ſelbſt am nächſten liegt, heraufzuheben und ſich dadurch ein ſchönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrſcher behaglich walten könne. Dergleichen Niveleurs finden ſich beſonders in Literaturen, die in Gährung ſind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künſten und Wiſſenſchaften gerichteten Nationen (wie die Deutſchen) haben ſie ſtarken Einfluß.

Die geiſtreiche franzöſiſche Nation war dagegen dem Freron bald auf der Spur, wozu Voltaire ſelbſt nicht wenig beitrug, der ſeinen Widerſacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geiſtreichen Waffen unausgeſetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journaliſten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunſt unbenutzt, ſo daß er ihn ſogar als Freron in der Schottländerin aufs Theater brachte und darauf erhielt.

Wie Voltaire in ſo Manchem, was er leiſtete, die Erwartung der Welt übertraf, ſo unterhielt er auch in dieſem Falle das Publikum mit immer neuen und überraſchenden Späßen, griff den Journaliſten zugleich und alle deſſen Günſtlinge an, und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar, Freron verlor ſeinen Credit, auch den verdienten, weil ſich denn doch das Publikum, wie die Götter, zuletzt auf die Seite der Sieger zu ſchlagen behaglich findet.

Und ſo iſt das Bild Frerons dergeſtalt verſchoben und verdunkelt worden, daß der ſpätere Nachkömmling Mühe hat, ſich von dem, was der Mann leiſtete, und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

506.

„Der Geſchmack, ſagt Rameau, der Geſchmack iſt ein Ding — bei Gott, ich weiß nicht, zu was für einem Ding er den Geſchmack machte, wußte er es doch ſelbſt nicht.“ — In dieſer Stelle will Diderot ſeine Landsleute lächerlich darſtellen, die, mit und ohne Begriff, das Wort Geſchmack immer im Munde führen und manche bedeutende Production, indem ſie ihr den Mangel an Geſchmack vorwerfen, herunterſetzen.

Die Franzoſen gebrauchten zu Ende des 17ten Jahrhunderts das Wort Geſchmack noch nicht allein. Sie bezeichneten vielmehr durch das Beiwort die beſondere Beſtimmung. Sie ſagten ein böſer, ein guter Geſchmack, und verſtanden recht gut, was ſie dadurch bezeichneten. Doch findet man ſchon in einer Anekdoten- und Spruchſammlung jener Zeit das gewagte Wort: „die Franzöſiſchen Schriftſteller beſitzen alles, nur keinen Geſchmack.“

Wenn man die franzöſiſche Literatur von Anfang an betrachtet, ſo findet ſich, daß das Genie ſchon bald ſehr viel für ſie gethan. Marot war ein trefflicher Mann und wer darf den hohen Werth Montaigne's und Rabelais verkennen?

Das Genie ſowohl als der rechte gute Kopf ſucht ſein Gebiet ins Unendliche auszudehnen. Sie nehmen

r mannigfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis
f, und ſind oft glücklich genug ſie vollkommen zu
herrſchen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein ſol-
es Unternehmen nicht ganz, fühlt ſich der Verſtand
cht durchaus genöthigt, die Segel zu ſtreichen, erlan-
n die Arbeiten nur eine ſolche Stufe, wo er ihnen
ch etwas anhaben kann, ſo entſteht ſogleich ein
ben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt
llkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man
e Elemente, woraus ſie beſtehn ſollen, recht ſäuber-
h ſondert.

Die Franzoſen haben einen Poeten du **Bartas**,
en ſie gar nicht mehr, oder nur mit Verachtung
ennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat
nd Weltmann, und ſchrieb zahlloſe Alexandriner. Wir
eutſchen, die wir die Zuſtände jener Nation aus
nem andern Geſichtspunkte anſehen, fühlen uns zum
ächeln bewegt, wenn wir in ſeinen Werken, deren
itel ihn als den Fürſten der franzöſiſchen Dichter
reiſ't, die ſämmtlichen Elemente der franzöſiſchen
oeſie, freilich in wunderlicher Miſchung, beiſammen
nden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite
egenſtände, wie z. E. die ſieben Schöpfungstage,
obei er Gelegenheit fand, eine naive Anſchauung der
Welt und mannigfaltige Kenntniſſe, die er ſich in einem
hätigen Leben erworben, auf eine darſtellende, erzäh-

lende, beſchreibende, didaktiſche Weiſe zu Markte zu bringen. Dieſe ſehr ernſthaft gemeinten Gedichte gleichen daher ſämmtlich gutmüthigen Parodieen und ſind wegen ihres bunten Anſehens, dem Franzoſen auf der jetzigen Höhe ſeiner eingebildeten Kultur äußerſt verhaßt, anſtatt daß, wie der Churfürſt von Mainz das Rad, ein franzöſiſcher Autor die ſieben Tagewerke des du Bartas irgend ſymboliſirt im Wappen führen ſollte.

Damit wir aber, bei einer aphoriſtiſchen Behandlung unſrer Aufſätze, nicht unbeſtimmt und dabei paradox erſcheinen; ſo fragen wir, ob nicht die erſten vierzig Verſe des ſiebenten Schöpfungstages von du Bartas vortreflich ſind, ob ſie nicht in jeder franzöſiſchen Muſterſammlung zu ſtehen verdienen, ob ſie nicht die Vergleichung mit manchem ſchätzenswerthen neueren Produkt aushalten? Deutſche Kenner werden uns beiſtimmen und uns für die Aufmerkſamkeit danken, die wir auf dieſes Werk erregen. Die Franzoſen aber werden wohl fortfahren, wegen der darin vorkommenden Wunderlichkeiten, auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anſtrebende und zu Ludwig des XIV. Zeiten zur Reife gedeihende Verſtandeskultur hat ſich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu ſondern, und zwar ſo, daß man nicht etwa von der Form, ſondern vom Stoff ausging, und gewiſſe Vorſtellungen, Gedanken, Ausdrucksweiſen, Worte aus der Tragödie, der Comödie, der Ode, mit welcher letztern Dichtart ſie deßhalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andere dafür, als beſonders geeignet, in jeden beſondern Kreis aufnahm und für ihn beſtimmte.

Man behandelte die verſchiedenen Dichtungsarten wie verſchiedene Societäten, in denen auch ein beſonderes Betragen ſchicklich iſt. Anders benehmen ſich Männer, wenn ſie allein unter ſich, anders, wenn ſie mit Frauen zuſammen ſind, und wieder anders wird ſich dieſelbe Geſellſchaft betragen, wenn ein Vornehmer unter ſie tritt, dem ſie Ehrfurcht zu bezeigen Urſache haben. Der Franzoſe ſcheut ſich auch keineswegs, bei Urtheilen über Produkte des Geiſtes von Convenancen zu ſprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Societät gelten kann. Man ſollte darüber nicht mit ihm rechten, ſondern einzuſehen trachten, in wie fern er recht hat. Man kann ſich freuen, daß eine ſo geiſtreiche und weltkluge Nation dieſes Experiment zu machen genöthigt war, es fortzuſetzen genöthigt iſt.

Aber im höheren Sinne kommt doch alles darauf an, welchen Kreis das Genie ſich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zuſammen faßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch inneren Trieb und eigne Ueberzeugung beſtimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden ſoll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punkt, ſobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, ſeine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es ſeinen weiteren Lichtkreis in den Brennpunkt ſeiner Nation zuſammendrängen möchte, ſo weiß es alle inneren und äußeren Vortheile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakſpeares und Calderon's! Vor dem höchſten äſthetiſchen Richterſtuhle beſtehen ſie untadelhaft, und wenn irgend ein verſtändiger Sonderer, wegen gewiſſer Stellen, hartnäckig gegen ſie klagen ſollte, ſo würden ſie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche ſie gearbeitet, lächelnd vorweiſen und nicht etwa dadurch blos Nachſicht erwerben, ſondern deshalb, weil ſie ſich ſo glücklich bequemen konnten, neue Lorbeeren verdienen.

Die Abſonderung der Dicht- und Redarten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunſt ſelbſt; aber nur der Künſtler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt: denn er iſt meiſt glücklich genug zu fühlen, was in dieſen oder jenen

Kreis gehört. Der Geſchmack iſt dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommnen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünſchen, daß die Nation Geſchmack hätte, damit ſich nicht jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider iſt der Geſchmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, beengend, ausſchließend und nimmt zuletzt der hervorbringenden Klaſſe Kraft und Leben.

Wohl findet ſich bei den Griechen, ſo wie bei manchen Römern, eine ſehr geſchmackvolle Sonderung und Läuterung der verſchiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muſter nicht ausſchließlich hinweiſen. Wir haben uns anderer Voreltern zu rühmen, und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantiſche Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeſchmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen ſtandhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieſer barbariſchen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten, iſt unſere Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, dasjenige, was Andere denken, urtheilen und glauben, was ſie hervorbringen und leiſten, wohl zu kennen und treulich zu ſchätzen.

5017.

Marivaux, geb. zu Paris 1688, geſt. 1763. Die Geſchichte ſeines erworbenen und wiederverlornen Ruhmes iſt die Geſchichte ſo vieler Anderen, beſonders bei dem franzöſiſchen Theater.

Es giebt ſo viele Stücke, die zu ihrer Zeit ſehr gut aufgenommen wurden, bei denen die franzöſiſchen Kritiker ſelbſt nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch iſt die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als ſolches ſchon eine beſondere Gunſt. Nehme man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der ſich durch Beſcheidenheit Gunſt zu erwerben weiß, um ſo leichter als er nicht den höchſten Kranz davon zu tragen, ſondern nur Hoffnungen zu erregen verſpricht. Man nehme das Publikum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt anſieht, worauf man Gunſt oder Ungunſt nach Befinden ſchreiben kann, und man denke ſich ein Stück mit einigem Talent geſchrieben, von vorzüglichen

Schauſpielern aufgeführt, warum ſollte es nicht günſtig aufgenommen werden? warum ſollte es nicht ſich und ſeinen Autor durch Gewohnheit empfehlen?

Selbſt ein erſter Mißgriff iſt in der Folge zu verbeſſern, und wem es zuerſt nicht ganz geglückt, kann ſich durch fortdauerndes Beſtreben in Gunſt ſetzen und erhalten. Von jenem ſowohl als dieſem Fall kommen in der franzöſiſchen Theatergeſchichte mannigfaltige Beiſpiele vor.

Aber was unmöglich iſt, zeigt ſich auch. Unmöglich iſt es, die Gunſt der Menge bis ans Ende zu erhalten. Das Genie erſchöpft ſich, um ſo mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publikum. Er befriedigt ſelbſt ſeine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Gunſt werden gemacht, die Zeit ſchreitet vor, eine friſche Jugend wirkt und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentes veraltet.

Der Schriftſteller, der nicht ſelbſt bei Zeiten zurückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, ſieht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den ſcheidenden Reizen nicht Abſchied nehmen will.

In dieſe traurige Lage kam **Marivaux**; er mochte ſich mit der Allgemeinheit ſeines Geſchicks nicht tröſten, zeigte ſich übellaunig und wird hier um deswillen von **Diderot** verſpottet.

508.

Montesquieu, geb. 1689, geſt. 1755. „Daß **Montesquieu** nur ein ſchöner Geiſt ſei.“ Eine ähnliche Redensart iſt eben ſchon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch ſeine lettres persanes machte ſich **Montesquieu** zuerſt bekannt. Die große Wirkung, welche ſie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung deſſelben gleich. Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfaſſer ſeine Nation auf die bedeutendſten, ja die gefährlichſten Materien aufmerkſam zu machen, und ſchon ganz deutlich kündigt ſich der Geiſt an, welcher den Esprit des lois hervorbringen ſollte. Weil er ſich nun aber bei dieſem ſeinem erſten Eintritt einer leichten Hülle bedient, ſo will man ihn denn auch nur, da er ſie ſchon abgeworfen, nach ihr ſchätzen und ihm das weitere größere Verdienſt halbkenneriſch abläugnen.

509.

D'Olivet (Abbé). geb. 1682, geſt. 1768. Bei den Jeſuiten erzogen, beſchäftigte er ſich zuerſt mit dem Cicero, den er auch überſetzte. Aufgenommen in die franzöſiſche Akademie, gedachte er auch für die vaterländiſche Sprache etwas zu leiſten, und hat ihr auf mehr denn eine Weiſe genutzt; doch ward er nun als Grammatiker, Proſodiſt, Neuerungsfeind, Puriſt und Rigoriſt, den Dichtern und Schriftſtellern höchlich verhaßt, denen er, man muß es freilich geſtehen, öfters Unrecht that, indem er ihnen die rechten Wege wieß.

510.

Paliſſot, geb. zu Nancy 1740. Eine von den mittleren Naturen, die nach dem Höheren ſtreben, das ſie nicht erreichen, und ſich vom Gemeinen abziehen, das ſie nicht los werden. Will man billig ſeyn, ſo darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verſtandesklarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewiſſen Talent; aber gerade dieſe Menſchen ſind es, die ſich mancher Anmaßung ſchuldig machen. Denn indem ſie alles nach einem gewiſſen, kleineren Maaßſtabe meſſen, ſo fehlt ihnen der Sinn fürs Außerordentliche, und indem ſie ſich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden ſie ungerecht gegen das vorzügliche Verdienſt, beſonders Anfangs, wenn es ſich ankündigt. So vergriff ſich Paliſſot an Rouſſeau, und es dient zu unſerm Zwecke, dieſer Händel, von ihrem erſten Urſprunge an, zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig dem XV. eine Statue. Am Feſte der Weihung, den 6ten November 1755, ſollte auch ein analoges Theaterſtück gegeben werden. Paliſſot, deſſen Talent in ſeiner Vaterſtadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hiezu den Auftrag. Anſtatt nun, daß ein wahrer Dichter dieſe Gelegenheit zu einer edlen und würdigen Darſtellung nicht unbenutzt gelaſſen hätte, ſuchte der gute Kopf durch ein kurzes allegoriſches Vorſpiel den glücklichen Stoff nur geſchwinde los zu werden, worauf er hingegen ein Schubladenſtück, der Zirkel, folgen ließ, worin er das, was ſeiner literariſchen Kleinheit am nächſten lag, mit Selbſtgefälligkeit behandelte.

Es erſcheinen nämlich in dieſem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Gönner und Gönnerinnen, gelehrte Frauen und dergleichen Perſonen, deren Unarten nicht ſelten ſind, ſobald Kunſt und Wiſſenſchaft in das Leben eintreten. Was ſie nun Lächerliches haben mögen, wird hier bis zur Abgeſchmacktheit übertrieben dargeſtellt, anſtatt daß es immer ſchon dankenswerth iſt, wenn Jemand [illegible] aus der Menge, eine Scene, ein [illegible] [illegible] Beobachter ein

Rechten und Guten theilnimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weiſe geſchiehet.

Ueberhaupt gehört nichts weniger aufs Theater, als Literatur und ihre Verhältniſſe. Alles, was in dieſem Kreiſe webt, iſt ſo zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demſelben vor den Richterſtuhl der gaffenden und ſtaunenden Menge gebracht werden ſollte. Man berufe ſich nicht auf Moliere, wie Paliſſot und nach ihm andre gethan haben. Dem Genie iſt nichts vorzuſchreiben, es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die ſcharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim erſten Verſuche herunterplumpt. Mit wie leichter Hand Moliere dergleichen Gegenſtände berührt, wird nächſtens anderswo zu entwickeln ſein.

Nicht genug, daß Paliſſot ſeine literariſchen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Fratzenbild Rouſſeau's auftreten, der ſich zu jener Zeit, zwar paradox aber doch würdig genug, angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieſes außerordentlichen Mannes den Weltmenſchen auffallen konnte, ward hier, keineswegs geiſtreich und heiter, ſondern läppiſch und mit böſem Willen vorgeſtellt, und das Feſt zweier Könige pasquillantiſch herabgewürdigt.

Auch blieb dieſe unſchickliche Kühnheit für den Verfaſſer nicht ohne Folgen, ja ſie hatte Einfluß auf ſein ganzes Leben. Die Geſellſchaft genie- und talentreicher Menſchen, die man unter dem Namen der Philoſophen oder Encyclopädiſten bezeichnete, hatte ſich ſchon gebildet und d'Alembert war ein bedeutendes Glied derſelben. Er fühlte was ein ſolcher Ausfall, an einem ſolchen Tage, bei einer ſolchen Gelegenheit, für Folgen haben könne. Er lehnte ſich mit aller Gewalt dagegen auf, und ob man gleich Paliſſoten nicht weiter beikommen konnte; ſo ward er doch als ein entſchiedener Gegner jener großen Societät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weiſe das Leben ſauer zu machen. Dagegen blieb er von ſeiner Seite nicht müßig.

Nichts iſt natürlicher, als daß jene verbündete Anzahl außerordentlicher Männer, wegen deſſen, was ſie waren und was ſie wollten, viele Widerſacher finden mußten. Zu dieſen ſchlug ſich Paliſſot und ſchrieb das Luſtſpiel die Philoſophen, worüber der folgende Artikel nachzuſehen.

511.

Die Philoſophen.

Ein Luſtſpiel von **Paliſſot**, zum erſtenmale den 2. Mai 1760, zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftſteller ſich ankündigt, fährt er meiſtentheils fort, und bei mittleren Talenten ſind oft ſchon im erſten Werke alle die übrigen enthalten. Denn der Menſch, der in ſich ſelbſt eins und rund iſt, kann auch in ſeinen Werken nur einen gewiſſen Kreis durchlaufen.

So waren auch **Paliſſot's** Philoſophen nur eine Amplification jenes Feſtſtückes zu Nancy. Er geht weiter, aber er ſieht nicht weiter. Als ein beſchränkter Widerſacher eines gewiſſen Zuſtandes erblickt er keineswegs, worauf es im Allgemeinen ankommt, und bringt auf ein beſchränktes, leidenſchaftliches Publikum eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erheben wir uns höher, ſo bleibt uns nicht verborgen, daß ein falſcher Schein gewöhnlich Kunſt und Wiſſenſchaft begleitet, wenn ſie in den Gang der Welt eintreten: denn ſie wirken auf alle vorhandene Menſchen und nicht etwa allein auf die vorzüglichſten des

Jahrhunderts. Oft iſt die Theilnahme halbfähiger, anmaßlicher Naturen fruchtlos, ja ſchädlich. Der gemeine Sinn erſchrickt über die falſche Anwendung höherer Maximen, wenn man ſie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben alle zurückgezogene, nur für ein gewiſſes Geſchäft wirkſame Menſchen vor der Welt ein fremdes Anſehen, das man gern lächerlich findet. Sie verbergen nicht leicht, daß ſie auf das, worauf ſie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erſcheinen dem, der die Bemühung nicht zu ſchätzen oder gegen das Verdienſt, das ſich vielleicht zu ſehr fühlt, keine Nachſicht zu haben weiß, als übermüthig, grillenhaft und eingebildet.

Alles dieſes entſpringt aus der Sache, und nur der wäre zu loben, der ſolchen unvermeidlichen Uebeln dergeſtalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Paliſſot aber will das Uebel ärger machen, er gedenkt eine Satyre zu ſchreiben, und gewiſſen beſtimmten Individuen, deren Bild ſich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu ſchaden, und wie benimmt er ſich?

Sein Stück iſt in drei Acte kurz zuſammengefaßt. Die Oekonomie deſſelben iſt geſchickt genug und zeigt von einem geübten Talente; allein die Erfindung iſt mager, man ſieht ſich in dem ganz bekannten Raume der franzöſiſchen Comödie. Nichts iſt neu, als die Kühnheit ganz deutlich ausgeſprochene Perſonalitäten auszubringen.

Ein wackerer Bürger hatte ſeine Tochter vor ſeinem Tode einem jungen Soldaten zugeſagt, die Mutter aber iſt nunmehr, als Wittwe, von der Philoſophie eingenommen und will das Mädchen nur einem aus dieſer Gilde zugeſtehen. Die Philoſophen ſelbſt erſcheinen abſcheulich, und doch in der Hauptſache ſo charakteriſtiſch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Klaſſe ſetzen könnte.

Keiner von ihnen iſt etwa durch Neigung, Gewohnheit oder ſonſt an die Frau und das Haus gebunden, keiner betrügt ſich etwa über ſie, oder hat ſonſt irgend ein menſchliches Gefühl gegen dieſelbe: das alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugſame Muſter hiezu in dem ſogenannten Bureau d'esprit vor ſich fand; verhaßt wollte er die Geſellſchaft der Philoſophen machen. Dieſe verachtet und verwünſcht ihre Gönnerin auf das plumpeſte. Die Herren kommen ſämmtlich nur ins Haus, um ihrem

Freund Valere das Mädchen zu verſchaffen. Sie verſichern, daß keiner, ſo bald dieſer Anſchlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter ſolchen Zügen ſoll man Männer, wie d'Alembert und Helvetius, wieder erkennen! Denken läßt ſich, daß die von dem letztern aufgeſtellte Maxime des Eigennutzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Taſchendiebſtahl führend vorgeſtellt werde. Zuletzt erſcheint ein Hanswurſt von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatſtaude, um den von Rouſſeau wünſchenswerth geſchilderten Naturzuſtand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Geſinnungen der Philoſophen gegen die Hausdame, und ſie werden mit Beſchämung fortgejagt.

Das Stück konnte ſich, ſeinem techniſchen Verdienſt nach, recht wohl in Paris ſehen laſſen. Die Verſifikation iſt nicht ungelenk, hie und da findet man eine geiſtreiche Wendung, durchaus aber iſt der Apell an die Gemeinheit, jener Hauptkunſtgriff derer, die ſich dem Vorzüglichen widerſetzen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über dieſe Sache nicht ſowohl dachte als ſchrieb, giebt über die damaligen Verhältniſſe den beſten Aufſchluß. Wir überſetzen daher ein

Paar ſeiner Briefe an **Paliſſot**, der in ſeinen Antworten gegen jenen, die Zuſtände mit Freiheit und Klugheit, man möchte ſagen mit Weisheit überſchauenden Geiſt, eine ſehr beſchränkte, rechthaberiſche, ſubalterne Rolle ſpielt.

512.

Voltaire an Paliſſot.

„Mögt Ihr doch ſelbſt Euer Gewiſſen prüfen, und unterſuchen, ob Ihr gerecht ſeid, indem Ihr die Herren d'**Alembert**, **Duclos**, **Diderot**, **Helvetius**, den Chevalier **de Jaucourt** und tutti quanti wie Schurken vorſtellt, die im Taſchendiebſtahl unterrichten.“

„Noch einmal. Sie haben auf Eure Koſten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die ihrigen lacht. Aber beim Himmel! der Spaß iſt zu ſtark. Wären Sie, wie Ihr ſie ſchildert, man müßte ſie auf die Galeeren ſchicken, welches keineswegs ins komiſche Genre paßt. Ich rede gerade zu. Die Männer die Ihr entehren wollt, gelten für die wackerſten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtſchaffenheit nicht noch größer iſt, als ihre Philoſophie. Ich ſage Euch offenherzig: ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200,000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um ſich in Frieden der Wiſſenſchaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buche ein halbes Dutzend verwegne und übelklingende Sätze vorgebracht; ſo hat es ihn genug gereuet, ohne daß Ihr nöthig hättet, ſeine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Sekretair der erſten Akademie des Königreichs, ſcheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm bezeigt. Sein Buch über die Sitten iſt keinesweges ein ſchlechtes Buch, beſonders iſt es das Buch eines rechtſchaffenen Mannes. Mit einem Worte, dieſe Herren, haben ſie Euch öffentlich beleidigt? Mir ſcheint es nicht. Warum beleidigt Ihr ſie denn auf ſo grauſame Weiſe?“

„Ich kenne Herrn Diderot gar nicht, ich habe ihn niemals geſehen. Ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und ſchon darum allein ſollte Euch die Feder aus der Hand fallen.“

„Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der Encyclopädie als das ſchönſte Denkmal, das man zu Ehren der Wiſſenſchaften aufrichten konnte. Es befinden ſich darin bewundernswerthe Artikel, nicht allein von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Jaucourt, ſondern auch von vielen anderen Perſonen, die ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, ſich ein Vergnügen machten, an dieſem Werke zu arbeiten.“

„Es giebt auch freilich jämmerliche Artikel darin, und vielleicht ſind die meinigen darunter; aber das Gute überwiegt ſo unendlich das Schlechte, und ganz Europa wünſcht die Fortſetzung der Encyclopädie. Die erſten Bände ſind ſchon in mehrere Sprachen überſetzt, warum denn auf dem Theater ſich über ein Werk aufhalten, das zum Unterrichte der Menſchen und zum Ruhme der Nation unentbehrlich iſt? —“

„Ihr macht mich raſend, mein Herr! Ich hatte mir vorgenommen über alles zu lachen, in meiner ſtillen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freundſchaft; aber ihr macht mich erröthen, wenn Ihr drucken laßt, daß ich denen, die Ihr angreiſt, überlegen bin. Ich glaube wohl, daß ich beſſere Verſe mache, wie ſie, und daß ich ungefähr eben ſo viel Geſchichte weiß; aber bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem Uebrigen, ſo alt ich bin. — Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich habe ihn nie geſehen. Aber er muß des Herrn D'Alemberts ein würdiliches Werk unternommen, ein nothwendiges Werk, das ich täglich befrage. Außerdem war dieſes Werk ein Gegenſtand von 300,000 Thalern im Buchhandel. Man überſetzt es in drei bis vier Sprachen. Questa rabbia detta gelosia waffnet ſich nun gegen dieſes der Nation werthe Denkmal, woran mehr als funfzig Perſonen von Bedeutung Hand anzulegen ſich beeiferten.“

„Ein Abraham Chaumeix unternimmt eine Schrift gegen die Encyclopädie herauszugeben, worin er die Autoren ſagen läßt, was ſie nicht geſagt haben, vergiftet, was ſie geſagt haben, und gegen das argumentirt, was ſie noch ſagen werden. Er citirt die Kirchenväter ſo falſch, als er das Dictionär citirt.“

„Und in dieſen gehäſſigen Umſtänden ſchreibt Ihr Eure Comödie gegen die Philoſophen. Ihr durchhechelt ſie, da ſie ſich ſchon sub gladio befinden. Ihr ſagt mir: Moliere habe Cotin und Menage durchgezogen. Sei's, aber er ſagte nicht, daß Cotin und Menage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beſchuldigt alle dieſe Herren abſcheulicher Maximen, in Euerem Stück und Eurer Vorrede. Ihr verſichert mir, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch iſt er der Verfaſſer des Artikels „Gouvernement.“ Sein Name ſteht in großen

Buchſtaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Züge an, die ihm großen Schaden thun können, entkleidet von allem, was vorhergeht, und was folgt, aber, was im Ganzen genommen des Cicero, de Thou und Grotius werth iſt. — Ihr wollt eine Stelle der vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyclopädie verhaßt machen, und es iſt kein Wort von dieſer Stelle darin. Ihr bürdet Herrn Diderot auf, was in den jüdiſchen Briefen ſteht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen.“

„Ihr thut mehr. Ihr fügt zu Eurer Anklage der rechtſchaffenſten Männer, Abſcheulichkeiten aus irgend einer Brochüre, die den Titel führt: La Vie heureuse. Ein Narr, Namens Lametrie, ſchrieb ſie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als 12 Jahren. Dieſe Abgeſchmacktheit des Lametrie's, die auf immer vergeſſen war und die Ihr wieder belebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philoſophie und Encyclopädie, als ein liederliches Buch mit der Kirchengeſchichte, und doch verbindet Ihr alle dieſe Anklagen zuſammen. Was entſteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürſten fallen, eines Miniſters, einer wichtigen Magiſtratsperſon. Man hat wohl Zeit flüchtig Eure Vorrede zu leſen, aber nicht die unendlichen Werke zu vergleichen.“

513.

Piron, geb. 1689, geſt. 1773, war einer der beſten, geiſtreichſten Geſellſchafter, und auch in ſeinen Schriften zeigt ſich der heitere freie Ton, anziehend und belebend.

Die franzöſiſchen Kritiker beklagen ſich, daß man bei Sammlung ſeiner Werke nicht ſtreng genug verfahren. Man hätte, meinen ſie, manches davon der Vergeſſenheit übergeben ſollen.

Dieſe Anmaßung der Kritik erſcheint ganz lächerlich, wenn wir die große Maſſe unbedeutender Bücher aufgeſtellt ſehen, die doch alle der Nachwelt angehören und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat. Warum will man uns die Uebungsſtücke, die geiſtreichen und leichten Kompoſitionen eines guten Kopfes vorenthalten?

Und gerade dieſe leichteren Arbeiten ſind es, wodurch man Piron am erſten liebgewinnt. Er war ein fröhlicher, kraftvoller Kopf, und hatte, in einer Provinzſtadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, ſich mehr aus ſich ſelbſt entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu ſeiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet ſich bei ſeinen erſten Arbeiten immer etwas wegzuwünſchen.

Wir läugnen nicht, daß er uns da faſt am meiſten intereſſirt, wo er ſein Talent zu äußeren Zwecken gelegentlich zum Beſten giebt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit ſolcher Macht und in ſolcher Breite, nimmt er ſich bedrängter oder beſchränkter Theater an, arbeitet für ſie, macht ihnen Ruf und iſt vergnügt etwas Unerwartetes geleiſtet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauſpiele ſcharf von einander geſondert waren, jedes Theater hatte ein beſtimmtes, umſchriebenes Privilegium auf dieſe oder jene Darſtellungsart. So erlangte noch ein Künſtler, da alle übrigen Formen ſchon vergeben waren, die Erlaubniß Monodramen im ſtrengſten Sinne aufzuführen. Andere Figuren durften wohl noch auf dem Thater erſcheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für dieſen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank ſei es den Herausgebern, daß wir dieſe Kleinigkeiten noch beſitzen, deren uns die phariſäiſchen und ſchriftgelehrten Kritiker wohl gern beraubt hätten.

Auch in den Vaudeville-Stücken zeigte ſich Piron ſehr geiſtreich. Das gelegentliche Ergreifen einer

Melodie, deren erſter Text mit dem neuen Text in einem neckiſchen Verhältniſſe ſteht, gelang ihm vortrefflich und ſeine Arbeiten dieſer Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das ekle Publikum durch keines ſeiner für das regelmäßige franzöſiſche Theater geſchriebenen Stücke befriedigen konnte, ſo glücklich war er mit ſeiner Metromanie. Er wußte in demſelben ſeine Landsleute dergeſtalt von der ſchwachen Seite zu faſſen, daß ſein Stück, ſogleich bei ſeiner Erſcheinung und noch lange Jahre nachher, fortdauernd überſchätzt wurde. Man ſetzte es den Molieriſchen an die Seite, mit denen es ſich denn doch auf keine Weiſe meſſen kann. Doch kommt man freilich, nach und nach, auch in Frankreich auf die Spur, dieſes Stück nach ſeinem wahren Werthe zu ſchätzen.

Ueberhaupt war nichts für die Franzoſen ſchwerer, als einen Mann wie Piron zu rangiren, der bei einem vorzüglichen und gerade ſeiner Nation zuſagenden Talente, in ſeinen meiſten Arbeiten ſo viel zu wünſchen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf excentriſch; ein gewaltſam unanſtändiges Gedicht nöthigte ihn, aus ſeiner Vaterſtadt zu fliehen und ſich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Weſen verläugnete er nie ganz, ſeine lebhaften, oft egoiſtiſchen Ausfälle, ſeine treffenden Epigramme, Geiſt und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote ſtanden, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu ſcheinen, ſich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, ſondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugſam ſchätzenden Franzoſen von ihm auch immer Gutes ſagen können, ſchließt ſich immer mit dem Refrain, den Diderot ſchon hier als eine gewöhnliche Redensart aufgeführt: „Was den Geſchmack betrifft, von dem hat Euer Piron auch nicht die mindeſte Ahndung.“

514.

Poinſinet, geb. zu Fontaineblau 1735, geſt. 1769. Es giebt in der Literatur, wie in der Geſellſchaft, ſolche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die mit einem gewiſſen Talent begabt, ſehr zu- und vordringlich ſind, und indem ſie leicht von Jedem überſehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren.

Indeſſen gewinnen dieſe Perſonen doch immer genug dabei; ſie leben, wirken, werden genannt und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt, bringt ſie nicht aus der Faſſung, ſie ſehen es als einen einzelnen Fall an, und hoffen von der Zukunft die beſten Erfolge.

Eine ſolche Figur iſt Poinſinet in der franzöſiſchen literariſchen Welt. Bis zum Unglaublichen geht, was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn myſtificirt, und ſelbſt ſein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den ſein Leben machte, hinweg; ſo wie der Froſch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplatzert hat, mit einem ſtärkeren Knalle endet.

515.

Rameau, geb. zu Dijon 1683, geſt. zu Paris 1764. Nachſtehendes Urtheil Rouſſeau's über die Rameau'ſchen Verdienſte, trifft mit Diderot's Aeußerungen genau zuſammen und iſt geſchickt, unſeren Leſern die Ueberſicht der Hauptfrage zu erleichtern.

„Die theoretiſchen Werke Rameau's haben das ſonderbare Schickſal, daß ſie ein großes Glück machten, ohne daß man ſie geleſen hatte, und man wird ſie jetzt noch viel weniger leſen, ſeitdem Herr d'Alembert ſich die Mühe gegeben, die Lehre dieſes Verfaſſers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergeſtalt entſchädigt finden, daß wir ſie keinesweges vermiſſen. Dieſe verſchiedenen Werke enthalten nichts Neues, noch Nützliches, als das Princip des Grundbaſſes; aber es iſt kein kleines Verdienſt, einen Grundſatz, wäre er auch willkührlich, in einer Kunſt feſtzuſetzen, die ſich dazu kaum zu bequemen ſchien, und die Regeln dergeſtalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Kompoſition, wozu man ſonſt zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Muſiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem ſie ſolche zu verachten ſcheinen wollten. Die Schüler haben ſich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältiget. Man ſah von allen Seiten kleine, zweitägige Komponiſten, die meiſten ohne Talente, welche nun, auf Unkoſten ihres Meiſters, die Lehrer ſpielten, und auf dieſe Weiſe haben die großen reellen und gründlichen Dienſte, welche Herr Rameau der Muſik geleiſtet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich ſich von ſchlechter Muſik und ſchlechten Muſikern überſchwemmt ſah, weil Jeder ſchon glaubte, alle Feinheit der Kunſt einzuſehen, ſobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonieen erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohre die gute zu unterſcheiden, gelehrt hatte.“

„Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, ſo hat man ihnen zuerſt die Verbindlichkeit, daß ſie das lyriſche Theater über die gemeinen Bretter erhuben. Er hat kühn den kleinen Zirkel der ſehr kleinen Muſik durchbrochen, innerhalb deſſen unſere kleinen Muſiker ſich, ſeit dem Tode des großen Lulli, immer herumtreiben, daß, wenn man auch ungerecht genug ſein wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzuſprechen, man doch geſtehen müßte, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Muſiker in den Stand geſetzt, die ihrigen ungeſtraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen iſt. Er hat die Dornen gefühlt, ſeine Nachfolger pflücken die Roſen.“

„Man beſchuldigt ihn ſehr leichtſinnig, wie mir ſcheint, nur ſchlechte Texte komponirt zu haben: denn wenn dieſer Vorwurf einigen Sinn haben ſollte; ſo müßte man zeigen, daß er ſich in dem Falle befunden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründeter iſt der

Vorwurf, daß er ſeinen Text nicht immer verſtanden, daß er die Abſicht des Poeten übel gefaßt, oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle geſetzt, daß er vieles widerſinnig ausgedrückt. Es war nicht ſeine Schuld, daß er ſchlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er beſſere genugſam ins Licht geſtellt hätte. Gewiß ſteht er, von Seiten des Geiſtes und der Einſicht, weit unter Lulli, ob er gleich ihm, von Seiten des Ausdrucks, faſt vorzuziehen iſt.“

„Man muß in Herrn Rameau ein ſehr großes Talent anerkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmoniſcher Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; man muß ihm die Kunſt zugeſtehen, ſich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, ſie zu verzieren, zu verſchönern und ſeine eigenen auf vielfältige Weiſe umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit neue zu erfinden; mehr Geſchicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wiſſen als Genie, oder wenigſtens ein Genie erſtickt durch zu vieles Wiſſen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und ſehr oft einen ſchönen Geſang.“

„Sein Recitativ iſt nicht ſo natürlich, aber viel mannigfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswerth, übrigens ſchlecht faſt durchaus.

Vielleicht iſt dies eben ſo ſehr der Fehler der Gattung, als der ſeinige. Denn ſehr oft, weil er ſich der Deklamation zu ſehr unterwarf, ward ſein Geſang barok und ſeine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt, das wahre Recitativ zu faſſen und bis unter die Schaafheerde zu bringen; ſo glaube ich, er hätte das Vortreffliche leiſten können.“

„Er iſt der erſte, der Symphonieen und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er iſt darin zu weit gegangen. Das Orcheſter der Oper glich vor ſeiner Zeit einer Truppe blinder Muſikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und ſie verſichern, daß ſie jetzt etwas auszuführen wiſſen; aber ich ſage, dieſe Leute werden niemals weder Geſchmack noch Seele zeigen. Es iſt immer noch nichts, beiſammen zu ſein, ſtark oder leiſe zu ſpielen, und dem Akteur zu folgen, die Töne ſtärker, ſanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geſchmack oder der Ausdruck verlangt; — den Geiſt einer Begleitung faſſen, die Stimmen tragen und heben, das iſt die Kunſt aller Orcheſter der Welt, nur nicht unſeres Opernorcheſters.“

„Und ich ſage, Herr Rameau hat dieſes Orcheſter, es ſei wie es will, mißbraucht; er machte die Begleitungen ſo verworren, ſo überladen, ſo häufig, daß einem der Kopf ſpringen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verſchiedenen Inſtrumente, während der Aufführung ſeiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn ſie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orcheſter, weil es immer im Spiel iſt, nicht ergreift, nicht trifft und faſt immer ſeine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitirten Scene ein unerwarteter Bogenſtrich den zerſtreuteſten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerkſam machen, die ihm der Verfaſſer darſtellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will, und das wird kein Orcheſter leiſten, das nicht aufhört zu kratzen.“

„Ein anderer, noch ſtärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen iſt, daß ſie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was ſie hervorbringen ſollten. Anſtatt die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers angenehmer feſtzuhalten, ſo theilen ſie ſolche, um ſie zu zerſtören. Ehe man mich beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Inſtrumente übereinander gehäuft, etwas Lobenswürdiges ſeien, ſo muß man mir erſt beweiſen, daß drei oder vier Handlungen in einer Comödie nöthig ſind. Alle dieſe beliebten Feinheiten der Kunſt, dieſe Nachahmungen, dieſe Doppelmotive, dieſe gezwungenen Bäſſe, dieſe Gegenfugen ſind nur ungeſtaltete Ungeheuer, Denkmale des ſchlechten Geſchmacks, die man in die Klöſter verweiſen ſoll; dort mag ihre letzte Zuflucht ſein.“

„Um ſchließlich nochmals auf Herrn **Rameau** zu kommen, ſo denke ich, Niemand hat beſſer, als er, den Geiſt des Einzelnen gefaßt, Niemand hat beſſer die Kunſt der Kontraſte verſtanden; aber zu gleicher Zeit hat er ſeinen Opern jene glückliche und ſo ſehr gewünſchte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zuſammenzuſetzen.“

516.

Rameau's Neffe.

Das bedeutende Werk, welches wir unter dieſem Titel dem deutſchen Publikum übergeben, iſt wohl unter die vorzüglichſten Arbeiten **Diderot's** zu rechnen. Seine Nation, ja ſogar ſeine Freunde warfen ihm vor, er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganze ſchreiben. Dergleichen Redensarten ſagen ſich nach, pflanzen ſich fort, und das Verdienſt eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitre Unterſuchung geſchmälert. Diejenigen, die alſo urtheilen, hatten wohl den Jacque le fataliste nicht geleſen;

und auch gegenwärtige Schrift giebt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogenſten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganze zu vereinigen wußte. Man mochte übrigens als Schriftſteller von ihm denken, wie man wollte, ſo waren doch Freunde und Feinde darin einverſtanden, daß Niemand ihn, bei mündlicher Unterhaltung, an Lebhaftigkeit, Kraft, Geiſt, Mannigfaltigkeit und Anmuth übertroffen habe.

Indem er alſo für die gegenwärtige Schrift eine Geſprächsform wählte, ſetzte er ſich ſelbſt in ſeinen Vortheil, brachte ein Meiſterwerk hervor, das man immermehr bewundert, jemehr man damit bekannt wird. Die redneriſche und maleriſche Abſicht deſſelben iſt mannigfaltig. Erſt bietet er alle Kräfte des Geiſtes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu ſchildern, wobei denn ihre Patrone keinesweges geſchont werden. Zugleich bemüht ſich der Verfaſſer, ſeine literariſchen Feinde als eben dergleichen Heuchler- und Schmeichlervolk zuſammenzuſtellen, und nimmt ferner Gelegenheit, ſeine Meinung und Geſinnung über franzöſiſche Muſik auszuſprechen.

So heterogen dieſes letzte Ingrediens zu den vorigen ſcheinen mag, ſo iſt es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde giebt: denn indem ſich in der Perſon von *Rameau's Neffen*, eine entſchieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußeren Anlaß fähige Natur ausſpricht, und alſo unſere Verachtung, ja ſogar unſeren Haß erregt; ſo werden doch dieſe Empfindungen dadurch gemildert, daß er ſich als ein *nicht* ganz talentloſer, phantaſtiſch-praktiſcher Muſikus manifeſtirt. Auch in Abſicht der poetiſchen Kompoſition gewährt dieſes, der Hauptfigur angeborne Talent, einen großen Vortheil, indem der als Repräſentant aller Schmeichler und Abhänglinge geſchilderte, ein ganzes Geſchlecht darſtellender Menſchen, nunmehr als Individuum, als beſonders bezeichnetes Weſen, als ein *Rameau*, als ein *Neffe* des großen *Rameau's* lebt und handelt.

Wie vortrefflich dieſe von Anfang angelegte Fäden in einander geſchlungen ſind, welche köſtliche Abwechſelung der Unterhaltung aus dieſem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze, trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengeſtellt iſt, doch aus lauter wirklichen, Pariſer, Elementen zuſammengeſetzt erſcheint; mag der verſtändige Leſer und Wiederleſer ſelbſt entdecken. Denn das Werk iſt ſo glücklich aus- und durchgedacht, als erfunden. Ja ſelbſt die äußerſten Gipfel der Frechheit, wohin *wir* ihm *nicht* folgen durften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtſein. Möge dem Beſitzer des franzöſiſchen

Originals gefallen, dem Publikum auch dieſes baldigſt mitzutheilen; als das klaſſiſche Werk eines abgeſchiedenen, bedeutenden Mannes mag alsdann ſein Ganzes in völliger unberührter Geſtalt hervortreten.

Eine Unterſuchung, zu welcher Zeit das Werk wahrſcheinlich geſchrieben worden, möchte wohl hier nicht am unrechten Platze ſtehn. Von dem Luſtſpiele Paliſſot's, die Philoſophen, wird als von einem erſt erſchienenen Werke geſprochen. Dieſes Stück wurde zum erſten Mal den 2. Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer ſolchen öffentlichen, perſönlichen Satyre mag auf Freunde und Feinde in der ſo lebhaften Stadt groß genug geweſen ſein.

In Deutſchland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende, theils durch Flugſchriften, theils vom Theater herab, Anderen zu ſchaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz geruhig abwarten, und ſo iſt in kurzer Zeit alles wieder im Gleiſe, als wäre nichts geſchehen. In Deutſchland haben ſich vor der perſönlichen Satyre nur die Anmaßlichkeit und das Scheinverdienſt zu fürchten. Alles Aechte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchſchnitt werth, und man wird den geſetzten Mann, wenn ſich die Staubwolken verzogen haben, vor wie nach auf ſeinem Wege gewahr.

Hat alſo der Deutſche nur mit Ernſt und Redlichkeit ſein Verdienſt zu ſteigern, wenn er von der Nation früher oder ſpäter begriffen ſein will; ſo kann er dies auch um ſo gelaſſener abwarten, weil bei dem unzuſammenhängenden Zuſtande unſeres Vaterlandes, jeder in ſeiner Stadt, in ſeinem Kreiſe, ſeinem Hauſe, ſeinem Zimmer ungeſtört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens ſtürmen wie es will. Jedoch in Frankreich iſt es ganz anders. Der Franzoſe iſt ein geſelliger Menſch, er lebt und wirkt, er ſteht und fällt in Geſellſchaft. Wie ſollte es ſich eine franzöſiſche, bedeutende Societät in Paris, an die ſich ſo viele angeſchloſſen hatten, die von ſo wichtigem Einfluß war; wie ſollte ſie ſich gefallen laſſen, daß mehrere ihrer Glieder, ja ſie ſelbſt ſchimpflich ausgeſtellt und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltſame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publikum, im Ganzen genommen, iſt nicht fähig irgend ein Talent zu beurtheilen: denn die Grundſätze, wonach es geſchehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert ſie nicht; durch Uebung und Studium allein, können wir dazu gelangen; aber ſittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu giebt jedem ſein eigenes Gewiſſen den vollſtändigſten Maaßſtab, und jeder findet es behaglich dieſen nicht an ſich ſelbſt, ſondern an einem Anderen anzulegen. Deshalb ſieht man beſonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum ſchaden zu wollen, ihnen moraliſche Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Abſichten und wahrſcheinliche Folgen ihrer Handlungen vorwerfen. Der eigentliche Geſichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet oder ſonſt leiſtet, wird verrückt, und man zieht dieſen, zum Vortheile der Welt und der Menſchen, beſonders begabten vor den allgemeinen Richterſtuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur ſeine Frau und Kinder, ſeine Hausgenoſſen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit, zu fordern hätten. Niemand gehört als ſittlicher Menſch der Welt an. Dieſe ſchönen, allgemeinen Forderungen mache jeder an ſich ſelbſt; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und ſeinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut iſt, überzeuge er ſeine Nächſten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur beſonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geiſt und Talent gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde ſich nicht ein, daß ſie befugt ſei, in irgend einem anderen Sinne zu Gericht zu ſitzen.

Indeſſen kann man nicht läugnen, daß ſich Niemand gern des löblichen Wunſches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geiſtes und Körpers, auch Vorzüge der Seele und Herzens geſellt zu finden; und dieſer durchgängige Wunſch, wenn er auch ſo ſelten erfüllt wird, iſt ein klarer Beweis von dem unabläßigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menſchlichen Natur, als ihr ſchönſtes Erbtheil, angeboren iſt.

Dem ſei nun wie ihm wolle, ſo finden wir, indem wir zu unſeren franzöſiſchen Streitern zurückkehren, daß, wenn Paliſſot nichts verſäumte, ſeine Gegner im moraliſchen Sinne herabzuſetzen, Diderot in vorliegender Schrift Alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunſt und Grille vermögen, um dieſen Gegner als den verworfenſten Sterblichen darzuſtellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieſes geſchiehet, würde vermuthen laſſen, daß der Dialog in der erſten Hitze, nicht lange nach der Erſcheinung des Luſtſpiels der Philoſophen geſchrieben worden, um ſo mehr, als noch von dem älteren Rameau darin, als von einem lebenden, wirkenden Manne geſprochen wird, welcher 1764, geſtorben iſt. Hiermit trifft überein, daß die fausse confiance des le Bret, deren als eines mißrathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1763, herausgekommen.

Spottſchriften, wie die gegenwärtige, mögen damals vielfach erſchienen ſein, wie aus des Abbé Morellet Vision de Charles Palissot und anderen erhellet. Sie ſind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderotiſche Werk iſt lange im Verborgenen geblieben.

Wir ſind weit entfernt, Paliſſot für den Böſewicht zu halten, als der er im Dialog aufgeſtellt wird. Er hat ſich als ein ganz wackerer Mann, ſelbſt durch die Revolution durch, erhalten, lebt wahrſcheinlich noch und ſcherzt in ſeinen kritiſchen Schriften, in denen ſich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verkennen läßt, ſelbſt über das ſchreckliche Fratzenbild, das ſeine Widerſacher von ihm aufzuſtellen bemüht geweſen.

517.

Tencin (Madame de).

Bei der geſelligen Natur der Franzoſen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Societät erhalten, indem ſie doch immer als Präſidentinnen anzuſehen ſind, die, bei der Leidenſchaftlichkeit und Einſeitigkeit der Männer, durch einen gewiſſen, allgemeinen Ton des Anſtandes und der Duldung, einer Zuſammenkunft von bedeutenden Menſchen Haltung und Dauer zu geben wiſſen.

Madame de Tencin iſt eigentlich die Stifterin der neuern Pariſer Geſellſchaften, welche ſich unter den Augen merkwürdiger Frauen verſammelten.

Im geſelligen und thätigen Leben entwickelte ſie die größten Vorzüge; ſie verbarg unter der äußeren, unſcheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gevatterin, die tiefſte Menſchenkenntniß und das größte Geſchick in weltlichen Dingen zu wirken.

Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienſte ab, indem er ſie unter den größten Geiſtern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, Deſſeſſarts, du Deffant, Mademoiſelle d'Espinaſſe, würde einen ſchönen Beitrag zur Menſchen- und beſonders zur Franzoſen-Kenntniß geben. Marmontel hat in ſeinen Memoires hierzu ſehr viel geleiſtet.

518.

Tencin (Kardinal), geb. 1679, ſtarb im 80ſten Jahre. Er ſtand mit **Law** in Verbindung, ward Miniſter, wie man behauptet, durch die Geſchicklichkeit ſeiner Schweſter, und ließ ſeine Geiſtesfähigkeiten in zweideutigem Rufe, als er ſich zurückzog. **Diderot** ſcheint unter die zu gehören, die günſtig von ihm urtheilen.

519.

Trüblet (Abbé), geb. zu St. Malo 1697, geſt. 1770. **Fontenelle** und **la Motte**, zwei Männer von Talent und Geiſt, jedoch mehr zur Proſa als zur Poeſie geneigt, gedachten die erſtere auf Koſten der letztern zu erheben, und konnten doch immer eine Zeitlang den Theil des Publikums, der ſich ſelbſt äußerſt proſaiſch fühlt, ſo wenig er auch die Poeſie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé **Trüblet**, ein Mann von einigen literariſchen Verdienſten, ſchlug ſich auf ihre Seite, und brachte überhaupt ſein Leben in Beſchauung und Anbetung dieſer beiden Männer zu. Er hatte viel von **Voltaire's** feindſeligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch, nach fünf und zwanzigjährigem hatten, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück durch Begünstigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

520.

Voltaire, geb. 1694, geſt. 1778. Wenn Familien ſich lange erhalten, ſo kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenſchaften ſeiner ſämmtlichen Ahnherren in ſich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausſpricht. Eben ſo geht es mit Nationen, deren ſämmtliche Verdienſte ſich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum ausſprechen. So entſtand in Ludwig dem XIV. ein franzöſiſcher König im höchſten Sinne, und eben ſo in Voltaire der höchſte unter den Franzoſen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller.

Die Eigenſchaften ſind mannigfaltig, die man von einem geiſtreichen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzoſen ſind hierin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger als die anderer Nationen.

Wir ſetzen den bezeichneten Maaßſtab, vielleicht ganz vollſtändig und freilich nicht methodiſch genug geordnet, zu heiterer Ueberſicht hieher.

Tiefe, Genie, Anſchauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienſt, Adel, Geiſt, ſchöner Geiſt, guter Geiſt, Gefühl, Senſibilität, Geſchmack, guter Geſchmack, Verſtand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazien, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioſes, Styl, Verſifikation, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung.

Von allen dieſen Eigenſchaften und Geiſtes-Aeußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erſte und die letzte, die Tiefe in der Anlage, und die Vollendung in der Ausführung, ſtreitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weiſe die Breite der Welt ausfüllt, hat er beſeſſen und dadurch ſeinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es iſt ſehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzoſen in ihrer Sprache, ſtatt jener von uns verzeichneten Worte, ähnliche oder gleich bedeutende gebrauchen und in dieſem oder jenem Falle anwenden. Eine hiſtoriſche Darſtellung der franzöſiſchen Aeſthetik von einem Deutſchen wäre daher höchſt intereſſant, und wir würden auf dieſem Wege vielleicht einige Standpunkte gewinnen, um gewiſſe Regionen deutſcher Art und Kunſt, in welchen noch viel Verwirrung herrſcht, zu überſehen und zu beurtheilen, und eine allgemeine deutſche Aeſthetik, die jetzt noch ſo ſehr an Einſeitigkeiten leidet, vorzubereiten.

521.

Einleitung zum weſtöſtlichen Divan.

Alles hat ſeine Zeit! — Ein Spruch, deſſen Bedeutung man bei längerem Leben immer mehr anerkennen lernt; dieſemnach giebt es eine Zeit zu ſchweigen, eine andere zu ſprechen, und zum Letzten entſchließt ſich dies Mal der Dichter. Denn wenn dem früheren Alter Thun und Wirken gebühret, ſo ziemet dem ſpäteren, Betrachtung und Mittheilung.

Ich habe die Schriften meiner erſten Jahre ohne Vorwort in die Welt geſandt, ohne auch nur im Mindeſten anzudeuten, wie es damit gemeint ſei; dies geſchah im Glauben an die Nation, daß ſie früher oder ſpäter das Vorgelegte benutzen werde. Und ſo gelang mehreren meiner Arbeiten augenblickliche Wirkung, andere, nicht eben ſo faßlich und eindringend, bedurften, um anerkannt zu werden, mehrerer Jahre. Indeſſen gingen auch dieſe vorüber und ein zweites, drittes nachwachſendes Geſchlecht, entſchädigt mich doppelt und dreifach für die Unbilden, die ich von meinen früheren Zeitgenoſſen zu erdulden hatte.

Nun wünſcht' ich aber, daß nichts den erſten guten Eindruck des gegenwärtigen Büchleins hindern möge. Ich entſchließe mich daher zu erläutern, zu erklären, nachzuweiſen; und zwar blos in der Abſicht: daß ein unmittelbares Verſtändniß Leſern daraus erwachſe, die mit dem Oſten wenig oder gar nicht bekannt ſind. Dagegen bedarf Derjenige dieſes Nachtrages nicht, der ſich um Geſchichte und Literatur einer ſo höchſt merkwürdigen Weltregion näher umgethan hat. Er wird vielmehr die Quellen und Bäche leicht bezeichnen, deren erquickliches Naß ich auf meine Blumenbeete geleitet.

Am liebſten aber wünſchte der Verfaſſer vorſtehender Gedichte, als ein Reiſender angeſehen zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er ſich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch ſich anzueignen trachtet, Geſinnungen zu theilen, Sitten aufzunehmen verſteht. Man entſchuldigt ihn, wenn es ihm auch nur bis auf einen gewiſſen Grad gelingt, wenn er immer noch an einem eignen Accent, an einer unbezwinglichen Unbiegſamkeit ſeiner

Landsmannſchaft, als Fremdling kenntlich bleibt. In dieſem Sinne möge nun Verzeihung dem Büchlein gewährt ſein! Kenner vergeben mit Einſicht, Liebhaber, weniger geſtört durch ſolche Mängel, nehmen das Dargebotene unbefangen auf.

Damit aber Alles, was der Reiſende zurückbringt, den Seinigen ſchneller behage, übernimmt er die Rolle eines Handelsmannes, der ſeine Waaren gefällig auslegt und ſie auf mancherlei Weiſe angenehm zu machen ſucht; ankündigende, beſchreibende, ja lobpreiſende Redensarten wird man ihm nicht verargen.

Zuförderſt alſo darf unſer Dichter wohl ausſprechen: daß er ſich, im Sittlichen und Aeſthetiſchen, Verſtändlichkeit zur erſten Pflicht gemacht, daher er ſich denn auch der ſchlichteſten Sprache, in dem leichteſten, faßlichſten Sylbenmaße ſeiner Mundart, befleißigt und nur von weitem auf Dasjenige hindeutet, wo der Orientale durch Künſtlichkeit und Künſtelei zu gefallen ſtrebt.

Das Verſtändniß jedoch wird durch manche nicht zu vermeidende fremde Worte gehindert, die deshalb dunkel ſind, weil ſie ſich auf beſtimmte Gegenſtände beziehen, auf Glauben, Meinungen, Herkommen, Fabeln und Sitten. Dieſe zu erklären hielt man für die nächſte Pflicht und hat dabei das Bedürfniß berückſichtiget, das aus Fragen und Einwendungen deutſcher Hörenden und Leſenden hervorging. Ein angefügtes Regiſter bezeichnet die Seite, wo dunkle Stellen vorkommen, und auch wo ſie erklärt werden. Dieſes Erklären aber geſchiehet in einem gewiſſen Zuſammenhange, damit nicht abgeriſſene Noten, ſondern ein ſelbſtſtändiger Text erſcheine, der, obgleich nur flüchtig behandelt und loſe verknüpft, dem Leſenden jedoch Ueberſicht und Erläuterung gewähre.

Möge das Beſtreben unſeres diesmaligen Berufes angenehm ſein! Wir dürfen es hoffen: denn in einer Zeit, wo ſo Vieles aus dem Orient unſerer Sprache treulich angeeignet wird, mag es verdienſtlich erſcheinen, wenn auch wir von unſerer Seite die Aufmerkſamkeit dorthin zu lenken ſuchen, woher ſo manches Große, Schöne und Gute ſeit Jahrtauſenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen iſt.

522.

Ueber die Poeſie der Hebräer.

Naive Dichtkunſt iſt bei jeder Nation die erſte, ſie liegt allen folgenden zum Grunde; je friſcher, je naturgemäßer ſie hervortritt, deſto glücklicher entwickeln ſich die nachherigen Epochen.

Da wir von orientaliſcher Poeſie ſprechen, ſo wird nothwendig, der Bibel, als der älteſten Sammlung, zu gedenken. Ein großer Theil des alten Teſtaments iſt mit erhöhter Geſinnung, iſt enthuſiaſtiſch geſchrieben und gehört dem Felde der Dichtkunſt an.

Erinnern wir uns nun lebhaft jener Zeit, wo Herder und Eichhorn uns hierüber perſönlich aufklärten, ſo gedenken wir eines hohen Genuſſes, dem reinen orientaliſchen Sonnenaufgang zu vergleichen. Was ſolche Männer uns verliehen und hinterlaſſen, darf nur angedeutet werden, und man verzeiht uns die Eilfertigkeit, mit welcher wir an dieſen Schätzen vorüber gehen.

Beiſpiels willen jedoch gedenken wir des Buches Ruth, welches bei ſeinem hohen Zwecke: einem Könige von Iſrael anſtändige, intereſſante Vorältern zu verſchaffen, zugleich als das lieblichſte kleine Ganze betrachtet werden kann, das uns epiſch und idylliſch überliefert worden iſt.

Wir verweilen ſodann einen Augenblick bei dem hohen Liede, als dem Zarteſten und Unnachahmlichſten, was uns von Ausdruck leidenſchaftlicher, anmuthiger Liebe zugekommen. Wir beklagen freilich, daß uns die fragmentariſch durch einander geworfenen, über einander geſchobenen Gedichte keinen vollen reinen Genuß gewähren, und doch ſind wir entzückt, uns in jene Zuſtände hinein zu ahnen, in welchen die Dichtenden gelebt. Durch und durch wehet eine milde Luft des lieblichſten Bezirks von Canaan; ländlich-trauliche Verhältniſſe, Wein-, Garten- und Gewürzbau, etwas von ſtädtiſcher Beſchränkung, ſodann ein königlicher Hof, mit ſeinen Herrlichkeiten im Hintergrunde. Das Hauptthema jedoch bleibt glühende Neigung jugendlicher Herzen, die ſich ſuchen, finden, abſtoßen, anziehen, unter mancherlei höchſt einfachen Zuſtänden.

Mehrmals gedachten wir aus dieſer lieblichen Verwirrung Einiges herauszuheben, an einander zu reihen; aber gerade das Räthſelhaft-Unauflösliche giebt den wenigen Blättern Anmuth und Eigenthümlichkeit. Wie oft ſind nicht wohldenkende, ordnungsliebende Geiſter angelockt worden, irgend einen verſtändigen Zuſammenhang zu finden, oder hinein zu legen, und einem Folgenden bleibt immer dieſelbige Arbeit.

Eben ſo hat das Buch Ruth ſeinen unbezwinglichen Reiz über manchen wackeren Mann ſchon ausgeübt, daß er dem Wahn ſich hingab, das, in ſeinem

Laconismus unſchätzbar dargeſtellte Ereigniß, könne durch eine ausführliche, paraphraſtiſche Behandlung noch einigermaßen gewinnen.

Und ſo dürfte Buch für Buch, das Buch aller Bücher darthun, daß es uns deshalb gegeben ſei, damit wir uns daran, wie an einer zweiten Welt, verſuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen.

523.

Ueber die Poeſie der Araber.

Bei einem öſtlicheren Volke, den Arabern, finden wir herrliche Schätze an den Moallakat. Es ſind Preisgeſänge, die aus dichteriſchen Kämpfen ſiegreich hervorgingen; Gedichte, entſprungen vor Mahomet's Zeiten, mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, aufgehängt an den Pforten des Gotteshauſes zu Mekka. Sie deuten auf eine wandernde, heerdenreiche, kriegeriſche Nation, durch den Wechſelſtreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargeſtellt ſind: feſteſte Anhänglichkeit an Stammgenoſſen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unverſöhnbare Racheluſt, gemildert durch Liebestrauer, Wohlthätigkeit, Aufopferung, ſämmtlich grenzenlos. Dieſe Dichtungen geben uns einen hinlänglichen Begriff von der hohen

Bildung des Stammes der Koraiſchiten, aus welchem Mahomet ſelbſt entſprang, ihnen aber eine düſtere Religionshülle überwarf und jede Ausſicht auf reinere Fortſchritte zu verhüllen wußte.

Der Werth dieſer trefflichen Gedichte, an Zahl ſieben, wird noch dadurch erhöhet, daß die größte Mannigfaltigkeit in ihnen herrſcht. Hiervon können wir nicht kürzere und würdigere Rechenſchaft geben, als wenn wir einſchaltend hinlegen, wie der einſichtige Jones ihren Charakter ausſpricht: „Amralkais Gedicht iſt weich, froh, glänzend, zierlich, mannigfaltig und anmuthig. Tarafaß: kühn, aufgeregt, aufſpringend und doch mit einiger Fröhlichkeit durchwebt. Das Gedicht von Zoheir ſcharf, ernſt, keuſch, voll moraliſcher Gebote und ernſter Sprüche. Lebid's Dichtung iſt leicht, verliebt, zierlich, zart; ſie erinnert an Virgil's zweite Ekloge: denn er beſchwert ſich über der Geliebten Stolz und Hochmuth und nimmt daher Anlaß ſeine Tugenden herzuzählen, den Ruhm ſeines Stammes in den Himmel zu erheben. Das Lied Antaras zeigt ſich ſtolz, drohend, treffend, prächtig, doch nicht ohne Schönheit der Beſchreibungen und Bilder. Amri iſt heftig, erhaben, ruhmredig; Harez darauf voll Weisheit, Scharfſinn und Würde. Auch erſcheinen die beiden Letzten als poetiſch-politiſche Streitreden, welche vor

vor einer Verſammlung Araber gehalten wurden, um den verderblichen Haß zweier Stämme zu beſchwichtigen.“

524.

Ueber die Poeſie der Perſer.

Wenn wir uns nun zu einem friedlichen, geſitteten Volke, den Perſern wenden, ſo müſſen wir, da ihre Dichtungen eigentlich dieſe Arbeit veranlaßten, in die früheſte Zeit zurückgehen, damit uns dadurch die neuere verſtändlich werde. Merkwürdig bleibt es immer dem Geſchichtsforſcher, daß, mag auch ein Land noch ſo oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet ſein, ſich doch ein gewiſſer Kern der Nation immer in ſeinem Charakter erhält, und, ehe man ſich's verſiehet, eine alte, bekannte Volkserſcheinung wieder auftritt.

In dieſem Sinne möge es angenehm ſein, von den älteſten Perſern zu vernehmen und einen deſto ſicherern und freieren Schritt, bis auf den heutigen Tag, eilig durchzuführen.

Auf das Anſchauen der Natur gründete ſich der alten Parſen Gottesverehrung. Sie wendeten ſich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne als der auffallend herrlichſten Erſcheinung. Dort glaubten ſie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieſes herzerhebenden Dienſtes konnte ſich Jeder, auch der Geringſte täglich vergegenwärtigen. Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor und die religiöſeſte aller Functionen war vollbracht. Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuertaufe in ſolchen Strahlen; und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, ſah der Parſe ſich von dem Urgeſtirne bei allen ſeinen Handlungen begleitet. Mond und Sterne erhellten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Grenzenloſen angehörig. Dagegen ſtellt ſich das Feuer ihnen zur Seite; erleuchtend, erwärmend, nach ſeinem Vermögen. In Gegenwart dieſes Stellvertreters Gebete zu verrichten, ſich vor dem unendlich Empfundenen zu beugen wird angenehme fromme Pflicht. Reinlicher iſt nichts als ein heiterer Sonnen-Aufgang und ſo reinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn ſie heilig, ſonnenähnlich ſein und bleiben ſollten.

Zoroaſter ſcheint die edle, reine Naturreligion zuerſt in einen umſtändlichen Cultus verwandelt zu haben. Das mentale Gebet, das alle Religionen einſchließt und ausſchließt, und nur bei wenigen, gottbegünſtigten Menſchen den ganzen Lebenswandel durchdringt, entwickelt ſich bei den meiſten nur als flammendes, blitzendes Gefühl des Augenblicks; nach deſſen Verſchwinden ſogleich der ſich ſelbſt zurückgegebene, unbefriedigte, unbeſchädigte Menſch in die unendlichſte Langeweile zurückfällt.

Dieſe mit Ceremonien, mit Weihen und Entſühnen, mit Kommen und Gehen, Neigen und Beugen umſtändlich auszufüllen, iſt Pflicht und Vortheil der Prieſterſchaft, welche denn ihr Gewerbe, durch Jahrhunderte hindurch, in unendliche Kleinigkeiten zerſplittert. Wer von der erſten kindlichfrommen Verehrung einer aufgehenden Sonne bis zur Verrücktheit der Guebern, wie ſie noch dieſen Tag in Indien ſtatt findet, ſich einen ſchnellen Ueberblick verſchaffen kann, der mag dort eine friſche, vom Schlaf dem erſten Tageslicht ſich entgegenregende Nation erblicken, hier aber ein verdüſtertes Volk, welches gemeine Langeweile durch fromme Langeweile zu tödten trachtet.

Wichtig iſt es jedoch zu bemerken, daß die alten Parſen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion iſt durchaus auf die Würde der ſammtlichen Elemente gegründet, in ſofern ſie das Daſein und die Macht Gottes verkündigen. Daher die heilige Scheu das Waſſer, die Luſt, die Erde zu beſudeln. Eine ſolche Ehrfurcht vor Allem, was den Menſchen Natürliches umgiebt, leitet auf alle bürgerliche Tugenden: Aufmerkſamkeit, Reinlichkeit, Fleiß wird angeregt und genährt. Hierauf war die Landeskultur gegründet, denn wie ſie keinen Fluß verunreinigten, ſo wurden auch die Canäle mit ſorgfältiger Waſſererſparniß angelegt und rein gehalten, aus deren Circulation die Fruchtbarkeit des Landes entquoll, ſo daß das Reich damals über das Zehnfache mehr bebauet war. Alles, wozu die Sonne lächelte, ward mit höchſtem Fleiß betrieben, vor anderm aber die Weinrebe, das eigentlichſte Kind der Sonne, gepflegt.

Die ſeltſame Art ihre Todten zu beſtatten, leitet ſich aus eben dem übertriebenen Vorſatze her, die reinen Elemente nicht zu verunreinigen. Auch die Stadtpolizei wirkt aus dieſen Grundſätzen: Reinlichkeit der Straßen war eine Religions-Angelegenheit, und noch jetzt, da die Guebern vertrieben, verſtoßen, verachtet ſind, und nur allenfalls in Vorſtädten in verrufenen Quartieren ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender dieſes Bekenntniſſes irgend eine Summe, damit eine oder die andere Straße der Hauptſtadt ſogleich möge völlig gereinigt werden. Durch eine ſo lebendige praktiſche Gottesverehrung ward jene unglaubliche Bevölkerung möglich, von der die Geſchichte ein Zeugniß giebt.

Eine ſo zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in ſeinen Werken der Sinnenwelt, muß einen eigenen Einfluß auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar ſein! Die Fruchtbarkeit dieſer Lehren wird ſich jeder Ethiker und Aſcete leicht entwickeln. Denn eigentlich enthält das erſte Verbot die beiden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entſpringen; und daher mag der Teufel im Orient bloß unter Beziehung des ewigen Lügners angedeutet werden.

Da dieſe Religion jedoch zur Beſchaulichkeit führt, ſo könnte ſie leicht zur Weichlichkeit verleiten, ſo wie denn in den langen und weiten Kleidern auch etwas Weibliches angedeutet ſcheint. Doch war auch in ihren Sitten und Verfaſſungen die Gegenwirkung groß. Sie trugen Waffen, auch im Frieden und geſelligen Leben, und übten ſich im Gebrauch derſelben auf alle mögliche Weiſe. Das geſchickteſte und heftigſte Reiten war bei ihnen herkömmlich, auch ihre Spiele, wie das mit Ballen und Schlägel, auf großen Rennbahnen, erhielt ſie rüſtig, kräftig, behend; und eine unbarmherzige Conſcription machte ſie ſämmtlich zu Helden auf den erſten Wink des Königs.

Schauen wir zurück auf ihren Gottesſinn. Anfangs war der öffentliche Cultus auf wenige Feuer eingeſchränkt und daher deſto ehrwürdiger, dann vermehrte ſich ein hochwürdiges Prieſterthum nach und nach zahlreich, womit ſich die Feuer vermehrten. Daß dieſe innigſt verbundene geiſtliche Macht ſich gegen die weltliche gelegentlich auflehnen würde, liegt in der Natur dieſes ewig unverträglichen Verhältniſſes. Nicht zu gedenken, daß der falſche Smerdis, der ſich des Königreichs bemächtigte, ein Magier geweſen, durch ſeine Genoſſen erhöht und eine Zeitlang gehalten worden, ſo treffen wir die Magier mehrmals den Regenten fürchterlich.

Durch Alexanders Invaſion zerſtreut, unter ſeinen parthiſchen Nachfolgern nicht begünſtigt, von den Saſſaniden wieder hervorgehoben und verſammelt, bewieſen ſie ſich immer feſt auf ihren Grundſätzen, und widerſtrebten dem Regenten der dieſen zuwiderhandelte. Wie ſie denn die Verbindung des Chosru mit der ſchönen Schirin, einer Chriſtin, auf alle Weiſe beiden Theilen widerſetzlich, verleideten.

Endlich von den Arabern auf immer verdrängt und nach Indien vertrieben, und was von ihnen oder ihren Geiſtesverwandten in Perſien zurückblieb bis auf den heutigen Tag verachtet und beſchimpft, bald geduldet, bald verfolgt nach Willkühr der Herrſcher, hält ſich noch dieſe Religion hie und da in der früheſten Reinheit, ſelbſt in kümmerlichen Winkeln, wie der Dichter ſolches durch das Vermächtniß des alten Parſen anzudrücken geſucht hat.

Daß man daher dieſer Religion durch lange Zeiten ſehr viel ſchuldig geworden, daß in ihr die Möglichkeit einer höhern Cultur lag, die ſich im weſtlichen Theile der öſtlichen Welt verbreitet, iſt wohl nicht zu bezweifeln. Zwar iſt es höchſt ſchwierig einen Begriff zu geben, wie und woher ſich dieſe Cultur ausbreitete. Viele Städte lagen als Lebenspuncte in vielen Regionen zerſtreut; am Bewundernswürdigſten aber iſt mir, daß die fatale Nähe des Indiſchen Götzendienſtes nicht auf ſie wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte von Balk und Bamian ſo nahe an einander lagen, hier die verrückteſten Götzen in rieſenhafter Größe verfertigt und angebetet zu ſehen, indeſſen ſich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, große Klöſter dieſes Bekenntniſſes entſtanden und eine Unzahl von Mobeden ſich verſammelten. Wie herrlich aber die Einrichtung ſolcher Anſtalten müſſe geweſen ſein, bezeugen die außerordentlichen Männer die von dort ausgegangen ſind. Die Familie der Barmekiden ſtammte daher, die ſo lange als einflußreiche Staatsdiener glänzten, bis ſie zuletzt, wie ein ungefähr ähnliches Geſchlecht dieſer Art, zu unſeren Zeiten, ausgerottet und vertrieben worden.

525.

Vom Regiment der Perſer.

Wenn der Philoſoph aus Prinzipien ſich ein Natur- Völker- und Staatsrecht auferbaut, ſo forſcht der Geſchichtsfreund nach, wie es wohl mit ſolchen menſchlichen Verhältniſſen und Verbindungen von jeher geſtanden habe. Da finden wir denn im älteſten Orient: daß die Herrſchaft ſich ableiten laſſe von dem Rechte, Krieg zu erklären. Dieſes Recht liegt, wie alle übrige, anfangs in dem Willen, in der Leidenſchaft des Volkes. Ein Stammglied wird verletzt, ſogleich regt ſich die Maſſe, unaufgefordert Rache zu nehmen am Beleidiger. Weil aber die Menge zwar handeln und wirken, nicht aber ſich führen mag, überträgt ſie, durch Wahl, Sitte, Gewohnheit, die Anführung zum Kampfe, einem Einzigen, es ſei für Einen Kriegszug, für mehrere; dem tüchtigen Manne verleiht ſie den gefährlichen Poſten auf Lebenszeit, auch wohl endlich für ſeine Nachkommen. Und ſo verſchaft ſich der Einzelne, durch die Fähigkeit Krieg zu führen, das Recht den Krieg zu erklären.

Hieraus fließt nun ferner die Befugniß, jeden Staatsbürger, der ohnehin als kampfluſtig und ſtreitfertig angeſehen werden darf, in die Schlacht zu rufen, zu fordern, zu zwingen. Dieſe Conſcription mußte von jeher, wenn ſie ſich gerecht und wirkſam erzeigen wollte, unbarmherzig ſein. Der erſte Darius rüſtet ſich gegen verdächtige Nachbaren, das unzählige Volk gehorcht dem Winke. Ein Greis liefert drei Söhne, er bittet den Jüngſten vom Feldzuge zu befreien, der König ſendet ihm den Knaben, in Stücken zerhauen, zurück. Hier iſt alſo das Recht über Leben und Tod ſchon ausgeſprochen. In der Schlacht ſelbſt leidet's keine Frage: denn wird nicht oft willkührlich, ungeſchickt ein ganzer Heerestheil vergebens aufgeopfert, und Niemand fordert Rechenſchaft vom Anführer.

Nun zieht ſich aber bei kriegeriſchen Nationen derſelbe Zuſtand durch die kurzen Friedenszeiten. Um den König her iſt's immer Krieg, und Niemanden bei Hofe das Leben geſichert. Eben ſo werden die Steuern fort erhoben, die der Krieg nöthig machte. Deshalb ſetzte denn auch Darius Codomannus, vorſichtig, regelmäßige Abgaben feſt, ſtatt freiwilliger

Geſchenke. Nach dieſem Grundſatz, mit dieſer Verfaſſung ſtieg die perſiſche Monarchie zu höchſter Macht und Glückſeligkeit; die denn doch zuletzt an dem Hochſinn einer benachbarten, kleinen, zerſtückelten Nation endlich ſcheiterte.

526.

Geſchichte der Perſer.

Die Perſer, nachdem außerordentliche Fürſten ihre Streitkräfte in Eins verſammelt und die Claſticität der Maſſe auf's Höchſte geſteigert, zeigten ſich, ſelbſt entferntern Völkern, gefährlich, um ſo mehr den benachbarten.

Alle waren überwunden, nur die Griechen, uneins unter ſich, vereinigten ſich gegen den zahlreichen, mehrmals herandringenden Feind und entwickelten muſterhafte Aufopferung, die erſte und letzte Tugend, worin alle übrigen enthalten ſind. Dadurch ward Friſt gewonnen, daß, in dem Maaße, wie die Perſiſche Macht, innerlich zerfiel, Philipp von Macedonien eine Einheit gründen konnte, die übrigen Griechen um ſich zu verſammeln und ihnen für den Verluſt ihrer inneren Freiheit den Sieg über äußere Dränger vorzubereiten. Sein Sohn überzog die Perſer und gewann das Reich.

Nicht nur furchtbar, ſondern äußerſt verhaßt, hatten ſich dieſe der griechiſchen Nation gemacht, indem ſie Staat und Gottesdienſt zugleich bekriegten. Sie, einer Religion ergeben, wo die himmliſchen Geſtirne, das Feuer, die Elemente, als gottähnliche Weſen in freier Welt verehrt wurden, fanden höchſt ſcheltenswerth, daß man die Götter in Wohnungen einſperrte, ſie unter Dach anbetete. Nun verbannte und zerſtörte man die Tempel, und ſchuf dadurch ſich ſelbſt ewig Haß erregende Denkmäler, indem die Weisheit der Griechen beſchloß, dieſe Ruinen niemals wieder aus ihrem Schutte zu erheben, ſondern, zur Anreizung künftiger Rache, ahndungsvoll liegen zu laſſen. Dieſe Geſinnungen ihren beleidigten Gottesdienſt zu rächen, brachten die Griechen mit auf perſiſchen Grund und Boden; manche Grauſamkeit erklärt ſich daher, auch will man den Brand von Perſepolis damit entſchuldigen.

Die gottesdienſtlichen Uebungen der Magier, die freilich, von ihrer erſten Einfalt entfernt, auch ſchon Tempel und Kloſtergebäude bedurften, wurden gleichfalls zerſtört, die Magier verjagt und zerſtreuet, von welchen jedoch immer eine große Menge verſteckt ſich ſammelten, und, auf beſſere Zeiten, Geſinnung und Gottesdienſt aufbewahrten. Ihre Geduld wurde freilich ſehr geprüft: denn als mit Alexanders Tode die kurze Alleinherrſchaft zerfiel, und das Reich zerſplitterte, bemächtigten ſich die Parther des Theils, der uns gegenwärtig beſonders beſchäftigt. Sprache, Sitten, Religion der Griechen ward bei ihnen einheimiſch. Und ſo vergingen fünfhundert Jahre über der Aſche der alten Tempel und Altäre, unter welcher das heilige Feuer immerfort glimmend ſich erhielt, ſo daß die Saſſaniden, zu Anfang des dritten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, als ſie, die alte Religion wieder bekennend, den früheren Dienſt herſtellten, ſogleich eine Anzahl Magier und Mobeden vorfanden, welche an und über der Grenze Indiens ſich und ihre Geſinnungen im Stillen erhalten hatten. Die alte perſiſche Sprache wurde hervorgezogen, die griechiſche verdrängt und zu einer eigenen Nationalität wieder Grund gelegt. Hier finden wir nun in einem Zeitraume von vierhundert Jahren die mythologiſche Vorgeſchichte perſiſcher Ereigniſſe, durch poetiſch-proſaiſche Nachklänge, einigermaßen erhalten. Die glanzreiche Dämmerung derſelben erfreuet uns immerfort und eine Mannigfaltigkeit von Charakteren und Ereigniſſen erweckt großen Antheil.

Was wir aber auch von Bild- und Baukunſt dieſer Epoche vernehmen, ſo ging es damit doch blos auf Pracht und Herrlichkeit, Größe und Weitläufigkeit und unförmliche Geſtalten hinaus; und wie konnte es auch anders werden? da ſie ihre Kunſt vom Abendlande hernehmen mußten, die ſchon dort ſo tief entwürdigt war. Der Dichter beſitzt ſelbſt einen Siegelring Sapor des Erſten, einen Onyx, offenbar von einem weſtlichen Künſtler damaliger Zeit, vielleicht einem Kriegsgefangenen, geſchnitten. Und ſollte der Siegelſchneider des überwindenden Saſſaniden geſchickter geweſen ſein, als der Stempelſchneider des überwundenen Valentinian? Wie es aber mit den Münzen damaliger Zeit ausſehe, iſt uns leider nur zu wohl bekannt. Auch hat ſich das Dichteriſch-mährchenhafte jener überbliebenen Monumente nach und nach, durch Bemühung der Kenner, zur hiſtoriſchen Proſa herabgeſtimmt. Da wir denn nun deutlich auch in dieſem Beiſpeile begreifen, daß ein Volk auf einer hohen ſittlich-religiöſen Stufe ſtehen, ſich mit Pracht und Prunk umgeben, und doch in Bezug auf Künſte noch immer unter die barbariſchen gezählt werden kann.

Eben ſo müſſen wir auch, wenn wir orientaliſche und beſonders perſiſche Dichtkunſt der Folgezeit redlich ſchätzen und nicht, zu künftigem eigenen Verdruß und Beſchämung, ſolche überſchätzen wollen, gar wohl bedenken, wo denn eigentlich die werthe, wahre Dichtkunſt in jenen Tagen zu finden geweſen.

Univ. Bibl. München

Aus dem Weſtlande ſcheint ſich nicht viel ſelbſt nach dem nächſten Oſten verloren zu haben. Indien hielt man vorzüglich im Auge; und da denn doch den Verehrern des Feuers und der Elemente, jene verrückt-monſtroſe Religion, dem Lebemenſchen aber eine abſtruſe Philoſophie keineswegs angenehm ſein konnte; ſo nahm man von dort her, was allen Menſchen immer gleich willkommen iſt, Schriften, die ſich auf Weltklugheit beziehen; da man denn auf die Fabeln des Bidpai den höchſten Werth legte, und dadurch ſchon eine künftige Poeſie in ihrem tiefſten Grund zerſtörte. Zugleich hatte man aus derſelben Quelle das Schachſpiel erhalten, welches, in Bezug mit jener Weltklugheit, allem Dichterſinn den Garaus zu machen, völlig geeignet iſt. Setzen wir dieſes voraus, ſo werden wir das Naturell der ſpäteren perſiſchen Dichter, ſobald ſie durch günſtige Anläſſe hervorgerufen wurden, höchlich rühmen und bewundern, wie ſie ſo manche Ungunſt bekämpfen, ihr ausweichen, oder vielleicht gar überwinden können.

Die Nähe von Byzanz, die Kriege mit den weſtlichen Kaiſern und daraus entſpringenden wechſelſeitigen Verhältniſſe, bringen endlich ein Gemiſch hervor, wobei die chriſtliche Religion zwiſchen die der alten Parſen ſich einſchlingt, nicht ohne Widerſtreben der Mobeden und dortigen Religionsbewahrer. Wie denn doch die mancherlei Verdrießlichkeiten, ja großes Unglück ſelbſt, das den trefflichen Fürſten Chosru Parvis überfiel, blos daher ſeinen Urſprung nahm, weil Schirin, liebenswürdig und reizend, am chriſtlichen Glauben feſthielt.

Dieſes Alles, auch nur obenhin betrachtet, nöthigt uns zu geſtehen, daß die Vorſätze, die Verfahrungsweiſe der Saſſaniden alles Lob verdienen; nur waren ſie nicht mächtig genug, in einer von Feinden ringsumgebenen Lage, zur bewegteſten Zeit ſich zu erhalten. Sie wurden, nach tüchtigem Widerſtand, von den Arabern unterjocht, welche Mahomed durch Einheit zur furchtbarſten Macht erhoben hatte.

527.

Mahomed.

Da wir bei unſeren Betrachtungen vom Standpuncte der Poeſie entweder ausgehen oder doch auf denſelben zurückkehren, ſo wird es unſern Zwecken angemeſſen ſein, von genanntem außerordentlichen Manne vorerſt zu erzählen, wie er heftig behauptet und betheuert: er ſei Prophet und nicht Poet; und daher auch ſein Koran als göttliches Geſetz und nicht etwa als menſchliches Buch, zum Unterricht oder zum Vergnügen, anzuſehen. Wollen wir nun den Unterſchied zwiſchen Poeten und Propheten näher andeuten, ſo ſagen wir: Beide ſind von einem Gotte ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke verſäumt er, ſucht mannigfaltig zu ſein, ſich in Geſinnung und Darſtellung grenzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen ſieht nur auf einen einzigen beſtimmten Zweck; ſolchen zu erlangen, bedient er ſich der einfachſten Mittel. Irgend eine Lehre will er verkünden, und, wie um eine Standarte, durch ſie und um ſie die Völker verſammeln. Hiezu bedarf es nur, daß die Welt glaube, er muß alſo eintönig werden und bleiben. Denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.

Der ganze Inhalt des Korans, um mit wenigem viel zu ſagen, findet ſich zu Anfang der zweiten Sura und lautet folgendermaßen: „Es iſt kein Zweifel in dieſem Buche. Es iſt eine Unterrichtung der Frommen, welche die Geheimniſſe des Glaubens für wahr halten, die beſtimmten Zeiten des Gebets beobachten und von demjenigen, was wir ihnen verliehen haben, Almoſen austheilen; und welche der Offenbarung glauben, die den Propheten vor dir herabgeſandt worden, und gewiſſe Verſicherung des zukünftigen Lebens haben: dieſe werden von ihrem Herrn geleitet und ſollen glücklich und ſelig ſein. Die Ungläubigen betreffend, wird es ihnen gleich viel ſein, ob du ſie vermahneſt oder nicht vermahneſt; ſie werden doch nicht glauben. Gott hat ihre Herzen und Ohren verſiegelt. Eine Dunkelheit bedecket ihr Geſicht und ſie werden eine ſchwere Strafe leiden.“

Und ſo wiederholt ſich der Koran Sure für Sure. Glauben und Unglauben theilen ſich in Oberes und Unteres, Himmel und Hölle ſind den Bekennern und Läugnern zugedacht. Nähere Beſtimmung des Gebotenen und Verbotenen, fabelhafte Geſchichten jüdiſcher und chriſtlicher Religion, Amplificationen aller Art, grenzenloſe Tautologien und Wiederholungen bilden den Körper dieſes heiligen Buches, das uns, ſo oft wir auch daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erſtaunen ſetzt und am Ende Verehrung abnöthigt.

Worin es daher jedem Geſchichtsforſcher von der größten Wichtigkeit bleiben muß, ſprechen wir aus mit den Worten eines vorzüglichen Mannes: „Die Hauptabſicht des Korans ſcheint dieſe geweſen zu ſein, die Bekenner der drei verſchiedenen, in dem volkreichen Arabien damals herrſchenden Religionen, die meiſtentheils vermiſcht unter einander in den Tag hinein lebten und ohne Hirten und Wegweiſer herum irrten, indem der größte Theil Götzendiener und die übrigen, entweder Juden oder Chriſten, eines höchſt irrigen und ketzeriſchen Glaubens waren, in der Erkenntniß und Verehrung des einigen, ewigen und unſichtbaren Gottes, durch deſſen Allmacht alle Dinge geſchaffen ſind, und die, ſo es nicht ſind, geſchaffen werden können, des allerhöchſten Herrſchers, Richters und Herrn aller Herrn, unter der Beſtätigung gewiſſer Geſetze und den äußerlichen Zeichen gewiſſer Ceremonieen, theils von alter und theils von neuer Einſetzung, und die durch Vorſtellung ſowohl zeitlicher, als ewiger Belohnungen und Strafen eingeſchärft wurden, zu vereinigen, und ſie alle zu dem Gehorſam des Mahomed, als des Propheten und Geſandten Gottes zu bringen, der nach den wiederholten Erinnerungen, Verheißungen und Drohungen der vorigen Zeiten, endlich Gottes wahre Religion auf Erden durch Gewalt der Waffen fortpflanzen und beſtätigen ſollte, um ſowohl für den Hohenprieſter, Biſchof oder Papſt in geiſtlichen, als auch höchſten Prinzen in weltlichen Dingen, erkannt zu werden.“

Behält man dieſe Anſicht feſt im Auge, ſo kann man es dem Muſelmann nicht verargen, wenn er die Zeit vor Mahomed die Zeit der Unwiſſenheit benennt, und völlig überzeugt iſt, daß mit dem Islam Erleuchtung und Weisheit erſt beginne. Der Styl des Korans iſt ſeinem Inhalte und Zwecke gemäß: ſtreng, groß, furchtbar, ſtellenweiſe wahrhaft erhaben; ſo treibt ein Keil den andern und darf ſich über die große Wirkſamkeit des Buches, Niemand verwundern. Weshalb es denn auch von den ächten Verehrern für unerſchaffen und mit Gott gleich ewig erklärt wurde. Demungeachtet aber fanden ſich gute Köpfe, die eine beſſere Dicht- und Schreibart der Vorzeit anerkannten und behaupteten: daß, wenn es Gott nicht gefallen hätte, durch Mahomed auf einmal ſeinen Willen und eine entſchieden geſetzliche Bildung zu offenbaren, die Araber nach und nach von ſelbſt eine ſolche Stufe, und eine noch höhere würden erſtiegen, und reinere Begriffe in einer reinen Sprache, entwickelt haben.

Andere, verwegener, behaupteten, Mahomed habe ihre Sprache und Literatur verderben, ſo daß ſie ſich niemals wieder erholen werde. Der Verwegenſte jedoch, ein geiſtvoller Dichter, war kühn genug, zu behaupten: „Alles, was Mahomed geſagt habe, könne er auch geſagt haben und beſſer;“ ja er ſammelte ſogar eine Anzahl Sectirer um ſich her. Man bezeichnete ihn deshalb mit dem Spottnamen Motanabbi, unter welchem wir ihn kennen, welches ſo viel heißt, als: Einer der gern den Propheten ſpielen möchte.

Ob nun gleich die muſelmänniſche Kritik ſelbſt an dem Koran manches Bedenken findet, indem Stellen, die man früher aus demſelben angeführt, gegenwärtig nicht mehr darin zu finden ſind, andere, ſich widerſprechend, einander aufheben und was dergleichen bei allen ſchriftlichen Ueberlieferungen nicht zu vermeidende Mängel ſind; ſo wird doch dieſes Buch für ewige Zeiten höchſt wirkſam verbleiben, indem es durchaus praktiſch und den Bedürfniſſen einer Nation gemäß verfaßt worden, welche ihren Ruhm auf alte Ueberlieferungen gründet und an herkömmlichen Sitten feſthält.

In ſeiner Abneigung gegen Poeſie erſcheint Mahomed auch höchſt conſequent, indem er alle Mährchen verbietet. Dieſe Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und wiederſchwebt, und das Unwahrſcheinliche als ein Wahrhaftes und Zweifelloſes vorträgt, waren der orientaliſchen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und bequemem Müßiggang höchſt angemeſſen. Dieſe Luftgebilde über einem wunderlichen Boden ſchwankend, hatten ſich zur Zeit der Saſſaniden in's Unendliche vermehrt, wie ſie uns Tauſend und

Eine Nacht, an einen loſen Faden gereihet, als Beiſpiele dargelegt. Ihr eigentlicher Charakter iſt, daß ſie keinen ſittlichen Zweck haben, und daher den Menſchen nicht auf ſich ſelbſt zurück, ſondern außer ſich hinaus in's unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das Entgegengeſetzte wollte Mahomed bewirken. Man ſehe, wie er die Ueberlieferungen des alten Teſtamentes und die Ereigniſſe patriarchaliſcher Familien, die freilich auch auf einem unbedingten Glauben an Gott, einem unwandelbaren Gehorſam und alſo gleichfalls auf einem Islam beruhen, in Legenden zu verwandeln weiß; mit kluger Ausführlichkeit den Glauben an Gott, Vertrauen und Gehorſam immer mehr anzuſprechen und einzuſchärfen verſteht; wobei er ſich denn manches Mährchenhafte, obgleich immer zu ſeinen Zwecken dienlich, zu erlauben pflegt. Bewundernswürdig iſt er, wenn man in dieſem Sinne, die Begebenheiten Noah's, Abraham's, Joſeph's betrachtet und beurtheilt.

528.

Kaliphen.

Um aber in unſern eigenſten Kreis zurückzukehren, wiederholen wir: daß die Saſſaniden bei vierhundert Jahre regierten, vielleicht zuletzt nicht mit früherer Kraft und Glanz; doch hätten ſie ſich wohl noch eine Weile erhalten, wäre die Macht der Araber nicht dergeſtalt gewachſen, daß ihr zu widerſtehen kein älteres Reich im Stande war. Schon unter Omar, bald nach Mahomed, ging jene Dynaſtie zu Grunde, welche die altperſiſche Religion gehegt und einen ſehr ſeltenen Grad der Cultur verbreitet hatte.

Die Araber ſtürmten ſogleich auf alle Bücher los, nach ihrer Anſicht nur überflüſſige oder ſchädliche Schreibereien; ſie zerſtörten alle Denkmale der Literatur, ſo, daß kaum die geringſten Bruchſtücke zu uns gelangen konnten. Die ſogleich eingeführte arabiſche Sprache verhinderte jede Wiederherſtellung deſſen, was nationell heißen konnte. Doch auch hier überwog die Bildung des Ueberwundenen nach und nach die Rohheit des Ueberwinders, und die Mahomedaniſchen Sieger gefielen ſich in der Prachtliebe, den angenehmen Sitten und den dichteriſchen Reſten der Beſiegten. Daher bleibt noch immer, als die glänzendſte Epoche berühmt, die Zeit, wo die Barmekiden Einfluß hatten zu Bagdad. Dieſe, vom Balch abſtammend, nicht ſowohl ſelbſt Mönche als Patrone und Beſchützer großer Klöſter und Bildungsanſtalten, bewahrten unter ſich das heilige Feuer der Dicht- und Redekunſt, und behaupteten durch ihre Weltklugheit und Charakter-Größe einen hohen Rang auch in der politiſchen Sphäre. Die Zeit der Barmekiden heißt daher ſprüchwörtlich: eine Zeit localen, lebendigen Weſens und Wirkens, von der man, wenn ſie vorüber iſt, nur hoffen kann, daß ſie erſt nach geraumen Jahren an fremden Orten unter ähnlichen Umſtänden vielleicht wieder aufquellen werde.

Aber auch das Kaliphat war von kurzer Dauer; das ungeheure Reich erhielt ſich kaum vierhundert Jahre; die entfernteren Statthalter machten ſich nach und nach mehr und mehr unabhängig, indem ſie den Kaliphen, als eine geiſtliche, Titel und Pfründen ſpendende Macht, allenfalls gelten ließen.

529.

Phyſiſch-klimatiſche Einwirkung auf Bildung menſchlicher Geſtalt und körperlicher Eigenſchaften läugnet Niemand, aber man denkt nicht immer daran: daß Regierungsform eben auch einen moraliſch-klimatiſchen Zuſtand hervorbringe, worin die Charaktere auf verſchiedene Weiſe ſich ausbilden. Von der Menge reden wir nicht, ſondern von bedeutenden, ausgezeichneten Geſtalten. In der Republik bilden ſich große, glückliche, ruhig-rein thätige Charaktere; ſteigert ſie ſich zur Ariſtokratie, ſo entſtehen würdige, konſequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Geräth ein Staat in Anarchie, ſogleich thun ſich verwegene, kühne, ſittenverachtende Menſchen hervor, augenblicklich gewaltſam wirkend, bis zum Entſetzen, alle Mäßigung verbannend. Die Deſpotie dagegen ſchafft große Charaktere; kluge, ruhige Ueberſicht, ſtrenge Thätigkeit, Feſtigkeit, Entſchloſſenheit; alles Eigenſchaften, die man braucht, um den Deſpoten zu dienen, entwickeln ſich in fähigen Geiſtern und verſchaffen ihnen die erſten Stellen des Staats, wo ſie ſich zu Herrſchern ausbilden. Solche erwuchſen unter Alexander dem Großen, nach deſſen frühzeitigem Tode ſeine Generale ſogleich als Könige daſtanden. Auf die Kaliphen häufte ſich ein ungeheures Reich, das ſie durch Statthalter mußten regieren laſſen, deren Macht und Selbſtſtändigkeit gedieh, indem die Kraft der oberſten Herrſcher abnahm. Ein ſolcher trefflicher Mann, der ein eigenes Reich ſich zu gründen und zu verdienen wußte, iſt derjenige, von dem wir nun zu reden haben, um den Grund der neueren perſiſchen Dichtkunſt und ihre bedeutenden Lebensanfänge kennen zu lernen.

530.

Mahmud von Gaſna, deſſen Vater, im Gebirge gegen Indien, ein ſtarkes Reich gegründet hatte, indeſſen die **Kaliphen** in der Fläche des Euphrats zur Nichtigkeit verſanken, ſetzte die Thätigkeit ſeines Vorgängers fort, und machte ſich berühmt, wie **Alexander** und **Friedrich**. Er läßt den **Kaliphen** als eine Art geiſtlicher Macht gelten, die man wohl, zu eigenem Vortheil, einigermaßen anerkennen mag; doch erweitert er erſt ſein Reich um ſich her, dringt ſodann auf Indien los, mit großer Kraft und beſonderem Glück. Als eifrigſter Mahomedaner beweiſt er ſich unermüdlich und ſtreng in Ausbreitung ſeines Glaubens und Zerſtörung des Götzendienſtes. Der Glaube an den Einigen Gott wirkt immer geiſterhebend, indem er den Menſchen auf die Einheit ſeines eigenen Innern zurückweiſt. Näher ſteht der Nationalprophete, der nur Anhänglichkeit und Förmlichkeit fordert, und eine Religion auszubreiten befiehlt, die wie eine jede, zu unendlichen Auslegungen und Mißdeutungen dem Secten- und Partheigeiſt Raum läßt, und demungeachtet immer dieſelbige bleibt. Eine ſolche einfache Gottesverehrung mußte mit dem Indiſchen Götzendienſte im herbſten Widerſpruche ſtehen, Gegenwirkung und Kampf, ja blutige Vernichtungskriege hervorrufen, wobei ſich der

Eifer des Zerſtörens und Bekehrens noch durch Gewinn unendlicher Schätze erhöht fühlte. Ungeheure, fratzenhafte Bilder, deren hohler Körper mit Gold und Juwelen ausgefüllt erfunden ward, ſchlug man in Stücke und ſendete ſie, geviertheilt, verſchiedene Schwellen Mahomedaniſcher Heilorte zu pflaſtern. — Noch jetzt ſind die Indiſchen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhaßt, wie gräßlich mögen ſie den bildloſen Mahomedaner angeſchaut haben! — Nicht ganz am unrechten Orte wird hier die Bemerkung ſtehen, daß der urſprüngliche Werth einer jeden Religion, erſt nach Verlauf von Jahrhunderten aus ihren Folgen beurtheilt werden kann. Die jüdiſche Religion wird immer einen gewiſſen ſtarren Eigenſinn, dabei aber auch freien Klugſinn und lebendige Thätigkeit verbreiten; die Mahomedaniſche läßt ihren Bekenner nicht aus einer dumpfen Beſchränktheit heraus, indem ſie, keine ſchweren Pflichten fordernd, ihm innerhalb derſelben, alles Wünſchenswerthe verleiht, und zugleich, durch Ausſicht auf die Zukunft, Tapferkeit und Religionspatriotismus einflößt und erhält. Die Indiſche Lehre taugt von Haus aus nichts, ſo wie denn gegenwärtig ihre vielen tauſend Götter, und zwar nicht etwa untergeordnete, ſondern alle gleich unbedingtmächtige Götter, die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unſinn jeder Leidenſchaft fördern und die Verrücktheit des Laſters, als die höchſte Stufe der Heiligkeit und Seligkeit begünſtigen. — Auch ſelbſt eine reinere Vielgötterei, wie die der Griechen und Römer, mußte doch zuletzt auf falſchem Wege ihre Bekenner und ſich ſelbſt verlieren. Dagegen gebührt der chriſtlichen das höchſte Lob, deren reiner, edler Urſprung ſich immerfort dadurch bethätigt, daß nach den größten Verirrungen, in welche ſie der dunkle Menſch hineinzog, eh' man ſich's verſieht, ſie ſich in ihrer erſten lieblichen Eigenthümlichkeit, als Miſſion, als Hausgenoſſen- und Brüderſchaft, zu Erquickung des ſittlichen Menſchenbedürfniſſes, immer wieder hervorthut. Billigen wir nun den Eifer des Götzenſtürmers Mahmud, ſo gönnen wir ihm die zu gleicher Zeit gewonnenen unendlichen Schätze, und verehren beſonders in ihm den Stifter perſiſcher Dichtkunſt und höherer Cultur. Er, ſelbſt aus perſiſchem Stamme, ließ ſich nicht etwa in die Beſchränktheit der Araber hineinziehen, er fühlte gar wohl, daß der ſchönſte Grund und Boden für Religion in der Nationalität zu finden ſei; dieſe ruhet auf der Poeſie, die uns die älteſte Geſchichte in fabelhaften Bildern überliefert, nach und nach ſodann in's Klare hervortritt und ohne Sprung die Vergangenheit an die Gegenwart heranführt. Unter dieſen Betrachtungen gelangen wir alſo in das zehnte Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Man werfe einen Blick auf die höhere Bildung die ſich dem Orient, ungeachtet der ausſchließenden Religion, immerfort aufdrang. Hier ſammelten ſich, faſt wider Willen der wilden und ſchwachen Beherrſcher, die Reſte griechiſcher und römiſcher Verdienſte und ſo vieler geiſtreichen Chriſten, deren Eigenheiten aus der Kirche ausgeſtoßen worden, weil auch dieſe, wie der Islam, auf Eingläubigkeit los arbeiten mußte. Doch zwei große Verzweigungen des menſchlichen Wiſſens und Wirkens gelangten zu einer freieren Thätigkeit! — Die Medicin ſollte die Gebrechen des Mikrokosmus heilen, und die Sternkunde dasjenige dolmetſchen, womit uns für die Zukunft der Himmel ſchmeicheln oder bedrohen möchte; jene mußte der Natur, dieſe der Mathematik huldigen, und ſo waren beide wohl empfohlen und verſorgt. — Die Geſchäftsführung ſodann unter deſpotiſchen Regenten blieb, auch bei größter Aufmerkſamkeit und Genauigkeit immer gefahrvoll, und ein Kanzleiverwandter bedurfte ſo viel Muth ſich in den Divan zu bewegen, als ein Held zur Schlacht; Einer war nicht ſicherer ſeinen Herd wieder zu ſehen, als der Andere. Reiſende Handelsleute brachten immer neuen Zuwachs an Schätzen und Kenntniſſen herbei; das Innere des Landes, vom Euphrat bis zum Indus, bot eine eigne Welt von Gegenſtänden dar. Eine Maſſe wider einander ſtreitender Völkerſchaften, vertriebene, vertreibende Herrſcher ſtellten überraſchenden Wechſel von Sieg zur Knechtſchaft, von Obergewalt zur Dienſtbarkeit nur gar zu oft vor Augen, und ließen geiſtreiche Männer, über die traumartige Vergänglichkeit irdiſcher Dinge, die traurigſten Betrachtungen anſtellen. Dieſes Alles, und noch weit mehr, im weiteſten Umfange unendlicher Zerſplitterung und augenblicklicher Wiederherſtellung, ſollte man vor Augen haben, um billig gegen die folgenden Dichter, beſonders gegen die perſiſchen, zu ſein; denn Jedermann wird eingeſtehen, daß die geſchilderten Zuſtände keineswegs für ein Element gelten können, worin der Dichter ſich nähren, erwachſen und gedeihen dürfte. Deswegen ſei uns erlaubt, ſchon das edle Verdienſt der perſiſchen Dichter des erſten Zeitalters als problematiſch anzuſprechen. Auch dieſe darf man nicht nach dem Höchſten meſſen, man muß ihnen Manches zugeben, indem man ſie lieſt, Manches verzeihen, wenn man ſie geleſen hat.

531.

Viele Dichter verſammelten ſich an Mahmuds Hofe, man ſpricht von vier Hunderten, die daſelbſt ihr Weſen getrieben. Und wie nun Alles im Orient ſich unterordnen, ſich höheren Geboten fügen muß, ſo beſtellte ihnen auch der Fürſt einen Dichterfürſten, der ſie prüfen, beurtheilen, ſie zu Arbeiten, jedem Talent gemäß, aufmuntern ſollte. Dieſe Stelle hat man als eine der vorzüglichſten am Hofe zu betrachten: er war Miniſter aller wiſſenſchaftlichen hiſtoriſch-poetiſchen Geſchäfte; durch ihn wurden die Gunſtbezeigungen ſeinen Untergebenen zu Theil, und wenn er den Hof begleitete, geſchah es in ſo großem Gefolge, in ſo ſtattlichem Aufzuge, daß man ihn wohl für einen Vezier halten konnte.

532.

Ueberlieferungen.

Wenn der Menſch daran denken ſoll, von Ereigniſſen, die ihn zunächſt betreffen, künftigen Geſchlechtern Nachricht zu hinterlaſſen, ſo gehört dazu ein gewiſſes Behagen an der Gegenwart, ein Gefühl von dem hohen Werthe derſelben. Zuerſt alſo befeſtigt er im Gedächtniß, was er von Vätern vernommen, und überliefert ſolches in fabelhaften Umhüllungen; denn mündliche Ueberlieferung wird immer mährchenhaft wachſen. Iſt aber die Schrift erfunden, ergreift die Schreibſeligkeit ein Volk vor dem andern, ſo entſtehen alsdann Chroniken, welche den poetiſchen Rhythmus behalten, wenn die Poeſie der Einbildungskraft und des Gefühls längſt verſchwunden iſt. Die ſpäteſte Zeit verſorgt uns mit ausführlichen Denkſchriften, Selbſtbiographien unter mancherlei Geſtalten. —

Auch im Orient finden wir gar frühe Documente einer bedeutenden Weltausbildung. Sollten auch unſere heiligen Bücher ſpäter in Schriften verfaßt ſein, ſo ſind doch die Anläſſe dazu als Ueberlieferungen uralt, und können nicht dankbar genug beachtet werden. Wie vieles mußte nicht auch in dem mittleren Orient, wie wir Perſien und ſeine Umgebungen nennen dürfen, jeden Augenblick entſtehen, und ſich trotz aller Verwüſtung und Zerſplitterung erhalten. Denn, wenn es zu höherer Ausbildung großer Landſtrecken dienlich iſt, daß ſolche nicht Einem Herrn unterworfen, ſondern unter mehrere getheilt ſein, ſo iſt derſelbe Zuſtand gleichfalls der Erhaltung nütze, weil das, was an dem einen Orte zu Grunde geht, an dem andern fortbeſtehen, was aus dieſer Ecke vertrieben wird, ſich in jene flüchten kann. Auf ſolche Weiſe müſſen, ungeachtet aller Zerſtörung und Verwüſtung, ſich manche Abſchriften aus früheren Zeiten erhalten haben, die man, von Epoche zu Epoche, theils abgeſchrieben, theils erneuert. So finden wir, daß unter Jesdedſchird, dem letzten Saſſaniden, eine Reichsgeſchichte verfaßt worden, wahrſcheinlich aus alten Chroniken zuſammengeſtellt, dergleichen ſich ſchon Ahasverus in dem Buche Eſther bei ſchlafloſen Nächten vorleſen läßt. Copien jenes Werkes, welches Baſtaname betitelt war, erhielten ſich: denn vier hundert Jahre ſpäter wird unter Manſur I. aus dem Hauſe der Samaniden, eine Bearbeitung derſelben vorgenommen, bleibt aber unvollendet und die Dynaſtie wird von den Gasnewiden verſchlungen. Mahmud jedoch, genannten Stammes zweiter Beherrſcher, iſt von gleichem Triebe belebt, und vertheilt ſieben Abtheilungen des Baſtaname unter ſieben Hofdichter. Es gelingt Anſari ſeinen Herrn am meiſten zu befriedigen, er wird zum Dichterkönig ernannt und beauftragt das Ganze zu bearbeiten. Er aber, bequem und klug genug, weiß das Geſchäft zu verſpäten und mochte ſich im Stillen umthun, ob er nicht Jemand fände, dem es zu übertragen wäre.

533.

Firduſi. [Starb 1030.] Die wichtige Epoche perſiſcher Dichtkunſt, die wir nun erreichen, giebt uns zur Betrachtung Anlaß, wie große Weltereigniſſe nur alsdann ſich entwickeln, wenn gewiſſe Neigungen, Begriffe, Vorſätze, hier und da, ohne Zuſammenhang, einzeln ausgeſäet, ſich bewegen und im Stillen fortwachſen, bis endlich früher oder ſpäter ein allgemeines Zuſammenwirken hervortritt. In dieſem Sinne iſt es merkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit, als ein mächtiger Fürſt auf die Wiederherſtellung einer Volks- und Stammes-Literatur bedacht war, ein Gärtnersſohn zu Tus gleichfalls ein Exemzlar des Paſtaname ſich zueignete, und das eingeborene ſchöne Talent ſolchen Studien eifrig widmete. — In Abſicht über den dortigen Statthalter, wegen irgend einer Bedrängniß, zu klagen, begiebt er ſich nach Hofe, iſt lange vergebens bemüht zu Anſari durchzudringen, und durch deſſen Vorſprache ſeinen Zweck zu erreichen. Endlich macht eine glückliche gehaltvolle Reimzeile, aus dem Stegreife geſprochen, ihn dem Dichterkönige bekannt, welcher, Vertrauen zu ſeinem Talente faſſend, ihn empfiehlt und ihm den Auftrag des großen Werkes verſchafft. Firduſi beginnt das Schach Nameh unter günſtigen Umſtänden, er wird im Anfange theilweiſe hinlänglich belohnt, nach dreißigjähriger Arbeit hingegen entſpricht das königliche Geſchenk ſeiner Erwartung keineswegs. Erbittert verläßt er den Hof und ſtirbt eben da der König ſeiner mit Gunſt abermals gedenkt. Mahmud überlebt ihn kaum ein Jahr, innerhalb welches der alte Eſſedi, Firduſi's Meiſter, das Schach Nahmeh völlig zu Ende ſchreibt. Dieſes Werk iſt ein wichtiges, ernſtes, mythiſch-hiſtoriſches National-Fundament, worin das Herkommen, das Daſein, die Wirkung alter Helden aufbewahrt wird. Es bezieht ſich auf frühere und ſpätere Vergangenheit, deshalb das eigentlich Geſchichtliche zuletzt mehr hervortritt, die früheren Fabeln jedoch manche uralte Traditions-Wahrheit verhüllt überliefern.

Firduſi ſcheint überhaupt zu einem ſolchen Werke ſich vortrefflich dadurch zu qualificiren, daß er leidenſchaftlich am Alten, ächt Nationellen, feſtgehalten und, auch in Abſicht auf Sprache, frühe Reinigkeit und Tüchtigkeit zu erreichen geſucht, wie er denn arabiſche Worte verbannt und das alte Pelehwi zu beachten bemüht war.

534.

Enweri, (ſtirbt 1152), ſtudirte zu Tus, einer wegen bedeutender Lehranſtalten berühmten, ja ſogar wegen Ueberbildung verdächtigen Stadt; und als er, an der Thüre des Collegiums ſitzend, einen, mit Gefolge und Prunk, vorbeireitenden Großen erblickt, zu ſeiner großen Verwunderung aber hört, daß es ein Hofdichter ſei, entſchließt er ſich zu gleicher Höhe des Glücks zu gelangen. Ein über Nacht geſchriebenes Gedicht, wodurch er ſich die Gunſt des Fürſten erwirbt, iſt uns übrig geblieben. Aus dieſem und aus mehreren Poeſien, die uns mitgetheilt worden, blickt ein heiterer Geiſt hervor, begabt mit unendlicher Umſicht und ſcharfem glücklichen Durchſchauen: er beherrſcht einen unüberſehbaren Stoff. Er lebt in der Gegenwart, und wie er vom Schüler ſogleich zum Hofmann übergeht, wird er ein freier Encomiaſt und findet, daß kein beſſeres Handwerk ſei, als mitlebende

Menſchen durch Lob zu ergötzen. Fürſten, Veziere, edle und ſchöne Frauen, Dichter und Muſiker ſchmückt er mit ſeinem Preis, und weiß auf einen Jeden etwas Zierliches aus dem breiten Weltvorrathe anzuwenden. Wir können daher nicht billig finden, daß man ihm die Verhältniſſe, in denen er gelebt und ſein Talent genutzt, nach ſo viel hundert Jahren, zum Verbrechen macht. Was ſollte aus dem Dichter werden, wenn es nicht hohe, mächtige, kluge, thätige, ſchöne und geſchickte Menſchen gäbe, an deren Vorzügen er ſich auferbauen kann? An ihnen, wie die Rebe am Ulmenbaume, wie Epheu an der Mauer, rankt er ſich hinauf, Auge und Sinn zu erquicken. Sollte man einen Juwelier ſchelten, der die Edelgeſteine beider Indien zum herrlichen Schmuck trefflicher Menſchen zu verwenden ſein Leben zubringt? Sollte man von ihm verlangen, daß er das, freilich ſehr nützliche, Geſchäft eines Straßenpflaſterers übernähme? So gut aber unſer Dichter mit der Erde ſtand, ward ihm der Himmel verderblich. Eine bedeutende, das Volk aufregende Weiſſagung: als werde an einem gewiſſen Tage ein ungeheurer Sturm das Land verwüſten, traf nicht ein, und der Schach ſelbſt konnte gegen den allgemeinen Unwillen des Hofes und der Stadt ſeinen Liebling nicht retten. Dieſer floh. Auch in entfernter Provinz ſchützte ihn nur der entſchiedene Charakter eines freundlichen Statthalters. —

Die Ehre der Aſtrologie kann jedoch gerettet werden, wenn man annimmt, daß die Zuſammenkunft ſo vieler Planeten in einem Zeichen auf die Zukunft von Dſchengis Chan hindeute, welcher in Perſien mehr Verwüſtung anrichtete, als irgend ein Sturmwind hätte bewirken können.

535.

Niſami. (Stirbt 1180) Ein zarter, hochbegabter Geiſt, der, wenn Firduſi die ſämmtlichen Heldenüberlieferungen erſchöpfte, nunmehr die lieblichſten Wechſelwirkungen innigſter Liebe zum Stoffe ſeiner Gedichte wählt. Medſchnun und Leila, Chosru und Schirin, Liebespaare, führt er vor; durch Ahnung, Geſchick, Natur, Gewohnheit, Neigung, Leidenſchaft für einander beſtimmt, ſich entſchieden gewogen; dann aber durch Grille, Eigenſinn, Zufall Nöthigung und Zwang getrennt, eben ſo wunderlich wieder zuſammengeführt und am Ende doch wieder auf eine oder die andere Weiſe weggeriſſen und geſchieden. Aus dieſen Stoffen und ihrer Behandlung erwächſt die Erregung einer ideellen Sehnſucht. Befriedigung finden wir nirgends. Die Anmuth iſt groß, die Mannigfaltigkeit unendlich. Auch in ſeinen andern, unmittelbar moraliſchem Zwecke gewidmeten, Gedichten athmet gleiche liebenswürdige Klarheit. Was auch dem Menſchen Zweideutiges begegnen mag, führt er jederzeit wieder an's Praktiſche heran, und findet in einem ſittlichen Thun, allen Räthſeln die beſte Auflöſung. Uebrigens führt er, ſeinem ruhigen Geſchäft gemäß, ein ruhiges Leben unter den Seldſchugiden und wird in ſeiner Vaterſtadt Gendſche begraben.

536.

Dſchelaleddin Rumi. (Stirbt 1262.) Er begleitet ſeinen Vater, der, wegen Verdrießlichkeiten mit dem Sultan, ſich von Balch hinweg begiebt, auf dem langen Reiſezuge. Unterwegs nach Mekka treffen ſie Attar, der ein Buch göttlicher Geheimniſſe dem Jünglinge verehrt und ihn zu heiligen Studien entzündet. Hierbei iſt ſo viel zu bemerken: daß der eigentliche Dichter die Herrlichkeit der Welt in ſich aufzunehmen berufen iſt, und deshalb immer eher zu loben als zu tadeln geneigt ſein wird. Daraus folgt, daß er den würdigſten Gegenſtand aufzufinden ſucht, und, wenn er Alles durchgegangen, endlich ſein Talent am liebſten zu Preis und Verherrlichung Gottes anwendet. Beſonders aber liegt dieſes Bedürfniß dem Orientalen am nächſten, weil er immer dem Ueberſchwenglichen zuſtrebt, und ſolches bei Betrachtung der Gottheit in größter Fülle gewahr zu werden glaubt, ſo wie ihm denn bei jeder Ausführung Niemand Uebertriebenheit Schuld geben darf. Schon der ſogenannte Mahomedaniſche Roſenkranz, wodurch der Name Allah mit neun und neunzig Eigenſchaften verherrlicht wird, iſt eine ſolche Lob- und Preis-Litaney. Bejahende, verneinende Eigenſchaften bezeichnen das unbegreiflichſte Weſen; der Anbeter ſtaunt, ergiebt und beruhigt ſich. Und wenn der weltliche Dichter die ihm vorſchwebenden Vollkommenheiten an vorzügliche Perſonen verwendet, ſo flüchtet ſich der Gottergebene in das unperſönliche Weſen, das von Ewigkeit her Alles durchdringt. So flüchtete ſich Attar vom Hofe zur Beſchaulichkeit, und Dſchelaleddin, ein reiner Jüngling, der ſich ſo eben auch vom Fürſten und der Hauptſtadt entfernte, war um deſto eher zu tieferen Studien zu entzünden. Nun ziehet er mit ſeinem Vater, nach vollbrachten Wallfahrten, durch Klein-Aſien; ſie bleiben zu Iconium. Dort lehren ſie, werden verfolgt, vertrieben, wieder eingeſetzt, und liegen daſelbſt, mit einem ihrer treueſten Lehrgenoſſen, begraben. Indeſſen hatte Dſchengis Chan Perſien erobert, ohne den ruhigen Ort ihres Aufenthaltes zu berühren.

Nach obiger Darſtellung wird man dieſem großen Geiſte nicht verargen, wenn er ſich in's Abſtruſe gewendet. Seine Werke ſehen etwas bunt aus: Geſchichtchen, Mährchen, Parabeln, Legenden, Anekdoten, Beiſpiele, Probleme behandelt er, um eine geheimnißvolle Lehre eingängig zu machen, von der er ſelbſt keine deutliche Rechenſchaft zu geben weiß. Unterricht und Erhebung iſt ſein Zweck, im Ganzen aber ſucht er durch die Einheitslehre alle Sehnſucht, wo nicht zu erfüllen doch aufzulöſen und anzudeuten, daß im göttlichen Weſen zuletzt Alles untertauche und ſich verkläre.

537.

Saadi. (Stirbt 1291, alt 102 Jahre.) Gebürtig von Schiras, ſtudirte zu Bagdad, wird als Jüngling durch Liebesunglück zum unſtäten Leben eines Derwiſch beſtimmt. Wallfahrtete funfzehnmal nach Mekka, gelangt auf ſeinen Wanderungen nach Indien und Klein-Aſien, ja als Gefangener der Kreuzfahrer in's Weſtland. Er überſteht wunderſame Abenteuer, erwirbt aber ſchöne Länder- und Menſchenkenntniß. Nach dreißig Jahren zieht er ſich zurück, bearbeitet ſeine Werke, und macht ſie bekannt. Er lebt und webt in einer großen Erfahrungsbreite und iſt reich an Anekdoten, die er mit Sprüchen und Verſen ausſchmückt. Leſer und Hörer zu unterrichten iſt ſein entſchiedener Zweck. Sehr eingezogen in Schiras, erlebt er das hundert und zweite Jahr und wird daſelbſt begraben. Dſchenſchis Nachkommen hatten

Iran zum eignen Reiche gebildet, in welchem ſich ruhig wohnen ließ.

538.

Hafis. [Stirbt 1389.] Wer ſich noch aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts erinnert, wie unter den Proteſtanten Deutſchlands nicht allein Geiſtliche, ſondern auch wohl Laien gefunden wurden, welche mit den heiligen Schriften ſich dergeſtalt bekannt gemacht, daß ſie, als lebendige Concordanz, von allen Sprüchen, wo und in welchem Zuſammenhange ſie zu finden, Rechenſchaft zu geben ſich geübt hatten, die Hauptſtellen aber auswendig wußten und ſolche zu irgend einer Anwendung immerfort bereit hielten; der wird zugleich geſtehen: daß für ſolche Männer eine große Bildung daraus erwachſen mußte, weil das Gedächtniß, immer mit würdigen Gegenſtänden beſchäftigt, dem Gefühle, dem Urtheile, reinen Stoff zu Genuß und Behandlung aufbewahrte. Man nannte ſie bibelfeſt, und ein ſolcher Beiname gab eine vorzügliche Würde und unzweideutige Empfehlung. Das, was nun bei uns Chriſten aus natürlicher Anlage und gutem Willen entſprang, war bei den Mahomedanern Pflicht: denn indem es einem ſolchen Glaubensgenoſſen zum höchſten Verdienſt gereichte, Abſchriften des Korans ſelbſt zu vervielfältigen oder vervielfältigen zu laſſen, ſo war es kein geringeres, denſelben auswendig zu lernen, um bei jedem Anlaß die gehörigen Stellen anführen, Erbauung befördern, Streitigkeit ſchlichten zu können. Man benannte ſolche Perſonen mit dem Ehrentitel Hafis, und dieſer iſt unſerm Dichter, als bezeichnender Hauptname, geblieben. — Nun ward, gar bald nach ſeinem Urſprunge, der Koran ein Gegenſtand der unendlichſten Auslegungen, gab Gelegenheit zu den ſpitzfindigſten Subtilitäten, und, indem er die Sinnesweiſe eines Jeden aufregte, entſtanden grenzenlos abweichende Meinungen, verrückte Combinationen, ja die unvernünftigſten Beziehungen aller Art wurden verſucht, ſo daß der eigentlich geiſtreiche, verſtändige Mann eifrig bemüht ſein mußte, um nur wieder auf den Grund des reinen guten Textes zurück zu gelangen. Daher finden wir denn auch in der Geſchichte des Islam Auslegung, Anwendung und Gebrauch oft bewundernswürdig. Zu einer ſolchen Gewandtheit war das ſchönſte dichteriſche Talent erzogen und heran gebildet; ihm gehörte der ganze Koran und was für Religionsgebäude man darauf gegründet, war ihm kein Räthſel. Er ſagt ſelbſt:

„Durch den Koran hab' ich Alles,
Was mir je gelang, gemacht."

Als Derwiſch, Sofi, Scheich lehrte er in ſeinem Geburtsorte Schiras, auf welchen er ſich beſchränkte, wohl gelitten und geſchätzt von der Familie Moſaffer und ihren Beziehungen. Er beſchäftigte ſich mit theologiſchen und grammatikaliſchen Arbeiten, und verſammelte eine große Anzahl Schüler um ſich her. Mit ſolchen ernſten Studien, mit einem wirklichen Lehramte, ſtehen ſeine Gedichte völlig im Widerſpruch, der ſich wohl dadurch heben läßt, wenn man ſagt: daß der Dichter nicht geradezu Alles denken und leben müſſe, was er ausſpricht, am wenigſten derjenige, der in ſpäterer Zeit in verwickelte Zuſtände geräth, wo er ſich immer der rhetoriſchen Verſtellung nähern und Dasjenige vortragen wird, was ſeine Zeitgenoſſen gerne hören. Dies ſcheint uns bei Hafis durchaus der Fall. Denn wie ein Mährchen-Erzähler auch nicht an die Zaubereien glaubt, die er vorſpiegelt, ſondern ſie nur auf's Beſte zu beleben und auszuſtatten gedenkt, damit ſeine Zuhörer ſich daran ergetzen, eben ſo wenig braucht gerade der lyriſche Dichter dasjenige Alles ſelbſt auszuüben, womit er hohe und geringe Leſer und Sänger ergetzt und beſchmeichelt. Auch ſcheint unſer Dichter keinen großen Werth auf ſeine ſo leicht hinfließenden Lieder gelegt zu haben, denn ſeine Schüler ſammelten ſie erſt nach ſeinem Tode. Nur wenig ſagen wir von dieſen Dichtungen, weil man ſie genießen, ſich damit in Einklang ſetzen ſollte. Aus ihnen ſtrömt eine fortquellende, mäßige Lebensdigkeit. Im Engen genügſam froh und klug, von der Fülle der Welt ſeinen Theil dahin nehmend, in die Geheimniſſe der Gottheit von fern hinein blickend, dagegen aber auch einmal Religionsübung und Sinnenluſt ablehnend, Eins wie das Andere; wie denn überhaupt dieſe Dichtart, was ſie auch zu befördern und zu lehren ſcheint, durchaus eine ſceptiſche Beweglichkeit behalten muß.

539.

Dſchami, [ſtirbt 1494, alt 82 Jahre], faßt die ganze Ernte der bisherigen Bemühungen zuſammen, und zieht die Summe der religiöſen, philoſophiſchen, wiſſenſchaftlichen, proſaiſch-poetiſchen Cultur. Er hat einen großen Vortheil, drei und zwanzig Jahre nach Hafis geboren zu werden und als Jüngling abermals ein ganz freies Feld vor ſich zu finden. Die größte Klarheit und Beſonnenheit iſt ſein Eigenthum. Nun verſucht und leiſtet er Alles, erſcheint ſinnlich und überſinnlich zugleich; die Herrlichkeit der wirklichen und Dichterwelt liegt vor ihm, er bewegt ſich zwiſchen beiden. Die Myſtik konnte ihn nicht anmuthen; weil er aber ohne dieſelbe den Kreis des National-Intereſſes nicht ausgefüllt hätte, ſo giebt er hiſtoriſch Rechenſchaft von allen den Thorheiten, durch welche, ſtufenweiſe, der in ſeinem irdiſchen

Weſen befangene Menſch ſich der Gottheit unmittelbar anzunähern und ſich zuletzt mit ihr zu vereieinigen gedenkt; da denn doch zuletzt nur widernatürliche und widergeiſtige, große Geſtalten zum Vorſcheine kommen. Denn was thut der Myſtiker anders, als daß er ſich an Problemen vorbei ſchleicht, oder ſie weiter ſchiebt, wenn es ſich thun läßt?

540.

Ueberſicht.

Man hat aus der ſehr ſchicklich-geregelten Folge der ſieben erſten römiſchen Könige ſchließen wollen, daß dieſe Geſchichte klüglich und abſichtlich erfunden ſei, welches wir dahin geſtellt ſeyn laſſen; dagegen aber bemerken, daß die ſieben Dichter, welche von dem Perſer für die erſten gehalten werden, und innerhalb eines Zeitraums von fünfhundert Jahren nach und nach erſcheinen, wirklich ein ethiſch-poetiſches Verhältniß gegen einander haben, welches uns erdichtet ſcheinen könnte, wenn nicht ihre hinterlaſſenen Werke von ihrem wirklichen Daſein das Zeugniß gäben. Betrachten wir aber dieſes Siebengeſtirn genauer, wie es uns aus der Ferne vergönnt ſeyn mag; ſo finden wir, daß ſie Alle ein fruchtbares, immer ſich erneuendes Talent beſaßen, wodurch ſie ſich über die Mehrzahl ſehr vorzüglicher Männer, über die Unzahl mittlerer, täglicher Talente erheben ſahen; dabei aber auch in eine beſondere Zeit, in eine Lage gelangten, wo ſie eine große Ernte glücklich wegnehmen, und gleich-talentvollen Nachkommen ſogar die Wirkung auf eine Zeit lang verkümmern durften, bis wieder ein Zeitraum verging, in welchem die Natur dem Dichter neue Schätze abermals aufſchließen konnte. In dieſem Sinne nehmen wir die Dargeſtellten einzeln nochmals durch und bemerken: daß Firduſi die ganzen vergangenen Staats- und Reichsereigniſſe, fabelhaft oder hiſtoriſch aufbehalten, vorwegnahm, ſo, daß einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darſtellung übrig blieb. — Enveri hielt ſich feſt an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erſchien, freud- und gabenvoll erblickt er auch den Hof ſeines Schahs; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichſten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin nachgethan. — Niſami griff mit freundlicher Gewalt Alles auf, was von Liebes- und Halbwunderlegende in ſeinem Bezirk vorhanden ſein mochte. Schon im Koran war die Andeutung gegeben, wie man uralte lakoniſche Ueberlieferungen zu eigenen Zwecken behandelt, ausführen und in gewiſſer Weitläufigkeit könne ergetzlich machen.

Dſchelaleddin Rumi findet ſich unbehaglich auf dem problematiſchen Boden der Wirklichkeit, und ſucht die Räthſel der inneren und äußeren Erſcheinungen auf geiſtige, geiſtreiche Weiſe zu löſen, daher ſind ſeine Werke neue Räthſel, neuer Auflöſungen und Commentare bedürftig. Endlich fühlt er ſich gedrungen, in die Alleinigkeits-Lehre zu flüchten, wodurch ſo viel gewonnen als verloren wird, und zuletzt das, ſo tröſtliche als untröſtliche, Zero übrig bleibt. Wie ſollte nun irgend eine Rede-Mittheilung poetiſch oder proſaiſch weiter gelingen? Glücklicher Weiſe wird Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben, mit grenzenloſen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen Etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit ſich zu ſammeln, überzeugt ſich von der Pflicht zu belehren, und ſo iſt er uns Weſtländern zuerſt fruchtbar und ſegenreich geworden. — Hafis, ein großes heiteres Talent, das ſich begnügt, Alles abzuweiſen, wonach die Menſchen begehren, Alles bei Seite zu ſchieben, was ſie nicht entbehren mögen, und dabei immer als luſtiger Bruder ihres Gleichen erſcheint. Er läßt ſich nur in ſeinem National- und Zeitkreiſe richtig anerkennen. So bald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kameel- und Maulthier-Treiber fortſingen, keineswegs um des Sinnes halber, den er ſelbſt muthwillig zerſtückelt, ſondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Wer konnte denn nun auf dieſen folgen, da alles Andere von den Vorgängern weggenommen war? als Dſchami, Allem gewachſen, was vor ihm geſchehen und neben ihm geſchah; wie er nun dies Alles zuſammen in Garben band, nachbildete, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler ſeiner Vorgänger in ſich vereinigte, ſo blieb der Folgezeit nichts übrig, als zu ſein wie er, in ſo fern ſie ſich nicht verſchlimmerte; und ſo iſt es denn auch drei Jahrhunderte hindurch geblieben. Wobei wir nur noch bemerken, daß, wenn früher oder ſpäter das Drama hätte durchbrechen, und ein Dichter dieſer Art ſich hervorthun können, der ganze Gang der Literatur eine andere Wendung genommen hätte. Wagten wir nun mit dieſem Wenigen fünfhundert Jahre perſiſcher Dicht- und Rede-Kunſt zu ſchildern; ſo ſei es, um mit Quintilian unſerm alten Meiſter zu reden, von Freunden aufgenommen in dieſer Art, wie man runde Zahlen erlaubt, nicht um genauer Beſtimmung willen, ſondern um etwas Allgemeines, Bequemlichkeitshalber, annähernd auszuſprechen.

541.

Allgemeines.

Die Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der perſiſchen Dichter entſpringt aus einer unüberſehbaren Breite der Außenwelt und ihrem unendlichen Reichthum. Ein immer bewegtes öffentliches Leben, in welchem alle Gegenſtände gleichen Werth haben, wogt vor unſerer Einbildungskraft, deswegen uns ihre Vergleichungen oft ſo ſehr auffallend und mißbeliebig ſind. Ohne Bedenken verknüpfen ſie die edelſten und niedrigſten Bilder, an welches Verfahren wir uns nicht ſo leicht gewöhnen. Sprechen wir es aber aufrichtig aus: ein eigentlicher Lebemann, der frei und praktiſch athmet, hat kein äſthetiſches Gefühl und keinen Geſchmack, ihm genügt Realität im Handeln, Genießen, Betrachten, eben ſo wie im Dichten; und wenn der Orientale, ſeltſame Wirkung hervorzubringen, das Ungereimte zuſammenreimt, ſo ſoll der Deutſche, dem dergleichen wohl auch begegnet, dazu nicht ſcheel ſehen. Die Verwirrung, die durch ſolche Productionen in der Einbildungskraft entſteht, iſt derjenigen zu vergleichen, wenn wir durch einen orientaliſchen Bazar, durch eine europäiſche Meſſe gehen. Nicht immer ſind die koſtbarſten und niedrigſten Waaren im Raume weit geſondert, ſie vermiſchen ſich in unſeren Augen, und oft gewahren wir auch die Fäſſer, Kiſten, Säcke, worin ſie transportirt worden. Wie auf einem Obſt- und Gemüſemarkte, ſehen wir nicht allein Kräuter, Wurzeln und Früchte, ſondern auch hier und dort allerlei Arten Abwürflinge, Schalen und Strunke. Ferner koſtet es dem orientaliſchen Dichter nichts, uns von der Erde in den Himmel zu erheben und von da wieder herunter zu ſtürzen, oder umgekehrt. Dem Aas eines faulenden Hundes verſteht Niſami eine ſittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erſtaunen ſetzt und erbauet.

Herr Jeſus, der die Welt durchwandert,
Ging einſt an einem Markt vorbei,
Ein todter Hund lag auf dem Wege,
Geſchleppet vor des Hauſes Thor,
Ein Haufe ſtand um's Aas umher
Wie Geier ſich um Aeſer ſammlen.
Der Eine ſprach: mir wird das Hirn
Von dem Geſtank ganz ausgelöſcht.
Der Andere ſprach: was braucht es viel
Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück.
So ſang ein Jeder ſeine Weiſe,
Des todten Hundes Leib zu ſchmähen.
Als nun an Jeſus kam die Reih',
Sprach, ohne Schmäh'n, er guten Sinns,

Er ſprach aus gütiger Natur:
Die Zähne ſind wie Perlen weiß.
Dies Wort macht die Umſtehenden,
Durchglühten Muſcheln ähnlich, heiß.

Jedermann fühlt ſich betroffen, wenn der, ſo liebevoll als geiſtreiche Prophet, nach ſeiner eigenſten Weiſe, Schonung und Nachſicht fordert. Wie kräftig weiß er die unruhige Menge auf ſich ſelbſt zurück zu führen, ſich des Verwerfens, des Verwünſchens zu ſchämen, unbeachteten Vorzug mit Anerkennung, ja vielleicht mit Neid zu betrachten! Jeder Umſtehende denkt nun an ſein eigen Gebiß! Schöne Zähne ſind überall, beſonders auch im Morgenlande, als eine Gabe Gottes hoch angenehm. Ein faulendes Geſchöpf wird durch das Vollkommene, was von ihm übrig bleibt, ein Gegenſtand der Bewunderung und des frommſten Nachdenkens. Nicht eben ſo klar und eindringlich wird uns das vortreffliche Gleichniß, womit die Parabel ſchließt, wir tragen daher Sorge, daſſelbe anſchaulich zu machen. In Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, werden Muſchelſchalen zu Bereitung eines höchſt nöthigen Baumaterials angewendet und zwiſchen dürres Reiſig geſchichtet, von der erregten Flamme durchgeglühet. Der Zuſchauer kann ſich das Gefühl nicht nehmen, daß dieſe Weſen, lebendig im Meere ſich nährend und wachſend, noch kurz vorher der allgemeinen Luſt des Daſeins nach ihrer Weiſe genoſſen, und jezt, nicht etwa verbrennen, ſondern durchgeglühet, ihre völlige Geſtalt behalten, wenn gleich alles Lebendige aus ihnen weggetrieben iſt. Nehme man nunmehr an, daß die Nacht hereinbricht, und dieſe organiſchen Reſte dem Auge des Beſchauers wirklich glühend erſcheinen, ſo läßt ſich kein herrlicheres Bild einer tiefen, heimlichen Seelenqual vor Augen ſtellen. Will ſich Jemand hievon ein vollkommenes Anſchauen erwerben, ſo erſuche er einen Chemiker, ihm Auſterſchalen in den Zuſtand der Phosphoreszenz zu verſetzen, wo er mit uns geſtehen wird, daß ein ſiedend heißes Gefühl, welches den Menſchen durchdringt, wenn ein gerechter Vorwurf ihn, mitten in dem Dünkel eines zutraulichen Selbſtgefühls, unerwartet betrifft, nicht furchtbarer auszuſprechen ſei. Solcher Gleichniſſe würden ſich zu Hunderten auffinden laſſen, die das unmittelbarſte Anſchauen des Natürlichen, Wirklichen vorausſetzen, und zugleich wiederum einen hohen ſittlichen Begriff erwecken, der aus dem Grunde eines reinen ausgebildeten Gefühls hervorſteigt. Höchſt ſchätzenswerth iſt, bei dieſer grenzenloſen Breite, ihre Aufmerkſamkeit auf's Einzelne, der ſcharfe liebevolle Blick, der einem bedeutenden Gegenſtand ſein eigenthümlichſtes abzugewinnen ſucht. Sie haben poetiſche Stillleben, die ſich den beſten Niederländiſchen Künſtler an die Seite ſetzen, ja im Sittlichen ſich darüber erheben dürfen. Aus eben dieſer Neigung und Fähigkeit werden ſie gewiſſe Lieblingsgegenſtände nicht los; kein perſiſcher Dichter ermüdet, die Lampe blendend, die Kerze leuchtend vorzuſtellen. Eben daher kommt auch die Eintönigkeit die man ihnen vorwirft; aber genau betrachtet, werden die Naturgegenſtände bei ihnen zum Surrogat der Mythologie; Roſe und Nachtigall nehmen den Platz ein von Apoll und Daphne. Wenn man bedenkt, was ihnen abging, daß ſie kein Theater, keine bildende Kunſt hatten, ihr dichteriſches Talent aber nicht geringer war, als irgend eins von je her, ſo wird man, ihrer eigenſten Welt befreundet, ſie immer mehr bewundern müſſen.

542

Der höchſte Charakter orientaliſcher Dichtkunſt iſt, was wir Deutſche Geiſt nennen, das Vorwaltende des oberen Leitenden; hier ſind alle übrige Eigenſchaften vereinigt, ohne daß irgend eine, das eigenthümliche Recht behauptend, hervorträte. Der Geiſt gehört vorzüglich dem Alter, oder einer alternden Weltepoche. Ueberſicht des Weltweſens, Ironie, freien Gebrauch der Talente, finden wir in allen Dichtern des Orients. Reſultat und Prämiſſe wird uns zugleich geboten, deshalb ſehen wir auch, wie großer Werth auf ein Wort aus dem Stegreife gelegt wird. Jene Dichter haben alle Gegenſtände gegenwärtig, und beziehen die entfernteſten Dinge leicht auf einander, daher nähern ſie ſich auch dem, was wir Witz nennen; doch ſteht der Witz nicht ſo hoch, denn dieſer iſt ſelbſtſüchtig, ſelbſtgefällig, wovon der Geiſt ganz frei bleibt, deshalb er auch überall genialiſch genannt werden kann und muß.

Aber nicht der Dichter allein erfreut ſich ſolcher Verdienſte, die ganze Nation iſt geiſtreich, wie aus unzähligen Anekdoten hervortritt. Durch ein geiſtreiches Wort wird der Zorn eines Fürſten erregt, durch ein anderes wieder beſänftigt. Neigung und Leidenſchaft leben und weben in gleichem Elemente; ſo erfinden Behramguhr und Dilara den Reim, Dſchemil und Boteinah bleiben bis in's höchſte Alter leidenſchaftlich verbunden. Die ganze Geſchichte der perſiſchen Dichtkunſt wimmelt von ſolchen Fällen. — Wenn man bedenkt, das Nuſchirwan, einer der letzten Saſſaniden, um die Zeit Mahomed's, mit ungeheuren Koſten die Fabeln des Bidpai, und das Schachſpiel aus Indien kommen läßt, ſo iſt der Zuſtand einer ſolchen Zeit vollkommen ausgeſprochen. Jene, nach dem zu urtheilen, was uns überliefert iſt, überbieten einander an Lebensklugheit und freieren Anſichten irdiſcher Dinge. Deshalb konnte vier Jahrhunderte ſpäter, ſelbſt in der erſten beſten Epoche perſiſcher Dichtkunſt, keine vollkommen-reine Naivetät ſtatt finden. Die große Breite der Umſicht, die vom Dichter gefordert ward, das geſteigerte Wiſſen, die Hof- und Kriegsverhältniſſe, Alles verlängte große Beſonnenheit.

543.

Neuere, Neueſte.

Nach Weiſe von Dſchami und ſeiner Zeit, vermiſchten folgende Dichter Poeſie und Proſa immer mehr, ſo daß für alle Schreibarten nur ein Styl angewendet wurde. Geſchichte, Poeſie, Philoſophie, Kanzellei- und Briefſtyl, Alles wird auf gleiche Weiſe vorgetragen, und ſo geht es nun ſchon drei Jahrhunderte fort.

Die perſiſche Dichtkunſt aber, und was ihr ähnlich iſt, wird von dem Weſtländer niemals ganz rein, mit vollem Behagen aufgenommen werden; worüber wir aufgeklärt ſein müſſen, wenn uns der Genuß daran nicht unverſehens geſtört werden ſoll. Es iſt aber nicht die Religion die uns von jener Dichtkunſt entfernt. Die Einheit Gottes, Ergebung in ſeinen Willen, Vermittlung durch einen Propheten, Alles ſtimmt mehr oder weniger mit unſerm Glauben, mit unſerer Vorſtellungsweiſe überein. Unſere heiligen Bücher liegen auch dort, ob nur gleich legendenweis, zum Grunde. In die Mährchen jener Gegend, Fabeln, Parabeln, Anekdoten, Witz- und Scherzreden, ſind wir längſt eingeweiht. Auch ihre Myſtik ſollte uns anſprechen, ſie verdiente wenigſtens, eines tiefen und gründlichen Ernſtes wegen, mit der unſrigen verglichen zu werden, die in der neueſten Zeit, genau betrachtet, doch eigentlich nur eine charakter- und talentloſe Sehnſucht ausdrückt; wie ſie ſich denn ſchon ſelbſt parodirt, zeuge der Vers:

Mir will ewiger Durſt nur frommen
Nach dem Durſte.

544.

Was aber dem Sinne der Weſtländer niemals eingehen kann, iſt die geiſtige und körperliche Unterwürfigkeit unter ſeinen Herren und Oberen, die ſich von uralten Zeiten herſchreibt, indem Könige zuerſt an die Stelle Gottes traten. Im alten Teſtamente leſen wir ohne ſonderliches Befremden, wenn Mann und Weib vor Prieſter und Helden ſich auf's Angeſicht niederwirft und anbetet, denn daſſelbe ſind ſie vor den Elohim zu thun gewohnt. Was zuerſt aus natürlichem frommen Gefühl geſchah, verwandelte ſich ſpäter in umſtändliche Hofſitte. Der Ku-ton, das dreimalige Niederwerfen dreimal wiederholt, ſchreibt ſich dort her. Wie viele weſtliche Geſandtſchaften an öſtlichen Höfen ſind an dieſer Ceremonie geſcheitert, und die perſiſche Poeſie kann im Ganzen bei uns nicht gut aufgenommen werden, wenn wir uns hierüber nicht vollkommen deutlich machen.

Dieſe Betrachtungen aber werden das Urtheil über perſiſche Dichter und Enkomiaſten zur Milde bewegen, indem zugleich unſere früheren Aeußerungen hierdurch beſtätigt ſind: in gefährlicher Zeit nämlich komme bei'm Regiment Alles darauf an, daß der Fürſt nicht allein ſeine Unterthanen beſchützen, ſondern ſie auch perſönlich gegen den Feind anführen könne. Zu dieſer, bis auf die neueſten Tage ſich beſtätigenden, Wahrheit laſſen ſich uralte Beiſpiele finden; wie wir denn das Reichsgrundgeſetz anführen, welches Gott dem iſraelitiſchen Volke, mit deſſen allgemeiner Zuſtimmung, in dem Augenblick ertheilt, da es ein für allemal einen König wünſcht. Wir ſetzen dieſe Conſtitution, die uns freilich heut zu Tage etwas wunderlich ſcheinen möchte, wörtlich hierher.

„Und Samuel verkündigte dem Volke das Recht des Königs, den ſie von dem Herrn forderten:

das wird des Königs Recht ſein, der über euch herrſchen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu ſeinen Wagen und Reitern, die vor ſeinem Wagen hertraben, und zu Hauptleuten über Tauſend und über Funfzig, und zu Ackerleuten, die ihm ſeinen Acker bauen, und zu Schnittern in ſeiner Ernte, und daß ſie ſeinen Harniſch, und was zu ſeinem Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß ſie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen ſein. Eure beſte Aecker und Weinberge und Obſtgärten wird er nehmen, und ſeinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen, wird er den Zehenden nehmen und ſeinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feineſten Jünglinge und eure Eſel wird er nehmen, und ſeine Geſchäfte damit ausrichten. Von euren Heerden wird er den Zehenden nehmen, und ihr müſſet ſeine Knechte ſein.“

Als nun Samuel dem Volke das Bedenkliche einer ſolchen Uebereinkunft zu Gemüthe führen und ihnen abrathen will, ruft es einſtimmig: „Mit nichten, ſondern es ſoll ein König über uns ſein; daß wir auch ſein, wie alle andere Heiden, daß uns unſer König richte, und vor uns her ausziehe, wenn wir unſere Kriege führen.“ In dieſem Sinne ſpricht der Perſer:

Mit Rath und Schwert umfaßt und ſchützet Er das Land;
Umfaſſende und Schirmer ſtehn in Gottes Hand.

Ueberhaupt pflegt man bei Beurtheilung der verſchiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie ſie auch heißen, Freiheit und Knechtſchaft zugleich polariſch exiſtire. Steht die Gewalt bei Einem, ſo iſt die Menge unterwürfig, iſt die Gewalt bei der Menge, ſo ſteht der Einzelne im Nachtheile; dieſes geht denn durch alle Stufen durch, bis ſich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geſchichtsforſcher iſt es kein Geheimniß; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht in's Klare kommen. Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Parthei die andere unterjochen will, und es auf weiter nichts angeſehen iſt, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen ſollen. Freiheit iſt die leiſe Parole heimlich Verſchworner, das laute Feldgeſchrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Loſungswort der Deſpotie ſelbſt, wenn ſie ihre unterjochte Maſſe gegen den Feind anführt, und ihr von auswärtigem Drucke Erlöſung auf alle Zeiten verſpricht.

Doch ſo verfänglich-allgemeiner Betrachtung wollen wir uns nicht hingeben, vielmehr in den Orient zurückwandern und ſchauen, wie die menſchliche Natur, die immer unbezwinglich bleibt, ſich dem äußerſten Drucke entgegen ſetzt; und da finden wir denn überall, daß der Frei- und Eigenſinn der Einzelnen ſich gegen die Allgewalt des Einen in's Gleichgewicht ſtellt; ſie ſind Sclaven, aber nicht unterworfen, ſie erlauben ſich Kühnheit ohne gleichen. Bringen wir ein Beiſpiel aus den älteren Zeiten, begegnen wir uns zu einem Abendgelag in das Zelt Alexanders, dort treffen wir ihn mit den Seinigen in lebhaften, heftigen, ja wilden Wechſelreden.

Clitus, Alexanders Milchbruder, Spiel- und Kriegsgefährte, verliert zwei Brüder im Felde, rettet dem Könige das Leben, zeigt ſich als bedeutender General, treuer Statthalter wichtiger Provinzen. Die angemaßte Gottheit des Monarchen kann er nicht billigen; er hat ihn herankommen ſehen, dienſt- und hülfsbedürftig gekannt; einen inneren hypochondriſchen Widerwillen mag er nähren, ſeine Verdienſte vielleicht zu hoch anſchlagen.

Die Tiſchgeſpräche an Alexanders Tafel mögen immer von großer Bedeutung geweſen ſein, alle Gäſte waren tüchtige, gebildete Männer, Alle zur

Zeit des höchſten Rednerglanzes in Griechenland geboren. Gewöhnlich mochte man ſich nüchterner Weiſe bedeutende Probleme aufgeben, wählen, oder zufällig ergreifen, und ſolche ſophiſtiſch-redneriſch mit ziemlichem Bewußtſein gegen einander behaupten. Wenn denn aber doch ein jeder die Parthei vertheidigte der er zugethan war, Trunk und Leidenſchaft ſich wechſelsweiſe ſteigerten; ſo mußte es zuletzt zu gewaltſamen Scenen hinauslaufen. Auf dieſem Wege begegnen wir der Vermuthung, daß der Brand von Perſepolis nicht blos aus einer rohen, abſurden Völlerei entglommen ſei, vielmehr aus einem ſolchen Tiſchgeſpräch aufgeflammt, wo die eine Parthei behauptete, man müſſe die Perſer, da ſie einmal überwunden, auch nunmehr ſchonen; die andere aber, das ſchonungsloſe Verfahren der Aſiaten in Zerſtörung griechiſcher Tempel, wieder vor die Seele der Geſellſchaft führend, durch Steigerung des Wahnſinnes zu trunkener Wuth, die alten königlichen Denkmale in Aſche verwandelt. Daß Frauen mitgewirkt, welche immer die heftigſten, unverſöhnlichſten Feinde der Feinde ſind, macht unſere Vermuthung noch wahrſcheinlicher.

Sollte man jedoch hierüber noch einigermaßen zweifelhaft bleiben, ſo ſind wir deſto gewiſſer, was bei jenem Gelage, deſſen wir zuerſt erwähnten, tödtlichen Zwieſpalt veranlaßt habe; die Geſchichte beweckt es uns auf. Es war nemlich der immer ſich wiederholende Streit zwiſchen dem Alter und der Jugend. Die Alten, auf deren Seite Clitus argumentirte, konnten ſich auf eine folgenreiche Reihe von Thaten berufen, die ſie, dem König, dem Vaterlande, dem einmal vorgeſteckten Ziele getreu, unabläſſig mit Kraft und Weisheit ausgeführt. Die Jugend hingegen nahm zwar als bekannt an, daß das Alles geſchehen, daß viel gethan worden, und daß man wirklich an der Grenze von Indien ſei; aber ſie gab zu bedenken, wie viel zu thun noch übrig bliebe, erbot ſich das Gleiche zu leiſten, und eine glänzende Zukunft verſprechend, wußte ſie den Glanz geleiſteter Thaten zu verdunkeln. Daß der König ſich auf dieſe Seite geſchlagen, iſt natürlich, denn bei ihm konnte vom Stillſtehen nicht mehr die Rede ſein. Clitus kehrte daher ſeinen heimlichen Unwillen heraus, und wiederholte, in des Königs Gegenwart, Mährchen, die dem Könige, als hinter ſeinem Rücken geſprochen, ſchon früher zu Ohren gekommen. Alexander hielt ſich bewundernswürdig zuſammen, doch leider zu lange. Clitus vergaß ſich grenzenlos in widerwärtigen Reden, bis der König aufſtand, den ſeine Nächſten zuerſt feſthielten, und Clitus bei Seite brachten. Dieſer aber kehrte raſend mit neuen Schmähungen zurück, und Alexander ſtößt ihn, den Spieß von der Wache ergreifend, nieder.

Was darauf erfolgt, gehört nicht hieher, nur bemerken wir, daß die bitterſte Klage des verzweifelnden Königs die Betrachtung enthält, er werde künftig wie ein Thier im Walde, einſam leben, weil Niemand in ſeiner Gegenwart ein freies Wort hervorzubringen wagen könne. Dieſe Rede, ſie gehöre dem Könige oder dem Geſchichtſchreiber, beſtätigt dasjenige, was wir oben vermuthet.

Noch im vorigen Jahrhunderte durfte man dem Kaiſer von Perſien bei Gaſtmalen unverſchämt widerſprechen, zuletzt wurde denn freilich der überkühne Tiſchgenoſſe bei den Füßen weg, und am Fürſten nahe vorbei geſchleppt, ob dieſer ihn vielleicht begnadigte? Geſchah dieſes nicht, hinaus mit ihm und zuſammengehauen! — Wie grenzenlos hartnäckig und widerſetzlich Günſtlinge ſich gegen den Kaiſer betragen, wird uns von glaubwürdigen Geſchichtsſchreibern anekdotenweis überliefert. Der Monarch iſt wie das Schickſal, unerbittlich, aber man trotzt ihm. Heftige Naturen verfallen darüber in eine Art Wahnſinn, wovon die wunderlichſten Beiſpiele vorgelegt werden könnten.

Der oberſten Gewalt jedoch, von der Alles herfließt, Wohlthat und Pein, unterwerfen ſich mäßige, feine, folgerechte Naturen, um nach ihrer Weiſe zu leben und zu wirken. Der Dichter aber hat am erſten Urſache ſich dem Deſpoten, der ſein Talent ſchätzt, zu widmen. Am Hofe, im Umgange mit Großen, eröffnet ſich ihm eine Weltüberſicht, deren er bedarf, um zum Reichthum aller Stoffe zu gelangen. Hierin liegt nicht nur Entſchuldigung, ſondern Berechtigung zu ſchmeicheln, wie es dem Panegyriſten zukommt, der ſein Handwerk am beſten ausübt, wenn er ſich mit der Fülle des Stoffes bereichert, um Fürſten und Vezire, Mädchen und Knaben, Propheten und Heilige, ja zuletzt die Gottheit ſelbſt, menſchlicher Weiſe überfüllt, auszuſchmücken. Auch unſeren weſtlichen Dichter loben wir, daß er eine Welt von Putz und Pracht zuſammengehäuft, um das Bild ſeiner Geliebten zu verherrlichen.

545.

Die Ur-Elemente Orientaliſcher Poeſie.

In der arabiſchen Sprache wird man wenig Stamm- und Wurzelworte finden, die ſich, wo nicht unmittelbar, doch mittelſt geringer An- und Umbildung nicht auf Kameel, Pferd und Schaf bezögen. Dieſen allererſten Natur- und Lebensausdruck dürfen wir nicht einmal tropiſch nennen. Alles, was der Menſch natürlich frei ausſpricht, ſind Lebensbezüge; nun iſt der Araber mit Kameel und Pferd ſo innig verwandt, als Leib mit Seele, ihm kann nichts begegnen, was nicht auch dieſe Geſchöpfe zugleich ergriffe, und ihr Weſen und Wirken mit dem ſeinigen lebendig verbände. Denkt man zu den obengenannten noch andere Haus- und wilde Thiere hinzu, die dem frei umherziehenden Beduinen oft genug vor's Auge kommen, ſo wird man auch dieſe in allen Lebensbeziehungen antreffen. Schreitet man nun ſo fort und beachtet alles übrige Sichtbare: Berg und Wüſte, Felſen und Ebene, Bäume, Kräuter, Blumen, Fluß und Meer, und das vielgeſtirnte Firmament, ſo findet man, daß dem Orientalen bei allem Alles einfällt, ſo daß er, über's Kreuz das Fernſte zu verknüpfen gewohnt, durch die geringſte Buchſtaben- und Sylbenbiegung Widerſprechendes auseinander herzuleiten kein Bedenken trägt. Hier ſieht man, daß die Sprache ſchon an und für ſich productiv iſt und zwar, in ſo fern ſie dem Gedanken entgegen kommt, redneriſch, in ſo fern ſie der Einbildungskraft zuſagt, poetiſch.

Wer nun alſo, von den erſten nothwendigen Ur-Tropen ausgehend, die freieren und kühneren bezeichnete, bis er endlich zu den gewagteſten, willkührlichſten, ja zuletzt ungeſchickten, conventionellen und abgeſchmackten, gelangte, der hätte ſich von den Hauptmomenten der orientaliſchen Dichtkunſt eine freie Ueberſicht verſchafft. Er würde aber dabei ſich leicht überzeugen, daß von dem, was wir Geſchmack nennen von der Sonderung nämlich des Schicklichen vom Unſchicklichen, in jener Literatur gar nicht die Rede ſein könne. Ihre Tugenden laſſen ſich nicht von ihren Fehlern trennen. Beide beziehen ſich auf einander, entſpringen aus einander, und man muß ſie gelten laſſen, ohne Mäkeln und Markten. Nichts iſt unerträglicher, als wenn Reiske und Michaelis jene Dichter bald in den Himmel heben, bald wieder wie einfältige Schulknaben behandeln.

Dabei läßt ſich jedoch auffallend bemerken, daß die älteſten Dichter, die zuerſt am Naturquell der Eindrücke lebten, und ihre Sprache dichtend bildeten, ſehr große Vorzüge haben müſſen; diejenigen, die in eine ſchon durchgearbeitete Zeit, in verwickelte Verhältniſſe kommen, zeigen zwar immer daſſelbe Beſtreben, verlieren aber allmählig die Spur des Rechten und Liebenswürdigen. Denn wenn ſie nach entfernten und immer entfernteren Tropen haſchen, ſo wird es baarer Unſinn; höchſtens bleibt zuletzt nichts weiter als der allgemeinſte Begriff unter welchem die Gegenſtände allenfalls möchten zuſammen zu faſſen ſein, der Begriff, der alles Anſchauen, und ſomit die Poeſie ſelbſt aufhebt.

546.

Uebergang von Tropen zu Gleichniſſen.

Weil nun alles Vorgeſagte auch von den nahen verwandten Gleichniſſen gilt, ſo wäre durch einige Beiſpiele unſere Behauptung zu beſtätigen. Man ſiehet den im freien Felde aufwachenden Jäger, der die aufgehende Sonne einem Falken vergleicht:

Thau und Leben mir die Bruſt durchdringen,
Wieder auf den Füßen ſteh' ich feſt:
Denn der goldne Falke, breiter Schwingen,
Ueberſchwebet ſein azurnes Neſt.

Oder noch prächtiger einem Löwen:

Morgendämmerung wandte ſich in's Helle,
Herz und Geiſt auf einmal wurden froh,
Als die Nacht, die ſchüchterne Gazelle,
Vor dem Dräu'n des Morgenlöwens floh.

Wie muß nicht Marko Polo, der Alles dieſes und mehr geſchaut, ſolche Gleichniſſe bewundert haben! Unaufhörlich finden wir den Dichter wie er mit Locken ſpielt.

Es ſtecken mehr als funfzig Angeln
In jeder Locke deiner Haare;

iſt höchſt lieblich an ein ſchönes lockenreiches Haupt gerichtet, die Einbildungskraft hat nichts dawider, ſich die Haarſpitzen hakenartig zu denken. Wenn aber der Dichter ſagt, daß er an Haaren aufgehängt ſei, ſo will es uns nicht recht gefallen. Wenn es nun aber gar vom Sultan heißt:

In deiner Locken Banden liegt
Des Feindes Hals verſtrickt;

ſo giebt es der Einbildungskraft entweder ein widerlich Bild oder gar keins.

Daß wir von Wimpern gemordet werden, möchte wohl angehen, aber an Wimpern geſpießt ſein, kann uns nicht behagen; wenn ferner Wimpern, gar mit Beſen verglichen, die Sterne vom Himmel herabkehren, ſo wird es uns doch zu bunt. Die Stirn der Schönen als Glättſtein der Herzen; das Herz des Liebenden als Geſchiebe von Thränenbächen fortgerollt und abgerundet; dergleichen mehr witzige als gefühlvolle Wagniſſe nöthigen uns ein freundliches Lächeln ab. Höchſt geiſtreich aber kann genannt werden, wenn der Dichter die Feinde des Schachs wie Zeltenbehör behandelt wiſſen will.

Seien ſie ſtets wie Späne geſpalten, wie Lappen zerriſſen!
Wie die Nägel geklopft! und wie die Pfähle geſteckt!

Hier ſieht man den Dichter im Hauptquartier; das immer wiederholte Ab- und Aufſchlagen des Lagers ſchwebt ihm vor der Seele.

Aus dieſen wenigen Beiſpielen, die man in's Unendliche vermehren könnte, erhellet, daß keine Grenze zwiſchen dem, was in unſerem Sinne lobenswürdig und tadelhaft heißen möchte, gezogen werden könne, weil ihre Tugenden ganz eigentlich die Blüthen ihrer Fehler ſind. Wollen wir an dieſen Productionen der herrlichſten Geiſter Theil nehmen, ſo müſſen wir uns orientaliſiren, der Orient wird nicht zu uns herüber kommen. Und obgleich Ueberſetzungen höchſt löblich ſind um uns anzulocken, einzuleiten, ſo iſt doch aus allem Vorigen erſichtlich, daß in dieſer Literatur die Sprache als Sprache die erſte Rolle ſpielt. Wer möchte ſich nicht mit dieſen Schätzen an der Quelle bekannt machen!

Bedenken wir nun, daß poetiſche Technik den größten Einfluß auf jede Dichtungsweiſe nothwendig ausübe; ſo finden wir auch hier, daß die zweizeilig gereimten Verſe der Orientalen einen Parallelismus fordern, welcher aber, ſtatt den Geiſt zu ſammeln, denſelben zerſtreut, indem der Reim auf ganz fremdartige Gegenſtände hinweiſt. Dadurch erhalten ihre Gedichte einen Anſtrich von Quodlibet, oder vorgeſchriebenen

Extremen, in welcher Art etwas Vorzügliches zu leiſten freilich die erſten Talente gefordert werden. Wie nun hierüber die Nation ſtreng geurtheilt hat, ſieht man daran, daß ſie in fünfhundert Jahren nur ſieben Dichter als ihre Oberſten anerkennt.

547.

Warnung.

Auf Alles, was wir bisher geäußert, können wir uns wohl berufen, als Zeugniß beſten Willens gegen orientaliſche Dichtkunſt. Wir dürfen es daher wohl wagen, Männern, denen eigentlich nähere, ja unmittelbare Kenntniß dieſer Regionen gegönnt iſt, mit einer Warnung entgegen zu gehen, welche den Zweck, allen möglichen Schaden von einer ſo guten Sache abzuwenden, nicht verläugnen wird.

Jedermann erleichtert ſich durch **Vergleichung** das Urtheil, aber man erſchwert ſich's auch: denn wenn ein Gleichniß, zu weit durchgeführt, hinkt, ſo wird ein vergleichendes Urtheil immer unpaſſender, je genauer man es betrachtet. Wir wollen uns nicht zu weit verlieren, ſondern im gegenwärtigen Falle nur ſo viel ſagen: wenn der vortreffliche **Jones** die orientaliſchen Dichter mit Lateinern und Griechen vergleicht, ſo hat er ſeine Urſachen, das Verhältniß zu England und den dortigen Altkritikern nöthigt ihn dazu. Er ſelbſt, in der ſtrengſten claſſiſchen Schule gebildet, begriff wohl das ausſchließende Vorurtheil, das nichts wollte gelten laſſen, als was von Rom und Athen her auf uns vererbt worden. Er kannte, ſchätzte, liebte ſeinen Orient, und wünſchte deſſen Productionen in Alt-England einzuführen, einzuſchwärzen, welches nicht anders als unter dem Stempel des Alterthums zu bewirken war. Dieſes Alles iſt gegenwärtig ganz unnöthig, ja ſchädlich. Wir wiſſen die Dichtart der Orientalen zu ſchätzen, wir geſtehen ihnen die größten Vorzüge zu, aber man vergleiche ſie mit ſich ſelbſt, man ehre ſie in ihrem eignen Kreiſe, und vergeſſe doch dabei, daß es Griechen und Römer gegeben. — Niemand doch verarge man, welchem Horaz bei Hafis einfällt. Hierüber hat ein Kenner ſich bewundernswürdig erklärt, ſo daß dieſes Verhältniß nunmehr ausgeſprochen, und für immer abgethan iſt. Er ſagt nämlich:

„Die Aehnlichkeit Hafiſens mit Horaz in den Anſichten des Lebens iſt auffallend, und möchte einzig nur durch Aehnlichkeit der Zeitalter, in welchen beide Dichter gelebt, wo, bei Zerſtörung aller Sicherheit des bürgerlichen Daſeins, der Menſch ſich auf flüchtigen, gleichſam wie im Vorübergehen gehaſchten Genuß des Lebens beſchränkt, zu erklären ſein.“

Was wir aber inſtändig bitten, iſt, daß man Firduſi nicht mit Homer vergleiche, weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach, verlieren muß. Wer ſich hiervon überzeugen will, vergleiche die furchtbare Monotonie der ſieben Abenteuer des Isfendiar mit dem drei und zwanzigſten Geſange der Ilias, wo, zur Todtenfeier Patroklos, die mannigfaltigſten Preiſe, von den verſchiedenartigſten Helden, auf die verſchiedenſte Art gewonnen werden. Haben wir Deutſche nicht unſeren herrlichen Nibelungen durch ſolche Vergleichung den größten Schaden gethan? So höchſt erfreulich ſie ſind, wenn man ſich in ihren Kreis recht einbürgert, und Alles vertraulich und dankbar aufnimmt, ſo wunderlich erſcheinen ſie, wenn man ſie nach einem Maaßſtabe mißt, den man niemals bei ihnen anſchlagen ſollte.

Es gilt ja ſchon daſſelbe von dem Werke eines einzigen Autors, der viel, mannigfaltig und lange geſchrieben. Ueberlaſſe man doch der gemeinen unbehülflichen Menge, vergleichend zu loben, zu wählen und zu verwerfen. Aber die Lehrer des Volks müſſen auf einen Standpunkt treten, wo eine allgemeine deutliche Ueberſicht, reinem unbewundenen Urtheil zu Statten kommt.

548.

Vergleichung.

Da wir nun ſo eben bei dem Urtheil über Schriftſteller alle Vergleichung abgelehnt, ſo möchte man ſich wundern, wenn wir unmittelbar darauf von einem Falle ſprechen, in welchem wir ſie zuläſſig finden. Wir hoffen jedoch, daß man uns dieſe Ausnahme darum erlauben werde, weil der Gedanke nicht uns, vielmehr einem Dritten angehört. Ein Mann, der des Orients Breite, Höhen und Tiefen durchdrungen, findet, daß kein deutſcher Schriftſteller ſich den öſtlichen Poeten und ſonſtigen Verfaſſern mehr als *Jean Paul Richter* genähert habe; dieſer Ausſpruch ſchien zu bedeutend, als daß wir ihm nicht gehörige Aufmerkſamkeit hätten widmen ſollen; auch können wir unſere Bemerkungen darüber um ſo leichter mittheilen, als wir uns nur auf das oben weitläufig Durchgeführte beziehen dürfen.

Allerdings zeugen, um von der Perſönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verſtändigen, umſchauenden, einſichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden, frommen Sinne. Ein ſo begabter Geiſt blickt, nach eigentlichſt orientaliſcher Weiſe, munter und kühn in ſeiner Welt umher, erſchafft die ſeltſamſten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergeſtalt, daß ein geheimer ethiſcher Faden ſich mitſchlinge, wodurch das Ganze zu einer gewiſſen Einheit geleitet wird. — Wenn wir nun vor kurzem die Natur-Elemente, woraus die älteren und vorzüglichſten Dichter des Orients ihre Werke bildeten, angedeutet und bezeichnet, ſo werden wir uns deutlich erklären, indem wir ſagen: daß, wenn jene in einer friſchen, einfachen Region gewirkt, dieſer Freund hingegen in einer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten, vertracten Welt leben und wirken, und eben daher ſich anſchicken muß, die ſeltſamſten Elemente zu beherrſchen. Um nun den Gegenſatz zwiſchen der Umgebung eines Beduinen und unſeres Autors mit Wenigem anſchaulich zu machen, ziehen wir aus einigen Blättern die bedeutendſten Ausdrücke:

„Barrieren-Tractat, Extrablätter, Cardinäle, Nebenrecess, Billard, Bierkrüge, Reichsbänke, Seſſionsſtühle, Principal-Commiſſarius, Enthuſiasmus, Zepter-Queue, Bruſtſtücke, Eichhornbauer, Agioteur, Schmutzfink, Incognito, Colloquia, kanoniſcher Billardſack, Gypsabdruck, Avancement, Hüttenjunge, Naturaliſations-Acte, Pfingſt-Program, Maureriſch, Manual-Pantomime, Amputirt, Supranumerar, Bijouterie-Bude, Sabbaterweg u. ſ. f.“

Wenn nun dieſe ſämmtlichen Ausdrücke einem gebildeten deutſchen Leſer bekannt ſind, oder durch das Converſations-Lexicon bekannt werden können, gerade wie dem Orientalen die Außenwelt durch Handels- und Wallfahrts-Caravanen; ſo dürfen wir kühnlich einen ähnlichen Geiſt für berechtigt halten, dieſelbe Verfahrungsart auf einer völlig verſchiedenen Unterlage walten zu laſſen.

Geſtehen wir alſo unſerm ſo geſchätzten als fruchtbaren Schriftſteller zu, daß er, in ſpäteren Tagen lebend, um in ſeiner Epoche geiſtreich zu ſein, auf einen, durch Kunſt, Wiſſenſchaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedensverkehr und Verderb, ſo unendlich verklauſulirten, zerſplitterten Zuſtand mannigfaltigſt anſpielen müſſe; ſo glauben wir ihm die zugeſprochene Orientalität genugſam beſtätigt zu haben. Einen Unterſchied jedoch, den eines poetiſchen und proſaiſchen Verfahrens, heben wir hervor. Dem Poeten, welchem Tact, Parallel-Stellung, Sylbenfall, Reim, die größten Hinderniſſe in den Weg zu legen ſcheinen, gereicht Alles zum entſchiedenſten Vortheil, wenn er die Räthſelknoten glücklich löſt, die ihm aufgegeben ſind, oder die er ſich ſelbſt aufgiebt; die kühnſte Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims, und freuen uns der Beſonnenheit des Dichters, die er, in einer ſo nothgedrungenen Stellung, behauptet.

Der Proſaiſt hingegen hat die Ellebogen gänzlich frei, und iſt für jede Verwegenheit verantwortlich, die er ſich erlaubt; Alles was den Geſchmack verletzen könnte, kommt auf ſeine Rechnung. Da nun aber wie wir umſtändlich nachgewieſen, in einer ſolchen Dicht- und Schreibart das Schickliche vom Unſchicklichen abzuſondern unmöglich iſt; ſo kommt hier Alles auf das Individuum an, das ein ſolches Wageſtück unternimmt. Iſt es ein Mann, wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Menſch von Würde, ſo befreundet ſich der angezogene Leſer ſogleich; Alles iſt erlaubt und willkommen. Man fühlt ſich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich, ſein Gefühl theilt ſich uns mit. Unſere Einbildungskraft erregt er, ſchmeichelt unſeren Schwächen, und feſtiget unſere Stärken. Man übt ſeinen eigenen Witz, indem man die wunderlich aufgegebenen Räthſel zu löſen ſucht, und freuet ſich in und hinter einer bunt verſchränkten Welt, wie hinter einer andern Charade, Unterhaltung, Erregung, Rührung, ja Erbauung zu finden.

Dies iſt ungefähr was wir vorzubringen wußten, um jene Vergleichung zu rechtfertigen; Uebereinſtimmung und Differenz trachteten wir ſo kurz als möglich auszudrücken. ein ſolcher Text konnte zu einer grenzenloſen Auslegung verführen.

549.

Nachtrag.

Höchſt merkwürdig iſt, daß die perſiſche Poeſie, kein Drama hat. Hätte ein dramatiſcher Dichter aufſtehen können, ihre ganze Literatur müßte ein anderes Anſehen gewonnen haben. Die Nation iſt zur Ruhe geneigt, ſie läßt ſich gern etwas vorerzählen, daher die Unzahl Mährchen und die grenzenloſen Gedichte. So iſt auch ſonſt das orientaliſche Leben an ſich ſelbſt nicht geſprächig; der Deſpotismus befördert keine Wechſelreden, und wir finden, daß eine jede Einwendung gegen Willen und Befehl des Herrſchers allenfalls nur in Citaten des Korans und bekannter Dichterſtellen hervortritt, welches aber zugleich einen geiſtreichen Zuſtand, Breite, Tiefe und Conſequenz der Bildung vorausſetzt. Daß jedoch der Orientale die Geſprächsform ſo wenig als ein anderes Volk entbehren mag, ſieht man an der Hochſchätzung der Fabeln des Bidpai, der Wiederhohlung, Nachahmung und Fortſetzung derſelben. Die Vögelgeſpräche des Ferideddin Attar geben hievon gleichfalls das ſchönſte Beiſpiel.

550.

Ueber Buch-Orakel, Blumen- und Chifferſprache.

Der in jedem Tag düſter befangene, nach einer aufgehellten Zukunft ſich umſchauende Menſch greift begierig nach Zufälligkeiten, um irgend eine weiſſagende Andeutung aufzuhaſchen. Der Unentſchloſſene findet nur ſein Heil im Entſchluſſe, dem Ausſpruche des Looſes, ſich zu unterwerfen. Solcher Art iſt die überall herkömmliche Orakelfrage an irgend ein bedeutendes Buch, zwiſchen deſſen Blätter man eine Nadel verſenkt, und die dadurch bezeichnete Stelle beim Aufſchlagen gläubig beachtet. Wir waren früher mit Perſonen genau verbunden, welche ſich auf dieſe Weiſe bei der Bibel, dem Schatzkäſtlein und ähnlichen Erbauungswerken zutraulich Raths erholten, und mehrmals in den größten Nöthen Troſt, ja Beſtärkung für's ganze Leben gewannen. Im Orient finden wir dieſe Sitte gleichfalls in Uebung, ſie wird Fal genannt, und die Ehre derſelben begegnete Hafiſen gleich nach ſeinem Tode. Denn als die Strenggläubigen ihn nicht feierlich beerdigen wollten, befragte man ſeine Gedichte, und als die bezeichnete Stelle ſeines Grabes erwähnt, daß die Wanderer dereinſt verehren würden, ſo folgerte man daraus, daß er auch müſſe ehrenvoll begraben werden. Der weſtliche

Dichter ſpielt ebenfalls auf die Gewohnheit an, und wünſcht, daß ſeinem Büchlein gleiche Ehre widerfahren möge.

Um nicht zu viel Gutes von der ſogenannten Blumenſprache zu denken, oder etwas Zartgefühltes davon zu erwarten, müſſen wir uns durch Kenner belehren laſſen. Man hat nicht etwa einzelnen Blumen Bedeutung gegeben, um ſie im Strauß als Geheimſchrift zu überreichen, und es ſind nicht Blumen allein, die bei einer ſolchen ſtummen Unterhaltung Wort und Buchſtaben bilden, ſondern alles Sichtbare, Transportable wird mit gleichem Rechte angewendet. Doch wie das geſchehe, um eine Mittheilung, einen Gefühl- und Gedankenwechſel hervorzubringen, dieſes können wir uns nur vorſtellen, wenn wir die Haupteigenſchaften orientaliſcher Poeſie vor Augen haben: den weit umgreifenden Blick über alle Welt-Gegenſtände, die Leichtigkeit zu reimen, ſodann aber eine gewiſſe Luſt und Richtung der Nation, Räthſel aufzugeben, wodurch ſich zugleich die Fähigkeit ausbildet, Räthſel aufzulöſen, welches denjenigen deutlich ſein wird, deren Talent ſich dahin neigt, Charaden, Logogryphen und dergleichen zu behandeln. Hiebei iſt nun zu bemerken: wenn ein Liebendes dem Geliebten irgend einen Gegenſtand zuſendet, ſo muß der Empfangende ſich das Wort ausſprechen, und ſuchen, was ſich darauf reimt, ſodann aber ausſpähen, welcher unter den vielen möglichen Reimen für den gegenwärtigen Zuſtand paſſen möchte! Daß hiebei eine leidenſchaftliche Divination obwalten müſſe, fällt ſogleich in die Augen.

Dieſe ſeltſame Mittheilungsart wird ſehr bald unter lebhaften, einander gewogenen Perſonen auszuüben ſein. Sobald der Geiſt eine ſolche Richtung nimmt, thut er Wunder. Zum Beleg aus manchen Geſchichten nur Eine. Zwei liebende Paare machen eine Luſtfahrt von einigen Meilen, bringen einen frohen Tag mit einander zu; auf der Rückkehr unterhalten ſie ſich Charaden aufzugeben. Gar bald wird nicht nur eine jede, wie ſie vom Munde kommt, ſogleich errathen, ſondern zuletzt gar das Wort, das der andere denkt, und eben zum Worträthſel umbilden will, durch die unmittelbarſte Divination erkannt und ausgeſprochen. Indem man dergleichen zu unſeren Zeiten erzählt und betheuert, darf man nicht fürchten, lächerlich zu werden, da ſolche pſychiſche Erſcheinungen noch lange nicht an dasjenige reichen, was der organiſche Magnetismus zu Tage gebracht hat.

Eine andere Art aber ſich zu verſtändigen, iſt geiſtreich und herzlich! Wenn bei der vorigen Ohr und Witz im Spiele war, ſo iſt es hier ein zartliebender, äſthetiſcher Sinn, der ſich der höchſten Dichtung gleich ſtellt. Im Orient lernte man den Koran auswendig, und ſo gaben die Suren und Verſe, durch die mindeſte Anſpielung, ein leichtes Verſtändniß unter den Geübten. Das Gleiche haben wir in Deutſchland erlebt, wo vor funfzig Jahren die Erziehung dahin gerichtet war, die ſämmtlichen Heranwachſenden bibelfeſt zu machen; man lernte nicht allein bedeutende Sprüche auswendig, ſondern erlangte zugleich von dem Uebrigen genugſame Kenntniß. Nun gab es mehrere Menſchen, die eine große Fertigkeit hatten, auf Alles, was vorkam, bibliſche Sprüche anzuwenden, und die heilige Schrift in der Converſation zu verbrauchen. Nicht zu läugnen iſt, daß hieraus die witzigſten, anmuthigſten Erwiederungen entſtanden, wie denn noch heutiges Tages gewiſſe ewig anwendbare Hauptſtellen hie und da im Geſpräch vorkommen. Gleicherweiſe bedient man ſich claſſiſcher Worte, wodurch wir Gefühl und Ereigniß als ewig wiederkehrend bezeichnen und ausſprechen. Auch wir vor funfzig Jahren, als Jünglinge, die einheimiſchen Dichter verehrend, belebten das Gedächtniß durch ihre Schriften, und erzeigten ihnen den ſchönſten Beifall, indem wir unſere Gedanken durch ihre gewählten und gebildeten Worte ausdrückten, und dadurch eingeſtanden, daß ſie beſſer als wir, unſer Innerſtes zu entfalten gewußt. Um aber zu unſerem eigentlichen Zwecke zu gelangen, erinneren wir an eine, zwar wohlbekannte, aber doch immer geheimnißvolle Weiſe, ſich in Chiffern mitzutheilen. Wenn nämlich zwei Perſonen, die ein Buch verabreden, und indem ſie Seiten- und Zeilenzahlen zu einem Briefe verbinden, gewiß ſind, daß der Empfänger mit geringem Bemühen den Sinn zuſammen finden werden. Liebende werden z. B. einig, *Hafiſens* Gedichte zum Werkzeuge ihres Gefühlwechſels zu legen; ſie bezeichnen Seite und Zeile, die ihren gegenwärtigen Zuſtand ausdrückt, und ſo entſtehen zuſammen geſchriebene Lieder vom ſchönſten Ausdruck; herrliche zerſtreute Stellen des unſchätzbaren Dichters, werden durch Leidenſchaft und Gefühl verbunden, Neigung und Wahl verleihen dem Ganzen ein inneres Leben, und die Entfernten finden ein tröſtliches Ergeben, indem ſie ihre Trauer mit Perlen ſeiner Worte ſchmücken.

551.

Künftiger Divan.

Man hat in Deutſchland, zu einer gewiſſen Zeit, manche Druckſchriften vertheilt, als *Manuſcript* für Freunde. Wem dieſes befremdlich ſein könnte, der bedenke, daß doch am Ende jedes Buch nur für Theilnehmer, für Freunde, für Liebhaber des Verfaſſers geſchrieben ſei. Meinen Divan beſonders möchte ich alſo bezeichnen, deſſen gegenwärtige Ausgabe nur als unvollkommen betrachtet werden kann. In jüngeren Jahren würde ich ihn länger zurückgehalten haben, nun aber finde ich es vortheilhafter, ihn ſelbſt zuſammenzuſtellen, als ein ſolches Geſchäft, wie Hafis, den Nachkommen zu hinterlaſſen. Denn eben, daß dieſes Büchlein ſo da ſteht, wie ich es jetzt mittheilen konnte, erregt meinen Wunſch, ihm die gebührende Vollſtändigkeit nach und nach zu verleihen. Was davon allenfalls zu hoffen ſein möchte, will ich Buch für Buch der Reihe nach andeuten.

Buch des Dichters. Hierin, wie es vorliegt, werden lebhafte Eindrücke mancher Gegenſtände und Erſcheinungen auf Sinnlichkeit und Gemüth enthuſiaſtiſch ausgedrückt, und die näheren Bezüge des Dichters zum Orient angedeutet. Fährt er auf dieſe Weiſe fort, ſo kann der heitere Garten auf's Anmuthigſte verziert werden; aber höchſt erfreulich wird ſich die Anlage erweitern, wenn der Dichter nicht von ſich und aus ſich allein handeln wollte, vielmehr auch ſeinen Dank, Gönnern und Freunden zu Ehren, ausſpräche, um die Lebenden mit freundlichem Worte feſt zu halten, die Abgeſchiedenen ehrenvoll wieder zurück zu rufen. Hiebei iſt jedoch zu bedenken, daß der orientaliſche Flug und Schwung, jene reich und übermäßig lobende Dichtart, dem Gefühl des Weſtländers vielleicht nicht zuſagen möchte. Wir ergehen uns hoch und frei, ohne zu Hyperbeln unſere Zuflucht zu nehmen: denn wirklich nur eine reine, wohlgefühlte Poeſie vermag allenfalls die eigentlichſten Vorzüge trefflicher Männer auszuſprechen, deren Vollkommenheiten man erſt recht empfindet, wenn ſie dahin gegangen ſind; wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr ſtören, und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und ſtündlich vor Augen tritt. Einen Theil dieſer Schuld hatte der Dichter vor kurzem, bei einem herrlichen Feſte in Allerhöchſter Gegenwart, das Glück, nach ſeiner Weiſe gemüthlich abzutragen.

Das Buch Hafis. Wenn alle diejenigen, welche ſich der arabiſchen und verwandter Sprachen bedienen, ſchon als Poeten geboren und erzogen werden, ſo kann man ſich denken, daß unter einer ſolchen Nation vorzügliche Geiſter ohne Zahl hervorgehen. Wenn nun aber ein ſolches Volk, in fünf hundert Jahren nur ſieben Dichtern den erſten Rang zugeſteht, ſo müſſen wir einen ſolchen Ausſpruch zwar mit Ehrfurcht annehmen, allein es wird uns zugleich vergönnt ſein, nachzuforſchen, worin ein ſolcher Vorzug eigentlich begründet ſein könne. Dieſe Aufgabe, in ſo fern es möglich iſt ſie zu löſen, möchte wohl auch dem künftigen Divan vorbehalten ſein. Denn, um nur von Hafis zu reden, wächſt Bewunderung und Neigung gegen ihn, je mehr man ihn kennen lernt. Das glücklichſte Naturell, große Bildung, freie Facilität, und die reine Ueberzeugung, daß man den Menſchen nur alsdann behagt, wenn man ihnen vorſingt, was ſie gern, leicht und bequem hören, wobei man ihnen denn auch etwas Schweres, Schwieriges, Unwillkommenes gelegentlich mit unterſchieben darf. Wenn Kenner in dieſer Schilderung Hafiſens Bild einigermaßen erblicken wollen, ſo würde den Weſtländer dieſer Verſuch ganz beſonders erfreuen.

Das Buch der Liebe würde ſehr anſchwellen, wenn ſechs Liebespaare in ihren Freuden und Leiden entſchiedener aufträten, und noch andere neben ihnen aus der düſteren Vergangenheit mehr oder weniger klar hervorgingen. Nicht weniger iſt dieſes Buch geeignet zu ſymboliſcher Abſchweifung, deren man ſich in den Feldern des Orients kaum enthalten kann. Der geiſtreiche Menſch, nicht zufrieden mit dem, was man ihm darſtellt, betrachtet Alles, was ſich den Sinnen darbietet, als eine Vermummung, wohinter ein höheres geiſtiges Leben ſich ſchalkhaft-eigenſinnig verſteckt, um uns anzuziehen, und in edlere Regionen aufzulocken. Verfährt der Dichter hier mit Bewußtſein und Maaß, ſo kann man es gelten laſſen, ſich daran freuen, und zu entſchiedenerem Auffluge die Fittige verſuchen.

Das Buch der Betrachtungen erweitert ſich jeden Tag demjenigen, der im Orient hauſet; denn Alles iſt dort Betrachtung, die zwiſchen dem Sinnlichen und Ueberſinnlichen hin und her wogt, ohne ſich für Eins oder das Andere zu entſcheiden. Dieſes Nachdenken, wozu man aufgefordert wird, iſt von ganz eigener Art; es widmet ſich nicht allein der Klugheit, obgleich dieſe die ſtärkſten Forderungen macht, ſondern es wird zugleich auf jene Punkte geführt, wo die ſeltſamſten Probleme des Erdelebens ſtarr und unerbittlich vor uns ſtehen, und uns nöthigen, dem Zufalle, einer Vorſehung und ihren unerforſchlichen Rathſchlüſſen die Knie zu beugen, und unbedingte Ergebung als höchſtes politiſch-ſittlich-religiöſes Geſetz auszuſprechen.

Das Buch des Unmuths. Wenn die übrigen Bücher anwachſen, ſo erlaubt man auch wohl dieſem das gleiche Recht. Erſt müſſen ſich anmuthige, liebevolle, verſtändige Zuthaten verſammeln, ehe die Ausbrüche des Unmuths erträglich ſein können. Allgemein menſchliches Wohlwollen, nachſichtiges hülfreiches Gefühl verbindet den Himmel mit der Erde, und bereitet ein den Menſchen gegönntes Paradies. Dagegen iſt der Unmuth ſtets egoiſtiſch, er beſteht aus Forderungen, deren Gewährung ihm außen blieb; er iſt anmaßlich, abſtoßend, und erfreuet Niemand, ſelbſt diejenigen kaum, die von gleichem Gefühl ergriffen ſind. Demungeachtet aber kann der Menſch ſolche Exploſionen nicht immer zurückhalten, ja er thut wohl; wenn er ſeinem Verdruß, beſonders über verhinderte, geſtörte Thätigkeit, auf dieſe Weiſe Luft zu machen trachtet. Schon jetzt hätte dies Buch viel ſtärker und reicher ſein ſollen; doch haben wir Manches, um alle Mißſtimmung zu verhüten, bei Seite gelegt. Wie wir denn hierbei bemerken, daß dergleichen Aeußerungen, welche für den Augenblick bedenklich ſcheinen, in der Folge aber, als unverfänglich, mit Heiterkeit und Wohlwollen aufgenommen werden, unter der Rubrik Paralipomena, künftigen Jahren aufgeſpart worden. Dagegen ergreifen wir dieſe Gelegenheit von der Anmaßung zu reden, und zwar vorerſt, wie ſie im Orient zur Erſcheinung kommt. Der Herrſcher ſelbſt iſt der erſte Anmaßliche, der die Uebrigen alle auszuſchließen ſcheint. Ihm ſtehen alle zu Dienſte, er iſt Gebieter ſein Selbſt, Niemand gebietet ihm, und ſein eigener Wille erſchafft die übrige Welt, ſo daß er ſich mit der Sonne, ja mit dem Weltall vergleichen kann. Auffallend iſt es jedoch, daß er eben dadurch genöthigt iſt, ſich einen Mitregenten zu erwählen, der ihm in dieſem unbegrenzten Felde beiſtehe, ja ihn ganz eigentlich auf dem Weltenthrone erhalte. Es iſt der Dichter, der mit und neben ihm wirkt, und ihn über alle Sterbliche erhöhet. Sammeln ſich nun an ſeinem Hofe viele dergleichen Talente, ſo giebt er ihnen einen Dichterkönig, und zeigt dadurch, daß er das höchſte Talent für ſeines Gleichen anerkenne. Hierdurch wird der Dichter aber aufgefordert, ja verleitet, eben ſo hoch von ſich zu denken, als von dem Fürſten, und ſich im Mitbeſitze der größten Vorzüge und Glückſeligkeiten zu fühlen. Hierin wird er beſtärkt durch die grenzenloſen Geſchenke, die er erhält, durch den Reichthum den er ſammelt, durch die Einwirkung die er ausübt. Auch ſetzt er ſich in dieſer Denkart ſo feſt, daß ihn irgend ein Mißlingen ſeiner Hoffnungen bis zum Wahnſinn treibt. Ferduſi erwartet für ſein Schah Nameh, nach einer früheren Aeußerung des Kaiſers, ſechzig tauſend Goldſtücke; da er aber dagegen nur ſechzig tauſend Silberſtücke erhält, eben da er ſich im Bade befindet, theilt er die Summe in drei Theile, ſchenkt einen dem Boten, einen dem Bademeiſter, und den dritten dem Sorbetſchenken, und vernichtet ſogleich, mit wenigen ehrenrührigen Schmähzeilen, alles Lob, was er ſeit ſo vielen Jahren dem Schah geſpendet. Er entflieht, verbirgt ſich, widerruft nicht, ſondern trägt ſeinen Haß auf die Seinigen über, ſo daß ſeine Schweſter ein anſehnliches Geſchenk, vom begütigten Sultan abgeſendet, aber leider erſt nach des Bruders Tode ankommend, gleichfalls verſchmäht und abweiſt. Wollten wir nun das Alles weiter entwickeln, ſo würden wir ſagen, daß vom Thron, durch alle Stufen hinab, bis zum Derwiſch an der Straßenecke, Alles voller Anmaßung zu finden ſei, voll weltlichen und geiſtlichen Hochmuths, der auf die geringſte Veranlaſſung ſogleich gewaltſam hervorſpringt. Mit dieſem ſittlichen Gebrechen, wenn man es dafür halten will, ſieht es im Weſtlande gar wunderlich aus. Beſcheidenheit iſt eigentlich eine geſellige Tugend, ſie deutet auf große Ausbildung; ſie iſt eine Selbſtverläugnung nach Außen, welche, auf einem großen inneren Werthe ruhend, als die höchſte Eigenſchaft des Menſchen angeſehen wird. Und ſo hören wir, daß die Menge immer zuerſt an den vorzüglichſten Menſchen die Beſcheidenheit preiſt, ohne ſich auf ihre übrigen Qualitäten ſonderlich einzulaſſen. Beſcheidenheit aber iſt immer mit Verſtellung verknüpft, und eine Art Schmeichelei, die um deſto wirkſamer iſt, als ſie ohne Zudringlichkeit dem Andern wohlthut, indem ſie ihn in ſeinem behaglichen Selbſtgefühle nicht irre macht. Alles aber, was man gute Geſellſchaft nennt, beſteht in einer immer wachſenden Verneinung ſeiner Selbſt, ſo daß die Societät zuletzt ganz Null wird; es müßte denn das Talent ſich ausbilden, daß wir, indem wir unſere Eitelkeit befriedigen, der Eitelkeit des Andern zu ſchmeicheln wiſſen. Mit den Anmaßungen unſeres weſtlichen Dichters aber möchten wir die Landsleute gern verſöhnen. Eine gewiſſe Aufſchneiderei durfte dem Divan nicht fehlen, wenn der orientaliſche Charakter einigermaßen ausgedrückt werden ſollte. In die unerfreuliche Anmaßung gegen die höheren Stände konnte der Dichter nicht verfallen. Seine glückliche Lage überhob ihn jedes Kampfes mit Deſpotismus. In das Lob, das er ſeinem fürſtlichen Gebieter zollen konnte, ſtimmt ja die Welt mit ein. Die hohen Perſonen, mit denen er ſonſt im Verhältniſſe geſtanden, preiſt und preiſt man noch immer. Ja man kann dem Dichter vorwerfen, daß der enkomiaſtiſche Theil ſeines Divans nicht reich genug ſei. Was aber das Buch des Unmuths betrifft, ſo möchte man wohl Einiges daran zu tadeln finden. Jeder Unmuthige drückt zu deutlich aus, daß ſeine perſön'liche Erwartung nicht erfüllt, ſein Verdienſt nicht anerkannt ſei. So auch er! Von oben herein iſt er nicht beengt, aber von unten und von der Seite leidet er. Eine zudringliche, oft platte, oft tückiſche Menge, mit ihren Chorführern, lähmt ſeine Thätigkeit; erſt waffnet er ſich mit Stolz und Verdruß, dann aber, zu ſcharf gereizt und gepreßt, fühlt er Stärke genug, ſich durch ſie durchzuſchlagen. Sodann aber werden wir ihm zugeſtehen, daß er ſie, gefühlvoll und kunſtreich, zuletzt auf die Geliebte bezieht, ſich vor ihr demüthigt, ja vernichtet. Herz und Geiſt des Leſers wird ihm dieſes zu Gute ſchreiben.

Das Buch der Sprüche, ſollte vor andern anſchwellen; es iſt mit den Büchern der Betrachtung und des Unmuthes ganz nahe verwandt. Orientaliſche Sprüche jedoch behalten den eigenthümlichen Charakter der ganzen Dichtkunſt, daß ſie ſich ſehr oft auf ſinnliche, ſichtbare Gegenſtände beziehen; und es finden ſich viele darunter, die man mit Recht lakoniſche Parabeln nennen könnte. Dieſe Art bleibt dem Weſtländer die ſchwerſte, weil unſere Umgebung zu trocken, geregelt und proſaiſch erſcheint. Alte deutſche Sprichwörter jedoch, wo ſich der Sinn zum Gleichniß umbildet, können hier gleichfalls unſer Muſter ſein.

Das Buch des Timur. Sollte eigentlich erſt gegründet werden, und vielleicht müßten ein Paar Jahre hingehen, damit uns die allzunahe liegende Deutung ein erhöhtes Anſchauen ungeheurer Welterеigniſſe nicht mehr verkümmerte. Erheitert könnte dieſe Tragödie werden, wenn man des fürchterlichen Weltverwüſters launigen Zug- und Zeltgefährten Nußreddin Chodſcha von Zeit zu Zeit auftreten zu laſſen, ſich entſchlöſſe. Gute Stunden, freier Sinn werden hiezu die beſte Förderniß verleihen.

Das Buch Suleika. Dieſes, ohnehin das ſtärkſte der ganzen Sammlung, möchte wohl für abgeſchloſſen anzuſehen ſein. Der Hauch und Geiſt einer Leidenſchaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigſtens iſt deſſen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahres, in Hoffnung und Demuth zu erwarten. Ueber das Betragen des weſtlichen Dichters aber in dieſem Buche, dürfen wir einige Betrachtungen anſtellen. Nach dem Beiſpiele mancher öſtlichen Vorgänger hält er ſich entfernt vom Sultan. Als genügſamer Derwiſch darf er ſich ſogar dem Fürſten vergleichen; denn der gründliche Bettler ſoll eine Art von König ſein. Armuth giebt Verwegenheit. Irdiſche Güter und ihren Werth nicht anzuerkennen, nichts oder wenig davon zu verlangen, iſt ſein Entſchluß, der das ſorgloſeſte Behagen erzeugt. Statt einen angſtvollen Beſitz zu ſuchen, verſchenkt er in Gedanken Länder und Schätze, und ſpottet über den, der ſie wirklich beſaß und verlor. Eigentlich aber hat ſich unſer Dichter zu einer freiwilligen Armuth bekannt, um deſto ſtolzer aufzutreten, daß es ein Mädchen gebe, die ihm deswegen doch hold und gewärtig iſt. Aber noch eines größeren Mangels rühmt er ſich: ihm entwich die Jugend; ſein Alter, ſeine grauen Haare ſchmückt er mit der Liebe Suleika's, nicht geckenhaft zudringlich, nein! ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geiſtreiche, weiß den Geiſt zu ſchätzen, der die Jugend früh zeitigt, und das Alter verjüngt.

Das Schenken-Buch. Weder die unmäßige Neigung zu dem halb verbotenen Weine, noch das Zartgefühl für die Schönheit eines heranwachſenden Knaben, durfte im Divan vermißt werden; Letzteres wollte jedoch unſeren Sitten gemäß in aller Reinheit behandelt ſein. Die Wechſelneigung des früheren und ſpäteren Alters deutet eigentlich auf ein echt pädagogiſches Verhältniß. Eine leidenſchaftliche Neigung des Kindes zum Greiſe, iſt keineswegs eine ſeltene, aber ſelten benutzte Erſcheinung. Hier gewahre man den Bezug des Enkels zum Großvater, des ſpätgebornen Erben zum überraſchten zärtlichen Vater. In dieſem Verhältniß entwickelt ſich eigentlich der Klugſinn der Kinder; ſie ſind aufmerkſam auf Würde, Erfahrung, Gewalt des Aelteren; rein geborne Seelen empfinden dabei das Bedürfniß einer ehrfurchtsvollen Neigung; das Alter wird hievon ergriffen und feſtgehalten. Empfindet und benutzt die Jugend ihr Uebergewicht, um kindliche Zwecke zu erreichen, kindiſche Bedürfniſſe zu befriedigen, ſo verſöhnt uns die Anmuth mit frühzeitiger Schalkheit. Höchſt rührend aber bleibt das heranſtrebende Gefühl des Knaben, der, von dem hohen Geiſte des Alters erregt, in ſich ſelbſt ein Staunen fühlt, das ihm weiſſagt, auch dergleichen könne ſich in ihm entwickeln. Wir verſuchten ſo ſchöne Verhältniſſe im Schenken-Buche anzudeuten, und gegenwärtig weiter auszulegen. Saadi hat jedoch uns einige Beiſpiele erhalten, deren Zartheit, gewiß allgemein anerkannt, das vollkommenſte Verſtändniß eröffnet.

Das Buch der Parabeln. Obgleich die weſtlichen Nationen vom Reichthum des Orients ſich Vieles zugeeignet, ſo wird ſich doch hier noch Manches einzuernten finden, welches näher zu bezeichnen wir Folgendes eröffnen. Die Parabeln ſowohl als andere Dichtarten des Orients, die ſich auf Sittlichkeit beziehen, kann man in drei verſchiedene Rubriken nicht ungeſchickt eintheilen: in ethiſche, moraliſche und aſcetiſche. Die erſten enthalten Ereigniſſe und Andeutungen, die ſich auf den Menſchen überhaupt und ſeine Zuſtände beziehen, ohne daß dabei ausgeſprochen werde, was gut oder böſe ſei. Dieſes aber wird durch die zweiten vorzüglich herausgeſetzt, und dem Hörer eine vernünftige Wahl vorbereitet. Die dritte hingegen fügt noch eine entſchiedene Nöthigung hinzu: die ſittliche Anregung wird Gebot und Geſetz. Dieſen läßt ſich eine vierte anfügen, ſie ſtellen die wunderbaren Führungen und Fügungen dar, die aus unerforſchlichen, unbegreiflichen Rathſchlüſſen Gottes hervorgehen; lehren und beſtätigen den eigentlichen Islam, die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, die Ueberzeugung, daß Niemand ſeinem einmal beſtimmten Looſe ausweichen könne. Will man noch eine fünfte hinzuthun, welche man die myſtiſche nennen müßte: ſie treibt den Menſchen aus dem vorhergehenden Zuſtand, der noch immer ängſtlich und drückend bleibt, zur Vereinigung mit Gott ſchon in dieſem Leben und zur vorläufigen Entſagung derjenigen Güter, deren allenfalſiger Verluſt uns ſchmerzen könnte. Sondert man die verſchiedenen Zwecke bei allen bildlichen Darſtellungen des Orients, ſo hat man ſchon viel gewonnen, indem man ſich ſonſt in Vermiſchung derſelben immer gehindert fühlt, bald eine Nutzanwendung ſucht, wo keine iſt, dann aber eine tieferliegende Bedeutung überſiehet. Auffallende Beiſpiele ſämmtlicher Arten zu geben, müßte das Buch der Parabeln intereſſant und lehrreich machen. Wohin die von uns diesmal vorgetragenen zu ordnen ſein möchten, wird dem einſichtigen Leſer überlaſſen.

Das Buch des Parſen. Nur vielfache Ableitungen haben den Dichter verhindert, die ſo abſtract-ſcheinende und doch ſo praktiſch-eingreifende Sonn- und Feuer-Verehrung in ihrem ganzen Umfange dichteriſch darzuſtellen, wozu der herrlichſte Stoff ſich anbietet. Möge ihm gegönnt ſein, das Verſäumte glücklich nachzuholen.

Das Buch des Paradieſes. Auch dieſe Region des Mahomedaniſchen Glaubens hat noch viele wunderſchöne Plätze, Paradieſe im Paradieſe, daß man ſich daſelbſt gern ergehen, gern anſiedeln möchte. Scherz und Ernſt verſchlingen ſich hier ſo lieblich in einander, und ein verklärtes Alltägliche verleiht uns Flügel zum Höheren und Höchſten zu gelangen. Und was ſollte den Dichter hindern, Mahomed's Wunderpferd zu beſteigen, und ſich durch alle Himmel zu ſchwingen? Warum ſollte er nicht ehrfurchtsvoll jene heilige Nacht feiern, wo der Koran vollſtändig dem Propheten von obenher gebracht ward? Hier iſt noch gar Manches zu gewinnen.

532.

Alt-Teſtamentliches.

Nachdem ich mir nun mit der ſüßen Hoffnung geſchmeichelt, ſowohl für den Divan, als für die beigefügten Erklärungen in der Folge noch Manches wirken zu können, durchlaufe ich die Vorarbeiten, die, ungenutzt und unausgeführt, in zahlloſen Blättern vor mir liegen; und da finde ich denn einen Aufſatz, vor fünf und zwanzig Jahren geſchrieben, auf noch ältere Papiere und Studien ſich beziehend. Aus meinen biographiſchen Verſuchen werden ſich Freunde wohl erinnern, daß ich dem erſten Buche Moſis viel Zeit und Aufmerkſamkeit gewidmet, und manchen jugendlichen Tag entlang in den Paradieſen des Orients mich ergangen. Aber auch den folgenden hiſtoriſchen Schriften war Neigung und Fleiß angewendet. Die vier letzten Bücher Moſis nöthigten zu pünktlichen Bemühungen, und nachſtehender Aufſatz enthält die wunderlichen Reſultate derſelben. Mag ihm nun an dieſer Stelle ein Platz gegönnet ſein. Denn wie alle unſere Wanderungen im Orient durch die heiligen Schriften veranlaßt worden, ſo kehren wir immer zu denſelben zurück, als den erquicklichſten, obgleich hie und da getrübten, in die Erde ſich verbergenden, ſodann aber rein und friſch wieder hervorſpringenden Quellwaſſern.

Iſrael in der Wüſte.

„Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joſeph." Wie dem Herrſcher, ſo auch dem Volke war das Andenken eines Wohlthäters verſchwunden, den Iſraeliten ſelbſt ſcheinen die Namen ihrer Urväter nur wie altherkömmliche Klänge von weitem zu tönen. Seit vier hundert Jahren hatte ſich die kleine Familie unglaublich vermehrt. Das Verſprechen, ihrem großen Ahnherrn von Gott unter ſo vielen Unwahrſcheinlichkeiten gethan, iſt erfüllt; allein was hilft es ihnen! Gerade dieſe große Zahl macht ſie den Hauptbewohnern des Landes verdächtig. Man ſucht ſie zu quälen, zu ängſtigen, zu beläſtigen, zu vertilgen, und ſo ſehr ſich auch ihre hartnäckige Natur dagegen wehrt, ſo ſehen ſie doch ihr gänzliches Verderben wohl voraus, als man ſie, ein bisheriges freies Hirtenvolk, nöthigt, in und an ihren Gränzen mit eigenen Händen feſte Städte zu bauen, welche offenbar zu Zwing- und Kerkerplätzen nur für ſie beſtimmt ſind.

Hier fragen wir nun, ehe wir weiter gehen und uns durch ſonderbare, ja unglücklich redigirte Bücher mühſam durcharbeiten: was wir uns denn als Grund, als Urſtoff von den vier letzten Büchern Moſis übrig bleibe, da wir manches Bedenkliche dabei zu erinnern, Manches daraus zu entfernen für nöthig finden? Das eigentliche, einzige und tiefſte Thema der Welt- und Menſchengeſchichte, dem alle übrigen untergeordnet ſind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrſcht, unter welcher Geſtalt er auch wolle, ſind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es ſei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn ſie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze ſtrahlen ſollten, verſchwinden vor der Nachwelt, weil ſich Niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.

Die vier letzten Bücher Moſis haben, wenn uns das erſte den Triumph des Glaubens darſtellte, den Unglauben zum Thema, der, auf die kleinlichſte Weiſe, den Glauben, der ſich aber freilich auch nicht in ſeiner ganzen Fülle zeigt, zwar nicht beſtreitet und bekämpft, jedoch ſich ihm von Schritt zu Schritt in den Weg ſchiebt, und oft durch Wohlthaten, öfterer aber noch durch gräuliche Strafen nicht geheilt, nicht ausgerottet, ſondern nur augenblicklich beſchwichtiget wird, und deshalb ſeinen ſchleichenden Gang dergeſtalt immer fortſetzt, daß ein großes, edles, auf die herrlichſten Verheißungen eines zuverläſſigen Nationalgottes unternommenes Geſchäft gleich in ſeinem Anfange zu ſcheitern droht, und auch niemals in ſeiner ganzen Fülle vollendet werden. Wenn uns das Ungemüthliche dieſes Inhaltes, der, wenigſtens für den erſten Anblick, verworrene, durch das Ganze laufende Grundfaden unluſtig und verdrießlich macht, ſo werden die Bücher durch eine höchſt traurige, unbegreifliche Redaction ganz ungenießbar. Den Gang der Geſchichte ſehen wir überall gehemmt, durch eingeſchaltete zahlloſe Geſetze, von deren größtem Theile man die eigentliche Urſache und Abſicht nicht einſehen kann, wenigſtens nicht warum ſie in dem Augenblicke gegeben werden, oder, wenn ſie ſpäteren Urſprungs ſind, warum ſie hier angeführt und eingeſchaltet werden. Man ſiehet nicht ein, warum bei einem ſo ungeheuren Feldzuge, dem ohnehin ſo viel im Wege ſtand, man ſich recht abſichtlich und kleinlich bemüht, das religiöſe Ceremonien Gepäck zu vervielfältigen, wodurch jedes Vorwärtskommen unendlich erſchwert werden muß. Man begreift nicht, warum Geſetze für die Zukunft, die noch völlig im Ungewiſſen ſchwebt, zu einer Zeit ausgeſprochen werden, wo es jeden Tag, jede Stunde an Rath und That gebricht, und der Heerführer, der auf ſeinen Füßen ſtehen ſollte, ſich wiederholt auf's Angeſicht wirft, um Gnade und Strafen von oben zu erflehen, die beide nur verzettelt gereicht werden, ſo daß man mit dem verirrten Volke den Hauptzweck völlig aus den Augen verliert.

Um mich nun in dieſem Labyrinthe zu finden, gab ich mir die Mühe, ſorgfältig zu ſondern, was eigentliche Erzählung iſt, es möchte nun für Hiſtorie, für Fabel, oder für Beide zuſammen, für Poeſie gelten. Ich ſonderte dieſes von dem, was gelehret und geboten wird. Unter dem Erſten verſtehe ich das, was allen Ländern, allen ſittlichen Menſchen gemäß ſein würde, und unter dem Zweiten, was das Volk Iſraels beſonders angeht und verbindet. In wiefern mir das gelungen, wage ich ſelbſt kaum zu beurtheilen, indem ich gegenwärtig nicht in der Lage bin, jene Studien nochmals vorzunehmen, ſondern was ich hieraus aufzuſtellen gedenke, aus früheren und ſpäteren Papieren, wie es der Augenblick erlaubt, zuſammentrage. Zwei Dinge ſind es daher, auf die ich die Aufmerkſamkeit meiner Leſer zu richten wünſchte. Erſtlich, auf die Entwickelung der ganzen Begebenheit dieſes wunderlichen Zuges, aus dem Charakter des Feldherrn, der Anfangs nicht in dem günſtigſten Lichte erſcheint, und zweitens auf die Vermuthung, daß der Zug keine vierzig, ſondern kaum zwei Jahre gedauert; wodurch denn eben der Feldherr, deſſen Betragen wir zuerſt tadeln mußten, wieder gerechtfertigt und zu Ehren gebracht, zugleich aber auch die Ehre des Nationalgottes gegen den Unglimpf einer Härte, die noch unerfreulicher iſt, als die Halsſtarrigkeit eines Volkes, gerettet und beinahe in ſeiner früheren Reinheit wieder hergeſtellt wird.

Erinnern wir uns nun zuerſt des iſraelitiſchen Volkes in Aegypten, an deſſen bedrängter Lage die ſpäteſte Nachwelt aufgerufen iſt, Theil zu nehmen. Unter dieſem Geſchlecht, aus dem gewaltſamen Stamme Levi, tritt ein gewaltſamer Mann hervor; lebhaftes Gefühl von Recht und Unrecht bezeichnen denſelben. Würdig ſeiner grimmigen Ahnherren erſcheint er er, von denen der Stammvater ausruft: „Die Brüder Simeon und Levi! ihre Schwerter sind mörderische Waffen, meine Seele komme nicht in ihren Rath, und meine Ehre sei nicht in ihrer Versammlung! Denn in ihrem Zorn haben sie den Mann erwürgt, und in ihrem Muthwillen haben sie den Ochsen verderbt! Verflucht sei ihr Zorn, daß er so heftig ist, und ihr Grimm, daß er so störrig ist! Ich will sie zerstreuen in Jacob, und zerstreuen in Israel.“

Völlig nun in solchem Sinne kündigt sich Moses an. Den Aegypter, der einen Israeliten mißhandelt, erschlägt er heimlich. Sein patriotischer Meuchelmord wird entdeckt, und er muß entfliehen. Wer, eine solche Handlung begehend, sich als bloßen Naturmenschen darweist, nach dessen Erziehung hat man nicht Ursache zu fragen. Er sei von einer Fürstin als Knabe begünstigt, er sei am Hofe erzogen worden, nichts hat auf ihn gewirkt; er ist ein trefflicher, starker Mann geworden, aber unter allen Verhältnissen roh geblieben. Und als einen solchen kräftigen, kurzgebundenen, verschlossenen, der Mittheilung unfähigen, finden wir ihn auch in der Verbannung wieder. Seine kühne Faust erwirbt ihm die Neigung eines midianitischen Fürstenpriesters, der ihn sogleich mit seiner Familie verbindet. Nun lernt er die Wüste kennen, wo er künftig in dem beſchwerlichen Amte eines Heerführers auftreten ſoll.

Nun wollen wir vor allen Dingen einen Blick auf die Midianiten werfen, unter welchen ſich Moſes gegenwärtig befindet. Wir haben ſie als ein großes Volk anzuerkennen, das, wie alle nomadiſchen und handelnden Völker, durch mannigfaltige Beſchäftigung ſeiner Stämme, durch eine bewegliche Ausbreitung, noch größer erſcheint, als es iſt. Wir finden die Midianiten am Berge Horeb, an der weſtlichen Seite des kleinen Meerbuſens, und ſodann bis gegen Moab und den Arnon. Schon zeitig fanden wir ſie als Handelsleute, die ſelbſt durch Canaan caravanenweiſe nach Aegypten ziehen. — Unter einem ſolchen gebildeten Volke lebt nunmehr Moſes, aber auch als ein abgeſonderter, verſchloſſener Hirte. In dem traurigſten Zuſtande, in welchem ein trefflicher Mann ſich nur befinden mag, der, nicht zum Denken und Ueberlegen geboren, blos nach That ſtrebt, ſehen wir ihn einſam in der Wüſte, ſtets im Geiſte beſchäftigt mit den Schickſalen ſeines Volkes, immer zu dem Gotte ſeiner Ahnherren gewendet, ängſtlich die Verbannung fühlend, aus einem Lande, das, ohne der Väter Land zu ſein, doch gegenwärtig das Vaterland ſeines Volkes iſt. Zu ſchwach durch ſeine Fauſt in dieſem großen Anliegen zu wirken, unfähig einen Plan zu entwerfen, und, wenn er ihn entwürfe, ungeſchickt zu jeder Unterhandlung, zu einem, die Perſönlichkeit begünſtigenden, zuſammenhangenden mündlichen Vortrage. Kein Wunder wäre es, wenn in ſolchem Zuſtande eine ſo ſtarke Natur ſich ſelbſt verzehrte.

Einigen Troſt kann ihm in dieſer Lage die Verbindung geben, die ihm, durch hin und wiederziehende Caravanen, mit den Seinigen erhalten wird. Nach manchem Zweifel und Zögern entſchließt er ſich zurückzukehren, und des Volkes Retter zu werden. Aaron, ſein Bruder, kommt ihm entgegen, und nun erfährt er, daß die Gährung im Volke auf's Höchſte geſtiegen ſei. Jetzt dürfen es beide Brüder wagen, ſich als Repräſentanten vor den König zu ſtellen. Allein dieſer zeigt ſich nichts weniger als geneigt, eine große Anzahl Menſchen, die ſich ſeit Jahrhunderten in ſeinem Lande, aus einem Hirtenvolke, zum Ackerbau, zu Handwerken und Künſten gebildet, ſich mit ſeinen Unterthanen vermiſcht haben, und deren ungeſchlachte Maſſe wenigſtens bei Errichtung ungeheurer Monumente, bei Erbauung neuer Städte und Feſten, frohnweiſe wohl zu gebrauchen iſt, nunmehr ſo leicht wieder von ſich, und in ihre alte Selbſtſtändigkeit zurück zu laſſen.

Das Geſuch wird alſo abgewieſen, und, bei einbrechenden Landplagen, immer dringender wiederholt, immer hartnäckiger verſagt. Aber das aufgeregte hebräiſche Volk, in Ausſicht auf ein Erbland, das ihm eine uralte Ueberlieferung verhieß, in Hoffnung der Unabhängigkeit und Selbſtbeherrſchung, erkennt keine weiteren Pflichten. Unter dem Scheine eines allgemeinen Feſtes, lockt man Gold- und Silbergeſchirre den Nachbaren ab, und in dem Augenblicke, da der Aegypter den Iſraeliten mit harmloſen Gaſtmahlen beſchäftigt glaubt, wird eine umgekehrte Sicilianiſche Veſper unternommen; der Fremde ermordet den Einheimiſchen, der Gaſt den Wirth, und, geleitet durch eine grauſame Politik, erſchlägt man nur den Erſtgebornen, um, in einem Lande, wo die Erſtgeburt ſo viele Rechte genießt, den Eigennutz der Nachgeborenen zu beſchäftigen, und der augenblicklichen Rache durch eine eilige Flucht entgehen zu können. Der Kunſtgriff gelingt, man ſtößt die Mörder aus, anſtatt ſie zu beſtrafen. Nur ſpät verſammelt der König ſein Heer, aber die, den Fußvölkern ſonſt ſo fürchterlichen, Reiter und Sichelwagen ſtreiten auf einem ſumpfigen Boden einen ungleichen Kampf mit dem leichten und leicht bewaffneten Nachtrab; wahrſcheinlich mit demſelben entſchloſſenen, kühnen Haufen, der ſich bei dem Wageſtücke des allgemeinen Mordes ſchon vergeübt, und den wir in der Folge an ſeinen grauſamen Thaten wieder zu erkennen, und zu bezeichnen, nicht verhehlen dürfen.

Ein ſo zu Angriff und Vertheidigung wohlgerüſteter Heeres- und Volkszug konnte mehr als einen Weg in das Land der Verheißung wählen; der erſte am Meere her, über Gaza, war kein Caravanenweg und mochte, wegen der wohlgerüſteten, kriegeriſchen Einwohner, gefährlich werden; der zweite, obgleich weiter, ſchien mehr Sicherheit und mehr Vortheil anzubieten. Er ging an dem rothen Meere hin bis zum Sinai, von hier an konnte man wieder zweierlei Richtung nehmen. Die erſte, die zunächſt zum Ziele führte, zog ſich am kleinen Meerbuſen hin, durch das Land der Midianiter und der Moabiter zum Jordan; die zweite, queer durch die Wüſte, wies auf Kades; in jenem Falle blieb das Land Edom links, hier rechts. Jenen erſten Weg hatte ſich Moſes wahrſcheinlich vorgenommen, den zweiten hingegen einzuſchlagen ſcheint er durch die klugen Midianiter verleitet zu ſein, wie wir zunächſt wahrſcheinlich zu machen gedenken, wenn wir vorher von der düſtern Stimmung geſprochen haben, in die uns die Darſtellung der, dieſen Zug begleitenden, äußeren Umſtände verſetzt. Der heitere Nachthimmel von unendlichen Sternen glühend, auf welchen Abraham von ſeinem Gotte hingewieſen worden, breitet nicht mehr ſein goldenes Gezelt über uns aus; anſtatt jenen heiteren Himmelslichtern zu gleichen, bewegt ſich ein unzählbares Volk, mißmuthig in einer traurigen Wüſte. Alle fröhlichen Phänomene ſind verſchwunden, nur Feuerflammen erſcheinen an allen Ecken und Enden. Der Herr, der aus einem brennenden Buſche Moſen berufen hatte, zieht nun vor der Maſſe her, in einem trüben Gluthqualm, den man Tags für eine Wolkenſäule, Nachts als ein Feuermeteor ausſprechen kann. Aus dem umwölkten Gipfel Sinai's ſchrecken Blitz und Donner, und bei gering ſcheinenden Vergehen brechen Flammen aus dem Boden und verzehren die Enden des Lagers. Speiſe und Trank ermangeln immer aufs Neue, und der unmuthige Volkswunſch nach Rückkehr wird nur bänglicher, je weniger ihr Führer ſich gründlich zu helfen weiß.

Schon zeitig, ehe noch der Heereszug an den Sinai gelangt, kommt Jethro ſeinem Schwiegerſohne entgegen, bringt ihm Tochter und Enkel, die zur Zeit der Noth, im Vaterzelte verwahrt geweſen, und beweiſet ſich als einen klugen Mann. Ein Volk, wie die Midianiter, das frei ſeiner Beſtimmung nachgeht, und ſeine Kräfte in Uebung zu ſetzen Gelegenheit findet, muß gebildeter ſein, als ein ſolches, das, unter fremdem Joche, in ewigem Widerſtreite mit ſich ſelbſt und den Umſtänden lebt;

und wie viel höherer Anſichten mußte ein Führer jenes Volkes fähig ſein, als ein trübſinniger, in ſich ſelbſt verſchloſſener, rechtſchaffener Mann, der ſich zwar zum Thun und Herrſchen geboren fühlt, dem aber die Natur zu ſolchem gefährlichen Handwerke die Werkzeuge verſagt hat.

Moſes konnte ſich zu dem Begriffe nicht erheben, daß ein Herrſcher nicht überall gegenwärtig ſein, nicht Alles ſelbſt thun müſſe; im Gegentheil machte er ſich durch perſönliches Wirken ſeine Amtsführung höchſt ſauer und beſchwerlich. Jethro giebt ihm erſt darüber Licht, und hilft ihm das Volk organiſiren und Unter-Obrigkeiten beſtellen; worauf er freilich ſelbſt hätte fallen ſollen. Allein nicht blos das Beſte ſeines Schwähers und der Iſraeliten mag Jethro bedacht, ſondern auch ſein eigenes und der Medianiten Wohl erwogen haben. Ihm kommt Moſes, den er ehemals als Flüchtling aufgenommen, den er unter ſeine Diener, unter ſeine Knechte noch vor Kurzem gezählt, nun entgegen, an der Spitze einer großen Volksmaſſe, die, ihren alten Sitz verlaſſend, neuen Boden aufſucht, und überall, wo ſie ſich hinlenkt, Furcht und Schrecken verbreitet. Nun konnte dem einſichtigen Manne nicht verborgen bleiben, daß der nächſte Weg der Kinder Iſrael durch die Beſitzungen der Midianiter gehe, daß dieſer Zug überall den

Heerden ſeines Volkes begegnen, deſſen Anſiedelungen berühren, ja auf deſſen ſchon wohleingerichtete Städte treffen würde. Die Grundſätze eines dergeſtalt auswandernden Volkes ſind kein Geheimniß, ſie ruhen auf dem Eroberungsrechte. Es zieht nicht ohne Widerſtand, und in jedem Widerſtande ſiehet es Unrecht; wer das Seinige vertheidigt iſt ein Feind, den man ohne Schonung vertilgen kann.

Es brauchte keinen außerordentlichen Blick um das Schickſal zu überſehen, dem die Völker ausgeſetzt ſein würden, über die ſich eine ſolche Heuſchrecken-Wolke herabwälzte. Hieraus geht nun die Vermuthung zunächſt hervor, daß Jethro ſeinem Schwiegerſohne den geraden und beſten Weg verleidet, und ihn dagegen zu dem Wege queer durch die Wüſte beredet; welche Anſicht dadurch mehr beſtärkt wird, daß Hobab nicht von der Seite ſeines Schwagers weicht, bis er ihn den angerathenen Weg einſchlagen ſiehet, ja ihn ſogar noch weiter begleitet, um den ganzen Zug von den Wohnorten der Midianiter deſto ſicherer abzulenken. Vom Ausgange aus Aegypten an gerechnet, erſt im vierzehnten Monate, geſchah der Aufbruch von dem wir ſprechen. Das Volk bezeichnete unter Wegs einen Ort, wo es wegen Lüſternheit große Plage erlitten, durch den Namen Gelüſtgräber; dann zogen ſie gen Hazaroth, und lagerten ſich ferner in der Wüſte Paran. Dieſer zurückgelegte Weg bleibt unbezweifelt. Sie waren nun ſchon nahe an dem Ziele ihrer Reiſe, nur ſtand ihnen das Gebirge entgegen, wodurch das Land Canaan von der Wüſte getrennt wird. Man beſchloß, Kundſchafter auszuſchicken, und rückte indeſſen weiter vor bis Kades. Hierhin kehrten die Bothſchafter zurück, brachten Nachrichten von der Vortrefflichkeit des Landes, aber leider auch von der Furchtbarkeit der Einwohner. Hier entſtand nun abermals ein trauriger Zwieſpalt, und der Wettſtreit von Glauben und Unglauben begann aufs Neue.

Unglücklicher Weiſe hatte Moſes noch weniger Feldherrn- als Regententalente. Schon während des Streites gegen die Amalekiter begab er ſich auf den Berg, um zu beten, mittlerweile Joſua an der Spitze des Heeres den lange hin- und wiederſchwankenden Sieg endlich dem Feinde abgewann. Zu Kades befand man ſich nun wieder in einer zweideutigen Lage. Joſua und Kaleb, die beherzteſten von den zwölf Abgeſandten, rathen zum Angriff, rufen auf, getrauen ſich das Land zu gewinnen. Indeſſen wird durch übertriebene Beſchreibung von bewaffneten Rieſen Geſchlechtern allenthalben Furcht und Schrecken erregt; das verſchüchterte Heer weigert ſich hinauf zu rücken. Moſes weiß ſich wieder nicht zu helfen, erſt fordert er ſie auf, dann ſcheint auch ihm ein Angriff von dieſer Seite gefährlich. Er ſchlägt vor, nach Oſten zu ziehen. Hier mochte nun einem biederen Theile des Heeres gar zu unwürdig ſcheinen, ſolch einen ernſtlichen, mühſam verfolgten Plan, auf dieſem erſehnten Punkte, aufzugeben. Sie rotten ſich zuſammen, und ziehen wirklich das Gebirge hinauf. Moſes aber bleibt zurück, das Heiligthum ſetzt ſich nicht in Bewegung, daher ziemt es weder Joſua noch Kaleb, ſich an die Spitze der Kühneren zu ſtellen. Genug, der nicht unterſtützte, eigenmächtige Vortrab wird geſchlagen, Ungeduld vermehrt ſich. Der ſchon ausgebrochene Unmuth des Volkes, die mehreren Meutereien, an denen ſogar Aaron und Myriane Theil genommen, brechen aufs Neue deſto lebhafter aus, und geben abermals ein Zeugniß, wie wenig Moſes ſeinem großen Berufe gewachſen war. Es iſt ſchon an ſich keine Frage, wird aber durch das Zeugniß Kalebs unwiderruflich beſtätigt, daß an dieſer Stelle möglich, ja unerläßlich geweſen, ins Land Canaan einzudringen, Hebron, den Hain Mamre in Beſitz zu nehmen, das heilige Grab Abrahams zu erobern, und ſich dadurch einen Ziel-, Stütz- und Mittelpunkt für das ganze Unternehmen zu verſchaffen. Welcher Nachtheil mußte dagegen dem unglücklichen Volke entſpringen, wenn man den bisher befolgten, von Jethro zwar nicht ganz uneigennützig, aber doch nicht ganz verrätheriſch vorgeſchlagenen, Plan auf Einmal ſo freventlich aufzugeben, beſchloß.

Das zweyte Jahr, von dem Auszuge aus Aegypten an gerechnet, war noch nicht verfloſſen, und man hätte ſich vor Ende deſſelben, obgleich noch immer ſpät genug, im Beſitz des ſchönſten Theils des erwünſchten Landes geſehen; allein die Bewohner, aufmerkſam, hatten den Riegel vorgeſchoben, und wohin ſich nun wenden? Man war nordwärts weit genug vorgerückt, und nun ſollte man wieder oſtwärts ziehen, um jenen Weg endlich einzuſchlagen, den man gleich anfangs hätte nehmen ſollen. Allein gerade hier in Oſten lag das von Gebirgen umgebene Land Edom vor; man wollte ſich einen Durchzug erbitten, die klügeren Edomiter ſchlugen ihn rund ab. Sich durchzufechten war nicht räthlich, man mußte ſich alſo zu einem Umwege, bey dem man die edomitiſchen Gebirge links ließ, bequemen, und hier ging die Reiſe im Ganzen ohne Schwierigkeit von Statten, denn es bedurfte nur wenige Stationen, Oboth, Jjim, um an den Bach Sared, den erſten der ſeine Waſſer ins todte Meer gießt, und ferner an den Arnon zu kommen. Indeſſen war Mirjam verſchieden, Aaron verſchwunden, kurz nachdem ſie ſich gegen Moſen aufgelehnt hatten.

Vom Bache Arnon an ging Alles noch glücklicher wie bisher. Das Volk ſahe ſich zum Zweitenmale nahe am Ziele ſeiner Wünſche, in einer Gegend die wenig Hinderniſſe entgegen ſetzte; hier konnte man in Maſſe vordringen, und die Völker, welche den Durchzug verweigerten, überwinden, verderben und vertreiben. Man ſchritt weiter vor, und ſo wurden Midianiter, Moabiter, Amoriter in ihren ſchönſten Beſitzungen angegriffen, ja die erſten ſogar, was Jethro vorſichtig abzuwenden gedachte, vertilgt, das linke Ufer des Jordans wurde genommen und einigen ungeduldigen Stämmen Anſiedlungen erlaubt, unterdeſſen man abermals, auf hergebrachte Weiſe, Geſetze gab, Anordnungen machte, und den Jordan zu überſchreiten zögerte. Unter dieſen Verhandlungen verſchwand Moſes ſelbſt, wie Aaron verſchwunden war, und wir müßten uns ſehr irren, wenn nicht Joſua und Kaleb, die ſeit einigen Jahren ertragene Regentſchaft eines beſchränkten Mannes zu endigen, und ihn ſo vielen Unglücklichen, die er vorausgeſchickt, nachzuſenden für gut gefunden hätten; um der Sache ein Ende zu machen, und mit Ernſt ſich in den Beſitz des ganzen rechten Jordanufers, und des darin gelegenen Landes, zu ſetzen.

Man wird der Darſtellung, wie ſie hier gegeben iſt, wohl gerne zugeſtehen, daß ſie uns den Fortſchritt eines wichtigen Unternehmens ſo raſch als conſequent vor die Seele bringt; aber man wird ihr nicht ſogleich Zutrauen und Beifall ſchenken, weil ſie jenen Heereszug, den der ausdrückliche Buchſtabe der heiligen Schrift auf ſehr viele Jahre hinausdehnt, in kurzer Zeit vollbringen läßt. Wir müſſen daher unſere Gründe angeben, wodurch wir uns zu einer ſo großen Abweichung berechtigt glauben, und dies kann nicht beſſer geſchehen, als wenn wir über die Erdfläche, welche jene Volksmaſſe zu durchziehen hatte, und über die Zeit, welche jede Caravane zu einem ſolchen Zuge bedürfen würde, unſere Betrachtungen anſtellen, und zugleich was uns in dieſem beſonderen Falle überliefert iſt, gegen einander halten und erwägen.

Wir übergehen den Zug vom rothen Meere bis an den Sinai, wir laſſen ferner Alles, was in der Gegend des Berges vorgegangen, auf ſich beruhen, und bemerken nur, daß die große Volksmaſſe am zwanzigſten Tage des zweiten Monats, im zweiten Jahre der Auswanderung aus Aegypten, vom Fuße des Sinai aufgebrochen. Von da bis zur Wüſte Paran hatten ſie keine vierzig Meilen, die eine beladene Caravane in fünf Tagen bequem zurücklegt. Man gebe der ganzen Colonne Zeit, um jedesmal heran zu kommen, genugſame Raſttage, man ſetze anderen Aufenthalt, genug ſie konnten, auf alle Fälle in der Gegend ihrer Beſtimmung in zwölf Tagen ankommen, welches denn auch mit der Bibel und der gewöhnlichen Meinung übereintrifft. Hier werden die Botſchafter ausgeſchickt, die ganze Volksmaſſe rückt nur um weniges weiter vor bis Kades, wohin die Abgeſendeten nach vierzig Tagen zurückkehren, worauf denn ſogleich nach ſchlecht ausgefallenem Kriegsverſuch, die Unterhandlung mit den Edomitern unternommen wird. Man gebe dieſer Negotiation ſo viel Zeit als man will, ſo wird man ſie nicht wohl über dreißig Tage ausdehnen dürfen. Die Edomiter ſchlagen den Durchzug rein ab, und für Iſrael war es keinesweges räthlich in einer ſo ſehr gefährlichen Lage lange zu verweilen: denn, wenn die Cananiter mit den Edomitern einverſtanden, jene von Norden, dieſe von Oſten, aus ihren Gebirgen hervorgebrochen wären, ſo hätte Iſrael einen ſchlimmen Stand gehabt.

Auch macht hier die Geſchichtserzählung keine Pauſe, ſondern der Entſchluß wird gleich gefaßt, um das Gebirge Edom herum zu ziehen. Nun beträgt der Zug um das Gebirge Edom, erſt nach Süden, dann nach Norden gerichtet, bis an den Fluß Arnon abermals keine vierzig Meilen, welche alſo in fünf Tagen zurückzulegen geweſen wären. Summirt man nun auch jene vierzig Tage, in welchen ſie den Tod Aarons betrauert, hinzu, ſo behalten wir immer noch ſechs Monate des zweiten Jahres für jede Art von Retardation und Zaudern und zu denen Zügen übrig, welche die Kinder Jſrael glücklich bis an den Jordan bringen ſollen. Wo kommen aber denn die übrigen acht und dreißig Jahre hin?

Dieſe haben den Auslegern viele Mühe gemacht, ſo wie die ein und vierzig Stationen, unter denen funfzehne ſind, von welchen die Geſchichtserzählung nichts meldet, die aber, in dem Verzeichniſſe eingeſchaltet, den Geographen viel Pein verurſacht haben. Nun ſtehen die eingeſchobenen Stationen mit den überflüſſigen Jahren in glücklich fabelhaftem Verhältniſſe; denn ſechzehn Orte, von denen man nichts weiß, und acht und dreißig Jahre, von denen man nichts erfährt, geben die beſte Gelegenheit, ſich mit den Kindern Jſrael in der Wüſte zu verirren.

Die Geſchichtserzählung, wie wir ſie ſorgfältig von allen Einſchiebſeln getrennt haben, ſpricht von einem Kades in der Wüſte Paran, und gleich darauf von einem Kades in der Wüſte Zin; von dem erſten werden die Botſchafter weggeſchickt, und von dem zweiten zieht die ganze Maſſe weg, nachdem die Edomiter den Durchzug durch ihr Land verweigern. Hieraus geht von ſelbſt hervor, daß es ein und eben derſelbe Ort iſt; denn der vorgehabte Zug durch Edom war eine Folge des fehlgeſchlagenen

Verſuchs von dieſer Seite in das Land Canaan einzudringen, und ſo viel iſt noch aus anderen Stellen deutlich, daß die beiden öfters genannten Wüſten an einander ſtoßen, Zin nördlicher, Paran ſüdlicher lag, und Kades in einer Oaſe als Raſtplatz zwiſchen beiden Wüſten gelegen war.

Niemals wäre man auch auf den Gedanken gekommen, ſich zwei Kades einzubilden, wenn man nicht in der Verlegenheit geweſen wäre, die Kinder Iſrael lange genug in der Wüſte herumzuführen. Diejenigen jedoch, welche nur Ein Kades annehmen, und dabei von dem vierzigjährigen Zug und den eingeſchalteten Stationen Rechenſchaft geben wollen, ſind noch übler daran, beſonders wiſſen ſie, wenn ſie den Zug auf der Karte darſtellen wollen, ſich nicht wunderlich genug zu geberden, um das Unmögliche anſchaulich zu machen. Denn freilich iſt das Auge ein beſſerer Richter des Unſchicklichen, als der innere Sinn. Sanſon ſchiebt die vierzehn unechten Stationen zwiſchen den Sinai und Kades. Hier kann er nicht genug Zickzacks auf ſeine Karte zeichnen, und doch beträgt jede Station nur zwei Meilen, eine Strecke, die nicht einmal hinreicht, daß ſich ein ſolcher ungeheurer Heerwurm in Bewegung ſetzen könnte.

Wie bevölkert und bebauet muß nicht dieſe Wüſte ſein, wo man alle zwei Meilen, wo nicht Städte und Ortſchaften, doch mit Namen bezeichnete Ruheplätze findet? Welcher Vortheil für den Heerführer und ſein Volk! Dieſer Reichthum der inneren Wüſte aber wird dem Geographen bald verderblich. Er findet von Kades nur fünf Stationen bis Ezeongaber, und auf dem Rückwege nach Kades, wohin er ſie doch bringen muß, unglücklicherweiſe gar keine; er legt daher einige ſeltſame, und ſelbſt in jener Liſte nicht genannte Städte, dem reiſenden Volke in den Weg, ſo wie man ehemals die geographiſche Leerheit mit Elephanten zudeckte. Kalmet ſucht ſich aus der Noth, durch wunderliche Kreuz- und Querzüge zu helfen, ſetzt einen Theil der überflüſſigen Orte gegen das mittelländiſche Meer zu, macht Hazeroth und Moſeroth zu Einem Orte, und bringt, durch die ſeltſamſten Irrſprünge, ſeine Leute endlich an den Arnon. Well, der zwei Kades annimmt, verzerrt die Lage des Landes über die Maßen. Bei Nolin tanzt die Caravane eine Polonaiſe, wodurch ſie wieder an's rothe Meer gelangt, und den Sinai nordwärts im Rücken hat. Es iſt nicht möglich, weniger Einbildungskraft, Anſchauen, Genauigkeit und Urtheil zu zeigen, als dieſe frommen, wohldenkenden Männer.

Die Sache aber auf's Genaueſte betrachtet, wird es höchſt wahrſcheinlich, daß das überflüſſige Stationen-Verzeichniß zur Rettung der problematiſchen vierzig Jahre eingeſchoben werden. Denn in dem Texte, welchem wir bei unſerer Erzählung genau folgen, ſteht: „daß das Volk, da es von den Cananitern geſchlagen, und ihm der Durchzug durch's Land Edom verſagt worden, auf dem Wege zum Schilfmeere, gegen Ezeongaber, der Edomiter Land umzogen." Daraus iſt der Irrthum entſtanden, daß ſie wirklich an's Schilfmeer nach Ezeongaber, das wahrſcheinlich damals noch nicht exiſtirte, gekommen, obgleich der Text von dem Umziehen des Gebirges Seir auf genannter Straße ſpricht, ſo wie man ſagt, der Fuhrmann fährt die Leipziger Straße, ohne daß er deshalb nothwendig nach Leipzig fahren müſſe. Haben wir nun die überflüſſigen Stationen bei Seite gebracht, ſo möchte es uns ja wohl auch mit den überflüſſigen Jahren gelingen. Wir wiſſen, daß die altteſtamentliche Chronologie künſtlich iſt, daß ſich die ganze Zeitrechnung in beſtimmte Kreiſe von neun und vierzig Jahren auflöſen läßt, und daß alſo dieſe myſtiſche Epochen herauszubringen, manche hiſtoriſche Zahlen müſſen verändert worden ſein. Und wo ließen ſich ſechs bis acht und dreißig Jahre, die etwa in einem Cyklus fehlten, bequemer einſchieben, als in jene Epoche, die ſo ſehr im Dunkeln lag, und die auf einem wüſten unbekannten Flecke ſollte zugebracht worden ſein. Ohne daher an die Chronologie, das ſchwierigſte aller Studien, nur irgend zu rühren, ſo wollen wir den poetiſchen Theil derſelben hier zu Gunſten unſerer Hypotheſe kürzlich in Betracht ziehn.

Mehrere runde, heilig, ſymboliſch, poetiſch zu nennende Zahlen kommen in der Bibel ſo wie in anderen alterthümlichen Schriften vor. Die Zahl Sieben ſcheint dem Schaffen, Wirken und Thun, die Zahl Vierzig hingegen dem Beſchauen, Erwarten, vorzüglich aber der Abſonderung gewidmet zu ſein. Die Sündfluth, welche Noah und die Seinen von aller übrigen Welt abtrennen ſollte, nimmt vierzig Tage zu; nachdem die Gewäſſer genungſam geſtanden, verlaufen ſie während vierzig Tagen, und ſo lange noch hält Noah den Schalter der Arche verſchloſſen. Gleiche Zeit verweilt Moſes zweimal auf Sinai, abgeſondert von dem Volke; die Kundſchafter bleiben eben ſo lange in Canaan, und ſo ſoll denn auch das ganze Volk durch ſo viel mühſelige Jahre abgeſondert von allen Völkern, gleichen Zeitraum beſtätigt und geheiligt haben. Ja in's neue Teſtament geht die Bedeutung dieſer Zahl in ihrem vollen Werth hinüber; Chriſtus bleibt vierzig Tage in der Wüſte um den Verſucher abzuwarten.

Wäre uns nun gelungen die Wanderung der Kinder Iſrael vom Sinai bis an den Jordan, in einer kürzeren Zeit zu vollbringen, ob wir gleich hiebei ſchon viel zu viel auf ein ſchwankendes, unwahrſcheinliches Retardiren Rückſicht genommen; hätten wir uns ſo vieler fruchtloſen Jahre, ſo vieler unfruchtbaren Stationen entledigt, ſo würde ſogleich der große Heerführer, gegen das, was wir an ihn zu erinnern gehabt, in ſeinem ganzen Werthe wieder hergeſtellt. Auch würde die Art, wie in dieſen Büchern Gott erſchien, uns nicht mehr ſo drückend ſein, als bisher, wo er ſich durchaus grauenvoll und ſchrecklich erzeigt; da ſchon wieder im Buche Joſua und der Richter, ſogar auch weiterhin, ein reineres patriarchaliſches Weſen wieder hervortritt und der Gott Abrahams nach wie vor den Seinen freundlich erſcheint, wenn uns der Gott Moſis eine Zeit lang mit Grauen und Abſcheu erfüllt hat. Uns hierüber aufzuklären, ſprechen wir aus: wie der Mann, ſo auch ſein Gott. Daher alſo von dem Charakter Moſis noch einige Schlußworte!

Ihr habt, könnte man uns zurufen, in dem Vorhergehenden mit allzu großer Verwegenheit einem außerordentlichen Manne diejenigen Eigenſchaften abgeſprochen, die bisher höchlich an ihm bewundert wurden: die Eigenſchaften des Regenten und Heer-

Führers. Was aber zeichnet ihn denn aus? Wodurch legitimirt er ſich zu einem ſo wichtigen Berufe? Was giebt ihm die Kühnheit, ſich, trotz innerer und äußerer Ungunſt, zu einem ſolchen Geſchäfte hinzudrängen, wenn ihm jene Haupterforderniſſe, jene unerläßlichen Talente fehlen, die ihr ihm mit unerhörter Frechheit abſprecht? Hierauf laſſe man uns antworten: Nicht die Talente, nicht das Geſchick zu Dieſem oder Jenem machen eigentlich den Mann der That, die Perſönlichkeit iſt's, von der in ſolchen Fällen Alles abhängt. Der Charakter ruht auf der Perſönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können ſich zum Charakter geſellen, er geſellt ſich nicht zu ihnen: denn ihm iſt Alles entbehrlich, außer er ſelbſt. Und ſo geſtehen wir gern, daß uns die Perſönlichkeit Moſis, von dem erſten Meuchelmord an, durch alle Grauſamkeiten durch, bis zum Verſchwinden, ein höchſt bedeutendes und würdiges Bild giebt, von einem Manne, der durch ſeine Natur zum Größten getrieben iſt. Aber freilich wird ein ſolches Bild ganz entſtellt, wenn wir einen kräftigen, kurz gebundenen, raſchen Thatmann, vierzig Jahre ohne Sinn und Noth, mit einer ungeheuren Volksmaſſe, auf einem ſo kleinen Raum, im Angeſicht ſeines großen Zieles, herum taumeln ſehen. Blos durch die Verkürzung des Weges und der Zeit, die er darauf zugebracht, haben wir alles Böſe, was wir von ihm zu ſagen gewagt, wieder ausgeglichen und ihn an ſeine rechte Stelle gehoben.

Es bleibt uns nun nichts mehr übrig, als dasjenige zu wiederholen, womit wir unſere Betrachtungen begonnen haben. Kein Schade geſchiehet den heiligen Schriften, ſo wenig als jeder anderen Ueberlieferung, wenn wir ſie mit kritiſchem Sinne behandeln, wenn wir aufdecken, worin ſie ſich widerſpricht, und wie oft das Urſprüngliche, Beſſere, durch nachherige Zuſätze, Einſchaltungen und Accommodationen verdeckt, ja entſtellt worden. Der innerliche, eigentliche Ur- und Grundwerth geht nur deſto lebhafter und reiner hervor, und dieſer iſt es auch, nach welchem Jedermann, bewußt oder bewußtlos, hinblickt, hingreift, ſich daran erbaut und alles Uebrige, wo nicht wegwirft, doch fallen oder auf ſich beruhen läßt.

553.

Nähere Hülfsmittel.

Wenn uns die heiligen Schriften uranfängliche Zuſtände und die allmählige Entwickelung einer bedeutenden Nation vergegenwärtigen; Männer aber, wie Michaelis, Eichhorn, Paulus, Heeren, noch mehr Natur und Unmittelbarkeit in jenen Ueber lieferungen aufweiſen, als wir ſelbſt hätten entdecken können; ſo ziehen wir, was die neuere und neueſte Zeit angeht, die größten Vortheile aus Reiſebeſchreibungen und andern dergleichen Documenten, die uns mehrere, nach Oſten verdringende Weſtländer, nicht ohne Mühſeligkeit, Genuß und Gefahr, nach Hauſe gebracht, und zu herrlicher Belehrung mitgetheilt haben. Hiervon berühren wir nur einige Männer, durch deren Augen wir jene weit entfernten, höchſt fremdartigen Gegenſtände zu betrachten, ſeit vielen Jahren beſchäftigt geweſen.

554.

Wallfahrten und Kreuzzüge.

Deren zahlloſe Beſchreibungen belehren zwar auch in ihrer Art; doch verwirren ſie über den eigentlichſten Zuſtand des Orients mehr unſere Einbildungskraft, als daß ſie ihr zu Hülfe kämen. Die Einſeitigkeit der chriſtlich-feindlichen Anſicht beſchränkt uns durch ihre Beſchränkung, die ſich in der neueren Zeit nur einigermaßen erweitert, als wir nunmehr jene Kriegsereigniſſe durch orientaliſche Schriftſteller nach und nach kennen lernen. Indeſſen bleiben wir allen aufgeregten Wall- und Kreuzfahrern zu Dank verpflichtet, da wir ihrem religioſen Enthuſiasmus, ihrem kräftigen, unermüdlichen Widerſtreit gegen öſtliches Zudringen doch eigentlich Beſchützung und Erhaltung der gebildeten europäiſchen Zuſtände ſchuldig geworden.

555.

Marco Polo. Dieſer vorzügliche Mann ſteht allerdings oben an. Seine Reiſe fällt in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; er gelangt bis in den fernſten Oſten, führt uns in die fremdartigſten Verhältniſſe, worüber wir, da ſie beinahe fabelhaft ausſehen, in Verwunderung, in Erſtaunen gerathen. Gelangen wir aber auch nicht ſogleich über das Einzelne zur Deutlichkeit, ſo iſt doch der gedrängte Vortrag dieſes weitausgreifenden Wanderers höchſt geſchickt, das Gefühl des Unendlichen, Ungeheueren in uns aufregen. Wir befinden uns an dem Hof des **Kublai Chan**, der, als Nachfolger von **Gengis**, grenzenloſe Landſtrecken beherrſchte. Denn was ſoll man von einem Reiche und deſſen Ausdehnung halten, wo es unter andern heißt: „Perſien iſt eine große Provinz, die aus neun Königreichen beſteht;“ und nach einem ſolchen Maaßſtabe wird alles Uebrige gemeſſen. So die Reſidenz, im Norden von China, unüberſehbar; das Schloß des Chans, eine Stadt in der Stadt; daſelbſt aufgehäufte Schätze und Waffen; Beamte, Soldaten und Hofleute unzählbar;

zu wiederholten Feſtmahlen Jeder mit ſeiner Gattin berufen. Eben ſo ein Landaufenthalt! Einrichtung zu allem Vergnügen, beſonders ein Heer von Jägern, und eine Jagdluſt in der größten Ausbreitung. Gezähmte Leoparden, abgerichtete Falken, die thätigſten Gehülfen der Jagenden, zahlloſe Beute gehäuft. Dabei das ganze Jahr Geſchenke ausgeſpendet und empfangen. Gold und Silber; Juwelen, Perlen, alle Arten von Koſtbarkeiten im Beſitz des Fürſten und ſeiner Begünſtigten; indeſſen ſich die übrigen Millionen von Unterthanen wechſelſeitig mit einer Scheinmünze abzufinden haben.

Begeben wir uns aus der Hauptſtadt auf die Reiſe, ſo wiſſen wir vor lauter Vorſtädten nicht, wo die Stadt aufhört. Wir finden ſofort Wohnung an Wohnungen, Dorf an Dörfern, und den herrlichen Fluß hinab eine Reihe von Luſtorten. Alles nach Tagereiſen gerechnet und nicht wenigen. Nun zieht, vom Kaiſer beauftragt, der Reiſende nach anderen Gegenden; er führt uns durch unüberſehbare Wüſten, dann zu heerdenreichen Gauen, Bergreihen hinan, zu Menſchen von wunderbaren Geſtalten und Sitten, und läßt uns zuletzt, über Eis und Schnee, nach der ewigen Nacht des Poles hinſchauen. Dann auf einmal trägt er uns, wie auf einem Zaubermantel, über die Halbinſel Indiens hinab. Wir ſehen Ceylon unter uns liegen, Madagascar, Java; unſer Blick irrt auf wunderlich benamſte Inſeln, und doch läßt er uns überall von Menſchengeſtalten und Sitten, von Landſchaft, Bäumen, Pflanzen und Thieren, ſo manche Beſonderheit erkennen, die für die Wahrheit ſeiner Anſchauung bürgt, wenn gleich Vieles mährchenhaft erſcheinen möchte. Nur der wohlunterrichtete Geograph könnte dies Alles ordnen und bewähren. Wir mußten uns mit dem allgemeinen Eindruck begnügen; denn unſern erſten Studien kamen keine Noten und Bemerkungen zu Hülfe.

556.

Johannes von Montevilla. Deſſen Reiſe beginnt im Jahre 1320, und iſt uns die Beſchreibung derſelben, als Volksbuch, aber leider ſehr ungeſtaltet, zugekommen. Man geſteht dem Verfaſſer zu, daß er große Reiſen gemacht, Vieles geſehen und gut geſehen, auch richtig beſchrieben. Nun beliebt es ihm aber nicht nur mit fremdem Kalbe zu pflügen, ſondern auch alte und neue Fabeln einzuſchalten, wodurch denn das Wahre ſelbſt ſeine Glaubwürdigkeit verliert. Aus der lateiniſchen Urſprache erſt in's Niederdeutſche, ſodann in's Oberdeutſche gebracht, erleidet das Büchlein neue Verfälſchung der Namen. Auch der Ueberſetzer erlaubt ſich auszulaſſen und einzuſchalten, wie unſer Görres, in ſeiner verdienſtlichen Schrift über die deutſchen Volksbücher anzeigt, auf welche Weiſe Genuß und Nutzen an dieſem bedeutenden Werke verkümmert worden.

557.

Pietro della Valle, aus einem uralten römiſchen Geſchlechte, das ſeinen Stammbaum bis auf die edlen Familien der Republik zurückführen durfte, ward im Jahre 1586 zu einer Zeit geboren, da die ſämmtlichen Reiche Europens ſich einer hohen geiſtigen Bildung erfreuten. In Italien lebte Taſſo noch, obgleich in traurigem Zuſtande; doch wirkten ſeine Gedichte auf alle vorzügliche Geiſter. Die Verskunſt hatte ſich ſo weit verbreitet, daß ſchon Improviſatoren hervortraten, und kein junger Mann von freieren Geſinnungen des Talents entbehren durfte, ſich Reimweiſe auszudrücken. Sprachſtudium, Grammatik, Red- und Stilkunſt wurden gründlich behandelt, und ſo wuchs in allen dieſen Vorzügen unſer Jüngling ſorgfältig gebildet heran.

Waffenübungen zu Fuß und Roß, die edle Fecht- und Reitkunſt dienten ihm zu täglicher Entwickelung körperlicher Kräfte, und der damit innig verbundenen Charakterſtärke. Das wüſte Treiben früherer Kreuzzüge hatte ſich nun zur Kriegskunſt und zu ritterlichem Weſen herangebildet, auch die Galanterie in ſich aufgenommen. Wir ſehen den Jüngling, wie er mehreren Schönen, beſonders in Gedichten, den Hof macht, zuletzt aber höchſt unglücklich wird, als ihn die eine, die er ſich anzueignen, mit der er ſich ernſtlich zu verbinden gedenkt, hintenanſetzt, und einem Unwürdigen ſich hingiebt. Sein Schmerz iſt grenzenlos, und um ſich Luft zu machen, beſchließt er, im Pilgerkleide, nach dem heiligen Lande zu wallen.

Im Jahre 1614 gelangt er nach Conſtantinopel, wo ſein adeliches, einnehmendes Weſen die beſte Aufnahme gewinnt. Nach Art ſeiner früheren Studien, wirft er ſich gleich auf die orientaliſchen Sprachen, verſchafft ſich zuerſt eine Ueberſicht der türkiſchen Literatur, Landesart und Sitten, und begiebt ſich ſodann, nicht ohne Bedauern ſeiner neu erworbenen Freunde, nach Aegypten. Seinen dortigen Aufenthalt nutzt er ebenfalls, um die alterthümliche Welt und ihre Spuren in der neueren auf das ernſtlichſte zu ſuchen und zu verfolgen; von Kairo zieht er auf den Berg Sinai, das Grab der heiligen Katharina zu verehren, und kehrt, wie von einer Luſtreiſe, zur Hauptſtadt Aegyptens zurück: gelangt, von da zum zweitenmale abreiſend, in ſechzehn Tagen nach Jeruſalem, wodurch das wahre Maaß der Entfernung beider

Städte ſich unſerer Einbildungskraft aufdrängt. Dort, das heilige Grab verehrend, erbittet er ſich vom Erlöſer, wie früher ſchon von der heiligen Katharina, Befreiung von ſeiner Leidenſchaft; und wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, daß er ein Thor geweſen, die bisher Angebetete für die Einzige zu halten, die eine ſolche Huldigung verdiene; ſeine Abneigung gegen das übrige weibliche Geſchlecht iſt verſchwunden, er ſieht ſich nach einer Gemahlin um, und ſchreibt ſeinen Freunden, zu denen er bald zurückzukehren hofft, ihm eine würdige auszuſuchen.

Nachdem er nun alle heiligen Orte betreten und bebetet, wozu ihm die Empfehlung ſeiner Freunde von Conſtantinopel, am meiſten aber ein ihm zur Begleitung mitgegebener Capighi, die beſten Dienſte thun, reiſt er mit dem vollſtändigſten Begriff dieſer Zuſtände weiter, erreicht Damaskus, ſodann Aleppo, woſelbſt er ſich in ſyriſche Kleidung hüllt, und ſeinen Bart wachſen läßt. Hier nun begegnet ihm ein bedeutendes, ſchickſalbeſtimmendes Abenteuer. Ein Reiſender geſellt ſich zu ihm, der von der Schönheit und Liebenswürdigkeit einer jungen georgiſchen Chriſtin, die ſich mit den Ihrigen zu Bagdad aufhält, nicht genug zu erzählen weiß, und Valle verliebt ſich, nach echt orientaliſcher Weiſe, in ein Wortbild, dem er begierig entgegen reiſt. Ihre Gegenwart vermehrt

Neigung und Verlangen, er weiß die Mutter zu gewinnen, der Vater wird beredet; doch geben Beide ſeiner ungeſtümen Leidenſchaft nur ungerne nach; ihre geliebte, anmuthige Tochter von ſich zu laſſen, ſcheint ein allzu großes Opfer. Endlich wird ſie ſeine Gattin, und er gewinnt dadurch für Leben und Reiſe den größten Schatz. Denn ob er gleich mit adelichem Wiſſen und Kenntniß mancher Art ausgeſtattet, die Wallfahrt angetreten, und in Beobachtung deſſen, was ſich unmittelbar auf den Menſchen bezieht, ſo aufmerkſam als glücklich, und im Betragen gegen Jedermann in allen Fällen muſterhaft geweſen; ſo fehlt es ihm doch an Kenntniß der Natur, deren Wiſſenſchaft ſich damals nur noch in dem engen Kreiſe ernſter und bedächtiger Forſcher bewegte. Daher kann er die Aufträge ſeiner Freunde, die von Pflanzen und Hölzern, von Gewürzen und Arzeneien Nachricht verlangen, nur unvollkommen befriedigen; die ſchöne Maani aber, als ein liebenswürdiger Hausarzt, weiß von Wurzeln, Kräutern und Blumen, wie ſie wachſen, von Harzen, Balſamen, Oelen, Saamen und Hölzern, wie ſie der Handel bringt, genugſame Rechenſchaft zu geben, und ihres Gatten Beobachtung, der Landes-Art gemäß, zu bereichern.

Wichtiger aber iſt dieſe Verbindung für Lebens- und Reiſethätigkeit. Maani, zwar vollkommen weiblich, zeigt ſich von reſolutem, allen Ereigniſſen gewachſenem Charakter; ſie fürchtet keine Gefahr, ja ſucht ſie eher auf, und beträgt ſich überall edel und ruhig; ſie beſteigt auf Mannsweiſe das Pferd, weiß es zu bezähmen und anzutreiben, und ſo bleibt ſie eine muntere aufregende Gefährtin. Eben ſo wichtig iſt es, daß ſie unterwegs mit den ſämmtlichen Frauen in Berührung kommt, und ihr Gatte daher von den Männern gut aufgenommen, bewirthet und unterhalten wird, indem ſie ſich auf Frauenweiſe mit den Gattinnen zu bethun und zu beſchäftigen weiß.

Nun genießt aber erſt das junge Paar eines bei den bisherigen Wanderungen im türkiſchen Reiche, unbekannten Glückes. Sie betreten Perſien im dreißigſten Jahre der Regierung Abbas des Zweiten, der ſich, wie Peter und Friedrich, den Namen des Großen verdiente. Nach einer gefahrvollen, bänglichen Jugend, wird er ſogleich beim Antritt ſeiner Regierung auf's Deutlichſte gewahr, wie er, um ſein Reich zu beſchützen, die Grenzen erweitern müſſe, und was für Mittel es gebe, auch innerliche Herrſchaft zu ſichern; zugleich geht Sinnen und Trachten dahin, das entvölkerte Reich durch Fremdlinge wieder herzuſtellen, und den Verkehr der Seinigen durch öffentliche Wege- und Gaſtanſtalten zu beleben und zu erleichtern. Die größten Einkünfte und Begünſtigungen verwendet er zu grenzenloſen Bauten. Jspahan, zur Hauptſtadt gewürdigt, mit Palläſten und Gärten, Caravanſereien und Häuſern, für königliche Gäſte überſäet; eine Vorſtadt, für die Armenier erbaut, die, ſich dankbar zu beweiſen, ununterbrochen Gelegenheit finden, indem ſie für eigene und für königliche Rechnung handelnd, Profit und Tribut den Fürſten zu gleicher Zeit abzutragen klug genug ſind. Eine Vorſtadt für Georgier, eine andere für Nachfahren der Feueranbeter, erweitern abermals die Stadt, die zuletzt ſo grenzenlos als eine unſerer neuen Reichsmittelpunkte ſich erſtreckt. Römiſch-Katholiſche Geiſtliche, beſonders Carmeliten ſind wohl aufgenommen und beſchützt; weniger die griechiſche Religion, die, unter dem Schutze der Türken ſtehend, dem allgemeinen Feinde Europens und Aſiens anzugehören ſcheint.

Ueber ein Jahr hatte ſich della Valle in Jspahan aufgehalten, und ſeine Zeit ununterbrochen thätig benutzt, um von allen Zuſtänden und Verhältniſſen genaue Nachricht einzuziehen. Wie lebendig ſind daher ſeine Darſtellungen! Wie genau ſeine Nachrichten! Endlich, nachdem er Alles ausgekoſtet, fehlt ihm noch der Gipfel des ganzen Zuſtandes, die perſönliche Bekanntſchaft des von ihm ſo hoch bewunderten Kaiſers, der Begriff, wie es bei Hofe, im Gefecht, bei der Armee zugehe.

In dem Lande Mazenderan, der südlichen Küste des caspischen Meeres, in einer, freilich sumpfigen, ungesunden Gegend, legt sich der thätige unruhige Fürst abermals eine große Stadt an, Ferhabad benannt, und bevölkerte sie mit beorderten Bürgern; sogleich in der Nähe erbauet er sich manchen Palast auf den Höhen des amphitheatralischen Kreises, nicht allzuweit von seinen Gegnern den Russen und Türken, in einer durch Bergrücken geschützten Lage. Dort residirt er gewöhnlich, und della Valle sucht ihn auf. Mit Maani kommt er an, wird wohl empfangen, nach einem orientalisch-langen verschränkten Zaudern, dem Könige vorgestellt, gewinnt dessen Gunst, und wird zur Tafel und Trinkgelagen zugelassen, wo er vorzüglich von europäischer Verfassung, Sitte, Religion, dem schon wohlunterrichteten, wißbegierigen Fürsten Rechenschaft zu geben hat.

Im Orient überhaupt, besonders aber in Persien, findet sich eine gewisse Naivität und Unschuld des Betragens durch alle Stände bis zur Nähe des Thrones. Zwar zeigt sich auf der oberen Stufe eine entschiedene Förmlichkeit, bei Audienzen, Tafeln und sonst; bald aber entsteht in des Kaisers Umgebung eine Art von Carnevals-Freiheit, die sich höchst scherzhaft ankommt. Ergötzt sich der Kaiser in Gärten und Koſſen, ſo darf Niemand in Stiefeln auf die Teppiche treten, worauf ſich der Hof befindet. Ein tartariſcher Fürſt kommt an, man zieht ihm den Stiefel aus; aber er, nicht geübt auf Einem Beine zu ſtehen, fängt an zu wanken; der Kaiſer ſelbſt tritt nun hinzu und hält ihn, bis die Operation vorüber iſt. Gegen Abend ſieht der Kaiſer in einem Hofzirkel, in welchem goldene, weingefüllte Schalen herumkreiſen; mehrere von mäßigem Gewicht, einige aber durch einen verſtärkten Boden ſo ſchwer, daß der ununterrichtete Gaſt den Wein verſchüttet, wo nicht gar den Becher, zur höchſten Beluſtigung des Herrn und der Eingeweihten, fallen läßt. Und ſo trinkt man im Kreiſe herum, bis einer, unfähig länger ſich auf den Füßen zu halten, weggeführt wird, oder zur rechten Zeit hinwegſchleicht. Beim Abſchiede wird dem Kaiſer keine Ehrerbietung erzeigt, Einer verliert ſich nach dem Andern, bis zuletzt der Herrſcher allein bleibt, eine Zeit lang noch einer melancholiſchen Muſik zuhört, und ſich endlich dann auch zur Ruhe begiebt. Noch ſeltſamere Geſchichten werden aus dem Harem erzählet, wo die Frauen ihren Beherrſcher kitzeln, ſich mit ihm balgen, ihn auf den Teppich zu bringen ſuchen, wobei er ſich, unter großem Gelächter, nur mit Schimpfreden zu helfen und zu rächen ſucht.

Indem wir nun dergleichen luſtige Dinge von den innern Unterhaltungen des kaiſerlichen Harems vernehmen, ſo dürfen wir nicht denken, daß der Fürſt und ſein Staats-Divan müßig oder nachläſſig geblieben. Nicht der thätig-unruhige Geiſt Abbas des Großen allein war es, der ihn antrieb, eine zweite Hauptſtadt am caſpiſchen Meere zu erbauen; Ferhabad lag zwar dort günſtig zu Jagd- und Handel, aber auch, von einer Bergkette geſchützt, nahe genug an der Grenze, daß der Kaiſer jede Bewegung der Ruſſen und Türken, ſeiner Erbfeinde, genau vernehmen und Gegenanſtalten treffen konnte. Von den Ruſſen war gegenwärtig nichts zu fürchten, [illegible] Reich, durch Uſurpatoren und Trugfürſten [illegible], fühlte ſich ſelbſt nicht; die Türken hingegen hatte der Kaiſer, ſchon vor zwölf Jahren, in der [illegible] Feldſchlacht, dergeſtalt überwunden, daß er in der Folge von dort her nichts mehr zu befürchten hatte, vielmehr noch große Landſtrecken ihnen abgewann. Ein dauernder Friede jedoch konnte zwiſchen ſolchen Nachbarn ſich nimmer befeſtigen, einzelne Neckereien, [illegible] Demonſtrationen weckten beide Partheyen zu fortwährender Aufmerkſamkeit.

Gegenwärtig aber ſieht ſich Abbas zu ernſteren Kriegsrüſtungen genöthigt. Völlig im urälteſten Styl ruft er ſein ganzes Heeresvolk in die Flächen von Aderbijan zuſammen, es drängt ſich in allen ſeinen Abtheilungen zu Roß und Fuß, mit den mannigfaltigſten Waffen herbei; zugleich ein unendlicher Troß. Denn Jeder nimmt, wie bei einer Auswanderung, Weiber, Kinder und Gepäcke mit. Auch della Valle führt ſeine ſchöne Maani und ihre Frauen, zu Pferde und Sänfte, dem Heere und Hofe nach, weshalb ihn der Kaiſer belobt, weil er ſich hiedurch als einen angeſehenen Mann beweiſt.

Einer ſolchen ganzen Nation, die ſich maſſenhaft in Bewegung ſetzt, darf es nun auch an gar nichts fehlen, was ſie zu Hauſe allenfalls bedürfen könnte; weshalb denn Kauf- und Handelsleute aller Art mitziehen, überall einen flüchtigen Bazar aufſchlagen, eines guten Abſatzes gewärtig. Man vergleicht daher das Lager des Kaiſers jederzeit einer Stadt, worin denn auch ſo gute Polizei und Ordnung gehandhabt wird, daß Niemand, bei grauſamer Strafe, weder fouragiren noch requiriren, viel weniger aber plündern darf, ſondern von Großen und Kleinen Alles baar bezahlt werden muß; weshalb denn nicht allein alle auf dem Wege liegenden Städte ſich mit Vorräthen reichlich verſehen, ſondern auch aus benachbarten und entfernteren Provinzen Lebensmittel und Bedürfniſſe unverſiegbar zufließen.

Was aber laſſen ſich für ſtrategiſche, was für tactiſche Operationen von einer ſolchen organiſirten Unordnung erwarten? Beſonders, wenn man erfährt, daß alle Volks-, Stamm- und Waffenabtheilungen ſich im Gefecht vermiſchen, und, ohne beſtimmten Vorder-, Neben- und Hintermann, wie es der Zufall giebt, durch einander kämpfen; daher denn ein glücklich errungener Sieg ſo leicht umſchlagen, und eine einzige verlorne Schlacht auf viele Jahre hinaus das Schickſal eines Reiches beſtimmen kann.

Diesmal aber kommt es zu keinem ſolchen furchtbaren Kampf- und Waffengemenge. Zwar dringt man, mit undenkbarer Beſchwerniß, durch's Gebirge; aber man zaudert, weicht nicht zurück, macht ſogar Anſtalten die eigenen Städte zu zerſtören, damit der Feind in verwüſteten Landſtrecken umkomme. Paniſcher Allarm, leere Siegesbotſchaften ſchwanken durch einander; freventlich abgelehnte, ſtolz verweigerte Friedensbedingungen, verſtellte Kampfluſt, hinterliſtiges Zögern verſpäten erſt, und begünſtigen zuletzt den Frieden. Da zieht nun ein Jeder, auf des Kaiſers Befehl und Strafgebot ohne weitere Noth und Gefahr als was er von Weg und Gedränge gelitten, ungeſäumt wieder nach Hauſe. Auch della Valle finden wir zu Casbin in der Nähe des Hofes wieder, unzufrieden, daß der Feldzug gegen die Türken ein ſo baldiges Ende genommen. Denn wir haben ihn nicht blos als einen neugierigen Reiſenden, als einen vom Zufall hin und wieder getriebenen Abenteurer zu betrachten; er hegt vielmehr ſeine Zwecke die er unausgeſetzt verfolgt. Perſien war damals eigentlich ein Land für Fremde; Abbas vieljährige Liberalität zog manchen muntern Geiſt herbei, noch war es nicht die Zeit förmlicher Geſandſchaften, kühne, gewandte Reiſende machen ſich geltend. Schon hatte Sherley, ein Engländer, früher ſich ſelbſt beauftragt, und ſpielte den Vermittler zwiſchen Oſten und Weſten; ſo auch della Valle, unabhängig, wohlhabend, vornehm, gebildet, empfohlen, findet Eingang bei Hofe, und ſucht gegen die Türken zu reizen. Ihn treibt eben daſſelbe chriſtliche Mitgefühl, daß die erſten Kreuzfahrer aufregte; er hatte die Mißhandlungen frommer Pilger am heiligen Grabe geſehen, zum Theil mit erduldet, und allen weſtlichen Nationen war daran gelegen, daß Conſtantinopel von Oſten her beunruhigt werde: aber Abbas vertraut nicht den Chriſten, die, auf eignen Vortheil bedacht, ihm zur rechten Zeit niemals von ihrer Seite beigeſtanden. Nun hat er ſich mit den Türken verglichen; della Valle läßt aber nicht nach, und ſucht eine Verbindung Perſiens mit den Koſacken am ſchwarzen Meere anzuknüpfen. Nun kehrt er nach Iſpahan zurück, mit der Abſicht, ſich anzuſiedeln, und die römiſch-katholiſche

Religion zu fördern. Erſt die Verwandten ſeiner Frau, dann noch mehr Chriſten aus Georgien zieht er an ſich, eine georgianiſche Waiſe nimmt er an Kindesſtatt an, hält ſich mit den Carmeliten, und führt nichts weniger im Sinne, als vom Kaiſer eine Landſtrecke, zur Gründung eines neuen Roms, zu erhalten.

Nun erſcheint der Kaiſer ſelbſt wieder in Iſpahan. Geſandte von allen Weltgegenden ſtrömen herbei. Der Herrſcher zu Pferde, auf dem größten Platze; in Gegenwart ſeiner Soldaten, der angeſehenen Dienerſchaft, bedeutender Fremden, deren Vornehmſte auch alle zu Pferde mit Gefolge ſich einfinden, ertheilt er launige Audienzen; Geſchenke werden gebracht, großer Prunk damit getrieben, und doch werden ſie bald hochfahrend verſchmäht, bald darum filzig gemarktet, und ſo ſchwankt die Majeſtät immer zwiſchen dem Höchſten und Tiefſten. Sodann, bald geheimnißvoll verſchloſſen im Harem, bald vor aller Augen handelnd, ſich in alles Oeffentliche einmiſchend, zeigt ſich der Kaiſer in unermüdlicher, eigenwilliger Thätigkeit.

Durchaus auch bemerkt man einen beſondern Freiſinn in Religionsſachen. Nur keinen Muhamedaner darf man zum Chriſtenthume bekehren; an Bekehrungen zum Iſlam, die er früher begünſtigt, hat er ſelbſt keine Freude mehr. Uebrigens mag man glauben und vornehmen was man will. So feiern z. B. die Armenier gerade das Feſt der Kreuzestaufe, die ſie in ihrer prächtigen Vorſtadt, durch welche der Fluß Synderuth läuft, feierlichſt begehen. Dieſer Function will der Kaiſer nicht allein mit großem Gefolge beiwohnen, auch hier kann er das Befehlen, das Anordnen nicht laſſen. Erſt beſpricht er ſich mit den Pfaffen, was ſie eigentlich vorhaben? Dann ſprengt er auf und ab, reitet hin und her, und gebietet dem Zuge Ordnung und Ruhe, mit Genauigkeit wie er ſeine Krieger behandelt hätte. Nach geendigter Feier ſammelt er die Geiſtlichen und andere bedeutende Männer um ſich her, beſpricht ſich mit ihnen über mancherlei Religionsmeinungen und Gebräuche. Doch dieſe Freiheit der Geſinnung gegen andere Glaubensgenoſſen iſt nicht blos dem Kaiſer perſönlich, ſie findet bei den Schiitten überhaupt ſtatt. Dieſe, dem Ali anhängend, der, erſt vom Caliphate verdrängt, und als er endlich dazu gelangte, bald ermordet wurde, können in manchem Sinne als die unterdrückte Mahomedaniſche Religionsparthei angeſehen werden; ihr Haß wendet ſich daher hauptſächlich gegen die Sunniten, welche die zwiſchen Mahomed und Ali eingeſchobenen Caliphen mitzählen und verehren. Die Türken ſind dieſem Glauben zugethan, und eine ſowohl politiſche als religiöſe

Spaltung trennt die beiden Völker; indem nun die Schiiten ihre eigenen verſchieden denkenden Glaubensgenoſſen auf's äußerſte haſſen, ſind ſie gleichgültig gegen andere Bekenner, und gewähren ihnen weit eher, als ihren eigentlichen Gegnern, eine geneigte Aufnahme.

Aber auch, ſchlimm genug! Dieſe Liberalität leidet unter den Einflüſſen kaiſerlicher Willkühr! Ein Reich zu bevölkern oder zu entvölkern, iſt dem deſpotiſchen Willen gleich gemäß. Abbas, verkleidet auf dem Lande herumſchleichend, vernimmt die Mißreden einiger Armeniſchen Frauen, und fühlt ſich dergeſtalt beleidigt, daß er die grauſamſten Strafen über die ſämmtlichen männlichen Einwohner des Dorfes verhängt. Schrecken und Bekümmerniß verbreitet ſich an den Ufern des Synderuths, und die Vorſtadt Chalfa, erſt durch die Theilnahme des Kaiſers an ihrem Feſte beglückt, verſinkt in die tiefſte Trauer. Und ſo theilen wir immer die Gefühle großer, durch den Deſpotismus wechſelsweiſe erhöheten und erniedrigten Völker. Nun bewundern wir, auf welchen hohen Grade von Sicherheit und Wohlſtand Abbas, als Selbſt- und Alleinherrſcher das Reich erhoben, und zugleich dieſem Zuſtande eine ſolche Dauer verliehen, daß ſeiner Nachfahren Schwäche, Thorheit, folgeloſes Betragen erſt nach neunzig Jahren, das

Reich völlig zu Grunde richten konnten; dann aber müſſen wir freilich die Kehrſeite dieſes impoſanten Bildes hervorwenden.

Da eine jede Alleinherrſchaft allen Einfluß ablehnet, und die Perſönlichkeit des Regenten in größter Sicherheit zu bewahren hat, ſo folgt hieraus, daß der Deſpot immerfort Verrath argwöhnen, überall Gefahr ahnen, auch Gewalt von allen Seiten befürchten müſſe, weil er ja ſelbſt nur durch Gewalt ſeinen erhabenen Poſten behauptet. Eiferſüchtig iſt er daher auf Jeden, der außer ihm Anſehen und Vertrauen erweckt, glänzende Fertigkeit zeigt, Schätze ſammlet und an Thätigkeit mit ihm zu wetteifern ſcheint. Nun muß aber in jedem Sinne der Nachfolger am meiſten Verdacht erregen. Schon zeigt es von einem großen Geiſte des königlichen Vaters, wenn er ſeinen Sohn ohne Neid betrachtet, dem die Natur in kurzem, alle bisherigen Beſitzthümer und Erwerbniſſe, ohne die Zuſtimmung des mächtig Wollenden, unwiderruflich übertragen wird. Andererſeits wird vom Sohne verlangt, daß er, edelmüthig, gebildet und geſchmackvoll, ſeine Hoffnungen mäßige, ſeinen Wunſch verberge, und dem väterlichen Schickſale, auch nicht dem Scheine nach, vorgreife. Und doch! Wo iſt die menſchliche Natur ſo rein und groß, ſo gelaſſen abwartend, ſo, unter nothwendigen Bedingungen, mit Freude thätig? Daß in einer ſolchen Lage ſich der Vater nicht über den Sohn, der Sohn nicht über den Vater beklage. Und wären ſie Beide engelrein, ſo werden ſich Ohrenbläſer zwiſchen ſie ſtellen, die Unvorſichtigkeit wird zum Verbrechen, der Schein zum Beweis. Wie viele Beiſpiele liefert uns die Geſchichte! Wovon wir nur des jammervollen Familienlabyrinthes gedenken, in welchem wir den König Herodes befangen ſehen. Nicht allein die Seinigen halten ihn immer in ſchwebender Gefahr, auch ein durch Weiſſagung merkwürdiges Kind erregt ſeine Sorge, und veranlaßt eine allgemein verbreitete Grauſamkeit, unmittelbar vor ſeinem Tode. Alſo erging es auch Abbas dem Großen; Söhne und Enkel machte man verdächtig, und ſie gaben Verdacht; Einer ward unſchuldig ermordet, der Andere halb ſchuldig geblendet. Dieſer ſprach: „mich haſt du nicht des Lichts beraubt, aber das Reich.“ Zu dieſen unglücklichen Gebrechen der Deſpotie fügt ſich unvermeidlich ein anderes, wobei noch zufälliger und unvorhergeſehener ſich Gewaltthaten und Verbrechen entwickeln. Ein jeder Menſch wird von ſeinen Gewohnheiten regiert, nur wird er, durch äußere Bedingungen eingeſchränkt, ſich mäßig verhalten und Mäßigung wird ihm zur Gewohnheit. Gerade das Entgegengeſetzte findet ſich bei dem Deſpoten; ein uneingeſchränkter Wille ſteigert ſich ſelbſt und muß, von außen nicht gewarnt, nach dem völlig Grenzenloſen ſtreben. Wir finden hierdurch das Räthſel gelöſt, wie aus einem löblichen jungen Fürſten, deſſen erſte Regierungsjahre geſegnet wurden, ſich nach und nach ein Tyrann entwickelt, der Welt zum Fluch, und zum Untergange der Seinen; die auch deßhalb öfters dieſer Qual eine gewaltſame Heilung zu verſchaffen genöthigt ſind.

Unglücklicher Weiſe wird nun jenes, dem Menſchen eingeborne, alle Tugenden beförderende Streben in's Unbedingte ſeiner Wirkung noch ſchrecklicher, wenn phyſiſche Reize ſich dazu geſellen. Hieraus entſteht die höchſte Steigerung, welche glücklicherweiſe zuletzt in völlige Betäubung ſich auflöſt. Wir meinen den übermäßigen Gebrauch des Weins, welche die geringe Grenze einer beſonnenen Gerechtigkeit und Billigkeit, die ſelbſt der Tyrann als Menſch nicht ganz verneinen kann, augenblicklich durchbricht, und ein grenzenloſes Unheil anrichtet. Wende man das Geſagte auf Abbas den Großen an, der durch ſeine funfzigjährige Regierung ſich zum einzigen, Unbedingt=Wollenden ſeines ausgebreiteten, bevölkerten Reichs erhoben hatte; denke man ſich ihn freimüthiger Natur, geſellig und guter Laune, dann aber durch Verdacht, Verdruß, und was am ſchlimmſten iſt, durch übel verſtandene Gerechtigkeitsliebe irre geführt, durch heftiges Trinken aufgeregt, und, daß wir das Letzte ſagen, durch ein ſchnödes, unheilbares körperliches Uebel gepeinigt, und zur Verzweiflung gebracht: ſo wird man geſtehen, daß Diejenigen Verzeihung, wo nicht Lob verdienen, welche einer ſo ſchrecklichen Erſcheinung auf Erden ein Ende machten. Selig preiſen wir daher gebildete Völker, deren Monarch ſich ſelbſt durch ein edles ſittliches Bewußtſein regiert; glücklich die gemäßigten, bedingten Regierungen, die ein Herrſcher ſelbſt zu lieben und zu fördern Urſache hat, weil ſie ihn mancher Verantwortung überheben, ihm gar manche Reue erſparen.

Aber nicht allein der Fürſt, ſondern ein Jeder, der, durch Vertrauen, Gunſt oder Anmaßung, Theil an der höchſten Macht gewinnt, kommt in Gefahr den Kreis zu überſchreiten, welchen Geſetz und Sitte, Menſchengefühl, Gewiſſen, Religion und Herkommen, zu Glück und Beruhigung um das Menſchengeſchlecht gezogen haben. Und ſo mögen Miniſter und Günſtlinge, Volksvertreter und Volk auf ihrer Hut ſein, daß nicht auch ſie, in den Strudel unbedingten Wollens hingeriſſen, ſich und Andere unwiederbringlich in's Verderben hinabziehen.

Kehren wir nun zu unſerem Reiſenden zurück, ſo finden wir ihn in einer unbequemen Lage. Bei aller ſeiner Vorliebe für den Orient, muß della Valle doch endlich fühlen, daß er in einem Lande wohnt, wo an keine Folge zu denken iſt, und wo mit dem reinſten Willen und größter Thätigkeit kein neues

Rom zu erbauen wäre. Die Verwandten ſeiner Frau laſſen ſich nicht einmal durch Familien=Bande halten; nachdem ſie eine Zeitlang, zu Ispahan, in dem vertraulichſten Kreiſe gelebt, finden ſie es doch gerathener zurück an den Euphrat zu ziehen, und ihre gewohnte Lebensweiſe dort fortzuſetzen. Die übrigen Georgier zeigen wenig Eifer, ja die Carmeliten, denen das große Vorhaben vorzüglich am Herzen liegen mußte, können von Rom her weder Antheil noch Beiſtand erfahren.

Della Valle's Eifer ermüdet und er entſchließt ſich nach Europa zurückzukehren, leider gerade zur ungünſtigſten Zeit. Durch die Wüſte zu ziehen ſcheint ihm unleidlich, er beſchließt über Indien zu gehen; aber jetzt eben entſpinnen ſich Kriegshändel zwiſchen Portugieſen, Spaniern und Engländern wegen Ormus, dem bedeutendſten Handelsplatze, und Abbas findet ſeinem Vortheile gemäß, Theil daran zu nehmen. Der Kaiſer beſchließt, die unbequemen Portugieſiſchen Nachbaren zu bekämpfen, zu entfernen, und die hülfreichen Engländer zuletzt, vielleicht durch Liſt und Verzögerung, um ihre Abſichten zu bringen, und alle Vortheile ſich zuzueignen.

In ſolchen bedenklichen Zeitläuften überraſcht nun unſeren Reiſenden das wunderbare Gefühl eigner Art, das den Menſchen mit ſich ſelbſt in den größten Zwieſpalt ſetzt, das Gefühl der weiten Entfernung vom

Vaterlande, im Augenblicke, wo wir, unbehaglich in der Fremde, nach Hauſe zurück zu wandern, ja ſchon dort angelangt zu ſein wünſchten. Faſt unmöglich iſt es in ſolchem Falle, ſich der Ungeduld zu wehren; auch unſer Freund wird davon ergriffen, ſein lebhafter Charakter, ſein edles tüchtiges Selbſtvertrauen täuſchen ihn über die Schwierigkeiten, die im Wege ſtehen. Seiner zu Wagniſſen aufgelegten Kühnheit iſt es bisher gelungen, alle Hinderniſſe zu beſiegen, alle Plane durchzuſetzen, er ſchmeichelt ſich fernerhin mit gleichem Glücke und entſchließt ſich, da eine Rückkehr ihm durch die Wüſte unerträglich ſcheint, zu dem Wege über Indien, in Geſellſchaft ſeiner ſchönen Maani und ihrer Pflegetochter Mariuccia.

Manches unangenehme Ereigniß tritt ein, als Vorbedeutung künftiger Gefahr; doch zieht er über Perſepolis und Schiras, wie immer aufmerkend, Gegenſtände, Sitten und Landesart genau bezeichnend und aufzeichnend. So gelangt er an den Perſiſchen Meerbuſen, dort aber findet er, wie vorauszuſehen geweſen, die ſämmtlichen Häfen geſchloſſen, alle Schiffe, nach Kriegsgebrauch, in Beſchlag genommen. Dort am Ufer, in einer höchſt ungeſunden Gegend trifft er Engländer gelagert, deren Caravane gleichfalls aufgehalten, einen günſtigen Augenblick abwarten möchte. Freundlich aufgenommen, ſchließt er ſich an ſie an, errichtet ſeine Gezelte nächſt den ihrigen, und eine Palmhütte zu beſſerer Bequemlichkeit. Hier ſcheint ihm ein freundlicher Stern zu leuchten! Seine Ehe war bisher kinderlos, und zu größter Freude beider Gatten erklärt ſich Maani guter Hoffnung; aber ihn ergreift eine Krankheit, ſchlechte Koſt und böſe Luft zeigen den ſchlimmſten Einfluß auf ihn, und leider auch auf Maani, ſie kommt zu frühe nieder, und das Fieber verläßt ſie nicht. Ihr ſtandhafter Charakter, auch ohne ärztliche Hülfe, erhält ſie noch einige Zeit lang, ſodann aber fühlt ſie ihr Ende herannahen, ergiebt ſich in frommer Gelaſſenheit, verlangt aus der Palmhütte unter die Zelte gebracht zu ſein, woſelbſt ſie, indem Mariuccia die geweihte Kerze hält, und della Valle die herkömmlichen Gebete verrichtet, in ſeinen Armen verſcheidet. Sie hatte das drei und zwanzigſte Jahr erreicht.

Einem ſolchen ungeheueren Verluſte zu ſchmeicheln, beſchließt er feſt und unwiderruflich den Leichnam in ſein Erbbegräbniß mit nach Rom zu nehmen. An Harzen, Balſamen und koſtbaren Specereien fehlt es ihm, glücklicherweiſe findet er eine Ladung des beſten Kampfers, welche, kunſtreich durch erfahrene Perſonen angewendet, den Körper erhalten ſoll. Hierdurch aber übernimmt er die größte Beſchwerde, indem er ſo fortan den Aberglauben der Kameeltreiber, die habſüchtigen Vorurtheile der Beamten, die Aufmerkſamkeit der Zollbedienten auf der ganzen künftigen Reiſe zu beſchwichtigen oder zu beſtechen hat.

Nun begleiten wir ihn nach Lar, der Hauptſtadt des Lariſtan, wo er beſſere Luft, gute Aufnahme findet, und die Eroberung von Ormus durch die Perſer abwartet. Aber auch ihre Triumphe dienen ihm zu keiner Förderniß. Er ſieht ſich wieder nach Schiras zurückgedrängt, bis er denn doch endlich mit einem engliſchen Schiffe nach Indien geht. Hier finden wir ſein Betragen dem bisherigen gleich; ſein ſtandhafter Muth, ſeine Kenntniſſe, ſeine adelichen Eigenſchaften verdienen ihm überall leichten Eintritt und ehrenvolles Verweilen, endlich aber wird er doch nach dem perſiſchen Meerbuſen zurück, und zur Heimfahrt durch die Wüſte genöthigt. Hier erduldet er alle gefürchteten Unbilden. Von Stammhäuptern decimirt, taxirt von Zollbeamten, beraubt von Arabern, und ſelbſt in der Chriſtenheit überall verirt und verſpätet, bringt er doch endlich Curioſitäten und Koſtbarkeiten genug, das Seltſamſte und Koſtbarſte aber, den Körper ſeiner geliebten Maani nach Rom zurück. Dort, auf Aracöli, begeht er ein herrliches Leichenfeſt, und als er in die Grube hinabſteigt, ihr die letzte Ehre zu erweiſen, finden wir zwei Jungfräulein neben ihm, Silvia, eine während ſeiner Abweſenheit anmuthig herangewachſene Tochter, und Tinatin di Ziba, die wir bisher unter dem Namen Mariuccia gekannt, beide ungefähr funfzehnjährig. Letztere, die ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin eine treue Reiſegefährtin und einziger Troſt geweſen, nunmehr zu heirathen entſchließt er ſich, gegen den Willen ſeiner Verwandten, ja des Papſtes, die ihm vornehmere und reichere Verbindungen zudenken. Nun bethätigt er, noch mehrere Jahre glanzreich, einen heftigkühnen und muthigen Charakter, nicht ohne Händel, Verdruß und Gefahr, und hinterläßt bei ſeinem Tode, der im ſechs und ſechzigſten Jahre erfolgt, eine zahlreiche Nachkommenſchaft.

558.

Entſchuldigung.

Es läßt ſich bemerken, daß ein Jeder den Weg, auf welchem er zu irgend einer Kenntniß und Einſicht gelangt, allen übrigen vorziehen, und ſeine Nachfolger gern auf denſelben einleiten und einweihen möchte. In dieſem Sinne habe ich Peter della Valle umſtändlich dargeſtellt, weil er derjenige Reiſende war, durch den mir die Eigenthümlichkeiten des Orients am erſten und klarſten aufgegangen, und meinem Vorurtheile will ſcheinen, daß ich durch dieſe Darſtellung erſt meinem Divan einen eigenthümlichen Grund

und Boden gewonnen habe. Möge dies Andern zur Aufmunterung gereichen, in dieſer Zeit, die ſo reich an Blättern und einzelnen Heften iſt, einen Folianten durchzuleſen, durch den ſie entſchieden in eine bedeutende Welt gelangen, die ihnen in den neueſten Reiſebeſchreibungen zwar oberflächlich-umgeändert, im Grunde aber als dieſelbe erſcheinen wird, welche ſie dem vorzüglichen Manne zu ſeiner Zeit erſchien.

Wer den Dichter will verſtehen,
Muß in Dichters Lande gehen;
Er im Orient ſich freue
Daß das Alte ſei das Neue.

559.

Olearius. Die Bogenzahl unſerer, bis hieher abgedruckten Arbeiten erinnert uns vorſichtiger und weniger abweiſend von nun an fortzufahren. Deswegen ſprechen wir von dem genannten trefflichen Manne nur im Vorübergehen. Sehr merkwürdig iſt es, verſchiedene Nationen als Reiſende zu betrachten. Wir finden Engländer, unter welchen wir Sherley und Herbert ungern vorbeigingen; ſodann aber Italiener; zuletzt Franzoſen. Hier trete nun ein Deutſcher hervor in ſeiner Kraft und Würde. Leider war er auf ſeiner Reiſe nach dem perſiſchen Hofe an einen Mann gebunden, der mehr als Abenteurer, denn als Geſandter erſcheint; in beidem Sinne aber ſich eigenwillig, ungeſchickt, ja unſinnig benimmt. Der Geradſinn des trefflichen Olearius läßt ſich dadurch nicht irre machen; er giebt uns höchſt erfreulich und belehrende Reiſeberichte, die um ſo ſchätzbarer ſind, als er nur wenige Jahre nach della Valle, und kurz nach dem Tode Abbas des Großen nach Perſien kam, und bei ſeiner Rückkehr die Deutſchen mit Saadi dem Trefflichen, durch eine tüchtige und erfreuliche Ueberſetzung bekannt machte. Ungern brechen wir ab, weil wir auch dieſem Manne, für das Gute, das wir ihm ſchuldig ſind, gründlichen Dank abzutragen wünſchten. In gleicher Stellung finden wir uns gegen die beiden folgenden, deren Verdienſte wir auch nur oberflächlich berühren dürfen.

560.

Tavernier und Chardin. Erſterer Goldſchmied und Juwelenhändler, dringt mit Verſtand und klugem Betragen, koſtbar-kunſtreiche Waaren zu ſeiner Empfehlung vorzeigend, an die orientaliſchen Höfe, und weiß ſich überall zu ſchicken und zu finden. Er gelangt nach Indien zu den Demantgruben, und nach einer gefahrvollen Rückreiſe, wird er im Weſten nicht zum freundlichſten aufgenommen. Deſſen hinterlaſſene

Schriften ſind höchſt belehrend, und doch wird er von ſeinem Landsmann, Nachfolger und Rival, Chardin nicht ſowohl im Lebensgange gehindert, als in der öffentlichen Meinung nachher verdunkelt. Dieſer, der ſich gleich zu Anfang ſeiner Reiſe durch die größten Hinderniſſe durcharbeiten muß, verſteht denn auch die Sinnesweiſe orientaliſcher Macht- und Geldhaber, die zwiſchen Großmuth und Eigennutz ſchwankt, trefflich zu benutzen, und ihrer, beim Beſitze der größten Schätze, nie zu ſtillenden Begier nach friſchen Juwelen und fremden Goldarbeiten vielfach zu dienen, deshalb er denn auch nicht ohne Glück und Vortheil wieder nach Hauſe zurückkehrt. An dieſen beiden Männern iſt Verſtand, Gleichmuth, Gewandtheit, Beharrlichkeit, einnehmendes Betragen und Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern, und könnte jeder Weltmann ſie auf ſeiner Lebensreiſe als Muſter verehren. Sie beſaßen aber zwei Vortheile, die nicht einem Jeden zu Statten kommen; ſie waren Proteſtanten und Franzoſen zugleich. Eigenſchaften, die, zuſammen verbunden, höchſt fähige Individuen hervorzubringen im Stande ſind.

561.

Neuere und neueſte Reiſende.

Was wir dem achtzehnten und ſchon dem neunzehnten Jahrhundert verdanken, darf hier gar nicht berührt werden. Die Engländer haben uns in der letzten Zeit über die unbekannteſten Gegenden aufgeklärt. Das Königreich Kabul, das alte Gedroſien und Caramanien ſind uns zugänglich geworden. Wer kann ſeine Blicke zurückhalten, daß ſie nicht über den Indus hinüberſtreifen, und dort die große Thätigkeit anerkennen, die täglich weiter um ſich greift; und ſo muß ſich denn, hiedurch gefördert, auch im Occident, die Luſt nach fernerer und tieferer Sprachkenntniß immer erweitern. Wenn wir bedenken, welche Schritte Geiſt und Fleiß Hand in Hand gethan haben, um aus dem beſchränkten hebräiſch-rabbiniſchen Kreiſe bis zur Tiefe und Weite des Sanſcrit zu gelangen; ſo erfreuet man ſich, ſeit ſo vielen Jahren, Zeuge dieſes Fortſchreitens zu ſein. Selbſt die Kriege, die, ſo Manches hindernd, zerſtören, haben der gründlichen Einſicht viele Vortheile gebracht. Von den Himelaja-Gebirgen herab ſind uns die Ländereien zu beiden Seiten des Indus, die bisher noch mährchenhaft genug geblieben, klar, mit der übrigen Welt im Zuſammenhang erſchienen. Ueber die Halbinſel hinunter bis Java, können wir nach Belieben, nach Kräften und Gelegenheit unſere Ueberſicht ausdehnen, und uns im Beſonderſten unterrichten; und ſo öffnet ſich den jüngeren Freunden des Orients eine Pforte nach der anderen, um die Geheimniſſe jener Urwelt, die Mängel einer ſeltſamen Verfaſſung und unglücklichen Religion, ſo wie die Herrlichkeit der Poeſie kennen zu lernen, in die ſich reine Menſchheit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe flüchtet, um uns über Caſtenſtreit, phantaſtiſche Religions-Ungeheuer und abſtruſen Myſticismus zu tröſten, und zu überzeugen, daß doch zuletzt in ihr das Heil der Menſchheit aufbewahrt bleibe.

562.

Lehrer, Abgeſchiedene, Mitlebende.

Sich ſelbſt genaue Rechenſchaft zu geben von wem wir, auf unſerem Lebens- und Studiengange, dieſes oder jenes gelernt, wie wir nicht allein durch Freunde und Genoſſen, ſondern auch durch Widerſacher und Feinde gefördert worden, iſt eine ſchwierige, kaum zu löſende Aufgabe. Indeſſen fühle ich mich angetrieben einige Männer zu nennen, denen ich beſonderen Dank abzutragen ſchuldig bin. **Jones.** Die Verdienſte dieſes Mannes ſind ſo Weltbekannt, und an mehr als einem Orte umſtändlich gerühmt, daß mir nichts übrig bleibt, als nur im Allgemeinen anzuerkennen, daß ich aus ſeinen Bemühungen von jeher möglichſten Vortheil zu ziehen geſucht habe; doch will ich eine Seite bezeichnen, von welcher er mir beſonders merkwürdig geworden. Er, nach echter engliſcher Bildungsweiſe, in griechiſcher und lateiniſcher Literatur dergeſtalt gegründet, daß er nicht allein die Producte derſelben zu würdigen, ſondern auch ſelbſt in dieſen Sprachen zu arbeiten weiß, mit den europäiſchen Literaturen gleichfalls bekannt, in den orientaliſchen bewandert, erfreut er ſich der doppelt ſchönen Gabe, einmal eine jede Nation in ihren eigenſten Verdienſten zu ſchätzen, ſodann aber das Schöne und Gute, worin ſie ſämmtlich einander nothwendig gleichen überall aufzufinden. Bei der Mittheilung ſeiner Einſichten jedoch findet er manche Schwierigkeit, vorzüglich ſtellt ſich ihm die Vorliebe ſeiner Nation für alte claſſiſche Literatur entgegen, und wenn man ihn genau beobachtet, ſo wird man leicht gewahr, daß er, als ein kluger Mann, das Unbekannte an's Bekannte, das Schätzenswerthe an das Geſchätzte anzuſchließen ſucht; er verſchleiert ſeine Vorliebe für aſiatiſche Dichtkunſt, und giebt mit gewandter Beſcheidenheit meiſtens ſolche Beiſpiele, die er lateiniſchen und griechiſchen hochbelobten Gedichten gar wohl an die Seite ſtellen darf, er benutzt die rhythmiſchen antiken Formen, um die anmuthigen Zartheiten des Orients auch Claſſiciſten eingänglich zu machen. Aber nicht allein von alterthümlicher, ſondern auch von patriotiſcher Seite mochte er viel Verdruß erlebt haben, ihn ſchmerzte Herabſetzung orientaliſcher Dichtkunſt; welches deutlich hervorleuchtet aus dem hart-ironiſchen, nur zweiblättrigen

Aufſätze: Arabs, sive de Poësie Anglorum Dialogus, am Schluſſe ſeines Werkes: über aſiatiſche Dichtkunſt. Hier ſtellt er uns mit offenbarer Bitterkeit vor Augen, wie abſurd ſich Milton und Pope im orientaliſchen Gewand ausnähmen; woraus denn folgt, was auch wir ſo oft wiederholen, daß man jeden Dichter in ſeiner Sprache und im eigenthümlichen Bezirke ſeiner Zeit und Sitten aufſuchen, kennen und ſchätzen müſſe.

Eichhorn. Mit vergnüglicher Anerkennnng bemerke ich, daß ich bei meinen gegenwärtigen Arbeiten noch daſſelbe Exemplar benutze, welches mir der hochverdiente Mann, von ſeiner Ausgabe des Jones'ſchen Werks, vor zwei und vierzig Jahren verehrte, als wir ihn noch unter die Unſeren zählten, und aus ſeinem Munde gar manches Heilſam-Belehrende vernahmen. Auch die ganze Zeit über bin ich ſeinem Lehrgange im Stillen gefolgt, und in dieſen letzten Tagen freuete ich mich höchlich, abermals von ſeiner Hand das höchſt-wichtige Werk, das uns die Propheten und ihre Zuſtände aufklärt, vollendet zu erhalten. Denn was iſt erfreulicher, für den ruhig-verſtändigen Mann, wie für den aufgeregten Dichter, als zu ſehen, wie jene gottbegabten Männer mit hohem Geiſte ihre bewegte Zeitumgebung betrachteten, und auf das Wunderſam-Bedenkliche was vorging, ſtrafend, warnend, tröſtend und herzerhebend hindeuteten. Mit dieſem Wenigen ſei mein dankbarer Lebensbezug zu dieſem würdigen Manne treulich ausgeſprochen.

Lorsbach. Schuldigkeit iſt es hier auch des wackeren Lorsbach zu gedenken. Er kam betagt in unſeren Kreis, wo er, in keinem Sinne, für ſich eine behagliche Lage fand; doch gab er mir gern über Alles, worüber ich ihn befragte, treuen Beſcheid, ſo bald es innerhalb der Grenze ſeiner Kenntniſſe lag, die er oft mochte zu ſcharf gezogen haben. Wunderſam ſchien es mir, anfangs ihn als keinen ſonderlichen Freund orientaliſcher Poeſie zu finden; und doch geht es einem Jeden auf ähnliche Weiſe, der auf irgend ein Geſchäft mit Vorliebe und Enthuſiasmus Zeit und Kräfte verwendet und doch zuletzt eine gehoffte Ausbeute nicht zu finden glaubt. Und dann iſt ja das Alter die Zeit, die des Genuſſes entbehrt, da wo ihn der Menſch am meiſten verdiente. Sein Verſtand und ſeine Redlichkeit waren gleich heiter und ich erinnere mich der Stunden die ich mit ihm zubrachte immer mit Vergnügen.

563.

Von Diez. Einen bedeutenden Einfluß auf mein Studium, den ich dankbar erkenne, hatte der Prälat von Diez. Zur Zeit, da ich mich um orientaliſche Literatur näher bekümmerte, war mir das Buch des Kabus zu Handen gekommen, und ſchien mir ſo bedeutend, daß ich ihm viele Zeit widmete und mehrere Freunde zu deſſen Betrachtung aufforderte. Durch einen Reiſenden bot ich jenem ſchätzbaren Manne, dem ich ſo viel Belehrung ſchuldig geworden, einen verbindlichen Gruß. Er ſendete mir dagegen freundlich das kleine Büchlein über die Tulpen. Nun ließ ich, auf ſeidenartiges Papier, einen kleinen Raum mit prächtiger goldner Blumen-Einfaſſung verzieren, worin ich nachfolgendes Gedicht ſchrieb

Wie man mit Vorſicht auf der Erde wandelt,
Es ſei bergauf, es ſei hinab vom Thron,
Und wie man Menſchen, wie man Pferde handelt,
Das Alles lehrt der König ſeinen Sohn.
Wir wiſſen's nun, durch Dich der uns beſchenkte;
Jetzt fügeſt du der Tulpe Flor daran,
Und wenn mich nicht der goldne Rahm beſchränkte
Wo endete, was Du für uns gethan.

Und ſo entſpann ſich eine briefliche Unterhaltung, die der würdige Mann, bis an ſein Ende, mit faſt unleſerlicher Hand, unter Leiden und Schmerzen getreulich fortſetzte. Da ich nun mit Sitten und Geſchichte des Orients bisher nur im Allgemeinen, mit Sprache ſo gut wie gar nicht bekannt geweſen, war eine ſolche Freundlichkeit mir von der größten Bedeutung. Denn weil es mir, bei einem vorgezeichneten, methodiſchen Verfahren, um augenblickliche Aufklärung zu thun war, welche in Büchern zu finden, Kraft und Zeit verzehrenden Aufwand erfordert hätte, ſo wendete ich mich in bedenklichen Fällen an ihn, und erhielt auf meine Frage jeder Zeit genügende und fördernde Antwort. Dieſe ſeine Briefe verdienten gar wohl wegen ihres Gehaltes gedruckt und als ein Denkmahl ſeiner Kenntniſſe und ſeines Wohlwollens aufgeſtellt zu werden. Da ich ſeine Strenge und eigene Gemüthsart kannte, ſo hütete ich mich, ihn von gewiſſer Seite zu berühren; doch war er gefällig genug, ganz gegen ſeine Denkweiſe, als ich den Charakter des Nuſſreddin Chodſcha, des luſtigen Reiſe- und Zeltgefährten des Welteroberers Timur, zu kennen wünſchte, mir einige jener Anekdoten zu überſetzen. Woraus denn abermals hervorging, daß gar manche verfängliche Mährchen, welche die Weſtländer nach ihrer Weiſe behandelt, ſich vom Oriente herſchreiben, jedoch die eigentliche Farbe, den wahren angemeſſenen Ton bei der Umbildung meiſtentheils verloren.

Da von dieſem Buche das Manuſcript ſich nun auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, wäre es ſehr zu wünſchen, daß ein Meiſter dieſes Faches uns eine Ueberſetzung gäbe. Vielleicht wäre ſie in lateiniſcher Sprache am füglichſten zu unternehmen, damit der Gelehrte vorerſt vollſtändige Kenntniß davon ertheilte. Für das deutſche Publikum ließe ſich alsdann recht wohl eine anſtändige Ueberſetzung im Auszuge veranſtalten. Daß ich an des Freundes übrigen Schriften, den Denkwürdigkeiten des Orients u. ſ. w. Theil genommen und Nutzen daraus gezogen, davon möge gegenwärtiges Heft die Beweiſe führen; bedenklicher iſt es zu bekennen, daß auch ſeine, nicht gerade immer zu billigende, Streitſucht mir vielen Nutzen geſchafft. Erinnert man ſich aber ſeiner Univerſitätsjahre, wo man gewiß zum Fechtboden eilte, wenn ein Paar Meiſter oder Senioren Kraft und Gewandtheit gegen einander verſuchten, ſo wird Niemand in Abrede ſein, daß man bei ſolcher Gelegenheit Stärken und Schwächen gewahr wurde, die einem Schüler vielleicht für immer verborgen geblieben wären. Der Verfaſſer des Buches Kabus, Kjekjawus, König der Dilemiten, welche das Gebirgsland Ghilan, das gegen Mittag den Pontus Euxinus abſchließt, bewohnten, wird uns bei näherer Bekanntſchaft doppelt lieb werden. Als Kronprinz höchſt ſorgfältig zum freieſten, thätigſten Leben erzogen, verließ er das Land, um weit in Oſten ſich auszubilden und zu prüfen. Kurz nach dem Tode Mahmuds, von welchem wir ſo viel Rühmliches zu melden hatten, kam er nach Gasna, wurde von deſſen Sohne Meſſud freundlichſt aufgenommen, und, in Gefolge mancher Kriegs- und Friedensdienſte, mit einer Schweſter vermählt. An einem Hofe, wo vor wenigen Jahren Firduſi das Schach Nameh geſchrieben, wo eine große Verſammlung von Dichtern und talentvollen Menſchen nicht ausgeſtorben war, wo der neue Herrſcher, kühn und kriegeriſch, wie ſein Vater, geiſtreiche Geſellſchaft zu ſchätzen wußte, konnte Kjekjawus auf ſeiner Irrfahrt den köſtlichſten Raum zu fernerer Ausbildung finden. Doch müſſen wir zuerſt von ſeiner Erziehung ſprechen. Sein Vater hatte, die körperliche Ausbildung auf's höchſte zu ſteigern, ihn einem trefflichen Pädagogen übergeben. Dieſer brachte den Sohn zurück, geübt in allen ritterlichen Gewandtheiten: zu ſchießen, zu reiten, reitend zu ſchießen, den Speer zu werfen, den Schlägel zu führen und damit den Ball auf's geſchickteſte zu treffen. Nachdem dies Alles vollkommen gelang und der König zufrieden ſchien, auch deshalb den Lehrmeiſter höchlich lobte, fügte er hinzu: Ich habe doch noch Eins zu erinnern. Du haſt meinen Sohn in Allem unterrichtet, wozu er fremder Werkzeuge bedarf, ohne Pferd aber kann er nicht reiten, nicht ſchießen ohne Bogen, was iſt ſein Arm, wenn er keinen Wurfſpieß hat, und was wäre das Spiel ohne Schlägel und Ball. Das Einzige haſt du ihn nicht gelehrt, wo er ſein Selbſt allein bedarf, welches das Nothwendigſte iſt und wo ihm Niemand helfen kann. Der Lehrer ſtand beſchämt und vernahm, daß dem Prinzen die Kunſt zu ſchwimmen fehle. Auch dieſe wurde, jedoch mit einigem Widerwillen des Prinzen, erlernt und dieſe rettete ihm das Leben, als er auf einer Reiſe nach Mekka, mit einer großen Menge Pilger, auf dem Euphrat ſcheiternd, nur mit Wenigen davon kam. Daß er geiſtig in gleich hohem Grade gebildet geweſen, beweiſet die gute Aufnahme, die er an dem Hofe von Gasna gefunden, daß er zum Geſellſchafter des Fürſten ernannt war, welches damals viel heißen wollte, weil er gewandt ſein mußte, verſtändig und angenehm von allem Vorkommenden genügende Rechenſchaft zu geben. — Unſicher war die Thronfolge von Ghilan, unſicher der Beſitz des Reiches ſelbſt, wegen mächtiger, eroberungsſüchtiger Nachbaren. Endlich, nach dem Tode ſeines erſt abgeſetzten, dann wieder eingeſetzten königlichen Vaters beſtieg Kiekjawus mit großer Weisheit und entſchiedener Ergebenheit in die mögliche Folge der Ereigniſſe den Thron, und, in hohem Alter, da er vorausſah, daß der Sohn Ghilan Schach noch einen gefährlichen Stand haben werde, als er ſelbſt, ſchreibt er dies merkwürdige Buch, worin er zu ſeinem Sohne ſpricht: daß er ihn mit Künſten und Wiſſenſchaften aus dem doppelten Grunde bekannt mache, um entweder durch irgend eine Kunſt ſeinen Unterhalt zu gewinnen oder doch wenigſtens vom Grunde jener Sache wohl unterrichtet zu ſein, wenn er bei der Hoheit verbleiben ſollte. Wäre in unſeren Tagen den hohen Emigrirten, die ſich oft mit muſterhafter Ergebung von ihrer Hände Arbeit nährten, ein ſolches Buch zu Handen gekommen, wie tröſtlich wäre es ihnen geweſen. Daß ein ſo vortreffliches, ja unſchätzbares Buch nicht mehr bekannt geworden, daran mag hauptſächlich Urſache ſein, daß es der Verfaſſer auf ſeine eigene Koſten herausgab und die Firma Nikolai ſolches nur in Commiſſion genommen hatte, wodurch gleich für ein ſolches Werk im Buchhandel eine urſprüngliche Stockung entſteht.

Wie man nun aus einem Buche ſolchen Inhaltes ſich ohne Frage eine ausgebreitete Kenntniß der orientaliſchen Zuſtände verſprechen kann, ſo wird man nicht zweifeln, daß man darin Analogien genug finden werde ſich in ſeiner europäiſchen Lage zu belehren und zu beurtheilen.

564.

Von Hammer. Wie viel ich dieſem würdigen Manne ſchuldig geworden, beweiſet mein Büchlein in allen ſeinen Theilen. Längſt war ich auf **Hafis** und deſſen Gedichte aufmerkſam, aber was mir auch Literatur, Reiſebeſchreibung, Zeitblatt und ſonſt zu Geſicht brachte, gab mir keinen Begriff, keine Anſchauung von dem Werthe, von dem Verdienſte dieſes außerordentlichen Mannes. Endlich aber, als mir, im Frühlinge 1813, die vollſtändige Ueberſetzung aller ſeiner Werke zukam, ergriff ich mit beſonderer Vorliebe ſein inneres Weſen und ſuchte mich durch eigene Productionen mit ihm in Verhältniß zu ſetzen. Dieſe freundliche Beſchäftigung half mir über bedenkliche Zeiten hinüber, und ließ mich zuletzt die Früchte des gewonnenen Friedens aufs Angenehmſte genießen. — Schon ſeit einigen Jahren war mir der ſchwunghafte Betrieb der Fundgruben im Allgemeinen bekannt geworden, nun aber erſchien die Zeit, wo ich Vortheil daraus gewinnen ſollte. Nach mannigfaltigen Seiten hin deutete dieſes Werk, erregte und befriedigte zugleich das Bedürfniß der Zeit; und hier bewahrheitete ſich mir abermals die Erfahrung, daß wir in jedem Fache von den Mitlebenden auf das Schönſte gefördert werden, ſobald man ſich ihrer Vorzüge dankbar und freundlich bedienen mag. Kenntnißreiche Männer belehren uns über die Vergangenheit, ſie geben den Standpunkt an, auf welchem ſich die augenblickliche Thätigkeit hervorthut, ſie deuten vorwärts auf den nächſten Weg, den wir einzuſchlagen haben. Glücklicher Weiſe wird genanntes herrliche Werk noch immer mit gleichem Eifer fortgeſetzt, und wenn man auch in dieſem Felde ſeine Unterſuchungen rückwärts anſtellt; ſo kehrt man doch immer gern mit erneuetem Antheil zu demjenigen zurück, was uns hier ſo friſch genießbar und brauchbar von vielen Seiten geboten wird. Um jedoch Eines zu erinnern, muß ich geſtehen, daß mich dieſe wichtige Sammlung noch ſchneller gefördert hätte, wenn die Herausgeber, die freilich nur für vollendete Kenner eintragen und arbeiten, auch auf Laien und Liebhaber ihr Augenmerk gerichtet und wo nicht allen, doch mehreren Aufſätzen eine kurze Einleitung, über die Umſtände vergangener Zeit, Perſönlichkeiten, Lokalitäten, vorgeſetzt hätten; da denn freilich manches mühſame und zerſtreuende Nachſuchen dem Lernbegierigen wäre erſpart worden. Doch Alles, was damals zu wünſchen blieb, iſt uns jetzt in reichlichem Maaße geworden, durch das unſchätzbare Werk, das uns die Geſchichte perſiſcher Dichtkunſt überliefert. Denn ich geſtehe gern, daß ſchon im Jahre 1814, als die Göttinger Anzeigen uns die erſte Nachricht von deſſen Inhalt vorläufig bekannt machten, ich ſogleich meine Studien nach den gegebenen Rubriken ordnete und entwickelte, wodurch mir ein anſehnlicher Vortheil geworden. Als nun aber das mit Ungeduld erwartete Ganze endlich erſchien, fand man ſich auf Einmal, wie mitten in einer bekannten Welt, deren Verhältniſſe man klar im Einzelnen erkennen und beachten konnte, da wo man ſonſt nur im Allgemeinſten, durch wechſelnde Nebelſchichten hindurchſah. Möge man mit meiner Benutzung dieſes Werkes einigermaßen zufrieden ſein und die Abſicht erkennen, auch Diejenigen anzulocken, welche dieſen gehäuften Schatz auf ihrem Lebenswege vielleicht weit zur Seite gelaſſen hätten. Gewiß beſitzen wir nun ein Fundament, worauf die perſiſche Literatur herrlich und überſehbar aufgebauet werden kann, nach deſſen Muſter auch andere Literaturen Stellung und Förderniß gewinnen ſollen. Höchſt wünſchenswerth bleibt es jedoch, daß man die chronologiſche Ordnung immerfort beibehalte und nicht etwa einen Verſuch mache einer ſyſtematiſchen Aufſtellung, nach den verſchiedenen Dichtarten. Bei den orientaliſchen Poeten iſt Alles zu ſehr gemiſcht, als daß man das Einzelne ſondern konnte; der Charakter der Zeit, und des Dichters in ſeiner Zeit, iſt allein belehrend und wirkt belebend auf einen Jeden; wie es hier geſchehen, bleibe ja die Behandlung ſo fortan. Mögen die Verdienſte der glänzenden Schirin, des lieblich=ernſt belehrenden Kleeblatts, das uns eben am Schluß unſerer Arbeit erfreut, allgemein anerkannt werden.

565.

Ueberſetzungen.

Da nun aber auch der Deutſche durch Ueberſetzungen aller Art gegen den Orient immer weiter vorrückt, ſo finden wir uns veranlaßt, etwas zwar Bekanntes, doch nie genug zu Wiederholendes an dieſer Stelle beizubringen. Es giebt dreierlei Arten Ueberſetzung. Die erſte macht uns in unſerm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt: eine ſchlicht-proſaiſche iſt hiezu die beſte. Denn indem die Proſa alle Eigenthümlichkeiten einer jeden Dichtkunſt völlig aufhebt und ſelbſt den poetiſchen Enthuſiasmus auf eine allgemeine Waſſer-Ebne niederzieht; ſo leiſtet ſie für den Anfang den größten Dienſt, weil ſie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unſerer nationellen Häuslichkeit, in unſerem gemeinen Leben überraſcht, und, ohne daß wir wiſſen, wie uns geſchiehet, eine höhere Stimmung verleihend, wahrhaft erbaut. Eine ſolche Wirkung wird Luther's Bibelüberſetzung jederzeit hervorbringen. Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Proſa geſetzt und ſie zu einem Volksbuche geſtempelt, ſo wäre viel gewonnen worden, und der ſeltſame, ernſte, düſtere, grauerliche Ritterſinn hätte uns mit ſeiner vollkommenen Kraft angeſprochen. Ob dieſes jetzt noch räthlich und thunlich

Kleinkünſtler zuſammen, auch manchmal mit dem Charakteriſtiker. Der Skizziſt kann ſich auf die Seite des Imaginanten, Skeletiſten, oder Unduliſten werfen, und dieſer kann ſich bequem wieder mit dem Phantomiſten verbinden.

Jede dieſer Verbindungen aber bringt ſchon ein Werk höherer Art hervor, als die völlige Einſeitigkeit, welche ſogar, wenn man ſie in der Erfahrung aufſucht, nur in ſeltenen Beiſpielen aufgefunden werden kann.

Auf dieſem Wege gelangt man zu der Betrachtung, von welcher man ausgegangen iſt, zurück: daß nemlich, nur durch die Verbindung der ſechs Eigenſchaften, der vollendete Künſtler entſteht, ſo wie der ächte Liebhaber alle ſechs Neigungen in ſich vereinigen muß.

Die eine Hälfte des halben Dutzends nimmt es zu ernſt, ſtreng und ängſtlich, die andere zu leicht und loſe. Nur aus innig verbundenem Ernſt und Spiel kann wahre Kunſt entſpringen, und wenn unſere einſeitigen Künſtler und Kunſtliebhaber je zwei und zwei entgegen ſtehen; der Nachahmer dem Imaginanten, der Charakteriſtiker dem Unduliſten, der Kleinkünſtler dem Skizziſten; ſo entſteht, indem man dieſe Gegenſätze verbindet, immer Eins der drei Erforderniſſe des vollkommenen Kunſtwerks, wie zur Ueberſicht, das Ganze folgendermaßen kurz dargeſtellt werden kann.

Ernſt allein.	Ernſt und Spiel verbunden.	Spiel allein.
Individuelle Neigung.	Ausbildung ins Allgemeine,	Individuelle Neigung.
Manier.	Styl.	Manier.
Nachahmer.	Kunſtwahrheit.	Phantomiſten.
Charakteriſtiker.	Schönheit.	Unduliſten.
Kleinkünſtler.	Vollendung.	Skizziſten.

39.

Das iſt das Unglück, wenn gute Köpfe, wenn Leute von Verdienſt, falſche Grundſätze, die nur einen Schein von Wahrheit haben, immer allgemeiner machen; Niemand ſpricht ſie lieber nach, als wer den Gegenſtand nicht kennt und verſteht. So hat uns z. B. Leſſing den Grundſatz aufgebunden, daß die Alten nur das Schöne gebildet, ſo hat uns Winkelmann mit der ſtillen Größe der Einfalt und Ruhe eingeſchläfert, anſtatt daß die Kunſt der Alten unter allen möglichen Formen erſcheint; aber die Herren verweilen immer nur bei Jupiter und Juno, bei den Genien und Grazien, und verhehlen die unedlen Körper und Schädel der Barbaren, die ſtrippichten Haare, den ſchmutzigen Bart, die dürren Knochen, die runzlichte Haut des entſtellten Alters, die vorliegenden Adern und die ſchlappen Brüſte.

40.

Der menſchliche Geiſt befindet ſich in einer herrlichen Lage, wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenſtand erhebt und von ihm erhoben wird; allein er mag in dieſem Zuſtande nicht lange verharren, der Gattungsbegriff ließ ihn kalt, das Ideale erhob ihn über ſich ſelbſt; nun aber möchte er in ſich ſelbſt wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder genießen, ohne in jene Beſchränktheit zurück zu kehren, und will auch das Bedeutende, das Geiſterhebende, nicht fahren laſſen. Was würde aus ihm in dieſem Zuſtande werden, wenn die Schönheit nicht einträte, und das Räthſel glücklich löſte! Sie giebt dem Wiſſenſchaftlichen erſt Leben und Wärme, und indem ſie das Bedeutende, Hohe mildert und himmliſchen Reiz darüber ausgießt, bringt ſie es uns wieder näher. Ein ſchönes Kunſtwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es iſt nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfaſſen, das wir uns zueignen können.

41.

Der Jüngling, wenn Natur und Kunſt ihn anziehen, glaubt, mit einem lebhaften Streben, bald in das innerſte Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, daß er ſich noch immer in den Vorhöfen befinde.

42.

Werden nicht Denker, Gelehrte, Künſtler angelockt, ſich in ihren beſten Stunden in das alte Griechenland zu verſetzen? Unter einem Volke, wenigſtens in der Einbildungskraft, zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünſchen, und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben ſich eine Bildung in ſchöner und ſtetiger Reihe entwickelte, die bei uns, nur als Stückwerk vorübergehend, erſcheint? Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunſtbildung? Und, in gewiſſen Fächern, welche mehr als die Deutſche?

43.

Kein Menſch betrachtet die Welt ganz wie der andere, und verſchiedene Charaktere werden oft Einen Grundſatz, den ſie ſämmtlich anerkennen, verſchieden anwenden. Ja, der Menſch iſt ſich, in ſeinen Anſchauungen und Urtheilen, nicht immer ſelbſt gleich, frühere Ueberzeugungen müſſen ſpätern weichen. Möge immerhin das Einzelne, was man denkt und äußert, nicht alle Proben aushalten, wenn man nur auf ſeinem Wege gegen ſich ſelbſt und gegen andere wahr bleibt!

44.

Wenn um die Sache zu thun iſt, der muß *Parthei* zu nehmen wiſſen, ſonſt verdient er nirgends zu wirken.

45.

Wer hat nicht erfahren, welche Vortheile in ſolchen Fällen das *Geſpräch* gewährt! Allein es iſt vorübergehend, und indem die Reſultate einer wechſelſeitigen Ausbildung unauslöſchlich bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verloren, durch welche man dazu gelangt iſt. Ein *Briefwechſel* bewahrt ſchon beſſer die Stufen eines freundſchaftlichen Fortſchrittes, jeder Moment des Wachsthums iſt fixirt, und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung giebt, ſo iſt ein Blick rückwärts auf das Werden belehrend, indem er uns zugleich ein künftiges, unabläſſiges Fortſchreiten hoffen läßt. Kurze *Aufſätze*, in die man von Zeit zu Zeit ſeine Gedanken, ſeine Ueberzeugungen und Wünſche niederlegt, um ſich nach einiger Zeit wieder mit ſich ſelbſt zu unterhalten, ſind auch ein ſchönes Hülfsmittel eigner und fremder Bildung, deren keines verſäumt werden darf, wenn man die Kürze der dem Leben zugemeſſenen Zeit und die vielen Hinderniſſe bedenkt, die einer jeden Ausführung im Wege ſtehen. Daß hier beſonders von einem *Ideenwechſel* ſolcher Freunde die Rede ſei, die ſich, im Allgemeinern, zu Künſten und Wiſſenſchaften auszubilden ſtreben, verſteht ſich von ſelbſt, obgleich ein Welt- und Geſchäftsleben auch eines ſolchen Vortheils nicht ermangeln ſollte. Bei Künſten und Wiſſenſchaften aber iſt nicht allein eine ſolche engere Verbindung, ſondern auch das Verhältniß zu dem Publikum eben ſo günſtig, als es ein Bedürfniß wird. Was man irgend Allgemeines denkt oder geleiſtet, gehört der Welt an, und das, was ſie von den Bemühungen der Einzelnen nutzen kann, bringt ſie auch ſelbſt zur Reife. Der Wunſch nach Beifall, welchen der Schriftſteller fühlt, iſt ein Trieb, den ihm die Natur eingepflanzt hat, um ihn zu etwas Höherem anzulocken, er glaubt den Kranz ſchon erreicht zu haben, und wird bald gewahr, daß eine mühſamere Ausbildung jeder angeborenen Fähigkeit nöthig iſt, um die öffentliche Gunſt feſt zu halten, die wohl auch, durch Glück und Zufall, auch kurze Momente, erlangt werden kann. So bedeutend iſt für den Schriftſteller, in einer früheren Zeit, ſein Verhältniß zum Publikum, und ſelbſt in ſpäteren Tagen kann er es nicht entbehren. So wenig er auch beſtimmt ſein mag, andere zu belehren, ſo wünſche er doch, ſich denen mitzutheilen, die er ſich gleichgeſinnt weiß, deren Anzahl aber in der Breite der Welt zerſtreut iſt, er wünſcht ſein Verhältniß zu den älteſten Freunden dadurch wieder anzuknüpfen, mit neuen es fortzuſetzen, und in der letzten Generation, ſich wieder andere für ſeine übrige Lebenszeit zu gewinnen. Er wünſcht der Jugend die Umwege zu erſparen, auf denen er ſich ſelbſt verirrte, und, indem er die Vortheile der gegenwärtigen Zeit bemerkt und nützt, das Andenken verdienſtlicher früherer Bemühungen zu erhalten.

46.

Natürlicherweiſe hat das Publikum auf die Kunſt großen Einfluß, indem es für ſeinen Beifall, für ſein Geld, ein Werk verlangt, das ihm gefalle, ein Werk, das unmittelbar zu genießen ſei, und meiſtens wird ſich der Künſtler gern darnach bequemen, denn er iſt ja auch ein Theil des Publikums, auch er iſt, in gleichen Jahren und Tagen gebildet, auch er fühlt die gleichen Bedürfniſſe, er drängt ſich in derſelbigen Richtung, und ſo bewegt er ſich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt, und die er belebt. Wir ſehen auf dieſe Weiſe ganze Nationen, ganze Zeitalter, von ihren Künſtlern entzückt, ſo wie der Künſtler ſich in ſeiner Nation, in ſeinem Zeitalter beſpiegelt, ohne daß beide nur den mindeſten Argwohn hätten, ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geſchmack wenigſtens einſeitig, ihre Kunſt auf dem Rückwege, und ihr Vordringen nach der falſchen Seite gerichtet ſein.

47.

Jeder Künſtler, der eine Zeitlang in Italien gelebt hat, frage ſich: ob nicht die Gegenwart der beſten

Werke alter und neuer Kunſt, in ihm das unabläſſige Streben erregt haben, die menſchliche Geſtalt, in ihren Proportionen, Formen, Charakteren zu ſtudiren und nachzubilden, ſich in der Ausführung allen Fleiß und Mühe zu geben, um ſich jenen Kunſtwerken, die ganz auf ſich ſelbſt ruhen, zu nähern, um ein Werk hervorzubringen, das, indem es das ſinnliche Anſchauen befriedigt, den Geiſt in ſeine höchſten Regionen erhebe? Er geſtehe aber auch, daß er nach ſeiner Zurückkunſt, nach und nach, von jenem Streben herunterſinken müſſe, weil er wenig Perſonen ſindet, die das Gebildete eigentlich ſehen, genießen und denken wollen, ſondern meiſt nur ſolche, die ein Werk obenhin anſehen, dabei etwas Beliebiges denken, und, nach ihrer Art, etwas dabei empfinden und genießen wollen. Das ſchlechteſte Bild kann zur Empfindung und zur Einbildungskraft ſprechen, indem es ſie in Bewegung ſetzt, los und frei macht, und ſich ſelbſt überläßt; das beſte Kunſtwerk ſpricht auch zur Empfindung, aber eine höhere Sprache, die man freilich verſtehen muß; es feſſelt die Gefühle, und die Einbildungskraft, es nimmt uns unſere Willkühr, wir können mit dem Vollkommenen nicht ſchalten und walten, wie wir wollen, wir ſind genöthigt, uns ihm hinzugeben, um uns ſelbſt von ihm, erhöht und verbeſſert, wieder zu erhalten.

Daß dieſes keine Träume ſind, werden wir nach und nach im Einzelnen ſo deutlich als möglich zu zeigen ſuchen, beſonders werden wir auf einen Widerſpruch aufmerkſam machen, in welchen ſich die Neueren ſo oft verwickeln. Sie nennen die Alten ihre Lehrer, ſie geſtehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu, und entfernen ſich, in Theorie und Praxis, doch von den Maximen, die jene beſtändig ausübten.

48.

Der Menſch iſt der Höchſte, ja der eigentliche Gegenſtand bildender Kunſt! Um ihn zu verſtehen, um ſich aus dem Labyrinthe ſeines Baues herauszuwickeln; iſt eine allgemeine Kenntniß der organiſchen Natur unerläßlich. Auch von den unorganiſchen Körpern, ſo wie von allgemeinen Naturwirkungen, beſonders, wenn ſie, wie z. B. Ton und Farbe, zum Kunſtgebrauch anwendbar ſind, ſollte der Künſtler ſich theoretiſch belehren; allein welchen weiten Umweg müßte er machen, wenn er ſich aus der Schule des Zergliederers, des Naturbeſchreibers, des Naturlehrers, dasjenige mühſam ausſuchen ſollte, was zu ſeinem Zwecke dient; ja es iſt die Frage: ob er dort gerade das, was ihm das Wichtigſte ſein muß, finden würde? Jene Männer haben ganz andere Bedürfniſſe ihrer eigentlichen Schüler zu befriedigen, als daß ſie an das eingeſchränkte, beſondere Bedürfniß des Künſtlers denken ſollten. Deshalb iſt unſere Abſicht hier ins Mittel zu treten, und, wenn wir gleich nicht vorausſehen, die nöthige Arbeit ſelbſt vollenden zu können, dennoch, theils im Ganzen, eine Ueberſicht zu geben, theils im Einzelnen die Ausführung einzuleiten.

49.

Dem Deutſchen Künſtler, ſo wie überhaupt jedem neuen und nordiſchen, iſt es ſchwer, ja beinahe unmöglich, von dem Formloſen zur Geſtalt über zu gehen, und wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, ſich dabei zu erhalten.

50.

Es iſt zwiſchen Anſchauen und Begreifen oft ein mächtiger Unterſchied, eine gewaltige Kluft befeſtigt. Einige gelangen erſt nach unſäglicher Mühe, und Viele gar niemals zur Erkenntniß; bei Manchen aber hat es nur an Leitung und Winken gemangelt, um ſie zu belehren. Wie viel leichter würden die Künſtler über die Schwierigkeiten der Kunſt ſiegen, wenn ſie, im Theoretiſchen und Praktiſchen, die Erfahrungen Anderer zu benutzen Gelegenheit hätten, und nicht ein Jeder, ſich ſelbſt überlaſſen, die Kunſt für ſich gleichſam neu erfinden müßte.

51.

Ein ächtes Kunſtwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unſern Verſtand immer unendlich; es wird angeſchaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, vielweniger ſein Weſen, ſein Verdienſt mit Worten ausgeſprochen werden.

52.

Wenn man von einem trefflichen Kunſtwerke ſprechen will, ſo iſt es faſt nöthig, von der ganzen Kunſt zu reden, denn es enthält ſie ganz, und Jeder kann, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, auch das Allgemeine aus einem ſolchen beſonderen Falle entwickeln.

53.

Die vornehmſte Forderung, die an den Künſtler gemacht wird, bleibt immer die; daß er ſich an die Natur halten, ſie ſtudiren, ſie nachbilden, etwas, das ihren Erſcheinungen ähnlich iſt, hervorbringen ſolle.

54.

Wie groß, ja wie ungeheuer dieſe Anforderung ſei, wird nicht immer bedacht, und der wahre Künſtler ſelbſt erfährt es nur bei fortſchreitender Bildung. Die Natur iſt von der Kunſt durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie ſelbſt, ohne äußere Hülfsmittel, zu überſchreiten nicht vermag. Alles, was wir um uns her gewahr werden, iſt nur roher Stoff, und wenn ſich das ſelten genug ereignet, daß ein Künſtler durch Inſtinkt und Geſchmack, durch Uebung und Verſuche dahin gelangt, daß er den Dingen ihre äußere ſchöne Seite abzugewinnen, aus dem vorhandenen Guten das Beſte auszuwählen, und wenigſtens einen gefälligen Schein hervorzubringen lernt; ſo iſt es, beſonders in der neueren Zeit, noch viel ſeltener, daß ein Künſtler ſowohl in die Tiefe der Gegenſtände, als in die Tiefe ſeines eigenen Gemüths zu dringen vermag, um in ſeinen Werken nicht blos etwas leicht- und oberflächlich wirkendes, ſondern, wetteifernd mit der Natur, etwas geiſtiſch-organiſches hervorzubringen, und ſeinem Kunſtwerk einen ſolchen Gehalt, eine ſolche Form zu geben, wodurch es natürlich und zugleich übernatürlich erſcheint.

55.

Nur auf dem höchſten und genaueſten Begriff von Kunſt, kann eine Kunſtgeſchichte beruhen, nur wenn man das Vortrefflichſte kennt, was der Menſch hervorzubringen im Stande war, kann der pſychologiſch-chronologiſche Gang dargeſtellt werden, den man in der Kunſt, ſo wie in andern Fächern nahm, wo erſt eine beſchränkte Thätigkeit, in einer trocknen, ja traurigen Nachahmung des Unbedeutenden, ſo wie des Bedeutenden, verweilte, ſich darauf ein lieblicheres, gemüthlicheres Gefühl gegen die Natur entwickelte, dann begleitet von Kenntniß, Regelmäßigkeit, Ernſt und Strenge, unter günſtigen Umſtänden, die Kunſt bis zum Höchſten hinaufſtieg, wo es dann zuletzt dem glücklichen Genie, das ſich von allen dieſen Hülfsmitteln umgeben fand, möglich ward, das Reizende, Vollendete hervorzubringen. Leider aber erregen Kunſtwerke, die ſich mit ſolcher Leichtigkeit ausſprechen, die den Menſchen ein bequemes Gefühl ſeiner ſelbſt, die ihm Heiterkeit und Freiheit einflößen, bei dem nachſtrebenden Künſtler, den Begriff, daß auch das Hervorbringen bequem ſei. Da der Gipfel deſſen, was Kunſt und Genie darſtellen, eine leichte Erſcheinung iſt, ſo werden die Nachkommenden gereizt, ſich's leicht zu machen, und auf den Schein zu arbeiten. So verliert die Kunſt ſich nach und nach von ihrer Höhe herunter, im Ganzen, ſo wie im Einzelnen. Wenn wir nun aber hievon einen anſchaulichen Begriff bilden wollen, ſo müſſen wir ins Einzelne des Einzelnen hinabſteigen, welches nicht immer eine angenehme und reizende Beſchäftigung iſt, wofür aber der ſichere Blick über das Ganze nach und nach reichlich entſchädigt.

56.

Jeder, der den Namen eines Künſtlers verdient, iſt zu unſerer Zeit genöthigt, ſich, aus Arbeit und eignem Nachdenken, wo nicht eine Theorie, doch einen gewiſſen Inbegriff theoretiſcher Hausmittel zu bilden, bei deren Gebrauch er ſich in mancherlei Fällen ganz leidlich befindet; man wird aber oft bemerken, daß er, auf dieſem Wege, ſich ſolche Maximen als Geſetze aufſtellt, die ſeinem Talente, ſeiner Neigung und Bequemlichkeit gemäß ſind. Er unterliegt einem allgemeinen menſchlichen Schickſale. Wie viele handeln nicht in andern Fächern auf eben dieſe Weiſe! Aber wir bilden uns nicht, wenn wir das, was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung ſetzen. Jeder Künſtler, wie jeder Menſch, iſt nur ein einzelnes Weſen, und wird nur immer auf Eine Seite hängen. Deswegen hat der Menſch auch das, was ſeiner Natur entgegen geſetzt iſt, theoretiſch und praktiſch, in ſo fern es ihm möglich wird, in ſich aufzunehmen. Der Leichte ſehe nach Ernſt und Strenge ſich um, der Strenge habe ein leichtes und bequemes Weſen vor Augen, der Starke die Lieblichkeit, der Liebliche die Stärke, und jeder wird ſeine eigne Natur nur deſto mehr ausbilden, je mehr er ſich von ihr zu entfernen ſcheint. Jede Kunſt verlangt den ganzen Menſchen, der höchſtmögliche Grad derſelben die ganze Menſchheit.

Die Ausbildung der bildenden Kunſt iſt mechaniſch, und die Bildung des Künſtlers fängt in ſeiner früheſten Jugend, mit Recht, vom Mechaniſchen an, ſeine übrige Erziehung hingegen iſt oft vernachläſſigt, da ſie doch weit ſorgfältiger ſein ſollte, als die Bildung Anderer, welche Gelegenheit haben, aus dem Leben ſelbſt Vortheil zu ziehen. Die Geſellſchaft macht einen rohen Menſchen bald höflich, ein geſchäftiges Leben den offenſten vorſichtig, literariſche Arbeiten, welche, durch den Druck, vor ein großes Publikum kommen, finden überall Widerſtand, und Zurechtweiſung; nur der bildende Künſtler allein iſt meiſt auf eine einſame Werkſtatt beſchränkt, er hat faſt nur mit dem zu thun, der ſeine Arbeit beſtellt und bezahlt, mit einem Publikum, daß oft nur gewiſſen krankhaften Eindrücken folgt, mit Kennern, die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes Neue mit ſolchen Lob und Preisformeln empfangen, durch die das Vortreffliche ſchon hinlänglich geehrt wäre.

57.

Wer ſich mit irgend einer Kenntniß abgiebt, ſoll nach dem *Höchſten* ſtreben! Es iſt mit der Einſicht viel anders, als mit der Ausübung, denn im Praktiſchen muß ſich jeder bald beſcheiden, daß ihm nur ein gewiſſes Maaß von Kräften zugetheilt ſei; zur Kenntniß, zur Einſicht aber ſind mehrere Menſchen fähig, ja man kann wohl ſagen, ein jeder, der ſich ſelbſt verläugnen, ſich den Gegenſtänden unterordnen kann, der nicht, mit einem ſtarren, beſchränkten Eigenſinn, ſich und ſeine kleinliche Einſichtigkeit in die höchſten Werke der Natur und Kunſt überzutragen ſtrebt. — Um von *Kunſtwerken*, eigentlich und mit wahrem Nutzen für ſich und Andere, zu ſprechen, ſollte es freilich nur in Gegenwart derſelben geſchehen.

Alles kommt aufs Anſchauen an, es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man ein Kunſtwerk zu erläutern hofft, das Beſtimmteſte gedacht werde, weil ſonſt gar nichts gedacht wird. Daher geſchieht es ſo oft, daß derjenige, der über Kunſtwerke ſchreibt, blos im Allgemeinen verweilt, wodurch wohl Ideen und Empfindungen erregt werden, ja allen Leſern, nur demjenigen nicht genug gethan wird, der, mit dem Buche in der Hand, vor das Kunſtwerk hintritt.

58.

Eines der vorzüglichſten Kennzeichen des Verfalles der Kunſt iſt die Vermiſchung der verſchiedenen Arten derſelben. Die Künſte ſelbſt, ſo wie ihre Arten, ſind unter einander verwandt, ſie haben eine gewiſſe Neigung, ſich zu vereinigen, ja in einander ſich zu verlieren; aber eben darin beſteht die Pflicht, das Verdienſt, die Würde des ächten Künſtlers, daß er das Kunſtfach, in welchem er arbeitet, von andern abzuſondern, jede Kunſt und Kunſtart auf ſich ſelbſt zu ſtellen, und ſie aufs möglichſte zu iſoliren wiſſe. Man hat bemerkt, daß alle bildende Kunſt zur Malerei, alle Poeſie zum Drama ſtrebe, und es kann uns dieſe Erfahrung zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben. Der ächte geſetzgebende Künſtler ſtrebt nach Kunſtwahrheit, der Geſetzloſe, der einem blinden Triebe folgt, nach Naturwirklichkeit. Durch jene wird die Kunſt zum höchſten Gipfel, durch dieſe auf ihre niedrigſte Stufe gebracht. So wie mit dem Allgemeinen der Kunſt, eben ſo verhält es ſich auch mit den Arten derſelben. Der Bildhauer muß anders denken und empfinden, als der Maler, ja er muß anders zu Werke gehen, wenn er ein halb erhabenes, als wenn er ein rundes hervorbringen will. Indem man die flach erhabenen Werke immer höher und höher machte, dann Theile, dann Figuren ablöſte, zuletzt Gebäude und und Landſchaften anbrachte, und ſo halb Malerei, halb Puppenſpiel darſtellte, ging man immer abwärts in der wahren Kunſt, und leider! haben treffliche Künſtler der neueren Zeit ihren Weg auf dieſe Weiſe genommen.

59.

Für den Künſtler, wie für den Menſchen, iſt eine geſchichtliche Anſicht verwandter Zuſtände, zu ſchnellerer Bildung höchſt vortheilhaft. Jeder einzelne Menſch, beſonders der tüchtige, kommt ſich früher viel zu bedeutend vor, und ſo nimmt er auch im Vertrauen auf ſelbſtſtändige Kraft, viel zu geſchwind für dieſe oder jene Maxime Parthei, handelt und arbeitet auf dem eingeſchlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor ſich hin, und wenn er zuletzt ſeine Einſeitigkeit, ſeinen Irrthum einſehen lernt, ſo wechſelt er eben ſo heftig, ergreift eine andere vielleicht eben ſo fehlerhafte Richtung, und hält ſich an einen eben ſo mangelhaften Grundſatz. Nur erſt ſpät wird er ſeine Geſchichte gewahr, und lernt einſehen, wie viel weiter ihn eine ſtetige Bildung nach einem geprüften Leitfaden hätte führen können. Wenn der Kenner ſeine Einſicht blos der Geſchichte verdankt, wenn ſie den Körper zu den Ideen hergiebt, aus welchen die Kunſt entſpringt; ſo iſt auch die Geſchichte der Kunſt für den jungen Künſtler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe, leidenſchaftlich zu erjagende Vorbilder, ſondern ſich ſelbſt auf ſeinem Standpunkte, in ſeiner Beſchränkung, gleichnißweiſe gewahr werden. Aber leider iſt ſelbſt das kaum Vergangene für den Menſchen ſelten belehrend, ohne daß man ihn deshalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrthümer unſerer Vorfahren einſehen lernen, ſo hat die Zeit ſchon wieder neue Irrthümer erzeugt, die uns unbemerkt umſtricken, und wovon die Darſtellung dem künftigen Geſchichtſchreiber, ebenfalls ohne Vortheil für ſeine Generation, überlaſſen bleibt. Doch, wer mag ſolchen trübſinnigen Betrachtungen nachhängen, und nicht lieber ſich beſtreben, die Klarheit der Anſichten in ſeinem Fache nach Möglichkeit zu verbreiten.

60.

Die Kunſtgeſchichte, ſo bald man von ihr mehr als blos chronikmäßige Anzeige der Künſtler und Kunſtwerke verlangt, wenn ſie urtheilen, würdigen, entwickeln ſoll, entgeht nicht leicht dem Einfluſſe des eben herrſchenden Geſchmacks; denn auch der unbefangenſte Geſchichtſchreiber und Kunſtrichter vermag nur theilweiſe ſich über die gangbaren Meinungen und Geſchmacksbegriffe zu erheben. Daher kommt es, daß der kritiſche Theil mancher ſonſt ſchätzbaren Schriftſteller, wie z. B. eines Vaſari, Malvaſia, Paſcoli und ſelbſt Bellori veraltet, ja beinahe völlig unbrauchbar geworden iſt. Zur Bildung des Urtheils der Künſtler und Kunſtliebhaber dürfte es daher von bedeutendem Nutzen ſein, wenn die ganze Geſchichte der neueren Kunſt, neueren Anſichten gemäß, kritiſch behandelt würde.

61.

Bei allen unſern Bemühungen, welche ſich auf Kunſt und Alterthum bezogen, hatten wir ſtets Winkelmann vor Augen, deſſen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthuſiasmus anerkannt wurde. Wir laſen fleißig ſeine Schriften, und ſuchten uns die Umſtände bekannt zu machen, unter welchen er die erſten geſchrieben hatte. Wir fanden darin manche Anſichten, die ſich von Oeſern herzuſchreiben ſchienen, ja ſogar Scherz und Grillen nach ſeiner Art, und ließen nicht nach, bis wir uns einen ungefähren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatten, bei welcher dieſe merkwürdigen und doch mitunter ſo räthſelhaften Schriften entſtanden waren; ob wir es gleich dabei nicht ſehr genau nahmen; denn die Jugend will lieber angeregt, als unterrichtet ſein, und es war nicht das Letztemal, daß ich eine bedeutende Bildungsſtufe ſibylliniſchen Blättern verdanken ſollte. — Es war damals in der Literatur eine ſchöne Zeit, wo vorzüglichen Menſchen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotziſchen Händel und Leſſings Kontroverſen ſchon darauf hindeuteten, daß dieſe Epoche ſich bald ſchließen werde. Winkelmann genoß einer ſolchen allgemeinen, unangetaſteten Verehrung, und man weiß, wie empfindlich er war gegen irgend etwas Oeffentliches, das ſeiner wohl gefühlten Würde nicht gemäß ſchien. Alle Zeitſchriften ſtimmten zu ſeinem Ruhme überein, die beſſeren Reiſenden kamen belehrt und entzückt von ihm zurück, und die neuen Anſichten, die er gab, verbreiteten ſich über Wiſſenſchaft und Leben. Der Fürſt von Deſſau hatte ſich zu einer gleichen Achtung emporgeſchwungen. Jung, wohl und edeldenkend, hatte er ſich auf ſeinen Reiſen und ſonſt recht wünſchenswerth erwieſen. Winkelmann war im höchſten Grade von ihm entzückt und belegte ihn, wo er ſeiner gedachte, mit den ſchönſten Beinamen. Die Anlage eines damals einzigen Parks, der Geſchmack zur Baukunſt, welchen von Erdmannsdorf durch ſeine Thätigkeit unterſtützte, alles ſprach zu Gunſten eines Fürſten, der, indem er durch ſein Beiſpiel, den übrigen vorleuchtete, Dienern und Unterthanen ein goldenes Zeitalter verſprach. Nun vernahmen wir jungen Leute mit Jubel, daß Winkelmann aus Italien zurückkehren, ſeinen fürſtlichen Freund beſuchen, unterwegs bei Oeſern eintreten, und alſo auch in unſern Geſichtskreis kommen würde. Wir machten keinen Anſpruch mit ihm zu reden; aber wir hofften ihn zu ſehen, und weil man in ſolchen Jahren einen jeden Anlaß gern in eine Luſtpartie verwandelt, ſo hatten wir ſchon Ritt und Fahrt nach Deſſau verabredet, wo wir in einer ſchönen, durch Kunſt verherrlichten Gegend, in einem wohl adminiſtrirten und zugleich äußerlich geſchmückten Lande, bald da bald dort aufzupaſſen dachten, um die über uns ſo weit erhabenen Männer mit eigenen Augen umherwandeln zu ſehen. Oeſer war ſelbſt ganz exaltirt, wenn er daran nur dachte, und wie ein Donnerſchlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winkelmanns Tode zwiſchen uns nieder. Ich erinnere mich noch der Stelle, wo ich ſie zuerſt vernahm; es war in dem Hofe der Pleißenburg, nicht weit von der kleinen Pforte, durch die man zu Oeſer hinaufzuſteigen pflegte. Es kam mir ein Mitſchüler entgegen, ſagte mir, daß Oeſer nicht zu ſprechen ſei, und die Urſache warum. Dieſer ungeheuere Vorfall that eine ungeheuere Wirkung; es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen, und ſein frühzeitiger Tod ſchärfte die Aufmerkſamkeit auf den Werth ſeines Lebens. Ja vielleicht wäre die Wirkung ſeiner Thätigkeit, wenn er ſie auch bis in ein höheres Alter fortgeſetzt hätte, nicht ſo groß geweſen, als ſie jetzt werden mußte, da er, wie mehrere außerordentliche Menſchen, auch noch durch ein ſeltſames und widerwärtiges Ende vom Schickſal ausgezeichnet worden.

62.

In Italien fühlte ich mich nach und nach kleinlichen Vorſtellungen entriſſen, falſchen Wünſchen enthoben und an die Stelle der Sehnſucht nach dem Lande der Künſte, ſetzte ſich die Sehnſucht nach der **Kunſt ſelbſt**; ich war ſie gewahr geworden, nun wünſchte ich ſie zu durchdringen. Das Studium der **Kunſt**, wie das der **alten Schriftſteller**, giebt uns einen gewiſſen Halt, eine Befriedigung in uns ſelbſt; indem ſie unſer Inneres mit großen Gegenſtänden und Geſinnungen füllt, bemächtigt ſie ſich aller Wünſche, die nach außen ſtrebten, hegt aber jedes würdige Verlangen im ſtillen Buſen; das Bedürfniß der Mittheilung wird immer geringer, und wie Malern, Bildhauern, Baumeiſtern, ſo geht es auch dem **Liebhaber**, er arbeitet einſam, für Genüſſe, die er mit andern zu theilen kaum in den Fall kommt.

63.

Die **Künſtler** belehren mich gerne, denn ich faſſe geſchwind. Nun iſt aber das Gefaßte nicht gleich geleiſtet; etwas ſchnell zu begreifen, iſt ja ohnehin die Eigenſchaft des Geiſtes, aber etwas recht zu thun, dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens. Und doch ſoll der Liebhaber, ſo ſchwach er auch nachſtrebt, ſich nicht abſchrecken laſſen. Die wenigen Linien, die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, ſelten richtig, erleichtern mir jede Vorſtellung von ſinnlichen Dingen; denn man erhebt ſich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenſtände genauer und ſchärfer betrachtet. Mit dem Künſtler nur muß man ſich nicht vergleichen, ſondern nach ſeiner eigenen Art verfahren, denn die Natur hat für ihre Kinder geſorgt, der Geringſte wird nicht, auch durch das Daſein des Trefflichſten, an ſeinem Daſein gehindert: „ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!“ und dabei wollen wir's denn bewenden laſſen.

64.

Immer müſſen wir die edle Kunſttreue der Alten im Sinne tragen, welche die einmal glücklich gelungene Behandlung eines Gegenſtandes nicht oft genug wiederholen konnte. Jene Künſtler hielten ſich für original genug, wenn ſie einen originellen Gedanken aufzufaſſen und ihn auf ihre Weiſe wieder darzuſtellen, Fähigkeit und Fertigkeit empfanden.

65.

Wenn Kant in ſeiner Kritik der Urtheilskraft der äſthetiſchen Urtheilskraft die teleologiſche zur Seite ſtellt;

ſo ergiebt ſich daraus, daß er andeuten wolle: ein Kunſtwerk ſolle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunſtwerk behandelt, und der Werth eines jeden aus ſich ſelbſt entwickelt auch ſich ſelbſt betrachtet werden.

66.

Der Glaube hat die Künſte wieder hervor gehoben, der Aberglaube hingegen iſt Herr über ſie geworden, und hat ſie abermals zu Grunde gerichtet.

67.

Ueber die neu-deutſche, religiös-patriotiſche Kunſt.

Gegenwärtig herrſcht, wie allen denen, die ſich mit der Kunſt befaſſen, wohl bekannt iſt, bei vielen wackeren Künſtlern und geiſtreichen Kunſtfreunden eine leidenſchaftliche Neigung zu dem ehrenwerthen, naiven, doch etwas rohen Geſchmack, in welchem die Meiſter des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts verweilten. Dieſe Neigung wird allerdings in der Kunſtgeſchichte merkwürdig bleiben, da bedeutende Folgen daraus entſtehen müſſen; allein von welcher Art ſie ſein werden, bleibt zu erwarten. Ob, wie Begünſtiger jenes neu hervorgeſuchten alten Geſchmacks hoffen, die Kunſt auf ſolche Weiſe ſich wieder erheben werde? ob ihr ein frommer Geiſt, neue Jugend, friſches Leben einzuhauchen ſei? oder, wie die Gegner befürchten, ob man nicht Gefahr läuft, den ſchönen Styl der Formen gegen Magerkeit, klare, heitere Darſtellungen gegen abſtruſe, trübſinnige Allegorien umzutauſchen und das Charakteriſtiſche, Tüchtige, Kräftige, immer mehr zu verlieren? Geſchehe übrigens, was da wolle, allemal bleibt es der Mühe werth zu forſchen, wie ſolche Neigung, ſolche Vorliebe zum Veralteten Eingang fand, und was für Umſtände zu ihrer Verbreitung beigetragen.

Dieſe Neigung, oder Geſchmacksrichtung, hat beſonders unter den Deutſchen Anhänger und Förderer gefunden; die ſich bis nach Rom erſtrecken, wo Deutſche Künſtler mit reiſenden Liebhabern eine Art von akademiſcher Landsmannſchaft bilden, da denn die nach Hauſe zurückkehrenden, gemäß der empfangenen Eindrücke, den Geſchmack der Nation wirklich lenken.

Von unſerem Wilhelm Tiſchbein, wofern wir nicht ſehr irren, iſt nun zu allererſt größere Werthſchätzung der älteren, vor Raphaels Zeit blühenden Maler ausgegangen. Dem Natürlichen, dem Einfachen hold, betrachtete er mit Vergnügen die wenigen in Rom vorhandenen Malereien des Perugino, Bellini und Mantegna, pries ihre Verdienſte, und ſpendete, vielleicht die Kunſtgeſchichte nicht gehörig beachtend, vielleicht nicht hinreichend mit derſelben bekannt, ein allzufreigebiges Lob dem weniger geiſtreichen Pinturicchio, der mit ſeinen Werken ſo manche Wand überdeckt hat. Tiſchbein und ſeinen Freunden wurde bald auch die von Maſaccio ausgemalte Kapelle in der Kirche St. Clemente, bekannt. Zu gleicher Zeit forſchte der gelehrte Hirt, die in Vergeſſenheit gerathene Malerei des da Fioſole in Vatikan wieder aus, und Lips ſtach Umriſſe von zwei ſolchen Gemälden in Kupfer. Wiewohl nun das eben Erzählte auf wachgewordenes Intereſſe für die Werke des älteren Styls hindeutet, ſo hatten dieſelben doch damals noch keinen Einfluß auf die Ausübung der Kunſt, niemand betrachtete ſie als Muſter, oder wähnte durch Nachahmung derſelben, den wahren Geſchmack zu erjagen. — Ein Bedenken erregendes Symptom aufkeimender Vorliebe für ſolche ältere Art, äußerte ſich jedoch darin, daß gar viele Künſtler, zumal unter den jüngern, Raphaels nie unterbrochenes Fortſchreiten in der Kunſt abläugneten, die Gemälde von der ſogenannten zweiten Manier dieſes Meiſters, z. B. die Grablegung, die Diſputa u. a., den ſpäterverfertigten, vorziehen wollten. Unter ſeinen Arbeiten in Vatikan, wurde daher die genannte Diſputa am häufigſten von Studirenden nachgezeichnet, auch genoſſen die Werke des da Vinci größere Verehrung, als zuvor; beſonders der junge lehrende Chriſtus unter den Phariſäern, zu jener Zeit noch in der Gallerie des Prinzen Borgheſe

Aldobrandini befindlich. Desgleichen wuchs die Gunſt für die Arbeiten des **Garofalo**; hingegen gerieth die Achtung für **Carracciſche** Werke ins Abnehmen, **Guido Reni**, verlor ebenfalls ſein lange behauptetes Anſehen immer mehr. — So ohngefähr war es zu Rom mit den Geſchmacks-Neigungen der Künſtler und Kunſtliebhaber, vornehmlich derer von Deutſcher Zunge, bis um das Jahr 1790 beſchaffen. In **Deutſchland** ſchien damals noch keine ſehr merkliche Abweichung vom oben Erwähnten vorgegangen zu ſeyn, nur hatte man ſeit mehreren Jahren ſchon angefangen, ſich mit dem Unannehmlichen der alten Meiſter, **Schöns**, **Altdorfers** und anderer, allmählig auszuſöhnen. **Dürern** wurden ſeine Härten verziehen, **Holbeins** Anſehen ſtieg ungefähr in ähnlichem Verhältniß, auch **Lucas Kranach** erwarb Gönner und Freunde. — Um dieſe Zeit unternahm der Maler **Büri** von Rom aus, eine Reiſe nach Venedig und durch die Lombardie über Florenz wieder zurück. Er hatte zu Venedig und Mantua die Werke des **Bellini** und des **Mantegna** fleißig aufgeſucht, betrachtet, auch einige derſelben nachgezeichnet, ein gleiches geſchah von ihm zu Florenz mit Gemälden des **da Fieſole** und anderer alten Meiſter. Bei ſeiner Wiederkunſt nach Rom gedachte er gegen Kunſtverwandte der geſchaueten Dinge mit großem Lobe und beglaubigte ſolches durch die gefertigten Zeichnungen. — Dieſes blos zufällige Ereigniß hat, nach unſerem Dafürhalten, vielen Einfluß auf den Gang des Geſchmacks gehabt; denn von derſelben Zeit an, ſprach ſich die Vorliebe für alte Meiſter, zumal für die der Florentiniſchen Schule, immer entſchiedener aus. Die vorerwähnten Freskogemälde des da Fieſole im Vatikan, wie auch die des Maſaccio in der Kirche St. Clemente, erhielten klaſſiſches Anſehen, d. h., ſie wurden nicht nur als ehrenwerthe Denkmale der emporſtrebenden Kunſt betrachtet, ſondern von den Künſtlern als muſterhaft ſtudirt und nachgezeichnet. Ferner wählte man, in der Abſicht ſich näher an Kunſt und Geiſt der älteren Schulen und Meiſter anzuſchließen, für neu zu erzeugende Werke, die Gegenſtände ſchon häufiger aus der Bibel. Einer der vorzüglichſten der auf dieſem Wege ſich Bemühenden, war Wächter aus Stuttgard, welcher mit lieblichen Gemälden heiliger Familien, wobei ihm Garofalo ſchien zum Muſter gedient zu haben, mit einem Hiob u. A. m., großes Lob bei Gleichgeſinnten erwarb. Eben damals befand ſich auch Fernow in Rom, und hielt während den Winterabenden 1796 Vorleſungen, in denen Kant's Philoſophie, oder eigentlich deſſen philoſophiſche Maximen, auf die Kunſt angewendet wurden. Theils Neugierde, theils Hoffnung, und der an ſich keinesweges tadelhafte Wunſch über große Schwierigkeiten mit leichter Mühe wegzukommen, verſchafften anfänglich dieſen Vorleſungen zahlreichen Beſuch; da aber der Docent dem immer überhand nehmenden Chriſtlichen und Sentimentalen in den Darſtellungen widerſprach, auf die Ideale des Griechiſchen Alterthums, als einzig würdige und erſprießliche Muſter für Künſtler hinweiſend; auch ſein Freund **Carſtens**, praktiſch dieſelben Geſinnungen bekannte, ſo mußte dieſer von Widerſachern vielen Verdruß erfahren, und **Fernows** Lehre fand keinen Eingang. Im Gegentheil pflanzte ſich die Neigung zum Geſchmack der älteren Meiſter vor **Raphael**, immer wachſend fort und erhielt durch die vom Kalmücken **Feodor**, in Umriſſen nach **Lorenzo Ghiberti**, radirte bronzene Thüre am Battiſterium zu Florenz, neue Nahrung. — Die fernern Ereigniſſe nunmehr betrachtend, halten wir uns für hinlänglich überzeugt, daß ein literariſches Produkt, welches wenig ſpäter, nämlich 1797 erſchienen, den Hang, die Vorliebe für alte Meiſter und ihre Werke, wo nicht vollſtändig entwickelt, doch der Entwickelung um vieles näher entgegengeführt habe. Wir zielen hiermit auf **Wackenroders** von **Ludwig Tieck** herausgegebene **Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders**. Dieſe Schrift, „vornehmlich angehenden Künſtlern gewidmet, und Knaben, welche die Kunſt zu lernen gedenken,“ wurde in Deutſchland wohl aufgenommen, viel geleſen, und kam bald nach Rom, wo ſie ohne Zweifel den größten Eindruck gemacht hat. Der Verfaſſer, W. H. **Wakenroder**, forderte mit eindringlicher Beredſamkeit zu wärmerer Verehrung der ältern Meiſter auf, ſtellte ihre Weiſe als die beſte dar, ihre Werke als ſei in denſelben der Kunſt höchſtens Ziel erreicht. Kritik wird als eine Gottloſigkeit angeſehen, und die Regeln als leere Tändelei; Kunſt meint er, lerne ſich nicht, und werde nicht gelehrt, er hält die Wirkung derſelben auf die Religion, der Religion auf ſie, für völlig entſchieden, und verlangt daher vom Künſtler andächtige Begeiſterung und religiöſe Gefühle, als wären ſie unerläßliche Bedingungen des Kunſtvermögens. Und weil nun die alten Meiſter durchgängig dieſe Gemüthseigenſchaften ſollen beſeſſen haben, ſo werden ſie deßwegen als den neueren durchaus überlegen betrachtet. — Da der Name des Verfaſſers auf dem Titel nicht genannt war, ſo wollten viele das Werk Göthen zuſchreiben, und folgten deſto getroſter den darin vorgetragenen und ihren eigenen ungefähr gleichartigen, ſchon vorher gehegten Meinungen. — Es fügte ſich ferner, daß, als nach den bekannten unruhigen Ereigniſſen, Rom, im Jahre 1798, von den Franzoſen beſetzt wurde, viele Künſtler, um Beſchwerlichkeiten und Störungen auszuweichen, ſich von dort wegbegaben, und, durch die Umſtände genöthigt, Florenz zu ihrem Aufenthalte wählten, wo ſie Gelegenheit fanden, mit den ältern und älteſten Meiſtern dieſer berühmten Kunſtſchule beſſer bekannt zu werden, als in Rom hätte geſchehen können. Giotto, die Gaddi, Orgagna, ſelbſt andere von geringerem Namen und Verdienſt, wie Buffalmacco, kamen dadurch, vielleicht in übertriebenem Maaße, zu Ehren und manches ihrer noch übrigen, lange nicht mehr beachteten Werke, wurde jetzt zum Studium und Muſter von Künſtlern erkohren, welche kurz vorher noch den Koloß des Phidias vor Augen gehabt. Im Jahre 1798 ließ Tieck, welcher die Herzensergießungen nach Wackenroders Tode herausgegeben, auch ſelbſt einigen Theil daran gehabt hatte, einen, in gleichem Geiſte geſchriebenen Roman, in zwei Bänden, Sternbalds Wanderungen betitelt, folgen. Dieſer Sternbald iſt ein junger Maler, Albrecht Dürers Schüler, zieht auf die Wanderſchaft, kommt in den Niederlanden zum Lucas von Leiden, begegnet dem liebekranken Quintin Meſſis, verzichtet auf deſſen Braut, welche der Vater ihm, dem Sternbald geben wollte, geht ſodann nach Italien, buhlt gelegentlich, und findet endlich unverhofft zu Rom, die von Kindesbeinen an geliebte Unbekannte. Das Romantiſche, ſowohl der Charaktere, als der Begebenheiten, und deren Verknüpfung, mag löblich ſein, wir ſind nicht berufen, das Werk von dieſer Seite zu beurtheilen; dem auf Kunſt ſich beziehenden Theile jedoch fehlt es, wir dürfen ſagen, am Nothwendigſten, an natürlichem Sinne für Kunſt, deren Studium denn auch wohl nie des Verfaſſers ernſtliches Geſchäft geweſen. — Tieck iſt überdem für ſeinen Zweck nicht ſo begeiſtert, wie Wackenroder, und daher hat Sternbald, obſchon viel geleſen und bis auf dieſen Tag nicht gänzlich aus der Mode, niemals einen ſehr bedeutenden Einfluß auf Geſchmack und Meinungen in der Kunſt ausgeübt, allein er war jener bereits mächtig gewordenen und geltenden Neigung für ältere Meiſter, für myſtiſch-religiöſe Gegenſtände und Allegorieen in ſo fern günſtig, als er ſich an dieſelbe anſchloß, und, ſo wie andere Schriften von ähnlicher Tendenz beitrug, ihr auch außer dem Kreiſe der Künſtler und Kunſtfreunde mehr Ausbreitung zu verſchaffen. — Zu ſolcher Art Schriften zählen wir vornehmlich auch die, ebenfalls von **Tieck**, im Jahre 1799 herausgegebenen **Phantaſieen über die Kunſt**, welche noch ein Paar Aufſätze von **Wackenroder** enthalten. Mißtönend nimmt ſich dazwiſchen eine einzelne kleine obgleich an ſich recht gute Abhandlung aus, **Watteaus Bilder** betitelt, worin die Kunſt dieſes galanten Malers lüſterner Grazie und muthwilliger Schäferſpiele, dieſes keineswegs einfachen, alterthümlichen, oder fromm empfindenden, gelobt und vertheidigt wird. — Sogar **Aug. Wilh. Schlegel** war zu dieſer Zeit dem alterthümelnden chriſtkatholiſchen Kunſtgeſchmack zugethan; verſchiedene ſeiner kleinen Gedichte, ſämmtlich zwiſchen 1798 und 1803 entſtanden, ſind zum Theil gutartige Früchte deſſelben. Am meiſten Umfang, vielleicht auch poetiſches Verdienſt, hat eines, **Bund der Kirche mit den Künſten** genannt, und iſt nach unſerer Anſicht beſonders merkwürdig, weil es als ein allgemeines Bekenntniß des damaligen Zuſtandes dieſer neuen Lehre und Glaubens in den Künſten darf angeſehen werden. —

Der Leſer hat geſehen, wie anfangs Künſtler und Kunſtfreunde, redlich meinend, alte Meiſter und ihre Werke billig werthgeſchätzt; dann, beſtochen durch das Naive derſelben, dieſe Werthſchätzung etwas übertrieben. Als nun hierauf ſich im Praktiſchen der Kunſt eine ſentimentale Stimmung äußerte, die es unternahm, religiöſe Gegenſtände darzuſtellen, auf welche die Einfalt, der fromme Sinn und Innigkeit einiger jener alten Meiſter anwendbar ſchien, ſo war ſolches, verbunden mit äußern zufälligen Ereigniſſen, die größte Lockung jene Werke der älteren Zeit und Schule in weiterem Umfange zu ſtudiren, ja ſogar deren Nachahmung zu verſuchen; weil aber das anziehend Einfache, die rührende Unſchuld in den alten Gemälden nicht abſichtlicher Kunſt und beſondern Zwecken vielmehr der Geſinnung der Meiſter und der Zeit, worin ſie lebten, angehört, ſo konnte die Nachahmung nicht gelingen. — Daß Gelehrte ſodann und Dichter die Natur der Kunſt, ihr wahres Weſen und Streben nicht beſſer faſſend, mit den Malern in gleichem Irrthum, zu gleicher Vorliebe für das Alte ſich verbündet, Sache der Religion mit der Sache der Malerei gemiſcht, und in Folge dieſes Vermiſchens, jene alten, in Haupterforderniſſen mangelhaften Werke, als die beſten, einzigen Muſter für ächte Geſchmacksbildung empfohlen, war ohne Zweifel noch ſchädlicher: denn dadurch verſtärkte ſich die Faction, es geſtaltete ſich die neue Lehre, ſchwärmeriſch wurden die Gemüther entzündet, die bewährteſten Kunſtregeln vernachläſſigt, und ſo der Eifer, durch gründliche Studien zur Meiſterſchaft und klar bewußtem Wirken zu gelangen, immer mehr verkühlet. — Dem großen Publikum in Deutſchland, hat dieſe von Künſtlern und Schriftſtellern gemeinſchaftlich ausgedachte Geſchmackslehre nie recht anmuthen wollen; altitalieniſche Maler und Gemälde, waren ihm fremde Dinge und ſelbſt unſere kunſtbefliſſenen Altvordern, außer etwa Dürer und Holbein, zu wenig bekannt. Die ſchon erwähnte Mengerei von bildender Kunſt, Poeſie und Religion, obgleich Geneigtheit für Katholicismus ankündigend, machte ſich den Katholiken doch verdächtig, und mußte den Proteſtanten unerfreulich ſein.— Inzwiſchen war der Anſtoß gegeben, der Hang zum Alterthümlichen in dem Volke wach geworden, der nunmehr unter patriotiſch-nationaler Form hervortrat. Groß, ja übertrieben wurden die Aeußerlichkeiten einer beſſer geglaubten Vorzeit werthgeſchätzt, man wollte recht mit Gewalt zur alten Deutſchheit zurückkehren. Daher die Sprachreiniger, die Luſt an Ritterromanen und Schauſpielen, Turnieren, Aufzügen; daher in Gartenanlagen erbauete Ruinen, Ritterburgen, Scheinkapellen, Einſiedeleien, ſammt dem ganzen gothiſchen Spitzen und Schnörkelweſen, welches bis in die Wohnungen, auf das Hausgeräth und ſelbſt die Kleidung ſich erſtreckte. Manches an dieſem Treiben, oder vielmehr Uebertreiben, iſt freilich blos leeres Spiel geweſen und geblieben, woran Geſchmack und Vernunft viel auszuſetzen haben; der Geiſt davon aber war nicht ohne Gehalt und ſonder Zweifel eben derſelbe, der in den letztverfloſſenen Jahren die Wunder gewirkt, deren wir uns alle freuen.

Im Jahre 1803 trat Friedrich Schlegel, in der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift, Europa genannt, zuerſt als ſchriftlicher Lehrer des neuen alterthümelnden katholiſch-chriſtelnden Kunſtgeſchmacks auf, ſtreitend gegen die bisher gehegten Meinungen über ächte Kunſt und die Art, ſie zu fördern. Religion, Myſtik, chriſtliche Gegenſtände, oder, wie es heißt, Sinnbilder, werden für Malerei und deren künftiges Gedeihen, als unerläßliche Erforderniſſe ausgegeben. Der älteren Schule, das will ſagen, Meiſtern und Werken aus der Zeit vor Raphael, wird über alle ſpäteren der Vorzug eingeräumt; Tizian, Correggio, Julio Romano, del Sarto ꝛc., die letzten Maler genannt. Myſtiſch-allegoriſchen Beziehungen legt Herr Schlegel große Wichtigkeit bei, glaubt dergleichen in Correggio's berühmteſten Werken entdeckt zu haben, und iſt geneigt, ſolche bei Auseinanderſetzung des Kunſtcharakters dieſes großen Meiſters, nächſt der muſikaliſchen Eigenſchaft deſſelben, für das ihn am meiſten auszeichnende Verdienſt zu achten. Die alte Deutſche Kunſt enthält überſchwengliche Lobſprüche, ſo, daß kühlere Kunſtrichter nicht wohl einſtimmen konnten, wie aufrichtig vaterländiſch auch ſonſt ihre Geſinnungen ſein mochten. — Ein, ſelbſt von anders Geſinnten, nicht abzuläugnendes Verdienſt, hat ſich übrigens Herr Schlegel erworben, daß er eben damals durch ſeine Anregung die Aufmerkſamkeit der Forſcher zuerſt auf die Alt-Niederrheiniſche Malerſchule und die in Köln befindlichen Werke derſelben, hingelenkt. — Dieſe Europa nun, hat, ſeit ſie erſchienen, bis jetzt, ein gewiſſermaßen geſetzgebendes Anſehen, bei den Theilnehmern des von ihr begünſtigten Kunſtgeſchmacks behauptet, und es iſt kein Wunder: denn unſtreitig iſt in dem, was Herr Schlegel vorträgt, verglichen mit andern, dieſelbe Sache bezielenden Schriften, noch am meiſten Beſtimmtes, Klares und vornehmlich Folgerechtes, anzutreffen. — Nur wenig Zeit verſtrich, als man ſchon bemerken konnte, die neu aufgeſtellte Lehre habe bei Künſtlern und Dilettanten große Gunſt gewonnen. Dresden war der Hauptort, wo dieſe Geſinnungen und Ueberzeugungen ſich practiſch entfalteten: denn ohngefähr um dieſe Zeit verfertigte daſelbſt ein junger hoffnungsvoller Maler, Runge genannt, aus Pommern gebürtig, ſeine, die vier Tageszeiten bedeutenden, ſpäter dem Publikum durch Kupferſtiche bekannt gewordenen Federentwürfe; Darſtellungen einer neuen wunderſamen Art; ihrem äußeren Anſehn nach, dem Fache der ſogenannten Grotesken verwandt, hinſichtlich auf den Sinn aber, wahre Hieroglyphen. — Die Hauptbilder beſtehen aus weiblichen Figuren, umgeben von kleinen Genien, Blumengeranke und dergleichen. In den Einfaſſungen, oder Rahmen, welche die Bedeutung der Hauptbilder verſtärken ſollen, hat ſich der Künſtler befliſſen, mancherlei allegoriſche Zeichnungen anzubringen, Glorien und Kreuze, Roſen und Nägel, Kelche, Dornen u. ſ. w., alles in einer äußerſt weiten, verwickelten Beziehung, mehr als bisher üblich geweſen. Die Allegorie der Blumen und Pflanzen, iſt ihm eigenthümlich, und man kann ſagen, er habe alles dahin Gehörige ſehr geiſtreich gezeichnet, oft auch in geiſtreicher Beziehung angewandt. Ueberall äußert ſich des Künſtlers ſchönes, herzliches Talent, welches herben Sinn zu mildern, traurige und unfreundliche Bilder mit Anmuth zu ſchmücken unternimmt, und es iſt keine Frage, daß Runge, lebend im ſechzehnten Jahrhundert, gebildet unter Correggio's Leitung, einer der würdigſten Schüler dieſes großen Meiſters hätte werden müſſen. Kurz nach Runge glückte es einem andern, gleichfalls aus Pommern gebürtigen, und in Dresden wohnenden Künſtler, genannt Friedrich, ehrenvoll bekannt zu werden, vermittelſt bewundernswürdig ſauber getuſchter Landſchaften, in denen er, theils durch die Landſchaft ſelbſt, theils durch die Staffage myſtiſch-religiöſe Begriffe anzudeuten ſuchte. Auf dieſem Wege wird, wie auch gedachtem Runge in ſeiner Art begegnet iſt, eben um der Bedeutung willen, manches Ungewöhnliche, ja das Unſchöne ſelbſt gefordert. Darum hat auch Friedrich von Perſonen, welche die bezielten Allegorieen entweder nicht faßten, oder nicht billigten, viel Widerſpruch erfahren, alle aber mußten zugeben, daß er den Charakter mancher Gegenſtände, z. B. verſchiedene Baumarten, alt verfallene Gebäude und dergl., mit redlichem Fleiße und Treue darzuſtellen wiſſe. — Auch die Maler Hartmann und von Kügelchen, beide Profeſſoren an der Dresdner Kunſtakademie, haben ſich den neuen Geſchmackslehren günſtig bewieſen, indem ſie in verſchiedenen ihrer Werke myſtiſche Beziehungen und anderes dahin Deutendes angebracht; doch iſt ſolches nur gelegentlich und nicht in dem Maaße ausdauernd geſchehen, daß man ſie als entſchiedene Anhänger und Partheihäupter betrachten konnte. Zwei Brüder Riepenhauſen, Söhne eines wackern Kupferſtechers zu Göttingen, junge Männer von ſchönem Talente, verſuchten anfänglich jenes berühmte Gemälde Polygnots, die Eroberung Trojas vorſtellend, nach Anleitung des Pauſanias durch Entwürfe zu verſinnlichen; nachher aber wendeten ſie ſich zu bibliſchen und frommen Gegenſtänden, Madonnen und Legenden der Heiligen. Von letzterer Art erſchien, im Jahre 1806, das Leben der Dulderin Genoveva, auf ſechzehn Kupfertafeln, nach Tiecks poetiſcher Bearbeitung. Die Künſtler gingen hierauf nach Rom, und haben, daſelbſt ſeither ſtudirend und arbeitend, zur Aufrechthaltung und Verbreitung des neu-alterthümelnden Kunſtgeſchmacks nach Vermögen beigetragen. Sie begannen eine Geſchichte der neueren Kunſt in Bildern, d. h., ſkizzirte Abbildungen verſchiedener Gemälde des Cimabue, Giotto und anderer alten Florentiner. Die Fortſetzung dieſes Werks iſt uns nicht zu Geſicht gekommen, ſo wenig als das angekündigte Leben Karl des Großen, in cykliſcher Darſtellung. — Wenn wir nunmehr die bisher betrachtete Geſchmacksrichtung weiter verfolgen und bemerken, was ſich von den Jahren 1806 oder 1808 an, damit zugetragen, ſo iſt wahrzunehmen, wie ſich durch ganz Deutſchland, unter den höheren und niederen Klaſſen, die Vorliebe für alles Alt-Nationale, oder als ſolches Angeſehene erhielt, ſich erweiterte, ja, während der Epoche feindlichen Drucks und Kränkungen, nur deſto höher ſtieg. Von den Künſten folgte vornehmlich die Architektur ſolcher Richtung, nie wurden die alten ſogenannten Gothiſchen Gebäude emſiger ſtudirt, geprieſen, das wahrhaft Lobenswerthe an ihnen ſo gutmüthig überſchätzt; man könnte dieſe Zeit füglich die Epoche ihrer Verherrlichung nennen. Gleichem Zuge folgend, wendeten ſich nun auch unter den Malern mehrere von religiöſen Gegenſtänden zu ſolchen, die irgend einigen Bezug auf vaterländiſche Geſchichte, oder Dichtung hatten, und älteres Deutſches Koſtume zuließen. So hat man verſchiedene Thaten D. M. Luthers dargeſtellt geſehen, andere haben ſich bemühet, Scenen aus Schillers Wallenſtein zu bearbeiten. Ein junger Künſtler Pforr aus

Frankfurt a. M., verfertigte eine zahlreiche Folge von Zeichnungen nach Göthes Götz von Berlichingen; auch deſſelben Dichters Erlkönig iſt von vielen, ſowohl Geſchichts- als Landſchaftsmalern zum Gegenſtande erwählt worden. Am allermeiſten muß jedoch Fauſt angezogen haben: denn wir könnten ein langes Regiſter von Kunſtwerken liefern, die aus demſelben geſchöpft worden. Unter die beſten und hier anzuführen würdigſten, gehören drei Scenen, Fauſt mit Gretchen darſtellend; zwei ausführlich gezeichnet, die dritte größer in Oel gemalt, von Näcke aus Dresden. Ebendaſelbſt hat ein ander Künſtler Retſch, eine über das ganze Gedicht ſich erſtreckende Folge von ſechs und zwanzig Blätter eigenhändig radirter Umriſſe zu Stande gebracht. Viele Stücke aus dieſer Folge, ſind als geiſtreiche Kompoſitionen zu loben, alle empfehlen ſich durch angemeſſenen Ausdruck und Charakter der Figuren. Doch das Bedeutendſte in ſolcher Art von Darſtellungen hat vor ganz kurzer Zeit Cornelius geliefert, ein Niederrheiniſcher Maler, von ungemeinen Anlagen, der, ſeit einigen Jahren in Rom ſich aufhaltend, unter den Bekennern des neu-alterthümlichen Geſchmacks, als einer der Häuptlinge angeſehen wird. Von ſeinen erwähnten Darſtellungen aus Fauſt, welche als Folge ebenfalls das ganze Gedicht umfaſſen, iſt eine Abtheilung, von Ruſchewey, zierlich radirt, im Publikum erſchienen; ſie enthalten reichere Kompoſitionen als Retſch's Blätter und der Künſtler ſcheint darin Dürern ſich zum Vorbilde genommen zu haben. Ungefähr in gleichen Geſchmack hat Cornelius auch verſchiedene Zeichnungen nach dem Liede der Nibelungen ausgeführt. Die frühere religiöſe Richtung des neuen Kunſtgeſchmacks verfolgte hingegen Overbeck, ein mit eben ſo ſchönen Naturgaben, als Cornelius ausgerüſteter, auch in Rom lebender junger Künſtler, aus Lübeck gebürtig. Dieſer, am liebſten Gegenſtände aus der Bibel wählend, hält ſich zur Art der alten italieniſchen Meiſter, weiß ſeinen Figuren, zumal den weiblichen, viel Anmuthiges, viel Zartes mitzutheilen, und macht zuweilen von Motiven, die man für ſchätzenswerth naiv erklären muß, löblichen Gebrauch. Derſelben Weiſe, jedoch mit vorwaltender Neigung zu myſtiſchen Allegorien, befleißt ſich auch zu Rom der junge Maler Schadow, Sohn des berühmten Berliner Bildhauers. In Geſinnungen und Anſichten von der Kunſt, ſchloß ferner den genannten wackern Männern ſich noch ein junger Schweizer Maler, Ludwig Vogel an, welcher vor wenigen Jahren, durch ein nur erſt untermaltes Bild, zu Rom die Bewunderung der Kunſtgenoſſen auf ſich gezogen. Gegenwärtig lebt er wieder in ſeinem Vaterlande. Beſagtes Gemälde ſtellt die triumphirende Heimkehr der Schweizer, nach der von 1315 gelieferten Schlacht am Morgarten, dar, und wohl verdiente die reiche poetiſche Erfindung, der belebte Ausdruck, das eigenthümliche Nationelle in Geſtalt und Geſichtszügen der Figuren, ſo großes Lob, als dem Werke zu Theil geworden, an welchem die ausnehmende Reinlichkeit, der, ſelbſt geringfügiges Detail nicht verſchmähende Fleiß, bereits in der erſten Anlage Breughels Zeit und Kunſt in Erinnerung brachte. — Schriften, die den Geſchmack, von dem wir hier handeln, begünſtigen, Einfluß erlangt, oder zur weitern Ausbildung deſſelben, weſentlich beitragen, ſind ſeit der Europa keine erſchienen: die 1808 zu Dresden herausgekommene Zeitſchrift, Phöbus, von H. v. Kleiſt und Adam Müller, enthält zwar Aufſätze von Männern, welche dahin einſchlagende Geſinnungen hegen; allein das Werk fand zu wenig Theilnahme, als daß es hätte fortdauern und wirken können. — Alle Deutſche Länder wurden im Laufe der hierauf verfloſſenen Jahre zu ſehr von Kriegesunruhen bewegt, als daß überhaupt ausübende Kunſt hätte gedeihen können; das Wenige, was in der beſtimmten Beziehung, die wir in's Auge gefaßt, zu Dresden und von Deutſchen zu Rom geſchehen, haben wir berichtet. Was in Prag und Wien etwa Aehnliches unternommen und ausgeführt worden ſein mag, iſt uns unbekannt. Eben ſo wenig kennen wir München von dieſer Seite; einer Sage zufolge, ſoll jedoch die Neigung zum religiöſen und Deutſch-Alterthümelnden daſelbſt vernehmlich unter den jungen ſtudirenden Künſtlern Eingang gefunden haben, worüber Unliebe zwiſchen ihnen und den Helleniſch-geſinnten Meiſtern entſtanden. — Haben wir aus dem bisher Vorgetragenen erſehen, wie der von uns betrachtete Kunſtgeſchmack entſtanden, wie derſelbe durch Vereinigung der Künſtler und Literatoren mehr empor gekommen, endlich unter dem Einfluſſe äußerer Ereigniſſe, die jetzt beſtehende Geſtalt angenommen; ſo bleibt nochmals zu überſchauen, in welchem Maaße dieſe Neigungen und neuen Lehren, theils auf die Kunſt in ihren Erzeugniſſen, theils auf Werthſchätzung und Sinn für dieſelbe gewirkt. Zuerſt ſoll man billig das redliche Beſtreben, den Ernſt, Fleiß und die Ausdauer lobend anerkennen, womit mehrere, der das chriſtlich-myſtiſche, oder auch das vaterländiſche bezielenden Künſtler, ihrem Zwecke großmüthig nachgerungen. Wie viel Zeit und tiefes Nachdenken muß nicht Runge auf die vorerwähnten allegoriſchen Blätter, die Tageszeiten vorſtellend, verwendet haben! Sie ſind ein wahres Labyrinth dunkler Beziehungen, dem Beſchauer, durch das faſt Unergründliche des Sinnes, gleichſam Schwindel erregend, und dennoch hatte der Künſtler bei ſeiner Arbeit weder Ausſicht auf Gewinn, noch irgend einen andern Zweck als reine Liebe zur Sache. Wie wenig iſt nicht der wackere Friedrich ermuntert worden; aber er wendete ſich dennoch nicht von ſeinen myſtiſch-allegoriſchen Landſchaften ab, weil ihm der eingeſchlagene Weg, als der rechte, zum wahren Ziele der Kunſt leitende vorkommt, und eben dieſes iſt mit Overbeck ſowohl, als mit Cornelius der Fall, welche zuverläſſig alle beide hinreichende Geſchicklichkeit beſäßen, Werke heiteren Sinnes, angenehm in die Augen fallend, vermuthlich auch vom bezahlenden Publikum noch beſſer aufgenommen, zu verfertigen; allein ſie wollen lieber ihrer einmal gefaßten Ueberzeugung folgen, und vermeinen, jener in Darſtellung bibliſcher Gegenſtände nach der alt-italieniſchen Weiſe, dieſer durch romantiſche Bilder mit alt-deutſchem Koſtüme und Widerſcheine von Albrecht Dürers Art, die Blume der Kunſt zu brechen. Noch Anderer eben ſo redliches, eben ſo unverdroſſenes Beſtreben, könnten wir, wofern es nöthig wäre, namentlich anführen. Ferner verdient angemerkt und gerühmt zu werden, wie ein großer Theil, ja die meiſten ſich zu dieſem Geſchmack bekennenden Künſtler ungemeine Sorgfalt auf reinliche, zarte Behandlung ihrer Werke verwenden. Overbeck, Cornelius u. a., ſind in ſolchem Betracht muſterhaft zu nennen. Dieſes möchte indeſſen wohl der beſte Gewinn ſein, welcher aus Nachahmung, der in mancherlei Hinſicht mangelhaften Kunſt der alten Maler, ſich ergeben. Denn, wie man es auch anſtellen mag; ein freiwilliges, vorſetzliches Verzichtleiſten auf alle Vortheile der ausgebildeten Kunſt, läßt ſich nicht vertheidigen, noch weniger gut heißen. Selbſt mit den künſtlichſten Wendungen werden die Jünger des Kloſterbruders und der Europa, den geſunden Sinn doch niemals überreden, daß ein Gemälde darum erbaulicher oder vaterländiſcher ſei, wenn es kunſtlos angeordnet iſt, wenn Licht und Schatten, Haltung und maleriſche Wirkung unbeachtet gelaſſen, die Figuren wunderlich koſtumirt ſind; wenn das Kolorit des Fleiſches eintönig, die Farben der Gewänder nicht auf erforderliche Weiſe gebrochen ſind, und das Ganze eben deswegen flach und unfreundlich ausfällt. Das iſt denn auch die unbezweifelte Urſache, warum Zeichnungen dieſer Art, immer noch mehr Beifall finden, und gefunden haben, als Gemälde, weil dort das Mangelhafte weniger zur Erſcheinung kommt, oder beſſer geſagt, weil an ſolchen Gemälden mehrere der weſentlich nothwendigen Kunſteigenſchaften vermißt werden. Erinnerungswerth iſt es hierbei, ja warnend, daß Künſtler, welche dem Scheine alterthümlicher Einfalt nachjagen, ſo häufig zu den Manieriſten ſich verirren; nicht ſelten begegneten wir auf eben demſelben Blatte dem Giotto und zugleich auch dem Bronzino, oder Salviati, auch haben wir den Albrecht Dürer zuweilen in Geſellſchaft von Golzius und Spranger, gefunden. Obgenannter Friedrich zu Dresden, iſt bisher noch immer der einzige geblieben, welcher in landſchaftliche Gemälde und Zeichnungen myſtiſch-religiöſe Bedeutung zu legen verſuchte. Er unterſcheidet ſich übrigens von denen, welche Aehnliches mit Figuren beabſichtigen, darin, daß er nicht alte Meiſter, ſondern unmittelbar die Natur nachzuahmen befliſſen iſt. Seine Erfindungen haben durchgängig das ehrenwerthe Verdienſt, daß ſie gedacht ſind; weil aber düſtere Religionsallegorieen, anmuthiger und ſchöner Darſtellung meiſtens nicht zuſagen, er überdem die Kunſt der Beleuchtung entweder nicht kennt, oder verſchmähet, wie er denn auch bei Anwendung der Farben, deren Milderung und Uebereinſtimmung nicht beachtet, ſo befriedigen ſeine ſauberen Viſterzeichnungen das Auge beſſer, als die Gemälde, und Friedrich befindet ſich wegen Vernachläſſigung der Kunſtregeln, mit allen ſeinen Geſchmacksgenoſſen, welchem Fache ſie auch zugehören, in gleichem Nachtheil. Das Kunſtwerk ſoll zwar den Geiſt des Beſchauers unterhalten, deſſen Gemüth anſprechen, aber eben darum, weil es geſchauet werden muß, verlangt das Auge zugleich wohlthuende Befriedigung, und was hindert den Künſtler, wahres Kolorit, gefällige Beleuchtung und Formen der ſchönen Natur bedeutend zu gebrauchen? Eben in geſchickter Vereinigung des geiſtig Bedeutenden und des ſinnlich Rührenden feiert die ächte Kunſt ihren Triumph.— Hinſichtlich auf die Bildhauerei, dürfen wir nicht zu erwähnen vergeſſen, daß dieſelbe unter alle dem erzählten Treiben, von jedem Einfluſſe der ungünſtige Folgen für ſie hätte haben können, verſchont blieb, und daß ſie nicht von dem Wege abwich, den ſie ſeit Mengs und Winkelmann eingeſchlagen. Ihre Muſter blieben daher, und ſind immer noch die griechiſchen Denkmale; auch nicht ein einziger ernſtlicher Verſuch iſt, ſo viel wir wiſſen, gemacht worden, Alt-Deutſche oder Italieniſche Meiſter im Plaſtiſchen nachzuahmen, zu andächteln, und allegoriſch mit dem guten und böſen Prinzip zu ſpielen. Wenden wir uns nun endlich zur

Architektur, den in derſelben herrſchenden Gothiſchen, oder nach der beliebten Benennung, Alt-Deutſchen Geſchmack bedenkend; ſo konnte es mit dieſer Art von Nachahmung doch eben auch nicht weit gedeihen, beſonders da jenes Handwerk völlig erloſchen war, das ihr hätte zur Hülfe kommen müſſen. Und ſo giebt es artiſtiſche ſowohl, als techniſche Urſachen, ethiſche und mechaniſche, warum es durchaus unmöglich iſt, ſich ganz in den Geiſt vergangener Zeiten zu verſetzen, denſelben ihr Eigenthümliches abzuborgen. Gehe man alle Zeiten durch, beachte man alle je geſchehenen Verſuche, ſich in den Künſten Früheres oder Auswärtiges anzueignen, und man wird bald überzeugt ſein, daß es nie wahrhaftig gelang. Will man Beiſpiele hierfür, ſo verweiſen wir auf ein benachbartes kultivirtes Volk, dem es eben ſo wenig gelingen mochte, vor etwa funfzig Jahren, in Bildern und Gebäuden den eigenthümlichen Geſchmack der Chineſen nachzuahmen, als ihm unlängſt die Nachahmung des Aegyptiſchen, Griechiſchen und Römiſchen gerieth, und als nun in Deutſchland die Nachahmung alter Deutſchheit gelingen kann. — Da ſich überdies von den Künſten nur etwa die äußere Form und allgemeine Regeln fortpflanzen, herübernehmen laſſen; ſo folgt, daß je vollkommener dieſe ſind, deſto ergiebiger, nützlicher auch das Studium derſelben, und deſto glücklicher die Nachahmung der mit ſolcher Freiheit ſtudirten Kunſtwerke ſein wird. Wobei noch zu bemerken ſteht, daß die

Schwierigkeiten der Nachahmung, wegen mehr oder minderer Vortreſſlichkeit der nachzuahmenden Muſterbilder, weder geringer, noch größer werden. Hieraus geht nun hervor, daß es in Bezug auf die Kunſt, am ſicherſten und vernünftigſten iſt, ſich ausſchließlich mit dem Studium der alten Griechiſchen Kunſt, und was in neuerer Zeit ſich an dieſelbe anſchloß, zu befaſſen; hingegen immer gefährlich und vom rechten Wege ableitend, andere Muſter zu ſuchen. Wird uns aber im Widerſpruche das Anziehend-Unſchuldige, Rechtliche, Einfache der Alt-Italieniſchen und Deutſchen Maler vor allen anderen früherer und ſpäterer Zeiten, als höchſt gemüthlich und allein aus der chriſtlichen Religion ſich entfaltend, geprieſen, ſo läugnen wir das Einwirken religiöſer Stimmung einiger älterer Meiſter auf ihre Werke keineswegs; doch um jedem Mißverſtändniſſe vorzubeugen, bemerken wir Folgendes: Das Wort Gemüth, wird im rechten Sinne alsdann gebraucht, wenn mehrere ſchätzenswerthe Eigenſchaften des Menſchen vereinigt, zur Erſcheinung kommen, und, indem ſie ihren Werth offenbaren, zugleich einen angenehmen, lieblichen Eindruck auf uns bewirken. In dieſem Sinne ſchreiben wir einem Künſtler, einem Kunſtwerke Gemüth zu. Nun iſt keine Frage, daß, wenn Ergebenheit in dem göttlichen Willen, Duldung eigener Leiden, Theilnahme an fremdem, ſich in Geſichtsbildung, Gebehrden und Handlungen offenbart, alsdann die Frömmigkeit eines ſolchen Gemüths eindringlich, ja hinreißend, auf uns wirken muß. — Allein das fromme Gemüth iſt nicht das Einzige: denn das rein Gemüthliche kann ſich im Heiteren, Großen, ja Erhabenen offenbaren, und in dieſem Sinne war die Griechiſche Kunſt höchſt gemüthvoll. Bekennen doch die Alten ſelbſt, daß der olympiſche Jupiter der Religion höchſt vortheilhaft geworden, daß alſo die Betrachtung deſſelben gleichfalls zur Frömmigkeit, aber nicht zu einer ſolchen, wie wir ſie denken, den Beſchauer hinauf gezogen habe. Hält man dieſes recht feſt im Auge, ſo erſcheint auch der Widerſtreit zwiſchen alter und neuer Kunſt, zwiſchen chriſtlicher und Helleniſcher, keinesweges ſo ſchreiend, als er manchmal ausgeſprochen wird. Schließlich aber wollen wir der erwachten Neigung zum Alterthümlichen auch ein billiges Lob nicht entziehen, und bekennen, daß man derſelben, vornehmlich in Deutſchland, die Erhaltung einer unzähligen Menge von Kunſtmerkwürdigkeiten verdankt. Weder dem Urtheile, noch der Wißbegierde, noch den Geſinnungen, hat es früher Ehre gemacht, wenn man die alten Denkmale unſerer nationalen Kunſt, theils aus ſchmählicher Rohheit, theils aus Geſchmacks-Dünkel, wenig achtete, und es iſt ſo nützlich als rühmlich, daß nunmehr an verſchiedenen Orten, öffentliche und Privatverſammlungen von dergleichen Werken angelegt worden. Schon vor dreißig Jahren haben wahre Kunſtfreunde, die in ein einem Saale der Münchner Gallerie beiſammen aufgeſtellten Gemälde von alten

Deutſchen und Niederrheiniſchen Meiſtern, mit Vergnügen betrachtet, und in geſchichtlicher Hinſicht, Unterricht daraus geſchöpft, wozu jetzt, da gedachte Sammlung nach Schleißheim geſetzt, und ſehr vermehrt worden, noch beſſere Gelegenheit ſein mag. Auf der Burg zu Nürnberg, und alſo recht im Mittelpunkte der alten Oberdeutſchen Kunſt, findet man ſeit einigen Jahren ebenfalls eine Menge ſolcher Werke zuſammengebracht, und dieſe Sammlung verdient die Aufmerkſamkeit deſto mehr, weil ſie, außer den Gemälden, noch einen reichen Vorrath von Schnitzarbeiten enthält. Auch die Stadt Frankfurt a. M. ehrt ſich und die Deutſche Kunſt dadurch, daß ſie alle aus den aufgehobenen Kirchen und Klöſtern herrührenden alten Gemälde, ſorgfältig aufbewahren läßt. Leipzig hat eine Sammlung von etwa dreißig Stück alten Bildern, durch glückliches Forrſchen eines Liebhabers und Kenners, Herrn Quandt, erhalten, welcher dieſelben aus abgelegenen Räumen der St. Nicolaus- und Thomas-Kirche zuſammengeſucht, und worunter einige treffliche Arbeiten des Lucas Cranach befindlich. Aus allen Privatſammlungen dieſer Art, fügte ſich jedoch keine unter glücklicheren Ereigniſſen, mit mehr Einſicht und zweckmäßigem Aufwande zuſammen, als die der Herren Boiſſeree zu Heidelberg, desgleichen von dem was die Herren Wallraf und von Lieversberg in Köln beſitzen. Diejenige bedeutende Anzahl von Gemälden alter Deutſcher Meiſter, welche der Herr Fürſt von

Wallerſtein aufgeſtellt hat, könnte man füglich eine Gallerie nennen, und es iſt ſehr zu wünſchen, daß irgend ein Sachkundiger dem Publikum bald näheren Bericht darüber abſtatten möge. Die genannten öffentlichen und Privatſammlungen, nebſt andern, welche uns vielleicht unbekannt geblieben ſind, werden ohne Zweifel noch eine weitere Verbreitung der Liebhaberei und Sammlerluſt bewirken; auch müßten wir ſehr irren, wenn nicht dieſe An- und Aufregung der ſo dunkeln und lückenhaften Deutſchen Kunſtgeſchichte älterer Zeit erhebliche Aufklärungen verſchaffen ſollte. Den ſtillen gemüthlichen Freunden der Kunſtwerke alter Denkmale und Einrichtungen, war freilich das Aufheben ſo vieler Kirchen und Klöſter, im Verlauf der letzten zehn bis zwanzig Jahre, ſehr ängſtigend, ſie befürchteten, und wohl nicht mit Unrecht, von dem Stören und Rücken und Bewegen, den Untergang manches Köſtlichen; in der That mag viel Schätzbares beſchädigt, wohl gar vertilgt worden ſein; aber es kam hingegen auch viel Verborgenes ans Licht, viel Vernachläſſigtes wurde hervorgezogen, viel wenig Bekanntes wurde bekannter; die Gelegenheit zu ſammeln erweckte Sammler und Liebhaber, ſo, daß zwiſchen Verluſt und Gewinn eine Art von Ausgleichung ſtatt gefunden, und alles erwogen, die Kunſt ſich über keinen weſentlichen Nachtheil zu beſchweren hat. Von alten würdigen Denkmalen der Architektur, ſind zwar hin und wieder, vornehmlich in den Rheingegenden, viele beſchädigt, ſelbſt einige zerſtört worden. Kriegswuth und rechnende kleine Gewinnſucht, haben hierzu einander die Hände geboten; allein die Alterthums- und Vaterlandsliebe wackerer Kunſtfreunde trachtete auch dieſem Verluſte zu begegnen. Herrn Mollers Hefte, von denen bereits vier erſchienen ſind, enthalten die allerſchätzbarſten Beiträge zum Studium der Geſchichte der Deutſchen Architektur, und mehrere der in gedachten Heften abgebildeten Gebäude ſind eben ſolche, die ein trauriges Schickſal ereilte. Das große Werk der Herrn Boiſſeree über den Dom zu Köln, iſt bereits begonnen, und wir dürfen davon, nicht allein hinſichtlich auf das Domgebäude, ſondern im Allgemeinen über die alte Architektur am Niederrheine Aufſchluß und Belehrung erwarten. Erheben wir uns endlich noch auf den höchſten, alles überſehenden Standtpunkt, ſo läßt ſich die betrachtete patriotiſche Richtung des Kunſtgeſchmacks, wohl billig als ein Theil, oder auch als Folge der mächtigen Regung betrachten, von welcher die Geſammtheit aller zu Deutſchland ſich rechnenden Völker begeiſtert, das Joch fremder Gewalt großmüthig abwarf, die bekannten ewig denkwürdigen Thaten verrichtete, und aus Beſiegten ſich zu Ueberwindern emporſchwang. Wir ſind dieſer Anſicht um ſo mehr geneigt, als ſie unſer Urtheil gegen die Theilnehmer an beſagtem Kunſtgeſchmacke mildert, den Schein willkührlicher Irrung großen Theils von ihnen abwälzt; denn ſie fanden ſich mit dem gewaltigen Strome herrſchender Meinungen und Geſinnungen fortgezogen.

Da aber jener National=Enthuſiasmus, nach erreichtem großen Zwecke, den leidenſchaftlichen Charakter, wodurch er ſo ſtark und thatfertig geworden, ohne Zweifel wieder ablegen, und in die Grenzen einer anſtändigen würdigen Selbſtſchätzung zurücktreten wird, ſo kann ſich alsdann auch die Kunſt verſtändig faſſen lernen, und die beengende Nachahmung der älteren Meiſter aufgeben, ohne doch denſelben und ihren Werken die gebührende und auf wahre Erkenntniß gegründete Hochachtung zu entziehen. Ein gleiches gilt von der Religioſität. Die ächte, wahre, die dem Deutſchen ſo wohl ziemt, hat ihn zur ſchlimmſten Zeit aufrecht erhalten, und mitten unter dem Drucke, nicht allein ſeine Hoffnungen, ſondern auch ſeine Thatkräfte genähret. Möge ein ſo würdiger Einfluß bei fortwährendem großen Drange der Begebenheiten der Nation niemals ermangeln; dagegen aber alle falſche Frömmelei, aus Poeſie, Proſa, und Leben bald möglichſt verſchwinden und kräftigen heiteren Ausſichten Raum geben! (Vergl. Bd. 5. S. 299.)

Jene Maximen, welche mit einer theils zeitgemäßen, theils zufälligen Kunſtrichtung zuſammentrafen, und vorgefaßte Neigungen begünſtigten, haben eine ſo große Wirkung gethan, daß bis auf den heutigen Tag, alles was kunſtgemäß vernünftig ausgeſprochen werden kann, wenig Eingang findet. Demohngeachtet möchten jene bisher für ſibylliniſch gehaltenen Dogmen, wenn man ſie einzeln näher betrachtet, und mit uralten, ewig wahren Kunſtüberzeugungen zuſammen hält, ihre erſchlichene Autorität nach und nach völlig verlieren.

68.

Ein wichtiges Reſultat, das uns die Kunſtgeſchichte verleiht, iſt folgendes. Je höher, herrlicher und reiner die bildende Kunſt ſich auf dieſem Erdenrunde hervorthat, deſto langſamer war das Abnehmen derſelben, ja ſelbſt im Niederſteigen ruhte ſie noch oft auf glänzenden und leuchtenden Stufen. Von Phidias bis auf Hadrian, bedurfte es voller ſechshundert Jahre, und wer beſitzt nicht noch mit Ergötzen ein Kunſtdenkmal aus den Zeiten dieſes Kaiſers! — Von dem übermenſchlichen aber auch die Menſchheit gewaltſam überbietenden Michel Angelo, bis zu dem manierirteſten Spranger, waren kaum einhundert Jahre nöthig, um die Kunſt von angeſtrengter Großheit, zu überſtrengter Fratzenhaftigkeit herunter zu ziehen. Und doch werden Liebhaber immer mit dem größten Vergnügen gelungene Arbeiten Sprangers in ihren Sammlungen aufnehmen. — Von dem kränklichen Kloſterbruder hingegen und ſeinen Genoſſen, welche die ſeltſame Grille durchſetzten, „merkwürdige Werke ganz neuer Art, Hieroglyphen, wahrhafte Sinnbilder, aus Naturgefühlen, Naturanſichten, Ahndungen willkührlich zuſammengeſetzt, entfernt von der alten Weiſe der Vorwelt;" zu verlangen, rechnen wir kaum zwanzig Jahre, und dieſes Geſchlecht ſehen wir ſchon in den höchſten Unſinn verloren. Zeugniß hievon iſt ein zur Berliner Ausſtellung eingeſendetes, aber nicht aufgeſtelltes Gemälde, nach Dante. Eine lebensgroße Figur mit grüner Haut. Aus dem enthaupteten Halſe ſprützt ein Blutquell, die Hand des rechten, ausgeſtreckten Armes, hält den Kopf bei den Haaren, dieſer, von innen glühend, dient als Laterne, wovon das Licht über die Figur ausgeht. (!)

69.

Künſtler! Zeiget nur den Augen
Farben-Fülle, reines Rund!
Was den Seelen möge taugen,
Seid geſund und wirkt geſund.

70.

Entweicht, wo düſtre Dummheit gerne ſchweift,
Inbrünſtig aufnimmt, was ſie nicht begreift;
Wo Schreckens-Mährchen ſchleichen, ſtutzend fliehn,
Und unermeßlich Maaße lang ſich ziehn.

71.

Modergrün aus Dante's Hölle
Bannet fern von Eurem Kreis,
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleiß.

72.

Die Luſt der Deutſchen am Unſichern in den Künſten, kommt aus der Pfuſcherei her: denn wer pfuſcht, darf das Rechte nicht gelten laſſen, ſonſt wäre er gar nichts.

73.

Es begegnete und geſchiehet mir noch, daß ein Werk bildender Kunſt, mir beim erſten Anblicke mißfällt, weil ich ihm nicht gewachſen bin; ahnde ich aber ein Verdienſt daran, ſo ſuche ich ihm beizukommen, und dann fehlt es nicht an den erfreulichſten Entdeckungen; an den Dingen werde ich neue Eigenſchaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.

74.

Man ſagt: ſtudire Künſtler die Natur! Es iſt aber keine Kleinigkeit, aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne, zu entwickeln. — Die Zudringlichkeiten junger Dilettanten muß man mit Wohlwollen ertragen, ſie werden im Alter die wahrſten Verehrer der Kunſt und des Meiſters.

75.

Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach ihrer würdigſten Auslegerin, der Kunſt.

76.

Sprichſt Du von Natur und Kunſt,
Habe beide ſtets vor Augen;
Denn was ſoll die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunſt.

Eh' Du von der Liebe ſprichſt,
Laß ſie erſt im Herzen leben;
Eines holden Angeſichts
Phosphorglanz Dir Feuer geben.

Anmerk. des Herausgebers. Die beſonderen Werke zur Theorie und Geſchichte der bildenden Künſte, welche Göthe herausgegeben hat, ſind folgende:

1) Leben des Benvenuto Cellini, überſetzt und mit einem Anhange herausgegeben. Tübingen, bei Cotta. 1803. 8. 2 Theile.
2) Winkelmann und ſein Jahrhundert, in Briefen und Aufſätzen. Tübingen, bei Cotta. 1806. 8.
3) Philipp Hackert, Biographiſche Skizze, meiſtens nach deſſen eigenen Aufſätzen entworfen. Tübingen, bei Cotta. 1811. 8.

und ſodann noch folgende zwei beſondere Zeitſchriften für bildende Kunſt:

1) Propyläen, eine periodiſche Schrift. Tübingen, bei Cotta. 1798 — 1800. 3 Bde., jeder zu 2 Heften. 8. (Die darin angefangenen Programme über die von der Geſellſchaft der Weimariſchen Kunſtfreunde ertheilten Preisaufgaben für Werke der bildenden Kunſt, wurden nach dem, leider ſo frühen, Schluſſe dieſer Zeitſchrift, noch einige Jahre in der Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung fortgeſetzt.)

2) Ueber Kunſt und Alterthum. Stuttgardt, in der Cotta'ſchen Buchhandlung. 1817 — 1825. Bis jetzt 5 Bände, jeder zu 3 Heften. 8.

Einen Entwurf einer allgemeinen Kunſtgeſchichte des 16ten, 17ten und 18ten Jahrhunderts, enthält das Werk: Winkelmann und ſein Jahrhundert: ſo wie eine geſchichtliche Ueberſicht der neueſten Deutſchen Kunſt: der Aufſatz: „Ueber die Neu-Deutſche, religiös-patriotiſche Kunſt," nebſt: „Anmerkungen und Belegen dazu," in der Zeitſchrift Kunſt und Alterthum, 1ſter Band 2tes Heft. — S. ebendaſelbſt Band 4. Heft 1 u. 3. Göthe's Bemerkungen über Heinrich Meyer's „Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen," und die „Biographieen Nurnbergiſcher Künſtler."

Ueber Kunſt-Schulen, Akademieen und Sammlungen, ſ. die Abhandlung: „Ueber Lehranſtalten zu Gunſten der bildenden Kunſt," im 2ten Bande der Propyläen; „Bemerkungen über die Gallerieen zu Dresden und Mannheim, und über bildende Kunſt in Italien, in Göthe's Lebensgeſchichte und folgende Aufſätze in Kunſt und Alterthum:

1) Kunſtſchule zu Köln und daraus ſich entwickelndes neues Kunſtleben. Bd. 1. Heft 1.
2) Kunſtſchätze zu Bonn. Bd. 1. Heft 1.
3) Kunſtſammlungen zu Frankfurt a. M. Bd. 1. Heft 1.
4) Zeichenſchule zu Hanau. Bd. 1. Heft 1.
5) Gemälde zu Aſchaffenburg. Bd. 1. Heft 1.
6) Kunſtſammlung zu Darmſtadt. Bd. 1, Heft 1.
7) Gemäldeſammlung der Gebrüder Boiſſeree in Heidelberg. Bd. 1. Heft 1 und 2.
8) Kunſtakademieen zu Prag. Bd. 1. Heft 2.
9) Vorſchläge zur Einrichtung von Kunſtakademieen, rückſichtlich beſonders auf Berlin. Bd. 3. Heft 1.
10) Königliches Muſeum zu Berlin. Bd. 3. Heft 2 u. 3.
11) Weimar'ſche Pinakothek. Bd. 3. Heft 3.

2) Ueber Architektur und Gartenkunſt.

77.

Scheint es doch, als wäre die Architektur nur da, um uns zu überzeugen, daß durch mehrere Menſchen, in einer Folge von Zeit, nichts zu leiſten iſt, und daß in Künſten und Thaten nur dasjenige zu Stande kommt, was, wie Minerva, erwachſen und gerüſtet, aus des Erfinders Haupt hervorſpringt.

78.

Jemehr ich die Façade des Strasburger Münſters betrachtete, deſto mehr nur beſtärkte und entwickelte ſich in mir der erſte Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten ſei. Soll das Ungeheuere, wenn es uns als Maſſe entgegentritt, nicht erſchrecken, ſoll es nicht verwirren, wenn wir ſein Einzelnes zu erforſchen ſuchen: ſo muß es eine unnatürliche, ſcheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß ſich das Angenehme zugeſellen. Da uns nun aber allein möglich wird, den Eindruck des Münſters auszuſprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenſchaften vereinigt denken; ſo ſehen wir ſchon hieraus, in welchem hohen Werthe wir dieſes alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernſt eine Darſtellung, wie ſo widerſprechende Elemente ſich friedlich durchdringen und verbinden konnten. Vor allem widmen wir unſere Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht geſtelltes längliches Viereck unſeren Augen mächtig entgegnet. Näheren wir uns derſelben in der Dämmerung, bei Mondſchein, bei ſternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden, und zuletzt verſchwinden; ſo ſehen wir nur eine koloſſale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältniß hat. Betrachten wir ſie bei Tage und abſtrahiren durch Kraft unſeres Geiſtes vom Einzelnen; ſo erkennen wir die Vorderſeite eines Gebäudes, welche deſſen innere Räume nicht allein zuſchließt, ſondern auch manches Dunkelliegende verdeckt. Die Oeffnungen dieſer ungeheueren Fläche, deuten auf innere Bedürfniſſe, und nach dieſen können wir ſie ſogleich in neun Felder abtheilen. Die große Mittelthüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet iſt, fällt uns zuerſt in die Augen. Zu beiden Seiten derſelben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Hauptthüre trifft unſer Blick auf das radförmige Fenſter, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahndungsvolles Licht verbreiten ſoll. An den Seiten zeigen ſich zwei ſenkrechte, länglichviereckte Oeffnungen, welche mit der mittelſten bedeutend kontraſtiren und darauf hindeuten, daß ſie zu der Baſe emporſtrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen ſich drei Oeffnungen an einander, welche zu Glokkenſtühlen und ſonſtigen kirchlichen Bedürfniſſen beſtimmt ſind. Zu oberſt ſiehet man das Ganze durch die Balluſtrade der Gallerie, anſtatt eines Geſimſes, horizontal abgeſchloſſen. Jene beſchriebenen neun Räume, werden durch vier vom Boden aufſtrebende Pfeiler geſtützt, eingefaßt und in drei große perpendikulare Abtheilungen getrennt. Wie man nun der ganzen Maſſe ein ſchönes Verhältniß der Höhe zur Breite nicht abſprechen kann, ſo erhält ſie auch durch dieſe Pfeiler, durch die ſchlanken Eintheilungen dazwiſchen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes. Verharren wir aber bei unſerer Abſtraktion und denken uns die ungeheuere Wand ohne Zierathen, mit feſten Strebepfeilern, in derſelben die nöthigen Oeffnungen, aber auch nur in ſo fern ſie das Bedürfniß fordert; geſtehen wir auch dieſen Hauptabtheilungen gute Verhältniſſe zu: ſo wird das Ganze zwar ernſt und würdig, aber doch immer noch läſtig, unerfreulich und als zierdelos unkünſtlich erſcheinen. Denn ein Kunſtwerk, deſſen Ganzes in großen, einfachen, harmoniſchen Theilen begriffen wird, macht wohl einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Uebereinſtimmung aller entwickelten Einzelnheiten ſtatt finden. Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchſten Grade: denn wir ſehen alle und jede Zierathen jedem Theile, den ſie ſchmücken, völlig angemeſſen, ſie ſind ihm untergeordnet, ſie ſcheinen aus ihm entſprungen. Eine ſolche Mannigfaltigkeit giebt immer ein großes Behagen, indem ſie ſich aus dem Gehörigen herleitet, und deshalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt, und nur in ſolchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunſt geprieſen. Durch ſolche Mittel ſollte nun eine feſte Mauer, eine undurchdringliche Wand, die ſich noch dazu als Baſe zweier himmelhohen Thürme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf ſich ſelbſt ruhend, in ſich ſelbſt beſtehend, aber auch dabei leicht und zierlich erſcheinen, und, obgleich tauſendfach durchbrochen, den Begriff von unerſchütterlicher Feſtigkeit geben. Dieſes Räthſel iſt auf das glücklichſte gelöſt. Die Oeffnungen der Mauer, die ſoliden Stellen derſelben, die Pfeiler, jedes hat ſeinen beſonderen Charakter, der aus der eignen Beſtimmung hervortritt; dieſer kommunicirt ſich ſtufenweiſe den Unterabtheilungen, daher alles im gemäßen Sinne verziert iſt, das Große wie das Kleine ſich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann, und ſo das Angenehme im Ungeheueren ſich darſtellt. Ich erinnere nur an die perſpektiviſch in die Mauerdicke ſich einſenkenden, bis ins Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenſter und deſſen aus der runden Form entſpringende Kunſtroſe, an das Profil ihrer Stäbe, ſo wie an die ſchlanken Rohrſäulen der perpendikularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige ſich die ſtufenweis zurücktretenden Pfeiler, von ſchlanken, gleichfalls in die Höhe ſtrebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig beſtimmten, leichtſäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blattreihe, oder als irgend ein anderes im Steinſinn umgeformtes Naturgebilde erſcheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht ſelbſt, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen, zu Beurtheilung und Belebung meiner Ausſage. Sie könnte Manchem übertrieben ſcheinen: denn ich ſelbſt, zwar im erſten Augenblicke zur Neigung gegen dieſes Werk hingeriſſen, brauchte doch lange Zeit, mich mit ſeinem Werthe innig bekannt zu machen. Unter Tadlern der Gothiſchen Baukunſt aufgewachſen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierathen, die durch ihre Willkührlichkeit einen religiös-düſteren Charakter höchſt widerwärtig machten; ich beſtärkte mich in dieſem Unwillen, da mir nur geiſtloſe Werke dieſer Art, an denen man weder gute Verhältniſſe, noch eine reine Konſequenz gewahr wird, vors Geſicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erſchien, ſondern vielmehr das Gegentheil davon ſich aufdrang. Wie ich nun aber immer länger ſah, und überlegte, glaubte ich über das Vorgeſagte noch größere Verdienſte zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältniß der größeren Abtheilungen, die ſo ſinnige als reiche Verzierung bis ins Kleinſte; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieſer mannigfaltigen Zierathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verſchränkung zwar gleichartiger, aber doch an Geſtalt höchſt abwechſelnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuern, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich unterſuchte, deſto mehr gerieth ich in Erſtaunen; je mehr ich mich mit Meſſen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, deſto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, ſo daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das Vorhandene zu ſtudiren, theils das Fehlende, Unvollendete, beſonders der Thürme, in Gedanken und auf dem Blatte wieder herzuſtellen. Da ich nun, an alter Deutſcher Stätte, dieſes Gebäude gegründet und in ächter Deutſcher Zeit ſo weit gediehen fand, auch der Name des Meiſters auf dem beſcheidenen Grabſteine gleichfalls vaterländiſchen Klanges und Urſprunges war; ſo wagte ich, die bisher verrufene Benennung Gothiſcher Bauart, aufgefordert durch den Werth dieſes Kunſtwerks, abzuändern, und ſie als Deutſche Baukunſt unſerer Nation zu vindiciren, ſodann aber verfehlte ich nicht, erſt mündlich, und hernach in einem kleinen Aufſatze, D. M. Erwini a Steinbach, gewidmet, meine patriotiſchen Geſinnungen an den Tag zu legen.

Köln war auch der Ort, wo das Alterthum eine ſolche unzuberechnende Wirkung auf mich ausüben konnte. Die Ruine des Doms (denn ein nichtfertiges Werk iſt einem zerſtörten gleich), erregte die von Straßburg her gewohnten Gefühle. Kunſtbetrachtungen konnte ich nicht anſtellen, mir war zu viel und zu wenig gegeben, und Niemand fand ſich, der mir aus dem Labyrinthe des Geleiſteten und Beabſichtigten, der That und des Vorſatzes, des Erbaueten und Angedeuteten hätte heraushelfen können, wie es jetzt wohl durch unſere fleißigen beharrlichen Freunde geſchiehet. In Geſellſchaft bewunderte ich zwar dieſe merkwürdigen Hallen und Pfeiler, aber einſam verſenkte ich mich in dieſes, mitten in ſeiner Erſchaffung, fern von der Vollendung ſchon erſtarrte Weltgebäude, immer mißmuthig. Hier war abermals ein ungeheuerer Gedanke nicht zur Ausführung gekommen!

Was ich über jene Baukunſt gedacht und gewähnt hatte, ſchrieb ich zuſammen. Das Erſte worauf ich drang, war, daß man ſie Deutſch und nicht Gothiſch nennen, nicht für ausländiſch, ſondern für vaterländiſch halten ſolle; das Zweite, daß man ſie nicht mit der Baukunſt der Griechen und Römer vergleichen dürfe, weil ſie aus einem ganz anderen Prinzip entſprungen ſei. Wenn jene, unter einem glücklicheren Himmel, ihr Dach auf Säulen ruhen ließen, ſo entſtand ja ſchon an und für ſich eine durchbrochene Wand. Wir aber, die wir uns durchaus gegen die Witterung ſchützen, und mit Mauern überall umgeben müſſen, haben den Genius zu verehren, der Mittel fand, maſſiven Wänden Mannigfaltigkeit zu geben, ſie dem Scheine nach, zu durchbrechen, und das Auge würdig und erfreulich auf der großen Fläche zu beſchäftigen. Daſſelbe galt von den Thürmen, welche nicht, wie die Kuppeln, nach Innen einen Himmel bilden, ſondern außen gen Himmel ſtreben, und das Daſein des Heiligthums, das ſich an ihre Baſe gelagert, weit umher den Ländern verkünden ſollten. Das Innere dieſer würdigen Gebäude wagte ich nur durch poetiſches Anſchauen und durch fromme Stimmung zu berühren. Hätte ich dieſe Anſichten, denen ich ihren Werth nicht abſprechen will, klar und deutlich, in vernehmlichem Styl abzufaſſen beliebt, ſo hätte der Druckbogen von Deutſcher Baukunſt, D. W. Erwini a Steinbach, ſchon damals, als ich ihn herausgab, mehr Wirkung gethan, und die vaterländiſchen Freunde der Kunſt früher aufmerkſam gemacht; ſo aber verhüllte ich, durch Hamanns und Herders Beiſpiel verführt, dieſe ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von ſeltſamen Worten und Phraſen, und verfinſterte das Licht, das mir aufgegangen war, für mich und Andere. Demohngeachtet wurden dieſe Blätter gut aufgenommen, und in dem Herderſchen Heft, von Deutſcher Art und Kunſt, nochmals abgedruckt.

79.

Zu einem vollkommnen Park
Gebraucht man Tiefen und Höh'n,
Eine Muſterkarte von allem Geſträuche,
Krumme Gänge, Waſſerfälle, Teiche,

Pagoden, Höhlen, Wieſen, Felſen und Klüfte,
Eine Menge Reſeda und andres Gedüfte,
Weimuthsfichten, Babyloniſche Weiden, Ruinen,
Einſiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moſcheen und Thürme mit Kabinetten,
Von Moos ſehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbogen, Arkaden,
Fiſcherhütten, Pavillons zum Baden,
Chineſiſch=Gothiſche Grotten, Kiosken, Tings,
Mauriſche Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben.

Ein Einziges iſt noch zurücke,
Und drauf iſt jeder Lord ſo ſtolz;
Das iſt eine ungeheure Brücke
Von Holz,
Und einem Bogen von Hängewerk;
Das iſt unſer ganzes Augenmerk.
Denn ernſtlich kann kein Park beſtehn
Ohne ſie, wie wir auf jedem Kupfer ſehn.
Auch in unſern toleranten Tagen
Wird immer mehr drauf angetragen,
Auf Kommunikation, wie bekannt,
Dem man ſich auch gleich ſtellen muß,
Elyſium und Erebus
Werden vice versa tolerant.

Wir freuten uns der Brücke ſchon,
Doch leider Acheron und Pyriphlegeton
Speien ewige Flammen,
Da fehlts uns an geſcheidten Leuten;
Und bringen wir die Brücke nicht zuſammen,
So will der ganze Park nichts bedeuten;
Das Koſtüme leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß ſo eine Brücke ſein.

Denn, Notabene! In einem Park
Muß Alles Ideal ſein,
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine ſchöne Schal' ein.
So verſtecken wir zum Exempel,
Einen Schweinſtall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall, verſteht mich ſchon,
Wird geradeswegs ein Pantheon,
Die Sach' iſt, wenn ein Fremder drin ſpaziert,
Daß alles wohl ſich präſentirt;
Wenn's dem denn Hyperboliſch dünkt,
Poſaunt er's hyperboliſch weiter aus;
Freilich der Herr vom Haus
Weiß meiſtens, wo es ſtinkt.

Anm. d. Herausg. S. die beſondere Schrift Göthe's: „Von Deutſcher Baukunſt, D. M. Erwini a Steinbach, 1772. 8. (Auch aufgenommen in Herder's: von Deutſcher Art und Kunſt, einige fliegende Blätter. Hamburg, 1773. 8.) und über Altdeutſche Baukunſt, noch folgende Aufſätze in ſeiner Zeitſchrift, Kunſt und Alterthum:

1) Ueber den Dom zu Köln, Moller's Bauriſſe und Boiſſeree's Anſichten deſſelben. Band 1. Heft 1 und 2. Band 4., Heft 1.
2) Ueber den Strasburger Münſter, und Erwin von Steinbachs Grabſchrift. Bd. 1. Heft 2.
3) Ueber Steinmetzen-Brüderſchaft. Band 1 Heft 1.
4) Von Deutſcher Baukunſt. Band 4. Heft 1.
5) Von Deutſcher Baukunſt, insbeſondere von dem Strasburger Münſter; geſchrieben 1772. Band 4. Heft 3. (Wiederabdruck der obigen Schrift Göthe's: Von Deutſcher Baukunſt, D. M. Erwini a Steinbach.)

Viele zerſtreute Bemerkungen über einzelne Werke der Alt-Deutſchen und Italieniſchen Baukunſt, ſind in Göthe's Lebensgeſchichte enthalten.

3) Ueber Sculptur.

80.

Gellerts Monument von Oeſer.

Als Gellert, der geliebte, ſchied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte ſchiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte;
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne,
Mit vielzufriedner Miene gab:
Stand Oeſer ſeitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geſchiednen, ſann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verſchwundnen werthen Mann,
Und ſammelte mit Geiſtesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einen engen Krug
Die Aſche des Geliebten ſammeln.

81.

Auf zweierlei Weiſe kann der Geiſt höchlich erfreuet werden, durch Anſchauung und Begriff. Aber jenes erfordert einen würdigen Gegenſtand, der nicht immer bereit iſt, und eine verhältnißmäßige Bildung, zu der man nicht gerade gelangt iſt. Der Begriff hingegen will nur Empfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit, und iſt ſelbſt das Werkzeug der Bildung. Daher war uns jener Lichtſtrahl höchſt willkommen, den der vortrefflichſte Denker durch düſtre Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling ſein, um ſich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung **Leſſings Laokoon** auf uns ausübte, indem dieſes Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anſchauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das ſo lange mißverſtandene: ut pictura poesis, war auf einmal beſeitiget, der Unterſchied der bildenden und Redekünſte klar, die Gipfel beider erſchienen nun getrennt, wie nahe ihre Baſen auch zuſammen ſtoßen mochten. Der bildende Künſtler ſollte ſich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem Redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuſchweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieſer für die Einbildungskraft, die ſich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten ſich uns alle Folgen dieſes herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik, ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöſt, und glaubten mit einigem Mitleid auf das ſo herrliche ſechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in Deutſchen Bildwerken und Gedichten, das Leben nur unter der Form eines ſchellenbehangenen Narren, den Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, ſo wie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte. Am meiſten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt, und beide, wie es Menächmen geziemt, zum Verwechſeln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erſt den Triumph des Schönen höchlich feiern, und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben iſt, im Reiche der Kunſt nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweiſen. Die Herrlichkeit ſolcher Haupt- und Grundbegriffe erſcheint nur dem Gemüth, auf welches ſie ihre unendliche Wirkſamkeit ausüben, erſcheint nur der Zeit, in welcher ſie erſehnt, im rechten Augenblicke hervortreten. Da beſchäftigen ſich die, welchen mit ſolcher Nahrung gedient iſt, liebevoll ganze Epochen ihres Lebens damit, und erfreuen ſich eines überſchwenglichen Wachsthums, indeſſen es nicht an Menſchen fehlt, die ſich auf der Stelle einer Wirkung widerſetzen, und nicht an andern, die in der Folge an dem hohen Sinne markten und mäkeln.

82.

Auf den Laokoon war meine größte Aufmerkſamkeit gerichtet, und ich entſchied mir die berühmte Frage, warum er nicht ſchreie, dadurch, daß ich mir ausſprach, er könne nicht ſchreien. Alle Handlungen und Bewegungen der drei Figuren gingen mir aus der erſten Konception der Gruppe hervor. Die ganze ſo gewaltſame als kunſtreiche Stellung des Hauptkörpers war aus zwei Anläſſen zuſammengeſetzt, aus dem Streben gegen die Schlangen, und aus dem Fliehen vor dem augenblicklichen Biß. Um dieſen Schmerz zu mildern, mußte der Unterleib eingezogen und das Schreien unmöglich gemacht werden. So entſchied ich mich auch, daß der jüngere Sohn nicht gebiſſen ſei, und wie ich mir ſonſt noch das Kunſtreiche dieſer Gruppe auszulegen ſuchte. Ich ſchrieb hierüber einen Brief an Oeſern, der aber nicht ſonderlich auf meine Auslegung achtete, ſondern nur meinen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiederte. Ich aber war glücklich genug, jene Gedanken feſtzuhalten und bei mir mehrere Jahre ruhen zu laſſen, bis er ſich zuletzt an meine ſämmtlichen Erfahrungen und Ueberzeugungen anſchloß, in welchem Sinne ich ihn ſodann bei Herausgabe der Propyläen mittheilte.

83.

Geſpräch über das Nackte in der Sculptur.

„Wir konnten bemerken, daß der Oheim mit ſeinem Gaſte ſich recht behaglich unterhielt, als eine Dame hereintrat, mit zwei Reiſegefährten. Wir Mädchen, die wir uns, in Erwartung dieſes Beſuches, zum Beſten geputzt hatten, eilten ihr ſogleich entgegen, und hießen ſie willkommen. Wir fragten ſie, was ſie zu ſehen beliebe? Sie verſicherte, daß ſie in einem Kabinette am liebſten allein herum gehe, ſich ihren Gefühlen zu überlaſſen. Wir überließen ſie ihren Gefühlen und hielten uns in einer anſtändigen Entfernung. Als ich hörte, daß ſie über einige Niederländiſche Bilder und deren unedle Gegenſtände ſich gegen ihren Begleiter mit Tadel herausließ, glaubte ich meine Sache recht gut zu machen indem ich ein Käſtchen auf die Staffelei hob, worin ſich eine köſtliche, liegende **Venus** befindet. Man iſt über den Meiſter nicht einig, aber einig, daß ſie vortrefflich ſei. Ich öffnete die Thüren und bat ſie ins rechte Licht zu treten. Jedoch, wie übel kam ich an! Kaum hatte ſie einen Blick auf die Tafel geworfen, als ſie die Augen niederſchlug, und mich alsdann ſogleich mit einigem Unwillen anſah. Ich hätte, rief ſie aus, von einem jungen beſcheidenen Mädchen nicht erwartet, daß ſie mir einen ſolchen Gegenſtand gelaſſen vor die Augen ſtellen würde.

— Wie ſo? fragte ich. — Und Sie können fragen! verſetzte die Dame. Ich nahm mich zuſammen, und ſagte mit ſcheinbarer Naivität: Gewiß, gnädige Frau, ich ſehe nicht ein, warum ich Ihnen dieſes Bild nicht vorſtellen ſollte, vielmehr, indem ich dieſen Schatz unſerer Sammlung, den man gewöhnlich nur erſt ſpät zeigt, gleich vom Anfange vorſtelle, glaubte ich einen Beweis meiner Achtung abzulegen. — **Die Dame.** Alſo die Nacktheit beleidigt Sie nicht? — **Julie.** Ich wüßte nicht, wie mich das *Schönſte* beleidigen ſollte, was das Auge ſehen kann; und überdies iſt mir der Gegenſtand nicht fremd, ich habe ihn von Jugend auf geſehen. — **Dame.** Ich kann die Erzieher nicht loben, die ſolche Gegenſtände nicht vor Ihren Augen verheimlichten. — **Julie.** Um Vergebung! Wie hätten ſie das ſollen? Und wie hätten ſie es gekonnt? Man lehrte mich die Naturgeſchichte, man zeigte mir die Vögel in ihren Federn, die Thiere in ihren Fellen, man erließ mir die Schuppen der Fiſche nicht, und man hätte mir ſollen ein Geheimniß aus der Geſtalt des *Menſchen* machen, wohin alles weiſet, deutet und drängt! Sollte das wohl möglich geweſen ſein? Gewiß! hätte man mir alle Menſchen mit Kutten zugedeckt, mein Geiſt hätte nicht eher geraſtet und geruhet bis ich mir eine menſchliche Geſtalt ſelbſt erfunden hätte, und bin ich nicht auch ein Mädchen! Wie kann man den *Menſchen* vor dem Menſchen *verheimlichen*? Und iſt es nicht eine gute Schule der Beſcheidenheit, wenn man uns, wie wir uns überhaupt noch immer für hübſch genug halten, das wahre Schöne kennen lehrt? — Dame. Die Demuth wirkt eigentlich von innen heraus, Mademoiſelle, und die reine Beſcheidenheit braucht keinen äußeren Anlaß. Auch gehört es, dünkt mich, zu den Tugenden eines Frauenzimmers, wenn man ſeine Neugierde bezähmen lernt, wenn man ſeinen Vorwitz zu bändigen weiß, und ihn wenigſtens von Gegenſtänden ablehnt, die in ſo manchem Sinne gefährlich werden können. — Julie. Es kann Menſchen geben, gnädige Frau, die zu ſolchen negativen Tugenden bildſam ſind. Was meine Erziehung betrifft, ſo müßten Sie darüber meinen werthen Oheim tadeln. Er ſagte mir oft, da ich anfangen konnte, über mich ſelbſt zu denken: „Gewöhne dich ans freie Anſchauen der Natur, ſie wird dir immer ernſthafte Betrachtungen erwecken, und die Schönheit der Kunſt möge die Empfindungen heiligen, die daraus entſtehen.“

Anmerk. d. Herausg. Außer den bereits S. 159. angeführten Werken: Leben des Benvenuto Cellini und Winkelmann und ſein Jahrhundert, nebſt dem Aufſatze über Laokoon in den Propyläen, ſ. über einzelne Gegenſtände alter und neuer Sculptur, viele zerſtreuete Bemerkungen in Göthe's Lebensgeſchichte, beſonders der Abtheilung die ſeine erſte Reiſe nach Italien enthält, und folgende Aufſätze Göthe's in der Zeitſchrift Kunſt und Alterthum:

1) Ueber Myrons Kuh. Band 2. Heft 1.
2) Vergleichung zweier antiken Pferdeköpfe. Band 2. Heft 2.
3) Abgüſſe des Frieſes vom Tempel zu Phigalia Band 3. Heft 1.
4) Reliefs von der Celle des Parthenon. Bd. 3. Heft 1.
5) Die Aeginetiſchen Statuen. Band 3. Heft 1.
6) Hemſterhuis-Galizin'ſche Gemmenſammlung. Band 4. Heft 1. (Vergl. damit die Nachrichten darüber im letzten Bande von Göthe's Leben.)
7) Papſt Pius VII. Bildniß, in Stein geſchnitten. Band 1. Heft 2.
8) St. Sebalds Grabmal zu Nürnberg, von Peter Fiſcher. Band 4. Heft 1.
9) Der Schild Wellington's und des Achilles. Band 4. Heft 1.
10) Blüchers Denkmal. Band 1. Heft 3. und Band 2. Heft 1 und 2.
11) Medaillons vom Grafen Tolſtoy. Band 2. Heft 1 u. 3.
12) Medaillons zum Andenken Zwingli's. Band 2. Heft 2.
13) Aufforderung an den modernen Bildhauer. Band 1. Heft 3.
14) Mailändiſche Schaumünzen. Band 2. Heft 2.
15) Pariſer Schaumunze auf Luther. Band 2. Heft 2.
16) Munzkunde der Deutſchen Mittelzeit. Band 1. Heft 2.
17) Cabinet des Medailles et des pierres gravées de S. M le roi des Pays-bas. Bd. 4. Heft 3.
18) Grabmal des Erzbiſchofs Ernſt von Magdeburg, von Peter Fiſcher. Band 4. Heft 3.

Ueber Alterthümer: zu Neuwied. Band 2. H. 1. Zu Mainz. Band 1. Heft 1. Zu Belleia. Band 2.

Heft 1 und 2. Zu Wiesbaden. Band 2. Heft 1 und 2. Zu Romſtadt bei Weimar. Band 2. Heft 1. Ueber Roſtini's neueſte Ausgrabungen zu Rom, und die fürſtliche Alterthümerſammlung zu Braunfels. Band 2. Heft 2. Externſteine. Band 5. Heft 1.

4) Ueber Malerei.

84.

Künſtlers Fug und Recht.

Ein frommer Maler mit vielem Fleiß
Hatte manchmal gewonnen den Preis,
Und manchmal ließ er's auch geſchehn,
Daß er einem Beſſern nach mußt' ſtehn;
Hatte ſeine Tafeln fortgemalt,
Wie man ſie lobt, wie man ſie bezahlt,
Da kamen einige gut hinaus;
Man baut ihn'n ſogar ein Heiligenhaus.

Nun fand er Gelegenheit einmal,
Zu malen eine Wand im Saal;
Mit emſigen Zügen er ſtaffirt,
Was öfters in der Welt paſſirt;

Zog ſeinen Umriß leicht und klar,
Man konnte ſehn, was gemeint da war,
Mit wenig Farben er kolorirt,
Doch ſo, daß er das Aug' frappirt.
Er glaubt es für den Platz gerecht
Und nicht zu gut und nicht zu ſchlecht,
Daß es verſammelte Herr'n und Frau'n,
Möchten einmal mit Luſt beſchaun;
Zugleich er auch noch wünſcht' und wollt'
Daß man dabei was denken ſollt'.

Als nun die Arbeit fertig war,
Da trat herein manch Freundes-Paar,
Das unſers Künſtlers Werke liebt,
Und darum deſto mehr betrübt,
Daß an der loſen, ledigen Wand
Nicht auch ein Götterbildniß ſtand.
Die ſetzten ihn ſogleich zur Red',
Warum er ſo was malen thät;
Da doch der Saal und ſeine Wänd'
Gehörten nur für Narrenbänd';
Er ſollte ſich nicht laſſen verführen
Und nun auch Bänk' und Tiſche beſchmieren;
Er ſollte bei ſeinen Tafeln bleiben
Und hübſch mit ſeinem Pinſel ſchreiben;
Und ſagten ihm von dieſer Art
Noch viel Verbindlich's in den Bart.

Er ſprach darauf beſcheidentlich:
„Eure gute Meinung beſchämet mich.
Es freut mich mehr nichts auf der Welt
Als wenn Euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott der Herr allerlei Thier' erſchuf,
Daß auch ſogar das wüſte Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herren ſein,
Und er auch Manches nur ebauchirt,
Und gerade nicht alles ausgeführt;
(Wie man den Menſchen denn ſelbſt nicht ſcharf
Und nur en gros betrachten darf:)
So hab' ich als ein armer Knecht
Vom ſündlich menſchlichen Geſchlecht
Von Jugend auf allerlei Luſt geſpürt
Und mich in Allerlei exercirt,
Und ſo durch Uebung und durch Glück
Gelang mir, ſagt Ihr, manches Stück.
Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen
Dürft' einer auch einmal verſchnaufen,
Ohne daß jeder gleich, der wohl ihm wollt',
Ihn 'nen faulen Bengel heißen ſollt'“

Drum iſt mein Wort zu dieſer Friſt
Wie's alle Zeit geweſen iſt:
Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt!“

85.

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt; es ſteht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächſtens die Tugend uns tanzt.

86.

An Tiſchbein.

Erſt ein Deutſcher, dann ein Schweizer,
Dann ein Berg- und Thal-Durchkreuzer,
Römer, dann Napolitaner,
Philoſoph und doch kein Aner,
Dichter, fruchtbar aller Orten,
Bald mit Zeichen, bald mit Worten,
Immer bleibeſt Du derſelbe,
Von der Tiber bis zur Elbe!
Glück und Heil! ſo wie Du ſtrebeſt,
Lebe! ſo wie Du belebeſt,
So genieße! laß genießen!
Bis die Nymphen Dich begrüßen,
Die ſich in der Ilme baden,
Und auf's Freundlichſte Dich laden.

Alles was Du denkſt und ſinneſt,
Was Du der Natur und Kunſt
Mit Empfindung abgewinneſt,
Drückſt Du aus durch Muſengunſt.
Farbe her! Dein Meiſterwille
Schafft ein ſichtliches Gedicht;
Doch, beſcheiden in der Fülle,
Du verſchmähſt der Worte nicht.

Für das Gute, für das Schöne,
Das Du uns ſo reichlich ſendeſt,
Möge jegliche Kamöne
Freude ſpenden, wie Du ſpendeſt!
Möge Dir, im nord'ſchen Trüben,
Aller Guten, aller Lieben
Reine Neigung ſo bereiten,
Ueberall Dich zu begleiten
Mit des Umgangs trauter Wonne,
Wie im heitern Land der Sonne!

Statt den Menſchen in den Thieren
Zu verlieren,
Findeſt Du ihn klar darin,
Und belebſt, als wahrer Dichter,
Schaf- und ſäuiſches Gelichter
Mit Geſinnung, wie mit Sinn.

Auch der Eſel kommt zu Ehren
Und v=aht uns weiſe Lehren.
Das, was Büffon nur begonnen,
Kommt durch Tiſchbein an die Sonnen.

87.

Ueber Oeſer.

Oeſer gehörte auch unter diejenigen Menſchen, die ihr Leben in einer bequemen Geſchäftigkeit hinträumen. Seine Freunde ſelbſt bekannten im Stillen, daß er, bei einem ſehr ſchönen Naturell, ſeine jungen Jahre nicht in genugſamer Thätigkeit verwendet, deswegen er auch nie dahin gelangt ſei, die Kunſt mit vollkommner Technik auszuüben. Doch ſchien ein gewiſſer Fleiß ſeinem Alter vorbehalten zu ſein, und es fehlte ihm die vielen Jahre, die ich ihn kannte, niemals an Erfindung noch Arbeitſamkeit. Er hatte mich gleich den erſten Augenblick ſehr an ſich gezogen; ſchon ſeine Wohnung, wunderſam und ahnungsvoll, war für mich höchſt reizend. In dem alten Schloſſe Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine erneuete heitere Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie, deren Direktor er war, fand man ſodann links, hell und geräumig; aber zu ihm ſelbſt gelangte man nur durch einen engen dunklen Gang, an deſſen Ende man erſt den Eintritt zu ſeinen Zimmern ſuchte, zwiſchen deren Reihe und einem weitläuftigen Kornboden man ſo eben hergegangen war. Das erſte Gemach war mit Bildern geſchmückt aus der ſpäteren Italieniſchen Schule, von Meiſtern, deren Anmuth er höchlich zu preiſen pflegte. Da ich Privatſtunden mit einigen Edelleuten bei ihm genommen hatte, ſo war uns erlaubt, hier zu zeichnen, und wir gelangten auch manchmal in ſein daranſtoßendes inneres Kabinet, welches zugleich ſeine wenigen Bücher, Kunſt- und Naturalienſammlungen, und was ihn ſonſt zunächſt intereſſiren mochte, enthielt. Alles war mit Geſchmack, einfach und dergeſtalt geordnet, daß der kleine Raum ſehr Vieles umfaßte. Die Möbeln, Schränke, Portefeuilles, elegant, ohne Ziererei oder Ueberfluß. So war auch das Erſte, was er uns empfahl, und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt in Allem, was Kunſt und Handwerk vereint, hervorzubringen berufen ſind. Als ein abgeſagter Feind des Schnörkel- und Muſchelweſens, und des ganzen barocken Geſchmacks, zeigte er uns dergleichen in Kupfer geſtochene und gezeichnete alte Muſter im Gegenſatze mit beſſeren Verzierungen und einfacheren Formen der Möbel ſowohl, als anderer Zimmerumgebungen; und weil alles um ihn her mit dieſen Maximen übereinſtimmte, ſo machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck. Auch außerdem hatte er Gelegenheit, uns ſeine Geſinnungen praktiſch ſehen zu laſſen, indem er ſowohl bei Privat- als Regimentsperſonen in gutem Anſehen ſtand und bei neuen Bauten und Veränderungen um Rath gefragt wurde. Ueberhaupt ſchien er geneigter zu ſein, etwas gelegentlich, zu einem gewiſſen Zwecke und Gebrauche zu verfertigen, als daß er für ſich beſtehende Dinge, welche eine größere Vollendung verlangen, unternommen und ausgearbeitet hätte: deßhalb er auch immer bereit und zur Hand war, wenn die Buchhändler größere und kleinere Kupfer zu irgend einem Werke verlangten; wie denn die Vignetten zu Winkelmanns erſten Schriften von ihm radirt ſind. Oft aber machte er nur ſehr ſkizzenhafte Zeichnungen, in welche ſich Geyſer ganz gut zu ſchicken verſtand. Seine Figuren hatten durchaus etwas Allgemeines, um nicht zu ſagen Ideelles. Seine Frauen waren angenehm und gefällig, ſeine Kinder naiv genug; nur mit den Männern wollte es nicht fort, die, bei ſeiner zwar geiſtreichen, aber doch immer nebuliſtiſchen und zugleich abbrevirenden Manier, meiſtentheils das Anſehen von Lazzaroni erhielten. Da er ſeine Kompoſitionen überhaupt weniger auf Form, als auf Licht, Schatten und Maſſen berechnete, ſo nahmen ſie ſich im Ganzen ſehr gut aus; wie denn alles, was er that und hervorbrachte, von einer eigenen Grazie begleitet war. Weil er nun dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegoriſchen, einen Nebengedanken Erregenden, nicht bezwingen konnte noch wollte; ſo gaben ſeine Werke immer etwas zu ſinnen, und wurden vollſtändig durch einen Begriff, da ſie es der Kunſt und der Ausführung nach nicht ſein konnten. Dieſe Richtung, welche immer gefährlich iſt, führte ihn manchmal bis an die Grenze des guten Geſchmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Abſichten ſuchte er oft durch die wunderlichſten Einfälle und durch grillenhafte Scherze zu erreichen; ja ſeinen beſten Arbeiten iſt ſtets ein humoriſtiſcher Anſtrich verliehen. War das Publikum mit ſolchen Dingen nicht immer zufrieden, ſo rächte er ſich durch eine neue, noch wunderlichere Schnurre. So ſtellte er ſpäter in dem Vorzimmer des großen Konzertſaales eine ideale Frauenfigur ſeiner Art vor, die eine Lichtſcheere nach einer Kerze hinbewegte, und er freute ſich außerordentlich, wenn er veranlaſſen konnte, daß man über die Frage ſtritt, ob dieſe ſeltſame Muſe das Licht zu putzen, oder auszulöſchen gedenke? Wo er denn allerlei neckiſche Beigedanken ſchelmiſch hervorblicken ließ.

Doch machte die Erbauung des neuen Leipziger Theaters zu meiner Zeit das größte Aufſehen, in welchem ſein Vorhang, da er noch ganz neu war, gewiß eine außerordentlich liebliche Wirkung that. Dieſer hatte die Muſen aus den Wolken, auf denen ſie bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich ſchweben, auf die Erde verſetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms ſchmückten die Statuen des Sophokles und Ariſtophanes, um welche ſich alle neuere Schauſpieldichter verſammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künſte gleichfalls gegenwärtig und alles würdig und ſchön. Nun aber kommt das Wunderliche! Durch die freie Mitte ſah man das Portal des fernſtehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwiſchen beiden obgedachten Gruppen, ohne ſich um ſie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel los; man ſah ihn daher im Rücken, er war nicht beſonders ausgezeichnet. Dieſer nun ſollte Shakſpeare'n bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne ſich um die Muſter zu bekümmern, auf ſeine eigne Hand der Unſterblichkeit entgegen gehe. Auf dem großen Boden über dem neuen Theater ward dieſes Werk vollbracht. Wir verſammelten uns dort oft um ihn, und ich habe ihm daſelbſt die Aushängebogen von Muſarion vorgeleſen.

Was mich betraf, ſo rückte ich in Ausübung der Kunſt keinesweges weiter. Seine Lehre wirkte auf unſeren Geiſt und unſeren Geſchmack; aber ſeine eigne Zeichnung war zu unbeſtimmt, als daß ſie mich, der ich an den Gegenſtänden der Kunſt und Natur auch hindämmerte, hätte zu einer ſtrengen und entſchiedenen Ausübung anleiten ſollen. Von den Geſichten und Körpern ſelbſt überlieferte er uns mehr die Anſichten als die Formen, mehr die Gebehrden als die Proportionen. Er gab uns die Begriffe von den Geſtalten, und verlangte, wir ſollten ſie in uns lebendig werden laſſen. Das wäre denn auch ſchön und recht geweſen, wenn er nicht blos Anfänger vor ſich gehabt hätte. Konnte man ihm daher ein vorzügliches Talent zum Unterricht wohl abſprechen; ſo mußte man dagegen bekennen, daß er ſehr geſcheidt und weltklug ſei, und daß eine glückliche Gewandtheit des Geiſtes, ihn, in einem höheren Sinne, recht eigentlich zum Lehrer qualificire. Die Mängel, an denen jeder litt, ſah er recht gut ein; er verſchmähete jedoch, ſie direkt zu rügen, und deutete vielmehr Lob und Tadel indirekt ſehr lakoniſch an. Nun mußte man über die Sache denken, und kam in der Einſicht ſchnell um Vieles weiter.

88.

Jeder fühlende, wohlhabende Mann ſollte ſich und ſeine Familie, und zwar in verſchiedenen Epochen des Lebens, malen laſſen. Von einem geſchickten Künſtler, bedeutend, in einem kleinen Raume vorgeſtellt, würde man wenig Platz einnehmen, man könnte auch alle ſeine guten Freunde um ſich her verſammeln, und die Nachkommen würden für dieſe Geſellſchaft noch immer ein Plätzchen finden. Ein großes Portrait hingegen macht, gewöhnlicher Weiſe, beſonders in den neueren Zeiten, zugleich mit dem Beſitzer den Erben Platz und die Moden verändern ſich ſo ſehr, daß eine, ſelbſt gutgemalte, Großmutter, zu den Tapeten, den Möbels und dem übrigen Zimmerſchmuck ihrer Enkelin unmöglich mehr paſſen kann.

89.

Bemalung und Punktirung der Körper iſt eine Rückkehr zur Thierheit.

Anmerk. des Herausgebers. Außer den bereits S. 90. angeführten Werken: **Philipp Hackert**, (worin aber die Beurtheilung des Künſtlers nicht von Göthe ſondern von Heinrich Meyer iſt,) die **Propyläen** und Programmen über die Preisaufgaben der Weimar'ſchen Kunſtfreunde, ſ. noch: Göthe's Anmerk. zu Diderot's Verſuch über die Malerei; die Abhandlung: Geſchichte des Kolorits, ſeit Wiederherſtellung der Künſte, im 2ten Theile ſeiner Farbenlehre, S. 260—377. Ferner viele zerſtreute Bemerkungen in ſeiner Lebensgeſchichte, beſonders der Abtheilung die ſeine erſte Reiſe nach Italien enthält, und folgende Aufſätze Göthe's über einzelne Gegenſtände der alten und neuen Malerei in der Zeitſchrift **Kunſt und Alterthum**:

1) Ueber die neu-deutſche, religiös-patriotiſche Kunſt, nebſt Anmerkungen und Belegen dazu. Band 1. Heft 2. (In Nr. 69. enthalten.)
2) Ueber die Byzantiniſche und daraus hervorgehende Niederrheiniſche Schule. Band 1. Heft 1.
3) Johann von Eyk, Gründer einer neuen Epoche. Band 1. Heft 1.
4) Merkwürdiges Gemälde nach Dante. Bd 1. Heft 2.

5) Darſtellung **Philoſtratiſcher** Gemälde. Band 2. Heft 1 und 3.

6) Ueber Naivetät und Humor in der Malerei. Bd. 1. H. 3.

7) Ueber Antik und Modern. Bd. 2. Heft 1.

8) **Sebaſtian Bourdon's** Flucht nach Aegypten. Bd. 2. Heft 1.

9) Skizzen zu **Caſti's** redenden Thieren. Bd. 1. Heft 3.

10) Ueber **Blumen**-Malerei. Bd. 1. Heft 3.

11) **Theater-Malerei** von **Aleſſandro Sanquirico** in Mailand. Bd. 2. Heft 3.

12) Sechs Dekorationen von **Fr. Beuther**, für die Theater zu **Weimar** und **Würzburg**. Bd. 2. Heft 3.

13) Dekorationen des **Berliner** Theaters nach Zeichnungen von **Schinkel**. Bd. 2. Heft 2. und Bd. 3. H. 3.

14) Bild des Heiligen **Rochus**. Bd. 1. Heft 2.

15) **Blumen**-Gemälde von **Jm. Steiner** aus Winterthur. Bd. 1. Heft 2.

16) Ueber das Abendmahl, von **Leonardo da Vinci**. Bd. 1. Heft 3 u. Bd. 3. Heft 2 und 3.

17) **Raphael's** Vermählung der heiligen Jungfrau mit St. Joſeph. Bd. 3. Heft 2.

18) Gemälde eines alten Manuſcripts, Fragmente aus der Ilias enthaltend. Bd. 2. Heft 3.

19) **Transparent**-Gemälde, von **F. N. König**, aus Berlin. Bd. 2. Heft 3.

20) Drei ſingende Engel, von **Ruhl**. Bd. 2. H. 3.

21) Zwei Landſchaften, von **Carus**. Bd. 2. Heft 3.

22) Beſchreibung eines Gemäldes, von **J. van Bree** in Antwerpen. Bd. 3. Heft 2.

23) Ueber den Maler **Carſtens** und ſeinen luſtwandelnden **Sokrates**. Bd. 3. Heft 2.

24) Caſpar de Crayer's Bildniß, von Anton von Dyk. Bd. 3. Heft 2.
25) Seitenanſichten des Kapitols. Bd. 3. Heft 2.
26) Wilh. Tiſchbeins Idyllen. Bd. 2. Heft 3.
27) Proſpekt des Platzes zu Aſſiſi, von Ruhl. Bd. 3. H. 3.
28) Weimar'ſche Kunſtausſtellung von 1821. Bd. 4. H. 1.
29) Vier Gemälde von Carus. Bd. 4. Heft 1.
30) Julius Cäſars Triumphzug, von Montegna. Bd. 4. Heft 1 und 2.
31] Gemälde und Zeichnungen von Italieniſchen Gegenden und Gebäuden, von Ruhl. Bd. 4. Heft 3.
32) Venetianiſche Gemälde und Reſtaurationen. Bd. 5. Heft 1.
33) Ueber die Gemälde von Dr. Carus, auf der Ausſtellung des Großherzoglichen Zeicheninſtitutes zu Weimar. Bd. 5. Heft 2.

5) Ueber Kupferſtecherkunſt, Holzſchnitt und Steindruck.

90.

Ueber Erklärungen von] Kupferſtichen. (Wahrſcheinlich in Beziehung auf Lichtenberg's Hogarth.)

Wüßte man nichts von erklärten Kupferſtichen, ſo machte man keine, die einer Erklärung bedürfen. Ich habe ſogar nichts dagegen, daß der bildende Künſtler witzige Darſtellungen verſuche, ob ich ſie gleich für äußerſt ſchwer halte; aber auch alsdann bemühe er ſich ſein Bild ſelbſtſtändig zu machen. Ich will ihm Inſchriften und Zettel aus dem Munde ſeiner Perſonen erlauben, nur ſehe er zu, ſein eigner Kommentator zu werden. Ich habe nichts gegen die Erklärung eines Bildes, das ſich nicht ſelbſt erklärt; nur muß ſie ſo kurz und ſchlicht ſein als möglich. Jeder Witz iſt nur für den Unterrichteten, jedes witzige Werk wird deshalb nicht von allen verſtanden; was von dieſer Art aus fernen Zeiten und Ländern zu uns gelangt, können wir kaum entziffern. Gut! Man mache Noten dazu, wie zu Rabelais oder Hudibras; aber was würde man zu einem Schriftſteller ſagen, der, über ein witziges Werk, ein witziges Werk ſchreiben wollte. Der Witz läuft ſchon bei ſeinem Urſprunge in Gefahr zu witzeln, im zweiten und dritten Glied wird er noch ſchlimmer ausarten.

Anm. des Herausgebers. Ueber folgende Werke der Kupferſtecherkunſt, finden ſich Beurtheilungen von Göthe in ſeiner Zeitſchrift Kunſt und Alterthum:

1) Raphael's Madonna di St. Siſto, von F. Müller. Band 1. Heft 2.
2) Drei Landſchaften, von Fr. Gmelin. Bd. 1. Heft 2.

3) Der Morgen, nach Klengel, von Darnſtädt. Bd. 1. Heft 2.
4) Raphael's Bildniß, von Carl Barth. Bd. 1. Heft 2.
5) Runge'ſche Blätter. Bd. 1. Heft 2.
6) Das Eleuſiſche Feſt, nach Wagener, von F. Ruſcheweyh. Bd. 2. Heft 1.
7) Der Rheinlauf, von G. Primaveſi. Bd. 2. Heft 1.
8) Weibliches Bildniß, nach Raphael, von Philippo Cenci. Bd. 2. Heft 2.
9) Maria mit dem Kinde, von Raphael, von Giov. Folo. Bd. 2. Heft 2.
10) Charitas, angeblich nach Correggio, von Ferdinando Grandi. Bd. 2. Heft 2.
11) Köpfe nach Raphael'ſchen Gemälden. 1 — 4te Lieferung. Bd. 2. Heft 2 und 3.
12) Kupferſtiche zu einer neuen Prachtausgabe von Camoens Luſiade. Bd. 2. Heft 2.
13) Kupfer zu Zwingli's Lebensbeſchreibung. Bd. 2. H. 2.
14) Kupfer zum Nürnberger Jahrbuche von 1819. Bd. 2. Heft 2.
15) Anſichten von Frankfurt a. M. Bd. 2. Heft 2.
16) Anſichten von Berlin. Bd. 2. Heft 2.
17) Scenen aus Göthe's Jugendjahren, von den Gebrüdern Henſchel. Bd. 2. Heft 2.
18) Iffland's mimiſche Darſtellungen, von Denſelben. Bd. 2. Heft 2.
19) Bauriß des Kölner Dom's, von Moller. Bd. 2. H. 2.
20) Kaiſer Friedrich Barbaroſſa's Pallaſt zu Gelnhauſen, von Hundeshagen. Bd. 2. Heft 2.
21) Anſichten der Stadt Köln. Bd. 2. Heft 3.

22) Anſichten von Gegenden in der Aeneide, von Gmelin. Bd. 2. Heft 3.

23) Kupferſtiche zu einer neuen Ausgabe des Petrarka. Bd. 2. Heft 3.

24) Kupfer zu einer franzöſiſchen Ueberſetzung von Taſſo's befreietem Jeruſalem. Bd. 2. Heft 3.

25) Das Römiſche Carneval, vom Graf Mörner. Bd. 3. Heft 1.

26) Vermählung der heiligen Jungfrau mit Joſeph, von Longhi. Bd. 3. Heft 2.

27) Radirte Blätter nach Handzeichnungen, von Göthe. Bd. 3. Heft 3.

28) Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker. Bd. 3. Heft 3, und Bd. 4. Heft 2.

29) Kirchen, Paläſte und Klöſter in Italien, von Ruhl. Bd. 3. Heft 2, und Bd. 4. Heft 3.

30) Wilh. Tiſchbein's Homer. 7s Heft. Bd. 4. H. 1. 8s Heft. Bd. 4. Heft 3.

31) Der ſchlafende Amor, von Gandolfi. Bd. 4. H. 1.

32) David mit Goliaths Haupte, nach Guercino. Ebendaſ.

33) Die Ehebrecherin, nach Titian, von Anderloni.

34) Beſuch des Königs von Preußen an Blüchers Krankenbette, von den Gebr. Henſchel in Berlin. B. 4. H. 1.

35) Anſichten und Riſſe des Kölner Dom's, von Sulpiz Boiſſerée. Bd. 4. Heft 1, und Bd. 5. Heft 1.

36) Bilder des Griechiſchen Alterthums, von Horner. Bd. 4. Heft 2, und Bd. 5. Heft 2.

37) Lalla Rukh, in 22 Kupfern, Bd. 4. Heft 2.

38) Radirte Blätter von Katzendarſtellungen, nach Mind, von Heat. Bd. 4. Heft 2.

39) Der Einſiedler, Nikolaus von Flüe, nach Vogel, von Eſlinger. Bd. 4. Heft 2.

40) K. K. Bildergallerien im Belvedere zu Wien, nach Zeichnungen von Pergers. Bd. 4. Heſt 2.
41) Mailänder Gemäldeſammlung, bis jetzt 31 Lieferungen. Bd. 4. Heſt 2.
42) Galleria Riccardiana, di pinta da Luca Giordano. Bd. 4. Heſt 2, und Bd. 5. Heſt 2.
43) Monumenta regum Poloniae Cracoviensia. B. 4. H. 2.
44) European Scenery. Bd. 4. H. 2.
45) Pompejana, by Sir William Gell. Bd. 4. Heſt 2.
46) Kupferſtich nach Titian, von C. Cort. Bd. 4. Hſt 3.
47) Proſpekte aus den Himala-Gebirgen. Bd. 4. Heſt 3.
48) Oriental-Scenery. Bd. 4. H. 3.
49) Voyage round Great Britain, by Richard Ayton, with a Series of Views Daniell. Bd. 4. H. 2.
50) Aedes Althorpianae, by Thom. Frognall Dibdin. Bd. 4. H. 3.
51) Radirte Blätter nach der Natur, von L. E. Grimm. Bd. 4. Heſt 3.
52) Anſicht der Gegend von Tivoli, nach Schinkel, von C. W. Wittich. Bd. 4. Heſt 3.
53) Kupferſtich nach einem Fresco-Gemälde Overbeck's, von Carl Barth. Bd. 4. Heſt 3.
54) Voyage pittoresque de l'Oberland Bernois, par Mr. Lory. Bd. 4. Heſt 3.
55) Maleriſche Reiſen in den Schweizer und Savoyer Gebirgslandern. Bd. 4. Heſt 3.
56) The beauties of Cambria, by Hughes. B. 4. H. 3.
57) The history and Antiquities of Westminster, by John Preston. Bd. 4. H. 3.
58) The Italian School of Design. by Ottley. B. 4. H. 3.
59) Das Schloß Marienburg. Bd. 4. Heſt 3.

60) Chriſtus-Kind, nach Carl Marat. Bd. 5. Heft 1.
61) Haaar, nach Guercino. Bd. 5. Heft 1.
62) Voyage en Italie, par Isabey. Bd. 5. H. 1.
63) Royal Coronation. Bd. 5. H. 1.
64) Famiglie celebri. Bd. 5. H. 1.
65) Ancient unedited Monuments, by Millingen. Bd. 5. H. 1.
66) Le tre porte del Battisterio, par Gazzini. Bd. 6. H. 1.
67) Giotto's Abendmahl. Bd. 5. Heft 1.
68) Amsler's Madonna, nach Raphael, und Thorwaldſon's Portrait. Bd. 5. Heft 1.
69) Maria mit dem Kinde. Bd. 5. Heft 1.
70) Nahl, nach Fra Bartolomeo. Bd. 5. Heft 1.
71) Bildniß Lord Byron's. Bd. 5. H. 2.
72) Galerie de Madame la Duchesse de Berry. Band 5. Heft 2.
73) Museum Worsleyanum. Bd. 5. H. 2.
74) A Selection of ancient Coins, of Dr. Nöhden. Bd. 5. H. 2.
75) Der Sammler für Kunſt und Alterthum in Nürnberg, von Heideloff und A. Bd. 5. Heft 2.
76) Denkmaler von Nubien, von Gau. Bd. 5. Heft 2.
77) Der Eislauf, von Zindel. Bd. 5. Heft 2.
78) Bildniſſe Göttinger Gelehrten, von L. F. Grimm. Bd. 5. Heft 2.
79) Die St. Katharinenkirche zu Oppenheim, von Franz Hubert Müller. 1 und 2te Lieferung. Bd. 5. H. 2.

Ueber den Hoch- oder Holzſchnitt enthalten die Propyläen eine Abhandlung, aber wohl nicht von Göthe.

Ueber die Kunſt des **Steindrucks** und einzelne Lithographiſche Werke, ſ. folgende Aufſätze von **Göthe** in ſeiner Zeitſchrift, **Kunſt und Alterthum**:

1) Ueber **Lithographie und lithographiſche Blätter**. Band 3. Heft 2.
2) Fortſchritte des **Steindrucks**. Bd. 4. H. 2.
3) Vier Landſchaften, von **Thienan**. Bd. 2. H. 2.
4) Zwölf Darſtellungen zu des Grafen **Forbin's** Reiſebeſchreibung. Bd. 2. H. 2.
5) Deutſche Alterthümer zu Wiesbaden, von **Dorow**. Bd. 2. H. 2, und Bd. 3. H. 1.
6) Deutſche Alterthümer bei Braunfels, von **J. C. Schaum**. Bd. 2. H. 2.
7) Morgenländ. Alterbümer, von **Dorow**. Bd. 3. H. 1.
8) Monogramme und Zeichen der berühmteſten Künſtler, von Fr. **Brouillot** in München. Bd. 3. H. 1.
9) Die vorzügl. Gemälde der Gallerieen von München und Schleisheim, von **Strixner**, **Piloti**, **Quaglio**, **Heideck**, **Auer** u. A. Bd. 3. H. 2, und Bd. 4. H. 2.
10) **Gärtner's** Anſichten der griechiſchen Monumente Siciliens. Bd. 3. H. 2.
11) Sammlung merkwürdiger Gebäude des Mittelalters, von D. **Quaglio**. Bd. 3. H. 2.
12) Sammlung von Originalzeichnungen Baier'ſcher Künſtler. Bd. 3. H. 2.
13) Nachbildungen vorzügl. Originalgemälde. Bd. 3. H. 2.

14) Donau Anſichten. Bd. 3. H. 2, und Bd. 4. H. 2.
15) Stammbaum des Hauſes Habsburg-Oeſterreich. Bd. 3. H. 2. und Bd. 4. H. 2.
16) Samml. Altniederlandiſcher und Deutſcher Gemalde, der Gbr. Boiſſerée, von Strixner. Bd. 3. H. 2, u. Bd. 4. H. 2, und Bd. 5. H. 1 und 2.
17) Proſpekte von St. Peterburg. Bd. 3. H. 2.
18) Steindrucke zu la Fontaine's Fables choisies. Bd. 3. H. 2, und Bd. 4. H. 2.
19) Hamburgiſche Bildniſſe. Bd. 3. H. 2.
20) Weimar'ſche Pinakothek. Bd. 3. H. 2.
21) Bildliche Darſtellungen aus dem Alten und Neuen Teſtamente. Bd. 4. H. 2.
22) Anſichten vom Rhein und der Moſel, von Harding. Bd 4. H. 2.
23) Vues de Sarskoje Seló, par Alex. Thon. B. 4. H. 2.
24) Proſpekte des Genfer See's. Bd. 4. H. 2.
25) Denkmal der Schweizer-Garden bei Lucern, von Fr. Hegi. Bd. 4. H. 2.
26) Nouvelle Collection de Chats, dessinés par Mind. Bd. 4. H. 2.
27) Lithographiſche Blätter, nach Gemälden der K. Preußiſchen Gallerie. Bd. 4. H. 3.
28) Franzöſiſche Steindrucke. Bd. 5. H. 1.
29) Lithographie zu Munchen. Bd. 5. H. 2.
30) Bruggemann's Altar zu Schleswig, von Böhndel. Bd. 5. H. 2.
31) Lithographie in Berlin. Bd. 5. H. 2.
32) Alterthümer und Naturanſichten im Moſelthal bei Trier, von J. A. Ramboux. Bd. 5. H. 2.

Siebenzehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
die Natur.

Ideen über die Natur.

1.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühſt,
Frühling, Geliebter!
Mit tauſendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Ach, an deinem Buſen
Lieg' ich, ſchmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen ſich an mein Herz.

Du kühlſt den brennenden
Durſt meines Buſens,
Lieblicher Morgenwind,
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm'! ich komme!
Wohin? ach! Wohin?

Hinauf! Hinauf ſtrebt's!
Es ſchweben die Wolken
Aufwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In Euerm Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an Deinem Buſen
Alliebender Vater!

2.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd'! o Sonne!
O Glück! o Luſt!

O Lieb'! o Liebe!
So golden=ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

3.

Natur! Du ewig keimende,
Schaffſt Jeden zum Genuß des Lebens,
Haſt deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,

Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt.
Raup' umſpinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du ſiehſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer,
Für deine Bedürfniß'
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern!

4.

Sendſchreiben.

Mein altes Evangelium
Bring' ich Dir hier ſchon wieder;
Doch iſt mir's wohl um mich herum,
Darum ſchrieb' ich Dir's nieder.

Ich holte Geld, ich holte Wein,
Stellt' Alles da zuſammen.
Da dacht' ich, da wird Wärme ſein,
Geht mein Gemäld' in Flammen!
Auch thät ich bei der Schätze Flor
Viel Gut und Reichthum ſchwärmen;
Doch Menſchenfleiſch acht Allem vor,
Um ſich daran zu wärmen.

Und wer nicht richtet, ſondern fleißig iſt,
Wie ich bin und wie Du biſt,
Den belohnt auch die Arbeit mit Genuß;
Nichts wird auf der Welt ihm Ueberdruß.
Denn er blecket nicht mit ſtumpfem Zahn
Lang Geſott'nes und Gebrat'nes an,
Daß er, wenn er noch ſo ſittlich kaut,
Endlich doch nicht ſonderlich verdaut;
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein,
Haut da gut taglöhnermäßig drein,
Füllt bis oben gierig den Pokal,
Trinkt, und wiſcht das Maul wohl nicht einmal.

Sieh, ſo iſt Natur, ein Buch, lebendig,
Unverſtanden, doch nicht unverſtändlich:
Denn Dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär',
Allen Sonnenſchein und alle Bäume,
Alles Meergeſtad' und alle Träume,
In Dein Herz zu ſammeln mit einander,
Wie die Welt durchwühlend Banks, Solander.

Und wie muß Dir's werden, wenn Du fühleſt,
Daß Du Alles in Dir ſelbſt erzieleſt,
Freude haſt an Deiner Frau und Hunden,
Als noch keiner in Elyſium gefunden,

Als er da mit Schatten lieblich ſchweifte
Und an goldne Gottgeſtalten ſtreifte,
Nicht in Rom, in Magna Gräcia;
Dir im Herzen iſt die Wonne da!
Wer mit ſeiner Mutter, der Natur, ſich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt.

5.

Ach, Natur, wie ſicher und groß in Allem erſcheinſt du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz.
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt ſich das ewige Waſſer,
Aus der bewölkten Kluft, ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen, im Winter ſchon, heimliche Knoſpen am Zweig.

6.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter ſprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, ſie drängt ſich ſelber los
Und eilt auf Fittigen der Roſe in den Schooß.

7.

Schätzeſt du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt du
Dein Heiligthum?
Säeſt Diſteln drein?

8.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu faſſen,
O! ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur.

9.

Der Chineſe in Rom.

Einen Chineſen ſah' ich in Rom die geſammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit ſchienen ihm läſtig und ſchwer.
„Ach!" ſo ſeufzt' er, „die Armen! ich hoffe, ſie ſollen begreifen,
Wie erſt Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geſchnitz und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut."
Siehe, da glaubt' ich, im Bilde, ſo manchen Schwärmer zu ſchauen,

Der ſein luſtig Geſpinnſt mit der ſoliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten, reinen, Geſunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, geſund.

10.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den ſüßen Frühlingsmorgen die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin ſo glücklich, ſo ganz in dem Gefühle von ruhigem Daſein verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler geweſen als in dieſen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum ſtehlen, ich dann im hohen Graſe, am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten der Würmchen und Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf; das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält; mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her, und der Himmel ganz in meiner

Seele ruhn, wie die Geſtalt meiner Geliebten; dann ſehne ich mich oft und denke: Ach! könnteſt du das wieder ausdrücken, könnteſt dem Papiere das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes! Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.

11.

Wenn wir eine große Naturſcene zum erſtenmale erblicken; ſo weitet ſich die ungewohnte Seele erſt aus, und es macht dies ein ſchmerzlich Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und uns wollüſtige Thränen ablockt. Durch dieſe Operation wird die Seele in ſich größer, ohne es zu wiſſen, und iſt jener erſten Empfindung nicht mehr fähig. Der Menſch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen. Was er an Wolluſt verliert, gewinnt er an innerem Wachsthum. Hätte mich nur das Schickſal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr ſaugen, wie aus einem lieblichen Thale Geduld und Stille.

12.

Wie in jedem Menſchen, auch ſelbſt dem gemeinen, ſonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen, ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig geweſen iſt, wie er ſich von dieſem einen Flecke gleichſam größer fühlt, unermüdlich eben daſſelbe erzählend, wiederholt, und ſo, auf jene Weiſe, einen Schatz für ſein ganzes Leben gewonnen hat; ſo iſt es auch dem Menſchen, der ſolche große Gegenſtände der Natur geſehen, und mit ihnen vertraut geworden iſt. Er hat, wenn er dieſe Eindrücke zu bewahren, ſie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entſtehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürz, womit er den unſchmackhaften Theil des Lebens verbeſſern, und ſeinem ganzen Weſen einen durchziehenden guten Geſchmack geben kann.

13.

Von der Natur, ſollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgiebt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Staude an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß, ſie ſind unſere ächten Kompatrioten. Die Vögel, die auf unſeren Zweigen hin und wieder hüpfen, die in unſerem Laube ſingen, gehören uns an, ſie ſprechen uns an von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verſtehen. Man frage ſich, ob nicht ein jedes fremde, aus ſeiner Umgebung geriſſene Geſchöpf einen gewiſſen ängſtlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Gewohnheit abgeſtumpft wird. Es gehört ſchon ein buntes geräuſchvolles Leben dazu, um Affen, Papageien und Mohren, um ſich zu ertragen. Manchmal, wenn mich ein neugieriges Verlangen nach ſolchen abentheuerlichen Dingen anwandelte, habe ich den Reiſenden beneidet, der ſolche Wunder mit andern Wundern in lebendiger alltäglicher Verbindung ſieht. Aber auch er wird ein anderer Menſch. Es wandelt Niemand ungeſtraft unter Palmen, und die Geſinnungen ändern ſich gewiß in einem Lande, wo Elephanten und Tiger zu Hauſe ſind. Nur der Naturforſcher iſt verehrungswerth, der uns das Fremdeſte, Seltſamſte, mit ſeiner Lokalität, mit aller Nachbarſchaft, jedesmal in dem eigenſten Elemente zu ſchildern und darzuſtellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören. Ein Naturalien-Kabinet kann uns vorkommen, wie eine ägyptiſche Grabſtätte, wo die verſchiedenen Thier- und Pflanzengötzen balſamirt umherſtehen. Einer Prieſter-Kaſte geziemt es wohl, ſich damit in geheimnißvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht ſollte dergleichen nicht einfließen, um ſo weniger, als etwas Näheres und Würdigeres ſich dadurch leicht verdrängt ſieht. Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leiſtet mehr, als einer der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Geſtalt und dem Namen nach überliefert; denn das ganze Reſultat davon iſt, was wir ohne dies wiſſen können, daß das Menſchengebild am Vorzüglichſten und Einzigſten das Gleichniß der Gottheit an ſich trägt. Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, ſich mit dem zu beſchäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht; aber das eigentliche Studium der Menſchheit iſt der Menſch.

14.

Geſchrieben ſteht: „Im Anfang war das Wort!“
Hier ſtock' ich ſchon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen,
Ich muß es anders überſetzen,
Wenn ich vom Geiſte recht erleuchtet bin.
Geſchrieben ſteht: „Im Anfang war der Sinn.“
Bedenke wohl die erſte Zeile,
Daß deine Feder ſich nicht übereile!
Iſt es der Sinn, der Alles wirkt und ſchafft?
Es ſollte ſtehn: „Im Anfang war die Kraft!“
Doch, auch indem ich dieſes niederſchreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geiſt! Auf einmal ſeh' ich Rath
Und ſchreibe getroſt: „Im Anfang war die That!“

15.

Wie alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!

Wie Himmelskräfte auf und nieder ſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen!
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchklingen!

16.

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und Schrauben.

17.

Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir Alles,
Warum ich bat. Du haſt mir nicht umſonſt
Dein Angeſicht im Feuer zugewendet.
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, ſie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt ſtaunenden Beſuch erlaubſt du nur,
Vergönneſt mir in ihre tiefe Bruſt,
Wie in den Buſen eines Freund's zu ſchauen.
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luſt und Waſſer kennen.
Und wenn der Sturm im Walde brauſt und knarrt,
Die Rieſenfichte, ſtürzend, Nachbaräſte

Und Nachbarſtämme, quetſchend, niederſtreift,
Und ihrem Fall dumpfhohl der Hügel donnert;
Dann führſt du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt, und meiner eignen Bruſt
Geheime tiefe Wunden öffnen ſich.
Und ſteigt vor meinem Blick der reine Mond
Beſänftigend herüber; ſchweben mir
Von Felſenwänden, aus dem feuchten Buſch,
Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf,
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt.

18.

Wie im Unding das Urding erquoll,
Licht's-Macht durch die Nacht ſcholl,
Durchdrang die Tiefen der Weſen all,
Daß aufkeimte Begehrungs-Schwall,
Und die Elemente ſich erſchloſſen
Mit Hunger in einander ergoſſen,
All' durchdringend, all' durchdrungen.
Wie ſich Haß und Lieb' gebar
Und das All nun ein Ganzes war,
Und das Ganze klang
In lebend wirkendem Chorgeſang,
Sich thäte Kraft in Kraft verzehren,
Sich thäte Kraft in Kraft vermehren,

Und auf und ab ſich rollend ging
Das all' und ein' und ewig' Ding,
Immer verändert, immer beſtändig!

19.

Wenn der Menſch, mit ſeinen natürlichen Kräften nicht zufrieden, etwas Beſſeres ahnet, etwas Höheres begehrt; wenn er ſich eine unverwüſtliche Geſundheit, ein dauerhaftes Leben, einen unerſchöpflichen Reichthum, die Neigung der Menſchen, den Gehorſam der Thiere, ja ſogar Gewalt über Elemente und Geiſter ſtufenweiſe zu verſchaffen denkt: ſo kann es nicht ohne tiefe Kenntniß der Natur geſchehen. — Die größten Geheimniſſe, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen: — in verbis, herbis et lapidibus.

20.

So viel iſt gewiß, wenn man nicht Alles weiß, ſo weiß man nichts recht. Man verſteht nicht, wo eine Sache hinwill, wo eine andere herkommt, wohin dieſe oder jene geordnet ſein will, welche vorausgehen oder folgen ſoll. Unterrichtet man gut, ohne Methode? und die Methode, woher kommt ſie? Mir iſt, als wenn die Phyſik immer eine arme Wiſſenſchaft ſein würde, ein Tropfen Waſſer mit einer Stecknadelſpitze aus dem unendlichen Ocean geſchöpft, ein Sandkörnchen von der

Alpenkette los gelöſet. Und nun gar die Urſachen der Erſcheinungen! Wahrhaftig es wäre beſſer gar nichts zu wiſſen, als ſo wenig ſo ſchlecht zu wiſſen.

21.

Wenn ein Wiſſen reif iſt Wiſſenſchaft zu werden, ſo muß nothwendig eine Kriſe entſtehen: denn es wird die Differenz offenbar: zwiſchen denen, die das Einzelne trennen und getrennt darſtellen, und ſolchen, die das Allgemeine im Augen haben, und gern das Beſondere an- und einfügen möchten. Wie nun aber die wiſſenſchaftliche, ideelle, umgreifendere Behandlung ſich mehr und mehr Freunde, Gönner und Mitarbeiter wirbt, ſo bleibt auf der höheren Stufe jene Trennung zwar nicht ſo entſchieden, aber doch genugſam merklich. Diejenigen, welche ich die Univerſaliſten nennen möchte, ſind überzeugt, und ſtellen ſich vor: daß Alles überall, obgleich mit unendlichen Abweichungen und Mannigfaltigkeiten, vorhanden, und vielleicht auch zu finden ſei; die andern, die ich Singulariſten benennen will, geſtehen den Hauptpunkt im Allgemeinen zu, ja ſie beobachten, beſtimmen und lehren hiernach, aber immer wollen ſie Ausnahmen finden, da, wo der ganze Typus nicht ausgeſprochen iſt, und darin haben ſie recht. Ihr Fehler aber iſt nur, daß ſie die Grundgeſtalt verkennen, wo ſie ſich verbirgt. Da nun beide Vorſtellungsweiſen urſprünglich ſind, und ſich einander ewig gegenüber ſtehen werden, ohne ſich zu vereinigen oder aufzuheben; ſo hüte man ſich ja vor aller Kontrovers und ſtelle ſeine Ueberzeugung klar und nackt hin. So wiederhole ich die meinige; daß man auf dieſen höheren Stufen nicht wiſſen kann, ſondern thun muß: ſo wie an einem Spiele, wenig zu wiſſen und alles zu leiſten iſt. Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können, noch wollen; ſie hat uns die Steine geſchnitzt, deren Werth, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun iſt es an uns, Züge zu thun, von denen wir uns Gewinn verſprechen; dies verſucht nun ein Jeder auf ſeine Weiſe, und läßt ſich nicht gern einreden. Mag das alſo geſchehen, und beobachten wir nur vor allem genau: wie nahe oder fern ein Jeder von uns ſtehe, und vertragen uns ſodann vorzüglich mit denjenigen, die ſich zu der Seite bekennen, zu der wir uns halten. Ferner bedenke man, daß man immer mit einem unauflöslichen Problem zu thun habe; und erweiſe ſich friſch und treu, alles zu beachten, was irgend auf eine Art zur Sprache kommt, am meiſten dasjenige, was uns widerſtrebt: denn dadurch wird man am erſten das Problematiſche gewahr, welches zwar in den Gegenſtänden ſelbſt, mehr aber noch in den Menſchen liegt. Ich bin nicht gewiß, ob ich in dieſem, ſo wohl bearbeiteten Felde perſönlich weiter wirke, doch behalte ich mir vor, auf dieſe oder jene Wendung des Studiums, auf dieſe oder jene Schritte der Einzelnen aufmerkſam zu ſein und aufmerkſam zu machen.

22.

Allein kann der Menſch nicht wohl beſtehen, daher ſchlägt er ſich gern zu einer Parthei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

23.

Es giebt wohl zu dieſem oder jenem Geſchäfte von Natur unzulängliche Menſchen; Uebereilung und Dünkel jedoch ſind gefährliche Dämonen, die den Fähigſten unzulänglich machen, alle Wirkung zum Stocken bringen, freie Fortſchritte lähmen. Dies gilt von weltlichen Dingen, beſonders auch von Wiſſenſchaften.

24.

Im Reiche der Natur waltet Bewegung, und That, im Reiche der Freiheit: Anlage und Willen. Bewegung iſt ewig, und tritt bei jeder günſtigen Bedingung unwiderſtehlich in die Erſcheinung. Anlagen entwickeln ſich zwar auch naturgemäß, müſſen aber erſt durch den Willen geübt, und nach und nach geſteigert werden. Deswegen iſt man des freiwilligen Willens ſo gewiß nicht, als der ſelbſtſtändigen That; dieſe thut ſich ſelbſt, er aber wird gethan; denn er muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, ſich im Sittlichen dem Gewiſſen, das nicht irrt, im Kunſtreichen aber der Regel fügen, die nirgends ausgeſprochen iſt. Das Gewiſſen bedarf keines Ahnherrn, mit ihm iſt alles gegeben; es hat nur mit der innern eigenen Welt zu thun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre ſich ſelbſt genug, gäbe ſich ſelbſt die Regel; da es aber nach Außen wirkt, ſo iſt es vielfach bedingt, durch Stoff und Zeit, und an beiden muß es nothwendig irre werden; deswegen es mit Allem, was eine *Kunſt* iſt, mit dem Regimente, wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus ſo wunderlich und unſicher ausſieht.

25.

Es iſt eine ſchlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anſchauung ſogleich eine Folgerung zu verknüpfen, und beide für gleichgeltend zu achten.

26.

Die *Geſchichte der Wiſſenſchaften* zeigt uns bei Allem, was für dieſelben geſchieht, gewiſſe Epochen, die bald ſchneller, bald langſamer auf einander folgen. Eine bedeutende Anſicht, neu oder erneuet, wird ausgeſprochen; ſie wird anerkannt, früher oder ſpäter; es finden ſich Mitarbeiter; das Reſultat geht in die Schüler über; es wird gelehrt und fortgepflanzt, und wir bemerken leider, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die Anſicht wahr oder falſch ſei; beides macht denſelben Gang, beides wird zuletzt eine Phraſe, beides prägt ſich als todtes Wort dem Gedächtniß ein.

27.

Zur Verewigung des Irrthums tragen die Werke beſonders bei, die encyklopädiſch das Wahre und Falſche des Tages überliefern. Hier kann die Wiſſenſchaft nicht bearbeitet werden; ſondern was man weiß, glaubt, wähnt, wird aufgenommen; deswegen ſehen ſolche Werke nach funfzig Jahren gar wunderlich aus.

28.

Zuerſt belehre man ſich ſelbſt, dann wird man Belehrung von Andern empfangen.

29.

Theorieen ſind gewöhnlich Uebereilungen eines ungeduldigen Verſtandes, der die Phänomene gern los ſein möchte, und an ihrer Stelle deswegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einſchiebt. Man ahnet, man ſieht auch wohl, daß es nur ein Behelf iſt; liebt ſich nicht aber Leidenſchaft und Partheigeiſt jederzeit Behelfe? Und mit Recht, da ſie ihrer ſo ſehr bedürfen.

30.

Unſere Zuſtände ſchreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu, und fehlen ein= wie das anderemal: in uns ſelbſt liegt das Räthſel, die wir Ausgeburt zweier Welten ſind. Mit der Farbe geht es eben ſo; bald ſucht man ſie im Lichte, bald draußen im Weltall, und kann ſie gerade da nicht finden, wo ſie zu Hauſe iſt.

31.

Es wird eine Zeit kommen, wo man eine pathologiſche Experimentalphyſik vorträgt, und alle jene Spiegelfechtereien ans Tageslicht bringt, welche den Verſtand hintergehen, ſich eine Ueberzeugung erſchleichen, und, was das Schlimmſte daran iſt, durchaus jeden praktiſchen Fortſchritt verhindern. Die Phänomene müſſen ein für allemal aus der düſtern empiriſch=mechaniſch=dogmatiſchen Marterkammer vor die Jury des gemeinen Menſchenverſtandes gebracht werden.

32.

Daß Newton bei ſeinen prismatiſchen Verſuchen, die Oeffnung ſo klein als möglich nahm, um eine Linie zum Lichtſtrahl bequem zu ſymboliſiren, hat eine unheilbare Verirrung über die Welt gebracht, an der vielleicht noch Jahrhunderte leiden. Durch dieſes kleine Löchlein ward Malus zu einer abentheuerlichen Theore getrieben, und wäre Seebeck nicht ſo umſichtig, ſo mußte er verhindert werden, den Urgrund dieſer Erſcheinungen, die entoptiſchen Figuren und Farben zu entdecken.

33.

Was aber das aller Sonderbarſte iſt; der Menſch, wenn er auch den Grund des Irrthums aufdeckt, wird den Irrthum ſelbſt deshalb doch nicht los. Mehrere Engländer, beſonders Dr. Read, ſprechen gegen Newton leidenſchaftlich aus: „Das prismatiſche Bild ſei keinesweges das Sonnenbild, ſondern das Bild der Oeffnung unſeres Fenſterladens mit Farbenſäumen geſchmückt; im prismatiſchen Bilde gebe es kein urſprünglich Grün, dieſes entſtehe durch das Uebereinandergreifen des Blauen und Gelben, ſo, daß ein ſchwarzer Streif eben ſo gut, als ein weißer in Farben aufgelöſt ſcheinen könne, wenn man hier von Auflöſen reden wolle.“ Genug, Alles was wir ſeit vielen Jahren dargethan haben, legt dieſer gute Beobachter gleichfalls vor. Nun aber läßt ihn die fixe Idee einer diverſen Refrangibilität nicht los, doch kehrt er ſie um, und iſt, wo möglich noch befangener als ſein großer Meiſter. Anſtatt durch dieſe neue Anſicht begeiſtert, aus jenem Chryſaliden-Zuſtande ſich heraus zu reißen, ſucht er die ſchon erwachſenen und entfalteten Glieder aufs neue in die alten Puppenſchalen unterzubringen.

34.

Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene verſetzt uns in eine Art von Angſt, wir fühlen unſere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie erfreuen ſie uns.

35.

Der Magnet iſt ein Urphänomen, das man nur ausſprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu ſuchen brauchen.

36.

Alles Lebendige bildet eine Atmoſphäre um ſich her.

37.

Die außerordentlichen Männer des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts waren ſelbſt Akademieen, wie Humboldt zu unſerer Zeit. Als nun das Wiſſen ſo ungeheuer überhand nahm, thaten ſich Privatleute zuſammen, um, was den Einzelnen unmöglich wird, vereinigt zu leiſten. Von Miniſtern, Fürſten und Königen hielten ſie ſich fern. Wie ſuchte nicht das Franzöſiſche ſtille Conventikel die Herrſchaft Richelieu's abzulehnen!

Wie verhinderte der Engliſche Oxforder und Londner Verein den Einfluß der Lieblinge **Karls** des **Zweiten**. Da es aber einmal geſchehen war, und die Wiſſenſchaften ſich als ein Staatsglied im Staatskörper fühlten, einen Rang bei Prozeſſionen und anderen Feierlichkeiten erhielten, war bald der höhere Zweck aus den Augen verloren; man ſtellte ſeine Perſon vor, und die Wiſſenſchaften hatten auch Mäntelchen um und Käppchen auf. In meiner Geſchichte der Farbenlehre, habe ich dergleichen weitläuftig angeführt. Was aber geſchrieben ſteht, es ſteht deswegen da, damit es immerfort erfüllt werde.

38.

Die **Natur** auffaſſen und ſie unmittelbar benutzen, iſt wenig Menſchen gegeben; zwiſchen Erkenntniß und Gebrauch erfinden ſie ſich gern ein Luftgeſpinnſt, das ſie ſorgfältig ausbilden, und darüber den Gegenſtand zugleich mit der Benutzung vergeſſen. Eben ſo begreift man nicht leicht, daß in der großen Natur das geſchieht, was auch im kleinſten Zirkel vorgeht. Dringt es ihnen die Erfahrung auf, ſo laſſen ſie ſich's zuletzt gefallen. Spreu mit dem ungeheuerſten Donnerwetter in Verwandtſchaft, iſt ja eine und eben dieſelbe Erſcheinung. Dieſes Mikromegiſche geſtehen wir auch in einigen andern Fällen zu, bald aber verläßt uns der reine Naturgeiſt, und der Dämon der Künſtelei bemächtigt ſich unſerer und weiß ſich überall geltend zu machen.

39.

Die *Natur* hat ſich ſo viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wiſſen und Wiſſenſchaft ihr nicht durchgängig beikommen, oder ſie in die Enge treiben können.

40.

Mit den *Irrthümern* der *Zeit* iſt ſchwer ſich abzufinden; widerſtrebt man ihnen, ſo ſteht man allein; läßt man ſich davon befangen, ſo hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

41.

Kein größerer Schade kann der Wiſſenſchaft geſchehen, als die ewigen *Neuerungen* im *Erklären*: denn da alles Erklären ein Herleiten iſt, ſo zerreißt jede falſche Erklärung den Faden, der durchs Ganze durchgehen ſoll, und die Methode iſt zerſtört.

42.

Es iſt aber mit dem Wahren völlig, wie mit dem *Bernſtein* in den Dünen, es thäte Noth man triebe *Bergbau* darauf.

43.

Einem redlichen Deutſchen, dem es um die wahre Naturwiſſenſchaft zu thun iſt, muß der jetzige innerliche Krieg der Franzöſiſchen Phyſiker höchſt willkommen ſein, weil hiebei Dinge zur Sprache kommen, deren zu gedenken man ſich bei uns kaum erkühnt. Wir leben in größerer wiſſenſchaftlicher Abhängigkeit vom Auslande als man ſich geſteht, und es leuchtet uns wirklich ein glücklicher Stern, wenn uns Fremde gegen Fremde zu Hülfe kommen.

44.

Wir haben einen zwar wohlüberdachten, doch immer kühn ſcheinenden Schritt gewagt; die ſämmtlichen Welterſcheinungen in ſtetiger Folge, wie ſie ſich aus einander entwickeln, in einander verketten, unbedenklich aufzuzeichnen: Ein Ziegelſtein löſt ſich vom Dache los, wir nennen dieſes im gemeinen Sinne zufällig; er trifft die Schultern eines Vorübergehenden, doch wohl mechaniſch; allein nicht ganz mechaniſch, er folgt den Geſetzen der Schwere und ſo wirkt er phyſiſch. Die zerriſſenen Lebensgefäße geben ſogleich ihre Funktion auf, im Augenblick wirken die Säfte chemiſch, die elementaren Eigenſchaften treten hervor. Allein das geſtörte organiſche Leben widerſetzt ſich eben ſo ſchnell und ſucht ſich herzuſtellen; indeſſen iſt das menſchliche Ganze mehr oder weniger bewußtlos und pſychiſch zerrüttet. Die ſich wiederkennende Perſon fühlt ſich ethiſch im Tiefſten verletzt, ſie beklagt ihre geſtörte Thätigkeit, von welcher Art ſie auch ſei, aber ungern ergäbe der Menſch ſich in Geduld. Religios hingegen wird ihm leicht, dieſen Fall einer höheren Schickung zuzuſchreiben, ihn vor Bewahrung zu höherem Guten anzuſehen. Dies reicht hin für den Leidenden; aber der Geneſende erhebt ſich genial, vertraut Gott und ſich ſelbſt, und fühlt ſich gerettet; ergreift auch wohl das Zufällige, wendet es zu ſeinem Vortheile, um einen ewig friſchen Lebenskreis zu beginnen.

45.

Wenn bei einem problematiſchen, verſchiedene Anſichten zulaſſenden Gegenſtand, eine Vorſtellungsart didaktiſch geworden, ſo fragt ſich, was man gewinnt, indem man eine gegen die andere vertauſcht? Wenn ich ſtatt Granit-Gneis ſage Gneis-Granit, ſo wird nur evident, daß beide Gebirgsarten, als nahe verwandt, in einander übergehend gefunden werden, ſo daß wir bald den einen, bald den andern Ausdruck zu gebrauchen uns veranlaßt glauben. Wie ich darüber denke, habe ich ausgeſprochen, wobei ich verbleibe, und wenn ich auch nur dadurch einen ſtetig ableitenden Vortrag gewönne: denn

Alles, was wir von der Natur prädiciren, iſt doch nur Vortrag, womit wir erſt uns, ſodann unſern Schülern genug zu thun gedenken.

46.

Warum ich zuletzt am liebſten mit der Natur verkehre, iſt, weil ſie immer Recht hat, und der Irrthum blos auf meiner Seite ſein kann. Verhandle ich hingegen mit Menſchen, ſo irren ſie, dann ich, auch ſie wieder, und immer ſo fort; da kommt Nichts aufs Reine; weiß ich mich aber in die Natur zu ſchicken, ſo iſt Alles gethan.

47.

Recht und Pflicht.

Wenn der Naturforſcher ſein Recht einer freien Beſchauung und Betrachtung behaupten will, ſo mache er ſich zur Pflicht, die Rechte der Natur zu ſichern; nur da, wo ſie frei iſt, wird er frei ſein, da, wo man ſie mit Menſchenſatzungen bindet, wird auch er gefeſſelt werden. Eins der größten Rechte und Befugniſſe der Natur iſt: dieſelben Zwecke durch verſchiedene Mittel erreichen zu können, dieſelben Erſcheinungen durch mancherlei Bezüge zu veranlaſſen.

48.

Eins und Alle.

Im Gränzenloſen ſich zu finden
Wird gern der Einzelne verſchwinden,
Da löſt ſich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünſchen, wildem Wollen,
Statt läſt'gem Fordern, ſtrengem Sollen,
Sich aufzugeben iſt Genuß.

Weltſeele, komm uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeiſt ſelbſt zu ringen
Wird unſerer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geiſter,
Gelinde leitend, höchſte Meiſter,
Zu dem der Alles ſchafft und ſchuf.

Und umzuſchaffen das Geſchaffne,
Damit ſich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Thun;
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln,
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln;
Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill.
Das Ewige regt ſich fort in allen!
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

49.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget,
Mit barbariſchem Klang, einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O, könnt' ich dir liebliche Freundin,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stiller befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.

Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild,
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt;
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bei manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt,
Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu ſein.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket ſie ſanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Geſtalt zartere Wirkungen an.

Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Blattlos aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achſe gedrängt entſcheidet der bergende Kelch ſich,
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläßt.
Alſo prangt die Natur in hoher, voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget, gereizt, Glieder an Glieder geſtuft.
Immer erſtaunſt du auf's Neue, ſo bald ſich am Stengel die Blume
Ueber dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung,
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand.
Und zuſammen zieht es ſich ſchnell; die zärteſten Formen,
Zwiefach ſtehen ſie nun, die holden Paare, beiſammen;
Zahlreich ordnen ſie ſich um den geweihten Altar.
Hymen ſchwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen ſüßen Geruch, Alles belebend, umher;
Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchooß ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, ſo wie das Einzelne, ſei.

Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt,
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt.
O, gedenke dann auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeigt.
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

50.

Natürlich Syſtem iſt ein widerſprechender Ausdruck. Die Natur hat kein Syſtem, ſie hat, ſie iſt

Leben und Folge, aus einem unbekannten Centrum, zu einer nicht erkennbaren Grenze. Naturbetrachtung iſt daher endlos, man mag ins Einzelnſte theilend verfahren, oder im Ganzen, nach Breite und Höhe die Spur verfolgen. Die Idee der Metamorphoſe iſt eine höchſt ehrwürdige, aber zugleich höchſt gefährliche Gabe von Oben. Sie führt ins Formloſe; zerſtört das Wiſſen, löſt es auf. Sie iſt gleich der vis centrifuga und würde ſich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben: ich meine den Specificationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen deſſen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen. Eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefſten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann. Man betrachte das Geſchlecht der Eriken. Da nun aber beide Kräfte zugleich wirken, ſo müßten wir ſie auch bei didactiſcher Ueberlieferung zugleich darſtellen, welches unmöglich ſcheint. Vielleicht retten wir uns nicht aus dieſer Verlegenheit, als abermals durch ein künſtliches Verfahren. Vergleichung mit den natürlich immer fortſchreitenden Tönen, und der in die Octaven eingeengten gleichſchwebenden Temperatur. Wodurch eine entſchieden durchgreifende höhere Muſik, zum Trutz der Natur eigentlich erſt möglich wird. Wir müßten einen künſtlichen Vortrag eintreten laſſen. Eine Symbolik wäre aufzuſtellen! Wer aber ſoll ſie leiſten? Wer das Geleiſtete anerkennen?

Wenn ich daſjenige betrachte, was man in der Botanik genera nennt, und ſie, wie ſie aufgeſtellt ſind, gelten laſſe, ſo wollte mir doch immer vorkommen, daß man ein Geſchlecht nicht auf gleiche Art, wie das andere behandeln könne. Es giebt Geſchlechter möchte ich ſagen, welche Charakter haben, den ſie in allen Species wieder darſtellen, ſo daß man ihnen auf einem rationellen Wege beikommen kann, ſie verlieren ſich nicht leicht in Varietäten und verdienen daher wohl mit Achtung behandelt zu werden; ich nenne die *Gentianen*, der umſichtige Botaniker wird deren mehrere zu bezeichnen wiſſen. Dagegen giebt es charakterloſe Geſchlechter, denen man vielleicht kaum Species zuſchreiben darf, da ſie ſich in gränzenloſe Varietäten verlieren. Behandelt man dieſe mit wiſſenſchaftlichem Ernſt, ſo wird man nie fertig, ja man verwirrt ſich vielmehr an ihnen, da ſie jeder Beſtimmung, jedem Geſetze entſchlüpfen. Dieſe Geſchlechter habe ich manchmal die Lüderlichen zu nennen mich erkühnt, und die Roſe mit dieſem Epithet zu belegen gewagt, wodurch ihr freilich die Anmuth nicht verkümmert werden kann; beſonders möchte rosa canina ſich dieſen Vorwurf zuziehen. — — Der Menſch, wo er bedeutend auftritt, verhält ſich geſetzgebend, vorerſt im Sittlichen durch Anerkennung der Pflicht, ferner im Religioſen, ſich zu einer beſondern innern Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend, ſodann auf derſelben analoge beſtimmte äußere Ceremonieen beſchränkend. Im Regiment, es ſei friedlich oder kriegeriſch, geſchiehet das Gleiche. Handlung und That ſind nur von Bedeutung, wenn er ſie ſich ſelbſt und andern vorſchrieb; in Künſten iſt es daſſelbe. Wie der Menſchengeiſt ſich die Muſik unterwarf ſagt Vorſtehendes, wie er auf die bildende Kunſt in den höchſten Epochen durch die größten Talente wirkend, ſeinen Einfluß bethätigte, iſt zu unſerer Zeit ein offenbares Geheimniß. In der Wiſſenſchaft deuten die unzähligen Verſuche zu ſyſtematiſiren, zu ſchematiſiren, dahin. Unſere ganze Aufmerkſamkeit muß aber darauf gerichtet ſein, der Natur ihr Verfahren abzulauſchen, damit wir ſie durch zwängende Vorſchriften nicht widerſpenſtig machen, aber uns dagegen auch durch ihre Willkühr nicht vom Zwecke entfernen laſſen.

51.

Die höchſte Kultur, welche dieſen letzten Zeiten gegönnt ſein möchte, erwieſe ſich wohl darin: daß alles Würdige, dem Menſchen eigentlich Werthe, in verſchiedenen Denkweiſen, ohne ſich verdrängen zu wollen, in einer und derſelben Region ruhig neben einander fortwandelte. Freilich kann dies von irdiſchen Verhältniſſen keineswegs gelten: denn in der eigentlichen Erdenwelt wirken zwei mächtige Partheien, wovon die eine das herkömmliche Regiment behalten und behaupten, die andere es ergreifen und ſich zueignen möchte; beide werden einander noch genugſam zu ſchaffen machen. Alles aber was ſich aufs Ewige bezieht, und uns im Erdenleben, als Bild und Gleichniß des Unvergänglichen vorſchwebt, ſollte ſich von Rechtswegen außer Streit ſetzen, obgleich auch hier manches Hinderniß obwaltet. Denn, indem wir durch unſere Denk- und Empfindungsweiſe auch äußere Verhältniſſe gründen, eine Geſellſchaft um uns an ſie anſchließen, ſo wird ein Inneres zum Aeußerlichen; ein ſolches, wohl aufgenommen oder feindlich beſtritten, muß erhalten, es muß vertheidigt werden, und ſo ſind wir auf einmal vom Geiſtlichen ins Weltliche, vom Himmliſchen ins Irdiſche und vom ewigen Unwandelbaren in das zeitliche, Wechſelhafte, zurückgezogen.

52.

Der Verſuch, als Vermittler von Object und Subject.

(1793.)

So bald der Menſch die Gegenſtände um ſich her gewahr wird, betrachtet er ſie in Bezug auf ſich ſelbſt, und mit Recht. Denn es hängt ſein ganzes Schickſal davon ab, ob ſie ihm nutzen oder ſchaden. Dieſe ganz natürliche Art, die Sachen anzuſehen, und zu beurtheilen, ſcheint ſo leicht zu ſein, als ſie nothwendig iſt, und doch iſt der Menſch dabei tauſend Irrthümern ausgeſetzt, die ihn oft beſchämen und ihm das Leben verbittern. Ein weit ſchwereres Tagewerk übernehmen diejenigen, deren lebhafter Trieb nach Kenntniß, die Gegenſtände der Natur an ſich ſelbſt und in ihren Verhältniſſen unter einander zu beobachten ſtrebt: denn ſie vermiſſen bald den Maaßſtab, der ihnen zu Hülfe kam, wenn ſie als Menſchen die Dinge in Bezug auf ſich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maaßſtab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abſtoßens, des Nutzens und Schadens, dieſem ſollen ſie ganz entſagen, ſie ſollen als gleichgültige und gleichſam göttliche Weſen ſuchen und unterſuchen, was iſt, und nicht was behagt. So ſoll den ächten Botaniker weder die Schönheit noch die Nutzbarkeit der Pflanzen rühren, er ſoll ihre Bildung, ihr Verhältniß zu dem übrigen Pflanzenreiche unterſuchen; und wie ſie alle von der Sonne hervorgelockt und beſchienen werden, ſo ſoll er mit einem gleichen ruhigen Blicke ſie alle anſehen, und den Maaßſtab zu dieſer Erkenntniß, die Data der Beurtheilung nicht aus ſich, ſondern aus dem Kreiſe der Dinge nehmen, die er beobachtet. Sobald wir einen Gegenſtand in Beziehung auf ſich ſelbſt und in Verhältniß mit andern betrachten, und denſelben nicht unmittelbar entweder begehren oder verabſcheuen; ſo werden wir mit einer ruhigen Aufmerkſamkeit uns bald von ihm, ſeinen Theilen, ſeinen Verhältniſſen, einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir dieſe Betrachtungen fortſetzen, je mehr wir Gegenſtände unter einander verknüpfen, deſto mehr üben wir die Beobachtungsgabe, die in uns iſt. Wiſſen wir in Handlungen dieſe Erkenntniſſe auf uns zu beziehen, ſo verdienen wir klug genannt zu werden. Für einen jeden organiſirten Menſchen, der entweder von Natur mäßig iſt, oder durch die Umſtände mäßig eingeſchränkt wird, iſt die Klugheit keine ſchwere Sache: denn das Leben weiſt uns bei jedem Schritte zurecht. Allein wenn der Beobachter eben dieſe ſcharfe Urtheilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältniſſe anwenden, wenn er in einer Welt, in der er gleichſam allein iſt, auf ſeine eigenen Tritte und Schritte Acht geben, ſich vor jeder Uebereilung hüten, ſeinen Zweck ſtets in Augen haben ſoll, ohne doch ſelbſt auf dem Wege irgend einen nützlichen oder ſchädlichen Umſtand unbemerkt vorbei zu laſſen, wenn er auch da, wo er von niemand ſo leicht kontrolirt werden kann, ſein eigner ſtrengſter Beobachter ſein und bei ſeinen eifrigſten Bemühungen immer gegen ſich ſelbſt mißtrauiſch ſein ſoll; ſo ſiehet wohl jeder, wie ſtreng dieſe Forderungen ſind, und wie wenig man hoffen kann, ſie ganz erfüllt zu ſehen, man mag ſie nun an Andere oder an ſich machen. Doch müſſen uns dieſe Schwierigkeiten, ja man darf wohl ſagen, dieſe hypothetiſche Unmöglichkeit, nicht abhalten, das Möglichſte zu thun, und wir werden wenigſtens am Weiteſten kommen, wenn wir uns die Mittel im Allgemeinen zu vergegenwärtigen ſuchen, wodurch vorzügliche Menſchen die Wiſſenſchaften zu erweitern gewußt haben, wenn wir die Abwege genau bezeichnen, auf welchen ſie ſich verirrt, und auf welchen ihnen manchmal

Jahrhunderte eine große Anzahl von Schülern folgten, bis ſpätere Erfahrungen erſt wieder den Beobachter auf die rechten Wege einleiteten. Daß die Erfahrung, wie in allem, was der Menſch unternimmt, ſo auch in der Naturlehre, von der ich gegenwärtig vorzüglich ſpreche, den größten Einfluß habe und haben ſolle, wird niemand läugnen, ſo wenig als man den Seelenkräften, in welchen dieſe Erfahrungen aufgefaßt, zuſammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichſam ſchöpferiſch unabhängige Kraft abſprechen wird. Allein wie dieſe Erfahrungen zu machen, und wie ſie zu nutzen, wie unſere Kräfte auszubilden und zu brauchen, das kann weder ſo allgemein bekannt, noch anerkannt ſein. So bald Menſchen von ſcharfen friſchen Sinnen, auf Gegenſtände aufmerkſam gemacht werden, findet man ſie zu Beobachtungen ſo geneigt als geſchickt. Ich habe dieſes oft bemerken können, ſeitdem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandele, und, wie es zu geſchehen pflegt, mich auch mit Perſonen, denen ſolche Betrachtungen ſonſt fremd ſind, von dem, was mich ſo eben ſehr intereſſirt, unterhalte. So bald ihre Aufmerkſamkeit nur rege war, bemerkten ſie Phänomene, die ich theils nicht gekannt, theils überſehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß, ſchnellere Schritte zu thun, und aus der Einſchränkung herauszutreten, in welcher uns eine mühſame Unterſuchung oft gefangen hält. Es gilt alſo auch hier, was bei ſo vielen anderen menſchlichen Unternehmungen gilt, daß nur das Intereſſe Mehrerer auf einen Punkt gerichtet, etwas Vorzügliches hervor zu bringen im Stande ſei. Hier wird es offenbar, daß der Neid, welcher andere ſo gern von der Ehre einer Entdeckung ausſchließen möchte, daß die unmäßige Begierde etwas Entdecktes nur nach ſeiner Art zu behandeln und auszuarbeiten, dem Forſcher ſelbſt das größte Hinderniß ſei. Ich habe mich bisher bei der Methode mit Mehreren zu arbeiten, zu wohl befunden, als daß ich nicht ſolche fortſetzen ſollte. Ich weiß genau, wem ich dieſes und jenes auf meinem Wege ſchuldig geworden, und es ſoll mir eine Freude ſein, es künftig öffentlich bekannt zu machen. Sind uns nun blos natürliche aufmerkſame Menſchen ſo viel zu nützen im Stande, wie allgemeiner muß der Nutzen ſein, wenn unterrichtete Menſchen einander in die Hände arbeiten. Schon iſt eine Wiſſenſchaft an und für ſich ſelbſt eine ſo große Maſſe, daß ſie viele Menſchen trägt, wenn ſie gleich kein Menſch tragen kann. Es läßt ſich bemerken, daß die Kenntniſſe, gleichſam wie ein eingeſchloſſenes, aber lebendiges Waſſer, ſich nach und nach zu einem gewiſſen Niveau erheben, daß die ſchönſten Entdeckungen nicht ſowohl durch Menſchen, als durch die Zeit gemacht worden, wie den eben ſehr wichtige Dinge zu gleicher Zeit von zweien oder wohl gar mehreren geübten Denkern gemacht worden. Wenn alſo wir in jenem erſten Falle der Geſellſchaft und den Freunden ſo vieles ſchuldig ſind, ſo werden wir in dieſem der Welt und dem Jahrhunderte noch mehr ſchuldig, und wir können in beiden Fällen nicht genug anerkennen, wie nöthig Mittheilung, Beihülfe, Erinnerung und Widerſpruch ſei, um uns auf dem rechten Wege zu erhalten und vorwärts zu bringen. Man hat daher in wiſſenſchaftlichen Dingen gerade das Gegentheil von dem zu thun, was der Künſtler räthlich findet: denn er thut wohl, ſein Kunſtwerk nicht öffentlich ſehen zu laſſen, bis es vollendet iſt, weil ihm nicht leicht Jemand rathen noch Beiſtand leiſten kann; iſt es hingegen vollendet, ſo hat er alsdann den Tadel oder das Lob zu überlegen und zu beherzigen, ſolches mit ſeiner Erfahrung zu vereinigen, und ſich dadurch zu einem neuen Werke auszubilden und vorzubereiten. In wiſſenſchaftlichen Dingen hingegen iſt es ſchon nützlich, jede einzelne Erfahrung, ja Vermuthung, öffentlich mitzutheilen, und es iſt höchſt räthlich, ein wiſſenſchaftliches Gebäude nicht eher aufzuführen, bis der Plan dazu und die Materialien allgemein bekannt, beurtheilt und ausgewählt ſind. Wenn wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht worden, die wir ſelbſt, oder Andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorſetzlich wiederholen, und die Phänomene, die theils zufällig, theils künſtlich entſtanden ſind, wieder darſtellen, ſo nennen wir dieſes einen Verſuch. Der Werth eines Verſuches beſtehet vorzüglich darin, daß er, er ſei nun einfach oder zuſammengeſetzt, unter gewiſſen Bedingungen mit einem bekannten Apparat, und mit erforderlicher Geſchicklichkeit, jeder Zeit wieder hervorgebracht werden könne, ſo oft ſich die bedingten Umſtände vereinigen laſſen. Wir bewundern mit Recht den menſchlichen Verſtand, wenn wir auch nur obenhin die Kombinationen anſehen, die er zu dieſem Endzwecke gemacht hat, und die Maſchinen betrachten, die dazu erfunden worden ſind, und man darf wohl ſagen, täglich erfunden werden. So ſchätzbar aber auch ein jeder Verſuch einzeln betrachtet ſein mag, ſo erhält er doch nur ſeinen Werth durch Vereinigung und Verbindung mit andern. Aber eben zwei Verſuche, die mit einander einige Aehnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden, gehört mehr Strenge und Aufmerkſamkeit, als ſelbſt ſcharfe Beobachter oft von ſich gefordert haben. Es können zwei Phänomene mit einander verwandt ſein, aber doch noch lange nicht ſo nahe, als wir glauben. Zwei Verſuche können ſcheinen auseinander zu folgen, wenn zwiſchen ihnen noch eine große Reihe ſtehen müßte, um ſie in eine recht natürliche Verbindung zu bringen. Man kann ſich daher nicht genug in Acht nehmen, aus Verſuchen nicht zu geſchwind zu folgern: denn beim Uebergange von der Erfahrung zum Urtheil, von der Erkenntniß zur Anwendung, iſt es, wo dem Menſchen gleichſam, wie an einem Paſſe, alle ſeine inneren Feinde auflauern, Einbildungskraft, Ungeduld, Vorſchnelligkeit, Selbſtzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtſinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schaar mit ihrem Gefolge heißen mag, alle liegen hier im Hinterhalte, und überwältigen unverſehens ſowohl den handelnden Weltmann, als auch den ſtillen vor allen Leidenſchaften geſichert ſcheinenden Beobachter. Ich möchte zur Warnung dieſer Gefahr, welche größer und näher iſt als man denkt, hier eine Art von Paradoxon aufſtellen, um eine lebhaftere Aufmerkſamkeit zu erregen. Ich wage nämlich zu behaupten: daß Ein Verſuch, ja mehrere Verſuche in Verbindung, nichts beweiſen, ja, daß nichts gefährlicher ſei, als irgend einen Satz unmittelbar durch Verſuche beſtätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entſtanden ſind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit dieſer Methode nicht eingeſehen. Ich muß mich deutlicher erklären, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich nur etwas Sonderbares ſagen. Eine jede Erfahrung die wir machen, ein jeder Verſuch, durch den wir ſie wiederholen, iſt eigentlich ein iſolirter Theil unſerer Erkenntniß, durch öftere Wiederholung bringen wir dieſe iſolirte Kenntniß zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in demſelben Fache bekannt werden, ſie können nahe verwandt ſein, aber noch näher verwandt ſcheinen, und gewöhnlich ſind wir geneigt, ſie für näher verwandt zu halten, als ſie ſind. Es iſt dieſes der Natur des Menſchen gemäß, die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes zeigt uns tauſend Beiſpiele, und ich habe an mir ſelbſt bemerkt, daß ich dieſen Fehler oft begehe. Es iſt dieſer Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meiſtentheils entſpringt. Der Menſch erfreuet ſich nämlich mehr an der Vorſtellung, als an der Sache, oder wir müſſen vielmehr ſagen: der Menſch erfreuet ſich nur einer Sache, in ſo fern er ſich dieſelbe vorſtellt, ſie muß in ſeine Sinnesart paſſen, und er mag ſeine Vorſtellungsart noch ſo hoch über die gemeine erheben, ſo bleibt ſie doch gewöhnlich nur ein Verſuch, viele Gegenſtände in ein gewiſſes faßliches Verhältniß zu bringen, das ſie ſtreng genommen, unter einander nicht haben; daher die Neigung zu Hypotheſen, zu Theorieen, Terminologieen und Syſtemen, die wir nicht mißbilligen können, weil ſie aus der Organiſation unſeres Weſens nothwendig entſpringen. Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Verſuch, ihrer Natur nach, als iſolirt anzuſehen ſind, und von der anderen Seite die Kraft des menſchlichen Geiſtes, Alles, was außer ihr iſt, und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheueren Gewalt zu verbinden ſtrebt, ſo ſiehet man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden, oder irgend ein Verhältniß, das nicht ganz ſinnlich iſt, das aber die bildende Kraft des Geiſtes ſchon ausgeſprochen hat, durch einzelne Verſuche beweiſen will. Es entſtehen durch eine ſolche Bemühung meiſtentheils Theorieen und Syſteme, die dem Scharfſinne der Verfaſſer Ehre machen, die aber, wenn ſie, mehr als billig iſt, Beifall finden, wenn ſie ſich, länger als recht iſt, erhalten, den Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes, den ſie in gewiſſem Sinne befördern, ſogleich wieder hemmen und ſchädlich werden. Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur deſto mehr Kunſt anwendet, je weniger Data vor ihm liegen, daß er gleichſam ſeine Herrſchaft zu zeigen, ſelbſt aus den vorliegenden Datis nur wenige Günſtlinge herauswählt, die ihm ſchmeicheln, daß er die übrigen ſo zu ordnen verſteht, daß ſie ihm nicht geradezu widerſprechen, und daß er die feindſeligen zuletzt ſo zu verwickeln, zu umſpinnen, und bei Seite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, ſondern einem deſpotiſchen Hofe ähnlich wird. Einem Manne, der ſo viel Verdienſt hat, kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein ſolches Gewebe hiſtoriſch kennen lernen und bewundern, und in ſo fern es möglich iſt, ſich die Vorſtellungsart ihres Meiſters eigen machen. Oft gewinnt eine ſolche Lehre dergeſtalt die Ueberhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln ſich erkühnte. Nur ſpätere Jahrhunderte würden ſich an ein ſolches Heiligthum wagen, den Gegenſtand einer Betrachtung dem gemeinen Menſchenſinne wieder vindiciren, die Sache etwas leichter nehmen, und von dem Stifter einer Secte das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem Naturlehrer ſagt: „er wäre ein großer Mann geweſen, wenn er weniger erfunden hätte.“ Es möchte aber nicht genug ſein, die Gefahr anzuzeigen, und vor derſelben zu warnen. Es iſt billig, daß man wenigſtens ſeine Meinung eröffne und zu erkennen gebe, wie man ſelbſt einen ſolchen Abweg zu vermeiden glaubt, oder ob man gefunden, wie ihn ein anderer vor uns vermieden habe. Ich habe vorhin geſagt, daß ich die unmittelbare Anwendung eines Verſuches zum Beweiſe irgend einer Hypotheſe für ſchädlich halte, und habe dadurch zu erkennen gegeben, daß ich eine mittelbare Anwendung derſelben für nützlich anſehe, und da auf dieſen Punkt Alles ankommt, ſo iſt es nöthig, ſich deutlich zu erklären. In der lebendigen Natur geſchieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen ſteht, und wenn uns die Erfahrungen nur iſolirt erſcheinen, wenn wir die Verſuche nur als iſolirte Facta anzuſehen haben, ſo wird dadurch nicht geſagt, daß ſie iſolirt ſeien, es iſt nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieſer Phänomene, dieſer Begebenheiten? Wir haben oben geſehen, daß diejenigen am erſten dem Irrthume unterworfen waren, welche ein iſolirtes Factum mit ihrer Denk- und Urtheilskraft unmittelbar zu verbinden ſuchten. Dagegen werden wir finden, daß Diejenigen am meiſten geleiſtet haben, welche nicht ablaſſen, alle Seiten und Modifikationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Verſuches, nach aller Möglichkeit durchzuforſchen und durchzuarbeiten. Da Alles in der Natur, beſonders aber die allgemeinen Kräfte und Elemente in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung ſind, ſo kann man von einem jeden Phänomene ſagen, daß es mit unzähligen andern in Verbindung ſtehe, wie wir von einem freiſchwebenden leuchtenden Punkte ſagen, daß er ſeine Strahlen nach allen Seiten ausſende. Haben wir alſo einen ſolchen Verſuch gefaßt, eine ſolche Erfahrung gemacht, ſo können wir nicht ſorgfältig genug unterſuchen, was unmittelbar an ihn gränzt? Was zunächſt auf ihn folgt? Dieſes iſts, worauf wir mehr zu ſehen haben, als auf das, was ſich auf ihn beziehet? Die Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Verſuches, iſt alſo die eigentliche Pflicht eines Naturforſchers. Er hat gerade die umgekehrte Pflicht eines Schriftſtellers, der unterhalten will. Dieſer wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrig läßt, jener muß raſtlos arbeiten, als wenn er ſeinen Nachfolgern nichts zu thun übrig laſſen wollte, wenn ihn gleich die Disproportion unſeres Verſtandes zu der Natur der Dinge zeitig genug erinnert, daß kein Menſch Fähigkeiten genug habe, in irgend einer Sache abzuſchließen. Ich habe in den zwei erſten Stücken meiner optiſchen Beiträge, eine ſolche Reihe von Verſuchen aufzuſtellen geſucht, die zunächſt an einander gränzen, und ſich unmittelbar berühren, ja, wenn man ſie alle genau kennt und überſiehet, gleichſam nur Einen Verſuch ausmachen, nur Eine Erfahrung unter den mannigfaltigſten Anſichten darſtellen. Eine ſolche Erfahrung, die aus mehreren andern beſtehet, iſt offenbar von einer höheren Art. Sie ſtellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Auf ſolche Erfahrungen der höheren Art loszuarbeiten, halte ich für höchſte Pflicht des Naturforſchers, und dahin weiſet uns das Exempel der vorzüglichſten Männer, die in dieſem Fache gearbeitet haben. Dieſe Bedächtlichkeit, nur das Nächſte aus dem Nächſten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen, und ſelbſt da, wo wir uns keiner Rechnung bedienen, müſſen wir immer ſo zu Werke gehen, als wenn wir dem ſtrengſten Geometer Rechenſchaft zu geben ſchuldig wären. Denn eigentlich iſt es die mathematiſche Methode, welche wegen ihrer Bedächtlichkeit und Reinheit gleich jeden Sprung in der Aſſertion offenbart, und ihre Beweiſe ſind eigentlich nur umſtändliche Ausführungen, daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, ſchon in ſeinen einfachen Theilen und in ſeiner ganzen Folge da geweſen, in ſeinem ganzen Umfange überſehen, und unter allen Bedingungen richtig und unumſtößlich erfunden worden. Und ſo ſind ihre Demonſtrationen immer mehr Darlegungen, Rekapitulationen als Argumente. Da ich dieſen Unterſchied hier mache, ſo ſei es mir erlaubt, einen Rückblick zu thun. Man ſiehet den großen Unterſchied zwiſchen einer mathematiſchen Demonſtration, welche die erſten Elemente durch ſo viele Verbindungen durchführt, und zwiſchen dem Beweiſe, den ein kluger Redner aus Argumenten führen könnte. Argumente können ganz iſolirte Verhältniſſe enthalten, und dennoch durch Witz und Einbildungskraft auf Einen Punkt zuſammengeführt, und der Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falſchen überraſchend genug hervorgebracht werden. Eben ſo kann man zu Gunſten einer Hypotheſe oder Theorie die einzelnen Verſuche gleich Argumenten zuſammen ſtellen, und einen Beweis führen, der mehr oder weniger blendet. Wem es dagegen zu thun iſt, mit ſich ſelbſt und andern redlich zu Werke zu gehen, der wird auf das Sorgfältigſte die einzelnen Verſuche durcharbeiten, und ſo die Erfahrungen der höheren Art auszubilden ſuchen. Dieſe laſſen ſich durch kurze und faßliche Sätze ausſprechen, neben einander ſtellen, und wie ſie nach und nach ausgebildet werden, können ſie geordnet und in ein ſolches Verhältniß gebracht werden, daß ſie ſo gut als mathematiſche Sätze entweder einzeln oder zuſammengenommen, unerſchütterlich ſtehen. Die Elemente dieſer Erfahrungen der höheren Art, welches viele einzelne Verſuche ſind, können alsdann von jedem unterſucht und geprüft werden, und es iſt nicht ſchwer zu beurtheilen, ob die vielen einzelnen Theile durch einen allgemeinen Satz ausgeſprochen werden können? Denn hier findet keine Willkühr ſtatt. Bei anderen Methoden aber, wo wir irgend etwas, das wir behaupten, durch iſolirte Verſuche gleichſam als durch Argumente beweiſen wollen, wird das Urtheil öfters nur erſchlichen, wenn es nicht gar in Zweifel ſtehen bleibt. Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höheren Art zuſammengebracht, ſo übe ſich alsdann der Verſtand, die Einbildungskraft, der Witz an denſelben, wie ſie nur mögen, es wird nicht ſchädlich, ja es wird nützlich ſein. Jene erſte Arbeit kann nicht ſorgfältig, emſig, ſtreng, ja pedantiſch genug vorgenommen werden; denn ſie wird für Welt und Nachwelt unternommen Aber dieſe Materialien müſſen in Reihen geordnet und niedergelegt ſein, nicht auf eine hiſtoriſche Weiſe zuſammengeſtellt, nicht zu einer ſyſtematiſchen Form verwendet. Es ſtehet alsdann einem Jeden frei, ſie nach ſeiner Art zu verbinden, und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menſchlichen Vorſtellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm ſei. Auf dieſe Weiſe wird unterſchieden, was zu unterſcheiden iſt, und man kann die Sammlung von Erfahrungen viel ſchneller und reiner vermehren, als wenn man die ſpäteren Verſuche, wie Steine die nach einem geendigten Bau herbeigeſchafft werden, unbenutzt bei Seite legen muß. Die Meinung der vorzüglichſten Männer und ihr Beiſpiel läßt mich hoffen, daß ich auf dem rechten Wege ſei, und ich wünſche, daß mit dieſer Erklärung meine Freunde zufrieden ſein mögen, die mich manchmal fragen: was denn eigentlich bei meinen optiſchen Bemühungen meine Abſicht ſei? Meine Abſicht iſt, alle Erfahrungen in dieſem Fache zu ſammeln, alle Verſuche ſelbſt anzuſtellen, und ſie durch ihre größte Mannigfaltigkeit durchzuführen, wodurch ſie denn auch leicht nachzumachen, und nicht aus dem Geſichtskreiſe ſo vieler Menſchen hinausgerückt ſind. Sodann die Sätze, in welchen ſich die Erfahrungen von der höheren Gattung ausſprechen laſſen, aufzuſtellen und abzuwarten, in wie fern ſich auch dieſe unter ein höheres Prinzip rangiren. Sollte indeß die Einbildungskraft und der Witz ungeduldig manchmal voraus eilen, ſo giebt die Verfahrungsart ſelbſt die Richtung des Punktes an, wohin ſie wieder zurück zu kehren haben.

53.

Schon früher habe ich an mancher Stelle den Unmuth geäußert, den mir in jüngeren Jahren die Lehre von den unteren und oberen Seelenkräften erregte. Im menſchlichen Geiſte, ſo wie im Univerſum, iſt nichts oben noch unten, alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinſamen Mittelpunkt, der ſein geheimes Daſein eben durch das harmoniſche Verhältniß aller Theile zu ihm manifeſtirt. Alle Streitigkeiten der Aelteren und Neueren bis zur neueſten Zeit, entſpringen aus der Trennung deſſen, was Gott in ſeiner Natur vereinigt, hervorgebracht. Recht gut wiſſen wir, daß in einzelnen menſchlichen Naturen gewöhnlich ein Uebergewicht irgend eines Vermögens, einer Fähigkeit ſich hervorthut, und daß daraus Einſeitigkeiten der Vorſtellungsart nothwendig entſpringen, indem der Menſch die Welt nur durch ſich kennt, und alſo, naiv anmaßlich, die Welt durch ihn, und um ſeinetwillen, aufgebauet glaubt. Daher kommt denn, daß er ſeine Hauptfähigkeiten an die Spitze des Ganzen ſetzt, und was an ihm das Mindeſte ſich findet, ganz und gar abläugnen, und aus ſeiner eignen Totalität hinausſtoßen möchte. Wer nicht überzeugt iſt, daß er alle Manifeſtationen des menſchlichen Weſens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verſtand, zu einer entſchiedenen Einheit ausbilden müſſe, welche von dieſen Eigenſchaften auch bei ihm die vorwaltende ſei, der wird ſich in einer unerfreulichen Beſchränkung immerfort abquälen, und niemals begreifen, warum er ſo viele hartnäckige Gegner hat, und warum er ſich ſelbſt ſogar manchmal als augenblicklicher Gegner aufſtößt. So wird ein Mann, zu den ſogenannten exacten Wiſſenſchaften geboren und gebildet, auf der Höhe ſeiner Verſtandesvernunft nicht leicht begreifen, daß es auch eine exacte ſinnliche Phantaſie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunſt denkbar iſt. Auch um denſelben Punkt ſtreiten ſich die Schüler einer Gefühls- und Vernunftsreligion; wenn die letzteren nicht eingeſtehen wollen, daß die Religion vom Gefühl anfange, ſo wollen die erſten nicht zugeben, daß ſie ſich zur Vernünftigkeit ausbilden müſſe.

54.

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

55.

Eigentlich unternehmen wir umſonſt, das Weſen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollſtändige Geſchichte dieſer Wirkungen umfaßte wohl allenfalls das Weſen jenes Dinges. Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menſchen zu ſchildern; man ſtelle dagegen ſeine Handlungen, ſeine Thaten zuſammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten. Die Farben ſind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden. In dieſem Sinne können wir von denſelben Aufſchlüſſe über das Licht erwarten. Farben und Licht ſtehen zwar unter einander in dem genaueſten Verhältniſſe, aber wir müſſen uns beide als der ganzen Natur angehörig denken: denn ſie iſt es ganz, die ſich dadurch dem Sinne des Auges beſonders offenbaren will. Eben ſo entdeckt ſich die ganze Natur einem anderen Sinne. Man ſchließe das Auge, man öffne, man ſchärfe das Ohr, und vom leiſeſten Hauche bis zum wildeſten Geräuſch, vom einfachſten Klang bis zur höchſten Zuſammenſtimmung, von dem heftigſten leidenſchaftlichen Schrei bis zum ſanfteſten Worte der Vernunft, iſt es nur die Natur, die ſpricht, ihr Daſein, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältniſſe offenbart, ſo daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare verſagt iſt, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges faſſen kann. So ſpricht die Natur hinabwärts zu andern Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; ſo ſpricht ſie mit ſich ſelbſt und zu uns durch tauſend Erſcheinungen. Dem Aufmerkſamen iſt ſie nirgends todt noch ſtumm; ja dem ſtarren Erdkörper hat ſie einen Vertrauten zugegeben, ein **Metall**, an deſſen kleinſten Theilen wir dasjenige, was in der ganzen Maſſe vorgehet, gewahr werden ſollten. So mannigfaltig, ſo verwickelt und unverſtändlich uns oft dieſe Sprache ſcheinen mag, ſo bleiben doch ihre Elemente immer dieſelbigen. Mit leiſem Gewicht und Gegengewicht wägt ſich die Natur hin und her, und ſo entſteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erſcheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegentreten. Dieſe allgemeinen Bewegungen und Beſtimmungen werden wir auf die verſchiedenſte Weiſe gewahr, bald als ein einfaches Abſtoßen und Anziehen, bald als ein aufblickendes und verſchwindendes Licht, als Bewegung der Luft, als Erſchütterung des Körpers, als Säuerung und Entſäuerung; jedoch immer als verbindend oder trennend, das Daſein bewegend und irgend eine Art von Leben befördernd.

56.

Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur ſymboliſch, nur bildlich ſei und die Gegenſtände niemals unmittelbar, ſondern nur im Wiederſcheine ausdrücke. Dieſes iſt beſonders der Fall, wenn von Weſen die Rede iſt, welche an die Erfahrung nur herantreten und die man mehr Thätigkeiten als Gegenſtände nennen kann, dergleichen im Reiche der Naturlehre immerfort in Bewegung ſind. Sie laſſen ſich nicht feſthalten, und doch ſoll man von ihnen reden; man ſucht daher alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigſtens gleichnißweiſe beizukommen.

57.

Metaphyſiſche Formeln haben eine große Breite und Tiefe, jedoch ſie würdig auszufüllen, wird ein reicher Gehalt erfordert, ſonſt bleiben ſie hohl. Mathematiſche Formeln laſſen ſich in vielen Fällen ſehr bequem und glücklich anwenden; aber es bleibt ihnen immer etwas Steifes und Ungelenkes, und wir fühlen bald ihre Unzulänglichkeit, weil wir, ſelbſt in Elementarfällen, ſehr früh ein Inkommenſurables gewahr werden; ferner ſind ſie auch nur innerhalb eines gewiſſen Kreiſes beſonders hiezu gebildeter Geiſter verſtändlich. Mechaniſche Formeln ſprechen mehr zu dem gemeinen Sinne, aber ſie ſind auch gemeiner, und behalten immer etwas Rohes. Sie verwandeln das Lebendige in ein Todtes; ſie tödten das innere Leben, um von Außen ein unzulängliches heranzubringen. Korpuskular-Formeln ſind ihnen nahe verwandt; das Bewegliche wird ſtarr durch ſie, Vorſtellung und Ausdruck ungeſchlacht. Dagegen erſcheinen die moraliſchen Formeln, welche freilich zartere Verhältniſſe ausdrücken, als bloße Gleichniſſe und verlieren ſich denn auch wohl zuletzt in Spiele des Witzes.

58.

Könnte man ſich jedoch aller dieſer Arten der Vorſtellung und des Ausdrucks mit Bewußtſein bedienen, und in einer mannigfaltigen Sprache ſeine Betrachtungen über Naturphänomene überliefern, hielte man ſich von Einſeitigkeit frei, und faßte einen lebendigen Sinn in einen lebendigen Ausdruck; ſo ließe ſich manches Erfreuliche mittheilen.

59.

Jedoch wie ſchwer iſt es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu ſetzen, das Weſen immer lebendig vor ſich zu haben, und es nicht durch das Wort zu tödten. Dabei ſind wir in den neueren Zeiten in eine noch größere Gefahr gerathen, indem wir aus allem Erkenn-

und Wißbaren Ausdrücke und Terminologieen herübergenommen haben, um unſere Anſchauungen der einfacheren Natur auszudrücken. Aſtronomie, Kosmologie, Geologie, Naturgeſchichte, ja Religion und Myſtik werden zu Hülfe gerufen; und wie oft wird nicht das Allgemeine durch ein Beſonderes, das Elementare durch ein Abgeleitetes mehr zugedeckt, und verdunkelt, als aufgehellt und näher gebracht. Wir kennen das Bedürfniß recht gut, wodurch eine ſolche Sprache entſtanden iſt, und ſich ausbreitet; wir wiſſen auch, daß ſie ſich in einem gewiſſen Sinne unentbehrlich macht: allein nur ein mäßiger, anſpruchsloſer Gebrauch mit Ueberzeugung und Bewußtſein kann Vortheil bringen.

60.

Am Wünſchenswertheſten wäre jedoch, daß man die Sprache, wodurch man die Einzelnheiten eines gewiſſen Kreiſes bezeichnen will, aus dem Kreiſe ſelbſt nähme; die einfachſte Erſcheinung als Grundformel behandelte, und die mannigfaltigeren von daher ableiteten und entwickelte.

61.

Die Nothwendigkeit und Schicklichkeit einer ſolchen Zeichenſprache, wo das Grundzeichen die Erſcheinung ſelbſt ausdrückt, hat man recht gut gefühlt, indem man die Formel der Polarität, dem Magneten abgeborgt, auf Electricität u. ſ. w. hinüber geführt hat. Das Plus und Minus, was an deſſen Stelle geſetzt werden kann, hat bei ſo vielen Phänomenen eine ſchickliche Anwendung gefunden; ja der Tonkünſtler iſt, wahrſcheinlich ohne ſich um jene anderen Fächer zu bekümmern, durch die Natur veranlaßt worden, die Haupt-Differenz der Tonarten durch Majeur und Mineur auszudrücken.

62.

So haben auch wir ſeit langer Zeit den Ausdruck der Polarität in die Farbenlehre einzuführen gewünſcht; mit welchem Rechte, und in welchem Sinne, mag unſere Arbeit darüber ausweiſen. Vielleicht finden wir künftig Raum, durch eine ſolche Behandlung und Symbolik, welche ihr Anſchauen jederzeit mit ſich führen müßte, die elementaren Naturphänomene nach unſerer Weiſe an einander zu knüpfen, und dadurch dasjenige deutlicher zu machen, was hier nur im Allgemeinen, und vielleicht nicht beſtimmt genug ausgeſprochen worden.

63.

Wenn man die Kunſt in einem höheren Sinne betrachtet, ſo möchte man wünſchen, daß nur Meiſter ſich damit abgäben; daß die Schüler auf das ſtrengſte geprüft würden, daß Liebhaber ſich in einer ehrfurchtsvollen Annäherung glücklich fühlten. Denn das Kunſtwerk ſoll aus dem Genie entſpringen, der Künſtler ſoll Gehalt und Form aus der Tiefe ſeines eigenen Weſens hervorrufen, ſich gegen den Stoff beherrſchend verhalten, und ſich der äußeren Einflüſſe nur zu ſeiner Ausbildung bedienen. Wie aber dennoch aus mancherlei Urſachen ſchon der Künſtler den Dilettanten zu ehren hat, ſo iſt es bei wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden noch weit mehr der Fall, daß der Liebhaber etwas Erfreuliches und Nützliches zu leiſten im Stande iſt. Die Wiſſenſchaften ruhen weit mehr auf der Erfahrung als die Kunſt, und zum Erfahren iſt gar Mancher geſchickt. Das Wiſſenſchaftliche wird von vielen Seiten zuſammengetragen, und kann vieler Hände, vieler Köpfe nicht entbehren. Das Wiſſen läßt ſich überliefern, dieſe Schätze können vererbt werden; und das von Einem Erworbene, werden Manche ſich zueignen. Es iſt daher Niemand, der nicht ſeinen Beitrag den Wiſſenſchaften anbieten dürfte. Wie Vieles ſind wir nicht dem Zufalle, dem Handwerke, einer augenblicklichen Aufmerkſamkeit ſchuldig. Alle Naturen, die mit einer glücklichen Sinnlichkeit begabt ſind, Frauen, Kinder, ſind fähig, uns lebhafte und wohlgefaßte Bemerkungen mitzutheilen. In der Wiſſenſchaft kann alſo nicht verlangt werden, daß Derjenige, der etwas für ſie zu leiſten gedenkt, ihr das ganze Leben widme, ſie ganz überſchaue und umgehe; welches überhaupt auch für den Eingeweihten eine hohe Forderung iſt. Durchſucht man jedoch die Geſchichte der Wiſſenſchaft überhaupt, beſonders aber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaft; ſo findet man, daß manches Vorzüglichere von Einzelnen in einzelnen Fächern, ſehr oft geleiſtet worden. Wohin irgend die Neigung, Zufall oder Gelegenheit den Menſchen führt, welche Phänomene beſonders ihm auffallen, ihm einen Antheil abgewinnen, ihn feſthalten, ihn beſchäftigen; immer wird es zum Vortheil der Wiſſenſchaft ſein. Denn jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, ſelbſt das Unzulängliche, ſelbſt der Irrthum, iſt brauchbar, oder aufregend und für die Folge nicht verloren.

64.

Die Menſchen ſind der Kunſt mehr gewachſen als der Wiſſenſchaft. Jene gehört zur großen Hälfte ihnen ſelbſt, dieſe zur großen Hälfte der Welt an. Bei jener läßt ſich eine Entwickelung in reiner Folge, dieſe kaum ohne ein unvermeidliches Zuſammenhäufen denken. Was aber den Unterſchied vorzüglich beſtimmt: die Kunſt ſchließt ſich in ihren einzelnen Werken ab; die Wiſſenſchaft erſcheint uns gränzenlos. Das Glück der Griechiſchen Ausbildung iſt ſchon oft und trefflich dargeſtellt worden. Gedenken wir nur ihrer bildenden Kunſt und des damit ſo nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plaſtik zweifelt Niemand.

Daß ihre Malerei, ihr Helldunkel, ihr Kolorit, eben ſo hoch geſtanden, können wir in vollkommenen Beiſpielen nicht vor Augen ſtellen; wir müſſen das wenige Uebriggebliebene, die hiſtoriſchen Nachrichten, die Analogie, den Naturſchritt, das Mögliche, zu Hülfe nehmen, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß ſie auch in dieſem Punkte alle ihre Nachfahren übertroffen. Zu dem geprieſenen Glücke der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß ſie durch keine äußere Einwirkung irre gemacht worden: ein günſtiges Geſchick, das in der neueren Zeit den Individuen ſelten, den Nationen nie zu Theil wird; denn ſelbſt vollkommene Vorbilder machen irre, indem ſie uns veranlaſſen, nothwendige Bildungsſtufen zu überſpringen, wodurch wir denn meiſtens am Ziel vorbei in einen grenzenloſen Irrthum geführt werden. Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunſt und Wiſſenſchaft zurück, ſo begegnen wir folgender Betrachtung: Da im Wiſſen ſowohl als in der Reflexion kein Ganzes zuſammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieſer das Aeußere fehlt; ſo müſſen wir uns die Wiſſenſchaft nothwendig als Kunſt denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir dieſe nicht im Allgemeinen, im Ueberſchwänglichen zu ſuchen, ſondern wie die Kunſt ſich immer ganz in jedem einzelnen Kunſtwerke darſtellt, ſo ſollte die Wiſſenſchaft ſich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweiſen. Um aber einer ſolchen Forderung ſich zu näheren, ſo müßte man keine der menſchlichen Kräfte bei wiſſenſchaftlicher Thätigkeit ausſchließen. Die Abgründe der Ahndung, ein ſicheres Anſchauen der Gegenwart, mathematiſche Tiefe, phyſiſche Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verſtandes, bewegliche ſehnſuchtsvolle Phantaſie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunſtwerk, von welchem Gehalte es auch ſei, entſtehen kann. Wenn dieſe geforderten Elemente, wo nicht widerſprechend, doch ſich dergeſtalt gegenüberſtehend, erſcheinen möchten, daß auch die vorzüglichſten Geiſter nicht hoffen dürften ſie zu vereinigen; ſo liegen ſie doch in der geſammten Menſchheit offenbar da, und können jeden Augenblick hervortreten, wenn ſie nicht durch Vorurtheile, durch Eigenſinn einzelner Beſitzenden, und wie ſonſt alle die verkennenden, zurückſchreckenden und tödtenden Verneinungen heißen mögen, in dem Augenblicke, wo ſie allein wirkſam ſein können, zurückgedrängt werden, und die Erſcheinung im Entſtehen vernichtet wird. Vielleicht iſt es kühn, aber doch wenigſtens in dieſer Zeit nöthig zu ſagen: daß die Geſammtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation ſo bereit liegt, als vor der Deutſchen. Denn ob wir gleich, was Wiſſenſchaft und Kunſt betrifft, in der ſeltſamſten Anarchie leben, die uns von jedem erwünſchten Zwecke immer mehr zu entfernen ſcheint; ſo iſt es doch eben dieſe

Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite ins Enge, aus der Zerſtreuung zur Vereinigung drängen muß. Niemals haben ſich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt, und von einander abgeſondert, als gegenwärtig. Jeder möchte das Univerſum vorſtellen, und aus ſich darſtellen; aber indem er mit Leidenſchaft die *Natur* in ſich aufnimmt, ſo iſt er auch das Ueberlieferte, das was Andere geleiſtet, in ſich aufzunehmen genöthigt. Thut er es nicht mit Bewußtſein, ſo wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es nicht offenbar und gewiſſenhaft, ſo mag er es heimlich und gewiſſenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, ſo werden ihm Andere nachſpüren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der *Natur*, oder von Vorgängern, Empfangenes, tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß; ſo wird jeder Zeit für Alle ein großer Vortheil daraus entſtehen. Und wie dies nun gleichzeitig ſchnell und heftig geſchiehet, ſo muß eine Uebereinſtimmung daraus entſpringen, das was man in der Kunſt Styl zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher aneinander gerückt, und eben dadurch mehr herausgehoben, mehr begünſtigt werden, als wenn ſie ſich durch ſeltſame Eigenthümlichkeiten karrikaturmäßig von einander zu entfernen ſtreben. Wem die Bemühungen der *Deutſchen* in dieſem Sinne ſeit mehreren Jahren vor Augen ſind, wird ſich Beiſpiele genug zu dem, was wir im Allgemeinen ausſprechen, vergegenwärtigen können, und wir ſagen getroſt in Gefolge unſerer Ueberzeugung: an Tiefe, ſo wie an Fleiß, hat es dem Deutſchen nie gefehlt. Nähert er ſich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft ſie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit; ſo wird man ihm früher oder ſpäter die erſte Stelle in Wiſſenſchaft und Kunſt nicht ſtreitig machen.

65.

Genau betrachtet iſt jede Autorität eine Art Ueberlieferung, die Vernunft und das ihr verwandte Gewiſſen hat eine ungeheure Autorität, weil ſie unergründlich ſind, ingleichen was wir mit dem Namen Genie bezeichnen; dagegen kann man dem Verſtand gar keine Autorität zuſchreiben: denn er bringt nur immer ſeines Gleichen hervor; ſo wie denn offenbar aller Verſtandes-Unterricht zur Anarchie führt. Gegen die Autorität verhält ſich der Menſch, ſo wie gegen vieles Andere, beſtändig ſchwankend. Er fühlt in ſeiner Dürftigkeit, daß er, ohne ſich auf etwas Drittes zu ſtützen, mit ſeinen Kräften nicht auslangt. Dann aber, wenn das Gefühl ſeiner Macht und Herrlichkeit in ihm aufgeht, ſtößt er das Hülfreiche von ſich und glaubt für ſich ſelbſt und andere hinzureichen. Das Kind bequemt ſich meiſt mit Erziehung unter die Autorität der Aeltern; der Knabe ſträubt ſich dagegen; der Jüngling entflieht ihr, und der Mann läßt ſie wieder gelten, weil er ſich deren mehr oder weniger ſelbſt verſchafft, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung Anderer doch nur wenig ausrichte. Eben ſo ſchwankt die Menſchheit im Ganzen. Bald ſehen wir um einen vorzüglichen Mann ſich Freunde, Schüler, Anhänger, Begleiter, Mitlebende, Mitwohnende, Mitſtreitende verſammeln. Bald fällt eine ſolche Geſellſchaft, ein ſolches Reich wieder in vielerlei Einzelnheiten auseinander. Bald werden Monumente älterer Zeiten, Dokumente früherer Geſinnungen, göttlich verehrt, buchſtäblich aufgenommen; Jedermann giebt ſeine Sinne, ſeinen Verſtand darunter gefangen; alle Kräfte werden aufgewendet, das Schätzbare ſolcher Ueberreſte darzuthun, ſie bekannt zu machen, zu kommentiren, zu erläutern, zu erklären, zu verbreiten und fortzupflanzen. Bald tritt dagegen, wie jene bilderſtürmende, ſo hier eine ſchriftſtürmende Wuth ein; es thäte Noth, man vertilgte bis auf die letzte Spur das, was bisher ſo großen Werthes geachtet wurde. Kein ehemals ausgeſprochenes Wort ſoll gelten, alles was weiſe war, ſoll als närriſch erkannt werden, was heilſam war, als ſchädlich, was ſich lange Zeit als förderlich zeigte, nunmehr als eigentliches Hinderniß. Die Epochen der Naturwiſſenſchaften machen uns ein ſolches Schwanken auf mehr als eine Weiſe bemerklich. Wir ſehen, wie dem menſchlichen Geiſte das aufgehäufte Vergangene höchſt läſtig wird zu einer Zeit, wo das Neue, das Gegenwärtige gleichfalls gewaltſam einzudringen anfängt; wie er die alten Reichthümer aus Verlegenheit, Inſtinkt, ja aus Maxime wegwirft; wie er wähnt, man könne das Neuzuerfahrende durch bloße Erfahrung in ſeine Gewalt bekommen: wie man aber bald wieder genöthigt wird, Räſonnement und Methode, Hypotheſe und Theorie zu Hülfe zu rufen; wie man dadurch abermals in Verwirrung, Kontrovers, Meinungenwechſel, und früher oder ſpäter aus der eingebildeten Freiheit wieder unter den ehernen Scepter einer aufgedrungenen Autorität fällt. Die Naturwiſſenſchaften haben ſich bewundernswürdig erweitert, aber keineswegs in einem ſtetigen Gange, auch nicht einmal ſtufenweiſe, ſondern durch Auf- und Abſteigen, durch Vor- und Rückwärtswandeln in gerader Linie, oder in der Spirale; wobei ſich denn von ſelbſt verſteht, daß man in jeder Epoche über ſeine Vorgänger weit erhaben zu ſein glaubte. — Wenn nun Derjenige, wo nicht für den Vorzüglichſten, doch für den Begabteſten und Glücklichſten zu halten wäre, der Ausdauer, Luſt, Selbſtverläugnung, genug hätte, ſich mit dem Ueberlieferten völlig bekannt zu machen, und dabei noch Kraft und Muth genug behielte ſein originelles Weſen ſelbſtſtändig auszubilden und das vielfach Aufgenommene nach ſeiner Weiſe zu bearbeiten und zu beleben: wie erfreulich muß es nicht ſein, wenn dergleichen Männer in der Geſchichte der Wiſſenſchaften uns, wiewohl ſelten genug, wirklich begegnen.

66.

Die Natur iſt doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet. Dagegen giebt mir das Theater gar keine Freude mehr.

67.

Aus einem ſchmerzlichen, ſelbſtquäleriſchen, düſteren Seelenzuſtande wird man ſich am Beſten durch Naturbeſchauung und herzliche Theilnahme an der äußeren Welt retten und befreien. Schon die allgemeinſte Bekanntſchaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, ſei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder als Bergmann, ziehet uns von uns ſelbſt ab; die Richtung geiſtiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erſcheinungen, giebt uns nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung: wie denn der Künſtler, der ſich treu an der Natur hält, und zugleich ſein Inneres auszubilden ſucht, gewiß am Beſten fahren wird.

68.

Die glücklichſten Eindrücke werden doppelt ſelig empfunden, wenn ſie uns in herrlicher Gegend gegönnt ſind; ja ſelbſt gleichgültige Momente werden durch würdige Lokalität zu hoher Bedeutung geſteigert.

69.

Ein Phänomen, ein Verſuch, kann nichts beweiſen, es iſt das Glied einer großen Kette, das erſt im Zuſammenhange gilt. Wer eine Perlenſchnur verdekken und nur die ſchönſte einzelne Perle vorzeigen wollte, verlangend, wir ſollten ihm glauben, die übrigen ſeien alle ſo; ſchwerlich würde ſich Jemand auf den Handel einlaſſen.

70.

Die Natur geräth auf Specifikationen wie in eine Sackgaſſe, ſie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück, daher die Hartnäckigkeit der National-Bildung.

71.

Die Natur verſtummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf redliche Frage iſt: Ja! ja! Nein! nein! Alles Uebrige iſt vom Uebel.

72.

Und ſo ſag' ich zum zehnten Male:
Alles giebt ſie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Du prüfe Dich nur allermeiſt,
Ob Du Kern oder Schale ſeiſt!

73.

Das holde Thal hat ſchon die Sonne wieder
Mit Frühlingsblüth' und Blumen angefüllt;
Die Nachtigall ſingt immer neue Lieder
Dem Hochgefühl das ihr entgegenquillt.
Erfreue Dich der Gottverlieh'nen Gaben,
Froh, wie er dich erſchuf, will er dich haben!

Anm. des Herausg. Die beſondern Werke zur Naturwiſſenſchaft, die Göthe herausgegeben hat, ſind:

1) Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären. Gotha, bei Ettinger. 1790. 8. (Wieder abgedruckt im 1ſten Hefte des 1ſten Bandes der Morphologie.)

2) Beiträge zur Optik, mit Kupfern. 1s u. 2s Stück. Weimar, bei Hofmann. 1791 und 1792. 8.

3) Optik. Tübingen, bei Cotta. 1807. 8.

4) Ideen über Organiſche Bildung. Ebendaſelbſt. 1807. 8.

5) Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau. Im Deutſchen Muſeum. 1785. 1s Stück.

6) Sammlung zur Kenntniß der Gebirge um Carlsbad, und der Kammerberg bei Eger. In Leonhard's Taſchenbuch für die Mineralogie. Jahrgang 1808 und 1809.

7) Zur Farbenlehre. Tübingen, bei Cotta. 1810. 2 Theile, in gr. 8. mit Kupfern.

8) Zur Naturwiſſſenſchaft überhaupt, beſonders zur Morphologie. Ebendaſelbſt. 1817 — 1825, bis jetzt 2 Bande, jeder zu 3 Heften in 8.

Außerdem noch folgende Aufſätze in der Zeitſchrift: Kunſt und Alterthum:

1) Ueber die Naturalienſammlung zu Bieberich. Bd. 1. Heft 1.

2) Mineralien-Kabinet zu Wiesbaden. Bd. 1. Heft 1.

3) Senkenberg'ſche Stiftung zu Frankfurt am Main. Bd. 1. Heft 1 und 2.

4) Sammlung ausgeſtopfter Vögel zu Offenbach. Bd. 1. Heft 1.

5) Naturhiſtoriſcher Verein zu Hanau und mannigfaltige Sammlungen. Bd. 1. Heft 1.

6) Naturalienſammlung zu Darmſtadt. Bd. 1. Heft 1.

Zerſtreute naturwiſſenſchaftliche Bemerkungen und Anſichten, ſind in Göthe's Lebensgeſchichte enthalten.

Anhang

von

Schriften Göthe's,

welche

in die bisherigen Ausgaben ſeiner Werke nicht
mit aufgenommenen ſind.

1.

Götter, Helden und Wieland.

Eine Farce.

(Zu der 15ten und 16ten Abtheilung, über Literatur und Poeſie, gehörig. S. beſonders den 5ten Band. S. 272 ff.)

Mercurius, am Ufer des Cozytus, mit zwei Schatten.

Merkurius. Charon! he Charon! Mach daß Du rüber kommſt. Geſchwind! Meine Leutchen da beklagen ſich zum Erbarmen, wie ihnen das Gras die Füße netzt, und ſie den Schnupfen bekommen.

Charon. Saubere Nation! Woher? Das iſt einmal wieder von der rechten Race. Die könnten immer leben.

Mercurius. Droben reden ſie umgekehrt. Doch mit alledem war das Paar nicht unangeſehen auf der Oberwelt. Dem Herrn Literator hier fehlt nichts, als ſeine Perücke und ſeine Bücher, und der Megäre da nur Schminke und Dukaten. Wie ſtehts drüben?

Charon. Nimm Dich in Acht. Sie haben Dir's geſchworen, wenn Du hinüber kommſt.

Mercurius. Wie ſo?

Charon. Admet und Alceſte ſind übel auf Dich zu ſprechen, am ärgſten Euripides. Und Herkules hat Dich im Anfall ſeiner Hitze einen dummen Buben geheißen, der nie geſcheidt werden würde.

Mercurius. Ich verſteh kein Wort davon.

Charon. Ich auch nicht. Du haſt in Deutſchland jezt ein Geträtſch mit einem gewiſſen Wieland.

Mercurius. Ich kenne ſo keinen.

Charon. Was ſchiert's mich? Genug ſie ſind Fuchswild.

Mercurius. Laß mich in Kahn, ich will mit hinüber, muß doch ſehen, was giebt. (Sie fahren über.)

Euripides. Es iſt nicht fein, daß Du's uns ſo ſpielſt, alten guten Freunden, und deinen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu geſellen, die keine Ader griechiſch Blut im Leibe haben, und an uns zu necken und zu neidſchen, als wenn uns noch was übrig wäre, außer dem bischen Ruhm und dem Reſpekt, den die Kinder droben für unſern Bart haben.

Mercurius. Beim Jupiter, ich verſteh Euch nicht.

Literator. Sollte etwa die Rede vom Deutſchen Mercur ſein?

Euripides. Kommt Ihr daher? Ihr bezeugt's alſo?

Literator. O ja, das iſt jezo die Wonne und Hoffnung von ganz Deutſchland, was der Götterbote für kleine Partieen der Ariſtarchen und Aoiden herum trägt.

Euripides. Da hört ihr's. Und mir iſt übel mitgeſpielt in denen goldnen Blättchens.

Literator. Das nicht ſowohl, Herr Wieland zeigt nur, daß er nach Ihnen habe wagen dürfen, eine Alceſte zu ſchreiben. Und daß, wenn er ihre Fehler vermieden und größere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld Ihrem Jahrhunderte und deſſen Geſinnungen, zuſchreiben müſſe.

Euripides. Fehler! Schuld! Jahrhundert! O du hohes herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! was iſt aus uns geworden? Mercur, und trägſt Dich damit?

Mercurius. Ich ſtehe verſteinert.

Alceſte (kommt.) Du biſt in übler Geſellſchaft Mercur! und ich werde ſie nicht verbeſſern. Pfui!

Admet (kommt.) Mercur, das hätte ich dir nicht zugetraut.

Mercurius. Redet deutlich, oder ich gehe fort. Was habe ich mit Raſenden zu thun?

Alceſte. Du ſcheinſt betroffen? So höre dann. Wir gingen neulich, mein Gemahl und ich, in dem Hain jenſeits des Cozytus, wo, wie du weißt, die Geſtalten der Träume ſich lebhaft darſtellen, und hören laſſen. Wir hatten uns eine Weile an den phantaſtiſchen Geſtalten ergötzt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Tone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erſchienen zwei abgeſchmackte, gezierte, hagere blaſſe Püppchens, die ſich einander Alceſte! Admet! nannten, vor einander ſterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel, und zuletzt mit einem traurigen Gekrächze verſchwanden.

Admet. Es war lächerlich anzuſehen. Wir verſtanden das nicht, bis erſt kurz ein junger Studioſus herunter kam, der uns die große Neuigkeit brachte, ein gewiſſer Wieland habe uns ungebeten, wie Euripides, die Ehre angethan, dem Volke unſere Masken zu proſtituiren. Und der ſagte das Stück auswendig von Anfang bis zu Ende her, es hat's aber Niemand ausgehalten, als Euripides, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides. Ja und was das ſchlimmſte iſt, ſo ſoll er in eben den Wiſchen, die Du herum trägſt, ſeine Alceſte vor der meinigen herausgeſtrichen, mich herunter und lächerlich gemacht haben.

Mercurius. Wer iſt der Wieland?

Literator. Hofrath und Prinzen-Hofmeiſter zu Weimar.

Mercurius. Und wenn er Ganymeds Hofmeiſter wäre, ſollte er mir her. Es iſt juſt Schlafenszeit und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Körper.

Literator. Mir wirds angenehm ſein, ſolch einen großen Mann bei dieſer Gelegenheit kennen zu lernen.

(Wielands Schatten in der Nachtmütze tritt auf.)

Wieland. Laſſen Sie uns mein lieber **Jacobi.**

Alceſte. Er ſpricht im Traum.

Euripides. Man ſiehet aber doch, mit was für Leuten er umgeht.

Mercurius. Ermuntert Euch. Es iſt hier von keinen **Jacobis** die Rede. Wie iſt's mit dem **Mercur?** Eurem **Mercur?** Dem **Deutſchen Mercur?**

Wieland (kläglich.) Sie haben mir ihn nachgedruckt.

Merkurius. Was thut uns das? So hört denn und ſeht.

Wieland. Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceſte. Ich bin **Alceſte.**

Admet. Und ich **Admet.**

Euripides. Solltet Ihr mich wohl kennen?

Mercurius. Woher? Das iſt **Euripides** und ich bin **Mercur.** Was ſteht Ihr ſo verwundert?

Wieland. Iſt das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals ſolche Bilder hervorgebracht. Ihr **Alceſte?** Mit dieſer Taille! Verzeiht! Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

Mercurius. Die eigentliche Frage iſt, warum Ihr meinen Namen proſtituirt, und dieſen ehrlichen Leuten zuſammen ſo viel begegnet.

Wieland. Ich bin mir nichts bewußt. Was Euch betrifft, Ihr könntet, dünkt mich, wiſſen, daß wir Eurem Namen keine Achtung ſchuldig ſind. Unſere Religion gebietet uns, irgend eine Wahrheit, Größe, Güte, Schönheit, anzuerkennen und anzubeten, außer Euch. Daher ſind Eure Namen, wie Eure Bildſäulen zerſtümmelt und Preis gegeben. Und ich verſichere Euch, nicht einmal der griechiſche Hermes, wie ihn uns die Mythologen geben, iſt mir je dabei in Sinn gekommen. Man denkt gar nichts dabei. Es iſt als wenn einer ſagte: Recueil, Porte feuille.

Mercurius. Es iſt doch immer mein Name.

Wieland. Haben Sie jemals Ihre Geſtalt mit Flügeln an Haupt und Füßen, den Schlangenſtab in der Hand, ſtehend auf Waarenballen und Tonnen, im Vorbeigehen auf einer Tabacksbüchſe figuriren ſehen?

Mercurius. Das läßt ſich hören. Ich ſpreche Euch los. Und Ihr Andern werdet mich künftig ungeplagt laſſen. So weiß ich, war auf dem letzten Maſkenballe ein gnädiger Herr, der über ſeine Hoſen und Weſte noch einen fleiſchfarbenen Jobs gezogen hatte, und vermittelſt Flügeln an Haupt und Sohlen ſeine Molchsgeſtalt für einen Mercurius an Mann bringen wollte.

Wieland. Das iſt die Meinung. So wenig mein Planettenſchneider auf Eure Statue Rückſicht nahm, die Florenz aufbewahrt; ſo wenig auch ich —

Mercurius. So gehabt Euch wohl. Und ſo ſeid Ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiters noch nicht ſo bankannt gemacht hat, um ſich mit allerlei Leuten zu aſſociiren. (Mercurius ab.)

Wieland. So empfehle ich mich denn.

Euripides. Nicht uns ſo. Wir haben noch ein Glas zuſammen zu leeren.

Wieland. Ihr ſeid Euripides und meine Hochachtung für Euch habe ich öffentlich geſtanden.

Euripides. Viel Ehre. Es fragt ſich in wie fern Euch Eure Arbeit berechtigt, von der Meinigen Uebels zu reden. Fünf Briefe zu ſchreiben, um Euer Drama, das ſo mittelmäßig iſt, daß ich als kompromittirter Nebenbuhler faſt darüber eingeſchlafen bin, Euren Herren und Damen nicht allein vorzuſtreichen, „daß man Euch verzeihen könnte; ſondern den guten Euripides als einen verunglückten Mitſtreiter hinzuſtellen, dem Ihr auf alle Weiſe den Rang abgelaufen habt!“

Admet. Ich will's Euch geſtehen, Euripides iſt auch ein Poet, und ich habe mein Tage die Poeten für nichts mehr gehalten, als ſie ſind. Aber ein braver Menſch iſt er, und unſer Landsmann. Es hätte Euch doch ſollen bedenklich ſcheinen, ob der Mann, der geboren wurde, da Griechenland den Xerxes bemeiſterte, der ein Freund des Sokrates war, deſſen Stücke eine Wirkung auf ſein Jahrhundert hatten, wie Eure wohl ſchwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceſte und Admet habe herbeiſchwören können als Ihr? Das verdiente einige ahndungsvolle Ehrfurcht, der zwar Euer ganzes aberweiſes Jahrhundert von Literatoren nicht fähig iſt.

Euripides. Wenn Eure Stücke einmal ſo viel Menſchen das Leben gerettet haben als meine, dann ſollt Ihr auch reden.

Wieland. Mein Publikum, Euripides, iſt nicht das Eurige.

Euripides. Das iſt die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten iſt die Rede, die Ihr vermieden habt.

Alceſte. Daß ich's Euch ſage als ein Weib, die eher ein Wort reden darf, daß es nicht auffällt, Eure Alceſte mag gut ſein, und Eure Weibchen und Männchen amüſirt auch wohl gekitzelt haben, was Ihr Rührung nennt. Ich bin darüber weggangen, wie man von einer verſtimmten Zitter weg weicht. Des Euripides ſeine habe ich doch ganz ausgehört, mich manchmal darüber gefreuet und auch darüber gelächelt.

Wieland. Meine Fürſtin.

Alceſte. Ihr ſolltet wiſſen, daß Fürſten hier nichts gelten. Ich wünſche, Ihr könntet fühlen, wie viel glücklicher Euripides in Ausführung unſerer Geſchichte geweſen als Ihr. Ich bin für meinen Mann geſtorben, wie und wo, das iſt nicht die Frage. Die Frage iſt von Eurer Alceſte, von, von Euripides Alceſte.

Wieland. Könnt Ihr mir abſprechen, daß ich das Ganze weit delikater behandelt habe?

Alceſte. Was heißt das? Genug, Euripides hat gewußt, warum er eine Alceſte aufs Theater bringt, ſo wenig Ihr die Größe des Opfers das ich meinem Manne that, darzuſtellen wußtet.

Wieland. Wie meint Ihr das?

Euripides. Laßt mich reden Alceſte! Sieh' her, das ſind meine Fehler. Ein junger blühender König, erſterbend mitten im Genuſſe aller Glückſeligkeit. Sein Haus, ſein Volk in Verzweiflung, den guten trefflichen zu verlieren, und über den Jammer Apoll bewegt, den Parzen einen Wechſeltod abdringend. Und nun — alles verſtummt, und Vater und Mutter, und Freunde und Volk — Alles — und er lechzend am Rande des Todes, umherſchauend nach einem willigen Auge, und überall Schweigen — bis ſie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, hinunter zu den hoffnungsloſen Todten.

Wieland. Das hab' ich alles auch.

Euripides. Nicht gar. Eure Leute ſind erſtlich allzuſammen aus der großen Familie, der Ihr Würde der Menſchheit, ein Ding, das Gott weiß woher abſtrahirt iſt, zum Erbe gegeben habt, Ihr Dichter auf unſern Trümmern! Sie ſehen einander ähnlich wie die Eier, und Ihr habt ſie zum unbedeutenden Brei zuſammen gerührt.

Da iſt eine Frau, die für ihren Mann ſterben will, ein Mann, der für ſeine Frau ſterben will, ein Held, der für ſie beide ſterben will, daß nichts übrig bleibt, als das langweilige Stück Parthemia, die man gern, wie den Widder aus dem Buſche bei den Hörnern kriegte um dem Elende ein Ende zu machen.

Wieland. Ihr ſehet das anders an als ich.

Alceſte. Das vermuthe ich. Nur ſagt mir: was war Alceſtens That, wenn ihr Mann ſie mehr liebte, als ſein Leben? Der Menſch der ſein ganzes Glück in ſeiner Gattin genöſſe, wie Euer Admet, würde durch ihre That in den doppelt bittern Tod geſtürzt werden. Philemon und Baucis erbaten ſich zuſammen den Tod, und Euer Klopſtock, der doch immer unter Euch noch ein Menſch iſt, läßt ſeine Liebenden wetteifern — „Daphnis, ich ſterbe zuletzt.“ Alſo mußte Admet gerne leben, ſehr gerne leben, oder ich war — was? eine Komödiantin — ein Kind — genug, macht aus mir was Euch gefällt.

Admet. Und den Admet, der Euch ſo ekelhaft iſt, weil er nicht ſterben mag. Seid Ihr jemals geſtorben? Oder ſeid Ihr jemals ganz glücklich geweſen? Ihr redet wie großmüthige Hungerleider.

Wieland. Nur Feige fürchten den Tod.

Admet. Den Heldentod, ja. Aber den Hausvatertod? den fürchtet jeder, ſelbſt der Held. So iſt's in der Natur. Glaubt Ihr denn, ich würde mein Leben geſchont haben, meine Frau den Feinden zu entreißen, meine Beſitzthümer zu vertheidigen? — Und doch —

Wieland. Ihr redet wie Leute einer anderen Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht faſſe.

Admet. Wir reden Griechiſch. — Iſt Euch das unbegreiflich? Admet —

Euripides. Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Sekte gehört, die allen Waſſerſüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geiſter mächtiger, ihre Knochen markiger ſein. Das glaubt er.

Admet. Er thut nur ſo. Nein, Ihr ſeid noch Menſch genug, Euch zu Euripides Admeten zu verſetzen.

Alceſte. Merkt auf, und fraget Eure Frau darüber.

Admet. Ein junger, ganz glücklicher, wohlbehaglicher Fürſt, der von ſeinem Vater Reich und Erbe, und Heerde und Güter empfangen hatte, und darinne ſaß mit Genüglichkeit und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte, als Leute, die mit ihm genoſſen, und ſie, wie natürlich, fand, und des Hergebens nicht ſatt wurde, und alle liebte, daß ſie ihn lieben ſollten, und ſich Götter und Menſchen ſo zu Freunden gemacht hatte, und Apoll den Himmel an ſeinem Tiſche vergaß. Der ſollte nicht ewig zu leben wünſchen? — — — Und der Menſch hat auch eine Frau

Alceſte. Ihr habt eine, und begreift das nicht! Ich wollte das dem ſchwarzäugigten jungen Dinge dort begreiflich machen. Schöne Kleine, willſt Du ein Wort hören?

Das Mädchen. Was verlangt Ihr?

Alceſte. Du hatteſt einen Liebhaber.

Mädchen. Ach ja!

Alceſte. Und liebteſt ihn von Herzen, ſo daß Du in manchen guten Stunden Beruf fühlteſt, für ihn zu ſterben?

Mädchen. Ach, und ich bin um ihn geſtorben! Ein feindſeliges Schickſal trennte uns, das ich nicht lang überlebte.

Alceſte. Da habt Ihr Eure Alceſte, Wieland. Nun ſage mir liebe Kleine, Du hatteſt Eltern, die ſich herzlich liebten?

Mädchen. Gegen unſere Liebe war's kein Schatten. Aber ſie ehrten einander von Herzen.

Alceſte. Glaubſt Du wohl, wenn Deine Mutter in Todesgefahr geweſen wäre, und Dein Vater hätte für ſie mit ſeinem Leben bezahlt, daß ſie's mit Dank angenommen hätte?

Mädchen. Ganz gewiß.

Alceſte. Und wechſelsweiſe Wieland, eben ſo. Da habt Ihr Euripides Alceſte.

Admet. Die Eurige wäre dann für Kinder, die andere für ehrliche Leute, die ſchon ein bis zwei Weiber begraben haben. Daß Ihr nun mit Eurem Auditorio ſympathiſirt, iſt nöthig und billig.

Wieland. Laßt mich, Ihr ſeid widerſinnige rohe Leute, mit denen ich nichts gemein habe.

Euripides. Erſt höre mich noch ein Paar Worte.

Wieland. Mach's kurz.

Euripides. Keine fünf Briefe, aber Stoff dazu. Das, worauf Ihr Euch ſo viel zu gute thut, ein Theaterſtück ſo zu lenken und zu ründen, daß es ſich ſehen laſſen darf, iſt ein Talent, ja, aber ein ſehr geringes.

Wieland. Ihr kennt die Mühe nicht, die es koſtet!

Euripides. Du haſt ja genug davon vorgeprahlt. Das alles, wenn man's beim Licht beſiehet, iſt nichts als eine Fähigkeit, nach Sitten und Theaterkonventionen, und nach und nach aufgeflickten Statuten, Natur und Wahrheit zu verſchneiden und einzugleichen.

Wieland. Ihr werdet mich das nicht überreden.

Euripides. So genieße Deines Ruhmes unter den Deinigen, und laß uns in Ruhe.

Admet. Begieb Dich zur Gelaſſenheit Euripides. Die Stellen, an denen er Deiner ſpottet, ſind ſo viel Flecken, mit denen er ſein eigen Gewand beſchmutzt. Wäre er klug, und er könnte ſie und die Noten zum Shakſpeare mit Blut abkaufen, er würde es thun. So ſtellt er ſich dar, und bekennt: da habe ich nichts gefühlt.

Euripides. Nichts gefühlt bei meinem Prolog, der ein Meiſterſtück iſt? Ich darf wohl von Arbeit ſo reden, thuſt Du es ja. Du fühlſt nichts, da Du in den Gaſthof Admetens trittſt?

Alceſte. Er hat keinen Sinn für Gaſtfreiheit hörſt Du ja.

Euripides. Und auf der Schwelle begegnet Dir Apollo, die freundliche Gottheit des Hauſes, die ganz voll Liebe zum Admet ihn erſt dem Tod entreißt, und nun, o Jammer! ſein beſtes Weib für ihn dahingegeben ſieht. Er kann nichts weiter retten, und entfernt ſich wehmüthig, daß nicht die Gemeinſchaft mit Todten ſeine Reinigkeit beflecke. Da tritt herein, ſchwarzgehüllt, das Schwerdt ihrer heimtückiſchen Macht in der Fauſt, die Königin der Todten, die Geleiterin zum Orcus, das unerbittliche Schickſal, und ſchilt auf die gnädig verweilende Gottheit, droht ſchon der Alceſte, und Apoll verlaßt das Haus und uns. Und wir mit dem verlaſſenen Chor ſeufzen: ach, daß Aeskulap noch lebte, der Sohn Apollo, der die Kräuter kannte und jeden Balſam, ſie würde gerettet werden. Denn er erweckte die Todten, aber er iſt erſchlagen von Jupiters Bliz, der nicht duldete, daß er erweckte, vom ewigen Schlaf die in Staub geſtreckt hatte nieder ſein unerbittlicher Rathſchluß.

Alceſte. Biſt Du nicht ganz entrückt geweſen in die Phantaſie der Menſchen, die aus ihrer Väter Munde vernommen hatten, von einem ſo wunderthätigen Manne, dem Macht gegeben war über den allmächtigen Tod. Iſt Dir nicht da Wunſch, Hoffnung, Glauben aufgegangen, käme einer aus dieſem Geſchlechte! Käme der Halbgott ſeinen Brüdern zu Hülfe!

Euripides. Und da er nun kommt, nun Hercules auftritt und ruft, ſie iſt todt! todt! haſt ſie weggeführt, ſchwarze gräßliche Geleiterin zum Orcus, haſt mit Deinem verzehrenden Schwerdt abgeweidet ihre Haare? Ich bin Jupiters Sohn und traue mir Kraft zu über Dich. An dem Grabe will ich Dir auflauſchen, wo Du das Blut trinkſt der abgeſchlachteten Todesopfer, faſſen will ich Dich, Todesgöttin, umknüpfen mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unſterblicher löſet, und Du ſollſt mir herausgeben das Weib, Admetens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiters Sohn.

Hercules (tritt auf) Was redet Ihr von Jupiters Sohn? Ich bin Jupiters Sohn.

Admet. Haben wir Dich in Deinem Rauſchſchläfchen geſtört?

Hercules. Was ſoll der Lärm?

Alceſte. Ei, da iſt der Wieland.

Hercules. Ei, wo?

Admet. Da ſteht er.

Hercules. Der? Nun der iſt klein genug. Hab' ich mir ihn doch ſo vorgeſtellt. Seid Ihr der Mann, der den Hercules immer im Munde führt?

Wieland (zurücktretend.) Ich habe nichts mit Euch zu ſchaffen, Koloß!

Hercules. Nun, wie dann? Bleibt nur!

Wieland. Ich vermuthete einen ſtattlichen Mann mittlerer Größe.

Hercules. Mittlerer Größe? Ich?

Wieland. Wenn Ihr Hercules ſeid, ſo ſeid Ihr's nicht gemeint.

Hercules. Es iſt mein Name, und auf den bin ich ſtolz. Ich weiß wohl, wenn eine Fraze keinen Schildhalter unter den Bären, Greiffen und Schweinen finden kann, ſo nimmt er einen Hercules dazu. Denn meine Gottheit iſt Dir niemals im Traum erſchienen.

Wieland. Ich geſtehe, das iſt der erſte Traum, den ich ſo habe.

Hercules. So geh' in Dich, und bitte den Göttern ab Deine Noten übern Homer, wo wir Dir zu groß ſind. Das glaub' ich, zu groß.

Wieland. Wahrhaftig, Ihr ſeid Ungeheuer. Ich habe Euch mir niemals ſo imaginirt.

Hercules. Was kann ich davor, daß er ſo eine engbrüſtige Imagination hat! Wer iſt denn ſein Hercules, auf den er ſich ſo viel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend? Was heißt die Deviſe?

Haſt Du die Tugend geſehen? **Wieland!** Ich bin doch auch in der Welt herumgekommen, und iſt mir nichts ſo begegnet.

Wieland. Die Tugend, für die mein **Hercules** alles thut, alles wagt, Ihr kennt ſie nicht?

Hercules. Tugend! Ich habe das Wort erſt hierunten von ein Paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenſchaft davon zu geben wußten.

Wieland. Ich bin es eben ſo wenig im Stande. Doch laßt uns darüber kein Wort verderben. Ich wollte Ihr hättet meine Gedichte geleſen, und Ihr würdet finden, daß ich ſelbſt die Tugend wenig achte. Sie iſt ein zweideutig Ding.

Hercules. Ein Unding iſt ſie, wie alle Phantaſie, die mit dem Gange der Welt nicht beſtehen kann. Eure Tugend kommt mir vor, wie ein Centaur; ſo lange der vor Eurer Imagination herumtrabt, wie herrlich, wie kräftig! Und wenn der Bildhauer Euch ihn hinſtellt, welche übermenſchliche Form! — Anatomirt ihn, und Ihr findet vier Lungen, zwei Herzen, zwei Magen. Er ſtirbt in dem Augenblicke der Geburt, wie ein anderes Mißgeſchöpf, oder iſt nie außer Eurem Kopfe gezeugt worden.

Wieland. Tugend muß doch was ſein, ſie muß wo ſein.

Hercules. Bei meines Vaters ewigen Barte! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dünkt, bei uns wohnte ſie in Halbgöttern und Helden. Meinſt Du, wir lebten wie das Vieh, weil Eure Bürger ſich vor den Fauſtrechts-Zeiten kreuzigen? Wir hatten die bravſten Kerls unter uns.

Wieland. Was nennt Ihr brave Kerls?

Hercules. Einen der mittheilt was er hat. Und der Reichſte iſt der Bravſte. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, ſo prügelte er den andern aus. Und verſteht ſich, ein ächter Mann giebt ſich nie mit geringeren ab, nur mit ſeines gleichen, auch größeren wohl. Hatte einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern ſo viel Kinder als ſie begehrten, wie ich denn ſelbſt in einer Nacht funfzig Buben, ausgearbeitet habe. Fehlte es einem denn an beiden und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu Erbe und Haabe vor Tauſenden gegeben; eröffnete er ſeine Thüren und hieß tauſend willkommen, mit ihm zu genießen. Und da ſteht Admet, der wohl der bravſte in dieſem Stücke genannt werden kann.

Wieland. Das meiſte davon wird zu unſern Zeiten für Laſter gerechnet.

Hercules. Laſter? Das iſt wieder ein ſchönes Wort. Dadurch wird eben Alles ſo halb bei Euch, daß Ihr Euch Tugend und Laſter als zwei Extreme vorſtellt, zwiſchen denen Ihr ſchwankt, anſtatt Euren Mittelzuſtand als den poſitiven anzuſehen, und den beſten, wie es Eure Bauern und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland. Wenn Ihr dieſe Geſinnungen in meinem Jahrhunderte merken ließet, man würde Euch ſteinigen. Haben ſie mich doch ſchon wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion ſo entſetzlich verketzert!

Hercules. Was iſt da viel anzugreifen? Die Pferde, Menſchenfreſſer und Drachen, mit denen habe ich es aufgenommen, mit Wolken niemals, ſie wollten eine Geſtalt haben, wie ſie mochten. Die überläßt ein geſcheidter Mann dem Winde der ſie zuſammengeführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland. Ihr ſeid ein Unmenſch, ein Gottesläſterer.

Hercules. Will Dir das nicht in den Kopf? Aber des Prodikus Hercules, das iſt Dein Mann. Euer Hercules Grandiſon, eines Schulmeiſters Hercules. Ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, ſieheſt Du, eine unter dem Arm, eine unter den; und alle beide hätten mit fort gemußt. Darinnen iſt Dein Amadis kein Narr, ich laſſe Dir Gerechtigkeit widerfahren.

Wieland. Kennet Ihr meine Geſinnungen, Ihr würdet noch anders denken.

Hercules. Ich weiß genug. Hätteſt Du nicht ſo lange unter der Knechtſchaft Deiner Sittenlehre geſeufzet, es hätte noch was aus Dir werden können. Denn jezt hangen Dir immer noch die ſcheelen Idealen an. Kannſt nicht verdauen, daß ein Halbgott ſich betrinkt und ein Flegel iſt, ſeiner Gottheit unbeſchadet? Und wunder meinſt, wie Du einen Kerl proſtituirt hatteſt, wenn Du ihn untern Tiſch oder zum Mädel auf die Streu bringſt. Weil Eure Hochwürden das nicht Wort haben wollen.

Wieland. Ich empfehle mich.

Hercules. Du möchteſt aufwachen. Noch ein Wort. Was ſoll ich von eines Menſchen Verſtand denken, der in ſeinem vierzigſten Jahre ein groß Werks und Weſens daraus machen kann, und fünf ſechs Bücher vollſchreiben, davon, daß ein Mädel mit kaltem Blute kann bei drei vier Kerls liegen, und ſie eben in der Reihe herum lieb haben. Und daß die Kerls ſich darüber beleidigt finden, und doch wieder anbeißen. Ich ſehe gar nicht —

Pluto (inwendig.) Ho! Ho! Was für ein verfluchter Lärm da draußen? Hercules, Dich hört man überall vor. Kann man nicht einmal ruhig liegen bei ſeinem Weibe, wenn ſie nichts dagegen hat. —

Hercules. So gehabt Euch wohl, Herr Hofrath.

Wieland (erwachend.) Sie reden was ſie wollen: mögen ſie doch reden, was kümmerts mich?

2.

Brief des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ***.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

(Zu der 12ten Abtheilung im 3ten Bande, über Religion, gehörig.)

Lieber Herr Amtsbruder! Da die Veränderung in meiner Nachbarſchaft vorging, daß der alte Paſtor ſtarb, an deſſen Stelle Ihr kommt, freuete ich mich von Herzen. Denn ob ich gleich kein unleidſamer Mann bin, und meinem Nächſten nichts mehr gönne, als ſein bischen Leben, das bei Manchen, wie beim Vieh, das Einzige iſt, was ſie haben; ſo muß ich doch aufrichtig geſtehen, daß Eueres Vorfahren Todtengeläute mir eben ſo eine freudige Wallung ins Blut brachte, als das Geläute Sonntagsfrühe, wenn es mich zur Kirche ruft, da mein Herz von Liebe und Neigung gegen meine Zuhörer überfließt. Euer Vorfahr konnte Niemanden leiden, und Gott wird mir vergeben, daß ich ihn auch nicht leiden konnte; ich hoffe, Ihr ſollt mir ſo viel Freude machen, als er mir Verdruß gemacht hat; denn ich höre ſo viel Gutes von Euch, als man von einem Geiſtlichen ſagen kann, d. h.: Ihr treibt Euer Amt ſtill, und mit nicht mehr Eiſer als nöthig iſt, und ſeid ein Feind von Kontroverſen. Ich weiß nicht, obs Euerm Verſtand oder Euerm Herzen mehr Ehre macht, daß Ihr ſo innig und freidfertig ſeid, ohne deswegen ſchwach zu ſein; denn freilich iſts auch kein Vortheil für die Heerde, wenn der Schäfer ein Schaaf iſt. Ihr glaubt nicht, lieber Herr Amtsbruder, was mir Euer Vorfahr für Noth gemacht hat. Unſere Sprengel liegen ſo nahe beiſammen, und da ſteckten ſeine Leute meine Leute an, daß die zuletzt haben wollten, ich ſollte mehr Menſchen verdammen, als ich nicht thäte; es wäre keine Freude, meinten ſie, ein Chriſt zu ſein, wenn nicht alle Heiden ewig gebraten würden. Ich verſichere lieber Bruder, ich wurde manchmal ganz muthlos, denn es giebt gewiſſe Materien, von denen anzufangen ich ſo entfernt bin, daß ich vielmehr jedesmal am Ende der Woche meinem Gott von ganzem Herzen danke, wenn mich niemand darum gefragt hat, und wenns geſchehen iſt, ihn bitte, daß er es ins künftige abwenden möge; und ſo wirds jedem rechtſchaffenen Geiſtlichen ſein, der gutdenkende Gemüther nicht mit Worten bezahlen will, und doch weiß, wie gefährlich es iſt, ſie halbbefriedigt wegzuſchicken, oder ſie gar abzuweiſen. Ich muß Euch geſtehen, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine von denen iſt, über die ich, wie über glühendes Eiſen eile. Ich bin alt geworden, und habe die Wege des Herrn betrachtet, ſo viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr eben ſo alt ſein werdet, als ich, ſollt Ihr auch bekennen, daß

Gott und Liebe (meine Liebe zu Dir auch,) Synonimen ſind, wenigſtens wünſche ichs Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe. Das ich bei allen Eiferern von ihrer Sekte ein mächtiger Behuf der Redekunſt, daß ſie mit Worten um ſich werfen, die ſie nicht verſtehen. So wenig die ewige einzige Quelle der Wahrheit indifferent ſein kann, ſo tolerant ſie auch iſt, ſo wenig kann ein Herz, daß ſich ſeiner Seligkeit verſichern will, von der Gleichgültigkeit Profeſſion machen. Die Nachfolger des Pyrrho waren Elende. Wer möchte zeitlebens auf dem Meere von Stürmen getrieben werden? Unſere Seele iſt einfach und zur Ruhe geboren; ſo lange ſie zwiſchen Gegenſtänden getheilt iſt,' ſo fühlt ſie was, das jeder am beſten weiß wer zweifelt.

Alſo lieber Bruder, danke ich Gott für nichts mehr, als die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf ſterb ich, (daß ich nur mit ihr glücklich ſein kann,) daß ich kein Glück beſitze, und keine Seligkeit zu hoffen habe als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die ſich in das Elend der Welt miſchte, und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und ſo liebe ich Jeſum Chriſtum, und ſo glaube ich an ihn, und ſo danke ich Gott, daß ich an ihn glaube, denn wahrhaftig meine Schuld iſt es nicht, daß ich glaube. Es war eine Zeit, da ich Saulus war, gottlob, daß ich Paulus geworden bin; gewiß ich war ſehr erwiſcht, da ich nicht mehr läugnen konnte. Man fühlt einen Augenblick, und der Augenblick iſt entſcheidend für das ganze Leben, und der Geiſt Gottes hat ſich vorbehalten, ihn zu beſtimmen.

So wenig bin ich indifferent, darf ich deswegen nicht tolerant ſein? Um wie viele Millionen Meilen verrechnet ſich der Aſtronom? Wer der Liebe Gottes Gränzen beſtimmen wollte, würde ſich noch mehr verrechnen. Weiß ich wie mancherlei ſeine Wege ſind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Wege gewiß in den Himmel komme, ich hoffe, daß er Andern auch auf dem ihrigen hinein helfen wird. Unſere Kirche behauptet, daß Glauben, und nicht die Werke ſelig machen, und Chriſtus und ſeine Apoſtel lehren das ohngefähr auch. Das zeigt nun von der großen Liebe Gottes, denn für die Erbſünde können wir nichts, und für die wirkliche auch nichts, das iſt ſo natürlich, als daß einer gehet der Füße hat; und darum verlange Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, ſondern den einfältigſten Glauben, und durch den Glauben allein wird uns das Verdienſt Chriſti mitgetheilt, ſo daß wir die Herrſchaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben; und nach unſerem Tode, Gott weiß wie, auch das eingeborne Verderben im Grabe bleibt. Wenn nun der Glaube das Einzige iſt, wodurch wir Chriſti Verdienſt uns zueignen, ſo ſagt mir, wie iſt es denn mit den Kindern? Die ſprecht Ihr ſelig? Nicht wahr? Warum denn? Weil ſie nicht geſündigt haben! Das iſt ein ſchöner Satz, man wird ja nicht verdammet, weil man ſündigt. Und das eingeborene Verderben haben ſie ja doch auch an ſich, und werden alſo nicht aus Verdienſt ſelig; nun ſo ſagt mir die Art, wie die Gerechtigkeit der menſchgewordenen Liebe ſich den Kindern mittheilt. Seht, ich finde in dem Beiſpiele einen Beweis, daß wir nicht wiſſen, was Gott thut, und daß wir nicht Urſache haben, an Jemands Seligkeit zu verzweifeln. Ihr wißt, lieber Herr Amtsbruder, daß viele Leute, die ſo barmherzig waren, wie ich, auf die Wiederbringung gefallen ſind, und ich verſichere Euch, es iſt die Lehre, womit ich mich insgeheim tröſte; aber das weiß ich wohl, es iſt keine Sache, davon zu predigen. Uebers Grab geht unſer Amt nicht, und wenn ich ja einmal ſagen muß, daß es eine Hölle giebt, ſo rede ich davon, wie die Schrift davon redet, und ſage immerhin Ewig! Wenn man von Dingen ſpricht, die Niemand begreift, ſo iſts einerlei was für Worte man braucht. Uebrigens habe ich gefunden, daß ein rechtſchaffener Geiſtlicher in dieſer Zeitlichkeit ſo viel zu thun hat, daß er gern Gott überläßt, was in der Ewigkeit zu thun ſein mögte.

So, mein lieber Herr Konfrater, ſind meine Geſinnungen über dieſen Punkt. Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor ſo vielen hundert Jahren, unter dem Namen Jeſus Chriſtus, auf einem kleinen Städchen Welt, eine kleine Zeit als Menſch herum zog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit, und das ſage ich meiner Gemeinde, ſo oft Gelegenheit dazu iſt; ich ſubtiliſire die Materie nicht; denn da Gott Menſch geworden iſt, damit wir arme ſinnliche Kreaturen ihn möchten faſſen und begreifen können, ſo muß man ſich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.

Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viel von denen Leuten um Euch gehabt, die ſich Philoſophen nennen, und eine ſehr lächerliche Perſon in der Welt ſpielen. Es iſt nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mitlerweile ſie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts ſo ſehr am Herzen als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung iſt, beweiſet, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut, lieber Herr Bruder, zu hören, daß Ihr Euch niemals mit ihnen gezankt habt, noch Euch Mühe gegeben habt, ſie eines Beſſeren zu überweiſen. Man hält einen Aal am Schwanze feſter, als einen Becher mit Gründen. Es geſchah dem Portugieſiſchen Juden recht, der den Spötter von Ferney Vernunft hören machen wollte, ſeine Gründe mußten einer Sottiſe weichen, und anſtatt ſeinen Gegner überführt zu ſehen, fertigte ihn dieſer ſehr tolerant ab, und ſagte: „Bleibt denn Jude, weil ihr es einmal ſeid.“

Bleibt denn Philoſoph, weil ihr es einmal ſeid, und Gott habe Mitleiden mit euch! So pflege ich zu ſagen, wenn ich einmal mit ſo einem zu thun habe. Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel Einem beweiſen kann, der ſie nicht fühlt, wenigſtens halte ich es für unnöthig. Denn, wenn Ihr fertig ſeid, und es antwortet Euch einer, wie der Savoyiſche Vikar, es iſt meine Schuld nicht, daß ich keine Gnade am Herzen fühle, ſo ſeid Ihr geſchlagen, und könnt nichts anworten, wenn Ihr Euch nicht in Weitläufigkeiten vom freien Willen, und von der Gnadenwahl einlaſſen wollt, wovon Ihr doch, alles zuſammengenommen, zu wenig wißt, um davon diſputiren zu können.

Wer die Süßigkeiten des Evangelii ſchmecken kann, der mag ſo was Herrliches Niemanden aufdringen. Und giebt uns unſer Herr nicht das excellenteſte Beiſpiel ſelbſt? Ging er nicht gleich von Gergeſa ohne böſe zu werden, ſo bald man ihn darum bat. Und vielleicht wars ihm ſelbſt nicht um die Leute zu thun, die ihre Schweine nicht darum geben wollten, um den Teufel los zu werden. Denn man mag ihnen vorſagen was man will, ſo bleiben ſie auf ihrem Kopfe. Was wir thun können, iſt die Heilsbegierigen zurecht zu weiſen, und den anderen läßt man, weil ſie's nicht beſſer haben wollen, ihre Teufel und ihre Schweine.

Da habt Ihr alſo die Urſache, warum und wie tolerant ich bin, ich überlaſſe, wie Ihr ſeht, alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe, und habe das Zutrauen zu ihr, daß ſie am beſten wiſſen wird, den unſterblichen und unbefleckliche Funken, unſere Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen, und mit einem neuen und unſterblich reinem Kleide zu umgeben. Und dieſe Seligkeit meiner friedfertigen Empfindung vertauſchte ich nicht mit dem höchſten Anſehn der Infallibilität. Welche Wonne iſt es zu denken, daß der Türke, der mich für einen Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, ſich einſt freuen werden, meine Brüder zu ſein.

So weit davon, mein lieber Bruder! Und gleichſam im Vorbeigehen; denn das Haupttalent der Intoleranz offenbart ſich doch am meiſten in den Uneinigkeiten der Chriſten ſelbſt, und das iſt was Trauriges. Nicht daß ich meine, man ſoll eine Vereinigung ſuchen, das iſt eine Sottiſe, wie die Republik Heinrichs des Vierten. Wir ſind alle Chriſten, und Augsburg und Dordrecht machen ſo wenig einen weſentlichen Unterſchied der Religion, als Frankreich und Deutſchland in dem Weſen des Menſchen. Ein Franzoſe iſt vom Kopf bis auf die Füße eben ein Menſch, wie ein Deutſcher, das andere ſind politiſche Konſiderationen, die vortrefflich ſind, und die Niemand unbeſtraft einreißen ſoll.

Wer die Geſchichte des Wortes Gottes unter den Menſchen mit liebevollem Herzen betrachtet, der wird die Wege der ewigen Weisheit anbeten. Aber wahrhaftig, weder Bellarmin noch Seckendorf wird Euch eine reine Geſchichte erzählen. Warum ſollte ich läugnen, daß der Anfang der Reformation eine Mönchszänkerei war, und daß es **Luthers** Intention im Anfange gar nicht war, das auszurichten, was er wirklich ausrichtete. Was ſollte mich antreiben, die Augsburgiſche Konfeſſion für was anders, als eine Formel auszugeben, die damals nöthig war, und noch nöthig iſt, etwas feſt zu ſetzen, das mich aber nur äußerlich verbindet, und mir übrigens meine Bibel läßt. Kommt aber ein Glaubensbekenntniß dem Worte Gottes näher als das andere, ſo ſind die Bekenner deſto beſſer daran, aber das bekümmert niemand anders.

Luther arbeitete, uns von der geiſtlichen Knechtſchaft zu befreien; möchten doch alle ſeine Nachfolger ſo viel Abſcheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand. Er arbeitete ſich durch verjährte Vorurtheile durch, und ſchied das Göttliche vom Menſchlichen, ſo viel ein Menſch ſcheiden kann, und was noch mehr war: er gab dem Herzen ſeine Freiheit wieder, und machte es der Liebe fähiger; aber man laſſe ſich nicht blenden, als hätte er das Reich erworben, davon er einen Andern herunter warf; man bilde ſich nicht ein, die alte Kirche ſei deswegen ein Gegenſtand des Abſcheues und der Verachtung; hat ſie doch wenige menſchliche Satzungen, die nicht auf etwas Göttlich-Wahres gegründet wäre. Laßt ſie, leidet ſie, ſegnet ſie. Warum läſtert Ihr ihre Meſſe? Sie thun zu viel, das weiß ich, aber laßt ſie thun was ſie wollen, verflucht ſei der, der einen Dienſt Abgötterei nennt, deſſen Gegenſtand Chriſtus iſt.

Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der Römiſchen Kirche, ob's aber Gottes Werk iſt, wird die Zeit ausweiſen. Vielleicht proteſtirt ſie bald mehr als gut iſt. Luther hatte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zu Verſtand. Dieſe Trennung war unvermeidlich, und daß ſie politiſch geworden iſt, lag in den Umſtänden. Ich bin ſo fern eine Vereinigung zu wünſchen, daß ich ſie vielmehr für äußerſt gefährlich halte. Jeder Theil, der ſich ein Haar vergäbe, hätte Unrecht. Doch, es iſt gut, daß politiſche Betrachtungen der Sache im Wege ſtehen, ſonſt würde man vielleicht den Gewiſſen ihre Freiheit rauben. Beides läuft auf eins hinaus, ob ein Sakrament ein Zeichen oder mehr iſt, und wie könnte ich boſe ſein, daß ein Anderer nicht empfinden kann, wie ich. Ich kenne die Seligkeit zu gut, es für mehr zu halten, als ein Zeichen, und doch habe ich unter meiner Gemeinde eine große Anzahl Menſchen, die die Gnade nicht haben, es auch zu fühlen; es ſind Leute, wo der Kopf das Herz überwiegt, mit dieſen lebe ich in ſo zärtlicher Eintracht, und bitte Gott, daß er Jedem Freude und Seligkeit gebe, nach ſeinem Maaß; denn der Geiſt Gottes weiß am beſten, was einer faſſen kann. Eben ſo iſt's mit der Gnadenwahl, davon verſtehen wir ja Alle nichts, und ſo iſt's mit tauſend Dingen. Denn, wenn man's bei Lichte beſieht, ſo hat jeder ſeine eigene Religion, und Gott muß mit unſerem armſeligen Dienſte zufrieden ſein, aus übergroßer Güte, denn das müßte mir ein rechter Mann ſein, der Gott diente, wie ſich's gehört. Ach, es iſt unwiderſprechlich, lieber Bruder, daß keine Lehre uns von Vorurtheilen reinigt, als die vorher unſern Stolz zu erniedrigen weiß; und welche Lehre iſt's, die auf Demuth baut, als die aus der Höhe. Wenn wir das immer bedächten, und recht im Herzen fühlten, was das ſei, Religion, und Jedem auch fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Sekten und Partheien träten, wie würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf ſo vielerlei Weiſe Frucht bringen zu ſehen. Dann würden wir ausrufen: Gott Lob, daß das Reich Gottes auch da zu finden iſt, wo ich's nicht ſuchte. Unſer lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr koſten ſollte, dieſes Reich auszubreiten, er wußte, daß es damit nicht ausgerichtet wäre, er wollte anklopfen an der Thüre, und ſie nicht einſchmeißen. Wenn wir das nur recht bedächten und Gott dankten, daß wir in dieſen ſchlimmen Zeiten noch ungeſtört lehren dürfen. Und einmal für allemal, eine Hierarchie iſt ganz und gar wider den Begriff einer ächten Kirche. Denn mein lieber Bruder, betrachtet nur ſelbſt die Zeiten der Apoſtel, gleich nach Chriſti Tod, und Ihr werdet bekennen müſſen, es war nie eine ſichtbare Kirche auf Erden. Es ſind wunderlich Leute die Theologen, da prätendiren ſie, was nicht möglich iſt. Die Chriſtliche Religion in ein Glaubensbekenntniß bringen, o Ihr guten

Leute! Petrus meinte ſchon, in Bruder Pauli Briefen wäre Viel ſchwer zu verſtehen, und Petrus war doch ein anderer Mann, als unſere Superintendenten; aber er hatte Recht, Paulus hat Dinge geſchrieben, die die ganze Chriſtliche Kirche in corpore bis auf den heutigen Tag nicht verſteht. Da ſieht es denn ſchon gewaltig ſcheu um unſere Lehre aus, wenn wir alles, was in der Bibel ſteht, in Ein Syſtem zerren wollen, und mit dem Wandel läßt ſich eben ſo wenig Gewiſſes beſtimmen. Peter that ſchon Sachen, die Paulen nicht gefielen, und ich möchte wiſſen, mit was für Titeln der große Apoſtel unſere Geiſtlichen beehren würde, die noch eine weit ungegründetere und verwerfliche Prädilektion für ihre Sekte haben, als Petrus und die Juden. Daß bei der Einſetzung des Abendmahls die Jünger das Brod und den Wein genoſſen, wie die Reformirte Kirche, iſt unläugbar, denn ihr Meiſter, den ſie viel kannten, der ſaß bei ihnen, ſie verſprachens gleichſam zu ſeinem Gedächtniß zu wiederholen, weil ſie ihn liebten, und mehr prätendirte er auch nicht. Wahrhaftig, Johannes, der an ſeinem Buſen lag, brauchte nicht erſt das Brod, um ſich von der Exiſtenz ſeines Herrn lebendig zu überzeugen, genug, es mag den Jüngern dabei der Kopf gedreht haben, wie ſelbigen ganzen Abend, denn ſie verſtanden nicht eine Sylbe von dem, was der Herr ſagte.

Kaum war der Herr von der Erde weg, als zärtliche, liebesgeſinnte Leute ſich nach einer innigen Vereinigung mit ihm ſehnten, und weil wir immer nur halb befriedigt ſind, wenn unſere Seele genoſſen hat, ſo verlangten ſie auch was für den Körper, und hatten nicht Unrecht, denn der Körper bleibt immer ein merkwürdiger Theil des Menſchen, und dazu gaben ihnen die Sakramente die erwünſchteſte Gelegenheit. Durch die ſinnliche Handlung der Taufe, oder des Händeauflegens gerührt, gab vielleicht ihr Körper der Seele eben denjenigen Ton, der nöthig iſt, um mit dem Weben des heiligen Geiſtes zu ſympathiſiren, das uns unaufhörlich umgiebt. Ich ſage vielleicht, und ich darf gewiß ſagen. Eben das fühlten ſie beim Abendmahl, und glaubten, durch die Worte Chriſti geleitet, es für das halten zu können, was ſie ſo ſehr wünſchten. Beſonders, da die Unarten ihres Körpers, ſich durch dieſe Heiligung am beſten heilen ließen, ſo blieb ihnen kein Zweifel übrig, daß ihr verherrlichter Bruder ihnen von dem Weſen ſeiner göttlichen Menſchheit durch dieſe ſinnliche Zeichen mittheile. Aber das waren unausſprechliche Empfindungen, die ſie wohl im Anfange zur gemeinſchaftlichen Erbauung einander kommunicirten, die aber leider nachher zum Geſetz gemacht wurden. Und da konnte es nicht fehlen, daß die, deren Herz keiner ſolchen Empfindung fähig war, und die mit einer bedächtigen geiſtlichen Vereinigung ſich genügten, daß ſie ſich trennten, und ſich zu behaupten getraueten, eine Empfindung, die nicht allgemein ſei, könne kein allgemein verbindendes Geſetz werden. Ich denke, daß das der ehrlichſte Status causae iſt, den man erwarten kann, und wenn man wohl thun will, ſo verfährt man mit ſeiner Gemeinde ſo billig von der Seite, als möglich. Einem Meinungen aufzudringen, iſt ſchon grauſam, aber von Einem verlangen, er müſſe empfinden, was er nicht empfinden kann, das iſt tyranniſcher Unſinn. Noch etwas, lieber Bruder. Unſere Kirche hat ſich nicht allein mit der Reformirten gezankt, weil die zu wenig empfindet, ſondern auch mit andern ehrlichen Leuten, weil ſie zu viel empfanden. Die Schwärmer und Inſpiranten haben ſich oft unglücklicher Weiſe ihrer Erleuchtung überhoben, man hat ihnen ihre eingebildete Offenbarung vorgeworfen; aber wehe uns, daß unſere Geiſtlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wiſſen, und wehe dem Chriſten, der aus Kommentaren die Schrift verſtehen lernen will. Wollt ihr die Wirkungen des heiligen Geiſtes ſchmälern? Beſtimmt mir die Zeit, wenn er aufgehöret hat, an die Herzen zu predigen, und euern ſchalen Diskurſen das Amt überlaſſen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen. Unverſtändlich nennt Ihr unnütz! Was ſah der Apoſtel im dritten Himmel? Nicht wahr, unausſprechliche Dinge? Und was waren denn das für Leute, die in der Gemeinde Sachen redeten, die einer Auslegung bedurften? O meine Herren, Eure Dogmatik hat noch viele Lücken!

Lieber Bruder, der heilige Geiſt giebt Allen Weisheit, die ihn darum bitten, und ich habe Schneider gekannt, die Mosheimen zu rathen aufgegeben hätten. Genug, die Wahrheit ſei uns lieb wo wir ſie finden. Laßt uns unſer Gewiſſen nicht beflecken, daß wir an jenem Tage rein ſein mögen, wenn an das Licht kommen wird, daß die Lehre von Chriſto nirgends gedrückter war, als in der Chriſtlichen Kirche. Und wem darum zu thun iſt, die Wahrheit dieſes Satzes noch bei ſeinem Leben zu erfahren, der wage, ein Nachfolger Chriſti öffentlich zu ſein, der wage ſich's merken zu laſſen, daß ihm um ſeine Seligkeit zu thun iſt! Er wird einen Unnamen am Halſe haben, ehe er ſich's verſicht, und eine Chriſtliche Gemeinde macht ein Kreuz vor ihm.

Laßt uns alſo darauf arbeiten, lieber Bruder, nicht daß unſere, ſondern daß Chriſti Lehre lauter gepredigt werde. Laßt uns unbekümmert über andere Reiche ſein, nur laßt uns für unſer Reich ſorgen, und beſonders hütet Euch vor den falſchen Propheten. Dieſe nichtswürdigen Schmeichler nennen ſich Chriſten, und unter ihrem Schaafspelze ſind ſie reißende Wölfe; ſie predigen eine glänzende Sittenlehre und einen tugendhaften Wandel, und ſchmälern das Verdienſt Chriſti, wo ſie können. Wahrhaftig alle Religionsſpötter ſind wenigſtens ehrliche Leute, die über das lachen, was ſie nicht fühlen, und einen öffentlichen Feind hat man wenig zu fürchten; aber dieſe heimlichen ſucht aus Eurer Gemeinde zu ſcheiden nicht daß Ihr ſie in Eurem Sprengel nicht leiden wollt, ſondern nur daß Ihr ſie als ehrliche Leute verlangt, die bekennen, was ſie ſind. Der liebe **Johannes** lehrt uns ganz kurz allen Religionsunterſchied; das ſei der Einzige, den wir kennen. Ich habe in meinem Amte Jeſum ſo laut geprediget, daß ſich die Widerchriſten geſchieden haben, und weiter braucht's keine Scheidung. Wer Jeſum einen Herrn heißt, der ſei uns willkommen, können die Andern auf ihre eigne Hand leben und ſterben, wohl bekomme es ihnen! Wenn der Geiſtliche ein Mann iſt, der nicht vom Hauptpunkte abweicht, ſo wird unter der Gemeinde auch kein Zwiſt entſtehen. Hier habt Ihr mein und meiner ganzen Gemeinde Glaubensbekenntniß. Wir ſind elend! Wie wir's ſind, und warum wir's ſind, das kann uns ſehr einerlei ſein, wir ſehnen uns nur nach einem Wege, auf dem uns geholfen werden könnte. Wir glauben, daß die ewige Liebe darum Menſch geworden iſt, um uns das zu verſchaffen, wonach wir uns ſehnen, und alles, was uns dient, uns mit ihr näher zu vereinigen, iſt uns liebenswürdig, was zu dieſem Zwecke nicht zielt, gleichgültig, und was davon entfernt, verhaßt. Ihr könnet Euch denken, Herr Konfrater, in was für einem Kredit die Kontroverſen bei uns ſtehen. Laßt uns Friede halten, lieber Herr Amtsbruder, ich weiß nicht, wie ein Paſtor ſich unterſtehen kann, mit Haß im Herzen auf einen Stuhl zu treten, wo nur Liebe erſchallen ſollte, und um keinem Zwiſt Gelegenheit zu geben, laßt uns alle Kleinigkeiten fliehen, wo man Grillen für Wahrheit, und Hypotheſen für Grundlehren verkauft. Es iſt immer lächerlich, wenn ein Paſtor ſeine Gemeinde belehrt, daß die Sonne nicht um die Erde geht, und doch kommt ſo etwas vor. Noch eins, Herr Bruder, laßt Eure Gemeinde ja die Bibel leſen, ſo viel ſie wollen, wenn ſie ſie gleich nicht verſtehen, das thut nichts; es kommt doch immer viel Gutes dabei heraus; und wenn Eure Leute Reſpekt für die Bibel haben, ſo habt Ihr viel gewonnen. Doch bitte ich Euch nichts vorzubringen, was Ihr nicht Jedem an ſeinem Herzen beweiſen könnt, und wenn's hundertmal geſchrieben ſtände. Ich habe ſonſt auch geſorgt, die Leute möchten Anſtoß an Dingen nehmen, die hier und da in der Bibel vorkommen, aber ich habe gefunden, daß der Geiſt Gottes ſie gerade über die Stellen wegführt, die ihnen nichts nützen dürften. Ich weiß z. E. kein zärtliches Herz, das an Salomons Diskurſen, die freilich herzlich trocken ſind, einigen Geſchmack hätte finden können. Ueberhaupt iſt es ein eignes Ding um die Erbauung. Es iſt oft nicht die Sache, die einen erbauet, ſondern die Lage des Herzens, worin ſie uns überraſcht, iſt das, was einer Kleinigkeit den Werth giebt. Darum kann ich die Liederverbeſſerungen nicht leiden, das möchte für Leute ſein, die dem Verſtande viel, und dem Herzen wenig geben; was iſt daran gelegen, was man ſingt, wenn ſich nur meine Seele hebt, und in den Flug kommt, in dem der Geiſt des Dichters war; aber wahrhaftig, das wird einem bei denen gedrechſelten Liedern ſehr einerlei bleiben, die mit aller kritiſch richtigen Kälte hinter dem Schreibepulte mühſam polirt worden ſind. — Adieu, lieber Herr Konfrater, Gott gebe Eurem Amte Segen! Prediget Liebe, ſo werdet Ihr Liebe haben. Segnet Alles, was Chriſti iſt, und ſeid übrigens in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch ſo ſchelten will. So oft ich an Euerm Geläute höre, daß Ihr auf die Kanzel geht, ſo oft will ich für Euch beten. Und wenn Euer allgemeiner Vortrag nach Aller Maaß eingerichtet iſt, und Ihr die Seelen, die ſich Euch beſonders vertrauen, insbeſondere belehret, ſo daß Ihr ſie doch alle auf den großen Mittelpunkt unſeres Glaubens, die ewige Liebe hinweiſet. Wenn Ihr dem Starken genug, und dem Schwachen, ſo viel gebet, als er braucht, wenn Ihr die Gewiſſensſkrupel vermindert, und Allen die Süßigkeit des Friedens wünſchenswerth macht; ſo werdet Ihr dereinſt mit der Ueberzeugung Euer Amt wohl geführt zu haben, vor den Richterſtuhl des Herrn treten können, der über Hirten und Schaafe, als Oberhirt allein zu richten das Recht hat. Ich bin mit aller Zärtlichkeit Euer Bruder

* * * Paſtor zu * * *.

3.

Zwei wichtige, bisher unerörterte, bibliſche Fragen, zum Erſtenmal gründlich beantwortet, von einem Landgeiſtlichen in Schwaben.

(Ebenfalls zur Abtheilung über die Religion gehörig.)

M. den 6 Febr. 1773.

Es iſt betrübt, die langen Winterabende ſo allein zu ſein. Mein Sohn, der Magiſter, iſt in der Stadt; ich kann's ihm nicht verdenken, er findet bei mir ſo wenig Unterhaltung für ſeine Gelehrſamkeit, als ich an ihm Liebeswärme für meine Empfindung; und die Kollegen um mich her, ſind und bleiben meine letzte Geſellſchaft. Wer nach einem kurzen Benedicite von Gewiſſensfragen und andern Paſtoralkleinigkeiten ſich nicht zur ausgelaſſenen Spiel- und Trinkkollation hinſetzen, und das Gratias gegen Mitternacht mit Zoten intoniren mag, der muß wegbleiben, wiſſen Sie lieber Herr Bruder. — Unſere letzte wichtige Unterredung, als ich das Vergnügen hatte, in ſo guter Geſellſchaft bei Ihnen zu ſein, hat mich auf allerlei Gedanken, und endlich gar zu dem Entſchluſſe gebracht, Ihnen Beiliegendes zu ſenden. Ich hatte damals noch viel zu ſagen, aber das Geſpräch wurde auf einmal zu gelehrt, und da ich niemals ein Freund von Büchern, am wenigſten von Exegetiſchen war, blieb ich meiſtenstheils zurück, wenn meine Geſellen einen Auftritt in das ſo verwachſene Dickicht wagen. Was kann einem Geiſtlichen zwar angelegener ſein, als die Auslegung der Sammlung Schriften, woran ſein zwiefaches Leben hängt; mit allen dem aber habe ich mich nie genug über Männer wundern können, die ſich hinſetzen, ein ganzes Buch, ja viele Bücher unſerer Bibel, an einem Faden weg zu exegeſiren, da ich Gott danke, wenn mir hier und da ein brauchbarer Spruch aufgeht, und das iſt wahrhaftig Alles, was man nöthig hat. Der Magiſter, mein Sohn, wie er vor anderthalb Jahren von Akademieen zurückkam, verſtand er gewiſſe Bücher des alten und neuen Teſtaments, über die er hatte Kollegia leſen hören, aus dem Fundamente, und zu den übrigen ſagte er, habe er einen Univerſalſchlüſſel, daß es ihm bei Gelegenheit, meinte er, nicht fehlen könnte. — Meine Wiſſensbegierde wurde rege, und ich bat ihn mich in die Schule zu nehmen. Das that er gerne, denn er ſticht gewaltig auf einen Profeſſor, konſultirte hier und da ſeine Hefte, und das Dociren ſtand ihm gar gravitätiſch an. Nur merkte ich bald, daß die ganze Kunſt auf eine kalte Reduction hinauslief, das that mir leid, und ich wollte ihn überzeugen: allein im Lebens- und Amtsgange lerne man Kernbücher verſtehen; gelehrte Prediger ſeien juſt nicht die beſten, weil ſie niemals fragen: was brauchen meine Zuhörer? ſondern: was könnte ich Ihnen aus der Fülle meiner Weisheit, doch ohnbeſchadet der geheimen Sparbüchſe (die nun freilich einer wie der andere bei Seite verwahrt), noch alles mittheilen? Ferner ſagte ich ihm: die einzige brauchbare Religion, muß einfach und warm ſein, von der einzigen Wahren, haben wir nicht zu urtheilen, wer will das ächte Verhältniß der Seele gegen Gott beſtimmen, als Gott ſelbſt?

Darüber wurde er mürriſch, und ich merkte ganz deutlich, daß er von meiner Urtheilskraft nicht das Beſte dachte. Mag er! bis er ſelbſt geſcheuter wird. Die Erkenntniß wächſt in jedem Menſchen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben ſoll, noch kann; und den hielt ich für den geſchickteſten Gärtner, der für jede Epoche jeder Pflanze, die erforderliche Wartung verſtände. Doch alles das wollte ich nicht ſagen. Beikommende Auslegungen fordern einen Vorbericht.

Zur Zeit, da ich ſtudirte, erklärte man die Bibel zu univerſal, die *ganze* Welt ſollte an *jedem* Spruche Theil haben. Dieſer Meinung war ich immer feind, weil ſie ſo viele Inkonvenienzen und Anſtöße in die Wege legte. Nun, wie mein Magiſter zurückkam, wunderte ich mich, ihn von denen ſchweren Vorurtheilen ſo frei zu ſehen, mein Herz ging mir recht auf, wie ich gerad mit ihm reden konnte, wie er meine Ahndungen durch gelehrte Beweiſe beſtätigte. Doch die Freude dauerte nicht lange, ich ſah ihn mit der entgegengeſetzten Thorheit behaftet, alle dunkle, alle ſeinem Syſteme widrige Stellen zu Lokalkleinigkeiten zu drechſeln. Darüber kamen wir abermals auseinander. Ich glaube die Mittelſtraße getroffen zu haben. Hier iſt der Deutpfahl dahin. Das Jüdiſche Volk ſehe ich für einen wilden unfruchtbaren Stamm an, der in einem Kreis von wilden unfruchtbaren Bäumen ſtand, auf den pflanzte der ewige Gärtner das edle Reis Jeſum Chriſtum, daß es darauf bekleibend, des Stammes Natur veredelte, und von dannen Pfropfreiſer zur Befruchtung aller übrigen Bäume geholt würden. Die Geſchichte und Lehre dieſes Volks, von ſeinem erſten Keime bis zur Pfropfung, iſt allerdings partikulär, und das wenige Univerſelle, das etwa in Rückſicht der zukünftigen großen Handlung mit ihm möchte vorgegangen ſein, iſt ſchwer und vielleicht unnöthig aufzuſuchen. Von der Pfropfung an, wendet ſich die ganze Sache. Lehre und Geſchichte werden univerſell. Und obgleich jeder von daher veredelte Baum ſeine Spezialgeſchichte, und nach Beſchaffenheit der Umſtände ſeine Speziallehre hat, ſo iſt doch meine Meinung: hier ſei ſo wenig Partikulares als dort Univerſelles zu vermuthen und zu deuten.

Beikommende zwei Erklärungen, die mir ſchon vor langer Zeit vom guten Geiſte zugewinkt werden, und die ich je länger ich ſie umſchaue, je wahrer finde, werden Ihnen Tieſen der Erkenntniß und Empfindung eröffnen.

Erſte Frage.

Was ſtand auf den Tafeln des Bundes?

Antwort. Nicht die zehn Gebote, das erſte Stück unſeres Katechismus!

Laßt es Euch Moſen ſelbſt ſagen. Hier liefere ich einen Auszug ſeines zweiten Buchs.

Die Geſetzgebung beginnt Majeſtätiſch-Fürchterlich, und der Herr ſpricht von Sinai den Eingang von meiſt allgemeinen Wahrheiten, die er bei ihnen, wie bei andern Völkern gleichſam vorausſetzt, (2 B. Moſ. 20, 1 — 17.), das Volk erſchrickt, und überträgt Moſe den weiteren Willen des Herrn zu vernehmen, dem denn Gott fortfährt (vom 22. V. des 20. Kap. bis zu Ende des 23.) ſeine Geſetze vorzulegen. Moſes kehrt zum Volke zurück (24, 3 ꝛc.), ohne daß der Tafeln Erwähnung geſchehen, ſchreibt alle die Worte des Herrn in ein Buch, das das Buch des Bundes genannt wird, und lieſt es ihnen vor. Dann erſt ſpricht der Herr zu Moſe (24, 12.), kommt herauf zu mir auf den Berg, daß ich dir gebe ſteinerne Tafeln und (mit) Geſetz und Gebot, die ich geſchrieben habe. Er begiebt ſich hinauf, und ihm wird die Einrichtung der Stiftshütte vorgelegt (25—31); ganz zuletzt (31, 18.) aber erſt gemeldet: und da der

Herr ausgeredet hatte — gab er ihm die Tafeln. Was darauf geſtanden, erfährt Niemand. Das Unweſen mit dem Kalb entſteht, und Moſes zerſchlägt ſie, ehe wir ihren Inhalt nur muthmaßen können (32, 19.). Nach Reinigung des reuigen Volks, ſpricht der verſöhnte Herr zum Propheten (34, 1.): haue dir zwo ſteinerne Tafeln, wie die erſten waren, daß ich die Worte darauf ſchreibe, die in den erſten waren. Moſes gehorchend tritt vor den Herrn, preiſt deſſen Barmherzigkeit und ruft ſie an. Der Herr ſpricht (34, 10 ꝛc.): Siehe ich will einen Bund machen vor alle deinem Volk. Halte, was ich dir heute gebiete!

1) Du ſollſt keinen andern Gott anbeten. Darum hüte dich, daß du nicht einen Bund mit den Einwohnern des Landes machſt; noch deinen Söhnen ihre Töchter zu Weibern nehmeſt, ſie würden dich zu falſchen Göttern kehren. Eben ſo wenig ſollſt du mit irgend einem Bilde etwas zu thun haben.

2) Das Feſt der ungeſäuerten Brodte ſollſt du halten. Sieben Tage ſollſt du ungeſäuert Brod eſſen, um die Zeit des Monats Abib, zur Erinnerung, daß ich dich um dieſe Zeit aus Aegypten geführet habe.

3) Alles was ſeine Mutter am erſten bricht, iſt mein, was männlich ſein wird in deinem Vieh, es ſei Ochſe oder Schaaf. Aber ſtatt dem Erſtlinge des Eſels ſollſt du ein Schaaf erle-

gen ꝛc. Die Erſtgeburt deiner Söhne ſollſt du löſen, und daß niemand vor mir leer erſcheine.

4) Sechs Tage ſollſt du arbeiten, am ſiebenten Tage ſollſt du feiern, beides mit Pflügen und Erndten.

5) Das Feſt der Woche ſollſt du halten mit den Erſtlingen der Waizenerndte, und das Feſt der Einſammlung, wenn das Jahr um iſt.

6) Dreimal im Jahre ſollen alle Mannsnamen erſcheinen vor dem Herrn. Und es ſoll niemand deines Landes begehren, ſo lang du dieſem Gebote gehorcheſt.

7) Du ſollſt das Blut meines Opfers nicht opfern auf dem geſäuerten Brod.

8) Das Opfer des Oſterfeſtes ſoll nicht über Nacht bleiben.

9) Das Erſtling der Früchte deines Ackers ſollſt du in das Haus des Herrn bringen.

10) Du ſollſt das Böcklein nicht kochen, wenn's noch an ſeiner Milch iſt. Und der Herr ſprach zu Moſe: ſchreibe dieſe Worte, denn nach dieſen Worten hab' ich mit dir und mit Iſrael einen Bund gemacht. Und er war allda bei dem Herren vierzig Tage und vierzig Nächte, und aß kein Brod und trank kein Waſſer. Und er ſchrieb auf die Tafeln ſolchen Bund, die zehen Worte.

Mit den deutlichſten Worten ſteht es hier verzeichnet, und der Menſchenverſtand freuet ſich darüber. Die Tafeln waren ein Zeugniß des Bundes, mit dem ſich Gott ganz beſonders Iſrael verpflichtete. Wie gehörig leſen wir alſo die Geſetze darauf, die ſie von allen Völkern auszeichnen, die Vorſchriften, wonach ſie die Epochen ihrer Geſchichte theils feiern, theils die Grundgeſetze ihrer Verfaſſung als heilig ehren ſollten. Wie gerne wirft man den beſchwerlichen alten Irrthum weg: es habe der partikulareſte Bund auf Univerſalverbindlichkeiten, (denn das ſind doch die meiſten der ſogenannten zehn Gebote), gegründet werden können. Kurz! das Proömium der Geſetzgebung enthält, wie ich ſchon oben, obgleich unbeſtimmter geſagt, Lehren, die Gott bei ſeinem Volke als Menſchen, und als Iſraeliten vorausſetzte. Als Menſchen, dahin gehören die allgemeinen moraliſchen; als Iſraeliten, die Erkenntniß eines einzigen Gottes, und die Sabbatfeier. Wenn es aber ſo evident iſt, warum hat die Kirche ſo viel Jahrhunderte in der entgegengeſetzten Meinung geſtanden? Das wird Niemanden wundern, der ihre Geſchichte nur einigermaßen kennt. Der Verfaſſer des fünften Buchs Moſis verfiel zuerſt in den Irrthum. Es iſt wahrſcheinlich, und ich glaube es irgendwo einmal geleſen zu haben, daß dieſes Buch in der Babyloniſchen Gefangenſchaft aus der Tradition zuſammengeſtoppelt worden ſei. Die Unordnung deſſelben macht es faſt gewiß. Und unter ſolchem Umſtänden iſt ein Mißgriff, wie gegenwärtiger ſehr natürlich. Die Tafeln waren ſammt der Lade verloren, die ächten Abſchriften der heiligen Bücher in wenig Händen, die zehn Geſetze ſchlieſen und wurden vergeſſen, die Lebensregeln hatte jeder im Herzen, wenigſtens im Gedächtniß. Und wer weiß, was noch alles zu dieſer ungeſchickten Kombination Gelegenheit gegeben. Es ließ ſich noch viel ſagen, das will ich aber Gelehrteren hinterlaſſen, und nur das noch anfügen. Nicht weiß ich, ob jemand dieſe Wahrheit vor mir gefunden oder gelehrt; ſo viel aber kann ich ſagen, daß die Kirche den Irrthum über dieſer Stelle heilig bewahrt, und viele fatale Konſequenzen daraus gezogen hat.

Andere Frage.

Was heißt mit Zungen reden? (γλωσσαις λαλειν.) Vom Geiſt erfüllt, in der Sprache des Geiſtes, des Geiſtes Geheimniſſe verkündigen.

Το γαρ ενθεαζειν, κατα γλωσσαν υπαρχειν, σιβυλλαινειν.

Diodorus quidam. (Ich weiß nicht, wer eigentlich der Diodorus war. Im erſten Theil von Fabricii Bibl. Gr. findet ihr die Stelle mit ein Paar gelehrten ſchlechten Erklärungen derſelben.) Wer Ohren hat zu hören der höre. Fragt Ihr: wer iſt der Geiſt? So ſage ich Euch, der Wind bläſet, Du fühleſt ſein Sauſen, aber von wannen er kommt, und wohin er gehet, weißeſt Du nicht. Was willſt Du uns von der Sprache des Geiſtes ſagen, wenn Du den Geiſt nicht kennſt, iſt die gegeben worden mit Zungen zu reden? Darauf antworte ich: Ihr habt Moſen und die Propheten! Ich will Euch nur hindeuten, wo von dieſer Sprache geſchrieben ſteht. Der verheißene Geiſt erfüllt die verſammelten Jünger mit der Kraft ſeiner Weisheit. (Ap. G. 2, 1.) Die göttliche Empfindung ſtrömt aus der Seele in die Zunge und flammend verkündigt ſie die großen Thaten Gottes in einer neuen Sprache (*ἑτέραις γλώσσαις*), und das war die Sprache des Geiſtes. (*καθὼς τὸ πνεῦμα ἐδίδου αὐτοῖς ἀποφθέγγεσθαι.*) Das war jene einfache allgemeine Sprache, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen. In der Einſchränkung unſerer Menſchlichkeit iſt nicht mehr als eine Ahndung davon zu harren. Hier tönt ſie in ihrer vollen Herrlichkeit! Parther, Meder und Elamiter entſetzen ſich, jeder glaubt ſeine Sprache zu hören, weil er die Wundermänner verſteht, er hört die großen Thaten Gottes verkündigen, und weiß nicht wie ihm geſchiehet. Es waren aber nicht allein die Ohren geöffnet zu hören, nur fühlbare Seelen (*εὐλαβεῖς ἄνδρες*) nahmen an dieſer Glückſeligkeit Theil; ſchlechte Menſchen, kalte Herzen, ſtanden ſpottend dabei und ſprachen: ſie ſind voll ſüßen Weins! Kam in der Fülle der Geiſt über eine Seele, ſo war das Aushauchen ihrer Fülle, das erſte notwendigſte Athmen eines ſo ge=

würdigten Herzens. (Ap. G. 16, 6.) Es floß vom Geiſte ſelbſt über, der ſo einfach wie das Licht, auch ſo allgemein iſt, und nur, wenn die Wogen verbrauſt hatten, floß aus dieſem Meere der ſanfte Lehrſtrom (das προφητευειν), zur Erweckung und Aenderung der Menſchen. Wie aber jede Quelle, wenn ſie von ihrem reinen Urſprung weg durch allerlei Gänge zieht, und vermiſcht mit irdiſchen Theilen, zwar ihre ſelbſtſtändige innerliche Reinigkeit erhält, doch dem Auge trüber ſcheint, und ſich wohl gar zuletzt in einen Sumpf verliert; ſo gings hier auch. Schon zu Paulus Zeiten ward dieſe Gabe in der Gemeinde gemißbraucht. Die Fülle der heiligſten tiefſten Empfindung drängte für einen Augenblick den Menſchen zum überirdiſchen Weſen, er redete die Sprache der Geiſter, und aus den Tiefen der Gottheit flammte ſeine Zunge Leben und Licht. Auf der Höhe der Empfindung erhält ſich kein Sterblicher. Und doch mußte denen Jüngern die Erinnerung jenes Augenblicks Wonne durch ein ganzes Leben nachvibriren. Wer fühlt nicht in ſeinem Buſen, daß er ſich unaufhörlich wieder dahin ſehnen würde? Auch thaten ſie das. Sie verſchlieſſen ſich in ſich ſelbſt, hemmten den reinen Fluß der Lebenslehre (το προφητευειν), um die Waſſer zu ihrer erſten zu dämmern, brüteten dann mit ihrem eignen Geiſte Höhe über der Finſterniß, und bewegten die Tiefe. Vergebens! Es konnte dieſe geſchraubte Kraft nichts, als dunkle Ahndungen hervordrängen, ſie lallten ſie aus, Niemand verſtand ſie, und ſo verdarben ſie die beſte Zeit der Verſammlung. Gegen Dieſes arbeitet **Paulus** mit allem Ernſt in dem vierzehnten Kapitel der erſten Epiſtel an die Korinthiſche Gemeinde. Abtreten könnte ich nun, jeden ſich ſelbſt dieſes Kapitel auslegen, jeden empfinden laſſen, daß es nimmer eine andere Erklärung annimmt. Auch will ich nur noch einige Blicke hinwerfen. **Mehr als Pantomime, doch unartikulirt**, muß die Sprache ſeyn. **Paulus** ſetzt die zur Empfindung des Geiſtes bewegte Seele (*πνευμα*), dem ruhigen Sinn (*νους*) entgegen, neben einander vielmehr, nacheinander! Wie ihr wollt! Es iſt Vater und Sohn, Keim und Pflanze. *πνευμα*! *πνευμα*! was wäre *νους* ohne dich! Genug! Wie gern, ohne paraphraſtiſche Foltern geben die Sprüche ihren Sinn!

„Der, wie ihr mit der Geiſtesſprache redet, redet „nicht den Menſchen, ſondern Gott; denn ihn vernimmt „**Niemand**; er redet im Geiſte Geheimniſſe. So „ich mit der tiefen Sprache bete, betet mein Geiſt, mein „Sinn bringt Niemanden Frucht. Dieſes Reden iſt nur „ein auffallendes, Aufmerkſamkeit erregendes Zeichen „(*σημειον*) für Ungläubige, keine Unterweiſung für ſie, „keine Unterhaltung in der Geſellſchaft der Gläubigen."

Suchet Ihr nach dieſem Bache; Ihr werdet ihn nicht finden, er iſt in Sümpfe verlaufen, die von allen wohlgekleideten Perſonen vermieden werden. Hier und da wäſſert er eine Wieſe ins Geheim, dafür danke einer

Gott in der Stille. Denn unſere theologiſchen Kameraliſten haben das Prinzipium, man müßte dergleichen Flecke alle eindeichen, Landſtraßen durchführen, und Spaziergänge darauf anlegen. Mögen ſie denn! Ihnen iſt Macht gegeben! Für uns Haushalter im Verborgenen bleibt doch der wahre Troſt: Dämmt Ihr! Drängt Ihr! Ihr drängt nur die Kraft des Waſſers zuſammen, daß es von Euch weg auf uns deſto lebendiger fließe.

Und wir, lieber Herr Bruder, laſſen Sie uns in der Fühlbarkeit gegen das ſchwache Menſchengeſchlecht, dem einzigen Glücke der Erde, und der einzigen wahren Theologie, gelaſſen fortwandeln, und den Sinn des Apoſtels fleißig beherzigen: Trachtet Ihr, daß Ihr Lebenskenntniß erlanget, Euch und Eure Brüder aufzubauen, das iſt Euer Weinberg, und jeder Abend reicht dem Tage ſeinen Lohn. Wirſt aber der ewige Geiſt einen Blick ſeiner Weisheit, einen Funken ſeiner Liebe, einem Erwählten zu, der trete auf, und lalle ſein Gefühl. Er trete auf! Und wir wollen ihn ehren! Geſegnet ſeieſt du, woher du auch kommſt! Der du die Heiden erleuchteſt! Der du die Völker erwärmſt!

Nachtrag

einzelner Aphorismen aus den neueſten Heften über Kunſt und Alterthum.

(4ter Bd. 2tes Heft und 5ter Bd. 2tes Heft.)

1.

Der Irrthum iſt viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt ſich wohl fertig werden; dieſe ruht in der Tiefe; danach zu forſchen, iſt nicht Jedermanns Sache.

2.

Wir alle leben vom Vergangnen und gehen am Vergangenen zu Grunde.

3.

Wie wir was Großes lernen ſollen, flüchten wir uns gleich in unſere angeborne Armſeligkeit und haben doch immer etwas gelernt.

4.

Den Deutſchen iſt nichts daran gelegen zuſammen zu bleiben, aber doch für ſich zu bleiben. Jeder, ſey er auch welcher er wolle, hat ſo ein eignes Fürſich, das er ſich nicht gern möchte nehmen laſſen.

5.

Die empiriſch-ſittliche Welt beſteht größtentheils nur aus böſem Willen und Neid.

6.

Der Aberglaube iſt die Poeſie des Lebens, deswegen ſchadet es dem Dichter nicht, abergläubiſch zu ſein.

7.

Das Leben, ſo gemein es ausſieht, ſo leicht es ſich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen ſcheint, hegt und pflegt doch immer gewiſſe höhere Forderungen im Stillen, und ſiehet ſich nach Mitteln um, ſie zu befriedigen.

8.

Mit dem Vertrauen iſt es eine wunderliche Sache. Hört man nur Einen, der kann ſich irren oder ſich betrügen; hört man Viele, die ſind in demſelbigen Falle und gewöhnlich findet man da die Wahrheit gar nicht heraus.

9.

Unreine Lebensverhältniſſe ſoll man Niemanden wünſchen; ſie ſind aber für den, der zufällig hineingeräth, Prüfſteine des Charakters und des Entſchiedenſten, was der Menſch vermag.

10.

Ein beſchränkter ehrlicher Menſch ſiehet oft die Schelmerei der feinſten Mächler (Faiseurs) durch und durch.

11.

Wer keine Liebe fühlt, muß ſchmeicheln lernen, ſonſt kommt er nicht aus.

12.

Gegen die Kritik kann man ſich weder ſchützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt ſie ſich nach und nach gefallen.

13.

Die Menge kann tüchtige Menſchen nicht entbehren, und die Tüchtigen ſind ihnen jederzeit zur Laſt.

14.

Wer meine Fehler überträgt, iſt mein Herr, und wenn es mein Diener wäre.

15.

Memoiren von oben herunter oder von unten hinauf, ſie müſſen ſich immer begegnen.

16.

Wenn man von den Leuten *Pflichten* fordert, und ihnen keine *Rechte* zugeſtehen will, muß man ſie gut bezahlen.

17.

Das ſogenannte *Romantiſche* einer Gegend, iſt ein ſtilles Gefühl des Erhabenen, unter der Form der Vergangenheit, oder was gleich lautet, der Einſamkeit, Abweſenheit, Abgeſchiedenheit.

18.

Der herrliche Kirchengeſang: Veni Creator Spiritus, iſt ganz eigentlich ein Appell an's Genie; deswegen er auch geiſt- und kraftreiche Menſchen gewaltig anſpricht.

19.

Das *Schöne* iſt eine Manifeſtation geheimer Natur-Geſetze, die uns ohne deſſen Erſcheinung ewig wären verborgen geblieben.

20.

Aufrichtig zu ſein, kann ich verſprechen, unpartheiiſch zu ſein, aber nicht.

21.

Der *Undank* iſt immer eine Art Schwäche. Ich habe nie geſehen, daß tüchtige Menſchen wären undankbar geweſen.

22.

Wir alle ſind ſo bornirt, daß wir immer glauben Recht zu haben; und ſo läßt ſich ein außerordentlicher Geiſt denken, der nicht allein irrt, ſondern ſo gar Luſt am Irrthum hat.

23.

Reine mittlere Wirkung zur Vollendung des Guten und Rechten iſt ſehr ſelten; gewöhnlich ſehen wir Pedanterie, welche zu retardiren, Frechheit, die zu übereilen ſtrebt.

24.

Worte und Bild ſind Korrelate, die ſich immerfort ſuchen, wie wir an Tropen und Gleichniſſen genugſam gewahr werden. So von jeher, was dem Ohr nach innen geſagt oder geſungen war, ſollte dem Auge gleichfalls entgegen kommen. Und ſo ſehen wir in kindlicher Zeit in Geſetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel, ſich Wort und Bild immerfort balanciren. Wenn man ausſprach, was ſich nicht bilden, bildete, was ſich nicht ausſprechen ließ, ſo war das ganz recht; aber man vergriff ſich gar oft, und ſprach ſtatt zu bilden, und daraus entſtanden die doppelt böſen ſymboliſch-myſtiſchen Ungeheuer.

25.

Wer ſich mit *Wiſſenſchaften* abgiebt, leidet erſt durch Retardationen, und dann durch Präoccupationen.

Die erſte Zeit wollen die Menſchen dem keinen Werth zugeſtehen, was wir ihnen überliefern; und dann gebehrden ſie ſich, als wenn ihnen alles ſchon bekannt wäre, was wir ihnen überliefern könnten.

26.

Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen iſt für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die erſten an ſchicklichen Orten ins Geſpräch einzuſtreuen, der letzten im treffenden Falle ſich zu erinnern weiß.

27.

Wo der Antheil ſich verliert, verliert ſich auch das Gedächtniß.

28.

Die Welt iſt eine Glocke, die einen Riß hat, ſie klappert, aber klingt nicht.

29.

Wenn die Menſchen recht ſchlecht werden, haben ſie keinen Antheil mehr, als die Schadenfreude.

30.

Geſcheute Leute ſind immer das beſte Konverſations-Lexikon.

31.

Es giebt Menſchen, die gar nicht irren, weil ſie ſich nichts Vernünftiges vorſetzen.

32.

Kenne ich mein Verhältniß zu mir ſelbſt und zur Außenwelt, ſo heiße ich es Wahrheit. Und ſo kann Jeder ſeine eigene Wahrheit haben, und es iſt doch immer dieſelbige.

33.

Das Beſondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig ſich dem Beſondern zu fügen.

34.

Die Zeit iſt ſelbſt ein Element.

35.

Der Menſch begreift niemals, wie anthropomorphiſch er iſt.

36.

Ein Unterſchied, der dem Verſtande nichts giebt, iſt kein Unterſchied.

37.

In der Phanerogamie iſt noch ſo viel cryptogamiſches, daß Jahrhunderte es nicht entziffern werden.

38.

Die Verwechſelung eines Konſonanten mit dem andern, möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vokale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entſtehen.

39.

Wenn man alle Geſetze ſtudiren ſollte, ſo hätte man gar keine Zeit ſie zu übertreten.

40.

Man kann nicht für Jedermann leben, beſonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

41.

Der Appell an die Nachwelt entſpringt aus dem reinen lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe, und wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität ſich der Majorität werde zu erfreuen haben.

42.

Geheimniſſe ſind noch keine Wunder.

43.

I Convertiti stanno freschi appresso di me.

44.

Leichtſinnige, leidenſchaftliche Begünſtigung problematiſcher Talente war ein Fehler meiner früheren Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.

45.

Ich möchte gern ehrlich mit Dir ſein, ohne daß wir uns entzweiten, das geht aber nicht. Du benimmſt dich falſch und ſetzeſt Dich zwiſchen zwei Stühle, Anhänger gewinnſt Du nicht und verlierſt Deine Freunde. Was ſoll daraus werden!

46.

Es iſt ganz einerlei, vornehm oder gering ſein, das Menſchliche muß man immer ausbaden.

47.

Die liberalen Schriftſteller ſpielen jetzt ein gutes Spiel, ſie haben das ganze Publikum zu Suppleanten.

48.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, ſo verwundere ich mich immer, wie die Menſchen ſich gern mit leeren Wortſchällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal ſein. Kräftig ſei ſie, tüchtig, in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, damit ſie den göttlichen Auftrag productiv zu in erfülle; noch weniger darf der Begriff liberal ſein, nn der hat einen ganz andern Auftrag. Wo man die iberalität aber ſuchen muß, das iſt in den Geſinungen, und dieſe ſind das lebendige Gemüth. Geſinnunen aber ſind ſelten liberal, weil die Geſinnung unmitlbar aus der Perſon, ihren nächſten Beziehungen und edürfniſſen hervorgeht. Weiter ſchreiben wir nicht; an ieſen Maaßſtab halte man, was man tagtäglich hört.

49.

Es ſind immer nur unſere Augen, unſere Vorſtelungs-Arten; die Natur weiß ganz allein, was ſie will, as ſie gewollt hat.

50.

Gieb mir, wo ich ſtehe!
Archimedes.
Nimm Dir, wo Du ſteheſt!
Noſe.
Behaupte, wo Du ſtehſt!
G.

51.

Allgemeines Kauſal-Verhältniß, das der Beobachter aufſucht, und ähnliche Erſcheinungen einer allgemeinen Urſache zuſchreibt; an die nächſte wird ſelten gedacht.

52.

Einem Klugen widerfährt keine geringe Thorheit.

53.

Bei jedem Kunſtwerk, groß oder klein, bis ins Kleinſte, kommt alles auf die Konception an.

54.

Es giebt eine Poeſie ohne Tropen, die ein einziger Tropus iſt.

55.

Ein alter gutmüthiger Examinator ſagt einem Schüler ins Ohr: „Etiam nihil didicisti,“ und läßt ihn für gut hingehen.

56.

Das Fürtreffliche iſt unergründlich, man mag damit anfangen was man will.

57.

Aemilium Paulum — virum in tantum laudandum, in quantum intelligi virtus potest.

58.

Ich habe mich ſo lange um's Allgemeine bemühet, bis ich einſehen lernte, was vorzügliche Menſchen im Beſondern leiſten.

59.

Madame **Roland**, auf dem Blutgerüſte, verlangte Schreibzeug, um die ganz beſondern Gedanken aufzuſchreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeſchwebt. Schade, daß man ihr's verſagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiſte Gedanken auf, bisher undenkbare; ſie ſind wie ſelige Dämonen, die ſich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlaſſen.

60.

Man ſagt ſich oft im Leben, daß man die Vielgeſchäftigkeit, Polypragmoſyne, vermeiden, beſonders, je älter man wird, ſich deſto weniger in ein neues Geſchäft einlaſſen ſolle. Aber man hat gut reden, gut ſich und Anderen rathen. Aelter werden, heißt ſelbſt ein neues Geſchäft antreten; alle Verhältniſſe verändern ſich und man muß entweder zu handeln ganz aufhören, oder mit Willen und Bewußtſein das neue Rollenfach übernehmen.

61.

Große **Talente** ſind ſelten, und ſelten iſt es, daß ſie ſich ſelbſt erkennen; nun aber hat kräftiges unbewußtes Handeln und Sinnen ſo höchſt erfreuliche als unerfreuliche Folgen, und in ſolchem Konflict ſchwindet ein bedeutendes Leben vorüber. Hievon ergeben ſich in Medwins Unterhaltungen, ſo merkwürdige als traurige Beiſpiele.

62.

Vom Abſoluten in theoretiſchem Sinne wage ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß, wer es in der Erſcheinung anerkannt, und immer im Auge behalten hat, ſehr großen Gewinn davon erfahren wird.

63.

In der Idee leben, heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieſelbe Bewandtniß: treffen beide zuſammen, ſo entſtehen Ereigniſſe, worüber die Welt vom Erſtaunen ſich Jahrtauſende nicht erholen kann.

64.

Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte ſie doch im Bewußtſein nicht erfaſſen; er läugnet alles Ideelle durchaus und ſpricht ihm jede Wirklichkeit ab, indeſſen er es doch eifrig zu verwirklichen trachtet. Einen ſolchen innern perpetuirlichen Widerſpruch kann aber ſein klarer, unbeſtechlicher Verſtand nicht ertragen, und es iſt höchſt wichtig, wenn er, gleichſam genöthigt, ſich darüber gar eigen und anmuthig ausdrückt.

65.

Er betrachtet die Idee als ein geiſtiges Weſen, das zwar keine Realität hat, aber wenn es verfliegt, ein Reſiduum (Caput mortuum) zurückläßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz abſprechen können. Wenn dieſes uns auch ſtarr und materiell genug ſcheinen mag, ſo ſpricht er ſich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltſamen Folgen ſeines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da geſteht er wohl gern: daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt ſich zu bekennen, daß er dem Weltgange eine friſche Anregung, eine neue Richtung gegeben habe.

66.

Der Menſch iſt als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt geſetzt und mit ſolchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle geſunde Menſchen haben die Ueberzeugung ihres Daſeins und eines Daſeienden um ſie her. Indeſſen giebt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle, wo ſich kein Gegenſtand abſpiegelt, wie denn auch im Auge ſelbſt ein Fleckchen iſt, das nicht ſieht. Wird der Menſch auf dieſe Stelle beſonders aufmerkſam, vertieft er ſich darin, ſo verfällt er in eine Geiſteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge ſind, und weder Geſtalt noch Begränzung haben, ſondern als leere Nacht=Räumlichkeit ängſtigen, und den, der ſich nicht losreißt, mehr als geſpenſterhaft, verfolgen.

67.

Wie wenig von dem Geſchehenen iſt geſchrieben worden, wie wenig von dem Geſchriebenen gerettet! Die Literatur iſt von Haus aus fragmentariſch, ſie enthält nur Denkmale des menſchlichen Geiſtes, in ſo fern ſie in Schriften verfaßt und dieſe zuletzt übrig geblieben ſind.

68.

Und doch, bei aller Unvollſtändigkeit des Literarweſens, finden wir tauſendfältige Wiederholung, woraus hervorgehet, wie beſchränkt des Menſchen Geiſt und Schickſal ſei.

69.

Da wir denn doch zu dieſer allgemeinen Weltberathung als Aſſeſſoren, obgleich sine voto, berufen ſind, und wir uns von den Zeitungsſchreibern tagtäglich referiren laſſen; ſo iſt es ein Glück, auch aus der Vorzeit tüchtig Referirende zu finden. Für mich ſind von Raumer und Wachler in den neueſten Tagen dergleichen geworden.

70.

Die Pflicht des Hiſtorikers iſt zwiefach, erſt gegen ſich ſelbſt; dann gegen den Leſer. Bei ſich ſelbſt muß er genau prüfen, was wohl geſchehen ſein könnte, und um des Leſers willen muß er feſtſetzen, was geſchehen ſei. Wie er mit ſich ſelbſt handelt, mag er mit ſeinen Kollegen ausmachen, das Publikum muß aber nicht ins Geheimniß hineinſehen, wie wenig in der Geſchichte, als entſchieden ausgemacht, kann angeſprochen werden.

71.

Es geht uns mit Büchern, wie mit neuen Bekanntſchaften. Die erſte Zeit ſind wir hoch vergnügt, wenn wir im Allgemeinen Uebereinſtimmung finden, wenn wir uns an irgend einer Hauptſeite unſerer Exiſtenz freundlich berührt fühlen; bei näherer Bekanntſchaft treten alsdann erſt die Differenzen hervor, und da iſt denn die Hauptſache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geſchiehet, ſogleich zurückſchaudere, ſondern, daß man gerade das Uebereinſtimmende recht feſt halte, und ſich über die Differenzen vollkommen aufkläre, ohne ſich deßhalb vereinigen zu wollen.

72.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf ſie ohne Gegenwirkung bleibt.

73.

Die Gegenwirkung eines vorzüglich kindlichen Weſens, iſt ſogar leidenſchaftlich; das Eingreifen tüchtig.

74.

Deshalb leben Kinder im Schnellurtheilen, um nicht zu ſagen in Vorurtheilen; denn bis das ſchnell aber einſeitig Gefaßte ſich auslöſcht, um einem Allgemeinen Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten, iſt eine der größten Pflichten des Erziehers.

75.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags ſollte man immer nur große weltgeſchichtliche Maſſen entgegenſetzen.

76.

Freundſchaft kann ſich blos praktiſch erzeugen, praktiſch Dauer gewinnen. Neigung, ja ſogar Liebe, hilft alles nichts zur Freundſchaft. Die wahre, die thätige, produktive beſteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß Er meine Zwecke billigt, ich die Seinigen, und daß wir ſo unverrückt zuſammen fortgehen, wie auch ſonſt die Differenz unſerer Denk- und Lebensweiſe ſein möge.

Anm. des Herausg. Zu der Abtheilung über Poeſie ſiehe noch die zwei Aufſätze über den Phaeton des Euripides, in Kunſt und Alterthum, 4. Band, 3. Heft, und zu der Abtheilung über Schauſpielkunſt: den Prolog zur Eröffnung des neuen Theaters in Berlin, im Mai 1821, 4r Bd. 1s Heft.

Göthe's
Dramatiſche Preisaufgabe.

(Aus den Propyläen, v. J. 1800. Zu dem Abſchnitt über Poeſie und Schauſpielkunſt, gehörig.)

Durch den glücklichen Erfolg der bisherigen Preisaufgaben, in Abſicht auf bildende Kunſt, hat man ſich bewogen gefunden, etwas Aehnliches auch auf dem Felde der Poeſie, und zwar der dramatiſchen, zu verſuchen, welche gegenwärtig im Beſitz iſt, am meiſten unter allen poetiſchen Gattungen auf den Volksgeſchmack zu wirken.

Man giebt hierbei dem Luſtſpiel den Vorzug vor dem Trauerſpiel, weil an Jenem überhaupt noch ein größerer Mangel iſt, und das Neue darin am meiſten gefordert wird. Denn ob wir gleich an guten Tragödien vielleicht noch ärmer ſind, ſo kann unſere Bühne ſich doch hier weit mehr als dort, durch das Ausland, ja ſelbſt durch das Alterthum bereichern, und das Vortreffliche in dieſer Gattung veraltet nie, da die Leidenſchaften auf der unbeweglichen Baſe der menſchlichen Natur gegründet, und folglich weit beſtändiger ſind, als die Sitten, die jedes Land und jeder Zeitmoment verändert.

Man klagt mit Recht, daß die reine Komödie, das luſtige Luſtſpiel, bei uns Deutſchen durch das ſentimentaliſche zu ſehr verdrängt worden, und es iſt allerdings ein herrſchender Fehler auf unſerer komiſchen Bühne, daß das Intereſſe noch viel zu ſehr aus der Empfindung und aus ſittlichen Rührungen geſchöpft wird. Das Sittliche aber, ſo wie das Pathetiſche, macht immer ernſthaft, und jene geiſtreiche Heiterkeit und Freiheit des Gemüths, welche in uns hervorzubringen, das ſchöne Ziel der Komödie iſt, läßt ſich nur durch eine abſolute, moraliſche Gleichgültigkeit erreichen; es ſei nun, daß der Gegenſtand ſelbſt ſchon dieſe Eigenſchaft habe, oder daß der Dichter die Kunſt beſitze, die moraliſche Tendenz ſeines Stoffes durch die Behandlung zu überwinden.

Man unterſcheidet aber auch in der reinkomiſchen Gattung noch Charakterſtücke und Intriguenſtücke; und es iſt eine alte, nicht ungegründete Bemerkung, daß der Deutſche Genius in jener erſten Klaſſe nie ſehr glänzend erſcheinen wird. Charakterſtücke ſtellen uns entweder Gattungen, (die Molieriſche Komödie), oder Individuen, (die Engliſche Komödie) dar. Für die letzteren iſt der Deutſche Charakter an Originalien zu arm, und für die erſte, kältere Gattung iſt der Zeitmoment vorüber. Die Charakterkomödie erfordert im Ganzen eine größere Fülle des Genies von Seiten des Dichters und von Seiten des Schauſpielers ein tieferes Studium, als man in unſeren heutigen Tagen glaubt vorausſetzen zu dürfen.

Es bleibt alſo nur das Feld der Intriguenſtücke offen. Das Feld iſt reich und nicht ſo leicht als das der Charakterſtücke zu erſchöpfen.

In dem Intriguenſtücke ſind die Charaktere blos für die Begebenheiten, in dem Charakterſtücke ſind die Begebenheiten für die Charaktere erfunden. Das Genie wird das Vorzügliche beider Gattungen auf eine glückliche Art zu vereinigen wiſſen.

Verzeichniß

der ſämmtlichen, vom Profeſſor Dr. Schütz, bis jetzt herausgegebenen Schriften.

1) Dissertatio de vera historiae catholicae Idea. Jena, bei Göpferdt. 1802. 8.

2) Geſchichte der Republik Frankreich, im Grundriß. Ebendaſelbſt. 1802. 8.

3) Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt von Brandenburg. Eine Darſtellung zur erſten Säkularfeier der Preußiſchen Monarchie. Berlin bei Unger. 1802. (In Woltmann's Journal: Geſchichte und Politik.)

4) Shakſpeare's Hamlet, für die Deutſche Bühne bearbeitet, mit einer Einleitung zur Charakteriſtik des Hamlet. Leipzig, bei Jakobäer. 1806. 8.

5) Beſchreibung der Gegenden um Jena, mit Kupfern, von Jakob Roux. Weimar im Induſtriecomptoir. 1806. Querfolio. (Blätter zur freundlichſten Erinnerung, für Alle, die auf dieſer, auch durch die Schönheit ihrer Naturumgebungen ſo ausgezeichneten, hohen Schule ſtudirt haben.)

6) Epigrammatiſche Anthologie. Ebendaſelbſt. 1806 und 1807. 3 Theile. 8. (Ein Seitenſtück zu Matthiſſon's lyriſcher Anthologie.)

7) Chronologiſche Darſtellung der Franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte. Jena, bei Göpferdt. 1807. 8.

8) Handbuch der Geſchichte Napoleon's und ſeines Zeitalters. Leipzig, bei Dyk. 1806. 8.

9) Vincenzo Galeotti, Königl. Däniſcher Balletmeiſter zu Kopenhagen, und: Friederike Bethmann, Schauſpielerin des Königl. Preußiſchen Nationaltheaters zu Berlin. Zwei dramaturgiſche Charakteriſtiken, (in der Zeitung für die elegante Welt.) Leipzig, bei Leopold Voß. 1815 und 1817. 4.

10) Blumenleſe aus dem Stammbuche der Deutſchen mimiſchen Künſtlerin Henriette Hendel-Schütz. Leipzig, bei Brockhaus. 1816. 12.

11) Biographie und Gedichte des Deutſchen Schauſpielers Schüler. Halle, bei Hendel. 1820. 8.

12) Gebührende Rüge einer ungebührlichen Recenſion des Probeheftes der Erſch- und Gruberſchen Allgemeinen Encyklopädie. Braunſchw. bei Lucius. 1818. 4.

13) Entwurf der Franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte, zum Behuf akademiſcher Vorleſungen. Halle, bei Hendel. 1820. 8.

14) Leben und Charakter der Deutſchen Herzogin Eliſabeth von Orleans, nebſt einer Auswahl ihrer (höchſt eigenthümlichen und intereſſanten) nach Deutſchland geſchriebenen Briefe. Ein Beitrag zur Charakteriſtik des Hofes Ludwig's XIV. Leipzig, bei Leopold Voß. 1820. 8.

15) Ueber das Leben, den Charakter und die Werke der Frau von Staël. (In dem Journal: Zeitgenoſſen.) Leipzig, bei Brockhaus. 1821. 4.

16) Briefe über das Pariſer Theaterweſen. (Im Geſellſchafter von Gubitz.) Berlin. 1821. 8.

17) Göthe und Puſtkuchen, oder: über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meiſters; ein Beitrag zur Geſchichte der Deutſchen Poeſie und Poetik. Halle, bei Anton. 1822. 8.

18) Auserleſene Dichtungen von Louiſe Brachmann, nebſt einer Biographie und Charakteriſtik dieſer Dichterin. Leipzig, bei Weygand. 1823 u. 1824. 2 Theile. 8.

19) Klopſtock's Säkular-Geburtsfeier in der Tonhalle zu Altona, am 2. Juli 1824. Hamburg, bei J. H. Neſtler. 1824. 8.

20) Allgemeines, nützliches und lehrreiches Unterhaltungsblatt, für Deutſchlands Jugend aller Stände. Hamburg, bei F. H. Neſtler. 1824. 8.

21) Papageno's Spaßvögel, für Freunde des Scherzes und Witzes. Hamburg, bei F. H. Neſtler. 1825. 12mo.

22) Göthe's Philoſophie; eine vollſtändige, ſyſtematiſch-geordnete Zuſammenſtellung ſeiner Ideen über Leben und Liebe, Ehe, Freundſchaft, Erziehung, Religion, Moral, Politik, Literatur, Kunſt und Natur; aus ſeinen ſämmtlichen poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Werken; mit einer Charakteriſtik ſeines philoſophiſchen Geiſtes begleitet. Hamburg, bei F. H. Neſtler. 1825 und 1826. 6 Bände. 12mo. Auf Velin-Druckpapier.

Außerdem zahlreiche, einzelne, geſchichtliche, äſthetiſche und kritiſche Beiträge, zur: Allgemeinen (Halliſchen) Literatur-Zeitung, 1801 — 1825; zur Allgemeinen Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber; zum Converſations-Lexikon, wie zu Wielands Deutſchem Merkur, dem Weimar'ſchen Modejournal, Morgenblatt, der Zeitung für die elegante Welt, dem Freimüthigen, dem Geſellſchafter, Berliner dramatiſchen Wochenblatte, dem Leipziger Kunſtblatt, der Prager Theaterzeitung, den Breslauer Zeitblüthen, dem Danziger Aehrenleſer, Müllner's Hekate, Panſe's Prometheus, dem Converſationsblatt, Deutſchen Anzeiger, Hamburger Correſpondenten und den Hamburgiſchen Zeitſchriften: Originalien und die Biene.

4367, 2618. H. L.
J. G. [illegible]

8° H. lit. 4367

Kritik

der neueſten Cotta'ſchen Ausgabe
von
Goethe's Werken,
nebſt
einem Plane
zu einer vollſtändigen und kritiſch
geordneten Ausgabe derſelben.

Eine Beilage
zu dem Werke:
Goethe's Philosophie u. s. w.
vom
Profeſſor Dr. Schütz
zu Hamburg.

Hamburg 1828.
Gedruckt und verlegt von F. H. Neſtler.

Universität
[illegible]
Bibliothek

Allen

Freunden des Studiums

der Werke Goethe's

mit herzlichſter Begrüssung

gewidmet.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Die Göthe'n nicht erkennen, ſind nur Gothen;
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte ſelbſt, begraben ſie die Todten.
Uns ſandte, Göthe, Dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch ſolchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Geſtalt, Gemüthe.

A. W. von Schlegel

Vorerinnerungen.

Schon in der Vorrede zu meiner philoſophiſchen Anthologie aus Göthe's Werken *), habe ich bemerkt, wie richtig leider! unſer verewigter Wieland prophezeit hat, als er die erſte Göſchen'ſche Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke, mit der Aeußerung bevorwortete: „daß er ſeine Dichter-Laufbahn begonnen habe, da eben die Morgenröthe unſerer ſchönen Litteratur, vor der aufgehenden Sonne zu ſchwinden angefangen, und ſie, wie es ſcheine, mit ihrem Untergange beſchließe."

Die Brüder Auguſt Wilhelm und Friedrich von Schlegel, erklärten zwar damals (1798) in ihrer Zeitſchrift Athenäum, dieſe Meinung Wieland's

---

*) Göthe's Philoſophie. Eine ſyſtematiſche Zuſammenſtellung ſeiner Ideen über Leben, Liebe, Ehe, Freundſchaft, Erziehung, Religion, Moral, Politik, Litteratur, Kunſt und Natur, aus ſeinen ſämmtlichen Werken; herausgegeben und mit einer Charakteriſtik ſeines philoſophiſchen Geiſtes begleitet vom Profeſſor Dr. Schütz. Hamburg 1825–1827. Bis jetzt 7 Bände 16mo. (Der 7te Band den erſten oder geſchichtlichen Theil der Charakteriſtik, i. e. die Biographie Göthe's enthaltend.)

witzig genug, für die Folge eines optiſchen Betruges. Aber gerade dieſe Männer, — wie ſie denn ſelbſt ſchon in ungleich höherer Bedeutung Kritiker als Dichter ſind, — wurden die Begründer der gegenwärtigen Geſtaltung unſerer Litteratur, in welcher jene reiche Blüthezeit der Production klaſſiſcher Dichterwerke, leider wirklich vorüber iſt, und dagegen eine überaus große Regſamkeit auf dem Gebiet der poetiſchen Ueberſezzungskunſt *), wie in Benutzung der vorhande-

---

*) A. W. Schlegel allein ſchon, erhob unſere deutſche dichteriſche Ueberſetzungskunſt zu dem Höhepunkt einer wirklich weltbürgerlichen Univerſalität, indem er mit ſeinem eminenten Sprach- und Ueberſetzer-Talent, von dem klaſſiſchen Alterthum zum Shakſpeare und der ſüdlichen romantiſchen Poeſie der Italiener und Spanier, dann zur altdeutſchen der Nibelungen, wie zur Dichtkunſt des Skandinaviſchen Nordens, und endlich ſelbſt zum Sanskrit des Indiſchen Morgenlandes überging. Dante, Arioſt, Taſſo, Calderon und Cervantes ſind jetzt bereits vierfach, Shakſpeare nunmehr ſchon achtfach in unſere Sprache überſetzt; unſere vaterländiſche Bühne wimmelt von Ueberſetzungen, und Joh. H. Voß ſetzte in ſeinem Homer, Ariſtophanes, Virgil, Horaz, Ovid und Shakſpeare nicht nur eine ganze Bibliothek von Ueberſetzungen, ſondern in ſeinen Söhnen auch neue Ueberſetzer in die Welt. Seitdem haben ſich die Ueberſetzer in Deutſchland dergeſtalt gemehrt, daß es ihrer jetzt faſt noch mehr giebt, als — Setzer.

nen Schätze, für Kritik, litterariſche und hiſtoriſche Forſchung, Sprachſtudium, geſchichtliche Darſtellung, Biographieen und Anthologieen, lexikographiſche und compendiariſche Ueberſichten, beſonders aber für Veranſtaltung neuer Ausgaben und Sammlungen der Werke unſerer Klaſſiker, begonnen hat. Eine Epoche unſerer Litteratur, die ſich darum in der That dem Alexandriniſchen Zeitalter der des Alterthumes vergleichen läßt.

Die Heroen unſeres deutſchen Parnaſſes aber, ſind, bis auf den einzigen Göthe, nunmehr ſämmtlich zu *Grabe gegangen* *), und ſeit Wieland's Tode (20. Jan. 1813) hat unſere vaterländiſche Poeſie, ſo überſchwenglich reich ſie auch heut zu Tage mit ſogenannten Schöngeiſtern und Dichterlingen **) geſegnet iſt, doch im

---

*) „Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergehn!“

Und dieſer Eine leuchtet uns jetzt doch auch nur noch als ein eben ſo matter, wie einſamer, ſich bereits ebenfalls zum Untergang neigender — Abendſtern!

„Schöne Welt! Wo biſt Du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter deutſcher Kunſt!
Ach, nur in dem Staub der Bücherſchränke
Lebt noch Deine gold'ne Spur!“

**) Allzumal im Fache der proſaiſchen Erzählung, die denn freilich auch die leichteſte, aller Dichtarten iſt. Die Anzahl nur der Sammlungen allein, die unter dem Titel: Erzählungen ſeit Anfang des jetzigen Jahrhunderts erſchienen, und deren mehrere bis zu zwan-

Wahrheit nicht ein einziges Erzeugniß mehr gewonnen, das auf den Ruhm eines mit dem Stempel des Klaſſiſchen bezeichneten, Anſpruch machen dürfte. *)

Einer nur ſtehet jetzt noch von jenen erhab'nen Koloſſen,
 Welche des Vaterlands heiligen Tempel geſchmückt.
In den verwitternden Hallen erfüllen nun Spatzen und Dohlen
 Mit dem betäubenden Lärm ihres Gekreiſches das Ohr;
Aber ſelten nur zündet auf halbverfallenem Altar
 Eine würdige Hand lautere Gluthen noch an.

Kann nun ein redlicher, von wahrhaft vaterländiſcher Geſinnung beſeelter Deutſcher ſich folglich nicht erwehren, ſeinen Landsleuten (oder richtiger, wie ſchon Wieland bemerkt hat, vielmehr nur „Sprachgenoſſen") dermalen auch in dieſer Beziehung ein ſchmerzlichſtes „Fuimus Troes!" zuzurufen; ſo muß er eine nur um ſo

---

zig Bänden ſtark ſind, beläuft ſich jetzt ſchon auf mehr, als 100, und wer zählt die Unſumme derer, die einzeln unter andern Titeln, ſo wie in unſerem Heer von Zeitſchriften und Taſchenbüchern erſchienen ſind!

*) In Buchhändler-Anzeigen, wie ſelbſt in unſern Litteratur-Zeitungen, in denen es um die Kritik jetzt meiſt nicht viel beſſer ſteht, als in jenen, werden uns freilich noch genug Werke dieſes Ranges verkündigt. Hat doch vor Kurzem der Buchhändler Kreutz ſogar ſein Magdeburger Kochbuch als ein „klaſſiſches" empfohlen.

tieſere Indignation empfinden über die ſchimpfliche Lüderlichkeit, mit welcher bisher weit die meiſten Sammlungen und Ausgaben der Werke unſerer Klaſſiker veranſtaltet worden ſind. Was der berühmte Gibbon einſt zu unſerem trefflichen von Dohm (wie dieſer im 5ten Bande ſeiner Denkwürdigkeiten erzählt) über Friedrichs des Großen Werke ſagte: „dieſe Ausgabe macht Ihrer Nation Schande, und giebt mir von ihrem Gefühl für National-Ehre einen ſchlechten Begriff;“ auf wie viele Ausgaben der Werke gerade unſerer größten Dichter läßt ſich dieſes Strafwort leider nicht anwenden! Wie planlos, zuſammengerafft, unvollſtändig, zerſtückelt, von Druckfehlern wimmelnd, und gleich ſchlecht in Druck und Papier, ſind nicht die mehrſten, ſelbſt der rechtmäßigen dieſer Ausgaben! Und nun gar erſt das Heer der Nachdrucke! Schmutzigere, als die famoſen Carlsruher ſind doch wirklich kaum denkbar! Und welche Schande für das geſammte litterariſche Deutſchland iſt nicht vollends der ſo öffentliche Schacher, der mit den berüchtigten Zwei-Groſchen-Taſchen-Ausgaben, von der Gaunerei ſchamloſer Nachdrucker und ihrer, eben ſo frech habſüchtigen, mit dieſer Taſchen-Diebswaare hauſirenden Helfershelfer, ſeither in unſerem Vaterlande getrieben worden iſt! Die Zwickauer „Etuis-Bibliothek,“ die den Anfang dieſes Unweſens machte, und die, jetzt ihrem ſaubern Beiſpiele, nur in leider noch viel ausgedehnterem Umfang folgende ſogenannte „Bibliothek der deutſchen Klaſſiker," welche dermalen zu Gotha und New-York (!) im Verlage eines ſogenannten „bibliographiſchen Inſtituts" erſcheint, zeichnen ſich, ſo elende Sammlungen beide auch hinſichtlich ihrer innern Anordnungen ſind, doch wenigſtens (wie die bekannten Wiener Nachdrucke) durch ein gefälliges Aeußere aus, und ſo iſt es denn freilich kein Wunder, daß dieſe rechtloſen Ausgaben, bei der Wohlfeilheit ihrer Preiſe (die ihren Fabrikanten ein Leichtes iſt, da ſie die von ihnen darin nachgedruckten Autoren ſo wenig pekuniär, als moraliſch honoriren) in dem täglich ärmer werdenden Deutſchland, eine ſo große Anzahl von Käuſern gefunden haben. Was aber das Gefühl eines jeden wackern Deutſchen für Vaterland und Nationalehre in dieſer Beziehung am ſtärkſten in unſern Tagen empören muß, das iſt doch unſtreitig die traurige Erſcheinung, daß ſelbſt zwei der angeſehenſten und reichſten unſerer jetzigen deutſchen Buchhändler, nämlich die Herren Reimer und Baron Cotta von Cottendorf, ſich bekanntlich nicht ſchämen, als rechtmäßige Verleger der Werke gerade der größten unſerer vaterländiſchen Dichter, durch die Schlechtigkeit ihrer Ausgaben derſelben, ſich vor den Augen des ganzen litterariſchen Europa's, ebenfalls zu gemeinen Spekulanten, welche die Geiſtes-Erzeugniſſe jener Unſterblichen nur aus dem zeitlichen Geſichtspunkt betrachten, wie ſie ſich mit ihrem Handel am Erklecklichſten bereichern können, zu erniedrigen. Die Reimer'ſche Ausgabe der Werke Jean Paul's iſt (nicht zu erwähnen, daß ſie aller Kritik in Plan und Anordnung, ja ſelbſt kritiſcher und erklärender Noten, deren doch kein deutſcher Autor zum allgemeinen Verſtändniß mehr, als eben dieſer bedarf, entbehrt) ſchon vom Herrn Profeſſor Paſſow in der Halliſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung treffend mit dem Prädikat eines „Sudeldrucks" bezeichnet; beſonders energiſch aber vom Herrn Grafen von Benzel-Sternau in der Frankfurter Zeitſchrift Iris, 1827, gerügt worden, — und auch der gerechte Unwille der damit betrogenen Subſcribenten hat ſich bereits in mehreren öffentlichen Blättern laut ausgeſprochen. Herr Reimer iſt aber als ein nicht nur zu den Liberalen, ſondern ſelbſt zu den Demagogen ſich zählender Deutſchthümler bekannt, und um ſo ſchimpflicher iſt es für ihn, daß er hier um der ſchnödeſten auri fames willen, ſo offenbar alle Achtung für die Ehre des Vaterlandes, der Nation und ihrer Litteratur, wie alle Schaam eines litterariſch gebildeten Mannes überhaupt, verläugnet hat! Gleicherweiſe aber hat der Herr Baron Cotta von Cottendorf ſich an den Manen Schiller's (der noch dazu ſein ſpecieller Landsmann und vieljähriger perſönlicher Freund war!) durch ſeine Ausgaben der Werke dieſes von der Nation gefeiertſten ihrer Dichter verſündigt, und zumal mit der berufenen löſchpapiernen Taſchen-Ausgabe derſelben einen Wucher getrieben, durch den er ſich verdientermaßen den ſchmählichſten Tadel und Spott nicht nur der öffentlichen Kritik (beſonders von Müllner in den Originalien und dem Mitternachtsblatte), ſondern ſelbſt ſeiner eigenen Collegen, wie des geſammten leſenden Publikums Deutſchlands, zugezogen hat. *) Er, der Kröſus unſerer heutigen Soſier! Dem es ein ſo Leichtes wäre, ein Werk zur Ehre Deutſchlands, ohne alle Rechnung auf Gewinn dabei, zu unternehmen, und der ſeinen Reichthum doch dem Verlag der Werke unſerer Klaſſiker zu dan-

---

*) „Löſchpapierner Nationalruhm.“

„Redliches deutſches Volk, du giebſt zwar nicht viel; doch du laſſeſt
Viel dir gefallen dafür: Schiller von Cotta beweiſt's.
Wehe, wer noch in Papier ſpekulirt! Du haſt es erfahren,
Als du auf Cotta's Papier, Publikum, wagteſt dein Geld.
Drucke den Göthe nur auch ſo auf Löſchpapier, wir bezahlen's:
Doch Druckfehler dazu, Cotta, verlangen wir auch;
Daß, die im Leben gewaltet als Dioskuren, anjetzt auch
Durch der Unſterblichkeit Thor ziehen in gleichem Ornat!“

Kleine Schwärmer über die neueſte deutſche Litteratur. Frankfurt 1827. 12. S. 91.

ken hat! *) Wie ſehr beſchämt nicht dieſe beiden Verleger der ungleich minder begüterte, und doch ſo uneigennützige Göſchen, durch ſeine, des Ruhmes der großen Dichter, wie unſerer Nationalehre, wahrhaft würdige Pracht=Ausgabe von Wieland's und Klopſtock's Werken; die den Herren Cotta und Reimer um ſo mehr zur Schmach gereicht, als ſie über 20 Jahre früher als ihre, nicht papier-velin, ſondern papier-vilain=Editionen, erſchienen iſt; ihnen mithin ſo lange ſchon als ein vorleuchtendes Beiſpiel des preiswürdigſten patriotiſchen, wie künſtleriſchen, Buchhändler=Sinnes, vorangegongen war, und als auch unſere deutſche Typographie ſeitdem durch die Leiſtungen eines Göſchen, Degen, Vieweg, Tauchnitz und Neſtler **) eine

---

*) „Eichſtädt und Cotta.“

„Der hat durch Recenſionen drei Rittergüter erworben,
Der durch Autoren=Verlag: ſagt, was verlanget Ihr mehr!
Wie ſich dabei der Autor befand? Der ſchwebt' in den Lüften,
Und wie ein Tantalus trug ſtoiſch er Hunger und Durſt.“

Kleine Schwärmer ꝛc. Frankfurt 1827.

**) Auch die Herren Buchhändler Amelang in Berlin, Brönner in Frankfurt, Ernſt Fleiſcher in Leipzig, Julius Campe in Hamburg, Arnold in Dresden, Orell Füßli in Zürich u. A. zeichnen ſich durch Eleganz ihrer Verlagsartikel rühmlichſt aus.

Vervollkommnung gewonnen hat, in der ſie ſich ohne Widerrede mit der engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen meſſen kann. Um ſo mehr ſollten alſo alle deutſchen Verleger, und allzumal die moneyed mans unter ihnen, ihre Verpflichtung erkennen, die Werke unſerer Klaſſiker auch in einem ihrer würdigen Aeußern erſcheinen zu laſſen; beſonders da ſie doch an die Eleganz ſo vieler faden Taſchenbücher die bedeutendſten Summen verſchwenden!

Die beſten Ausgaben, die der Herr Baron Cotta von Cottendorf, dieſer biblio-politiſche Rothſchild, noch geliefert hat, ſind die, wenigſtens doch verſtändiger geordneten, von Herder's und Johannes von Müller's Werken. Mit denen der Göthe'ſchen Werke aber, die er nunmehr zum drittenmale herausgiebt, nachdem die Käufer der beiden erſten ſie ihm ſchon zweimal bezahlt haben (die frühern Göſchen'ſchen und Unger'ſchen Ausgaben nicht gerechnet), hat es bis jetzt in der That um Nichts beſſer, als mit denen der Schiller'ſchen, geſtanden.

Die erſte Cotta'ſche Ausgabe der Werke Göthe's erſchien 1806 bis 1808 in nicht mehr, als nur 12 Bänden, alſo kaum das Viertheil der wirklich „ſämmtlichen" Werke Göthe's enthaltend. Dieſe Unvollſtändigkeit, wie die Planloſigkeit der Anordnung, und die Schlechtigkeit des, nicht einmal fehlerfreien Druckes dieſer Ausgabe, rügte ich damals ſchon in einer ausführlichen

Beurtheilung derſelben in der Halliſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung, mit eben dem Freimuth und Geradſinn, den ich in dieſer, wie jeder meiner Schriften, an den Tag gelegt habe, dem Grundſatz getreu:

> „Verachtend Schmeichelei und leeren Schein,
> Sprich nur der Wahrheit ſtets das Wort, dem Rechten,
> Kühn widerſtreitend, wo du's triffſt, dem Schlechten!"

Sieben Jahre ſpäter, von 1815 bis 1819, ließ der Herr Baron *Cotta von Cottendorf* ſeine zweite Ausgabe der *Göthe*'ſchen Werke, in 20 Bänden, zugleich verbunden mit einer *Taſchen-Ausgabe* und einem, von *ihm ſelbſt* veranſtalteten *Wiener Nachdruck* derſelben (mit deſſen Verleger, Herrn C. *Armbruſter*, er jedoch bald über das Mein und Dein dabei, in Prozeß gerieth) erſcheinen. Dieſe zweite Ausgabe war nun zwar um acht Bände ſtärker, als die erſte, aber demungeachtet ebenfalls noch lange keine *vollſtändige*. Meine Recenſion der erſten war dabei nur in ſoweit beherzigt worden, daß die in ihr gerügten *Druckfehler* derſelben hier corrigirt erſchienen, *) mehrere in jener als fehlend nachgewieſene Gedichte nunmehr mit aufgenommen waren,

---

*) Einer der gröbſten wie zugleich ſpaßhafteſten war der von mir bemerkte in dem Gedicht: „die glücklichen Gatten," wo ſtatt: „Sieh dort in ſchöner Fläche
Das *neu*gebaute Haus"
das „*un*gebaute Haus" zu leſen ſtand!

und das unvergleichliche Gedicht: „Zueignung“ auf meinen Vorſchlag, nicht unter die übrigen Gedichte gemiſcht, ſondern, als die würdigſte Eröffnung des Ganzen (wie es zu ſolcher Göthe auch ſchon der Göſchen'ſchen Ausgabe vorgeſetzt hatte) dem erſten Bande der Sammlung vorangeſtellt worden war. Im Uebrigen aber war die Folge der Göthe'ſchen Werke in dieſer zweiten Ausgabe um Nichts beſſer, als in der erſten, geordnet, wie ſich denn z. B. der „Reinecke Fuchs“ und „Hermann und Dorothea“ hinter einander in einem Bande zuſammen gedruckt befanden. An die Stelle der alten, hier verbeſſerten Druckfehler war eine erkleckliche Anzahl neuer gekommen, und überhaupt das ganze Aeußere ſo wenig vorzüglicher, als das der erſten, daß dieſe zweite Original-Ausgabe ſogar dem oberwähnten Wiener Nachdruck an typographiſchem Werthe weit nachſtand.

Gegenwärtig hat nun die Erſcheinung der dritten Cotta'ſchen Ausgabe von den Werken unſeres unſterblichen Göthe begonnen, die er ſelbſt dem Publikum als eine „vollſtändige“ und zwar „der letzten Hand“ angekündigt hat. Demungeachtet aber läßt auch ſie, dem weiteren Inhalte dieſer Ankündigung zufolge, wie ich ſchon in meinem Vorwort zum erſten Theile meiner Lebensgeſchichte Göthe's *) bemerkt habe, jedem

---

*) Hamburg, bei Neſtler, 1827, als der ſiebente Band des bereits angeführten Werkes: „Göthe's Philoſophie“ ꝛc.

Kenner der Göthe'ſchen Werke leider noch Viel zu wünſchen übrig. Sowohl in Hinſicht auf Vollſtändigkeit, indem auch dieſe Ausgabe, obſchon ſie aus 40 Bänden beſtehen ſoll, doch, nach dem in jener Ankündigung mitgetheilten Inhalts-Verzeichniß derſelben, keinesweges wirklich die „ſämmtlichen" Werke Göthe's umfaßt; als auch in Betreff ihrer inneren Anordnung, die zwar beſſer als die der beiden erſten, aber doch noch lange keine ſolche iſt, wie ſie von einer wahrhaft kritiſchen und wirklich vollſtändigen Ausgabe der, nicht bloß dem Titel ſondern auch Inhalte nach „ſämmtlichen Werke Göthe's" der Gerichtshof der Kritik zu fordern hat.

Von der Wahrheit dieſer Behauptung werden ſich alle meine Leſer aus dem Folgenden eben ſo unfehlbar überzeugen, als der ganze Gegenſtand dieſer Schrift, durch die ich die von den geſchätzteſten unſerer kritiſchen Blätter mir freundlichſt zu Theil gewordene Anerkennung meines vieljährigen Studiums Göthe's von Neuem zu verdienen hoffen darf, ſicher für alle wahren Verehrer Göthe's (denen beſonders die zum Schluß mitgetheilte chronologiſche Ueberſicht der ſämmtlichen Werke Göthe's willkommen ſeyn wird) von dem entſchiedenſten Intereſſe iſt. Denn ein jeder ſolcher, der wie Verfaſſer dieſes, Göthe's Werke als die Quelle eines unerſchöpflichen Studiums, nicht nur einer reichen Gallerie von den reizendſten Dichtungen in allen Stylen, Formen und Gattungen der Poeſie, ſondern auch eines nicht minder reichhaltigen Complexes von mannigfach wiſſenſchaftlichen Productionen und ſo verſchiedenartigen als eigenthümlichen Philoſophemen, Ideen und Reflexionen über Leben, Religion, Moral, Wiſſenſchaft, Kunſt und Natur *), zu ſchätzen weiß; hat gewiß auch längſt ſchon erkannt, daß von keinen Werken unſerer Klaſſiker, eine möglichſt vollſtändige und ſorgfältigſt geordnete Ausgabe in dem Grade wünſchenswerth iſt, als gerade von denen dieſes univerſellſten unſerer vaterländiſchen Geiſter. Wer Göthe'n alſo recht zu würdigen verſteht, um ſich nicht bloß (wie dies freilich leider von weit den meiſten ſeiner Leſer und Leſerinnen geſchieht) an dem Genuß einer oder der andern ſeiner poetiſchen Schöpfungen, wie an einer Clauren'ſchen Erzählung, flüchtig zu vergnügen, ſondern ihn als einen der vielſeitigſten und umfaſſendſten Dichter und Denker aller Zeiten, wirklich zu ſtudiren: der wird die Wichtigkeit des hier behandelten Gegenſtandes wahrhaftig nicht bezweifeln können. Möchte nur die Zahl eben dieſer wahren Verehrer Göthe's eine

---

*) Die von mir unter dem Titel „Göthe's Philoſophie" u. ſ. w. herausgegebene Zuſammenſtellung derſelben, enthalt allein uber 3000 ſolcher einzelnen Reflexionen und Gedanken. — Meine Zuſammenſtellung ſeiner politiſchen Ideen iſt ſogar in den Cotta'ſchen Allgemeinen politiſchen Annalen, 1827, nachgedruckt erſchienen.

größere ſeyn! Aber die ad nauseam usque bekannte Clique ſeiner ſervilen Lobhudler *), die er in ſeiner Zeitſchrift über Kunſt und Alterthum, leider ſelbſt wieder belobt, und dadurch noch mehr verdorben hat, iſt doch ſo wenig dazu zu rechnen, als die ſeiner eben ſo verächtlichen unbedingten Tadler, unter denen die Schaar ſtupider oder ſcheinheiliger Frömmler, die ihn ſogar als einen irreligiöſen und unmoraliſchen Dichter verdammt **), ſich mit dem jetzt wieder (und täglich verfinſternder!) über Deutſchland, wie über das geſammte Europa, verbreitenden Obſcurantiſmus, leider immer ärger, an Männern wie Frauen, vergrößert. Dazu ertödtet die Unzahl unſerer heutigen ſogenannten Unterhaltungsblätter, Romane, Erzählungen, Taſchenbücher u. ſ. w. immer mehr den Sinn für den Genuß und das Studium der Werke unſerer Klaſſiker (wie unſere Leih-Bibliothekare am beſten wiſſen), und ſelbſt Göthe'n kennt man heut zu Tage mehr nur noch aus Blätter-Artikeln, als aus ſeinen Schriften.

---

*) Eine ſtarke Portion der zum Theil fürwahr kaum glaublichen Abſurditäten und Scurrilitäten, welche dieſe, bereits wirklich zum Sprüchwort gewordenen „Götho-Corare" nicht ſelten mehr aus Kratzfüßelei vor der Excellenz des Miniſters, als der Excellenz des Autors in ihm, — über Göthe zu Tage gefördert haben, findet man in meiner Schrift: „Ueber die beiden Wanderjahre" (Halle bei Anton 1823. 8.), ſeit deren Erſcheinung ſie, bis auf die jämmerlichen Göthe'ſchen Geburtstags-Sänger in den Berliner Zeitungen, doch ziemlich verſtummt ſind, S. [illegible]—[illegible] mitgetheilt. Einer dieſer äſthetiſchen Dalai-Lamaiten hat ſich ſogar dahin vernehmen laſſen: „daß ſelbſt ein Weltfriede mit einem einzigen Blättchen aus Göthe's Lorbeerkranz zu theuer erkauft ſeyn würde." —!!

**) „Erbauliche Geſellſchaft."

„Pfarrer, Asceten und Stumme, welch eine ſolide Geſellſchaft!
Euch hat der Teufel Nichts an, der ennuyirt ſich nicht gern.
Trockne Ehrbarkeit führt mit gemäßigter Tugendbegeiſt'rung
Hier den Vorſitz, und tränkt Euch mit dogmatiſchem Thee.
Ohne Weit'res nunmehr mit dem greulichen Göthe zur Hölle,
Denn wir Erwähleten ſind völlig ja hier unter uns.
Und da ſoll auch bei uns nichts Fleiſchliches walten, als Kalbfleiſch,
Geiſtiges nichts, als der Geiſt in Curaçao zuletzt."

Kleine Schwärmer ꝛc.

Möchte es mir darum auch durch dieſe Schrift gelingen, Etwas zur Erweiterung des kleinen Kreiſes derer beizutragen, die Göthe'n wahrhaft zu erkennen ſtreben, indem ſie ſich mit einem geſunden und kräftigen, freien und hellen Geiſte, dem Studium ſeiner ſo mannigfaltigen als zahlreichen, dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Werke widmen.

Hamburg, am 1. Januar 1828.

Schütz.

Beweis,

daß auch die neueſte Cotta'ſche Ausgabe von Göthe's Werken, weder eine vollſtändige noch kritiſch geordnete iſt.

Um dieſen Beweis auf die, meinen Leſern einleuchtendſte und zugleich bequemſte Weiſe zu führen, lege ich ihnen hier einen diplomatiſch treuen Abdruck von Göthe's eigner Ankündigung der neueſten Ausgabe ſeiner Werke vor, welche ich mit meinen Anmerkungen begleitet habe, aus denen die Wahrheit meiner obigen Behauptung auf das Ueberzeugendſte erhellen wird. Ich habe es mir nicht verſagen können, in dieſen Noten über manche Aeußerungen, die Göthe auch bei dieſer Gelegenheit über ſich ſelbſt gemacht, und die zum Theil gar ſeltſamer, um nicht zu ſagen wunderlicher Art ſind, (wie er dergleichen bekanntlich ſchon ſo viele ſeither in ſeinen Beiträgen zur Morphologie und ſeiner Zeitſchrift über Kunſt und Alterthum, manifeſtirt hat) meine Bemerkungen mitzutheilen. Die gedachte Ankündigung, welche der Herr Baron Cotta von Cottendorf, nebſt ſeiner hier gleichfalls mitfolgenden Nachſchrift unter der Firma Cotta'ſche Buchhandlung, in ſeinen und andern öffentlichen Blättern bekannt gemacht hat, lautet buchſtäblich alſo:

„Anzeige
von Goethe's ſämmtlichen 1) Werken,
vollſtändige Ausgabe letzter Hand. 2)
Unter des Durchlauchtigſten Deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien. 3)

I. Band. Gedichte. Erſte Sammlung: Zueignung, 4) Lieder, geſellige Lieder, Balladen, Elegieen, Epigramme, Weiſſagungen des Bakis. Vier Jahreszeiten.

II. Gedichte. Zweite Sammlung: Sonette, Cantaten, Vermiſchte Gedichte, Aus Wilhelm Meiſter, Antiker Form ſich nähernd, An Perſonen, Kunſt, Paraboliſch; Gott, Gemüth und Welt, Sprüchwörtlich, Epigrammatiſch. (Beide Bände, außer wenigen Einſchaltungen, Abdruck der vorigen Ausgabe.) 5)

III. Gedichte. Dritte Sammlung: Lyriſches, Loge, Gott und Welt, Kunſt, Epigrammatiſch, Paraboliſch, Aus fremden Sprachen, Zahme 6) Xenien, erſte Hälfte. (Dieſer Band enthält Neues, Bekanntes geſammelt, geordnet und in die gehörigen Verhältniſſe geſtellt.)

IV. Gedichte. Vierte Sammlung: Feſtgedichte, Inſchriften, Denk- und Sendeblätter, Dramatiſches, Zahme Xenien, zweite Hälfte. (Hievon gilt das Obige gleichfalls: Die Denkblätter ſind aus unzähligen ausgeſondert, an einzelne Perſonen gerichtet, charak-

Univ. Bibl.
München

teriſtiſch und mannigfaltig. Da man den hohen Werth der Gelegenheitsgedichte nach und nach einſehen lernt, und jeder Talentreiche ſich's zur Freude macht, geliebten und geehrten Perſonen zur feſtlichen Stunde irgend etwas Freundlichpoetiſches zu erweiſen; ſo kann es dieſen kleinen Einzelheiten auch nicht an Intereſſe fehlen. Damit jedoch das Einzelne, bedeutend Bezeichnende durchaus verſtanden werde, ſo hat man Bemerkungen und Aufklärungen hinzugefügt. Der zahmen Xenien ſind manche neue.) 7)

V. Weſtöſtlicher Divan, in zwölf Büchern: Buch des Sängers, des Haſis, der Liebe, der Betrachtungen, des Unmuths, der Sprüche, des Timur, Suleika's, des Schenken, des Parſen, der Parabeln, des Paradieſes. (Stark vermehrt, wo nicht an Zahl, doch an Bedeutung.) Anmerkungen zu beſſerem Verſtändniß ſind unverändert geblieben.

VI. Aeltere Theaterſtücke: Die Laune des Verliebten, die Mitſchuldigen, die Geſchwiſter. Ueberſezte: Mahomed, Tancred. Vorſpiele u. dgl. Paläophron und Neoterpe, Vorſpiel 1807. Was wir bringen, Lauchſtedt, Was wir bringen, Halle. Theaterreden. 8)

VII. Größere neuere Stücke: Götz von Berlichingen, Egmont, Stella, Clavigo. 9)

VIII. Größere ernſte Stücke: Iphigenia in Tauris, Torquato Taſſo, die natürliche Tochter, Elpenor. 10)

IX. Opern und Gelegenheitsgedichte: Claudine von Villa bella, Erwin und Elmire, Jery und Bätely, Lila, die Fiſcherin, Scherz, Liſt und Rache, der Zauberflöte zweyter Theil; Maskenzüge, Carlsbader Gedichte, des Epimenides Erwachen. 11)

X. Symboliſch-humoriſtiſche Darſtellungen: Fauſt, Puppenſpiel, Faſtnachtsſpiel, Bahrdt, Parabeln, Legende, Hans Sachs, Mieding, Künſtlers Erdenwallen, Künſtlers Apotheoſe, Epilog zu Schiller's Glocke, die Geheimniſſe. 12)

XI. Symboliſch-ſatyriſche Theaterſtücke: Triumph der Empfindſamkeit, die Vögel, der Großcophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, Unterhaltungen der Ausgewanderten. (Letzteres, obgleich nicht eigentlich dramatiſch, hat man hier angefügt, weil es im Sinne der drei vorhergehenden geſchrieben iſt, und das große Unheil unwürdiger Staatsumwälzung in lebhaftem Dialog vor die Seele bringt.) 13)

XII. Epiſche Gedichte und Verwandtes: Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis, Pandora. 14)

XIII. Romane und Analoges: Leiden des jungen Werther, Schweizerbriefe, Schweizerreiſe. 15)

XIV. Die Wahlverwandtſchaften. 16)

XV. Wilhelm Meiſter's Lehrjahre. Erſter Bd.

XVI. Zweiter Bd.

XVII. Deſſelben Wanderjahre. Erſter Bd.

XVIII. Deſſelben Wanderjahre. Zweiter Bd. (Die wunderlichen Schickſale, welche dieß Büchlein bey ſeinem erſten Auftreten erfahren mußte, gaben dem Verfaſſer guten Humor und Luſt genug, dieſer Produktion neue, doppelte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Es unterhielt ihn, das Werklein von Grund aus aufzulöſen, und wieder neu aufzubauen, ſo daß nun in einem ganz Anderen Daſſelbe wieder erſcheinen wird.) 17)

XIX. Aus meinem Leben. Erſter Theil.

XX. Desgleichen. Zweiter Theil.

XXI. Desgleichen. Dritter Theil.

XXII. Desgleichen, fragmentiſch (sic!) bis in den November 1775.

XXIII. Desgleichen, bis in den Sept. 1786.

XXIV. Italiäniſche Reiſe. Erſter Band. Bis Rom.

XXV. Italiäniſche Reiſe. Zweiter Band. Bis Sicilien.

XXVI. Italiäniſche Reiſe. Dritter Band. Zweiter Aufenthalt in Rom. Römiſches Carneval, Caglioſtro, Rückreiſe, Wirkung und Folge dieſer Fahrt; Zweite Reiſe nach Venedig, Campagne in Schleſien von 1791. (Bekanntes und Neues ſchlingt ſich hier in einander.)

XXVII. Campagne von 1792 und Belagerung von Mainz.

XXVIII. **Annalen meines Lebens.** Erſter Band.

XXIX. **Fortſetzung derſelben.** Zweiter Band. 18) Von dem Vielen, was hier zu ſagen wäre, vorerſt nur Folgendes: Bis 1792 iſt die Darſtellung flüchtig behandelt, alsdann aber abwechſelnd ausführlicher, auch gewinnt ſie einen ganz verſchiedenen Charakter, bald als Tagebuch, bald als Chronik. Sie nimmt alsdann die Geſtalt von Memoiren, und durch wiederholtes Eingreifen in das Oeffentliche, die Bedeutung der Annalen an; ſie wird geſchichtlich, ſogar weltgeſchichtlich, da der Verfaſſer wohl ſagen darf, daß, wie er draußen die Univerſalhiſtorie aufgeſucht, ſie ihn dagegen wieder in Haus und Garten heimgeſucht habe.) 19)

XXX bis XXXIII. (In dieſen Bänden wechſelt eine große Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Form: Es ſind biographiſch-litterariſche Mittheilungen, als Supplemente zu dem, was ſich auf den Verfaſſer, ſeine Beſtrebungen und Schickſale bezieht. Die Recenſionen in den Frankfurter Anzeigen vom Jahr 1772 geben Anlaß, die frühen ernſteren und muthwilligen Produktionen einzuleiten. litterariſch-kritiſche Mittheilungen aus verſchiedenen Tagesblättern und Heften füllen den Raum bis zu den Jenaiſchen Recenſionen von 1804 ziemlich aus. Hier werden manche analoge Einzelheiten hiſtoriſcher, biographiſcher, redneriſcher Art einſchreiten, und von ſonſtigem Verwandten und dahin Einſchlagenden die mannigfaltigſten Verſuche mitgetheilt werden. Vielleicht fände man Raum, frühere Studien, z. B. zu Götz von Berlichingen, Iphigenia und ſonſt, zu belehrender Unterhaltung vorzulegen.) 20)

XXXIV. Benvenuto Cellini. Erſter Thl.

XXXV. Benvenuto Cellini. Zweiter Thl.

XXXVI. Philipp Hackert.

XXXVII. Winckelmann und ſein Kunſtjahrhundert. 21)

XXXVIII. Rameau's Neffe von Diderot und ſonſtige Franzöſiſche, Engliſche, Italiäniſche Literatur in Bezug auf des Verfaſſers Verhältniſſe zu Dichtern und Literatoren jener Länder.

XXXIX und XL. Dieſe zwei letzten Bände werden theils durch ernöthigte Spaltung einiger vorhergehender, theils durch Bearbeitung gehaltreicher Vorräthe hinlänglich zu füllen ſeyn. 22)

Was für Naturwiſſenſchaft geleiſtet worden, ſoll in einigen Supplementbänden nachgebracht, und beſonders darauf geſehen werden, daß einmal der Sinn, mit welchem der Autor die Natur im Allgemeinen erfaßt, deutlich hervortrete, und ſodann auch, was aus und mit demſelben im Beſondern gewirkt worden, ſich nach ſeinem Werth und Einfluß darlege. 23)

Ziehe ich nun aber in Betrachtung, welcher Maßen ich in den Stand geſetzt worden, das ſo eben geſchloſſene

Verzeichniß den Freunden deutſcher Zunge 24) vorzulegen; ſo wird es zur Schuldigkeit, vor allen Dingen den gefühlteſten Dank für die hohe Vergünſtigung auszuſprechen, derentwegen ich ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten verpflichtet bin. 25)

Eine der hohen Bundesverſammlung zu Frankfurt am Mayn übergebene beſcheidene Bittſchrift um Sicherung der neuen vollſtändigen Ausgabe meiner ſämmtlichen Werke gegen den Nachdruck und deſſen Verkauf, ward ſogleich durch die verehrlichen Geſandtſchaften einſtimmig geneigteſt aufgenommen, mit der Erklärung, deshalb günſtig an die reſpektiven Herren Committenten berichten zu wollen.

Bald erfuhr ich die erwünſchteſte Wirkung, indem von den ſämmtlichen allerhöchſten, höchſten und hohen Gliedern des deutſchen Bundes eigens verfaßte Privilegien eingingen, wodurch mir das unantaſtbare Eigenthum meiner literariſchen Arbeiten ſowohl gegen den Nachdruck, als gegen jeden Verkauf deſſelben, geſichert wird. 26)

Sind nun dieſe mir verliehenen, mit landesherrlicher Unterſchrift eingehändigten Documente höchlichſt zu ſchätzen wegen des Zeitlichen, das mir dadurch und den Meinigen gegründet wird: ſo ſind ſolche zugleich mit dankbarer Verehrung anzuerkennen wegen der gnädigſt und hochgeneigteſt ausgeſprochenen Rückſichten auf die vieljährig ununterbrochene Bemühung, ein von der Natur mir anvertrautes Talent zeitgemäß zu ſteigern, und dadurch, beſonders in literariſchem und artiſtiſchem Sinne, meinem Vaterlande nützlich zu ſeyn. 27)

Und ſo kann mir nur der Wunſch noch übrig bleiben, die etwa vergönnten Lebenstage treulich anzuwenden, daß alles Mitzutheilende den höheren Zwecken der Zeit und ihrer Folge durchaus geeignet erſcheinen möge. 28)

Nun mögte von ſo Manchem, was hier noch zu ſagen wäre, nur zu berühren ſeyn, wie man der gegenwärtig angekündigten Ausgabe die Prädikate von ſämmtlich, vollſtändig und letzter Hand zu geben ſich veranlaßt gefunden. 29)

In wie fern hier die ſämmtlichen Werke verſtanden werden, ergiebt ſogleich die Anſicht des Verzeichniſſes. Man findet das bisher einzeln Abgedruckte, auch ſchon früher zu Bändereihen Vereinigte, abermals beiſammen. 30) Hiernächſt iſt manches, bisher zerſtreut und außer Zuſammenhang Gedruckte und deshalb minder Beachtete hinzugefügt; ſodann Alles, was vorerſt werth ſchien, aus den Papieren des Verfaſſers mitgetheilt zu werden.

Vollſtändig nennen wir ſie in dem Sinne, daß wir dabei den Wünſchen der neueſten Zeit entgegen zu kommen getrachtet haben. Die deutſche Cultur ſteht bereits auf einem ſehr hohen Punkte, wo man faſt mehr als auf den Genuß eines Werkes, auf die Art, wie es entſtanden, begierig ſcheint, und daher die eigentlichen Anläſſe, woraus ſich jenes entwickelt, zu erfahren wünſcht;

ſo ward dieſer Zweck beſonders in's Auge gefaßt, und die Bezeichnung vollſtändig will ſagen, daß theils in der Auswahl der noch unbekannten Arbeiten, theils in Stellung und Anordnung überhaupt vorzüglich darauf geſehen worden, des Verfaſſers Naturell, Bildung, Fortſchreiten und vielfaches Verſuchen nach allen Seiten hin klar vor's Auge zu bringen, weil außerdem der Betrachter nur in unbequeme Verwirrung gerathen würde. 31)

Der Ausdruck letzter Hand iſt jedoch vorzüglich vor Mißverſtändniß zu bewahren. Wo er auch je gebraucht worden, deutet er doch nur darauf hin, daß der Verfaſſer ſein Letztes und Beſtes gethan, ohne deßhalb ſeine Arbeit als vollendet anſehen zu dürfen. Da ich nun aber, wie aus Vergleichung aller bisherigen Ausgaben zu erſehen wäre, an meinen Productionen von jeher wenig zu ändern geneigt geweſen, weil mir das, was zuerſt nicht gelang, in der Folge zu beſſern niemals gelingen wollen, ſo wird man auch in dieſer wenig verändert finden. 32)

An die bisher nicht gekannten oder minder geachteten Aufſätze iſt hingegen genugſamer Fleiß gewendet worden, ſo daß ſie theilweiſe von einer ſpäteren Bildung gar wohl Zeugniß geben können.

Freunde, die mir in der Folge ſie zu nennen, erlauben werden, haben mir treulich beigeſtanden, eine kritiſche Auswahl zu treffen, und verſchiedene Arbeiten in verſchiedenen Rückſichten, im äſthetiſchen, rhetoriſchen, grammatiſchen Sinne annehmlicher zu machen; wie denn auch zuletzt für übereinſtimmende Rechtſchreibung, Interpunkzion und was ſonſt zu augenblicklicher Verdeutlichung nöthig wäre, möglichſt geſorgt worden iſt. 33)

Solche Männer ſind es, welchen vollkommene Ueberſicht und Kenntniß von meinen Papieren und von dem zu gegenwärtiger Ausgabe beſtimmten Vorrath, gegeben wird, 34) damit auf keinen Fall in dem einmal begonnenen Geſchäft eine Stockung eintreten könne.

Wie nun hiernach die Verlagshandlung an ihrem Theile geneigt ſey, auch in dieſem Sinne ſorgfältig zu verfahren, und zwar einen nicht prächtigen, 35) aber anſtändigen doppelten Abdruck um einen annehmlichen Preis zu liefern, möge ſie nunmehr ſelbſt ausſprechen.

Mir aber ſey zum Schluß erlaubt, Gönnern und Freunden, Lernenden und Leſern bemerklich zu machen, daß jede theilnehmende Unterzeichnung auch mir und den Meinigen unmittelbar zu Gute kommen würde, für welches neue Wohlwollen ich, wie für das bisherige verbindlichſt dankend mich unterzeichne. 36)

Weimar, d. 1. März 1826.

Goethe."

„Die unterzeichnete Buchhandlung, beehrt mit dem Verlag von Goethe's ſämmtlichen Werken letzter Hand in 40 Bänden, glaubt den verſchiedenen Aeußerungen der zahlreichen Verehrer des Verfaſſers nicht beſſer entſprechen zu können, als wenn ſie durch mehrere Ausgaben und Auflagen jeden in den Stand ſetzt, nach ſeinen Wünſchen und Verhältniſſen zu wählen. 37)

Sie wird demnach eine Taſchen-Ausgabe in 16. und eine Oktav-Ausgabe veranſtalten, und zwar auf folgende Weiſe und unter beigeſetzten Bedingungen:

I. Die Taſchen-Ausgabe. 38)

a. auf ſchönem weißem Druckpapier mit neuen Typen, nach dem hier beigefügten Muſter-Blatt; ſie

1) erſcheint in 8 Lieferungen, jede von 5 Bänden, zu 18—24 Bogen.

2) Die erſte Lieferung wird zu Oſtern 1827 ausgegeben, der ſodann von halb zu halb Jahr die weiteren Lieferungen folgen, ſo daß in vier Jahren die ganze Sammlung von 40 Bänden vollendet ſeyn ſoll.

3) Diejenigen, welche bis zur Michaelismeſſe d. J. unterzeichnen, zahlen bei der Unterzeichnung 1 Rthlr. 12 gr., eben ſo viel bei jeder Lieferung, ſo daß die letzte dann unentgeldlich abgegeben wird.

4) Wer ſogleich bei der Subſcription den ganzen Betrag entrichten will, darf bis zur Michaelismeſſe d. J. ſtatt 12 Rthlr. nur 10 Rthlr. 12 gr. zahlen.

5) Wer bei uns direkt auf 9 Exemplare unterzeichnet, erhält das 10te unentgeldlich.

b. auf Velin-Papier.

6) Der Subſcriptionspreis für die Taſchen-Ausgabe auf Velin-Papier iſt 18 Rthlr., wovon 6 Rthlr. bei Unterzeichnung, 6 Rthlr. bei Ablieferung der dritten, und 6 Rthlr. bei der fünften Lieferung bezahlt werden, die weiteren Lieferungen werden unentgeldlich (?) abgegeben. 39)

II. Oktav-Ausgabe.

Dieſe, ebenfalls aus 40 Bänden beſtehende Ausgabe, Format und Druck, wie die frühere Oktav-Ausgabe von Goethe's Werken, erſcheint auf Velin, Schweizerpapier und ſchönem (?) Druckpapier.

1) Ausgabe auf Velin, jede Lieferung von 5 Bänden zu 6 Rthlr. 8 gr., und zwar 12 Rthlr. 16 gr. bei der Unterzeichnung, und 6 Rthlr. 8 gr. bei jeder Lieferung zu bezahlen; die 7te und 8te Lieferung wird dann unentgeldlich (?) abgegeben.

2) Ausgabe auf Schweizerpapier, jede Lieferung zu fünf Bänden 5 Rthlr., und zwar 10 Rthlr. bei der Unterzeichnung, und bei jeder Lieferung 5 Rthlr. zu bezahlen; die 7te und 8te Lieferung unentgeldlich. (?)

3) Ausgabe auf ſchön weiß Druckpapier, jede Lieferung von 5 Bänden 4 Rthlr., wovon 4 Rthlr. bei Unterzeichnung und 4 Rthlr. bei jeder Lieferung, ſo daß die 8te unentgeldlich (?) gegeben wird.

Die nachzubringenden wenigen 40) Supplementbände werden zu denſelbigen verhältnißmäßigen Bedingungen gegeben werden.

Stuttgart, den 4. März 1826.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung."

Anmerkungen
zu dieſer Ankündigung.

1) Daß auch dieſe Ausgabe, dem Inhalte des vorſtehenden Verzeichniſſes zufolge, keineswegs die „ſämmtlichen" Werke Göthe's umfaßt, und alſo mit Unrecht hier als eine „vollſtändige" angekündigt worden, ergiebt ſich dem Kenner beim erſten Ueberblick. Es fehlen darin u. A. die Parodie auf Clodius Medon, die unvergleichliche dramatiſche Satyre: „Götter, Helden und Wieland," der Brief des Paſtors, die Erörterung zweier wichtigen bibliſchen Fragen, die Schrift über altdeutſche Baukunſt, das Etwas aus Göthe's Brieftaſche, Göthe's Reden, (zur Eröffnung des Bergbaues in Ilmenau, auf Wieland's Tod u. ſ. w.), das Fragment: die ungleichen Hausgenoſſen, die Bearbeitung von Romeo

und Julie, die Abhandlung über das Weimar'ſche Hoftheater, und ſogar die, mit Schiller gemeinſchaftlich verfaßten, Xenien! Eben ſo wenig aber findet man hier Göthe's naturwiſſenſchaftliche Werke: die Ideen über organiſche Bildung und Pflanzen-Metamorphoſe, die Optik, Farbenlehre und Morphologie angeführt; (Vergleiche Note 25), und wo bleiben die Propyläen und die bändereiche Zeitſchrift: Kunſt und Alterthum? — Den Brief des Paſtors, die Erörterung, die Satyre auf Wieland und die Xenien, habe ich, da ſie längſt aus dem Buchhandel verſchwunden ſind, mit in meine Sammlung „Göthe's Philoſophie" u. ſ. w. aufgenommen.

2) und 3) Siehe Note 26.

4) Gewiß die würdigſte Eröffnung jeder Sammlung von Göthe's poetiſchen Werken.

5) Bei dieſen beiden Bänden iſt alſo hier von keiner „letzten Hand" die Rede.

6) Warum nicht auch die, ungleich wichtigeren, wilden?

7) Dies wäre alſo die Ordnung der hier in vier Bänden erſcheinenden „Gedichte" Göthe's. Aber welche Ordnung! Wie die dieſer ganzen Ausgabe; weder eine chronologiſch noch ſyſtematiſch folgerechte! Beſonders ſeltſam iſt die Ordnung: „Lyriſches, Loge, Gott und Welt" u. ſ. w. Wahrhaft kaleidoskopiſch durch einander gerüttelt erſcheinen hier die Göthe'ſchen Gedichte. Nicht einmal die epigrammatiſchen ſtehen

beiſammen, ſondern ſind hier durch alle vier Bände zerſplittert worden. Wie intereſſant, ſowohl zum Studium des großen Dichters ſelbſt als um der Theorie der Dichtkunſt (Poetik) willen, würde eine ſtreng nach den verſchiedenen *Gattungen* der *lyriſchen*, *epiſchen* und *didaktiſchen* Poeſie eingetheilte Sammlung ſeiner Gedichte ſeyn, da er *alle* dieſe Gattungen behandelt, und zwar in allen *ſo viel Meiſterhaftes* geleiſtet hat! — Daß in dem folgenden fünften Bande, der *Divan* hier der Sammlung der *Gedichte* angeſchloſſen erſcheint, dagegen iſt nichts zu ſagen, da er ja auch aus lyriſchen Poeſieen beſteht; aber die „*Anmerkungen*," die eine große Reihe gelehrter Abhandlungen über Orientaliſche Geſchichte, Poeſie, Litteratur und Religion enthalten, gehören doch wohl unter die *wiſſenſchaftlichen* Werke *Göthe's*, die hier freilich überall nicht, wie es hätte geſchehen müſſen, in einer beſonderen Abtheilung, von den *poetiſchen* getrennt, zuſammengeſtellt worden ſind.

8) Mit dieſem ſechsten Bande beginnt die Zuſammenſtellung der *dramatiſchen* Werke *Göthe's*, die, wie man ſieht, eben ſo planlos als die der Gedichte iſt. Gehören denn zu ſeinen „*älteren*" Theaterſtücken nicht *mehr* als die hier genannten?

9) Gehören *dieſe* zu Göthe's „*neueren*" Stücken?

10) Sind denn Götz von Berlichingen, Egmont, Stella und Clavigo nicht auch „*ernſte*" Stücke. Und

was iſt das überhaupt für ein Gegenſatz: „neue“ und „ernſte?“

11) Wie in aller Welt kommen die Gedichte zu Maskenzügen, und allzumal die Carlsbader Gedichte an die Oeſterreichiſchen Majeſtäten, unter die Opern? Die „Gelegenheitsgedichte“ und zwar beſonders die an „gekrönte Perſonen“ gerichteten, ſoll ja, wie unter Nro. IV. umſtändlich bemerkt iſt, der vierte Band enthalten. „Des Epimenides Erwachen“ ſchrieb Göthe bekanntlich als Vorſpiel zur Eröffnung des neuen Berliner Theaters. Seine „Vorſpiele“ ſind aber, als im ſechsten Bande enthalten, angezeigt. Dorthin hätte auch dies alſo doch wohl mit gehört.

12) Die Eintheilung in dieſem 10ten und 11ten Bande iſt ſo wunderlich als unklar. Ueber die Form dieſer ſymboliſch-humoriſtiſchen und ſatyriſchen Darſtellungen, ob dramatiſche oder andere damit gemeint ſind, wird kein Wort geſagt. Und ſind denn die hier angeführten humoriſtiſchen nicht zugleich ſatyriſche, wie die ſatyriſchen zugleich humoriſtiſche? Und iſt denn der zu Schiller's Todtenfeier geſchriebene Epilog zur Glocke ein — humoriſtiſches Gedicht? Die unvergleichliche Satyre: „Götter, Helden und Wieland,“ fehlt dagegen hier ganz; und doch iſt ſie gerade das Hauptſtück ſeiner ſatyriſch-humoriſtiſchen Dichtungen.

13) Die kleine Poſſe, der Bürgergeneral, eine ſymboliſche Dichtung!! Etwa weil Schnaps darin die 3 Stände mit den 3 Schichten der dicken Milch vergleicht?

14) Was heißt hier „Verwandtes?“ doch nicht die Zuſammenpaarung des Reinecke Fuchs mit Hermann und Dorothea?

15) In wiefern iſt das Analoge hier analog?

16) In der Reihe der Romane Göthe's, hätte doch wenigſtens die chronologiſche Folge beobachtet werden ſollen. Dann müßten aber die Wahlverwandtſchaften nach Wilhelm Meiſter's Lehrjahren kommen.

17) Eine ſehr merkwürdige Aeußerung Göthe's! Um ſo mehr, als er ſich über die Apel-Puſtkuchen'ſchen Wanderjahre, die eine ſo lebhafte Senſation erregten, wie über meine, beide Wanderjahre betreffende Schrift, und die vielen anderen, darüber für und wider, erſchienenen Kritiken und Aufſätze, bisher noch mit keiner Sylbe (ſeine leidige Belobung dreier der platteſten Lobhudler ſeiner Wanderjahre ausgenommen; ſ. meine eben angeführte Schrift, S. 149—192) erklärt hat! Alſo eine, durch jene Schriften veranlaßte, „völlige Umarbeitung der Wanderjahre“ wird uns hier verſprochen! Nous verrons. Der alte Text müßte aber doch in einer vollſtändigen Ausgabe der ſämmtlichen Göthe'ſchen Werke auch wieder mitgeliefert werden. Beſonders um der gewiß höchſt intereſſanten Vergleichung mit dem neuen willen. Hoffentlich erſcheint denn in dieſer neuen Bearbeitung Göthe's Wilhelm Meiſter nun auch endlich vollendet, worauf das Publikum bereits ſeit 1795 wartet. In der „Summariſchen Jah-

resfolge ſeiner Schriften" hat Göthe die „Anfänge zum Wilhelm Meiſter" gar ſchon als in den Jahren 1775—1780 geſchrieben, angegeben. Was möchte wohl ein Franzoſe zu einem Roman ſagen, der das Werk von mehr als 50 Jahren ſeines Verfaſſers iſt!

18) Die Selbſtbiographie-Göthe's wird ſonach ein gar wunderliches Compoſitum. Erſt: „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit," und „fragmentiſch;" dann: „Italiäniſche Reiſe;" dann: „Campagne;" und zuletzt noch: „Annalen!!"

19) Eine ſo artige als wahre Bemerkung. Bekanntlich entſchied die ſo weltgeſchichtlich wichtige Schlacht bei Jena und Weimar am 14. October 1806, Göthe's Verheirathung mit der Schweſter des Rinaldo Rinaldini-Schreibers Vulpius. Aber wie ſehr hat es ſeine Mit- und Nachwelt nicht zu beklagen, daß ihr Göthe ſeine Selbſtbiographie (auf deren Vollendung, wie auf die des Wilhelm Meiſter, wir nun auch ſchon ſo lange warten) nicht als ein vollſtändiges hiſtoriſches Ganzes, ſondern eben nur in dieſem „verſchiedenen Charakter": einer in ihren Theilen ſo heterogenen und zerſtückelten Sammlung von Fragmenten, bald als „Wahrheit und Dichtung," bald als „Tagebuch," bald als „Chronik," bald als „Annalen" und als „Memoiren" mitgetheilt! Es iſt übrigens merkwürdig, daß bis zur Erſcheinung des erſten Bandes von ſeiner Selbſtbiographie, im J. 1811, man über Göthe's Lebensgeſchichte

durchaus keine weiteren gedruckten Nachrichten hatte, als die höchſt dürftigen, und nicht einmal richtigen, Notizen in C. Aug. Schmid's Biographieen gelehrter Männer, Leipzig 1797, 4., Meuſel's gelehrtem Deutſchland, und Koch's, Vetterlein's und Jördens's Compendien.

20) Allerdings höchſt wünſchenswerth! Ueber den wirklichen Inhalt dieſer vier Bände läßt ſich aber, nach der obigen Anzeige noch nichts weiter genau beſtimmen, als daß ſie Göthe's Recenſionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen und der Jenaer Litteratur-Zeitung enthalten werden. Göthe's kritiſche Arbeiten ſollten aber eine eigene Abtheilung ſeiner „wiſſenſchaftlichen Werke" bilden, an welche hier überall gar nicht gedacht iſt.

21) Auch die zur Theorie und Geſchichte der bildenden Kunſt gehörigen Werke Göthe's müßten doch wohl eine beſondere Abtheilung bilden. Zu den hier verzeichneten dreien: über Cellini, Hackert und Winckelmann, wären dann noch ſeine Schrift über altdeutſche Baukunſt, die Programme der Weimar'ſchen Kunſtfreunde aus der (ſeit 1804 Halle'ſchen) Allgem. Litteratur-Zeitung, und ſeine ſo zahlreichen hieher gehörigen Abhandlungen aus den Propyläen und Kunſt und Alterthum hinzuzufügen.

22) Was ſoll das heißen: „Dieſe zwei letzten Bände werden durch Spaltung einiger vorhergehenden

zu füllen ſeyn?“ Und noch dazu einiger, alſo doch ſogar mehrerer! Sollen denn dieſe dort nicht vollſtändig gegeben, und ihr Schluß erſt hier, am Ende der ganzen Reihe, mitgetheilt werden?? Worin aber die „Bearbeitung gehaltreicher Vorräthe,“ die dieſe zwei letzten Bände noch ſonſt enthalten ſollen, beſtehen wird, darüber iſt hier Nichts geſagt.

23) Unter Göthe's wiſſenſchaftlichen Werken ſind gerade die zur Naturwiſſenſchaft gehörigen (über Farbenlehre, Optik, Pflanzenmetamorphoſe, Morphologie, Botanik und Mineralogie) die bedeutendſten, und hätten alſo eine beſondere Hauptabtheilung bilden ſollen, ſtatt deren ſie hier in „einige“ (vollſtändig dürften ſie allein leicht 10 Bände betragen) Supplement-Bände verwieſen werden!

24) Warum bloß den Freunden deutſcher — „Zunge?“ und nicht vielmehr denen des deutſchen Geiſtes? Jene lieben in der Regel an ganz andern Werken zu lecken: an Taſchenbüchern, Erzählungen, Unterhaltungs-Blättern, Caſanova'ſchen Memoiren (deren nun ſchon der 11te Band erſchienen iſt, dagegen man ſchon die 3 erſten Bände von Göthe's Selbſtbiographie für zu viel erklärte) u. dgl. mehr!

25) Vernehmt es zu unſerer Schmach, Franzoſen und Britten! Ein Göthe (!) erklärt ſich öffentlich zum Ausdruck ſeines „gefühlteſten Dankes“ verpflichtet, für die „hohe Vergünſtigung,“ daß die „erhabenen deut-

ſchen Bundesſtaaten“ ihm Privilegien gegen den Nachdruck ſeiner Werke auf ſeine Bittſchrift ertheilt haben!

96) Und das konnte ein Göthe ſelbſt nur erſt durch eine „beſcheidene Bittſchrift“ erlangen! Das ward nur ihm, par Excellence, als eine beiſpielloſe Ausnahme von der Regel, gewährt! Was ſoll man dazu ſagen, daß die hohe Bundes-Verſammlung in dem ganzen Zeitraum der 11 Jahre, die ſie nun (ſeit dem 1. October 1816) in Frankfurt am Mayn zuſammenſitzt, ſich noch nicht einmal zu einem Geſetz gegen den Nachdruck (um wenigſtens doch die deutſchen Schriftſteller und Buchhändler in ihren Rechten zu ſchützen) hat vereinigen können! An Muße dazu kann es ihr doch wahrlich nicht gefehlt haben; am wenigſten in der neueſten Zeit, wo es ja nun, wie es im Hamburger Correſpondenten vor Kurzem komiſch genug hieß: „keinen demagogiſchen Stoff mehr zu verarbeiten giebt!“

97) Die Rückſichten auf ſein Eigenthumsrecht hat jeder Autor und Buchhändler, wie überall jeder Staatsbürger, von ſeiner Regierung von Rechtswegen zu verlangen. Daß ein Göthe ſich hier dafür als für „gnädigſte und hochgeneigteſte“ bedankt, ſtatt vielmehr ein kräftiges Wort über die Schmach, ſolche Rückſichten ſich in Deutſchland erſt erbitten zu müſſen, hier ausgeſprochen zu haben, zeigt uns wieder, wie der Dichter des

Götz von Berlichingen leider in dem Hofmann untergegangen iſt! Man leſe dagegen die ehrenwerthe Anzeige: „An alle ehrliche Deutſche," welche unlängſt die Arnold'ſche Buchhandlung zu Dresden, in Betreff des ihr von der Königl. Würtembergiſchen Regierung verweigerten Privilegiums gegen den Nachdruck der Schilling'ſchen Werke, bekannt gemacht hat.

28) Die Werke eines Göthe gehören nicht bloß unſerer gegenwärtigen Zeit (von deren „höheren Zwecken" leider wenig zu ſagen iſt), ſondern ſeiner ſpäteſten Nachwelt (die an „höheren Zwecken" hoffentlich reicher ſeyn wird, als ſeine heutige Mitwelt) und überhaupt der Kunſt und Wiſſenſchaft, wie der Geſchichte der Litteratur und unſers deutſchen Geiſteslebens an. Darum iſt vor Allem eine möglichſt vollſtändige Sammlung derſelben zu wünſchen.

29) Von einer muſterhaften Ausgabe der Göthe'ſchen Werke iſt, wie eben gezeigt worden, zu verlangen, daß ſie dieſelben nicht relativ, ſondern ohne jede Ausnahme: ſämmtlich und vollſtändig enthalte.

30) Nun, wenn das auch nicht einmal geſchehen wäre, wozu denn die ganze neue Ausgabe! Iſt es doch ſchon genug zu beklagen, daß von dem „bisher zerſtreut Gedruckten" wie Göthe hier erklärt, nur „Manches" und nicht, wie ſo ſehr zu wünſchen ſtand,

Alles dieſer Ausgabe „letzter Hand“ hinzugefügt worden iſt!

31) Vollkommen wahr! Und bei keiner Sammlung der Werke irgend eines Schriftſtellers mehr zu beherzigen, als gerade bei der von den Werken dieſes ſo univerſellen Geiſtes, die ſo vielfache Gegenſtände der Künſte und Wiſſenſchaften umfaſſen. Hier iſt die Aufgabe: ſie „in Stellung und Anordnung nach allen Seiten hin klar vor's Auge zu bringen,“ und zwar ſo: daß zugleich des Verfaſſers Bildungsgang ſich darin auch am deutlichſten erkennen und überblicken laſſe, vornehmlich zu löſen. Aber was iſt denn nun für dieſen Zweck eben, in der hier getroffenen Anordnung, die, wie bereits gezeigt worden, vielmehr eine ſo confuſe iſt, geſchehen? Und wie konnte Göthe in obiger Stelle gar behaupten, daß dieſer Zweck hier „beſonders in's Auge gefaßt“ und auf die ihm gemäße Anordnung „vorzüglich geſehen worden“ ſey?

32) Nach dieſem Bekenntniß hat alſo das: von „letzter Hand“ freilich nicht viel zu bedeuten. Jedenfalls aber müßte doch eine muſterhafte Ausgabe der Göthe'ſchen Werke auch eine ſorgfältige Sammlung aller Varianten in den verſchiedenen bisherigen Drucken derſelben, (und Erwin und Elmire, Fauſt und Götz ſind doch bekanntlich in den neueſten Ausgaben ſehr bedeutend umgearbeitet erſchienen) enthalten. Auch hierüber findet man jedoch in dieſer Ankün-

digung nirgend das Mindeſte bemerkt. Mit der Aeuſſerung: „er ſey von jeher wenig an ſeinen Produktionen zu ändern geneigt geweſen," (wie viel hat er an der Iphigenia geändert, die zuerſt gar in Proſa geſchrieben war) widerſpricht er übrigens ſtark einer Stelle in ſeinem Aufſatz: „Summariſche Jahresfolge Göthe'ſcher Schriften," am Schluſſe des 20ſten Bandes der vorletzten Ausgabe ſeiner Werke. Daſelbſt ſpricht er von „jahrelanger, durch ſein unruhiges Naturell und ſehr bewegtes Leben veranlaßter, Umarbeitung, Ergänzung, Redaction und Reviſion der meiſten ſeiner Werke." Doch wo widerſpricht ſich Göthe nicht!

33) Nicht eine kritiſche Auswahl (denn wir verlangen Göthe's ſämmtliche Werke), ſondern eine kritiſche Anordnung, wie ſie Göthe oben ſelbſt ſo richtig angegeben hat, ſollte hier ſtattgefunden haben. Hierin aber haben ihm die abbeſagten „Freunde," wie man ſieht, ſo wenig treulich beigeſtanden, daß wir ihren Beiſtand vielmehr dem des Würzkrämer-Ladendieners in Göthe's Faſtnachtsſpiel vergleichen könnten: „Setzt mir den Caffee unter's T." u. ſ. w. Und was ſoll das heißen, daß dieſe Freunde Göthe's Arbeiten im äſthetiſchen Sinne annehmlicher gemacht?

34) Beneidenswerthe Männer! Welche um ſo größere Verpflichtung aber hätte ſie dieſes Zutrauen eines ſolchen vaterländiſchen Schriftſtellers erkennen laſſen ſollen: dem ihnen vertrauten Geſchäft der Mit-

Redaction einer Ausgabe der Göthe'ſchen Werke, ihre höchſte Sorgfalt und beſte Einſicht zu widmen!

35) Warum nicht endlich einmal auch eine Prachtausgabe? Iſt ein Göthe derſelben minder würdig, als Wieland und Klopſtock? Und hat der Herr Baron Cotta von Cottendorf zur Unternehmung eines ſolchen, dem Ruhme Göthe's wie der deutſchen Nationalehre gleich gemäßen, typographiſchen Denkmals, nicht noch ungleich reichere Mittel in Händen, als ſein trefflicher College Göſchen?

36) Dieſe, zum Schluß ſeiner Ankündigung, ſo offenbar nur um des Geldgewinnes willen, gegen das Publikum ausgeſprochene Captatio benevolentiae, iſt eines Göthe in ſo hohem Grade unwürdig, daß ſie nothwendig allgemeines Mißfallen erregen mußte, wie dies denn auch ſchon in mehreren öffentlichen Blättern geäußert worden iſt. Wie würdig dagegen kündigte Wieland die Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke an!

37) So arm auch unſer Deutſchland im Ganzen iſt, und zumal das gelehrte (beſonders im Verhältniß zu dem reichen Großbritannien und Frankreich), ſo giebt es in ihm doch Gott ſey Dank noch immer, auch unter Göthe's Verehrern, der kunſtſinnigen Reichen genug, die auch eine Prachtausgabe der Göthe'ſchen Werke ſchon längſt gewünſcht haben werden. Jeden hat alſo Herr Baron Cotta von Cottendorf hier

keinesweges in Stand geſetzt, „nach ſeinen Wünſchen und Verhältniſſen wählen zu können."

38) „Jeglicher Autor wird jetzt in Taſchenformate verleget;
Dem Zeitalter, man ſieht's, ſteckt in der Taſche der Geiſt."
(Kleine Schwärmer ꝛc.)

39) Wie allgemein bekannt iſt, erklärte bald nach Erſcheinung dieſer Ankündigung eine große Anzahl deutſcher Buchhändler in mehreren öffentlichen Blättern, daß ſie ſich mit dem Debit dieſer Ausgabe gar nicht befaſſen würden, indem der Herr Baron Cotta von Cottendorf ihnen nur einen ſo geringen Rabatt geben wolle, daß ſie nicht einmal die Verſendungskoſten der Exemplare davon beſtreiten könnten.

40) Da dieſe Supplementbände die naturwiſſenſchaftlichen Werke Göthe's enthalten werden, ſo iſt, falls dieſe darin vollſtandig geliefert werden ſollen, wie alle Freunde des Naturſtudiums mit dem größten Rechte verlangen werden, hier keineswegs mit „wenigen" Bänden auszureichen. Vergl. die Note 23.

Außer der hier mitgetheilten Ankündigung hat nun Göthe, in Betreff dieſer neueſten Ausgabe ſeiner Werke, noch folgende „Anzeige" auf dem Umſchlag des erſten Heftes des 6ten Bandes ſeiner Zeitſchrift über Kunſt und Alterthum, bekannt gemacht:

„Die erſte Lieferung der Taſchenausgabe von

Göthe's Werken,

beſtehend in fünf Bänden kleinerer Gedichte, erſcheint zu Oſtern verſprochenermaßen. Format, Druck und Papier kommen mit der erſten Anzeige völlig überein, und die Theilnehmer werden hoffentlich erkennen, daß hier ein lebender Autor ſelbſt, mit Beihülfe vorzüglicher Männer und einer aufmerkſamen (?) thätigen Verlagshandlung möglichſte (?) Sorge getragen. Nun verliert ſich wohl auch (?) die unfreundlichſt immer wiederholte Hindeutung auf die letzte Ausgabe der Schiller'ſchen Werke, die der würdige Verfaſſer leider nicht ſelbſt beſorgen konnte. Uebrigens ſoll Lieferung nach Lieferung in den angekündigten Terminen erfolgen, *) wobei man ſich vorbehält, Manches, von dem bis jetzt keine Kennt-

---

*) Dieſes Verſprechen iſt ſchon Anfangs gleich nicht erfüllt worden; indem bis jetzt nur die erſte Lieferung in 4 Bänden, alſo nur eine im Jahr 1827, ſtatt der verſprochenen zwei, erſchienen iſt. Geht das ſo fort, ſo hat das Publikum volle 10 Jahre auf die Beendigung dieſer Ausgabe (die Supplementbände ungerechnet) zu warten.

niß gegeben worden, nach und nach eingeſchaltet mitzutheilen. Die Ausgabe in Octav ſoll möglichſt gefördert werden.

Göthe."

Ich habe nicht unterlaſſen können, meinen Leſern auch dieſe Anzeige noch hier mitzutheilen, beſonders wegen der darin enthaltenen Stelle: „Nun verliert ſich wohl auch" u. ſ. w. Dieſe Aeußerung gehört unſtreitig auch zu den wunderlichen, deren Göthe uns in ſeiner Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum" ſchon ſo vielfache (wie bereits zu Anfange dieſes Abſchnittes bemerkt worden) hat vernehmen laſſen. Wie in aller Welt ſoll denn eine beſſere Ausgabe von Göthe's Werken jene ſchandbar ſchlechte von Schiller's Werken, vergeſſen machen können? Und iſt denn die „unfreundlichſt immer wiederholte Hindeutung" auf die Schlechtigkeit dieſer letzteren, nicht eine im vollſten Maaße gerechte und von ihrem ſo mächtig reichen Verleger, bis an das Ende aller ſeiner Tage, leider, nur allzu wohl verdiente? Hätte Göthe, als der vieljährige innigſte Geiſtes- und Herzensverwandte unſeres unſterblichen Schiller, nicht vielmehr der Erſte ſeyn ſollen, der dieſe ſeinem Andenken widerfahrene Schmach rügte, und hätte unter Allen, die ſie gerügt haben, gerade Er ſie nicht am kräftigſten und lauteſten rügen müſſen, ſtatt daß er den Herrn Baron Cotta von Cottendorf (offenbar bloß, weil er auch ſein Verleger iſt) ob jenes unverantwortlichen Verfahrens, im Gegentheil hier noch in Schutz zu nehmen ſucht! Und auf welche Weiſe! Durch den einzigen Vertheidigungsgrund: daß Schiller dieſe Ausgabe „nicht mehr ſelbſt habe beſorgen können!" War denn Schiller's Leben dazu nothwendig, um zu verhüten, daß ſeine Werke aus dem Verlag eines ſolchen Buchhändlers in dem lüderlichſten, von Druckfehlern wimmelnden, Sudeldruck auf ſchmutzigem Löſchpapier hervorgingen? Und hätte dies nicht Göthe eben ſo gut als Schiller verhindern können? Hätte Er nicht überhaupt, eben weil Schiller ſelbſt ſie leider nicht mehr beſorgen konnte, die ganze Redaction dieſer Ausgabe für ſeinen großen und unerſetzlichen Freund übernehmen, oder ihm wenigſtens das dabei werden ſollen, was, wie er in der Ankündigung der neueſten Ausgabe ſeiner Werke gerühmt hat, mehrere ſeiner Freunde ihm bei dieſer geworden ſind? In der That, die obige Aeußerung Göthe's wirft auf ſeine Achtung des Angedenkens Schiller's, das ihm doch unter allen Deutſchen am heiligſten ſeyn muß, einen recht fatalen Schatten!

Am Schluſſe der hier mitgetheilten Anzeige hat Göthe noch erklärt, daß er dieſer Ausgabe ſeiner Werke „Manches, von dem bis jetzt keine Kenntniß gegeben werden, nach und nach einzuſchalten ſich vorbehalten." Ueber dieſen Punkt hat er ſich ſchon in der

Ankündigung, und zwar etwas beſtimmter, geäußert. Warum hier nun noch hinterdrein eine ſo völlig unbeſtimmte Wiederholung jenes Verſprechens? Möchte er es indeſſen nur ſo vollſtändig, als es ihm aus dem gewiß ſehr reichen, noch vorhandenen Vorrath ſeiner Papiere immer möglich iſt, erfüllen. Beſonders hinſichtlich ſeiner, jetzt noch ſo fragmentariſchen Selbſtbiographie und des Trauerſpiels: die natürliche Tochter, zu deſſen zweiten und dritten Theil er eines bereits fertigen Entwurfes, in der ſummariſchen Jahresfolge ſeiner Schriften ſchon beim Jahr 1803 gedenkt. Fürwahr, auch nicht das Kleinſte wünſchten wir von ihm zurückbehalten. Denn auch das minder Vollkommene, ja ſelbſt Mangelhafte, Verfehlte, Schwache, (dormitat quandoque Homerus!) Wunderliche und ſich Widerſprechende, iſt wie ſchon ſo Manches der Art in Kunſt und Alterthum uns gezeigt, zum Studium eines ſolchen, wahrhaft chamäleon-artigen, Dichters und Denkers, doch immer ſehr lehrreich und intereſſant.

Nachdem ich nun meinen Leſern den Beweis vorgelegt habe, daß auch dieſe neueſte Cotta'ſche Ausgabe der Göthe'ſchen Werke, eine eben ſo unvollſtändige als unkritiſch geordnete iſt, theile ich ihnen im Folgenden den auf dem Titel dieſer Schrift verſprochenen Plan mit, nach welchem, meinen Ideen darüber zufolge, eine Ausgabe der Werke Göthe's „wie ſie ſeyn ſollte,“ veranſtaltet werden müßte; indem ich hoffe, daß ſie der Zweckmäßigkeit dieſes Planes eben ſo wenig ihren Beifall, als der gründlichen Kenntniß dieſer Werke, auf die er gegründet iſt, ihre Anerkennung verſagen werden.

Für die, ſo eben hier ſchon geäußerte, Forderung, die er in Abſicht einer möglichſt vollſtändigen Sammlung der Göthe'ſchen Werke enthält, hat Göthe ſelbſt in einer ſeiner Anmerkungen zu Diderot's Rameau geſprochen, wo er Folgendes von Piron ſagt: „Die franzöſiſchen Kritiker beklagen ſich, daß man bei Sammlung ſeiner Werke nicht ſtreng genug verfahren. Man hätte, meinen ſie, Manches davon der Vergeſſenheit übergeben ſollen. Dieſe Anmaßung der Kritik aber erſcheint ganz lächerlich, wenn wir die große Maſſe unbedeutender Bücher aufgeſtellt ſehen. Warum will man uns die Uebungsſtücke und leichteren Kompoſitionen eines guten Kopfes vorenthalten?" — Um wie ungleich gewichtiger noch, als bei einem Dichter wie Piron, iſt aber die Wahrheit dieſes Urtheils in Betreff der Werke eines Göthe!

Plan
zu einer
wirklich vollſtändigen und kritiſch geordneten
Ausgabe
der ſämmtlichen Werke Göthe's.

Schon in den Vorerinnerungen zu dieſen Blättern habe ich bemerkt, welche Schmach für die Ehre unſerer Nation und Litteratur die Menge der jetzt vorhandenen ſchlechten Ausgaben der Werke unſerer Klaſſiker iſt; wie ſehr wir uns derſelben, beſonders in den Augen der ſtolzen Britten und Franzoſen, die auch in dieſer Beziehung ihren Nationalruhm ſo würdig behaupten, zu ſchämen haben, und wie um viel mehr wir die Verpflichtung für muſterhafte Ausgaben dieſer Werke zu ſorgen, erkennen ſollten, als das Zeitalter klaſſiſcher Productionen in der Geſchichte unſerer vaterländiſchen Poeſie nunmehr leider vorüber iſt, auch die deutſche Typographie aber jetzt die Vollkommenheit der engliſchen und franzöſiſchen erreicht hat, und nicht bloß mehr dieſe Ausländer, ſondern bereits doch auch ſchon mehrere deutſche Buchhändler, wie Göſchen, Degen, Vieweg, Neſtler, Tauchnitz, Brönner, Arnold u. A. mit den nacheiferungswertheſten Beiſpielen einer würdigen äußern Ausſtattung der Werke unſerer Klaſſiker vorangegangen ſind; des koſtſpieligen Luxus nicht zu gedenken, der an die Eleganz ſo vieler der ſchaalſten Taſchenbücher vergeudet wird.

Von einer muſterhaften Ausgabe klaſſiſcher Werke hat man aber zu verlangen: daß ſie eine, nicht nur in Abſicht ihres Aeußern (wohin auch ein möglichſt fehlerfreier Druck zu rechnen iſt), ſondern auch in Hinſicht auf ihre innere Anordnung, dem Ruhm und Verdienſt des Verfaſſers würdigſt angemeſſene ſey. Wie ſehr aber wird auch in dieſer Beziehung unſere Litteratur noch immer von der engliſchen, franzöſiſchen, und ſelbſt ſpaniſchen und italieniſchen beſchämt! Welchen Reichthum der trefflichſten kritiſchen Ausgaben, mit den ſchätzbarſten Biographieen der Verfaſſer und gelehrten Commentaren, Abhandlungen und Noten, von den Herausgebern bereichert, haben jene Nationen nicht von den Werken ihrer klaſſiſchen Schriftſteller aufzuweiſen! In unſerem Deutſchland hingegen iſt mir bis jetzt erſt nur ein einziges Beiſpiel ſolcher Art bekannt, und auch dieſes iſt leider ein doch nur noch ſehr unvollkommenes. Ich meine die, von Herrn Profeſſor Gruber zu Halle beſorgte, neueſte Göſchen'ſche Ausgabe von Wieland's ſämmtlichen Werken. Der Herausgeber hat ſie nicht nur mit einem wahrhaft kritiſchen Sinn angeordnet, und mit einer wohlgeſchriebenen Biographie dieſes großen Dichters und Gelehrten begleitet, ſondern auch darin einen Anfang zu erklärenden Anmerkungen und, auf mehrere dieſer Werke bezüglichen, theoretiſchen und litterargeſchichtlichen Abhandlungen gemacht. Leider aber iſt es damit, wie mit ſchon ſo vielen litterariſchen Arbeiten, die Herr Prof. Gruber begonnen, aber nicht beendigt hat, *) eben nur bei dem Anfang geblieben. Gewiß hat man das um ſo mehr zu beklagen, als in unſerer gegenwärtigen Zeit (wo die immer zahlreicher anwachſende Schaar heuchleriſcher Frömmler und Moralpedanten, auch unſern Wieland, wie Göthe'n, als einen „unſittlichen Dichter" (!!) verſchrieen

---

*) Beſonders iſt dies in Betreff ſeiner Umarbeitung des Sulzer'ſchen Wörterbuches der ſchönen Künſte zu bedauern, von welcher nur ein Band, die Buchſtaben A—B enthaltend, erſchienen iſt. Seine mit Herrn Prof. Erſch unternommene Allgemeine Encyklopädie rückt auch ſo langſam vor, daß viele (zumal ſtatiſtiſche!) Artikel in den erſten Bänden, jetzt ſchon völlig wieder veraltet, und einer neuen Bearbeitung bedürftig ſind. Dieſer Gelehrte läßt ſich in gar zu Vielerlei ein. Was hat er (früher leider, wie ſo viele deutſche Gelehrte, aus Noth!) nicht ſchon Alles angefangen! Selbſt Modejournale, Kinderſchriften und ſogar einen Roman von — einem Pudel! u. ſ. w. (S. Meuſels gelehrtes Deutſchland, Artikel Gruber.)

hat, *) indeß ſie ſich an Clauren'ſchen Erzählungen und Caſanova'ſchen Memoiren nicht ſatt leſen kann), eine neue Auflage dieſer Ausgabe wohl ſo bald nicht zu erwarten ſeyn dürfte.

Bei keinem Schriftſteller, ſelbſt den ſo vielſeitigen und vielumfaſſenden Voltaire nicht ausgenommen, hat nun aber die Kritik jene Forderungen an eine ſolche Ausgabe ſeiner Werke in höherem Grade zu machen, (wie ſie denn eben darum freilich auch bei keinem andern ſchwieriger zu erfüllen ſind) als gerade bei Göthe.

Denn ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn umfaßt ein volles halbes Jahrhundert, das zugleich das goldene unſerer geſammten Litteratur iſt; und in dieſem langen Zeitraum hat er, gleichſam als der Repräſentant deſſel-

---

*) „An die Sittlichkeits-Phariſäer.“

„Ihr Kleinmeiſtergeſipp, was mäkelt Ihr doch an der Große,
Die Euch ein Dorn, weil Ihr neben ihr ſinket in's Nichts.
Eurer hohlen Decenz und der wortreich flunkernden Demuth
Iſt ja das Heilige doch nichts als ein Wechſelbalg nur.
Denn Ihr habt weder Glauben noch Sittlichkeit, habet nicht Liebe,
Habet nicht Chriſtenthum, habt Nichts als: Maul nur und Stirn.“

Kleine Schwärmer ꝛc.

ben, eine große und höchſt mannigfaltige Reihe, nicht nur dichteriſcher Meiſterwerke in allen Gattungen, Formen und Stylen der antiken wie modernen Poeſie, ſondern auch wiſſenſchaftlicher, zur Theorie und Geſchichte der ſchönen (beſonders bildenden) Künſte, wie zur Phyſik, Chemie, Botanik, Mineralogie, Kritik und Litteratur *) gehörend, geſchrieben; und zu alle dem auch noch eine eigene Darſtellung der Geſchichte ſeines langen und, wie keins eines andern deutſchen Dichters und Gelehrten, vom Glück begünſtigten Lebens begonnen, in welchem ſich zugleich ſeine ſo unendlich ereignißreiche Zeit und der ganze Gang, den unſere Kunſt und Litteratur in ihr genommen, abſpiegelt.

Wer eine wahrhaft kritiſche Ausgabe der ſämmtlichen Werke Göthe's liefern wollte, der müßte daher faſt mit derſelben Univerſalität und Verſatilität des Geiſtes, wie mit demſelben Reichthum von Kenntniſſen und Gelehrſamkeit auf ſo vielfachen Gebieten des menſchlichen Wiſſens ausgerüſtet ſeyn, als Göthe ſelbſt; vor Allem aber natürlich die genaueſte wie umfaſſendſte Kenntniß aller ſeiner Werke, und die tiefſte wie freieſte Einſicht in das Weſen derſelben, (beſonders aber die gründlichſte Kenntniß des Dichters und des Weſens

---

*) In dem 4ten und 5ten Bande meines ſchon erwähnten Werkes „Göthe's Philoſophie" u. ſ. w. finden ſich ſeine kritiſchen Ausſpruche über faſt dreihundert Dichter und Gelehrte, zuſammengeſtellt.

der Poeſie überhaupt) ſich zu eigen gemacht haben! Um Göthe'n auf all den tauſend verſchiedenen Pfaden, wohin die auſſerordentliche Thätigkeit ſeines Genius ſich gerichtet hat, überall als ein gründlicher Kenner des jedesmaligen Gegenſtandes, und treffender Beurtheiler ſeiner Behandlung deſſelben, folgen zu können, wird daher ein Studium erfordert, das uns von dem, der ſich ihm gewidmet hätte, wohl mit den Worten in Göthe's Taſſo ſagen laſſen dürfte:

„— — Sein ganzes Leben
War der Bewund'rung dieſes Einen Mannes heilig."

Das erſte und hauptſächlichſte Erforderniß einer ſolchen Edition der Göthe'ſchen Werke, wie wir ſie hier im Sinne haben, iſt alſo, daß ſie möglichſt vollſtändig und dergeſtalt angeordnet ſey, daß dieſe Univerſalität des Autors ſich aus der darin enthaltenen Gruppirung ſeiner Werke zurückſpiegele, und möglichſt klar und leicht überblicken laſſe. Mittelſt einer bloß chronologiſchen Folge dieſer ſo vielfältigen als zahlreichen Werke iſt, wie von ſelbſt einleuchtet, dieſes Ziel nicht zu erreichen. Göthe ſelbſt hat in ſeiner Ankündigung (ſ. die Note 31) vollkommen richtig bemerkt, „daß hier in Stellung und Anordnung vorzüglich darauf geſehen werden müſſe: des Verfaſſers Naturell, Bildung Fortſchreiten und vielfaches Verſuchen nach allen Seiten hin klar vor's Auge zu bringen, weil außerdem der

Betrachter nur in unbequeme Verwirrung gerathen müßte.“ Eine nur chronologiſche Anordnung würde bei Göthe’s Werken dieſe Verwirrung unvermeidlich zur Folge haben, indem, wie Göthe ſelbſt in ſeinem Aufſatz über die „ſummariſche Jahresfolge“ ſeiner Schriften geſagt hat, „das wunderlichſte Gemiſch“ erſcheinen müßte, wenn man das, was ihn gleichzeitig beſchäftigte, in Einen Band zuſammenbringen wollte. Hier iſt alſo eine ſyſtematiſche ganz beſonders erforderlich, und je ſtrenger dieſelbe durchgeführt wäre, deſto mehr würde ſie dem beſagten Zweck entſprechen.

Dieſer zufolge müßte nun die Ausgabe zuvörderſt zwei Hauptabtheilungen enthalten, deren eine die poetiſchen, die andere aber die wiſſenſchaftlichen Werke Göthe’s umfaßte. Die poetiſchen Werke müßten wieder nach den verſchiedenen Dichtungsarten, in lyriſche, didaktiſche, epiſche und dramatiſche und deren ſämmtliche Unterabtheilungen geſondert, eingetheilt werden; eine Anordnung, die zudem noch gleich lehrreich für das Studium der Poetik wie dieſes Dichters ſeyn würde, indem daraus auf Einen Blick erhellt, wie Göthe alle Gattungen und Formen der Poeſie (die einzige des romantiſchen Epos ausgenommen, in welcher Gattung überhaupt, in der deutſchen Poeſie, Wieland noch immer unerreicht iſt) mit Dichtungen bereichert hat, die zugleich für die Theorie jeder einzelnen derſelben als

Muſter aufzuſtellen ſind. Die wiſſenſchaftlichen Werke aber, müßten eingetheilt werden in die, welche 1) zur Theorie und Geſchichte der Poeſie und übrigen ſchönen Künſte, 2) zur Naturwiſſenſchaft und 3) zur Litteratur-Geſchichte und Kritik gehören. Den Schluß dieſer Letzteren würde am zweckmäßigſten Göthe's Selbſtbiographie bilden, da dieſelbe nicht nur die Lebensgeſchichte dieſes vielſeitigſten deutſchen Dichters und Denkers, ſondern auch die Geſchichte der geſammten deutſchen Litteratur ſeiner Zeit, umfaßt.

Zu einer ſolchen rationellen Anordnung, zu didaktiſchen und hiſtoriſchen Zwecken, wäre nun aber auch noch erforderlich, daß mit dieſer ſtreng ſyſtematiſchen Folge auch die chronologiſche in ſofern verbunden würde, als die Werke jeder einzelnen Abtheilung in geſchichtlicher Ordnung ſich einander folgen müßten.

In dem bereits erwähnten Aufſatz: „Summariſche Jahresfolge Göthe'ſcher Schriften," ſagt Göthe zwar: „die Mehrzahl der Leſer verlangt die Schrift, und nicht den Schriftſteller; ihr iſt darum zu thun, daß ſie die Arbeiten verſchiedener Art und Naturgemäß in Gruppen und Maſſen beiſammen finde," und das Letztere iſt, wie ſchon bemerkt, auch ganz richtig. Aber in einer Ausgabe der Göthe'ſchen Werke wird jeder Kenner derſelben allerdings auch den Schriftſteller verlangen; d. h. eine Anordnung, die ihn zugleich, wie

Göthe ſelbſt in der oben angezogenen Stelle ſeiner Ankündigung geäußert hat: „des Verfaſſers Bildungsgang, und Fortſchreiten" überſchauen läßt. Die chronologiſche Ordnung müßte alſo hier mit der ſyſtematiſchen auf die eben angegebene Weiſe combinirt, überdem aber, zum Schluſſe des Ganzen, auch noch eine allgemeine und möglichſt genaue chronologiſche Ueberſicht ſeiner ſämmtlichen Werke gegeben werden, wie ich eine ſolche zu Ende dieſer Schrift meinen Leſern mitgetheilt habe.

Nach dem bisher Geſagten würde die Ausgabe alſo nach folgendem Schema *) angelegt werden müſſen:

Göthe's ſämmtliche Werke.

I. Poetiſche Werke.

1) Lyriſche Poeſie. (Lieder, Oden, Dithyramben, Elegieen, Sonette u. ſ. w.) Den Schluß dieſer Abtheilung müßte der Divan bilden.

2) Didaktiſche Poeſie. (Lehrgedichte, Epiſteln, Satyren, Parabeln, Fabeln, Epigramme, Gnomen u. ſ. w.) Dieſer Sammlung wären zugleich die

---

*) Dieſes Schema bietet zugleich den zweckmäßigſten Plan zu kritiſchen Vorleſungen über Göthe's Werke dar; wovon ich mich aus eigener Erfahrung bei den, 1823 zu Halle, und 1825 in Altona von mir nach obigem Entwurf gehaltenen, vollkommen überzeugt habe.

zahlreichen Gelegenheitsgedichte, ſowohl auf Perſonen, als andere Gegenſtände (Theaterreden, Prologe, Epiloge, Feſtgedichte u. ſ. w.) beizufügen.

3) Epiſche Poeſie. a) Metriſche Dichtungen: Legenden, Idyllen, Romanzen, Balladen, und Epopöen (ſowohl ernſter als komiſcher Gattung und im Styl des antiken wie romantiſchen *) Epos.) b) Proſaiſche: Novellen, Mährchen, Erzählungen, Romane.

4) Dramatiſche Poeſie. (Dramolets, Dramen, Luſtſpiele, Tragödieen, Cantaten, Melodramen, Singſpiele und Opern.)

NB. Das Vielfältige, was Göthe auch auf dem Gebiete der poetiſchen Ueberſetzungskunſt geleiſtet hat, wäre in eben dieſer Ordnung den Original-Werken anzuſchließen; z. B. Reinecke Fuchs den epiſchen, Voltaire's Tancred und Mahomed den dramatiſchen u. ſ. w.

---

*) In dieſer Beziehung findet ſich unter Göthe's Werken freilich nur ein Fragment, „die Geheimniſſe," das aber doch zeigt, was er auch in dieſer Gattung hätte leiſten können. Von allen übrigen dieſer Abtheilungen aber, bleibt bei einer ſorgfältigen Claſſificirung, der Göthe'ſchen Dichtungen, die mir wenigſtens ein ſehr intereſſantes Geſchäft gewährt hat, keine einzige leer.

II. Wiſſenſchaftliche Werke.
1) Zur Kunſtwiſſenſchaft. (Geſchichte und Theorie der redenden, toniſchen und bildenden Künſte.)
2) Zur Naturwiſſenſchaft. (Optik, Farbenlehre, Botanik, Mineralogie, Morphologie u. ſ. w.)
3) Zur Litteraturgeſchichte und Kritik. (In dieſe Abtheilung gehören vornehmlich alle Recenſionen Göthe's, ſeine Abhandlungen zum Rameau, und Divan, ſeine Einleitungen zu den von ihm herausgegebenen Werken anderer Schriftſteller, ſeine Rede über Wieland u. ſ. w. Am zweckmäßigſten würde ſie, wie ſchon erwähnt, mit Göthe's, in ſo vorzüglichem Sinne litterargeſchichtlich geſchriebener Selbſtbiographie beſchloſſen.

III. Allgemeine chronologiſche Ueberſicht der ſämmtlichen Werke Göthe's.

Das zweite Haupterforderniß einer kritiſchen Ausgabe der Göthe'ſchen Werke, iſt eine möglichſt vollſtändige, mittelſt einer ſorgfältigen Vergleichung des Textes aller erſchienenen Ausgaben, ſowohl der Sammlungen als einzelnen Werke, zuſammengebrachte Sammlung der verſchiedenen Lesarten oder ſogenannten Varianten, die, wie bereits gezeigt, beſonders beim Fauſt, Götz, der Iphigenia, und nun auch den Wanderjahren, ſo bedeutend als zahlreich ſeyn würden. Dieſe müßten dem Abdruck jedes einzelnen Werkes, ſelbſt jedes einzelnen Gedichtes, zu dem ſie gehören, unmittelbar hinzugefügt werden, als eine für das Studium der Poeſie überhaupt, wie dieſes Dichters insbeſondere, höchſt lehrreiche Zugabe.

Zum Dritten müßten die Göthe'ſchen Werke hier durchgängig mit litterariſchen Notizen über die verſchiedenen Ausgaben jedes einzelnen; und überhaupt, wo es nur immer erforderlich iſt, mit erklärenden, kritiſchen, hiſtoriſchen, mythologiſchen, litterargeſchichtlichen und allen ſonſt nöthigen anderen Anmerkungen, Nachweiſungen u. ſ. w. begleitet, erſcheinen. Denn, wie Göthe ſelbſt ſo gut als wahr einmal geſagt hat:

„Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuern glaubt man blank zu verſtehn,
Doch ohne Dollmetſch wird's auch nicht geh'n."

Wie viele Göthe'ſche Dichtungen (als ſein Fauſt, Großcophta, die Geheimniſſe, Weiſſagungen des Bakis, Harzreiſe, Xenien, Epigramme aus Venedig u. ſ. w.) bedürfen weit für die meiſten ſeiner Leſer, der Exegeſe! Ein ſehr großes Feld zu ſolchen Anmerkungen aber bieten beſonders die Fragmente ſeiner Selbſtbiographie dar, wo ſo Vieles zu erläutern, berichtigen und ſelbſt zu ergänzen iſt, wie ich bereits in meiner

„Lebensgeſchichte Göthe's" (Hamburg 1827, als 7ter Theil von „Göthe's Philoſophie" ꝛc.), die überhaupt der erſte Verſuch einer vollſtändigen und zuſammenhängenden Biographie Göthe's iſt, Solches zu leiſten, begonnen habe. Hiezu müßte vorzüglich auch, und mit beſonderer Sorgfalt, alles das benutzt werden, was er ſelbſt, außer jenen autobiographiſchen Fragmenten, noch an einzelnen Bekenntniſſen und Erklärungen über ſich und mehrere ſeiner Werke (z. B. das Gedicht „die Harzreiſe"), in Kunſt und Alterthum und den Beiträgen zur Morphologie zerſtreut mitgetheilt hat.

Als ein viertes, nicht minder wichtiges Requiſit, müßte dieſe Ausgabe endlich auch noch ein, Göthe'n und ſeine Werke betreffendes, litterariſch-artiſtiſches Repertorium, enthalten, das ihr am zweckmäßigſten als ein beſonderer Anhang hinzuzufügen ſeyn würde. Ich meine damit nämlich, eine möglichſt vollſtändige Nachweiſung und Beurtheilung:

1) der über Göthe erſchienenen beſonderen Schriften, (beſonders die vielen über den Werther und die Xenien erſchienenen. Neuere von Schubarth, Schütz, Puſtkuchen, Zauper, Eckermann u. ſ. w.);

2) der über ihn in anderen Werken (z. B. Eichhorn's, Bouterweck's, Jörden's, Schlegel's, Horn's, Wachler's u. A. Geſchichten der deutſchen Litteratur,

in Frau von Stael's Allemagne, Woltmann's Memoiren des Freiherrn v. S—a.; auch im Converſations-Lexikon, den Taſchenbüchern Minerva und Urania u. ſ. w.) enthaltenen Urtheile;

3) der, in Leſſing's Litteratur-Briefen, der Allgemeinen deutſchen Bibliothek, der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, Wieland's deutſchem Merkur, ſämmtlichen gelehrten Anzeigen und Litteraturzeitungen u. ſ. w. über ſeine Werke erſchienenen Recenſionen;

4) der in anderen Zeitſchriften, Journalen und Blättern enthaltenen, ihn betreffenden Aufſätze. (Eine große Zahl ſolcher, durch den vom Paſtor Puſtkuchen entzündeten Streit über Göthe veranlaßt, enthalten beſonders das Morgenblatt, die Zeitung für die elegante Welt, Abendzeitung, Mitternachtsblatt, Hekate, Geſellſchafter, Heſperus, Litterariſches Converſationsblatt u. ſ. w.);

5) der Sammlungen, Anthologieen u. ſ. w., in denen Göthe'ſche Dichtungen enthalten ſind, ſo wie der ſämmtlichen, bis jetzt erſchienenen Ueberſetzungen ſeiner Werke;

6) der zu Göthe's Gedichten erſchienenen muſikaliſchen Compoſitionen (von Reichardt, Zelter, Righini, Mozart, Beethoven, Zumſteg, André, Tomaſchek, Weber, Kanne u. ſ. w.);

7) der zu Göthe's Dichtungen erſchienenen Kupferwerke (von Näke, Retſch, Cornelius, Schwert-

geburth, Riepenhauſen, Ramberg, Opitz, Gebrüder Henſchel u. ſ. w.); und endlich

8) der ſämmtlichen vorhandenen Bildniſſe und Büſten von Göthe (erſtere beſonders von Bolt, Lips, Müller und Wright; letztere von Klauer, Tiek und Rauch), wie der ihm zu Ehren geprägten Medaillen u.ſ.w.

Es leuchtet gewiß allen Kennern Göthe's, und unſerer Litteratur überhaupt, unter meinen Leſern ein, daß hier von einem ganz anderen Unternehmen, als die lächerliche Compilation war, welche unter dem Titel: „Göthe, in den Zeugniſſen der Mitlebenden," zu Berlin 1823 erſchien, *) die Rede iſt, und daß ein ſol-

---

*) Die Abſurdität dieſes, des großen Dichters ſo unwürdigen Machwerkes (worin die bedeutendſten Kritiken über Göthe völlig übergangen, dagegen die fadeſten Lobhudeleien, ja ſogar die, Göthe'n in Dedicationen und bei Ordensertheilungen gemachten Complimente zuſammengetragen ſind, und von dem daher Göthe, ſtatt es noch in Kunſt und Alterthum zu beloben, lieber mit Kant hätte ſprechen ſollen: „Der Himmel behüte uns nur vor unſern Freunden" u. ſ. w.), iſt in mehreren Blättern, beſonders der Hekate von Müllner, bereits zur Genüge dargethan worden. Ganz unbemerkt aber iſt bis jetzt eines der drolligſten Mißverſtändniſſe geblieben, zu dem den Lobpreiſer dieſes grobhöflichen Präſentes für Göthe, in Nro. 138 des Hamburger Correſpondenten von 1823, ſeine eigene Göthe-Idolatrie verführt hat. Er nennt es nämlich nicht nur ein höchſt treffliches und

ches Werk, beſonders als ein trefflicher litterariſcher Apparat zu einer „Geſchichte der Kritik über Göthe," die uns noch gänzlich fehlt, und doch auch zur Geſchichte ſeines Lebens wie unſerer Litteratur gehört, von dem ſchätzbarſten Werthe ſeyn würde.

unpartheiiſches (!) Buch, ſondern ſchmäht auch, ſich auf ein darin befindliches Urtheil von Klinger berufend, alle Tadler Göthe's als „Knaben, die ihn mit Teufelsdreck zu parfümiren ſich erkühnten." — Unglücklicherweiſe aber hat Klinger, wie man es daſelbſt, nebſt dem Mehreren, nachleſen kann, dieſes Urtheil über die Lobhudler Göthe's ausgeſprochen, und unter Anderem noch hinzugefügt: „Was für einen Zauber muß Schmeichelei mit ſich führen, da Göthe nicht an einem ſolchen Geſtank erſtickt!"

Vor Kurzem erſt iſt, als ein würdiges Seitenſtück zu dieſer erbärmlichen Compilation, gar auch eine „Sammlung der auf Göthe'n zur Feier ſeiner Geburtstage u. ſ. w. verfertigten Lob-Gedichte" erſchienen, die ein wahres Non plus ultra von Abgeſchmacktheit enthalten. Vergl. die erſte Note zu S. 19 dieſer Schrift.

Allgemeine
Chronologiſche Ueberſicht
der
ſämmtlichen Werke Göthe's.

Die Nothwendigkeit der Verbindung einer chronologiſchen Ueberſicht mit der ſyſtematiſchen Anordnung der Göthe'ſchen Werke, in einer kritiſchen Ausgabe derſelben, habe ich bereits erwieſen. Schon Göthe ſelbſt hat eine ſolche unter der Ueberſchrift: „Summariſche Jahresfolge *) Göthe'ſcher Schrif-

---

*) In der Einleitung zu dieſer, ſchon mehr erwähnten, Ueberſicht, zeigt er, wie ich bereits bemerkt habe, ſehr einleuchtend die große Nützlichkeit derſelben für alle ſolche Leſer, denen an dem Studium „der ſtufenweiſen Entwickelung ſeiner geiſtigen Bildung" gelegen iſt. Um ſo befremdender iſt aber die bald nachher daſelbſt folgende Aeußerung: daß ſein Talent „ſich nicht (!) ſtufenweiſe," ſondern, und zwar im Gegenſatze mit dem Schiller'ſchen (!) „gleichzeitig und aus Einem Mittelpunkt" (!) entwickelt habe" ohne jemals „umherzuſchwärmen." — A. W. Schlegel hat dagegen (in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt) bemerkt, daß

ten" am Schluſſe des erſten Bandes der vorletzten Ausgabe ſeiner Werke mitgetheilt. Sie enthält aber kein Verzeichniß ſeiner gedruckten Werke (von denen er nur die Cotta'ſchen Ausgaben derſelben, und nicht einmal die Göſchen'ſche und Unger'ſche erwähnt) ſondern weiſet nur nach, womit er ſich in jedem Jahre beſchäftigt hat, wenn dieſe Arbeiten auch oft um viele Jahre (wie z. B. der Wilhelm Meiſter) ſpäter erſt gedruckt erſchienen. Auch in dieſer Beziehung jedoch iſt ſeine Ueberſicht keinesweges vollſtändig. Es fehlen darin mehrere ſeiner früheren Arbeiten (zum Theil ſelbſt bedeutende, wie Hackert's Biographie), die er in dem Embarras des richesses ſeiner eigenen Werke, überſehen hat, und, da ſie nur bis zum Jahr 1818 geht, natürlich auch alle ſeitdem von ihm unternommenen. Das hier folgende Verzeichniß enthält eine möglichſt vollſtändige und genaue Ueberſicht der ſämmtlichen gedruckten Werke Göthe's, in ſtreng chronologiſcher Folge, von 1767 an (wo das Erſte derſelben erſchien), bis auf die neueſte Zeit.

---

es Göthe's Streben an einem Mittelpunkt fehle, und in meiner Charakteriſtik des Göthe'ſchen Geiſtes hoffe ich auch zu beweiſen, daß ſich ein ſolcher Mittelpunkt nur in der Chamäleons-Natur dieſes Geiſtes, mit der er ſtets ſich ſeiner Zeit anſchließend und von ihr ſich leiten laſſend, gewirkt hat, finden läßt. Vergl. die Note zu S. 192 meiner Biographie Göthe's.

1767. **Parodie** auf Clodius Reden. Leipzig. 8. (Anonym.)

Gedichte an **Zachariä** u. A., im Leipziger Muſenalmanach.

1768. **Neue Lieder,** componirt von Breitkopf. Ebendaſelbſt. 4. (Gleichfalls anonym.)

1769. **Die Laune des Verliebten und die Mitſchuldigen.** Frankfurt a. M. 8. (Anonym.)

1770 bis 1771. — —

1772. **Von deutſcher Baukunſt,** D.M. Ervini a Steinbach. Straßburg. 8. (Anonym.) befindet ſich auch in dem folgenden Werke:

1773. **Von deutſcher Art und Kunſt.** Einige fliegende Blätter. Hamburg. 8. (von **Göthe** anonym herausgegeben. Enthält auch **Herder's** Schrift über Oſſian.)

Brief des Paſtors *** an den neuen Paſtor zu **. 8. (Anonym.)

Zwo wichtige, bisher unerörterte bibliſche Fragen, zum Erſtenmale gründlich beantwortet von einem Landgeiſtlichen in Schwaben. 8. (Anonym.)

Götz von Berlichingen, ein Schauſpiel. Hamburg 1773. 8. (Anonym.) Frankfurt a. M. 1774. Nachdruck: Leipzig 1774. 8.

1774. **Prolog** zu den neueſten Offenbarungen Gottes, verdeutſcht durch Bahrdt. 8. (Anonym.)

Moraliſch-politiſches Puppenſpiel. Leipzig und Frankfurt. 8. (Anonym.)

Götter, Helden und Wieland, eine Farce. 8. (Anonym.) Nachdruck: Carlsruhe 1774.

Antheil an den Luſtſpielen des Plautus. Frankfurt und Leipzig. 8. (Anonym.)

Clavigo, ein Trauerſpiel. Leipzig. 8. Ebendaſelbſt 1777.

Die Leiden des jungen Werther, Leipzig bei Weygand. 8. (Anonym.) Zweite Auflage 1775. Dritte Auflage 1778. Viele Nachdrucke.

1775. Recenſionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen. Frankfurt. 8.

Gedichte in der Iris, Quartalſchrift für Frauenzimmer, von Joh. G. Jacobi. Berlin 1774—1776. Acht Bände. 8. (im zweiten Erwin und Elmire.)

Gedichte in der Zeitſchrift „der Rheiniſche Moſt." Frankfurt 1775. 8. und dem Göttinger Muſenalmanach.

Erwin und Elmire, ein Schauſpiel mit Geſang. Frankfurt. 8. (Anonym.) Berlin 1776.

Göthe's ſämmtliche Schriften. Berlin, bei Voß. 1775. Zwei Theile. 8. (Ohne Göthe's Vorwiſſen.) Zweite Auflage 1777, drei Bände, und dritte Auflage 1779, vier Bände. Nachdruck dieſer Nachdrücke: Carlsruhe 1779. Vier Bde. 8.

1776. Stella, ein Schauſpiel für Liebende, in 5 Aufzügen. Berlin. 8.

Etwas aus Göthe's Brieftaſche, als Anhang zur deutſchen Ueberſetzung von Mercier's Verſuch über die Schauſpielkunſt. Leipzig. 8.

Claudine von Villa bella, ein Schauſpiel mit Geſang. 8.

Gedichte und Aufſätze in Wieland's deutſchem Merkur.

1777. — —

1778. Proſerpina, ein Melodrama, und die Fiſcherin, ein kleines Singſpiel. In der Litteratur- und Theaterzeitung. Berlin 1778—1782. 8.

1779 bis 1784. — — (Eine merkwürdige Lücke von ſechs vollen Jahren!)

1785. Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau. Im deutſchen Muſeum 1785, erſtes St.

1786. Gedichte, in den Ephemeriden der Litteratur und des Theaters. Berlin 1786. 8. 3—4ter Bd.

Scenen aus der Iphigenia in Tauris. Ebendaſelbſt dritter Band, und in Armbruſter's Schwäbiſchem Magazin, 1786, erſter Band.

1787. Göthe's Schriften. Leipzig bei Göſchen. 1787—1790. Acht Theile. 8. Mit Kupfern. Enthaltend: den Werther, Götz von Berlichingen, die Mitſchuldigen, Iphigenia, Clavigo, die Geſchwiſter, Stella, Triumph der Empfindſamkeit, die Vögel, Egmont, Claudine, Erwin und Elmire, Taſſo, Lila, Fauſt, Jery und Bätely, Scherz, Liſt und Rache, Faſtnachtslieder, Gedichte.

1788. Dieſelben. Wohlfeilere Ausgabe. 1787—1791. 4. 8.

1789. Die ungleichen Hausgenoſſen, Fragment. 8.

Das Römiſche Carneval, Weimar und Gotha. 4. Leipzig, bei Göſchen, 1789. 8.

Auszug aus dem Tagebuch eines Reiſenden, in Wieland's deutſchem Merkur.

1790. Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanze zu erklären. Gotha. 8.

1791. Beiträge zur Optik. 2 Hefte. Weimar 1791—92. 8.

1792. Göthe's neue Schriften. Berlin, bei Unger. 1792—1800. 7 Bände. 8. (Seit 1822 im Verlag der Brockhaus'ſchen Buchhandlung in Leipzig.) Enthaltend: Großcophta, Caglioſtro, Römiſches Carneval, Reinecke Fuchs, Wilhelm Meiſter, Gedichte.

1793. Der Bürgergeneral. Zweite Fortſetzung der beiden Billets. Berlin. 8. (Anonym.)

1794. — —

1795. Gedichte in Ewald's Urania. Hannover 1795—96. 8.

Antheil an Schiller's Horen. Tübingen, bei Cotta. 1795—97. 8.

1796. Gedichte in Schiller's Muſenalmanach. Tübingen. 1796—99. (Die Xenien im Jahrgang 1797.)

Gedichte in Voſſens Muſenalmanach auf das Jahr 1796.

1797. Herrmann und Dorothea. Taſchenbuch für 1798. Mit Kupfern. Braunſchweig, bei Vieweg. 12. Neue Auflagen: Ebendaſelbſt 1799. 1803, 1807, 1814, 1816, 1826. Nachdruck: Wien, 1810.

1798 bis 1800. Propyläen. Eine periodiſche Schrift. Tübingen, bei Cotta. Drei Bände. 8.

In Verbindung damit: die Programme der Weimariſchen Kunſtfreunde in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung. 1800—1804.

1800. **Paläophron und Neoterpe**, ein Feſtſpiel zum neuen Jahrhundert, in v. **Seckendorff's** Taſchenbuch. Weimar. 12.

Die guten Frauen, in Cotta's Damenkalender. Tübingen. 12.

1801. **Benvenuto Cellini**, eine Geſchichte des 16ten Jahrhunderts. Braunſchweig (eigentlich Wien) Ein Nachdruck aus den Horen.

1802. **Ueber das Weimar'ſche Hoftheater.** In **Bertuch's** Modejournal.

Der Zauberflöte zweiter Theil. In **St. Schütze's** Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft.

Tankred und **Mahomed**, zwei Trauerſpiele nach **Voltaire**. Tübingen. 8.

Was wir bringen, Vorſpiel zur Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes in Lauchſtädt. Ebendaſelbſt. 8.

1803. **Leben des Benvenuto Cellini**, überſetzt und mit einem Anhange herausgegeben. Ebendaſelbſt. 2. 8.

1804. **Götz von Berlichingen**, für das Theater umgearbeitet. 8.

Taſchenbuch auf das Jahr 1804. Herausgegeben von **Göthe** und **Wieland**. Tübingen. 12. (Die natürliche Tochter.)

Recenſionen in der **Jena'ſchen** Allgemeinen Litteratur-Zeitung.

1805. **Rameau's Neffe**, ein Dialog von Diderot. Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet. Leipzig, bei Göſchen. 8.

1806. Winkelmann und ſein Jahrhundert. In Briefen und Aufſätzen. Tübingen. 8.

Göthe's Werke. Tübingen, bei Cotta. 1806—1808. 12 Theile. 8.

1807. Optik. Ebendaſelbſt. 8.

Ideen über organiſche Bildung. Ebendaſelbſt. 8.

Novellen in Cotta's Damenkalender. Ebendaſ.

1808. Sammlung zur Kenntniß der Gebirge um Carlsbad; und der Kammerberg bei Eger. In Leonhards Taſchenbuch für die Mineralogie. 1808 und 1809. 12.

1809. Die Wahlverwandtſchaften. Ein Roman. Tübingen. 2. 8.

1810. Zur Farbenlehre. Ebendaſelbſt. 2. 8.

Maskenzüge in Weimar. Weimar. 4.

Pandora's Wiederkunft. Mit vier Umriſſen von Gruner. Wien, bei Geiſtinger. 8.

1811. Romeo und Julie, von Shakſpeare, für das deutſche Theater nach Schlegel's Ueberſetzung bearbeitet. Weimar. 8.

Rinaldo. Cantate. 8.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Tübingen, bei Cotta. 1r bis 3r Bd. 1811—1816. Zweiter Abtheilung 1r und 2r Theil 1817. 5r Theil 1822. 8.

Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Göthe, mit Gedichten deſſelben begleitet. Herausgegeben von Schwerdtgeburt. Weimar. Induſtrie-Comptoir. Zwei Lieferungen in Querfolio.

Philipp Hackert. Biographiſche Skizze. Ebendaſelbſt. 8.

1812. Gedichte im Namen der Carlsbader Bürger an die Majeſtäten von Oeſterreich. Carlsbad. 4.

1813. Rede auf Wieland's Tod. Im Morgenblatt.

1814. Die Höhen der alten und neuen Welt, bildlich verglichen. Weimar, Induſtrie-Comptoir. 8.

1815. Des Epimenides Erwachen, ein Feſtſpiel zur Eröffnung des neuen Theaters in Berlin. Berlin, bei Duncker. 8.

Ueber das deutſche Theater und Schiller's Bearbeitungen Göthe'ſcher Stücke. Im Morgenblatt 1815, Nro. 85.

Göthe's Werke. Neue Ausgabe. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, und Wien, bei Carl Armbruſter. 1815—19. 20 Bände in 8. u. 12.

1816. Kunſt und Alterthum. Eine Zeitſchrift. Tübingen, bei Cotta. 1816—27, bis jetzt 16 Hefte. 8.

1817. Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt, beſonders zur Morphologie. Ebendaſelbſt, bis jetzt drei Bände. 8.

1818. Feſtgedichte, bei Anweſenheit der Kaiſerin Mutter von Rußland. Weimar. 4.

1819. Torquato Taſſo. Ein Schauſpiel. Neue Auflage. Leipzig, bei Göſchen. 8.

Weſtöſtlicher Divan, nebſt einem Anhange. Ebendaſelbſt, und Wien, bei C. Armbruſter. 8.

1820. — —

1821. Wilhelm Meiſter's Wanderjahre, oder die Entſagenden. Ein Roman. Erſter Theil. Ebendaſelbſt. 8.

Fauſt. Neue Auflage, als Taſchenbuch. Tübingen, bei Cotta.

1822. Die Leiden des jungen Werther's. Neu eingeleitet. Leipzig, bei Weygand. 8.

1823. Der deutſche Gilblas, oder Leben und Schickſale Johann Chriſtoph Sachſe's, eines Thüringers. Von ihm ſelbſt verfaßt. Eingeführt durch Göthe. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 8.

1824. — —

1825. Der junge Feldjäger. Eingeleitet von Göthe. Ebendaſelbſt. 3. 8.

1826. Don Alonſo, oder Spanien. Eine Geſchichte aus der gegenwärtigen Zeit, von N. A. v. v. Salvandy. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Mit einem Vorwort von J. W. v. Göthe. Breslau, bei Max. 5 Bände. 8.

1827. Memoiren Robert Guillemard's, verabſchiedeten Sergeanten. Aus dem Franzöſiſchen. Eingeführt und eingeleitet von Göthe. Leipzig, bei Weygand. 2. 8.

Die Verlobten. Roman von Alexander Manzoni; überſetzt von Daniel Leßmann. Eingeleitet von Göthe. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8.

Göthe's ſämmtliche Werke Neueſte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 40 Bände, nebſt Supplementen, in 8. und 12.

Antikritiſcher Anhang.

Abfertigung

zweier Göthe-Coraxe, in Betreff des Werkes:
„Göthe's Philoſophie u. ſ. w. Herausgegeben vom Prof. Dr. Schütz. Hamburg, bei Neſtler. 1825—1826. 7 Bde. 16."
nebſt einem Nachwort über einen Beurtheiler deſſelben im Hesperus.

Der jetzt erſchienene ſiebente Band des hier genannten Werkes, welcher den erſten Theil meiner Lebensgeſchichte Göthe's enthält, beginnt mit folgenden Worten der Vorrede:

„Als der Herausgeber ſeine, mit dem vorigen Bande dieſes Werkes geſchloſſene, philoſophiſche Anthologie aus Göthe's Schriften, dem Druck übergab, mußte er es erwarten, daß der ſeit einigen Jahren bis zu factionsartiger Gehäſſigkeit heftig gewordene Streit der Meinungen in unſeren, jetzt kaum mehr zählbaren kritiſchen und krittelnden Blättern, über den berühmten Dichter und Denker ſelbſt, auch dieſes Unternehmen auf eine gleich unwürdige Weiſe berühren werde. Er hat jedoch das Glück gehabt, es wider ſeine Erwartung, wie von dem Publikum, ſo auch von den competenteſten unſerer heutigen Kunſtrichter, mit einem ſo einſtimmigen als partheiloſen Beifall aufgenommen, und, wie er es vornehmlich wünſchte, als ein Werk voll des reichſten Stoffs zur Anregung und Bildung des Denkens über alle dem menſchlichen Geiſte denkenswertheſte Gegenſtände anerkannt zu ſehen. Ja, der geiſtreiche Beurtheiler deſſelben in No. 28 der Leipziger Litteratur-Zeitung 1826, hat ihm den mehrjährigen Aufwand an Zeit, Mühe und Koſten, den es erforderte, auf das ihm Erfreulichſte mit dem Urtheil gelohnt, daß in philoſophiſcher Beziehung: die Göthe'ſchen Ideen und Gedanken in dieſer Zuſammenſtellung einen noch höheren und fruchtbareren Werth gewonnen, als ſie an den ſo ſehr zerſtreueten Stellen in Göthe's Werken ſelbſt haben können. Nur ein Paar der von Müllner treffend alſo genannten „Göthe-Coraxe" (denn ſonſt haben ſie, mit der an dieſen Schreiern ſchon gewohnten Feigheit, ſich namentlich nicht zu erkennen gegeben) haben ihr Gekrächz dagegen erhoben. Der Eine in dem Geſellſchafter des Herrn Prof. Gubitz zu Berlin, der Andere (der ſogar handgreifliche Druckfehler mit zu Hülfe geſchrieen hat) in dem Repertorium des Herrn Hofrath Beck zu Leipzig. Beide werden ihre Abfertigung in dem unter meiner Redaction jetzt erſcheinenden Mittageblatte finden."

Da dieſes Blatt, durch die Schuld der Verlagshandlung, nur wenig Verbreitung in Deutſchland gefunden hat, weshalb ich auch die Redaction deſſelben mit Ende Juny 1827 wieder aufgab, ſo theile ich die erwähnte Abfertigung daraus hier nochmals mit.

1. Der Göthe-Corax im Geſellſchafter (1826. Bemerker No. 11.), welcher nach der ſo witzigen als wohlbezeichnenden Claſſificirung dieſer Coracen in Müllner's Hekate, Seite 723, ein Göthe-Corax stentor („Göthe-Brüller") iſt; hebt gleich mit dem Machtſpruch an, daß „die Abſicht des Herausgebers offenbar (!) keine andere ſey, als nur die doppelte: einmal mit Göthe's Schriften auf eine ſehr leichte Weiſe viel Geld zu verdienen, und ſodann: ſeinen böſen Willen (!) an Göthe auszulaſſen." Letzterem widerſpricht das, Göthe's eigene Ideen ja enthaltende, Werk ſelbſt, wie der in der Vorrede jedem Leſer von geſundem Menſchenverſtand, klar dargelegte Zweck deſſelben. Erſterem aber der Umſtand: daß der Herausgeber vom Verleger für alle 6 Bände zuſammen, nicht mehr Honorar als 100 Rthlr., lediglich zur Bezahlung des Abſchreibers, genommen, alle zu dieſen Auszügen von 3000 Stellen, wie zu ihrer Eintheilung und Anordnung erforderliche Mühe und Zeit aber, völlig unentgeldlich verwendet hat; die ihm ſonach auch nicht wieder erſtatteten, bedeutenden Koſten der Anſchaffung aller Göthe'ſchen Werke in ſämmtlichen einzelnen Ausgaben, wie den mehrfachen ganzen Sammlungen derſelben, nicht einmal zu rechnen! — Der große Geſetzgeber der Kritik, Leſſing, hat bekanntlich geſagt: „Jedes Urtheil, das ein Kritiker mit dem Buch in der Hand beweiſen kann, iſt ihm erlaubt. Verräth er aber, daß er von den Verhältniſſen des Autors etwas mehr wiſſen will, als er aus dem Buche darlegen kann, oder ſchiebt er ihm gar Abſichten unter, an welche dieſer nicht gedacht hat, ſo zeigt ein ſolcher Recenſent, daß er das verächtlichſte Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft, nämlich ein Klätſcher, Verläumder

oder Paſquillant iſt!” Fiat applicatio! — Er behauptet ferner, daß ich Schiller's Wunſch in Betreff einer Sammlung der Göthe'ſchen Ideen nicht verſtanden, weil dieſer nur von den wiſſenſchaftlichen Ideen Göthe's geſprochen. Sind aber dieſe denn nicht auch in meiner Sammlung enthalten? Und ſind die aus Göthe's poetiſchen Werken mitgetheilten, nicht im höchſten Sinn des Wortes wiſſenſchaftliche, d. h. philoſophiſche? Ich bin der Meinung, daß alle unſere ſo zahlreichen Geſchichten der Philoſophie eine gewaltige Lücke enthalten, indem darin nirgend auf die Werke ſo philoſophirender Dichter, wie Göthe, Schiller, Wieland, Voltaire u. ſ. w. Rückſicht genommen iſt. — Er behauptet weiter: „meine Mittheilung der pädagogiſchen Ideen Göthe's ſey aus Haß (!) gegen Göthe (den ich doch, wie er weiterhin ſagt: „mit Lob überſchüttet”;) und um eine glänzende Ankündigung meiner eignen Pädagogik folgen zu laſſen, geſchehen.” Mit letzterer meint er eine gewöhnliche Buchhändleranzeige meines pädagogiſchen Unterhaltungsblattes, die nicht von mir, ſondern von dem, namentlich unterzeichneten (!) Verleger, dieſem Bande angehängt iſt. Alſo nochmals: Fiat applicatio des obigen Leſſing'ſchen Wortes! Er tadelt ferner die — Vollſtändigkeit meiner Sammlung, daß ich nämlich in Betreff der Urtheile Göthe's über Litteratur und Geſchichte. ſogar auch „um nur viel Geld zu gewinnen” die Xenien, die Hefte über Kunſt und Alterthum und den Divan benutzt habe. Hier zeigt er ſich auch als einen dummen Verläumder, indem er nicht einmal einſieht, daß er dadurch nur ein Lob über das Werk ausgeſprochen. Gerade der darin enthaltene Abdruck der Xenien (die ſo bedeutend auf unſere neuere

Kunſtkritik eingewirkt haben) mit der von mir beigefügten Erklärung derſelben, iſt allen Kennern und Freunden unſerer Litteratur vorzüglich willkommen geweſen. Er tadelt ſodann, daß ich bei den ausgezogenen, ſich oft ſo ſehr einander widerſprechenden Stellen, nur die einzelnen Werke, nicht aber auch die Pagina, wo ſie zu finden ſind, und hinſichtlich der Romane und Dramen Göthe's, nicht die Perſonen, denen Göthe ſie in den Mund gelegt, angegeben hätte; daher man nicht immer wiſſen könne, was Göthe's eigne Meinung ſey. In Betreff des erſten Vorwurfs leuchtet ein, daß wenn ich ſogar die Seitenzahlen hätte angeben wollen, des Citirens, zumal bei den ſo zahlreichen verſchiedenen Ausgaben der Schriften Göthe's; in dieſem Werke (das überdem nur für Leſer, die mit Göthe's Werken ſchon bekannt ſind, beſtimmt iſt) kein Ende geworden wäre. In Betreff des zweiten aber, habe ich ja ausdrücklich erklärt, daß ich hierauf in meiner Analyſe der philoſophiſchen Ideen Göthe's, natürlich Rückſicht nehmen werde. Indeß wird dieſe Entwickelung zugleich darthun, (was ſich auch aus dieſer Sammlung der Göthe'ſchen Ideen ſchon Jedem, der ſie nicht blos leſen, ſondern, wie ich es vornehmlich wünſche, wirklich ſtudiren will, ergiebt,) daß weit die meiſten jener Widerſprüche, beſonders über Religion, Moral, Liebe, Erziehung und Lebensphiloſophie, ſich gerade auch in denen Werken und Gedichten, worin Göthe ſelbſt ſpricht, befinden. — Endlich fordert dieſer Götho-Corax stentor alle Welt gegen mich auf, ihm nur eine „einzige Zeile" aufzuweiſen, worin Göthe „einen ſeiner geiſtloſen Schmeichler, wie ich mich geäußert, gelobt habe." Nicht eine Zeile, ſondern ganze Bogen voll der, leider nur zu ſprechenden, Beweiſe dieſer vor Allem beklagenswerthen Schwäche Göthe's, wodurch er unſrer heutigen Kritik ſo viel Schaden zugefügt hat, als er durch Fortſetzung ſeines früheren kräftigen Freimuthes ihr hätte Vortheil bringen können; weiſe ich ihm denn hiemit nach: in Müllner's Hekate, Litteraturblatt, und Mitternachtblatt, wie in meiner Schrift über die beiden Wanderjahre, Halle, bei Anton 1823. 8. pag. 149 bis 364!

2. Der Götho-Corax ejulans (Göthe-Winſeler) im Hofrath Chriſtian Daniel Beck'ſchen Repertorium der neueſten Litteratur (1826, 1ſter Band, 2tes Stück) winſelt vornehmlich darüber, daß ich in dem Abſchnitt der Göthe'ſchen Gedanken über Gegenſtände der Litteratur, „die — Xenien, ſo weit ſie hieher gehören, mit aufgenommen habe," wofür mir doch alle einſichtsvolle Beurtheiler um ſo mehr Dank gewußt haben, als ſie aus dem Buchhandel ſeit Jahren verſchwunden und hier zugleich erklärt wieder erſchienen ſind. Seine, ſo ſchlecht ſtyliſirte als gedachte, Recenſion, tadelt dies in einem halben Dutzend abſurder Sätze, die alle mit „zwar" anheben. Zwar habe ich mich nun in der Vorrede zum 3ten Bande ſehr ausführlich über den Zweck meiner Aufnahme der Xenien, als einer Erſcheinung, die auf die Fortbildung unſerer Litteratur und Kritik den weſentlichſten Einfluß gehabt hat, und in der Geſchichte derſelben darum für alle Zeiten merkwürdig bleiben wird, u. ſ. w. erklärt; „das hilft aber Alles nichts, es bleibt ein für allemal die einfältige Meinung dieſes Recenſenten, daß die Xenien nur für ihre Zeit Intereſſe gehabt, jetzt aber „längſt vergeſſen und in ſich ſelbſt aufgelöſet (!) ſeyen"!! Eben ſo befindet er ſich mit der Meinung auf dem Holzweg, daß mir

bei der Erklärung der Xenien, mein Vater hätte helfen können. Denn dieſer hat ſich bekanntlich mit unſrer neuern ſchönen Litteratur ungleich weniger als ich beſchäftigt, dagegen er den gerechten Ruhm eines der gelehrteſten Kenner des claſſiſchen Alterthums behauptet. Aller übrige in dieſer ſogenannten Recenſion enthaltene Tadel, zu dem ſogar völlig handgreifliche Druckfehler des Werks mit zu Hülfe genommen worden ſind, iſt ganz derſelbe, über den ich mich ſchon unter No. 1. hier erklärt habe. Nur findet ſich noch ein hämiſcher Zweifel hinzugefügt, ob ich mein Verſprechen einer Charakteriſtik des philoſophiſchen Geiſtes Göthe's auch halten würde. „Nicht alle Verſprechungen," heißt es, „werden erfüllt!" Das weiß Gott! Wie viel Werke hat nicht Göthe, ganz abſonderlich aber der Herr Hofrath Chriſtian Daniel Beck zu Leipzig, angefangen, die nicht vollendet worden ſind, und angekündigt, ohne daß auch nur ein Anfang davon erſchienen iſt! Seit mehr als 30 Jahren bilden die Beck'ſchen Ankündigungen dieſer Art in der Rubrik der „Bücher, die da künftig herauskommen ſollen," im Leipziger Meßcatalog bekanntlich einen ſtehenden Artikel! Von der Erfüllung meines oberwähnten Verſprechens aber, iſt nun doch bereits der Anfang, mit dem jezt herausgekommenen erſten Theil meiner Charakteriſtik Göthe's, wirklich erſchienen. Neues Futter für dieſes Beck'ſche Repertorium, in dem die Bücher gleich zu ganzen Schocken in einem Heft, mit dem Flederwiſch recenſirt werden!

Auch in der Zeitſchrift Hesperus, die in No. 205 d. J. eine ſehr beifällige Anzeige meines Werkes enthält, iſt ſpäterhin in No. 244 eine eben ſo abfällige erſchienen. Doch rechne ich den Verfaſſer derſelben keinesweges zu dem elenden Geſchlecht dieſer Coracen; denn er hat doch den Muth gehabt, ſich zu nennen („Dr. A. J. Becher") und ſich auch nicht als einen jener erbärmlichen Lobhudler des berühmten Mannes gezeigt. Im Gegentheil zollt er meiner Schrift über die beiden Wanderjahre ſeinen Beifall und wünſcht ihre Vollendung (die indeß natürlich erſt erfolgen kann, wenn Hr. Puſtkuchen ſeine Wanderjahre vollendet haben wird). Nur behauptet er, daß Göthe's Belobungen ſeiner Lobhudler „ironiſche Verhöhnungen derſelben" ſeyen, denen Göthe den Schein des Ernſtes gegeben habe, eine Tendenz die freilich auch nicht „in Schutz zu nehmen" ſey. Daß es Göthe mit dieſen Lobſprüchen auf ſeine Lobpreiſer nicht redlich meint, ja alle dieſe ſeine Speichellecker nach Art der meiſten großen Herren, im Grunde herzlich verachtet, das iſt allerdings gar nicht zu bezweifeln; aber die Schwäche einer, leider ſehr kleinlichen, Eitelkeit iſt doch wohl eben ſo wenig darin zu verkennen! Hrn. Dr. Bechers Tadel gegen meine Göthe's Philoſophie läuft übrigens blos auf den von ihm ebenfalls mir gemachten Vorwurf hinaus, daß ich bei den aus Göthe's Romanen und Dramen gewählten Stellen die Namen der Perſonen nicht angeführt habe, denen ſie Göthe in den Mund gelegt; und hierüber habe ich mich nun ſchon hier unter No. 1. zur Genüge erklärt. —

Bei dieſer Gelegenheit wiederhole ich hier auch noch folgende, ebenfalls bereits im Mittagsblatte (No. 57. 1827) mitgetheilte:

Erklärung.

In No. 57 des Mittagsblattes vom 19. November 1826 befindet ſich Seite 268 folgende Stelle:

> „In Halle hat denn nun auch die altersſchwache Allgemeine Litteratur-Zeitung, dem Pietismus und Servilismus zu huldigen angefangen! Der Hesperus (1826. No. 247) hat eine kräftige, aber wohlverdiente Rüge der empörenden Recenſion in No. 223—233. 1826, derſelben ausgeſprochen. „Man glaubt", heißt es (leider nur zu wahr!), „eher den Offenbacher Staatsmann, als die ſo viele Jahre mit Ruhm beſtandene Halliſche Allgemeine Litteratur-Zeitung zu leſen! Recht bei den Haaren herbeigezogen iſt dieſe lange, gehäſſige Erörterung, bei Gelegenheit des Breslauer Oberlandgerichtlichen Erkenntniſſes und des Petersburger Rapport de la Commission d'Enquete, und hat offenbar keinen andern Zweck, als die Regierungen anzureizen, die Denk-, Lehr- und Schreib-Freiheit in immer engere Feſſeln zu ſchlagen, und durch Furcht und Gewalt: Aberglauben und Unwiſſenheit zu gebietenden Mächten zu erheben, in deren Folge dann bald Fanatismus und Despotismus ihr blutiges Schergenamt verwalten würden!"

Dieſe, bereits vor einem Jahre im Mittagsblatt abgedruckte, Stelle iſt jetzt erſt von einem eben ſo feigen (denn er hat ſich nicht genannt) als hämiſchen, mir übelwollenden, Skribler aufgegriffen worden, um mich deshalb (!) eines Mangels an Verehrung für meinen Vater, den Hofrath Schütz in Halle, zu beſchuldigen. — S. den, mit einem ekelhaften lateiniſchen Motto (das ihn ſchon als einen ſchmutzigen ankündigt) überſchriebenen, anonymen Aufſatz in No. 103. der bei Brockhaus in Leipzig erſcheinenden „Blätter für litterariſche Unterhaltung" 1827. — Da nun die obige (in ihrer Wahrheit übrigens nur allzuwohl begründete) Stelle nicht einmal die mindeſte Erwähnung meines Vaters enthält; da ferner, wie allgemein bekannt iſt *), derſelbe die Redaktion der Halliſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung ſchon ſeit Jahren fremden Händen übergeben hat; da aber ſelbſt wenn er ſie auch noch führte, dies mich doch natürlich nicht hindern könnte, jenes Urtheil anzuerkennen, und da ich endlich meine aufrichtigſte Verehrung für meinen Vater, als einen der trefflichſten Gelehrten, namentlich gerade in dieſem Mittagsblatt (ſ. No. 1. des „litterariſch-artiſtiſchen Anzeigers" und die „außerordentliche litterariſche Beilage" zum Mittagsblatt) ſchon mehrmals öffentlich ausgeſprochen habe, ſo erkläre ich hiemit den Verfaſſer beſagten Aufſatzes für einen nichtswürdigen Lügner und Verläumder.

Hamburg, den 30. November 1827.

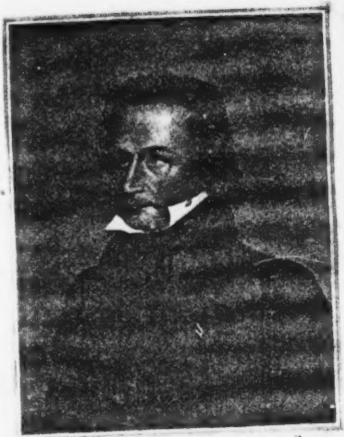
Schütz.

---

*) S. u. A. die Xenie auf die Halliſche Allgemeine Litteratur-Zeitung, in dem Taſchenbuch: Kleine Schwärmer ꝛc. Frankfurt 1827. 12.

„Wunder! Im ſalzigen Halle verlierſt du des Salzes mehr ſtets:
Doch Dein Aequator dreht nicht mehr im Schützen (ſondern im Erſche) ſich um!" *)

*) Der Profeſſor Erſch zu Halle iſt ſeitdem (16. Jan. 1828) verſtorben.



Nach dem Leben gezeichnet.

PAGANINI

Leben, Charakter und Kunſt

des

Ritters

icolo Paganini.

Eine Skizze

vom

Profeſſor Dr. F. C. J. Schütz.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Mit Paganini's Porträt.

Ilmenau, 1830.
k und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Liebend, mit ſegnender Hand, beſchenkte Dich Phoibos Apollon,
Reichte ſein Saitenſpiel ſelbſt Dir in der Wiege ſchon dar!
Doch entgeheſt auch Du nicht des Neides gemüthloſem Tadel;
Sinn nur erfaſſet den Sinn, Genius den Genius nur. —
Aber über den Neid und ſeine Geburten erhaben,
Wandelt das ächte Verdienſt, ſich ein genügender Gott!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorerinnerungen.

gegenwärtige Zuſtand der menſchlichen Geiſtes-
r iſt ein durchaus chaotiſcher und anarchiſcher. In
unſt und Wiſſenſchaft, wie in der Politik und Re-
ſtellt uns die jetzige Zeit ein wahres Quodlibet,
mit einem guten plattdeutſchen Ausdruck zu reden,
delmuddel von Parteien, Schulen, Anſichten,
ngen, Geſchmäcken, Moden und Methoden, Theo-
Syſtemen, Secten und Confeſſionen aller Art dar;
enen ſich jedoch bis jetzt noch keine einzige zu einer
h vorherrſchenden erhoben hat. Idealismus
ealismus, Enthuſiasmus und Indifferentismus, Di-
ismus und Pennalismus, Empirismus und Tranſcen-
ismus, Naturalismus und Pedantismus, Eclecti-
s und Sch[illegible]matismus, Hellenismus und Roman-
s, Liberalismus und Servilismus, Loyalismus und
ismus (i. e. Jeſuitismus), Republicanismus und
rchismus, Demagogismus und Ariſtocratismus, Car-
ismus und Ultraismus, Jacobinismus und Abſolu-
s, wie Despotismus, Proteſtantismus und Katholi-
s, Rationalismus und Supernaturalismus, Skepti-
s und Myſticismus, Pietismus und Magnetismus,

und überhaupt Obſcurantismus jeglicher Sorte, ſind wie Allopathie und Homöopathie, fortwährend mit einander in einem bis jetzt noch immer völlig reſultatloſen Antagonismus begriffen, da, wie polemiſch dieſe Zeit auch iſt, es dieſem Parteienſtreit doch in jeder der obgedachten Beziehungen an der durchgreifenden Kraft, einer obligaten Stimme, wie die eines Luther und Leſſing einſt war, gebricht. Der Geiſt unſerer Zeit hat daher gar keinen beſtimmten Charakter, als nur den der Univerſalität, oder populär zu ſprechen, eines recht eigentlichen Allerlei, weshalb man ihn denn auch füglich einer Hanswurſtjacke oder einem Jahrmarkt zu Plundersweilern vergleichen könnte. Wollte man unſer Zeitalter jedoch nach derjenigen ſeiner ſo vielfältigen geiſtigen Richtungen charakteriſiren, welche ſich am Allgemeinſten darin verbreitet hat, ſo würde man es wohl vorzugsweiſe als ein muſikaliſches bezeichnen können. Denn in der That hat noch kein Jahrhundert einen ſolchen Reichthum an außerordentlichen Tonkünſtlern, Componiſten, Sängern und Sängerinnen, Opernſetzern, Muſiklehrern und Virtuoſen jeder Art aufzuweiſen gehabt, als das jetzige, und ſelbſt der bloße Dilettantismus hat ſich dermalen durch die ganze alte und neue Welt dergeſtalt ausgebreitet, daß das muſikaliſche Talent jetzt überall als ein Hauptſtück der höhern Bildung beider Geſchlechter betrachtet wird. Theorie und Praxis in der Muſik haben in der kurzen Zeit der letzten 20 Jahre die erſtaunenswürdigſten Fortſchritte gemacht. Ein großer Lehrer und Meiſter der Tonkunſt überflügelt immer den andern. Einem berühmten Sänger und einer berühmten Sängerin folgen immer noch berühmter werdende nach. Von allen Bühnen (den größten wie den kleinſten) fordert man heut zu Tage nur Opern und Vaudevilles, und deutſche Oper entzückt jetzt ſogar die

Pariſer! Alle Welt ſpielt, ſingt und concertirt, und die
geſammte Chriſtenheit wie Judenſchaft hat gegenwärtig
eine allgemeine Melomanie ergriffen.

Auch die Verbeſſerung der muſikaliſchen Inſtru-
nente und ihre Bereicherung mit immer neuen Erfin-
dungen iſt in einer ſolchen Maße gefördert worden, daß
nan wohl ſagen kann: die geſammte Inſtrumental-
ind Vocalmuſik habe gegenwärtig, ſowohl in techni-
cher als der höhern künſtleriſchen Beziehung einen Kul-
nimationspunkt erreicht, der es uns faſt unbegreiflich
nacht, wie die Vervollkommnung derſelben jemals zu ei-
em noch höhern Grade getrieben werden könne.

In dieſer ſo erſtaunlichen Steigerung aller muſi-
aliſchen Kunſt zeichnet ſich nun beſonders auch die
us, welche die Virtuoſität auf dem ſchwierigſten wie
ielſeitigſten aller Inſtrumente, nämlich der Violine,
urch zahlreiche der größten Künſtler in Italien, Frank-
ich und Deutſchland gewonnen hat. Ich erinnere hier
ur an Tartini, Pugnani, Meſtrino, Viotti,
leſſandro Rolla, Rode, Kreuzer, Jarno-
iczk, Beriot, Mazas*), Lafond, Maiſeder,
reiherr von Praun, Guhr, Möſer, Kieſewet-
er, Spohr, Müller, Matthäi u. ſ. w. Dem
enner wie dem Dilettanten mußte es kaum glaublich
heinen, daß auf dieſem Gebiete der Tonkunſt jemals
ch eine höhere Vollendung könnte erſchwungen werden,
s bereits durch dieſe großen Meiſter hervorgebracht
orden war. Und dennoch iſt nun ein Mann aufgetre-

---

*) Einer der talentvollſten Schüler Paganini's, der ſeit
Jahren in Italien lebt und ſich auch als Compoſiſt durch
ncerte berühmt gemacht hat, die an Originalität den Be-
ot'ſchen in Frankreich vorgezogen werden.

ten, der ſelbſt alle jene Heroen unter den Violine-Virtuoſen an Originalität und Genialität, Fertigkeit und Vielſeitigkeit noch weit übertroffen hat.

Nicolo Paganini! Er, dem bereits das einſtimmige Urtheil vieler der gründlichſten Kunſtkenner den Rang des größten aller bisher bekannt gewordenen Violiniſten zuerkannt hat. Seit nun dieſer merkwürdige Mann die ganze muſikaliſche Welt mit ſeinem Ruhme erfüllt hat, ſind über ihn, eben ſo wie früher über ſeinen berühmten Landsmann und Freund Roſſini, eine Menge falſcher und ſehr zerſtreuter Nachrichten durch die öffentlichen Blätter verbreitet worden, welche bis jetzt noch immer unberichtigt geblieben ſind. Es kann daher ſeinen zahlloſen Verehrern gewiß nicht anders als willkommen ſeyn, endlich einmal eine zuſammenhängende Darſtellung richtiger biographiſcher und kunſtkritiſcher Notizen über ihn zu erhalten, wie ich ſie in vorliegendem Werkchen verſucht habe. Die Veranlaſſung zu deſſen Ausarbeitung gab mir der ſo überaus thätige und auf jede neue bedeutende Erſcheinung in der Kunſt und Literatur unermüdlich aufmerkſame Herr Verleger deſſelben, indem er mich um eine deutſche Bearbeitung der vor Kurzem in Frankreich erſchienenen Broſchüre: Notice sur le célèbre violiniste Nicolo Paganini, par G. Imbert de Lephaléque. (Paris 1830, bei E. Guyot. 66 Seiten 8.) erſuchte. Ich fand jedoch in derſelben nur eine der gewöhnlichen bekannten franzöſiſchen Elogen, die eben ſo oberflächlich als in den übertriebenſten Lobpreiſungen und Declamationen, nicht ſelten bis zu dem Lächerlichen eines wahren Gaskogner-Styls abgefaßt iſt. Um meinen Leſern nur eine kleine Probe von den Hyperbeln dieſes an unſere Göthe-Coraxe und Mlle. Sonntags-Vergötterer erinnernden Enkomiaſten zu geben, theile ich ihnen hier blos Folgendes daraus mit. Er nennt Paganini einen „Orphée de notre siècle,“ ein „Idéal du musicien exécutant,“ — „le roi,“ ja „le dieu des violons passés, présents et futurs;“ die Wirkung ſeines Spiels auf das Publikum nennt er den „Effet d'une étincelle qui vient de tomber au milieu d'un magasin de poudre.“ Ferner ſagt er von ihm: „Beaucoup de personnes se vantent de lire de la musique à première vue, mais Paganini ne la lit pas; il la sait d'avance (!!)“ — Ferner: „Il opère sur les hommes comme l'onde ienfaitrice et enivrante du Léthé par laquelle se issipent tous les noirs soucis, tous les regrets et hagrins de la vie réelles, c'est un baume réparaeur, un bienfait auquel personne ne se refuse.“— Son art, fährt er fort, est empreint d'un merveileux romanticisme; ses inspirations sont des échos e la nature. On y retrouve la matinée du rintemps, la nuit d'été; de riantes perpectives s'ouvrent à travers les contours variés e mille arabesques, un hymne célèbre le etour du jour: ce sont des fleurs, ce sont des erles qui se détachent ou qui s'unissent pour rmer des guirlandes enchanteresses, c'est le apillon qui voltige, quelquefois ce sont des ntômes qui s'échappent de l'Erèbe u. ſ. w.“— ider gibt es dergleichen äſthetiſche Phraſenſchnei r, die aus der Sucht, immer etwas ganz Außerordentches ſagen zu wollen, eigentlich gar nichts ſagen, indem eben nur Worte und keine Begriffe haben, auch ter uns Deutſchen, die wir ſonſt den Ruhm hat , die beſonnenſten und gründlichſten Kunſtrichter zu n, jetzt eine Menge, beſonders unter der heutigen Un l jüdiſcher „Schöngaiſter!“ Die Notizen aber, Herr Lephaléque über Paganini's Leben gegeben hat, ſind höchſt dürftig und zudem meiſt völlig falſch, obwohl er in der Vorrede ausdrücklich ſagt, daß er dieſe „Notice, que l'on peut regarder comme la plus complète et la plus exacte qui ait par jusqu'a ce jour," (!!) geſchrieben habe, um die vielen irrigen Nachrichten, welche über Paganini verbreitet worden ſeien, zu berichtigen, und nur die ſtrengſte Wahrheit über ſeine Perſon und ſein Talent mittheilen werde, indem er hierzu, wodurch? ſagt er nicht — in Stand (en position) geſetzt ſei. Ich entſchloß mich daher, ſtatt einer Bearbeitung ſeiner Schrift lieber den folgenden eigenen Verſuch zu unternehmen, wozu mich der Umſtand beſtimmte, daß ich, nachdem mir auf meinen vieljährigen Reiſen faſt alle berühmten Künſtler unſerer Zeit bekannt geworden, im October-Monat des verfloſſenen Jahres hier zu Leipzig die künſtleriſche wie perſönliche Bekanntſchaft auch dieſes größten aller bisherigen Violin-Virtuoſen zu machen das Glück hatte. Schon das Jahr vorher war Paganini nach Leipzig gekommen, mit der Abſicht, ſich auch in dieſer, durch die in ihr herrſchende muſikaliſche Bildung, nicht minder wie durch ihre wiſſenſchaftliche und den Flor ihres Handels rühmlichſt ausgezeichneten Stadt hören zu laſſen. Da aber damals kein Theater hier war, und er die Forderungen für die Saalmiethe und das Orcheſter-Perſonale zu hoch fand, ſo verließ er Leipzig wieder, ohne deſſen ſo zahlreiche Kenner und Freunde der Tonkunſt mit einem Concert erfreut zu haben. Diesmal aber hatten ſich jene Umſtände auf das Glücklichſte geändert, indem bereits am 2. Auguſt 1829 die neue hieſige königliche Hof-Bühne mit einem in der Oper wie im recitirenden Schauſpiel eben ſo zahlreichen als vorzüglichen Perſonale eröffnet worden war. Der um daſſelbe durch ſeine kunſtſinnige Thätigkeit ſchon ſo vielfach verdiente Herr Regiſſeur Remle erwarb ſich nun auch noch das Verdienſt um das hieſige Publikum, daß er, von des Herrn Intendanten, Hofmarſchalls Freiherrn von Lüttichau Excellenz dazu bevollmächtigt, einen Vertrag mit Paganini für 3 im Theater zu gebende Concerte abſchloß, nach welchem die Eintrittspreiſe um das Dreifache erhöht wurden, und der ganze Betrag dieſer Erhöhung, bei völlig koſtenfreier Benutzung des Hauſes und Orcheſters, Paganini überlaſſen ward. Gewiß ein Contract, welcher der Hoftheater-Direction, um der darin ſo unverkennbar an den Tag gelegten Hochachtung für den großen Meiſter willen, zur größten Ehre gereicht. So fand denn das erſte dieſer, in ihrer Art ſo einzigen, und dem Publikum Leipzigs daher auch auf immer unvergeßlichen Concerte — welche die erſten Sängerinnen unſerer Oper: Madam Franchetti Walzel und Mad. Ubrich, ſo wie die Fräuleins Meiſſelbach, Löwe und Hanff (Fräulein Gehſe befand ſich damals noch nicht hier) mit den vorzüglichſten Leiſtungen ihrer Geſangskunſt unterſtützten — am 6. October des vorigen Jahres ſtatt. Paganini ſpielte darin den erſten Theil ſeines großen Violinconcerts aus Es-Dur; ſein Cantabile mit Doppelgriffen und dem Rondo Scherzoso von Kreuzer; ſeine militäriſche Sonate auf der G-Saite und ſeine Variationen auf das Thema: „Nel cor piu non mi sento." Am 9. October folgte das zweite, worin er uns mit ſeinem Grand Concerto in B minore in 3 Abtheilungen: Allegro maestoso, Andante cantabile und Rondo Allegretto mit obligatem Glöckchen; mit ſeiner Sonate über das Gebet aus der Oper Moſes mit Thema und Variationen auf der G-Saite; einem Allegro von Lindpaintner, und ſeiner Caprice auf das Thema: „La ci darem la mano," von Mozart, und Polacca mit Variationen, erfreute. Am 12. October war das dritte, worin er den erſten Theil eines Concerts von Rode; ſein Cantabile Spinato et Polacca brillante, ſeine Variationen über die Arien: „Deh cari venite, Nel cor piu non mi sento und Di certi Giovanni connosco l'arte“ auf der G-Saite, und ſeine Variationen über die neapolitaniſche Canzonetta: „Oh mamma mamma u. ſ. w. vortrug. Dieſes Concert war dem beſagten Vertrag zu Folge als das letzte angekündigt. Allein auf allgemeines Verlangen ließ er am 15. October noch ein viertes folgen, worin er ſein Violinconcert in E-moll mit Allegro maestoso von Kreuzer, ſein Larghetto mit Doppelgriffen und Variationen über das Thema: „Pria che l'impegno“ u. ſ. w. von Weigl; ſeine Sonate nebſt Cantabile appassionato und Variationen auf ein militäriſches Thema, und endlich ſeine Variationen über den Contretanz des Ballets von Vigano: „le Streghe“ oder der Hexentanz um den Nußbaum zu Benevento, ſpielte. Obgleich nun in allen dieſen 4 Concerten die Eintrittspreiſe, wie geſagt, verdreifacht waren, ſo daß ſelbſt das ſogenannte Paradies, zu dem der Eintritt einen halben Thaler (in das Parterre 1 Thaler und in das Parquett und die erſten Ranglogen 2 Thaler) koſtete, diesmal zu einem ſehr nobeln Platz geworden war, ſo waren ſie doch ſämmtlich ſo außerordentlich zahlreich beſucht, daß das Haus an keinem Abend die Menge der ſchon vier Stunden vor dem Anfange hinzuſtrömenden Zuhörer zu faſſen im Stande war, und daher jedesmal noch an 10 Reihen Sitzplätze auf der Bühne ſelbſt angeordnet werden mußten. Der Enthuſiasmus, mit welchem Paganini in allen dieſen Concerten vor und nach jedem Male, daß er ſpielte, von der ganzen ſo außerordentlich großen Verſammlung empfangen und begleitet wurde, war wirklich unbeſchreiblich, ſo wie während ſeines jedesmaligen

Spieles, ungeachtet der großen und eng gedrängten Menſchenmaſſe, in dem ganzen überfüllten Hauſe eine wahre Todtenſtille herrſchte, die jedoch bei einzelnen, zu mächtig ergreifenden Glanzſtellen unwillkührlich durch einen allgemeinen Beifall, der um ſo ſtürmiſcher war, je länger man, um keinen Ton zu verlieren, damit zurück zu halten ſich angeſtrengt hatte, unterbrochen wurde, ſo daß Paganini mehrmals mit ſeinem Spiel inne zu halten, bis dieſer ſelbſt das Orcheſter übertäubende Applaus wieder verhallt war, ſich genöthigt ſah.

Außer dem unvergleichlichen Kunſtgenuß, den dieſes zauberiſche Spiel dem Gehör gewährte, hatte man daher hier auch noch einen nicht minder ſeltenen Genuß des Anſchauens in der Betrachtung der, zu Tauſenden, Kopf an Kopf zuſammengedrängten Maſſe der Zuhörer, die alle mit ihren Blicken unverwandt, nur auf den Einen Mann hinſtarrten, und in deren ſämmtlichen Mienen ſich der Ausdruck der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, wie des höchſten Entzückens und der innigſten Begeiſterung malte. Dieſes rein mimiſche Schauſpiel ſtellte ſich beſonders denjenigen in ſeinem ganzen Umfange dar, welche ſich Plätze auf der Bühne ſelbſt gewählt hatten, und zu welchen auch ich ein paarmal gehörte. Ueberaus ſchätzbar aber war mir der Gewinn der perſönlichen Bekanntſchaft dieſes außerordentlichen Mannes, die ich während ſeiner 14tägigen Anweſenheit hieſelbſt zu machen die Freude hatte. Sein, ihn auf dieſer Reiſe begleitender ſehr gewandter Geſchäftsführer, Hr. Curiol, war mir ſchon aus früherer Zeit bekannt; ein, durch ſeine abentheuerlichen Schickſale in ſeiner Art auch ganz merkwürdiger Mann. Er iſt nämlich der Sohn eines Conditors zu Frankfurt a. d. Oder, wo ihm ſeine nähere Bekanntſchaft mit den Mitgliedern der während der Meßzeit dort ſpielenden reiſenden Schauſpielertruppen eine ſolche Neigung zum Theaterweſen einflößte, daß er nach dem Tode ſeines Vaters, als deſſen einziger Erbe ſeine Conditorei, nebſt ſeinem väterlichen Hauſe verkaufte, und ſelbſt Director eines Theaters zu Stettin wurde, mit welchem er auch ſeine Vaterſtadt in den Meſſen beſuchte. Er führte dieſe Enterpriſe jedoch nur ein Paar Jahre durch, da er Banquerott damit machte, und eben ſo wenig günſtigen Erfolg für ihn hatte eine, gleich kurze militäriſche Laufbahn, indem er den letzten Feldzug des großen deutſchen Befreiungskriegs als Freiwilliger mitmachte, obſchon er ſich dadurch das eiſerne Kreuz erwarb. Er ſah ſich daher genöthigt, auf gut Glück in die weite Welt zu gehen, da er dann auch wirklich ein ſeltenes Glück erlangte, indem er auf einer Reiſe in das ſüdliche Deutſchland Paganini's Bekanntſchaft gewann, und von dieſem, ſeiner Gewandtheit und Kenntniß des Paganini noch ſo völlig fremden Nordens von Deutſchland wegen, zu ſeinem Geſchäftsführer engagirt wurde, der ihm um ſo nothwendiger war, als er ſelbſt um die finanziellen Geſchäfte ſeiner Kunſtreiſe ſich zu bemühen, auf keine Weiſe geeignet iſt. Hier in Leipzig trat Hr. Curiol (an des Poſerts Worte in Islands Spieler „ich bin Hauptmann in genueſiſchen Dienſten", erinnernd) als „Lieutenant in genueſiſchen Dienſten" auf, und genießt nun die Annehmlichkeit, den weltberühmten und von aller Welt ſo bewunderten Genueſer Virtuoſen auf allen ſeinen fernen Kunſtreiſen durch Europa und an die größten Höfe und Reſidenzen deſſelben zu begleiten, und ein fortwährender Zeuge ſeiner faſt beiſpielloſen Kunſttriumphe, die er überall, wo er hinkommt, feiert, zu ſeyn. Von ihm, wie von Paganini ſelbſt, habe ich durch mündliche Mittheilungen dasjenige erfahren, was ich meinen Leſern hier über Paganini's biſherige bedeutende Lebensereigniſſe im erſten Abſchnitt dieſes Schriftchens vorgelegt habe. In Betreff des zweiten und dritten Abſchnitts, welcher Paganini's künſtleriſche Virtuoſität, als Violinſpieler und Componiſt für die Violine, zum Gegenſtand hat, habe ich die gehaltreichſten der mir bis jetzt bekannt gewordenen kunſtkritiſchen Abhandlungen über ihn, in den geſchätzteſten unſerer jetzt ſo zahlloſen Zeitſchriften und Unterhaltungsblätter benutzt; namentlich die in der hieſigen, jetzt unter der einſichtsvollen Redaktion des ſehr gelehrten Kenners der Tonkunſt, Hrn. Fink, erſcheinenenden muſikaliſchen Zeitung, und dem Hesperus des Hrn. Hofrath André zu Stuttgart, ſowie auch die obenerwähnte franzöſiſche Schrift des Hrn. Lephaléque, ſo weit als dieſe für meinen Zweck einer völlig parteiloſen Darſtellung zu benutzen war.

Je mehr ich aber über Paganini las, deſto mannichfaltiger und greller nur trat mir die Differenz der öffentlichen Urtheile, welche über ihn bis jetzt gefällt worden ſind, entgegen. Freilich ſind die Anſichten der Menſchen über einen Strohhalm verſchieden; wie viel mehr müſſen ſie es über Werke der höchſten Kunſt ſeyn. Auch iſt es natürlich, daß der bloſe Dilettant darüber anders urtheilt, als der wirkliche Künſtler und Kenner. Aber wie verſchieden ſind auch unter dieſen ſelbſt die Urtheile (der aus unedlen Motiven des Kunſt- und Brodneides herrührenden hier nicht zu gedenken), zumal in unſerer Zeit, die auch in Sachen des Kunſtgeſchmacks der Kunſtkritik und alles Aeſthetiſchen überhaupt, ebenſo wie in allen den andern obgedachten Beziehungen auf Politik, Religion, Literatur u. ſ. w. eine in Parteien aller Art ſo zerſplitterte iſt. Da iſt kein Autor, Dichter oder Künſtler, der heut zu Tage (wie ein Göthe und eine Sonntag ſelbſt) nicht eben ſo ſehr getadelt, als gelobt würde. Autoritäten gelten nicht mehr! Jeder Hinz und Kunz iſt jetzt ſeine eigene. So tritt denn dem Forſcher auch auf dem Gebiete der ſchönen Künſte ſelbſt, die gewichtige Frage des Apoſtels Paulus: „Was iſt Wahrheit?“ überall hemmend entgegen; indem er aus einer ſolchen Verſchiedenheit der Anſichten — unter den gelehrteſten Kennern ſelbſt — ſich überzeugen muß, daß auch das Kunſturtheil dieſer doch immer nur ein ſubjectives iſt, das mithin der objectiven Evidenz (die doch allein nur zu einer allgemeinen Ueberzeugung führen könnte), ermangelt, und folglich alle Aeſthetik am Ende doch an dem alten und längſt abgedroſchenen Gemeinplatz: „de gustibus non disputandum est“ ſcheitern muß! Ueberdem gibt es bekanntlich viele, ſogar ſehr geiſtreiche Menſchen, welche für alle Muſik überhaupt gar keine Empfänglichkeit haben, wie z. B. Leſſing und Müllner, und man hat dieſe Erſcheinung aus dem Grunde zu erklären geſucht, daß bei ſolchen Männern der Verſtand die überwiegendſte ihrer Seelenkräfte ſei. Aber auch in dem Geiſt Friedrichs des Einzigen war bekanntlich die Verſtandeskraft die vorherrſchende, und gleichwohl liebte er die Tonkunſt ſo innig, daß er ſie ſelbſt (auf der Flöte) mit nicht gewöhnlichem Talent ausübte. Dieſen ſogenannten Verſtandesmenſchen und nüchternen Kunſtrichtern völlig entgegengeſetzt, ſtehen aber nun wieder die Enthuſiaſten und ſchwärmeriſchen Gemüther, die ſich hinſichtlich der Exaltation für die Muſik, da dieſe Kunſt ausſchließlich nur, und tiefer als jede andere, auf das Gefühl, und beſonders die Nerven wirkt; vorzüglich unter dem weiblichen Geſchlecht finden. Es iſt hiervon vor Kurzem erſt und zwar gerade ad vocem Paganini in einer Erzählung in der Mitternachtszeitung (1830 Nr. 46—51.), die auf einem wirklichen Ereigniß beruhen ſoll, und auch von einer Dame geſchrieben iſt, unter dem Titel „Caecilie" ein wahres Non plus ultra aufgeſtellt worden; indem dieſe Cäcilie lediglich aus muſikaliſcher Schwärmerei für Paganini erſt ihren Bräutigam, obſchon ſie ihn geliebt hatte, und er auch ſelbſt, für ſie aber nicht genug transcendental muſikaliſch war, und ſodann ſogar ihren Geiſt aufgibt *). So ſind denn alſo auch die Kunſturtheile, die man über Paganini bisher gehört und geleſen hat, die verſchiedenſten und entgegengeſetzteſten, die man ſich nur denken kann. Während der eine Theil ſeiner zahlloſen Zuhörer ihn für ſchlechthin unübertrefflich und unvergleichlich, für einen durchaus einzigen und beiſpielloſen Virtuoſen, ja für einen Gott ſeiner Kunſt erklärt, betrachtet ihn ein anderer blos als einen fingerfertigen, geiſt- und geſchmackloſen Routinier und puren Charlatan! Da mir nun aber die Gelegenheit zu Theil wurde, Paganini in ſeinen hier gegebenen 4 Concerten (in deren jedem er 4mal auftrat) 16mal in den verſchiedenſten ſeiner und fremder Compoſitionen zu hören, und ich mich weder zu den Schwärmern, noch zu den bloſen kalten Verſtandesmenſchen zählen kann, ſo glaube ich möglichſt frei von jeder Einſeitigkeit alle jene ſo diametral verſchiedene Urtheile geprüft, und nach einer ruhigen Vergleichung derſelben mit dem, was ich ſelbſt über Paganini's Spiel ſo vielfach beobachtet habe, hier wenigſtens eine völlig parteiloſe Anſicht davon aufgeſtellt zu haben. Inzwiſchen iſt es, wie ich ſchon auf dem Titel dieſes Schriftchens be-

---

*) Da dieſe Erzählung wirklich eine recht intereſſante und auch gut geſchriebene iſt, ſo wird es den Leſern dieſer Schrift nicht unwillkommen ſeyn, ſie im Anhang derſelben als eine poetiſche Zugabe mitgetheilt zu erhalten.

merkt habe, nur eine Skizze, die ich hier mittheilen konnte. Möchte es dem großen Meiſter bald gefallen, ſie durch eine eigene Darſtellung über ſein Leben und ſeine Kunſt überflüſſig zu machen, und er, wenn ihm dieſer mangelhafte Verſuch zu Geſicht kommt, wenigſtens darin ein geringes Zeichen der innigſten Dankbarkeit erkennen, mit der ich ihm für die durch ihn auch mir zu Theil gewordenen, ſo unvergeßlich ſchönen und ſeltenen Kunſtgenüſſe für immer zu eigen geworden bin!

Leipzig, im Mai 1830.

Schütz.

Erſter Abſchnitt

über

Paganini's Leben und Charakter.

Erſter Abſchnitt.

gs Paganini's Leben und Charakter.

colo Paganini wurde im Jahre 1784 zu Ge-
geboren, und befindet ſich alſo jetzt in einem Alter
46 Jahren. Sein Vater war nicht, wie faſt über-
öffentlichen Blättern und auch in der franzöſiſchen
ft über ihn, von Herrn G. Imbert de Laphaléque,
let worden iſt, ſelbſt ein Violin-Virtuoſe, der ihm
rſten Unterricht auf dieſem Inſtrument ertheilt habe,
n ein Kaufmann, der aber ein enthuſiaſtiſcher
aber der Muſik war, und auch ſelbſt die Mando-
pielte, ohne jedoch das mindeſte Genie für die Ton-
zu beſitzen.

Paganini ſelbſt ſagt von ihm, daß er nicht viel
wahren muſikaliſchen Sinn gehabt habe, als ein
melſchläger, und er erhielt daher auch ſo wenig
icht von ihm, daß er im Gegentheil ſchon in ſei-
ünften Jahre den Lehrer ſeines Vaters machte, in-
r ihm oft, wenn er ihn auf ſeiner Mandoline ſpie-
rte, zurief: „Aber, lieber Vater, du hältſt ja kei-
Takt.“ Die Liebe des Letztern zur Muſik wirkte

indeſs doch auf die frühe und ſchnelle Ausbildung des außerordentlichen, und ſich ſchon in ſeiner früheſten Jugend offenbarenden tonkünſtleriſchen Genies des Sohnes ungemein wohlthätig und erfolgreich ein, indem ſein Vater ſich beeiferte, ihn, ſobald als er die Neigung zur Muſik in ihm wahrnahm, von geſchickten Meiſtern auf de Violine unterrichten zu laſſen. Sein erſter Lehrer wa der Violiniſt Coſta, unter deſſen ſorgfältiger Leitung e ſo überaus raſche Fortſchritte in der Entwickelung ſe nes eminenten Talentes machte, daß er ſchon in ſeine 8ten Jahre Concerte ſpielte. Hierauf kam er in e Schule des berühmten, noch gegenwärtig als Orcheſt direktor am Conſervatorium und dem Theater alla Sca zu Mailand lebenden Aleſſandro Rolla, ein trefflicher Virtuos, muſterhafter Muſiklehrer und grü licher Componiſt in Italien allgemein hochgeachte Tonkünſtler, der durch ſeine von ihm herausgegebe Compoſitionen auch in Deutſchland rühmlichſt beka geworden iſt. Ihm verdankte Paganini die höhe Ausbildung in ſeiner Kunſt, die er ſich mit dem ſelt ſten, wahrhaft leidenſchaftlichen Eifer und Fleiß in kurzer Zeit erwarb, daß er ſchon in ſeinem 14ten Jah (1796) als erſter Violiniſt bei dem Orcheſter in Luc angeſtellt wurde, wo er ſich auch ſchon, und mit de glücklichſten Erfolg, in der Compoſition zu verſuchen a fing. Von dieſer Zeit an widmete er alle ſeine Z und Seelenkräfte ſo ausſchließlich nur ſeiner Kunſt, d er nur für ſie allein lebte, und daher auch nicht d mindeſten Antheil an den großen welterſchütternden E eigniſſen nahm, die ſich aus den Folgen der franzöſiſche Revolution damals auch für ſein Vaterland durch Napoleon's erſte glorreiche Feldzüge in Italien entwi kelten. Unter allen den gewaltigen damaligen politi ſchen Stürmen und Staatsveränderungen Italiens leb er durchaus unbekümmert darum, nur der immer höher ſteigenden Vervollkommnung ſeiner Kunſt. Bei dem damaligen ſo leidenſchaftlichen Getriebe des allgemeinen politiſchen Faktionsgeiſtes hat man dies oft bezweifelt, und Paganini in den Verdacht einer bloſen Verſtellung, unter welcher er im Geheimen politiſche Abſichten verfolgt habe, zu bringen geſucht. Aber wer Paganini perſönlich kennen lernt, der wird ſich bald überzeugen müſſen, daß ſein ganzes innerſtes Sein und Weſen in dem Grade nur in ſeine Kunſt vertieft iſt, daß ihm alle Politik nothwendig von jeher völlig fremd geblieben ſeyn muß. Er hat überhaupt ſo wenig Sinn für alle andere Geſchäfte des Lebens, als die der Ausübung und des Studiums der Muſik, daß er ſogar die Entwerfung des Planes ſeiner Kunſtreiſen faſt ganz ſeinem Geſchäftsführer überläßt, und daher, wenn er ſeine Conzerte an einem Orte geendigt hat, oft noch am Tage vor ſeiner Abreiſe von demſelben ſelbſt nicht einmal weiß, wo er ſein nächſtes Conzert geben werde. Daß ein ſolcher Mann nichts weniger, als ein Politiker ſeyn kann, verſteht ſich demnach von ſelbſt. Auch blieb er, von den kriegeriſchen Stürmen jener Zeit in ſeiner eigenen Exiſtenz ganz unberührt, ruhig in ſeiner Stelle zu Lucca. Daß ihn Napoleon nach Neapel berufen haben ſoll, iſt ein bloſes Mährchen, wie ſchon aus dem Umſtande erhellt, daß Napoleon ſelbſt bekanntlich gar nicht nach Neapel kam. Richtig aber iſt es, daß Paganini an Napoleons Schweſter, der damals zu Lucca reſidirenden Fürſtin Eliſe, eine große Gönnerin gewann. Von ſeinem Spiel entzückt, zog ſie ihn ſogar an ihren Hof, indem ſie ihn courfähig machte. Auch ſoll ſie ihm zuerſt die Idee angegeben haben, ein Conzert auf der bloſen G Saite vorzutragen; ſowie ſie es war, die ihn zu dem Entſchluß beſtimmte, Kunſtreiſen anzutreten, um von ſeinem außerordentlichen Talent den höchſten Gewinn zu ziehen. Paganini durchreiſte hierauf zuvörderſt ganz Ober-Italien, beſonders Mailand, als den eigentlichen Hauptſitz der italieniſchen Tonkunſt und Nationalbildung für die Muſik. In Florenz ſchloß ſich der berühmte deutſche Componiſt Meier Beer an ihn an, der damals gerade im Begriff war, nach Neapel zu gehen, um daſelbſt ſeine erſte Oper aufführen zu laſſen. Von dem Augenblick an aber, da er Paganini gehört hatte, dachte er weder an das reizende Neapel (von dem die Neapolitaner ſelbſt zu ſagen pflegen: „Sieh Neapel und ſtirb!“), noch an ſeine Oper mehr. Er begleitete Paganini auf ſeiner Reiſe durch ganz Toskana und hörte ihn auf derſelben in nicht weniger als 18 Conzerten, ehe er es vermochte, ſich wieder von ihm zu trennen. Er war daher fortwährend Augenzeuge davon, wie Paganini in einem Lande, wo faſt jedermann Tonkünſtler iſt, und die Muſik beinahe zu jeder Stunde des Tages einen Gegenſtand der allgemeinen Beſchäftigung bildet, folglich das Intereſſe und die Neugier, öffentliche Conzerte zu beſuchen, ungleich ſchwächer, als in andern Ländern iſt, gleichwohl überall eine zahlloſe Menge von Zuhörern an ſich zog, und einen Enthuſiasmus, wie vor ihm noch kein Violin-Virtuos erregte. Während ſeines mehrmaligen Aufenthaltes zu Mailand allein gab er nicht weniger als 80 Conzerte, mit einem immer ſteigenden Furore, ja wahren Fanatismus des Beifalls, in dem großen Theater alla Scala, vor einem ſtets überfüllten Hauſe. Anfänglich ſich nur für die gewöhnlichen Eintrittspreiſe hören laſſend, gelangte er auf dieſe Weiſe bald zu den höchſten, die jemals in Italien ſtatt gefunden haben.

Nach dieſen künſtleriſchen Triumphzügen durch ſein ſchönes Vaterland verließ er im Frühjahr 1828 zum erſtenmal Italien, um ſeine ſeitdem vollbrachten Kunſtreiſen durch Deutſchland, Polen*), England und Frankreich anzutreten. Zuvörderſt ging er nach Wien, wo er ebenfalls gleich durch ſein erſtes Concert einen ſo außerordentlichen Enthuſiasmus erregte, daß für alle ſeine folgenden kein Saal groß genug war, die Maſſe der Zuhörer zu faſſen, obſchon man in ſittlicher Hinſicht ein ſehr ungünſtiges Vorurtheil gegen ihn hegte. Denn auch hier war ihm das ehrenrührige Gerücht, welches ſich ſchon in Italien über ihn verbreitet hatte, vorausgegangen, daß er ſeine eigene Frau aus Eiferſucht ermordet, und deshalb einen mehrjährigen Criminalarreſt habe erleiden müſſen, in deſſen Einſamkeit er ſich nur mit Violinſpielen beſchäftigt und auf dieſe Weiſe ſich den hohen Grad ſeiner Meiſterſchaft errungen habe. Auch an dieſer Sage aber iſt nicht ein wahres Wort, indem ein bloſes Mißverſtändniß und eine Verwechſelung Paganini's mit einem andern Violinſpieler die Veranlaſſung dazu gegeben hat. Als ſich nämlich Paganini zu Mailand befand, gab daſelbſt auch ein durchreiſender Violiniſt aus Polen mehrere Concerte, die jedoch ungeachtet ſeines Talents wegen Paganini's Anweſenheit ſo wenig beſucht wurden, daß er das Unglück hatte, dabei nicht einmal auf ſeine Koſten zu kommen. Er gerieth daher in Schulden, derentwegen er verhaftet wurde. Während ſeiner Gefangenſchaft entdeckte es ſich, daß er eine Frau, mit welcher er bisher gelebt, vergiftet hatte. Da Paganini nun ungleich berühmter war, als jener in Mailand faſt gar nicht bekannt gewordene Kunſtgenoſſe von ihm, ſo hielt man ihn für den Schuldigen, und ſo verbreitete ſich jenes Gerücht über Paganini, das durch ſeine zahlreichen Feinde, die der Kunſt- und Brodneid über ſeine außerordentlichen Triumphe ihm zugezogen hatte, gefliſſentlich immer mehr in Umlauf gebracht wurde. Bei den damaligen politiſchen Verhältniſſen Italiens fiel es Paganini um ſo ſchwerer, dieſen Verläumdungen öffentlich zu begegnen, als zu jener Zeit in ſeinem Vaterlande ihm faſt alle Mittel der Publicität durch die argwöhniſche Strenge der Regierungen abgeſchnitten waren. So verfolgte denn dieſer nachtheilige Ruf Paganini auch nach Wien, wo bereits ein großer Theil des Publikums gegen ihn dadurch eingenommen worden war, und endlich ſogar in einer öffentlichen Kritik ſeines erſten Concertes in der dortigen Theaterzeitung darauf angeſpielt wurde. Dies veranlaßte Paganini, ſich zuvörderſt vor den Behörden der öſtreichiſchen Regierung durch Vorlegung der evidenteſten Beweiſe ſeiner Unſchuld zu rechtfertigen, und hierauf auch das Publikum durch folgende Anzeige aufzuklären, die er in italieniſcher und deutſcher Sprache zugleich, in die Wiener Blätter, wie folgt, einrücken ließ.

---

*) Von Warſchau begleiteten ihn an hundert ſeiner Verehrer eine halbe Meile vor die Stadt, wo ſie ihm in einem Landhauſe noch eine glänzende Fête gaben, bei welcher ihm der Director des dortigen Conſervatoriums, Herr Elsner, eine koſtbare goldene Doſe mit der Inſchrift: „Al Cavaliere Nicolo Paganini, gli ammiratori del suo talento. Varsavia, 19. Luglio 1829.“ überreichte. Paganini war ſo davon gerührt, daß er kaum Worte für den Ausdruck ſeines Dankes finden konnte.

„Der Unterzeichnete beeilt ſich hierdurch, dem Herrn Redacteur der Theaterzeitung für den ihm ſo ſchmeichelhaften Artikel, den er über ſein erſtes Concert, welches er vor dem verehrten und einſichtsvollen Publikum Wiens zu geben die Ehre gehabt, in ſeinem Blatt vom 5. April mitgetheilt hat, ſeinen Dank darzubringen. Zugleich aber ſieht er ſich auch durch einige darin enthaltene Stellen, welche ſich auf die Verläumdung beziehen, die ſich auch hier über ihn verbreitet hatte, zu einer förmlichen und der ſtrengſten Wahrheit gemäßen Erklärung dagegen veranlaßt. Im Intereſſe ſeines Rufes und ſeiner Ehre ſowohl, als in dem der Wahrheit erklärt er daher hierdurch, daß er niemals an irgend einem Orte und unter irgend einer Regierung um irgend einer Urſache willen genöthigt worden iſt, der Exiſtenz, die einem freien Manne, einem rechtlichen Bürger und einem treuen Befolger der Geſetze zuſteht, haben entſagen zu müſſen. Dies beweiſen die Zeugniſſe aller der Autoritäten, unter deren Schutz er bisher frei und ehrenvoll für ſich, ſeine Familie und ſeine Kunſt gelebt hat, welche ihm gegenwärtig das Glück verſchafft, ſich vor einem eben ſo kenntnißreichen als wohlwollenden Publikum, wie das Wiener iſt, hören laſſen zu können, und welches das erſte iſt, vor dem er ſeit ſeiner Abreiſe aus Italien ſich darzuſtellen die Ehre hat.

Wien, am 10. April 1823.

Nicolo Paganini.“

Als er ſein erſtes Concert in der Haupt- und Reſidenzſtadt der öſtreichiſchen Monarchie angekündigt hatte, glaubten, wie dies auch der Fall in allen andern Städten Deutſchlands, Polens, Frankreichs und Englands, wo er ſich ſeitdem hat hören laſſen, geweſen iſt, Alle die ihn noch nicht kannten, in ſeiner Perſönlichkeit einen charakteriſtiſchen Ausdruck ſeines außerordentlichen Genie's zu finden. Dieſe wurden daher hier, wie überall, nicht wenig von dem erſten Anblick ſeiner Erſcheinung befremdet.

Paganini, jetzt nahe an dem Alter eines Funfzigers, iſt ein Mann von etwas mehr als mittlerer Größe, einer ſehr hagern Figur, von ſchwächlichem Gliederbau, und ſeine Phyſiognomie ſowohl, als ſeine ganze Haltung hat einen ſo auffallenden Ausdruck von tiefer Schwermuth, daß man ihn faſt die perſonificirte Melancholie nennen könnte. Sein Gang, wie jede ſeiner Stellungen, iſt nachläſſig, gebückt, und drückt daher nichts weniger als Hoheit des Geiſtes, geſchweige denn Stolz aus. Auch ſein Anzug iſt äußerſt einfach, und die Verbeugungen, die er vor und nach jedem Male, daß er geſpielt hat, gegen das Publikum macht, ſind ſtets bis zum wirklich Demüthigen höflich. Ein rabenſchwarzes Haar umhängt in langen Locken ſeine eingefallenen Wangen, und läßt die melancholiſche Bläſſe ſeines gelbfarbigen Geſichts nur noch um ſo greller hervortreten. Dabei hat er eine ſtark hervorſtehende Naſe und Backenknochen, und eine hohe freie Stirn; in allen ſeinen Geſichtszügen malt ſich unverkennbar ein durch ſchmerzliche Erfahrungen und heftige Leidenſchaften zerriſſenes Gemüth, und ſo ſtellt ſeine Phyſiognomie beinahe ganz diejenige dar, welche die Aerzte ein hippokratiſches Geſicht zu nennen pflegen. Seine von ſtarken ſchwarzen Braunen überſchatteten Augen ſind ſchwarz und klein, aber wenn er exaltirt iſt, überaus lebhaft, von einem dunkelglühenden Feuer und durchdringendem Blick. So wenig angenehm demnach ſeine ganze Geſichtsbildung iſt, ſo bekommt ſie doch von dem Moment an, wo er durch ſeine Kunſt ſich begeiſtert fühlt, etwas Anziehendes, Geiſterartiges und faſt einen Ausdruck von Verklärung.

Er ſieht überdem auch kränklich aus, und iſt es auch wirklich, indem er ſchon ſeit mehreren Jahren an ſeiner ohnehin ſehr ſchwachen Bruſt leidet. Bei dieſer ſehr ſchwächlichen Conſtitution aber iſt Paganini eines der auffallendſten Beiſpiele von der faſt übermenſchlichen Kraft, welche durch die Exaltation einer genialen Begeiſterung hervorgebracht wird. In dem Augenblick, wo er ſein Inſtrument ergreift, ſcheint es, als ob ihn ein Götterfunke berühre, der ſein ganzes Innere mit einem himmliſchen Feuer durchſtrömt. Jedes Gefühl von Schwäche verläßt ihn ſodann, er ſcheint in ein ganz neues Daſein verſetzt, mit einem Male ein völlig anderes Weſen zu ſeyn, und ſo lange ſein Spiel dauert, iſt ſeine Kraft mehr als verfünffacht. Nach jeder großen Anſtrengung in ſeiner Kunſt aber iſt er ſo abgeſpannt und ermattet, daß er faſt ganz den nämlichen Symptomen unterliegt, wie ein Menſch, der eben einen Anfall von Epilepſie überſtanden hat. Die welke und kalte Haut ſeines Körpers iſt mit einem ſtarken Schweiß bedeckt, ſein Blick iſt matt und gleichſam verkohlt, man fühlt kaum noch die Schläge ſeines Pulſes, und wenn man alsdann ihn über irgend einen Gegenſtand, ſelbſt in Betreff ſeiner Geſundheit befragt, ſo antwortet er entweder gar nicht, oder doch nur ſehr einſylbig und oft ganz verkehrt. Die erſte Nacht nach einem Conzert bringt er meiſt ſchlaflos zu, indem ſich ſeiner eine Unruhe bemächtigt, die ihn manchmal noch 2 bis 3 Tage lang verfolgt. Man glaubt allgemein, daß Paganini Hände mit unverhältnißmäßig langen Fingern habe. Dies iſt aber ebenfalls ein Irrthum. Seine Hände ſtehen vielmehr vollkommen im Verhältniß zu ſeinem ganzen übrigen Körper; ja ſie ſind eher zu klein, als zu groß, aber ſehr mager und die Finger ungewöhnlich weit aus einander ſtehend. Die linke Hand aber iſt von einer Beweglichkeit und Biegſamkeit, die wirklich in Erſtaunen ſetzt, und nur durch ſeine ſo langen und unermüdlichen Uebungen im Violinſpielen erklärbar iſt. Man hat geſagt und ſelbſt in öffentlichen Blättern geſchrieben, daß Paganini ein Miſanthrop oder vielmehr ein craſſer Egoiſt ſei, der für das Wohl und Weh anderer Menſchen nicht das geringſte Mitgefühl habe; allein auch dieſe Anſicht iſt eine völlig irrige. Paganini iſt von einem theilnehmenden Gemüth, leutſeligem und ſelbſt geſelligem Charakter; er iſt ein wahrer, aufrichtiger Freund und hegt die zärtlichſte Liebe für ſeinen Sohn, ein holdes Kind von noch nicht mehr als 5 Jahren, das er auf allen ſeinen Reiſen mit ſich nimmt, und auf das Sorgſamſte pflegt. Seine Unterhaltung iſt eine lebhafte, aber einfache und natürliche, und wenn er ſich nicht beſtrebt, in geſuchten Ausdrücken der eleganten Sprache der feinern Welt zu reden, ſo tragen dafür alle ſeine Worte den Ausdruck des freundlichſten Wohlwollens und wahrer Gemüthlichkeit, der ſich auch in ſeiner Phyſiognomie und dem Ton ſeiner Stimme darſtellt. Ueberhaupt iſt er in ſeiner ganzen Erſcheinung und Unterhaltung ſo fern von der gewöhnlichen Arroganz und Aufgeblaſenheit der Virtuoſen aller Art, daß er vielmehr der anſpruchsloſeſte und beſcheidenſte Künſtler iſt, den man ſich nur denken kann. Außer ſeiner Mutterſprache ſpricht er das Franzöſiſche ziemlich geläufig, deutſch und engliſch aber nur ſehr gebrochen. Perſonen, die nähern Umgang mit ihm gehabt haben, rühmen ſeinen natürlichen Verſtand und ſeine feine Urtheilskraft. Er kennt die klaſſiſche Literatur ſeines Vaterlandes, obwohl er ſich jetzt nicht damit beſchäftigt. Alle ſeine Seelenkräfte ſind auf die Muſik concentrirt, und zwar ganz beſonders auf das Violinſpiel. Obwohl er mehrere bizarre Eigenheiten an ſich hat, ſo iſt er doch im Ganzen in ſeinem Geſchmack, wie überhaupt in ſeinen Sitten und Gewohnheiten äußerſt einfach. Eine Hauptleidenſchaft in ihm war in ſeinen frühern Jahren das Hazardſpiel, und da er meiſt ſehr unglücklich ſpielte, ſo gerieth er dadurch, ungeachtet der reichen Schätze, die ihm ſein Talent erwirbt, doch nicht ſelten in die dringendſten Geldverlegenheiten, indem er oft die ganze, noch ſo bedeutende Einnahme, die er an einem Orte gemacht hatte, noch ehe er denſelben verließ, wieder im Spiel verlor. Jetzt aber hat er aus liebevoller Fürſorge für das zukünftige Wohl ſeines Sohnes, für den er auch ein beträchtliches Capital in die Londoner Bank niedergelegt hat, jene unglückliche Leidenſchaft faſt ganz bekämpft und ſich dagegen in ſeiner ganzen Lebensweiſe an eine Sparſamkeit gewöhnt, die bereits bis in einen wirklichen Geiz ausgeartet iſt. Sowohl die Wirthe, bei denen er logirt, als die Orcheſtermitglieder und alle andern Perſonen, die er zu ſeinen Concerten braucht, führen in dieſer Hinſicht die bitterſten Klagen über ihn. Ja er treibt dieſen Geiz oft ſo weit, daß er ihn dahin führt, ſich Aeußerungen und Behandlungen gefallen laſſen zu müſſen, welche tief unter ſeiner Würde ſind. In ſeiner Jugend hat er ein ſehr ausſchweifendes Leben geführt, beſonders hinſichtlich ſeiner Leidenſchaft für das ſchöne Geſchlecht, welche ihn in eine Menge verliebter Abentheuer verwickelte, und ihn lange Zeit mit dem äußerſten Leichtſinn jede Sorge für ſeine Zukunft verachten ließ. Oft ſtürzte er ſich dadurch in tiefes Unglück und ſchmerzlichſten Kummer. Nur um ſo tiefer aber empfand er dann auch die beſänftigende Kraft, welche die Tonkunſt in den Stürmen des Lebens, der Leiden und Leidenſchaften des Menſchen über ſein Herz mit ſo wunderſamen Zauber ausübt, wie ihn Tiek in einem ſeiner ſchönen Gedichte über die Muſik geſchildert hat:

„Wenn die Ankerſtricke brechen,
Denen du ſo ſehr vertrauſt,
Oft dein Glück ſo ſicher ſchauſt,
Zornig nun die Wogen ſprechen —

O! ſo laß das Schiff den Wogen,
Maſt und Segel untergehn,
Laß die Winde zornig wehen,
Bleibe dir nur ſelbſt gewogen,
Von den Tönen fortgezogen,
Wirſt du ſchönre Lande ſehn;
Sprache hat dich nur betrogen,
Der Gedanke dich belogen,
Bleibe hier am Ufer ſtehn!“

In ſeinem höhern Alter erkannte Paganini jedoch das Bedürfniß, ſich zu einem ſoliden Leben zu bekehren. Ganz denſelben Weg, wie in ſeinem Leben, iſt er nun aber auch in ſeiner Kunſt gegangen, indem er ſich in ſeinem Jünglingsalter mit allem Uebermuth deſſelben in wirklichen Charlatanerien, die ihm die außerordentliche techniſche Fertigkeit auf ſeinem Inſtrument möglich machte, gefiel. So zeigte er ſich beſonders im vertrauten Zirkel von Freunden und Kameraden gern in den übertriebenſten Tours de force und wahren Seiltänzerkünſten ſeines Spiels, indem er ſeine Violine bald vor den Kopf, bald auf dem Rücken, auf dem Fuß, dem Knie, verkehrt oder rückwärts, kurz in allen nur denkbaren Stellungen haltend, oder Compoſitionen, die er noch gar nicht kannte, à vista von verkehrt liegenden Noten u. ſ. w., ſpielte, und zwar alsdann gerade die ſchwierigſten Paſſagen und Künſteleien auf ſeinem Inſtrument durchzuführen bemüht war. In Italien erzählt man von ihm in dieſer Hinſicht viele zum Theil faſt unglaubliche Anecdoten, wie z. B. folgende: Im Jahre 1817, als er ſich zu Verona befand, erklärte ihn der Muſikdirector des dortigen Theaters, Valdabrini, der ſelbſt ein ſehr geſchickter Violiniſt war, für einen Charlatan, der zwar allerdings in den einzelnen Stücken, die er einmal auswendig gelernt, excellire, aber nicht im Stande ſei, ein Conzert, wie er eben eins componirt habe, vom Blatt zu ſpielen. Als Paganini dies zu Ohren kam, äußerte er gegen Baldabrini den Wunſch, dieſe Compoſition von ihm zum Schluſſe ſeines letzten Conzertes vortragen zu können. Baldabrini fand ſich deshalb ſchon in der Probe dieſes Conzertes ein, wo jedoch Paganini an der Stelle ſeiner Compoſition ganz etwas anderes vortrug, indem er blos ſelbſt phantaſirte. Man kann ſich das Mißfallen Baldabrini's darüber denken. Kaum war die Probe geendigt, als er es ihm mit den Worten äußerte, daß er höchlich darüber befremdet ſei, ganz etwas anderes, als ſeine Muſik haben hören zu müſſen. „Seyn Sie ganz ruhig“ antwortete ihm Paganini, „im Conzert ſelbſt werden Sie Ihr Werk hören, und auch als das Ihrige erkennen. Nur bis dahin bitte ich Sie, ſich gefälligſt gedulden zu wollen.“ — Am folgenden Tage hatte das Conzert ſtatt, in welchem Baldabrini's Compoſition als Schlußſtück angekündigt war. Als daſſelbe endlich an die Reihe kam, war daher die Erwartung darauf allgemein geſpannt. Aber wie erſtaunte man, als Paganini, ſtatt ſeines Bogens ein kleines Spazierſtöckchen in der Hand haltend auftrat und mit demſelben das vorher von ihm gar nicht einmal angeſehene Conzert Baldabrini's, welches der Componiſt als nur nach einem langen Studium für ausführbar erklärt hatte, vom Anfang bis zu Ende à vista auf das Meiſterhafteſte durchſpielte, und nicht nur die größten Schwierigkeiten darin glänzendſt überwand, ſondern es auch noch durch die reizendſten Variationen bereicherte.

Auf ſeinen bisherigen Kunſtreiſen, ſowohl durch Italien, als durch Deutſchland, Polen, England und

Frankreich, hat nun Paganini ganz Europa mit ſeinem Ruhm erfüllt, und ſich zu dem Gegenſtand einer ſo allgemeinen und hohen Bewunderung erhoben, als vor ihm noch keinem Virtuoſen jemals zu Theil geworden iſt. Auch hat er bereits mehrere der ehrenvollſten Auszeichnungen von den größten Monarchen empfangen. Vom Pabſt erhielt er ſeinen Ritterorden, der Kaiſer von Oeſtreich hat ihn zu ſeinem Kammervirtuoſen, und der König von Preußen zu ſeinem erſten Conzertmeiſter ernannt.

Zweiter Abſchnitt

über

Paganini's Virtuoſität als Violinſpieler.

Zweiter Abſchnitt.

Ueber Paganini's Virtuoſität als Violinſpieler.

Die Erſindung der Violine gehört bekanntlich der frühern Zeit des Mittelalters an. Schon zu Anfange des 16. Jahrhunderts wurde ſie von allen Muſikverſtändigen als das edelſte und vollkommenſte aller muſikaliſchen Inſtrumente anerkannt. Der unſterbliche Raphael ſtellte daher auf ſeinem herrlichen Gemälde, dem Parnaß im Vatikan zu Rom, ſeinen Apoll auf einer Violine ſpielend dar. Auch auf dem berühmten großen Kirchengemälde zu Danzig, das dem Johann van Eyck, der um das Jahr 1390 geboren ward, zugeſchrieben wird, in jedem Fall aber nicht ſpäter als um die Mitte des 15. Jahrhunderts verfertigt ſeyn kann, hat der Maler einen darauf abgebildeten Engel ebenfalls Violine ſpielen laſſen. Auf allen andern Inſtrumenten ſind die Töne mehr oder minder gegeben. Auf der Violine allein aber muß die Schönheit derſelben lediglich von dem Spieler erſt geſchaffen werden. Die Violine gewährt von allen Inſtrumenten die höchſte Freiheit des Vortrags und iſt daher auch dasjenige, auf welchem die meiſten und größten Schwierigkeiten angebracht werden können. Menſur, Tonfarbe, Stimmung, die Stärke der Saiten, die

Haltung des Inſtruments, Alles trägt dazu bei; und wegen dieſer höchſten Beweglichkeit der Natur dieſes Inſtruments hat man daher auch von jeher neben Ton und Vortrag ſehr viel Studium auf die Beſiegung der Schwierigkeiten, welche das Spiel der Violine darbietet, gewendet. Man gedenke z. B. nur der Sonata del Diavolo und anderer Kunſtſtücke älterer und neuerer Virtuoſen bis zu den 4ſtimmigen Fugen Stepaneck's und den ſogenannten Etüden aller bekannten Violinſpieler. Da nun zu der Ausführung ſolcher Künſtlichkeiten die Geige wie geſagt auch das fähigſte von allen Inſtrumenten iſt, ſo kann man es freilich auch keinem Violinſpieler verdenken, wenn er einen Theil ſeines Künſtlerruhms in dem Streben ſucht, ſich dieſer Eigenheit des Inſtruments möglichſt zu bemächtigen und ſeine Virtuoſität in der vielſeitigſten Darſtellung derſelben zu zeigen. Wäre andern Inſtrumenten eben dieſe Fähigkeit eigen, ſo würden die Tonkünſtler gewiß eben ſo beſtrebt ſeyn, auch auf ihnen durch ihre Beſiegung ſolcher Schwierigkeiten ſich auszuzeichnen. Ja es geſchieht in unſerer Zeit dies auch wirklich, ſoweit als es nur immer die ungleich beſchränktere Eigenthümlichkeit jener Inſtrumente zuläßt, und nicht ſelten ſelbſt gegen alle Natur und Eigenthümlichkeit derſelben. Unſere heutigen Componiſten für das Fortepiano ſchreiben faſt nur in 128ſtel Noten, die Hörner ſollen mit Gewalt als Clarinetten, dieſe aber als Flöten und dieſe wieder als Piccolo's behandelt werden; Harmonica-Spieler ſuchen auf dieſem, nur für das Adagio und den Choral geeigneten Inſtrumente, um ihre Fingerfertigkeit zu zeigen, in den ſchnellſten Läufen und Paſſagen zu glänzen; ja wir hören Conzerte auf der Baßpoſaune und dem Contra-Violon vortragen, die doch, eben ſo wie Rode'ſche Violin-Variationen für die Singſtimme à la Catalani, ungleich mehr zu tadeln ſind, als alle die ſogenannten Fingerhexereien Paganini's auf der Violine, weil ſie, was bei dieſen nicht der Fall iſt, der ganzen Individualität jener Inſtrumente durchaus zuwider ſind. Der Zweck eines jeden Conzertſpielers aber iſt natürlich der, das Höchſte und Mannichfaltigſte dieſes Ausdrucks hören zu laſſen, deſſen ſein Inſtrument nur immer fähig iſt, daher man denn auch denjenigen, der ausſchließlich nur Adagio zu ſpielen verſtünde, wenn er es auch noch ſo gefühlvoll, und mit einem noch ſo ſchönen, zarten und ſchmelzenden Ton vortrüge, doch nimmermehr einen wirklichen Virtuoſen nennen würde. Hieraus iſt denn auch die Einrichtung unſerer gewöhnlichen Conzert-Compoſitionen gefolgt, nach welcher eine jede derſelben 2 brillante Sätze im verſchiedenen Charakter, das 1ſte und 3te Allegro und nur einen geſangreichen Satz, das eigentliche Adagio enthält. Glanz, Beweglichkeit, mannichfaltigſte Nüancirung des Spiels, Kraft und Zartheit, Deutlichkeit und Präciſion, verbunden mit der höchſten Velocität, das ſind die Forderungen, die wir an einen Conzertſpieler machen. Der Inſtrumentaliſt wird nun auch nicht wie der Sänger durch einen vorgeſchriebenen Text gebunden. Ihm iſt keine andere Grenze gezogen, als diejenige, welche die Natur ſeines Inſtruments bildet. Was nun innerhalb dieſer nur immer Schwieriges hervorgebracht werden kann, das gehört auch in ſein Bereich. Je Kunſtvolleres er in dieſer Hinſicht leiſtet, deſto mehr erfüllt er ſeinen Beruf. Man hat deßhalb nicht Recht, von ihm zu verlangen, daß er ſich nur auf einen Charakter, auf eine Tonfarbe des muſikaliſchen Ausdrucks beſchränken ſolle. Den ganzen Reichthum deſſelben, deſſen ſein Inſtrument fähig iſt, in ſeinem Spiel vereinigt, wie das Prisma und der Bogen der Iris alle Farben darſtellt, zur Anhörung zu bringen, daß iſt ſeine Aufgabe, ſo wie ein weſentlicher Theil ſeines Ruhmes auf der Löſung derſelben beruht. Nur darf er natürlich keine ſolchen Laute auf ſeinem Inſtrumente hören laſſen, die dem Bau und der Menſur deſſelben völlig zuwider und überhaupt nicht ſchön ſind *). Mit den Flageolett-Tönen der Geige aber iſt dieſes keineswegs der Fall, da dieſe in dem akuſtiſchen Verhältniß der Violin-Saiten vollkommen gegründet ſind. Paganini beſiegt nun dieſe wie alle nur erdenkbaren Schwierigkeiten auf der Violine mit einer Meiſterſchaft, wie es noch keinem Geigenſpieler vor ihm jemals in dieſem Grade gelungen iſt. Seine Vollkommenheit in dem ganzen techniſchen Theil ſeiner Kunſt iſt die höchſte, die ſich mit Hinſicht auf die oberwähnte Vielſeitigkeit der Natur dieſes Inſtruments nur immer erſinnen läßt, und es iſt daher auch ſchlechterdings unmöglich, daß er hierin jemals von einem andern Violiniſten übertroffen werden kann. Seine Intonation iſt ſtets ſilberrein und höchſt ſicher, ſelbſt in den ſchwerſten Sprüngen durchaus unfehlbar. Eben ſo unübertrefflich iſt Aplomb, ſein Portament, ſein Crescendo und Decrescendo und ſeine Präciſion der Paſſagen, wie ſeines ganzen Vortrags überhaupt. Seine Bogenführung iſt lang, leicht, ruhig und frei, in perpendikulärer Richtung mit weiter Zurückbiegung des rechten Armes und einer ungemein ſorgfältigen Oekonomie des Striches; An- und Abſatz jedesmal äußerſt präcis. Dabei

---

*) Dahin gehört auch die Nachahmung von Tönen der Natur, wie z. B. die von Vögelſtimmen, die Weigl in ſeinem Schäferſpiel Nachtigall und Rabe verſucht hat. Vor allen ſolchen Tonmalereien ſoll auch der Componiſt ſich hüten, da ſie kein würdiger Gegenſtand der Tonkunſt ſind. Die Muſik iſt die ſinnlichſte aller ſchönen Künſte, aber ſie ſoll nichts hör- oder ſichtbar Sinnliches nachahmen. Ihr Gebiet iſt das der Empfindungen und Leidenſchaften. Will ſie ja Dinge der außermenſchlichen Natur darſtellen, ſo müſſen es Gebilde der Phantaſie ſeyn. Eine Schöpfung, ein jüngſtes Gericht, aber kein Sonnenaufgang, kein Donnerwetter. In einer Oper mögen Engel ſingen, aber keine Nachtigallen, ſagt der geiſtreiche Börne (geſammelte Schriften. Th. 2, S. 35) ſo wahr als gut.

trägt er Alles, ſtets völlig frei daſtehend, ohne Pult und Noten vor. Sein Ton iſt allerdings nicht ſehr ſtark, doch voll, weich, ſchön und von einer ganz eigenthümlichen Lieblichkeit, vorzüglich im piangendo dolente und amorsando. Dabei ſtets von der äußerſten Reinheit, ſelbſt in den höchſten Tönen, wie in der ſchnellſten Folge derſelben, und eben ſo von angemeſſener Fülle, Rundung und wo ſie unerläßlich erforderlich iſt, ſelbſt auch Stärke. Bekanntlich hängt die Stärke des Tons von dem Inſtrument, ſo wie von der Stärke der Saiten, mit denen es bezogen iſt, ab. Große Schwierigkeiten aber, beſonders Flageolett-Paſſagen laſſen ſich auf dicken Saiten nicht ſo leicht und ſicher, als auf ſchwachen durchführen. Es iſt daher Paganini gewiß nicht zu verdenken, daß er einen Bezug mit dünneren Saiten für ſeine Violine gewählt hat, und von der Stärke des Tons lieber etwas aufopfert, und dafür die ganze Vollendung ſeiner Kunſt, in welcher ihn bisher noch kein anderer Virtuos zu erreichen vermochte, ſo wie zugleich das Höchſte und Reichſte des Ausdrucks, deſſen dieſes Inſtrument nur immer fähig iſt, und was man zum Theil erſt durch ihn kennen gelernt hat, indem man es früher allgemein für unmöglich hielt, uns hören zu laſſen. Es iſt daher der Vorwurf ein durchaus unſtatthafter und mithin eben ſo ungerechter, den ihm mehrere ſeiner öffentlichen Beurtheiler deshalb gemacht haben, daß ſein Ton nicht der rechte Normal-Ton der Violine ſei. Ueberhaupt iſt es mit dieſem ſogenannten Normal-Ton ein ſehr problematiſches Ding. Der vollkommenſte Ton iſt unſtreitig der der menſchlichen Stimme. Aber wie kalt läßt uns ein Geſang, der ſich durch gar nichts weiter als blos durch die Schönheit der Stimme auszeichnet, und wie innig dringt dagegen ein ſelbſt mit einer ſchwachen Stimme, aber mit Gefühl, Geſchmack, Nüancirung und Kolorit vorgetragener zum Herzen. Von ſeiner außerordentlichen Sicherheit, Feſtigkeit, und man darf wohl ſagen, Unfehlbarkeit ſeines Spiels in allem Techniſchen ſeiner Kunſt, worin Paganini an Fertigkeit und Gewalt der Herrſchaft über ſein Inſtrument, alle bisherigen Violiniſten übertrifft, gab er in ſeinem 9ten Concert zu Berlin einen ungemein glänzenden Beweis, der zugleich in eben dem Grade von ſeiner wahrhaft erſtaunenswerthen Geiſtesgegenwart zeugte. Gleich in dem erſten Solo des erſten Satzes des Rode'ſchen Violin-Concertes, das er hier ſpielte, ſprang ihm nämlich plötzlich die Quinte, worauf er jedoch ſogleich, ohne ſich nur einen Augenblick dadurch ſtören zu laſſen, die hoch liegenden Paſſagen auf der A-Saite fortſetzte, bis das eintretende Tutti ihm Zeit geſtattete, die E-Saite wieder aufzuziehen und ohne die mindeſte Pauſe das 2te Solo zu beginnen. In ſeinem ſo allgemein bewunderten und wirklich auch nicht genug zu bewundernden Vortrag ganzer Muſikſtücke auf einer, nämlich der G-Saite (welche auf ſeinem Inſtrument von ſtarker Seide verfertigt und mit Silberdraht beſponnen ſeyn ſoll) leiſtet er das Unerhörte und faſt Unglaubliche im ſicherſten Ablangen hoher Töne, wie im Flageolett, worin er überhaupt völlig unnachahmlich iſt. Bis zu ihm wurden dieſe Flageoletttöne auf der Geige ſo ſchlecht behandelt, daß ſie mit Recht nur als Charlatanerie betrachtet wurden. Paganini aber hat ſie in einem ſolchen Grade zu vervollkommnen gewußt, daß ſie eine der weſentlichſten Schönheiten ſeines Spieles ſind, und ſeine Kunſt in dem Flageolett, ſowohl dem einfachen als dem doppelten, iſt ſo außerordentlich, daß eines Abends zu Wien in einer Geſellſchaft dortiger Virtuoſen Maiſeder ihn deshalb zu befragen wagte und ihn bat, ihm eine Erklärung darüber zu geben. „Mio caro, antwortete er Maiſeder'n: ognuno ha suoi segreti“ (mein lieber Freund, ein Jeder hat ſeine Geheimniſſe). „Darin haben Sie unſtreitig ſehr recht, erwiederte

Maifeder, aber Sie können ohne alle Gefahr es wagen, ſie mitzutheilen, denn ich ſtehe Ihnen dafür, daß es Niemandem gelingen wird, ſie zu mißbrauchen." — Die größten Schwierigkeiten und Löſungen der ſchwerſten Aufgaben führt er in ſeinen Variationen mit und ohne Begleitung des Orcheſters, die er gewöhnlich zum Schluſſe ſeiner Concerte ſpielt, durch, als in den ſchwerſten Paſſagen, den kühnſten Sprüngen, in Doppelgriffen, in dem Gebrauch des Flageoletts (nicht nur in der ſchnellſten Tonfolge, ſondern auch in Doppelgriffen), in täuſchendſter Nachahmung von Flöten- und Glockentönen, (ja ſelbſt der menſchlichen Stimme!), in abwechſelnden Pizzicato-, Tremolento- und Staccato-Läufen (mit und ohne Bogen), in der rapideſten Velocität, in gleichzeitigen Trillern und Trillerketten mit fortgehenden Melodien, vierſtimmigen Sätzen mit verſchiedener Stimmführung, in beiſpielloſen Octaven-, Terzen-, Sexten- und Decimen-Läufen durch alle Semitonien, von der höchſten Höhe bis zur tiefſten Tiefe, und von dieſer bis zu jener mit größter Fertigkeit und Reinheit auf einer einzigen Saite — dabei abwechſelnd mit drei Noten in Pizzicato, und die andern in kürzerm Bogenſtrich im ſchnellſten Tempo — die man, wie auch ſeine Arpeggien und Cadenzen, für ſchlechthin unmöglich halten müßte, wenn man ſie nicht von ihm wirklich vortragen hörte. Sein Vortrag ganzer Sonaten und vieler Variationen auf der einzigen G-Saite, iſt völlig ohne Beiſpiel, und macht allein ſchon ſeine Virtuoſität zu einer Einzigen. Und alle dieſe Wunder, die jedem andern Virtuoſen unerreichbar ſind, wie ſelbſt die größten Meiſter eingeſtehen, und welche die Dilettanten ſtumm und ſtarr vor Erſtaunen machen (Hätte Paganini zur Zeit der Hexenproceſſe gelebt, würde man ihn als einen Hexenmeiſter unfehlbar verbrannt haben.), vollbringt er mit einer Leichtigkeit, als ob er gleichſam mit dem

Spiele ſelbſt nur ſpielte! Es läßt ſich nun freilich allerdings nicht läugnen, daß er bei dieſer ſo auf das Höchſte geſteigerten Meiſterſchaft, mit welcher er ſein Inſtrument auch hinſichtlich des Mechaniſchen beherrſcht, zuweilen wohl über die Linie des wahrhaft Schönen, Edeln und einfach Großen hinausſchweift (In der Beſchränkung, ſagt Göthe, zeigt ſich erſt der Meiſter!), allein Intention und Ausführung ſind doch auch hier ſtets eine ſehr geniale, originelle und effectvolle; und es iſt daher eine offenbare Ungerechtigkeit, wenn man deshalb von bloſen Kunſtſtücken, Seiltänzereien auf der Violine, und überhaupt von Charlatanerien ſpricht, die ſich ſelbſt ein Paganini zu Schulden kommen laſſe.

Vieles in dieſer Beziehung erklärt ſich auch pſychologiſch und aus dem Umſtande, daß Paganini ein geborner Italiener, folglich ſeine ganze Natur eine ſüdlich leidenſchaftliche und temperamentvolle iſt. Er iſt der Sohn eines vulkaniſchen Bodens; es gibt aber Vulkane, die blos Rauch, und andere, welche Feuer auswerfen. Paganini's Seele iſt jedoch einem der letztern zu vergleichen, indem ſich in ihr die heftigſte Leidenſchaft mit der glühendſten Phantaſie verbindet. Hierzu kommt die nationelle Eigenthümlichkeit der Kunſtanſichten, und der Geſchmack ſeiner Landsleute in der Muſik. Der Italiener lacht über jede Art von ſentimentaler Schwärmerei; er liebt den Scherz, das Frivole, Groteske, Barokke und Phantaſtiſche, weshalb Italien auch die eigentliche und urſprüngliche Heimath aller Maskeraden- und Karnevalsluſt, ſo wie der ſogenannten Comoedia del' Arte mit den ſtehenden Masken des Arlequino, Pierrot, Pantalon, oder der Kolombine u. ſ. w. iſt, ſo wie der wahren Opera buffa, worin es noch keine andere Nation den Italienern bis jetzt gleich gethan hat. Der Italiener liebt überhaupt alles ſtark Aufgetragene und Bunte, wie ſich ſogar ſchon an ſeiner Kleidung zeigt. Paganini mußte daher wohl wiſſen, daß er ſich durch eine blos regelmäßige Schönheit ſeines Spiels, wie ſein Landsmann und Freund Roſſini, in ſeinem Vaterlande doch nur eine halbe Bewunderung erwerben würde. Dieſes Gefühl, verbunden mit der humoriſtiſchen und melancholiſchen Eigenthümlichkeit ſeines Gemüths, mußte ihn daher zur Ironie führen, nach dem Wahlſpruch: „Mundus vult decipi, ergo decipiatur!“ Und ſo beſtrebte er ſich, mehr als er es gewiß ſelbſt nach ſeinen eigenen höhern Kunſtanſichten billigte, ſein Spiel zugleich für das Pikante, Bizarre, Kecke, Groteske, ja ſelbſt Fratzenhafte auszubilden. Auch in dieſer Richtung ſchwang er ſich nun zur höchſten Virtuoſität empor. Allein er iſt deshalb keineswegs mit jenen Gauklern auf ſeinem Inſtrument, wie z. B. dem vor ein Paar Jahren Deutſchland durchreiſenden und beſonders zu Berlin ſo viel Aufſehn machenden Charlatan, dem franzöſiſchen Violiniſten Boucher zu vergleichen, theils weil er alle dieſe Künſteleien durch die wahrhaft gediegene Meiſterſchaft, mit der er ſie ſo unübertrefflich handhabt, zu adeln und in den Rang wirklicher Kunſtleiſtungen zu erheben weiß, theils weil er durch den ächt grandioſen Styl in allem Ernſten ſeiner Kunſt, und beſonders durch ſeinen ſo tief empfundenen und ſeelenvollen Vortrag des Adagio unverkennbar beweiſt, daß er ſie für nichts mehr halten und geben will, als was ſie wirklich ſind, wie er denn überhaupt ſich ſelbſt ſtets der ſtrengſte Richter iſt. Dieſe Betrachtungen führen mich nun zu der Charakteriſtik des höhern oder poetiſchen Theils ſeiner Kunſt, wodurch dieſelbe erſt als eine eigentlich freie im Gegenſatz jener blos mechaniſchen Seite derſelben erſcheint. Auch in dieſer Beziehung aber iſt eben ſo, wie in jener blos techniſchen, die Violine ein über alle andere erhabenes Inſtrument, indem ſie eben ihrer Natur nach dem Tonkünſtler die höchſte Freiheit des Vortrags geſtaltet. Unter allen Inſtrumenten iſt ſie am fähigſten, den Künſtler in den Stand zu ſetzen, die ganze Eigenthümlichkeit ſeines Gemüths, wie ſeiner Phantaſie und jeder augenblicklichen Gemüthsſtimmung in ſeinem Spiel gleichſam wie in einem Spiegel wiedergebend auszudrücken. Es ſei nun ſeine geiſtige Individualität, wie überhaupt ſein ganzer Charakter, ernſt und tief, oder heiter, oberflächlich und ſchimmernd, melancholiſch oder lebensfroh, keck, muthig und ſicher, beſcheiden oder anmaßend; immer wird es ſich in ſeinem Spiel offenbaren. Um alſo in dieſer Hinſicht ein richtiges Urtheil über Paganini's Spiel zu fällen, muß man vor allem den Geiſt dieſes wunderbaren Künſtlers vollkommen ergriffen und aufgefaßt haben, da ſich derſelbe auf das treueſte in allen ſeinen Kunſtleiſtungen ausſpricht, die gleichſam nur der tonkünſtleriſche Reflex ſeines ganzen innern Weſens ſind. Dieſer Geiſt aber iſt kein anderer als der des höchſten und vielſeitigſten Humors, ſowohl des ſcherzenden als des ernſthaften und rührenden, zu dem ſich eine nicht ſelten bis in das Herbe und Bittere übergehende Ironie geſellt, welche viele ſchmerzliche Erfahrungen in ſeinem von den Stürmen der Leidenſchaft viel bewegten Leben ſeiner Seele aufgedrungen haben. Paganini ſcheint mir daher in dem pſychologiſchen Charakter ſeiner Kunſt die größte Aehnlichkeit mit dem des Lord Byron in ſeiner Poeſie zu haben, und deshalb iſt er auch ein eben ſo unübertrefflicher Meiſter im rührendſten wie im ſcherzhafteſten Ausdruck. Sein Adagio zeichnet ſich durch einen überaus geſangreichen Ton und die ſeelenvollſte Schönheit aus. Beſonders tief gefühlt und zugleich höchſt geſchmackvoll iſt dieſer Ausdruck in ſeinem Concert aus Es - Dur. Oft iſt ſein Spiel auch ein ganz einfaches, z. B. in dem Cantabile ſeines 2ten Concertes, das er in lauter Doppelgriffen und durchaus ohne eine einzige Note Verzierung vorträgt.

Schon Tartini, Pugnani, Meſtrino und Jarnowick hatten einen großen Ruf erlangt, den ſie nicht allein ihrer außerordentlichen Fertigkeit, ſondern auch ihrem ſeelenvollen Vortrag verdankten; eben ſo Viotti, einer der berühmteſten Schüler Pugnani's und ſeitdem Rode und Kreuzer, die ſich gleichſam in das künſtleriſche Erbe Viotti's theilten. Von allen dieſen aber war keiner in der Vervollkommnung der Kunſt eben viel weiter fortgeſchritten, als ihre Vorgänger. Dieſer Ruhm war Paganini vorbehalten, der ſie alle überflügelte und weit hinter ſich zurückließ. Unter ſeinen Händen iſt die Violine ein völlig neues Inſtrument geworden. Von der Gewalt ſeines Genies weit über die Gränzen der bisherigen Praxis ſeiner Kunſt hinausgeführt, hat er da erſt angefangen, wo jene ſämmtlich aufgehört hatten, und ſich mit einer faſt unglaublichen Kühnheit völlig neue, bisher ganz unbekannte Bahnen gebrochen. Er hat die Kunſt des Violinſpiels in jedem ihrer Theile verändert, an Intenſion wie Extenſion bereichert und vervollkommnet, und mit einem ſo außerordentlichen Erfolg, daß man wohl ſagen kann, daß er ſie gleichſam ganz neu erſchaffen hat. Er hat ſein Inſtrument zu einem eigenthümlichen Organ für die Darſtellung aller ſeiner Gedanken und Gefühle, den Ausdruck ſeiner ganzen Seele gebildet. Wer ihn niemals gehört hat, vermag deshalb ſchlechterdings nicht, ſich eine Vorſtellung von dem zu machen, was er in dem ganzen Umfang ſeines eminenten Talentes leiſtet. Man konnte vor ihm nicht einmal ahnen, daß die Kunſt eines Violiniſten im Stande ſei, ein ſolches Ziel zu erreichen. Er bezaubert das Gefühl und den Verſtand zugleich und ſelbſt die Einbildungskraft verliert ſich in den Tiefen dieſer unergründlichen magiſchen Tonwelt. Wer die Wunder ſeines Spiels nie erfahren, hält das, was er davon erzählen hört, für unglaublich, aber nicht minder auch alsdann noch, wenn er ſie ſelbſt empfunden hat. Alle große Violinvirtuoſen haben doch immer nur einen vorherrſchenden Charakter des Styls in ihrem Vortrag gehabt, allein Paganini umfaßt ſie alle. Er iſt niemals derſelbe, die Gefühle der Freude, wie des Schmerzes, der Rührung und Ausgelaſſenheit, des Grams, der Verzweifelung und des Zorns, wie des muthwilligſten Frohſinns, drückt er alle gleich mit der tiefſten und ergreifendſten Wahrheit aus. Er declamirt und ſingt, er weint und lacht, ſcherzt und betet auf ſeinem Inſtrumente, die Muſik iſt ſeine Sprache; das Mittel, alle ſeine Gedanken, Empfindungen und Gemüthszuſtände, mit einem Worte, alle auch die zarteſten und geheimſten Regungen ſeiner Seele auszuſprechen. Seine Violine iſt der beredetſte Dollmetſcher ſeines ganzen innerſten Weſens und Seins. Auf das Wunderbarſte und Frappanteſte aber ſpringt er oft von dem Ausdruck eines Gefühls und Seelenzuſtandes zu dem des entgegengeſetzteſten in ſeinem Spiel wie ſeinen Compoſitionen über; ſo daß man ihn in dieſer Hinſicht wirklich den Shakſpeare der Tonkunſt nennen könnte, ſowie ſeinen Bogen den Zauberſtab, mit dem er alle dieſe Wunder vollbringt. In dieſem ewigen immer reichſten neuen und mannichfaltigſten Wechſel ſeines chamäleontiſchen Spiels entzückt uns bald das ergreifendſte Forte, bald das zarteſte und reizendſte Piano, bald ein Adagio von einer Grazie und Süßigkeit des Ausdrucks, der unſere ganze Seele mit der tiefſten Rührung durchdringt, und bald wieder ein Allegro, das ſie in die lebendigſte und fröhlichſte Heiterkeit verſetzt.

Am bewundernswertheſten erſcheint Paganini aber unſtreitig, ſobald er ſich völlig unabhängig vom Orcheſter macht, und ſich ohne alle Begleitung, nur allein auf ſeinem Inſtrument hören läßt. Es ſind dann wahre romantiſch-epiſche Dichtungen einer unerſchöpflichen Einbildungskraft, die er uns durch ſein ſo polyphoniſches Spiel vorzaubert. Alle andere Violinvirtuoſen haben bekanntlich gewiſſe Favoritſtücke, der Art, welche die Italiener Pezzi di beaule nennen. Das Repertoire der Muſikſtücke **Paganini's** aber, das er fortwährend noch immer mehr erweitert, iſt ein überaus reichhaltiges. Zu **Berlin** allein hat er ihrer mehr als 20 vorgetragen, deren mehrere wieder ganz andere waren, als die, in denen er ſich zu Wien hören ließ. Er iſt wahrhaft **univerſell** in ſeiner Kunſt, indem er **alle** Gattungen und Style mit gleicher Vollkommenheit der in den jedesmaligen Geiſt des Componiſten eindringendſten Charakteriſtik durchführt. Vorzugsweiſe indeß trägt er außer ſeinen eigenen nur die ſchwierigſten und kunſtreichſten Werke der größten Meiſter vor. Faſt überall hat er Compoſitionen von **Viotti**, **Rode**, **Kreuzer** und **Lindpaintner** geſpielt, was aber weniger bekannt iſt, und die Allſeitigkeit ſeiner Kunſt auf das Ueberzeugendſte bewährt. Mit gleich unübertrefflicher Meiſterhand zeigte er ſich auch in den Quartetten von **Beethoven**, welche durch ihre ſtrenge Harmonie dem Spieler die mindeſte Freiheit des Vortrags geſtatten, wie in dem ſo höchſt einfachen Styl der Compoſitionen **Boccherini's**. Eben ſo wenig wie an beſtimmte Lieblingsſtücke gebunden, iſt er es auch an ſein Inſtrument. Oftmals hat man ihn in einen Saal eintreten, die erſte beſte Geige, die ihm in die Hand kam, ergreifen ſehen, und mit gleicher Vortrefflichkeit Sachen, die für das **Pianoforte** geſetzt waren, ausführen hören. Seine gewöhnliche Violine iſt indeß eine von **Guarnerius**. Mit vollkommenſter Virtuoſität aber ſpielt **Paganini** auch die **Bratſche** und Guitarre. Die Quartette, die er für Violine, Violoncell, Bratſche und Guitarre geſetzt hat, ſind überaus ſchön. Er ſpielt darin abwechſelnd Violine und Guitarre zugleich. Die letztere hat er um den

Hals hängen, indem er, während er darauf ſpielt, die Geige zwiſchen den Knien feſthält. Die Schnelligkeit, mit welcher er dieſe beiden Inſtrumente wechſelt, iſt ſo außerordentlich, daß man auch nicht die mindeſte Pauſe dabei in ſeinem Vortrag bemerkt. Indeſſen läßt er ſich niemals öffentlich auf dieſe Weiſe hören, weil er keinen Werth auf ſein Guitarrenſpiel legt, welches er vielmehr als unter ſeiner Würde betrachtet. Es ſind dies Kunſtübungen, die er nur in dem engern Zirkel ſeiner Freunde mitzutheilen pflegt. Eben wegen ſeiner Allſeitigkeit findet jeder ſeiner Hörer etwas Anderes an ihm zu loben oder zu tadeln. Je einſeitiger derſelbe in ſeinem Geſchmacktalent und ſeiner Bildung iſt, je beſchränkter er nur die eine oder andere Art des Vortrags anzuerkennen im Stande, oder aus Vorliebe für ſie allein eingenommen iſt, je mehr er nur an dieſer oder jener, alten oder neuen Schule hängt, deſto mehr wird er aus Paganini's höchſt vielſeitigſtem, ewig und wunderlichſt wechſelndem Spiele, nur jene Seite herausheben und in ſein ganzes Spiel hinein wünſchen. Alle aber werden darum jeder Etwas in ihm finden, was ihnen beſonders nach ihrem individuellen, beſchränkteren Geſchmack zuſagt. Einen Genius vollkommen zu begreifen, dazu gehört wieder ein Genius! Alle aber werden ſich zuletzt doch von der ungeheuern Gewalt der außerordentlichen Virtuoſität des genialen Meiſters überzeugt finden.

Man kann das Alles nicht beſchreiben, man muß es hören. Um ganz zu wiſſen, was er leiſtet, muß man ihn aber nicht einmal, ſondern ſo oft als möglich hören, da er immer neu und unerſchöpflich iſt.

Als Roſſini in Rom die erſte Aufführung ſeiner Oper Mathilde von Chabran vorbereitete, wurde den Tag vor der Generalprobe der Director des Orcheſters plötzlich krank. Roſſini, der mit ſehr mittelmäßigen

Muſikern zu thun hatte, gerieth daher in die äußerſte Verlegenheit. Als Paganini dies erfuhr, erbot er ſich ihm ſogleich, die Oper zu dirigiren, was Roſſini, wie man leicht denken kann, mit dem größten Danke annahm. Paganini fand ſich pünktlich zur Probe ein, und ohne die mindeſte Vorbereitung theilte er allen Mitgliedern des Orcheſters den eigenthümlichen Geiſt der Compoſition durch ſeine Leitung und ſein eignes Spiel ſo augenblicklich und eindringend mit, daß er durch dieſen Impuls eine förmliche Methamorphoſe unter ihnen bewirkte, und dieſe Oper am Abend ihrer erſten Darſtellung mit einem ſo glänzenden Erfolg durchgeführt ward, daß Roſſini ſelbſt, wie er noch jetzt oft zu erzählen pflegt, nicht genug darüber erſtaunen konnte. Als es in Paris bekannt wurde, daß Paganini daſelbſt ankommen würde, ſagte Roſſini: „da werden die Pariſer einen Virtuoſen kennen lernen, von dem ich auch nicht das Kleinſte wüßte, was ſie an ihm tadeln könnten." Eben ſo hat er mehrmals geäußert, daß es ein Glück für ihn ſei, daß Paganini ſich nicht auf die Opercompoſition gelegt habe, indem er ſonſt an ihm einen ſehr gefährlichen Rival bekommen haben würde.

Paganini und Roſſini ſind zwei Männer, welche die Gleichheit ihres Geſchmacks und ihrer Anſichten in der Muſik zu wirklichen Geiſtesverwandten macht. Von ihrer erſten wechſelſeitigen Bekanntſchaft an knüpften ſie daher auch ein Band der Freundſchaft, welches ſie beide bis auf den heutigen Tag auf das innigſte mit einander verbunden hat. Roſſini hat eine ſolche Anhänglichkeit für dieſen berühmten Genueſer, daß er mit immer neuem Enthuſiasmus für ſein großes Talent eingenommen iſt. Dieſe Bewunderung geht bei ihm bis zu dem Grad, daß er ſich 5 Monate lang mit der höchſten Anſtrengung unermüdlich beſtrebte, ſelbſt der wunderbaren Wirkungen mächtig zu werden, welche Paganini durch ſein Violinſpiel hervorzuzaubern weiß, und welche ihm im Einzelnen auch in der That zuweilen zu erreichen gelangen. Es iſt indeß dabei zu bemerken, daß Roſſini nicht blos ein großes Talent für die Tondichtung, ſondern überhaupt ein außerordentliches und ſehr vielſeitiges Genie beſitzt. Er hat niemals eigentlichen Unterricht auf einem Inſtrument genommen, und ſpielt ſie faſt alle. Eben ſo ſpricht er beinahe alle lebende europäiſche Sprachen, die er doch nur auf ſeinen Reiſen ſich zu eigen gemacht hat; und weiß ſich darin nicht nur mit ungemeiner Geläufigkeit, ſondern ſelbſt mit ungemeiner Reinheit und Eleganz auszudrücken, wie überhaupt ſeine Unterhaltung ſtets eine ſehr intereſſante und einen Mann von ſeltenem Geiſt in ihm erkennen laſſende iſt. Er beſitzt eben ſo viel Kenntniſſe der Kunſt und Literatur, als Feinheit und Schärfe der Urtheilskraft. Als er die Villa von Barbaja auf dem Berge Pauſilippo bewohnte, zog ihn die hohe Schönheit der ſie umgebenden Natur ſo mächtig an, daß er, ohne noch die mindeſte Kenntniß von Zeichnung, Perſpective und Colorit erlangt zu haben, in kurzer Zeit ſehr gelungene Abbildungen davon verfertigte, und mit Correggio ausrufen konnte: „Anch' io sono pittore!“ Ja zu Paris hat er während ſeines langen Aufenthalts daſelbſt ſeinen Umgang mit dem berühmten Gelehrten Roſſellini ſogar zu ſeinem eignen Studium der Hieroglyphen und zwar mit einem ſolchen Erfolg benutzt, daß er in wenigen Wochen ſie ſchon mit ungemeiner Geläufigkeit erklären und ſelbſt darin zu ſchreiben wußte.

Zum Beſchluß dieſes Abſchnittes ſchreibe ich meinen Leſern nun noch folgenden, unter Allem, was bisher über Paganini in deutſchen Blättern gedruckt worden iſt, mit das Gehaltvollſte und Berückſichtigungswertheſte zu enthalten ſcheinenden Aufſatz aus Nro. 38—40., der zu Stuttgart bei Cotta erſcheinenden Zeitſchrift Hesperus v. d. J. mit. Er iſt zwar ſeltſam und merkwürdig genug, von einem (ungenannten) Verfaſſer, der Paganini — gar nicht gehört hat, aber unläugbar ſehr geiſtvoll, und mit vieler Muſikkenntniß, die verſchiedenen Urtheile über Paganini gegen einander abwägend, jedoch leider auch zum Theil ſelbſt ſo einſeitig und ſich ſelbſt widerſprechend geſchrieben, daß ich mir nicht verſagen konnte, ihm einige Anmerkungen, durch die ich ihn hierin berichtigt zu haben hoffe, hier hinzuzufügen.

„Paganini.“

„Stuttgart, im December 1829.“

„Auch uns ſuchte er anfangs December heim. Die Leſer werden einen Bericht erwarten. Aber ich war ſehr krank, und kein Anderer fand ſich, der einen für das Publikum berechneten Aufſatz geſchrieben hätte. Dennoch konnten meine körperlichen Leiden den Geiſt nicht von jenem Intereſſe entfremden, das ich von jeher an erheblichen Erſcheinungen der Tonkunſt nahm. Ich bat daher meine muſikaliſchen Freunde, beſonders die bedeutendſten Mitglieder der Hofkapelle, dann mehrere Andere, theils Kenner, theils Liebhaber von bewährtem Geſchmack, mir doch ihre Anſichten und Urtheile über den Wundermann mitzutheilen, damit ich wenigſtens in der Idee mir ein richtiges Bild von ſeinen Leiſtungen machen könnte, da ich mir die unmittelbare Anſchauung und Anhörung, leider! verſagen mußte. Dieß geſchah; und ich vernahm theils ſchriftlich, theils mündlich 20 verſchiedene Stimmen über ihn, die aber keineswegs in ihren Urtheilen übereinſtimmten, vielmehr zum Theil ſich direct widerſprachen. Doch fiel die Wahrheit günſtig für Paganini aus *). Ich ſuchte nun, wie ich nur einigermaßen einer Unterhaltung fähig war, in wiederholten Beſprechungen genauere Aufklärung, nähere Beſtimmung und wo möglich einen Vereinigungs- oder doch wenigſtens Ausgleichungspunkt für die Widerſprüche zu finden**), die in ihren beiden Extremen etwa darauf hinausliefen:“

„Erſtens — Paganini ſei ein göttlicher, ein einziger Mann, der unerhörte Dinge leiſte und Alles hinreiße; unerſetzlich ſei mein Verluſt, daß ich ihn nicht gehört!“

„Zweitens — ich habe gar nichts verloren, er würde mir ſicher mißfallen haben, er ſei ein Charlatan!“

„Durch jene Erörterungen und genauere Beſtimmungen brachte ich es wenigſtens dahin, daß jede Partei etwas von der entgegengeſetzten Behauptung der andern zugab; und ſo ſchien mir, wie ſo oft in der Welt der Fall iſt, die Wahrheit in der Mitte zu liegen.

---

*) Was hätte man auch ſonſt von den Stuttgarter Freunden und Kennern der Tonkunſt denken müſſen! Mr. Lephalegue freilich zählt die Bewohner Stuttgarts zu den kalten Nordländern, die Paganini aber doch auch exaltirt habe. „A Dresde — ſagt er S. 40 — à Leipsic, à Francfort, à Breslau, à Prague, à Stutgart, il échauffa avec le même succès les têtes et les coeurs des froids habitans du Nord!“

**) Wie verſchieden iſt aber auch der Geſchmack in der Muſik überhaupt jetzt! (S. meine Reiſeerinnerungen.) Die Einen hängen der deutſchen, die Andern der alt-, wieder Andere der neuitalieniſchen (Roſſiniſchen) und franzöſiſchen Schule an. Der liebt die Oper-, jener nur Kirchen-, dieſer nur Concertmuſik u. ſ. w.!

Ich will nun verſuchen, ob es mir gelingen wird, ſie zu treffen und ſo darzuſtellen, wie ich ſie mir aus allen dieſen Discuſſionen abſtrahirt habe."

„Voraus muß ich bemerken, daß es mir ſcheint, als ſei zu einem vollſtändigen, reifen, gediegenen Urtheil über die Kunſt dieſes Mannes, die Zeit ſeines Aufenthalts viel zu kurz und die Zahl ſeiner Productionen viel zu gering geweſen. Er kam in der Nacht vom 2ten zum 3ten December 1829, Morgens 8 Uhr hier an, ſehr unwohl, hatte umgeworfen, deshalb ſich ſo verſpätet und erkältet. Wenn dies in dieſer ſtrengen Jahreszeit einem geſunden, kräftigen Reiſenden begegnet wäre, ſo dürfte er wohl gerechtfertigt ſeyn, wenn er den folgenden Tag geruht und ſich gepflegt hätte; wie viel mehr ein ſo ſchwächlicher, leidender Mann, wie Paganini! Aber das Conzert war ſchon ein paar Tage zuvor beſtimmt angekündigt; Paganini mußte, ohnerachtet er nicht ſpielen wollte, am 3ten um 10 Uhr zur Probe und Abends 6 Uhr zur Ausführung eilen. Schon um dieſes ſeines individuellen Zuſtandes willen konnten beide nicht ſo ausfallen, wie außerdem; wozu noch kam, daß die Kälte (er ſpielte auf dem Theater) öfters das Anſprechen der Töne verhinderte. Er ſoll ſelbſt über dieſen Abend ſich geäußert haben, daß er gehudelt hätte. Daraus ließe ſich nun ſchon entſchuldigend erklären, warum ſein erſtes Conzert keinen allgemein günſtigen Eindruck gemacht habe."

„Den 5ten ſpielte er vor den königl. Majeſtäten bei Hofe und, der Natur der Sache nach, nur für einen kleinen, engern Kreis. Auch hier befand er ſich unwohl."

„Den 7ten ſpielte er wieder öffentlich im Theater, aber zum letztenmale. Er iſt alſo vor dem größern Publikum eigentlich nur 2mal und darunter einmal krank aufgetreten, und ich glaube, das reicht nicht hin *), einen von allen andern Violinſpielern ſo vielfach abweichenden Künſtler, wie Paganini, nach ſeinem ganzen und wahren Gehalt richtig zu beurtheilen. So z. B. hätte ich gewünſcht, er hätte ſich eine halbe Stunde lang, blos vor Kennern, im Erguß einer reinen Phantaſie hören laſſen."

„Sodann möchte ich bei Paganini Viererlei unterſcheiden:"

„1) Seine außerordentlichen Kunſtſtücke, nur von ihm in dieſer Vollkommenheit darſtellbar."

„2) Seine Kunſtleiſtungen gewöhnlicher Art, die er mit allen Violin-Virtuoſen gemein hat."

„3) Den Gehalt ſeiner Compoſitionen."

„4) Seine höhere Kunſtweihe, ſein tieferes Eindringen in die wahre Kunſt, ſeinen Geſchmack, die Seele ſeiner Muſik."

„1) Kunſtſtücke."

„Dieſe zeigt er in gewagten Sprüngen, Doppelgriffen, im Gebrauch des Flageoletts, nicht nur in ſchnellſter Tonfolge, ſondern auch in Doppelgriffen — in dem geſchlagenen, hüpfenden Staccato und Tremolento mit dem Bogen — in gleichzeitigen Trillern mit der fortgehenden Melodie, in unerhörten Octaven- und Terzen-, Sexten- und Decimenläufen durch alle Semitonien, von der höchſten Höhe bis zur tiefſten Tiefe, und von dieſer zu jener mit größter Fertigkeit und Reinheit, auf einer

---

*) Sehr richtig! Zumal bei einem Virtuoſen wie Paganini, der ſich ſchwerlich jemals ganz ausſtudiren läßt!

einzigen Saite, — dabei abwechſelnd mit 3 Noten im Pizzicato und die andern im kurzen Bogenſtrich im ſchnellſten Tempo, — in gleichzeitigen Läufen und Pizzicato's auf den andern Saiten, — in täuſchendſter Nachahmung von Glocken- und Flötentönen, und das Alles mit einer Sicherheit, als ſeien ihm die größten Schwierigkeiten, deren Ueberwindung man andern Künſtlern gewöhnlich anzuſehen pflegt, auf welche aber, in Paganini's Art, als unerreichbar, faſt alle verzichten müſſen, ein Kinderſpiel.“

„Die Meiſterſchaft, die unnachahmliche Meiſterſchaft in dieſen Dingen ſpricht ihm Niemand ab. Die bisher als Meiſter Anerkannten ſelbſt beugen ſich, bekennen ihre Ohnmacht, und die Dilettanten ſtehen wie verſteinert vor Verwunderung, das unmöglich Geglaubte ſo leicht auf dieſem Inſtrumente ausgeführt zu ſehen.“

„Einige indeſſen wenden ſich mit Unwillen ab, ſprechen von Seiltänzerkünſten, ſehen oder hören Paganini's Virtuoſität nur in dieſen, erkennen ſie zwar an, nennen ihn aber einen Charlatan. Wir werden darauf zurückkommen. Hier wollen wir nur noch die Bemerkung machen, daß ein Theil dieſer Kunſtſtücke auf Täuſchung des Ohrs beruht, und das zu ſeyn ſcheint, wie ich es oben kurz angedeutet, aber in der techniſchen Ausführung etwas Anderes und Leichteres iſt“ *).

„7) Virtuelle, ächte Kunſtleiſtungen.“

„Er theilt die Geſchicklichkeit darin mit allen bekannten Meiſtern der Violine, nur wieder in eigenthüm-

---

*) Hierin widerſpricht der Verfaſſer offenbar ſeiner vorhergehenden Behauptung von der Unnachahmlichkeit dieſer Dinge.

licher Weiſe. Aber im Weſentlichen ſteht er wohl keinem nach *). Er beherrſcht vielmehr ſein Inſtrument wie wenige **). Er beſitzt eine techniſche Fertigkeit, Sicherheit und Leichtigkeit in Darſtellung der ſchwierigſten Paſſagen, in Löſung der ſchwerſten Aufgaben, wie vielleicht keiner. Er trägt die ſchnellen, lebhaften Sätze mit vielleicht nur zu großem Feuer vor; ſowie das Adagio mit großer Haltung, tiefer Rührung."

Darin ſtimmt die Mehrheit der Kenner und Liebhaber überein. Hier aber dürfte das abweichende Urtheil eines ganz ausgezeichneten Kenners an ſeinem Platze ſeyn: „Das Allegro ſpielt er zu matt, ohne Nachdruck und Feuer — das Andante oder Adagio artig, aber nicht bis zum Ergreifen, zur Rührung ***). Dagegen iſt er im humoriſtiſchen Rondo vortrefflich, und ſpielte das Cara mama mit den 50 Variationen unübertrefflich ſchön. Das Launichte ſpielt er mit ganz eigenthümlichem Humor, bis ins Bizarre und Koboldartige; das Zarte noch zarter vielleicht als es der Componiſt aushauchte. In höchſter Reinheit erklingen jederzeit alle ſeine Töne, ſeien ſie die höchſten, oder reihen ſie ſich in ſchnellſter Folge, und meiſtens in eigenthümlicher Lieblichkeit, ohne der mäßigen Fülle, der Rundung, und, wo ſie erforderlich iſt, der Stärke zu entbehren. Namentlich iſt ſeine Intonation die allerreinſte. Auch in der Präziſion der Paſſagen und des ganzen Vortrags geſellt ſie ſich den bekannten Meiſtern bei. Sein Spiel von ganzen Sonaten und vielen Variationen auf der einzigen G-Saite iſt etwas Unerhörtes und erhebt im Verein mit den übrigen Vorzügen ſeine Virtuoſität gewiſſermaßen zur einzigen und ſein Spiel zu einer Klippe, woran dermalen wenigſtens die erſten Violinſpieler, die wir kennen, verzweifelnd ſcheitern würden, wenn ſie ſich auf ſeine Gewäſſer wagen wollten.“

---

*) Das heißt denn doch wohl gar zu wenig von einem Meiſter geſagt, dem vielmehr alle Andere nachſtehen.

**) Nach dem vom Verf. ſelbſt vorher Bemerkten: wie Keiner.

***) Aber er war ja in Stuttgart krank und hat deshalb nach ſeinem eigenen Bekenntniß „gehudelt."

„Wenn man nun, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, die obenerwähnten Vorzüge Paganini nicht abſprechen kann; ſo darf man wohl auch nicht anſtehen, ihn für einen Virtuoſen im gewohnten Sinne *) und doppelt als ſolchen zu erkennen, da er die unter Nr. 1 erwähnten Kunſtſtücke und die erwähnte Folge muſikaliſcher Gedanken vor andern voraus hat, und die ihn um ſo höher herausheben, da ſie ſelbſt in ihrer Art halbe Wunder ſind. Dahin gehört die Schwäche ſeines Saitenbezugs, wodurch der Ton freilich an einer gewiſſen eigenthümlichen, doch ſpitzigen **) Schönheit, Paganini oder auch an Leichtigkeit in Beſiegung mancher Schwierigkeiten gewinnt. Dahin gehört ſeine eigenthümliche Bogenführung. Beſonders viel Kunſt zeigt er im An- und Abſetzen des Bogens.“

„Dahin gehört ſein eigener, von der ſchulgerechten Manier ganz abweichender Fingerſatz. Dahin gehört ſein oberflächliches Umſtimmen der Violine, wodurch ihm freilich das glückliche Durchführen der halsbrechendſten Wageſtücke ſehr erleichtert wird. So z. B. war im zweiten Conzert am 7ten December das von ihm componirte und geſpielte große Conzert in Es-dur geſetzt, einer Tonart, aus welcher es bei den darin angebrachten Schwierigkeiten, zu ſpielen, die Kenner faſt für eine Unmöglichkeit erklärten. Er ſpielte es aber aus D-dur. Und er nimmt dieſes Umſtimmen mit unbegreiflicher, faſt unſichtbarer Geſchwindigkeit vor, wobei abermals die Sicherheit zu bewundern iſt, mit der er ſie, ſeinen Abſichten gemäß, bewirkt.“

---

*) Im gewohnten Sinne? Eben noch erklärte ja der Verfaſſer Paganini's Virtuoſität für eine einzige.

**) Und doch rühmt der Verfaſſer oben die „eigenthümliche Lieblichkeit und Fülle“ von Paganini's Ton!!

„3) Seine Compoſitionen.“

„Originell ſollen ſie nach Einigen ſeyn. Andere wollen ganze Stellen aus Viotti wiedergefunden haben; aber das Originelle iſt deshalb noch nicht ſchön. Beides vereint dürfte jedoch ſeinem Andante und Adagio nicht abzuſprechen ſeyn. Sie verrathen feines Gefühl, tiefe Empfindung und verfehlen ihrer ergreifenden Wirkung auf den Zuhörer nicht. Aber ſie ſind doch nichts Außerordentliches. Wir haben eine Reihe von Meiſtern aufzuweiſen, die in dieſer Gattung nicht nur eben ſo ſchön componirten, ſondern Paganini gewiß weit übertrafen.“

„Noch weit mehr gilt dies von der entgegengeſetzten Gattung, in der Feuer und Leben vorherrſcht. Man kann ihnen Gefälligkeit, angenehme Melodien nicht abſprechen; aber Gedankenfülle, Tiefe, gehörige, motivirte Durchführung eines Hauptthema's, mit natürlicher, befriedigender Entwickelung, wie wir es an unſern Meiſtern bisher gewohnt waren, ſcheint weniger ſeine Sache zu ſeyn; vielmehr liebt er das Abſpringende, Barokke, das Zerriſſene *), ſowie die Hemmung und Störung eines

---

*) Vergl. das über die Individualität dieſes Charakters rückſichtlich einer pſychologiſchen Erklärung derſelben von mir bereits Bemerkte.

ſoliden Gedankenfluſſes durch eins ſeiner Kunſtſtücke, oder durch den Schreckſchlag der großen Trommel. Letztere muß er für etwas ſehr Weſentliches halten *), da er ſie, wenn er an einem neuen Orte auftreten will, ausdrücklich als nothwendig im Voraus beſtellen ſoll**)".

„Seine Manier ſcheint nach Allem die neuere, italieniſche, Roſſini-artige zu ſeyn, die vornehmlich auf oberflächliche, blendende Effecte ausgeht, ohne tiefern Gehalt zu haben, der einem Tonſtück nicht nur bleibenden Werth ſichert, ſondern wonach es immer mehr gefällt, je öfter man es hört, weil man es immer beſſer verſtehen lernt und immer neue Schönheiten entdeckt. Schwerlich wird dies der Fall bei jenen für den Augenblick berechneten, im neuern italieniſchen Styl geſchriebenen Compoſitionen der Fall ſeyn. Und ſo darf man auch bei Paganini nicht das Gediegene, den Kern, die Kraft, die ſolide Schönheit, die reiche Harmonie, welche die Werke eines Spohr, Reicha, Kreuzer, Lafond u. ſ. w. auszeichnen, erwarten."

„Es kommt nun noch dazu, daß, wie die Nachrichten und Conzertzettel mehrerer Städte beſagen, daß Paganini faſt überall Daſſelbe ſpielt ***), gerade wie ihrer Zeit die Catalani ſang. Sollte man daraus nicht auf Mangel an Ideenreichthum, an Erfindungsgeiſt ſchließen — in Vergleichung mit den zahlreichen Werken der oben genannten Meiſter? — Indeſſen muß ich bemerken, daß mich Herr Kapellmeiſter Lindpaintner verſicherte, bei ihm noch 12 Conzerte, die er, als von ihm componirt, vorzeigte, geſehen zu haben, und die für Orte beſtimmt ſind, wo längerer Aufenthalt mehreren Wechſel erfordert.“

---

*) In den zu Leipzig gegebenen Conzerten hat er dies eben nicht gezeigt.

**) Das muß ja jeder, der ein Conzert geben will, mit dem ganzen Orcheſter thun.

***) Dies iſt bereits durch das von mir über die Reichhaltigkeit ſeines Repertoirs Bemerkte völlig widerlegt.

„Vor der Hand, und ſo weit aus dem Wenigen, was man hier von ihm hörte, ein Schluß gilt, dürfte angenommen werden, daß er ein angenehmer, aber kein Componiſt erſten Ranges iſt.“

„4) Iſt Paganini Tonkünſtler im höhern Sinn, wie die vorhin genannten?“

„Ich möchte daran zweifeln*). Ich glaube, die wahre Kunſt iſt bei ihm beſchränkt. Er kennt weder ihren Umfang, noch ihre Tiefen; noch vielweniger hat er ſie erforſcht oder gar erweitert. Wozu ſollte er das auch? Er reiſt und ſpielt, um Geld zu machen**); gerade wie Roſſini die Opern dutzendweiſe componirt. Sein Erſtes iſt alſo nicht die höhere Kunſt, wie ſie den Kenner befriedigt, ſondern Effect auf die Menge, durch das Blendende, Außerordentliche. Und hierin excellirt er auf Koſten des guten Geſchmacks, mit welchem weder ſein Gebrauch der Trommel, noch die ſo häufigen Unterbrechungen eines reinen, melodiſchen oder harmoniſchen Gedankenfluſſes, durch Anbringung ſeiner Tauſendkünſteleien, vereinbarlich iſt. Beſäße er wahren Geſchmack, ſo würde er mit letzteren viel haushälteriſcher umgehen, vor allen Dingen den Forderungen reiner Kunſt, als dem Höchſten, huldigen, und z. B. ſeine Virtuoſität, ohne oder mit ſehr weniger Beimiſchung der Kunſtſtücke in den drei erſten Productionen (er gibt gewöhnlich viere) documentiren, und dann in den der letzten alles zuſammendrängen, was er an Wundern auf der Violine zu leiſten im Stande iſt. Vermuthlich würde er dann alle Parteien befriedigen. Und es ließe ſich, da er einen andern Weg einſchlug, den der gute Geſchmack nicht billigen kann, nun wohl erklären, warum ihn Einige, denen man Sachkenntniß nicht abſprechen kann, für einen Charlatan erklärten; zumal da ſeine Compoſitionen nicht durch jenen höheren Gehalt entſchädigten, um derentwillen wir unſere bekannten Meiſter ſo ſehr ſchätzen. Ob ſie aber, von einſeitigen Eindrücken befangen, nicht darüber das Kind mit dem Bade ausſchütteten und unläugbare Vorzüge überſahen, bleibt eine andere Frage*). Merkwürdig bleibt es immer, daß Paganini, wenigſtens hier in Stuttgart, keinen allgemein**) günſtigen, enthuſiaſtiſchen Eindruck hervorbrachte, und daß man unter den Opponenten, denen er ſogar mißfiel, ſowohl Dilettanten als Kenner fand, denen weder Geſchmack noch Sachkenntniß abzuſprechen iſt.

---

*) In dieſer, wie in den folgenden Aeußerungen widerſpricht der Verf. nach ſeinen unter Nr. 1 und 2 aufgeſtellten Behauptungen von der „Einzigkeit und Unübertrefflichkeit“ der Virtuoſität Paganini's ſich ſelbſt auf das Auffallendſte!

**) Nur darum? Nicht auch um der Kunſt ſelbſt willen?

---

*) Nicht doch, denn dies bedarf gar keiner Frage, da dem allerdings und zwar augenfälligſt und handgreiflichſt alſo iſt!

**) Einen allgemein günſtigen Eindruck würde es in unſerer, auch hinſichtlich des Kunſtgeſchmacks und überhaupt alles Aeſthetiſchen ſo parteienvollen Zeit auch nicht hervorbringen, wenn Gott der Vater ſelbſt vom Himmel käme und ſich uns auf der Geige hören ließe. Man denke (um hier nur bei Deutſchland ſtehen zu bleiben) nur an den zum Theil ſogar pöbelhaften Tadel, den ſelbſt ein Göthe und eine Sonntag in ihrem eignen Vaterlande haben erfahren müſſen! Paganini aber war ja in Stuttgart überdem auch krank.

Unläugbar Schönes und Treffliches verfehlt ſonſt nicht leicht des allgemeinſten Eindruckes*). Es ſcheint alſo irgend etwas den Totaleindruck Störendes angenommen werden zu müſſen, was bei Einigen tiefer gewirkt hat, und worin dies beſtanden, glaube ich zum Theil ſchon angedeutet zu haben. Viel kann auch ſeine eigenthümliche, nicht eben einnehmende Perſönlichkeit mitgewirkt haben, vorzüglich aber ſein faſt gänzliches Abweichen von allen Vorgängern in der Art ſeiner Darſtellung, wodurch die Erwartung Mancher erſt betrogen wurde, ohne im Unmuth darüber durch andere Auszeichnungen weiterhin entſchädigt zu werden. Wenn nun aber Paganini nicht in der einfachen, edeln, reinen Virtuoſität und Grandioſität, wie wir ſie bisher an ſeinen Vorgängern gewohnt waren (wobei auch die eigenen Compoſitionen eines Jeden mit in die Waagſchale kommen) auftrat; wenn er den guten Geſchmack öfters verletzte; ſollen es denn nun ſeine Kunſtſtücke allein ſeyn, welche ihm ſolchen Beifall, ſolche Bewunderung erwarben? Es wäre zwar nichts Unmögliches, denn wir haben faſt Gleiches an Roſſini's berühmten Beiſpielen erlebt, der ganz Europa hingeriſſen hat, ohne daß die Kenner ihre Zuſtimmung geben können, und nur in neueſter Zeit ſcheint es, daß Roſſini die bisherige Effectmacherei zu verſchmähen, und dem wahren Genius in etwas mehr zu huldigen anfängt. Dennoch ſcheint bei Paganini noch eine höhere Macht im Spiele zu ſeyn, welche ihres Einfluſſes nie verfehlt."

---

*) Was wird denn aber als ein „unläugbar Schönes und Treffliches" heut zu Tage „allgemein" anerkannt? Geſchmäcke gibt es dermalen unzählige. Aber wo iſt (um mit Schillers Xenie zu reden) „dieſer Geſchmäcke Geſchmack?" — Vergl. das in den Vorerinnerungen zu dieſem Schriftchen hierüber Geſagte.

„5) Iſt Paganini Tonkünſtler im höhern Sinne in eigener Art?"

„Ich glaube, gänzlich abgeſehen von ſeinen unglaublichen mechaniſchen Fertigkeiten und Künſteleien, die Frage bejahen zu müſſen, weil er ſeinem Vortrag eine Seele, wie Keiner, zu geben weiß *). Dieſes Seeliſche iſt es, was bei zarteren Gemüthern ſo unbeſchreiblich einwirkt, was ſeinem Tone jene eigenthümliche Charakteriſtik gibt und deshalb unnachahmlich bleiben wird, weil er nur ſeine Seele reden läßt, nur ſein Ich ausſpricht. Er hat nämlich ſeine Violine zum Sprachorgan ſeiner innerſten Empfindungen und ſeines eigenthümlichen Gemüths- und Bildungszuſtandes gemacht. Was in ſeinem Innern vorgeht, drückt das Inſtrument mit ſeltener Wahrheit, Treue und Innigkeit aus. In dieſes Innere müßten wir alſo hinabſteigen und es anatomiren können, um ſein Spiel zu beurtheilen. Dazu wäre, ſtatt der mancherlei ſchwankenden Sagen über ſeine Schickſale, eine treue Darſtellung ſeines äußern und innern Lebens erforderlich. Von letzterem kann ſie uns ſchwerlich Jemand, kaum er ſelbſt, geben. Dürfen wir aber von ſeinem Spiel auf den Zuſtand ſeines Innern zurückſchließen: ſo ſtreiten darin (wenn auch nur in der Rückerinnerung) die ſtürmiſchſten Leidenſchaften mit den tiefſten, zärtlichſten Gefühlen, herbſte Leiden mit den beſeligendſten Freuden, ſchwarze Miſanthropie mit kindlicher Gutmüthigkeit. Und ſoll ich Alles in einen Begriff faſſen, ſo würde ich ſagen: ein zerriſſenes Gemüth macht

---

*) Und doch hat der Verf. ihm sub Nr. 4. Tiefe in ſeiner Kunſt abgeſprochen, und behauptet, daß er nur um Geld zu machen reiſe, und nicht die höhere Kunſt, ſondern bloſe Effectmacherei beabſichtige!!

ſich Luſt *). Dazu nun ein nicht hoher Grad von Geſchmack und muſikaliſcher Bildung (was ich unter andern noch, außer dem bereits oben Angeführten, aus ſeiner nicht ſehr tief gehenden Inſtrumentation, aus ſeinen ſehr einfachen Bäſſen ſchließen möchte) — Beides dabei einſeitig, nach neuern italieniſchen Weiſen. Neben dieſem Angenommenen aber ſcheint er doch mehr origineller Naturaliſt, als kunſtgerechter Virtuos. Als jener ſpricht er auf eigenthümliche Weiſe auf ſeinem Inſtrumente eine Seelenſprache, welche ihre Anklänge in andern dafür geſtimmten Gemüthern wiederfindet, von dieſen, wenn auch nicht klar verſtanden, doch dunkel gefühlt wird, und jenen tiefen, ſonderbaren Eindruck vorzüglich auf Frauenzimmer macht, der eher wehmüthiger als beruhigender, oder gar aufheiternder Natur iſt, und bei welchem Einem etwas unheimlich zu Muthe wird, wozu die eigene Perſönlichkeit Paganini's wohl auch das Ihrige mit beitragen mag. Zwei ſehr verſtändige Damen, wovon die eine als muſikaliſche Kennerin anerkannt iſt, verſicherten mir, ohne von einander zu wiſſen, daß ſie auf die angedeutete Art tief ergriffen, und die ganze Nacht hindurch der erhaltenen Eindrücke nicht ledig werden konnten **). Wer Solches bewirken kann, iſt ein höherer Künſtler, in ſofern er durch ſeine Kunſt, mit der er das Inſtrument beredt macht, den Zuſtand ſeines Gemüths auf ein anderes zu übertragen weiß. Daß aber wirklich ſein Inneres arbeitet, und das, was darin vorgeht, tief bewegt auf der Violine ausprägt, beweiſt der Geſichtsausdruck um Mund und Augen während des Spiels, noch mehr aber nach demſelben ſeine Erſchöpfung. Er iſt ein Seelenmaler, und zwar ſeiner eigenen Seele. Wie dieſe nun iſt, ſo gibt er ſie in ſeinen Compoſitionen, und iſt dieſe zerriſſen, ſo wird es auch ſein Spiel ſeyn — barok, abſpringend, von einem Extrem zum andern. Ja dürfte man ſich eine Vermuthung weiter erlauben, die ich aber nur anzudeuten wage, und einen noch beſtimmtern, beſondern Zuſtand ſeines Gemüths annehmen, ſo würde vollends Alles recht klar werden für den muſikaliſchen Pſychologen, weniger für den bloſen muſikaliſchen Zuhörer, welcher die Pſychologie beſeitigt, oder nicht ahnet, und die Forderungen der reinen Kunſt befriedigt wiſſen will, denen er freilich, wie ich dies bereits mehreremale erörtert, nicht immer volle Genüge leiſten konnte.“

---

*) In alle das hier Geſagte (von den Worten: „Dieſes Seeliſche“ u. ſ. w. an) ſtimme ich ſo ganz mit ein, daß ich eben deshalb Paganini in ſeiner Kunſt mit Lord Byron in ſeiner Poeſie verglichen habe.

**) Die Heldin der in meiner Vorerinnerung erwähnten Erzählung in der Mitternachtszeitung iſt gar davon — geſtorben!

„So läßt ſich nun wohl der Widerſpruch in Urtheil und Beifall der Zuhörer von gleicher Competenz erklären. Wenn auch die Tadelnden die Minorität ausmachten, ſo war doch ihre Mißbilligung nicht aus der Luft gegriffen, oder gar aus unedeln Motiven entſtanden. Es war wirklich mancherlei da, was ihn rechtfertigen konnte und was ich in dieſem Aufſatze nachgewieſen habe. Dagegen entfaltete ſich nicht nur im Techniſchen, ſondern auch im Seeliſchen ſo viel Eigenthümliches und Vollendetes, daß es großer Theilnahme, tiefen Eindrucks und wahrhafter Bewunderung nicht verfehlen konnte. Und das Reſultat dürfte feſt ſtehen: daß Paganini nur er ſelbſt iſt, mit keinem Andern verglichen werden, daß ihm ſeltene Virtuoſität in vielen Leiſtungen nicht abgeſprochen werden kann, ohne daß er deshalb als Muſter zur

Nachahmung zu empfehlen wäre; wenn es auch denkbar ſeyn ſollte, daß dieſe in ſeiner originellen Malerei des eigenen Seelenzuſtandes, ohne ſich im gleichen zu befinden, je ſtatt finden könnte. Und hiermit breche ich dieſen unter vielen Störungen und körperlichen Leiden geſchriebenen, daher ſo verſpäteten Aufſaz ab, und bitte, aus meinem krankhaften Zuſtande vielleicht, meine Vermeſſenheit zu erklären und zu verzeihen, über eine europäiſche Erſcheinung, die mir gar nicht zur Anſchauung gekommen, auch ein abweichendes Wort mitzuſprechen, das ich übrigens, wie ſich von ſelbſt verſteht, jeder Prüfung und Widerlegung preis gebe.“

Dritter Abſchnitt

über

Paganini's Compoſitionen.

Dritter Abſchnitt.

Ueber Paganini's Compoſitionen.

Die bisher am berühmteſten gewordenen Compoſitionen Paganini's für die Violine ſind folgende: Erſtens ſeine drei großen Violin-Conzerte: 1) aus Es-dur, 2) in E-moll und 3) das aus folgenden drei Abtheilungen beſtehende in B-moll: 1) Allegro maestoso, 2) Andante cantabile, und 3) Rondo allegretto mit obligatem Glöckchen. Alle dieſe Conzerte zeichnen ſich durch tiefe Charakteriſtik, die eigenthümlichſte Originalität und Genialität, wie durch gewaltige Energie, ſüdliches Feuer und effectvolle Inſtrumentirung in hohem Grade aus. Der vorherrſchende Seelenausdruck darin iſt der einer ſchwermüthigen Leidenſchaft, der beſonders in dem letzten einer fortgehenden, höchſt geſangreichen Klage gleicht, worin ſich eine ſo tiefe Melancholie und Wehmuth ausdrückt, daß ſelbſt das Rondo darin den von der innigſten Rührung ergriffenen Zuhörer kaum zu erheitern vermag.

Zweitens: ſein Cantabile mit Doppelgriffen und Rondo scherzoso von Kreuzer, durchaus zweiſtimmig n Doppelgriffen durchgeführt, das Rondo überaus pi- ant und voll des eigenthümlichſten Humors.

Drittens: ſein Cantabile spinato et Po- acca brillante, ein wahrhaft brillantes Muſik- ück, auf einen gewaltigen, nur dem großen Meiſter ſelbſt ollkommen erreichbaren Vortrag berechnet.

Viertens: ſeine herrliche Sonate nebſt Cantabile ppassionato und Variationen auf ein militäriſches Thema.

Fünftens: ſeine Variationen auf das Thema: Nel cor piu non mi sento" ohne Accompagnement des Orcheſters, welche Schwierigkeiten enthalten, deren Beſie- ung jedem Kenner, welcher ſie nicht von Paganini ſelbſt ehört hat, in der That faſt unglaublich ſcheinen muß.

Sechſtens: Larghetto mit Doppelgriffen und Variationen über das Thema von Weigl: „Pria che l'impegno magistral prenda.“

Siebentens: Caprice auf das Thema: „La ci darem la mano,“ aus Mozarts Don Juan, und Polacca mit Variationen.

Achtens: Variationen über die neapolitaniſche Canzonetta: „Oh mamma, mamma!“ u. ſ. w., ein ungemein reizendes und naives, an den poſſierlichſten Ausgelaſſenheiten überreiches und doch durchaus höchſt graziöſes Muſikſtück.

Neuntens: ſeine überaus ſchwierigen und künſtlichen **Variationen** über den Contretanz Le Stregh oder den Hexentanz um den Nußbaum zu Benevento, aus dem Ballet La noce di Benevento von Vigano. Das ſchon an und für ſich höchſt originelle Thema iſt in dieſen Variationen mit einem nicht minder originellen Reichthum der eigenen Phantaſie **Paganini's** ausgeſtattet.

Zehntens bis Dreizehntens: ſeine ſo allgemein bewunderten und in der That auch höchſt **bewundernswürdigen** Compoſitionen für die bloſe G-Saite, als: 1) **Militäriſche Sonate** auf das Thema: „Non piu andrai,“ aus Mozarts Nozze di Figaro, welche man für nichts weniger als eine muſikaliſche Spielerei erklären kann, indem ſie im Gegentheil ein überaus wirkſames Bravourſtück iſt. 2) **Sonate** über das **Gebet** oder die Preghiera aus Roſſini's Moſes, mit Thema und Variationen von ergreifender Tonkraft. 3) **Sonate** mit Variationen auf das öſtreichiſche Volkslied von Haydn, und 4) **Recitativ** und **Variationen** über die drei Arien: 1) „Deh, la ci venite, 2) Nel cor piu non mi sento, und 3) Di certi Giovanni connosco l'arte.“

Neuerlichſt hat **Paganini** auch Variationen auf **Händels** God save the king componirt, mit denen er ſich zuerſt in Berlin, da ſie zugleich auf das nach derſelben Melodie verfaßte preußiſche Volkslied: „Heil dir im Siegerkranz" paſſen, im Frühjahr 1827 hören ließ. Man kann aber dieſe Variationen nicht anders als wahrhaft überkünſtlich nennen. Sie übertreffen an Schwierigkeiten beſonders der mehrſtimmigen Sätze aller vier Saiten zugleich, alle in Paganini's übrigen Compoſitionen enthaltene. Ja man kann ſagen, daß darin Alles, was nur irgend an Schwierigkeiten auf dem Inſtrument der Violine erdacht werden kann, völlig erſchöpft iſt. Dennoch ſprechen dieſe Variationen am wenigſten unter allen Paganini'ſchen Compoſitionen an, und zwar aus eben jenem Grunde, weil das Thema ein ſo einfach großartiges iſt, daß es ſeiner erhabenen Simplicität wegen allen eigentlichen Künſteleien, wie viel mehr den übertriebenen, widerſtrebt, und nur eine harmoniſch-reiche Behandlung zuläßt. Man kann daher nicht läugnen, daß Paganini den Genius des großen Händel hier offenbar verkannt hat.

Um ein richtiges Urtheil über Paganini's Compoſitionen im Allgemeinen zu fällen, muß man vor Allem bemerken, daß ſich auch in ihnen, wie in ſeinem Spiel (S. das in dieſer Hinſicht darüber im zweiten Abſchnitte von mir Bemerkte.), ſeine ganze Seele, ſein ganzer Charakter, die ganze Individualität ſeines Geiſtes und Gemüthes auf das Sprechendſte und Vollſtändigſte ausdrückt. Das Hauptſtreben ſeines künſtleriſchen Lebens war, wie ich ſchon früher bemerkt habe, gleich dem des berühmten Beethoven, auf Originalität gerichtet. Vor allen Andern arbeitete er von ſeiner früheſten Jugend an darauf hin, um jeden Preis in ſeiner Kunſt neu und eigenthümlich zu ſeyn. Dieſes vorherrſchende Streben nach Originalität führte ihn freilich auch zum Sonderbaren, Seltſamen, Barokken, Bizarren, Grotesken und Capricenhaften, worin er von dem Reichthum ſeines Humors außerordentlich unterſtützt ward. Und dieſe Richtung offenbart ſich denn auch eben ſo unverkennbar in ſeinen Compoſitionen, wie in dem Styl ſeines Vortrags. Eine ſolche iſt nun an und für ſich nicht geeignet, einen wahren Kunſteindruck hervorzubringen. Aber bei dem tiefen Sinn, den Paganini zugleich für das wahrhaft Große und Hohe ſeiner Kunſt in ſich trägt, übt er doch jene Eigenheiten nur ſelten auf Koſten deſſelben aus, indem er ſie ſo harmoniſch damit zu verbinden weiß, daß ſie zu dem Hauptinhalte ſeiner Tondichtungen gleichſam wie Arabesken, welche die Einfaſſung eines großen Gemäldes bilden, erſcheinen. Man könnte ſie auch (nach Friedr. v. Schlegels bekanntem Ausſpruch, daß die Architektur eine gefrorne Muſik ſei) mit den Ornamenten der gothiſchen Baukunſt vergleichen, die bis zu der höchſten himmelanſtrebenden Spitze des Thurms eines altdeutſchen Doms in all ihrem, auch dem kleinſten Detail mit der künſtlichſten Sorgfalt ausgeführt ſind. Nicht minder aber geben ſich auch alle andere Eigenthümlichkeiten ſeines geiſtigen und ſittlichen Weſens in dem Charakter der Compoſitionen Paganini's kund. Verhaltene Ironie, ein tief und ſchmerzlich bewegtes Gemüth, und die höchſte Leidenſchaft, verbunden mit dem (gelungenſten) Beſtreben, dem Kenner, wie ſich ſelbſt zu genügen, und doch zugleich auch dem Laien Bewunderung abzunöthigen, ſprechen dieſen wie jenen auf das Ergreifendſte daraus an.

Was aber die conſequente Durchführung eines Hauptthema's, genügende, vollſtändige Entwickelung deſſelben, überhaupt den Charakter des einfach Edeln, Gediegenen, Großartigen, der Tiefe, des Kern- und Kraftvollen, wie der höhern muſikaliſchen Einheit und des wahren Styls betrifft, ſo dürfte der Verfaſſer des hier mitgetheilten Aufſatzes im Hesperus allerdings wohl Recht haben, wenn er Paganini's Tondichtungen in dieſer Beziehung für mangelhaft erklärt.

Durch das, wie er ſich ausgedrückt hat, Seeliſche zeichnet ſich beſonders das Adagio appassionato in Paganini's erſtem Conzerte aus. Es iſt kaum möglich, mehr ſeelenvollen Ausdruck in die Muſik zu bringen. Die Geſchichte der Entſtehung dieſes Meiſterſtücks von Compoſition verdient daher hier noch eine Stelle, und um ſo mehr, als ſie ſchon an und für ſich eine ſehr intereſſante iſt. Paganini kam nämlich eines Abends zu Milano aus dem Theater alla Scala, wo er den erſten tragiſchen Schauſpieler Italiens, Demarini, in einer Rolle geſehen hatte, in welcher er vorzüglich bewundernswerth iſt. Beſonders hatte er Paganini durch ſeinen rhetoriſch und mimiſch gleich trefflichen Vortrag eines Monologs ergriffen, den er im Kerker hält, und worin er Gott anfleht, die Laſt ſeiner Leiden mit ſeinem Leben von ihm zu nehmen. Paganini, noch voll von dem erſchütternden Eindruck, den dieſe Scene auf ihn hervorgebracht hatte, legte ſich zu Bette, vermochte aber nicht einzuſchlafen. Er ſprang wieder auf, ergriff ſeine Violine und ſtrömte in dieſer Compoſition die Begeiſterung aus, in welche ihn das Spiel jenes Meiſters verſetzt hatte. Auch der Verfaſſer der mehr erwähnten franzöſiſchen Eloge auf Paganini hat dieſe Erzählung mitgetheilt, bei dieſer Gelegenheit aber auch noch folgende Anekdote aus dem Leben unſeres Carl Maria von Weber angeführt, welche allerdings einige Aehnlichkeit mit jener hat, allein wohl nicht zu den wahren gehören dürfte. Der Walzer in ſeinem Freiſchützen ſoll nämlich folgender Veranlaſſung ſeine Entſtehung zu verdanken gehabt haben. Weber hatte ſich in Dresden eines Abends mit ſeiner Frau auf einem Ball befunden, wo er bald bemerkte, daß dieſe, die den Tanz ſehr liebte, einem jungen und ſchönen Cavalier den Vorzug ertheilte, jeden Walzer nur mit ihm zu tanzen. Dieſe Wahrnehmung erregte in ihrem Manne ein Gefühl von Eiferſucht, das er indeß ſo zu beherrſchen wußte, daß er es ſeiner Frau nicht äußerte. Als dieſe aber fortfuhr, immer nur mit jenem jungen Manne zu tanzen, ſtieg es in ſeiner Bruſt bis zu einem ſolchen Grade, daß er endlich, ohne ſeiner Gattin ein Wort zu ſagen, von dem Balle weg nach Hauſe ſtürzte, ſich an ſein Pianoforte warf und jene berühmte Compoſition in dieſem Sturm ſeiner Gefühle noch in derſelben Nacht niederſchrieb.

Das dritte Conzert Paganini's enthält das bekannte, ſo originelle Rondo, worin er das Flageolettſpiel mit dem obligaten Glöckchen angebracht hat. Sein zweites Conzert aber iſt an faſt unüberwindlich ſcheinenden Schwierigkeiten das reichſte von allen, und in dieſer Hinſicht unſtreitig eines der größten Meiſterſtücke ſeines Talents für die Compoſition, obſchon es an melodiſchem Gehalt minder reich als ſeine übrigen Werke iſt. Unter den Stücken, die er im Mezzo-Charakter componirt hat, zeichnet ſich beſonders ſein Larghetto mit der Polonaiſe, und die Variationen über das Rondo des Hexentanzes in dem Ballet von Vigano (le No[illegible] di Benevento) durch Reichthum an originellen und kühnen Gedanken aus. Seine Variationen auf die Arie aus der Molinara für die Violine allein, ohne alle Begleitung, iſt eine in der That ſo wunderbare Compoſition, daß ſich die Wirkung derſelben gar nicht beſchreiben läßt. Man hat es Paganini oft zum Vorwurf gemacht, daß er nicht mehr von ſeinen Compoſitionen dem Publikum bis jetzt mitgetheilt. Er beſitzt viele derſelben, die er ſchon längſt geſchrieben und doch noch niemals herausgegeben hat. Indeß ſo lange ſeine Kunſtreiſen dauern, kann man ihm dies wohl nicht verdenken, da er ſeinen Conzerten natürlich einen bedeutenden Reiz der Neuheit mehr dadurch verleiht. Uebrigens muß man bei der Beurtheilung ſeiner Compoſitionen vor Allem auf den großen Unterſchied Rückſicht nehmen, der hinſichtlich ihres Werthes zwiſchen denen ſeiner früheſten Jugend und denen ſeines reiferen Alters ſtatt findet.

Anhang.

Cäcilia.

Eine muſikaliſche Arabeske

von

Iſidor.

Paganini's B-moll-Conzert, die klaſſiſche Campanella flog im erſten Allegro ſtürmiſch zum Schluß, — der Zauberbogen, mit der ihm eignen originellen Bewegung des Arms, blitzſchnell empor, und ſchien ſo erſt der kaum athmenden todtenſtillen Menſchenmaſſe im überfüllten Hauſe das Leben wie durch einen magiſchen Spruch zurück zu geben. — Es war, als löſe ſich jetzt der geheimnißvolle Bann, und unaufhaltſam brach der lang verhaltene Jubel, dem Toſen des Meeres gleich, hervor. Das Seelengemälde des großartigſten Schmerzes und Kampfes, aus den düſtern Maſſen ungeheurer Schickſale und Leidenſchaften in ſchmerzvoll erhabene Entſagung übergehend, lag in ſeiner vollendeten Herrlichkeit vor dem Geiſte der ſtaunenden, tief ergriffenen Hörer. — Da ſtand der Schöpfer dieſer koloſſalen Tondichtung, der Meiſter mit dem ernſten bleichen Geſicht, mühſam errungene Reſignation, ſtille ſchmerzliche Ruhe in den Zügen, die kühnen ſchwarzen Bogen über den dunkeln, ſüdlichen Augen, die zuweilen ſchnell von leidenſchaftlichem Feuer durchzuckt, dann wieder zu dem ewigen Ernſt rückkehren, deſſen Stempel der ganzen Geſtalt eigenthümlich iſt. — Das ſchwarze Haar, in natürlichen Ringeln herabfallend über den Nacken, auf der freien, ſchneebleichen Stirn geſcheitelt, wie bei den Chriſtusköpfen älterer Schulen, der ſtarke Bart um die eingefallenen blaſſen Wangen, und das unausſprechlich milde wehmüthige Lächeln, was geiſterartig bei dem Jauchzen der Menge den Mund umſpielt, die ernſte Erſcheinung verklärend — er neigt den Kopf — ſein freundlich dankender Gruß ſteigert den Enthuſiasmus und nur ſeine Entfernung ſtellt endlich die Ruhe wieder her. — —

Aber er kommt zurück — ſchnell, leiſe und unhörbar — neuer ungeſtümer Ausbruch der höchſten Begeiſterung — da ſteht er, ernſt und ſtill einige Minuten, ſein Blick ſcheint nicht irdiſch, nicht das Irdiſche ſuchend, in unabſehbare Fernen zu ſchauen, — es iſt, als riefe er, verloren in dem Anblick einer nur ihm ſichtbaren Welt, ſeinen Geiſtern — er legt das Inſtrument an — er ergreift raſch den Bogen, und das Andante cantabile zieht daher aus dem Lande ewiger Melodien mit den lang gehaltenen Tönen der ſeelenergreifendſten Weichheit und Innigkeit, mit den Erinnerungen einer längſt verſunkenen Frühlingszeit, mit all den tauſend Schmerzen und Seligkeiten der Liebe, den fernen Anklängen der Leidenſchaft und Gluth — da iſt nichts Irdiſches mehr, er löſet die Bande der unſichtbaren Welt mit leiſer mächtiger Hand — wir ſchauen in das verſchleierte Heiligthum — ein Blick nur — und der Vorhang verhüllt mit dem letzten entſchwebenden Accord Alles wieder — die Welt macht ihre Rechte geltend, wir treten in ſie zurück. —

Aber das Rondo Allegretto ertönt mit dem ſilbernen Glöckchen, und ein anderer, fröhlicher Geiſt ſcheint in des Meiſters Seele ſein heiteres Licht in zahlloſen lieblichen Strahlenbrechungen zu werfen. Tauſend Leben werden wach, und entfalten ſich mit hinreißend zauberiſcher Grazie. Sein Scherz iſt attiſches Salz, die Grazien der Mäßigung verlaſſen ihn nie — neckend und rufend ertönen die zarten Silberglöckchen, und ſüßer und zarter noch erwiedert der Zauberbogen den lieblichen Ruf; — verſöhnend und mild, wie Veilchen und Schneeglöckchen auf dem Grabe des endlich überwundenen leidenſchaftlichen Herzens, ſchaffen die Himmelsklänge eine künſtliche bunte Unſchuldswelt im lauen Frühlingshauch, wenn gleich der Grundton leiſer Wehmuth ahnend das kindliche Spiel umweht, als decke es nur das Grab vergangener Schmerzen. — —

In einer der erſten Ranglogen begann eine lebhafte Unterhaltung. „Finden Sie nicht, meine Gnädige,“ ſprach ein reich mit Orden geſchmückter Offizier zu einer ältlichen Dame: „finden Sie nicht, daß Alles, was man auch über den Künſtler geſagt und geſchrieben, unzulänglich iſt? Er erſchöpft Alles — Alles.“ —

„Süperbe, ganz einzig,“ erwiederte die Angeredete: „in der That, Herr General, ich fühle mich Ihnen beſonders verpflichtet, daß Sie durch Ihre überwiegende Beredſamkeit mich beſtimmten, meinen frühern Plänen für den heutigen Abend zu entſagen, und die projectirte Partie aufzuſchieben. —

„Bei meiner armen Seele,“ betheuerte der General: „es darf Sie nicht reuen, und ſehen Sie nur, wie wortlos und ſtill die Kleine da ſitzt, wahrlich, wie das gemalte Entzücken!“

„Sie iſt einmal Enthuſiaſtin für die Kunſt,“ lächelte Frau von ***: „ich mag dergleichen eigentlich nicht bei jungen Mädchen, es erregt unnöthiges Aufſehen, afficirt den Teint, und iſt überhaupt jetzt nicht Ton, bei irgend einer Sache aus der gehörigen anſtändigen Mäßigung zu kommen; allein die Mode gebietet ja in unſern Tagen eine Art beſonderer Vorliebe für die Muſik, und ſo muß man ein Auge zudrücken, wenn ich gleich die extravaganten Gefühle nicht liebe, und ſelbſt bei meiner Tochter nicht überall gut heißen mag."

„Nun die extravaganten Gefühle geben ſich ſchon mit der Zeit und dem Eheſtande," lachte der General: „die ſchöne Jugend- und Brautzeit lebt man nur einmal; laſſen Sie Fräulein Cäcilien immer ihre kleinen allerliebſten Thorheiten treiben, ſie ſtehen ihr gar zu hübſch."

Der Adjutant des Generals, ein junger ſchöner Mann, neigte ſich jetzt zu dem Stuhl des Fräuleins und flüſterte zärtlich: „Wird meine Cäcilie dieſes Glas Eis nicht verſchmähen?"

Ein Paar herrliche dunkelblaue Augen wendeten ſich nach ihm, da murmelte ein dumpfer Paukenwirbel, ein Crescendo, ſich zu äußerſter Kraft ſteigernd, und die ſchönen Augen ſuchten eilend das Theater, wo Paganini die Sonate militaire auf der G-Saite begann. — Aufs Neue erſchließt er die Welt der Töne, das ungekannte Reich begrüßt die Horchenden mit ſeinen Schauern, ſeinen Freuden, das Unerhörte im Gebiet der Kunſt tritt in ſpielender Leichtigkeit hervor, dieſes Pizzicato in mährchenhafter Schnelligkeit und Reinheit in die höchſten Regionen des Flageoletts wechſelnd, dieſer himmelreine ſüße Glockenton — der Bogen fliegt wie von Geiſtern getragen — er fällt herab im vollen durchdringenden Accord — die Großartigkeit der herrlichen Compoſition entfaltet ſich in der grandioſen Anwendung aller muſikaliſchen Mittel, das muthig kräftige Mozartſche: „non piu andrai" ruft den Helden ins Schlachtfeld — Todesverachtung, Kampf und Sieg, Entſetzen und Triumph wechſeln in reißender Schnelligkeit — ermunternd ruft die Stimme der Ehre — der wilde Jubel kriegeriſcher Muſik in der Begleitung vermag die Allmacht ſeines Spiels nicht zu übertönen, er wagt Alles — er darf Alles wagen, denn Alles gelingt, Alles erreicht er in höchſter Vollendung — was der kühnſten Phantaſie unmöglich ſchien, die Endpunkte menſchlichen Könnens ſind erreicht — er ſteht ſiegreich auf ihrem Gipfel — und Alles das leiſtet er auf *einer* Saite. — Er hat vollendet! — Die menſchliche Kraft ſcheint jedoch erſchöpft, kaum vermag er mit der herzgewinnenden Freundlichkeit, mit dem unvergeßlichen Lächeln dem tobenden Triumph zu begegnen, der ſich donnernd erhebt — er eilt hinweg. —

„Aber theure, geliebte Cäcilie, was iſt Ihnen, ſprechen Sie doch nur ein Wort!“ hat des Fräuleins Bräutigam ſchon mehrere Minuten ängſtlich, die ſchöne eiskalte Hand an ſeine Lippen drückend, die ſie ihm ſcheinbar ohne alle Lebensthätigkeit überließ. —

Cäcilie ſtarrte noch immer regungslos nach dem Theater, ohne zu antworten, der junge Mann ſah verlegen nach der künftigen Schwiegermutter, die, im lebhaften Geſpräch mit dem Beſitzer der Nachbarloge, jetzt nicht geſtört werden durfte. Der General hatte ſich entfernt, er war alſo allein mit ſeiner Verlegenheit.

„Wahrlich, Sie erregen Aufſehen,“ flüſterte er noch ängſtlicher: „ſagen Sie, theuerſte Cäcilie, was iſt Ihnen nur begegnet, was iſt — —“.

Da wendete ſich dieſe mit einem unbeſchreiblichen Blicke zu ihm, ein ſchwerer Seufzer hob die ſchöne Bruſt, und mit ſeltſamer Heftigkeit die Hand auf das Herz preſſend, flüſterte ſie faſt unhörbar wie fragend: — „War das Tod oder Leben?! —“ Dann ſich beſinnend, fuhr ſie mit der weißen Hand über die Stirn und ſagte ruhig: — „Wollten Sie etwas von mir, Albert?“

„Holde, engliſche Cäcilie,“ ſprach dieſer fröhlich:

„wie froh bin ich, daß dieſer eigne Anfall vorüber iſt! Eine Todtenbläſſe bedeckte vorhin dieſe ſchönen Wangen, was war Ihnen nur, hatte das ungeheure, unglaubliche Spiel Sie ſo ergriffen?“

„Ergriffen“, erwiederte Cäcilie mit Begeiſterung: „ja, das iſt das rechte Wort, — ergriffen hat es mich auf ewig, — auf ewig, um mich nie zu laſſen — ich habe am Götterquell unerreichbarer Seligkeit und Schönheit geſtanden, ich habe das Höchſte erlebt und genoſſen — was thut's? wenn es vernichtend in tödtlicher Wonne das Herz bricht, wenn die entzündete Sehnſucht zum geheimen Wurm wird, der die Feſſeln des verarmten Daſeins ohne ihn ſtill durchnagt, — auch Semele ward vom Strahl der Gottheit verzehrt und in Flammen verklärt, — o wär' ich es ſchon!“

Der Adjutant erſchrak heftig. „Cäcilie, Gott im Himmel, was iſt Ihnen? — Sie ſind unnatürlich bewegt — Ihre ſchwachen, leicht erſchütterten Nerven — das fatale Conzert! — wir wollen eilig nach Hauſe!“ —

Sie lächelte wie mitleidig. — „Ja, nach Hauſe! Beunruhigen Sie ſich nicht, lieber Albert, ich war unvorſichtig in meinen Aeußerungen — Sie haben Recht! Kommen Sie!“

Sie gab ihm den Arm; die Mutter hatte ihre Converſation geendet, und Cäcilien den Shawl umwerfend, äußerte ſie mißbilligend: „Wie echauffirt! wie unbeſonnen erregt! ich ſehe es an Deinen Augen, an dem fliegenden Wechſel der Farbe; Du ſollteſt gar keine Conzerts mehr beſuchen, bevor ſich nicht dieſe ganz unpaſſende Leidenſchaftlichkeit verliert.“ Die Tochter ſenkte ſchweigend das ſchöne Auge und folgte am Arm des Bräutigams der vorausgehenden Mutter.

Cäciliens früheſte Jugend zeigte ſchon deutliche Spuren jener tiefen Reizbarkeit und Phantaſie, die ihr Ge-

hlecht ſelten dem Glück, öfter dem Unglück in die Arme
ührt, und die Empfänglichkeit für die gewohnten Ver-
ältniſſe und Freuden des alltäglichen Lebens ausſchließt.
hr bis zur Schwächlichkeit zarter Körper gedieh nur
angſam unter der Pflege eines Vaters, deſſen ganzes
lück dieſe Tochter ausmachte, und der in der Ehe mit
iner eiteln, dem rauſchendſten Weltleben üppig ergebe-
en Frau, den einzigen Erſatz für ſein verfehltes häus-
ches Glück im Beſitz des Kindes fand. Sein feiner
unſtſinn, ſowie ſeine Abneigung gegen das bunte Trei-
en der großen Welt, theilte ſich ſchon früh dem Kinde
it. Es konnte Stunden lang dem am Klavier phanta-
irenden Vater zuhören; ſtill in einem Winkelchen ſaß
ann in der Dämmerung horchend die Kleine und er-
ählte hernach dem Vater wunderſame Dinge, wie ihr
ie ſchönen klaren Töne bald wie ſpielende Kinder mit
oſigen und ſilbernen Flügeln vorgekommen wären, bald
ie redende Blumen, die ſich zu einem bunten Strauß
efügt hätten, oder einer wunderſchönen Guirlande. Der
nfang, meinte ſie, ſei eine herrliche große Roſe gewe-
en, ein kleines unſcheinbares Blümchen neben dieſer,
ann wieder eine gar ſchöne Blume, der erſten ähnlich,
nd nachdem nur noch ein weniger bedeutendes Blüm-
hen dazwiſchen geſtanden, ſei wieder eine prächtige dunkle
Roſe gekommen, und die drei hätten immer vor den an-
ern ſo laut und durchdringend geredet, — es ſei ihr
echt bis ins Herz hinein gedrungen, mit wie hellen Kin-
eraugen und Worten die drei mächtigen Blumen zu ihr
eſprochen. — Der tief erſchütterte Vater erkannte dar-
n, wie das Geheimniß des Dreiklangs unbewußt in der ge-
eiſten Seele des Kindes erklungen war, und ihren hohen
Beruf zur Kunſt, der ihr die Töne ſelbſt unter verkörper-
ter Geſtalt gezeigt und erklärt hatte.

Die Gewalt ihrer Phantaſie nahm mit vorgerück-
tem Alter zu, und entfremdete ſie früh den kindlichen

Spielen. In die Myſterien des Kontrapunkts eingeweiht, verſtand ſie bald das Weſen der Tonkunſt zu faſſen und ſich anzueignen; aber die durch und durch muſikaliſche Seele hatte keine Freude daran, das Mechaniſche der Kunſt bis zu den Seiltänzereien, wie ſie die neueſte Mode erfordert, zu treiben. Mit glühender Begeiſterung in dem Höchſten lebend, was dieſe Kunſt bietet, war ihr das eigne Schaffen immer zu mittelmäßig, zu ſehr unter dem hohen Ideal, was ſie von einem vollendeten Spiel in ſich trug, und ſo kam es, daß die Kleine, nur in den klaſſiſchen ernſten Werken der ältern und älteſten Meiſter bewandert, nicht allein fremd im Bereich der muſikaliſchen Modeprodukte blieb, ſondern auch, kam ihr einmal zufällig ein ſolches, queckſilberne Fingerfertigkeit erforderndes Werk in die Hände, — es nicht vorzutragen verſtand.

Auf dieſe Weiſe wurde ihr denn, als die eitle Mutter den längſt gehegten Wunſch, ihr talentvolles Kind in einer großen Geſellſchaft zu produziren, ausführte, eine bittere Kränkung zu Theil, die ſich mit unauslöſchlichen Zügen dem jugendlichen Gemüth eingrub. Der Vater, der ſich entſchieden geäußert hatte, er werde nie zugeben, ein erſt im Werden und Entwickeln begriffenes Talent vom Gifthauch öffentlichen Lobes beſtricken und verderben zu laſſen, und mit ſeltner, ſeinem ſanften nachgiebigen Charakter ſonſt fremder Conſequenz, dabei beharrte, war verreiſt, und die Mutter benutzte dieſe Zeit, ihren Plan auszuführen und einen längſt gewünſchten Triumph zu feiern. Sie befahl der kaum zwölfjährigen, blöden und furchtſamen Cäcilie, an dem Abend, wo ein großer Thee bei ihr ſtatt fände, zu ſpielen. Das Kind, nur immer in des Vaters Nähe lebend, und an wenig freundliche Worte der Mutter gewöhnt, ſollte nun, da jener alle Muſikkenntniß abging, ſelbſt etwas wählen; denn ein gebieteriſch ſtrenger Blick brachte ſie zum Schweigen, als ſie mit furchtſam leiſer Stimme fragte: was ſie denn ſpielen ſolle? — Sie getraute ſich nun nicht weiter zu widerſprechen, und erwartete ängſtlich den Abend. Er kam,' — ſie trat zum erſtenmale in die glänzende Geſellſchaft, man bemerkte das ſchwächliche zarte Weſen kaum; einige junge Damen ſangen und ſpielten, was eben an der Tagesordnung war, wurden bewundert, belobt, und die eitle Mutter, die für Cäcilien jetzt einen nie gehörten Triumph erwartete, führte ſie zum Flügel, mit dem leiſen, aber nachdrücklichen Befehl, gut zu ſpielen. Der ungewohnte Glanz verwirrte, das Alleinſtehen in der großen glänzenden Verſammlung, die ſich mit neugierigen Blicken zu ihr wendete, ſtörte das arme Kind. — Sie fühlte ſich fremd, griff zitternd einige Accorde, und begann nach kurzem Eingang eine ſchwere Fuge von Sebaſtian Bach. Man hörte anfangs zu, — nach dem, was die Mutter früher geäußert, erwartete man Außerordentliches. Der ernſte, gehaltene, anfangs etwas ängſtliche und unſichere Vortrag der gediegenen, ſchweren, aber freilich wenig populären und nicht mehr zeitgemäßen Compoſition, begann bald tödtlich zu langweilen. Man wendete ſich ab, fand die Kleine furchtbar ennuyant, und dies entging der Mutter nicht: mit wüthendem Blick näherte ſie ſich, und befahl ihr leiſe, etwas Beſſeres vorzutragen. Cäcilie erſchrak, — ſie glaubte, es gäbe nichts Schöneres, ergriff aber doch auf der Mutter Befehl eine Beethoven'ſche Sonate, die freilich das Ohr des Kenners entzückt haben würde, aber von dieſem Kreiſe, der nur an leichte muſikaliſche Speiſe und Ohrenkitzel gewöhnt war, wieder nicht verſtanden, und ſammt dem blaſſen ſchüchternen Kinde unausſtehlich gefunden ward. Nun kannte der Zorn der Mutter keine Grenzen mehr., ſie ergriff die zitternde Cäcilie, drückte ſie ſchweigend in die Thür eines dunkeln Nebenzimmers und kehrte nach wenigen Minuten, in denen ſie ſich überzeugt hatte, wie ihr Plan ſo gänzlich geſcheitert ſei, und ein anderes junges Mädchen eben mit tauſend Bravo's! Entzücken! Süperbe! — belohnt wurde, — außer ſich vor verhaltenem Zorn zu ihr zurück. Sie riß das blaſſe weinende Kind heftig aus dem Winkel hervor, in den ſie ſich beim Eintritt der Mutter verbarg, und mit den Worten: „Unnützes widriges Geſchöpf, die mir da nur Schande und Aerger bereitet, wo ich auf eine Freude hoffte — daß ich nie wieder Dein elendes Geklimper vernehme! — ich könnte mich ſonſt verſündigen!“ ſchlug ſie ſo heftig und unvorſichtig gegen die Stirn des Kindes, daß ein Blutſtrom das Geſicht bedeckte, und ſie mit einem dumpfen Schrei niederſank. Ohne Mitleid verließ die unnatürliche Mutter das Zimmer, mit Gewalt ein Lächeln auf ihr von Leidenſchaft zuckendes Geſicht hervorrufend, welches die Geſellſchaft täuſchen ſollte.

In Cäciliens jugendliche Seele grub ſich dieſer Vorfall mit unauslöſchlichen Zügen. Sie erholte ſich langſam wieder, ſie weinte nicht, der Schreck hatte ihre Thränen verſiegen laſſen, aber krampfhaft zitternd vermochte ſie in der erſten Zeit kaum die Nähe der Mutter zu ertragen. Nie erwähnte ſie jener Scene, ſelbſt nicht gegen den über Alles geliebten Vater, aber nie war ſie auch zu bewegen, in Gegenwart der Mutter oder mehrerer Menſchen wieder zu ſpielen. Sie trieb die vergötterte Kunſt allein im ſtillen Zimmer; zur Freude und zum Erſtaunen ihres Vaters entwickelte ſich das herrliche Talent immer höher und bedeutender, nur den ernſteſten und großartigſten Werken ſich mit Liebe zuneigend. Da ſtarb plötzlich Herr von ***, und dieſem Verluſt unterlagen der dreizehnjährigen Cäcilie ſchwache Kräfte, ſie fiel in eine ſchwere Krankheit. Vom Arzt aufgegeben, lag ſie Tage lang im todtenähnlichen Schlummer, einer Leiche gleich, nur zuweilen ſpielte ein ſonderbares, faſt überirdiſches Lächeln um die blaſſen Lippen. Der Mutter Gewiſſen war nun erwacht und ließ es nicht an Vorwürfen über die frühere, oft zu weit getriebene Härte fehlen; ſie verſuchte es, durch verdoppelte Pflege und faſt ängſtigende Sorgfalt jetzt zu verſöhnen, und ſaß ſo in einer Nacht am Bette der Kleinen. Da richtete dieſe ſich plötzlich wie im magnetiſchen Schlaf mit geſchloſſenen Augen auf, und ſprach mit leiſer, aber doch vernehmlicher Stimme und fremdartigem Ausdruck: „Alles dumpf und todt — vergebliches Ringen — die Seele kann nicht los von den ſchweren Banden — Cäcilie — Himmliſche komm herab und hilf!“ —

Die Mutter horchte, ſie begriff dieſe Worte, welche die Jahre und geiſtigen Kräfte des Mädchens weit überflügelten, nicht, da fuhr jene in kurzen abgebrochenen Sätzen fort:

„Warum mühet ihr euch, luftige zarte Weſen, warum wollt ihr das Unausſprechliche ſchaffen und geben — ach ihr könnt es ja nicht! — Arme Töne, ihr weint und zieht trauernd um mich dahin, wie ſterbende Schwäne — ach, daß ihr gelähmt ſeid, in ſterblicher Schwäche und Beſchränkung gleich mir — zu feſt hält der irdiſche Bann — die Seele kann doch nicht los — o mühet euch nicht, ihr Armen, blickt mich nicht ſo flehend aus den ſtillen Blumenaugen an — mit ſeufzenden Geiſterlauten mich, die Gefeſſelte, rings umgebend — es ſcheint zu tagen — weh! — es iſt nur ein falſcher irrer Schein — das rechte Licht fehlt — es ſäumt mich zu retten — o welche liebe Macht! — allein in der grauſen kalten Welt mit den klagenden Geiſtern!“ —

Es begann der Mutter unheimlich zu werden, ſie wollte eben die von langen Nachtwachen erſchöpfte entſchlummerte Wärterin wecken, da rang ſich ein tiefer Seufzer aus Cäciliens Bruſt, und wie entzückt, rief ſie mit erhobener Stimme: „Er kommt — er naht — es flüſtert in nie gehörten unausſprechlichen Melodien — Sphärenlaute dringen zu mir — die Diſſonanz ſchwindet — er betet wie Moſes einſt auf des Horeb's Höhen — der volle Accord ſinkt herab aus dem tief blauen Himmel, ſeinem Vaterlande — er ſinkt in meine Seele — Tod und Seligkeit — durch ihn — durch ihn — frei bin ich — frei!“ Sie ſank zurück.

Man eilte mit dem Licht zu Cäciliens Bett, ſie lag, ein ſeliges Lächeln auf dem Geſicht, im feſten ruhigen Schlafe. Der Arzt fand eine bedeutende Kriſis glücklich überſtanden, ſie erholte ſich augenſcheinlich und blühte in Jugendkraft und ſeltner Schönheit zur höchſten Freude der Mutter auf. Die edeln feinen Züge belebte zwar nur eine ſchwache Röthe, aber ein unendlicher Zauber verklärte ihr ganzes Weſen, und überall, wo ſie erſchien, flogen ihr die Herzen entgegen, doch immer blieb es ihr ein Opfer, große Geſellſchaften zu beſuchen, und nur den Bitten, oft erſt dem ausdrücklichen Befehl der Mutter fügte ſie ſich, die geliebte Einſamkeit mit den glänzenden Zirkeln zu vertauſchen. Sie war dann oft ganz wortarm und ſchien nicht heimiſch in der Welt, wo man ihre anmuthige Erſcheinung faſt vergötterte. Ihre ſeltne Ausbildung des Geiſtes, wie ihr herrliches muſikaliſches Talent verſchmähten es, die Bewunderung der Menge zu ſuchen. Keine Bitten vermochten daher, ſie zu bewegen, öffentlich oder nur vor vielen Zuhörern zu ſpielen; allein, im einſamen Zimmer, höchſtens vor ihrem alten Lehrer und einigen ihm ähnlichen bejahrten, ſeit der Kindheit ihr befreundeten Künſtlern, entfaltete ſie den Reichthum ihres Spiels und einer glühenden Phantaſie; und ſtaunend betheuerten die alten Herren dann, ein ſolches Genie in der Dunkelheit beharrlich und eigenſinnig zu begraben, ſei ein Raub an der Kunſt. Die Mutter ward es endlich müde, vergebliche Bitten und Drohungen zu verſchwenden, um Cäcilien dahin zu bringen, öffentliche Triumphe zu feiern, denn mit heißen Thränen beſchwor ſie dieſe, jedes Opfer von ihr zu verlangen, nur dieſes nicht; einſt ſogar verſichernd, man wolle ihren Tod, wenn man ſie dazu zwinge. — Die Schönheit des Mädchens, und ihre, ſelbſt willenlos gemachten Eroberungen hielten endlich die Mutter ſchadlos für die verſagten Kunſttriumphe, und beſtimmten ſie bei den Sonderbarkeiten der Tochter, die, wie ſie oft lächelnd behauptete, geheimen Umgang mit Geiſtern pflege, ein Auge zuzudrücken. Die Bewerbung eines jungen Mannes aus einer der erſten Familien, Adjutant des Generals, und in den glänzendſten Verhältniſſen, die von Cäcilien günſtig aufgenommen ward, krönte zuletzt alle ihre Wünſche. Albert von ** war ein liebenswürdiger junger Mann, voll heitern Lebensſinnes, deſſen ganzes Herz an der ſchönen Braut hing, die ſeine Liebe auch mit inniger Neigung zu erwiedern und überhaupt ſehr glücklich zu ſeyn ſchien. Die Kunſtwelt ſelbſt ſtrahlte ihr im roſigern Lichte, Albert war muſikaliſch, ein recht artiger Klavierſpieler und angenehmer Sänger. Cäcilie erkannte zwar bald, daß er in das Heiligthum, was ihr erſchloſſen war, nicht zu dringen vermochte, aber dennoch freute ſie ſich, in dem Bräutigam einen warmen Verehrer der Muſik zu finden, und lächelnd ließ ſie ſich oft zum Vortrag von Werken mit ihm herab, die nur anzuhören ihr ſonſt unmöglich geweſen wären.

Da erſchien er an jenem Abend, deſſen bedeutender Ruf ſeit Jahren ſchon Europa durchflogen, längſt zu ihr gedrungen und als ein Ideal erſchienen war, welches die Wirklichkeit doch nimmer erreichen würde. — Die abentheuerlichen Sagen und Vermuthungen, Anſichten und Schilderungen, die, einem myſtiſchen Nebel gleich, dem großen Mann vorangezogen, hatten Cäciliens rege Phantaſie auf das Höchſte geſpannt; mährchenhafte Bilder und Gedanken tauchten in ihr auf, und ſie behaupbete ſogar, es ſei unmöglich, er könne etwas ſeyn und leiſten, was ihren Erwartungen nur entſpräche, die nicht übertroffen werden könnten. Mit hochklopfendem Herzen ſah ſie dem Augenblick entgegen, wo ſein Erſcheinen alle dieſe undeutlichen Empfindungen und Gedanken ordnen und ihnen eine beſtimmte Richtung geben würde.

Und er kam, mit der Gewalt ſeines Spiels, ſeines Blicks, erſtand eine neue und doch ſchon dunkel geahnete Welt für ſie, — in der Einſamkeit ihres Zimmers angekommen, rang ſich ein Thränenſtrom aus ihrem gepreßten Herzen. — Alles verſank vor ihr, nur ſeine Klänge, einer andern Welt entnommen, füllten ihre Seele. — —

Sie hörte ihn wieder — und immer wieder — mit hinreißender Süßigkeit drang das bezaubernde: „Oh Mamma, Mamma“ mit ſeinen labyrinthiſchen Verſchlingungen in die tiefſten Empfindungen ihres Lebens — ſie ſah den Meiſter den Blick in die Weite ſenden, der mit geheimer Gewalt Alles, was ihm begegnet, in den Bereich ſeines Zaubers zu ziehen ſcheint — beſtrickend und unwiderſtehlich lockt die himmliſche Melodie des italiſchen Sirenengeſangs, wie unter Goldorangen und weißen Blüthenkelchen hervorduftend — das Herz, der Geiſt verläßt, vom allmächtigen Gebot des Meiſters beſchworen, ſeine Wohnung und zieht auf den Wogen dieſer Töne in ein fremdes Land, wo Armidens Zaubergärten winken, wo alle Empfindungen wach werden und in unendlicher Seligkeit ſchwelgen — und doch nur einfach, wie das ſtille ſüße Bild unentweihter Kindlichkeit und Liebe iſt das Thema, dem ſich dieſe üppigen Blumenkränze von nie gehörten Klängen anreihen — eine reiche bunte orientaliſche Prachtwelt erſchaffend, aus welcher der Glückliche, der ſie zu ſchauen gewürdigt ward, nicht wiederkehren mag in die kalte Dämmerung der frühern Tage. — —

Unverwandt ſchaut Cäcilie in des Meiſters dunkles Auge, dem Spiegel eines wohl vielfach geprüften Lebens, — in die bleichen ernſten tiefen Züge, deren oft ſchnell aufblitzende freundliche Milde nicht dieſem Stern anzugehören, [illegible]t des Irdiſchen mehr zu wollen, noch zu geben ſch[illegible]n, als einen liebevollen Dank bringen, wenn die Sprache ſeiner Welt verſtanden ward, ſeine Sprache, die er mit den ewigen Geiſtern redet, ihm unterthan im Schaffen und Wirken des Höchſten. — —

Und das herzgewinnende nel cor piu non mi sento, mit allem Zauber der Liebe, der unbewußten Sehnſucht, dem innigen Schmachten, wechſelt mit Mozarts ſüßen la ci darem la mano; — — Don Juan's verlockende Bitte ſtiehlt ſich mit nie gehörten Zaubertönen verlangend und betäubend in Cäciliens Seele — kaum vernehmlich und ſüß verſagend, wie das verrätheriſch erröthende Mädchen, ſäuſelt die Antwort Zerlinens — es iſt das hinreißendſte, verführeriſchſte Gemälde der Liebe und Sehnſucht — im üppigſten Farbenſchmelz ſich doch wieder geiſtig verklärend. — — — Aber das Andante appassionato ſpricht mit Engelzungen zu den vom Bilde irdiſcher Liebe aufgeregten Sinnen. Es waltet der düſtre Geiſt leidenſchaftlicher Schwermuth; — der wunderbare Bogen zieht in lang gehaltenen anſchwellenden Tönen die Geiſter vergangener Tage, Scenen und Gefühle aus des Meiſters eigenem, innerſten Leben herauf — wer vermag zu deuten, was in dieſen nie gehörten Seelenlauten ſpricht und wehet — ſein Auge ſchaut minutenlang aufwärts — er ſcheint dort zu ſeyn, wohin dieſe Schmerzens- und Sehnſuchtsſeufzer ziehen — — dann ſenkt es ſich langſam und ſchaut in trüb umflorter Dämmerung in die Weite — aber unbewußt trifft dieſer Blick mit wunderbarer Gewalt die bis zur Exaltation erregte Cäcilie. —

In wachen Träumen und ruheloſen Nächten erneuten ſich ihr die alten Sagen; ſie gedachte mit innerm Beben und entzündeter Phantaſie, wie die geheimen Anziehungskräfte der menſchlichen Natur in frühern fabelhaften Zeiten wirkten, wie ein Blick mit magnetiſcher Kraft die Seele entführen könn[illegible] der angeſtammten Heimath, wie ſpurlos alle frühern Bande eigner Willkühr ſich dann löſten und willenlos das geiſtige Prinzip dem ſtarken Zauber der magnetiſchen Gewalt unterworfen bleibe — ſie glaubte eine ähnliche Einwirkung zu empfinden — die Liebe zu dem jugendlich blühenden Verlobten war erloſchen — nur ein ernſtes bleiches Bild füllte die Stelle — ſein Bild — ſie begriff ſich ſelbſt nicht — es war ein anderes Gefühl, aber ein allmächtiges, ſie wäre gern für ihn geſtorben, oder mit ihm — ſie fühlte ſich mit unzerreißbaren Banden an ihn gefeſſelt — der irdiſchen Liebe war dies Gefühl fremd, wenn es gleich mit derſelben Gluth in ihr lebte, ſie begriff ſich ſelbſt nicht, nicht das fieberhafte Zittern vor und bei ſeinem Erſcheinen, welches dann in unausſprechliche Wonne ſich verlor, wenn ſie ihn ſah und hörte — nicht die furchtbare Qual bei ſeiner jedesmaligen Entfernung, die alle Faſern ihres Daſeins zu zerreißen drohte, und nur von einer dumpfen Apathie beſiegt ward, bis ſie — ihn wiederſah.

Als nach mehreren Wochen, in denen Dienſtgeſchäfte ihn auswärtig gefeſſelt, Albert zuerſt ſeine Braut wiederſah, fand er ſie wunderbar verändert; — das war nicht die Cäcilie mehr, wie er ſie früher ſah und kannte — aus dem lilienbleichen Angeſicht war die letzte Spur der Röthe entwichen, ſie empfing ihn freundlich, aber mit einer Entfremdung, die des Liebenden Herz durchſchnitt. Er verſuchte im traulichen Geſpräch die frühere Innigkeit zurück zu führen, aber kalt und einſylbig blieben Cäciliens Antworten. Er nahm es für Kränklichkeit oder Laune, und entfernte ſich bald — es vergingen mehrere Tage, er kam wieder und fand ſie in derſelben Stimmung, wohl noch ernſter, noch bleicher. Ihr Auge hing mit düſterm Feuer an einem dicht verſchleierten Bilde über dem Flügel, welches Albert früher nicht bemerkt hatte; — ſie begegnete auch heute ſeinen zärtlichen Fragen mit derſelben kalten, tonloſen Abgeſtorbenheit. — Da übermannte ein nie gekannter Schmerz den ſonſt ſo frohſinnigen Albert, er ſchlang den Arm um das geliebte Mädchen und rief mit tiefer Wehmuth: „Cäcilie, was that ich Dir, was iſt es, das Dich ſo ſeltſam verwandelt, erkaltet hat gegen mich, ſeit jenem unglückſeligen Abend, ſeit dem Concert, wo eine feindliche Macht mir Deine Liebe geraubt zu haben ſcheint? Sprich — ich trage es nicht länger!“

Sie wand ſich ſanft aus ſeinen Armen, blickte faſt ſcheu um ſich, und ſprach dann mit ſchwankender, doch immer feſter werdender Stimme: „Zürne mir nicht, guter Albert, ich kann nicht anders, ich gehöre mir ſelbſt nicht mehr an, wie kann ich Dein ſeyn! — Es war ein ſchöner Traum, als ich einſt wähnte, Dich beglücken zu können — er iſt vorüber, — Du verdienſt ein treues, Dir ganz gehörendes Herz — mich gib auf, verbanne die Erinnerung an mich, die Dir nichts mehr ſeyn kann!“

„Heiliger Gott! rief er entſetzt: was iſt geſchehen, welcher Dämon hat mir Deine Liebe entriſſen, und mit ihr mein einziges höchſtes Glück — nenne mir ihn — meine Rache ſoll ihn verfolgen bis an das Ende der Welt.“ —

Sie ſchüttelte leiſe das ſchöne Haupt und flüſterte mit gepreßter Stimme: „Haſt Du nie die Sage vom Vampyr vernommen, der durch die betäubende Gewalt ſeines Blicks Jeden, der ihm verfallen, zu ſeinem Opfer weißt? — So verſank mein ganzes irdiſches und geiſtiges Selbſt in ihm — ich lebe nur in ihm, in ſeinen Tönen, die mich in ew'ger Sehnſucht zu ihm ziehen, — ich kann nichts anderes denken, nichts wollen, — die eigene Kraft iſt gebrochen wie das Leben, — es ziehen die geheimen Gewalten, die mich umgarnen, meine Seele aus der Hülle empor, und tragen ſie in das Reich, dem er gebietet, in dem er allein herrſcht, wo alle Geiſter der Liebe, der Wehmuth, der Wonne und Seligkeit ſeinem mächtigen Zepter dienen. — O glaube nicht, ich ſei wahnſinnig — ſtarre mich nicht ſo verzweiflungsvoll an — ich erkenne Dich und mich, und fühle, daß ich Dich betrübe, aber es kann nicht anders ſeyn — laß mich ſtill mein Geſchick erfüllen, laß mich vergehen — durch ihn — durch ihn — ein weiſſagender Traum, in welchem die Pſyche zwiſchen Seyn und Nichtſeyn rang, hat mir ſchon vor Jahren mein Schickſal gezeigt — ich will nichts weiter." — Sie bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, winkte ihm heftig, ſich zu entfernen, und mit zerriſſenem Herzen ſtürzte er aus dem Zimmer.

„Es iſt vorüber! flüſterte Cäcilie, ihm thränenlos nachſtarrend: — vorüber wie die erſte unbewußte Wonne der ſeligen Kindheit — zürne mir nicht, guter Albert, fluche mir nicht — Du wirſt glücklich werden — nach Deiner Weiſe glücklich, wenn dies heiße Herz längſt in Staub zerfallen iſt, was Du doch nimmer verſtehen konnteſt." — Sie drückte die glühende Stirn an das eiskalte Glas des winterlich bereiften Fenſters, da rollte eine Equipage vorbei, und durch die Scheiben des Wagenfenſters erblickte ſie ſeine bleiche Geſtalt, den holden Knaben an ſeiner Seite, den er faſt nie von ſich läßt. Ein ſonderbar unverſtandener Schmerz durchzuckte wie in Fieberſchauern ihr ganzes Weſen; als der Wagen ihren Augen entſchwunden war, zog ſie den Schleier, der ſein ſehr ähnliches Bild ſeit einiger Zeit verhüllte, hinweg, ſich in deſſen Anſchaun verlierend, da ſchien es ihr, als belebe ſich das Bild, — das tiefe, dämmernd flammende Auge blickte ſie durchdringend und wehmüthig an — leiſe Laute des Entzückens ſtahlen ſich über ihre Lippen — ſie war auf die Knie geſunken, in Träume, Erinnerungen und Wünſche verloren, war die Außenwelt für ſie verſchwunden; ſie lag eine Weile ſo vor dem Bilde, es mit zitternder Hand noch ſorgſam verhüllend, dann ſchwankte ſie nach dem Sopha, wo eine tiefe Ohnmacht ihre Sinne umfing.

Die Zeit eilt — Tage, Wochen und Monde vergingen; die ſtarren Eismaſſen des Winters, ſeine weißen Flocken waren dem milden Hauche des Frühlings gewichen und hatten ſich in den lieblichern Blüthenſchnee verwandelt, der aus dem jungen Grün der friſch belaubten Bäume glänzte. Der Meiſter war längſt abgereiſt, auf ſeinen Triumphzügen immer neue Lorbeeren in den unverwelklichen Kranz zu winden, den die Zeitgeneſſen ihm bieten, und die Nachwelt zu leuchtender Glorie verklärt, noch lange erblicken wird, wie er, den Tempel der Kunſt umſtrahlend, das univerſelle Genie feiert, feſtſtehend für alle Zeiten und Geiſter, unnachahmlich und einzig in klaſſiſcher Vollendung. — Aber die Zeit hatte nichts über Cäciliens ſtilles, geiſtiges Sehnen vermocht, wie eine Blume, die den Thau des Himmels entbehrt, bleicher und matter wird, die Blätter endlich ſinken läßt, da keine Pflege ihr das belebende Sonnenlicht erſetzen kann, verging ſie langſam, der Mutter wie dem troſtloſen Albert ein unerklärliches Geheimniß. Er vermochte immer noch nicht von ſeiner Liebe zu laſſen, ſeinen frühern frohen Hoffnungen zu entſagen, wenn ihm gleich die blaſſe, ſchon halb verklärte Braut, die nur ſelten dem Liebenden ſichtbar und zugänglich war, faſt als ein abgeſchiedener, dem irdiſchen fremder Geiſt erſchien. Seine Wünſche und Pläne waren geſcheitert, das Glück ſeines Lebens vernichtet, er vermochte den Impuls, der alles das gethan, weder zu faſſen, noch das zerſtörende Princip, was hier gewaltet, zu erkennen, er wußte nicht, wen er anklagen ſollte, und hätte doch die ganze Welt in ſeinem Grimm zur Rechenſchaft ziehen mögen. Die Aerzte riethen endlich, da alle mediciniſchen Mittel erfolglos blieben, der verzweifelnden Mutter achſelzuckend als letzten Verſuch den Gebrauch eines fernen ſüdlichen Bades. Mit unmerklichem Kopfſchütteln und einem wehmüthigen Lächeln hatte Cäcilie eingewilligt, und reiſte beim Anbruch des Sommers, in Begleitung der Gräfin ****, Alberts Schweſter, einer heitern, geiſtreichen Frau, nach einem herzzerreißenden Abſchiede von Mutter und Bräutigam ab. Doch nur Dieſe blieben faſſungslos zurück, Cäcilie ſchied in jener ſtummen Antheilloſigkeit gegen alle äußern Eindrücke, die ihr ſchon ſeit längerer Zeit eigenthümlich geworden war, und faſt mehr noch als ihr ſichtliches Hinſchwinden die Zurückbleibenden betrübte.

Auch war der Erfolg nicht der gehoffte; weder der ewige Wechſel der Gegenſtände, weder die vom ſchönſten Frühlingshimmel begünſtigte Reiſe durch die blühendſten Gegenden Deutſchlands, noch die ſtete Nähe der liebenswürdigen Gräfin, die mit kluger Umſicht Alles erſchöpfte, der herrſchenden, ſtets trüben und geſpannten Stimmung Cäciliens eine andere Richtung zu geben, — vermochten das Unmögliche möglich zu machen. Sie blieb ſich gleich, ſtill in ſich gekehrt, antheillos bei den verſchiedenſten Anregungen. Sah ſie unterwegs zufällig ein Pianoforte, und glaubte ſich allein, ſo verweilte ſie wohl wie träumend dabei, und ſpielte leiſe einige Paſſagen aus ſeinen Compoſitionen, die ihr in der Erinnerung geblieben waren; eine matte Röthe färbte dann auf kurze Zeit das bleiche Geſicht, die Augen bekamen das vorige Feuer und blickten ſehnend zum Himmel, ſie ſpannte dann wie verzückt in ihren Träumen verloren lange ſo ſitzen, bis irgend ein Geräuſch ſie aus ihrer Ideenwelt in die Wirklichkeit zurückrief. So ſah die Gräfin ſie einſt unbemerkt, und der Gedanke entſtand bei ihr, durch die in frühern glücklichen Tagen ſo hoch vergötterte Kunſt auf das in gänzlicher Apathie verſunkene Gemüth auch jetzt wohlthätig zu wirken. Sie veranſtaltete, daß Cäcilie veranlaßt ward, einen rühmlich bekannten Violinſpieler zu hören, doch der Plan mißlang; mit dem heftigſten Widerwillen wendete ſich Dieſe hinweg, fühlte ſich plötzlich unwohler als je, und mußte augenblicklich das Conzert verlaſſen. Einige Tage hindurch war ſie ſo angegriffen, ſo ſchwach und verſtört, daß die Gräfin ſich genöthigt ſah, länger, als es der Reiſeplan eigentlich zuließ, unterwegs zu verweilen, und feſt beſchloß, keinen neuen Verſuch der Art zu wagen.

Eines Abends langten ſie in einer großen ſüddeutſchen Stadt an, durch die volkbelebten Straßen fuhren ſie in das Portal des angeſehenſten Gaſthofs, den ſchon eine Menge fremder Gäſte füllte. Mit Mühe nur gelang es noch, ein Zimmer zu bekommen, die Gräfin überließ Cäcilien, die vor Allem Ruhe und Einſamkeit wünſchte, ein freundliches Gemach mit der Ausſicht nach dem Garten des Hauſes, bat ſie angelegentlich, ſich bald zur Ruhe zu legen, und blieb gegen ihre Gewohnheit noch, bis die Jungfer ihre Geſchäfte beendigt und Cäcilien verlaſſen hatte. Dann umarmte ſie Dieſe mit ſo lebhaftem Ausdruck bekümmerter Zärtlichkeit, daß es ſelbſt der wenig mit den Umgebungen beſchäftigten Kranken auffiel.

„Was haſt Du? fragte dieſe verwundert: — Du biſt ja ſo ſorglich, ſo wehmüthig-freundlich, als gelte es einen langen Abſchied zwiſchen uns.“

„Nichts, wirklich nichts, erwiederte beklommen Alders Schweſter: allein ich weiß nicht, — eine ſeltſame Angſt quält mich, laß mich dieſe Nacht bei Dir bleiben!“

„Warum aber? Du thateſt das nie, Du weißt, ich bin vorzugsweiſe gern allein, mich ſchützen gute Geiſter, und Dein Zimmer iſt nicht fern, auch kann ich klingeln.“ —

„Nein, das iſt es Alles nicht, entgegnete die Gräfin: doch nur eine Wand trennt dieſes Gemach von den größern im Vorderhauſe, wo Fremde wohnen, die Dich vielleicht beunruhigen könnten.“ — —

„Wie ſonderbar! ſprach Cäcilie aufmerkſam: ich bin nicht ängſtlich, doch Du ſcheinſt es mir, biſt ganz anders als ſonſt, nie fand ich Dich ſo beſorgt um mich.“ —

„Nun denn, ſagte die Gräfin abbrechend: vergiß meine kindiſche Aengſtlichkeit, ſchlummre ſanft, träume ſüß, und lege Dich bald zur Ruhe.“ — Nach einer Umarmung verließ ſie das Zimmer.

Aber Cäcilie fühlte noch keine Müdigkeit, im Gegentheil waren ihre Nerven wacher und reizbarer durch das eben ſtatt gefundene Geſpräch geworden. Sie öffnete das Fenſter und blickte in die helle Mondnacht hinaus; aus dem Garten ſandten die Blumen ihre ſüßen Düfte herauf, es war ſpät geworden, das Geräuſch der Welt hatte ſich nach und nach verloren, — Alles ſtill um ſie her, und von dem nahen Thurme tönte ernſt und langſam die Mitternachtsſtunde. Sie lag immer noch im Fenſter, zählte die dumpfen Schläge und trank die kühle Nachtluft. Da drang aus dem anſtoßenden Zimmer das überaus raſche Stimmen einer Geige zu ihr, dem im wildſchnellen Laufe ein chromatiſcher Gang von der höchſten Höhe bis zur tiefſten Tiefe in makelloſer Reinheit folgte, rückkehrend in ſilberklaren Terzen, — mehrere Takte hindurch klang ein voller, ſtarker, ſeelenvoller Ton, während feenhaft zugleich ein flüſterndes Pizzicato durch die andern Saiten eilte, dem grandioſen

Doppeltriller zu — dann wieder Sexten- und Octavengänge im Coll' arco und Pizzicato wunderbar wechſelnd und ſich verſchlingend gleich dem luſtigen Reigen der Elfen. — Nur eine Meiſterhand vermochte das — unter Wonneſchauern erkannte Cäcilie ſeine Nähe. —

Und jetzt enthüllte der Unbegreifliche der ſchweigenden Mitternacht und der nicht geahneten Zuhörerin den ganzen unergründlichen Reichthum ſeines koloſſalen Rieſengeiſtes, die entzückendſte, ergreifendſte Anmuth und Lieblichkeit in Phantaſien, die der Moment, eine hochbegeiſterte Stimmung, und der inwohnende Gott ihm eingab. — Mit ätheriſchem Flügelſchlag ſchwirrte er in den höchſten Regionen zephyrartig empor, um mit gewaltigem Schwunge dann wieder zu des Hades dunkeln Untiefen, der Wohnung geſpenſtiſcher Unholde, ſich hinab zu ſtürzen — vom dämmernden energiſchen Fortissimo bis zum hinſterbenden Pianissimo übergehend, dem leiſen Seufzer ähnlich, der die Seele verhaucht, einem Wölkchen gleich, das vor der Sonne Gluth flieht — und wieder in einer Fülle von Harmonien ſchwelgend, die nie ein Sterblicher ſo erſchuf und vernahm. Es war, als entrolle ſich das Gemälde eines vielbewegten reichhaltigen Lebens — eines Lebens voll Wonne und Schmerz, Seligkeit und Entſetzen — Genuß und Entſagung vergeiſtigt die einzeln durchlebten Momente und Empfindungen in der Erinnerung magiſchem Spiegel — ſie ſprechen aus den zauberiſchen Tönen wie verklärte Geiſter — der Stoff iſt dem Irdiſchen, der Vergangenheit anheim gefallen, das Weſen, die Seele aber iſt geblieben, und wehet von dorther mit himmliſchem Hauch. — Und nun entwickelt aus dem unendlichen Strom der kühn und raſch in ſprudelnder Genialität fortſchreitenden Gedanken und Empfindungen ſich ein klarer feſter Punkt in einfach milder Größe; — des Meiſters Geiſt ſcheint den Ruhepunkt gefunden zu haben im Ocean des ſturmbewegten

Lebens — ein Gebet quillt hervor aus des Herzens tiefſtem Grunde — die Preghiéra — Moſes betet ſo in heißer Andacht, der Anſchauung des Höchſten gewürdigt zu werden; — und die hohe Kraft des Glaubens, die Gewißheit der Erhörung ſinkt herab durch die Lüfte in das von Andacht und Entzückung erfüllte Herz.

Es ziehen die Ströme ſeliger Melodien unwiderſtehlich dahin, ſie löſen leiſe mit magiſcher Gewalt Alles was ſich ihnen entgegenſtellt — auf ihren roſigen Wogen ſchiffen die Engel des ewigen Schlummers, der ewigen Seligkeit, und zeigen mit den ſilbernen Palmen dem fliehenden Geiſte die offenen Pforten des Paradieſes — ſtill und ſchmerzlos ſcheidet das irdiſche Leben unter dieſen Tönen — ſie tragen die Pſyche fröhlich zur Heimath empor. — —

Als am frühen Morgen die Gräfin zu Cäcilien eilte, fand ſie die bleiche weiße Lilie ſtumm mit gefaltenen Händen, den Ausdruck namenloſen Entzückens in den erſtarrten Zügen und den himmelanblickenden Augen — ihr Wunſch war erfüllt,, die Viſion ihrer Kinderjahre hatte ſich bewährt — ſie war nun im Lande ewiger Melodien.

Als am Abend ſeines nächſten Concerts, wo tauſend neue Lorbeerkränze dem Unerreichbaren wurden, der Meiſter vom enthuſiaſtiſchen Jubelruf begleitet, nach Hauſe fuhr, — kam langſam und ſtill ihm ein Leichenzug entgegen, der Cäciliens ſchöne Hülle der Erde wiedergab, während ihre Seele unter ſeinen Klängen ſich zum Urquell aller Harmonien emporgeſchwungen hatte. — —

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Chriſtian Gottfried Schütz.

Darſtellung
ſeines
Lebens,
Charakters und Verdienſtes
nebſt einer Auswahl
aus ſeinem
litterariſchen Briefwechſel mit den berühmteſten
Gelehrten und Dichtern ſeiner Zeit.

Herausgegeben
von
ſeinem Sohne
Friedrich Karl Julius Schütz.

Erſter Band.

Halle, 1834.
Druck und Verlag von C. F. E. Scharre.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Have egregia Anima! Das Andenken an Dich, an das, was Du hienieden thateſt, wirkteſt und duldeteſt, ſoll ewig uns theuer, ewig uns unvergeßlich ſein!

Wolf, am Schluſſe ſeiner Schrift an Göde: „Ueber Dr. Semler's letzte Lebenstage." Halle, 1791. 8.

Vorrede.

Das hier erſcheinende Werk iſt nicht blos ein Tribut der Pietät, den der Herausgeber den Manen ſeines verewigten *Vaters* darbringt. Auch durch die Verehrung, die er *unabhängig* von dieſer, ſeinem Herzen ſo theueren Beziehung, für *Ihn*, als einen der trefflichſten Menſchen und größten Gelehrten hegt; ſo wie durch ſein Intereſſe für unſere vaterländiſche Litteratur, und die Ueberzeugung von ſeinem, auf mehrere ihn vorzugsweiſe begünſtigende Verhältniſſe, gegründeten Berufe dazu, hat er ſich zur Unternehmung deſſelben verpflichtet erachtet.

Chriſtian Gottfried Schütz

iſt der Name *des* Mannes, der durch Seine Schriften und mündliche Lehre, den Wiſſenſchaften der Philologie, Pädagogik, Philoſophie, Aeſthetik, Encyklopädie und Litterargeſchichte, in Deutſchland zuerſt eine höhere Bahn brechen half; der die *erſte „Allgemeine Litteraturzeitung“* gründete, die Er faſt ein halbes Jahrhundert hindurch, als das angeſehenſte aller kritiſchen Tribunale leitete, und ſo, — mit *Göthe* gleichzeitig geboren und geſtorben — *wie dieſer*, ſechzig volle Jahre lang zu der gegenwärtigen Ausbildung der deutſchen Litteratur weſentlichſt mitwirkend, nicht allein Zeitgenoſſe, ſondern ſelbſt *Mitſchöpfer* des *klaſſiſchen* Zeitalters unſerer vaterländiſchen Geiſteskultur ward! Nicht minder ausgezeichnet als dieſe Größe Seiner Wirkſamkeit, war auch

Sein Geiſt, Sein Charakter und Sein ganzes, überaus eigenthümliches Weſen. In Ihm vereinigten ſich auf das Seltenſte: Genie und Fleiß, Talent und Wiſſen, Verſtand und Einbildungskraft, Humor und Geſchmack, Witz und Gemüth, Ernſt und Jovialität, Energie und leichter Sinn, Lebensluſt und Sittlichkeit, mit der höchſten Liberalität, Anſpruchsloſigkeit und Menſchenfreundlichkeit; ſo daß Er, weit davon entfernt auch zu der leider ſo großen Anzahl von **Humaniſten ohne Humanität** zu gehören, vielmehr dieſe letztere Eigenſchaft in der vollſten und ſchönſten Bedeutung des Wortes und in ſo reichem Maaße beſaß, daß ſchon Seine ganze perſönliche Erſcheinung der liebenswürdigſte Ausdruck davon war. Er hat nicht allein Sein Leben durch die Wiſſenſchaften, ſondern auch die Wiſſenſchaften durch Sein Leben verherrlicht!

Endlich aber war auch Sein äußeres Leben nicht das gewöhnliche, einförmige und bedeutungsloſe, eines akademiſchen Gelehrten, von dem ſich wenig mehr ſagen läßt, als daß er Student und Profeſſor ward, Collegia laß, und Bücher ſchrieb; oder wohl gar auch dies nicht einmal, da es auf deutſchen Univerſitäten bekanntlich auch Profeſſoren, die weder leſen noch ſchreiben können, und ihren Gehalt blos als den eines Stipendiums, einer Penſion oder Präbende, alſo völligen Sinecura verzehren, giebt. Unſer Schütz dagegen hat Friedrich den Großen und Napoleon, den ſiebenjährigen Krieg und die franzöſiſche Revolution, mit allen den Welt-erſchütternden und umgeſtaltenden Folgerevolutionen, die ſich bis jetzt aus ihr entwickelt haben, nicht nur er- und überlebt; ſondern auch in Seiner Jugend wie Seinem Mannes- und Greiſesalter, von dieſen gewaltigſten aller Weltbegebenheiten, entſcheidende Einwirkungen auf ſein eigenes Schickſal erfahren. Er ward 25 Jahre lang aus einem Staatsbürger des Königreichs Preußen, dem er auch durch Seine Geburt und Vaterlandsliebe angehörte, ein Sachſen-Weimarſcher; dann, durch die ausgezeichnetſte Huld des jetzigen, und von ihm auch mit der innigſten Dankbarkeit bis an ſeinen Tod geliebten und verehrten, herrlichen Monarchen, wieder ein Preußiſcher; hierauf, zu Seinem herbſten Schmerz ein Königlich Weſtphäliſcher, und endlich zur höchſten Freude Seines langen Lebens, abermals ein Preußiſcher! Wie von einer mehrjährigen lebensgefährlichen Krankheit in Seinem Mannesalter, hat Er auch von den Drangſalen des Kriegs, als Kind wie Greis, ſchwer zu leiden gehabt, als letzterer am Schwerſten aber durch die Napoleoniſche zweimalige Aufhebung der Univerſität Halle, und die Verluſte, die Er in Folge der damaligen Lähmung alles litterariſchen Verkehrs und Intereſſes, im Debit Seines, mit einem ungleich größern Koſtenaufwand als jedes andere verbundenen, Journals erlitt. Dieſe ſteigerten ſich in jener ſtürmiſchen Zeit fortwährend ſo ſehr, daß ſelbſt Sein Aſſocié Bertuch, der doch einer der tüchtigſten Geſchäftsmänner war, den Muth zur Fortſetzung der bereits 20 Jahre lang glücklichſt beſtandenen Allgemeinen Litteraturzeitung verlor, und ſich deshalb von dieſem Inſtitute trennte; ſo daß es Schütz nunmehr als alleiniger Eigenthümer, mit einer an einem Gelehrten, und in einem ſo hohen Alter, wie das Seinige ſchon damals war, gewiß höchſt ſeltenen Entſchloſſenheit und Kraft fortführte, und in ſiegreichem Kampfe mit den feindſeligſten Widerwärtigkeiten wirklich aufrecht erhielt. So iſt Er ein nicht blos beobachtender, ſondern ſelbſt betheiligter Zeitgenoſſe der letzten ſieben Jahrzehnte geweſen, die man in politiſcher wie litterariſcher Beziehung wohl als das inhaltsſchwerſte Capitel der ganzen Weltgeſchichte betrachten kann. Auch außerdem aber war Sein Leben ein durch viele der merkwürdigſten, ſeltſamſten und intereſſanteſten Ereigniſſe, glücklicher und unglücklicher Art, ausgezeichnetes, und durch Seine vieljährige Redaction der Allgemeinen Litteraturzeitung, deren Mitarbeiterzahl er zuletzt bis auf anderthalb Tauſend gebracht hatte, war er wie kein Anderer, mit allen berühmten Gelehrten und Dichtern ſeiner Zeit, welche die glänzendſte der deutſchen Litteratur war, in briefſtelleriſche Verbindung gekommen und die meiſten lernte er ſelbſt perſönlich, auf Reiſen oder in Seinem eigenen, überaus gaſtfreien Hauſe kennen. Mit den größten aber, deren wunderbarer Verein in Weimar und Jena, dieſe kleinen Städte mit dem Ruhm des deutſchen Doppel-Parnaſſes ſchmückte, woran Schütz ſelbſt einen ſo weſentlichen Antheil hatte, (beſonders durch Seine, damals die obligate Stimme der Kritik für ganz Deutſchland bildende, Litteraturzeitung) lebte er 25 Jahre lang, und in den freundlichſten Verhältniſſen zuſammen.

Ein ſolcher Mann iſt einer ausführlicheren und gründlicheren Darſtellung ſeines Lebens, Charakters und Verdienſtes werth, als der dürftige, oberflächliche und in vielen Stellen noch dazu auch falſche Bericht über Ihn, der in dem Brockhauſiſchen Journal „Zeitgenoſſen," und der noch armſeligere, Auszug daraus, der in dem Voigtſchen „neuen Nekrolog der Deutſchen" erſchienen iſt.

Aber nicht nur Er ſelbſt, auch unſre vaterländiſche Litteratur iſt einer ſolchen Darſtellung werth, da dieſe, um des eben bemerkten großen Einfluſſes willen, den die lange und univerſelle geiſtige Wirkſamkeit dieſes unſterblichen Mannes auf ihre höhere und höchſte Ausbildung gehabt hat, zugleich einen der wichtigſten, reichſten und gehaltvollſten Beiträge zu ihrer Geſchichte, (und zwar gerade der denkwürdigſten Epoche derſelben) bildet, ohne deſſen Gewinn alſo immer eine bedeutende Lücke in ihr bleiben würde.

Hinſichtlich des Beſitzes der äußeren Mittel und Verhältniſſe, die zur Leiſtung dieſes Werkes erforderlich ſind, iſt nun gewiß kein Schriftſteller begünſtigter als der Unterzeichnete. Er hat dem Verewigten näher, und länger näher geſtanden, als irgend ein anderer. Seinen früheſten Unterricht erhielt er theils von Ihm ſelbſt, theils unter Seiner unmittelbaren Leitung. Von dem Gymnaſium zu Gotha, wo er ſeine Schulbildung vollendete, wie von den Univerſitäten Erlangen und Göttingen, auf denen er ſeine akademiſchen Studien machte, kehrte er wieder zu Ihm zurück und lebte ſeitdem, ſelbſt als akademiſcher Lehrer, mit Ihm und in Seinem Hauſe, zu Jena wie in Halle. Die Aufhebung dieſer letzteren Univerſität durch Napoleon, in dem unſeligen Oktober des Jahres 1806, trennte ihn zwar zehn Jahre lang von Ihm, die er auf Reiſen durch Deutſchland, Rußland, Schweden, Dänemark, Frankreich und Holland zubrachte; aber auch von dieſen Fahrten zog er doch alljährlich zum Beſuch ſeines väterlichen Hauſes wieder zu Ihm einmal heim, und in der Ferne ward er durch zahlreiche Briefe von Ihm, die er ſorgfältigſt bewahrt hat, von Seinem Ergehen auf das Genaueſte unterrichtet. Durch ſeine ſodannige Wiederanſtellung an der indeſſen glorreichſt wieder Preußiſch gewordenen Univerſität Halle, ward ihm, wie auch nach einer ſpätern, abermals mehrjährigen Reiſe, die Freude zu Theil, wieder mit Ihm vereinigt zu leben, aber auch der Schmerz, Zeuge Seines Todes zu ſein, indem Er in ſeinen Armen entſchlief. — So hat er Ihn gekannt und beobachtet, wie kein Anderer; Letzteres aber um ſo aufmerkſamer, als ihm unter den Tauſenden von Menſchen der verſchiedenſten Nationen, die er in ſeinem viel bewegten Leben kennen lernte, auch nicht *ein* Charakter an Intereſſe und Liebenswürdigkeit, der Betrachtung, ja eines wirklichen Studiums, werther erſchienen iſt, als der *Seinige*. Endlich iſt er der alleinige Erbe Seines geſammten Nachlaſſes geworden, mit dem e eine Menge von Briefen und andern Schriften erhalten hat, welche viele ſehr ſchätzbare, reiche, detaillirte und authentiſche Nachrichten über Sein Leben und Seinen Charakter, von Seinen Eltern, nächſten Verwandten und Freunden, ja auch Fragmente einer Selbſtbiographie, Tagebücher und Bekenntniſſe über ſich, von Ihm ſelber enthalten.

Aus allen dieſen, hier zuſammen geſtellten Gründen, hat es der Unterzeichnete für eine ihm obliegende *Pflicht* erachtet, das Werk einer ausführlichen und gründlichen Darſtellung des Lebens, Charakters und Verdienſtes ſeines ſeligen Vaters ſelbſt zu unternehmen, und er darf ſoviel wenigſtens auch ſelbſt davon ſagen, daß er es mit der größten Liebe, — wie kein anderes — und eben deshalb auch mit der fleißigſten und ſorgfältigſten Benutzung aller jener ihm dazu ſo reichlich zu Gebote geſtandenen Hülfsmittel vollführt hat. Dem gemäß, was er hier bereits über den Werth einer ſolchen Darſtellung als eines *Beitrags zur Geſchichte des klaſſiſchen Zeitalters unſerer Litteratur* bemerkt hat, hielt er es für unerläßlich, damit eine Auswahl aus dem *litterariſchen Briefwechſel* des Mannes, der über ein halbes Jahrhundert lang mit einer ſo großen Anzahl von Autoren correſpondirte, zu verbinden. Er hat dies daher auch gleich in der Ankündigung dieſes Werkes bekannt gemacht, mit der Erklärung, daß er iedem Verfaſſer, der von ſeinen

Briefen Nichts gedruckt zu ſehen wünſche, dieſelben gegen die von ſeinem Vater empfangenen, ſofort zurückzuſtellen bereit ſei. Keiner aber hat ihm einen ſolchen Wunſch geäußert, und der vieljährige und treueſte Freund des Verewigten, Herr Geh. Hofrath Jakobs in Gotha, hat ſogar die Güte gehabt, ihm die von Schütz erhaltenen Briefe, mit einer Auswahl der ſeinigen an Ihn, zurückzuſenden, wofür er ihm, als für einen der reichhaltigſten und intereſſanteſten Beiträge, hier ſeine innigſte Dankſagung wiederholt.

Die in dem vorliegenden und folgenden Bande mitgetheilten Briefe, hat er ſich genöthigt geſehen, der Darſtellung ſelbſt voraus zu ſchicken, weil er in dieſer, an zahlreichen Stellen, auf den Inhalt jener, ſeine Leſer hat verweiſen, und ſie folglich zuvörderſt mit denſelben hat bekannt machen müſſen. Dieſe Briefe ſind übrigens nur ein ſehr kleiner Theil der ganzen, wirklich enormen Maſſe, die Schütz in einem Zeitraum von 60 Jahren empfangen hat. Der Herausgeber hat ſie aus einem ungeheueren Wuſt vieler dick beſtaubten Haufen Tauſender von andern, die aber meiſt nur Geſchäfts- und Familienbriefe waren, wie von Rechnungen, Zetteln, Correkturbogen, Manuſcripten, Collegienheften, Lektionskatalogen, Programmen, Zeitungsblättern u. a. Makulatur, mühſam herausſuchen müſſen. Aber viele und gerade der bedeutendſten, die ihm noch ſehr wohl erinnerlich waren, hat er leider vergeblich geſucht, und ſelbſt von mehreren der ausgezeichnetſten Philologen, unter Seinen zahlreichen Correſpondenten, wie Ruhnken, Erneſti, Heyne, Heindorf, Paſſow, Reiſig, Beck, Wilh. v. Humboldt, Orelli, Seidler, u. a., gar keine Briefe mehr gefunden. Indeſſen gewähren auch ſchon die vorliegenden einen ſehr werthvollen Beitrag zu Seiner Biographie und Charakteriſik, wie zur Kenntniß des Lebens und Charakters ihrer Verfaſſer und überhaupt der Geſchichte (auch der geheimen) unſrer Litteratur in den letzten ſieben Decennien. Die Briefe von Wolf, mit denen dieſer erſte Theil des Briefwechſels ſchließt, werden beſonders allen Verehrern dieſes berühmten Mannes, als eine intereſſante Zugabe, zu ſeiner, (erſt im vorigen Jahre erſchienenen!) Lebensgeſchichte von Körte, werth ſein.

Noch muß der Herausgeber ſich darüber erklären, daß er bei den Briefen des Herrn Profeſſors Gruber, Seite 141 in einer Note, auch die Mittheilung deſſen damit in Zuſammenhang ſtehender Briefe an ihn ſelbſt, verſprochen, aber gleichwohl nur einen derſelben hinzugefügt hat. Dieſer war ſchon abgedruckt, als er plötzlich eine Veranlaſſung, alle die übrigen für diesmal noch zurückzubehalten, erhielt, welche er in dem darſtellenden Theile dieſes Werkes, bei Gelegenheit der Erwähnung des vieljährigen Verhältniſſes ſeines Vaters mit Herrn Profeſſor Gruber, erzählt hat. Auch deshalb iſt er ſeinen Leſern eine Erklärung ſchuldig, daß er den Herrn Profeſſor Gruber hier unter die Philologen rangirt hat. Er that dies aus dem Grunde, weil derſelbe als Verfaſſer eines „Wörterbuches der altklaſſiſchen Mythologie" ſelbſt einen öffentlichen Anſpruch hierauf gemacht, und der Redacteur des in dieſem Jahre begonnenen „Univerſal-Lexikons der alten Litteratur" (Leipzig bei Reimann) der doch dieſe Sache aus dem Grunde verſtehen muß, in ſeiner Vorrede dazu, pag. VI, neben einem Bayle, Böttiger, Beck, Erneſti, Fea, Grävius, Heyne, Heeren, Millin, Montfaucon, Visconti, Wolf, Winkelmann u. ſ. w. auch den Herrn Profeſſor Gruber, ja ſogar auch den Herrn Profeſſor Erſch, als die „größten und tiefſten Forſcher in der Alterthumswiſſenſchaft" angeführt hat!

Schließlich hat hier der Unterzeichnete noch zu bemerken: daß er dieſes Werk ſchon früher herausgegeben haben würde, wenn es ihm nicht darum zu thun geweſen wäre, es gerade in dieſem Jahre erſcheinen zu laſſen, weil daſſelbe das funfzigſte der Allgem. Litteraturzeitung iſt, und der verewigte Gründer derſelben ſich auf ſein Erleben der Feier dieſes goldenen Jubelfeſtes, wahrhaft kindlich und auch um ſo vertrauensvoller freuete, als er noch bis zu den letzten drei Tagen ſeines Lebens ſo rüſtig war, daß er ohne Brille die kleinſte Schrift leſen, und ohne Stock ſogar über das Halleſche Pflaſter gehen konnte. Ja, Er ſelbſt, wie mit ihm der Unterzeichnete und die ganze Zahl aller ſeiner hieſigen Bekannten und Freunde, hoffte ſo gewiß auf die Erreichung dieſes ihm merkwürdigſten aller Ziele ſeines irdiſchen Daſeins, daß er ſchon alle Anordnungen zur würdigen Begehung dieſer ihm über alles theuern Feier getroffen hatte, und ſich über nichts lieber mehr, als über dieſen Gegenſtand unterhielt. Um ſo beklagenswerther iſt es, daß das Schickſal Ihm, dem bereits eine ſo frohe und glänzende Feier Seines funfzigjährigen Doctor- und Profeſſor-Jubiläums zu Theil geworden war, nicht auch noch den Genuß dieſer Freude, als der höchſten aller letzten ſeines Lebens, der Er ſo ſehnſuchts- als hoffnungsvoll entgegenſah, vergönnt hat!

Um ſo unverantwortlicher aber auch iſt es, daß ſowohl der jetzige Beſitzer, als die gegenwärtige, gleich dem Halleſchen Kirchenvorſtande, aus Acht Männern beſtehende Redaction Seiner Allgem. Litteraturzeitung, während ſie doch über mehrere nach ihm verſtorbene hieſige Gelehrte, wie Meckel, Sprengel, Weber u. a. Nekrologe in derſelben geliefert; außer einer kahlen, nur durch etwas dickere Buchdruckerſchwärze als gewöhnlich ſich auszeichnende Anzeige Seines Todes, weder über den Gründer dieſes weltberühmten litterariſchen Inſtitutes, (deſſen von Ihm in ſtürmiſch-kriegeriſcher Zeit geſäeten Früchte, ſie jetzt mit vollen Händen in aller Behaglichkeit des tiefſten Friedens erndten) noch über das jetzige goldene Jubiläum deſſelben, auch nur ein Wort darin geäußert haben! Der Unterzeichnete hat dazu einen der jetzigen Hauptredacteure, den, nach ſeinen hier mitgetheilten Briefen ſo überaus gefühlvollen und zärtlichen Freund des Verewigten, Hrn. Prof. Gruber, mehrmals und mit bereitwilligſter Anerbietung aller, in ſeinem Beſitz habenden Hülfsmittel dazu, wie der Vorſtellung, daß es ſelbſt für den Debit der Allg. Litt. Zeit. vortheilhaft ſei, ihren jetzigen Jahrgang mit einer Ueberſicht der (ſehr intereſſanten) Geſchichte ihres nun 50jährigen Beſtehens zu eröffnen, ermahnt; aber immer vergeblich! „Eine kluge Rede“ hat ſchon Shakſpeare geſagt, „ſchläft in — — Ohren!“ Deſto wohlgefälliger aber nur wird, wenn es für die zu einem künftigen Leben, aus dieſem Hingeſchiedenen, noch einen geiſtigen Zuſammenhang mit unſerer Erden-Welt giebt, Ihm die gegenwärtige Erſcheinung dieſes Werkes, als das Einzige, was zur Feier dieſes Feſtes geſchehen, ſein. Möge es denn nur auch dazu beitragen, das Andenken an den verdienſtvollen Mann ſo würdig zu ehren, wie Er ſelber das eines Leſſing, Semler, Johannes Müller, Wieland, Griesbach u. a. großen Verſtorbenen in ſeinem Leben und ſeinen Schriften geehrt hat!

Halle, am 4. Auguſt 1834,
dem Stiftungstage der nun 50jährigen Allg. Litt. Zeitung.

Fr. Karl Jul. Schütz.

Auswahl

aus

Schütz'es litterariſchem Briefwechſel.

Erſter Theil.

Aus Briefen von Philologen.

Bücher ſind nur dickere Briefe an Freunde;
Briefe ſind nur dünnere Bücher für die Welt.

Jean Paul.

Adelung.

Leipzig, 11. Sept. 1784.

— Der Antrag, welchen Sie mir in Anſehung der neuen
iteratur-Zeitung thun, iſt für mich zu ſchmeichelhaft, als
ß ich ihn ablehnen könnte, daher mir gelegentlich einige nä-
re Nachrichten darüber erbitte. Wäre das Fach der gelehrten
eſchichte noch nicht beſetzt, ſo würde ich mich außer der deut-
en Sprache auch zu dieſem, wenigſtens einem Theile nach,
iethen.

Ich höre, daß ſich bei der Bibliothek des Hrn. Profeſſor
üttner in Göttingen, welche die Jenaiſche Univerſitäts-Bibl.
halten hat, eine zahlreiche Sammlung von Reiſebeſchreibungen
finden ſoll. Wäre, gegen hinlängliche Vergütung der Be-
ühung, nicht eine Abſchrift des Catalogs, ſo viel dieſe Rei-
eſchreibungen betrifft, zu erhalten? Ich ſammle ſeit vielen
hren zu einer litterariſchen Notiz aller Reiſebe-
reibungen, und da ich doch nicht alles ſelbſt beſitzen kann,
wünſchte ich zu wiſſen, wo ich dieſes oder jenes Buch im
lle der Noth zu finden hätte. Ich bin u. ſ. w.

Apel.

Leipzig, 31. Aug. 1802.

— Daß unſer Hermann wahrſcheinlich die, durch des jün-
n Erneſti Tod erledigte Profeſſur erhalten wird, wiſſen Sie
ne Zweifel ſchon. Das Andenken an die ihm gegebene An-
rtſchaft auf die erſte vacante Stelle iſt doch hoffentlich in
esden noch zu neu, als daß man ihm einen Andern vorzie-
ſollte. Außer ihm ſind noch Brehm und Carus bis jetzt
ierordentl. Prof. hier denominirt. Wie ich höre hat auch
. Hofr. Eichſtädt ſich denominiren laſſen. Iſt denn dieſe Rich-

tung ſein Ernſt, oder rechnet er wie beim Billard durch den Abſchlag ſein Ziel zu treffen? Hermann empfiehlt ſich Ihnen, er wundert ſich, daß er keine Bücher zur Anzeige erhalten hat. Auch ich habe keine bekommen, und da ich nicht weis, ob Sie die in Ihrem erſten Briefe erwähnten von Schelling ꝛc. mir noch zu überlaſſen denken, ſo habe ich noch nicht daran gearbeitet.

Die Wittenberger machen ja mächtige Anſtalten zu ihrem Jubeljahr. Sie wollen akademiſche Würden ſtatt Goldes und Silbers unter die Armen auswerfen; da werden wohl die geiſtig Armen mehr zulangen, als die, welchen es an zeitlichem Gute gebricht; ich fürchte, der Doktorhut werde den Jubeldoktor ſo wenig kleiden, als die Livrée die Leute, die bei Solennitäten der gnädigen Herrſchaft darin paradiren, um den Glanz des Tages zu erhöhen. — —

Leipzig, 24. Dec. 1802.

„Verzeihen Sie, werthеſter Herr Hofrath, daß ich Ihnen die verſprochene Recenſion der Schiller'ſchen Schriften ſo ſpät überſchicke, ich hoffe daß mich die Zerſtreuungen, welche der Tod meines Vaters, wie Sie leicht mir glauben werden, mir verurſacht hat, bei Ihnen deßhalb entſchuldigen werden. Die Schellingiſchen Schriften werde ich nun baldigſt vornehmen, und hoffe Ihnen die Anzeige davon in ein paar Monaten oder doch zu Oſtern ſchicken zu können. Der möglichſten Deutlichkeit werde ich mich befleißigen, um ſo mehr, da Sie mich wegen des Raumes dabei nicht beſchränken wollen. Indeſſen erſuche ich Sie Ihrem Verſprechen gemäß um aufrichtige Mittheilung Ihrer Bemerkungen, denn oft iſt dem Schreiber, wenigſtens ſeiner Einbildung nach, etwas vollkommen klar, was dem Leſer noch unverſtändlich iſt. Daß aber auf das Faſſungsvermögen ganz unkundiger oder zum Denken unfähiger Leſer nicht Rückſicht zu nehmen ſei, verſteht ſich von ſelbſt.

Die Leipziger Litteratur Zeitung *) meint, es fehle ihr nur an Geld, um die Jenaiſche zu überfliegen. Sie hat ſich daher an den Hof gewendet, und wie die Rede geht, iſt ein Plan gemacht, dieſen bleiernen Vogel in Flug zu bringen. Nämlich die Leipziger Univerſität ſoll die Oberaufſicht haben,

---

*) Welche bekanntlich im März 1834 eingegangen iſt.
Anmerk. des Herausg.

aß ſich nichts Neues in dieſes welke Blatt einſchleiche, und
m etwa ein frivoles Leben mittheile, dann ſoll höchſten Orts
ie gebetene Unterſtützung mit Vorſchuß erfolgen. Der Entre-
reneur brüſtet ſich nicht wenig damit, daß ſeinetwegen eine
anze Univerſität aufgeboten werden ſoll. Welcher ehrliche Re-
enſent wird ſich denn aber gefallen laſſen, Exercitien für die
eipziger Univerſität zu ſchreiben? Sollte ich von dem Plane
ähere Nachricht bekommen, ſo theile ich ſie Ihnen ſogleich
it, damit doch das neue Inſtitut wenigſtens Spaß macht,
nd dadurch ſeine Exiſtenz verdient. Denn mich freut es im-
er noch, wie Sie ihm durch das: Fama malum etc. den Na-
en verleideten, daß es zur infamia wurde, und eines ſolchen
ommer's wegen verdient das Unweſen ſchon eine Zeit lang
uldung.

Die Anzeige von Rochlitz's Schriften ſollen Sie nächſtens
ch erhalten. Wenn Sie folgende Bücher
Natalie vom Verf. der Novelle Carlo. 1 Th. 1802.
Der Einſame von Horn.
Fantaſtiſche Gemälde von Horn 1802.
och nicht ausgegeben haben, ſo wäre ich wol ſo frei, ſie mir
uszubitten. In der Schillerſchen Rec. hätte ich gern noch
twas über die Kritik der Matthiſonſchen Gedichte geſagt, doch
ollte ich nicht gern gegen die Zeitung ſelbſt ſchreiben, welches
eſchehen wäre, da ich mit den Sätzen in der Kritik von M's
ed. nicht ganz einverſtanden bin, auch wollte ich die Anzeige
icht zu lang machen. Finden Sie aber eine Anzeige von M's
euer Ausgabe, welche viel Gedichte enthalten ſoll, nicht un-
chicklich, und wollen Sie mir ſie anvertrauen, ſo hätte ich
aterialien dazu. U. ſ. w.

Baſt.

Wien, 12. März 1796.

In der Anlage nehme ich mir die Freyheit, Ew. Wohl-
ebohren den Plan eines Almanachs mitzutheilen, welchen ich
it dem dritten Prediger der hieſigen proteſtantiſchen Gemeinde,
errn Wächter, welcher auch noch ein Schüler von Ew.
Wohlgebohren iſt, für das künftige Jahr herauszugeben geſon-
en bin. Die Veranlaſſung dieſes Unternehmens iſt der von
hro Maj. der Kaiſerin ohnlängſt geäußerte Wunſch, in Wien

einmal einen Kalender gedruckt zu ſehen, welcher, ſeinem innern und äußern Werthe nach, Leſer von Geſchmack befriedigte. Ich erhielt von dieſem Wunſche durch des Oberſt-Kämmerer, Fürſten von Roſenberg Durchl. Nachricht, und unterzog mich dieſem Geſchäfte unter der Bedingung, wenn es mir gelingen ſollte, etwas von Seiten aller bey dem Kalender intereſſirten Künſte Vorzügliches zu Stande zu bringen. Sämtliche hieſige Dichter, und auch viele auswärtige, haben uns bereits ihr Wort gegeben. Von Ew. Wohlgebohren wünſchte ich zu erfahren, ob Sie in dem beyliegenden Plane nicht hin und wieder etwas zu beſſern wüßten, und ob es in dortiger Gegend nicht einen guten Kopf gäbe, von welchem ein populärer Aufſatz über einen allgemein intereſſanten Gegenſtand zu erhalten wäre. Der Aufſatz darf nicht über anderthalb Bogen ſtark ſeyn. Auch im Punkte der Anekdoten, Bonmots und Charaden, könnten uns Ew. Wohlgebohren vielleicht mit einem guten Gedanken an die Hand gehen. Ihre Maj. die Kaiſerin ſind, (unter uns geſagt,) eine beſondere Liebhaberin von Charaden; Sie verfertigen deren ſelbſt viele (in mehreren Sprachen,) und theilten in der letzten Redoute Charaden in Menge aus. Hr. v. Meyer erhielt eine auf das Wort Excellenz, welches ſie alſo beſchrieb: Mein Erſtes legt man den Jeſuiten vor, mein Zweites iſt ein Wanderer, und das Dritte iſt, was der Frühling iſt. Dies als geheime Anekdote.

Da ich die gehäuften Geſchäfte Ew. Wohlgebohren kenne, ſo verlange ich gar nicht, daß Ew. Wohlgebohren in Anſehung unſerer Bitte mir ſelbſt antworten, ſondern erſuche Dieſelben, nur dem Hn. Prof. Niethammer die gehorſamſt vorgelegten Fragen mündlich zu beantworten, welcher ſchon die Güte haben wird, uns davon zu benachrichtigen. Sollte ich im Stande ſeyn, Ew. Wohlgebohren hier gefällig zu werden, ſo ſtehe ich augenblicklich zu Gebote, und habe die Ehre, mit grenzenloſer Verehrung zu ſeyn u. ſ. w.

Wien, 15. Febr. 1797.

Daß es Ew. Wohlgebohren gefällig war, meine Recenſion von dem Ken. Lph. ſogleich abdrucken zu laſſen und mir davon zwey Abdrücke zu überſchicken, freute mich ſehr. Ich überreichte den einen ſogleich dem würdigen Hrn. Herausgeber, der viele Freude darüber bezeigte, und mir den Auftrag gab, Ew. Wohlgebohren ſeine große Verehrung gleichfalls zu erkennen zu geben. Da wir vermuthen, daß Sie noch keinen Xenophon, an dem der Preis ſehr zu tadeln iſt, beſitzen werden, ſo wird der Hr. Baron Ihnen um Oſtern mit einem Exemplar aufwarten. Locella iſt einer der vortrefflichſten Männer, welche ich kenne, und ein wahres monstrum von Gelehrſamkeit und Kenntniſſen der verſchiedenſten Art. Die griech. Sprache, in der er niemals einen Lehrer hatte, fing er an im J. 1778 zu erlernen, weil er in Leſſings Schriften griechiſche Stellen fand, die er gern verſtehen mochte, und die ihm hier, im Lande der Phäaken, niemand recht zu erklären wußte.

Die Einladung für die Allg. Lit. Zeitung nehme ich mit Freuden an, und ertheile darüber die nachfolgende Antwort. Von Bodoniſchen Ausgaben kann ich hier, wo es ſo viele [illegible] gibt, mit leichter Mühe alles haben, was ſeit 1785 herausgekommen iſt. Belieben Sie daher mir anzuzeigen, was noch nicht recenſirt iſt. Von den in Italien und hier erſchienenen philol. Werken, welche ich bekommen kann, will ich nächſtens ein Verzeichniß einſenden, vielleicht auch einen gedruckten Catalog aller Bodoniſchen Ausgaben hinzufügen. Würde Italien nicht durch den Krieg verheert, ſo hätte Bodoni ſchon, trotz meiner ſtarken Gegenvorſtellungen, mit dem Plato zu drucken angefangen, wenn er mir die einzelnen Bogen zur Correctur hieher ſenden wollte.

Noch weiß ich hier zwey, wie ich glaube, unrecenſirte Werke zu bekommen, den neuen [illegible] und den in Leipzig gedruckten Ariſtophanes von dem Römer Invernizi. Beyde Bücher kenne ich ſchon genau. Auch wäre etwan der im Oſtern herauskommende Alciphron, wovon ich zugleich ein Exemplar erhalten werde, auf die Liſte zu ſetzen. Ich habe dem Herausgeber 2 Mſpte auf der Kaiſ. Bibl. verglichen, und bey dieſer Gelegenheit den Schriftſteller ganz geleſen.

Ihren Auftrag wegen der Wiener Handſchriften des Aeſchylus beſorge ich mit wahrem Vergnügen, ſo wie ich immer jede Gelegenheit gern ergreifen werde, Ew. Wohlgebohren gefällig zu werden. Nur wünſchte ich, daß Sie mir nächſtens einige Zeilen an Hrn. Hofrath Denis überſchicken möchten, worin Sie denſelben um die Erlaubniß bitten, die Collation der vorhandenen Mſc. Aeſchyli durch mich verfertigen zu laſſen. Der gute Denis iſt ein wenig eitel, und dergl. Schreiben ſind ihm äußerſt angenehm. — —

Wien, 22. Febr. 1797.

In der Anlage habe ich die Ehre, den verſprochnen Bodoniſchen Catalog zu überſenden, und bemerke nur noch, daß ich außer den im Verzeichniß befindlichen griech. Autoren auch den Heſiod und Longus hier bekommen kann.

Von hier erſchienenen Werken verdienen in der Allg. Litt. Zeit. angezeigt zu werden:

4 Bände lateiniſcher Claſſiker, (welche den Plautus enthalten,) bey Schrämbl, ſchön gedruckt. Der Herausg. iſt Prof. Span. Das Unternehmen ſtockt ſeit einiger Zeit wegen des Kriegs. Plan und Behandlung verdienen beurtheilt zu werden — um ſo mehr, da Hr. Göſche uns auch mit einer ähnlichen Sammlung bedroht. Wie oft wird man die Claſſiker noch abdrucken! Hier druckt Doll ſogar die Zweibrückner Autoren nach!

Ferner: Catalogus Bibliothecae Comitis a Teleky Vol. I. enthalten die griech. und röm. Claſſiker.

Mehr kann ich für den Augenblick nicht auftreiben. De Birkenſtockiſchen kleinen Schriften, des Elogiums Palatini i stylo lapidari (oder richtiger lapideo), des Hungarus ad Hunga rum etc., erwähne ich nicht, weil ſie ein geſcheiter Recenſent nich loben kann, und ein Tadel derſelben das Verbot der A. L. Z. i den Erblanden leicht nach ſich ziehen könnte. B. iſt derjenige welcher jenes Verbot bisher verhinderte. Würde er getadelt ſo ergriffe er gewiß die erſte beſte Gelegenheit, das gan Journal unter was immer für einem Vorwande aus dem Lan de zu bannen — und davor bewahre uns der liebe Gott! ohne hin wiſſen wie alle, daß Birkenſtock kein Poet iſt und ſchlech Latein ſchreibt, und auswärts mag die Welt glauben, was H Böttiger ihr vorſagt.

Von dem Aeſchylus ſind hier 5 Mſcpte, welche de Prometheus, die Sieben vor Theben, die Perſe und Fragmente enthalten. Prom. iſt 3 mal, die Sieb v. Th. 2 mal und die Perſer 1 mal vorhanden. Das beſ mögen die Fragmente ſeyn, wobey ſich auch Scholien befinde ſo wie bey dem Prom. und den Sieben v. Th. Mit d Fragmenten denke ich anzufangen; nur bitte ich um die ve langten Zeilen an Hofr. Denis.

Mit den bekannten Geſinnungen verharrend u. ſ. w.

Wien, 20. September 1797.

„Die hieſige K. K. Hofbibliothek beſitzt ſechs Handſchriften mit Aeſchylus, wovon vier den Text und zwei die Scholien enthalten. Was ich ehedem von Fragmenten ſchrieb, gilt nicht von den verlorenen Stücken. Die Verfaſſer der hieſigen Mſc.-Kataloge nennen alles Fragmente, wovon der Anfang oder das Ende zu Grund gegangen iſt. Fragmenta Aeschyli ſind ihnen daher Bruchſtücke der erhaltenen Tragödien.

Die vier Handſchriften, welche den Text enthalten, ſind in 4to, auf Papier geſchrieben, und haben folgende Nummern: 197, 235 u. 279 in der Reihe der philoſ. philolog. Mſcpte und 122 unter den Handſchriften der Kirchengeſchichte.

Codex 279 enthält, ſo wie Nr. 235 und 122, den gefeſſelten Prometheus und die Sieben gegen Thebe. Nr. 197 das nähmliche und die Perſer. Die übrigen Stücke ſind leider in Wien nicht vorhanden.

Nr. 279 iſt im Anfange verſtümmelt, und beginnt erſt mit dem 103. Vers:

πῆμ' οὐδὲν ἥξει. τὴν πεπρωμένην δὲ χρή.

Er enthält Rand- und Interlinearſcholien. Die erſten ſind großentheils die nähmlichen, wie bei Pauw. Nur ſind ſie ſehr zerriſſen, hin und wieder mit einem Papier überklebt, zum Theil auch von dem Buchbinder verſchnitten. Es iſt ſehr Schade, daß in den 50er Jahren, als noch der alte Swieten der Bibliothek vorſtand, faſt alle griech. Mſc. beſchnitten worden. Eine vielfache Erfahrung hat mich gelehrt, daß ſo bisweilen die wichtigſten Scholien und Varianten, wovon man noch die Anfangsbuchſtaben ſieht, aus Dummheit des Buchbinders zu Grunde gegangen ſind. Die Interlineargloſſen ſind bald roth, bald ſchwarz geſchrieben.

Cod. 197 empfiehlt ſich durch ſeine äußere Eleganz. (Er enthält auch die Hecuba und die Phönizierinnen des Euripides). Text und Scholien ſind ungemein nett und leſerlich geſchrieben. Die Randgloſſen treffen mit den Pauwiſchen zuſammen, und ſind vortrefflich conſervirt. In den Interlineargloſſen iſt eine große Uebereinkunft mit Nr. 279, ſo wie überhaupt beide Handſchriften in der genaueſten Verwandtſchaft ſtehen.

Beynahe eben ſo verwandt ſind Nr. 122 und 235. Beyde haben wenig Randſcholien (meiſtens grammatiſchen Inhalts), dagegen ſehr viele Interlineargloſſen. Nr. 235 enthält weiter nichts, als die genannten Stücke des Aeſchylus. In Nr. 122 geht voran *Διονυσίου οἰκουμένης περιήγησις*.

Auf ein hohes Alter können alle vier Handſchriften keine Anſprüche machen. Die älteſten möchten noch ſeyn Nr. 122 und 279. Codex 235 iſt aus dem 15ten Jahrhundert.

Für die Metrik iſt aus denſelben gar nichts zu lernen. Ich habe es daher nicht der Mühe werth gefunden, dergleichen Abweichungen auszuheben. Ohnedieß wird manche Seite keinen großen Gewinn geben. Die Collation der Perſer erhalten Sie im Oktober, wenn die Bibliothek wieder offen iſt.

Nun noch ein Wort von den Scholien zum Prom., den Sieben rc. und den Perſern. Dieſe ſind in Wien dreymal vorhanden.

1) In Nr. 197.

2) In den Codd. 298 u. 310, die ſonſt weiter nichts enthalten.

Nach einer Vergleichung von 4 Seiten in den Perſern können die Pauloiſchen Scholien aus dieſen Handſchriften ſehr berichtiget werden. Allein die Collation iſt ein herkuliſches Unternehmen wegen der ungeheuren Menge von Abweichungen, Zuſätzen und Auslaſſungen. Das meiſte müßte von Wort zu Wort abgeſchrieben werden, und das träfe öfters ganze Seiten. Wäre ich ſelbſt Herausgeber, ſo könnte die Collation mit weniger Zeitverluſt geſchehen. Wie gedenken Sie denn bei den Scholien zu Werke zu gehen? Eine lateiniſche Ueberſetzung werden Sie doch nicht beifügen, ſondern den Text nur kritiſch berichtigen?

Nehmen Sie vor der Hand mit dieſem Beitrage vorlieb, und empfangen Sie die Verſicherung der gränzenloſeſten Hochachtung u. ſ. w.

N. S. Wenn ich eben gemeldet habe, daß die hieſige Bibliothek nur 6 Mſſ. des Aeſchylus enthält, ſo geſchah dieſe Anzeige bloß nach dem Neſſelſchen Catalog. Ich habe aber dieſen und ſeine Fortſetzung ſchon ſo oft unvollſtändig gefunden — erſt neuerlich entdeckte ich für Hrn. v. Humboldt einen guten alten Pindar auf Pergament, wovon kein Menſch etwas wußte — daß es wohl auch noch möglich wäre, einen neuen Aeſchylus zu finden.

Paris, 16. Nov. 1811.

„Dem Lehrer und Freund meines Freundes glaube ich eine Nachricht ſchuldig zu ſeyn, an der er gewiß als Menſch und Gelehrter herzlichen Theil nehmen wird.

Unſer Freund Baſt iſt nicht mehr. Am 13. d. M. Abends um 7 Uhr, nachdem er bey einem Freunde ſehr mäßig zu Mittag geſpeiſt hatte, traf ihn der Schlag auf der Straße; er fiel ſogleich todt zur Erde. Als der Chirurgus dazu kam, war keine Spur von Leben mehr in ihm. Er ſchien vorher der beſten Geſundheit zu genießen. Geſtern haben wir ihn unter einer anſehnlichen Begleitung von Mitgliedern des Corps diplomatique und Inſtituts begraben. Seit einem Jahr arbeitete er unermüdet an der Ausarbeitung ſeines Apparatus über den Plato, wozu er alle Mſc. in Wien und Paris collationirt hatte; dieſer Apparatus iſt für die Heindorf-Böckhſche Ausgabe beſtimmt. Seine litterariſchen Arbeiten hinterläßt er in der größeſten Ordnung, und aufs ſauberſte ins Reine geſchrieben. Er war 1771 oder 1772 geboren zu Buchsweiler im Unter-Elſaß, an deſſen Gymnaſium ſein Vater 50 Jahre lang Rector war. Er ſtarb als Heſſiſcher Legationsrath, Ritter des Heſſiſchen Ordens, Correſpondent des Inſtituts. Haben Sie die Güte, dieſe Nachricht, in beſſerer Form, bekannt zu machen. Ihr u. ſ. w.

F. Schöll.

Bekker.

Berlin, 8. Juni 1816.

Ich bin Ihnen, verehrteſter Herr Hofrath, von Herzen verbunden für Ihre freundliche Theilnahme an meinen Arbeiten. Der Plato gehört allerdings mir allein. Hr. Wolf will die Weigelſche Ausgabe abwarten, und die Gaisfordiſche, und wer weiß welche andere noch, bevor er, wie einem Fürſten der Critiker gebührt, den Kolophon aufſetzt. Das wird er nun zwar auch ſo gewiß, als er ſeinen Homer und ſeinen Heſiod, und ſeinen Cicero und ſeinen Tacitus, und was er ſonſt angefangen und verſprochen hat, vollenden und halten wird; ich aber traue mir nicht zu, jene Tage der Erfüllung zu erleben, ſondern entrichte mein Scherflein alſobald, wenig bekümmert um die, während ich in Paris war, ohne mein Vorwiſſen erlaſſene, und freilich übergeſchäftige Ankündigung. Der zweite Theil iſt über die Hälfte fertig, der dritte angefangen; überhaupt die Einrichtung ſo getroffen, daß die acht Bände des Textes in etwa Jahresfriſt da ſein können. Dieſen Text zu rechtfertigen, oder doch ein vollſtändiges Urtheil darüber möglich zu machen, gebe ich dann in hoffentlich nicht viel längerer

Zeit meinen ſchon meiſt geordneten Pariſer Apparat von Lesarten, Scholien und Excerpten aus den ungedruckten Commentar., von eigenen Bemerkungen das Nothdürftigſte.

Die Anecdota werden mit dem, der Oſtermeſſe 1817 beſtimmten dritten Bande beſchloſſen, der kritiſche Anmerkungen und die Indices enthalten wird, und, in beides verwebt, kleinere Inedita. Da ſoll denn jede Aenderung, die ich mir im Text erlaubt habe, vor Gericht geſtellt werden. Denn geändert habe ich, was ich für unrichtig erkannte, und berichtigen zu können glaubte.

Uebrigens ſcheinen Sie von den 4 Opuskeln, die ich die Ehre gehabt, an Sie zu ſchicken, (Plato, Anecdd., Tzetzes, Koluthus,) eines nicht erhalten zu haben. Ich bitte Sie, mich wiſſen zu laſſen, welches, damit ich es dem Abdruck der Philipp. Reden beilege, der in vierzehn Tagen fertig wird.

Mit der aufrichtigſten Hochachtung empfehle ich mich und das Meinige der Fortdauer Ihres Wohlwollens.

Böckh.

Heidelberg, 10. October 1808.

Ew. Wohlgeboren gütiges Andenken an mich ſuche ich hiermit zu erneuern, daß ich Ihnen ein Exemplar meiner eben fertig gewordenen Schrift über die Tragiker überſende. Ich wünſche, daß ich damit von Ihnen denſelben Beyfall erhalten möchte, deſſen Sie meine erſte Schrift gewürdigt haben; wenigſtens ſcheint mir die gegenwärtige dieſelbe Aufmerkſamkeit zu verdienen, ob ich gleich, wie ich glaube, ſelbſt ſehr mäßig davon urtheile: zumahl da mir ein großer Theil bey der großen Verzögerung des Druckes ſchon ſelbſt ſehr aus dem Andenken verſchwunden iſt. Hoffentlich werden Sie bey Durchleſung der Schrift finden, daß ich überall mich bemüht habe, nicht ins Unbegrenzte und Unſichere hinein zu viele Zweifel zu knüpfen, und daß ich jederzeit genau beſtimmt habe, was ſicher oder was nur Vermuthung iſt und sub iudice noch liegt oder vielleicht, bis vollſtändigere Acten entdeckt werden, ewig liegen muß. Für Ihren Aeſchylos möchte die Ausbeute die geringſte ſeyn; was ich aber über ihn vorgetragen habe, beſonders die chronologiſchen Discuſſionen, iſt der Natur der Sache nach etwas intricat ausgefallen, und ich fürchte, daß die meiſten Leſer dabey ermüden werden, ehe ſie zu Ende kommen. Mein specimen editionis Timaei, welches ich ohne Brief auf buchhändleriſchem Wege Ihnen überſandt habe, werden Sie hoffentlich erhalten haben. Wie ſtehet es mit der verſprochenen Ausgabe des Ariſtophanes, welche mich um ſo mehr intereſſirt, da ich ihn dieſen bevorſtehenden Winter hier erklären will? Halten Sie uns nicht zu lange damit auf, damit er ſich nicht wieder, wie der Aeſchylos, zuletzt beklagen müſſe.

Uebrigens bin ich mit der ausgezeichnetſten Hochachtung und Verehrung u. ſ. w.

Berlin, 9. Oct. 1812.

Sehr lange ſchon, hochzuverehrender Herr Profeſſor, bin ich Ihnen meinen ſchriftlichen Dank für einige im vorigen Jahre mir überſandte Blätter Ihrer Litteraturzeitung ſchuldig, betreffend meinen Simon Socraticus, nebſt einigen andern Platonicis. Jetzt muß ich zu Ihrer Litteraturzeitung meine Zuflucht nehmen, um einem argliſtigen Recenſenten, der wahrſcheinlich meine Perſon wegen Herausgabe des Platon anfeindet, und auch noch andere Zwecke zu haben ſcheint, eine Infamie nachzuweiſen. Ich würde, wenn der Inhalt der Recenſion nicht zu ſchlecht wäre, Wolfen für den Verfaſſer halten, welcher hier wie überall ſeine ſchuftige Rolle ſpielt, und aus unbändiger Selbſtſucht nichts Gutes aufkommen laſſen will, was er nicht gemacht hat. Auf Heindorf und mich hat er wegen des Platon einen beſondern Aerger, und die Schlechtigkeit verdiente wohl aufgedeckt zu werden, welche er in der elenden Abhandlung über den Phädon an Heindorf ausgeübt hat. In Betreff meiner kommt noch hinzu, daß er ſich ärgert, die Direction des philologiſchen Seminars nicht erhalten zu haben. Da er ſich aber jeder Arbeit entzieht, und ſogar nicht mehr ordentliches Mitglied der Akademie ſeyn will, ſo iſt die Sache ſehr natürlich.

In einigen Monaten werde ich mir die Freyheit nehmen, Ihnen meinen Pindar, wenn der Druck vollendet iſt, als ein Zeichen der Hochachtung zu überſenden, mit welcher ich mich Ihrer freundſchaftlichen Aufnahme in Ihren Umgang von Halle her erinnere und ſtets erinnern werde. Haben Sie die Gewogenheit mir Ihre Freundſchaft ferner zu gönnen, und erlauben Sie mir mich zu nennen Ihren u. ſ. w.

Böttiger.

Weimar, 22. März 1796.

„Ich muß Ihnen, mein innigſt verehrter und geliebter Freund, doch gleich eine Neuigkeit mittheilen, die in Wielands Merkur erſchienen iſt. Ein Leipziger, (ganz, denn noch glaub' ichs nicht ganz, und Wieland will nicht beichten) hat eine Homilie über die Wolfiſchen Prolegomena und Ihre Anzeige in der Lit. Z. abgegeben. Man kann ihm eine gewiſſe Dialektik nicht abſprechen, und im Grunde ſcheint er mit Wolf einverſtanden: aber das Ganze will wenig ſagen. Auf jeden Fall iſt es gut, daß die Sache immer mehr, beſonders in Journalen, zur Sprache kommt, und es heißt auch hier, wie geſchrieben ſteht: es muß ja Aergerniß kommen! Ich will es Wolfen morgen auch ſchicken. Sagen Sie mir doch mit einem Wörtchen Ihr Urtheil darüber.

Hier iſt die Recenſion über das Göſchenſche Louisd'or-Werk. Es iſt wirklich in ſeiner Art vortrefflich, aber nur nicht auf deutſche Frugalität berechnet. Geben Sie ihm nur einen baldigen Abdruck zu Gute!

Endlich ſind auch die erſten Stücke der engliſchen Journale von dieſem Jahre angekommen. Ich arbeitete gern an einer Fortſetzung meiner Ueberſichten *). Allein da noch immer nichts von meinen alten eingeſchickten abgedruckt iſt: ſo trage ich billig Bedenken, Sie mit neuem Mſc. zu überhäufen. Nur bemerke ich, daß bei dergleichen Ueberſichten, beſonders den franzöſiſchen, die Neuheit der größte Reiz iſt, und daß ſie durch verſpäteten Abdruck viel verlieren müſſen.

Das muß ein wunderlicher Heiliger ſeyn, der Herr Wakefield. Er hat eben jetzt wieder große Anfechtungen, als Demokrat. Was meynen Sie? Ich habe eine gute Gelegenheit nach England, und hätte Luſt ihm ein Exemplar Ihres Programms zuzuſchicken? Iſt wohl auf einem Titelblatt ſeine Adreſſe richtig angegeben?

Ifflands Meiſterſpiel **) wird ja wohl auch Sie nach Weimar ziehn, und dann bet' ich das Hexenliedchen aus meinem Theokrit

Ἶυγξ ἕλκε τυ τῆνον ἐμὸν ποτὶ δῶμα τὸν ἄνδρα!

---

*) der neueſten ausländiſchen Litteratur für das Intelligenzblatt der Allg. Lit. Zeit. A. d. H.

**) Ueber welches Böttiger damals ſeine „Entwicklung des Ifflandſchen Gaſtſpiels in Weimar" ſchrieb. A. d. H.

Den zweiten Feiertag ſpielt er zum erſtenmal im Hausvater.

Noch eins! Hr. D. Schleuſner hat mir auf mehrere meiner Zweifel geantwortet. Aber auf die Anfrage: ob ich auch das Magazin Encyclopedique verſchreiben ſolle, hat er nichts erwiedert. Wenn ich alſo keine beſtimmte Negation in dieſer Woche erhalte, ſo thue ich, als ob die Anfrage bejahet worden wäre. Mit innigſter u. ſ. w.

N. S. Wenn es nur nicht unverſchämt und zudringlich wäre: ſo brächte ich ſchon mein Specimen Terentianum noch einmal in Erinnerung. Aber — *ἐπέχω.*

Weimar, 1. Febr. 1797.

Meinen innigſten Dank für Ihre ächt freundſchaftliche Pflege meiner Recenſion des Millin. Noch dieſe Stunde begreife ich nicht, welcher *ἀλάστωρ* meine Augen bethörte, als ich darin Chryſtall und Agat ſchrieb. Dem Himmel ſey gedankt, daß Sie mich von dieſer Schmach retteten!!

Ich gedenke die Recenſion nebſt einer Ueberſetzung von unſerm Duvau an Millin ſelbſt nach Paris zu ſchicken, um mich mit ihm, der faſt alles litterariſche Journalweſen, beſonders auch das Magazin Encyclopedique dirigirt, zum Beſten meiner Ueberſichten für die L. Z. u. ſ. w. in Verbindung zu ſetzen. Caillards trefflicher Brief an Sie giebt mir die Idee, mich deßhalb unmittelbar an Caillard nach Berlin zu wenden. Darf ich mich auf den Brief an Sie berufen, oder kann ich etwa gar unterdeſſen, bis es Ihre Geſundheit erlaubt, weitläuftiger zu ſchreiben, die Stelle eines Interpres, Dragoman oder, wie Sie wollen, vertreten. Hierüber erbitte ich mir nur einen Wink, und im Fall ich für Sie etwas mitſchreiben ſollte, die Angabe, wie viel Bogen von Ihrem Aeſchylus jetzt gedruckt ſind.

Ich müßte ein *κυνὸς ὄμμα* haben, wenn ich mich wegen des ſo lange behaltenen Twining nicht ſchämen wollte. Die wahre Urſache iſt: ich hoffte immer zur Vollendung meines Didascalicum kommen zu können, wozu ich ihn unumgänglich nöthig habe. Leider iſt dieß bei meiner tauſendfach zerriſſenen Exiſtenz bis jetzt nicht möglich geweſen, und ich wage daher, ihrer übergroßen Güte trauend, wohl noch einmal die Bitte, mir von Oſtern das Buch nur auf eine Woche wieder zukommen zu laſſen. Ich habe es ſeit 6 Monaten aus England ſelbſt verſchrieben. Allein Hr. Remnant iſt ein Schlingel, und hat mir ſeit 5 Monaten auch kein einziges Journal für die Allg. Lit. Z. eingeſchickt. Dieß iſt die Urſache, warum ich mit der engliſchen Litteratur und dem Nekrolog fürs Int.-Bl. ſo zurück bin.

Hier ſind die Millinſchen Introductions, die ich mir aber, wenn es ſeyn kann, in 14 Tagen zurückerbitte, weil ich eben in dieſem Fache arbeite. Erhalten Sie die Introduction à la Numismatique: ſo erbitte ich mir ſie auch. Um nicht ganz kahl vor Ihnen ὡς γυμνὰ ἀποτετιλμένη zu erſcheinen, ſende ich Ihnen das nagelneueſte Scandal, das Februarſtück des Merkurs. So bald Sie es geleſen haben, ſenden Sie es, wenn ich bitten darf, an Hr. Rath Schlegel, der darauf wartet. Können Sie Herdern bey der Recenſion der Terpſichore ſelbſt nur ein Wörtchen ſchreiben, ſo iſt es mir ſehr lieb.

Ἔρρωσο. Ewig Ihr treuer u. ſ. w.

Weimar, 28. März 1801.

Bald möcht ich glauben, daß der ſeelige Johann Matthia Geßner Recht gehabt habe, wenn er ſagte: ein handveſte Philolog müſſe auch ein guter Koch und wackerer Villicus ſeyn Da hab ich Ihnen nun, weil aus der Pariſer Antiquitätenquell nichts fließen wollte, einen Aufſatz über engliſche Scheuren un Schweinekoven in aller Eil conſcribelliren und mich über Hal und Kopf in die Landwirthſchaftskunde werfen müſſen. Da Ding iſt mir nicht ganz leicht geworden. Darum bilde ic mir am Ende gar ein, daß ich Ihnen hier einen Aufſatz lie fere, den vielleicht mehrere Leſer der Allg. Lit. Z. goutiren als wenn wir da den neugefundenen Zodiakus in Oberägypte erklärt hätten, der zum großen Verdruß aller altgläubigen St derſchlagioner, worunter unſer Bibliothekar Spilker oben a ſteht, die Welt um 8000 Jahre älter macht.

Ich ſchicke Ihnen hier den größern Theil des Manu ſcripts, damit Sie den Druck ſogleich anfangen laſſen könne Morgen früh kommt der Reſt, der noch 3 Seiten betrag dürfte. Sie laſſen es doch eben ſo drucken, wie den erſt Aufſatz über das Musée des Arts, der, beiläufig, unſern H in Berlin wegen der frevelnden (ſo nennt er's) Apologie d franzöſiſchen Kunſträuberei ſo in Harniſch gejagt hat, daß einen eigenen Aufſatz dagegen in Feßlers Eunomia geſchrieben h

Morgen ein Mehreres! Ex Animo Tuus Boettigerus.

Weimar, 16. Auguſt 1801.

Die Zeit rückt wieder heran, wo wir auf ein Titel-Kupfer fürs 4te Trimeſter der Allgemeinen Litteratur-Zeitung zu denken haben. Ich habe Hoffnung von Wien etwas ſehr ſchickliches zu erhalten. Allein Retzer bleibt mir die Antwort ſchuldig. Nun ſehe ich eben im Induſtriekomtoir die neuen Anglicana, die für Sie angekommen ſind. Da finde ich White Aegyptiaca darunter, der eine ſehr unſtatthafte Hypotheſe über die Säule des Pompejus ſehr wunderbar ausſtaffirt hat. Dieß gäbe ein Kupfer und eine intereſſante Erläuterung. Denn Aegypten iſt nun einmal jetzt durch Bonaparte an der Tagesordnung. Finden Sie alſo meinen Vorſchlag billigungswerth: ſo haben Sie, mein gütiger Freund, die Güte mir dieſen White ſogleich zuzuſchicken. Da ich jetzt Hundstagsferien habe; ſo will ich ihn zugleich gewiß recenſiren. So auch Hauper's history of his own Life und die Spottode auf Pitt von Peter Pindar, wenn Sie mir dieſe zutheilen wollen.

Hr. Levezow in Berlin, den ich Ihnen einmal zum Recenſenten in der Allg. Litt. Zeit. fürs archäologiſche Fach vorſchlug, entſchuldigt ſich mit ſeinen gehäuften Geſchäften und dem wenigen Ertrag ſolcher Recenſionen in Proportion der großen Arbeit, wenn ſie gründlich ausfallen ſollten. Wem haben Sie denn mein archäologiſches Muſeum zur Recenſion mitgetheilt? Doch das gebührt mir nicht zu fragen. Nur die Bitte darf ich wagen, daß es ſchnell angezeigt werde, weil es ſonſt an Mangel an Abnehmern nicht fortgeſetzt werden kann, ſo wie meine Furienmaske dem armen Hofmann Makulatur geworden iſt. Man möchte es verreden, ſo undankbare Recherchen zu machen und lieber — Romane überſetzen oder ſchmieden. Wäre nicht Freund Jacobs in Gotha ſo gütig, dieſe Recenſion zu übernehmen? Sie dürften ihm ja nur durch die Expedition ſchreiben laſſen. Doch ich bitte nochmals wegen dieſer unartigen Zudringlichkeit um Verzeihung. Thun Sie, als wäre nichts geſchrieben.

Sie haben einen Brief von Caillard erhalten, und ich möchte wohl die Bitte wagen, mir ihn mitzutheilen. Noch eins! Sie gaben einſt Göthen das ſeltene Buch Drelincourtii Achilles Homericus. Haben Sie es, oder könnten Sie mir's nur auf einige Tage verſchaffen?

Ich muß aufhören, ſonſt jagen Sie den zudringlichen Anklopfer noch zur Thüre hinaus.

Mit unwandelbarer Verehrung und treuer Freundſchaft ganz der Ihrige u. ſ. w.

Weimar, 2. Juli 1802.

„Hier iſt der Text zu unſerm Plan von Eleuſis. Ich habe freilich dem von Hrn. Winkler aus Paris mitgetheilten Torſo Kopf und Füße, ſo gut es gehn wollte, anreſtaurirt und dadurch dem Bilde ſelbſt mehr Beziehungen auf den Leſer zu geben geſucht. Mögen Sie mit meinem guten Willen auch hier nicht unzufrieden ſeyn. Dem Uebelſtand mit den Noten in der Pariſer Einſendung können Sie vielleicht durch eine Anweiſung an den Setzer, alles gleich im Text einzuſchieben, abhelfen. So viel ich geſehen habe, kann dieß überall salvo contextu geſchehn.

Für das letzte Trimeſter iſt ſchon ein herrliches Stück, die viel verſprochene ägyptiſche Inſchrift und der Ptolemäus Epiphanes in meinen Händen.

Weimar, 17. Auguſt 1803.

„Eine nicht vorher berechnete in Familienangelegenheiten nothwendige Reiſe nach Dresden, die ich künftige Woche machen muß, macht mir's unmöglich, Sie ſelbſt, mein verehrter Freund, in Jena auf eine Stunde zu begrüßen.

Es gehen große Dinge mit Ihnen und Ihrem Inſtitute vor. Da Bertuch in Rudolſtadt iſt: ſo weiß ich, der eben von Caſſel erſt zurückkommt, noch nicht, ob die Schaale Halle oder Würzburg geſunken iſt.

Ich würde, wenn ich die *δρῦς ἱεραὶ Διός* einſchauen könnte, für das ſchöne Würzburg votiren. Indeß kann Ihnen der Adler ſolche Lockungen vorlegen, daß Sie am Ende Halle doch vorziehen. In dieſem Fall denken Sie, theuerſter Freund, wegen Würzburg an mich, reden mit Paulus darüber, und thun, was Sie ſonſt gut finden. Daß ich dieß bloß Ihnen, dem alten, geprüften Freund, in den Buſen ſchiebe; daß ich weit davon entfernt bin, mich irgendwo anzubieten, darf ich Ihnen nicht erſt ſagen. Allein daß ich auch denke, wie dort Cicero, ut ibi essem, ubi nec Pelopidarum nomen nec facta audiam — iſt mir dieß zu verdenken?

In Berlin hat Zöllner mit ſolchem Erfolge ſeine theologiſche Batterie auf mich ſpielen laſſen: daß Beyme ſelbſt bei den allzuſtarken Bedingungen die ich ihm machte, nicht durchdringen wird. Und das iſt mir in hundert Rückſichten ſehr lieb. Ich wäre mit hundert Cabalen und — Actenſtößen umringt, dort ein ſehr unglücklicher Menſch geworden.

Atque haec hactenus!

Dresden, 28. Dezember 1806.

Mein geliebter Freund! Nur drei Worte. „Verſichern Sie,“ das ſind des braven Reinhards eigene Worte, „Ihrem weltklugen und braven Freund, daß man von hieraus jedes ausführbare, das Wohl der Wiſſenſchaften begünſtigende Project auf alle Weiſe begünſtigen, mithin auch die Vereinigung der Allg. Litt. Zeit. mit dem Leipziger Inſtitut kräftigſt fördern wird, wenn ſie unter annehmlichen Bedingungen geſchehen kann. Für die Zuſtimmung des Kirchenraths glaube ich ſtehen zu können. Nur muß man ſich, wenn ernſtliche Schritte geſchehen ſollten, ja nicht bloß auf Erhard verlaſſen, deſſen Zerſtreuung oft eher hindert, als fördert.“

So viel im Vertrauen von unſerm Reinhard. Sie wiſſen, daß auch ich Erhards wahrer Freund bin. Allein ich beſorge wirklich auch, daß er zu großer Hoffnungen voll iſt. Carus, Beck, Platner, das ſind die Männer.

Uebrigens muß ja die große Apokalypſe bald entſiegelt und über Preußen definitiv entſchieden werden. Stillſtand wäre für die Franzoſen ſchon Beſiegung. Aber glaube man nichts von den Niederlagen, die übel beſchäftigte Zungen die Franzoſen bisher erdulden ließen. Freilich hat Napoleon dort mit allen Elementen und Mängeln zu kämpfen. Aber er wird auch hier die Probe beſtehen und ſo, wie wir nun ſogar als Verbündete ſtehen, müſſen wir ihm ſchnelles Glück wünſchen. Nur dadurch iſt Rettung möglich. Das ruſſiſche Intereſſe iſt warlich nicht das unſere.

Reinhard predigte am hieſigen Friedensfeſt vom ſtillen Sinn beim Friedensfeſt. Dieſer ziemt uns. Jubel iſt freilich nicht zu bemerken. Wie könnte dieß, wo vorgeſtern erſt 38 Wagen, jeder mit 40,000 Thaler in blanken Species, als erſtes Drittel unſer Contribution, über die Brücke gingen und wir durchaus nicht wiſſen, woher die anderen, gleichfalls unaufſchiebbar zu entrichtenden zwei Termine zu nehmen ſind, auch die Requiſitionen in der Niederlauſitz und ſonſt nicht aufhören, auch die niederſchlagendſten Berichte von gänzlicher Lähmung aller Fabriken eingehen? Allein es konnte ohne die Großmuth des Kaiſers, die erſt durch unſers Königs Reiſe von Berlin bethätigt wurde, noch weit, weit ſchlimmer gehn. Wie gehts in Weimar? Und was will man in Halle thun? Darüber erwarte ich Nachrichten von Ihnen

Wie werden wir nun etwas aus England erhalten können? Prof. Göde, der eine 8 Bogen lange Epiſtel wegen Eichſtädt an Göthe geſchrieben und darin entſetzliche Dinge geoffenbart hat, iſt hier und wird wieder in Göttingen leben, wo man ſich jetzt recht wohl befindet, wie mir Vater Heyne ſchreibt.

Der Sterbekittel des alten Jahres werde ein Ehrenkleid des Neuen. Dies mein Neujahrswunſch. Mit unwandelbarer Liebe Ihr u. ſ. w.

Dresden, 3. Jan. 1808.

– Mein alter, würdiger Freund! Tauſend Dank für die Brief- und Friedens-Taube, die, faustissimis auspiciis, gerade am Neujahrstage in meine Klauſe geflogen kam.

Wir wollen, wenn erſt aus dem eiſernen das ſilberne wieder aufblicken wird, eine ſilberne Medaille ſchlagen, auf der Vorderſeite eine apolliniſche Lyra mit den Worten: suscitat tacentem, auf dem Avers: einen aufgehangenen, im Futteral ſteckenden Bogen-Köcher (corytus) mit den Worten: neque semper tendit.

Die Reſtitution von Halle verdient einen Päan. Wohl Ihnen, wenn Sie Hieronymiter ſind und bleiben. Wohl jedem, der die Verwandlung ſchon überſtanden hat. Wir in Sachſen ſind noch Chryſalliden. Aber die Reihe kommt gewiß an uns und wahrſcheinlich bald!

Nun erfreuen Sie mich bald mit den Fortſetzungen guter Nachrichten. Es ging mir unbeſchreiblich nahe, Sie nach Berlin wandernd zu denken. Dort kann auch Ihre Litt. Zeit. nimmer auf grüne Zweige kommen. Sie muß an der Bruſt einer Univerſitätsſtadt liegen.

Loder, Froriep und alle emansores kommen gewiß wieder nach Halle. Wie wird es mit Curt Sprengel?

Uebermorgen wird ganz Dresden in einer Freudengluth vulgo Illumination ſtehn, denn da kommt unſer König aus Warſchau zurück. Bleibe! ſo ſchlägts ihm in jedem Buſen entgegen. Denn er iſt und war bis jetzt unſere einzige Aegide. Aber wer kann heut auch nur für morgen bürgen!

Beiliegend finden Sie zwei intereſſante Recenſionen vom Herrn v. Hammer, die viele Monate in Conſtantinopel liegen geblieben ſind, als er von dort ſchon nach Jaſſi abgereiſet war. Indeß ſolche Sachen werden nicht alt. Auch lege ich eine kleine

Recenſion von Thurots Xenophon bei, die ein trefflicher junger Mann, Dr. Bachmann, der hier auf der Bibliothek privatiſirt und von welchem Ihnen Vater Zeugniß geben kann, auf meine Aufforderung für Ihre Allg. Litt. Zeit. machte. Er iſt eben ſo gut Philolog als Philoſoph, wie Sie aus der Ankündigung ſehen werden, die er im Intell.-Bl. abgedruckt zu ſehen wünſcht. Die kleine Recenſion iſt bloß Auszug. Aber er könnte, zum Mitarbeiter von Ihnen gewählt, noch weit beſſeres liefern, zumal da ich immer mit ihm conferiren könnte. Wo treibt ſich Ihr Giebichenſteiner Orpheus Reichardt herum? Wenn er katholiſch wäre, könnte er vielleicht bei der hieſigen Hofkapelle Maestro werden.

Mit innigſter Hochachtung und Liebe, unwandelbar treu Ihr ganz ergebner u. ſ. w.

Dresden, 24. Januar 1808.

Mein geliebter Freund! Den herzlichſten Dank für Ihre 2 lieben Briefe! Wie gern ſtimmt' ich in Alles ein, was Ihre Freude mir über die Ausſichten Ihrer wiederbelebten Univerſität gemeldet. Aber beruhigen Sie mich nur über den einen Punct: woher Ihre Fonds in Zukunft? Schleſien zieht ſeine 6000 Thaler zurück und wo iſt die Weſtphäliſche Dispoſitionskaſſe? Vater Heyne ſchreibt mir: alle Univerſitäten in unſerm neuen Reiche ſollen erhalten werden, ſich aber durch ihre eignen Mittel verpflegen!! Ich habe vertraute Briefe von Weſtphäliſchen hohen Staatsbeamten geleſen. A kingdom of beggars iſt da das Reſultat! Der König Jerome will gewiß ſehr viel Gutes. Aber kann auch die Obervormundſchaft, die nur nehmen will, dies begünſtigen?

Morgen reiſen unſere 2 Deputirten nach Caſſel, um die ſchönen Stücke von Thüringen und an der Elbe auf die Opferſchaale zu legen, die uns ein unglücklicher Federſtrich raubte. Die Lage Sachſens iſt überhaupt gar nicht beneidenswerth. Wir werden von allen Seiten ſo lange geſchröpft und abgezapft, bis nur noch die Lymphe zur Waſſerſucht übrig bleiben wird. Ans Conſiſtorium kommen die kläglichſten Berichte, daß überall die Fonds vertrocknen.

An den braven Bachmann habe ich Auftrag und Brief beſorgt. Er wird die Recenſion über Thurots Excerpte noch einmal umarbeiten und Ihnen ſelbſt ſchreiben. Ich finde meine Recenſion von Millin abgedruckt. Dürfte ich wohl die Bitte um zwei beſondere Abdrücke wiederholen? Jetzt muß ich alle Augenblicke zuſammenſparen, um meine Vorleſungen über die Mythologie halten zu können, wozu ich keine Collectaneen, als in meinem Kopfe, beſitze. Nach jeder laſſe ich Blätter zur Repetition umtheilen. Ich lege Ihnen die bei, die bis jetzt gedruckt worden ſind. Sie werden ſie mit großer Nachſicht anſehen müſſen, da ſie nur für meine Zuhörer beſtimmt ſind, unter welchen ſich doch zu meiner Aufmunterung 2 unſerer Miniſter, 2 Präſidenten und 6 fremde Geſandte, Bourgoing ſelbſt an der Spitze, befinden. Ich bin entſchloſſen zu Oſtern dies alles etwas ausführlicher und beſtimmter als den zweiten Theil meiner Andeutungen herauszugeben. Daher bitte ich Sie, mir recht aufrichtig Ihre Stricturen zukommen zu laſſen. Ich will Ihnen auch die folgenden Blätter zuſchicken. Wo wäre ein belehrenderer Dreifuß?

Was ſagen Sie zu Buchholzens Gallerie preußiſcher Charaktere und zu ſeinem Gemälde des preußiſchen Staats vor dem 14. October? Es iſt doch ein Menſch voll ſeltener Energie, dieſer Buchholz! In der Gallerie — es iſt nur meine Muthmaßung, daß ſie aus ſeiner Feder iſt — kommt doch Johannes Müller gar zu ſchlimm weg. So beurtheilt ihn nur die gehäſſigſte Animoſität. Aber die übrigen Urtheile ſcheinen ſehr gerecht. Vortrefflich hat mir ſeine fingirte Anrede an die Akademie gefallen. Um ſo weniger kann ich mit ſeinen Zerſpaltungen der Univerſitäten zufrieden ſein. Sie müſſen dieſe Schriften durchaus gleich recenſiren. Dadurch hat ſich die Jenenſerin eine Zeitlang ſo empfohlen. Uebrigens gefällt mir die Zuſammenſchmelzung Ihrer Litt. Zeit. recht wohl. Die Maſſe war vorher wirklich zu groß und niemand dankte dafür!

Auch die erſten Blätter der Teutona Ihres Sohnes haben meinen Beifall. Welche jämmerliche Klatſchbude iſt dagegen der neue Freimüthige!

Wo iſt Loder jetzt? Kömmt die Berliner Univerſität noch zu Stande? Laſſen Sie mich bald das Neueſte und Gott gebe auch Erfreulichſte vernehmen? Mit Liebe und Treue u. ſ. w.

Dresden, 28. März 1812.

Herr D. Jacob, ein rüſtiger Kämpfer für Wiſſenſchaft aus Ihrer Mitte, brachte mir Ihren Gruß, mein edler, alter Freund! Sehr wohl thut mirs, daß Sie ſo brav und rüſtig fortwirken, zu vernehmen. Der alte, erfahrene Steuermann weiß ſogar das Litteraturſchiff, trotz aller Sandbänke und Douanen, doch flott zu erhalten und ihm köſtliche Ladung zu geben! Das iſt ein Meiſterſtück! Jetzt nur nicht zu verzweifeln, iſt ſchon Heroismus. Wenn wir nur erſt alle ein Reich geworden ſind — und das iſt vor der Thür — dann müſſen wenigſtens die Zwiſchenſchlagbäume aufgezogen werden. Gönnen Sie mir Ihr ferneres Andenken. Vielleicht ſehe ich Sie zum Oſterjahrmarkt in der Zahlwoche in Leipzig. Entfremdung und Erkaltung kann nie unter uns Statt finden. Und ſo oft meine Erinnerung in den ſchönen Tagen, die wir in Jena und Weimar zuſammen genoſſen, ſchwelgt, ruf ich

— — — talia nunquam
Verticibus Lethes mergentur gaudia! —

Wer unſerm Daßdorf im Bibliothekariat, wer Adelungen — denn ſeine Stelle iſt nicht wieder beſetzt — im Oberbibliothekariat folgen wird, weiß noch niemand. Vielleicht der geh. Legationsrath Weigel, der große Orientaliſt.

Mit Schmerz höre ich, daß Griesbach ſehr ſchwach, ja faſt ſterbend ſei. Wie ſoll es werden, wenn ſolche στύλοι τῆς ἐκκλησίας ſinken! Auch unſer Reinhard iſt fortdauernd bedenklich krank. Hat Griesbach nirgends über ſich ſelbſt und ſeine Studien- und Bildungsſchule etwas geſagt? Wann war er in England? Auf weſſen Koſten?

Ich wollte, Sie fänden einen Augenblick Zeit, mir dieß zu ſchreiben. Es ſollte gewiß zu Ihrer Zufriedenheit benutzt werden. Ich lege meine letzten poetiſchen Effuſionen bei, weil ich nichts beſſeres habe. Der Doctor Petzold iſt der Patriarch unſerer Aerzte und hat Aldinas und erſte Drucke, die nur mit Gold aufgewogen werden konnten, in ſeiner ſeltenen Bibliothek. Mit unwandelbarer Liebe und Treue Ihr u. ſ. w.

Dresden, 5. April 1812.

„Ja, mein Freund, die Univerſität Jena, die Kritik des neuen Teſtaments, die Menſchheit, die biedere Deutſchheit haben einen unerſetzlichen Verluſt durch **Griesbachs** Tod gelitten. Wonach ich zuerſt griff, als mich D. Bachmann, der es werth war, Griesbachs und Ihrer edeln Schweſter Zutrauen zu erhalten, von ſeinem Hintritt unterrichtete, war Ihr Zueignungsbrief an den Verewigten vor Ihrer Ausgabe des Cicero de Oratore. Da haben Sie ihm und ſich ſelbſt ein Denkmal inter Viros geſtiftet. Ich habe auch davon in einer biographiſchen Skizze, die ich im erſten Erguß für die Allgem. Zeitung entwarf, Gebrauch gemacht und Sie namentlich aufgefordert, ſeine auserwählten Opuscula mit einem Elogio begleitet herauszugeben. Griesbach hinterließ zu viel Schüler, als daß ſelbſt in dieſen calamitöſen Zeiten für das geſammte Buchſtabenreich eine Buchhandlung damit gefährdet ſeyn könnte, wenn Sie ſich der Sache unterzögen. Mit beſtem Dank erfolgt hier das mir anvertraute Fragment zurück.

Wie ich ſehe, ſteht das meiſte daraus von dem ſeel. ſelbſt excerpirt in Beyers Allgem. Prediger-Archiv. Schicken Sie mir ja das Blatt Ihrer Litteraturzeitung, worin Sie ihm die Justa bezahlten. — Da Schmidt wahrſcheinlich nun auch ſchon todt iſt, ſo bleibt Gabler allein übrig. Wir wollen nun ſehen, wen der allvermögende Eichſtädt würdig finden wird, ſolch eine Lücke auszufüllen.

Wir wiſſen hier noch immer nicht, wann und ob der große Schickſalslenker Europa's hier durchgehen werde. Wahrſcheinlich geht er nur über Torgau, wo er unſern König hinbeſcheidet, nach Berlin. König Jerome befehlicht das 8te Armeekorps aus Sachſen, Baiern und Weſtphalen komponirt und kam ſehr zufrieden und beſchenkt aus Paris zurück. Ohnſtreitig wird uns Napoleons großes Genie durch die bewundernswürdigſte Combination überraſchen. Vielleicht geht er, während er den Schweden überläßt, über Finnland nach Petersburg vorzudringen, geradezu nach Moskwa, gründet vielleicht, wie der große Alexander, auf dieſem Marſch eine neue Stadt, wozu ſo viel Künſtler und Metiers mitgenommen werden, und organiſirt vom Kremel aus die Oſtwelt! In Danzig ſind unermeßliche Vorräthe aufgehäuft. Die auf den Hunger rechnen, täuſchen ſich gewiß. — Ueber den Zuſtand unſerer Litteratur ſchwieg ich lieber ganz, dennoch iſts Pflicht καλεῖν κύριο τὸν πῖλον zu rufen und nicht abzulaſſen. Wir ſind wirklich zu politiſch geworden in allem unſern Litteraturumtrieb. Bewahren wir nur die hiſtoriſchen und philologiſchen Wiſſenſchaften und vermehren darin das von unſern Vätern empfangene Erbtheil. Dann mögen unſere Enkel politiſiren.

Sobald des hieſigen franzöſiſchen Geſandten des Baron von Serre Bellum Sarmaticum, liber unicus, zu Ende künftiger Woche, fertig ſein wird — es ſind nur 5 Bogen — ſende ichs Ihnen und bitte Sie, ſchnell eine Anzeige davon zu machen und mir auf gutem Papier einen Abdruck davon zu ſenden (für mich, auf gewöhnliches auch einen). Non nocebit. Ziehen Sie die Belagerung von Danzig zur Probe aus. Das iſt ein Prachtſtück.

Laſſen Sie mich bald erfahren, wie es Ihnen geht und was Sie hören! Mit aller Treue und Liebe Ihr u. ſ. w.

Dresden, 19. April 1812.

Mein geliebter Freund! Ἀλλ' ὁ θάνατος λοῖσθος ἰατρὸς κακῶν! Gönnen wir unſerm edeln **Griesbach** das Einlaufen im Hafen, wohin wir uns alle, ſelbſt bei der eingefleiſchteſten Lebensluſt, herzlich ſehnen müſſen in dieſem Stand der Dinge, wo, wenn wir nicht in der erbärmlichſten Schlaffheit uns befänden, die ἐξαγωγὴ außerordentlich häufig ſein müßte. Sie haben dem Unvergeßlichen mit Geiſt und Gemüth ein gar herrliches Denkmal geſetzt. Wie dankbar bin ich für deſſen ſchnelle Mittheilung. Es iſt mir ein Edelſtein in meine nekrologiſche Sammlung. Aber wollte auch der Ehrwürdige Abgeſchiedene ſeine Manen durch keine Poſthuma entweiht und Alles dem Hinkegott geopfert haben: ſo ſchließt dieß doch gar nicht Ihr Elogium aus. Grade die ſeltene Miſchung des gründlichen Gelehrten mit dem pünktlichſten Staatsmanne und dem genialen, ruhigen Lebensgenoſſen ſoll uns als Vorbild nicht verloren gehn. Ich mache es Ihnen ganz zur Gewiſſensſache εἰ ἐθέλειν τελέσαι, κραιαίνων τετελεσμένον ἐστιν.

Wir erwarten den Beſuch des Größten ohngefähr den 5. oder 6. Mai. Zugleich wird der Kaiſer von Oeſterreich und vielleicht noch manches andere gekrönte Haupt hier ſein. Wenn der allesberechnende Verſtand auch Hunger, Seuchen und A. m. in Anſchlag brächte, und wenn auch die Ruſſen es zu Hauptſchlachten kommen laſſen: ſo kann er wohl in dieſem Jahre noch Bulletins aus Petersburg oder Moskwa ſchreiben. Denn faſt ſcheint es, daß die Hauptangriffe auf das Herz des Reichs, nicht auf den Kopf geſchehen werden. Unſere Sachſen haben ſchon 2600 Kranke und gehen auf Sendomir.

Ich komme den Sonnabend, den 25ſten Abends in Leipzig an und bleibe bis zum Sonnabend, den 2ten Mai dort, logire bei Beck, welches nur zwei Schritt von Bertuchs Quartier iſt, und würde mich unausſprechlich freuen, Sie, wäre es auch nur auf 2 Stunden, ut validum fidumque columbum, zu umarmen. Ach, wo iſt die Zeit, wo Sie ſich zu mir in den Wagen ſetzten und mich bis ans Jenaiſche Mühlthal begleiteten!

Der Baron Podmanizky aus Ungarn, der jetzt hier iſt und eine Tochter des Miniſters v. Noſtiz heirathet, da ſeine erſte Frau, eine Charpentier, ſtarb, empfiehlt ſich Ihnen aus alter

Bekanntschaft von Jena her. Er wird mein Reisegefährte nach Leipzig sein und würde sich sehr freuen, Sie dort zu sehen. Wüßten sie einen guten Naturhistoriker, besonders Botaniker, der ohne hochfliegende Plane und Ansprüche, behaglich, der Wissenschaft um ihrer selbst willen lebend, und ein Asyl als eine Versorgung suchend, Hausfreund und Lebensgefährte dieses würdigen Mannes auf seinen Gütern in Ungarn werden wollte, vielleicht schon ein Mann von Jahren (nur freilich unbeweibt), so schlagen Sie ihn dem Baron vor. So auch einen fröhlichen und geschickten Musiker. Er möchte so ein kleines Contubernium bilden, um sich das Leben durch Studien und Künste zu versüßen. Manchem, der sich gern aus den Stürmen des Lebens rettete, würde eine Aussicht der Art bei diesem Manne, der erst Mensch, dann Ungarischer Magnat ist, sehr willkommen sein. Treu der Ihrige u. ſ. w.

Dresden, 24. Mai. 1812.

Mein würdiger Freund! Gewiß war es ein großer Verlust für mich, Sie nicht in Leipzig sprechen zu können. Doch größer war noch der Verlust, der Ursache an jener Fehlschlagung war. Durch den Tod meiner zwar 79 jährigen, aber ungemein muntern und rüstigen Mutter ist mein Lar familiaris von mir gewichen und eine traurige Oede umgiebt mich. Doch sind freilich die jetzt Heimgehenden mehr als je *οἱ μακαρῖται*. Das gilt denn auch von unserm verewigten Griesbach, über den ich so eben mein Herz recht ausgeschüttet habe in einem Briefe an den trefflichen Duvau, dessen Freund und Versorger in Paris, der edle Mounier, als Maitre de Requêtes, mit dem Großkaiser hier ist.

Trotz der seltenen Versammlung gekrönter Häupter hier, ist doch eine dämonische Stille im Schloß und überall. Kaiser Napoleon arbeitet rastlos, wie einst Julius Cäsar und verdient schon dadurch die höchste Bewunderung. Diese Nacht komm Friedrich Wilhelm III. Vielleicht übermorgen schon reiset Napoleon über Glogau zur Weichsel. Noch dauern Unterhandlungen fort. Träte Rußland nun gutwillig seinen Antheil von Polen ab, wo denn wohl Jerome König würde; so bezahlt der Türke den Violon und das Schwert blieb in der Scheide. Oestreich, dessen Kaiser und Kaiserin hier durch echte Popularität und Einfachheit ungemein gewinnen, will gar mit 50,00

Mann mit den Franzoſen kooperiren. Allein der nervus fehlt. Uebrigens weiß niemand etwas. Der Herzog von Weimar ſcheint perſönliche Gunſt beim Großkaiſer zu haben. Dagegen iſt Gotha gar nicht erſchienen, worüber Nap. einigemal nachgefragt hat. Es ſind faſt gar keine Feten und viele 1000 Fremde gingen getäuſcht und ohne nur das Angeſicht des größten Helden der Zeit einmal geſehen zu haben, von hinnen. Die arme Hofräthin Becker aus Gotha iſt hier, um dem Kaiſer eine Bittſchrift für ihren verhafteten Mann zu überreichen. Allein dahin zu gelangen iſt keine Möglichkeit. Es ſieht noch immer ſehr bedenklich aus! Podmanitzky hat ſelbſt ſchreiben wollen. Er iſt einigemal beim Kaiſer von Oeſterreich geweſen und übrigens ſehr mit ſeiner Heirath beſchäftigt. Ich habe alles ausgerichtet.

Ich ließ ein Exemplar des Belli Sarmatici, das mir der Fr. Geſandte v. Serre für Sie mit nach Leipzig gegeben hatte, beim Hofrath Beck in Leipzig. Haben Sie es nicht erhalten, ſo laſſen Sie doch ja gleich nachfragen. Ich wünſchte, daß Sie bald eine Anzeige davon an mich ſchickten. Griesbachs Elogium dürfen Sie uns nicht ſchuldig bleiben. Gerade in dieſen Tagen muß man ſich ſo von der Gegenwart abziehn. *Εἰσιν ἐπῳδαι και θελκτηριοι λογοι.* Was ſagen Sie zu Wolfs lateiniſcher Dolmetſchung des Crito und der Apologie, als des erſten Bändchens ſeines Plato, was zu ſeinen Acharnern? Vale faveque Tuo B.

Dresden, 28. Febr. 1813.

„Mein alter würdiger Freund! Auch Vater Wieland iſt gegangen quo pius Aeneas! In Osmanſtädt werden die Nachtigallen um ſeinen dreifachen Grabhügel ihr Frühlingslied flöten, aber unſer Aftergeſchlecht wird, wie die Mockbirds, um ſeinen Dichterkranz ſchnattern und ſpötteln. Immortuus est Ciceroni, ſage ich in beifolgender Inſchrift auf ihn. Der 6te Theil ſeiner Ueberſetzung ſollte in zwei Abtheilungen, das Ganze vollendend, erſcheinen. Die erſte zur Oſter-, die zweite zur Michaelis-Meſſe. Sie wiſſen, daß das Ganze in 15 Büchern nach ſeiner oder auch Ihrer Abtheilung umfaßt ſeyn ſollte. Mit dem 12ten Buche endete der 1812 erſchienene 5te Theil. Zwei Bücher finden ſich in den Handſchriften vollendet, doch fehlt die letzte Fortſ. und einige Anmerkungen. So wäre alſo nur das 15te Schlußbuch noch zu vollenden. Tibi hanc lampada tradi patiaris, quaero! Ich bin von dem Verleger, Heinrich Geßner in Zürich, beauftragt, Ihnen dieß Geſchäft aufzubitten. Bedingungen: für den Druckbogen 10 Thaler, als wie viel auch Wieland erhielt; Reviſion der Wielandſchen Manuſcripte, wofür, wenn es viel Mühe macht, beſonderes Honorar; und — ſchnelle Fortſetzung, ſo daß die erſte Abtheilung zu Johannis, die zweite zu Michaelis wirklich erſcheinen kann. Laſſen Sie mich keine Fehlbitte thun. Es iſt Ihre Domaine! Allzumühſame Ueberſetzung würde den Vorgänger erröthen machen. Sie ſind der Mann! Schreiben Sie mir alſo mit umgehender Poſt: ja! Irgend eine andere litterariſche Arbeit, deren Sie gewiß mehr als eine auf dem Amboß haben, mag warten. Die Manen unſers Wielands fordern dieſe χοάς. Sie werden ihm dann durch einen kleinen Epilog das würdigſte Denkmal ſetzen. Göthe las in der Trauerloge in Weimar vor dem anweſenden Hofe ſein Eloge. Das iſt doch gewiß mit ſeinen Egoismen und Hofzucker verſetzt. Sie geben es rein. Alſo nochmals meine Bitte, ſagen Sie mir freundlich zu, damit ich Geßnern beruhigen, und eine Anzeige in die öffentlichen Blätter werfen kann, welche in dieſem Marasmus unſers decrepiten Buchhandels noch etwas wirke und reize. War Wieland wirklich Mitactionär bei der erſten Gründung der Litteraturzeitung und verſprach er Recenſionen, wie es irgendwo heißt? — Wird Agathon oder Oberon länger leben?

Wir ſind zwar ſeit 3 Tagen hier unſeres guten Königs beraubt, der an die baireuthiſche Grenze nach Plauen ſich zurückzog. Uebrigens aber kam noch kein Ruſſe auf ſächſiſchen Boden. Aller Augen ſind auf Breslau und Berlin gerichtet. Dort wird man ſich ja wohl erklären, wenn man hier die Freunde nicht mehr auf dem Nacken hat. Welche martialiſche Freneſie iſt in die preuß. Muſenſöhne gefahren! Uebrigens habe ich jetzt aus Heſiodus *Ἔργ.* 690—92 über meine Thüre geſchrieben.

Laſſen Sie etwas in Ihrer Litteraturzeitung auf Wieland drucken, ſo bitte ich um das Blatt, worin es ſteht. Vale faveque Tuo Boettigero.

Dresden, 12. Mai 1813.

Mein edler Freund! Hr. D. Näke will Ihnen dieß Lebens- und Liebeszeichen mitbringen. Gebe Gott, daß er Sie noch bei Ihren Laren athmend und lebensluſtig finde. Es ſind große Stürme über uns hingegangen. Die Klügſten haben die Rechnung ohne Wirth gemacht. Denn ſie hatten täuſchende Factoren. Statt Unterbrechung alles Poſtenlaufs hinter und vor ſich zu organiſiren, hätten ſie beſſere Kundſchaft innerhalb des Craters ſelbſt haben ſollen, der ſo unglaubliche ῥύακας über ſie ausſpie. Laſſen Sie ſich von Hrn. Näke erzählen, was er geſtern und vorgeſtern hier durchgehen ſah. Unermeßliche Schaaren, friſch gerüſtet, ſchlag- und plünderungsluſtig. Alles ſtellt ſeine alten Contingente. On a cru que Votre Roi se détacheroit. Je vous pardonne, ſagte der Unnennbare zu den Deputirten unſerer Reſidenz. Er wird alles überwinden, wenn er auf der Stelle Korn wachſen laſſen kann. Denn Euripides ſagt νικᾷ ἡ κακῶς ὀλουμένη γαστήρ. Seit 2 Tagen bringt kein Einwohner mehr Brot in unſere Stadt! — Iſts möglich, ſo geben Sie mir bald Nachricht von Ihrem und derer, die wir gemeinſchaftlich lieben, Schickſal. Die Spreeſtadt geht mit mir ſchlafen und wacht auf mit mir. Es ſind übrigens viel Veranlaſſungen da, zu hoffen, der Kaiſer werde Oeſtreichs ſtarkbewaffnete Vermittelung zum Frieden nicht verſchmähen, jetzt, da er aufs neue als der Unüberwindliche, Erſte daſteht. Man hat Frankreichs unermeßliche Kraft zu wenig in Anſchlag gebracht. Damit nicht alle Cultur unterginge, ward nur unſer Sachſen eine halbe Einöde. Wäre es den Ruſſen gelungen, bis an den Main oder Rhein vorzudringen, ſo wäre ganz Deutſchland bei den unvermeidlichen Reactionen auf immer verloren geweſen. — Wie geht es mit der Vollendung von Ciceros Briefen? Wie finden Sie, was Vater Wieland noch in der Handſchrift zurückließ? Freilich wiſſen wir in dieſem Augenblick nicht, ob noch irgend eine Litteratur fortdauern, ob auch in Zukunft eine Buchhändler-Meſſe gehalten werden wird. Aber durch Beharrlichkeit und Glauben iſt zu erhalten, was zu ſchnell und zu kleinmüthig aufgegeben zu haben, Verrath an Mitwelt und Nachwelt wäre. Gott mit uns Allen! Ihr u. ſ. w.

Dresden, 15. März 1814.

Mein alter, verehrter Freund! Die Kunſtfamilie Prof. Schütz, ſeine Frau und Tochter, die Ihnen ſo nahe verwandt iſt, hat 10 Tage in unſerm einſt ſo blühenden, jetzt mannichfach bedrängten Dresden zugebracht und iſt, durch wiederholte dringende Aufforderungen von Breslau her beeilt, früher als es uns lieb war dorthin abgereiſet. Wohl ihnen, daß Sie noch auf unerweichter Eis- und Schneedecke dahin rollen konnten. Denn die Straßen ſind auch dahin ſchrecklich verdorben. Ihre Frau Schwiegertochter, die tauſendgeſtaltende Formenzauberin, hat mehr noch in ihrem pantomimiſchen Spiel, als in den Rollen, die ſie als Octavia und Maria Stuart ſpielte, Alles entzückt. Bei der Gruppe der Niobe, wozu ſie 12 köſtliche Mädchen einlehrte, und in der Verklärung nach Albert Dürer hat ſie ſtupende Effecte hervorgebracht. Alle Welt bedauerte es, daß ſie nicht zweimal pantomimiſche Vorſtellungen gab. In einem feierlichen Privatzirkel beim Ruſſ. Polizeidirector Baron v. Roſen hat ſie auch ihre pantomiſchen Schöpfungen gemacht und iſt anſehnlich (40 ∬ in einer Bonbonniere nebſt andern Dingen) von ihm beſchenkt worden. Auch die Einnahme im Theater iſt bedeutend geweſen. Alles was hier beſingen konnte, hat ihr in Verſen gehuldigt. Auch Ihr Hr. Sohn hat theils in eignen Rollen, theils als kunſtfertiger Scholiaſt beim Text, den ſeine Gattin lieferte, ſeine ſeltene Kunſt- und Erklärergabe gezeigt und ich habe mehrere ſehr angenehme Stunden mit ihm zugebracht. Er iſt unerſchöpflich im Erzählen und Darſtellen. Die alte und neue Zeit iſt vor uns vorüber gegangen! Ach, wie weit goldener war doch die alte!

Tertia iam fertur bellis civilibus aetas.

Noch ſind wir hier nicht auf Roſen gebettet. Die unvermeidlichen aber faſt unerſchwinglichen Einquartirungskoſten drücken uns ſehr. Und dazu iſt kein Ende abzuſehn. Auch ich leide fortdauernd entſetzlich an meiner Einnahme. Jusqu'à la besace könnte man mit den vormaligen niederländiſchen Waſſergeuſen über unſre Thüre ſchreiben.

Wittenbergs Schickſal geht mir ſehr zu Herzen. Die armen Profeſſoren ſitzen meiſt in ihrem Schmiedeberg im Exil. Die Univerſitätsdörfer ſind verbrannt. Sie haben keine Einnahme und keine Zuhörer. Die dort garniſonirenden Preußen ſagen laut, W. bleibe preußiſch. Ich habe an Herbert Marſh nach London geſchrieben und ihm die cathedram Lutheri zu einer in Oxford und Cambridge zu veranſtaltenden Subſcription empfolen.

Ich habe in der neueſten Zeit faſt gar nichts in öffentlichen Blättern gearbeitet. Nur in den deutſchen Blättern, die Brockhaus in Altenburg herausgiebt, ſtehen Aufſätze von mir. Die ruſſiſche Canonenſäule dort iſt auch von mir. Meine Verſetzung von dem aufgehobenen Pagen-Inſtitut zur Ritteracademie iſt mit mancherlei Arbeit verbunden. Ich muß Gott danken, daß ich meinen bisherigen Gehalt behielt.

Sie ſchreiben mir gar nichts über die Lage Ihrer Univerſität, über welche hier ſonderbare Gerüchte im Umlauf ſind. Der Edelmuth Ihres tapfern Königs wird die Fridericiana nicht darben laſſen. Auch darauf antworten Sie mir nicht, ob Sie die Wielandiſche Ueberſetzung der Briefe des Cicero vollendeten. Geßner iſt todt. Wer übernahm nun die Handlung? Ich habe keine Nachricht weiter von Zürich.

Mit dem Regulus Würtembergensis nimmt es gewiß noch ein ſchlechtes Ende. Dieſer pathicissimus omnium pathicorum muß nun ſeine edle Gemahlin nach England entlaſſen, wo er verabſcheut wird. Die Schrift, Würtembergs Recht, iſt in jedem Buchſtaben lapis infernalis.

Sehen wir uns vielleicht zur Oſtermeſſe in Leipzig? Unwandelbar treu Ihr u. ſ. w.

Dresden, 5. Junn 1815.

. Mein alter, treuer Freund! Dieß Briefchen bringt Ihnen Ihr Herr Sohn, ein wahrer puer centum artium, wenn Ihre Frau Schwiegertochter μεγιότεχνος aber gewiß ~~nicht~~ im Ariſtophaniſchen Sinne δωδεκαμήχανος iſt. Mad. Hendel-Schütz hat uns durch Ihren vielgeſtaltenden Mimenzauber aufs Neue entzückt. Könnten Sie ihr aber doch begreiflich machen, daß ſie die Medea nicht mehr ſpricht, ſondern bloß geſticulirt. Dann iſt's wahre Pantomime im alten Sinne!

Wenn Sie dieß leſen, iſt unſer König wieder in unſerer Mitte. Höchſt rührend iſt die Begeiſterung, womit das ihm übrig gebliebene ſächſiſche Volk ihn empfängt. Jeder Redliche muß dieſe uneigennützige Treue anerkennen. Es war in der Bruſt vieler Preußen, die uns hier verließen, daß dieſe Zerſtückelung das Unſtatthafteſte unter der Sonne und ein σπορὰ τῆς Ἄτης ſei. Bei dieſer fatalen Dichotomie ſtrebt jede Hälfte unabläſſig zur Wiedervereinigung, wie die halbirten Seelen des Plato. Es wird raſenden Widerſtand ſetzen.

Mein Schickſal iſt unentſchieden. Wird die Ritteracademie aufgehoben, ſo hänge ich ganz in der Luft. Und es iſt bei den unvermeidlichen Reactionen viel Wahrſcheinlichkeit dazu!!

Wenn Sie mir das nächſtemal ſchreiben, ſo äußern Sie nur immer Ihre Zuverſicht, daß bei meinen Ihnen aus frühern Briefen bekannten Geſinnungen der edle

König mich gewiß auf irgend eine Weiſe anzuſtellen wiſſen werde, wenn auch die zu raſch organiſirte Ritteracademie nicht beſtehen ſollte, da ja Dresden für ſeine Kunſtſchätze lebendige Ausleger brauche, um Fremde herbei zu ziehn. Es läßt ſich vielleicht davon ein Gebrauch machen. Aber bald!

Der geh. Staatsrath v. Bülow und viele preuß. Verwaltungsbehörden erklärten ſich laut gegen das Humboldtiſche Kind, die Berliner Univerſität, und prognoſticirten ihr ein baldiges Ende. Auf jeden Fall kommen die Wittenberger Fonds zu Ihnen. Die beſten Wittenberger Profeſſoren wird man in Leipzig, das nun wohl eine Hauptreform erleiden dürfte, unterbringen. Allein an trefflichen Lehrern haben Sie ſelbſt keinen Mangel. Pölitz ſchreibt mir, daß auf die an Preußen abgetretenen ſächſ. Provinzen etwa 400 Jünglinge, die in der Ordnung daraus ſtudiren, gerechnet werden könnten. Das wäre ſchon ein ſchöner Zuwachs für Halle. Schreiben Sie mir doch, was man bei Ihnen davon ſagt. Wie viel ſind Ihnen Studirende geblieben, und welche Collegien werden wirklich geleſen? Ich umarme Sie mit treuer Freundſchaft! Ich danke im Namen der Frau v. der Recke für die gütige Anzeige ihres Reiſetagebuchs. Der Ihrigſte u. ſ. w.

Dresden, 16. Sept. 1816.

„Mein alter, edler Freund! Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in dem Ueberbringer dieſes Blattes den Doctor Böttiger, meinen älteren Sohn, jetzt von Heeren und Göttingen zurückkehrend, um ſich in Leipzig für eine Lehrerſtelle in der Geſchichte zu habilitiren, mit der Bitte vorſtelle, ein Theilchen der Gunſt, die Sie ſeinem Vater ſo oft erprobten, auf ſeinen — ich darf es ohne Affenliebe ſagen — wackern Sohn überzutragen. Er kann ſich in Halle nur wenige Stunden aufhalten, ſoll mir aber doch ein treues visum repertum über Ihr Wohlſeyn bringen. Er wünſcht beſonders über das Schickſal und die Möglichkeit des Gebrauchs der Ponikauiſchen Bibliothek, die Ihnen aus Wittenbergs Trümmern zukam, von Ihnen und dem Hr. Prof. Erſch unterrichtet zu ſeyn. Wie geht es Ihnen? Ich war in dieſem Unſommer mit ſehr unglücklichem Erfolg im Carlsbad. Außerdem hat das Herbeiſtrömen von Fremden mich um jeden mir noch zu andern Studien übrigen Augenblick gebracht, und ich kann aus voller Ueberzeugung mit Terenz ſagen: poenitet me operae meae. Gott erhalte Sie und Ihre uns Allen ſo wohlthätige Thätigkeit noch lange. Unwandelbar u. ſ. w.

Bredow.

Frankfurt a. d. O., 16. Oct. 1810.

Ihre letzte Sendung von Büchern zur Recenſion habe ich erhalten, bin aber ſo mit Arbeiten anderer Art überhäuft, daß mir ſeit ¼ Jahr kaum Zeit geblieben iſt, ein neues Buch anzuſehen, viel weniger zu recenſiren. Was ſich leiſten läßt, thue ich gern für Ihr Inſtitut, und hoffe, Ihnen auch nächſtens einen Beweis davon zu geben. Jacobi's Thucydides, Theil 2 und 3 hatte ich ſchon ſelbſt, und ſchicke ſie zurück. Eben ſo Matthaei. Dann lege ich einige Cataloge der Helnatziſchen Bibliothek bei, bitte ſie in Ihrem Kreiſe möglichſt zu verbreiten, zu Aufträgen zu ermuntern und im Intelligenzblatt mit einem Paar Worten anzuzeigen. Was macht denn Ihre Univerſität? Die neue Berliner wird Ihnen auch wohl einigen Abbruch thun. Die alte Viadrina wird wohl in Jahr und Tag an die Spree wandern. Sie war in mancher Hinſicht veraltet, und auch mit neuem Blute erfriſcht bleiben die Meſſen, nicht ſo bequem wie in Leipzig vertheilt, eine Störung und ein Hinderniß. Die *Ausrottung* des Burſchengeiſtes halte ich für *keinen* Gewinn. Ganz von Herzen kann man ſich dieſer neuen Schöpfung nicht freuen; ſchon darum nicht, weil man zu viel nach Außen baut. Die Apparate und Muſeen können leicht dem Gelehrten, und mehr noch dem Studenten die *Wiſſenſchaft* zu enthalten ſcheinen. Erſt *Idee* und *Theorie*, dann folge das *Sehen*, *Experimentiren* und *Practiſiren*. Was hatte denn *Jena* 1800 für Muſeen und Apparate? Die *Menſchen* und ihre *Köpfe* machen es.

Iſt Malte-Brun Histoire de la Géographie ſchon recenſirt? ich kenne es bloß dem Titel nach, und möchte es wohl recenſiren. Von Volney's Chronologie ſollen Sie aber noch in dieſem Jahre eine Recenſion haben.

Mit Achtung und Freundſchaft der Ihrige ꝛc.

Breslau, 9. December 1812.

Die gütige Theilnahme, welche Sie während meiner langwierigen Krankheit in den Briefen an Hrn. Profeſſor Schütz*)

---

*) der, ſelbſt mit Bredow befreundet, damals in Breslau lebte
Anm. d. Herausg.

ununterbrochen bewieſen haben, macht es mir gewiſſermaaßen zur Pflicht, Ihnen mit die erſten Zeichen des wiederkehrenden Lebens zu geben. In der That iſt beikommende Recenſion faſt das Erſte, was ich, ſeit die Gicht zu weichen angefangen hat, mit eigener Hand geſchrieben habe. Ich wollte noch eine Anzeige von Lydus de magistratibus Rom. beifügen: allein ich merke doch, daß eine mir genügende nicht das Werk weniger Tage ſein kann. Haben Sie das Werk indeß noch niemanden zur Recenſion aufgetragen, ſo kann ich Ihnen wol nach einiger Zeit eine Rec. liefern. Dürftig geht es übrigens mit meinem Befinden doch noch immer, ſo daß ich zuweilen nicht weiß, ob es beſſer oder ſchlimmer wird. Gut geht es mit unſerer Univerſität: wir haben in dieſem halben Jahr an 400 Studenten. Link und Steffens, die wir nach ſo kurzem Beſitz ſchon wieder zu verlieren in Gefahr waren, bleiben uns. Bei allem politiſchen Druck des Staates denkt man darauf, uns neue Lehrer zu gewinnen; und unſere akademiſchen Sammlungen kommen immer mehr in Ordnung und vermehren ſich. Möchten wir uns nur bald eines, unſere Unabhängigkeit ſichernden Friedens erfreuen können; ſo hoffe ich, daß kein billiger Wunſch zur Beförderung der Wiſſenſchaften unbefriediget bleiben ſoll. Wären uns nur andere litterāriſche Mittelpuncte etwas näher! Halle, Leipzig, Jena, Wittenberg bieten ſich ſo freund-nachbarlich die Hände; dagegen von uns bis zu Ihnen ſchon eine weite Reiſe. In den Ergänzungsblättern der Allg. Litt. Zeit. hat bei der Anzeige von Venturini's Chronik Jahr 1809 angeführt geſtanden, daß meine Anmerkungen die Veranlaſſung gegeben hätten, daß die Chronik habe aufhören müſſen. Die Sache verhält ſich nicht ſo, und ich muß geſtehen, daß mir die dortige Angabe nicht lieb iſt. Ich glaubte anfangs ſogar etwas dagegen öffentlich ſagen zu müſſen: indeß die Betrachtung, daß dadurch erſt die Sache Aufſehen erregen könne, hat mich davon abgehalten. Sollte ſich Ihnen indeß eine Gelegenheit darbieten, dieſen Irrthum zu berichtigen, ſo wäre es mir beſonders in der Hinſicht lieb, da zugleich meine hiſtoriſchen Schulbücher in den neueſten Ausgaben als durchaus rein von allem politiſch-Anſtößigen können genannt werden, deren Verbot doch den Abſatz etwas aufhält. Empfehlen Sie mich dem Andenken Ihrer Frau Gemahlin, und behalten auch Sie in treu-freundlichem Gedächtniß Ihren rc.

Buttmann.

Berlin, 4. Decbr. 1813.

»Sie werden eine ſonderbare Idee von mir bekommen, mein verehrungswürdiger Freund! Ich, dem das Rezenſiren nie hat recht von der Seele weggehen wollen, melde mich nie dazu, als wenn ich einmal meinen Aerger ausſpucken will. Indeſſen wenn dieſer Aerger nur wohl hergebracht iſt, ſo werden Sie es ſchon gelten laſſen. Ich überſende Ihnen eine Rezenſion eines Programms von dem Bauerlümmel in Pommern. Sie iſt wahrſcheinlich verdient und verdienſtlich zugleich. Alſo werden Sie ſie ſchon aufnehmen. Ueber das Misverhältnis der Länge erkläre ich mich am Ende, und ſo wirds nichts ſchaden.

Ihr μάλλ' οὔτως habe ich kürzlich mit Vergnügen vernommen, und herzlich mit eingeſtimmt; das hat denn auch bis an den Rhein gewirkt. Aber da ſtehn nun, ich will nicht ſagen die Ochſen am Berge, aber doch die Menſchen am Fluſſe. Das beſte geſchieht von oben, darauf vertraue ich weiter. Leben Sie recht wohl. Ihr ꝛc.

Berlin, 9. Jan. 1816.

»Das kommt daher*), mein lieber alter Freund, weil die Begebenheiten erſt als Stadtgeſpräche auftreten, die man ſich mittheilt und berichtigt und widerlegt und hin und her beſchwatzt, und die, wenn man außerhalb darauf aufmerkſam wird, hier ſchon halb vergeſſen ſind. Doch haben Sie recht, das Faktum, wovon Sie etwas Halbes gehört haben, iſt kurios genug. Ich will es Ihnen alſo erzählen ſo gut ich es zuſammen bringen kann. Unter den zurückkehrenden Garde-Offizieren war ein Leutnant, ein Herr von Pleeſe (oder Pleve) ein junger Mann aus Preußen; ein etwas beſonderer, ſtiller, in ſich gekehrter, äußerſt wackerer Mann, der alles nimmt wie er es vor ſich ſieht und alles ſpricht wie er es meint. Dieſer war im Reich mit Arndt und andern Vorfechtern bekannt geworden und hatte beſonders jenen ſehr lieb gewonnen. Ihn und ſeine Freunde verdroß nun die Schmalzſche Schrift, die erſte nehmlich, gar ſehr, und ſie hatten vor, ihn hier darüber zur Rede zu ſtellen; beſonders wegen der plumpen Stellen, worin Arndt auf's gröbſte, deutlich angedeutet, mitgenommen, der Schurkerei u. ſ. w. beſchuldigt war. Pleve beſonders erklärte unterwegs ſeinen Freunden fortdauernd, wie er kaum die Zeit abwarten könnte, hieher zu kommen, um ſeinen Gefühlen die nöthige Beruhigung zu verſchaffen. Er ſchien härtere Maaßregeln vorzuhaben, wovon ihn aber jene Freunde abbrachten. Doch erklärte er, er könne in Berlin nicht einen Freund beſuchen, noch ſonſt etwas thun, bevor er nicht bei Schmalz geweſen u. ſ. w. Er hielt genau Wort. Kaum waren die erſten Dienſtpflichten hier erfüllt, ſo ging er zu S., fragte nach ihm und als er erſchien, redete er ihn gleich ſo an: „Biſt Du S.?" Ich bin der Geh. R. S. „Ich ſage zu Gott Du, und zum Teufel Du; und da Du das geſchrieben haſt, ſo biſt Du der Teufel ꝛc." In dieſem Tone, den Sie ſich aber gar nicht renommiſtiſch denken müſſen, ſondern ruhig und beſonnen und gerade, fuhr er fort ihn zur Rede zu ſetzen. S. rief auf jene erſte Anrede nicht ohne ſichtbare Anfechtung ſeine Leute zuſammen, ſeine Frau und Kinder kamen, und allerlei Affekte und Töne wurden rege. Das alles ließ ſich jener aber nicht irren, ſondern ſagte ihm nur: „Sei Du nur Deinetwegen ganz unbeſorgt, an Dir werde ich mich nicht vergreifen, dazu biſt Du viel zu ſchlecht." Dann fuhr er fort ihn zu bedeuten, daß der, welcher ſo viele Leute ſo übel behandelt und namentlich dieſen braven Mann, daß der ein elender Mann ſei ꝛc. Als S. die Abſicht merken ließ, zum Kommandant zu ſchicken, wiederholte er ſeine Verſicherung, daß er nichts weniger als todtſchlagen oder prügeln wolle, ſondern daß er nun, nachdem er ihm geſagt, was an ihm ſei und was er verdiene, von ſelbſt wieder weggehe ꝛc. Die einzelnen Ausdrücke und Reden führe ich nicht an, weil dergleichen Relationen zu unſicher ſind; den Geiſt und Inhalt haben Sie genau. Pleve ging alſo wieder weg. Seine Freunde, beſonders zwei ſehr wackre Offiziere, die ich kennen gelernt habe und für deren braven guten Sinn ich daher ſtehen kann, faßten nun Sorge, daß das allerdings abnorme Verfahren des Pl. ihm Unannehmlichkeiten zuziehen könnte, und gingen daher zu S. Sie haben mir verſichert, daß ſie, da ſie S. einigermaßen kannten, ihn ohnedies beſucht haben würden, um ihn über dieſelbe Sache auf eine etwas beſonnenere und mehr herkömmliche Art zur Rede zu ſtellen, und Genugthuung für ihren beleidigten Freund, Arndt, zu verlangen. Jetzt hatte ſich dies etwas geändert und die Genugthuung war zum größten

---

*) Schütz hatte an Buttmann geſchrieben: woher es komme, daß man über das nachfolgende Factum. von Berlin aus in Halle keine beſtimmte Nachricht erhalten? A. d. H.

Theile, ſobald es dabei ſein Bewenden hatte, gegeben. Aber ſie konnten wohl denken, daß S. es dabei nicht bewenden laſſen würde. Sie eröffneten das Geſpräch mit Plevens Erwähnung und der Verſicherung, daß ſie zwar deſſen Verfahren in der Form nicht gut heißen könnten, alle von ihm vorgebrachten Aeußerungen aber theilten ſie und ihre übrigen Freunde in Abſicht der Meinung und Geſinnungen völlig. Sie ſähen indeſſen ein, daß der P. in der Form gefehlt habe, S. ihm durch Anhängigmachung der Sache Verdruß zuziehen könne, und wünſchten daher zu wiſſen, was er thun werde: wobei ſie verſicherten, daß, ſobald Pleven dadurch etwas Unangenehmes widerführe, ſie und ihre Freunde ſeine Sache zu der ihrigen machen würden. Auf S.'s Erklärung, daß er alſo wie es ſcheine durch eine Drohung abgehalten werden ſolle zu thun, was ſein Recht erfordere: erklärten jene, daß das ihre Abſicht nicht ſei. Plevens Fehler könnten ſie nicht rechtfertigen und wollten S. auch keinesweges hindern zu thun was er meinte thun zu können: aber ſie hätten in Abſicht der Veranlaſſung gemeine Sache mit Pl. und hätten vorgehabt, darüber Genugthuung zu verlangen: nun Pleve dieſen Schritt gethan habe, ſo erklärten ſie, ſobald er, S., das Recht, was er gegen jenen habe, nicht verfolgen wolle, ſie auch ihrerſeits ihre urſprüngliche Sache ſinken laſſen wollten, und das ihm Widerfahrene anſtatt der Genugthuung anzunehmen. Verführe aber S. gegen jenen, ſo könnten und wollten ſie das zwar nicht hindern, aber ſie würden ſodann den Grund der Sache wieder aufnehmen ꝛc. Sie gaben dabei nicht undeutlich zu verſtehen, daß dies auf irgend einem Wege der Ehre geſchehen müſſe, da er, ohne die mindeſten Beweiſe, der Ehre eines ihrer Freunde öffentlich zu nahe getreten ſei. Ob das nun S. ſelbſt oder deſſen Sohn (auch Offizier) ausfechten ſolle, das erwähnten ſie gar nicht (wiewohl man dergleichen ſpricht, aber irrig) ſondern ließen ihn fürs übrige ſorgen. S. hatte im Laufe des Geſprächs ſchon erklärt, daß er es als eine jugendliche Uebereilung anſehe und gar nicht vorgehabt habe Pl. deswegen zu verklagen, ſondern bloß an den Commandant Müffling zu ſchreiben, damit dieſer es ihm verweiſe. Hierauf ſagten jene: auch dies widerriethen ſie; denn wenn er auch keine Anklage damit beabſichtige, ſo würde doch nothwendig eine daraus entſtehn, und ſomit käme alles wieder aufs ſelbige heraus. S. wußte nun das Geſpräch ganz klüglich in gutmüthiges hin und her Reden zu drehen, und erklärte nicht nur, daß er alles gegen Pl. zielende ſehr gern fahren laſſen werde, ſondern zerriß auch den bereits angefangenen Brief an Müffling vor ihren Augen. Indeſſen war die Sache zu ſehr ruchtbar geworden. Der Prinz von Mecklenburg, als der oberſte Befehlshaber der Garde, mußte Notiz davon nehmen, und verlangte von S. ſchriftlich die erforderlichen Nachrichten. S. antwortete, die Sache wäre bereits völlig abgethan, und er könne daher nicht mehr als Kläger auftreten. Der Prinz beſtand aber darauf, weil die Sache ſchon durch ſich ſelbſt anhängig geworden ſei, und er, S., daher als Staatsbürger gehalten ſei, den Gerichten die erforderliche Nachweiſung zu geben. Dieſen Brief ſchickte S. zu ſeiner Rechtfertigung an jene Offiziere und ſandte die verlangten Nachrichten ein. Der Prinz forderte hierauf Pl. und den einen der beiden Offiziere zum Verhör. Es kam aber gar zu keiner eigentlichen Abhörung, ſondern der Prinz, der dies vermuthlich abſichtlich vermied, hielt bloß eine ernſte Anrede, berief ſich auf die S.ſchen Papiere, kündigte P. Arreſt an, und dem andern, daß dies ſeine Strafe ſei, daß er ihn habe vorfordern laſſen. Eine eben ſolche Anrede erfolgte Tags darauf an die verſammelten Offiziere und Pleve bekam 2 Tage Arreſt. Daß dieſer ſo glimpflich davon gekommen, erklärt man ſich nun einestheils aus der Bedenklichkeit der Sache ſelbſt, da die Geſinnung der Offiziere ihrem Mehrtheil nach bekannt iſt, anderntheils aus Folgendem. Pl. iſt perſönlich beim Könige ſehr gut angeſchrieben. Als der König noch in Preußen war, hörte er viel von dieſem ſonderbaren jungen Mann, der damals Fahnenjunker war, namentlich daß er jedermann und an jedem Orte ſage, was und wie ers denke und meine. Bei einer Parade redet ihn der König an, findet ihn ſo, und gewinnt ihn ſo lieb, daß er ihn nach Berlin zieht und zugleich deſſen Bruder. Nun wars freilich eine kurioſe Sache, einen Menſchen, den der König deswegen hieher gerufen, weil er jedem die Wahrheit ſagt, ernſthaft zu beſtrafen, weil er gleich damit angefangen, zu S. zu gehn und dieſem zu ſagen, was er dachte. Auch hat ſich der König beſtimmt erklärt, er kenne Pleven und wiſſe, weſſen er ſich zu ihm zu verſehen habe, daher es denn bei den 2 Tagen Arreſt blieb. Außer der Ordensverleihung an S., die offenbar auf höfiſchem Wege und durch Ueberraſchung dem Könige abgelockt worden iſt, hat dieſer auch nicht das mindeſte zu Gunſten dieſer Partei erklärt, vielmehr die Niebuhrſche und die Schleiermacherſche Schrift (wiewohl er die Satire in dieſer für zu ſcharf erklärte) von Seiten der Gründlichkeit und Klarheit gegen bekannte Perſonen gelobt. So ſtehen die Sachen jetzt und ſo werden ſie wol einſchlafen, außer daß noch manche Schriften werden gewechſelt werden. Schmalz hat von einer andern Seite viel Bitteres erfahren; alle ſeine Familienfreunde ſind von ihm ab; alle die er gezwungen iſt zu achten ziehen ſich gänzlich von ihm zurück und er ſieht ſich auf die reduzirt, die allein ihm den Kohl nicht fett machen können.

Sie wollten neulich etwas über den Scharnweber wiſſen. So unbekannt er Ihnen iſt, ſo iſt er doch ein Staatsrath. Vor einigen Jahren war er die rechte Hand des Staatskanzlers; von ihm gingen allerlei finanzielle und andere Verfügungen aus, die ihn aber in den Herzen ſeiner Mitbürger verewigen. Er iſt nachher, wie mehrere rechte Hände, abgefallen, lebt jetzt zurückgezogen, zieht aber in Worten und in zum Theil projektirten Schriften gegen die neueren Philoſophen ꝛc. zu Felde, und verſichert bis auf den heutigen Tag: Fichte ſei die erſte Urquelle von allem Unweſen jeder Art, was die neuere Zeit in jeder Rückſicht belaſte.

Noch eins habe ich vergeſſen. Vor einigen Wochen iſt ein Geſuch an den König abgefaßt worden, daß unſer 45 oder 46 aus allen Ständen (darunter Niebuhr, Stägemann, Savigny, Schleiermacher und mehrere andere Profeſſoren, Kammergerichtsräthe, Tribunalsräthe ꝛc.) unterſchrieben haben, und worin um Unterſuchung der in der Schmalziſchen Schrift enthaltenen Andeutungen durch eine Kommiſſion gebeten wird und der Staatsk. hat dies Geſuch ſehr freundlich und gutheißend aufgenommen, und verſichert, daß, wenn auch die Umſtände eine ſolche Unterſuchung widerriethen, doch auf jeden Fall etwas geſchehen werde, womit man zufrieden ſein werde.

Niebuhr wird noch auf unbeſtimmte Zeit hier bleiben, um bei der Einrichtung der neuen Verfaſſung zu Rathe gezogen zu werden.

Daß Heindorf mit nach Italien gehe, iſt ein leeres Gerede.

Adieu mein lieber alter Freund und behalten Sie mich lieb.

Caillard.

Berlin, 27. Decbr. 1796.

„Vous trouverez ci-joint un Avis qui m'est adressé par le Gouvernement de la Republique françaiſe avec ordre de le faire connoître en Allemagne par les voix des journaux les

plus estimés. Cet avis concerne la continuation de la collection extrémement interessante des memoires de la faculté de Medecine, formant jadis trois corps separés et reunis aujourdhui en un seul sous le nom d'Ecole de Santé. Je n'entre dans aucun detail sur cette collection; l'avis lui même Vous en fera connoitre l'objet et (j'espère aussi) le merite. Le journal litteraire que Vous publiés Monsieur, étant extrémement repandu en Allemagne et jouissant sans contestation de la reputation la mieux meritée, j'ai cru ne pouvoir mieux remplir les vues du Gouvernement qu'en Vous adressant cette piège avec prière de vouloir bien l'inserer dans un de vos numeros aussi-tôt que la place Vous le permettra, et j'ose me flatter que Vos lecteurs y trouveront avec plaisir une notice d'un intérêt aussi général. Il m'a semblé Monsieur que Votre plan ne se bornoit point aux seuls objets de litterature et n'excluoit point ceux qui concernent les sciences naturelles. Vous êtes un savant très distingué et ce n'est pas d'aujourdhui que Votre celebrité m'est connue. C'est ce qui m'a inspiré la confiance de m'adresser directement à Vous et jai aimé à me persuader que Vous ne me refuseriés pas. S'il entroit dans Vos arrangemens de faire connoitre en France quelque ouvrage au quel Vous Vous interessiés, je Vous offre tous mes services. Nous avons un très bon journal à Paris (c'est le Magazin encyclopédique) qui est uniquement consacré aux sciences et à la litterature de tous les pays. Je puis y faire inserer tous les extraits ou critiques d'ouvrages, que Vous voudrés bien m'envoier; je Vous en aurai même de l'obligation. Si ces extraits sont en latin ou en allemand, on les fera traduire à Paris et ils seront publiés avec exactitude et celerité.

A présent, Monsieur, permettez moi de Vous tracer encore quelques lignes pour mon propre compte. Il y a très longtems que j'ai l'honneur de Vous connoitre de reputation, il y a longtems que je demande de vos nouvelles et de celles de vos travaux, à tous les savans Allemands que je rencontre. Vous me comprendrés facilement lorsque Vous saurés que je suis amateur passionné de la litterature ancienne et particulièrement de la litterature grecque. Je vous dirai, non pour vous faire compliment, mais pour rendre hommage à la Verité, que du moment que votre Aeschyle m'est tombé entre les mains, j'ai fermé mon Stanley et n'ai plus voulu lire d'autre edition que la votre. J'ai eu le bonheur de me rencontrer quelque fois avec vous dans plusieurs corrections de conjecture et je ne puis vous

ire combien j'ai été flatté de voir mon jugement confirmé par
elui d'un homme tel que vous, mais je suis desesperé de n'a-
oir que les quatre Septièmes d'un aussi grand Tragique ren-
ermés dans deux volumes dont le dernier daté de 1784 me fait
raindre, par le grand intervalle qui s'est ecoulé depuis, que
ous ne renonciés a un ouvrage qui vous fait tant d'honneur.
e m'en suis informé par tout. — Continuera-t'il? — les
ns m'ont dit Oui, les autres non. D'abord vous etiés fort ma-
ade, ensuite vous etiés occupé de votre journal de maniere a
e pouvoir songer à autre chose. C'est ainsi que je flottois en-
re la crainte et l'esperance, lorsque je vis sur un catalogue de
eipzig l'annonce du 4. volume, d'où je conclus qu'au moins
e 3. devoit etre fini. Je le demandai sur le champ içi a notre
M. Nicolai qui écrivit aussitôt à Leipzig puis à Hales, mais
ans succés. Je me rejouis donc de l'occasion qui se presente
ujourd'hui pour vous demander des nouvelles de vous même
vous même. Aprenés moi, je vous prie, si vous êtes dans
a disposition de continuer et achever un ouvrage commencé
'une manière aussi brillante. Il seroit vraiment deplorable que
ous vous arretassiés au milieu de la carrière en nuisant ainsi
ous même à votre propre gloire. Les Anglois m'ont dit, et je le
rois sans peine, que votre Aeschyle jouissoit chez eux de la
lus haute éstime. Les savans de Paris dans ce genre de lit-
erature (et il nous en reste encore) sont unanimes sur l'excel-
lence de votre edition, et si nous sommes assez heureux pour
que vous la conduisiés a sa fin, je ne doute pas qu'elle ne de-
vienne en Françe d'un usage géneral aussitôt que notre plan
d'instruction publique qui marche a grand pas aura commencé
a repandre l'etude et le gout de la langue grecque. Tirer
un poete tel qu' Aeschyle de la classe des livres savans pour
en faire un livre pour ainsi dire à la portée de tout le monde,
etoit une entreprise que vous seul peutêtre pouviés executer.
Comment a t'on osé vous reprocher d'être long? Vous avés me-
prisé ce reproche et vous avés eu bien raison. Si on ne veut
traiter Aeschyle que comme le respectable Brunck a traité So-
phocle, Aristophane et l'Anthologie, Aeschyle restera eternel-
lement le Poete des Savans, eternellement fermé aux yeux
du profane vulgaire. Vous avés le merite de l'avoir popula-
risé par un grand travail, par des conjectures aussi vraies qu'
ingenieuses, par le choix le plus heureux des variantes que
vous offroient les editions anciennes et les manuscrits, enfin
par un savant commentaire où les savans eux mêmes trouvent

de quoi se rendre plus connu encore; que peut-on donc desirer de plus? pour moi, Monsieur, je ne puis que vous exhorter à continuer un si bel ouvrage en vous assurant que j'emploierai tous mes moiens pour le faire connoître et pour le repandre en France. J'ose espérer que vous voudrez bien me repondre avec la même franchise que j'emploie aujourd'hui avec vous. Recevez en attendant, Monsieur, les assurances des sentimens distingués et de la haute estime que je dois à votre mérite et à vos talens. Le ministre plénip. de la Republ. française près le Roi de Prusse etc.

Berlin, 27. Mai 1797.

„Monsieur! Monsieur Nicolai Libraire de cette ville m'envoie dans l'instant le troisième volume de votre Eschyle, sur le quel je ne comptois que depuis l'assurance que vous m'aviés donnée qu'il ne tarderoit pas à paroître. Je l'ai reçu et accueilli comme on accueille et reçoit un ami attendu depuis longtems et qu'on n'espéroit presque plus de voir arriver. Il va faire l'occupation favorite du peu de loisir que me laissent les affaires de mon état et je suis bien assuré d'avance qu'il remplira parfaitement les espérances que m'ont données les deux premiers volumes ses prédécesseurs. Vous savés que notre savant Du Theil nous a donné une belle traduction françoise de votre auteur. Son dessein étoit de nous donner non une traduction litterale, mais une version d'un Style élevé qui repondît autant qu'il étoit possible à la noblesse et à l'energie de celui d'Eschyle, en se tenant aussi près de son original que pouvoit le permettre la difference immense entre le genie propre des deux langues. C'etoit une entreprise extrêmement difficile: et il faut avouer qu'il l'a remplie avec succès, et son ouvrage a trouvé beaucoup d'approbation auprès de lecteurs françois. Cependant en le lisant avec attention, en le comparant avec le texte grec qu'il a mis à coté de la traduction et en le comparant surtout avec votre edition, j'ai trouvé qu'il n'avoit pas donné aux grandes difficultés une solution aussi heureuse que la votre; soit qu'il n'ait pas voulu dire ce qui avoit été déja dit par vous, pour ne point paroître se trainer sur les pas d'un autre; soit qu'il ait adopté un texte moins pur que le votre. Effectivement son texte est fort different tant pour les leçons que pour le partage des vers choriques. Au reste les notes qu'il a promises, n'ont point encore paru et surement elles seront très savantes. Mais le sens qu'il a adopté dans plusieurs endroits difficiles annonce déja quelle est son opinion sur ces difficultés et combien il est resté attaché au texte des anciennes éditions qui cependant, comme vous l'avez montré si souvent, est bien éloigné de la pureté et demandoit bien des soins pour y être ramené, au moins un peu plus près.

Il y a déja quelque tems, Monsieur, que sur votre parole j'ai annoncé ce troisième volume d'Eschyle en France; et à propos du troisième, j'ai parlé des deux premiers en faveur de ceux qui ne les connoissent pas encore. J'en ai écrit à un membre de notre institut national, auteur d'un excellent journal que vous connoissez sans doute, le magazin encyclopédique. J'ai demandé que votre ouvrage entrât d'abord dans toutes nos bibliothèques publiques tant à Paris que dans les départemens. Je l'ai annoncé comme une édition vraiment classique qu'il falloit remettre entre les mains des élèves et surtout des professeurs; des élèves qui, s'ils ont le goût de l'étude, s'instruiront et s'amuseront en même tems; des professeurs qui trouveront dans votre commentaire une source abondante d'érudition en même tems que des exemples d'une excellente analyse et d'une sage discussion, et apprendront par là comment il faut procéder dans l'interprétation des auteurs anciens etc. Quand il en sera tems, je vous ferai connoître vous et les autres estimables savans qui remplissent les universités d'Allemagne, je vous ferai, dis-je, directement connoître au Gouvernement et je montrerai quelle utilité nous devons retirer de vos savantes veilles dans le plan que nous avons formé de restaurer les études publiques et je ferai tout ce qui dépendra de moi pour que vous jouissiez dans ma patrie de toute la célébrité que vous méritez et pour que vous receviez de nous des encouragemens qui vous prouvent que la République françoise apprécie et honore le mérite par tout où elle le trouve.

Vous me parlez, Monsieur, dans votre lettre du 10 mars de M. Du Van, officier de marine Emigré. J'avois déja reçu de lui une lettre dans laquelle il désiroit que je lui facilitasse les moyens de rentrer en France. Je n'ai pu lui répondre, parce que toute communication avec les Emigrés m'est absolument défendue. C'est vous dire assez qu'il m'est impossible de rien faire pour lui. Ce n'est pas une loi temporaire qui exclut les Emigrés de France, c'est la constitution même art. 373. et qui oseroit violer la constitution? le Directoire, le corps législatif même n'en sont pas les maitres. Recevez donc, Monsieur, toutes mes excuses d'être obligé de vous refuser la première demande que je reçois de vous.

Vous êtes bien le maître de m'écrire en Latin ou en Allemand; je suis très familier avec la première de les langues, et je connois passablement la seconde. Mais si vous employés celle ci, je vous prie d'écrire en caracteres latins, car l'écriture Allemande est encore très penible a dechiffrer pour moi.

J'ai lu dernierement avec une extreme satisfaction une très belle analyse des deux vol. qui paroissent du Plutarque de Wittenbach. Ce morceau de critique est sans doute de vous, Monsieur, et m'a inspiré un grand desir de voir celle que vous avés surement faite de l'Homere de M. Wolf et surtout de ses prolegomenes. Vous me feriés donc un grand plaisir de m'envoier la feuille de votre Allgemeine Litteratur-Zeitung où vous avés traité ce sujet piquant.

Recevés monsieur les assurances *de ma parfaite éstime.*

Berlin, 8. Juli 1797.

„Tertium praeclarae nec unquam satis commendandae Aeschyleae tuae, Vir clarissime, editionis volumen summa cum voluptate nec minore fructu perlegi, quantum mihi superest otium, a negotiis quasi per omne tempus distracto, et gravissimis iis, ita et a litterarum graecarum studio quam longe remotissimo. Jam tamen Choephoros et egregium tuum in eas commentarium absolvi: in quo, quanta sagacitate Tragoediam omnium fere Aeschylearum corruptissimam explanaveris, locos difficiliores enucleaveris, vitiata, ingeniosissimis, ubi scripta deerant, conjecturis et arte mira persanaveris, metrum (rem arduam!) plerumque ad sui normam revocaveris, procul dubio mirabitur quisquis harum rerum studiosus non ex aliis quam qui tibi praeiverunt Aeschylum cognoverit.

Enim vero cum omnia egregie pertractaveris, tum imprimis Choros, magna illa poeseos sublimioris monumenta, e tenebris quibus involvebantur in lucem eruisti et detersisti situ et squallore misere obsitos; quae res contigerit maxime in isto praeclarissimo choro qui a Versu 581 incipit: *πολλὰ μὲν γᾶ τρέφει* etc.

Ego quidem, inter eruditos non sane adnumerandus, leviorem quandam conjecturam quae mihi se inter legendum obtulit in principio Chori qui a versu 779 incipit, te-

cum libere communicare non dubitabo, nempe Stropham primam lego ex emendatione tua

Νῦν παραιτουμένᾳ μοι, πάτερ
Ζεῦ θεῶν Ὀλυμπίων
Δὸς τέχας τυχεῖν κυρίως
εὖ σώφρ[illegible] μαιομένοις σ' ἰδεῖν
διὰ δίκας, [illegible] πᾶν ἔπος.

Atqui versus tertius *δὸς τέχας* etc. antistrophico non respondet, *παρόντων ἐμβρύων προστελθεῖς* qui ex iambus ceteris constat. Nimirum ex illo tertio versu vocem *δόμους* merito expunxisti quae librarii oscitantia a versu primo in tertium irrepserat. At eadem librarii oscitantia versui quarto voculam *ἐν* invexit quae mihi videtur huc a versu tertio defluxisse, ita ut si vocula illa ad locum suum revocetur et legas *Δὸς τέχας ἐντυχεῖν κυρίως*, versus constabit et ad amussim cum antistrophico congruet. Imo et erat quod vocem *μαιομένοις* absque immutatione retinere ob esset. *σώφρονά θ'* a quo pendet, nisi in *μαιομένοις σ' ἰδεῖν* dura illa τον σ' reduplicatio ingrata auri accideret, ideoque rejicienda. Et haec pauca sunt quae tibi in praesens scribere cupiebam. Tu interim vale, vir clarissime, operi tuo incumbe, sive, quod idem sonat, gloriae tuae consulas; consulas et orbi litterato, cujus adplausus te manent, si modo non ipse tu tibi decris et egregio huic tuae eruditionis monumento lapidem supremum addideris. Tibi addictissimus.

P. S. Jamque ista scripseram cum ecce gratissimam a te epistolam accipio, datam die mensis hujusce primo, una cum exemplari tertii tui Aeschyli voluminis, cujus pretiosissimi muneris maximas tibi gratias refero. Liber tuus, ne dubita, Gallis innotescet, ad paucos sane, ut est saeculum, in judicium veniet; verum tu suffragia ponderas, non numeras: et cum tandem a revolutionis aestu quieverimus, cum pax illa suspirata tam diu nobis affulserit et humaniorum litterarum studia fuerint in pristinum suum honorem redintegrata, tum et liber tuus in studiosorum omnium manibus versabitur, et honos erit quoque apud nos doctissimo Aeschyli compilatori.

En tibi duo versionis Theilianae volumina. Vir iste tibi forsan, sed quanto proximus intervallo! Deest adhuc observationum criticarum, historicarum etc. volumen quod in

lucem eandem prodiit. Cum vero e praelo tandem exierit, integrum opus ad te mittam et accipias grati erga te animi mei testimonium. Vale iterum atque iterum.

Paris, 26. Juni 1801.

« Il y a deja plusieurs mois, Monsieur, que j'ai entre les mains le beau volume de l'Eschyle que vous m'avés fait l'honneur de me dedier, il y a plusieurs mois aussi que vous auriés d'en recevoir mes remercimens, car ma lettre a été écrite peu de jours après que mon ami Millin m'eut remis le livre de votre part, et voici ce qui est arrivé. Plusieurs raisons me donnoient des craintes sur l'inexactitude ou même sur l'infidelité des postes, et ne voulant pas que ma lettre en courut les hasards, j'attendois une occasion sure pour vous la faire parvenir. Deja trompé plusieurs fois dans mes esperances, j'avois cru avoir enfin trouvé ce que j'attendois: M. Humbolt m'avoit annoncé son prochain depart pour l'Allemagne et c'etoit lui qui devoit vous remettre ma lettre en mains propres. Rien ne pouvoit m'être plus agréable qu'un pareil commissionaire. J'attens une huitaine de jours au bout des quels j'apprens que M. De Humbolt au lieu de partir pour vos contrées, s'est decidé subitement à tourner ses pas de nouveau vers l'Espagne, et je suis resté avec ma lettre dans mon portefeuille. Vous jugés a quel point je me suis trouvé contrarié par ce nouvel incident. Aujourd'hui que la paix continentale a retabli le cours ordinaire des choses et ne pouvant plus compter sur M. de Humbolt, il seroit ridicule que vous attendissiés plus longtems cette antique reponse et je la livre à la poste; mais je prens la precaution de l'envoier à Berlin dans le paquet de notre Ministre qui aura soin de vous la faire parvenir.

Il n'est pas necessaire, sans doute, de vous dire combien je suis touché de la marque publique de souvenir et d'amitié que vous avés bien voulu me donner en plaçant mon nom à la tête de la nouvelle edition d'Eschyle. Vous m'avés rapellé dans votre aimable dedicace une anecdote de ma vie litteraire dont je ne cesserai jamais de m'applaudir, car je crois avoir rendu un service capital aux amateurs de la litterature grecque en vous excitant a terminer votre precieux travail sur un poete que vous avés le premier si savamment et si heureusement debrouillé. C'est à vos soins que je suis rédevable de m'en être rendu la lecture passablement familiaire, et graces à vous, Eschyle est aujourd'hui l'un des poetes auquel je reviens avec le plus de plaisir. J'en ai rassemblé dans ma bibliotheque beaucoup d'editions anciennes et dernierement celle de M. Porson. Je ne desespère pas de voir ce savant à Paris aussitôt que la paix lui permettra d'en faire le voiage.

Vous connoissés, au moins de reputation, une partie de la Societe dans la quelle je vis habituellement, et lorsqu' enfin M. de Humbolt sera de retour en Allemagne, il vous en parlera amplement. Il vous dira combien nous nous entretenons des savans d'Allemagne et particulièrement de M. Schutz, de la purité de son texte d'Eschyle, de son beau commentaire, de la justesse de sa critique, de la finesse de ses conjectures et de nos regrets qu'il paroisse oublié ce qu'il nous avoit promis dans la preface de son premier volume. Si quelque heureuse circonstance vous amenoit a Paris, soiés assuré, Monsieur, que vous vous trouveriés au milieu de vos amis. Notre société n'est pas fort etendue, mais vous y verriés quelques personnes dignes de votre attention. Outre les Du Theil, le Chardon la Rochette, Corai, Sainte Croix etc. que vous connoissés deja, vous trouveriés encore un jeune Magistrat, mon grand ami et celui de M. de Humbolt qui surement fera parler de lui; c'est M. Clavier, sorti de l'ecole de Corai, qui exerce la critique avec succès, dont on aura bientot une traduction de Pausanias avec des notes critiques et historiques tres interessantes. Il m'a deja communiqué quelques une de ses corrections qui sont d'une verité et d'une simplicité charmante. Je desirerois beaucoup qu'il les rassemblat pour en composer une Epistola critica qu'il adresseroit ou à vous, Monsieur, ou a quelq' un de vos savans collegues. C'est en Allemagne qu'il aura des succes, car ici il faudra qu'il soit contentus paucis lectoribus. De longtems le gout de la literature grecque ne sera le gout dominant en France; car si d'un coté notre premier consul a demandé une traduction de Strabon et en a confié l'execution a trois savans distingués, Du Theil, Corai et Gosselin notre premier Geographe et digne de remplacer notre celebre D'Anville; de l'autre une nouvelle edition de Xenophon en grec, latin et françois est abandonnée au Professeur Gail qui l'execute avec un grand luxe typographique aux frais du gouvernement. Vous verrés paroitre celle avant peu et M. de Humbolt vous en parlera. Nous recommandons fortement cette edition au redacteur de l'Allgemeine Litteratur Zeitung en le priant toutes fois de ne pas nous juger tous sur cet echantillon, l'arret seroit dur.

Pour repondre aux souhaits obligeans qui terminent votre Epître, vous saurés que ma santé est très bonne, que mes revenus sont mediocres mais suffisans, que mes livres sont très beaux et mes amis très aimables. Si vous ajoutés encore le plaisir d'avoir merité l'éstime des savans d'Allemagne que j'ai eu le bonheur de connoitre, vous en conclurés ou que je suis heureux, ou que je suis difficile.

Recevés, Monsieur, tous mes remercimens et les assurances de la haute éstime et de l'amitié que je conserverai toujours pour vous.

Carlino.

Neapel, 28. Juni 1793.

Has tibi ut darem litteras, optime vir, et meus discendi ardor, et tua mihi humanitas permoverunt. Nuper enim in Aeschylo tuo perlegendo (ac vere tuo, tot in eum ea tanta tua sunt merita) id certe unum me nescire fateri coactus sum, φιλογραμματώτερον sit an φιλανθρωπότερον ingenium tuum: quibus animi tui dotibus adeo statim captus sum, ut per litteras (dum melius tanto dissitis intervallo non datur) amicitiam tuam mihi conciliare pronus averem, maxime futuram et ornamento mihi et utilitati. Et quidem, quis ego sim, etsi parum admodum tua referre puto, mei tamen nominis obscuritatem, ipsos inter meos, quemadmodum libentissime fero (nisi etiam opto atque curo), ita ultro ipsa in fronte amicitiae tecum ineundae et de ea certiorem esse, necessarium prope duxi: ne, aut me, quod litteras clarissimo viro sponte dederim, arrogantiorem reputares, aut famam aliquam (ut nebulonum est mos) ex tua celebritate aucupantem traduceres. Quin vero ea sola tibi scribendi causa mihi fuit, ut si quid posses (et certe multum potes) me in Aeschyleis studiis pro tua humanitate adjuvares. Etenim, cum lectione tanti Poetae vehementer adeo delectarer, ut Italico sermone loquentem eum inducere maxime primum cuperem, deinde, si quid possem, tentarem, quaedam denique haud infeliciter perficerem, illico me valde in hoc opere profecturum sensi, si tuam operi manum adjungere olim potuissem. Profecto in Agamemnone (a quo, utpote adhuc intentato, et certe nunc primum parte coepito, initium ducere putavi) non admodum pauca sunt, in quibus vel haerere, vel a te, quamvis aegre, discedere sum coactus. At, quae subsidia in reliquis dudum voluminibus expertaesus, molestiam ac laborem, quo tollere, quo saltem levare meum prorsus debere credendum est: Igitur, si quid aliud praeter duo prima, quae ad manum sunt volumina, lucem vidit, omnino fac, quaeso, ut quanto ocius habeam; aut saltem, sicubi venale prostat, indica; maxime, si Viennae habetur. Quodsi nullum praeterea editum est, adjuva, precor, cum per otium licebit, dandis litteris, quibus mihi nihil unquam esse carius posse velim tibi persuadeas. Ut vero de iis, quae in promtu sunt, paucula ponam in praesenti, a te vel docenda vel inlustranda *συντόμως* accipe. In scena VI. adparet nuntius donaria manu gestans, quae Graecorum exercitus Deorum in templis voverat suspendenda. Hic post alia, quae vicissim cum Choro colloquitur, Labores ac aerumnas terra marique a se toleratas narrat, ac versu 578, te sic optime interpretante, ait = verum quid ista lugeamus? praeteriit Labor, et quidem iis, qui mortui sunt, „ut, ne si detur quidem, resurgere velint." Hucusque tecum facio; non vero in iis item, quae sequuntur. Ais enim „quid tandem viventem (h. e. eum, qui superstes fuerit) mortuorum in bello numerum inire, et ob fortunae iras dolere oportet?" At vero, doctissime vir, tute jam, ut puto, perspicis, quam parum ad rem faciat illud inire numerum mortuorum, cum nuntius, neque id tentavit, nec quemquam omnino vita functorum nominavit. Primo igitur reponendum suspicatus *εν φεϑῃ λεγειν* pro eo, quod habetur *εν ψηφῳ*; versum et proximum partim cum Heathio, sic legebam = *τον ζωντα, τ' αλγειν τυχης παλιγκοτου*; nimirum sententia sibi constat = „quid viventem adtinet falsa de mortuis loqui, ac de fortuna queri, quae (cum ipsis iram deposuit) ipsorum laborem in requiem vertit?" Verum, cum locum iterum retractarem, minore scripturae mutatione inducta, legere placuit *εν ψοφῳ λεγειν*, i. e. inania effutire, sensusque in idem recidebat. Tertio tandem, retento *εν ψοφῳ* alium ex his verbis vero simillimum sensum elicere sum visus; ac versu insequenti restitui *το παλιγκοτον*, sic legens = *τί τους αναλωθεντας εν ψοφῳ λεγειν τον ζωντα, τ' αλγειν τυχης παλιγκοτου*; quod interpretor = Cur nam mortuos vivens in tenebris jacere jubeat, ac de fato queratur, quasi secundo in eos saeviat?" tenebrae, ut alias saepe, pro aerumnis sunt Aeschylo; verbum *λεγειν* rariori sensu (cujus rei poeta maxime delectatur) est cubare facio, cubitum mitto; *παλιγκοτος* denique est, qui secundo irascitur (ut *παλιμμηκης* duplo longus) optimeque fato adjungitur, quasi, tum in hac, tum in altera vita homines persequeretur, quod nuntius pernegat; atque inde perbelle constat haec sententia, non modo cum iis, qui praecesserant, sed etiam cum iis maxime, quae sequuntur, nempe = „quin potius (ellipsis est in particula καὶ pro καὶ δὲ καὶ) valde laetari pro eorum vice nos decere arbitror.“ Haec vero omnia quasi in parenthesi a nuntio dici puto, ut nempe id confirmaret, quod dixerat „mortuis, quod vita excesserint, adeo bene vertisse, ut, ne si quidem iis optio daretur, ad hanc lucem redire mallent.“ Deinceps ad se nuntius ac ad ceteros bello superstites transit, et nihil sibi minus laetandum dicit eo, quod terrae marisque periculis omnibus functi, ad patriam revisendam Deorum sint beneficio reservati. Ergo et in hisce a te aliquantulum recedere invitus cogor; interpretaris enim = „adeo ut nobis hac solis luce, hodie, vere gloriari liceat, quod maria et terras supervolarimus, h. e. satis celeriter transierimus.“ At ego sic verto „quod vero nos ex Argivo exercitu superstites attinet, aerumnas, utpote impares, „lucrum superat; ut in tali ac tam laeto die omnino deceat nos exultare, qui terrae marisque pericula, laboresque omnes excessimus.“ Maria terrasque supervolare, mea quidem sententia, ab Icari lapsu ac infortunio desumta sunt, qui malo fato Ponti viam non confecit. Pergit porro nuntius de donariis, quae gestabat, legationem suam exponere; neque in his versibus interpretandis nos una facimus. Siquidem tu *ταῦτα* pro *τοιαῦτα* positum putas; *ἀρχαῖον* autem *γάνος* sic exponis „vel quia inter illa spolia multa erant antiqua signa aliaque monumenta, vel quia olim ob vetustatem Graecorum templis ornamentum additum erant.“ Itaque locum vertis = „Jamque Graecorum exercitus, qui Trojam expugnaverant Diis hujusmodi spolia passim per Graeciam aedibus affixerunt, antiqua ornamenta.“ At equidem non video, quonam fieri pacto — potuisset, ut Graecorum exercitus, Troja capta, per Graeciam passim in Deorum templis appenderet donaria, qui tamen exercitus, vix tandem a procellis incolumis, suum reditum Argos e Troja mari unice confecisset. Igitur in illis vocibus *ἀρχαῖον γάνος* certam lo intelligentiam debemus vestigare, atque ita sumus interpretati.“ Graecorum vero exercitus, capta tandem Troja haec (quae manibus gesto) spolia, priscum (avitum regiae hujus domus) ornamentum, Diis in Graeciae templis voverunt suspendenda.“ Profecto vero simillimum id erat, u capta Troja, id Graeci primum curarent, quo ablatas a Paride una cum Helena pretiosas res recuperarent, atque hoc pacto tum honori tum quaestui consulerent. Neque vero id, quod proferimus, fundamento in Aeschyli verbis caret; huic enim sententiae superiora illa nuntii verba sunt referenda = *οφλων γαρ ἁρπαγης τε και κλοπης δικην, Του ῥυσιου θ' ἡμαρτε κ. τ. λ.* Eo certe duplex Paridis crimen Chorus etiam perpetuo insectatur, tum furti rerum pretiosarum, tum raptus Helenae: ut merito credendum sit, utrumque vindicandi crimen in Graecorum Trojam expugnantium animi ardorem insedisse; ac propterea, cum utramque injuriam, Diis adjutoribus, justa poena essent — persecuti, victores omnino decuisse, ut recuperata illa domus regiae pretiosa ornamenta Diis ad gloriae non minus quam pietatis suae testimonium devovissent. *Ταυτα* igitur est *δεικτικως* id, quod manibus nuntius gestabat; nec ab aoristo *επασσαλευσαν* offendi nos vel minimum debemus, quippe cum ea voce, quae prima significatione est affigere, eleganter actio devovendi aliquid affigendum denotatur. Haec habes vir doctissime, de quibus nunc meam docens tenuitatem; de pluribus fortasse interrogaturum, nisi me, cum ad te primo scribo, importunum esse prorsus dedeceret. Vale igitur, meque amplitudinis tuae cultorem ac diligentem fove.

Conz.

Stuttgart, 8. Aug. 1793.

Euer Wohlgebohren bitte ich, meine Analekten als ein geringes Zeichen meiner vollkommenſten Hochachtung und Dankbarkeit für die Beweiſe von Gewogenheit und Freundſchaft, die ich, während meines Aufenthalts in Jena, in Ihrem Hauſe genoſſen, gütigſt anzunehmen. Es würde mir ſehr ſchmeichelhaft ſeyn, wenn wenigſtens einige der überſetzten und eigenen Stücke dieſer Sammlung des Beyfalls eines Kenners, wie Sie ſind, nicht ganz unwürdig ſeyn dürften. Wenn ich Sie um die Beſorgung einer baldigen Anzeige in der Litt. Zeit. bitten möchte, ſo wäre das theils wegen meines Verlegers, theils wegen meiner eigenen Belehrung, weil ich mir manche Winke bey einer allenfalſigen Fortſetzung nützen zu können ſchmeichelte. Es verſteht ſich, daß ich mit dieſer Bitte keinesweges die Kritik beſtechen wollen kann: nur wünſchte ich, daß die Beurtheilung

des Werkchens in ſolche Hände käme, wo ich mir Gerechtigkeit, im vollen Sinne des Wortes, verſprechen kann. Ich weiß nicht, ob die Kommiſſion, die ich Cruſius in Leipzig wegen der Ueberſendung meiner Gedichte gegeben habe, erfüllt worden iſt: ich möchte meine Bitte auch auf dieſe Kinder meines Geiſtes ausdehnen.

Noch immer gehört die Erinnerung an meinen Aufenthalt in Jena unter meine angenehmſten Reiſeerinnerungen, und ich zürne noch oft mit oder dem unfreundlichen Genius, der über dem letztern Theile meiner Pilgrimſchaft waltete, daß ich mich von meinem lange genährten Entſchluſſe, noch einen Theil des Winters oder des Frühjahres mich in Jena aufzuhalten, abbringen ließ.

Euer Wohlgebohren wiſſen ſchon, daß ich den Plan zu einer humaniſtiſchen Zeitſchrift, deren Verlag Göſchen übernehmen will, mit mir umhertrage. Ich würde längſt ſchon eine Ankündigung in das Publikum geſchickt haben, wenn ich die Aufſätze, die mir Bürger und Voß und einige Andere verſprochen haben, ſchon bereits hätte.

Dürfte der Jünger den Meiſter wohl bitten, auch zur Unterſtützung dieſes Inſtituts etwas beyzutragen? Ich habe Ihre vortreffliche Ueberſetzung der Wolken des Ariſtophanes im Gebauerſchen Buchladen zu Halle noch erhalten, und höre mit Vergnügen, daß Sie dieſe Arbeit fortſetzen wollen: von mir, der ich dieſelbe Idee hatte, kann nun die Rede nicht mehr ſeyn. Aber wenn Sie einige Proben Ihrer Verdeutſchung dieſem Journale, das wahrſcheinlich in Jena gedruckt werden wird, einverleiben wollten?

Ich bin mit wahrer Hochachtung Ihr u. ſ. w.

Tübingen, 18. Aug. 1809.

Euer Wohlgeboren erlauben mir eine literariſche Anfrage. Mit Vergnügen las ich im Leipziger Meßkatalog die Anzeige einer Ausgabe der ſämmtlichen Werke des Ariſtophanes von Ihnen. Wird dieſe Edition, von der ich mir viel Treffliches verſpreche, zur nächſten Michaelismeſſe erſcheinen, und vielleicht dabei, wie ich ſehr wünſchte, die Verfügung getroffen werden, daß, wie z. B. bei dem Erfurdtſchen Sophokles es der Fall iſt, jede einzelne Komödie auch einzeln käuflich wäre? Ich wünſchte recht ſehr, auf das bevorſtehende Winterhalbjahr die Weſpen leſen zu können, von denen ich auch für ein künftiges Stück des

Wielandſchen Attiſchen Muſeums, wenn dieſes anders, bei dem Falle der Geßnerſchen Handlung zu neuem Leben ſich wieder erholen wird, eine bereits angefangene metriſche Bearbeitung übernommen habe. Aber ich werde meinen Vorſatz kaum ausführen können, wenn ich dazu nicht Hoffnung habe. Euer Wohlgebohren wiſſen aus eigener Erfahrung, wie der Mangel an einzelnen Ausgaben in dieſer Rückſicht genirt, da die meiſten Zuhörer größere vollſtändige ſich nicht anzuſchaffen im Stande ſind, und ſo viel mir bekannt iſt und der Fabricius von Harles edirt, mich belehrt, exiſtirt von den Weſpen keine beſondere griechiſche Ausgabe. Käme Ihr Ariſtophanes heraus, und zwar ſo wie ich wünſche, ſo würden 5 — 6 Wochen nach den Ferien immer Exemplare hier zu haben ſeyn, und unterdeſſen könnten ſich meine Zuhörer mit älteren Ausgaben des ganzen Ariſt. wie, ſeit ich über A. leſe, mehrere hier bereits im Kurſe ſind, behelfen. Ein Theil der Zeit könnte auch mit einer literar. kritiſchen Einleitung, wie ich ſie zuweilen vorangehen laſſe, ausgefüllt werden. Am liebſten wäre es mir freilich, wenn, im Fall daß Ariſt. erſcheint, von der Verlagshandlung noch früher als gewöhnlich geſchieht, eine kleine Parthie von 12 — 18 Exempl. wenn die Weſpen einzeln zu haben wären, hieher geſchickt werden könnte. Auf dieſes alles bitte ich mir gelegenheitlich gefällige Antwort aus, um meine Maasregeln darnach nehmen zu können. Ehe ich noch Ihr Unternehmen wußte, hatte ich ſchon im vorigen Winter für dieſen Zweck ſelber angefangen eine Handausgabe dieſer Komödie nach dem Muſter Ihrer Edition der Wolken zu bearbeiten, fuhr auch in dieſem Semeſter noch darin fort, und kam bis über 1000 Verſe in meinem Geſchäfte. Ich ſchrieb mir einen nach Brunk und Invernizzi verglichenen, gewählten, in den Chören nach Hermann de metris und Hotibius eingerichteten Text ſauber ab, und ſetzte Noten nach Brunk und einigen Küſterſchen Commentatoren aus Hotibius und mehrere eigene dazu. Aber Ihre und die Beckſche Ankündigung eines ganzen Ariſtophanes und zwei verneinende Verlegerantworten auf eine Anfrage wegen des Verlags dieſer kleinern Ausgabe machten mich in meinem Eifer wieder erkalten. Nun aber möchte ich um ſo mehr darüber leſen, da ich ſchon eine ſichere Vorarbeit und einen codicem in meos usus, den ich gelegenheitlich auch abſolviren werde, beſitze. — Verzeihen Sie mir dieſe Anfrage! Die Recenſion meiner Ueberſetzung der Fröſche im Att. M. wünſchte ich am liebſten von Ihnen kommend. Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

Creuzer.

Heidelberg, 13. März 1808.

Ihr Brief, mein verehrungswürdiger Herr und Freund, iſt mir, mit dem ihn begleitenden Lectionskatalog, eine wahrhaft erfreuliche Erſcheinung geweſen. In ſofern ich überzeugt bin, daß unſere Univerſitäten die Grundſäulen deutſcher Wiſſenſchaft und Cultur ſind, (wie die ganze Literaturgeſchichte beweiſet) deſto willkommner muß jedes neue Lebenszeichen ſein, das uns die Fortdauer ihrer Exiſtenz verſichert, und ſo ſage denn auch ich mein Salve zu dem neu erſchienenen Katalog, den Sie ſo würdig und ſo zweckmäßig eingeleitet haben. Es iſt ein wahrhaft erhebender Gedanke in den Worten: „Omnino aetas nostra in ea tempora incidit, quae gravissimis nos exemplis moneant, ne aliunde potius, quam ex virtute nostra pendeamus, nec extrinsecus bene vivendi suspensas habeamus rationes." Ich danke Ihnen verbindlich, verehrteſter Freund, für dies Geſchenk das Sie mir mit dieſer Vorrede gemacht haben, und wünſche nichts ſo ſehr, als daß erfreuliche Erfahrungen der nächſtkünftigen Zeit Ihnen die Erinnerung an das vergangene Ungemach mildern mögen.

Hierbei überſende ich Ihnen nun den ſo eben aus der Preſſe gekommenen Katalog der hieſigen Univerſität. Sie werden den Namen Ewald darin vermiſſen. Dieſer Mann iſt nach Karlsruhe verſetzt, welche Veränderung er ſelbſt bewirkt hat, da es mit ſeinen Collegien hier durchaus nicht gehen wollte. Seine theatraliſche Kanzelrednerei wollte auf dem Katheder keine Wirkung thun, da man die gelehrten Kenntniſſe vermißte. Auch war ſein auffallend Epicureiſches Leben nicht gemacht, ein Zutrauen zwiſchen ihm und ſeinen Collegen zu begründen. So ſuchte er denn von hier wegzukommen und jetzt iſt er Mitglied des Kirchenraths und der Generalſtudiencommiſſion. Dieſe Studiencommiſſion hat aber über die Gymnaſien und Schulen zu dirigiren. Die Univerſitäten ſtehen dagegen unter dem Policeidepartement, an deſſen Spitze Brauer ſteht. Dieſe Einrichtung bringt unſerer Univerſität keinen Vortheil. Durch den Abgang des Herrn v. Reitzenſtein haben wir einen unerſetzlichen Verluſt erlitten. Dieſer in jedem Betracht muſterhafte Miniſter hatte alle die Eigenſchaften, die ihn zum Vorſteher wiſſenſchaftlicher Inſtitute qualificirten. Er iſt auch ſelbſt Kenner der Literatur. Aber Cabalen, wobei Klüber mitwirkte, wie hier jedermann weis, verleideten ihm ſeine Stelle, und ſo forderte er ſeinen Abſchied. Jetzt iſt er auf Reiſen.

Unſer Schritt gegen das Morgenblatt *) würde falſch beurtheilt werden, wenn man ihn blos in Beziehung auf Ein Faktum erklären wollte. Er war vielmehr lang zurückgehaltener Ausbruch des Unwillens über die Klätſcherei, deren ſich viele unſerer Journale, und beſonders auch das Morgenblatt ſeit ſeiner Exiſtenz, ſchuldig machen. Wir hatten ſchon oft im Stillen darüber geklagt, und ſo wurde endlich der Wunſch rege, einmal etwas Determinirtes gegen dieſes Blatt zu thun. So wünſchten wir unſern Schritt von dem achtbaren Theil des Publikums angeſehen. Indeſſen war der nächſte Anlaß auch ſchon an ſich arg genug. Es iſt kürzlich folgender. Herr Reinbeck hielt ſich vorigen Sommer hier auf. Während dieſer Zeit ereignete ſich's, daß ſeine Frau an einem Tage, wo ſie ganz gewiß darauf gerechnet hatte, von Mademoiſelle Rudolphi zu einer Geſellſchaft eingeladen zu werden, dieſe Einladung nicht erhielt. Seit der Zeit äuſſerte ſie ſich hier öffentlich ſehr ehrenrührig über dieſe Perſon, die (eine Doſis literariſcher Eitelkeit und ein gewiſſes Glänzenwollen im Gebiet des Geiſtes abgerechnet) eine höchſt achtbare, und für viele Menſchen höchſt wohlthätige Perſon iſt, auch mit der ſtrengſten Sorgfalt auf die gute Zucht in ihrem Inſtitute hält, wogegen Niemand hier etwas einzuwenden findet.

2) ward Reinbeck von unſerm Schwarz mehrmals eingeladen, ſeinen Lehrſtunden und Uebungen in ſeinem Knabeninſtitut als Beobachter beizuwohnen, ohne daß er auch nur ein einziges mal Luſt dazu äuſſerte — und hinterher ſchreibt der Menſch eine Kritik in die Welt über ein Inſtitut, daß er auf dieſe Weiſe gar nicht kannte. — Der Gedanke nun, daß ein Journal, das ſolchen Ausbrüchen von Privatleidenſchaften und Klätſchereien die Hände bietet, doch eine wahrhafte Spelunca ſei — veranlaßte uns gerade bei dieſem Anlaß loszuſchlagen. So muß man alſo auch hier (parva si licet componere magnis) die Urſache des Kriegs (mit Thucydides zu reden) von dem Anlaß zu ſeinem Ausbruch unterſcheiden.

Daß wir nun ſeitdem im Morgenblatt recht tüchtig angezapft und genannt und ungenannt geneckt werden, wird

---

*) Die bekannte Erklärung mehrerer Heidelberger Profeſſoren die damals gegen die, Heidelberg betreffenden Correſpondenzartikel im Morgenblatte u. a. öffentlichen Blättern erſchien.
Anmerk. d. Herausg.

Ihnen bekannt ſein. Allein die bleiernen Pfeile des ſtumpfen Haug'ſchen Witzes verwunden uns nicht, und wir laſſen es dabei bewenden. — Unſere hieſigen Juriſten billigten unſern Schritt, nahmen aber deswegen nicht Antheil, weil ſie actionem puncto iniuriarum befürchteten. Wir ließen uns aber dadurch nicht irre machen, und der Erfolg hat bewieſen, daß wir keinen Proceß bekommen haben. Im Gegentheil: Herr Reinbeck hat von unſerer Regierung einen Verweis deswegen bekommen.

Voß (der Vater und Sohn) wurden zum Beitritt zu unſerer Erklärung eingeladen. Es war aber vorauszuſehen, daß der Sohn nicht durfte, und der Vater nicht wollte, aus dem natürlichen Grunde, weil Cotta's Buchhandlung eine Peruaniſche Goldmine für den Voßeſchen Beutel iſt. Vielmehr hat Voß, der Vater, ſeitdem ſich enger als jemals an das Morgenblatt angeſchloſſen, und man ſagt aus dem Voßeſchen Hauſe gehen allerlei Aufſätze dorthin. Beſonders iſt in dieſer Hinſicht der Exjude Michaelis (ehemals Buchhändler in Neuſtreliz und jetzt Privatlehrer dahier) ſehr thätig. Dieſer Menſch iſt überhaupt ein Zeitungsträger für Voß. Voß lebt hier ſehr iſolirt, da ſich faſt alle hieſige Gelehrte von ihm zurückgezogen haben, weil er faſt alle durch die Ecken ſeines Charakters abſtößt. Er hat neulich, kraft ſeiner höchſten legislatoriſchen Gewalt im Fache der Poeſie und Kunſt, im Morgenblatt Göthe vorläufig den Rath gegeben, keine Sonette mehr zu machen. Vielleicht gebietet er ihm künftig, wenn er nicht Gehorſam leiſtet.

Ein ſcherzhaftes Blatt das kürzlich von hieraus angekündigt iſt, redigirt und verfaßt vermuthlich auch größtentheils de hier ſich aufhaltende Herr von Arnim aus dem Preußiſchen. Mit dem Frühjahre ſoll es anfangen. Ich höre, daß darin da Morgenblatt bekämpft werden ſoll, wozu jeder Ehrenmann Beifall geben muß.

Heidelberg, 8. Dec. 1809.

Vor wenigen Tagen unterhielt ich mich mit Ihnen, mei theuerſter Herr und Freund, da ich Ihre ſchöne Memoria au Joh. Müller las, und da faßte ich den Vorſatz, mich nu auch durch keine Arbeiten länger abhalten zu laſſen, Ihne meine Rückkehr auf deutſchen Boden ſelbſt zu melden. — Vorerſt Ihnen, theuerſter Freund und Lehrer, meinen Da für die belehrende Unterhaltung die mir die Betrachtung des würdigſten Denkmahles gewährte, das Sie dem verewigten Müller errichtet haben! Da hier der Hiſtoriker und Müller als Hiſtoriker gewogen und gewürdigt wird, ſo wäre es zweckmäßig, Ihre Memoria der neuen Ausgabe ſeiner Werke vorzuſetzen. Das gebildete Ausland beſonders, das ſo ſelten der deutſchen Sprache mächtig iſt, wird Ihnen doppelt für dieſe Darſtellung eines ſo bedeutenden hiſtoriſchen Künſtlers dankbar ſein. Ich aber wünſchte ſehr, daß es Ihnen gefallen möchte, dieſe Memoria einmal weiter auszuführen. Sowohl Inhalt als oratio (in ächter Latinität — die immer ſeltener unter uns Deutſchen wird —) laſſen mich dies wünſchen.

Sie aber werden jetzt fragen: was mich zu der ſchnellen Rückkehr aus Holland bewogen? Die Antwort iſt kurz: Clima und Lebensart. Die Waſſerwelt war nicht die meinige. Das erfuhr ich gar bald zum Nachtheil meiner Geſundheit; und frühzeitig bewahrheitete ſich an mir der Spruch des Alkman, ſammt der Auslegung, die ein Leydner Scholiaſt davon giebt:

ἀλμυρὸν τὸ γειτόνημα

ἀντὶ τοῦ κακόν ἐστι γείτονα ἔχειν τὴν θάλασσαν. — Heftige rheumatiſche Uebel und gaſtriſche Unbehaglichkeiten feſſelten mich bald ans Bette, und ſo ſehnte ich mich denn natürlich hinweg aus dieſem Lande, auf das buchſtäblich der Vers paßt:

πολλοὶ βουκένται, παῦροι δέ τε γῆς ἀροτῆρες.

und ergriff ambabus die Gelegenheit zur Rückkehr auf meinen alten Poſten. — Im Uebrigen hatte ich nicht Urſache zu klagen (außer über die Theurung, die in Holland jetzt allen Glauben überſteigt, und wodurch die anſcheinend große Beſoldung ſich in der That auf eine ſehr mäßige reducirte. Ich hatte 3200 Fl. holländiſch Fix, womit ich, im Verhältniß der Preiſe, wenig gewonnen hatte) — die collegialiſchen Verhältniſſe waren angenehm, und die natürliche Gutmüthigkeit der Holländer machte einen ganz freundlichen Eindruck auf mich. Vorzüglich muß ich die zuvorkommende Gefälligkeit des Prof. Wyttenbach rühmen, der Alles that, mir das Leben dort angenehm zu machen, und zu meiner Berufung dorthin hauptſächlich Anlaß gegeben hatte. Da aber ein alter verſtändiger Arzt mir ſelbſt rieth, wieder auf deutſchen Boden und in die Gebirgsluft zurückzukehren, ſo war Wyttenbach ſehr thätig, dies ſo einzurichten, daß ich dabei von der ökonomiſchen Seite gedeckt wurde. Ihm habe ich es daher vorzüglich zu verdanken, daß ich nicht nur Vergütung der Hinreiſe ſondern auch meine ganze Beſoldung während der 5 Sommermonate erhielt. Auch der General-Studiendirector v. Meerman iſt von dem beſten Geiſte beſeelt, und hat ſich ſehr edel gegen mich benommen. Er möchte das Studienweſen in Holland gern dem Deutſchen aſſimiliren, und die holländiſchen Univerſitäten dem Deutſchen annähern; findet aber dabei in der Nation und ſelbſt unter den Curatoren und bei vielen Profeſſoren Widerſtand. Ein recht lieber Mann iſt auch der Curator Hieron. de Bosch. Ein ſehr lebhafter, feuriger Mann und dabei höchſt gutmüthig und liberal. Er ſowohl als Meermann beſitzen treffliche Privatbibliotheken. Meine hieſigen Verhältniſſe haben ſich ganz nach meinen Wünſchen geſtaltet. Die Profeſſur der Eloquenz, die man mittlerweile dem Prof. Herrn Böckh übertragen hatte, hat dieſer behalten. Dagegen habe ich die Direction des philologiſchen Seminarii wieder übertragen bekommen. Zu der Redaction der hieſigen Jahrbücher bin ich nicht wieder hinzugetreten, da die damit verbundene Correſpondenz für mich zu zerſtreuend war. Im übrigen habe ich meine alten Geſchäfte, und die vorigen Collegia; nur daß ich noch allgemeine Literaturgeſchichte leſe: wobei ich mich denn wieder an die Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts erinnerte, die ich anno 1791 bei Ihnen gehört habe. Zugleich aber erneuere ich den Wunſch, daß Sie uns doch bald Ihren Entwurf der Literaturgeſchichte (wovon ich nur 6 Bogen habe) vollendet ſchenken möchten. Sehr Viele theilen dieſen Wunſch mit mir.

Ueber meinen Nachfolger in Leyden iſt noch nichts beſtimmt. Ich habe den Herrn Martyni Laguna aufgefordert, ſich deswegen Verbindungen dort anzuknüpfen. Er wäre eine treffliche Acquiſition für Leyden. Ich zweifle aber, ob er Deutſchland verlaſſen will. Auch hab' ich ihm jene phyſiſchen Widerwärtigkeiten nicht verſchwiegen. Leben Sie recht wohl, theuerſter Herr und Freund, Empfehlen Sie mich und meine Frau ihrer Frau Gemahlin. Aufrichtig verehrend Ihr ꝛc.

Heidelberg, 7. Mai 1810.

Von Ihrem fortdauernden Wohlbefinden habe ich ganz neue willkommene Nachrichten durch ihre Frau Schweſter, die mit ihrem Manne, dem würdigen Griesbach, hier bei mir war. Die Geſpräche mit dieſen lieben Reiſenden verſetzten mich lebhaft in die alte Jenaiſche Zeit zurück, wo ich manchmal in

Ihrem Hauſe war. Die Griesbachiſche Familie hat einen ſchönen Frühling zum Reiſen gewählt. Sie ſollten doch auch, nach ſo löblichem Beiſpiel, mit Ihrer Familie einmal einen Ausflug ins ſüdliche Deutſchland machen. In dieſer Jahreszeit muß man Heidelberg ſehen — im Winter iſt es ſehr häßlich. Die guten Nachrichten, die man von Ihrer Univerſität hört, ſcheinen Ihnen ja günſtige Zeiten zu verſprechen, in welchen man wieder an Luſtreiſen denken kann.

Was mich betrifft, ſo bin ich in jeder Hinſicht froh, wieder hier zu ſein. Weder das Clima noch die jetzige Lage von Holland würde mich zufrieden gemacht haben, und ſelbſt der würdige Wyttenbach, wenn er jünger wäre, würde ſchwerlich dorten bleiben, und billigt daher meinen Entſchluß ſehr, preiſt mich ſogar glücklich, wieder nach Deutſchland zurückgegangen zu ſein. Meine Geſundheit, die in Holland ſehr ſchwankte, hat ſich hier auch wieder beveſtigt, und mein Wirkungskreis erweitert ſich auch noch immer. Dazu kommen noch freundliche collegialiſche Verhältniſſe, welche mir meine Rückkehr hierher doppelt lieb machen.

Unter dieſen Umſtänden ſind die Verſuche des Hrn. Eichſtädt, mich durch die Jen. L.-Z. zu annihiliren — in der That nichts weiter als vanae sine viribus irae, und ich habe nicht die geringſte Luſt mir meine Zeit durch Antworten zu verderben, ſo leicht es mir wäre, die Machinationen von ihm und von ſeinen Conſorten durch ſchriftliche Beweiſe zu entlarven. Da ich die Denkungsart von Eichſtädt kennen lernte, ſo brach ich alle Correſpondenz mit ihm ab (die niemals lebhaft war) und antwortete ſeit 4 Jahren auf keinen Brief mehr. Da ich ihm nun hier eben ſo wohl im Wege war als in Holland, und da er glaubt, durch neue Angriffe auf mich, meine hieſige Wirkſamkeit, zum Vortheil des jungen Voß, zu zernichten, ſo hat er Leute in Sold genommen, die ihm Recenſionen machen müſſen, wie die über meinen Dionyſus und die Studien. So wenig hier das Recht auf ſeiner Seite iſt, ſo verrechnet er ſich auch in ſeinen Maaßregeln. Voß hat dadurch noch nicht einen einzigen Zuhörer mehr gewonnen, und ich keinen verloren. Auch bleibe ich dieſem geſchickten und verträglichen Mann in collegialiſcher Freundſchaft zugethan. — Er aber (Hr. Eichſtädt) verliert hier und in dieſer Gegend immer mehr allen Credit. — Laſſen wir ihn alſo laufen!

Recht ſehr ſoll es mich erfreuen von Ihrem Befinden und von dem Leben der Ihrigen fortdauernd gute Nachrichten zu hören. Sie werden dieſen Brief über Leipzig erhalten durch meinen Sohn, den Buchhändler Leske, der Ihnen auch zugleich meine Antrittsrede (die ich in Holland halten wollte, und aus ſchuldiger Dankbarkeit nachher dorten drucken ließ) und den 1. Band meiner Mythologie zuſchicken wird. Durch eine baldige Anzeige in Ihrer Allg. Litt.-Zeit. werden Sie ihm einen großen Gefallen erweiſen.

Einen Nachfolger in Holland habe ich noch nicht, und es wird ſich fragen, ob unter den jetzigen Umſtänden daran gedacht werden wird. Erhalten Sie mir Ihr freundſchaftliches Andenken.

Heidelberg, 27. Aug. 1810.

Ich eile, Ihnen auf Ihren Brief vom 22. huj., die verlangte Erläuterung zu geben. Das Gerücht daß Ihr Herr Sohn, Herr Profeſſor Schütz, hierherkommen und mit ſeiner Frau Gemahlin ſich bei uns dahier niederlaſſen werde, hat ſich vor ungefähr 4—6 Wochen auch hier verbreitet, und ich hörte von verſchiedenen Perſonen, daß er vielleicht hier ſeine Wirkſamkeit als akademiſcher Lehrer fortſetzen werde. Ueber die Anläſſe und die Bedingungen ſeines Hierherkommens konnte ich aber nichts erfahren.

Sie ſehen daraus, mein verehrteſter Freund, daß ich mir diesmal das Verdienſt nicht zuſchreiben kann, für Ihren Herrn Sohn dahier gewirkt zu haben. Vor mehreren Jahren machte ich mir ein Vergnügen daraus, allein damals wurden mir leider ſeine Wünſche zu ſpät bekannt, und ſo blieb die Sache damals ohne Erfolg.

Jetzt könnte ich, ſo ſehr ich ſeine Docenten-Eigenſchaften und ſchriftſtelleriſchen Verdienſte zu ſchätzen weiß, auf den Gedanken nicht kommen, ihn bei hieſiger Regierung in Erinnerung zu bringen, da man eben in dieſem Sommer dem Prof. Wilken, der eine Ausſicht nach Leipzig (wie man ſagte) gehabt hatte, eine Zulage gegeben hat. Indeſſen will ich jener Nachricht in dem Mayſchen Brief deswegen nicht geradezu widerſprechen, nur kann ich nicht ſagen, worauf Sie beruht.

In der That wäre es einmal Zeit den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften hier aufzuhelfen. Dieſes iſt vielleicht die vernachläſſigtſte Parthie auf unſerer ganzen Univerſität. Ich will Ihnen doch, weil es zur Sache gehört, davon kürzlich ein Bild entwerfen:

Profeſſor Wilken iſt zwar ein geſchickter Mann, aber zum Profeſſor der Hiſtorie auf einer Univerſität taugt er durchaus nicht, weil es ihm ſchlechthin an dem Talent des Vortrags und an der Fähigkeit mangelt, die jungen Leute durch lebendige Darſtellung der Weltbegebenheiten anzuregen und ſo die Liebe zum geſchichtlichen Studium anzuzünden und zu erhalten. Daher bringt er auch viele Collegia gar nicht zu Stande, und die er zu Stande bringt, ſind mehrentheils ſehr ſchwach beſetzt. Daher iſt das Gefühl des Bedürfniſſes eines guten hiſtoriſchen Docenten bei den hier Studirenden ſehr lebhaft und verſchiedentlich haben ſie dies laut geäußert. — Der Prof. Wilken iſt daher hier nur geſchätzt als Lehrer der perſiſchen und einiger andern orientaliſchen Sprachen und als Bibliothekar an der Univerſitätsbibliothek, um welche er wirklich reelle Verdienſte hat.

Unter dieſen Umſtänden wäre es äuſſerſt wichtig und wünſchenswerth einen Lehrer der Geſchichte zu gewinnen, und Ihr Herr Sohn, ſchon erprobt in dieſem Fach, könnte gewiß auf vielen Beifall und wachſenden Zuſpruch rechnen.

Auf der andern Seite hat es aber gerade hier mit der Ausmittelung einer neuen Beſoldung ſeine eigenen Schwierigkeiten. Denn erſtens empfindet das hieſige Finanzdepartement dieſelbige Schwäche und Caſſenmängel, die jetzt allenthalben fühlbar ſind. Zweitens iſt hieſiges Curatorium etwas verwöhnt durch zufällige Umſtände, wozu der gute Credit, worin Heidelberg (in climatiſcher und dergl. Hinſicht) im Auslande ſteht, beigetragen hat. Es ſind nämlich von Zeit zu Zeit Männer hierher gekommen, die ohne alle Beſoldung und auf ihr Privat-riſico dahier Vorleſungen gehalten haben. Z. B. der Hr. Conſiſtor.-Rath Horſtig, Herr Prof. Görres (beide jetzt nicht mehr hier) und der noch anweſende Herr Prof. Wagner von Würzburg. Dadurch ſind mehrere Lücken ausgefüllt worden, ohne daß die Regierung einen Pfennig dafür bezahlt hätte. Das greift nun auch in die Geſchichte mit ein: So hat Prof. Wagner ſo eben für den nächſten Winter Vorleſungen über die alte Weltgeſchichte (zwar ſonderbar genug nach ſeinem Lehrbuch der Mythologie!) angekündigt, und eben ſo ſpricht man auch von einem Sohn des Generalſuperintendenten Wagemann von Göttingen, der nächſten Winter als Privatdocent der Geſchichte hier auftreten wolle. Ich zweifle zwar nun keinen Augenblick, daß, wenn auch beide noch leſen ſollten, doch der Hr. Prof. Schütz leicht den unbeſtrittenen Vorrang erhalten und ſich einen ſchönen Wirkungskreis eröffnen würde (vorausgeſetzt, daß unſere Univerſität in der bisherigen

Lage bleibt) allein eine beſtimmte Vocation mit einer
ſoldung dürfte doch unter dieſen Umſtänden mehrere Sch
rigkeiten finden.

Ohne dieſe letztere beſtimmte Zuſicherung würde ſich
Ihr Herr Sohn wohl ſchwerlich entſchließen, ſeine Wohn
hier aufzuſchlagen, zumal da man ihm in Berlin eine S
an der Univerſität anbietet.

Im Fall aber Ihr Herr Sohn dennoch den hieſigen
fenthalt vorziehen ſollte, bedarf es wohl von meiner Seite
Verſicherung nicht, daß ich mit Vergnügen, was in me
Kräften ſteht, dazu beitragen werde, um ſeinen Aufent
dahier ihm angenehm zu machen. Der gegenwärtige Dire
aller unſerer Univerſitätsangelegenheiten (ſo wie aller Lan
angelegenheiten) iſt der Cabinetsminiſter Freiherr v. Reiz
ſtein in Carlsruhe. — Die Anweſenheit der berühmten K
lerin Mad. Schütz geweſene Hendel würde gewiß das hi
und Mannheimer Publikum ſehr erfreuen, mich aber noch
beſonders intereſſiren, da ich ihre Darſtellungen noch nie
geſehen, und durch meine vorjährige Holländiſche Reiſe
Vergnügens beraubt wurde, ſie hier zu ſehen. — Was
hieſige Leben betrifft, ſo ſind zwar ſeit 6 Jahren die p
rerum ſehr geſtiegen (faſt noch einmal ſo hoch) dagegen d
es doch um ein Beträchtlicheres wohlfeiler hier ſein als in
lin. Daher wird auch wohl Prof. Marheinecke, der
falls nach Berlin vocirt iſt (mit 1500 Rthlr. Preußiſch) mit
geringen Zulage hier bleiben.

Ich wünſche Ihrer Geſundheit von Herzen fortbau
Befeſtigung u. ſ. w.

Eichſtädt.

Leipzig, 8. Dec. 17

Quum mens me animus admonet, officii ratione
cito, tum Beckii, Praeceptoris mei, voluntas facit,
mihi declarata, et libellum, juvenili opera compositum
Te, Vir Illustris, mittere audeam. Etsi enim eum
indignum scio esse, qui Tuis oculis subjectus, Tuum
eat judicium, quippe qui nulla sit dote commendabilis,
forte consilii, quo scriptus est, probitate conatusque
stia: tamen, quum Tu ingenii non magis quam anim
cellas magnitudine ac praestantia, equidem nullus d

quin hanc ignoti hominis audaciam aequa sis et benevola mente interpretaturus. Quod si adhuc viveret, cuius ego saluberrima institutione, favore constantissimo ac prorsus eximio, hospitio denique liberalissimo per multos annos usus sum, immortalis Morus, spes erat, futurum, ut amici Tui commendatione adjutus gratior Tibi libellus veniret atque acceptior. Saepius ille, quo erat in me animo vere paterno, quum voti mei damnatus, Jenam aliquando essem repetiturus, sua sese effecturum auctoritate promisit, ut Tibi, Vir Celeberrime, innotescerem penitius, atque in Tuum admissus patrocinium, cujus summum ingenium, doctrinam exquisitam indefessumque de litteris promerendi studium jampridem essem tacita mentis veneratione prosequutus, ejusdem benevolentiam agnoscerem, experirerque humanitatem. Nunc quum praestantissimus ille Vir luctuosa nobis morte ereptus, et auctoritatis et benevolentiae suae triste desiderium reliquerit: optabile est, ut, quem praestare libelli virtutes non possunt, idoneae commendationis defectum Tua, Vir summe, compenset indulgentia. Vale, litterarum dulce decus, et juveniles conatus Tua, si fieri potest, auctoritate adjuva!

Leipzig, 6. Aug. 1795.

Wenn unbeſchränktes Vertrauen zu der Güte eines wohlwollenden Mannes fähig iſt, eine ſcheinbare Zudringlichkeit zu entſchuldigen, ſo darf ich dieſe Entſchuldigung hoffen; und wenn ſelbſt äußere Umſtände es zuweilen zur Pflicht machen können, ſich der Güte des Wohlwollenden ganz zu überlaſſen, ſo darf ich meiner Freiheit zwiefache Verzeihung verſprechen. Ew. Wohlgeboren verdanke ich ſchon ſo viele Aufmunterung, daß ich vertrauensvoll wage, mir Ihre Unterſtützung zu erbitten.

Meine gegenwärtige Lage, in welche mich der Tod meines Vaters verſetzt hat, macht es mir unmöglich, meinen akademiſchen Plan hier weiter zu verfolgen. Ein vieljähriger Aufenthalt in Leipzig und eigene Erfahrung haben mich belehrt, daß die Wege, welche bey unſerer Univerſität nur zu einigem, oft bloß ſcheinbaren Glücke hinführen, lang und vielfach gekrümmt, auch den Entſchloſſenſten ermüden können. So lange mein Vater mir lebte, traute ich mir Entſchloſſenheit genug zu, um ruhig ausharren zu können: aber jetzo, da die Sorgen für mich durch die Pflichten, welche mir für die Meinigen obliegen, verdoppelt werden, jetzt fühle ich es, wie ſehr

die Heiterkeit des Geiſtes, die dem ernſteren Betreiben der Wiſſenſchaften gebührt, von äußeren Verhältniſſen abhange, und wie wenig die gnädigen Verſprechungen der hohen Oberen für die Zukunft, bey denen es hier gewöhnlich ſein Bewenden hat, mir für die Gegenwart genügen. Ich bin in dem Alter, wo Thätigkeit mit gutem Willen wetteifern kann; nur kommt es jetzo darauf an, daß der Wille durch neuen Muth belebt, und die Thätigkeit durch die äußeren Umſtände begünſtiget und auf einen beſtimmten Wirkungskreis hingewieſen werde. Ich weiß nicht, woher ich die gewiſſe Hoffnung habe, daß Sie, Verehrungswürdigſter Mann, dieſen Wirkungskreis, den ich hier nicht finde, mir anderswo anweiſen werden; aber das weiß ich, daß das thätigſte Beſtreben, Ihre Erwartungen nicht zu täuſchen, welches ſeither ein freies Opfer der Bewunderung und Ehrfurcht war, mir dann zur heiligſten Pflicht der Dankbarkeit werden würde. Jede Beſchäftigung, wodurch ich mich meinem Ziele hoffnungsvoll nähern kann, jedes Amt, das meinen Fähigkeiten angemeſſen iſt, würde ich in meiner jetzigen Lage freudenvoll übernehmen; keines freudenvoller und, wenn ich dieß hinzuſetzen darf, vorbereiteter, als ein akademiſches Lehramt. Wäre es möglich, daß ich jetzo durch Ihre Fürſorge und gütige Vermittelung nach Jena kommen könnte, nur mit einigem Anſtande für die Gegenwart und mit einigen Ausſichten für die Zukunft: mein Glück würde mich größer dünken, als ich es je in der vermeſſenſten Stunde meiner Eigenliebe gehofft hatte; denn ich ſähe durch eine genauere Verbindung mit Ihnen einen meiner ſtolzeſten Wünſche erfüllt. Schon ehemals gewann der Wunſch, Ihnen als Schüler anzugehören, durch ſo manche Unterredung mit dem verewigten Morus eine Lebhaftigkeit, welche ſelbſt der Gedanke an die Unmöglichkeit der Erfüllung nicht ſchwächen konnte. Wenn ich jetzt, bey veränderten Verhältniſſen, denſelben Wunſch noch in dem Umfange zu erreichen trachte, in welchem es möglich iſt; ſo trachte ich nach nichts Geringerem, als nach der Begründung meines Glückes durch einen Mann, von dem ich es hoffe, und dem ich es vor Allen gern verdanken möchte. Laſſen Sie mich, verehrungswürdigſter Gönner, nach der Erfüllung jener Hoffnung, durch die That ſelbſt beweiſen, daß dieſe Verſicherung etwas mehr als leere Sprache der Höflichkeit war!

Mit den Empfindungen der freyeſten, wahrhafteſten Verehrung und mit eben ſo aufrichtigen Wünſchen für Ihre Geſundheit bleibe ich u. ſ. w.

Stauchitz, 27. März 1796.

Die wohlwollende Theilnahme, welche Ew. Wohlgeb. meinen Schickſalen gönnen, würde mir zu jeder Zeit erfreuend und ſchmeichelhaft geweſen ſeyn; jetzt iſt ſie mir ganz vorzüglich beruhigend, und ich ſäume daher keinen Augenblick, Ihnen für die gütige Zuſchrift, welche mir dieſe Beruhigung gewährte, von ganzem Herzen zu danken. Bey dieſer unverzögerten Erfüllung meiner Pflicht, iſt es bloß Schuld des Zufalls, wenn mein Brief ſpäter, als Sie vielleicht erwarteten, in Ihre Hände kommt. Der Ihrige mußte mir von Leipzig aus hieher zugeſandt werden, wo ich mich, etwa noch eine Woche lang, bey meinen Anverwandten aufhalte; ich erhielt ihn dieſen Abend erſt, und noch dieſen Abend beantworte ich ihn.

Wahrſcheinlich wiſſen Sie es, mein innig verehrter Gönner, wie oft ſeither das Schickſal mit meinen Wünſchen, und meine Wünſche mit den Erwartungen, zu welchen man mich berechtigte, in Widerſpruch geweſen ſind. Ungern ſchlug ich einen Ruf nach Berlin aus: allein man wußte es mir zur Pflicht zu machen, indem mir der Hr. Kriegsrath Müller in Leipzig ohne alles mein Anſuchen das damals erledigte Conrectorat auf der Thomasſchule, und der Hr. O. C. Präſident von Zedtwitz in Dresden eine außerord. Profeſſur bey der Univerſität verſprach. Die Zuſage des erſteren wurde mir durch ſeine Freunde und auf ſeine eigene Veranlaſſung ſo feſt und untrüglich dargeſtellt, daß ich mich in gläubiger Ergebenheit bethören ließ, die von Dresden aus geſchehenen Anerbietungen unbenutzt zu laſſen. Ich kannte die Eiferſucht zwiſchen dem Stadtmagiſtrat und der Univerſität. Am Ende zeigte es ſich, daß ich das Wort jenes Herrn mehr geehrt hatte, als er ſelbſt. Von dieſer Seite getäuſcht, erneuerte ich jetzt mein Geſuch um eine prof. extraord. in Dresden, welche man mir ſchon das Jahr vorher verweigert hatte, um der Facultät zu zeigen, daß alle ihre Beeiferungen und Empfehlungen über den Willen der hohen Oberen nicht gebieten können. Ihnen wird das Paradoxon unglaublich vorkommen, und doch iſts die reinſte Wahrheit, welche ſich die Leipziger Profeſſoren ſelbſt nicht verhehlen, daß Diejenigen gewöhnlich keine Unterſtützung in Dresden finden, welche die Univerſität vorzüglich zu unterſtützen und zu befördern ſucht. Jetzt fügte es ſich wieder unglücklicher Weiſe, daß ſich zu den in aller Hinſicht gehaltloſen Profeſſuren mehrere Competenten fanden, unter ihnen auch der Sohn des Dresdner Superintendenten; daß mich die Facultät wieder primo loco, und wärmer und dringender als die übrigen empfohlen hatte. Der angenommenen Maxime gemäß, erlangten dieſe ſogleich, was ſie ſuchten; ich wurde zum zweyten mahle abgewieſen. Sie können leicht erwägen, was ich dabey empfinden muß; nur die Theilnahme und das Urtheil des größern und beſſern Theils unſerer akademiſchen Lehrer giebt mir einige Beruhigung. Die übrigen werden freylich nicht aufhören, mir, wohin ich den Schritt wende, herrſchſüchtig in den Weg zu treten; und leider richten die argliſtigen Ränke der mit ewiger Geſchäftigkeit rafinirenden Misgunſt in Dresden mehr aus, als die Empfehlung des offenen Mannes, welcher die Schleichwege verſchmäht und die gerade Straße wandelt.

Abſichtlich habe ich Ihnen eine kurze, aber treue Schilderung meiner akademiſchen Lage entworfen. Es mag zudringlich ſcheinen: aber ich mußte mir jetzt dieſe Zudringlichkeit zu Schulden kommen laſſen, um mich vor den Vorwurf einer größeren zu ſchützen. Da mir an Ihrem Urtheil, mein theuerſter Gönner, und Ihrer Begünſtigung unendlich viel liegt; ſo habe ich ſchon längſt nach einer Gelegenheit getrachtet, den oft erneuerten Wunſch, auf Ihrer Univerſität ein Plätzchen zu finden, in Ihren Augen zu rechtfertigen, wenigſtens den Verdacht unbeſcheidener Vermeſſenheit zu entfernen. Jetzt, meyne ich, iſ mir dieſes gelungen. Und jetzt werden Sie mir, da ich di Erfüllung jenes Wunſches nicht mehr hoffen darf, wahrſcheinlich Glück wünſchen, wenn ich Ihnen melde, daß ich, Privatnachrichten zufolge, bereits am 3. März zum Director de Thorner Gymnaſii erwählt worden bin. Der Wahlbericht iſ vor mehreren Wochen an die königl. Weſtpreuß. Regierung z Marienwerder abgegangen: von dieſer muß er beſtätiget werden theils weil die Wahl einen Ausländer getroffen hat, theils wei von jetzt an die Directorſtelle mit der erſten ord. Profeſſur vereiniget werden ſoll. Vordem ſind dieſe Stellen getrennt geweſen, und mit der Direction des Gymn. war der Vortrag de Theologie, ſo wie mit der erſten Profeſſur der Unterricht i der lat. Sprache verbunden. Erfolgt die Beſtätigung der Wahl ſo wird der Ruf ſelbſt nicht mehr lange außen bleiben.

Deſto beſſer werden Sie denken; und vielleicht erſtaunen wenn ich Ihnen ganz aufrichtig bekenne, daß mich dieſer Antrag in keine geringe Verlegenheit ſetzt. Nicht genug, da meine Familie, der Pohlens politiſche Lage vor Augen ſchweb mir dieſe Entfernung nicht geſtatten will; ich ſelbſt fürchte meh als Alles, gänzliche Abgeſchiedenheit von der gelehrten Welt un litterariſche Dürftigkeit in Thorn, und alle Nachrichten, welche mir ſeither über dieſen Punkt, vorzüglich von Halle her, zugekommen ſind, beſtätigen und erhöhen meine Furcht. Bedeutende Privatbibliotheken giebt es jetzt, nach dem Tode zweyer gelehrter Prediger, Heſelau und Hävelke, in Thorn gar nicht; die öffentliche, welche unter der Aufſicht des Directors ſteht, ſoll reich an patribus- und überhaupt im Fache der Kirchengeſchichte ziemlich gut ausgeſtattet ſeyn, aber dürftig und arm in allen übrigen Fächern, vorzüglich im humaniſtiſchen. Von gelehrten Verbindungen darf ich mir dort noch weniger verſprechen. Was ich in dieſer Hinſicht gehört habe, finde ich ganz bewährt durch die latein. Programmen, welche mir von den daſigen Profeſſoren zu Geſicht gekommen ſind: ſie enthielten ganz gute theologiſch-moraliſche Predigten. Buchhandel hat Thorn, wie Sie wiſſen, ebenfalls nicht, und der Ankauf von Büchern, die man gewöhnlich aus Berlin verſchreibt, iſt ſchwer und umſtändlich.

Unter ſolchen Umſtänden verzeihen Ew. Wohlgeboren gewiß einem jungen Manne, dem es mit der Betreibung der Wiſſenſchaften und ſeiner davon abhängigen Ausbildung ein Ernſt iſt, die Unentſchloſſenheit bei einem Schritte, der ihn aus einer für die Befriedigung ſeiner Neigung ſo günſtigen Sphäre auf einmal in eine von litterar. Hülfsmitteln entblößte Einſiedeley bringt. Wie muthvoll wollte ich nach Th. wandern, wenn jene Bedenklichkeiten ungegründet wären! Aber wie gern würde ich auch im entgegengeſetzten Falle die auream mediocritatem an jedem andern Orte, den noch ſo vortheilhaften Bedingungen in Th., wenn ſie erſcheinen ſollten, vorziehen! Ich fürchte die phyſiſche Verarmung weniger, als die litterariſche: durch jene würde ich bloß das äußere Wohlleben, mit dieſer meine innere Zufriedenheit verlieren. — So denke ich jetzt, und noch weiß ich nicht, was geſchehen wird, wenn der Ruf wirklich erſcheint, und was vielleicht die verbundenen Umſtände dem widerſtrebenden Willen zur Pflicht machen werden. — Mögen nur Sie, mein hochgeehrteſter H. H., bei jeder künftigen Wendung meines Schickſals mir Ihr Wohlwollen und theilnehmendes Andenken nicht verſagen!

Leipzig, 11. Jul. 1796.

Empfangen Ew. Wohlgeb. für die gütige Theilnahme welche Sie bei meiner jetzigen Beförderung mir bewieſen haben, meinen aufrichtigen und hochachtungsvollen Dank! Wenn ich

Ihnen mit Offenheit bekenne, daß ich bloß aus Liebe zu den Wiſſenſchaften, die in Thorn ſeither kein Gedeihen fanden, in Leipzig zurückgeblieben bin, und hier auf eine günſtigere Zukunft hoffe, wo die Vergangenheit für mich nicht erfreulich war und die Gegenwart nicht ſehr tröſtend iſt: ſo werden Sie ſelbſt beurtheilen, wie ſehr mir daran gelegen ſein muß, vorzüglich mit Ihnen und Ihrem Inſtitut eine Verbindung zu unterhalten und, wo möglich, enger zu knüpfen, die mir eben ſo ehrenvoll als nützlich iſt. Es war immer mein Wunſch, meine kleinen Beiträge zur Allg. Litt. Zeit. von Zeit zu Zeit vermehren zu dürfen. Sie ſind daher ſehr gütig, indem Sie mir jetzo zur Pflicht machen, was ich mir als eine Gunſt von Ihnen erbitten wollte, und mir da den Schein eines Verdienſtes laſſen, wo ich bloß meiner Neigung folge. Deſto eifriger werde ich mich beſtreben, Ihre Erwartungen wenigſtens nicht zu täuſchen.

Da die Recenſionen der größeren Werke, welche Ew. Wohlgeboren mir übertragen haben, vielleicht erſt nach einigen Monaten vollendet werden dürften: ſo ſende ich Ihnen hier, um unterdeſſen doch nicht ganz ἀσυμβολος zu ſeyn, die Anzeigen von

Athenaeus ed. Schäfer. P. I.
Cebes c. vers. ital. ed. Bodoni.
Oeuvres de Xénophon p. Mr. Gail.

Nächſtens denke ich Ihnen auch eine Recenſion von einer unlängſt zu Paris erſchienenen Ausgabe des Callimachus, nebſt den Reſten von dem vorigen Winterhalbjahre, welche jetzt erſt im Buchhandel zu haben ſind, zu ſchicken. Es wird mich freuen, wenn Sie die Beiträge, die ich Ihnen jetzt oder künftig, vorzüglich was ausländiſche Werke betrifft, unaufgefordert überſende, einer Aufnahme in der Allg. Litt. Zeit. würdigen. Finden Sie aber dieſelben unbrauchbar, ſo erſuche ich Sie jetzt ein für allemal um die baldigſte Zurückſendung derſelben, weil ſie ſodann noch, wenigſtens großentheils, ein Plätzchen in der Leipz. Bibliothek der ſch. W. finden würden.

Bei dieſer Gelegenheit nehme ich mir die Freiheit zu fragen, ob Sie mir eine Recenſion von

Plutarchi moralia ed. D. Wyttenbach, Oxonii 1796

erlauben wollen. Ich könnte ſie bald einliefern.

Und nun habe ich noch eine Bitte auf dem Herzen, welche verſchiedene Umſtände, die ſie veranlaſſen, entſchuldigen mögen! Da meiner jetzigen, wenigſtens ſcheinbaren Verſorgung einmal in den öffentlichen Blättern Erwähnung geſchehen iſt: ſo wünſchte ich der künftigen Ausſichten halber, daß die Anzeige davon beſtimmter, als in dem Leipz. G. A. gefaßt würde. Es iſt mir nicht lieb, wenn man glaubt, daß ich nunmehr in Leipzig fixirt ſey; und ich wage es daher, Sie um folgende Bekanntmachung in dem Intelligenzblatt der Allg. Litt. Zeit. ergebenſt zu bitten, „daß ich, nachdem der Ruf zum Directorat und einer ordentl. Profeſſur am königl. Preußiſch. Gymnaſium zu Thorn an mich ergangen, von der Regierung in Dresden eine außerordentliche Profeſſion der Philoſophie bei der hieſigen Univerſität und hundert Thaler als Gratifikation erhalten habe." Die Gewährung dieſer Bitte werde ich als einen beſondern Beweis Ihres Wohlwollens betrachten.

Ueber das neuerlich durch Ihre Güte empfangene Honorar lege ich hier eine Quittung bei: mein herzlicher Dank begleitet ſie. Unverändert beharre ich mit der wahrhafteſten Hochachtung ꝛc.

Leipzig, 18. Aug. 1796.

Vergebens ſuche ich Worte, mein innig verehrter Gönner, um das, was mein Herz bei ſo vielfachen und ausgezeichneten Beweiſen Ihres Wohlwollens empfunden hat und noch dieſe Stunde empfindet, nur einigermaßen auszudrücken. Erlaſſen Sie es mir, Ihnen die überraſchende Freude, welche Ihre ſo gütige Anzeige meiner Beförderung im Intelligenzbl. der Allg. Litt. Zeit. mir gewährte, die lebhafte Rührung, in die mich Ihr letztes Schreiben verſetzte, und die Gefühle der aufrichtigſten und hochachtungsvollſten Dankbarkeit, welche aus beiden entſprangen, zu ſchildern. Was ich Ihnen jetzt ſagen könnte, würde das nur ſchwach und unvollkommen andeuten, was ich Ihnen ſo gern ſagen möchte: was ich aber zu thun bereit bin, mir Ihr Wohlwollen zu verdienen, dies ſoll Ihnen künftig, wenn der Himmel meine Wünſche begünſtiget, die That ſelbſt bewähren.

Die Anträge, welche mir Ihre ſchätzbare Zuſchrift gemacht hat, begegneten meinen Neigungen und Wünſchen auf eine ſo ſchmeichelhafte Art, daß ich ſie unbedingt mit dem herzlichſten Dank annehmen würde, wenn ich in meine Kräfte ſo wenig Mistrauen, als in meinen Willen ſetzen dürfte. Bloß die innige Sehnſucht, Ihre Erwartungen in keinem Punkte zu täuſchen und Ihre gute Meinung von mir durch fortſchreitende Ausbildung meiner Fähigkeiten auch für die Zukunft zu behaupten, läßt mich eine etwas genauere Anzeige der Vicariatsgeſchäfte wünſchen, die mir in Ihrer und des Hrn. Prof. Hufelands Abweſenheit obliegen würden. Nach derſelben würde ich theils meine Kräfte gewiſſenhaft prüfen, theils ungefähr die Zeit berechnen, welche mir zur Fortſetzung meiner eigenen Studien übrig bleiben könnte. Denn um die Summe zu verdienen, die Ihre Güte mir beſtimmt hat, würde ich doch den größeren Theil des Jahres Vicariren müſſen. — Mit dem lebhafteſten Danke erkenne ich es übrigens, daß Sie auch in dem Falle, wenn die Direction der A. L. Z. nicht auf ſo lange Zeit von mir verwaltet würde, mich doch auf andere Art ſicher zu ſtellen verſprechen. Ich überlaſſe mich Ihnen ganz und mit freudiger Ergebenheit. Wäre ich nicht von Ihrer biedern Denkungsart ſo vollkommen überzeugt: ſo würde ich mir noch ein Detail der Beſchäftigungen oder Obliegenheiten erbitten, die mich in dem gedachten Falle ſicher ſtellen könnten; und der Wunſch meiner Vervollkommnung durch zweckmäßige Arbeiten würde gewiß dieſe Bitte rechtfertigen. Allein ich weiß, daß Ihre Wünſche und Abſichten hier ganz mit den meinigen übereinſtimmen: jedes Wort, das ich über dieſen Punct noch hinzufügte, würde überflüßig ſein und die Geſetze ächter Kalokagathie verletzen. — Was endlich die erſte Reviſion der Druckmanuſcripte anlangt: ſo darf ich mir wohl zu dieſem Geſchäfte Fähigkeit und Genauigkeit genug zutrauen, um die Forderungen einer ſtrengen Direction zu befriedigen. Ich bin überhaupt an Thätigkeit gewöhnt, weil ich mir auch in Leipzig, wo mit der Vermehrung des Koſtenaufwandes die Verminderung der Einkünfte eines akademiſchen Lehrers jetzt ſo ziemlich gleichen Schritt hält, jährlich wenigſtens 250 Thlr. durch Schriftſtellerarbeiten oder, wenn Sie lieber wollen, durch Abhängigkeit von den Launen und Einfällen der Verleger, erwerben muß, um auf eine anſtändige Art leben zu können. Auch darf ich wohl hinzufügen, was das ſelbſteigene Verdienſt ſehr beſchränkt, daß ich ohne großen Zeitaufwand mit Leichtigkeit arbeite.

So würde denn auch bei Ihrem gütigen Antrage das Meiſte darauf ankommen, daß ich von der Qualität der mit der Direction verbundenen Arbeiten etwas genauer unterrichtet und mit mir ſelbſt und meinen Fähigkeiten darüber einverſtanden wäre. Von der Quantität derſelben kann nicht einmal die Frage ſein, ſobald ich, wie mich Ihr wohlwollendes Schreiben hoffen läßt, bei den Geſchäften, die ich in Jena für die Gegenwart treibe, durch Ihre Vermittelung am Weimarſchen Hofe auch eine gewiſſe Ausſicht auf die Zukunft gewinne. Gern gebe ich ſodann meine zeitherigen Verhältniſſe auf, und mit Freuden vertauſche ich meine hieſigen Verbindungen gegen neue, die mir höchſt ſchätzbar an ſich, nicht blos mein künftiges Fortkommen ſichern, ſondern zugleich die gewünſchteſte und ſchönſte Vorbereitung dazu verſprechen. Es bleibt ein ernſthafter, aber erhebender Gedanke, ſich zu einem wichtigen Amte unter den Augen eines Mannes zu bilden, der allein fähig iſt, über ſeinen künftigen Nachfolger nicht blos das Wort der Weihe auszuſprechen, ſondern ſie ihm auch durch Rath und Leitung zu gewähren. Glauben Sie mir, verehrungswürdiger Mann, die Hoffnung dieſer Leitung iſt mir, nach meiner Art zu denken, eben ſo wichtig und ſchmeichelhaft, und gewährt mir in anderer Hinſicht eine ungleich reinere und ungetrübtere Freude als der Gedanke an mein Fortkommen ſelbſt.

Vor der Hand will ich hier, ſo ſchleunig ich kann, noch die Pflichten erfüllen, deren Verabſäumung mir bei meinem Abſchiede von Leipzig Vorwürfe und ungünſtige Urtheile zuziehen könnte. Ich will, da ich die Gratification bereits in Empfang genommen habe, mein Antritts-Programm ſchreiben und die gewöhnliche Antrittsrede halten. Beides wollte ich anfangs nach Michael erſt thun, weil ich mit dem Thema des erſtern noch nicht ganz aufs Reine gekommen war. Jetzt wähle ich dazu, was mir am nächſten vor der Hand liegt; und ſo kann die Arbeit in etlichen Wochen vollendet ſein. Erſcheint dann die günſtige Entſcheidung von Ihrer Regierung: ſo bin ich hier ungehindert und frei, und meinen Pflichten iſt ein Genüge geſchehn.

Vor einiger Zeit erhielt ein hieſiger Freund von mir einen Brief vom Hrn. Geheimrath Harles, in welchem er ſich ſehr ernſtlich und empfindlich über den inhumanen Ton beſchwert, in dem ich, eingezogenen Nachrichten zufolge, ſeine Antholog. Gr. in der A. L. Z. recenſirt, ſich höchlich wundert, daß ich mit Mart. Laguna und noch ein Paar Andern, wie er ſich ausdrückt, gleichen Antheil an dieſer Zeitſchrift genommen; von derben Blößen des Rec. ſpricht u. ſ. w. — Bald darauf wurde mir ſelbſt dieſelbe Nachricht von Göttingen mitgetheilt, wohin ſich wahrſcheinlich Hr. H. auch mit ſeinen Klagen und Beſchwerden über mich gewendet haben mag. Mir iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß dieſe ganze Klätſcherei von Leipzig herrührt; und ich wollte den freundlichen Mann mit ſeinen unfreundlichen Abſichten wohl errathen, der an ſeinen

Freund Harles ſolcherlei Nachrichten gelangen läßt. Ich unterſchreibe den Inhalt jener Recenſion von ganzem Herzen; aber den Ton würde ich in der Anzeige von der Introduct. in historiam linguae graecae nicht gerade zu dem meinigen machen, weil Hr. H. ohne alle Anmaßung zu ſein und zu ſchreiben ſcheint. Gleichwohl kann ich auch dieſe Introduktion ihrer Planloſigkeit halber und wegen einer Menge ſchiefer, ſchwankender und ſeltſamer Urtheile ſowohl über den Gang der Litteratur überhaupt, als beſonders über einzelne Schriftſteller, nichts weniger als loben. — Der Gedanke, daß Hr. H. und Andere auch bei dieſer Recenſion der Introduktion nunmehro ſogleich und zuerſt auf mich fallen werden, iſt mir, ſo lang ich noch wegen meiner künftigen Lage in Ungewißheit bin, kein erfreuender Gedanke; dies, wo möglich zu verhüten, habe ich auf einem hier beiliegenden Blatte jenem falſchen Gerüchte widerſprochen. Der Widerſpruch iſt ganz allgemein abgefaßt, um dem mir unbekannten Recenſenten auch nicht auf die entfernteſte Weiſe zu nahe zu treten. Und nun bleibt es blos Ihrem Gutbefinden überlaſſen, ob Sie dieſe Zeilen in das Intelligenzblatt der Allg. L. Z. aufnehmen und die Wahrheit derſelben, was die A. L. Z. betrifft, durch Ihre Autorität bekräftigen wollen.

Erhalten Sie mir, mein hochgeſchätzter Herr, Ihre wohlwollenden Geſinnungen, und laſſen Sie mich, wenn es möglich iſt, von der glücklichen Ausführung Ihres mir ſo erwünſchten Planes bald ein erfreuliches Wort hören! — Mit einem Herzen voll der wahrhafteſten Dankbarkeit und ungeheucheltſten Verehrung beharre ich Zeitlebens Ihr u. ſ. w.

N. S. Mein Alter iſt zwiſchen dem 25. u. 26. Jahr, und mein Geburtsort Oſchatz im Meißniſchen.

Leipzig, 15. September 1796.

Ihr gütiger Brief, mein höchſtverehrter Gönner und Freund, iſt noch einen Tag früher, als ich ſelbſt, in Leipzig eingetroffen. In Jena weilte ich gern und mit Vergnügen: in Zeitz mußte ich verweilen, weil ich den Bann- und Zauberformeln nicht widerſtehen konnte. In dieſer Hinſicht war es noch ein Glück für mich, daß Sie und Ihre Frau Gemahlin mir Ihre Begleitung verweigerten. Wurde ich jetzt von den guten Zeitzern wohl aufgenommen: ſo wäre ich alsdann ihnen doppelt willkommen geweſen, und gewiß viel ſpäter entlaſſen worden. Indeſſen waren Sie Ihren Verwandten, die ſich ſämmtlich recht wohl befinden, und wie immer gegenwärtig, geduldig ertrug ich von jenen die Vorwürfe, die ſie meiner Ungeſchicklichkeit im Ueberreden machten, weil mich die Hoffnung einer günſtigeren Zukunft beruhigte. Am wenigſten mochte es mir die Demoiſelle Beſſer verzeihen, daß ich allein in Zeitz erſchienen war. Sie ſprach noch immer mit Begeiſterung von dem, was ihr ganzes Weſen verrieth, von ihrer in Jena empfangenen Bildung. Ihr jüngerer Bruder befindet ſich gegenwärtig in Berlin, und der ältere wird nächſtens in Zeitz als Regiſtrator bei der Kammer (wo ich nicht irre) auftreten, für jetzt eine Beſoldung von fünf bis ſechs Hundert Thalern, und dabei die erwünſchteſten Ausſichten auf höhere Stellen erhalten.

Ich habe mich meiner in Zeitz empfangenen Aufträge entledigt: ob ich mir dadurch zugleich Verzeihung für die ſpätere Beantwortung Ihres lieben Briefes bewirkt habe, dies muß ich Ihrer Güte überlaſſen. — Mit lebhafter Rührung erkenne ich die gütigen Bemühungen, die Sie für Ausführung unſerer Abſicht übernommen haben. Bald wird es mir an Worten fehlen, womit ich die Empfindungen meines Herzens bei ſo vielfachen und oft erneuerten Beweiſen Ihres Wohlwollens gegen mich bezeichnen kann. Möchte es mir nur gelingen, Ihnen in der Zukunft thätig zu zeigen, wie ſehr ich mich Ihnen verbunden fühle! Es iſt dies mein inniger und einziger Wunſch, der, je länger ich ihn nähre, deſto mehr an Wärme und Lebhaftigkeit gewinnt.

Mit dem nächſten Poſttage erhalten Sie die verlangten Schriften. Heute hat mich der Buchbinder aufgehalten; und auf den Dienſtag kann ich Ihnen zugleich mein Antrittsprogramm überſenden. Man hat während meiner Abweſenheit wacker daran gedruckt: allein da es 10 bis 11 Bogen füllen wird, ſo hat der Druck doch nicht vollendet werden können. Es wird mir erfreuend ſein, wenn Sie urtheilen, daß auch dieſer Verſuch den Herren Voigt und Göthe überreicht zu werden verdiene.

Was deutſche Aufſätze anlangt, ſo ſind in dem kurzgefaßten Handwörterbuche d. ſch. Künſte von einer Geſellſchaft von Gelehrten, das hier bei Voß erſchienen iſt, manche Artikel von meiner Hand, z. B. Ilias, Hesiod ꝛc. Einen unbedeutenden kleinen Aufſatz über die Wolfiſchen Prolegom. zum Homer in Wielands Merkur darf ich ſo wenig, als mehrere Beurtheilungen neuer Bücher in den ephemeridibus minorum gentium, erwähnen. Ueber die Wolfiſchen Prolegom. wird nächſtens eine weitläuftigere Abhandlung von mir in der N. Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften erſcheinen. Sie würde bereits fertig ſein und vielleicht manches Andere noch, wenn mir nicht die Umarbeitung der Moruſiſchen Hermeneutica N. Test., an der jetzt gedruckt wird, einen ſchönen Theil des Sommers geraubt hätte.

Halten Sie es wohl unter den gegenwärtigen Umſtänden für gut, daß ich Hrn. Jacobs in Gotha ein Expl. ꝛc. von meinem jetzigen Programm überſchicke und ihn (da es ohnehin als Verlagsartikel verkauft wird) um eine baldige Anzeige deſſelben in Ihrer und der Gothaiſchen Zeitung erſuche? — Gewiß werden Sie auch die Güte haben mir zu melden, wann ich mich an den Hrn. Geißler in Gotha wenden, und ihn um ſeine Mitwirkung an dem daſigen Hofe bitten ſoll. Ich bin überzeugt, daß er Alles thun wird, was nur in ſeinen Kräften ſteht. Und ſo ſollte ich doch die Erreichung unſerer Abſicht hoffen, wenn Sie vorzüglich die Gütigkeit haben vorzuſtellen, daß ich, ſobald ich mich nach Gotha wende, ſogleich die Ausſichten auf ſechs (!) professiones ordinarias, die ich blos in dem Fache der Philologie allein, auf unſeren Univerſitäten L. und W. hoffen darf, aufgebe, und mithin wohl Verzeihung verdiene, wenn ich mich auf einer fremden Univerſität wegen der entfernteren Zukunft geſichert zu ſehen wünſche. Denn an einen Rückruf nach L. oder W. darf ich, bei den mir ſelbſt geäußerten Geſinnungen unſerer Miniſter, ſchlechterdings nicht denken.

Die Bremiſche Ausg. des Thucydides iſt allerdings mit der von Bredenkamp einerlei. Kiſtemaker aber hat nicht ſowohl eine neue Ausgabe, als einige dürftige Obſervationen zu der editio Bipontina, geliefert. In der That war es gleich vom Anfange mein Wille, auch von dieſen Werken eine kurze Anzeige beizubringen; und es war blos Vergeſſenheit, daß ich ſie auf dem Zettel nicht ausdrücklich bemerkt hatte.

Die Leipziger Katze lebt noch, ihrer abſcheulichen Magerkeit ungeachtet, ein elendes, zähes Küchenleben. Sie erſcheint in der Regel wöchentlich zweimal, und erhält ſich durch Zudringlichkeit auf den Beinen. Sie ſchmeichelt denen, die ihr hier wieder ſchmeicheln, kratzt und beißt, wo ſie ſich nicht ſicher dünkt, und verdient in der That eine recht fühlbare Züchtigung. Auch gegen unſern wackern Böttiger in Weimar hat ſie nur ganz neuerlich wieder ihre ſtumpfen Krallen geſchärft. — Es würden noch weit ärgere Ungezogenheiten unterlaufen, wenn nicht der Cenſor Wenck für die Ehre des Herausgebers mehr, als er ſelbſt, wachte. Ich bin oft Augenzeuge von den lituris, welche dieſes Blatt erfährt, dem der Unwille des Cenſors ſchon längſt den Tod gewünſcht hat.

Allein faſt ſcheint es, als würde es ſich durch Oberflächlichkeit und Wohlfeilheit noch eine Zeitlang behaupten. Wenigſtens wird es bei uns häufiger, als die Leipz. Gel. Anzeigen, geleſen.

Darf Leipzig hoffen, Sie künftige Meſſe in ſeinen Mauern zu ſehen? Wäre ich jetzt bei Ihnen, ſo würde ich, durch die Vorwürfe der guten Zeitzer beinahe zur Zudringlichkeit gereizt, nicht ablaſſen zu bitten, bis ich Ihnen das erwünſchte Verſprechen entlockt hätte. Freilich würde ich, wenn Sie nicht ſogleich zu Anfang der Meſſe kommen könnten, nur für Leipzig, nicht für mich dieſes Verſprechen erhalten haben. Indeſſen würde es mir ſchon erfreuend ſein, wenn ich Ihnen ein gutes Logis ausmachen könnte. Und hierzu dürfte gerade jetzt die bequemſte Zeit ſein.

Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Herrn Sohne verſichere ich meine aufrichtigſte Hochachtung und Freundſchaft, und bleibe mit unveränderter Dankbarkeit Ihr u. ſ. w.

Leipzig, 3. November 1796.

Ihre letzte gütige Zuſchrift, mein höchſtverehrter Hr. Hofrath, die ein Paar durchreiſende Schweizer überbracht hatten, war das erſte, was mich bei meiner Zurückkunft nach Leipzig auf eine nicht ganz angenehme Art überraſchte. Es that mir weh, die Abſicht dieſes Briefes verfehlt und die Ueberbringer deſſelben nicht einmal geſprochen zu haben: aber noch weit empfindlicher war es mir, daß ich durch meine Entfernung von L. des Vergnügens, Sie hier zu ſehen, beraubt worden war. Warum mußte ich auch Ihre Ankunft nicht erfahren, und nicht wiſſen, daß Sie ſich mehrere Tage lang hier verweilten? Nichts in der Welt hätte mich abhalten können, Sie aufzuſuchen, und mir von Ihnen ſelbſt die Antwort zu holen, welcher ich nun jeden Poſttag mit immer lebhafterer Sehnſucht entgegen ſehe. Die frohe Hoffnung, meine künftigen Tage bei Ihnen zu verleben, läßt mich das Drückende und Einengende meiner hieſigen Verhältniſſe doppelt fühlen; der Wunſch, recht bald bei Ihnen zu ſein, wird den Ungeduldigen in Ihren Augen entſchuldigen. In Jena herrſcht freundliche Theilnahme und ächte Humanität: hier geſpannte Freundlichkeit und vornehme Zurückhaltung. Man erlaubt ſich Verſtellung und jede hinterliſtigen Ränke, ſobald man auf dieſe Art zu ſeinem Zweck gelangen kann. Ich habe auch jetzt, bei der Wiedereröffnung meiner Vorleſungen, Erfahrungen dieſer Art gemacht, die nicht ſehr erfreuend ſind, und gern will ich mein Auditorium ſchließen, ſobald ich durch Ihre Güte eine erwünſchte Nachricht erhalte. Um

Um baldige Mittheilung dieſer Nachricht würde ich Sie noch ausdrücklich erſuchen, wenn das unbeſchränkte Vertrauen zu Ihrem Wohlwollen gegen mich nicht auch dieſe Bitte überflüßig machte.

Nach einem heute eingegangenen Kurf. Reſcript hat unſer Platner endlich das Dekanat bei der mediziu. Fakultät erlangen, nachdem es zuletzt noch Hrn. Sprengel in Halle übertragen worden war. Daß dieſer nunmehr einem Rufe nach Kiel folgen wird, wiſſen Sie wahrſcheinlich ſchon.

Der wackere Kreisph. Weiſe, von deſſen Krankenlager ich ſo eben komme, empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin auf das freundſchaftlichſte. Dieſen Empfehlungen füge auch ich die Verſicherung meiner innigſten Hochachtung und Ergebenheit bei, mit welcher ich zeitlebens beharre Ew. u. ſ. w.

Leipzig, 22. Dezember 1796.

Verehrungswürdigſter Herr Hofrath. Ich bin ſelbſt mit mir unzufrieden, daß ich gerade jetzt, da ich gern recht thätig für die A. L. Z. ſein möchte, ſo wenig für Sie habe leiſten können. Erſt kämpfte ich gegen die fatale Witterung, die mich beinah krank gemacht hätte, und nachher mit ſo vielen, zum Theil verdrüßlichen Geſchäften, daß es nicht möglich war, die angefangenen Recenſionen zu vollenden. Vielleicht habe ich mir auch bei dem Wyttenbachſchen Plutarchus die Arbeit ohne Noth erſchwert. Ein ſo claſſiſches Werk ſchien mir freilich ſchon jetzt etwas mehr als eine bloße Anzeige zu verdienen, zumal, da wir den Commentar wohl noch lange vergebens erwarten dürften. Indeſſen mag ich mich nicht vertheidigen, wenn Ihnen die genommene Freiheit im Ueberſchreiten der Grenzen mißfallen ſollte. Ich werde Ihnen auf gut Glück die Recenſion nach den Feiertagen überſenden. Gegenwärtig füge ich blos die erhaltene Liſte der Recensendorum bei, welche ich mit Vergnügen übernehme. — Das von mir unterſtrichene Buch iſt bereits recenſirt worden.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich Sie von einer ſonderbaren Concurrenz benachrichtigen, welche ich vor einigen Tagen durch einen Zufall erfahren habe. Der hieſige Buchdrucker Tauchnitz hat den Gedanken, eine Suite latein. und griech. Claſſiker in hübſchen Handausgaben erſcheinen zu laſſen. Er wird von dem Superint. Tittmann in Dresden, der ihm nahe verwandt iſt, ſehr unterſtützt, und hat von ihm auch zu dieſein Unternehmen ein anſehnliches Capital erhalten. Der Sohn von jenem, der hieſige Prof. Tittmann, welcher eine Art von Logik geſchrieben, und unlängſt in einem latein. Programm der Vernunft zugleich und der Grammatik Hohn geſprochen, iſt Direktor der Unternehmung: doch iſt mirs nicht unwahrſcheinlich, daß ſich mit dieſem Soſpitator der armen Griechen und Römer ein anderer rüſtiger Editor vereinigen wird, den Sie kennen. So wenig auch von dieſer Anſtalt zu erwarten ſteht: ſo kann doch wohl das Publikum durch niedlichen Druck und wohlfeile Preiſe getäuſcht, und auf dieſe Art eine beſſere Unternehmung dieſer Art erſchwert und gehindert werden. Noch habe ich von Ihrem mit Cotta entworfenen Plane keinem Menſchen geſagt: aber ſollte es nunmehr nicht Zeit ſein, in einer öffentlichen Ankündigung damit hervorzurücken? Die von Cotta im Meßkatalog angekündigten Auctores latini ſind zu verſteckt unter den übrigen Büchern, und bleiben ebendeshalb, weil ſie in ſo gemiſchter Geſellſchaft erſcheinen und Ihren Namen nicht an der Stirn tragen, unbeachtet. — Da die Editores Lipsienses, wie Sie wiſſen, nicht ſäumig ſind: ſo hielt ich es für Pflicht, Ihnen bei Zeiten einen Wink davon zu geben.

Göſchen will auch, wie Ihnen wahrſcheinlich bekannt iſt, Prachtausgaben von einigen Werken der Alten als Seitenſtücke zu den Wielandiſchen und Klopſtockiſchen Werken (an welchen jetzt gedruckt wird) veranſtalten. Wie bald, weiß ich nicht, da erſt noch neue Lettern dazu verfertiget werden ſollen. Der Hr. D. C. R. Böttiger in W. hat die Redaktion von der Suite der lateiniſchen Schriftſteller übernommen; mir iſt der Horaz und die Direction der Ausgaben von den Griechen angetragen worden. Wie ich von Göſchen höre, wird Hr. Böttiger auch eine Ankündigung von der Herausgabe der Römer machen: allein wenn die Taugnitze erfahren, daß Göſchen nur Prachtausgaben beabſichtiget, die ſich der weniger Bemittelte gar nicht anſchaffen kann, und dieſe nur für geſchmackvolle Kenner der Alten, nicht für Studirende oder wenig geübte Leſer eingerichtet wiſſen will: ſo werden ſie ſich in ihrem Beginnen nicht ſtören laſſen.

Vor zwölf Tagen bereits ſchrieb mir der wackere Jakobs von Gotha, und wünſchte mir zu meiner Beförderung nach Jena, von welcher der Herzog als von einer ausgemachten Sache geſprochen, Glück. Sie können leicht beurtheilen, wie ſehnſuchtsvoll ich der Beſtätigung dieſer frohen Nachricht von Ihnen entgegen ſehe. — Die Sache fängt nunmehr, ſeitdem ſo in Gotha bekannt iſt, auch an, in Leipzig bekannter zu werden; ſie muß es, wie ich aus verſchiedenen Dedicationen ſchließe, auch in Dresden ſein. Geſtern ſollte ich noch über Hals und Kopf bei der Univerſität verpflichtet werden (was man ſeither vernachläſſiget hatte), und den gewöhnlichen Profeſſor-Eid ablegen. Ich ließ mich durch Unpäßlichkeit entſchuldigen; und nun fallen glücklicherweiſe die Ferien ein, welche wieder einen Aufſchub von drei bis vier Wochen gewähren. Vielleicht wird während dieſer Zeit die Sache vollends entſchieden.

Unter den gehorſamſten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin und Ihren Herrn Sohn beharre ich hochachtungsvoll Ihr u. ſ. w.

Leipzig, 3. Januar 1797.

Verehrungswürdigſter Herr Hofrath. Ich weiß in der That nicht, ob ich Ihnen mehr für die erfreulichen Nachrichten, welche Ihr letztes Schreiben enthielt, oder für die biedere, wohlwollende Art, mit der Sie mir dieſelben mitgetheilt haben und mit welcher Sie ſich überhaupt für mein Schickſal intereſſiren, danken ſoll. Wenn jene die Hoffnung, bald ganz der Ihrige zu ſein, immer feſter begründen: ſo gewährt mir dieſe einen ſüßen Vorgeſchmack deſſen, was mir alsdann Ihr Wohlwollen und Ihre Freundſchaft alles ſein wird. Edler Mann! Sie machen mich durch theilnehmende Güte auf Zeitlebens zu Ihrem Schuldner: immer werde ich mit ganzer froher Seele an Ihnen hängen! —

Die Antworten, welche ich Ihnen auf die beiden mir vorgelegten Gewiſſensfragen geben kann, ſind ſo einfach als wahr. Was die erſte [illegible] betrifft: ſo iſt meine Hand [illegible] noch frei, wie mein Herz. In Leipzig konnte ich auch für die nähere Zukunft an eine ſolche Verbindung nicht denken, weil ich keine Möglichkeit ſah, in derſelben mit Anſtand zu leben; für die Gegenwart brauchte ich nicht daran zu denken, weil die Gattin eines wackern Freundes meine kleine Haushaltung mit verſah und mich faſt aller Beſorgniſſe überhob, die dem Gelehrten oft läſtig fallen. — Eben ſo frei bin ich nicht blos von drückenden Schulden, ſondern von Schulden überhaupt. Ich kann heute und morgen unſere Stadt verlaſſen: man wird mich ſo ruhig ziehen laſſen, als ich gekommen bin.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß man mir in Dresden meinen Abgang auf irgend eine Art ſauer machen wird. Der würdige Präſident Zedwiz und der Oberhof-Prediger Reinhard, die mir beide von ganzer Seele wohlwollen, vermögen wenig oder nichts, und können mir, nach erlangter Survivance, kein Aequivalent anbiethen. Der Superint. Tittmann, welcher mich ſo gern nach Ihnen befördert hätte, wird auch jezt meinen Abgang ſegnen, weil dadurch ſein Sohn auf der hieſigen Univerſität freieren Spielraum gewinnt. Und eben ſo leicht werden ſich unſere Miniſter meine Wanderung in das Land des Unglaubens, welches die A. L. Z. zu Tage fördert, gefallen laſſen. Ihnen war ich ſchon lange durch meine Theilnahme an dieſem Inſtitut verdächtig; ſollten ſie erfahren, daß ich zu einer engeren Verbindung mit demſelben erkoren bin, ſo iſt Zwanzig gegen Eins zu verwetten, daß ſie keine Hand rühren werden, den Verlornen zu retten. In Dresden gilt Nichts als die Leipz. Gel. Anzeigen und Jacob's Annalen; dieſe, weil ſie falſch verſtanden werden, jene, weil ſie auch beim Einſchlafen zu verſtehen ſind.

Erlauben Sie mir, mein höchſtverehrter Gönner und Freund, dieſem Allen noch zwei Fragen beizufügen. 1) Wenn, wie zu erwarten ſteht, nach den Meß-Ferien mir wieder mit der Verpflichtung bei der hieſigen Univerſität zugeſezt wird: darf ich mich unumwunden erklären, daß ich einem auswärtigen Rufe entgegen ſehe? — Es wäre nichts als unwürdige Spielerei mit dem Eide, wenn ich ihn unter den gegenwärtigen Conjunkturen in Leipzig ablegen wollte. 2) Der Herzog von Weimar hat anno 1787 mit unſerem Churfürſten ein Pactum zur gegenſeitigen Aufhebung der Abzugs-Gelder geſchloſſen. Iſt in dieſem auch Ihre Univerſität begriffen, oder hat dieſe vielleicht andere Verträge mit der unſrigen, durch welche das läſtige Abzugs-Geld wegfällt?

Mit unveränderlicher Hochachtung beharre ich Zeitlebens ganz der Ihrige u. ſ. w.

Oſchaz, 3. Febr. 1797.

Verehrungswürdiger Herr Hofrath. Ihre lezten beiden Briefe, für die ich Ihnen herzlich verbunden bin, mußten mir von Leipzig nach Oſchaz nachgeſchickt werden, wo ich mich ſeit einiger Zeit aufhalte. Die kleine Verlaſſenſchaft meines ſel. Vaters, welcher vor zwei Jahren hier ſtarb, hat mich mit meinem Schwager entzweit, ſodann auch, vielleicht auf deſſen Veranlaſſung, mit

dem dieſigen Stadtmagiſtrat in unangenehme Verhältniſſe v
wickelt, die zum Theil noch fortdauern. Dem letzteren iſt j
noch eingefallen, Abzugsgelder für Exportation der Erbſchaft na
Leipzig von mir zu fordern, und ein Grundſtück, das ich hier
ſitze, mit Inhibition zu belegen. So wenig auch dieſe Menſch
welche kein Geſetz, als das Gebot ihres ſelbſtſüchtigen Intere
achten, das Recht auf ihrer Seite haben: ſo mag ich doch je
bey der bevorſtehenden Veränderung meiner Lage, mich nicht g
in Weitläuftigkeiten einlaſſen, und zu der unermüdlichen Fe
der Advokaten meine Zuflucht nehmen. Friedlich wünſche ich v
Friedlichen zu ſcheiden, und habe deshalb dieſe Reiſe gema
um, wo möglich, einen Vergleich in Güte zu ſchließen. D
iſt die einzige Urſache meiner Saumſeligkeit in Abſendung der v
langten Recenſionen. Ich ſchäme mich in Wahrheit, Sie die
langen Zögerung halber nochmals um Verzeihung
ten zu müſſen: aber ich hoffe, Sie werden mir dieſelbe aus
angeführten Urſache zu Gute halten. Die zehnmal angefang
und zehnmal abgebrochene Recenſion des Plutarch erhalten
gewiß nächſtens; und dann wird mich hoffentlich mein guter
eine der ähnlichen Seelenmartern bewahren, die Ihnen, wie ich m
fühle, ſo unangenehm fallen müſſen.

Der Ruf von meinen Ausſichten nach Jena iſt numm
in Leipzig verbreitet. Da ich ſelbſt dazu ſchweigen mußte,
nun von Leipzig entfernt bin: ſo wird die Sache unrichtig
zählt und unrichtiger nacherzählt, hier bezweifelt und dort
glaubt.

Möge der Himmel nur Sie und Ihre Geſundheit
allen ferneren Unannehmlichkeiten des Winters ſchützen,
dann, wenn der wiederkehrende Lenz Ihre herrliche Geg
verſchönert, auch Ihr Leben verſchönern! Herzlich will
mich freuen, wenn ich bald ſelbſt Augenzeuge von der gl
lichen Erfüllung dieſes Wunſches ſeyn, und Ihnen die R
richtigkeit meiner Geſinnungen durch die That ſelbſt bewä
kann. Ganz der Ihrige u. ſ. w.

Leipzig, 5. Februar 179

Verehrungswürdigſter Herr Hofrath. Mein vorletzt
Brief wird Ihnen hoffentlich alle Beſorgniſſe wegen des
tigen Empfangs der Ihrigen benommen haben. Hätte ich
muthen können, daß Sie die Güte haben würden, noch
Ablauf der beſtimmten acht Tage an mich zu ſchreiben:

würde ich mich gewiß nicht in Zeiz verweilt haben, um Sie auch nicht Einen Poſttag in Ungewißheit zu laſſen. Jetzt werden Sie mir verzeihen, was ich nur zum Theil verſchuldet habe!

An demſelben Tage, von welchem Ihr erſter gütiger Brief datirt war, ſchrieb mir Hr. Böttiger v. Weimar, daß die Survivance ſchwer durchzuſetzen ſein würde: allein ich ſollte nur auf eine Profeſſur mit Gehalt antragen, geſetzt, daß dieſer auch nur 200 Thlr. betrüge. Das wäre ich denn wohl von Herzen zufrieden: aber nach Ihren Aeußerungen zu urtheilen, dürfte dieſe vielleicht noch ſchwerer, als jene zu erlangen ſein. Ihr letzter Brief hat mich, ich bekenne es Ihnen, etwas unruhig gemacht. Sie wiſſen es, wie gern ich bei Ihnen in Jena wäre; und Sie können daher leicht urtheilen, wie ſehr mir Alles, was dieſe frohe Hoffnung entfernt oder ſchwächt, zu Herzen gehen muß. Bekäme ich durch Ihre wohlwollende Vermittelung, blos eine ordinaria honoraria, ſo müßte ich doch auch dieſes meiner Regierung in Dresden melden, ehe ich Leipzig verlaſſen dürfte: von dem Benehmen derſelben gegen mich würde ſodann einzig und allein meine Entſcheidung abhängen. Leichter und gewiſſer würde dieſe Entſcheidung freilich ſein, wenn ich durch erlangte spem succedendi in Jena auch wegen der Zukunft geſichert würde. Dieſer Wunſch wird, wie ich hoffe, verzeihlich erſcheinen durch die Umſtände, die ihn veranlaſſen. Bei der hieſigen Univerſität darf ich, wenn ich auch noch lange warten muß, doch auf die Prof. ordinaria der griech. und latein. Sprache, ſodann der Eloquenz, ferner der Dichtkunſt, vielleicht auch der Moral Anſprüche machen: in Wittenberg ſind dieſelben Profeſſuren, größtentheils mit ſehr alten Männern beſetzt, und der Philologen daſelbſt noch weniger. In Jena dürfte ich, wenn mir Gott das Leben friſtete, nur auf Eine Profeſſur hoffen, und wie leicht kann mir dieſe Eine bei der Concurrenz ſo vieler und durch Verbindungen ſo mächtiger Rivalen entgehen! An einen Rückruf nach Leipzig oder Wittenberg darf ich nicht denken. Auch weiß ich nicht, ob ich mit der A. L. Z. immer in der Verbindung bleiben könnte, die mir Ihre Güte auf eine ſo ſchmeichelhafte Art anträgt. Denn geſetzt auch, daß ich Alles aufböte, um Ihren Erwartungen und Wünſchen ein Genüge zu leiſten; geſetzt, daß mein Beſtreben mir gelänge und mit Ihrem Beifalle belohnt würde: ſo könnte doch wohl, nach Ihrem oder des Hrn. Juſtizr. Hufeland Abgange, ein neuer

Director meine Mitwirkung ſehr entbehrlich finden. — Dieſ
Bedenklichkeiten, mein theuerſter Gönner, ſchweben mir vo
je mehr ich ſie überdenke, deſto mehr fühle ich mich geneig
wenn mir bei Ihnen bloß eine Honoraria werden ſollte ohn
Zuſicherung der Succeſſion, die Entſcheidung blos der Regi
rung in Dresden zu überlaſſen und ſodann ruhig den We
zu verfolgen, den mir Ihr Betragen gegen mich verzeichne
wird. Allein ich weiß nicht, woher ich die Hoffnung nehm
daß jene Zuſicherung der Succeſſion noch bewirkt werden wir
wenn Sie die Güte haben, Ihre Vorſtellung an die Hö
auf die Art ergehen zu laſſen, wie Sie bei meinem Aufen
halt in Jena zu thun geneigt und entſchloſſen waren, und wen
der Herr Juſtizr. H. mit gleicher Wärme der Sache beitri
und ſie eben ſo gütig unterſtützt. Jetzt bekleidet auch der Ra
Schlegel noch kein akademiſches Lehramt, das er, nach d
Aeußerung ſeines Bruders bald ſuchen und erlangen wi
Oder ſollte vielleicht die Sache, da Sie ſich derſelben einm
ſo wohlwollend unterzogen haben, leichter ausgeführt werd
können, wenn Sie ihr eine andere Wendung gäben und
Idee beibehielten, die Sie vor einigen Jahren mit Hrn. Jac
in Gotha gehabt haben? Es verſteht ſich natürlich, daß Al
blos auf künftige gewiſſe Ausſichten, aber nicht auf Abtretu
eines Theiles des Salarii berechnet iſt, welches ich, da ich g
genwärtig durch die Verbindung mit der A. L. Z. geſich
bin, weder verdiene, noch verlange.

Doch genug hievon! hätte ich nicht das Glück geha
Sie perſönlich kennen zu lernen, ſo würde ich es nie gew
haben, Ihnen meine Gedanken mit einer Offenheit darzuleg
welche nur der Mann von biederm, edlem Charakter verzeih
und billigen kann. Aber ohne jenes Glück genoſſen zu hab
würde mir Jena auch nur halb ſo theuer und werth ſein,
es mir jetzo iſt. Wirken Sie daher — recht angelegentlich
ſuche Sie — zu meinem Beſten, ſo viel Sie wirken könn
und ſein Sie verſichert, daß ich es nie in meinem Leben v
geſſen werde, wem ich mein Glück und meine Beförderu
zu danken habe!

Außer den verlangten Schriften bin ich ſo frei, hier
nige Exempl. von meinem jetzt geſchriebenen Programm be
legen. Möchte doch dieſer Verſuch mit eben der Freundlich
und nachſichtsvollen Güte von Ihnen aufgenommen wer
mit welcher Sie ſeinen Verfaſſer empfingen! — Meine
ſicht beim Wiederſchreiben dieſer kritiſchen Obſervationen (w

bald fortgeſetzt werden ſollen) ging dahin, dem Publikum eine neue Ausgabe des Theokritus anzukündigen. Auf eine ſtrenge Kritik, richtige Exegeſe, mit Zuziehung aller vorhandenen Ausgaben und Ueberſetzungen, und auf äſthetiſche Würdigung der Gedichte ſchienen mir alle Forderungen hinauszulaufen, die man an den neuen Editor zu machen berechtigt ſei, und deren Befriedigung er verſprechen und gewiſſermaßen beurkunden müſſe. In wiefern ich der äſthetiſchen Würdigung gewachſen bin, welche hauptſächlich auf einer richtigen Claſſification der verſchiedenartigen Gedichte beruht, glaube ich durch meine adumbratio quaestionis gezeigt zu haben: wenigſtens wollte ich es zeigen. Jetzt blieben mir blos die erſten beiden Punkte übrig: und ich mußte daher, um mich hiezu einigermaßen zu qualificiren, in dieſer Probeſchrift manche Stellen weitläuftiger behandeln, manche Verbeſſerungen ſorgfältiger prüfen, als in den Noten zu dem Dichter ſelbſt geſtattet werden dürfte; ich mußte aber auch darauf ausgehen, meinen Gönnern und Freunden, die mich bei dieſem Vorhaben unterſtützen wollen, den ganzen Apparat von Ausgaben ꝛc. zu zeigen, der mir zu Gebote ſteht, damit ſie deſto leichter beurtheilen könnten, welche Hülfsmittel mir noch abgehen, und wo ich ihrer Berathung und Hülfe bedarf.

Außer den 4 Exempl., die ihren künftigen Beſitzern durch meine Handſchrift geeignet ſind, finden Sie noch ein Päckchen an Hrn. Paulus, um deſſen gütige Ueberſendung ich Sie erſuche, und ein fünftes Exempl. zu beliebigem Gebrauch.

Noch Eines: Sollte wohl der Hr. Miniſter Fritſch uns in der bewußten Angelegenheit förderlich ſein können? Wenn bei dieſem Empfehlungen gelten: ſo hätte ich wohl einen Weg, an ihn zu kommen u. ſ. w.

Leipzig, 27. Februar 1797.

„Verehrungswürdiger Herr Hofrath. Ich bin Ihnen von Herzen verbunden, daß Sie die Beendigung meiner Angelegenheit ſo gütig betreiben. Da die Sache einmal durch das Gerücht früher, als durch meine Mittheilungen in Leipzig bekannt worden iſt: ſo entſtehen, wie Sie leicht ſelbſt beurtheilen werden, bei fortdauernder Unentſchiedenheit, manche unangenehme Verhältniſſe.

Daß die Länge meiner Recenſion des Wyttenbachiſchen Plutarch anſtößig ſein würde, fürchtete ich allerdings; und ich hätte freilich Bedenken tragen ſollen, die Anzahl der langen Recenſionen durch die meinige zu vermehren. Sollten Sie indeß eine ſehr beträchtliche Abkürzung für nöthig erachten: ſo möchte ich wohl bitten, mir das Manuſcript, nach Abdruck der Recenſion in der A. L. Z. zurück zu ſchicken, weil ich ohnehin für die Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften noch eine Recenſion des W. Plutarchus übernommen habe.

Der Zuſatz des Leipziger Abdrucks Editio in Germania war auch mir auffallend. Allein da der Herausgeber ſich über die Veranlaſſung deſſelben, die Hr. Hutten gegeben, in dem Intelligenzblatt der A. L. Z. erklärt hatte: ſo ging ich ſtillſchweigend vorüber.

Nun erlauben Sie mir, mein theuerſter Gönner und Freund, noch eine Frage zu wiederholen, die ich in einem meiner letzten Briefe Ihnen vorgelegt habe. Könnten Sie mir nicht ein Mittel an die Hand geben, wodurch ich, bei meiner Entfernung von Leipzig, die Forderung des gewöhnlichen Abzugsgeldes wenigſtens mildern könnte? Meine Erbſchaftsangelegenheiten ſind nunmehr beendigt; frühere Forderungen der Familie u. ſ. w. abgethan, und ich kann das Meinige nun mein nennen. Wenn ich Zehn vom Hundert Abzugsgeld entrichten muß: ſo iſt die Summe, welche ich abzutragen habe, für mich nicht unbedeutend. — Finden vielleicht zwiſchen Ihrer und der Leipziger Univerſität ältere Verträge über dieſen Punkt ſtatt? oder würde ich mir wohl in Jena einen Revers auswirken können, um ihn unſerer Univerſität anzubiethen? — Ein Paar Worte von Ihnen über dieſen Punkt würden mir genügen, und herzlich würde ich Ihnen für Ihren gütigen Rath danken.

Ich höre nicht auf, mit der aufrichtigſten Verehrung zu beharren ganz der Ihrige ꝛc.

N. S. Sollte die neue Ausgabe des Bion und Moſchus vom Wakefield noch keinem andern Mitarbeiter zur Recenſion übertragen ſein: ſo behalte ich mir, mit Ihrer gütigen Genehmigung, vor, eine davon zu liefern. Ich habe die Ausgabe ſo eben von der Univerſitätsbibl. zu Göttingen erhalten.

Stauchitz, 12 März 1797.

Mein theuerſter Herr Hofrath. Ungeachtet ich meinen letzten Brief gleich einige Stunden nach Empfang des Ihrigen geſchrieben: ſo weiß ich doch nicht, ob er jetzt, da ich einen zweiten beginne, ſchon in Ihren Händen ſein wird. Zwar geht von hier nach Leipzig und von L. hieher jeden Tag wenigſtens Eine Poſt: allein da ſie von Leipzig aus nur zweimal in der Woche nach Jena abgeht, ſo kann dadurch freilich einiger Aufſchub verurſacht werden. Auf jeden Fall wird es noch nicht zu ſpät ſein, für mein Collegium Leſen in Leipzig, das Ihrem letzten Briefe zufolge ein Stein des Anſtoßes geworden, ein Argument nachzuholen, daß ich neulich vergeſſen hatte, und welches nicht blos ein argumentum ad hominem iſt.

Ich habe mehrmals in den öffentlichen Lectionscatalogen ausdrücklich und ſehr beſtimmt Fortſetzungen von Vorleſungen angekündiget, welche in dem vorigen halben Jahre von mir gehalten worden, z. B. über Theokrit, die Hermeneutik des N. Teſt. u. ſ. w. Da bei uns der jedesmalige Dekan jeder Fakultät über dieſe Ankündigungen wacht und ſelbige nöthigenfalls unterſagt (wie es mir einmal mit der Hermeneutik des N. T. erging, die ich Laie zum zweitenmal unter dieſem Titel nicht leſen ſollte); da ferner ſich doch wohl auch zu den Fortſetzungen Zuhörer finden könnten; da überhaupt in L. nichts dieſer Art unbemerkt und den Klätſchereien entzogen bleibt: ſo wären jene Ankündigungen ſchlechterdings nicht möglich geweſen, wenn die Collegia nicht wirklich von mir geleſen worden wären. Sie können ſich, auf dieſe gedruckten Atteſtate ſicher berufen, weil ſie erforderlichen Falles leicht vorgewieſen werden können.

Ueberhaupt aber erlangt bei uns kein Magister legens eine Profeſſur, der ſich dieſen Titel nicht durch Vollziehung deſſen, was er beſagt, wirklich erworben hat.

Noch immer habe ich das beſte Vertrauen, daß Sie durch Ihre vollgültige Vertretung meiner guten Sache bald Alles wieder ins gehörige Gleis bringen werden. Dem Hrn. Hofr. Geißler in Gotha und Vater Weißen in Leipzig habe ich auch geſchrieben, wie die Sachen jetzt ſtehen. Was dieſe beiden vortrefflichen Männer für mich wirken können, werden ſie willig und eifrig thun.

Mit der innigſten Hochſchätzung und Verehrung Ihr ꝛc.

Stauchitz, 10. März 1797.

„Verehrungswürdiger Herr Hofrath. Empfangen Sie für die vielfachen Bemühungen, deren Sie ſich in meiner Angelegenheit ſo gütig unterzogen haben, meinen verbindlichſten Dank und die herzlichſten Wünſche für die baldige Wiederherſtellung Ihrer auch mir ſo theuern Geſundheit! Das Reſultat aller dieſer Be-

[illegible], welches mir Ihr heute empfangener Brief mitgetheilt, hat mich allerdings ſehr erſchüttert, zumal da mir der würdige Weiße von Leipzig nur vor etlichen Tagen noch Folgendes ſchrieb:

„Ich weiß aus mehrern Briefen, daß die Sache entſchieden iſt. Vor kurzem war der Geh. R. Göthe mit dem Herzog von Weimar hier, und wir ſprachen ein Langes und Breites davon: eben ſo der Gothaiſche Geh. R. von Thümmel, der es für eine bekannte Sache annahm u. ſ. w. Ihre Beſorgniß wegen Meiningens zweideutiger Stimme iſt, glaube ich, ganz überflüſſig, da die Hauptintereſſenten für Sie ſind und Gotha in ſolchen Verbindungen mit dieſem Hofe ſteht, daß eine Umſtimmung oder Verſtimmung nicht ſchwer werden wird. Zum Ueberfluſſe habe ich die Sache ſogleich dem Miniſter Fr. in G. gemeldet; und ich müßte mich ſehr irren, wenn ich nicht binnen 8 Tagen eine befriedigende Antwort haben ſollte. Der Erbprinz von Coburg hat mich auch vor kurzem bei ſeiner Durchreiſe beſucht, und ich habe Ihrer auch gegen ihn ſo erwähnt, wie Sie es von Ihrem alten Freunde erwarten konnten.“

Vor der Hand wage ich noch, Sie um die einzige Gefälligkeit zu erſuchen, in Anſehung der Redaktionsgeſchäfte der A. L. Z., die Sie mir gütigſt übertragen wollten, nichts eher zu verfügen, bis 1) von Gotha aus eine entſcheidende Negative an Sie entweder, oder an Rector Weißen eingelaufen iſt, zumal da ich auch durch die Vermittelung des Hrn. Hofr. Geißler noch Manches erwarten kann, und 2) bis ich vom Dresden, wo jetzt bei der täglich erwarteten Entbindung der Kurfürſtin einige Penſionen vertheilt werden ſollen, beſtimmte Nachricht gewonnen habe. Beides wird einen ſehr kurzen Aufſchub verurſachen.

Als ich neulichſt Ihre Anfrage wegen einer bedingten Survivance beantwortete, habe ich mir, wie ich zu ſpät einſah, eine Uebereilung zu Schulden kommen laſſen. Ich hätte vor allen Dingen fragen ſollen, ob mir nicht, wenn künftig eine Veränderung ſich ereignen und (was der Himmel noch lange, lange verhüte!) Ihre Stelle durch einen Andern beſetzt werden ſollte, die Beibehaltung der übertragenen Redaktionsgeſchäfte zugeſichert werden könnte? Auf dieſe Art wäre ich auch dann für die Zukunft geſichert, wann ich nicht mehr den treuen, theilnehmenden Rathgeber und Fürſorger haben ſollte, den ich an Ihnen gern immer behalten möchte. So lange ich dieſen habe, würde ich für die Gegenwart wahrlich nicht ſorgen und mich ſehr, ſehr gern blos mit dem beſcheiden, was mir Hr. J. R. Hufeland für die mir von ihm übertragenen Geſchäfte beſtimmt hat. Die übrigen Arbeiten kann ich, cum virent genua, ſehr leicht und, da ich noch einige andere Hülfsquellen habe, ohne meinen Schaden verſehen.

Was Sie mir von Hr. Böttiger in W. ſchreiben, habe ich ſchon ſeit Jahr und Tag gewußt und jetzt oft bedacht. Indeß trug ich Bedenken, Ihnen eine Vermuthung mitzutheilen, die vielleicht nicht gegründet war. Seitdem mir B. zu Ausgange des December geſchrieben, daß Weimar wie Gotha ſich in der Succeſſionszuſicherung beyfällig erklärt habe und daß ich zu Oſtern ganz ohnfehlbar in Jena ſeyn würde, iſt mir kein Brief von ihm wieder zu Theil werden.

Mit der hochachtungsvollſten Dankbarkeit für alle ſeitherigen Beweiſe Ihres Wohlwollens beharre ich u. ſ. w.

Stanchitz, 2. Apr. 1797.

„Ich bin innig erfreuet, daß meine Angelegenheit, nach den letzten Briefen des Hrn. Hofr. Geißler zu urtheilen, das erwünſchte Ende noch erreichen wird. Gotha, wie Sie wiſſen, thut alles mögliche, um dieſes Ende bald herbeyzuführen, und Meiningen hat den Antrag nicht abgelehnt, ſondern nur bedingt, wenn die übrigen Höfe dafür ſtimmen, angenommen. Der wackere G. zweifelt nicht, daß der gordiſche Knoten, welcher auf dieſe Art bloß in Weimar liegt, noch zerhauen werden wird; und gern überlaſſe ich mich dieſen ſüßen Hoffnungen. Wie froh will ich ſeyn, wenn alle Schwierigkeiten glücklich beſiegt ſind, und wenn ich Ihnen nicht mehr bloß in der Entfernung und mit Worten für ſo vielfache Beweiſe Ihrer Güte und Freundſchaft danken kann!

Ich weiß nicht eigentlich, ob und was der Hr. Juſtizrath Hufeland ſeither für mich in Weimar gewirkt hat, oder noch wirken wird. Da ich indeß immer gern das hoffe, was ich wünſche: ſo habe ich hier einige Zeilen beygelegt, um ihn meines Dankes zu verſichern. Achten Sie es für gut, ſo haben Sie die Güte, ihm den Brief zuzuſtellen: iſt es unnöthig, ſo vernichten Sie ihn. Denn ich möchte gern eben ſo wenig zudringlich, als unbeſcheiden erſcheinen.

Mit der innigſten Verehrung beharre ich zeitlebens u. ſ. w.

Stanchitz, 4 April 1797

„Da ich die ſo eben wieder abgehende Poſt nicht gern verſäumen will, ohne Ihnen, mein innig verehrter Gönner und

Freund, für Ihren letzteren Brief und die erfreulichen Nachrichten, die er enthielt, meinen Dank zu verſichern: ſo werden Sie mir gewiß die Kürze und Eilfertigkeit verzeihen, mit welcher ich jetzt dieſe Empfindungen äußern kann. Aufrichtig aber und herzlich ſind dieſe Aeußerungen gewiß: in dem Gewande der Weitläuftigkeit gefällt ſich ohnehin nur das ſchwächere Gefühl des Herzens.

Möchte nur die Clauſel der Vocation nicht ſo gar allgemein, ſondern mir zu Gunſten ſo expreſſiv als möglich gefaßt werden, ſo, daß nach vorhergegangener Bedingung des academiſchen Beyfalls, nicht bloß von einem Reflectiren auf mich bey künftiger Vacanz, ſondern von wirklichem Einrücken in die vacante Stelle, von wirklicher Ertheilung derſelben, die Rede wäre! Sollte nicht, wenigſtens in dieſer Hinſicht, vielleicht der Hr. Juſtizrath Hufeland bey dem G. R. Voigt etwas für mich bewirken können, wenn Sie ſelbſt, wie ich Ihnen gern glauben will, den Verdacht aller Parteilichkeit zu vermeiden wünſchen? Vielleicht veranlaßt Ihre Güte, daß ſich die Geſinnungen des Hrn. H. noch einmal hinlänglich prononciren.

Meine aus England verſchriebenen Bücher ſind noch nicht angekommen: ſie werden täglich mit Meßgute erwartet. Ich will daher dieſen Abend noch einen Freund in Leipzig bitten, daß er Ihnen Dawesii M. C. zuſendet. Ich ſchmeichle mir keine Fehlbitte zu thun: ſollten Sie gleichwohl dieſen Brief ohne Begleitung des erwarteten Buches erhalten; ſo hat es fürwahr nicht an meinem guten Willen gelegen, und mein Exempl. ſteht Ihnen, ſo bald ich es empfange und ſo lange Sie nur wollen, zu Dienſten.

Mit inniger Verehrung und Dankbarkeit ganz der Ihrige u. ſ. w.

Leipzig, 8. Jun. 1797.

Für Ihren gütigen Brief und das beygefügte ſchätzbare Geſchenk Ihres Aeſchylus bin ich Ihnen von Herzen verbunden. Ich werde von dem letzteren wenigſtens binnen 14 Tagen eine Anzeige einſenden, vielleicht auch früher noch. Sollte Ihnen indeß dieſer Termin zu lang ſeyn: ſo möchte ich Sie wohl um einen Wink darüber erſuchen, um das weitere Fortleſen vor der Hand einzuſtellen, wenigſtens nicht ſo ſehr zu beſchleunigen. Aeſchylus wird mir ſchon einige Diſſenſionen an die Hand geben, und ſein trefflicher Interpret mag mir verzeihen, wenn er dabey an das γλαυκ' ες Αθηνας vielleicht nur allzuoft erinnert wird.

Einige Recenſionen, welche ich dieſe Woche verfertigt, werden morgen ebenfalls mit der Poſt abgehen. — Auch habe ich an der Mittwoche (denn früher ging keine Poſt) ganz Ihrer Vorſchrift gemäß ein Schreiben an Hrn. Bertuch nach Weimar abgeſchickt und die beyden Puncte aus Ihrem lieben Briefe wörtlich aufgeführt. Hrn. Hufeland möchte ich dieſes Schreiben nicht eher mitgetheilt wiſſen, bis ich ihm für ſeinen letzten Brief gedankt hätte. Dies iſt heute von mir geſchehen und haben nur ſo viel gemeldet worden: „ich achte es für meine „Pflicht, ihm vorläufig von einem Schreiben Nachricht zu geben, „in welchem ich zur Beſtimmung meines Entſchluſſes der Direction einige Fragen vorgelegt hätte, welche die Bedingungen „ausdrücken, ohne deren Gewährung ich in meinen Verhältniſſen dem Wunſche, nach Jena zu kommen, entſagen müſſe: „ich bäte daher, meine Gründe zu erwägen u. ſ. w."

Die Fragen ſelbſt habe ich nicht näher bezeichnet, ſondern mich bloß auf jenes Schreiben an die Direction berufen. — Da Hr. Fiedler hier einem meiner Freunde ſehr beſtimmt geſagt hat, Hr. Hufeland glaube nicht, daß ich auf die erhaltenen Bedingungen nach Jena gehen würde: ſo kann dieſer wohl nicht abgeneigt ſeyn, mir die jetzt gemachte Bedingung in Anſehung der 2ten Redacteurſtelle zuzugeſtehen, wenn er es aufrichtig meynt und Zutrauen zu mir hat. Das letzte wollte ich mir gewiß in Zukunft verdienen, ſobald ich nur von dem erſten überzeugt ſeyn darf. Es iſt mir gar nicht bange, daß man mit meiner Ordnung und Betriebſamkeit noch vor dem Ablauf eines Jahres zufrieden ſeyn ſoll, zumal wenn mich eigenes Intereſſe zu dem Geſchäfte zieht und ich dieſes nicht bloß als ein temporäres und fremdes betrachten muß. Dies habe ich auch Hrn. Bertuch in Leipzig geſagt, und ich hoffe er wird die Ueberzeugung von hier mit hinweg genommen haben, daß ich ohne jene Bedingung erfüllt zu ſehen, mich nicht entſchließen werde, aus meinen gegenwärtigen Verhältniſſen herauszutreten, und eine neue ungewiſſe Laufbahn zu beginnen. Hr. B. ſprach noch einiges von den Erfoderniſſen eines Directors, und erwähnte namentlich, encyklopädiſche Kenntniß. Um ihn zu überzeugen, daß ich mich nicht bloß in der engen Sphäre der Philologie herumgetrieben, konnte ich mich nicht allein auf das Urtheil derer, die mich und meine Studien näher kennen, ſondern glücklicher Weiſe auch auf eine längſt und ohne alle Rückſichten verferrigen Recenſion der Acta Teniectina beziehen, in welcher archäologiſche, hiſtoriſche und ſelbſt ein juriſtiſcher Aufſatz von mir beurtheilt werden.

Sollte daher dieſer Punct bey der Directorial-Conferenz zur Sprache kommen: ſo werden Sie, mein verehrungswürdiger Gönner und Freund, nicht vergeſſen, dieſes kleinen Umſtandes gütigſt eingedenk zu ſeyn. In der That hätte ich nicht geglaubt, daß gerade das mir vielleicht nützlich werden würde, was ich immer als einen böſen Streich des Schickſals angeſehen habe, das mich bald als Theologen bald als Philologen, bald als Hofmeiſter und Privatinſtructor eines Juriſten, bald als gedungenen Bücherüberſetzer in ſo heterogene Fächer warf, und mich, nach einer langen Entfernung von meiner Lieblingswiſſenſchaft, beynahe gar zu einer Planloſigkeit im Studiren verleitet hätte.

Mit Ungeduld und Sehnſucht ſehe ich nun dem entſcheidenden Tage entgegen. Wird mein Wunſch erfüllt, ſo verdanke ich Ihnen, und Ihnen allein, die Erfüllung deſſelben, und ich ſehe jeden froheren Lebensgenuß, der mir vielleicht künftig beſchieden iſt, als eine Gabe von Ihnen an! Durchdrungen von dieſen Empfindungen, wünſche ich recht herzlich die Zeit herbey, wo ich Ihnen nicht bloß durch Worte, ſondern durch die That ſelbſt ſagen kann, wie ſehr ich Ihnen verbunden bin. Allein auch dann, wann das gewünſchte Verhältniß nicht zur Wirklichkeit gebracht werden ſollte, werde ich gewiß nie aufhören, mit der aufrichtigſten Dankbarkeit und Verehrung zu ſeyn ganz der Ihrige u. ſ. w.

Leipzig, 15. Jun. 1797.

„Mit der lebhafteſten Freude habe ich Ihren geſtrigen Brief geleſen, und aus dem aufrichtigſten Herzen fließet der Dank, den ich Ihnen für die Nachrichten, welche er enthielt, ſo wie überhaupt für die glückliche Beendigung meiner Angelegenheit darbringe. Ich ſehe es nunmehr für entſchieden an, daß ich nach Jena komme, und es thut meinem Herzen wohl, daß ich dieſen mir ſo werthen Ort bald als mein zweytes Vaterland betrachten darf. Auf den Sonnabend oder Sonntag will ich nochmals an den O.-C.-Präſident v. Zedtwitz ſchreiben, ihm die Sachen wie ſie ſind darlegen, und um Beſchleunigung der Reſolution bitten. Ich werde ihm nicht verhehlen, daß ich mit einer ſolchen Entſchädigung, wie ſie mir vielleicht von ihm zugedacht werden, mich nunmehr nicht kann abfinden laſſen, und daß ich eine andere, wie ich ſie fordern könnte, von den Miniſtern im geh. Conſeil ſchlechterdings nicht erwarten darf. So bald das Directorialſchreiben an mich eingegangen ſeyn wird, will ich dies nebſt dem Rufe der Univerſität, dem Hofrath Wenk, einem Vertrauten des Miniſter Wurmb, vorlegen; und dieſer wird ſodann, aus Gefälligkeit für mich, daſſelbe durch einen Privatbrief bey dem Miniſter Wurmb durchzuſetzen ſuchen, was ich bey dem Präſident bewirken will. Es kann nicht fehlen, daß alsdann die Dimiſſion bald erfolgt; und zwar eine anſtändige Dimiſſion, wie ich ſie wünſche. Seither konnte freilich nichts reſolvirt werden, theils weil auch ſolche Verhandlungen in Dresden einem ſehr ſteifen Ceremoniel und langſamen Förmlichkeiten unterworfen ſind, theils weil die Herren im Oberconſiſtorio vornehmere und längere Pfingſtferien halten als andere ehrliche Menſchen, theils weil der Miniſter vom Univerſitätsdepartement, der Ghr. Wurmb, auf ſeinem Guthe war. Dieſer aber wird, wie ich höre, nun bald nach Dresden zurückkehren. — In einem neuen Schreiben an den Churfürſt um Dimiſſion binnen 4 Wochen anzuſuchen, will ſich jetzt nicht wohl thun laſſen. Man würde dies Verfahren trotzig und undankbar ſchelten, und ich würde einige Männer noch zu guterletzt beleidigen, welche mich immer ſehr gütig und wohlwollend behandelt haben. Vorzüglich ſchwebt mir da der wackere Zedtwitz vor, der, ſo lange er Chef unſerer Univerſität iſt, den beſten Willen gegen mich und ein wahrhaft freundſchaftliches Intereſſe für alles, was mich anging, gezeigt hat. Wären dieſem würdigen Manne nicht zu ſehr die Hände gebunden; ſo würde es um die Leipziger Academie ganz anders ſtehen!

Künftigen Dienſtag werde ich Ihnen (wenn ich morgen und übermorgen nicht eine ganz unerwartete Abhaltung habe) die Recenſion des Aeſchylus gewiß ſchicken. Für die Bibl. der ſch. Wiſſenſch. will ich auch, da ich einmal im Feuer dieſer Lectüre bin, eine Anzeige verfertigen, und, wenn Sie wollen, auch für die N. Allg. teutſche Bibl. Denn ich denke nicht, daß ſie für dieſes Journal ſchon vergeben ſeyn wird; und da ich einmal künftige Woche nach Hamburg ſchreiben muß, ſo will ich, wenn ich nur erſt Ihre Geſinnung darüber weiß, deshalb mit anfragen. Ohnehin ſteht die Wahl der Recenſendorum mir in dieſem Journal ganz frey, wenn ich mich nur zeitig genug zu den beliebigen Büchern melde. — An Diſſenſionen ſoll es nicht fehlen: dafür bürge ich Ihnen, wenn ich nur eben ſo ſicher die Wahrheit und Gültigkeit derſelben ver-

bürgen konnte. Für die gütige, aufmunternde Mittheilung de
Urtheils von Gaillard über meine Wyttenbachiana den herrlichſte
Dank! Noch mehr ſollte es mich freuen, wenn Wyttenb. ſelbſ
nicht ganz unzufrieden wäre.

Die Kürze der Zeit erlaubt mir nichts hinzuzufügen, als di
Bitte, Ihrer Frau Gemahlin mich beſtens zu empfehlen, un
die Verſicherung meiner innigſten Dankbarkeit und Hochachtung

v. Einſiedel.

Weimar, 2. April 1810.

Hochverehrteſter Freund. Erlauben Sie mir, daß ich e
Anliegen aus früherer Zeit Ihrer Wohlgewogenheit gehorſam
und freundſchaftlich empfehle: es betrifft meine Ueberſetzun
der Luſtſpiele des Terenz, die ich ſo frei war Ihnen z
zuſenden, als ſie im Druck erſchienen.

Sie haben das Luſtſpiel, die Brüder, das als ei
Probe früher gedruckt wurde, mit einer ſo günſtigen und f
mich ſo ermunternden Recenſion beehrt, daß ich den gan
Terenz zu überſetzen unternahm.

In der Folge habe ich mich auch an den Plaut
gewagt, und acht Jahre lang mich einzig damit beſchäftigt ei
freie metriſche Ueberſetzung dieſes alten Komikers zu Stande
bringen: ſie iſt jetzt ganz beendigt.

Daß ich dieſe Arbeit gern gedruckt ſähe, iſt ein verze
licher Autorwunſch. Ich glaube dieſen Wunſch, durch J
wohlwollende Beiwirkung, am ſicherſten zu erreichen, wenn S
die Gewogenheit haben, meine Terenziſche Ueberſetzung, du
eine Recenſion in Ihrer allgemeinen Literatur-Zeitung, d
Publikum in's Andenken zu bringen, und dabei mit ein
Worte der vollendeten Ueberſetzung des Plautus zu gedenk
von welcher das Manuſcript zum Druck parat iſt.

Verzeihen Sie, mein hochverehrter Freund, die Frei
thigkeit meiner Bitte: ich vertraue auch hierin, ohngeachtet
ſer langen Entfernung von einander, Ihrer freundſchaftlic
Güte, mit welcher Sie mich jederzeit beehrten, und deren
mich ſtets mit warmem Gefühl erinnere.

Erhalten Sie mir nebſt Ihrem ganzen ſchätzbaren H
Ihr geneigtes Andenken u. ſ. w.

Friedemann.

Wittenberg, 21. April 1822.

Empfangen Sie zuerſt meinen herzlichen Dank für die mannigfaltigen ehrenvollen Erwähnungen, deren die Allg. Litt. Zeit. mich gewürdiget hat, und ſein Sie verſichert, daß es viele ſtille Verehrer der guten Sache, ich meine der geſunden Vernunft, Ihnen herzlich Dank wiſſen, in Ihrem Inſtitute eine ſo kräftige Stütze derſelben zu finden. Der Himmel erhalte Sie noch recht lange in ungeſtörter Thätigkeit und laſſe Sie die Früchte Ihrer Bemühungen in reichlichem Maaße genießen!

Mit dem gegenwärtigen Programm, um deſſen freundliche Aufnahme ich bitte, fahre ich fort, Ihnen meine Hochachtung nach Kräften zu bezeugen. Es würde mich ungemein freuen, wenn die Neu angekündigten Miscellaneen Ihres Beifalls ſich erfreuen könnten, und in dieſem Falle würde ich mir die Freiheit nehmen, Sie zu bitten, uns gefälligſt die Aufnahme Ihrer, durch Lektionskataloge und andere kleine Aufſätze, z. B. die Theses, zerſtreueten ſcharfſinnigen Bemerkungen zu den alten Autoren zu geſtatten, die unſerer Schrift zur beſonderen Zierde gereichen könnten. Laſſen Sie meine ergebenſte Bitte ſtattfinden, ſo bedarf es blos einer unfrankirten Ueberſendung der Inserenda durch die Poſt, um Sie nicht weiter zu beſchweren. Die Verſicherung, daß die Geſellſchaft, in welcher Sie erſcheinen werden, nicht unwürdig iſt, erſehen Sie am beſten ſelbſt aus der Beilage.

Mit unveränderlicher Hochachtung Ihr ꝛc.

Wittenberg, 9. Sept. 1822

Ew. Wohlgeboren wünſchten von mir eine baldige Recenſion der Grulichſchen Anreden. Hier erfolgt ſie, neque cornuta, neque dentata, wie Luther auf dem Reichstage ſagte, aber doch hinlänglich, um den Verf. auf ſein tollkühnes Unternehmen und ſeine groben Verläſterungen aufmerkſam zu machen. Je ſchneller Ihnen der Abdruck möglich ſein dürfte, um ſo größer wird das Intereſſe ſein für die Leſer, zumal da man auch in Berlin, wie ich ſicher weiß, wünſcht, daß der Herr etwas auf die Finger geklopft werde.

Hoffentlich fanden Ew. Wohlgeboren nirgends Urſache, Etwas zu ſtreichen oder zu mildern; auch der Herr Canzler Niemeyer kann durch das Erwähnte nicht im Geringſten

berührt werden; vielmehr erſcheint ſeine Humanität im ſchön
ſten Lichte.

Auch von **Falks** neueſter Schrift, der die Gymnaſie
und Univerſitäten als Mördergruben der Religioſität ſchilder
werde ich für Ihre A. L. Z. eine, obwohl gemäßigte, abe
doch nachdrückliche, Recenſion liefern. Halle, und beſonder
Ihre A. L. Z., muß ein Aſyl der geſunden Vernunft bleibe
ein Schutz gegen pietiſtiſche Umtriebe!

Sollten Ew. Wohlgeboren noch Veranlaſſung finden, fü
die Miscellanea Critica Ihre Programme, ſofern ſie Conjec
turen und Erläuterungen alter Schriftſteller enthalten, un
gütigſt zu erlauben, oder zu der neuen Ausg. von Ruhnken
opusculis vielleicht unedirte lat. Briefe von Ruhnken, mit de
Sie doch wohl Berührungen gehabt haben, mir geneigteſt mi
zutheilen, ſo würde nicht nur ich, ſondern ganz vorzüglich da
gelehrte Publikum, Ihnen aufs Innigſte verbunden werden.

Mit dem Ausdruck der lebhafteſten Freude über die Mun
terkeit, in welcher ich Sie kürzlich zu ſehen die Ehre hatt
und mit dem angelegentlichſten Wunſche, daß Ihnen der Him
mel noch lange Ihr Neſtoriſches Alter erhalten und erheite
wolle, verharre ich in unwandelbarer Hochachtung Ihr u. ſ. w

G a i l.

Paris, 10. December 1810.

Monsieur! Les livres que je vous avois adressés en 180
ne vous étant point parvenus, je remis le 30 juillet 1810 à M. Ga
briel Dufour, alors associé de M. Tourneisen, 1° mon Th
cydide grec-latin-françois, 12. vol. 8° brochés en huit v
lumes; 2° mon Anacreon, p. velin. 3° observations s
Theocrite et Virgile; 4° Anthologie poetique; 5° Home
grec-latin-françois. avec clef d' Homère,

En vous annonçant cet envoi, je vous disois que cra
gnant d'effaroucher le libraire commissionnaire, je me bo
nois a ce nombre de livres. Je vous priois en même te
de ne me repondre que lorsque vous auriez eu le tems
me lire, deux ou 3 mois après mon envoi. Ne rec
vant à cette époque aucune nouvelle, j'eus l'honneur
vous ecrire une 2e lettre. Six mois après cette 2e lett
etant restée sans réponse, je prends la liberté de vous
adresser une 3e aujourd'hui, en vous priant instamme

de me mander si vous avez reçu les livres ci-dessus annoncés, remis à M. G. Dufour libraire, rue des Mathurins à Paris. Ils ont du de Paris aller à la maison de M. Tourneisen à Cassel, et de Cassel aller au lieu de votre domicile. Si ces livres vous ont été fidelement remis, j'essayerai un second envoi d'autres.

Dans ma dernière lettre, je vous supplois de vouloir bien rendre compte de mon Thucydide dans un de vos journaux. Ayant été en butte à l'envie de certains hellenistes François, j'invoquois votre justice: je vous priois de lire quelques morceaux de mon Thucydide; et de vouloir bien en rendre compte dans quelqu'un de vos journaux, si, comme le crie ma conscience, je vous paroissois avoir resolu de grandes difficultes dans mon commentaire sur le plus difficile des prosateurs grecs.

Aujourd'hui, Monsieur, au nom de cette meme justice, je vous conjure de vouloir bien lire mon Mémoire sur les prix décennaux, et d'examiner et ma defense et sur tout mon jugement sur l'Hippocrate de M. Coray. Je reproche à cet estimable savant, p. 109 sq de mon mémoire: 1) d'avoir sans necessité corrigé, ou plutot mutilé les textes; 2) d'avoir fait dans ses 7 pages de nombreux contre-sens; 3) d'avoir souvent plus mal fait que Dacier.; 4) p. 239 sq. d'avoir fort peu merité l'eloge de modestie, puis qu'il se montre le plus arrogant des hommes.

Si vous avez le tems, Monsieur, de lire en entier ce mémoire, grace que je n'ose esperer, vous y verrez l'histoire d'une vie qu'on a voulu rendre malheureuse, mais qui ne l'a pas été, puisque je n'ai jamais nui à personne et que j'ai fait du bien à plusieurs, et que bien souvent l'étude m'a consolé de la perversité de certains hommes. Pardon, Monsieur, de ces détails: mais l'éloge que j'ai entendu faire de votre impartialité, m'a encouragé à vous ouvrir mon coeur.

Voici donc la question sur la quelle j'invoque votre attention et que je vous supplie d'examiner et de discuter dans un de vos journaux. Mon Thucydide huit vol. avec les variantes des Mss., la traduction françoise, la version latine, corrigée en quantité d'endroits, la solution d'innombrables difficultés (voy. p. 82, 83 sq. de mon memoire) et un index des contre-sens relevés; doit il se prosterner humblement devant les 7 pages in folio du traité des airs des eaux et des lieux par M. Coray? Devant un traité court, facile, traduit et retraduit par M. Coray! j'ai sacrifié à ce Thucydide 10 à 12 ans de veilles et 40 mille Fr. — dans la supposition du plus grand Succès, je dois perdre au moins quinze mille francs. L'insolence de mes adversaires doit-elle etre et sera t'-elle mon unique récompense?

Dans l'article que je sollicite de vos bontés, je vous supplie, Monsieur, — ce point est important de dire un mot de mon Theocrite et de mes observations sur ce poete.

Je crois avoir travaillé en conscience. M. M. Heyne et Wyttenbach ont bien voulu me honorer publiquement de leur suffrage (Voy. p. 233 du mémoire). Je me sui défendu noblement et n'oubliant pas que j'avois l'honneur d'appartenir à l'Institut. (Voy. aussi p. 161 sq. la Théorie de intrigues, et danger de travailler dans un genre qui a peu d juges).

Daignez agrèer, Monsieur, le respectueux hommage d votre très humble et très obéissant serviteur etc.

Paris, 5. Februar 1811.

Monsieur! Monsieur Dumont, parent d'un de mes auditeurs, part à l'instant pour la Westphalie. Je profite de cett occasion pour vous offrir mes hommages et vous demander vous avez reçu par M. Dufour (lib. rue des Mathurins à Pari et correspondant de M. Tournesein à Cassel) 1° mon Thucydide grec-latin Fr. 2° mon Théocrite etc. etc. — Je crain Monsieur, 1° de vous importuner, 2° de vous faire pay des ports de lettre, inconvenient qu'on ne peut parer. Ain ai-je profité de la circonstance d'un voyageur.

De grace, Monsieur, daignez annoncer mon Thucydi dans le Journal de Jéna; le titre au moins, si vous n'avez p le tems de jetter les yeux sur mon immense travail.

Les livres égarés au 1er envoi ont donné lieu de la p de M. Bast à une explication vive et à la proposition de rembourser; proposition que j'ai du rejetter et qu'en effet j rejettée. Je regretterois qu'une miserable affaire de livres mit mal avec M. Bast, homme honnête, et savant aimab

La personne m'attend et me presse. Adieu Monsieu meis fave conatibus, et me ama etc.

Paris, 3. December 1811.

Monsieur. Vous devez avoir reçu de moi 2 lettres en pense a la lettre où vous daignez m'annoncer que vous songez a me rendre heureux. Quelqu'un que des affaires amenent en Allemagne et qui est très lié avec un de mes adversaires, va, me dit-on, mettre en oeuvre toute son eloquence pour vous dissuader de votre bienveillante resolution: mais votre fermeté et votre amour de la justice me garantissent que je ne dois rien craindre.

Votre dernière lettre de 7bre avoit la bonté de me promettre un 1er article: a t'-il paru?

Mon Xenophon grec-franç.-latin, avec une riche moisson de Variantes va bientot paroitre, il a deja eté annoncé dans 2 journaux; mais avant le tems: puisque des specimen, des cartes geographiques etc. etc. rendoient l'edition incomplette. J'epierai une occasion favorable pour vous le faire arriver franc de port.

Me pardonnerez-vous de revenir sur M. Coray et sur moi? Son petit opuscule a eté annoncé avec pompe; mon Thucydide plus mal annoncé que les almanachs de mon quartièr.

Dans le cas, où, comme vous m'en avez donné l'espérance, vous examineriez le jugement de la cabale (ou synomosie), veuillez, je vous en conjure, établir une parallele entre M. Coray et Moi et considerez:

1° Que le texte du traité des airs, des eaux et des lieux d'Hippocrate traduit par M. Coray, est très facile, et que celui de Thucydide offre d'innombrables difficultés.

2° Que le travail du 1er (sept pages !) est un travail d'un mois; que le mien m'a commandé 10 années de veille.

3° Que M. Coray n'a fait à peu près que citer des Variantes données par d'autres (voy. p. 147 de mon mémoire sur l'opinion du jury); tandis que j'ai rien pas consulté, mais collationné a grands frais lés Mss. de la bibliotheque. Sur ce fait je citerai les encouragemens et de M. Heyne (voy. Mem. p. 96, 100 sq.), et de M. Wyttenbach qui, quoique l'ami intime de més 3 ennemis, a daigné s'exprimer ainsi: „Gailius, vir ... qui docendo, scribendo, acerrimo studio, multis etiam libris sui ipsius sumtu edendis frequentat (p. 25, de sa *φιλομαθ. τα σπ.* liber 2) et ibid: quae lectionis varietas quum vel sola insignem huic editioni dotem commendationemque adferat, quippe subinde orationis facilitate et concinnitate restituendae idonea, ... omnibus Thucydidem accurata diligentia lecturis suademus ut caeteris editionibus hanc Gailianam adhibeant; multae utilitatis ad locos difficiles expediendos futu-

ram.... tantum litteras graecas amplificandi ardorem quis no
miretur? quis non laudet et optet ut suus scriptor
fructus tanti laboris constet?"

IV. Que M. Coray a frequemment mutilé le texte, li
cence qu'il a prise (voy. p. 110, 112, 115, 119, 120, 121
122, 123, 124, 125 sq. du mémoire): et dans son Iso
crate (ad daemon. et evar.) où il s'evertue; et dans le Thu
de M. lev. tandisque M. Heyne approuve mes principes
critique. Mem. p. 100.

V. Que dans l'ouvrage couronné (je ne sors pas de l
ailleurs, il est tout ce qu'on voudra, un grand homme),
Coray n'a expliqué aucune grande difficulté, fait incontestab
(Mém. p. 109—135 et p. 239 où je cite ce qu'il prend à a
trui, sans nommer, insultant les Saumaise et les Casaub
p. 251); tandis qu'au jugement de M. M. Heyne, St. Croi
de (Mem. p. 101 sq. et p. 105) j'ai expliqué des innom
brables difficultés dans le plus difficile des prosateu
grecs (voy. en la preuve dans l'index, p. 82—87 de m
mém.)

VI. Que la traduction du traité couronné est une entrepri
louable mais non miraculeuse; tandis que l'entreprise de
Gail (40 mille Fr. pour l'impression et la collation des Ms
est un acte de devouement. (Mém. p. 96 et 150).

VII. Jetter un coup d'oeil sur mes conclusions, p. 146
du mem note 1.

VIII. rappeller mes 20 années de devouement: 1° m
edit. classiques entreprises pour remidier à l'extreme dis
des livres grecs en france; 2° mes cours gratuits, joi
a mon cours de litter. gr.; cours loués et par M. Heyne (m
p. 105) et par M. Wytt. (voy. ci-dess.); 3° ce Thucydi
fruit de tant d'années de veilles!! et une cabale prétendoit
anéantir!! non j'en jure par M. M. Heyne, Schütz, W
qui sont pour moi posterité vivante.

Dans le cas, Monsieur, car j'ai tout a craindre d'
odieuse cabale; dans le cas où l'on vous engageroit a ne
signer vos articles, persistez du moins, je vous en conju
a leur insertion dans votre precieux journal.

Adieu Monsieur. Veuillez agréer d'avance l'expres
de ma vive reconnoissance et le respectueux hommage de v
très humble et très obéissant serviteur J. B. Gail, de l'
stitut.

Demain le 1. jour de l'an, veuillez pareillement agréer tous mes voeux et complimens et souhaits de bonne année. Un ministre de sa Maj. chez qui je dine aujourdhui me promet de vous faire parvenir ma lettre franc de p. N'attendez pas, Monsieur, les memes facilités pour me repondre.

Paris, 1. Octbr. 1812.

Monsieur. Le 29. 7bre 1811, en reponse à l'envoi de mon Thucyd. en 1810, (envoi retardé par la négligence de mon libr.), vous me faites l'honneur de m'ecrire:

„Je ne tarderai pas à faire l'éloge de votre Thucydide et autres productions dans le journal Allg. Litt. Zeit. et vous enverrai les feuilles à mesure qu'elles paroitront etc. etc... je regrette fort que vous ayez à vous plaindre de la cabale du jury, soyez assuré que etc... Dans 4 semaines, je vous enverrai le Ier extrait de votre Thucyd.“

Je ne m'attendois pas à tant de bienveillance, mais enfin une lettre pleine de franchise m'en ayant donné l'assurance, j'ai osé y compter, mais quelle a été ma surprise en voyant votre silence et sur mon Thucyd. et sur l'affaire des prix déc. etc.

Dans le cas, Monsieur, ou quelqu'intrigue partie de France vous auroit refroidi sur mon compte, je vous prierois de me dire vos griefs. Peut-être parviendrais je à vous détromper. — Quoi qu'il en soit, veuillez rompre le silence et agréer l'hommage de votre très humble et très obeissant serviteur etc.

Paris, 2. Mai 1814.

Monsieur! Il y a 2 ans, et plus, j'ai eu l'honneur de vous envoyer mon Thucyd. grec-lat.-fr. avec observat. et variantes des Mss. de la bibl. du roi.

Vous aviez à peine reçu mon hommage que vous m'ecrivites, je vais en rendre compte, on a eté injuste: il ne dépendra de moi etc. Je vous enverrai les articles à sur et mesure. Votre promesse me flattoit, lorsqu'un de mes amis, me dit; „M. Schütz vous a promis, il voudra tenir parole; mais, M. Bast, qui de tems en tems, vient diner chez vous cordialement, vous déteste cordialement; il fera tout pour empêcher l'effet de cette promesse.“ — N'ayant aucune preuve materielle des perfidies, quoique très probables, de M. Bast, je n'affirmerai rien. Je croirai non que M. Bast a intrigué contre moi et réussi dans son intrigue, mais que les evenemens politiques out été la cause de votre silence.

A present qu'on est en paix, et que les gens de lettres peuvent communiquer librement, permettez moi d'invoquer l'execution de votre promesse. Je vous paroissois digne d'eloges; je n'en demanderai pas: mais je dirai; mon incroyable patience à collationner les Mss.; mes enormes sacrifices pécuniaires pour les collations sont un monument de patience qui mérite encouragement.

Que des méchans disent: Gail se consume en travaux; il attend le moment de la justice; qu'il n'arrive pas pour lui: combattons le par l'arme du silence: à droite, à gauche, écrivons contre lui; et qu'on n'annoce aucun de ses travaux: ruinons le, dècourageons le, abreuvons le d'amertumes! qu'ainsi parlent entr'eux deux vils intrigans, dont l'un me serre ou veut me serrer la main et m'écrit les lettres les plus plates; le savant et honnête Monsieur Schütz n'entrera point dans leurs laches intrigues; ou il daignera annoncer mon Thucydide: ou s'il est trop occupé, il chargera de ce soin un de ses savants disciples.

Pardon, Monsieur, de ces détails; je me les sois permis, croyant à votre honneteté, autant qu' à votre amour pour la sience.

Réponse s. v. p. et comptez et sur ma discretion, et d'avance sur ma reconnoissance, agréez, Monsieur, les hommages de votre très humble et très obéissant serviteur etc.

Paris, 12. Juli 1817.

Monsieur. Lundi dernier, chez Mr. Millin, en presence d'une nombreuse et brillante société, Madame Schütz a donné de nouvelles preuves de talent.

Chez M. Millin, comme chez moi, on a admiré son beau talent, et l'on a loué son excellent ton, ses manières décentes et modestes et ensuite sa conversation spirituelle et pleine d'instruction.

Madame Schütz a paru ce qu'elle est, non pas une actrice, s'il faut attacher à ce mot des acceptions defavorables;

mais une artiste distinguée, et une dame du meilleur ton et d'une excellente société.

Quand vous jugerez ma version Françoise de Thucyd. veuillez vous rappeller ce que j'ai dit en 20 passages qu'elle n'étoit point du tout mon dernier mot; que je l'ai donnée pour offrir de nouveaux secours à nos jeunes Instituteurs.

Thucyd. je le repete, le plus difficile des prosateurs, demande et aura le reste de ma vie.

Dans mes premières etudes, ai je expliqué quantité de difficultés non resolues avant moi? voila la question! Puisse votre conscience repondre: oui? Salut et hommages etc.

A Monsieur Schütz fils.

Paris, 6. Mars. 1818.

Monsieur. Je suis, on ne peut plus, sensible aux témoignages de bienveillance et d'amitié dont vous me réitéres l'assurance. Que n'êtes vous encore à Paris où j'aimerois à vous entendre dire de vive voix ce qui me vient de si loin! Votre société, et celle de Madame votre aimable compagne nous rendoient parfois si contents!

Au moment où vous m'adressez un mot obligeant de Monsieur votre pere, me sera t'il permis de faire une réclamation d'amitié auprès de ce savant illustre.

Il y a 8 à 10 ans que mon Thucydide a paru. Alors Monsieur Schutz me promit une annonce de cet ouvrage. Je fus oublié. Je réclamai auprès de vous. Vous ècrivites à Halle. Monsieur votre pere me répondit 6 juill. 1817, que deux professeurs avoient donné parole de donner des articles, mais qu'ils n'avoient pas tenu leur engagement: que cet oubli seroit incessamment reparé: moi-meme me dit alors Monsieur Schutz, moi meme jam statim operi me accingam, et simul atque schedae illae ephemeridum prelo exierint, tibi eas mittam: quod certo fiet ante Kalendas Augusti hujus anni.

D'après cette promesse solemnelle et sacrée, depuis aout de l'année dernière j'ai attendu impatiemment et n'ai rien vu venir; et j'ai enduré le tourment de l'attente et d'une attente helas qui m'eût rendu heureux.

Montrez ma plainte douloureuse à Madame Schütz: elle plaidera ma cause: et M. Schutz se decidera à faire cesser ou du moins à calmer mes peines.

Mon Xénophon est perdu! J'en suis désolé. Je regrette de n'en avoir plus à ma disposition; J'espere que vous aurez dit à Monsieur votre pere que c'etoit à lui qu'etoit destiné le bel exemplaire, 10 vol. rel. que j'ai eu l'honneur de vous remettre.

Lorsque je vous le remis, j'eus grand soin de vous dire, mon Anacréon, mon Thucydide, mes 3 Fabulistes etc. sont un hommage à Madame Schutz et à vous, Monsieur; quant au Xenophon c'est à M. votre pere que je l'adresse.

Enfin le voilà perdu: je reconnois là mon bonheur ordinaire. Je vous envoie le prospectus, pour que vous veuillez bien l'inserer dans votre feuille prochaine ainsi que celui de mon nouveau journal „le philologue" imprimé aux frais d'un de mes amis: car je n'ose plus rien entreprendre à mon compte.

Mon Xenophon est annoncé dans tous les journaux de France, et notamment dans le journal des savans (Mars 1818) avec extreme bienveillance. Priez Monsieur votre pere de se procurer ce n° de Mars. On y cite avec eloge mon vol. de variantes, monument d'une patience inconnue et quantité de belles leçons inédites: et ma traduction qu'on y juge etre composition originale plutot que traduction.

Adieu, Monsieur et ami, recevez mes salutations amicales: et hommages à Madame Schutz et à Monsieur votre pere. — Mon ami M. Hase et mon fils vous offrent leurs hommages etc.

Paris, 30. April 1818.

Monsieur. Me pardonnerez vous maintenant de faire un 3e appel à votre amitié et de reclamer en faveur de mon Thucydide et de mon Xenophon.

1° Thucydide. Il avoit à peine paru que j'eus l'honneur d'en adresser un exemplaire à Monsieur votre pere. C savant respectable m'en fit aussitot des remerciemens et me di qu'il alloit en rendre compte, en 2 ou trois numeros; il me le enverroit successivement, me disoit il. Sur sa parole, j'a esperé, j'ai attendu, et rien n'est arrivé. Monsieur votre per n'a pas même annoncé le titre de ce Thucydide.

Je vous ai adressé des observations sur ce silence affl geant. Vous m'avez aussitot répondu qu'on avoit annoncé me Theocrite, mon Lucien etc. et m'avez envoyé les epoques d annonces. Mais ce n'etoit point du tout ce que je vous d mandois. Je vous parlois de mon Thucydide. C'étoit en faveur de mon Thucydide que je reclamois: et sur cela, vous m'avez dit: on a annoncé votre Theocrite.

Je le dirai hautement et franchement: mon Thucydide contient l'explication neuve de plus de 200 grandes difficultés. Si quelque cabale defendoit que mes efforts (et peut-être aussi mon succès) fussent annonces; il falloit du moins, 1° annoncer le titre de mon livre; 2° annoncer cette collation de Manuscrits (preuve de zele et de patience) qui ouvre un nouveau champ à la critique.

2. Xenophon. Mon Xenophon contient un vol. tout entier de variantes (T. VII. 1e partie): ce vol. preuve de zele, de patience et de desinteressement, merite, je le dis hautement, d'etre annoncé avec bienveillance. Qu'on ne parle point de mon talent: il est foible. Mais ma patience et mon zele sont grands. Pourquoi les gens du metier ne m'en rendroient-ils pas compte? pourquoi me traiteroient-ils avec la dernière rigueur?

Le journal des savans, Paris, Mars 1818, a annoncé ce Xénophon, en termes flatteurs. Veuillez, Monsieur, le consulter; il deminuera votre travail et votre peine, si vous daignez m'accorder un ou deux articles dans votre journal.

Le classical journal de Londres, l'année dernière, l'a annoncé avec une extreme bienveillance.

Veuillez, Monsieur, au nom des marques d'amitié que vous m'avez données et dont vous m'avez reiteré l'expression, annoncer et mon Thucydide et mon Xenophon dans le journal de Monsieur votre pere.

Quand j'ai eu l'honneur de vous l'offrir, je vous ai demandé cette annonce. Vous l'avez promis: tenez moi parole.

J'ai dit aux deux particuliers qui ont fait les frais de Xenophon que je vous en avois offert un exemplaire, en sollicitant cette annonce. Ne l'ayant point obtenue; n'ayant pas même obtenu de réponse à ma reclamation, ces deux particuliers ont pu me prendre pour un hableur qui mettoit en ligne de compte des livres qu'il n'avoit pas donnés.

A Londres, meme disgrace m'est advenue. Deux Anglois ont reçu chacun un Xenophon pour l'annoncer et promettant de l'annoncer; et ils n'en ont rien fait. Il a été annoncé avec bienveillance et à Londres et a Dublin par des savans qui l'ont acheté et que je ne connois pas même de nom.

Je joins ici le catalogue d'une partie de mes livres.

Comptant sur votre amitié, Monsieur, je vous prierai de parler de mes travaux dans votre société. En s'adressant directement à moi et sans intermediaire de libraire on aura sur le Xenophon une remise de trente francs.

Mes hommages à Monsieur votre pere. Veuillez, Monsieur, agréer l'assurance de ma haute consideration. Mon confrere M. Hase est de moitié dans l'assurance de ces sentimens.

Le porteur de cette lettre vous présentera le no. 2. an 1818 de mon philologue.

Voy. s. v. p. p. 432, l'annonce 1° de mon Mémoire sur la prétendue ville d'Olympie. Ma decouverte est maintenant generalement avouée. 2° Mon memoire sur Sitalcès, p. 352 sq. 3° Sur tout mes recherches sur les colonies grecques du littoral de la Thrace, p. 315 sq.

La Souscription pour le philologue, an 1819, 4 Nro. par an, est de 18 Fr. et 21 Fr. franc de port.

Veuillez l'annoncer, en faisant, si vous en avez le tems, un petit extrait du re. que j'ai l'honneur de vous envoyer etc.

Gerhard.

Poſen, 26. Februar 1817.

Wohlgeborner, ſehr geehrter Herr Hofrath! Mein geehrter Kollege, Hr. Rektor Kaulfuß, erſuchte mich neulich, ſein letztes für das hieſige Gymnaſium geſchriebenes Programm, über die Vorzüge der deutſchen Sprache, wenn es mir möglich wäre, in Deutſchland bekannt zu machen; und wünſchte ein deutſches Urtheil darüber zu leſen, wenn auch der Gegenſtand in Deutſchland ſchwerlich ſo nöthig und ſo der Rede werth ſcheinen dürfte, als er es wol in Polen iſt. Dieſer Wunſch war mir in doppelter Rückſicht angenehm. Indem ich nämlich, den Wünſchen meines Hrn. Kollegen gemäß, Ihnen, hochgeſchätzter Herr Hofrath, das Programm mit der ergebenſten Bitte zuſtelle, es einem Herrn Recenſenten Ihrer Allg. Litt. Zeitung zur Anzeige in derſelben mitzutheilen, giebt dieſe Bitte mir zugleich eine längſt gewünſchte Gelegenheit, mich Ihrem perſönlichen Wohlwollen aufs Neue zu empfehlen; eine Gelegenheit, die ich ſeit der Zeit mir immer gewünſcht habe, da ich vor einigen Jahren das Vergnügen hatte, Ihnen bekannt zu werden, und aufs Wohlwollendſte von Ihnen aufgenommen wurde

Nach mancherlei Spielen des Glücks und Unglücks bin ich ſeitdem in einer halbdeutſchen Ecke heimiſch geworden, die ich früher wol nicht einmal beſuchsweiſe zu betreten dachte; ein Umſtand, der auf meine litterariſche Thätigkeit Einfluß hat. Allerlei philologiſche Studien hatten mich früher ziemlich anhaltend beſchäftigt, aus denen ein Büchlein entſtanden iſt, welches ich vor einem Jahre ſo frei war als eine Probe meiner Bemühungen Ihnen zuzuſtellen. Ich gedachte damals Ihnen bald Arbeiten von größerem Umfange überreichen zu können; aber Geſchäfte von zum Theil drückender Art und manches die Studien Hemmende in der Oertlichkeit ſcheinen dem entgegen zu ſein. Um ſo mehr findet ſich Gelegenheit zu kleineren Aufſätzen, und es würde mir Vergnügen gewähren, wenn Ihnen mit einzelnen derſelben als Recenſionen für Ihre A. L. Z. gedient ſein könnte; eine Form, zu der ich früher einigemal für die Wiener und Jenaer L. Z. veranlaßt wurde, in welcher letztern unter andern die Rec. des Müllerſchen Tzetzes ad Lycophr. von mir herrührt. So würde ich gern zu Recenſionen von Gaisfords Poetae Graeci minores, von deſſelben Hephäſtion., von Gräfes Epist. crit., von Welckers Alcman, von Creuzers Meletem. und ähnlichen Büchern der griech. Litt. bereit ſein. Drängte mich heute nicht eine Gelegenheit, ſo würde ich ſo frei ſein, eine Kleinigkeit über Blomfields Kallimachus dieſem Briefe zu Ihrem beliebigen Gebrauche beizulegen. Auch bin ich vielleicht ſo frei, dieſe nächſtens Ihnen zuzuſenden, da ich gerade bei dieſem Buche ſchwerlich Kolliſion fürchten darf und ich es ſonſt noch nicht angezeigt gefunden habe; könnten Ihnen andre Rec., namentlich auch der genannten Bücher nutzen, ſo würde ich darüber Ihre näheren Beſtimmungen erwarten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ꝛc.

Gierlew.

Brocken, 1. September 1806.

Zum erſtenmal vielleicht erhalten Sie, verehrter Mann, einen Brief von dieſem unter gemeinen Gebirgen und Menſchen Deutſchlands erhabenen Punkt, und eben darum möchte ich gern das Vergnügen haben, Sie mit einigen Zeilen zu überraſchen; ſie ſollen zugleich ein Zeugniß ſein, daß die Erinnerung an Sie und was ich Ihnen verdanke, mir überes in Thälern und auf den Gebirgen, auf dieſer Reiſe wie auf meiner Reiſe des Lebens folgen wird. — Empfangen Sie noch, einziger Mann, von dieſem einſamen, und doch ſo weit überſchauenden Orte meinen innigſten Dank für jede angenehme Stunde, die ich bei meinem letzten Aufenthalte in Ihrem Umgange genoß. Ich möchte ſie ſo gern wiederholen, aber nun muß die ſchöne Rückerinnerung ſchwach ſie erſetzen; — meine Hoffnung, Sie nach zwei Jahren wieder zu finden, und Ihres Güte: meine Briefe unterdeſſen empfangen und bisweilen auch beantworten zu wollen, rechne ich zu meinen angenehmſten.

Unſere Reiſe iſt bis hierher ſo ziemlich glücklich geweſen, die plagende Hitze ließen wir in Halle zurück, aber ſtrenge nordiſche Kälte empfing uns und verfolgte uns bis Mansfeld. Des Abends verirrten wir uns ein wenig, und nahmen auf dem rechten Wege wieder in einem Wegehauſe vorlieb. Der ſchöne Mägdeſprung, der Stufenberg mit ſeiner herrlichen Ausſicht, und beſonders die ſo romantiſch ſchöne Roßtrappe, wo die Natur den Zuſchauer überraſcht, haben uns den künftigen Tag ſehr gefreut. Wir kamen in Blankenburg den nehmlichen Abend an, und fanden unſern Freund und Landsmann dort wie es ſcheint, ſehr glücklich mit einem edlen Manne. Das Schloß haben wir mit Mühe ausgehalten zu ſehen. Man hat recht da mit Stücken von Raphael, Rubens und Correggio aufgetiſcht, aber dieſe ſchlecht nachgemachten Gerichte wollten uns gar nicht ſchmecken. Die Madame Pompadour fand ich hübſch und Louis 14. ſtolz, wie es ſich gebührt. Des Montags verließen wir Blankenburg, kamen durch ſchöne Gegenden bis Rübeland, ſahen die beiden Höhlen, Baumanns und Biehls, die nicht ganz meine, vielleicht zu hoch geſpannte, Erwartung erfüllten. Die erſte iſt bei weitem die größere und auch die mühſamere zu beſahren. Die letztere hat einen Führer, der recht, bieder und brav iſt, und mit Anſtand und Würde ſeine Predigt, von ihm ſelber in Reimen naiv genug gemacht, mitten in der Unterwelt herab deklamirt von einer Art von Canzel. Von Wernigerode aus beſtiegen wir den folgenden Tag endlich den ſo berühmten Brocken. Bei Ilſenburg fanden wir wieder Gegenden, deſſen wilde grauſe Natur, von rauſchenden Waldſtrömen durchkreuzt, uns Freude machten. Das ſchöne helle Wetter aber verſchwand, und dicker Nebel umhüllte uns. Die frohe Hoffnung, den Anblick des Sonnenuntergangs zu genießen, war vorbei. Die Natur wurde ſtets mehr arm und öde. Die traurigen Tannen, unzählige ungeheure Granit-Blöcke mit altem Mooſe überzogen, über einander hin geſchleudert, und erquickende Heidelbeeren waren das Einzige, was wir hier ſahen. Viele größere und kleinere Waldſtröme machten den Gang beſchwerlicher. Der Nebel nahm zu, wir waren ſchon dem Brokkenhaus ganz nahe, ehe wir es ſahen. Der Brocken hat meine Erwartung nicht erfüllt, ſo lange man noch immer unter den Wolken bleibt, ſo lange man noch doch Grünes um ſich her ſchauet, und doch die Eisblume, wovon ich hier eine ſchicke, findet, ſo lange hat man doch nur einen großen Hügel beſtiegen. Die Sonne ſahen wir auch heute nicht aufgehen; jetzt iſt das Wetter heller, doch liegt der äußerſte Horizont noch im Nebel verhüllt. Magdeburg, den Petersberg und Kaſſel können wir nicht recht ſehen. Hier oben habe ich es gar nicht kalt gefunden, wenigſtens nicht ſo wie man es mir geſagt hat; ich gehe herum ohne Hut und Oberrock, ohne die geringſte Kälte zu fühlen, aber reine Luft athmet man hier ein. Ich habe Göthen in allen den vielen mit elendem Zeuge gefüllten Büchern vergeblich nachgeſucht, um ſeine Winter-Reiſe hierher zu finden. Dagegen habe ich gefunden, daß viele nomina obscura ſich eingeſchrieben haben. Heute denken wir Clausthal zu erreichen, und ſpäteſtens übermorgen in Göttingen zu ſein. Mein Freund Ström empfehlet ſich Ihnen und Ihrer Familie auf's verbindlichſte, er wird mit Vergnügen an die frohen Stunden, die er in Halle verlebte, gewiß immer denken. Leben Sie glücklich und ſein Sie verſichert, daß es immer mein innigſter Wunſch iſt.

Paris, 24. December 1806.

Länger als ich ſelbſt wollte, zögerte ich Ihren Brief zu beantworten, der mich hier gleich nach meiner Ankunft ſo angenehm überraſchte. Ich wünſchte ſtets mehrere Nachrichten, genauere Kenntniſſe von dem hieſigen, beſonders gelehrten Weſen einzuſammeln; und doch ſehe ich, daß ich nie ſo viel haben werde, wie ich eigentlich brauche, um Sie zu unterhalten. Jetzt kann ich aber nicht länger ſchweigen, mir nicht länger das Vergnügen verſagen, Ihnen, verehrteſter Mann, zu ſchreiben. Nehmen Sie nach Ihrer gewöhnlichen Nachſicht mit einer geringen Ausbeute von einer reichen Mine vorlieb.

Ich ſage Ihnen nichts von meiner Reiſe hierher; nur ſo viel, daß ich in Frankfurt den Hrn. Senior Dr. Hufnagel kennen lernte, der mir durch ſeine freie Offenheit und eine gewiſſe Jovialität und Biederkeit gefiel, um ſo mehr, da er nicht allein mit Achtung, ſondern auch mit Intereſſe von einem Manne ſprach, den ich von Herzen liebe und ſchätze. Sie errathen vielleicht den Mann; ohne wohl eigentliche tiefe Gelehrſamkeit glaube ich, iſt der Mann ein nützliches Glied im praktiſchen Leben, und kämpft mit vielem Muthe gegen die Frankfurter Bigotterie und orthodoxe Pedanterie, worin ſich gewöhnlich die Reichsſtädte auszeichnen. Durch ihn lernte ich auch jenen jungen Mann, der bei der Frankfurter Schule angeſtellt iſt, und ſich mit dem Aufſuchen der griech. Quellen des Cornel. Nep. nicht ohne glückliche Erfolge, wie mir Hufnagel ſagte, beſchäftiget, und ſich Hr. Magiſter Moſche nennt; er ſchien mir mehr durch Fleiß als durch Kopf ausführen zu können. In Neuwied, wo ich nur eigentlich Fabriken und Herrnhuter ſuchte, fand ich ganz unerwartet einen von Ihren erſten akademiſchen Schülern, den Paſtor Schellenberg, der mir ſehr viel Güte erzeigte, und mich in den Herrnhuter Anlagen herumführte. Lieber hätte ich gewünſcht, die neuerlich dort entdeckten Röm. Anlagen zu ſehen, wovon man, ſo ſagte wenigſtens Schellenberg, aber mehr ſagt und ſchreibt, als ſie eigentlich im Grunde werth ſeien. In Trier lernte ich den bekannten Rebmann kennen, den ich recht unterhaltend fand, mit der jetzigen Ordnung der Dinge wohl nicht ohne Grund unzufrieden. Er gab mir einige Nachrichten von den Röm. Alterthümern in dieſen Gegenden, die ich ſelbſt nur ſehr obenhin beſuchen konnte; es war beſonders die ſogenannte Porta nigra, die jetzt die Façade einer Kirche ausmacht, und ſich ſehr deutlich von der Gothiſchen Bauart unterſcheidet, und das merkwürdige Grabmal der Secundiner, eine Stunde von Trier, das ſehr von dem tempore rerum edaci gelitten hat, aber ihm doch noch immer trotzt; es ſteht jetzt in Aten in einem Dorfe, wo die Landſtraße durchgeht; von dem ſtolzen Röm. Adler ſind Kopf und Schwingen fort, was ich ſehr ſymboliſch bedeutend finde. Die Einſchrift iſt faſt unleſerlich geworden, ich konnte nur einige Worte herausbuchſtabiren. Rebmann ſagte mir, daß ſehr viele Römiſche Münzen, beſonders von den ſpätern Cäſaren noch immer in dieſen Gegenden gefunden, und ſelbſt die goldenen nach dem Gewichte verkauft werden; vielleicht iſt Ihnen dieſe Nachricht für das Univerſitäts-Cabinet nicht ganz gleichgültig, und Rebmann würde gewiß für Sie die Commiſſion mit Vergnügen übernehmen. —

Den 1. November kam ich nach Paris, das äußerlich und innerlich, ſo weit ich es kenne, ganz das iſt, was ich geglaubt habe, wimmelnd von Menſchen und Sachen, wovon viele einen gewiſſen blendenden Glanz haben, ohne wirklichen innern Werth. Ich fand gleich Heiberg und eine Menge anderer Landsleute, die mich weniger intereſſiren, den Baggeſen ausgenommen, mit dem ich herrliche Stunden verlebe. Heiberg iſt nicht ſein Freund, und ihre Geiſtes-Gaben ſind höchſt verſchieden, ganz entgegengeſetzt möchte ich ſagen. Baggeſen bedauert noch immer, daß er Sie nicht perſönlich kennt, ich habe ihm das Heft über Homer, das ich nach Ihren Vorleſungen ausgearbeitet habe, geliehen, und er wird mehrere von Ihren Ideen für ſeine Homer's Däniſche Ueberſetzung benutzen. Ich weiß auch nicht, warum Sie nicht mit Reichardt hieher kamen, in drei Monaten konnten Sie die ganze Reiſe gemacht haben, und, wie ich glaube, für 6—800 Fr. m höchſtens. Kommen Sie nun mit den Frühling wie alle gute Gaben, und holen Sie den Reichardt ab, wie würde es mich freuen. Das Muſeum, die Bibliothek, und die Oper verdienen eine noch größere Reiſe.

Sie wünſchen Nachrichten von der bibliotheque nationale, ich werde Ihnen nicht ſo viel geben können, wie ich es wünſchte. Die ganze Bibliothek iſt eigentlich in 4 Fächer eingetheilt, die gedruckten Bücher, die in mehreren großen Sälen aufgeſtellt ſtehen, in Schränken mit Meßing-Gitter verſehen, was ich ſehr vernünftig finde, da man ſo jedem erlauben kann, frei in der Bibliothek herumzugehen, und ſich wenigſtens mit den Titeln bekannt zu machen; die Folianten und auch einige Quartanten ſtehen unten, die 8o et form. minor. auf einer Gallerie, die wie die Bücher unten, an der einen Seite der Säle nur ſich befindet, auf der andern Seite ſind Fenſter; jeder kann tagtäglich des Sonntags ausgenommen, von 10—2 Uhr, auf der Bibliothek Bücher zum Leſen oder Excerpiren erhalten, die Oktaven aber und form. minor. müſſen in den Cabinetten der angeſtellten Conſervateurs gebraucht werden. Man iſt ſehr höflich und giebt ſich alle mögliche Mühe, die Bücher aufzuſuchen. Dienſtags und Freitags iſt die Bibliothek in den nehmlichen Stunden pour le publique für alle Neugierige offen. Es hält ziemlich ſchwer Bücher zu Hauſe zu erhalten, und die Kälte, obſchon nicht ganz nordiſch, macht es doch unangenehm, jetzt in dieſen großen Sälen, wo nie eingeheizt wird, zu arbeiten. Ich komme ſelten dahin, da ich in Millins ſchöner ausgeſuchten Bibliothek bis jetzt alles finde, was ich brauche, hier iſt eingeheizt und weit mehr Ruhe. In der neuen Litteratur überhaupt, und in der deutſchen beſonders iſt die Bibliotheque Nationale wohl ziemlich zurück, und man braucht jetzt ſelbſt das Geld mehr für die Armeen als für die Wiſſenſchaften. Das zweite, und wohl das Hauptfach macht die köſtliche Sammlung von Manuſcripten aus; ich erſtaunte, als ich dieſe Menge ſahe, es iſt allein eine beträchtliche Bibliothek, die Griechen füllen ein ziemlich geräumiges Zimmer. Die Lateiner ein noch größeres. Der Msr. Dütheil ſcheint mir ein guter Mann zu ſein, und für ſein Fach gemacht, ich habe ihm Ihr Compliment abgeſtattet; es freute ihn recht, daß Sie ſich ſeiner erinnern. Hier arbeitet man auch in der Kälte; ich ſah nur ein Paar unter dieſen Reichthümern. Das dritte Fach iſt das Antiken-Kabinet, wo Millin einer von den zwei Conſervateurs iſt, und durch deſſen Güte ich eine genauere Kenntniß davon ſchon erhalten habe; er lud mich nehmlich einen Tag ein es mit zu beſehen, als er es ſelbſt einer engliſchen Familie zeigte, und nun erhielt ich eine ziemliche Ueberſicht über die wichtigeren Stücke in der Sammlung. Vorzüglich ſchätze ich die treffliche Sammlung von geſchnittenen Steinen, der bekannte Becher, der die Apotheoſe des Auguſtus vorſtellt, iſt in Arbeit und Größe ein Meiſterſtück ohne Gleichen; die Iſistafel, die ſogenannten Hanibals und Scipio's Schilder, eine Menge Egyptiſche Sachen, auch Griechiſche, Römiſche und andere ſind ſehr merkwürdig, ich hoffe hierüber noch einen Cours von Millin zu hören, ehe ich Paris verlaſſe. Das vierte Fach macht die große Sammlung von Kupfern und Zeichnungen aus. Wenn ich einmal mit dem Antiken-Kabinette genauer und gründlicher bekannt bin, werde ich Ihnen einige Nachrichten hierüber mittheilen, wenn Sie mir es erlauben. Mit den Manuſcripten bin ich noch ganz unbeſtimmt. Ich fühle ſelbſt, daß ich noch ſehr viele Kenntniß zu erwerben habe, ehe ich mich an einen Autor wage, wenn ich es jemals wage, und zugleich, ob ich eigentlich nicht mit mehr Nutzen meine Zeit hier verwenden kann, als einige Manuſcripte zu konferiren. Sie, dem ich ſo viel verdanke, rathen Sie mir doch auch hierin; Ihre Aufmunterung, Ihr Rath würde einwirken. Ich beſchäftige mich beſonders mit den ſchönen Künſten hier, und ſuche mir durch Lectüre und fleißiges Anſchauen wo möglich gründliche Kenntniſſe zu verſchaffen, die Bücher finde ich in Millins Bibliothek, die Kunſtſachen giebt das herrliche Muſeum. Aber denken Sie ja nicht, daß die Griechen in dem ungriechiſchen Paris ruhen, ich ſtudire immer für mich fort, und ſuche recht auf einen feſten Grund mit der Sprache zu kommen, und ich freue mich ſehr, daß ich deutlich bemerke, meine Arbeit wird nicht unbelohnt. Es iſt ſchon beſchloſſen, die ganze Bibliothek nach dem Louvre zu verlegen, um theils Alles da für Wiſſenſchaften und Künſte zu haben, theils weil die jetzige Lage, der großen Oper gerade gegenüber wegen Feuersbrunſt gefährlich iſt.

Von dem, ich möchte ſagen göttlichen Muſeo, nur ſo viel, daß dieſes mein Hauptvergnügen in Paris iſt, aber auch ein großes, ein hohes edles Vergnügen. Vor dem Laokoon, vor dem göttlichen Apollon, vor den Meiſterwerken von Raphael, Corregio und Titian jeden Tag ſtehen zu können, jeden Tag neue Züge von der göttlichen Kunſt zu entdecken und zu bewundern, das iſt wohl ein beneidenswerthes Glück. Auch hierüber werde ich mit Ihrer Erlaubniß künftig etwas ſchreiben, wenn ich mehr gründlich darüber räſonniren kann. Ihnen muß man nicht nur halb deutliche Begriffe und Gefühle anbieten. Ich werde Ihnen nun einige Nachrichten über einige Gelehrte mittheilen, die ich hier jetzt kenne. Millin war der erſte, deſſen Bekanntſchaft ich hier machte; ein kleiner, eleganter, leichter, luſtiger, immer beſchäftigter Franzoſe, der wohl recht viele Kenntniß hat, ob auch recht tiefe, gründliche, daran möchte ich beinahe zweifeln; daß er die deutſche Litteratur kennt und ſchätzt, iſt doch ein Vorzug, den man für ſelten unter den einſeitigen Franzoſen rechnen kann, und dieſe Bekanntſchaft hat ihn wohl auch für die Mühe belohnt. Er war, wie beinahe alle die übrigen franzöſiſchen Gelehrten, gar nicht mit Ihren philol. Ketzereien zufrieden, es ſtreitet ja gegen die gelehrte Etiquette, woran wohl die Franzoſen mehr gewöhnlich als andre Nationen hängen. Da ich weiß, wie man Sie ſchon benachrichtiget hat, daß man einen Auszug aus Ihrem Marcell nicht in ein Journal einzurücken erlaubte, weil die franzöſiſche Akademie dieſe non—orais. Cic. einmal für ächt erklärt hatte, ſage ich nur, daß ich dieſes höchſt karakteriſtiſch finde; ſo iſt es auch in den Natur-Wiſſenſchaften. Sie wiſſen wohl auch, daß ein Advocat B** die nämliche Rede jetzt franzöſiſch als ein Chef d'oeuvre de Msr. Cicero, und ein Muſter der Beredtſamkeit überſetzt hat; aber daß das Journal, nämlich in einer Zeitung, die Ueberſetzung, die man getadelt hatte, vertheidigt, und die ganze geehrte Zuſchrift des geehrten Ueberſetzers in einer Note anführt, wiſſen Sie vielleicht nicht. Millin ſagte, als ich ihn zum erſtenmal ſprach von Ihnen, ah oui c'est un grand homme; mais il aime beaucoup à dire des choses, que les autres ne disent pas. Ich antwortete: Cela vient sans doute parce qu'il pense beaucoup, que les autres ne pensent pas. Er hat jeden Mittwoch eine gelehrte Aſſemblée,

wohin mehrere Franzoſen und Fremde kommen; ich habe dort den
bekannten Visconti geſehen, wie auch Langlès. In Millin
Bibliothek habe ich ſogar zwei Exemplare von Heynes Archäologie,
ein deutſches und ein franz. gefunden.

Ihnen verdanke ich die Bekanntſchaft mit dem braven,
guten, gelehrten St. Croix, vir antiqua fide, der auch nich
mit Ihrer Rede zufrieden war, und wünſchte ſehr, daß Si
Ihr Syſtem veränderten. Er ſcheint mir einer gewiſſen Furcht
ſamkeit des Geiſtes zu unterliegen. Seine Frau hat meh
Muth, und hat die Güte gehabt, mich zu ſeiner Freitag
Aßemblée einzuladen, wohin auch Damen, mitunter recht hübſche
kommen, die mir lieber als Millins Journale ſind. Hier find
ich Villoiſon, den ich einmal beſucht habe; gewiß Sie konnte
ihn nie treffender als den faden karakteriſiren, nur möcht
ich ſagen: der fade Ariſtokrat und Großſprecher. Er lud mic
ein, ſeinen Cours sur le grec moderne, zu hören, und ic
will dieſe occasion unique, wie er es ſelbſt nannte, nicht ver
ſäumen, obſchon es ziemlich mittelmäßig ſein ſoll; er hat nich
einmal ein Buch, worüber er lieſt, aber diktirt, ſelbſt den Tex
Ich muß Ihnen eine Anekdote von ihm oder doch von ſeine
Bedienten erzählen. Der Villoiſon hatte ſich von Paris ret
rirt, als man darauf arbeitete, eine Republik zu fabricire
ſein Bedienter blieb aber bei ſeiner Bibliothek. Dieſer Kerl w
mit V. in Griechenland geweſen, von dem Geiſte ſeines Herre
beſeelt, ging er nun auch in ſeine Commune, um auch ei
Wort zum allgemeinen Beſten zu ſprechen, und erzählte nu
man ſollte doch um Gottes willen nicht die republikaniſche Ve
faſſung einführen, er wäre in Sparta und Athen geweſen, d
auch ſo ein Ding einmal eingeführt hätten, und das wär nun ei
elendes Leben; es karakteriſirt, denn ich glaube der Bediente ſpra
im Geiſte des Herrn. Mehrere Gelehrte, worunter auch der ſ
lide Silvestre de Sacy, haben mir auch ſein Gedächtniß ſo g
lobt, als lohnte es ſich der Mühe nicht von ſeinen übrigen S
len-Eigenſchaften zu ſprechen. Mit dem jetzigen Senateur Gr
goire habe ich auch Bekanntſchaft gemacht, ein höchſt human
dienſtfertiger Mann, der eine beſondere Vorliebe für unſere N
tion hat, wovon er mehrere hier hat kennen gelernt. Ihm ve
danke ich, daß ich ein Paar Mal im National-Inſtitute geweſ
bin, wo ich einmal eine Abhandlung über eine in einem Aeg
Grabmal gefundenen Tunique, von General Reyner eingeſan
hörte, ein andermal eine Abhandlung, oder Prolegomenen zu
ner Sprachlehre, die mir recht artig ſchienen. Leider konnte

den Namen des Verfaſſers nicht zu wiſſen kriegen. Ich weiß nur, daß der Vorleſer Daumerge war. Ich hörte auch damals einen Vorſchlag zu neuen Mitgliedern für die Moraliſche und Polit. Claſſe, ich erinnere mich Kant, Zoega, Herder, Münter, Hornetook, von den 12, die vorgeſchlagen wurden. In der philolog. Claſſe bin ich noch nicht geweſen. Ich erſtaunte, als mir Gregoire erzählte, es ſoll nicht mehr Griechiſch in den Schulen in Frankreich gelernt werden; er ſelbſt, der die claſſiſche Litteratur kennt und ſchätzt, war darüber höchſt betroffen. Nur Latein und die mathematiſchen Wiſſenſchaften werden nachher getrieben. Wie alles doch eine gemeine Tendenz hier immer mehr und mehr erhält. Deux professeurs de mathematique, ſchrieb B., arrangez vous!

In Sicards öffentlicher Séance bin ich geweſen, und habe mit vielem Vergnügen manche feine Bemerkungen über Sprachen und Grammatik gehört. Es iſt den Zuhörern erlaubt, Fragen, Einwendungen und Bemerkungen anzubringen, die ſelbſt Frauenzimmer machen, und Sicard beantwortet; dagegen beklatſcht man ihn auch auf ſeiner Bühne, und er ſucht jede Gelegenheit durch eine witzige Wendung, durch ein Calembourg dieſes elende Beifalls-Zeichen zu erhalten; tantum est in rebus inane. Ich will ſeine perſönliche Bekanntſchaft machen, und ſeinem Privat-Unterrichte beiwohnen; als Grammatiker und durch ſeine ſehr feine Unterrichts-Methode intereſſirt er mich ſehr.

Zufälligerweiſe habe ich Bekanntſchaft des jungen Schweighäuſer hier gemacht, der mir ein recht artiger junger Mann zu ſein ſchien. Murald fand ich bei Millin; er ſcheint mir ſehr fleißig und hört mehrere Vorleſungen. Ich bin mit ihm im College de France geweſen, wo ich l'Evesque über die alte Geſchichte, ein wenig trocken, hörte; bis jetzt aber noch nicht den Gail, der ja ein armer Sünder ſein ſoll, nach dem, was mir Murald erzählt hat. Er hat mich auch zu einem Hrn. Baſt geführt, an dem ich einen ſehr unterrichteten Mann fand; er las uns einen Brief vor, den er an Sie geſchrieben hatte. In einer Geſellſchaft fand ich den Peſtalozzi, der hier als Commißär von der Schweitz iſt; er ſagte mir ſelbſt, daß er ganz außer ſeiner Sphäre verſetzt wäre, und jetzt nicht mehr derſelbe, wie in der Schweitz, und ich glaube ihm es von Herzen gern. Von ſeiner Originalität bemerkte ich doch einzelne Funken. Sein Aeußeres und ſein Inneres paßt gar nicht in die Pariſer Welt.

Herder läßt Ihnen durch St. Croix, der sich doch Citoyen und nicht Baron nennt, seinen Gruß abstatten. In diesen Tagen eben wird seine Uebersetzung in der Druckerei fertig, und St. Croix oder ich besorgt sie an Heinrichs. Haben Sie je etwas, das ich für Sie hier ausrichten kann, so hoffe ich diesen Beweis von Ihrer Güte für mich, daß Sie allein an mich sich wenden; Alles, wodurch ich Ihnen meine innige Achtung bezeugen kann, ist meine Liebe.

Wie Alles sich hier deteriorirt, wie Alles in's alte Gleiß wieder kömmt, brauche ich nicht zu schreiben, und ebendies ist meine Lage bis jetzt nicht so, daß ich eigentlich wichtige Beiträge hiezu geben könnte. Der Mensch ist zum Sclaven geboren, der nicht seine Ketten zerbricht, und ein Kettenhund ist für die Freiheit verloren. Ueber den lächerlichen Fastus, wodurch man sich mit einer schimmernden Glorie zu umgeben glaubt, kein Wort; einige steigen wie Raketen um wieder zu fallen, nur wenige leuchten auf dem Himmel der Ewigkeit ewig. Man hat mehr Cäsarn als Washingtons. Reichardt muß wohl Vieles bemerken, wenigstens giebt er sich die Miene, und auch lebt er meist in großen Zirkeln. Es kann gut für sein Journal Frankreich sein, das nicht allemal sehr reich war.

Wenn Sie, wie ich mir schmeichle, an mich schreiben, so haben Sie die Güte, Ihre Briefe an Mrs. Perregaux & Comp. pour Mr. Gierlew zu adressiren. Bis Monat Mai bleibe ich hier gewiß. Ich lebe zufrieden, ob ich auch nicht alle meine Wünsche erfüllt sehe. Von meinem Vaterlande habe ich die beste Nachricht, auch in polit. Rücksichten. Der Moldenhauer ist von einem geschickten Minister geschlagen; sein Plan über Akademien und Schulen zu herrschen, ist gänzlich gescheitert. Mit innigster Hochachtung Ihr ꝛc.

Paris, 23. April 1806.

Mit immer steigender Erwartung hoffe ich schon lange einige Zeilen von Ihnen; meine Hoffnung blieb unerfüllt, und das verzeihe ich Ihnen von Herzen. Ihre Zeit ist kostbar, nicht einem Einzelnen aber vielen, nicht Ihren Zeitgenossen allein, aber der Nachwelt opfern Sie sie.

Mein Aufenthalt in dieser Hauptstadt der Welt eilet ba zu Ende. Ich erstaune, wie schnell 6 Monate nun schon fr dahin; mir ist es, als wäre ich gestern oder vorgestern erstlich a kommen. Im ewigen Taumel, in ewiger Zerstreuung, und ewigem Genuſſe fliegt die Zeit wie vorbei. Nur wenn ich einſam ruhig berechne, was ich ſahe, was ich lernte, was ich genoß, dann erſcheint mir ein noch weit größerer Zeitraum, als ſelbſt der wirkliche. Ungern, ſehr ungern verlaſſe ich Paris, nicht weil ich die kleinliche Größe der Menſchen hier, aber weil ich das große Ganze bewundernd liebe: weil ich in dieſer Welt mich unter Menſchen und Dingen wie ſonſt nirgends ausbilden kann. Ungern verlaſſe ich Paris, und der Wunſch, dieſe wunderbare Stadt wieder zu ſehen, eine kurze Zeit hier zu leben, wird mich begleiten. Bis am Ende Mai oder Anfang Juni bleibe ich gewiß noch hier. Ich hoffe darum noch immerfort auf einen Brief von Ihnen. Meine Reiſe für dieſen Sommer habe ich noch nicht völlig beſtimmt; ob ich nach den Pyrenäen hin kann, was ich ſehr wünſche, weiß ich nicht. Von Lyon werde ich nach der Schweiz gehen, Bern und die ſchönſten Gegenden der Schweiz beſuchen; von Genève gehe ich nach Italien hinein, wo ich im September zu ſein hoffe. Ueber Mailand, Florenz, Turin und Genua denke ich nach Rom zu kommen am Ende Oktober. Hier wünſchte ich ſehr nach Ihrem gütigen Verſprechen einen Brief von Ihnen an den Herrn v. Humboldt zu haben; oder auch wenn Sie ihm vorher ſchreiben, daß Sie meiner erwähnen. Auch bitte ich mir beſonders für dieſe meine italieniſche Reiſe, wovon ich mir ſo viel Nutzen und ſo viel Vergnügen verſpreche, einige von Ihren vielſagenden Winken aus, die ich zu benutzen hoffe. Aus Rom ſchreibe ich Ihnen gewiß bald; der Ort allein wird Ihnen meine Briefe heiligen, und wem ſollte ich ſie lieber weihen als Ihnen, dem würdigſten Prieſter des ganzen Alterthums, der mich den Heiligthümern der Alten wieder gab.

Die ſchöne Kunſt, die Antiquitäten, Homer, Herodot, und mehrere lateiniſche Schriftſteller, ohne die franzöſiſchen Hauptdichter zu rechnen, haben mich dieſen Winter beſchäftigt. Ich bin mit meinem Fleiße nicht ſo ganz zufrieden, aber, wenn ich bedenke, daß ich in Paris lebte, und auf einer Reiſe bin, auch nicht ganz unzufrieden. Den Villoiſon, geſtehe ich, konnte ich, der beſten Vorſätze ungeachtet, nicht mehr als 3 Stunden aushalten. Dagegen habe ich Schlegel (Friedrich) über die deutſche Litteratur zum Theil mit Intereſſe gehört; und hoffe noch wenigſtens die Prolegomena der Antiquitäten, die ich immer, wenn ſie gut ſind, für ſehr wichtig in jeder Wiſſenſchaft halte, bei Millin zu hören. Jetzt bin ich mit einem Paar Handſchriften über N. T. beſchäftigt, die ich, für Dr. Birch in meiner Vaterſtadt, conferire, das heißt einzelne Stücke davon. Dieſe Arbeit gefällt mir mehr, als ich geglaubt hatte; und ich wünſchte etwas von einem griechiſchen Claſſiker in Italien zu collationiren. Die beiden Codd., die ich hier conferire, ſcheinen mir ſehr gut, und ſind nach den beſten Richtern und allen Kennzeichen aus dem 12. Jahrhunderte. Sie wiſſen, daß ich Dr. Birch nicht allein als Gelehrten, aber auch als Mann ſehr hoch ſchätze.

Mit Wahrheit kann ich ſagen, wenn ich Frankreich verlaſſe, daß ich ſeinen Gelehrten nichts zu verdanken habe; ich geſtehe, es iſt wohl meine eigne Schuld, aber ich kann nicht mit den Franzoſen-Menſchen recht fort, eben ſo wenig als mit ihren Büchern. Ich habe mit den Gelehrten keinen gelehrten Umgang, ſie haben mir faſt alle eine gewiſſe Einſeitigkeit, die gar nicht zu dem meinigen paſſen will. Selbſt im geſelligen Leben ſind die ächten Franzöſleins mir zuwider, ſehr zuwider; es iſt eine wunderbare, leichtſinnige, oberflächliche, abſprechende Nation, pleine d'esprit, et dépourvue de raison, wie ſie ſelbſt ſagen. Der Character der Nation ſollte durch die Revolution neu und ſchöner geboren werden; die Geburt ging ſehr unglücklich, und es war eine Mißgeburt voll von alten und neuen Fehlern; beſonders werden die erſten Tag zu Tag ſichtbarer, und die letztern bleiben. Jeder, der mit dem Gouvernement wie mit dem Einzelnen zu thun hat, klagt über ihre Niederträchtigkeit, Falſchheit, Eigennutz, und daß Geld alles über ſie und die Geſetze vermag. Die Weiber laſſen ſich zu Allem ſehr angenehm brauchen, nur zu Frauen taugen ſie nichts, ſonſt ſind es allerliebſte Geſchöpfe. Von der politiſchen Stimmung und von dem Erſten kann kein treffenderes Gemählde dargeſtellt werden, als der große Maler Tacitus Annal. I. 2. von ſeinem Rom und deſſen Auguſt darſtellte. Die Sittengemälde müſſen noch weiterhin geſucht werden. Ich habe die Tollheiten, die man öffentliche Luſtbarkeiten nennt, der kleinen und großen Welt geſehen; das Karnaval, wo mehrere Tauſend Masken herumfuhren, ritten, liefen, gingen, krochen, und wo ich auch nicht einen fand, die wahren energiſchen Witz zeigte, und Longchamps, wo einige tauſend Wagen und noch mehrere Reuter auch drei Tage den ordentlich beſtaubten Weg wohl zwanzigmal machten, ſo geputzt wie möglich. Dulce est desipere in loco, dachte ich, aber ſo inſipid, ſo von allem Geiſte entblößt hatte ich mir es doch nicht vorgeſtellt. Ein Volk, das ſo läppiſch handelt, verdient wohl als unmündig behandelt zu werden, es verdient verachtet zu ſein, wie auch alle Fremde, von allen Nationen, von ganzem Herzen im Allgemeinen thun.

Ich weiß wohl, daß Paris der verdorbne Theil der Nation iſt, aber eben dieſer Theil iſt der Kopf, giebt den Ton an, und wird vom ganzen Lande treulich nachgeäfft. Der ächte Pariſer, iſt der wahre Franzoſe. In der Erziehung, in ſo weit ſie öffentlich iſt, geht alles ganz militäriſch zu; ich zweifle aber ſehr, daß man je Spartaner aus dieſen Sybariten bildet. Die eigentliche Litterar-Bildung, die in England, Deutſchland, bei uns und ſelbſt in Rußland auf Univerſitäten geſchieht, wird hier ſo einſeitig, eingeſchränkt, handwerksmäßig wie möglich, in den ſogenannten Special-Schulen getrieben; das Grab alles ächten wiſſenſchaftlichen Geiſtes. Der künftige, für ein beſtimmtes Amt brauchbare Staatsdiener wird nur hier gemacht, nicht der Verehrer der Wiſſenſchaften gebildet. Aus der letzten Schule gehet der junge Menſch in den Dienſt des Staats über; ſo war er nie ſich ſelbſt überlaſſen, ging immer in einem Gängelbande, war ſtets an Diſciplin, Subordination und Ketten gewohnt, und wird ſo nie ihren Druck fühlen, wie ihn abſchütteln wollen. Wie ganz anders der, der einmal die ſüße akademiſche, wohl oft gemißbrauchte, Freiheit genoß. Die Wiſſenſchaften auch nur, die unmittelbar etwas zum Nutzen und Vortheil des Staats beitragen können, ſind allein hier in Achtung und Ehre. Nächſt dieſen, die etwas Eclat machen können, denn Eclat mögen die Franzoſen gern.

Neapel, 5. Juni 1807.

Es iſt in aller Eile, am Ufer des göttlichen mittelländiſchen Meeres, mit dem fürchterlichen Veſuv und dem hochdrohenden Kapri vor Augen, daß ich Ihnen, wertheſter Mann, einige kurze Zeilen ſchreibe, nicht als Antwort auf Ihren mir ſo angenehmen Brief, aber um Ihnen nur zu ſagen, daß ich wider alle Vermuthung in dieſen Tagen nach Sicilien ſchiffe; ich hatte es nicht gewußt, nicht beſtimmt, aber ein Landsmann und Freund, den ich hier fand, hat mich überredet, und um die Wahrheit zu ſagen, ich ließ mich nicht lange bitten, dieſe lange gewünſchte Reiſe in einer angenehmen Geſellſchaft zu machen. Seit ſechs Wochen, die wie Tage mir verſtrichen, lebe ich hier an einem von den ſchönſten Oertern des Erdbodens; ich habe die himmliſchen Gegenden alle herum genoſſen, mit voller Seele genoſſen; alle die Gegenden geſehen, die Fabel und Geſchichte uns ſchon ſo früh ſo intereſſant machen, ich habe die campi phlegraei wie die Elyſäiſchen Felder, den Lacus Avernus und die heilige Höhle der Sybille geſehen, habe Cumä und Bajä wie Sorrento und Kapri beſucht. Bin auf dem ſchrecklichen Veſuv und in ſeinem Höllen-Schlund, wie in dem verſchütteten Herculanum und dem offenen Pompeji geweſen, habe die mehr als idealiſch reichen und ſchönen Gegenden um Salerno und das öde Päſtum, wo die ſchönſte Ruine von der großen hohen einfachen griechiſchen Architektur uns noch ſeit Jahrtauſenden übrig blieb und zum Muſter dient, gleichfalls bewundert; und ich habe nicht auf meiner Reiſe von dem einzigen mir ewig unvergeßlichen Rom hierher vergeſſen den ächten Cäcuber und Falerner an Ort und Stelle zu trinken, und mit meinem Horaz in der Hand auf Ihre und aller meiner ächten claßiſchen Freunde Geſundheit zu trinken: Dum res et aetas et sororum Fila trium patiuntur atra. Es iſt doch ein wahres Götter-Leben, hier in dieſem claßiſchen Lande; die herrliche, wunderſchöne Natur, die Alterthümer, die Künſte, umſchlingen uns mit ewig neuen Kränzen, man lebt, um ewig ſo zu leben, um ewig ein ſolches Leben trauernd zu vermiſſen, in unſeren kalten, kahlen, nordiſchen Gegenden, wo ewig die Natur, und ewig Kunſt und Alterthum ſchlafen; glauben Sie ja nicht, daß ich Ihr barbariſches Deutſchland nicht mitrechne.

Der Herr v. Humboldt hat Ihnen ſchon geſchrieben, daß ich Ihre Anzeige von dem Homer habe drucken laſſen, ic habe ſie hier und in Rom ſehr verbreitet, und Ihren Namen mit den man weniger kennt, als er verdient, ich ſchmeichle mich wenigſtens, daß mehrere von Italiens erſten Gelehrten ihn jetzt kennen und hochſchätzen werden; hätte ich nur Ihre Bücher hier; abe ſo iſt es gar keine Möglichkeit, den Heißhunger der hieſigen Gelehrten zu ſtillen. Sie wünſchen Wolfs Homer und ſeine Hypotheſe zu kennen, wie Ihren Cicero und Ihre übrigen Arbeiten Viele glauben im Anfange, wenn ich mit Ihnen von Ihren beiderſeitigen Arbeiten und Ihrem Geiſte ſpreche, Sie ſeien wohl ga die zweiten Harduine, oder ähnliche Antichriſten in der allein ſeligmachenden katholiſchen Philologie, aber dann ſage ich ihnen au die trockne Wahrheit über ihr vorlautes Urtheil, die ſie geduld anhören, wie, wenn man überhaupt mit den Italienern durc kommen will, muß man immer derb einſchlagen. Wolfs neu Homer, hoffe ich, wird viele Käufer hier finden; ich habe ei ausgebreitete Bekanntſchaft, und ſtehe eben mit Männern in Verbindung, die über die ganze hieſige Litteraire Welt gebieten; i hoffe, die Königl. Bibliotheken hier und in Palermo und mehre reiche Privat-Leute, die ich kenne, werden Exemplare nehmen; d ſchönſte ausgeſuchteſte Büchersammlung hat ein gewiſſer Marche Taſſoni hier, der Treſſorie iſt. Er hat eine köſtliche Sammlu von Klaſſikern; auch ein ſehr liebenswürdiger Mann, ein Marcheſe Berio, der gut Griechiſch weiß und den Anakreon, den man hier recht liebt, zum Zeitvertreib überſetzt, hat eine gewählte Bücherſammlung. Ein gewiſſer Daniels, der über die Kapuaniſchen Münzen geſchrieben hat, und Königl. Hiſtoriograph iſt, iſt ſehr neugierig Ihren Cicero zu kennen. Mit Berio, der zu den erſten Familien gehört, und ein großes Haus macht, lebe ich ſehr viel und er kennt Sie ſchon, wie überhaupt ziemlich die deutſche Literatur. Auf meiner Rückreiſe werde ich alles mögliche thun, die Aufmerkſamkeit auf Ihre Arbeiten zu ziehen, wie ſie gewiß verdienen; es iſt mir ein wahrer Drang die Gelehrten, die ich kennen lerne, mit einem Manne, den ich ſo innig ſchätze, bekannt zu machen, und ich ſehe dieſes als eine unbedeutende Vergeltung für die vielen lehrreichen angenehmen Stunden an, die ich Ihnen, wertheſter Mann, verdanke. Warum lernte ich Sie nicht früher kennen! —

Von den Herculaniſchen Manuſcripten kann ich Ihnen folgende authentiſche Nachrichten mittheilen, die ich aus dem Munde eines gewiſſen Abbate habe, der der Mitarbeiter des Engländers Haiter iſt, der ſehr geheimnißvoll damit thut.

1. 116 Manuſcripte, oder wenn Sie wollen Papiere, ſind ſchon aufgerollt, und 9 ſind noch unter Arbeit.

2. Sie ſcheinen alle, inſofern man ſie hat leſen können, da einige ganz verblaßt ſind, zur Epicuräiſchen Philoſophie zu hören, da, wie Sie wiſſen, alle 1700 gefundene Manuſcripte in einer Kapſel waren, und nur als ein Fach von einer größeren Bibliothek, die noch nicht ausgegraben iſt, anzuſehen ſind.

3. Unter den gefundenen Mſc. iſt nur die Abhandlung de Musica gedruckt, die Sie wahrſcheinlich kennen, die eigentlich eine Abhandlung über die moraliſche Wirkung der Muſik iſt, die in vier Theile getheilt war, wovon nur der letzte Theil gefunden iſt, mit vielen Lacunen, und ſelbſt ohne Anfang.

4. Zum Drucke iſt fertig und ſchon unter Arbeit, eine Abhandlung gleichfalls, wie die vorige von Philodemus, wie man vermuthet, de ira, dieſe hat man mir ſo gar verſprochen, zum Leſen mittheilen zu wollen.

5. Von Epicur hat man 5 Abhandlungen, die meiſtens de Physicis handeln, und die gegen die Stoiſche Philoſophie ſcheinen geſchrieben zu ſein.

6. Es ſind 8 oder 9 verſchiedene andere Abhandlungen

von Epicurs Schule, über die Rhetorik, und eben ſo viele über die Poeſie.

7. Es ſind verſchiedene lateiniſche Manuſcripte gefunden, die alle unleſerlich waren, da die Dinte ausgegangen war.

8. Von vielen von den Mſc. fehlet der Anfang, von vielen der Schluß, wo allemal der Name des Verfaſſers und der Titel ſtand.

9. Wenn noch weiter gegraben würde, hätte man alle mögliche Hoffnung noch mehr zu finden.

Ich habe Ihnen dieſe Nachrichten mitgetheilt, in der Hoffnung, ſie würden Ihnen intereſſant ſein, und daß Sie ſie vielleicht nicht alle vorher hatten. Das Aufrollen habe ich mehrmals geſehen, es iſt eine außer aller Beſchreibung langſame und mühſame Arbeit. Neun junge Leute rollen auf, und 2 Zeichner, die kein Griechiſch verſtehen, zeichnen dann die aufgerollten Schriften genau ab, dann conferirt Halter und der Abé die Abzeichnungen mit dem Originale, wie wieder den Kupferſtich mit dem Originale. Ich habe verſucht die Manuſcpt. zu leſen, die alle mit kleinen, niedlichen gleich großen Uncial-Buchſtaben und allen möglichen Abſätze leicht hingeſchrieben ſind auf Papyrus, der vertical auf horizontalen Papyrus geklebt iſt. Sie ſind ganz ſchwarz durch die Hitze geworden, und beinahe verkohlet, die Schrift ſieht blos aus, wie grau auf braunſchwarz, die noch unaufgerollten Rollen ſehen wie eine gerade hart gewordene Tabakrolle aus. Doch dieſes kennen Sie wahrſcheinlich alles. Ich hätte große Luſt Ihnen viel über die Wohnungen der Alten, die ich in Pompeji geſehen und ſtudirt habe, und über ihre Malerei, wovon ich jetzt vieles geſehen habe, wie auch über ihre Theater und Tempel und überhaupt ihre Villa's zu ſchreiben, ich habe ſehr viel davon geſehen, genau beobachtet, mit Architekten geſprochen, und ich bin in mehreren Dingen nicht immer mit den gewöhnlichen Meinungen hiervon einig; aber leider, die Zeit iſt mir zu kurz, und ohnedem erfordert es Zeichnungen. Es iſt zum Erſtaunen, wie die Ufer bei Bajä noch von ſehr bedeutenden Ruinen von großem Umfange von den ehemaligen Villa's der bauluſtigen Römer voll ſind, und ſie ſind dem ſehr jähen Ufer ſo angebaut, daß man deutlich ſiehet, wie Horaz ſagt:

„Marisque Bajis obstrepentis urges Summovere littora
Parum locuples continente ripa.“

Auch Cicero's Academia, dicht bei Puzzuoli und Lucull's großen Villa's zeigt man. Einige hundert Schritte von dieſer ſchönen anmuthigen Bucht kommt man nach dem Averner See, der bei weitem nichts Schreckliches hat; es iſt ein lieblicher Landſee, der mit ſehr ſchönen gebirgigten Ufern umgeben iſt. Der Lucriner-See iſt durch den Berg: monte nuovo, der durch einen Vulkan aus ſeiner Mitte ſich erhob, ſehr klein geworden, und die Eliſäiſchen Felder ſind nichts als eine liebliche Anhöhe mit Weinreben bepflanzt, die aus mare morto ſanft ſich herabläßt, wo man noch viele Grabmähler findet, und die ganze Gegend umher iſt ſo paradieſiſch ſchön, daß dieſe Felder ſich gar nicht auszeichnen; doch ſind dieſe Gegenden bei weitem nicht ſo fruchtbar und ſo angebaut wie die an der andern Seite von Neapel nach Salerno und nach Sorrento hin, die jede noch ſo üppige Vorſtellung in Armuth und Reichthum weit übertreffen. Die ehemals um Bajä ſo beſuchten, ſo reichen und geſunden Gegenden ſind mit armen Leuten angefüllt, die ihre elenden Hütten den mächtigen Ruinen der Alten angebaut haben, die im Sommer ihre Wohnungen fliehen müſſen, weil eine giftige Luft ſie ſonſt tödtet, und viele von dieſen himmliſchen Gegenden liegen zum Theil öde; ſo haben ſich die Dinge fürchterlich verändert; von Cumä ſind ebenfalls ſehr bedeutende Ruinen in ziemlicher Ausſtreckung übrig. Bei Puzzuoli ſind viele große Ruinen, beſonders ſchön iſt ein Jupiter-Serapis-Tempel; überhaupt erſtaunt man über die Größe und Reichthum der Gebäude der alten Römer, wie über die geſchmackvolle Pracht in ihren Verzierungen, wovon einzelne Reſte in Stuccatur-Arbeit zum Beiſpiel, uns übrig geblieben ſind. Jahre lang müßte man zeichnend und ſtudirend dieſe Gegenden bereiſen, um Alles recht zu ſehen, und Alles zu unterſuchen, und würde man in der Anlage der Palläſte der Alten Vieles finden, was uns unbegreiflich bleibt; oft ſcheint es, als hätten ſie Alles der Bequemlichkeit aufgeopfert, und oft begreifen wir nicht, wie ſie haben ſo unbequem wohnen mögen. Ihre Souterrains z. B., die noch an ſo vielen Villen, die ich geſehen habe, ſind mir oft ganz unerklärbar, wozu ſie ſie eigentlich gebraucht haben; ich habe mehrere Hypotheſen darüber, keine aber befriedigt mich ganz, auch ſind ſie von ſehr verſchiedener Art; es iſt faſt unglaublich, was ſie gebaut haben, welche ungeheure Anlagen ſie gemacht haben, um Waſſer zu haben, und viele Gebäude, die man durch ihre Größe und Form verleitet, für Tempel ausgegeben, waren gewiß nur Theile großer Villen, die ihre geräumigen Badeſäle hatten, da eben dieſe Gebäude viele Aehnlichkeit haben mit den Bädern, die man in Rom findet. Daß Statuen von Göttern dort gefunden ſind, beweiſet wohl eigentlich nichts, da die Alten dieſe eben ſo gut, wie wir

jezt die Heiligen-Bilder als Kunſtwerke in ihren Wohnungen
aufſtellen. Bäder und Theater waren mit den Tempeln wohl
die häufigſten öffentlichen Gebäude bei den Alten. Nichts von
alle den vielen Ueberreſten der alten Baukunſt hat einen ſo
mächtigen großen Eindruck auf mich gemacht, wie die berühm-
ten drei Tempel in Päſtum, und von denen beſonders der eine,
der die beiden andern weit übertrifft, an wahrer hoher reiner
Schönheit. Der griechiſche Geiſt in aller ſeiner Größe, Einfach-
heit und Einheit, der ſich überall in allen ihren Geiſtespro-
dukten zeigt, wie in ihren Kunſtprodukten, wehet uns fühlbar
hier entgegen, reißt uns zur Bewunderung hin, und läßt uns
die angenehme Ruhe genießen, die alle Werke der ächten Kunſt
uns gewähren. Das Verhältniß iſt eben ſo ſchön im ganzen
Tempel, wie in der einzelnen Kolonne, und das Alles macht
ein ſo beſtimmtes Ganze aus, daß wir keine einzelnen Theile
gewahr werden; der Geiſt kann ſich nichts Vollkommneres den-
ken, und genießt mit Wohlgefühl ungeſtört das einfache Werk,
deſſen Bild er gleich faßt und billigt. Wunderbar, daß die-
ſes Volk ſchon ſo früh auf die wahren Regeln des reinen Ge-
ſchmacks in allen ſeinen Werken kam, die wir Andern mit ih-
ren Muſtern fürs Auge nicht einmal befolgen können, die ſelbſt
die Römer nie erreichten, und noch weniger irgend ein anderes
Volk.

Doch ich wollte Ihnen, wertheſter Mann, nur einige
Zeilen ſchreiben, und hier haben Sie ſchon einen langen Brief,
ſo ging es mir ſtets, wenn ich zu Ihnen ehemals kam, ich
wollte nur einen Augenblick bleiben, und blieb ſtundenlang,
und Ihre Güte für den lehrbegierigen Jüngling verzieh ihm
ſeine Zudringlichkeit.

Von den herculaniſchen Manuſcripten füge ich noch bei
10. Einen dechiffrirten Cod. de Natura Deorum, er wi
mit den eigentlichen Schriften Epicurs am Ende des Jahre
erſcheinen, und ſcheint von Philodem auch zu ſein, ich hätt
ihn leſen können, durch beſondr. Güte, wenn ich nur Zeit ge-
habt hätte.

Man iſt erſtaunt begierig hier auf Ihren Cicero, ic
werde dem Daniels mein Exemplar geben, und Marche
Verio mein Exemplar von Wolfs Homer, den ich nun mi
meinem lange verlornen Koffer gerettet habe, wie alle mein
Papiere. Ich bitte Sie, wo möglich, einige Exemplare vo
Ihren Schriften nach Italien zu beſorgen, ich werde ſuch
Buchhändler zu finden. Ich hoffe bald einige Zeilen von I

nen. Meine Adreſſe und Reiſe-Route folgen. Mit inniger Hochachtung Ihr ꝛc.

Görenz.

Zwickau, 6. Aug. 1816.

„Wie ſehr haben Sie mich durch die gütevolle Belehrung über den Ihnen mitgetheilten Gegenſtand meiner Wünſche Ihnen verpflichtet! Waren Sie zeither mit mir nicht unzufrieden, ſo wird es von jezt an mein angelegentliches Streben ſein, Ihre volle Zufriedenheit zu gewinnen. Zwar möchte dies nun ſchwerlich durch perſönliche Beweiſe meiner innigſten Verehrung geſchehen können; da ich, der ſich noch nie um eine Stelle bewarb, von der ſo geringen Ausſicht zu dieſer mich abgeſchreckt fühle: indeß giebt es für die, welche denſelben Weg gehn, doch Gelegenheiten es bemerkbar werden zu laſſen, daß ſie einander dem Herzen nach nicht fremd ſind; und hier glaube ich in Zukunft einigermaßen eine Schuld abtragen zu können, die Sie mir durch ſo viel wohlwollende Güte auflegten.

Denn bei der geringen Hoffnung für die Heindorfiſche Profeſſur, machen Sie mich auf die noch vacante Heyniſche aufmerkſam, und erlauben mir ſelbſt, wenn ich mich um dieſe bewerben wolle, mich auf Ihr Zeugniß zu berufen. Schreckte mich nicht Heynes großer und ſo feſtgegründeter Ruhm, mit dem ich in keine Parallele treten kann, ſo würde ich Ihr gütiges Erbieten mit der wärmſten Dankergebenheit annehmen: aber ich beſorge durch dieſen Schritt mir den Verdacht der Anmaßenheit zuzuziehen. Hätte ich einen Freund, welcher mich auf irgend eine Art in Vorſchlag bringen könnte, dann würde ich dies Wagſtück eher beginnen! Wenigſtens würde ich dann der Hoffnung mehr Platz geben, daß es einſt meine Sammlungen zu wichtigern Werken, und größere, wenigſtens minder zerrißne, Muſe, rechtfertigen würden.

Endlich ſind Sie auch noch ſo gefällig mir einen Abdruck der Recenſionen über meine Ausgabe der Academicar. und de Finibus, welcher nächſtens in Ihrer Allg. Litt. Zeit. erſcheinen ſoll, zuzuſichern, und geben mir ſchon dadurch ſelbſt zu erkennen, daß ein ſchonender und gütiger Beurtheiler darüber ſein Urtheil ſprach: vielleicht habe ich bald Gelegenheit dieſem feinen Freundſchaftsdienſt dankbar zu erwiedern.

Mit Jünglingskraft ſchreiten Sie in Ihrer Handausgabe des Cicero vorwärts! Eben habe ich den VIII—XII Band erhalten, in welchen wieder eine bedeutende Zahl trefflicher Verbeſſerungen ſich finden. Ich freue mich nun doppelt, daß Sie, und kein Andrer, es waren, der mir mit dieſer Handausgabe, wegen einer Grille meiner Verlagshandlung zuvorkamen: außerdem hätte Ihnen die meine, der Zeit nach, den Rang abgewonnen. Jetzt mag ſie ruhen, obgleich auf ſie als Entſchädigung für die ſo koſtſpielige Ausgabe der Philosophica gerechnet war!

Da Sie nun an der Schwelle dieſer ſelbſt ſtehn, ſo halte ich es für Schuldigkeit Ihnen eine Bemerkung mitzutheilen, die, wenn es nicht die Sache ſelbſt verlangte, wegen des von mir geachteten Mannes, den nun die Erde deckt, unterblieben ſein würde. Der Codex, welchen der Wiener Recenſent zur Beurtheilung meiner Ausgabe de finibus benutzt haben will, und der Glogauer in Heindorfs Ausgabe de Nat. Deor. iſt einer und derſelbe; beide aber erdichtet! Innre und äußre Gründe fordern dieſes unwiderſprechliche Urtheil, welches ich mich einſt zur Steuer der Wahrheit aufzudecken gezwungen ſehe. Heindorf und ich ſtanden nie in Verbindung: aber ich weiß es, daß ihn es verdroſſen hat, ſeine durch die Verlagshandlung an mich ergangene Bitte um Collationen zum Plato abgeſchlagen zu ſehn, da ich ſie vorher Schäfern, der mich in Wolfs Namen darum bat, nicht abgelaſſen hatte. Hinc illae lacrimae. Doch dieſe Recenſion möchte ſein; daß de Nat. Deor. auf eine ſolche Art behandelt worden iſt, verlangt Rüge. Dieſes bemerke ich Ihnen, hochverehrter Gönner, blos um deswillen, damit Sie jetzt Ihrem Urtheile bei Beurtheilung dieſer Werke die Richtung geben können, die die Sache fordert. Leicht werden Sie übrigens, da Heindorf nicht genug mit Cicero's Sprachgebrauch bekannt war, und Ihnen es wohlbekannt iſt, wie aus den Abweichungen die Acht- oder Unächtheit der Codices erkannt werden kann, Verdacht genug ſchöpfen, um meine Behauptung nicht ohne Grund zu finden. Dies und vorn Mitgetheilte kann Ihnen wenigſtens für jetzt meinen Wunſch zu erkennen geben, wie ſehr ich mich in Zukunft beſtreben will, zu zeigen, wie ſehr ich bin u. ſ. w.

Zwickau, 15. Aug. 1816.

In dieſem Augenblicke erhalte ich Ew. Wohlgeboren überaus gütiges Schreiben vom 12. huj. und mit demſelben die

Nachricht von der ſchnellen Wendung der Dinge mit der Heindorfiſchen Profeſſur durch Hofrath Seidler, dem ich als einem Manne von ausgezeichnetem Talent und großen Kenntniſſen gern nachſtehe. Sie wenden gefälligſt jezt meinen Blick nach Göttingen. So gern ich da geweſen wäre, wo ich, noch Sachſe, überdies auch die Vortheile und den Genuß Ihres nahen Umgangs, deſſen ich mich auf allen Wegen hätte würdig machen wollen, gehabt haben würde: dennoch würde auch die Stelle in Göttingen mir willkommen ſein, wenn ich mich mit wirklicher Ausſicht auf ſie, um ſie bewerben könnte. Thätigkeit wollte ich ſchon zu ihr bringen; auch las ich ehmals in Wittenberg nicht ohne Beifall.

Sie ſind über die Erdichtung des Glogauer Codex befremdet? Wie ich mir die Sache denke, ſo exiſtirte wirklich ein Glogauer Codex, welcher auch von H. collationirt wurde; vielleicht ſind auch aus ihm Varianten benutzt. Aber

1) Ein ſolcher Codex, wie der Quaestionis erſcheint, beſonders durchs ganze 1te und das 2te Buch de N. D. zur Hälfte, hat noch nie exiſtirt, und wird es vielleicht auch nicht wieder; ein ſolcher, ſage ich, der ſo vitiös, ſich blos ſeinen Werth durch Scharfſinn abrathen läßt. Wollen Sie ſelbſt prüfen, Sie kommen ſicher zu gleichem Reſultat, da Sie ohne Streit ſchon mehrere lateiniſche Codices ſelbſt verglichen haben. Ich habe über 120 collationirt, und folgere hier aus reinen Erfahrungen.

2) Eine Menge Leſearten beruhen auf Unkunde des Ciceroniſchen Sprachgebrauchs, und ſind, trotz ihres Scheins, aus dieſem Grunde zu verwerfen. Dies kann wohl einige mal der Zufall ſo karten; aber ſo oft, iſt es kein Zufall mehr, ſondern es ſpricht ſich in den Leſearten entweder ein corrigirter Codex aus, wie es wirklich einige ſolche giebt, unter andern einen über den Virgil: oder es iſt ein erdichteter. Unter die von einer gelehrten Hand corrigirten Codd. läßt ſich der wegen äuſſerſter Vitioſität merkwürdige Glogauer auf keine Weiſe ſetzen. —

3) Ueberall, (einzelne Fälle machen blos die Ausnahme) hilft, oft ſonderbar, der Codex des Herausgebers Zweifeln ab. Seine Abweichungen ferner ſind oft ſich nach des Editors Gedankenaſſociation fügend; oft aller Codices-Kunde ſpottend.

4) Iſt einmal ein nach des Herausg. Glauben glücklicher Griff durch des Glogauers Autorität belegt, dann muß dieſer gewöhnlich durch eine von ihm aufgeführte alberne Leſeart dafür wieder büßen: damit man [illegible] keinen Verdacht ſchöpfe. —

Ich könnte die Nummern noch ſehr vermehren, ohngeachtet dies aus noch ungeordneter Reminiſcenz nur flüchtig hingeworfen iſt: allein die Poſt mahnt mich.

Nach und nach wird H. mit der Manipulation mehr bekannt, und ſo fängt allmälig der Codex in ſeinen Varianten ſich zu formiren an: behält aber durchaus das eigen, daß er ſogleich bei der Hand iſt, jede Vermuthung mehr oder weniger zu begünſtigen.

Neben dieſen innern Zeichen der Unächtheit ſagen Sie noch: daß H., wie ich von vielen Orten her vernehme, ſeine Correſpondenten auf dieſe Ausgabe, als auf ſein Hauptwerk aufmerkſam machte: daß Weigel, der Verleger, in Dresden, (wo er kurz nach der Herausgabe dieſes Werks war) bei Erwähnung dieſes merkwürdigen Codex, an mehr als einem Orte, in Gelächter ausbrach rc.

Hierzu ſetzen Sie nun (um zu einem Reſultat zu kommen) noch das ſonderbare Geſtändniß von Heindorf ſelbſt: daß er den Codex auf ſeinen alten Platz geſetzt, daß derſelbe aber dort nicht wieder gefunden worden ſei. Ein Umſtand, der den Bibliothekaren zu keiner ſonderlichen Ehre gereicht, welche nach Bibliothekar-Regel in die Manuſcript-Schränke niemand ohne ihr Beiſein laſſen dürfen: ſo wie ſich die Schlüſſel dazu allein in des Oberbibliothekars Händen finden ſollen.

Faſſe ich dies Alles in Eins, ſo beut ſich mir die Vermuthung unwillkührlich dar: daß H., deſſen Charakter ich weiter nicht kenne, ihn aber als gut nehme, die laxen Begriffe über Emendation hatte, welche ich, leider, jetzt nur zu häufig antreffe, und die auch (ſub roſa) Martini Laguna hat: daß Manuſcript-Lesarten an ſich werthlos, der eigne konjekturirende Kopf hingegen ſtatt aller Handſchriften gelte. Daß es keinen Nachtheil bringe, ſeine Vermuthung, ſtatt Leſearten zu ſetzen, ſobald ſie gehörig geprüft ſeien, und man mit der Größe ſeines Autor vertraut geworden: auf dieſe Weiſe könne man allein einmal auf's Reine kommen, ohne daß die ſpätern Herausgeber eine Menge Vermuthungen und Varianten als Ballaſt mit aufzuladen hätten u. ſ. w.

Lege ich dieſe Grundſätze Heind. Verfahren unter, dann fällt mir nichts mehr auf, und ich ſtehe im Klaren: ja es läßt ſich Alles, wenn die Details gehörig dargelegt ſind, bis zu hoher Evidenz entwickeln. Gebe mir der Himmel Muſe dazu: leider kann ich jetzt noch nicht daran denken.

Nächſtens ſollen die Fragmente der Cic. Reden, die Angelo Majo herausgab, als Nebenläufer von mir ins Publicum gehn. Sie wären ſchon heraus, wenn nicht der Etats-Rath Kramer aus Kiel mir neulich, bei ſeinem Aufenthalt in Zwickau, mehrere Druckbogen von der Ausgabe gezeigt hätte, welche dieſer bekanntlich mit Heinrich davon beſorgt. Nun bin ich genöthigt auf dieſe mit Rückſicht zu nehmen. Sollte Ihnen etwa früher dieſe Ausgabe in die Hände kommen, ſo würden Sie mich durch die Mittheilung derſelben ungemein verpflichten. Heraus müſſen ſie ſein. Nach Kiel möchte ich aber nicht gern ſelbſt ſchreiben.

Ich hatte noch der Wiener Recenſion von meiner Ausg. de Finibus, in meinem letzten Schreiben erwähnt. Ganz derſelbe Geiſt herrſcht in den ſogenannten Lesarten ꝛc. Heindorf arbeitete eben an ſeiner Ausgabe de N. D. als ihm die meinige in die Hände fiel. Neu war ihm noch das Gefühl meiner Weigerung der mittelbar an mich geſtellten Bitte; dies Gefühl war durch die Erwähnung Wolfs geſchärft, mit dem er, wie ich ſpäter erfuhr, in geſpanntem Verhältniß lebte. Auch führte wohl der Intent noch die Feder, dem Rival die etwa noch guten Federn zu berupfen, damit gar keine Parallele ſtattfinde. Genug, Sie werden auch hier Zuſammenhang wahrnehmen. Ich werde dieſe Recenſion gänzlich ignoriren, weil es wider mein Gefühl ſtreitet Antikritiken zu geben; daher ich auch, bei reichem Stoff zur Erwiderung, ſchwieg. Ueberdieß betrifft der Schade, der allenfalls dem ächten Cicero erwächſt, nur einzelne Stellen, von denen ein anſehnlicher Theil ohnedem bei Ehren bleiben wird, wenn man immer jene Lesarten für ächt halten ſollte.

Wie gütig ſind Sie! Sie wollen für mich wegen Göttingen ſpekuliren. Ich nehme Ihre gütige Bemühung für mich mit dem wärmſten Danke an. Doppelt ſollte es mich freuen eine gute Profeſſur Ihnen zu verdanken! Wie gern bin ich Ihnen verpflichtet!!

Eben mahnt der Stundenſchlag zur Siegelung. Mit der dankbarſten Verehrung Ihr ꝛc.

Schwerin, 30. Oktober 1817.

Ich ergreiſe die ſich mir bietende Gelegenheit Ihnen meine herzliche Ergebenheit zu verſichern, indem einer meiner mir unvergeßnen Lehrer, der Collaborator Gordes, ſich mit ſeiner ſo eben die Preſſe verlaſſenden Schrift Ihrem Schutze und der Mühe ſeines künftigen Rezenſenten in Ihrer Allg. Litt. Zeit. zu empfehlen wünſche. Es hat der junge Mann in dem von ihm beigelegten Buche allerdings nichts Kleines unternommen: doch fürchte ich, daß die Sache nicht ganz ſeinen Kräften angemeſſen war! Seine Abſicht war die beſte dabei: er wollte ſich die Bahn zu einer guten Predigerſtelle damit öffnen, da er für dieſe mehr Fähigkeit beſitzt, als für's Schulfach. Können ihm ſeine Hoffnung, die er mit dieſer Schrift begründen wollte, und meine Wünſche, dieſe baldmöglichſt erfüllt zu ſehn, einer gelinden Beurtheilung nicht unwerth machen, ſo bitte ich ergebenſt darum.

Meine Lage hier iſt nicht unangenehm, indem man mir
von allen Seiten freundlich und voll Zutrauen entgegenkommt,
auch innerhalb Jahresfriſt mit Zulage unaufgefordert zugeſichert
hat. Viel habe ich zu wirken gefunden, auch ſchon manches
Gute bewirkt. Zum Glück machte man mich durch die ſpäte
ertheilte Auszeichnung eines Scholarchen von der lieben Geiſt
lichkeit unabhängig. — Unter 8 Lehrern fand ich 3 gute
denen es blos an Methode fehlte, und die jetzt das Beßre er
kennen, und mit möglichſter Kraft zu erreichen ſtreben. Di
übrigen ſind alle noch über dem Mittelmäßigen, doch insgeſamm
methodelos. Mehrere Wochen habe ich daher blos damit zu
gebracht, die Mängel durch fleißiges Beſuchen der Klaſſenab
theilungen (denn wirkliche Klaſſen giebt es zum Glück nicht
kennen zu lernen, und wirklich ſchon viele abgeſtellt. Ein gün
ſtiger Umſtand iſt daß man hier vor einem Notenmacher zu
Cicero Reſpeckt hat. Eins wird mir faſt unerträglich, der gän
liche Mangel an Bibliotheken: und hierin haben mich die Ge
graphien gewaltig betrogen. Sie ſprechen von einer Schloß
bliothek, dieſe aber iſt kaum ein Schatten davon. Das be
holte ſchon ſeit vielen Jahren der verſtorbne Tychſen na
Roſtock. Was noch davon Brauchbares vorhanden, darum he
ich bereits für die noch ärmlichere Gymnaſiumsbibliothek an
halten, die die Zahl von 500 Bänden nicht überſteigt, und v
denen ⅔ wenigſtens noch in die Krämerläden wandern müſ
Blos für die Allgemeine und Mecklenburgiſche Geſchichte
eine herrliche Sammlung unter dem Namen Regierungsbib
thek angelegt, aus welcher die Rudloff'ſche Geſchichte, ein,
Sie wiſſen, wahrhaft pragmatiſches Werk, faſt gänzlich ge
ſen iſt: denn ſie enthält auch alle Archiv-Nachrichten im

neueſten Auszuge. Leider iſt von Rudloffs (der jetzt Regierungsrath iſt) herrlichem Werke, welches blos bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts herauf geht, bei dem 60jährigen Alter des Verfaſſers, und bei ſeinen gehäuften Arbeiten, da er überdies noch den Staatskalender beſorgt, (den beſten welchen ich kenne) keine Fortſetzung zu hoffen; wie er mir ſelbſt oft verſichert hat.

Ein häßliches Deficit iſt, daß Mecklenburg-Schwerin noch gar keine beſondre Geographie hat, und daß daher alle allgemeine Geographien über dies Land von Irrthümern ſtrotzen. Ich habe bereits hierüber mit dem Miniſter-Präſident von Brandenſtein geſprochen, welcher mich in den Stand ſetzen will von überall her die ächteſten Nachrichten einziehen zu können. Dann werde ich die Arbeit einem meiner Collaboratoren, einem guten Kopfe, nach entworfnem feſten Plane übertragen, und ſtets dabei die Aufſicht mit führen. So hoffe ich wird Mecklenburg zu einer ſpeciellen Geographie gelangen können, ohne daß ich grade meinem Fache untreu werde.

Eine häßliche Methode herrſcht in Meckl.-Schw. gelehrten 3 Schulen, und ſo auch zeither in der meinigen: man durchfliegt blos die alten Schriftſteller. 4 Cap. im Livius zu leſen, iſt, für eine Stunde, eine Kleinigkeit; ſo auch 100 Verſe im Euripides: dabei wiſſen ſich Lehrer und Schüler mit Rathen trefflich zu helfen. Schade wars zeither um die guten Köpfe, die, wie mich dünkt, Mecklenburg vorzüglich hat: wenigſtens zählt die hieſige Schule, von der unterſten Klaſſe auf, ungleich mehr, als die Zwickauiſche. Ich glaube daher, daß hier guter Boden für gute Saat iſt. Auch iſt die Regierung wirklich ſehr willig: ſie hat mir bereits einen neu anzuſtellenden Lehrer zugeſtanden, und jede Unterſtützung fürs Beſſre. Ihre Fonds ſind nur für das laufende Jahr zu ſchwach: da der Finanz-Etat nach Oſtern jederzeit entworfen wird, und die für zufällige Ausgaben angeſetzte Summe bereits erſchöpft iſt.

Uebrigens gefallen mir hier die Menſchen, die offen, bieder und zutraulich ſind, vom Oberſten bis zum Niedrigſten; ſo wie die Umgegenden, wegen der herrlichen Seen; die überdies täglich eine ungeheure Menge der trefflichſten Fiſche liefern, deren mehrere Arten, wie Brachſen, Moränen ꝛc., in Sachſen völlig unbekannt ſind u. ſ. w.

Gräfenhan.

Eisleben, 24. Nov. 1821.

„Des Glückes eingedenk, welches ich einſt genoß, ſo oft in Dero Umgang Erfahrung und Belehrung zu empfangen, beehre ich mich jetzt mit der Zuſchickung meines erſten größern ſchriftſtelleriſchen Verſuches an Dero Wohlgeboren. Während meines Amtes auf dem Pädagogium habe ich das meiſte geſammelt, und ſeit meinem Abgange das Geſammelte verarbeitet, da mich noch dazu beſondere Umſtände veranlaßten, ſchnell zu arbeiten, um mich deſto eher bei meinen ehemaligen und künftigen Behörden durch einen Beweis meines Fleißes zu empfehlen. Iſt mir nun gleich Vollendung des Buches und Erlangung einer neuen Anſtellung beim hohen Miniſterium gelungen, wohin ich auch bereits ein Exemplar geſchickt habe, ſo ging doch aus der Schnelligkeit des Arbeitens die nunmehr mir unangenehme Bemerkung hervor, daß ich im Texte, den ich zu einer Zeit corrigirte, wo ich die Anmerkungen nicht zur Hand hatte, manches falſch geſetzt habe, was ich nachher in den Corrigendis nachgetragen habe. So habe ich z. B. auch in den Notitt. indicibus editionum et versionum angeführt, daß Sie, geehrteſter Herr Hofrath, die Poetik des Ariſtoteles dem 1ſten Theile Ihrer griechiſchen Chreſtomathie einverleibt hätten; obſchon ich hätte angeben ſollen, daß damit nicht die ganze Poetik zu verſtehen ſei. Nicht ſelbſt urtheilen kann ich über das, was ich in den Prolegomenen geſagt habe, um endlich die Anſicht über das Buch aufs Reine zu bringen. Ich habe im 3ten Proleg. ausgeführt, daß wir ſowohl die Fragmente von der ausgeführten Poetik, als auch an der heutigen Poetik des Ariſtoteles den ächten Entwurf dazu übrig haben. Herr Prof. Hermann hat nirgends von Fragmenten etwas erwähnt, und die Anſicht vom Entwurfe noch auf ganz ungegründete Hypotheſen gebaut. Dies habe ich ihm ſelbſt geſchrieben und er ſagte, daß er jetzt das Ganze anders geben würde. Ich weiß, z. B. von Dr. Schön, daß Sie, Herr Hofrath, die Textverſetzungen, auf die man bei feſter Anſicht von einem Entwurfe gar nicht verfallen darf, ebenfalls nicht billigen. Daß Hermanns Ausgabe nicht vollſtändig iſt, brauche nicht ich erſt zu ſagen; wie ſehr ich die Anſichten über einzelne Stellen anders dargethan habe, als Hermann, erſehen Ew. Wohlgeboren aus dem 16ten Capitel. Vielleicht, denke ich, blicken Sie, da Sie eben über dies Buch leſen, gelegentlich hinein und vielleicht bin ich ſo glücklich, Dero erfahrenes Urtheil privatim oder öffentlich ausſprechen zu hören. Ja, ich leugne nicht, daß auch in dieſer Abſicht gerade ich dies Buch Dero Aufmerkſamkeit anempfehle, in dem feſten Vertrauen, daß Sie, hochgeehrteſter Herr Hofrath, nach Ueberzeugung meiner Unbeſcholtenheit und meines guten, ehrlichen Willens und meines Bewerbes um einen angemeſſenen Poſten mir Ihr Wohlwollen und Ihre Beihülfe nicht verſagen. Rathen Sie mir vielleicht in dieſer Angelegenheit meinem Herrn Recenſenten noch beſonders ein Exemplar zu ſchicken, ſo bin ich dazu augenblicklich bereit, abgeſchickt habe ich ſchon eins an Matthias, Niemeyer und Jacobs, Hermann, und nun noch an Wachler, Schäfer und Böckh.

Zu Ende meines langen Briefes kann ich mich nicht enthalten, den Wunſch auszuſprechen, einmal eine Anzeige über das hieſige Gymnaſium in der Hall. Litt. Zeit. zu ſehen. Gern wollte ich dieſelbe ausfertigen, wenn ſie ſich Dero Annahme erfreuen dürfte. — Luther iſt ein großer Fürſprecher; erſt vor einem halben Jahre gab der König 250 Thaler zu Büchern, und neulich 200 Thaler für das anzulegende phyſikaliſche Kabinet her; der Mathematicus Dr. Groß hat ſeinen Curſus auch ſchon begonnen. Ich ſelbſt habe 18 Stunden, nach der neuern Inſtruction auch in höhern Klaſſen über Tertia. Nebenher arbeite ich den 9ten Theil zum Homer von Heyne aus, deſſen nachgelaſſene Papiere ich habe; dieſer Theil enthält indeß bloß Indicen, und wird zu Oſtern fertig ſein, wie auch ſchon der Meßkatalog zeigt. Ein Rath von Ihnen in dieſer Sache würde mir ſtets höchſt wichtig ſein.

Greiling.

Aſchersleben, 12. December 1806.

Verehrungswürdiger Lehrer und Freund! Ihren Brief vom 3. Dec. erhalte und beantworte ich zugleich. Ihr Schickſal, ſowie das der Stadt Halle, habe ich mit dem ſchneidendſten Mitgefühl vernommen. Aber die Zeit iſt nicht da, um das, was der Geiſt denkt und das Herz empfindet, ſelbſt dem Freunde calamo zu vertrauen. Ich kenne Ihre Leiden, die ungleich größer ſind, als die meinigen. Lieber! iſt Ihnen jene vertraute Stimme des Sulpicius an den Cicero zu dieſer Zeit nicht ins Andenken gekommen. Quid est, quod tanto opere te commoveat tuus dolor in-

teſtinus? Cogita, quemadmodum adhuc fortuna nobiscum eg
rit: ea nobis erepta esse, quae nobis carissima esse deben
patriam, honestatem, dignitatem, honores etc. Jene Rü
kehr aus Aſien, vor dem Blicke des Sulpicius die oppida, oli
florentissima, nunc diruta, wunderbar hat mich das alles ergri
fen. Es kann auch ſeine Wirkung an Ihrem Gefühle ni
verfehlen.

Hören Sie mein milderes Schickſal. Die Chasseurs
cheval waren die erſten, die uns allerlei — abtrozten. D
Bernadotteſche Corps zog durch die Stadt, 12—16000 blieb
hier, ein Theil in der Stadt, der größere Theil um ſie.
Vorſtädte und umliegende Dörfer, beſonders Wilsleben, ha
ſehr gelitten. In unſerer Stadt, wo für Verpflegung und C
tributionen gut geſorgt ward, gehören Unordnungen, die ja
vermeidlich ſind — doch nicht zur Ordnung des Tages, und
ſchleunige Abmarſch am 22. November, der auf 5 Uhr Morg
beſtimmt war, und — in der Mitternachtsſtunde erfolgte
welch' Elend hat er uns erſpart! Ich hatte in allem — nach
nach — 7 Officiere im Quartiere; Verlé, der zuerſt in Lü
eindrang, hat bei mir am 21. Nov. Mittag gehalten, wäh
des Eſſens meine kleine Mädchen freundlich auf den Knieen
ſchaukelt und mir eine ſchriftliche Sauve-Garde hinterlaſſen,
mir gute Dienſte that. Daß unſer Land ſo äußerſt glimpflich
handelt wird, ſo daß es — nach einem Ausdruck des Präſide
v. Biederſee ſcheint — als wenn das Fürſtenthum des Ka
Napoleon Schooßkind wäre, wiſſen Sie.

Das Schickſal der Univerſität Halle iſt mir unbe
lich. Ein braver junger Mann von hier, Lehrer meiner Ki
harret ſehr auf die Wiederherſtellung. Da er arm iſt, ſuch
für ihn einſtweilen in Leipzig ein Unterkommen, und ich hoffe
liebe Carus wird meine Bitte unterſtützen.

Da ich meine Verbindung mit der Jen. Litt. Zeit.
ſeit einem Jahre aufgehoben habe, ſo nehme ich Ihr gütiges
erbieten für das künftige Jahr an. An der Leipz. Litt. Zei
ich ein ſehr thätiger Arbeiter, aber nur im wiſſenſchaftlichen
beſonders der Moralphiloſophie, Anthropologie und wiſſenſ
licher theologiſchen Werke. Die Recenſ. der Schleier
cherſchen Kritik, Maaß über die Leidenſchaften u. ſ. w
von ihrem künftigen Mitarbeiter. Ich wünſche in denſelbe
chern für Ihr Inſtitut thätig zu ſein.

Mit Ingrimm über die Neueren leſe ich, um doch
Großes und Würdiges zu denken, Plutarchs Lebensbeſchreibun

Ich empfehle mich und die Meinigen Ihrer Liebe, wünſche Sie bald zu ſehen, hoffe es im neuen Jahre. Wollen Sie ſich denn nicht einmal das Vergnügen machen, welches mir wohl auf immer verſagt iſt, um das Haus wieder zu ſehen, in welchem Sie Ihre Jugendzeit verlebten, und welches jetzt bewohnt Ihr rc.

Aſchersleben, 24. October 1809.

Verehrungswürdigſter Lehrer! So rede ich Sie am liebſten an, und Sie hören lieber den Titel, den das Herz liebend und treu ausſpricht, als die Reihe der Titel, die wohl ein Anderer gern hört. Noch immer ſehe ich Sie auf dem Lehrſtuhle in dem kleinen Auditorio, höre Sie athemlos anfangen, da Sie ſich etwas verſpäteten und darum eilten — und ich kann des lieben Jena nicht gedenken, ohne des Lehrers zu gedenken, der der Sokratiſchen Liebestränke vollauf hat, und damit die Herzen der Jünglinge kirrt und feſſelt. Ja, ja, Lehrer und Freund, das iſt Ihre ſchon von Alters her geübte Kunſt, in der Sie es freilich nunmehr zur Meiſterſchaft gebracht haben.

Sie ſagen: darum ſchreibſt du mir doch nicht, um das Geſagte zu ſagen. — Was aber obenauf liegt, drängt ſich zuerſt hervor, und wenn man den Lehrer anredet, ſo redet zuerſt das Herz, und ſpäter der Verſtand oder das Bedürfniß, oder was es ſonſt ſein mag. Diesmal iſt es das Bedürfniß, nämlich eines Collaborators an unſerer gelehrten Schule, den wir ſchon über ein Jahr entbehren, indem der Magiſtrat denſelben für entbehrlich zu erklären beliebte. Nun aber iſt er anderes Sinnes geworden, und hat mir den Auftrag gegeben, ihm „ein taugliches Subjekt“ dazu vorzuſchlagen. Drei Askanienſer haben zwar dieſe Michaeli die Univerſität verlaſſen; aber alle drei haben unter ſehr vortheilhaften Bedingungen Hofmeiſterſtellen angenommen. Ich kenne keinen jungen Mann, der Schulmann und des Predigtamts Candidat zugleich wäre. Denn letzteres muß der junge Mann darum ſein, weil mit der Schule ein Predigtamt verbunden iſt, welches die Lehrer alternirend beſorgen, und weil der hieſige Magiſtrat die Schullehrer nur belohnen kann, indem er denſelben Predigerſtellen giebt.

Ich lege das Schickſal unſerer Schule in Ihre Hände, da Sie ſich für unſere Stadt und deren Anſtalten intereſſiren, und bitte, etwa aus dem philolog. Seminario einen qualificirten jungen Mann vorzuſchlagen. Leider! muß ich aber ſagen, daß der Gehalt nur 200 Thaler iſt, und daß Privat-Unterricht ein Mehreres hinzufügen muß. — Haben Sie die Güte, mir — wenn es möglich — baldige Auskunft über ein Ja, oder Nein zu geben, und ſein Sie der vollkommenſten Hochachtung und der liebevollſten Anhänglichkeit gewiß, womit ich bin und bleibe u. ſ. w.

Groddeck.

Wilna, 26. November 1805.

Ihren gütigen Brief vom 22. Oktober habe ich mit vielem Vergnügen erhalten, und ich eile, zum Beweiſe, wie ſchmeichelhaft mir der ſchriftliche Ausdruck Ihrer theilnehmenden Erinnerung war, auf die mir vorgelegten Fragen, wenn gleich vielleicht nicht ganz befriedigend, doch ſo zu antworten, daß Sie in meinen guten Willen kein Miſtrauen zu ſetzen Urſache haben werden.

Was meine perſönliche Lage betrifft, ſo habe ich alle Urſache mit ihr vollkommen zufrieden zu ſein. Mit der Sprache, und den Sitten der Nation ſeit lange her ziemlich vertraut, und von den ausgezeichneteren Gliedern derſelben gekannt, muſte ich hier natürlich eine ſo freundſchaftliche und ehrenvolle Aufnahme finden, die mir die Veränderung meiner Lage wenig fühlbar machte und mich für den Verluſt Pulawy's und ſeiner Umgebungen hinlänglich entſchädigte.

Was die Einrichtung unſerer Univerſität betrifft, ſo wird ſie Ihnen aus den öffentlich bekannt gemachten Statuten derſelben, die übrigens, mit wenigen Modifikationen, den der übrigen Ruſſiſchen neu errichteten oder neu organiſirten Univerſitäten vollkommen ähnlich ſind, noch im Andenken ſein. Da mit ihr zugleich eine Akademie, und die ſpecielle Aufſicht über ungefähr 70 Schulen und Gymnaſien in den 8 ihr untergebenen Diſtrikten verbunden iſt, ſo kann es freilich nicht fehlen, daß ſich vieles hier ereignet, was der Kenntniß eines größern Publikums werth wäre. Dennoch fehlte es bis jetzt an einem öffentlichen Blatte, das zu einer Annaliſtik der Univerſität beſtimmt würde. Dieſem Mangel abzuhelfen, habe ich, von mehreren meiner geſchätzten Collegen, unter denen der biedere jüngere Frank (den würdigen Stats-Rath haben wir leider! an Petersburg abtreten müſſen) obenan ſteht, kräftig unterſtützt, mich entſchloſſen, mit Anfang des neuen Ruſſiſchen Jahres, ein literäriſches Blatt (wöchentlich 1 Bogen in 4.) in polniſcher Sprache herauszugeben, deſſen Ankündigung ich dieſem Briefe beiſchließe, in der Hoffnung, daß Ew. Wohlgeboren einen Dollmetſcher in Halle finden werden. Dieſes Blatt wird außer kurzen Recenſionen intereſſanter In- und ausländiſcher Werke, als ſtehenden Artikel, alles enthalten, was unſere Univerſität und Akademie fürs In- und Ausland Wiſſenswürdiges darbietet. Von einem Wilnaer, ebenfalls polniſchen Journal, das ſeit April monatlich herauskommt, und an deſſen Redaktion ich nebſt 4 andern gelehrten Mitbürgern Wilnas, Antheil habe, giebt Millins Magaz. Encykl. (wo ich nicht irre vom Monat Auguſt dieſes Jahres) eine genaue und ausführliche Nachricht.

Unſere Bibliothek iſt erſt im Werden, und noch fehlt es uns an den zureichenden Fonds, ſie auf einem reſpektablen Fuß einzurichten. Doch läßt ſich unter der Regierung eines ſolchen Monarchen, und der Leitung eines ſo aufgeklärten, höchſt gebildeten und patriotiſchen Curators, als Fürſt Czartoryſky iſt, alles Gute, Rühmliche und Erſprießliche ſowohl für die Bibliothek, als für unſere Univerſität überhaupt, mit Zuverſicht hoffen und erwarten. Auch ſind uns ſchon höchſt erfreuliche Ausſichten in erſterer Rückſicht eröffnet. Bei dieſer Gelegenheit muß ich einen kleinen Irrthum berichtigen, der ſich in das Intelligenzblatt der A. L. Z. Nr. 164 dieſes Jahres eingeſchlichen hat. Bei Gelegenheit der Nachricht von einem Hrn. Holzmann, der von Göttingen nach Pulawy abgereiſt iſt, um bei der Bibliothek des alten Fürſten mein Nachfolger zu werden, wird dieſer Fürſt Curator unſerer Akademie genannt. Das war er aber nie und kann es auch nicht ſein, da er als k. k. Feldmarſchall in Oeſterreichiſchen Dienſten iſt. Die Curatorſtelle bekleidet ſein älteſter Sohn, der auch Adam heißt, und zugleich Vicekanzler oder Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten am Petersburger Hofe iſt, und den ich unter meinen Schülern in der griechiſchen Litteratur zu zählen das Glück habe.

So ehrenvoll der Antrag für mich iſt, den Ew. Wohlgeboren mir in Anſehung der Allg. Litt. Zeit. zu machen die Güte haben, ſo ſehe ich doch, bei eignen überhäuften Arbeiten und Geſchäften und bei der Schwierigkeit, neuere Werke des Auslandes frühe genug durch den Buchhandel in Wilna vorräthig zu finden, mich gezwungen, für jetzt auf die Ehre, an einem ſo trefflichen und durch eine lange Reihe von Jahren blühenden Inſtitute wieder Theil zu nehmen, Verzicht zu thun. Es wird Ihnen noch erinnerlich ſein, daß ich in den Jahren 1792 und 1793 in der polniſchen Litteratur als Recenſent und Correſpondent einige Artikel für die Allg. Litt. Zeit. und das Intelligenzblatt geliefert habe. Meine Abreiſe von Warſchau, wo ich mich in jener für das ehemalige Polen traurigen Epoche aufhielt, unterbrach dieſe mir ſehr angenehme Beſchäftigung, und dieſer Unterbrechung, oder einer kleinen Vergeßlichkeit meines Freundes und Landsmannes Hrn. Juſtizrath Hufeland, mit dem ich damals correſpondirte, muß ichs wohl zuſchreiben, daß das in den mir mitgetheilten gedruckten Geſetzen und dem mit mir geſchloſſenen Contrakt beſtimmte Honorar nicht in meine Hände gekommen iſt.

Gern legte ich dieſem Briefe noch den diesjährigen Lectionskatalog unſerer Univerſität und meine gedruckte Antrittsrede, als einen Beweis meiner Hochachtung und Ergebenheit bei, wenn ich nicht mit Recht fürchtete, das Porto zu ſehr zu ſteigern.

Empfangen Ew. Wohlgeboren noch die Verſicherung der vollkommenſten Hochachtung von Ihrem ꝛc.

Gruber.

Weimar, 30. Nov. 1806.

Theuerſter, geliebteſter Freund! Faſt mag ich nicht fragen, wie es Ihnen, wie es Ihrer mir ſo theuren Familie geht. Wer hätte uns ſagen ſollen, als wir im Sommer ſo glücklich beiſammen ſaßen, daß der Herbſt faſt alle unſere Hoffnungen zerſtört haben würde? Wie kümmert mich Ihr Schickſal! Wie ſehne ich mich, wenigſtens etwas von Ihnen zu hören! O, nur ein Paar Zeilen! Sind Sie geſund? Ihre Familie? Darüber nur beruhigen Sie mich.

Von meiner Lage ſchweige ich; ſie iſt nicht die angenehmſte, und ich fühle, daß ich hypochondriſch bin. Nachrichten, die ich erhalten, haben mich nicht aufgerichtet. Einer meiner Brüder, vorher im beſten Wohlſtande, iſt faſt Bettler; ein zweiter auf dem Schlachtfeld geblieben, und mein Jugendfreund, Schelle, wahnſinnig. Da haben ſie einen Theil meines Glückes beiſammen. Darf man da ſeinen Verluſt, ſeine Sorge in Anſchlag bringen?

Von Angelegenheiten der Allg. Litt. Zeit. will ich heute nicht mit Ihnen ſprechen, denn da ich gar nicht weiß, wie es um Sie ſteht, habe ich deshalb einige Zeilen an Hrn. Prof. Erſch geſchrieben. Kann ich irgend etwas für Sie thun, ſo geben Sie mir nur Auftrag. Sind Sie krank, gern will ich für Sie arbeiten: jeder Tag, an welchem ich Ihnen zeigen kann, daß ich mich nicht bloß Ihren Freund nenne, iſt ein glücklicher Tag für mich. Glauben Sie, ich liebe Sie vom Grund der Seele!

Gebe Ihnen der Himmel alle das Glück, alle die Ruhe, welche Ihnen die herzlichſte Freundſchaft wünſcht! Meine herzlichſten Grüße Ihrer vortrefflichen Gattin, Ihrem Herrn Sohne und ſeiner Gattin. Mit der unwandelbarſten Freundſchaft ewig ꝛc.

Weimar, 6. Febr. 1807.

Lange, mein Theuerſter, habe ich Ihnen nicht geſchrieben, und auch jetzt noch wird es gut ſein, aus demſelben Grunde, warum ich ſchwieg, Ihnen von nichts als Geſchäften zu ſchreiben. Es giebt Stunden im Leben (bei mir ſind es jetzt ſchon Wochen), wo man ſich denen, die man liebt, gar nicht nahen ſollte, eben weil man ſie liebt. Das ſind jene Perioden, wo uns die Welt ein Raspelhaus, und wir uns die Züchtlinge des Schickſals ſcheinen. — Nichts davon! Heiterkeit ſchwebe um Ihre Stunden, das Glück kehre bei unſerm Schütz ein! Gott ſei Dank! geſund ſind Sie wieder! Das war für mich glücklich, daß Karl und Erſch mir nur von Unpäßlichkeit geſchrieben hatten. Von unſerm Freund Bertuch erfuhr ich erſt das Nähere, aber faſt zu gleicher Zeit auch Ihre Geneſung. Leiden zu ſehen, die man liebt, und nicht helfen können, iſt wohl von allen ſchrecklichen Gefühlen das ſchrecklichſte.

Ich will aber durchaus nur von Geſchäften reden!

Sie ſind mit Ehrmann nicht zufrieden. Als unſer Freund Bertuch mir auftrug, auf Referenten zu denken, ſchlug ich Ihnen vor: für Geographie und Statiſtik Herrn Prof. Erſch, für Staatswirthſchaft ꝛc. Jakob, für Geſch. und Politik Schütz und Dominikus: aber 1 und 3 ſchlugen es aus, und ich weiß nicht, ob 2 gefragt worden iſt. Andreä in Erfurt erhielt Auftrag, wurde aber, weil er zu viele Schwierigkeiten machte, wieder ausgeſtrichen, und Herr

L.-R. Bertuch ertheilte Ehrmann den Auftrag. Alles das iſt geſchehen ohne alles mein Zuthun, wie ich denn überhaupt in dieſer ganzen Sache nichts als Inſtrument bin und ſein will, damit ich keinen von denen, die ich achte und liebe, beleidige. Darum thue ich durchaus nichts für mich. Sie ſehen, wie unſchuldig ich alſo bin. In dieſe Unſchuld könnte ich mich nun hüllen, und ſagen: — da ſehet ſelbſt zu! Aber nein, ich muß wirklich die Vertheidigung des armen E. übernehmen. Zu fragen, ob dieſer oder jener nicht etwas Vorzüglicheres würde geleiſtet haben, däucht mich nicht recht; die Frage iſt: hat E. treu und mit Fleiß referirt? Ich kann nicht leugnen, daß er dies gethan habe. Als Geograph und Statiſtiker kann er kaum etwas Anderes, als Politiker ꝛc. hat er mehr gethan — ſelbſt geurtheilt. Sein Urtheil, will ich gar nicht leugnen, iſt wohl keineswegs das eines Rehberg, Müller, Spittler ꝛc., aber es iſt verſtändig, klar, beſonnen, und ſeine Zuſammenſtellung ſo, daß ich glaube, man werde ſie nicht ohne einiges Intereſſe leſen. Wenn Herr Prof. Erſch ſagt: ich könne nur die Form, nicht die Materie beurtheilen, ſo geb' ich ihm das gern zu, und für Jurisprudenz, Cameralwiſſenſchaften ꝛc. noch mehr; allein, ſehen kann ich doch ungefähr, ob treu referirt und verſtändig geurtheilt, oder nur deraiſonnirt ſei. Im letztern Falle hätte ich Ihnen das Mſcpt. gewiß nicht geſendet. Sollten Sie anderer Meinung ſein: — ich kann nichts dagegen haben, wenn Sie Rehberg zur Arbeit disponiren; nur Eins bitte ich Sie dringend, theuerſter Freund, geben Sie mir den Auftrag nicht, einen Menſchen in einer ſo traurigen Lage wie E. iſt, nur ein böſes Wort zu ſagen. — Ich kann es nicht! Hier ſende ich Ihnen den Reſt ſeines Mſcpts. — verfügen ſie nun ſelbſt darüber! Wollen Sie ihn ausſchließen: — ich bin bloßes Inſtrument, und in keinem Falle greife ich Ihnen vor, in keinem handle ich Ihnen entgegen. Meine Meinung ſage ich, wenn ich gefragt werde, und dann nur unmaßgeblich; es fällt mir nicht ein, mehr zu wollen. — Die Reviſion der Politik erhalten Sie indeß anders bearbeitet.

Zufällig erfahre ich, Sie ſind in Leipzig geweſen. Theuerſter Freund, ſo wahr ich Sie liebe, nehmen ſie ſich vor den Leipzigern in Acht, ſehen Sie ſich vor mit ihnen. Zwölf Jahre dort verlebt, haben ſie mich ein wenig kennen gelehrt. Komplimente ins Geſicht, Entgegenhandeln im Rücken. Schaden Sie ſich ja nicht ſelbſt!

In meinen glücklichſten Tagen des vorigen Sommers verſprach mir mein theuerſter Schütz ein franzöſiſches Wörterbuch des beaux arts, ich glaube von Marmontel, zu leihen. Darf ich Sie jetzt darum bitten? Wenn ich nicht wüßte, daß Sie nicht böſe würden, nicht auf meinen Eigennutz ſchelten wollten; ſo ſagte ich wohl noch ein Wörtchen. Warum denn aber nicht? Mein lieber Schütz vergiebt mir's gewiß, alſo heraus mit dem kleinen Wörtchen! Es heißt — — Cicero.

Leben Sie recht wohl, recht glücklich! Haben Sie die Güte, Ihrer Frau Gemahlin von mir — nur kein Kompliment, ſondern den herzlichſten Gruß der Hochachtung und Ergebenheit zu ſagen. So lange ich denke und bin u. ſ. w.

Weimar, 14. Mai 1807.

Da ſitz' ich nun wieder, meine Verehrteſten und Geliebteſten, in dem teutſchen Athen, die Seele voll Gedanken der glücklichen Tage, die ich in Ihrem ſchönen Kreiſe verlebte, und gedrungen im Innern, Ihnen nochmals den herzlichſten Dank zuzurufen für Ihre gütige Aufnahme, Ihre freundſchaftliche Theilnahme, für Alles, Alles, was Sie mir thaten, und — ſind! Dies Letzte iſt ſo ſelten, und ich bin nur bei Ihnen aus der traurigen Ungewißheit geriſſen worden, ob die Schuld an mir liege.

Meinem Verſprechen gemäß hatte ich am Sonntag Ihnen etliche Zeilen geſchrieben, die aber, weil es zu ſpät war, von der Poſt nicht angenommen wurden. Seltſam genug, waren mir ſchon in der Breihahnſchenke die Füße wund, zwiſchen Zſchopau und Merſeburg traf mich ein Platzregen, der, weil ich gerade ziemlich heiß war, eine fatale Wirkung auf mich hatte, die ſich, um mit den Romanſchreibern zu reden, beſſer denken als beſchreiben läßt. Gekrümmt hinckte ich alſo dahin, übrigens ohne einem feindſeligen Weſen zu begegnen, nahm am Montag zu Rhabarber meine Zuflucht, und ergriff am Dienſtag den Wanderſtab, um wohl durchweicht hier anzugelangen. Hier ſollte mir die unerklärliche Angſt, die mich in Halle befiel, erklärt werden. Meine Tochter hat die vorige Woche an den Maſern krank gelegen, und zwar zwei Tage lang höchſt bedenklich; meine Frau hatte meine Angſt mit mir getheilt. Gott ſei Dank, die Krankheit iſt vorüber, und glücklich vorüber, und ich habe nichts zu fürchten, als daß ich außer meinem Hauſe, das ich darum auch ſo ſehr hüte, wie der Kranke das Bett, in dem teutſchen Athen bisweilen an Herzkrämpfen leiden werde. Auf eine Art von Gardinenpredigt hat meine Frau ſtudirt gehabt, glücklicherweiſe aber bei meinem Erſcheinen ſie vergeſſen. Ich erzähle jetzt immer noch von Ihnen allen, und werde jetzt gebeten, Ihnen allen meine Frau und Tochter herzlichſt zu empfehlen.

Nächſtens ſchreibe ich ausführlicher, ſobald ich mich aller Aufträge entledigt habe. Gebe der Himmel, daß Ihre Gäſte aus Italien auch bei Ihnen dem guten Ruf entſprechen, den ſie in Naumburg hatten. Werde Ihnen Friede und Glück, und möge ich, der in der heiligen Taufe zum Frieden geſtempelt wurde, zur glücklichen Vorbedeutung in Ihr Haus gekommen ſein, deſſen ich nie anders, als mit den beſten Wünſchen, denke.

Leben Sie alle recht glücklich und wohl, und erinnern ſich bisweilen unter den, nun wahrſcheinlich belaubten, Akazien Ihres fernen und doch ſtets nahen u. ſ. w.

Weimar, 24. Juni 1807.

Ich habe einen ſchönen, herrlichen Morgen gehabt, und dieſen ſchönen Morgen danke ich Ihnen. Ein armer Sklav der Umſtände, wie ich bin, kann ich meinem ſchönſten Genuſſe nur Augenblicke leben. Heute bringt mir der Buchbinder Bücher; ich ergreife das erſte, — „Ueber Gotthold Ephraim Leſſing's Genie und Schriften, von Th. G. Schütz.“ Ich will die erſte Vorleſung leſen; ich leſe ſie; die zweite noch; auch ſie; die dritte konnte ich nicht bis Morgen verſparen. Das war wieder einmal Labſal für meinen Geiſt, für mein Herz! Wie mich das gehoben, getröſtet, geſtärkt hat! — Dann ſchimpfe ich mich ſelbſt: Eſel, der du biſt, dies nicht geleſen zu haben, ehe du Herders Charakteriſtik herausgabſt! Dann zürne ich meiner Mutter, denn ſie war Schuld, daß ich nicht in Jena ſtudiren konnte, wie ich wollte. Fünfzehn Jahre früher hätte ich Sie dann gekannt, Ihren mündlichen Unterricht genoſſen, Ihre Achtung, Liebe, Freundſchaft zu verdienen geſtrebt. Wie anders wäre dann mein Leben geworden! Wie mehr hätten meine ſchlafloſen Nächte gefruchtet! — Jetzt iſt's vorbei, und ich will nur ſo fort ſtümpern, denn Ausſichten hab' ich jetzt nicht, und faſt glaub' ich, mit den verlornen Ausſichten verliere ich am Ende auch die Einſichten. So hegt eine Mutter ihr Schooßkind, wie ich die Hoffnung, mit Ihnen zu leben; — es war ein ſchöner Traum! Ich muß, ich muß mein Vaterland verlaſſen, und — will es, bin jetzt feſt entſchloſſen dazu. Fragen Sie mich jetzt nicht um die Gründe; Sie ſollen ſie noch erfahren.

Man ſagt, wenn jemand recht lebhaft an einen entfernten Freund denke, daß dann dieſem das rechte Ohr klinge. Hätten Sie an einem recht glücklichen Tage auf das Ohr achten können, Sie hätten meiner dann denken müſſen. Ja, ich erbitte es vom Schickſal, daß Sie Ihre goldene Hochzeit feiern; und wäre ich dann mehr als 200 Meilen von Ihnen, ich komme dazu. Sind mir doch wenige Tage ſo merkwürdig, wie dieſer. Hat er nicht Sie glücklich gemacht? Hat er nicht mir das Glück verſchafft, daß ich mich einigen Wohlwollens Ihrer vortrefflichen Gattin ſchmeicheln darf? Und wäre ohne ihn mir ein Freund geworden, wie ich an Ihrem Sohne*) habe, deſſen gute Meinung mir auch die gute Meinung ſeiner zärtlichſten Freundin zugewendet hat? — Alljährlich wird alſo dieſer Tag auch von mir gefeiert!

Qualibus in tenebris vitae, quantisque periclis
Degitur hoc aevi, quodcunque est!

Sonderbarer Ausruf, werden Sie ſagen, und Sie haben recht, denn er paßt zum Vorigen gerade, wie der Eſel zur Laute. Was kann aber ich dafür, daß ich vorhin zu Halle in der Leipziger Straße war, und jetzt wieder in Weimar in der Nähe des Gottesackers bin? Was kann ich dafür, daß der Bediente des F. S. P. L. Induſtrie-Comtoirs zu mir hereintritt, und Manuſcript für Halle will? Nun ja doch, hier iſt welches, freilich nicht viel; aber — ſagt Karl —

Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen?
Wächſt Gold mir in der Hand?

Auf die andere Woche ſoll aber zuverläſſig mehr folgen, wenn nämlich die Herren Reviſoren nicht wieder gelogen haben. Kann aber ich für ihre Lügen? ihre Faulheit? Und dennoch, ſcheint es, ſoll ich dafür können. Bertuch iſt ſichtlich kälter gegen mich, alles hat ſich verändert, ich weiß nicht warum. Sprechbar iſt er faſt gar nicht, ich ſpreche ihn alſo nicht, und wer weiß, hält man mich nun nicht um ſo mehr für unumgänglich, menſchenfeindlich, und wer weiß für was noch.

---

*) S. des Verfs. Briefe an denſelben, welche dieſen, um ihres Zuſammenhanges mit ihnen willen, angefügt worden ſind. K. d. H.

d. 25. Jun.

Ich wurde geſtern wieder unterbrochen. Vorerſt den herzlichſten guten Morgen, und nun die Reſultate meines nächtlichen Sinnens. Bertuch hat ſich bis zur O. M. als meinen Freund bewieſen, ſeit ich von Halle wieder zurück bin, ſcheint es, will er bloß mein Verleger ſein. Das thut mir wehe, weil ich hier gar keinen Freund habe, ich muß es aber ſtill verſchmerzen. Eine Folge hievon iſt, daß auch meine ökonomiſchen Verhältniſſe ſich ändern. Von jetzt an kann ich von B. kein Geld fordern, außer wenn ich es erhalten muß, da vielleicht die erhaltenen Vorſchüſſe ſogar eine Miturſache ſind, warum man mich hintenanſetzt. Ich bin aber nicht reich genug, um nicht auf meinen Verdienſt rechnen zu müſſen, und zumal jetzt, wo ich über 200 Thaler für mein Wörterbuch ausgegeben habe, wo die Krankheiten meiner Frau, meines Sohnes, meiner Tochter, und die Anſtellung meines Sohnes als Lieutenant in öſterreichiſchen Dienſten alles andre vollends weggenommen, meiner Frau aber ſchon ſeit einem Jahre keine einzige Zahlung eingegangen iſt, bin ich in nicht geringer Verlegenheit. Nicht nur ſehe ich nicht; wovon ich leben will, ſondern ich muß auch in künftiger Woche einen Wechſel von 100 Thaler bezahlen, die ich nach der Plünderung aufzunehmen gezwungen war. Sie ſehen, wie theuer mir jetzt guter Rath iſt, und daß mir bloß der gute Rath nicht einmal das Mindeſte hilft. Mit Bertuch war ich übereingekommen, von der A. L. Z. nur die einzige Begünſtigung zu erbitten, daß ſie zweimal im Jahre mit mir rechne, einmal zu Johanni, und dann wie gewöhnlich. Er ſagte mir es zu, hat aber, wie ich nun höre, Ihnen noch gar nichts davon geſagt, aber verſprochen, es Ihnen zu melden. Was bleibt mir nun übrig, als mich mit meiner Bitte unmittelbar an Sie zu wenden? Wollen Sie mir dieſe Begünſtigung zugeſtehen? Sie wiſſen doch, daß ich für die Reviſionen, außer meinem Honorar, von dem Bogen 5 Thaler erhalte? Wenn ich dieſe Summe jetzt erhielt; ſo — wäre mir geholfen, und ich könnte wahrſcheinlich wieder ſchlafen. Muß ich warten bis zum Februar, dann mögen die Götter wiſſen, wer mein Honorar — erbt. Sehn Sie, Theuerſter, ſo ſteht es jetzt um Ihren armen Freund, der Ihnen ſein Schickſal empfiehlt, um nicht in die Hände der

Gerechtigkeit zu fallen. Soll ich Sie bitten? beſchwören? Ihnen Verſicherungen geben? — d. h. — Soll ich Sie beleidigen? — Nein! Ich bin überzeugt, Sie helfen mir, wenn Sie können. Erlauben Sie mir nur das Einzige hinzuzufügen: Ich muß zum Sonnabend in künftiger Woche zahlen.

Ach! es iſt etwas Schönes um das Reich ſein! Man braucht ſeine Freunde nicht um Geld zu bitten, man kann geben, wie es das Herz verlangt, kann frohe Stunden ſchaffen! O warum bin ich nicht reich. Wenn Sie, Theuerſter, meine Bitte erfüllen; ſo behalten Sie von dem Gelde 2 Thlr. 12 Gr. zurück für Marcyni Laguna*). Es verſteht ſich, daß meiner nicht gedacht wird dabei.

Die ſchönſten Stunden über Sie und Ihre würdige Gattin, deren Wohlwollen ich mich auch für die Zukunft angelegentlichſt empfehle. Ewig mit gleicher Herzlichkeit Ihr ꝛc.

Weimar, 3. Juli 1807.

Empfangen Sie, Freund, den ich ſo ſehr verehre als liebe, für Ihre Theilnahme, Ihre Hilfe meinen beſten Dank. Ach, ich bedurfte es warlich, daß eben jetzt mich Jemand aufrichtete. Da, leſen Sie beiliegende Zettel, ich bitte, leſen Sie dieſelben, ehe ſie weiter leſen. — Kaum daß ich den Mann disponirte, einſtweilen 50 Thaler anzunehmen, und mit den andern 14 Tage zu warten. Iſt es nicht hart? Was werden Sie aber ſagen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich eben dieſen Mann mit ſeiner Frau und zwei Schweſtern, als einen völlig Unbekannten, den ich zuvor niemals geſehen hatte, als er vertrieben war, während der Plünderung, 4 Tage aufnahm, meine Wohnung, mein Bett, meinen letzten, mit Thränen erſt errungenen Biſſen mit ihnen theilte? Daß er Zeuge deſſen geweſen, wie es bei mir herging, was ich verlor? Daß er nachher ſtets auf das Freundſchaftlichſte von uns aufgenommen wurde? Und nicht genug, daß er mich ſo drängt, hat er zum Schein die Schuld an Andre abgegeben, um nicht den Anſchein zu haben, daß Er die gefoderten 6 Procent nehme. Ja, er rechnet es mir als etwas Großes an, daß er nicht Convent.-Münze verlangte, da ich doch von ihm auch nur hieſiges Currant erhielt. Und ſolch einen Menſchen ſollte ich um neuen Aufſchub bitten? — Nein, und wenn ich darüber zu Grunde gehen ſollte!

---

*) Deſſen Haus und mit ihm ſeine koſtbare Bibliothek damals abgebrannt war. A. d. H.

Empfindlich, reizbarer, im Tiefſten meiner Seele erſchüttert und empört, wie ich war, mußte es jetzt mich doppelt ſchmerzen, daß Freund Bertuch, den ich nicht beleidigt zu haben mir bewußt war, nicht mehr der Vorige gegen mich war. Hätte ich in ihm nie etwas mehr, als den Geſchäftsmann, geſehen, dann hätte ich wohl ruhig und kalt bleiben können, ich hätte mich nicht verwundet gefühlt. Indeß, Sie können Recht haben, ich wünſche ſehnlich, daß Sie es haben, und glaube es feſt. Auch B. mag in keiner angenehmen Lage ſein, und es iſt nichts billiger, als daß ich die Rückſichten auch gegen Andre nehme, die ich ſelbſt gegen mich genommen gern ſehe.

Dürfte mein Herz jetzt nur einen Augenblick lang an dem Ihrigen ſchlagen, Sie würden mehr wiſſen, als alle meine Worte Ihnen ſagen können? — — Dank!

Leben Sie glücklich Theuerſter, und lieben Sie ſtets Ihren ꝛc.

Weimar, 10. Auguſt 1807.

Schon verſchiedene Male, mein verehrungswürdiger, unausſprechlich theurer Freund, wo ich eben im Begriff war, an Sie zu ſchreiben, wurde ich verhindert; heute endlich gewinne ich den ruhigen Augenblick, und grüße Sie nun von Grund der Seele, Sie, und Ihre vortreffliche Gattin. Segen über Sie! Wende ſich bald Ihr Schickſal freudig; ich fühle mich glücklicher, wenn ich Sie glücklich weiß! Der ſchöne Traum, den ich einſt träumte, in Ihrer Nähe zu leben, Ihrer Nähe zu leben, — leider, war er nur ein Traum: aber mein Gefühl iſt wirklich, und meine Freundſchaft endet nur mit mir ſelbſt. Werde was da wolle, Eins iſt und bleibt, und beſteht:

ἐν δ' ὀλιγῳ
βροτων το τερπνον αὔξεται· ὅντω
δη και πιπτει χαμαι, ἀποτροπῳ
γνωμα σεσεισμενον.
'Επαμεροι· τι δε τις; τι δ' ὄντις;
σκιας ὀναρ ἀνθρωποι. 'Αλλ' ὅταν αἰγλα
Διοςδοτος ἔλθῃ,
λαμπρον ἐπεστι φεγγος ἀνδρων
και μειλιχος αἰων.

Dieſe αἰγλα ἀνεκδοτος, Pindar mag dafür halten, was er wolle, erkläre ich mir durch φιλοτης, dem ſcharfſinnigſten Kritiker ins Angeſicht; denn, will er ſtreiten mit mir, ſo ſpiele ich den Proceß an — ſein Herz: credite, posteri, dieſer Kritiker hatte eins, und das liebenswürdigſte von der Welt. Bedenk' es nur ſelbſt, o Nachwelt! Er war ein Schütze, u. zwar ἑκαεργος —

τοξ' ὠμοισιν ἐχων, ἀμφηρεφεα τε φαρετρην,
ἐκλαγξαν δ' ἀρ ὀϊστοι ἐπ' ὠμων,
αὐτου κινηθεντος·

Umſonſt hat ein trefflicher Schütze den Bogen nie; aber gottlos zu verheeren iſt nie ſein Zweck, das überläßt er den Wölfen und Füchſen, alias Böſen genannt, welche wilde Beſtien ſind. Wegen dieſem allem verweiſe ich die Nachwelt auf eine von mir verfertigte lateiniſche Fabel von einem Haine (Heyne), dem Wolf und Fuchs auf dem Eichenplatz und dem Schützen. Dieſe Fabel hab' ich einmal — im Traume gemacht, wie ich denn öfters im Traume eben ſo viel arbeite als im Wachen, und darum erſchöpfter aufſtehe, als ich mich niederlege. Es iſt eine ganz eigne Erſcheinung im Menſchen, daß ſeine Seele im Schlaf um vieles klüger, weiſer, witziger, ſcharfſinniger, geiſtreicher iſt, als im Wachen. Wie ein Lichtſtrahl fährt es oft in die Seele, und erhellt die dunkelſten Regionen, ſo daß ich oft erſtaune über ſo Vieles, das in mir liegen muß, und das mir doch ſelbſt unbekannt iſt. Dieſes wundert mich, und ich kann es nicht begreifen; wie es aber zugeht, daß ich im Traume an Sie denke, das wundert mich nicht, das begreife ich ſo gut als irgend einen Paragraphen aus Wolfii psychologia empirica, in der nichts unbegreiflich iſt, außer wie Wolf des Erklärens nicht hat müde werden können. Ich wette, Wolf würde Alles daher leiten, weil ich jetzt alle Abende Cicero's Rhetorica mit innigem Vergnügen leſe. Die Ideenaſſociation dazu, Cicero — Schütz — Halle; — es kann Wolfen gar nicht fehlen. Ich will ihm nicht abſtreiten, daß er zum Theil Recht haben könnte. Wenn nun aber ein anderer Pſycholog, Jacob z. B. käme, und ſpräche: Nein, daher rührt es, daß Du, o Gruber, jeden Abend, wenn Du aus Deiner Klauſe ſcheideſt, müde von Deiner äſthetiſchen Karrenfahrt, noch einen Blick voll wehmüthiger Trauer auf Deine — Recensenda wirfſt. Mit Danke denkſt Du da an den guten Schütz, der Dich nicht gequält hat, und darum erſcheint er Dir in Deinen Träumen als eine freundliche Geſtalt. Wiſſe aber, wofern Du nicht in dieſem Monat noch die Recenſionen über Fernow, Falk, Genz, Steigenteſch, Klopſtock, Becker, Haug, Dalberg, und wenigſtens 15 Romane lieferſt, dann wird er Dich ſchrecklich, als drohendes Geſpenſt, verfolgen. — Entſetzlicher Jacob Du, um ſo entſetzlicher, weil Du Recht haſt. Doch nein, ich bin Dir Dank ſchuldig, Du mahnſt mich an meine Schuldigkeit, und gewiß, ich will alles Genannte in dieſem Monat noch liefern, und ein Paar Reviſionen obendrein.

Dank, tauſend Dank für Ihre Nachſicht, mein vortrefflicher Freund! Glauben Sie mir aber auch, ich hatte ſie ſehr nöthig. Als ein Abgeſchiedener wandle ich unter Menſchen umher, werde mitunter ein wenig von ihnen gemißhandelt, verkannt und verläumdet, ſtehle zum Studiren meine Zeit, plage mich wie das Pferd eines Sandfahrers, werde betrogen, daß es eine Art hat, ſoll jeden bezahlen und werde ſelbſt nicht bezahlt, bin arm wie eine Kirchmaus, erfahre nichts wie Unglück (außer daß ich heute 7 Gr. in der Lotterie gewonnen habe), und muß heiter ſcheinen, während Kummer an meinem Herzen nagt. Iſt das nicht ein köſtliches Leben? Zum Glück bin ich, meine Bruſtſchmerzen ausgenommen, leidlich geſund, und will Alles geduldig abwarten, wie es einem Packeſel ziemt. Eine Sorge nur wäre ich gern los; ſie gehört zu meinen drückendſten. Man hat mir geſagt, mein Bruder lebe noch, man wollte aber nicht wiſſen, oder nicht ſagen, wie. Erzeigen Sie mir doch die Freundſchaft, den beiliegenden Brief nach Königsberg einzuſchließen. Ich habe ihn offen beigelegt, weil ich Sie um etwas dazu bitten will. Wäre es wohl möglich, daß Sie eine Aſſignation auf 2 Louisdor beilegten für meinen armen Bruder? Sollte dies nicht gehen; ſo ſeien Sie ſo gütig, mir es nur gleich zu melden, ich hoffe auf die nächſte Woche etliche 30 Thaler zu bekommen, und will das Geld dann in natura ſenden. Gern thäte ich mehr, aber ich kann jetzt nicht. Hätte ich nur früher gewußt, daß Schmalz nach Königsberg ging! Aber nicht wahr, Theuerſter, Sie laſſen den Brief bald mit abgehen? Ihnen, dem ich ſo vieles danke, will ich auch dieſes danken!

Empfehlen Sie mich herzlichſt Ihrer vortrefflichen Gattin. Unter dem Schatten Ihrer freundlichen Bäume denken Sie bisweilen meiner, und erhalten Sie mir ſtets Ihre Freundſchaft. Ewig und unveränderlich Ihr ꝛc.

Weimar, 26. März 1808.

Verehrungswürdiger, theuerſter Freund! Faſt muß ich mich ſchämen, Ihnen ſo lange nicht geſchrieben zu haben. Bin ich Ihnen nicht ſogar meinen Dank für das mir ſo unendlich werthe Geſchenk Ihres *Aeſchylus* ſchuldig; ein Geſchenk, das mir erfreulicher iſt, als ein koſtbarer Ring von einem Fürſten? Blutroth vor Schaam färbt es mir freilich die Wangen, wenn ich mich frage, womit ich dies Geſchenk, womit ich Alles, was Sie ſo gütig für mich thaten, verdient habe. Sie haben ſo viele Güte für *mich*, und was habe ich für *Sie* gethan? Was kann ich für Sie thun? So viel iſt indeß gewiß, was ich jemals für Sie, *für die Ihrigen* thun kann, das —, nun was will ich! Was ich ſagen wollte, verſteht ſich ja von ſelbſt. Lieber, vortrefflicher Mann, nehmen Sie meinen herzlichſten Dank jezt hin, und glauben Sie ja nicht, daß ich, während ich nicht ſchrieb, auch Ihrer nicht mit Sehnſucht gedacht hätte. Ich bin aber nicht der Knopf an Fortunens Gürtel, und das Schlimmſte, was mir dieſe Feindin anthut, iſt, daß ſie mich ſo in das Joch ſpannt, daß ich kaum Zeit gewinne, in einer ſchönen Stunde mich mit denen zu unterhalten, die meinem Herzen unendlich theuer ſind. Ach, ich wüßte ja kaum, daß ich *lebte*, wenn es mir nicht die Reihenweiſe aufgepflanzten Arzneigläſer ſagten.

Strafen Sie mich nicht, Verehrteſter, mit Schweigen. Ihr lezter Brief hat mir geſagt, Sie wollten mir manches als *Freund* ſagen. Sie glauben nicht, wie begierig ich darauf bin, dies zu vernehmen, was es auch ſei, denn — es kommt von *Ihnen*, und was die Sonne den Menſchen nach einer langen trüben Zeit, das ſind mir Ihre Briefe. Mit welcher Haſt wird das Couvert zerriſſen, und wie der Brief verſchlungen! — Um alles Guten willen, laſſen Sie mich ja von ſich hören, ſonſt vergehe ich in Weimar, wo ich es ohnedem nicht lange mehr aushalte. Ich will ja aber nicht klagen!

Ihrer vortrefflichen Gattin haben Sie die Güte von mir die Verſicherung der reinſten Hochachtung und Freundſchaft zu geben. Und zu meiner Entſchuldigung ſetzen Sie ja hinzu, daß ich erſt bei einem kranken Bruder, nachher aber ſelbſt krank geweſen, und dann halb krank an das Joch meines Wörterbuchs geſchmiedet worden bin. Bald werde ich das Vergnügen haben, Ihrer würdigen Gattin meine Entſchuldigung ſelbſt zu ſchreiben.

Grüßen Sie herzlich auch Ihren Collegen, Herrn Prof. Erſch, der neulich mahnend an mich ſchrieb. Vor der Oſtermeſſe werde ich nur wenig leiſten können, von da an aber bis Johanni will ich jeden Tag für die A. L. Z. arbeiten, für die ich ſo gern arbeite. Einiges ſollen Sie indeß früher erhalten.

Von Journalen laſſen Sie mir doch nichts mehr ſenden. Die Expedition ſcheint gar nicht zu wiſſen, daß ich, auf Verlangen des Herrn L. R. Bertuchs längſt der Fortſetzung entſage habe.

Mit Vulpius werde ich ſchon auseinander kommen. Es iſt doch ein braver Mann, der Vulpius, ich verdanke ihm einen Brief von Ihnen.

Leben Sie glücklich, Theuerſter, ſo glücklich, als es von ganzer Seele wünſcht Ihr ꝛc.

Weimar, 29. Januar 1809.

Wenn Sie wüßten, mein verehrungswürdiger Freund, welche unendliche Freude Sie mir mit Ihrem Briefe gemacht haben; Sie müßten ſich ſelbſt darüber freuen. Vieles kann ich verlieren, vieles entbehren, ohne daß es mich ſchmerzt, aber nicht die Liebe und Achtung von Menſchen, die ich ſelbſt unausſprechlich liebe und hochachte, und unter dieſen denke ich ſtets zuerſt an Sie und Ihre Familie. Gott ſei Dank, Sie haben mir einen Berg von der Bruſt gewälzt, Sie haben mich verſichert, daß ich Ihnen noch werth bin.

Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae.

o wie gern, wie gern! Vielleicht, — aber nicht eher, bis ich Ihnen nicht wenigſtens 50 Bogen Recenſionen überliefern kann, denn ſonſt nicht. Nun gilt es aber auch fleißig ſein, und Sie ſollen mich in dieſem Jahre gewiß wieder als Ihren fleißigſten Mitarbeiter loben. Dieſes ſoll mein Heil in dieſen heilloſen Zeiten ſein. O daß ich doch viel, recht viel für Sie thun könnte!

Was macht Ihr Aeſchylos? Was der Grazien ungezogener Liebling Ariſtophanes? Hat der Druck Ihrer Geſchäfte und Arbeiten Sie an jene denken laſſen? Wie ſehr wünſchte ich, daß Sie wirkliches Mitglied der Münchner Akademie geworden wären, damit Sie längſt verdiente Ruhe hätten, und die Muße Ihres Lebens nicht blos der Welt, ſondern auch ſich ſelbſt zum Vergnügen anwenden könnten! Wie blind aber tappt bisweilen das Glück umher, und geht das würdige Haupt vorüber. Dieſe Betrachtung könnte mich raſend machen.

Gott ſei Dank, ſagte neulich Göthe, daß es unter den Weimariſchen Gelehrten doch mehr Heiden als Neuchriſten giebt. Um das Heidenthum bei uns komplet zu machen, wird morgen die

Antigone des Sophokles, ich glaube nach Solgers Ueberſetzung, gegeben, und zum erſtenmale in völlig griechiſchem Coſtüme. Darüber muß ich Ihnen Bericht abſtatten, aber jetzt auch meinen Brief ſchließen, denn Antigone unterbricht mich, und läßt mir keine Zeit übrig.

Empfehlen Sie mich Ihrer vortrefflichen Gattin, und bleiben Sie ſtets gewogen Ihrem ꝛc.

Weimar, 6. Mai 1810.

Mein verehrungswürdiger Freund! Hätte mir das Schickſal Schätze gegeben, ſo würde ich froh ſein, ſie mit Ihnen zu theilen; wäre ich Fürſt, ſo ſollte es Ihnen nicht an Vorzug und Vermögen fehlen: allein ich bin ſo unbedeutend und ſo arm, daß ich für meine Freunde nichts als Wünſche habe. Wodurch ich außerdem meinen Freunden ein ſchwaches Zeichen der Verehrung, Liebe, Dankbarkeit geben kann, das iſt durch ein Buch, und als ein ſolches Zeichen betrachten Sie, mein verehrungswürdiger Freund, auch das gegenwärtige, welches ich zwei Männern geweihet habe, die ich vorzüglich verehre und liebe, und denen ich nicht blos ein Buch, ſondern mein Herz geweihet habe, und gern mein Leben weihen möchte. . Sie ſelbſt ſind einer derſelben; empfangen Sie freundlich, was Ihnen die gefühlteſte Verehrung, die innigſte Dankbarkeit, die herzlichſte Liebe bietet; und wenn Sie das Werk Ihrer nicht ganz und gar unwürdig finden, ſo beglücken Sie die hoffnungsloſen Tage Ihres armen Freundes mit der Verſicherung, daß Sie nicht aufgehört haben, ihm gewogen zu ſein, was er verſchuldet zu haben ſcheinen kann, aber warlich nicht verſchuldet hat. Keine Zeit, keine Lage, kein Umſtand vermögen etwas in meinen Geſinnungen gegen Sie zu verändern. Meine reinſten Wünſche ſind für Ihr Glück, Ihre Ruhe, Ihre Zufriedenheit. Empfehlen Sie mich Ihrer vortrefflichen Gemalin, und denken Sie meiner wohlwollend. Mit voller Seele Ihr ꝛc.

Weimar, 14. Juni 1810.

Mein verehrungswürdiger Freund! Ueber 6 Wochen ſind es nun, daß ich nach Bremen geſchrieben habe, und noch bis dieſen Augenblick habe ich nicht die mindeſte Antwort. Was muß ich hieraus anders ſchließen, als daß man dort auf mich auch nicht die mindeſte Rückſicht nehme. Dennoch habe ich derſelben noch nie ſo ſehr bedurft, als eben jetzt, und Sie erlauben mir daher nicht nur, sondern erfüllen mir auch gewiß eine Bitte, die ich im Drange meiner Noth an Sie thue. Wenn binnen einigen Wochen eine nicht völlig unvortheilhafte Recension (und eine solche glaube ich doch wohl verdient zu haben) über mein ästhetisches Wörterbuch erschiene, so wäre es doch möglich, daß sie mein Glück zur Folge hätte. Wollen Sie, mein verehrungswürdiger Freund, Ihrem armen Freunde nun wohl die Wohlthat erzeigen, diese in kurzer Zeit zu besorgen? Von Ihnen hoffe und erwarte ich fast Alles. Meine Dankbarkeit Ihnen dafür zu beweisen, würde wahrlich mein eifrigstes Streben sein.

Halten Sie es für vortheilhaft für mich, anzuzeigen, daß der Fürst Primas mich mit einer goldenen Medaille mit seinem Bildniß beschenkt hat, so thun Sie es, und setzen die Worte, wie Sie selbst glauben. Bitten aber muß ich Sie, mir doch gefälligst die Blätter der Anzeige und Recension zuzusenden, weil ich seit 1810 die A. L. Z. nicht erhalte, welche aber wieder zu erhalten, ich gewiß bald verdient haben will. Leben Sie recht glücklich, mein verehrungswürdiger Freund, empfehlen mich herzlichst Ihrer vortrefflichen Gattin, und erhalten Wohlwollen und gütige Gewogenheit Ihrem rc.

Naumburg, 6. Jul. 1810.

Mein verehrungswürdigster Freund! Der Ort, von welchem dieser Brief datirt ist, zeigt Ihnen, daß ich nicht mehr in Weimar bin; ich muß Ihnen aber sagen, daß ich nie wieder dahin zurückkehren werde. Ihr Brief war der erste, der mich hier begrüßte, und innig habe ich dem Himmel gedankt für dieses glückliche Vorzeichen. Auch Ihnen den innigsten Dank, mein verehrungswürdiger, mein väterlicher Freund! Ihren Rath, keinen Entschluß zu fassen, bevor ich nicht wieder Nachricht von Ihnen erhalten, hätte ich nicht befolgen können, wenn ich ihn auch früher erhalten hätte, denn ich mußte den Ort verlassen, in welchem das Schicksal ohne Rast mich verfolgte, und der sich mir noch feindselig bewiesen hat, als ich bereits von ihm entfernt war. Ich entferne jedoch Alles, was einer Klage ähnlich sieht! — Nachdem ich, um mir endlich Ruhe zu schaffen, alle meine Mobilien und einen Theil meiner Bücher verkauft hatte, faßte ich den Entschluß, nach Dresden zu gehen, wo ich mit weniger Sorge und geringeren Kosten meine Werke fortsetzen, und — mein Brod zu verdienen hoffen konnte. Da ich indeß wegen Bremen noch nur nichts mehr, hielt ich, um Koſten zu erſparen, an, und entſchloß mich, 2 Monate hier zu leben, wo ich es wohlfeiler kann. Da erfahre ich denn, daß ich in Wittenberg für die erledigte Profeſſur der Logik und Metaphyſik mit denominirt bin, und muß nun abwarten, was und wie das Schickſal über mich entſcheiden werde. Die Recenſion über mein Wörterbuch, deren Erſcheinung Sie ſo gütig mir verheißen haben, könnte jetzt ſehr zu meinem Vortheil wirken; quod faxit Deus feliciter! Ihnen, mein verehrungswürdigſter Freund, werde ich in jedem Falle zu dem innigſten, lebenslänglichen Danke verpflichtet ſein, den ich Ihnen jetzt nur mit ſchwachen Worten ſagen kann. Wahrlich, längſt wäre ich auch ſchon unter der Laſt meines Leidens danieder geſunken, wenn der Gedanke, daß ich Ihre Freundſchaft beſäße, mich nicht aufrecht erhalten hätte. Erhalten Sie mir dieſe unſchätzbare Freundſchaft, und ich werde mich nie ganz unglücklich fühlen. — Erfüllen Sie gütigſt Ihrem armen Freunde jetzt die Bitte noch, ihm die Recenſionen über ſein Werk mitzutheilen, die er ſonſt in ſeiner Weinbergshütte ſchwerlich zu Geſicht bekommt.

Von den durch die Expedition erhaltenen Büchern werde ich Ihnen in einigen Wochen alle die zuſenden, welche zu recenſiren nicht der Mühe werth iſt, die andern, wenn ich von hier abgehe, denn ich habe meinen hieſigen Aufenthalt auch dazu beſtimmt, für die A. L. Z. ſo thätig zu ſein, als meine Liebe für Sie heiſcht, und das heißt: nicht wenig. Hierdurch will ich meinem Herzen eine große Laſt abwälzen, und ihm eine große Freude gewähren.

Iſt mein Freund Julius noch nicht zurück? —

Empfehlen Sie mich aufs Verbindlichſte Ihrer vortrefflichen Gemalin, leben Sie ſo glücklich als ich es wünſche, und vergeſſen nie Ihren ꝛc.

Wittenberg, 6. Jul. 1811.

Mein verehrungswürdiger Freund! Endlich, endlich, endlich, dem Himmel ſei Dank! kann ich einmal frei aufathmen, und die erſte ruhige Zeit gehört Ihnen, dem Manne, den ich verehre und liebe wie wenige. Ach ſchon lange hätte ich gern an Sie geſchrieben, ſollte ich aber meine Klagen Ihnen ſchreiben? Und nichts als Klagen hätte ich Ihnen ſchreiben können. Fürwahr, ſeit ich im vorigen Herbſte von Ihnen ſchied, hat mir das Schickſal noch ſehr hart zugeſetzt. Aus dem Orte, von welchem dieſer Brief datirt iſt, werden Sie ſchließen, daß ich endlich in den Hafen eingelaufen ſei, der aber freilich noch nicht ganz der Hafen der Ruhe iſt, ſondern es erſt werden wird.

Vor zwei Wochen habe ich — nach einem Jahr! — auch meine Bücher wieder geſehen, und unter dieſen auch die, die mir von der A. L. Z. anvertraut ſind. Ja, nun ſoll es mein Erſtes ſein, die alte, lange Schuld abzutragen. Erlauben Sie mir aber dabei wohl eine Bitte? — Thörichte Frage! Weiß ich doch, daß Sie mir dieſelbe nicht blos erlauben, ſondern ſogar erfüllen, wenn Sie können. An allen Hilfsmitteln zur Friſtung des Lebens vollends erſchöpft durch den bei meiner Anſtellung unvermeidlichen Aufwand, wobei mein Gehalt ſchon auf ein halbes Jahr im Voraus in Beſchlag genommen iſt, ſehe ich mich in die unvermeidliche Nothwendigkeit geſetzt, nur ſolche Arbeiten zu unternehmen, die mir unmittelbar etwas eintragen. Keine Arbeit aber unternehme ich jetzt lieber, als für Ihre A. L. Z., und meine bittende Anfrage iſt daher, ob Sie mir nicht monatlich 12 Thlr. wollten auszahlen laſſen, wofern ich Ihnen zu 2 gedruckten Bogen Manuſcript für Ihre Zeitung liefere? So ließe ſich meine Arbeit und meine Subſiſtenz vereinigen, und ich trüge zugleich eine Schuld ab, die mich auf der Seele drückt. Nur bis Oſtern braucht dieſes zu dauern, denn dann glaube ich mir ſo weit geholfen zu haben, daß ich Ihnen meine Arbeiten ohne dieſe Hilfe liefern kann. Noch in dieſem Jahre würden Sie dann, außer meinem belletriſtiſchen Vorrath, Recenſionen über Schlegels Vorleſungen über dramat. Lit. — Eichhorns Geſchichte der Lit. — Bouterweks Geſch. d. Poeſie. — Die Aeſthetiken von Aſt, Bouterwek, Pölitz u. A. — Fernows römiſche Studien — der neuen Ausgabe von Winkelmanns Werken erhalten, und ich mache mich noch, wenn Sie es genehmigen, anheiſchig zu Recenſionen über

Fr. Schlegel, über Sprache und Weisheit der Indier.
Upnek'hat, von Anq. du Perron,
Görres aſiatiſche Mythologie.
Pölitz Geſchichte und Statiſtik des Rheinbundes (die ich ex officio treiben muß.)

Genehmigen Sie es ferner, ſo fange ich für den künftigen Jahrgang mit einer Recenſion über Wielands ſämmtl.

Werke an. Unſere dramatiſchen Dichter ſollen dann folgen, ſo daß ich Ihnen in jedem Monat doch etwas von Bedeutung liefere, wiefern ich nämlich überhaupt etwas von Bedeutung liefern kann.

Haben Sie die Güte, mein verehrungswürdiger Freund, mir hierüber Ihren Willen zu eröffnen. Dringend bitte ich Sie aber zugleich, mir zu melden, wo mein Freund Julius jetzt weilt, denn auch ihm muß ich nun ſchreiben. Guter Gott, wie Viel habe ich mir nicht verſagen müſſen!

Daß ich Ihr mir heiliges Andenken im treuem Herzen liebend bewahrete, davon kann Sie S. 17 meines Programms überzeugen. Faſt nur dazu ſende ich es Ihnen mit, denn Werth hat es wenig. Denken Sie, daß ich nicht mehr als 5 Tage Zeit zu Ausarbeitung und Druck hatte: und welche Tage der Zerſtreuung! Künftig will ich ſchon einmal etwas Beſſeres machen. — Wollen Sie wohl die Güte haben, meine hieſige Anſtellung in der A. L. Z. anzuzeigen?

Und nun meine letzte Bitte. Empfehlen Sie mich Ihrer würdigen Gemalin zu fernerer Gewogenheit; grüßen Sie Herrn Prof. Erſch von mir. Sie, mein verehrungswürdiger Freund, leben Sie ganz ſo glücklich, als es für Sie erſehnt und erfleht Ihr ꝛc.

Wittenberg, 30. Dec. 1811.

Theuerſter, innigſt verehrter Freund! Nein, dieſes Jahr darf nicht vollends hingehen, ohne daß ich Ihnen noch einmal ſage, daß ich nur wenige Menſchen ſo verehre und liebe, wie Sie, und daß ich Sie verehren und lieben werde, ſo lange ich bin. O wie oft hat es mich gewaltig gedrängt, Ihnen zu ſchreiben, und doch mußte ich jedesmal den Umſtänden nachgeben, unter deren Druck ich warlich bald erlegen bin. Was meinen Kummer nicht wenig vermehrte, war der Gedanke, mein Ihnen gegebenes Verſprechen nicht ſo pünktlich erfüllen zu können, als ich wünſchte. Endlich, endlich aber kann ich wenigſtens den Anfang damit machen; Gott ſei Dank! Ich ſende Ihnen alſo jetzt zuerſt den zweiten Theil meines mythologiſchen Wörterbuchs, der auch Ihnen gehört, wie der erſte. Nehmen Sie dies Kind meiner Qual freundlich auf, empfangen Sie es gütig, wie Sie es ja ſtets bei ſeinem armen Vater pflegten, der Ihnen und den Ihrigen ſo viele, viele glückliche Stunden verdankt, die ihn ſogar in der Erinnerung jedesmal neu beglücken. O warum verſagte mir das Schickſal, mit Ihnen meine Tage zu verleben! — Doch ich darf nicht klagen, und will nicht undankbar ſein gegen das Schickſal, das mir endlich in dieſem Jahre ſo viel Gutes günſtig zuwendete! — Ich ſende Ihnen zweitens den Anfang einer Collectiv-Recenſion über die theoretiſch-äſthetiſchen Werke. War meine Reviſion der Aeſthetik ſo glücklich, ſich Ihres Beifalls zu erfreuen, ſo hoffe ich, ſollen Sie mit dieſer Behandlung wenigſtens nicht unzufrieden ſein, denn Sie erhalten nun eigentlich Fortſetzung und Schluß jener Reviſion, worin ich die Reſultate zehnjähriger mühſamer Forſchung niederlegen werde. Ich ſchmeichle mir, daß die nächſte Lieferung, welche die Anſichten der Schlegel-Schellingiſchen Periode umfaſſen ſoll, nicht ohne einige Senſation bleiben wird, ungeachtet meine Darſtellung ganz ſo ruhig bleibt, wie bisher. Nur am Ende erſt will ich die große Mine ſpringen laſſen, welche ich, wie Ihnen der Anfang leicht verrathen wird, gelegt habe. Uebrigens iſt mein Plan ſo angelegt, daß dieſe Collectiv-Recenſion zugleich eine Ueberſicht der Philoſophie des Schönen, und Theorie der Kunſt gewähren ſoll, ſo daß ſie jedem, der ſich künftig in dieſem Gebiet orientiren will, zum Leitfaden dienen kann. Dazu aber muß ich mir freilich den Raum eines Jahres erbitten. Erſchrecken Sie darüber nicht, denn mein Vorſchlag, hoffe ich, wird nicht ganz unbillig ſein. Je um den zweiten Monat ſollen Sie eine ſolche Lieferung erhalten, als die gegenwärtige iſt, und mit der ſechſten ſoll das Ganze geſchloſſen ſein. Es folgen nach die Aeſthetiken von Bouterweck, Aſt, Luden, Schreiber u. A. Schlegels dramatiſche Vorleſ., Ad. Müllers Vorleſ. u. ſ. w., ſo daß in dieſer Ueberſicht nichts Weſentliches fehlen wird.

NB. Iſt denn das Gaſtmahl von Delbrück bei Ihnen recenſirt? Sonſt nehme ich es mit.

In den Zwiſchenmonaten erhalten Sie theils Recenſionen über praktiſch-äſthetiſche, theils über andere Werke, namentlich über Herder, Eichhorns Lit. Geſch. und Bouterwecks Geſch. der Poeſie und Beredſamkeit. An den Recenſionen über dieſe habe ich während meiner Vorleſungen über Lit. Geſchichte immer gearbeitet, und hoffe, nichts ganz Alltägliches zu liefern. Erfüllen Sie mir nur gütig meine Bitte um Zuſendung meiner abgedruckten Recenſion über die theoretiſch-äſthetiſchen Werke, weil es mir zu viel Zeit wegnehmen würde, mir, wie jetzt, des Zuſammenhanges wegen, Abſchriften zu nehmen. Kurz und gut aber, für das Jahr 1812 erhalten Sie jeden Monat eine Lieferung von mir. Ich hätte wohl Luſt, Göthe's Reden zu recenſiren, und Sie können, wenn Sie wollen, die Recenſion noch im Januar erhalten. Der erſte Theil iſt noch nicht ſehr bedeutend, giebt aber doch ſchon einige nicht unwichtige Aufſchlüſſe über die poetiſche Individualität des intereſſanten Mannes. Schnurriger Weiſe muß man aber in dieſer Selbſt-Biographie die Moſaiſche Anfangsgeſchichte unſers Geſchlechts von Adam bis auf den keuſchen Joſeph mitkaufen. Indeß iſt die Wendung noch gut genug genommen, um ſie in das Ganze einzupaſſen. Manche werden vielleicht gar etwas Beſonderes darin finden, denn — [illegible]

Wollen Sie mir, verehrteſter Freund, für das neue Jahr eine rechte Freude machen, ſo ſchreiben Sie mir von Ihrem Leben. Wie geht es Ihnen, Ihrer trefflichen Gattin, meinem Julius (wohin addreſſire ich meine Briefe an Julius?) und ſeiner Henriette? Gedeiht die kleine Sapphe wohl? Sie wiſſen, daß Alles, was Sie und Ihre Familie betrifft, mich ungemein intereſſirt. Empfehlen Sie Ihrer verehrungswürdigen Gattin mich aufs freundſchaftlichſte, und ſagen Ihr, daß ich dringend bitte, auch Sie möge das gütige Wohlwollen, womit Sie mich ſonſt beehrt, in das neue Jahr mit hinübernehmen.

Ich, mein verehrungswürdiger Freund, würde mich jetzt ganz glücklich preiſen können, wenn nicht zu Vieles noch an mein voriges ſehr bedrücktes Leben erinnerte. Ich habe ein liebes, ſehr braves Weib, das ich ſo herzlich liebe als ich herzlich geliebt werde. Von dieſer Seite bleiben mir keine Wünſche übrig. Nur meine — Gläubiger erinnern mich, daß ich ſterblich bin. Dieſe müſſen glauben, daß ich ſeit meiner Anſtellung in einer Fülle von Vermögen ſitze, da doch meine Einnahme nur ſehr mäßig und meiner Arbeiten gerade für den Anfang ſo viele ſind, daß ich nur wenig nebenher verdienen kann. Deshalb danke ich Ihnen auf das Herzlichſte für Ihr gütiges Anerbieten, mich vierteljährig mit einer Summe zu unterſtützen. Sie ſollen ſehen, daß ich ſie gewiß verdienen will, und daß ich Ihnen auch für dieſen neuen Beweis Ihrer Güte dankbar zu ſein mich aufs Aeußerſte bemühen werde.

Leben Sie glücklich, mein verehrungswürdiger Freund! Möge das neue Jahr für Sie und die Ihrigen ſich ſo freundlich beweiſen, als ich es erſehne. Grüßen Sie Freund Erich aufs Beſte, und ſagen ihm gefälligſt, daß er bald von mir hören ſolle. Schon iſt es Mitternacht, und ich kann Ihnen nur ſagen, daß meine Frau Ihnen und Ihrer würdigen Gatein zu Gewogenheit empfohlen zu ſein wünſche. Ewig mit reinſter Verehrung und Liebe Ihr ꝛc.

Wittenberg, 6. April 1812.

Verehrungswürdiger Freund! Damit Sie wenigſtens ſehen, daß ich Ihrer fortwährend denke, ſende ich Ihnen hier wieder einige Recenſionen zu:

1) über 3 verſchiedene Schriften von Rochlitz,
2) über Arndts hiſtor. Anſicht der Sprache,
3) über die Huſſiten vor Naumburg.

Die beiden letzteren Schriften, ſo wie die dritte von Rochlitz, ſind mir zwar von der A. L. Z. nicht übertragen worden, ich glaubte aber, da ſie nicht angezeigt ſind, nicht Unrecht zu thun, wenn ich eine Anzeige davon einſendete. Eben ſaß ich an einer ausführlichen Recenſion über Winkelmanns Werke, als das Kriegsgetümmel wieder über mich hereinſtürmte. Schon iſt die ganze Weſtphäliſche Armee, das Durutteſche und Reyſche Corps hier durchgegangen, und täglich haben wir noch 3—4 Regimenter hier. Unſere Univerſitätskirche iſt in ein Heu- und Stroh-Magazin, unſer großes Auditorium in einen Pferdeſtall metamorphoſirt, und da es an Wohnungen mangelt, ſo werden auch die zur Miethe Wohnenden mit Einquartirung belegt. Ich werde gewöhnlich mit 2 Officieren nebſt Domeſtiken verſorgt, und da die Nachfolgenden immer ſchon wieder da, wenn die Abgehenden kaum fort ſind, ſo gleicht meine ſtille Wohnung einem Gaſthofe. Ethnographie kann man auf dieſe Weiſe recht anſchaulich lernen, denn bereits haben wir Franzoſen, Deutſche, Spanier, Portugieſen und Illyrier gehabt. So dauert es noch immer fort, und der Himmel weiß, wann es ein Ende nimmt. Alle Preiſe ſteigen, und dennoch iſt Vieles nur mit Mühe aufzutreiben, was man doch haben muß, um die Herren der Welt bei Kräften und im Guten zu erhalten.

Eben in dieſem Augenblick ertönt wieder der Tumult eines einmarſchirenden Regiments. Da muß denn wohl der gute Winkelmann noch warten, wenn nicht eine ſeiner ganz unwürdige Beurtheilung erſcheinen ſoll. Bald muß es ſich ja ändern, und wir danken nur Gott, daß wir keine Reſerve-Armee hieher erhielten.

Meine neulich eingeſchickten Recenſionen ſind, wie ich geſehen habe, abgedruckt. Laſſen Sie mich meine Bitte wieverhehlen, mir die Blätter, worin ſie ſtehen, zuzuſenden. Ich kann ſo an der Fortſetzung beſſer arbeiten, und wünſche dies in den guten Stunden dieſes Frühjahrs zu thun.

Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen ſage, was ich an mehreren Orten über Ihre A. L. Z. gehört habe. Die Klage über Mangel theolog. Recenſionen war faſt allgemein. Sollte es Ihnen an Recenſenten mangeln, ſo kann ich Ihnen von hier einige beſonders für dies Fach vorſchlagen, die Ihrem Inſtitut gewiß Ehre machen werden. Der Prof. Dr. Schott, der Prof. Winzer und der Prof. Heubner. An dem letztern würden Sie zugleich einen ſehr thätigen Mitarbeiter erhalten. Schott wäre beſonders für gelehrte, Winzer für philoſophiſche Theologie und Exegeſe des N. T., Heubner (der einen Ruf nach Königsberg ausgeſchlagen hat) für Dogmatik, Polemik, Irenik, Dogmengeſchichte, allgemeine Religionsgeſchichte u. ſ. w. An unſerm Lobeck würden Sie einen trefflichen philologiſchen, und an Pölitz einen ſehr guten Recenſenten für europäiſche Statiſtik, Geſchichte des Mittelalters und der neuen Zeit erhalten. Mehrere dieſer Herren liefern viel Gutes für Jena und Leipzig, ich weiß aber, daß Sie nicht abgeneigt ſind, Ihnen noch Beſſeres zu liefern. — Schreiben Sie übrigens alle dieſe Vorſchläge auf Rechnung meines heißen Wunſches für die fortdauernde Blüthe Ihrer A. L. Z., welche ich dabei ganz allein im Auge habe. Freuen ſollte es mich, wenn Sie mir dereinſt über dieſe Vorſchläge ein freundliches Wort ſagten.

Darf ich auch noch eine Bitte hinzufügen? O ja, ich darf; ich kenne ja Ihre Güte. War es doch dieſe, welche mir Ihren Cicero (die Briefe) und Bd. 1 u. 2 Ihres Aeſchylus, mit deſſen dritten Theile Sie mich ſchon beſchenkt haben, verhieß. Geben Sie für Ihren armen Freund noch ein Exemplar? Und darf er darum bitten? — Gedenken Sie aber ja, daß Sie ſelbſt mich ſo kühn gemacht haben, dieſe Bitte zu thun.

Empfehlen Sie mich Ihrer würdigen Gemalin, um deren fortdauernde Gewogenheit ich bitte, grüßen Sie Herrn Prof. Erſch aufs freundlichſte, und — leben Sie ganz ſo glücklich, als meine Liebe zu Ihnen erſehnt. Unwandelbar und ewig der Ihrigſte ꝛc.

Halle, 19. Mai 1830.

Hätt' ich doch Schätze! Hätt' ich doch Geld!
Wie freudig wollt' ich Dir ſie geben,
Um zu erheitern Dein geliebtes Leben!
Nimm aber meinen Reſt vom Saft der Reben,
Der, Theurer! Deine Jahrzahl führt,
Und dem ſüßen darum Ruhm gebühret.
Trink' ihn vergnügt, und bleib mir hold!
Ich kann Dich heute zwar nicht ſehen,
Doch trink' ich auf Dein Wohlergehen!

An Schütz den Sohn.

Weimar, 11. Januar 1807.

Soll ich Sie beklagen, ſoll ich Sie glücklich preiſen, — wahrlich, mein geliebter Freund, ich weiß es nicht. Mit einer Bruſt voll Muth und Hoffnung traten Sie in das neue Jahr, in das ich mit einer Dumpfheit, mit einer Geiſtes- und Herzens-Leere getreten bin, als wäre ich fortan blos beſtimmt, meine Säcke in die Mühle und aus der Mühle zu tragen. Können Sie etwas Unerträglicheres als einen ſolchen Zuſtand? Ich hatte keine Freude mehr an einem Leben, das mir ſo ſchaal, ſo abgeſchmackt, ſo zwecklos ſchien. Ihr Brief iſt in dieſem Jahre das Erſte geweſen, was mich aus dieſer Dumpfheit geweckt hat; ſtatt des kalten Egoismus, der abgeſchliffenen Convenienz, die mich immer nicht ohne Qual in mich zurückdrängen, erſchien mir die heilige Freundſchaft wieder. Aber ach! müſſen denn alle meine Freunde unglücklich ſein? Ich hatte von Ihrem Verluſte noch nichts gehört, deſto mehr griff mich die Nachricht an, aber — deſto mehr bewunderte ich auch meinen Freund. Erhalten Ihnen die himmliſchen Mächte dieſen friſchen Muth, dieſe fröhliche Hoffnung! An Ihr Herz kann ich nicht hinfliegen und das meinige daran ſchlagen laſſen, aber mit aller Innigkeit reinſter Freundſchaft begrüße ich Sie, und ſchwöre Ihnen nochmals Freundſchaft bis in den Tod! Mit Schmerz muß ich den Wunſch aufgeben, mit Ihnen zu leben, allein — gleiche Freundſchaft, gleiches Streben, gleiches Ziel — bin ich ja doch mit Ihnen, mit — Dir! So laß es unter uns ſein! Hinweg mit allem was nach Etikette und bloßem Umgangskram ausſieht: von jetzt an — Du!

Aber ſieh, Freund, ob es möglich iſt, dem Schickſal zu entgeben! An nichts ſein Herz zu hängen, ſagte ich zu mir ſelbſt, das iſt der einzige Weg zum Glück. Armſeliges Glück, fahre hin! Deiner genieße, wer eines Beſſern nicht empfänglich iſt! Unvergänglich iſt die Freundſchaft; ſie wird nicht mit dem Freunde ins Grab geſenkt: ich fühle das an mir, da ich noch immer mit meinem Sonnenberg lebe, und ewig mit ihm leben werde. O der glücklichen Tage, da unſer Streben noch vereint war! Theurer Schütz, ich ſchließe Dich zwiefach an mein Herz, in Dir den verlorenen und den gefundenen Freund! Hier iſt keiner wie Du, keine Familie wie die Deinige, in deren Nähe ich nun wohl niemals leben werde!

Erfreulich iſt mirs, daß meine Recenſion des Donatoa Dir eine gute Stunde gemacht hat; mich koſtet ſie trübe Wochen; denn wie oft hab' ich dieſe Arbeit unterbrochen, wie oft war ich in Verſuchung, mich dem Freunde nachzuſtürzen! Aber hinweg davon! Dein Vater und Du habt mich aber mißverſtanden. Ich habe nicht behauptet, daß an den Engeln und den Teufeln in der Poeſie eine große Eroberung gemacht, daß ein Menſch nicht beſſer darin ſei; ſondern ich behaupte nur: da gewiſſe Sujets, wie die Sachen jetzt einmal liegen, nicht ohne ſie behandelt werden können, müſſe der Dichter ſie auf eine ſolche Art behandeln daß ſie die möglich kräftigſte Wirkung thun. Dieſe Wirkung muß homogen ſein dem Stoffe, welchen der Dichter behandelt, und in dieſer Hinſicht hat ſich Sonnenberg als Meiſter gezeigt. Ob übrigens ſein Sujet nicht unglücklich und übel gewählt ſei, iſt eine ganz andere Frage. Mit ihr aber anfangen, heißt den Dichter nicht be- ſondern verurtheilen, und darum iſt Klopſtock auch noch nicht gehörig gewürdigt. Drei Fragen thue ich hier immer: 1) Was hat der Dichter gewollt, 2) wie hat er erreicht, was er wollte, und nun erſt 3) hätte er geſollt, was er wollte? Wer mit der dritten Frage anfängt, wird der Gefahr der Einſeitigkeit kaum entfliehen.

Faſt wollte ich wetten, ein ſolches Schickſal habe Dein Hamlet in Jena erfahren. Man macht ſich eine Theorie, und was dieſer nicht zuſagt, — taugt nichts. Dies Verfahren hat für den Recenſenten den Vortheil der Leichtigkeit, (aber den Nachtheil der Seichtigkeit) und wenn ich ſo verfahren wollte, könnte ich jährlich wenigſtens 365 Recenſionen liefern. Wer der Verf. der Recenſion über Hamlet ſei, werde ich Dir ſagen können, ſobald ſie erſchienen iſt.

Hager.

Pavia, 20. September 1807.

Vergeben Sie, wenn ich mich unterfange, Ihre koſtbaren Augenblicke durch meine Zeilen zu unterbrechen, und Sie zu erſuchen, uns hier Ortes ein Biſchen zu unterrichten, wie es denn mit der berühmten und gelehrten Allg. Litt. Zeit. in Deutſchland ausſehe. — Wird die Ihrige fortgeſetzt? Könnten wir hier in Pavia Ihre vortreffliche Litteratur-Zeitung mit Anfange künftigen Schuljahres erhalten? würden Ihnen einige gelehrte Notizen aus unſerem Italien, von Zeit zu Zeit, willkommen ſein?

Ich befinde mich ſeit mehreren Monaten ſchon zu Pavia, als Profeſſor orientaliſcher Sprachen — das chineſiſche Lexicon bleibt indeß ſtille ſtehen — wenigſtens war dieſes ſeit wenigen Wochen noch der Fall. Ich meines Theiles habe dem Publikum vor meiner Abreiſe aus Paris, wie Sie aus der Vorrede zu meinem Panthéon Chinois erſehen können, von meiner litterariſchen Arbeit ausführliche Nachricht ertheilt. Hr. Deguignes iſt damit freilich nicht zufrieden; allein wer Andere zuerſt angreift, der muß ſich zu einem gegenſeitigen Angriffe gefaßt machen.

Kann ich Ihnen hier Ortes dienlich ſein, ſo bitte ich Sie mit mir zu diſponiren. Zu unſerm gegenwärtigen Gelehrten-Neuigkeiten gehört, daß Herrn Brugnatelli et Pharmacopea generale ſo eben erſchienen iſt, daß Hr. Prof. Scarpa die Tafeln für ein neues koſtſpieliges chirurgiſches Werk in Kupfer ſtechen läßt, Hr. Fattori, Prof. der Zergliederungskunde, ein anatomiſches unter der Preſſe hat, und ich ein kurzes Recueil des termes turcs les plus nécessaires pour les Militaires qui vont en Turquie, franzöſiſch, italieniſch, und türkiſch ans Licht geſtellt haben, daß das hieſige Bibliothekgebäude anſehnlich vergrößert und ein phyſiſches Obſervatorium (einem Aſtronomiſchen ähnlich) unter des berühmten Volta's Aufſicht, erbaut worden iſt, endlich daß mit Anfange künftigen Jahres ein zu erbauender Canal, Mailand mit dem hier vorbeifließenden Ticino vereinigen ſoll, wodurch Pavia nicht allein in ſeinem Handel, ſondern auch für ſeine Univerſität, ſonder Zweifel, Vortheil ſchöpfen wird. In Erwartung Ihrer gütigen Zuſchrift, habe ich die Ehre zu beharren ꝛc.

Hand.

Leipzig, 22. Sept. 1809.

Der Dank ſucht, hochgeehrteſter Herr Hofrath, ſobald
möglich laut zu werden; drum eile ich, die Stunde der
uße ergreifend, Ihnen den meinigen zu ſagen, für die Güte,
welcher Sie mir Auskunft gaben über meine Anfrage.
dauert habe ich, erſt nach Ihrer Abreiſe von Leipzig Ihr
rſein erfahrend, daß ich mir hatte nicht die Freude machen
nnen, Ihnen perſönlich wieder einmal meine Hochachtung
verſichern.

Den Gedanken eines Repertoriums, wie ihn Hr. Prof.
ſch hat, finde ich wirklich auch nicht berathen, und ſtimme
nen bei, ſobald es durch alle Wiſſenſchaften hindurchgeführt
den ſoll. Die Klippen ſind die Wahl des Vorzüglichern
d die Gefahr, daß man nur an Bekanntes erinnern möchte,
das Vorzüglichere doch das Bekannte iſt. Ich fühlte im
lologiſchen und antiquariſchen Fache oft den Mangel eines
lſtändigen Repertoriums und billigte daher den Einfall in
gung auf dieſe Zweige. Doch das Ganze war nicht mein
an, noch weniger mein Erbieten zur Ausführung. Zu ſol-
n Unternehmungen ſind übrigens jetzt nicht paſſende Zeiten.
r Buchhändler mag daher machen, was er will.

In Hinſicht der Recenſion von Ruperti will ich näch-
ns dieſe darlegen, da die Materialien ſchon da liegen. Ru-
rti hat Döringen faſt ganz abgeſchrieben, und ich hätte
f dieſen alſo ohnehin Rückſicht nehmen müſſen, daher konn-
wohl beide Anzeigen verbunden werden. Dörings Livius
ze ich aber nicht eigen, wollen Sie mir ihn, wenn er ein-
gangen iſt, zuſenden, ſo ſollen Sie eine um des Werks wil-
ausführlichere und ernſte Kritik erhalten.

Daß Sie mich für die Anzeige Ihres Cicero beſtimmt
ben, iſt mir angenehm. Das Studium des Cicero, mit wel-
m ich jetzt vertrauter geworden zu ſein glaube, wird mir es
lleicht möglich machen, Ihr Verdienſt um Cicero gerecht den
ern bekannt zu machen und in einer ſolchen Würdigung das
ahre in dem Guten nachzuweiſen.

Unſere Meſſe bringt uns wenig literariſche Ausbeute,
zeigt der Katalog. Um deſto mehr ſoll der Oſterkatalog
ngen; denn gedruckt wird fortwährend. Sollte die Ueber-
ung der römiſchen Elegiker von Koreff zu recenſiren ſein,

ſo wünſchte ich dieſe erhalten zu können, um auf Tibullus und ſeine Ueberſetzung ein allgemeines Wort anwenden zu können.

Habe ich Ihnen wohl ſchon den Gedanken mitgetheilt, daß mich, neben Catullus, die lateiniſchen Grammatiker beſchäftigen und ich eine Ausgabe, die ſo Noth thut, beſorgen will? Was ſagt Ihr Urtheil dazu? Ich bitte Alle, mir Beiträge zu dieſem ſchweren Unternehmen zu liefern. Sollten Sie nicht auch ſo Manches für dieſe Schriftſteller gearbeitet haben? Noch fehlt es mir an Handſchriften. Allein wo dieſe hernehmen? In der Nähe weiß ich keine zu ſuchen.

Wahrſcheinlich wird mir die Freude werden, Sie während dieſer Meſſe in Leipzig zu begrüßen. Dann wiederhole ich die herzliche Verſicherung meiner Hochachtung Ihr ꝛc.

Weimar, 7. December 1810.

Ich kann, hochzuehrender Herr Hofrath, die alte Schuld, die Recenſion über Ruperti's Livius nicht abgehen laſſen, ohne nicht eine Begrüßung an Sie beizuſchließen, da ich bisher unterließ, Ihnen, der an meiner Lage und an meinem Schickſale ſo warmen Antheil nahm, von der Veränderung, die mich ans Weimariſche Gymnaſium führte, Nachricht zu ertheilen. Auch in dieſer werden Sie mir wohl die fortdauernde Gewogenheit ſchenken. Mit dem, was ich in voriger Zeit an Gunſt und Freundſchaft gewonnen hatte, das was mir Weimar jetzt darbietet, verbindend, kann ich geſtehen, daß ich glücklich lebe und die Vertauſchung des hungrigen Leipzigs nicht bereue. Man wird in Leipzig bald andere Maßregeln ergreifen, wenn das Ausdauern nicht zur Ungeduld treiben ſoll. Noch gut iſt's, daß es einzig an Geld gebricht, nicht an gutem Willen, wie in unſrer Nähe. So läßt man den braven Walch von Jena fortgehen, ob er gleich nur den Profeſſortitel begehrte und auf jeden Gehalt Verzicht that. Todtenluft weht zu uns herüber und man ſpricht von lebendigen Leichen.

Wohl beſchäftigen Sie noch, wie unſern Wieland, Ciceros Briefe. Iſt der dritte Band erſchienen, ſo möchte ich ihn doch auch anzeigen. Daß die jetzt überſendete Recenſion ſo ſpät kommt, davon iſt meine ſtörende Lage Schuld. Vielleicht können Sie ſie noch dieſem Jahre einverleiben, da überhaupt die philologiſchen Recenſenten ein wenig faul zu ſein ſcheinen. Aber ſo ergehe es auch der Leipziger Zeitung, wo es höchſtens zu einer Anzeige kommt. Gelegentlich ſagen Sie mir vielleicht, ob die Recenſionen zu

Ovidii Heroid. Edit. Lennep.
Empedoclis fragm. Edit. Peyron.

beſetzt ſind?

Den Zweck dieſer Zeilen, mich Ihnen in Erinnerung zu bringen, und Ihnen wiederholend meine Verehrung zuzuſichern, habe ich auch mit wenigen Zeilen, die mir heute meine Zeit vergönnten, erreicht. Mich Ihrem Andenken empfehlend bin ich Ihr ꝛc.

Weimar, 23. Juni 1811.

Auf Ihren Brief, innig verehrter Herr Hofrath, muß ich, auch ohne etwas beilegen zu können, ſchon heute antworten; denn wie ich immer überzeugt war, daß Ihr Wohlwollen gegen mich ächt und wahr ſei, ſo bewährt es ſich aufs neue in dieſer Zuſchrift. Ich ſchloß immer von der Fortdauer meiner Verehrung auf die Ihres Wohlwollens, und war daher über beide gewiß. Meine Lage iſt eine andere, ohne meine Betreibung, geworden, und ſo bin ich von dem akademiſchen zum ſcholaſtiſchen Docent herabgeſtiegen, doch mit nicht vermindertem Intereſſe. Im Allgemeinen kann ich ſagen, daß es ſo gut ſei; beſſer könnte es freilich werden. Nicht in Hinſicht auf unſre gar zu ärmlich beſoldeten Stellen ſage ich dies, ſondern in Hinſicht auf das Wirken im Berufe. Unſer Gymnaſium könnte ſehr viel leiſten, wenn Kräfte vereint wirkten, allein ſo iſt unter den Mitarbeitern kein Eifer, einen Zoll breit über die vorgeſchriebene Pflicht hinauszugehen, und da wird man mit warmem gutem Eifer, wenn nicht unterdrückt, doch matt. Ich wollte dies durch perſönliche Aufopferung in Privatſtunden, die freilich unentgeltlich auch das Leben nicht friſten, nachholen, aber ich habe dafür gebüßt und eine anhaltende Krankheit ließ mich Einhalt thun. Das Leben in Weimar iſt übrigens, wie Sie wiſſen, freundlich; wäre es dies nicht, ſo würde ich nicht nur wünſchen, ſondern ſuchen weiter zu kommen. Iſt eine meine jetzige Ruhe ſtörende Ausſicht anders wohin mir gegeben, ſo will ich ſie wenigſtens dazu benutzen, meine Lage etwas zu beſſern. Unſer Land iſt arm, und kann nicht viel verwenden; allein von Weimar ſollte wenigſtens entfernt ſein, daß man es nicht beſſer werden läßt und ein Streben, das gut iſt, ſei es auch nur nach Kräften gering, nicht anerkennt. Doch wo in dieſer Welt wäre nicht zu klagen und zu wünſchen. Sie nennen Sie richtig die Werktagswelt. Wann werden die Feſttage kommen?

Für Ihr gütiges, ſchönes Geſchenk Ihres Cicero meinen herzlichen Dank. Ich wünſchte etwas dagegen ſtellen zu können. Wenn auch nicht am Werthe gleich, ſoll mein Gronov bald in Ihren Händen ſein. Dann geht es an die Ausgabe des Statius und habe ich dieſe vom Halſe (denn aus freiem Willen würde ich ihn nicht gewählt haben), denn an meinen Catullus. Sie haben eine Anzeige meiner Obſervationen vor; das macht mich fürchten. Nur keine Kritik, ich bitte; denn zur Hälfte iſt darin zu kritiſiren. Einige allgemeine Sprachbemerkungen fallen aus, wie ich nach längerem Studium gefunden; über die Stellen des Catullus würde ich jetzt anders ſchreiben. Kurz ſollte ich ſelbſt eine Recenſion ſchreiben, ich würde mich hart mitnehmen. Anzeigen können Sie dabei, daß der Catullus mit Santens vollem Apparat erſcheint, von deſſen Gewinn ich damals nichts ahndete. Er iſt ſehr groß und umfaßt alle bis jetzt bekannte Handſchriften, etwa 6 ausgenommen. Die unbelohnte Arbeit dabei iſt unbeſchreiblich. Ich conferire nun ſchon ſeit faſt einem Jahre.

Ueber die Anlage eines thesaurus criticus von ungedruckten Sachen berühmter alter Kritiker und Handſchriftvergleichungen ſchreibe ich Ihnen nächſtens.

Die Anzeige Ihres Cicero will ich alsbald vornehmen. Wenn ich es nur das vorige Mal nach Ihrem Wunſche gethan! Es verſteht ſich, daß ich mir ausmache, Sie möchten dabei ändern, was Sie für nöthig finden. Ich will die Anzeige nicht allzulang machen. — Ueber meine Recenſion über Ruperti ſage ich nur zur Rechtfertigung, daß ich, wäre er Schulmann, dieſelbe Rückſicht, die Sie wünſchen, genommen hätte, da er aber ſeit Jahr und Tag Pfarrer geworden und nun wohl auch ſein Schreiben (Schmieren) aufgehört hat, und der Grund dazu um ſo deutlicher geworden iſt, ſo glaubte ich gerade und deutſch zu reden, weil ſolche Menſchen die Verderber unſerer Literatur ſind, und durch ihre Bücher die guten weder zu Verlegern, noch überhaupt aufkommen laſſen. Gegen Ruperti ſelbſt habe ich nichts einzuwenden. Aendern Sie aber, was Ihnen gut dünkt.

Spaldings Tod iſt wohl Allen traurig geweſen. — Hierbei fällt mir ein früher ſchon geſagter Wunſch in Bezug auf Quintilian ein. Iſt es Ihnen möglich, ſo bitte ich Sie, mir die unter Ihrem Vorſitze vertheidigte Disputation des Hrn. Happel zu

Quintilian zukommen zu laſſen. Ich bin äußerſt begierig. Vielleicht iſt noch ein Exemplar für Geld oder Bitte aufzutreiben.

Bei uns und in unſrer Nähe (in Jena) iſt das philologiſche Leben faſt ganz todt; an unſerm Gymnaſium iſt kein einziger Philolog. Eichſtädt hat in dieſem Halbjahr nicht ein Collegium zu Stande gebracht, und ſo geht es durchaus. Traurig genug. Des Modernen iſt zu viel, des Antiken zu wenig.

Mögen Sie doch ganz ſo wohl als ich es wünſche, leben, denn wahre Verehrung unterhält dieſe Wünſche, dies können Sie glauben. Nimmer werde ich Sie zu ſchätzen und zu lieben aufhören.“ Ihr ꝛc.

Weimar, 13. Oktober 1814.

Welche Freude, verehrter Herr Hofrath, Ihr Brief mir gemacht, kann ich kaum beſchreiben. Wenn unſere Verehrung mit ſolcher Zuneigung erwiedert wird, dann fühlt ſie ſich bekräftigt, und wie wahr und innig ſie auch ſei, ſo gewinnt ſie doch immer mehr, da wir ſie nun ſelbſt lieb gewinnen. Daß ich nicht mit Worten ſpiele, wiſſen Sie, daß ich mit Freude Ihren Namen meinen Schülern nenne, verräth mir ſelbſt, wie ich dabei herzlich Hochachtung fühle.

Ich danke Ihnen für Alles, was Sie mir geſchrieben, und wodurch Sie mich zum Zeugen der auch von Ihnen traurig verlebten Jahre machen. Möge der Himmel die guten in einer langen Reihe nachfolgen laſſen. Ihr Antheil an mir und meinem Schickſal iſt ſo warm, daß auch ich Ihnen nun erzählen will, wie es mir ergangen. Seit mich der Himmel nach Weimar führte, bin ich durch manche Leiden hindurch gegangen, doch denke ich dabei vorwärts gekommen zu ſein, und hatte ich auch unter vielen Sorgen trübe Tage, ſo ſcheint es nun lichter zu werden. Meine Lage war keine köſtliche. Sauere Arbeit und ſpärlicher Lohn, der gute Wille, das Gymnaſium in die Höhe zu bringen, verlangte alle Anſtrengung, und bald ſah ich, daß das Ganze auf meinen ſchwachen Schultern lag. Statt meinen Studien einigermaßen zu leben, mußte ich durch Privatunterricht mir Brod erwerben. Ich heurathete, wenn auch Schäfer mir einmal die ſorgenvollſten Tage verhieß. Und ich war glücklich und ward glücklicher. Meine Frau iſt die Tochter des Hofrath Conta, der in Erfurt lebt, und ſie wurde in dem Hauſe der Hofräthin Ludecus hier erzogen. Dieſer ſehr gebildeten Frau verdankt ſie viel an Herz und Geiſt, ſo daß ſie mich wirklich glücklich machen konnte. Schon kann ich von Familie ſprechen; denn ein lieber einjähriger Knabe macht mir ſchon manche Luſt. Erlitten habe ich viel Noth; ſelbſt durch das Höllenfeuer des Nervenfiebers gegangen, verlor ich durch dieſelbe Krankheit meine Mutter. Oft auch wußte ich nicht, was in der nächſten Woche mich nähren ſollte. Dies Alles iſt hinweg und bleibt die Erinnerung auch traurig, ſo gewährt ſie auch neuen Muth und Hoffnung. Ich fand großen Lohn in der ausgezeichneten Achtung, mit der man mir die wichtigſten Arbeiten am Gymnaſium übertragen hat. Von ſeinen Schülern kann kein Lehrer mehr geliebt werden als ich. Meine Vorträge ſind mir nun eigene Studien geworden. Ich erklärte dieſen Sommer einige Staatsreden des Demoſthenes, den Tibullus, trug Pſychologie vor und leitete die griech. und latein. Stylübungen. Dieſen Winter erkläre ich Sophokles und Livius.

Oſtern dieſes Jahres erhielt ich einen Antrag nach Oldenburg, und ich ſuchte um Zulage an. Man gab mir ſo viel, als ich gebeten hatte, und ich kann nun ſorgenfreier leben. Unſere Obern laſſen uns das Gute befördern, wie wir wollen, und üben wenig Befehl aus, ſo daß auch dadurch die Lage nicht beſchränkt wird. Möchte auch Manches beſſer ſein, ſo erfreut uns doch ſchon vieles Gute.

Und ſo will ich, ſo lange noch die Kräfte ausreichen, eine Weile fortarbeiten, bis mir der einzige Wunſch noch erfüllt werde, zur Akademie einmal wieder zurückzukehren. Bisher war freilich die Anſtellung an einem Gymnaſium ſicherer als auf den wankenden Akademien; doch auch dieſe werden feſten, neuen Boden gewinnen.

Dieſen Winter will ich zur Herausgabe des Statius verwenden, um dann mich an die Griechen wenden zu können. Der Periodenbau der Griechen und Römer hat mich lange beſchäftigt, und ich glaube auf ſichere Reſultate gekommen zu ſein.

Einer meiner Schüler hat, wenn er auch nicht der beſte iſt, ein ſpecimen unſeres Treibens und Wirkens letzthin drucken laſſen; ich lege es bei. Schülerarbeit bedarf immer Schonung.

Nun aber folge endlich mein herzlicher Dank für Ihr ſchönes Geſchenk des Cicero, von dem ich jetzt zu allen meinen Freunden ſpreche. Ich habe als erſten Ankauf ſogleich 10 Exemplare für meine Schüler verſchreiben können: ſo ſehe ich die Ausgabe Bedürfniß! Der Gedanke, den ich lange ſchon mit mir herumtrug und realiſirt haben würde, wenn nicht Colliſion mit Görenz im Wege ſtand, iſt von Ihnen ganz vortrefflich ausgeführt worden. Ich habe eine Anzeige gefertigt, und überſende Sie, doch mit der Bedingung, daß Sie ändern, was Ihnen mißfällt, hinzuſetzen, was überſehen iſt. Ich würde mein Urtheil nicht anders in jeder andern Zeitung niedergelegt haben. Beſſern Sie aber ja, da ich die Anzeige ſehr von Arbeiten bedrängt in Eile niederſchrieb. Bei dem nächſten Bande kann ich weitläuftiger ſprechen.

Da mir heute durch das Schulexamen die Zeit geraubt worden iſt, und ich doch die Abſendung der Recenſion nicht aufſchieben will, ſo muß ich, ſchriebe ich auch gern noch mehr, ſchließen und mir die Erlaubniß erbitten, bald fortfahren zu dürfen.

Ich wünſche, daß Ihr Wohl meinem Wunſche entſpreche; dann leben Sie ganz glücklich. Nehmen Sie die Verſicherung meiner Verehrung gütig an und bleiben Sie gewogen Ihrem ꝛc.

Weimar, 13. Jan. 1816.

Undankbar können Sie, verehrteſter Herr Hofrath, mich nicht glauben; dafür ſteht mir Ihre ſichere, edle Geſinnung, die mich nie verkennen wird. Und dennoch ſprach der Schein gegen mich. Sie haben mich mit einem ſo ſchönen, koſtbaren Geſchenk beehrt, und meine kleine Bibliothek bereichert und ich habe Ihnen nicht einmal einen Dank geſagt. Doch: nicht ſagen gekonnt. Meine Leiden kehrten wieder, und nur ſeit einigen Tagen erfreue ich mich der Hoffnung meiner wiederkehrenden Geſundheit. Es iſt eine complicirte Krankheit der Nerven und des Blutſyſtems, die mich, kommen die Krampfanfälle, aller Arbeit und namentlich dem Schreiben entziehen. Vielleicht kehrt mir Kraft und Muth wieder. Sie aber nehmen nun auch ſpäter meinen herzlichen Dank gütig an. Sie können glauben, ich achte die Gabe, aber verehre mehr noch den Geber.

Nun mich der Buchbinder nicht mehr ſäumen läßt, will ich eine Anzeige für die Jenaer L. Z. ſchreiben, — wenn Hr. Eichſtädt ſo geneigt iſt, ſie anzunehmen oder abdrucken zu laſſen.

Unſerm Gymnaſium ſteht eine gänzliche Reform bevor. Ich wollte einen Bericht hierüber abfaſſen, als eben die Sache eine ganz andere Wendung zu nehmen ſcheint — indem man den Gedanken nun zu realiſiren ſucht, Lenz von hier weg zu verſetzen. Geſchieht dies, ſo erhält das Ganze ein andres Anſehen und andern Geiſt, und wir bedürfen noch eines philologiſchen Profeſſors. Ob man einige Rückſicht auf mich nehmen wird, weiß ich nicht, doch iſt mir jetzt ſchon die Leitung der neuen Einrichtung als Theilnehmer an der Schulcommiſſion übertragen.

Der Großherzog hat jetzt einen ſchönen Eifer gezeigt, und will auch Jena wieder emporbringen. Um die philoſophiſche Profeſſur hat Fries nachgeſucht, und er wird ſie wohl erhalten.

Giebt mir der Herzog einen freieren Wirkungskreis, ſo möchte ich Weimar nicht gern verlaſſen, da hier es nicht an literariſchen Hilfsmitteln und auch nicht an Umgang gebricht. In meiner häuslichen Stille lebe ich glücklich; mein Haus wird belebt durch vier Zöglinge aus dem Auslande. Auch wird man die durchaus angefangene Gehalterhöhung (die zum Theil bedeutend iſt, da jeder Miniſter 3000 Rthl., die Regierungsräthe 1000 Rthl., die des zweiten Rangs 800 Rthl. erhalten) auch auf uns ausgedehnt ſein laſſen.

An dem Miniſter v. Gersdorf (der Chef des Schulweſens iſt) haben wir einen geiſtreichen, vortrefflichen Mann erhalten. Er iſt mein Freund und wohnt ſelbſt in einem Hauſe mit mir, ſo daß ich wohl Gelegenheit habe, Manches fürs allgemeine Beſte zu wirken.

An Zeit gebricht es mir, da ich immer nicht wohl bin; doch wird Gott auch beſſere Tage geben. Mit den Reſten für die A. L. Z. komme ich nächſtens wieder.

Unſer Göthe iſt jugendlich friſch, genießt ſeine poetiſche Muße und treibt jetzt — arabiſch und perſiſch. Seine Rheinreiſe wird jetzt gedruckt erſcheinen. — Böttiger ging vor einigen Wochen hier durch, ward aber ſehr verändert gefunden.

Ich bitte um die Fortdauer Ihres Wohlwollens, und bleibe auf ewig Ihr ꝛc.

Jena, 23. Aug. 1817.

Ich habe Hrn. Göſchen den Auftrag gegeben, Ihnen, verehrter Herr Hofrath, meinen Statius zu übergeben. Iſt es auch kein Gegengeſchenk würdiger Art, ſo mag Ihre Nachſicht und Freundſchaft auf die Geſinnung ſehen.

Erzählen laſſe ich mir von einigen meiner Zuhörer, daß Sie wohl ſeien und thätig, wie zuvor. Ein Lohn für Ihre großen Verdienſte. Wie freut es mich, an dem Orte als Lehrer zu ſtehen, wo Sie gewirkt haben. Möchte ich das Werk, das ſeit Ihrem Weggange geruht hat, würdig fortſetzen können. Vielleicht giebt Gott Geſundheit und Kraft. Jetzt geht es zwar beſſer als vorher, doch noch nicht heiter und leicht. Mein Leiden iſt eine tief gewurzelte Nervenhypochondrie, die ſich ſchwer heben läßt.

Sind Sie mit Ihrem Cicero zu Ende? Ich hatte bei Eichſtädt wegen der Anzeige nachgefragt; er aber antwortete: ein andrer Recenſent habe ſie bis zum 8 Vol. P. I übernommen. Nun wird aber, wie es ſcheint, dieſer keine Anzeige liefern, und man müßte von der letzten Hälfte der Reden (die wohl erſchienen iſt, ob ich ſie gleich noch nicht geſehen) eine Anzeige machen. In den mir durch Ihre Güte zugekommenen Bänden habe ich unendlich oft Gelegenheit gehabt, Ihre glückliche Divinationsgabe zu bewundern.

Mit Freund Eichſtädt ſtehe ich ſo, wie's möglich iſt. Er bleibt der Alte, und wird nur anders in der täglich ſich mehrenden Summe ſeines Geldes. Ein neu eingerichtetes philologiſches Seminarium giebt mir neuen Stoff der Thätigkeit, da Eichſtädt nichts zu übernehmen beſchloſſen hat.

Ich erſuche Sie, beiliegendes Inſerat an die Expedition der A. L. Z. gefälligſt abgeben zu laſſen. Von dem Verfaſſer ſende ich Ihnen Considerations sur la doctrine de l'eglise orthodoxe par Al. de Stourdza. Um das Porto zu erſparen will ich es bei Köler in Leipzig abgeben laſſen. Sie werden für eine den Verf. aufmunternde Recenſion ſorgen.

Erhalten Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen und ſein und bleiben Sie meines ergebenen, verehrungsvollen Sinnes gewiß Ihr ꝛc.

Heeren.

Göttingen, 20. Mai 1792

Hier mein theuerſter Freund ſchicke ich Ihnen den erſten Theil von meinem Stobäus. Sie haben den ungewaſchenen Buben in ſeinem vorigen Zuſtande gekannt, und werden es, nach der erſten Lauge, die über ihn gegoſſen iſt, nicht befremdend finden, daß noch mancher Flecken übrig geblieben iſt. Je mehr ich mir deſſen bewußt bin, um deſto mehr werden Sie mich verbinden, wenn Sie durch die Beſorgung einer baldigen Anzeige in der A. L. Z. etwas dazu beitragen wollen, daß er mit einigem Anſtande in die Welt eingeführt werde. Ich hätte es gern ſo eingerichtet, daß der erſte Band die ganzen Physica umfaßt hätte; allein er würde dadurch zu ſtark geworden, und die Herausgabe zu ſehr verſpätet ſein. Künftige Oſtern ſoll indeß hoffentlich der zweite Band folgen; wenigſtens wird der Druck noch dieſen Sommer angefangen. Sie wiſſen, daß es ſich bei einem ſolchen Schriftſteller nicht ſchnell fortarbeiten läßt, da faſt jede Zeile einer Verbeſſerung bedarf; abgerechnet, daß durch die genauere Correctur der Druck ſelbſt aufgehalten wird. Ich werde gern zufrieden ſein, wenn mein Schriftſteller jetzt nur lesbar geworden iſt; die feinere Critik ließ ſich unmöglich ſogleich mit der erſten Ueberarbeitung verbinden.

Die Anzeige in der A. L. Z. von **Wolfs** Ausgabe der Quaest. Tusc. hat meine Aufmerkſamkeit ſehr rege gemacht. Das Buch ſelbſt habe ich noch nicht geſehn; unſre Buchhändler übereilen ſich mit ihren Meßtransporten nicht. — Wenn nur über dieſe vorläufige Ausgabe die Hauptausgabe nicht zurückbleibt!

Von meiner Bibliothek der A. L. werde ich Ihnen nächſtens das ſo eben fertig gewordene 9te Stück ſenden; es thut mir Leid, daß ich noch kein Exemplar erhalten habe, um es ſogleich hier mit beizulegen. Auch davon werden Sie alsdann wohl gütigſt eine baldige Anzeige beſorgen.

Durch das beykommende Specimen über den Musaeus empfiehlt ſich Ihnen einer meiner hieſigen jungen Freunde, von dem ich viele Hoffnungen hege. Er iſt ein Zögling des Gothaiſchen Gymnaſiums.

Leben Sie wohl, theuerſter Freund, und ſchenken Sie ferner Ihre Freundſchaft Ihrem ꝛc.

Hermann.

Leipzig, 12. März 1796.

Bei der Ausarbeitung dieſes Buchs, welches ich Ew. Wohlgeboren zu überſchicken mir die Freiheit nehme, habe ich Sie allein vor Augen gehabt, und mein einziger Wunſch war, daß es Ihren Beifall erhalten möchte. Zu einer Zeit, wo die neuere Philoſophie bei den Philologen noch ſo wenig Eingang gefunden hat, habe ich wenig competente Richter zu hoffen, da auf dieſer der Grund faſt aller meiner Abweichungen von den alten Grammatikern, an denen viele noch ſo feſt hängen, beruht. Um ſo erfreulicher war mir der Gedanke, in Ew. Wohlgeboren einen Beurtheiler zu finden, von welchem Beifall ſowohl als Tadel mir in jeder Rückſicht Belehrung wäre. Dürfte ich es wagen, Sie ſelbſt, hochgeehrteſter Herr Hofrath, wenn es Ihre Geſchäfte erlaubten, um eine Recenſion dieſes Buchs zu erſuchen, ſo würde ich dieſe Gefälligkeit für die erwünſchteſte Fortſetzung der Gewogenheit, deren Sie mich während meines Aufenthalts in Jena würdigten, anſehen. Jedoch ſollte es nicht ſein, ſo bitte ich wenigſtens, daß der oben angeführte Grund meiner Bitte die Unbeſcheidenheit deſſelben entſchuldigen möge.

Sollten meine Bemühungen um die metra der Alten Beifall erhalten, ſo bin ich geſonnen, künftig einmal die Griechiſche Proſodie, jetzt aber den Plautus vorzunehmen, wozu mich auch der Herr Profeſſor Wolf aufgemuntert hat. Doch iſt es eine traurige Sache Conjecturen zu machen, wenn man weiß, daß es Handſchriften giebt, wodurch man tauſendfacher Irrthümer überführt werden kann. Sollten Ew. Wohlgeboren die Geneigtheit haben, mir einen Rath ertheilen zu wollen, wie ich die Varianten der Handſchriften des Plautus, welche in England exiſtiren, erlangen könnte, ſo würden Sie dadurch unendlich verbinden den, der mit der innigſten Verehrung verharret Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Leipzig, 31. Januar 1799.

„Verehrungswürdigſter Herr Hofrath! Neben den Wolken des Ariſtophanes wagen es zugleich die ernſten Eumeniden vor Ihnen zu erſcheinen. Sie werden über meine raſche Kühnheit erſtaunen: aber ſeitdem Sie in dieſen unwegſamen Gegenden die Bahn gebrochen haben, iſt das Studium des Aeſchylus meine liebſte Beſchäftigung geworden. Dieſer gewaltige Menſch hat mich ganz gefeſſelt und entflammt. Seine Geſänge klingen mir, wie ein Schlachtruf aus dem Marathoniſchen Felde, und in der Begeiſterung glaube ich manchmal den tiefen Sinn ſeiner dunkeln Worte zu enträthſeln. Daher geht es mir, als wär' ich ſelbſt ein Dichter: was ich gefunden habe, kann ich nicht bei mir behalten. Könnte es die Prüfung ſtrenger Richter, könnte es die Ihrige, die mir unter allen die wünſchenswertheſte ſein muß, aushalten, ſo würde ich mich unglaublich freuen; wo nicht, ſo wird mir die Wahrheitsliebe, die ich, wenn ſie mir nicht angeboren wäre, von meinem unvergeßlichen Lehrer Reiz gelernt haben müßte, das Eingeſtändniß meiner Irrthümer leicht machen. Denn einen Fehler eingeſtehen, heißt, die Stelle ſehen, von welcher aus man vorwärts gehen müſſe; ihn vertheidigen heißt zurück gehen. Wenn Sie die Gütigkeit haben, mich durch Ihr belehrendes Urtheil zu erfreuen, ſo wird dadurch die Verbindlichkeit und die Verehrung unglaublich vermehrt werden, mit der ich nie aufhöre zu ſein Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Leipzig, 3. Juli 1800.

Ich eile, verehrteſter Herr Hofrath, Ihnen meinen doppelten Dank abzuſtatten, theils für das gütige Geſchenk Ihres neuen Aeſchylus, theils für die ſo oft darin gethane ehrenvolle Erwähnung meiner Conjecturen. Außerordentlich habe ich mich gefreut, in dieſer Ausgabe gerade das, was ich bei der erſten oft vermißte, zu finden, eine Ueberſetzung von Ihnen. Denn bei einem Schriftſteller, wie Aeſchylus, kann, hauptſächlich in den Chorgeſängen, nichts mehr dem Leſer zur Auffindung des wahren Sinnes behülflich ſein, als die Ordnung und den Zuſammenhang der Gedanken dargeſtellt zu ſehen. Erlauben Sie mir nur noch den einzigen Wunſch, daß im Prometheus 420 meine Conjectur *Γάβιοι* Ihnen möchte mißfallen haben. Ich habe ſelbſt dieſe Conjectur, ſo wie in den Eumeniden *μεγαλίστῳ* und *κακὴ κεντηγέτις* ſchon längſt zurück genommen, die jetzt auch Huſchke widerlegt hat. Denn *Γάβιοι* bezieht ſich auf den *Προμ. Λυόμενος*, und kommt in den Fragmenten daraus noch obendrein mit der erſten Sylbe kurz vor: ſo daß wohl hier ein andres Wort zu ſuchen ſein mag.

Mit der vollkommenſten Verehrung bin ich Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Leipzig, 14. Oktober 1801.

Sie wiſſen, theuerſter Herr Hofrath, daß ich mir es ſehr gern habe wollen gefallen laſſen, daß in meiner Recenſion der Homeriſchen Hymnen einige harte Stellen gemildert würden.

etzt höre ich von dem Hofrath Eichſtädt, daß „die Exped. r A. L. Z. überhaupt einen Ton, wie der in jener Recenſion, durchaus nicht dulden könne.“ Niemand wird es mir verdenken, wenn auch ich manches nicht dulden kann: und ſo ſuche ich Sie, mir die beſagte Recenſion zurückzuſchicken, und e Beurtheilung der Homeriſchen Hymnen einen andern Recenſenten zu übertragen.

Mit der aufrichtigſten Hochachtung verharre ich Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Leipzig, 17. December 1806.

Verehrteſter Herr! Lukrez hat Unrecht mit ſeinem suave mari magno, denn der Grund, quibus ipse malis careas fällt weg, weil er jetzt nur ſo viel ſagen will, als quae sibi ipsi mala imminent. Glauben Sie mir, das Unglück, das Sie etroffen hat, iſt mir ſehr nahe gegangen. Hier und da iſt in ἀνόσιον κάρα verſchont werden. Warum gerade das? Es iſt eine arge Zeit, wo auch vom Zufall nicht mehr Gerechtigkeit zu hoffen iſt. Indeſſen θαυμάζω σὲ τῆς παῤῥησίας. Was mich betrifft, ſo bin ich des feſten Glaubens an das celsae graviore casu. So, wie es jetzt iſt, kann es nicht bleiben. Auch für Halle hoffe ich noch. Doch ταῦτα μεταφρασόμεσθα καὶ αὖτις.

Jetzt haben Sie den verbindlichſten Dank für das ſchöne und höchſt angenehme Geſchenk, das Sie mir gemacht haben. Die Glasgower Ausgabe des Aeſchylus taxire ich ihrem innern Gehalte nach **20 Groſchen**: denn mehrere Emendationen ſind ſo, daß ein Porſon wohl nicht ſeinen Namen dazu hergeben möchte. Indeſſen liegt mir doch, blos um ganz genau zu wiſſen, was der editor Glasguensis für Einfälle gehabt und nicht gehabt hat, (denn die Stellen, wo er ſich nicht zu helfen weiß, da es oft mit einem Buchſtaben ging, ſind die beſten Zeichen, ob ein Löwe ſeine Klauen angelegt hat) ſodann auch, weil ich ſonſt ziemlich Alles zum Aeſchylus beiſammen habe, viel an der Ausgabe, und ſo ſchicke ich Ihnen recht gern die **20 Rthl.** dafür.

Sie fragen, wie ich Eumen. v. 349 verſtehe. Eigentlich weiß ich es ſelbſt nicht, da ich nichts beigeſchrieben finde. Aber wenn ich nicht irre, habe ich νέον αἷμα, welches wohl die wahre Lesart iſt, für „junge Nachkommenſchaft“ genommen: „wie mächtig auch das junge Geſchlecht des Verbrechers ſei, mir verderben es.“ Indeſſen haben Sie recht, daß ὁμοίως verdorben iſt. Ich hätte das ſelbſt ſehen können, wenn ich damals bemerkt gehabt hätte, daß nicht überall ein Diphthong in der Mitte kurz werden kann. Es muß noch manches in den Eumeniden anders werden, als es in meiner Ausgabe iſt. Aber das Stück iſt beinahe eines von den ſchlimmſten, weil es weniger handgreifliche, aber deſto ſchwerer zu hebende Fehler hat. Die aller häßlichſte Stelle iſt das λήνει μεγίστῳ. V. 44, wo meine Veränderung gar nichts taugt.

Mit der innigſten Verehrung und dem wärmſten Wunſche daß Sie bald wieder der Ruhe und einer beſſern Lage ſich zu erfreuen Urſache haben mögen, bin ich Ihr ꝛc.

Leipzig, 10. Auguſt 1807.

Verehrteſter Freund! Sie erhalten hier mit vielem Danke die schedas Spanh. zurück. Von Ihrem gütigen Anerbieten, ſie mir einmal wieder zukommen zu laſſen, werde ich in einiger Zeit Gebrauch machen, da ich noch nicht Alles, was ich brauche, habe excerpiren können. Wer kann in dieſer Hitze etwas machen, zumal wenn man, wie ich jetzt, auf dem Lande wohnt, und früh 2 Stunden Wegs reiten muß, um in ſein Muſeum zu kommen, und Abends wieder dieſen Weg zurück.

Napoleon iſt eigentlich blos von dem Aſſeſſor Erhard ſo erhöht worden*). Dieſer hat die Frechheit gehabt, ohne irgend einem Menſchen vorher etwas zu ſagen, in Dresden bei Bourgoing anzufragen, ob das Sr. Maj. recht ſein würde; hat für ſich allein die Sache eingeleitet, ſodann hier den guten alten Hindenburg gewonnen, mit deſſen Auctorität den Prof. Rüdiger, der ſich nachdrücklich gegen dieſe Abgeſchmacktheit erklärt hat, forcirt, und der Rector hat eigenmächtig alles dieß ſanctionirt. Votirt hat kein Menſch. Erhard hat von Allen, und am meiſten von mir, greuliche Dinge hören müſſen. Das Aergſte iſt, daß eben dieſer Erhard, der vor Kurzem noch ſeinen geſchmeidigen Rücken vor dem Ruſſiſchen Kaiſer krümmte, damals den Napoleon auf das Entſetzlichſte herunter machte, ja ſelbſt noch auf der Reiſe, die er, ſchon Gallis gaudens nach Berlin zu ihm machte, ein Luder nannte. Merkwürdig wird es in unſern Annalen bleiben, daß dieß Rectore Caesare geſchehen iſt. Freilich war der alte Cäſar ein Sansculotte, und konnte die Hoſen nicht voll haben wie unſrer. Leben Sie wohl: auch ich bleibe mit reiner Hochachtung, wir mögen Perſiſch oder, wie wir es hier ſind, Schlaraffiſch ſein, Ihr ꝛc.

---

*) Bezieht ſich auf das, Napoleon zu Ehren mit ſeinem Namen benannte Sternbild, womit ihm damals die Leipziger Univerſität unter dem Rectorat des Profeſſor Cäſar huldigte. A. d. H.

Leipzig, 3. April 1831.

Πῶς ἂν ἔπειτ' Ὀδυσῆος ἐγὼ θείοιο λαθοίμην! Dr. Förtſch war bei mir; Ich erkundigte mich was Sie machten, gab ihm an die Freunde in Halle Programme mit; unter meinen confuſen Sachen war eins liegen geblieben; das ſchickte ich ihm nach; und noch eins, das ich nun Ihnen ſelbſt ſchicke, verehrteſter Herr Hofrath, Ihnen, der Sie mir *πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων* ſind. Entſchuldigen Sie mit meiner Confuſion die Verſpätigung, und bleiben Sie gewogen Ihrem ꝛc.

Heubach.

Weilburg, 15. April 1792.

Ew. Wohlgeboren verzeihen mir die genommene Freiheit, Ihnen hierbei meine Abhandlung über die Polizei des alten Roms gehorſamſt zu überſchicken, da ich ſehe, daß ein Halliſcher Freund, dem ich dies aufgetragen, nicht Wort gehalten.

So glücklich ich auch, das Biſchen Ehre abgerechnet, in ökonomiſcher Rückſicht bei meiner Arbeit war, da ich außer der Medaille noch hundert Rthlr. für die Dedikation, welche aber blos vor den auf meine Koſten abgedruckten Exemplaren erſchien, erhielt; („Gott ehre mir Ihren Fürſten," ſchrieb mir Herr Hofr. Heyne, als er dies hörte, „100 Rthl. für eine Dedication! ſo viel giebt mein König nicht") ſo viel Urſache zur Unzufriedenheit finde ich doch, ſo oft ich die Schrift wiederleſe. Denn erſtlich ſieht man's ihr nur gar zu wohl an, daß ſie, beſonders die drei letzten Theile, opera valde tumultuaria entſtanden. Ich hatte nämlich ſeit Neujahr 1791 die Arbeit ſchon 6 Wochen ganz liegen gelaſſen, als ich auf einmal durch Herrn Hofraths Heyne Empfehlung einen Ruf zur Kollaboratur am hieſigen Gymnaſium erhielt. Nun griff ich die Sache noch einmal an, ordnete meine Papiere, ergänzte die Lücken, ſoviel mir, ohne meine Collegia zu verſäumen, noch möglich, und überlieferte gleich die erſte Kopie, einige Tage vor meiner Abreiſe dem Decan. Ganz unverhofft erhielt ich, nebſt einem ſehr gütigen Schreiben vom Herrn Hofrath, den Preis; bat mir aber nun ausdrücklich meine Arbeit zur eignen Reviſion aus. Darauf verſprach er mir, dies Geſchäft ſelbſt zu übernehmen, zumal da die Abhandlung für eine Preisſchrift zu groß wäre, und er ſuchen müſſe, hie und da etwas abzuſchneiden. Aber nun ward ſie ganz unverändert abgedruckt, und die Korrektur, die der Herr Hofrath einem Seminariſten aufgetragen, ſehr ſchlecht beſorgt; daher die Abhandlung durch eine Menge Druckfehler verunſtaltet iſt, wovon Sie mir ein Verzeichniß der vornehmſten beizulegen erlauben.' So natürlich daher der Wunſch war, meiner Arbeit eine beſſere Geſtalt zu geben, und ſo gern ich ihn bald möglichſt realiſiren möchte; ſo erlauben mir doch meine Berufsarbeiten, und die ſichere Hoffnung, bei der Lektüre der Klaſſiker immer noch zu meiner Abſicht brauchbare Stellen aufzufinden, beſonders aber der Abgang der Göttingiſchen Hülfsmittel nicht, vor einigen Jahren an die Erfüllung jenes Wunſches zu denken. Vor allen Dingen aber wünſchte ich von einem ſo competenten Foro, als die Allgemeine Litteraturzeitung iſt, ein Urtheil über dieſen erſten Verſuch, das mir, durch geneigte Belehrung und leitende Winke bei einer neuen Ueberarbeitung unſchätzbar ſein muß. Und das iſt's, warum ich Eure Wohlgeboren hiermit ganz gehorſamſt bitte, und durch deſſen gütige Gewährung Sie ſich auf immer verpflichten werden den, der mit wahrer Ehrfurcht Zeitlebens beharren wird ꝛc.

Huſchke.

Amſterdam 9. November 1790.

. Ich würde Ihren Brief früher beantwortet haben, wenn mich nicht eine von den kleinen Unpäßlichkeiten daran verhindert hätte, die gewöhnlich im Herbſt und Frühjahre in dieſem Waaterlande ihren Unfug treiben, und mich, ſeitdem ich auf Waſſer und Land zugleich lebe, noch niemals vorbeigegangen ſind. Gleichwie aber hier alles eine zweideutige Geſtalt annimmt, ſo auch dieſe Unpäßlichkeiten; man iſt weder krank noch geſund, aber doch immer unfähig, ſeine Geſchäfte mit der gehörigen Pünktlichkeit zu beſorgen. So viel und vielleicht ſchon zu viel zu meiner Entſchuldigung! Was nun den ehrenvollen Auftrag, kleine philologiſche Schriften für die A. L. Z. zu recenſiren, betrifft, ſo bin ich bereit, denſelben anzunehmen, und ich werde nie ermangeln, alles treu und ausführlich anzuzeigen, was mir in die Hände fällt. Nur eins habe ich vorläufig gegen die Forderung, monatlich einen Artikel zu liefern, einzuwenden: daß nämlich in Holland oder auch in allen 7 vereinigten Provinzen jährlich keine 12 philologiſchen Schriften erſcheinen. Die Erfahrung beſtätiget dieſe Behauptung, und ich kenne die holländiſchen Rektoren und Profeſſoren zu gut, als daß ich künftig in dieſem Stück eine Revolution erwarten ſollte. Das beſte, was ſeit meinem Hierſein erſchienen iſt, ſind zwei Vorleſungen über den Horaz von dem Amſterdamer Rektor van Ommeren, der Geſchmack und Gelehrſamkeit in hohem Grade vereiniget. Den Nachlaß von Lennep und Valkenär, welchen Scheid in Utrecht herausgegeben hat, habe ich nur flüchtig bei Wyttenbach geſehen, und Sie werden dieſes aus drei Bänden beſtehende Werk vermuthlich einem andern Recenſenten auftragen. Von der Biblioth. Critica kann ich nun endlich verſichern, daß ſie bis auf einen Bogen fertig iſt, nachdem über 1½ Jahr an dem ganzen Stück gedruckt worden. Wyttenbach iſt, wie die holländ. Gelehrten von Profeſſion ſammt und ſonders, ein höchſt träger und arbeitſcheuer Menſch, der ſchwerlich zu Stande bringen wird, was er ſich vorgenommen hat, nach Vollendung ſeines Plutarchs (mit dem noch kein Anfang gemacht iſt), den Theophraſt herauszugeben, nachdem er einen ſehr ſchätzbaren kritiſchen Apparat darüber von dem ſel. Kontern geerbt hat. Auch iſt dieſes nur eine geheime Cabinetsnachricht, die durchaus nicht weiter bekannt werden ſoll.

Endlich bitte ich mir noch von Ihnen, theuerſter Freund, gelegentlich eine Antwort über folgenden Punkt aus: Sie haben eine Suite von trefflichen Abhandlungen über die erſten Hauptſtücke der Kritik der reinen Vernunft geſchrieben, wovon ich 1) de spatio, 2) de tempore, 3) de discrimine inter philos. Kant. et Leibnitz. 4) de analytic. et synthet. enunciatis — beſitze, und bedaure, daß ich nicht auch die übrigen habe. Denn, wenn mich nicht alles trügt, ſo haben Sie noch eine Abhandlung über die Kategorien geſchrieben, und während meiner Abweſenheit vielleicht noch andere mehr. Dieſe bitte ich nun ergebenſt, mir bei Gelegenheit gütigſt mitzuſchicken, weil ich einen Entſchluß concipirt habe, den Sie entweder in der Geburt erſticken, oder zur Geburt befördern können, wie es Ihnen gut dünkt. Wie wäre es, wenn ich die genannten Abhandlungen auf ſchönes holländiſches Papier und ſo ſchön, als möglich, in Amſterdam nachdrucken ließe? Sie werden mir zugeben, daß eine ſolche Sammlung außerordentlich zur Verbreitung und weitern Bekanntmachung dieſer Philoſophie beitragen würde. Doch ich muß ſchließen. Sollten Sie auch den Vorſchlag nicht billigen, ſo bitte ich doch recht ſehr um alle Ihre Gelegenheitsſchriften, die ſeit einem Jahre gedruckt ſind und künftig herauskommen werden. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Amſterdam, 11. März 1791.

Verzeihen Sie mir, daß ich dieſes Pakt Briefe unter Ihrer Addreſſe abgehen laſſe. Ich wollte meinen Freunden, an die ſie gerichtet ſind, keine Koſten machen, und glaubte, bei der Expedition könne ſo etwas mitunterlaufen. Sollte ich mich geirrt haben, ſo ſehen Sie das Porto gefälligſt auf meine Rechnung. Für die Allg. Litt. Zeit. habe ich diesmal nichts in Bereitſchaft, weder litterariſche Neuigkeiten, noch litterariſche Produkte. Ich habe Ihnen neulich ſchon gemeldet, daß im Fache der philologiſchen Litteratur hier zu Lande Jahr aus Jahr ein, eine tenuis messis zu befürchten iſt, und daß folglich die Ausbeute nicht groß ſein kann, die Sie von mir, der ich nur die Stoppeln dieſes Feldes für die Allg. Litt. Zeit. ſammeln ſoll, erwarten können. Nächſtens will ich ein Paar akademiſche Schriftchen anzeigen. Dieſe haben gewöhnlich nur eine ephemeriſche Exiſtenz. Sie kommen nicht in die Buchläden, und verſchwinden oft, ohne bemerkt worden zu ſein. Das iſt auch die Urſache, warum ich Ihren Wunſch, eine Sammlung ſolcher Schriften von mehreren Jahren her zu erhalten, unmöglich erfüllen oder befriedigen kann. Was aber in Auktionen zu haben ſein wird, das ſoll Ihnen nicht entgehen. — Die v. Ommernſche Schrift habe ich vielleicht zu weitläuftig angezeigt. Ich bedaure jetzt auch, daß ich keine Rückſicht auf das genommen habe, was ihm Wieland vorgearbeitet hatte, beſonders im 11ten Theile ſeiner Briefe. Doch es ſollte ja blos eine Inhaltsanzeige ſein. Sollten Sie nach dem, was ich von dieſer Schrift geſagt habe, ein günſtiges Vorurtheil für dieſelbe gefaßt, und ſie würdig befunden haben, ins Teutſche überſetzt zu werden, ſo würden Sie mich ſehr verbinden, wenn Sie gelegentlich Herrn Maucke eine teutſche Ueberſetzung davon von mir antragen, und die Erſcheinung derſelben auf Michaelis in dem Intelligenzblatt mit ein Paar Worten und ohne meinen Namen gütigſt anzeigen wollten.

Wyttenbach, den ich lange nicht geſprochen habe, hat mich verſichern laſſen, daß das verſprochene Exemplar ſeiner Bibl. Crit. an Sie abgegangen ſei. Er hat neulich einen Ruf in ſein Vaterland nach Bern erhalten, aber ausgeſchlagen.

Die Medaillen, die Sie nun wahrſcheinlich werden erhalten haben, koſten mit Porto alle drei 17 Gulden. Wenn Sie die eine auf Cappellen nicht behalten wollen, ſo dürfen Sie dieſelbe nur geradewegs wieder zurückſchicken.

Ich habe auf meinen letzten Brief an Sie über den Abdruck Ihrer Kantiſchen Philoſophemen nun noch keine Antwort erhalten. Wenn Sie denſelben bekommen haben, ſo habe ich nichts weiter hinzuzuſetzen, als daß Herr Hengſt begierig auf die Erſcheinung Ihres corrigirten Exemplars wartet. Laſſen Sie doch dieſes Vorhaben ja nicht fahren. Ich habe hiervon Herrn Wyttenbach mit einem Vielleicht etwas merken laſſen, und Sie können ſich kaum vorſtellen, wie angenehm ihm dieſe Nachricht war. Er hält Sie in Teutſchland für den Einzigen, der über Kant's Philoſophie lateiniſch ſchreiben kann, und wer ſollte ihm nicht beiſtimmen!

Noch muß ich Ihnen ſchreiben, daß ich neulich haeres ab intestato von einer Suite vortrefflicher Abhandlungen über den Properz, die der ſel. Fonteyn hinterlaſſen hat, geworden bin. Der größte Theil davon iſt völlig ausgearbeitet. Das Uebrige muß in Ordnung gebracht werden. Sie ſind alle kritiſch, aber nicht in der gewöhnlichen holländiſchen Manier gearbeitet, wo man nur Stelle auf Stelle zuſammenhäuft, ohne zu räſoniren. Fonteyn's Methode hat viel Aehnlichkeit mit der des großen Hemſterhuis. Ich werde ſie ſobald als möglich abdrucken laſſen.

Amſterdam, 6. März 1796.

Ich werde wohl nicht nöthig haben, Ihnen die vielen Zerſtreuungen aufzuzählen, die mich ſeit mehr als einem Jahre verhindert haben, an Sie und die Expedition der Allg. Litt. Zeit. zu ſchreiben. In einem Lande, wo die Politik à l'ordre da jetzt iſt, wo man tagtäglich ſo viel zu leſen, zu bedauern, mitunter auch zu lachen hat, in einem ſolchen Lande iſt es in der That kein Wunder, wenn man von einer andern Seite etwas nachläſſiger wird, und Dinge vergißt, die einem ſonſt am meiſten am Herzen lagen. Da ich nun endlich von meinem Irrthum zurückgekommen, verſpreche ich Ihnen heilig, inskünftige alle Mühe anzuwenden, um meinen Fehler zu verbeſſern. Von unſerm Nationalconvent, der den 1. März ſeine erſte Sitzung gehalten hat, verſpricht man ſich viel gutes. Andere wollen das Gegentheil behaupten, und glauben, daß unſere Revolution nun erſt einen geſegneten Anfang nehmen werde. Unter die letztern gehören vorzüglich reiche Leute, die Söhne von 16 bis 20 Jahren haben. Dieſe fürchten, daß nächſtens eine Requiſition à la françoiſe ſtattfinden werde, und ſuchen ihre Kinder beizeiten in Sicherheit zu bringen. Ein hieſiger Kaufmann, Namens Vollenhoven, will ſeinen Sohn darum nach Jena ſchicken. Er wünſcht, daß er in gute Hände fallen möge, und hat mich erſucht, ihn an einen der Jenaiſchen Herren Profeſſoren zu recommandiren, der ſo gefällig wäre, ihn in ſein Haus aufzunehmen, und für ſeine Studien zu ſorgen. Vorher wünſcht er aber benachrichtiget zu werden, was dieſes (die Tafel mitgerechnet), jährlich koſten möchte. Ich nehme mir die Freiheit, mich desfalls an Sie, Hochzuverehrender Herr Hofrath, zu wenden, und hiermit anzufragen, ob Sie wohl ſelbſt geneigt wären, dieſen jungen Menſchen, der eine ſehr gute Erziehung genoſſen hat und ungefähr 17 Jahre alt iſt, unter den angeführten Bedingungen aufzunehmen? In dieſem Falle bitte ich Sie ergebenſt, mir mit umgehender Poſt zu ſchreiben, wie hoch ſich die Unkoſten für ein Jahr, nach Ihrer Meinung, belaufen würden. Sie müſſen bedenken, daß Sie mit einem reichen Holländer zu thun haben, dem es auf ein Paar hundert Gulden mehr oder weniger nicht ankommen kann, obgleich er in jedem Falle lieber weniger als mehr bezahlt. Er glaubt, die Sache wäre jährlich mit 800 Fl. abzuthun. Mir kommt das zu wenig vor, und ich bin begierig, was Sie dazu ſagen werden. Sollte es Ihre häusliche Einrichtung nicht zulaſſen, dem jungen Vollenhoven eine Wohnung zu geben, wollten Sie denn wohl ſo gütig ſein, mir ein anderes Haus vorzuſchlagen, aber doch auch in dieſem Falle die Unkoſten beſtimmen für Logis, Collegia, Kleidungsſtücke u. ſ. w.? Es verſteht ſich, daß dieſes alles ohne Beſchwerde muß geſchehen können.

Was ich Ihnen über den Zuſtand der Litteratur in Hol-
nd zu ſchreiben hätte, ſteht auf einem hierbeiliegenden Blatt,
s eigentlich für die Allg. Litt. Zeit. beſtimmt iſt. So ſehr
an ſich aber auch darüber freuen muß, daß es noch Leute
ebt, die bei dieſem politiſchen Schwindel die Liebe zu den
Wiſſenſchaften nicht verloren haben, ſo ſehr muß man auf der
dern Seite bedauern, daß unſere gegenwärtige Regierung
e Intoleranz ſo weit treibt, um Männer abzuſetzen, die un-
r die geſchickteſten gerechnet werden. Peſtel hat ſeinen Po-
en gleich im Anfange verloren. Jetzt hat man auch den ge-
hrten Jan Luzac zu Leiden ſeines Amtes entſetzt. Er hat-
eine doppelte Profeſſur historiae patriae und graecarum li-
rarum. Die proviſionellen Repräſentanten von H. nahmen
m eigentlich nur die erſte ab. Er war aber ſo brav, die
veite ſelbſt niederzulegen. Dieſes Schickſal hat er ſich durch
ine franzöſiſche Zeitung, die unter die beſten Blätter ge-
ört, zugezogen, weil er einige Aufſätze aus franzöſiſchen Zei-
ungen aufgenommen hatte, die nicht im Geſchmack des Di-
ectoriums zu Paris waren. Eigentlich hat ihn dieſes letztere
bgeſetzt.

Wenn Sie ſo gütig ſein wollen, mir zu antworten, ſo
zeichnen Sie den Brief: Amsterdam op 't Cingel in de
oogduitsche Apotheek by Fabricius. Bei dieſer Gelegen-
eit wünſchte ich zu erfahren, ob die Grootiſche Anthologie
ereits recenſirt iſt, und ob Sie mir, falls es noch nicht ge-
chehen, die Recenſion auftragen wollten. Ein anderer würde
Ihnen vielleicht eine gelehrtere Recenſion liefern. Ich kann
ber eine intereſſantere geben, weil ich zugleich das Publikum
on der Beſchaffenheit des ganzen Mſcpts. und der Hülfsmit-
l belehren kann, die ſich in der Bibliothek meines Freun-
es befinden. Daß wir beide zuſammen an einem Orte leben,
ann hier nicht in Anſchlag kommen. Es iſt ja ein Werk
on Grotius, der nirgends wohnt. Leben Sie wohl. Ich
in Ihr ꝛc.

Roos-Wyk, 20. März 1796.

„Es ſind heute eben 14 Tage, daß ich die Recenſion der
rootiſchen Anthologie von hier abgeſchickt, und zugleich einige
eilen an Sie beigelegt habe. Ich ſchrieb Ihnen damals,
aß ich Hoffnung hätte, den Bürger Vollenhoven im Haag
u ſprechen. Dieß iſt mir nicht geglückt. Er war, wie ich

befürchtet hatte, verreiſt, und nach Amſterdam gegangen. Folglich kann ich noch nichts Beſtimmtes ſchreiben. Ich begreiſe in der That nicht, warum mir der Mann ſeine Meinung nicht wenigſtens in einem Briefe mittheilet, und fange an, dieſes Betragen ſehr unartig zu finden. Unwahrſcheinlich kommt mir es unterdeſſen immer vor, daß er ſeinen Plan ganz und gar aufgegeben haben ſollte. Er war zu ſehr für die Sache eingenommen. Es iſt ſehr möglich, daß er die Abreiſe ſeines Sohnes blos aufgeſchoben, nicht aber, daß er ſie ganz aufgegeben haben ſollte. Eine Antwort muß ich endlich doch bekommen, und dann werde ich Ihnen auf der Stelle ſchreiben. Die groſsen Ferien nehmen ihren Anfang zukünftige Woche. Sie dauern gewöhnlich 3 Monate. Nun kann es ſein, daß er die Abreiſe ſeines Sohnes bis nach den Ferien ausgeſtellt hat, weil er weiß, daß derſelbe alsdann recht à propos kommen würde, um den Wintervorleſungen in Jena beizuwohnen. Die Sache muß ſich bald entwickeln.

Ich komme von einer ſehr angenehmen Reiſe zurück, und habe, was ich anfänglich nicht Willens war, eine Excurſion nach Rotterdam, wo ich nie geweſen war, gemacht, um den alten Bürger Erasmus zu begrüßen. Auf der Treckſhuit, (unſtreitig die geſchickteſte Reiſemaſchiene, um Betrachtungen über ſeinen Lebenslauf anzuſtellen), iſt mir unter andern meine Recenſion der Anthologie wieder eingefallen. In derſelben wünſchte ich, (wenn ſie noch nicht abgedruckt iſt, oder lieber wenn ſie jemals abgedruckt werden ſoll), zwei Stellen verändert. Ich erinnere mich deutlich, daß ich auf der pagina, wo die verſchiedenen Lesarten gegen einander geſtellt werden, ein Paar Worte habe einfließen laſſen, die den Herrn de Boſch beleidigen könnten, ohne daß ſie zum Zuſammenhange des Ganzen nothwendig ſind. Die Worte müſſen ungefähr ſo lauten: Unterdeſſen wollen wir hier einige Stellen miteinander vergleichen, nicht allein, um zu zeigen ꝛc. — ſondern auch um den Leſer in den Stand zu ſetzen, nach eigner Einſicht über dieſes Verfahren des Herausgebers ſelbſt zu unterſcheiden. Den letztern Satz wünſchte ich nun weg, ſo daß das erſtere nicht allein auch ausgeſtrichen, die Periode ſich endigte: um zu zeigen, daß wir das Werk mit Aufmerkſamkeit geleſen haben.

Die zweite Stelle muß gleich nach dem Gedichte des Leonidas ſtehen, wo die Worte des Mr. le Clerc angeführt worden. Da heißt es unter andern, wo ich mich nicht irre: Wenn gleich ein gewiſſer Schriftſteller Recht haben mag zu behaupten, daß jede auch ꝛc. Dieſen Satz wünſchte ich ſo verändert: „Denn wenn gleich ein gewiſſer Schriftſteller behauptet, daß jede auch noch ſo gute Ueberſetzung mit einer Brabantiſchen Tapete auf der umgekehrten Seite zu vergleichen ſei.“ Doch ich werde mich nicht ſehr grämen, wenn dieſe zwei Correctionen zu ſpät gekommen ſein ſollten. Beide Stellen laſſen ſich auch in ihrer erſten Zuſammenſtellung vertheidigen.

In einem hieſigen literariſchen Blatt finde ich den Bericht über den Zuſtand der Literatur in Holland, den ich Ihnen im Monat März zugeſchickt hatte, ins Holländiſche überſetzt, und mit approbatie abgedruckt. Ich ſehe daraus, daß Sie des Epigramm auf den Freiheitsbaum weggelaſſen haben. Dagegen habe ich nun nicht das Mindeſte einzuwenden. Ich möchte aber doch wiſſen, ob der geringe Gehalt des Gedichtchens, oder der politiſche Inhalt deſſelben, dieſes Weglaſſen veranlaßt hat. In dieſem letztern Fall würde ich Sie bitten, mich gelegentlich benachrichtigen zu laſſen. Ich würde in meinen künftigen Nachrichten behutſamer ſein, und vergebliche Mühe ſparen können.

Auf Briefe an mich bitte ich zu ſetzen: Amsterdam — ten huize van Mynheer Taunay op de Keizersgragt over de Westermarkt. Ich verharre mit aller Hochachtung ꝛc.

Göttingen, 20. Jul. 1801.

Mein Wunſch, den Hrn. Geheimen Kirchenrath Griesbach während ſeines Hierſeins zu ſprechen, iſt leider! nicht in Erfüllung gegangen. Es hat mir nicht glücken wollen, ihn in ſeinem Logis zu treffen. Aber den überſchickten Brief habe ich ſogleich abgegeben, und nach der Verſicherung des Wirthes iſt er ihm auch eingehändigt worden.

Daß Sie von Hrn. Ebeling noch keine Antwort erhalten haben, wundert mich eben nicht. Nach einem Briefe zu urtheilen, den er hierher geſchrieben hat, und deſſen Inhalt mir bekannt geworden iſt, iſt man dort ſelbſt noch nicht eins, was für eine Einrichtung getroffen werden ſoll. Die Schule iſt, wie Sie wiſſen, ganz in Verfall gerathen. Es iſt Rambach, der im Vorſchlage war, aber keinen Beifall gefunden hat. Der andere will nicht genannt ſeyn. Jacobs iſt es nicht.

Mit Gedike habe ich nie Gelegenheit gefunden, in Correſpondenz zu treten.

Iſt Ihnen denn die poſſierliche Antikritik des Hrn. Fiorillo gegen die Recenſion des Herodes Atticus (er hat die Schrift wirklich Anticritica betitelt) noch nicht zu Geſicht gekommen? Sie iſt ohne Druckort erſchienen, und es ſind nur eine kleine Anzahl Exemplare für Auserwählte abgedruckt worden. Was ſollen wir mit dem armen Sünder anfangen? Grob genug hat er ſich ausgelaſſen. Er ſpricht von Lügen, von sciolis (viris doctis scripsi, non sciolis) und von dergleichen Dingen mehr, hat aber das alte Sündenregiſter durch einen Schnitzer vermehrt. Von Viſcontis Buche heißt es: hoc libellum in his terris rarum est etc. Dieſes libellum, meint er, habe der Recenſent vermuthlich niemals geſehen. Man ſieht daraus, daß er den wahren Verfaſſer der Recenſion nicht kennt. Sorgen Sie doch ja ferner dafür, daß er nicht auf die Spur kommt. Er hat ſich hier merken laſſen, daß nächſtens eine Anzeige ſeiner Anticritica in der Erlanger Litt. Zeit. erſcheinen werde. Wir vermuthen hier, daß er ſie ſelbſt gemacht hat. Meiner Meinung nach müßte die Allgem. Litt. Zeit. gar keine Notiz von dieſem Dinge nehmen, beſonders da es nicht in den Buchhandel gekommen iſt. Die Jenaiſche Lection wird ihm hier überall gegönnt, ſelbſt von Heyne, der ſich vorſtellt, daß dies die Strafe für ſeinen Muthwillen ſeyn ſoll, den er an Tiſchbein, Böttiger und ihm ſelbſt ausgeübt hat. Denn auch Heyne zweifelt nicht, daß jener Aufſatz von dem oder den Herrn Fiorillo's herrühre.

Leben Sie wohl. Mit aller Hochachtung Ihr ꝛc.

Göttingen, 11. Sept. 1803.

Gern will ich, da Sie es verlangen, künftig mehr Antheil an der Allgem. Litt. Zeit. nehmen, als bisher geſchehen iſt, und, um dies zu können, einen ähnlichen Vorſchlag von Seiten eines andern Inſtituts lieber abweiſen, wenn Sie nur die Güte haben wollen, ſich etwas beſtimmter zu erklären. Sie wünſchen, monatlich auf ein Paar Recenſionen rechnen zu können. Hier macht ja aber bald der Umfang, bald der Inhalt der zu recenſirenden Schriften einen gewaltigen Unterſchied. Und mit bloßen Anzeigen kann der Allg. Litt. Zeit. unmöglich gedient ſein. Ferner: wenn ich jährlich mehrere Recenſionen liefern ſoll, ſo fragt ſich, wo ich die Bücher hernehmen ſoll! Viele Schriften, die man wohl recenſiren könnte, kauft man darum nicht, und kann ſie auch oft nicht kaufen. Nun lebe ich zwar hier in der Nähe einer großen Bibliothek, die faſt mit allen neueren Schriften jährlich bereichert wird, und alſo jenen Mangel gar wohl erſetzen könnte. Aber hier giebt es auch viele Competenten, und man kommt mit den Büchern hier oft in die unangenehmſte Colliſion. Doch es hängt dabei, wie geſagt, vieles von einer beſtimmteren Erklärung ab, und von der Beſchaffenheit derjenigen Schriften, die Sie recenſirt haben wollen. Ein Verzeichniß hiervon würde ich mir ſogleich ausbitten müſſen, um mich deutlicher erklären zu können, wie viele Recenſionen ich (wenn auch nicht monatlich), zu liefern im Stande ſein möchte. —

Wir wiſſen hier noch nicht zuverläſſig, ob die in öffentlichen Blättern verbreitete Nachricht gegründet iſt, daß Sie Ihr ganzes Inſtitut nach Halle verpflanzen wollen. Wenigſtens wußte Wolf, mit dem ich vor ungefähr 6 Wochen in Pyrmont Bekanntſchaft gemacht habe, nichts hiervon. Daß aber dem berühmten Jena eine totale Revolution bevorſteht, daran zweifelt Niemand. Für Göttingen kann jetzt auch nichts gethan werden. Deſto günſtiger ſind die Ausſichten für Halle, beſonders wenn jene Nachricht gegründet ſein ſollte.

Durch einen ſonderbaren Zufall erhielten wir neulich mit demſelben Poſttage die beiden ſich e diametro widerſprechenden Recenſionen von den Observ. crit. in Athen. aus Leipzig und Jena. Man ſagt, Herr F. werde ſogleich wieder eine Antikritik verfertigen, und ſogar das ὀχεῦσι vertheidigen. Leben Sie wohl. Hochachtungsvoll Ihr ꝛc.

Roſtock, 13. April 1808.

Ich erfuhr vor einigen Tagen, daß unſer Freund Konopack im Begriff ſtehe, ſein geliebtes Halle wieder zu beſuchen. Eine ſo bequeme Gelegenheit, an Sie zu ſchreiben, kann ich nicht unbenutzt vorbeigehen laſſen, wäre es auch nur, um Ihnen zu ſagen, daß ich noch in Roſtock bin. Vermuthlich ſind Sie, wie die Herren Roſtocker ſelbſt, der Meinung, daß ich nun den Gedanken, nach Leiden zu gehen, ganz aufgegeben habe. Es iſt wahr, ich hatte den Ruf vor geraumer Zeit völlig abgelehnt, und hielt alſo die Sache für abgethan. Aber im Monat Februar erhielt ich neue Anträge, und vortheilhaftere. Die Curatoren jedoch ſind jetzt ſehr gebunden, ſie könan nicht mehr, wie ſonſt, thun, was ſie wollen. Alles hängt vom König ab. Nun haben mir dieſe Herren geſchrieben, ob ich, wenn ſie mir vortheilhaftere Bedingungen bewirken könnten, kommen wollte. Darauf habe ich nun eine Forderung gethan, und verſprochen, wenn dieſelbe zugeſtanden würde, ich alsdann die Stelle annehmen würde. Noch iſt keine Antwort hierauf erfolgt. Sie kann aber nicht lange mehr ausbleiben. Auf jeden Fall erhalten Sie alsdann eine Nachricht von mir.

Dieſen Zuſtand meiner Angelegenheiten weiß hier Niemand, auch Herr Konopak nicht. Und das hat ſeine guten Urſachen. Der Herzog hat mir eine Zulage bewilligt, nachdem ich gemeldet hatte, daß ich in R. bleiben würde. Dieſe Zulage muß der hieſige Magiſtrat auszahlen, der ſich auch anfänglich hierzu bereitwillig zeigte, aber hinterdrein, nachdem er gewiß wußte, daß ich den Ruf abgelehnt hatte, ſich mit den ſchlechten Zeiten entſchuldigte. Die Regierung hat mich bisher kräftig geſtützt, und es iſt kein Zweifel, daß ſie es durchſetzen wird. Sie ſehen aber hieraus, warum es hier Niemand in dieſem Moment wiſſen darf, daß ich wieder mit den Curatoren in Leiden in Unterhandlung ſtehe.

Herzlich habe ich mich gefreut, als ich erfuhr, daß die Univerſität Halle wiederhergeſtellt iſt. Ich wünſche Ihnen hierzu von Herzen Glück. So viel ich weiß, iſt Wolf nicht wieder angeſtellt. Er hielt ſich dieſen Winter hier im Meklenburgiſchen auf dem Landgute des Hrn. Grafen von Voß auf, und ſchrieb mir ſelbſt, daß er nicht wieder nach Halle gehen würde. So werden Sie wohl die Profeſſur der alten Litteratur allein übernehmen. Ich wünſche, daß ſich recht viele Studenten einfinden mögen, obgleich Jedermann einſieht, daß vor der Hand die vorige Frequenz nicht leicht ſtattfinden wird. Leben Sie wohl. Ganz der Ihrige ꝛc.

Roſtock, 21. Juni 1808.

Sie haben neulich von mir ein Roſtocker Lectionsverzeichniß verlangt. Ich hätte Ihnen daſſelbe früher geſchickt, wenn ich nicht die Gelegenheit hätte abwarten wollen, daſſelbe durch Hrn. von Münchow, der ſich ſeit Oſtern hier aufgehalten hat, zu überſchicken. Da dieſer Ihnen das Verzeichniß ſelbſt einhändigen wird, ſo können Sie von ihm am beſten erfahren, wie wir hier in Roſtock leben. Denn Ihr Herr Sohn, der mich mit ſeinem Beſuche neulich auf das angenehmſte überreiſete, hat ſich gar zu kurze Zeit bei uns aufgehalten, um Ihnen etwas Umſtändliches über Roſtock mittheilen zu können. Empfehlen Sie mich demſelben beſtens.

Mit den Herren Curatoren zu Leiden hatte ich mich zwar etwas weit eingelaſſen, aber ich habe doch wieder neue Bedenklichkeiten gefunden. Zu den Urſachen meines Weigerns, die ich Ihnen ſchon angegeben habe, kommt nun noch vorzüglich meine Geſundheit. Ich habe mich in jüngern Jahren in dem holländiſchen Klima immer ſchlecht befunden, und da ich mich jetzt hier in einem mir weit mehr zuſagenden Himmelsſtrich nicht wohl befinde, ſo fürchte ich, würde es in L. noch weit ſchlechter gehen. Leben Sie wohl. Ganz der Ihrige ꝛc.

Roſtock, 17. April 1810.

Vor mehreren Wochen nahm ich mir die Freiheit, Sie mit dem Auftrag zu beläſtigen, daß Sie für mich den Ariſtophanes ed. Brunck, welcher in einer zu Halle angekündigten Auction vorkam, erſtehen laſſen möchten. Da ich das Werk ungern entbehre, ſo habe ich mich erboten, den Ladenpreis dafür zu geben. Ich habe hierauf keine Antwort erhalten, vermuthlich aus dem Grunde, weil die Auction, wie ich mich auch erinnere geleſen zu haben, auf einen ſpätern Termin verſchoben worden iſt. Auf den Fall nun, daß das Werk für mich erſtanden werden, hat der Profeſſor Kenopack den Auftrag, es zu bezahlen und mitzunehmen. Sollte die Auction noch nicht geweſen ſein, ſo wiederhole ich meine Bitte, daß Sie mir doch zu dem Beſitz dieſes Ariſtophanes verhelfen wollen. Das Geld ſoll Ihnen alsdann von einem Ihrer Mitbürger, einem freilich nicht gebornen Weſtphälinger, (was Sie auch nicht ſind), der aber ein anſehnliches Landguth im Königreich Weſtphalen „Wichmannshauſen bei Eſchwege" beſitzt und bewohnt, nämlich von meinem leiblichen Bruder, ſogleich übermacht werden. Ich hätte auch gern den Philoſtratus ed. Boiſſonade, (ebenfalls, wenn's ſein muß, für den Ladenpreis) gekauft, welches anzuzeigen, ich neulich vergeſſen habe. Mir fehlt, wie Sie ſehen, gar vieles. Und alles Fehlende muß ich jetzt für mein eignes Geld kaufen, weil die Revenuen unſerer Bibliothek ſeit der Invaſion der Franzoſen ins Stocken gerathen ſind. So fühlt man überall die nachtheiligen Folgen des fatalen preußiſchen Krieges, und wird ſie noch lange fühlen.

Bei uns iſt geſtern (d. 16. dieſes) einer Ihrer ehemaligen Zuhörer, der Conſiſtorial-Aſſeſſor Dr. Dahl plötzlich geſtorben, nachdem er d. 14. ſeine Collegia geſchloſſen, und an demſelben Tage Abends noch einer zahlreichen Geſellſchaft ſeiner Collegen beigewohnt hatte. Ich bedaure ihn ſehr! Er war von äußerſt ſchwachem Körperbau. Dennoch ließ er ſich vor 1½ Jahren einfallen, eine hübſche junge Frau zu heirathen. Die hat ihm den Reſt gegeben. Er iſt ungefähr 40 Jahr alt geworden.

Bei einer paſſenden Gelegenheit zeigen Sie gefälligſt in dem Intelligenzblatt an, daß die dritte Klaſſe des königl. holländ. Inſtituts der Künſte und Wiſſenſchaften zu Amſterdam mich (bereits im Sommer 1809) zu ihrem Correſpondenten und Mitgliede ernannt hat.

In der Erwartung, daß mir der Herr Profeſſor Kompaß einen ſchriftlichen Beweis Ihrer fortdauernden Gewogenheit und Freundſchaft mitbringen werde, beharre ich mit Hochachtung und Ergebenheit. Ganz der Ihrige ꝛc.

Roſtock, 3. Auguſt 1810.

Beiliegende Abhandlung bitte ich wohlwollend anzunehmen, und ſchonend zu beurtheilen. Ich füge zugleich 6 Billets bei, die Ihr Herr Sohn wegen ſeiner zu ſchnellen Abreiſe von hier zurückzufordern keine Zeit hatte, und mir deshalb auftrug, dieſelben in Empfang zu nehmen.

Neulich haben wir durch ſeine Beförderung das ſeltene Vergnügen gehabt, ein Trauerſpiel des Euripides, die Hecuba, unverändert in einer metriſch-deutſchen Ueberſetzung aufführen zu ſehen. Ich hatte über das Stück im Sommer 1809 Vorleſungen gehalten, und durch die Methode, die Zuhörer ſelbſt interpretiren zu laſſen, einen derſelben, Namens Stever, veranlaßt, einige Scenen metriſch zu überſetzen und vorzuleſen. Die Ueberſetzung gefiel mir ſo, daß ich den jungen Mann aufmunterte, fortzufahren. Er bearbeitete noch während der Vorleſungen einen großen Theil des Stücks, und vollendete es im Winter. Nach Oſtern kam, wie gewöhnlich, die Lübecker Schauſpieler-Geſellſchaft hier an, und Prof. Schütz äußerte, ein ſolches Stück laſſe ſich auf dem Theater vorſtellen. Man wendete ſich nun an mich. Da machte ich natürlich auf die großen Schwierigkeiten aufmerkſam, die zu überwinden wären, und zwar in der Abſicht, die Sache zu hintertreiben, weil ich einſah, daß, wenn das Stück fiele, die griechiſche Literatur in der Meinung der Roſtocker mißfallen, und wohl gar lächerlich werden würde. Aber die Schauſpieler überwanden eine Schwierigkeit nach der andern, und brachten mich endlich ganz auf ihre Seite. Ich wurde eingeladen, den Proben beizuwohnen. Man nahm meine Erinnerungen gern und willig an, und ſetzte nun den Tag der Aufführung feſt. Die Erwartung des Publikums war im höchſten Grad geſpannt. Das Haus war gedrängt voll. Endlich erſchien der Schatten des Polydorus. — Mit Recht hat man in der Roſtocker Zeitung geſagt, der Eindruck, den das Stück auf die Zuſchauer gemacht, ſei unbeſchreiblich. Nie habe ich in einem Trauerſpiele mehr Thränen fließen ſehen, als in der Scene, wo Polyxena Abſchied von der Hecuba nimmt. Der Beifall war allgemein.

Blos die letzte Scene iſt etwas abgeändert worden. Sonſt iſt Alles unverändert geblieben. Die Chöre wurden abwechſelnd geſprochen. Einige Stellen auch vom ganzen Chor. Niemand hat hieran Anſtoß genommen. Der Vorhang fiel dreimal, welches, obgleich der Chor mit der Handlung innigſt verknüpft iſt, dennoch mit der größten Schicklichkeit geſchah. Kurz, die griechiſchen Muſen haben einen wahren Triumph an der Oſtſee gefeiert. Nächſtens wird das Stück in Dobberan zum zweitenmal aufgeführt.

Ich beharre ꝛc.

N. S. Ich war bisher räthlicher Profeſſor der griechiſchen Literatur. Jetzt hat der Herzog die Profeſſur der Beredſamkeit wieder hergeſtellt, und dieſelbe mir verliehen.

Roſtock, 18. Auguſt 1810.

Folgende literariſche Anzeigen erſuche ich Sie mein theuerſter Freund baldigſt im Intelligenzblatt Ihrer A. L. Z. abdrucken zu laſſen.

Schreiben aus Roſtock vom 18. Auguſt 1810.

Neulich hatten wir hier das Vergnügen, durch das Hierſein des Künſtlerpaars Herrn Profeſſor Schütz und ſeiner Gattin veranlaßt, von der Lübecker Schauſpieler-Geſellſchaft unter der Direction des Herrn Löwe, eine Tragödie des Euripides, die Hecuba, in einer metriſch-deutſchen Ueberſetzung öffentlich aufführen zu ſehen. Die Ueberſetzung hat einen gebornen Roſtocker, den Hrn. Studioſus juris, Heinrich Kurt Stever, zum Verfaſſer, einen Zuhörer des Hrn. Prof. Huſchke, der über dieſes Stück im Sommer 1809 Vorleſungen gehalten, und durch die ſonſt nur in Seminarien gewöhnliche Methode, die Zuhörer ſelbſt interpretiren zu laſſen, den fähigen jungen Mann, wie man ſagt, zuerſt veranlaßt hat, dieſe im Ganzen ſo wohlgelungene Arbeit zu übernehmen, und noch während des Collegii großentheils zu vollenden. Mit Recht hat man in der Roſtocker Zeitung behauptet, der Eindruck, den das Stück auf die Zuſchauer gemacht, ſei unbeſchreiblich. Nie ſind wohl in einem Trauerſpiel ſo viel Thränen gefloſſen, als in der Scene, wo Polyxena von ihrer Mutter Abſchied nimmt, welche beiden Rollen aber auch von den Schauſpielerinnen, Madame Krickeberg und Madame Spengler, (Mutter und Tochter) meiſterhaft ausgeführt wurden. Das Stück wurde unverändert bis auf die letzte Scene gegeben, die man aus begreiflichen Urſachen etwas abgeändert hatte. Der Vorhang fiel dreimal, welches in dieſem Stücke, wo die Handlung ununterbrochen fortläuft, zwar mit Schwierigkeiten verknüpft war, aber doch durch die Einſicht mehrerer ſachkundiger Männer, unter andern des kenntnißreichen Schauſpielers Hrn. Richardi, ohne Anſtoß bewerkſtelliget wurde. Kurz, die griechiſchen Muſen feierten an dieſem Tage einen wahren Triumph in der ſo ſchweren mecklenburgiſchen Seeluft. Das Haus war gedrängt voll; der Beifall war allgemein.

Aus Mecklenburg-Schwerin.

Nachtrag zu den in Nr. 192 der A. L. Z. befindlichen zwei Aufſätzen, den Ausfall eines Jenaer Recenſenten auf Mecklenburg-Schwerin betreffend.

Der Prof. Huſchke zu Roſtock hat im Namen der Univerſität auf die Vermählung unſeres Erbprinzen eine Gedächtnißſchrift unter dem Titel: de progressu humanitatis studiorum in Germania, S. 32. gr. 4. drucken laſſen, die hier mit vielem Beifall geleſen wird. In derſelben kommt eine Stelle vor, die ſich auf denſelben Gegenſtand bezieht, von dem in den oben bezeichneten zwei Aufſätzen die Rede iſt, und die ſchon darum hier mitgetheilt zu werden verdient, weil die kleine Schrift vermuthlich nicht durch den Buchhandel in Umlauf kommen wird, welches doch ihres Inhalts wegen zu wünſchen wäre. Die Stelle lautet, wie folgt:

„Sed ecce! nuper in media Saxonia exortus est Saxo, meo quidem sententia, insitivus, per omnia similis hibridae illi apud Horatium Persio, acerrimo Regii nominis insectatori, nisi potius comparandus sit Divo Petro Aretino, cui cognomen inditum est Flagelli Principum; hic igitur no-

vae illius doctrinae finem brevissimo post inventionem tempore subito ita amplificavit ac promovit, ut ultra quo progrediatur, hodie non habeat. Is a Meridie paulatim progressus ad Septentrionem, quovis passu facto, ingenia decrescere et tandem prorsus delitisci vidit in extrema hac Germaniae civitate propter gravem vicini maris aspirationem. Hinc nec se ipsum mirari, nec alios miraturos esse ait, quid sit, quod vel tam pauca hic scribantur, vel, si forte unus et alter ingenii fetus post multas Junonis Lucinae invocationes in lucem prodierit, a quocunque demum patre is susceptus sit vel expositus, statim non naevo aliquo aut crepundiis, sed toto corpore, illiberali scilicet et invenusto, Meclenburgicum se et velut Centaurum, sine Gratiis natum, manifesto prodat. Igitur auctor est, ut juventuti nostrae, vel sic Literarum nimis cupidae, peregrinationes non solum indulgeantur; nam hoc ut faceret, tali profecto monitore non egebat Princeps noster Indulgentissimus: sed ut eae adeo imperentur, exemplo sumpto a tironibus operariis, in sordida arte versantibus, qui non nisi longinquas terras obeundo, hoc consequi solent, ut aliquando, quasi tornati satis et exasciati, in opificum collegia cooptentur. Hac demum via maris nostri gravitati, ingenii sollertiae, si qua sit, tantam pestem importanti, quodam modo occursum iri, non tam sperat ille, quam confidit. Ac profecto quod attinet ad confidentiam, nihil ego unquam legi in suo genere absolutius. Habemus nunc disputationem de nostratium ingenio, si artem spectes, adeo subtilem, ut vel ipsum ingenii succum bibat et ossa detegat: si pronuntiandi modum, tantis organis inflatam, ut vel vicini maris strepitum compescere possit: caeterum, quamvis in Saxonia scriptam, tamen ita frigidam et ventosam, ut non in hac regione, sed in Lapponia ad Oceanum glacialem nata videatur. Atqui hoc illud est, quod doctrinam tuam de aëre et mari paene totam evertit; comperto, ubicunque gentium homines nasci ingeniosos et stultos. Fingit enim, (ut praeclare scribit Jo. Caselius, professor quondam Rostochiensis) fingit Natura sub quovis coelo, ut vult, hunc hilariorem, tristiorem illum, alium celeriorem, tardiorem alium: alicui plus ingenii, est cui plus tribuerit animi: paucos eloquentia praestantes, neque multos rebus praeclare gerendis fingit idoneos: exuere in universum, quae cum quique nata sunt, nemo, iis qualia sunt, si recta sunt, uti unusquisque, si quid vitii habeat, sua

cum emendatio, aut aliquantulum deflexio uti potest*). Ergo de vanis istis doctoribus, quorum imaginem expressam videmus in Aristophanis Nubibus**), idem dici potest, quod de simili hariolorum genere dixit Democritus, ipse physicus:

„Quod est ante pedes, nemo spectat: coeli scrutantur plagas."

Roſtock, 24. Septbr. 1810.

Da es wahrſcheinlich iſt, daß von der antiqua historia ed. Eichhorn, die erſt dieſen Sommer fertig geworden, noch keine Recenſion in der A. L. Z. abgedruckt iſt, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen eine ſolche unaufgefodert zu überſchicken. Die erſten 12 Bogen dieſes Werks ſind ſchon ſeit 1806 in meinen Händen. Ich glaubte damals, der erſte Theil würde ohne Unterbrechung abgedruckt werden, und kündigte darüber Vorleſungen an. Aber das Collegium kam nicht zu Stande, weil keine Exemplare zu haben waren. Künftigen Sommer will ich es noch einmal verſuchen, und ich wünſchte daher, daß das Buch bald öffentlich angezeigt, und die Studirenden darauf aufmerkſam gemacht würden. Mir ſcheint es zu akadem. Vorleſungen ſehr bequem zu ſein. Der Philolog hat hier Gelegenheit, über alte Geſchichte nach ſeiner Weiſe zu leſen, ohne dem Profeſſor der Geſchichte ins Gehege zu kommen. Freilich iſt die griechiſche Abtheilung etwas theuer. Da aber jede Abtheilung auch beſonders verkauft wird, ſo finden ſich doch wohl die Studioſen dadurch bewogen, das Werk nach und nach anzuſchaffen. Hierauf alſo und auf die bequeme Einrichtung habe ich vorzüglich aufmerkſam machen wollen. Nichts behindert hier das Leſen über alte Schriftſteller ſo ſehr, als Mangel an Büchern. Die Studioſen ſind meiſtens arm, und können ſich nichts anſchaffen. Weshalb ich mich denn oft genöthigt ſehe, diejenigen, die hören wollen, meine Exemplare, wenn ich mehrere Ausgaben habe, zu leihen. Denn Liebhaber finden ſich immer, aber wenig. Der Aufenthalt hier in Roſtock fängt daher an mir läſtig zu werden.

---

*) Jo. Caselii Secundus Lubiades, qua oratione laudatur Henricus, et ipse ejus familiae princeps. Helmaest. a. 1598. Neque vero illud nunc praetermittendum est: „multis simulationum involucris tegitur et quasi velis quibusdam obtenditur uniuscujusque natura: frons, oculi, vultus persaepe mentiuntur; oratio vero saepissime." Cicero ad Q. Fratrem 1. 5. — Pertinet hoc ad missum Sophistae secundum.

**) Satis habeo, unum designare locum, qui manifesto pertinet ad philosophorum doctrinam de aëris aliquo ad ingenii sollertiam momento v. 228—235. *Οὐ γὰρ ἄν ποτε Ἐξηῦρον ὀρθῶς τὰ μετέωρα πράγματα, Εἰ μὴ κρεμάσας τὸ νόημα, καὶ τὴν φροντίδα λεπτὴν καταμίξας ἐς τὸν ὅμοιον ἀέρα. Εἰ δ' ὢν χαμαὶ τἄνω κάτωθεν ἐσκόπουν, Οὐκ ἄν ποθ' εὗρον, οὐ γὰρ ἀλλ' ἡ γῆ βίᾳ Ἕλκει πρὸς αὑτὴν τὴν ἰκμάδα τῆς φροντίδος.* Habes simul fontem dictionis, qua supra, Quintilianum secuti, usi sumus, ingenii succum bibere.

Mich verlangt ſehr, einmal von Ihnen zu erfahren, wie es in Halle geht, und wie Sie ſich befinden. Hier ſpricht man wieder viel vom Kriege. Die Franzoſen haben ſeit 14 Tagen hier bei Roſtock ein Lager aufgeſchlagen, man weiß nicht warum? Heute wird der Prinz von Eckmühl erwartet.

Der Prof. Link hatte neulich zwei Vocationen zugleich, eine nach Halle, die andre nach Breslau erhalten. Wie es ſcheint, wird er nach Breslau gehen.

Ich beharre ꝛc.

Roſtock, 25. März 1812.

Ihr Wunſch, daß ich mit der Voßiſchen Bearbeitung des Tibulls zugleich die dritte Ausgabe von Heyne anzeigen ſoll, macht mir eine Anfrage nöthig. Es iſt Ihnen, wie ich hieraus ſehe, noch nicht bekannt geworden, daß zur Oſtermeſſe eine vierte Heyniſche Ausgabe, von Wunderlich beſorgt und revidirt, herauskommen wird. Dieß weiß ich von Wunderlich ſelbſt, dem ich auch einige Beiträge mitgetheilt habe. Es ſoll nämlich die Heyniſche Ausgabe zwar ganz wiederholt werden. Aber Wunderlich hat das Recht, im Text zu ändern, und in den Obſervationen hinzuzuſetzen, was ihm beliebt. Nun frage ich alſo aufs neue an, was Sie wollen, daß ich thun ſoll! Meine Abſicht war anfänglich, die Recenſion des Voßiſchen Tibull noch vor der Erſcheinung der Wunderlich-Heyniſchen Ausgabe zu liefern. Ich ſehe aber jetzt wohl ein, daß dieß unmöglich iſt. Es bleibt mir nichts übrig, als entweder die Sache aufzugeben, oder meinen Plan zu erweitern, und in einer ſpätern Recenſion, die aber im Verlauf des bevorſtehenden Sommers durchaus geliefert werden möchte, eine allgemeine Reviſion nach folgender Ordnung anzuſtellen:

1. Editio Heyn. tertia. a. 1798.
2. Ueberſetzung von Voß. a. 1810.
3. Editio Vossii. a. 1811.
4. Editio Heyn. quarta e recognitione Wunderlich.

Vielleicht könnte auch die Schulausgabe von Wunderlich von 1808 mit in Reih und Glied geſtellt werden, worüber ich, ſo wie über den ganzen Plan, wie Ihre gütige Meinung erbitte. Was Heyne betrifft, ſo dürfen Sie nicht befürchten, daß ich ihm zu nahe treten werde. Ich behaupte, daß ſeine Ausgabe, in mancher Rückſicht, weſentliche Vorzüge vor der Voßiſchen hat. Was wird aber Voß dazu ſagen, wenn man behauptet, daß er dem Vorgänger, (ſo bezeichnet er im ganzen Werke den nie genannten göttinger Neſtor) oft nachſtehe? Mich bekümmert das wenig, und Sie vermuthlich auch. Sagt man doch, daß der jüngere Voß ſchon ſeit zwei Jahren an einer Recenſion Ihres Aeſchylus arbeite, um ja nichts zu überſehen, was etwa tadelnswürdig ſein möchte. Nach zwei bis drei Jahren muß aber jeder Schriftſteller im Stande ſein, eine recht tüchtige Recenſion über ſich ſelbſt ſchreiben zu können; und darum halte ich ſo etwas für nichts Großes, und ſolchen Tadel für etwas ſehr Natürliches. Es kommt nur immer darauf an, ob man ſich in den Grenzen der Beſcheidenheit zu halten verſteht.

Schade, daß der Buchhandel ſo ſehr unterbrochen iſt. Sonſt würde ich Sie bitten, mir ſo bald als möglich, die Heyniſche Ausgabe von Wunderlich, die ich vermuthlich zwar zum Geſchenk, aber weit ſpäter als Sie, erhalten werde, zur Durchſicht mitzutheilen.

Unſer Land iſt ſeit ein Paar Jahren dermaßen angegriffen worden, daß es beinah in den letzten Zügen liegt. Die Caſſen ſind ausgeleert, und mithin mußten auch endlich unſre Salarien ins Stocken gerathen. Bis Michaelis 1811 ging es noch ſo ziemlich. Nun aber hapert es! Ob wir zu Oſtern etwas erhalten werden, ſteht noch dahin. Gewiß aber werden wir alles Rückſtändige nicht erhalten. Es wäre wohl möglich, daß das herannahende Ungewitter uns auf die eine oder andere Weiſe zu Grunde richtete. Möge Sie und die Ihrigen der Himmel in ſeinen Schutz nehmen. Leben Sie wohl.

Roſtock, 10. Decbr. 1812.

Wegen der Recenſion des Voßiſchen Tibullus ſind wir in einem offenbaren Mißverſtändniß begriffen. Ich verſprach dieſelbe gegen Oſtern 1812 zu liefern. Da fragen Sie an, ob ich nicht lieber die erneuerte Ausgabe des Heyniſchen Tibullus von Wunderlich abwarten, und eine Geſammtrecenſion liefern wollte. Dies nahm ich damals an. Nun iſt aber die Heyniſche Ausgabe zu Oſtern nicht erſchienen und wird erſt auf künftiger Meſſe erſcheinen. Bis dahin habe ich alſo die Recenſion verſchoben. Allein eine ſo große Friſt hat eine große Veränderung in meinem Plane hervor gebracht. Mit einem Wort — ich habe die Materialien der Recenſion zu einer neuen Ausgabe des Dichters verarbeitet, und bin ſo weit entfernt zu glauben, daß Sie dieſes ungütig aufnehmen werden, daß ich vielmehr hoffe, Sie werden meinen Plan zu befördern die Güte haben. Ich habe nämlich noch keinen Verleger, wie ich ihn wünſche. Zwar hat Stiller ſich bereitwillig erklärt, das Werkchen zu übernehmen. Aber er kann dabei weiter nichts thun, als das Manuſcript nach Leipzig an einen Buchdrucker ſenden, und es ſeinem Schickſal zu überlaſſen, wo es in üble Hände kommen kann. Nun wäre alſo mein Wunſch, daß das Buch unter Ihren Augen gedruckt würde, weil ich dann hoffen dürfte, daß Sie mit gewohnter Güte ſich deſſelben annehmen und dahin ſehen würden, daß es correct und ſauber gedruckt würde. Wollten Sie wohl hierüber mit einem Halleſchen Verleger ſprechen? oder mit Fleiſcher in Leipzig, der Ihnen dann die Bogen zur Einſicht zuſenden könnte. Die Bedingungen machen Sie nach Gutdünken. Das Werk kann ſeiner Beſchaffenheit nach noch fertig werden, wenn auch erſt gegen Faſtnacht der Druck beginnt. Es wird etwa 10 — 14 Bogen ſtark werden. Doch will ich gern vom Honorar ablaſſen, wenn der Verleger nur etwas weitläuftig und ſplendid drucken läßt. Es ſoll das Buch unter folgendem Titel erſcheinen:

Albii Tibulli Elegiarum libri duo et Carmen in Messalam.
Ad exemplar maxime Heynianum.
Diversitatem lectionis Vossianae et annotationem adjecit H.
Accedunt Laur. Santenii animadversiones.

Es ſoll alſo dieſe Ausgabe vor der Hand blos die zwei erſten Bücher der Elegien, die gewiß von Tibullus herrühren, und das Carmen in Mess., das vermuthlich von ihm herrührt, enthalten, mit Ausſchluß des dritten und vierten Buchs, die unächt zu ſein ſcheinen. Dieſe ſollen in einem zweiten Theile folgen, wo dann Observationes uberiores zum ganzen Werke angehängt werden ſollen. Dieß gewährt auch den Vortheil, daß alsdann wieder Rückſicht auf die Noten von Wunderlich genommen werden kann. Es würde mich zu dem größten Danke verpflichten, wenn Sie mir bei dieſem Plan hülfreiche Hand leiſten, und hierüber ſo bald als möglich eine erwünſchte Antwort ertheilen wollten. Ganz der Ihrige ꝛc.

Roſtock, 2. Januar 1813.

Es war mir am vorigen Poſttage nicht möglich, auf denjenigen Punkt Ihres Briefs zu antworten, der die vacante Stelle in Göttingen betrifft. Daß mir dieſelbe nicht angetragen worden, habe ich bereits gemeldet. Sollte ſie mir aber angetragen werden, ſo würde ich unter gewiſſen Vorausſetzungen kein Bedenken tragen, ſie anzunehmen, da ich aus Erfahrung weiß, welche Vorzüge dieſes Inſtitut wegen ſeines Ueberfluſſes an literariſchen Hülfsmitteln aller Art vor jedem andern in Deutſchland hat, und es nur allzu lebhaft fühle, wie ſehr man durch Mangel hieran zurückgeſetzt wird. Sonſt kann ich mit meiner gegenwärtigen Lage wohl zufrieden ſein. Außer einem Gehalt, bei dem ich beſtehen kann, und der jetzt wieder richtig ausgezahlt wird, hat mir die Regierung, die mir wohl will, vor kurzem noch die Anwartſchaft auf die Bibliothekarſtelle, die der alte Tychſen bekleidet, ertheilt, wodurch meine Einnahme, im Fall ſeines Abſterbens, wieder um ein Beträchtliches vermehrt werden wird. Aber ob man mir in Göttingen mehr geben würde, als ich hier erhalte, darauf würde ich beim Antrag der Stelle keine Rückſicht nehmen, ſondern nur meine Kräfte in Anſchlag bringen und fragen, was man von mir verlange. Ich habe von jener Stelle keine deutliche Vorſtellung. Die Heyniſche Stelle in ihrem ganzen Umfange iſt ja nicht vakant, da Mitſcherlich einen Theil der Geſchäfte beſorgt. Iſt man etwa dort auf die Idee gekommen, zwei Professores ordinarios der alten Literatur, einen für die Lateiniſche, den andern für die Griechiſche, wie in Leiden, anzuſtellen? Dabei würde man nicht übel fahren; und ich würde um ſo weniger Bedenken finden, einen Ruf anzunehmen. Ihnen, mein verehrter Freund, danke ich recht ſehr dafür, daß Sie auch bei dieſer Gelegenheit an mich gedacht haben, und bitte Sie, mir nähere Aufſchlüſſe über dieſe Sache zu geben. Dabei vergeſſen Sie aber auch den Tibullus nicht, der mir ſehr am Herzen liegt, vielleicht die beſte Einleitung zu der göttinger Stelle, da er gewiſſermaßen eine Ehrenrettung des göttingiſchen Literators gegen den Heidelberger enthalten wird. Wird das Buch auch erſt zu Johannis fertig, ſo iſt dabei nichts verloren, und mir würde es lieb ſein, wenn der Druck erſt gegen Faſtnacht ſeinen Anfang nähme, da ich noch auf ein Werk aus Hamburg warte, ohne welches ich nicht die letzte Hand anlegen kann. Hochachtungsvoll Ihr u. ſ. w.

Jakobs.

Gotha, 24. Febr. 1793.

»Ew. Wohlgeboren erhalten beiliegend eine Arbeit meiner Nebenſtunden des verfloſſenen Jahres, einen verdeutſchten Vellejus Paterculus. Was ich dabei für einen Zweck hatte, habe ich in der Vorrede geſagt. Vielleicht habe ich überhaupt ſehr Unrecht gehabt, in den gegenwärtigen Zeiten einen ſo ausgemacht ariſtocratiſchen und monarchiſtiſchen Schriftſteller von neuem in das Publikum einzuführen, und ſogar etwas zu ſeiner Vertheidigung beizubringen. Ich weiß es nicht. Nur ſo viel weiß ich, daß ich nur an den Stil, nicht an die Geſinnungen des Schriftſtellers dachte, als ich anfing ihn zu überſetzen.

Sie werden in einem der neueſten Blätter der gothaiſchen gelehrten Zeitung eine Recenſion von Ahlwards Anmerkungen zum Theokrit finden, in welcher dieſe Schrift, meines Bedünkens, auf eine unbillige Weiſe herabgeſetzt wird. Da ich in jener Schrift ziemlich unglimpflich angegriffen bin, ſo hoffe ich, daß Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen werden, mich nicht für den Verfaſſer einer Recenſion zu halten, die ein Ausbruch gekränkter Eitelkeit ſcheinen könnte. Ich erkenne ſehr gern, daß Ahlward viele meiner Vermuthungen über den Theokrit mit vollem Rechte verworfen hat, und ich hatte ihnen meinen väterlichen Schutz ſchon längſt entzogen; ich finde, daß er oft viel weiter geſehn hat als ich, und daß er oft ſeinen Dichter glücklich erklärt, und bisweilen glücklich verbeſſert. Auch ſeine Grobheit vergeß' ich ihm recht gern, da ſie weniger aus ſeinem Herzen, als aus einer verunglückten Nachahmung der kritiſchen Wälder entſprungen ſcheint. Daß er mich aber zweimal des Plagiats beſchuldigt, iſt eine Albernheit; und dieſe Beſchuldigung iſt weniger ſchimpflich für mich als für ihn. Ich habe ſo viele Conjecturen, gute, ſchlechte und mittelmäßige, an das Licht geſtellt, daß ich wahnſinnig hätte ſein müſſen dieſen Vorrath, auf Koſten meiner Reputation, noch mit einigen geſuchten Einfällen vermehren zu wollen. Daß ich ſie ſtehen ließ, nachdem ich erfuhr, daß ſie anticipirt waren, kann vielleicht für jugendliche Eitelkeit gelten; aber daß ich es ſagte, zeigte meine Ehrlichkeit. Wer viel emendirt, muß ſich oft auf einem Wege mit Andern finden. Mir iſt dieſes unzähligemal begegnet; aber leider habe ich dieſe Entdeckung bisweilen zu ſpät gemacht.

Gotha, 28. Decbr. 1795.

„Das günſtige Urtheil, welches Wieland von der Recenſion des Heſychius in der A. L. Z. fällt, iſt viel zu ſchmeichelhaft für mich, als daß ich nicht wünſchen ſollte, ihm als Verfaſſer derſelben bekannt zu werden. Ich willige alſo ſehr gern ein, daß Sie mich ihm nennen.

Gotha, 26. Febr. 1797.

„So vieles auch immer der unermüdliche Wakefield gelernt haben mag, ſo hat er doch noch nicht gelernt ein Buch zu machen, das ſich leſen ließe. Man weiß nie, wo man bei ihm zu Hauſe iſt. Am wenigſten verſteht er ſich auf die Kunſt, ſeine Einfälle in ihr rechtes Licht zu ſtellen. Einer ſtolpert über den andern hin, weil er immer ἄνω καὶ κάτω fährt. Ich kann nicht an die Schriften dieſes ſonderbaren Genies denken, ohne daß ſich mir die Idee einer widerlichen Dämmerung aufdrängt; wahrſcheinlich weil ſich Licht und Finſterniß ſo ganz gewaltig darinne miſcht.

Gotha, 24. Septbr. 1797.

„So eben kommt ein Paquet A. L. Z. bei mir an, das mich zu einigen Bemerkungen veranlaßt, die mir Ihre Freundſchaft zu Gute halten wird. Sie können überzeugt ſein, daß mich aufrichtige Theilnahme an der wohlverdienten Reputation Ihres Inſtituts dazu veranlaßt. Doch Sie haben keinen Grund hieran zu zweifeln. — Ich finde in Nr. 291 eine Recenſion von Beckers Erholungen. Tauſend gegen eins wollte ich wetten, daß dieſes Buch dem Recenſenten nicht aufgetragen worden ſei, ſondern daß er es ſelbſt gewählt, oder vielmehr durch eine freundſchaftliche Zudringlichkeit des Herausgebers genöthigt, übernommen habe. Ich fürchte, daß dieſer Fall ſehr oft vorkömmt. Nun mag man den Recenſenten ſo ehrlich annehmen als man will, ſo kann es nicht fehlen, daß etwas Menſchliches unterläuft. Hieraus aber entſteht eine ungleiche und in der That unbillige Austheilung von Lob und Tadel, die den letztern höchſt empfindlich macht. — Dieſe Erholungen z. B. ſind eine höchſt ermüdende Lectüre, was man aber nach dieſer Recenſion nicht glauben ſollte. Wenn nun eine Zeitſchrift von ähnlichem Werthe nach Verdienſt und ohne perſönliche Rückſichten beurtheilt wird, ſo iſt des letztern Urtheil im Vergleich mit jenem unbillig. — Ferner müßten mich alle kritiſchen Gründe trügen, oder der Recenſent iſt ſelbſt einer der Mitarbeiter an den Erhohlungen. Er hätte alſo ſeiner Pflicht gemäß, die Recenſion, auch wenn ſie ihm aufgetragen worden wäre, nicht übernehmen ſollen. Daß er ſeine eignen Beiträge berühret und nicht beurtheilt hat, macht die Sache noch nicht gut. Dafür hat er gefliſſentlich die Mängel in den übrigen verſteckt. Es iſt weder ſeiner ſonſtigen Sitte, noch ſeiner Pflicht gemäß, Auszüge ſtatt Urtheile zu geben. Was läßt ſich groß aus dem Inhalte einer Erzählung, einer poetiſchen Epiſtel abnehmen? Wie übel würden die meiſten von dieſen Arbeiten weggekommen ſein, wenn ſie nicht in einem von dem Recenſenten begünſtigten Journal ſtänden?

Die Parteilichkeit ſieht auf allen Ecken hervor. Während Klamer Schmids Verſification gerühmt wird, heißt es von Manſo, er habe Anlage zu einer leichten Verſification, und zwar bei Gelegenheit einer Ueberſetzung der Elemente von Bergner, die ſo vortrefflich verſificirt ſind, daß ſie bei weitem zu den beſten poetiſchen Arbeiten in den Erholungen gehören. Aber unglücklicher Weiſe bildet ſich der Recenſent ein, von Manſo beleidigt zu ſein. Er glaubt, daß dieſer in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften — der er deßhalb, ſammt allen ihren Verfaſſern ſeit ihrer Entſtehung bis auf den heutigen Tag, allen Geiſt rund abgeſprochen hat (S. die Horen) — ein kleines Gedicht an Bürger, da dieſer von der Schillerſchen Recenſion wund war, recenſirt habe. Nun iſt in der That dieſes Gedichtchen in Gedanken und Ausdruck ſo ſchlecht, daß ich nicht begreifen kann, wie man den Tadel deſſelben noch nach Jahren nicht verwinden kann. Ueberdem ſind andre Produkte deſſelben Dichters in der Bibliothek mit Ehren erwähnt und gelobt werden. — Aus jener Quelle der beleidigten Eitelkeit fließen nun jene wiederholten herabwürdigenden

Angriffe auf Manſo, deſſen Fehler ich auch kenne, ohne mich doch überzeugen zu können, daß er die Verachtung der Schilleriſchen Partei verdiene. Hätte er es nicht durch Freimüthigkeit mit dieſer verdorben, ſo würde es von ihm, wie von Tiedgens wäßrigen Verſen heißen, es ſei viel Vortreffliches darinne, und man bedauere nur, daß der Aufmerkſamkeit des Herrn Verfaſſers einige matte Zeilen entſchlüpft wären. Ich bitte Sie, theuerſter Freund, leſen Sie dieſe Ueberſetzung in den Erholungen II. Theil, und urtheilen Sie, ob man ſagen könne, der Bearbeiter habe Anlagen zu einer guten Verſifikation! — Verzeihen Sie mir meine Wärme. Aber ſeit einem halben Jahre ſchlägt von Jena und Weimar aus Alles auf den armen Manſo los, als ob er der elendeſte Stümper wäre. Und warum? Weil er über die Herren geſprochen hat, wie er denkt.

Gotha, 4. Juni 1800.

— Verdrießlich ſind dieſe Händel immer. Kein Krieg wird ohne einigen Verluſt der ſiegreichen Partei geführt, und — eſt genus malevolorum, das aus allem, was die Allg. Litt. betrifft, ein taugliches Gift ſaugt, oder es wenigſtens mit heimtückiſcher Schadenfreude ſieht, wenn ſie bisweilen genöthigt iſt, ſo wie in dieſem Falle, mit Apoſtaten zu kämpfen und gleichſam gegen ihre eignen Eingeweide zu wüthen. — So eben fällt mir Beygangs Nänie im Litt. Anz. in die Hände. Wenn die Seife, die der Mann verſpricht, nicht beſſer ausfällt, als die Einfälle die er giebt, ſo wird ſeine Siederei nicht lange im Gange bleiben. Man ſagt hier, daß das monstrum velox — eigentlich nur eine Art von elektriſchem cerf volant der Bücher für das Beygangiſche Inſtitut anziehen ſoll — aus Höpfners Händen ausfliegt. In dieſem Falle iſt es immer gut, daß nur der Titel lateiniſch iſt. — Daß aber ein B.... — omen et nomen habet — an der Allg. Litt. Zeit. zum Ritter werden will, iſt ein Zeichen der Zeit.

Gotha, 19. Aug. 1800.

— Ich bin Ihnen noch den Dank für das angenehme Geſchenk ſchuldig, daß Sie mir mit Ihrem Aeſchylus gemacht haben. Ich kann Ihnen nur ein unbedeutendes Gegengeſchenk anbieten, χάλκεα χρυσείων. Es wird einigen Werth mehr bekommen, wenn Sie es mit Güte und Nachſicht aufnehmen. — Der Vater der Tragödie nähert ſich mit ſtarken Schritten der Vollkommenheit. Wie viel lesbarer iſt nun ſchon dieſe Ausgabe, als die erſtere, und wenn man ſie nun gar mit Stanlei vergleicht! — Wenn man von dem Verfall der alten Litteratur in Vergleichung mit den vergangenen Zeiten ſpricht, ſo darf man nur, ſtatt aller Widerlegungen, auf die griechiſchen Tragiker hinweiſen. Ich denke, wir ſind ein gutes Stück Wegs vorwärts gekommen. — Dem braven Caillard werden Sie durch die Zueignung eine große Freude gemacht haben. Er ſprach immer mit der größten Hochachtung von Ihren Arbeiten, und erwähnt ihrer oft in ſeinen Briefen.

Gotha, 14. Dec. 1800.

Eine Recenſion eines bedeutenden Werkes für die erſten Blätter von 1801 zu liefern, iſt mir jetzt, bei allem guten Willen, unmöglich. Ich habe mich anheiſchig gemacht, das nächſte Stück des Attiſchen Muſeums allein auszufüllen; und da mir hierzu nur eine äußerſt kurze Friſt beſtimmt iſt, ſo muß ich alle Segel aufſpannen. Ich habe auf dieſe Weiſe die Ehre, beſagtes Muſeum zu Grabe zu läuten; denn das nächſte Stück wird auch das letzte ſeyn; und es kommt nur darauf an, daß es mit einigem Anſtand geſchieht.

Gotha, 26. Sept. 1803.

Die wichtige Sache Ihrer Orts-Veränderung iſt nun entſchieden. Ich wünſche Ihnen herzlich alles Glück und alle Zufriedenheit dabei. Aber wie verdrießlich, wie peinlich mag jetzt der Uebergang ſein, wie erſchwert durch ſo manche Verhältniſſe und Schikanen! Für den Vortheil, den Sie der Univerſität durch Ihr Inſtitut gebracht haben, ernten Sie jetzt Zorn und Undank. Und warum? Weil Sie ſich nicht für die Univerſität aufopfern wollen, die mit Ihrem Inſtitut in gar keinem Zuſammenhange ſteht. Daß dem nicht ſo ſei, ſucht man zwar das Publikum zu bereden, und es giebt Leute, die unwiſſend genug in der Geſchichte der Litteratur ſind, um ſich einzubilden, Sie wären in Jena angeſtellt worden, um die Zeitung dort zu redigiren, gleichſam als Verwalter eines Univerſitäts-Gutes. Dieſe Vorſtellung, in der nicht der geſunde Menſchenverſtand iſt, findet doch Eingang in vielen Köpfen, und ich glaube, daß Sie nicht lange mehr zögern dürfen, eine noch deutlichere und kräftigere Erklärung ausgehen zu laſſen, die den Wahn zerſtöre, als ob die neu-patentirte Zeitung die ächte Fortſetzung der Allg. Litt. Zeit. ſei, die doch ganz und gar Ihr Eigenthum iſt, und Ihnen ohne die gröbſte Verletzung alles Eigenthumsrechtes nicht entriſſen werden kann. Wie erwünſcht wäre es jetzt, wenn Ihre Zeitung privilegirt wäre!

Gotha, 1. Jan. 1804.

Ich kann das neue Jahr unter keinen beſſern Auſpizien anfangen, als indem ich einige Zeilen an Sie mit herzlichen Glückwünſchen abgehen laſſe. Sie ſind nun in Halle wahrſcheinlich vollkommen eingerichtet, oder doch ein großer Theil der Beſchwerlichkeiten iſt überſtanden, die ein ſolcher Umzug mit ſich führt. Möchten Sie doch Alles zu ihrer Zufriedenheit gefunden haben, und möchten Ihnen in Halle eben ſo glückliche Tage als in Jena aufgehen! Dieſen Brief begleitet eine Recenſion des Athenäus, der ich Ihren Beifall wünſche. Ob Schweighäuſer damit zufrieden ſein werde, weiß ich nicht; aber ich habe mich bemüht, die größte Schonung zu zeigen. Der ehrliche Mann verſteht von der Metrik und dem Atticismus faſt nichts, daher er eine Menge Fehler gemacht hat, die ich nicht mit Stillſchweigen übergehen konnte; aber ich habe ſie meiſtentheils nur auf eine indirekte Weiſe gerügt. Ich muß hierbei eine Bitte thun. In der Leipz. Litt. Zeit. vom Jahre 1802 und 1803 ſind einige Bände des Athenäus von Fiorillo recenſirt; dieſe Recenſion habe ich nicht vergleichen können, und es wäre daher möglich, daß einige meiner Conjecturen ſchon anticipirt wären. Hätten Sie wohl die Güte, eine Vergleichung anzuſtellen? Der Fall wäre doch möglich, und es wäre mir nichts unangenehmer, als bei dem unverſchämteſten aller Plagiarien in den Verdacht eines Plagiats zu kommen.

Gotha, 17. Jan. 1805.

Ich eile, mein theuerſter Freund, Ihnen für das Geſchenk zu danken, das Sie mir mit Ihrem Cicero gemacht haben. Sie können überzeugt ſein, daß es mir um ſeines innern Werthes willen, und als ein Zeichen Ihres Wohlwollens und Ihrer Freundſchaft außerordentlich angenehm iſt. —

Daß Sie mit meinen Beiträgen zum Athenäus ſo wohl zufrieden ſind, macht mir große Freude. Aber wiſſen Sie wohl, daß es mir mit dieſer Recenſion gegangen iſt, wie der τοῖς ἔργοις καὶ τὴν ψυχὴν προσέθηκα! Ich war ſo erſeſſen darauf, daß ich eine ganze Reihe von Abenden nicht mit meiner Familie aß, ſondern auf meinem Zimmer mit Thee ſoupirte, um ungeſtört bis um Mitternacht emendiren zu können. Da ich nun mit der Recenſion fertig war, war ich auch mit mir fertig, und mußte 14 Tage das Zimmer hüten, um mir wieder aufzuhelfen. Sie werden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie mir zwei Abdrücke dieſer Recenſion zukommen laſſen, einen für mich und einen für Schweighäuſer. Wollten Sie dieſen auch ein Exemplar der beiden vorhergehenden Miſſus über den Athenäus zufügen, und die Recenſion über den Heliodor, ſo würde mir dieſes doppelt angenehm ſein. An der jetzt eingegangenen gothaiſchen Zeitung habe ich in den letzten Jahren einen ſo geringen Antheil genommen, daß mir auch die Mitarbeiter faſt unbekannt ſind. Der fleißigſte war bei weitem unſer Rath Lenz, und außer ihm Hofrath Diez, in Bützow denk' ich. Die einheimiſchen Mitarbeiter ſind ſchon alle mit Ihnen in Verbindung, und von den auswärtigen iſt mir ſonſt keiner bekannt, einen Legations-Rath v. Struve in Stuttgard ausgenommen, der bisweilen etwas im diplomatiſchen Fache geliefert hat.

Voſſen's Zeitmeſſer kann ich nicht zur Recenſion übernehmen; ich bin mit dem Gegenſtande nicht bekannt genug, um es einem zu Dank zu machen, der ſich Zeit ſeines Lebens damit beſchäftigt hat. Unſer Theater iſt nicht viel. Es war nur eine augenblickliche Reſſource für die Herzogin, die vor langer Weile ſtirbt, und es auch dahin brachte, daß der Truppe das Theater im Schloſſe eingeräumt wurde. Ein Hoftheater iſt es darum nicht; denn der Hof giebt nichts dazu. Mein Prolog iſt ebenfalls nicht viel. Er mußte in größter Eile geſchrieben werden, und zwar auch durchaus nur ein ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα. Doch will ich ihn noch einmal anſehn, und Ihnen vielleicht einige Stellen daraus mittheilen. Unter meinen recensendis befindet ſich noch ein Stoß Erholungen von Becker, die mich allemal gähnen machen, ſo oft ich ſie anſehe. Ich glaube ſchwerlich, daß ich mich je entſchließen werde, ſie im Detail anzuzeigen. Sollte dies auch nöthig ſein bei einer Zeitſchrift, die ſich immer in demſelben Kreiſe und in derſelben Sphäre hält, in welcher Erzählungen mit

Gedichten, Gedichte mit Erzählungen abwechſeln? Iſt es nicht genug, die Fortſetzung anzuzeigen, und allenfalls auf das, was hervorſticht, aufmerkſam zu machen? Schneider's Recenſion meiner Anmerkungen zum Aelian iſt mir nicht entgangen. Sie hat mir viele Freude gemacht, um deſto mehr, da es die erſte, mir bekannte Recenſion von ihm iſt, die gar nichts bitteres enthält. Ich geſtehe Ihnen, daß ich um ſo weniger darauf gefaßt war, da er mir auf dieſe Epistol. crit. mit keiner Zeile geantwortet hat, woraus ich anfing zu ſchließen, daß ſie ihm nicht angenehm geweſen, oder ſeiner nicht würdig geſchienen hätte.

Gotha, 9. Nov. 1806.

»Da ich höre, daß die Poſt von Halle wieder ankommt, ſo zögere ich keinen Augenblick, Ihnen zu ſchreiben und Sie um einige Worte Nachricht von ſich zu bitten. Seit der Schlacht, welche an den Thoren von Halle verloren worden, und ſelbſt in der Mitte der Stadt, hat meine Unruhe nicht aufgehört; ich habe mir alle Schreckniſſe dieſes Tages vor Augen geſtellt, und die möglichen Gefahren, denen meine Halliſchen Freunde und Bekannte haben ausgeſetzt ſein können. Und noch iſt meine Ungewißheit eben ſo groß, als in den erſten Tagen. Ich habe es gleich im Anfange verſucht, an einen jungen Menſchen zu ſchreiben, der bei Ihnen ſtudirt und den ich ſehr liebe; aber ich habe keine Antwort bekommen. Wahrſcheinlich iſt er auch entlaſſen, wie andere. Schreiben Sie mir, mein theuerſter Freund, nur mit einigen Worten, ſchreiben Sie mir, wie es Ihnen ergangen iſt, wie den Ihrigen; ob Niemeier, ob Vater, ob Wolf gelitten haben? Alles dieſes liegt mir ungemein am Herzen. Es iſt dieſes einer von den Punkten, auf die ſich, bei der unendlichen Menge von Elend, meine Augen am öfterſten heften. Was für Zeiten! Was für Ausſichten! Werden wir jemals wieder Frieden, Ruhe und Sicherheit genießen? Manchmal ſcheint es mir unglaublich. Ich greife an meinen Kopf, und auch wenn ich ihn ergreife, bin ich noch ungewiß, ob alles wahr, oder ob es ein Traum iſt. — Hier ſind wir bis jetzt noch überglücklich geweſen; wir haben blos für unſere fernen Freunde zu trauern. Die Gegenwart unſers Herzogs hat uns viele Beſorgniſſe erſpart. Der Churfürſt von Heſſen iſt von Kaſſel weg; niemand weiß wohin. Der Erbprinz von Weimar iſt nach Weimar zurückgekehrt. Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich allen den Ihrigen. Auch Herr Profeſſor Kries bittet mich, Sie ſeines innigſten Antheils zu verſichern.

Gotha, 6. Mai. 1807.

Tauſend Dank, mein theuerſter und vielverehrter Freund, für Ihren liebevollen und reichhaltigen Brief! Wenn es mir von der einen Seite unendlich angenehm iſt, zu ſehen, daß meine Beſorgniſſe ohne Grund geweſen ſind, ſo iſt es mir auf der andern auch nicht unangenehm, ſie einen Augenblick gehegt zu haben. Sie haben mir einen liebenswürdigen Brief eingetragen, und mir dadurch Beruhigung über mancherlei Dinge verſchafft. Dem Himmel ſei Dank, daß in allen dem Ungemach Ihre Gleichmuth und ſelbſt Ihre gute Laune aushält: Dinge, mit denen man endlich über die Uebel des Lebens Herr wird. Ueber die Anwendung der diätetiſchen Regel des Akumenos habe ich herzlich gelacht.

Was auch die κακὴ μοῖρα, dieſes δῶρον ἄδωρον eines von alten Zeiten her an Räubern fruchtbaren Landes, auch über uns verhängen mag; ſo wollen wir ihm zum Trotz glücklicher ſein als er ſelbſt. Als das Unglück über Deutſchland herein brach, warf ich mich in das Alterthum; und nachdem ich mich nur entſchloſſen hatte, das Mittel zu brauchen, ſo war auch die Wirkung ſicher und erwünſcht. Die Tyrannei und das Unglück kann uns unſer Vaterland entreißen, aber aus dem Lande der Humanität, wo wir uns anzuſiedeln geſucht haben, wird uns ſo leicht niemand vertreiben. Und gewiß, es giebt in Deutſchland viele Menſchen, welche auf dieſe Weiſe die Beſtrebungen des Despotismus vereiteln, und eine myſtiſche, ſtille und ruhige Republik bilden, in welcher alle köſtlichen Pflanzen der alten und neuen Zeit, und keines ihrer giftigen Unkräuter wächſt. Wenn alles zu Grunde geht, wenn es in dem Buche des Schickſals geſchrieben iſt, daß Ein gewaltiger Wille auf Erden regiere, und alle Völker vor dieſem Ariman, dieſem Σέβαστος δεσπότης die Knie beugen ſollen, und wenn dann alles Große, Eigenthümliche, Feſte und Kraftvolle aus dem Leben der Unterdrückten gewichen ſcheint, ſo will ich mich doch mit dem Gedanken tröſten, daß der Saame der Menſchheit unvertilgbar iſt, und daß er in dem dunkeln, unbeſonnten Winkel ſchlummert, bis ihm ein günſtiger Sonnenſtrahl fröhliche Keime entlockt. Wenn aber auch die Zukunft gar keine

Hoffnung mehr darböte, ſo bleibt doch die Vergangenheit übrig, in der man Troſt und Stärkung ſuchen kann. Iſt dieſe nicht ein ſichrer Beſitz? Wer kann Hand daran legen? Wer kann ihn veralten? Wir haben Moſen und die Propheten; wir haben die Alten, und ſonach ein unvergängliches, immer friſches, immer großes Heldenleben vor unſern Augen.

Schlichtegroll geht nun doch. Man fand keine Mittel, ihn auf ſeinem Poſten zu halten, an den er, in dem Glanz von München, gewiß oft mit Wehmuth zurück denken wird. Es iſt doch nicht alles Gold, was glänzt. Es iſt ihm nicht zu verdenken, daß er das Anerbieten benutzt; er war faſt genöthigt, es zu thun. Aber ich für meine Perſon möchte doch ſeinen künftigen Poſten um keinen Preis.

Sie vermuthen, daß wir hier ſchlecht wirthſchaften. Leider! aber von ſolchen Dingen zu ſchreiben, iſt zu weitläuftig. Sollt' ich Sie einmal ſehn — —

Dieß erinnert mich an Ihre freundſchaftliche Einladung. Wollte Gott, ich könnte ihr folgen; aber ich zweifle daran. Tauſend Schwierigkeiten erheben ſich, wenn ich dieſes angenehme Projekt in Gedanken verfolge. Doch vielleicht keine unüberwindlichen. In der That, ich ſehne mich darnach, einige Tage mit Ihnen zu leben, nach ſo langer Zeit.

Für die gütige Mittheilung des Briefes von Wolf danke ich Ihnen vielmals. Die Gefahr iſt ihm doch nah genug geweſen. Als das Unglück geſchah, dachte ich immer an ihn, und fürchtete in jeder Zeitung ſeinen Namen zu finden. Wenn aber einmal ein Philolog ein Opfer werden ſollte, ſo war es doch beſſer, daß es Luzac traf.

Die Ränke und Kniffe gewiſſer Leute überraſchen mich gar nicht mehr. Man kommt endlich zu Allem, wenn man im Kopfe den Durſt unbändiger Eitelkeit, in den Händen ein unerträgliches Jucken nach Geld, unter dem Diaphragma die bekannten Lüſte, und über demſelben einen Stein hat.

Der Fortſetzung Ihrer Ciceronianiſchen Studien ſeh' ich mit großem Verlangen entgegen.

Leben Sie wohl. Empfehlen Sie mich und die Meinigen Ihrem ganzen Hauſe. Der Himmel erhalte Sie geſund! Von Herzen der Ihrige ꝛc.

Gotha, 10. Aug. 1807.

Tauſend Dank, mein theuerſter Freund, für Ihren theilnehmenden, wohlwollenden Brief und Ihr zärtliches Intereſſe an meinen Schickſalen. Mit Dankbarkeit nehm' ich es an, obſchon die Sache noch nicht ſo weit iſt, als Sie zu glauben ſcheinen. Allerdings werden mir in München ſehr annehmliche Vorſchläge gethan; aber Sie wiſſen, daß es mir viel koſtet, mobil zu werden, und ich würde mich wahrſcheinlich auf gar nichts eingelaſſen haben.... Kommt indeſſen die Sache nicht ſo gut zu Stande, wie ich will und denke, ſo bleibe ich recht gern in meiner Lage und erwarte mein weiteres Loos mit Geduld und Reſignation. Es giebt Würdigere, die dort mit größerem Erfolge angeſtellt werden können, und denen eine Veränderung ihrer Lage vielleicht angenehmer und erwünſchter iſt als mir. — Bei dem Frieden in Tilſit iſt Halle mein erſter Gedanke geweſen. Freilich wäre der König von Preußen verpflichtet, ſich ſeiner unſchuldigerweiſe verlaſſenen Diener anzunehmen; aber wird er können? Kann man etwas unglücklicheres denken, als das Schickſal dieſer armen Stadt, und der noch beklagenswertheren Univerſität, die ſo lange ſtiefmütterlich behandelt, nun gerade zerſtört wird, da die Regierung ihr einen größern Wohlſtand zugeſichert hatte! — Keine größere Freude könnte ich mir denken, als wenn Sie mit der Allg. Litt. Zeit. nach München verſetzt würden, und wir ſo per varios casus an Einem Orte zuſammenträfen. Halten Sie ja dieſen Gedanken feſt, wenn die Ausſichten in Preußen ſcheitern. Was wird Wolf anfangen? Hat er Ausſichten in Berlin? Gereut es ihm nicht jetzt, den Ruf nach Baiern nicht angenommen zu haben? Wäre es nicht noch Zeit? Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß, wenn er den Platz an der Akademie noch zu haben wünſchte, er ihn bekommen müßte, nicht ich. Auch hier muß die naenia puerorum gelten, regnum quae recte facientibus esset, das verſteht ſich von ſelbſt. Die recte facientes aber ſind hier ii qui sapiunt, die Wolfii, Schützii et siqui horum sunt similes. — Mein Gemüth iſt in dieſer ganzen Sache ziemlich ruhig. Wie auch die Looſe fallen mögen, ich erwarte den Ausgang mit Reſignation. — Ich bin in dieſen Tagen auf einige Stellen im Livius geſtoßen, die ich nicht ohne Erfolg verbeſſert zu haben glaube. Sie erlauben mir, Ihnen meine Einfälle mitzutheilen, als dem zuverläſſigſten Richter und einem eifrigen Verehrer ſolcher Spiele. Die eine iſt XXXI. 7: Ne aequaveritis Hannibali Philippum, ne Carthaginiensibus Macedonas; Pyrrho certe aequabitis: dico, quantum vir viro, vel gens genti praestat. Ich leſe: Pyrrho certe aequabitis. Aequabitis diest Quantum.... praestat! Durch dieſe Wiederholung iſt der Sinn vollkommen hergeſtellt. Die andere iſt XXXII. 21: Achaei portus et dant fiduciam postulantibus et demunt. Niemand hat dieſe Worte erklären können. Aber man leſe nur Achaei $\overline{\text{po}}$. $\overline{\text{rius}}$. d. h. populi rationes, ſo iſt die Sache klar: die Lage des achäiſchen Bundes flößt Dreiſtigkeit ein. Endlich XXXII. 32: par omnibus periculum est, qui cum hoste ad colloquium congrediuntur ut nulla fides sit. Andere ut in nullo fides sit. Ich leſe: ut intuta fides sit. — Wenn die Lydier den Hunger beim Bretſpiel vergeſſen, iſt es wohl ſo unrecht, bei dieſen kritiſchen Spielen die Calamitäten der Zeit zu vergeſſen?

Gotha, 15. Oktober 1807.

»Noch ein Wort, mein theuerſter und vielverehrter Freund, ehe ich aus unſerm geliebten Thüringen ſcheide, wo ich unter ſo vielen andern trefflichen Menſchen, auch Ihre Freundſchaft gewonnen habe. Mit ſchwerem, beklemmenem Herzen ſcheide ich von dannen in das unbekannte Land, zu einem fremden Stamme; tauſend Banden werden zerriſſen, die Gewohnheit, Verwandtſchaft, freundſchaftliche Neigungen und Dienſtverhältniſſe geknüpft haben; vieles, vieles, was ich liebte, auch die todte Natur, auch die blauen Gebirge unſers Waldes, die ſtillen Thäler, die fruchtbaren Auen, wo ſo viele wehmüthige Erinnerungen meiner Jugend ſchlummern, an die ich meine beſſere Zeit anknüpfte — alles das bleibt zurück, und es iſt mir, als ob ich meine Paradieſe mit einem Tomi vertauſchen ſollte. Was mich allein hierbei tröſtet, iſt, daß mich meine Freunde auch in der Ferne noch ein wenig in ihrem Herzen bewahren werden, wie ich ſie in dem meinigen ewig trage. Auch von Ihnen hege ich dieſe Hoffnung. Gewiß werden Sie mir auch künftig zuweilen ein Zeichen Ihres Wohlwollens geben, und die Beweiſe meines Andenkens wie bisher mit Freundſchaft annehmen. — Noch immer halte ich den angenehmen Gedanken feſt, Sie in jenen Gegenden einheimiſch werden zu ſehn. Es iſt mir ein Troſt und eine Freude, dieſe Möglichkeit zu denken, und ich habe jetzt der Tröſtungen ſo ſehr nöthig. — Leben Sie wohl, mein beſter und theuerſter Freund! Der Himmel entſcheide Ihr Loos, wie es Ihnen das wünſchenswertheſte iſt; aber wohin er Sie auch führen mag, erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft und Liebe. Die meinige bleibt Ihnen in allen Verhältniſſen gleich.

München, 5. März 1808.

Mein theuerſter Freund. Sie ſind mir durch ein Zeichen Ihres gütigen, freundſchaftlichen Andenkens zuvorgekommen. Ich danke Ihnen dafür. Die bekannten Laute meiner nordiſchen Freunde ſind mir erquickend, wie Träume von fröhlichen Kinderjahren, von Gärten und Wieſen, den Spiel- und Tummelplätzen einer harmloſen Jugend. — Die Unruhe meiner erſten Einrichtung iſt vorüber, und ich fange an, mich zu orientiren. Der Eintritt war nicht ganz erfreulich. Meine Frau wurde auf der Reiſe krank, und kam ſehr geſchwächt hier an. Indeß war mein Empfang von alten und neuen Freunden vortrefflich. Wenn ich Ihnen ſage, daß ich mich nach 4 Monaten noch nicht recht einheimiſch fühle, ſo werden Sie das nicht wunderbar finden. Das Gegentheil wäre es mehr. Der Banden, die ich in meinem Vaterlande losreißen mußte, waren zu viel; und mehrere waren durch lange Gewohnheit allzufeſt an mein Herz gewachſen. Hier kam ich in eine fremde Welt. Der Unterſchied des katholiſchen und proteſtantiſchen Deutſchlands iſt weit größer, als man in der Ferne zu glauben geneigt iſt. — Die litterariſche Regſamkeit iſt, in Vergleichung mit dem, was wir in unſern Gegenden kennen, ſchwach. Es ſind große Uebel in der Einrichtung der Studien, die den Geiſt der Nation niederhalten; und es iſt ſchwer, auf ihre Abſtellung zu rechnen, da ſie ſo tief in die ganze Disciplin verwachſen ſind. Indeſſen darf man nicht verzweifeln. Der Wille der Regierung iſt vortrefflich. Sie unterſtützt mit Eifer alle wiſſenſchaftlichen Anſtalten, und bei allem böſen Willen, der ſich in einzelnen Subjekten zeigt — oft wo man es am wenigſten erwartet hätte — geht denn doch vieles vorwärts. Freilich iſt jetzt der Partheigeiſt heftig erregt, und die Lage der Fremden iſt bei der Animoſität der patriotiſchen Baiern nicht gerade die glücklichſte. Wir leben daher größtentheils untereinander, in einem angenehmen Zirkel, ohne ſie ängſtlich aufzuſuchen. Vielleicht ſiegt am Ende doch der gute Wille und die reine, von Intriguen freie Abſicht über das Vorurtheil ob. Das humaniſtiſche Studium liegt ſehr darnieder, und die Achtung dafür iſt in der Wurzel angegriffen. Doch iſt in jungen Gemüthern der Sinn dafür nicht ganz erloſchen, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, einiges Leben in dieſen Zweig der Studien zu bringen. Aber dabei muß man Geduld haben. Die ganz unerwartete Wiederherſtellung von Halle hat mir große Freude gemacht, ob ich mir ſchon denken kann, daß für's erſte dem Scheintode der Univerſität auch nur ein Scheinleben folgen wird. Wahrſcheinlich bleiben Sie nun mit der Litt. Zeitung in Halle. Möchte der Himmel bald beſſere Zeiten herbeiführen, und Sie dann reichlich für jeden Verluſt und Verdruß entſchädigen.

Gotha, 12. Januar 1811.

Haben Sie vielen Dank, mein Theuerſter, für das freundſchaftliche Andenken, womit Sie mich nach meiner Rückkehr zu den vaterländiſchen Penaten begrüßt haben. Schon bin ich in ihnen wieder ziemlich einheimiſch geworden. Ich vergeſſe allmählig die mannichfaltigen Reize von München und ſeine zahlreichen litterariſchen Schätze, und baue mich, ſo gut es gehn will, in dem engen Bezirke an, wo ich das kleinere Gut wenigſtens unbeneidet und in Sicherheit genießen kann. Allerdings zwar, denke ich mit Wehmuth und Sehnſucht an die zurückgelaſſenen Freunde — an meinen alten Jacobi insbeſondere, dem ich mit ganzer Seele ergeben war, ſo wie auch er mich mit faſt väterlicher Zärtlichkeit liebte, — und an das Schlichtegrolliſche Haus, an das ich ſo viele Jahre hindurch mit freundſchaftlichen Banden geknüpft war — und an mehrere and're, mit denen ich dort in dem angenehmſten Vereine lebte; ſo daß auch, als es zum Abſchied kam, mir der Muth faſt ſank, und ich mich ſelbſt anklagte, allzuraſch dem augenblicklichen Unmuth gewichen zu ſein. Doch war es nicht ſo. Die Gründe die mich beſtimmten, waren ſtark genug; und ich bin noch jetzt überzeugt, daß, wenn ich auch mir ſelbſt Schaden gethan, die gute Sache dort durch mein feſtes Beharren gewonnen hat. Ich bin übrigens in Rückſicht auf die Regierung in allem Guten, und mit Ehren abgezogen. Der König wiederholte öfters, daß er mich ungern verlöre, und als ich bei ihm Abſchied nahm ſagte er: „Wenn es Ihnen in Gotha nicht mehr gefällt, ſo kommen Sie zurück; meine Arme ſollen Ihnen immer offen ſtehen." Vorher hatte mir Graf Mongelas alle möglichen Anerbietungen gethan, und es ſtand bei mir, Bedingungen vorzuſchlagen. Ich war aber allzuſehr überzeugt, daß für mich — nach Allem was vorgegangen, — kein Heil in München zu finden ſei, daß ich, wenn ſchon mit Schmerzen, den lockenden Verheißungen der Obern, dem Zureden meiner Freunde, dem Anliegen ſelbſt mancher wackern Baiern (Weſtenrieders z. B.) Widerſtand that. Ich hoffe keine Thorheit begangen zu haben. Es iſt beſſer, daß man in München mein Weggehn, als daß man mein Bleiben tadelt. — Die letzten Wochen meines dortigen Aufenthaltes wurden durch die Bemühungen des unermüdlichen Aretin ziemlich ſtürmiſch gemacht. Einiges haben Sie aus den Zeitungen geſehn; aber was in das Publicum kommen kann, iſt immer nur ein kleiner Theil, ein Echantillon der rabies Aretiniana, die in den letzten Zeiten immer im Steigen war. In der Mitte Oktober ließ er dem Präſidenten durch einen gemeinſchaftlichen Freund eine mündliche Unterhandlung antragen; Jacobi nahm ſie in ſeinem Hauſe an; hier erbot ſich Aretin ſein beſter Freund zu werden, und ihm alle mögliche Popularität zu verſchaffen; ſie könnten wohl beide gefehlt haben, ſagte er, u. d. gl. Um nun die Sache beizulegen, ſolle Jacobi beim König vermitteln, daß er (Aretin) das Comandeur-Kreuz mit einer Dotation bekäme, Jacobi könne ſich das Groskreuz mit einer größern Dotation ausbedingen. Sie können denken, wie dieſer Vorſchlag — der eine ſehr liſtige Falle war — aufgenommen wurde! Nachdem noch einige Billets gewechſelt worden, in denen Jakobi erklärte, es könne überhaupt von keiner Ausſöhnung, nur von Herſtellung eines decenten Verhältniſſes die Rede ſein, zerſchlug ſich die ganze Verhandlung; und alles blieb im statu quo, nur Aretins Zorn nicht, der ganz natürlich heftiger entbrennen mußte, da er ſeine Liſt mißlungen ſah. Mich fiel er zuerſt an, und verlangte, da ich die baierſchen Staaten verlaſſe, eine Bürgſchaft, und ließ mir Stadtarreſt auflegen; und um ſein Geſuch noch beſſer zu begründen, nahm er mich als Verfaſſer der Schrift „über Sinn und Abſicht" einiger Stellen der Flugſchrift: „die Pläne Napoleons und ſeiner Gegner" in Klage. Das tollſte von allem aber war die, in dem hamburger Correſpondenten erwähnte zweite Klage. Sie kennen den Hardtſchen, von Aretin edirten Catalogus Mscpt. graecorum, der zuerſt Stückweis in Aretins Beiträgen zur Litteratur erſchien, und von den lächerlichſten Schnitzern wimmelt. Die Reviſion dieſes Werkes war mir von der Akademie aufgetragen; ich hatte in mein Hand-Exemplar eine Menge Bemerkungen und Correctionen an den Rand eingetragen; andere lagen in meinen Papieren. Während der letzten Wochen meines Aufenthaltes in München erhielt ich Erlaubniß, meine Arbeit auf der Bibliothek ſelbſt redigiren zu dürfen. Hier lag mein Exemplar des Katalogs auf dem Tiſch, unter vielen andern Büchern; und als ich die Arbeit etwa 4 Wochen betrieben hatte, war dieſes Exemplar mit einem Mal verſchwunden, und trotz aller Nachfragen nicht wieder zu finden. Ich zeigte dieſen Vorfall zuerſt dem Präſidenten der Akademie, und dann, als ich meinen Bericht über die ganze Arbeit und meine Supplemente zu dem Kataloge vorlegte, der Bibliotheks-Adminiſtration hiſtoriſch an — von welcher Aretin auch ein Mitglied iſt — ohne doch gegen irgend jemanden einen Verdacht zu äußern. In meinem Berichte aber war Aretin allerdings als Herausgeber und Redakteur des in allen ſeinen Theilen höchſt fehlerhaften Katalogs heftig angegriffen, da ich durchaus keinen Grund ſah, einen Mann zu ſchonen, der mich und meine Freunde auf Tod und Leben angegriffen, und mich gerade in derſelben Zeit unter die Surveillance der Polizei geſtellt hatte. In der nächſten Sitzung ſuchte er ſich zu rechtfertigen, indem er unter andern ſagte: „die Einrichtung jenes Katalogs tadeln, ſei ein Vergehen gegen die höchſte Stelle, als welche dieſelbe genehmigt hätte," worauf ich erwiederte, dieſes ſei eine Art Streit zu führen, der ſich jeder rechtliche Mann, und vornehmlich jeder Akademiker aus allen Kräften entgegenſtellen müßte. Was denn aus der Freiheit der Deliberationen werden ſolle, wenn man nicht einmal über die Einrichtung eines Katalogs ſprechen dürfe, ohne für einen ungehorſamen und aufrühreriſchen Bürger erklärt zu werden? In Betreff des von mir angezeigten Diebſtahls forderte er, ich ſolle entweder anzeigen, auf wen ich Verdacht hätte; oder eine Ehrenerklärung gegen das ganze Bibliotheks-Perſonal zum Protokoll abgeben. — Ich ſchlug natürlich das eine, wie das andere ab. Nun trat Aretin im Namen des Bibliothek-Perſonals mit einer Injurienklage auf, in welcher er die Vermuthung aufſtellte, ich könne ja die vermißten Bände ſelbſt bei Seite geſchafft haben, um auf die Employés der Bibliothek den Verdacht eines Diebſtahls fallen zu laſſen!! Dieſe Klage wurde von dem Stadtgerichte als unſtatthaft abgewieſen, nachdem der König ihm hatte andeuten laſſen, er verlange ausdrücklich, daß meiner Abreiſe keine Hinderniſſe in den Weg gelegt würden; er ſtehe für mich ein. — Zugleich ward nun auch mein Stadt-Arreſt aufgehoben. Indeſſen bin ich doch noch mit 1000 Fl. in München wegen der andern, noch immer anhängigen Injurien-Proceſſe verbürgt. Dieſes iſt die Geſchichte meiner letzten unerfreulichen Tage in München.

Gotha, 17. März 1811.

25.
1811

Allerdings hat auch mich das an dem wackern Thierſch verübte Attentat ſehr beſtürzt gemacht. Er war in München faſt täglich in meinem Hauſe, und wir lebten bis zum letzten Augenblicke in der vertrauteſten Freundſchaft. Nach meinem Abgange übernahm er meine Vorleſungen auf dem Lyceo, und ſetzte mit großem Eifer und gutem Erfolg eine Art von philologiſchem Seminarium fort, das ich dort errichtet hatte. Wenige Tage vor meiner Abreiſe ſagte er mir auf einem Gange zu Jacobi: „wenn nun unſere Gegner alles erſchöpft haben, was bleibt ihnen noch übrig, als Mordbrand und Dolchſtiche?“ Damals aber dachten wir nicht, daß dieſe Worte an ihm realiſirt werden würden. — Noch hat ſich keine ſichere Spur bei der Unterſuchung gezeigt, auch bin ich meiner Seits überzeugt, daß man nichts entdecken wird. — Nach heutigen Briefen — auch Thierſch hat mir mit eigner Hand einige Zeilen geſchrieben — iſt keine Gefahr mehr von der Wunde, doch geht die Heilung nur langſam, weil der Stich tief hinab ging. Der König hat dem Kranken täglich ſeinen eignen Wundarzt geſchickt. Die Parthei aber tritt, mit gewohnter Unverſchämtheit auf und ſpricht: Thierſch habe ſich ſelbſt verwundet! — Gerade, wie ſie ſchon einmal behauptete, wir machten Pasquille auf uns ſelbſt, um ſie bei der Regierung verhaßt zu machen. — Auswärts hat man von dieſem Treiben durchaus keinen Begriff; aber wir wußten wohl, warum wir gingen, S.... und ich, und P. jetzt. Doch ſo ſchlimm hatten wir es uns nicht gedacht. Wir meinten, es ſei an den gräulichen Lügen, Verläumdungen und Intriguen ſchon genug und mehr als genug. Ebenſo aber täuſchten wir uns immer, und wenn wir glaubten, unſere Gegner auf dem Gipfel der Unverſchämtheit zu ſehn, ſtiegen ſie dennoch höher und über ſich ſelbſt. Als ich Zweifel äußerte, ob die Catilinarier an dem Attentat gegen Thierſch Antheil hätten, ließ mir Weishaupt ſagen: „er wundere ſich über meine Gutmüthigkeit. Man müſſe von dieſen Schurken immer das Schlimmſte glauben, wenn man das Rechte treffen wolle.“ — Wir leben in einer ſchlimmen Zeit. Wenn die politiſchen Veränderungen noch weiter um ſich greifen, und nun das neue Syſtem überall eingeführt wird, ſo wird ſich auch dieſer Geiſt immer mehr verbreiten. Nie iſt dem Eigennutze, dem Ehrgeize, dem craſſeſten Egoismus und der Intrigue ſo

Thor und Riegel geöffnet geweſen, ohne irgend ein Gegengewicht. Die ſoliden Grundfeſten einer ruhigen Subſiſtenz ſind weggezogen; wir ſind alle wie Leute, die im Schiffbruche auf den Maſten und Segelſtangen und Bretern reiten, und ſich gegenſeitig herabzuwerfen ſuchen, jeder um ſeine precäre Exiſtenz etwas länger zu friſten. In einem ſolchen Zuſtande nehmen edle Sitten den Abſchied; eine große Denkungsart wird zum Mährchen; Patriotismus eine alte Fabel pour dormir debout. In Kurzem werden wir ſo weit ſein, daß wir die Barbarei zu unſerer Rettung gar nicht mehr entbehren können. — Mit meiner jetzigen Lage bin ich zufrieden. Ich lebe eingezogen und mit wenigen Menſchen, aber ohne Anſtoß. Muße habe ich jezt nicht viel. Mein Amt nimmt mir einen großen Theil des Tages weg, ob es ſchon mein freier Wille iſt, ſo viel Zeit darauf zu wenden. Aber es iſt Vieles in Ordnung zu bringen; wenn dieſes vorbei iſt, werde ich beſſere Zeit haben, wenn wir anders in unſerer Lage bleiben.

Gotha, 11. März 1811.

Die Verſetzung Aretins nach Neuburg an der Donau, als Direktor des Appellations-Gerichtes, hat ſeine vollkommene Richtigkeit, und wahrſcheinlich hat er ſchon jezt den Schauplatz ſeiner Intriguen verlaſſen. Der innere Zuſammenhang der Sache iſt mir und meinen Münchner Freunden nur unvollkommen bekannt. Es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn dieſe Veränderung früher eingetreten wäre, ich München nicht verlaſſen hätte. Es hat wohl alles ſo kommen müſſen, wie es kam; und ich muß mich in den Willen des Himmels fügen, ob ich ſchon großen Verluſt gemacht habe. — Von Villers wiſſen wir hier, daß er wahrſcheinlich ſeiner Stelle in Göttingen entlaſſen werden wird. Der Prinz Eckmühl ſendete deshalb ausdrücklich nach Kaſſel, und es kommt darauf an, ob man es wagt, den Verfaſſer der Einnahme von Lübeck zu vertreten. Gegen Z. iſt bis jezt nichts geſchehen, außer daß man ihn, vor geraumer Zeit ſchon, nach Kaſſel kommen ließ, um ſich über einiges zu rechtfertigen. — Sie werden geſehen haben, daß der hamburger Correſpondent auch unſre unbedeutende Zeitung angegriffen, und den Redakteur der Beſtechung angeklagt hat; und doch hat in dieſer Zeitung kein einziger Artikel geſtanden, der auch nur eine leiſe Tendenz gegen das heilſame Continental-Appauvrirungs-Syſtem enthielte. Es iſt übrigens alles recht conſequent — there is method in. Wenn man, ſagt Danillon ſehr wahr, nicht mehr ſagen darf, was man denkt, ſo fängt man bald an, nur das zu denken, was man ſagen darf. Dann haben wir ja das tauſendjährige Reich, und eine politiſche Kirche. Nur noch einige Jahrzehnde, und die neue Schöpfung der Einheit im Denken, nach dem Einen geformt, den der Senat ſchon vor einigen Jahren eine émanation de l'être suprême nannte, iſt hergeſtellt. Schon iſt ja gar nicht mehr die Rede, zu melden, was geſchieht, ſondern was man ſagen will, daß hat geſchehen ſollen, und auch dieſes darf nur in der vorgeſchriebenen Form gemeldet werden; obſchon ich mich nicht wundern würde, wenn man über lang oder kurz auch hierüber etwas verordnete, das dem vorſchreitenden Geiſte der Zeit angemeſſen iſt.

Gotha, 23. Juni 1811.

Das Präſidium der Akademie zu München ſendet mir den beiliegenden Band ihrer Denkſchriften, um ihn an Sie, mein verehrteſter Freund, zu befördern. Ich kann dieſes nicht thun, ohne ihm einige Zeilen beizufügen. Sie werden in dieſem Bande eine Abhandlung von mir finden, die auch für einen Lückenbüßer gelten kann, da ohne ſie die philoſophiſche Klaſſe ganz mit leeren Händen erſchienen wäre. Die phyſikaliſche Klaſſe hingegen iſt, wie Sie ſehen werden, nicht unthätig geweſen. Das lag zum Theil in der Natur der Sache, zum Theil in dem Geiſte, welcher beide Klaſſen leitete. Vielleicht daß auch die erſte Klaſſe nun etwas thätiger wird, nachdem der alles lähmende Aretin entfernt iſt, der in 3 Jahren nicht mehr als 5 Sitzungen gehalten, und in ihnen nicht das geringſte zur Bethätigung der Klaſſe gethan hat. Noch iſt indeß nicht beſtimmt, wer dieſe Direktion übernehmen wird. Bei der Bibliothek iſt der Geheimrath Krenner (Staatsrath) als Direktor proviſoriſch angeſtellt worden, ein wackerer Mann, und unſer Freund, der den Geſchäften keine Schwierigkeiten in den Weg legen wird. Vielmehr iſt es gut, daß ein Einheimiſcher dieſem Poſten vorſteht, und die Mißgunſt von denen ablenkt, welche die Geſchäfte unter ſeinen Auſpizien führen. — Wäre Ihnen denn mit einer Recenſion des 4ten Theils von de Bosch Anthologia graeca, von welcher ich die 3 erſten angezeigt habe, gedient? und dann vielleicht mit einer von den neuern Bänden von Corays Bibliotheca Hellenica? Ich könnte daran jetzt wohl denken. — Der wackere de Boſch, der mir mit großer Gefälligkeit und einer ſeltenen Liberalität in vielen Dingen behülflich geweſen, iſt nun auch dahin gegangen quo pius Aeneas — — gewiß zum Leidweſen Vieler, die er mit ſeinen litterariſchen Schätzen unterſtützt hat. Was haben Sie zu Spaldings Tode geſagt? Mich hat er ſehr betroffen. Iſt denn Wolfs Ueberſetzung der Wolken erſchienen oder nicht? Schon im Oktober, wo er ſie uns in München vorlas, wurde daran gedruckt. Seitdem aber herrſchte tiefes Stillſchweigen darüber.

Gotha, 29. Juli 1811.

An der Recenſion von der Anthologie meines ehrlichen Freundes de Boſch habe ich angefangen, notata aufzuſchreiben. Im nächſten Monat erfolgt ſie gewiß. Ueberhaupt habe ich wieder angefangen, mich mit der Anthologie zu beſchäftigen, die ich ſeit 8 Jahren faſt liegen gelaſſen habe. Gräfs Meleager enthält ſehr gute Sachen; aber auch meine Schwingen ſind ſeit 15 Jahren, wo ich meine Anmerkungen zum Meleager ſchrieb, erſtarkt; und wenn ich je den Text der Anthologie herausgeben ſollte, ſo hoffe ich ihm ein ganz anderes Anſehn zu geben, als er in den Analekten und in meiner Ausgabe hat, die damals nichts anders ſein konnte und ſollte, als eine Wiederholung der Analekten. Damals war eine neue Recenſion des Textes durchaus unmöglich, und diejenigen, die es tadelten, daß ich nicht an dieſer oder jener Stelle von dem Brunckiſchen Texte abgegangen ſei, um dieſe oder jene Verbeſſerung aufzunehmen, wußten im Grunde nicht, was ſie verlangten. Erſt durch die kritiſchen Hülfsmittel, die ich lange nach dem Abdrucke des Textes nach und nach erhielt, konnte ich über die Beſchaffenheit deſſelben vollſtändig urtheilen, und erſt jetzt iſt es möglich, ihn neu zu konſtituiren, nachdem die Baſis hinlänglich geſichert iſt. Brunck, welcher in ſeinem Apogr. Buheriano den ächten Text der Anthologie zu haben wähnte; indeß er einen durchaus interpolirten hatte, iſt dadurch aus einem Irrthum in den andern gezogen worden. Was hätte nun dem begegnen müſſen, der auf dieſen interpolirten Text einen neuen hätte aufbauen wollen, ohne die Vergleichung des Cod. Vat., die ich erſt weit ſpäter bekam? Geſtern erſt ſtieß ich auf ein Epigramm des Paulus Silent 5. (Anal. III. p. 35.), wo Brunck ohne weiteres κλεινονόμῳ ἡμετέρῃ lieſt, nach Salmaſius tollkühner Veränderung, die Brunck für die ächte Leſart anſah. Das

nerhörte Wort κλινόκωμος iſt dadurch in Schneiders Lexikon
ekommen, zwar ohne Erklärung, aber doch ohne die Note der
weifelhaftigkeit. Ein Herausgeber der Anthologie konnte bei
em Worte Bedenken haben, aber das rechte zu treffen dürfte
hm ſchwerlich gelungen ſein. Nun lieſt aber der Cod. Vat.
κλινοδιώμῳ ἡμετέρῳ. woraus die ganz zuverläſſige Lesart
ervorgeht: χθιζά μοι ἀπροφάσιστον ἐπέστευεν ἐγκλιδὸν ὤμῳ
ἡμετέρῳ κεφαλὴν ἁβρὸν ἐρεισαμένη, womit wir denn auch
in recht reizendes Bild gewinnen. Dieſes iſt ein Beiſpiel im
Großen; kleinere bieten ſich auf allen Seiten an; und wenn ich
ie Anthologie wieder herausgeben ſollte, ſo würde zuverläſſig
eine Seite ſein, die nicht einige mehr oder minder bedeutende Ver-
eſſerungen erhalten würde. Profeſſor Thierſch hatte einen
Ruf nach Hildburghauſen als Direktor des neu zu organiſiren-
en Gymnaſii. Man hat ihm in München 1500 Fl. gege-
en, und er bleibt. Die akademiſchen und Bibliotheksgeſchäfte
gehen jetzt dort, ſeit der Entfernung des Aretin, einen ru-
igen Gang. Das Lokal der Bibliothek erhält eine anſehnli-
he Erweiterung, und wird dadurch gewiß zu einem der ſchön-
ſten und geräumigſten in Europa. Es iſt zu bewundern, was
man dort bei den großen Finanzverlegenheiten doch bewirkt!
So iſt man auch, höre ich, eben im Begriff, dort Couſinèris
herrliches Münzkabinet für die akademiſchen Sammlungen zu
gewinnen, ſo wie vor kurzem den ſchönſten Theil von Cobres
Naturalien und Büchern.

Gotha, 26. Jan. 1812.

Ihre Beſorgniſſe wegen des angefangenen Jahres theile ich. Es mögen noch große Dinge in dem Schooße der Mächtigen und der Götter liegen; und die Zeiten, welche ſich in der Geſchichte am glänzendſten zeigen, ſind leider nicht die, in denen es ſich am luſtigſten lebt. Während das alte Gebäu abgetragen wird, und das neue noch nicht fertig iſt, wohnen wir unbequem; und es wird uns wohl am Ende auch noch verargt, wenn wir über die zerbrochenen Fenſter, die zerriſſenen Dächer und die klaffenden Thüren klagen. Das könnte man uns immer laſſen, und während dem doch fortbauen, bis Alle endlich einſtimmig ausriefen; „Nun iſt's doch beſſer!" — Von Becker wiſſen wir hier ſo wenig, als man in Halle weiß. Daß der deutſche Bund die Veranlaſſung ſeines Unglücks iſt, läßt ſich kaum bezweifeln; und da Becker ſo ehrlich geweſen iſt, ſeine Ideen, — die er meines Bedünkens freilich beſſer in der Feder behalten hätte — in der Nationalzeitung kund zu geben, ſo iſt dieſes ohne allen Zweifel von Uebelwollenden, und zwar von Deutſchen, zu Delationen benutzt werden. Das franzöſiſche Gouvernement glaubt daher, auf das Wort von Beckers eigenen Landsleuten, an ihm einen gefährlichen Conſpiranten zu haben, in deſſen Händen die Fäden einer mörderiſchen Verſchwörung lägen. Ich bin überzeugt, daß man ſich irrt, und daß Becker's Papiere, die man ſämmtlich mitgenommen hat, ſeine Unſchuld darthun werden. Zuverläſſig war die Idee eines deutſchen Bundes — der eigentlich ein Bund gegen Caffee und Zucker war — ein bloßer Einfall, an deſſen Realität nur wenige geglaubt haben. Becker ſelbſt war ganz ungeſchickt, einer ſolchen Sache das Daſein zu geben. Er ging mit äußerſt wenigen Menſchen um, ſteckte faſt immer zu Hauſe, mit der Anordnung ſeiner Holzſchnitte und Kupferſtiche beſchäftigt, und ſchrieb höchſt ungern Briefe. Wie ſollte er alſo das Centrum eines Komplots ſein? Und würde er ſo einfältig geweſen ſein, hätte die Sache eine Realität gehabt, ſie ſelbſt in einer öffentlichen Zeitung zu verrathen? Das wäre ja das Gegenſtück zu dem Erfurter Spion. Solche Verräther verrathen Zion nicht. Aber eine wahrhaft gefährliche Klaſſe ſind die, welche das Vertrauen der Machthaber mißbrauchen, ihre eigenen Landsleute aus Brodneid anſchwärzen, und die Regierungen zu Gewaltſchritten veranlaſſen, die eine ganz unerträgliche, und eben darum höchſt gefährliche Furcht erzeugen. Die Beſorgniß wegen des Einfluſſes öffentlicher Blätter iſt in Deutſchland gewiß übertrieben. Es muß ſchon vieler Feuerſtoff vorhanden ſein, wenn ein Blatt Papier zünden ſoll, und wo dieſes hinreicht, iſt auch das Blatt nicht nöthig. — Ein Ereigniß, daß mich jetzt ſehr bekümmert, iſt, daß Hofrath Hamberger in München unklug geworden iſt. Der ſchnelle Wechſel einer unangenehmen, verdrußvollen Lage mit einer höchſt erwünſchten und glücklichen hat ihn um ſeinen Verſtand gebracht. Die Sache iſt äußerſt traurig, und meine Münchner Freunde, die nun gar nicht wiſſen, wie ſie das große, herrliche Inſtitut der Bibliothek, das durch Hambergers beiſpielloſen Fleiß in dem ſchönſten Fortgang war, weiter fördern ſollen, befinden ſich in einer unbeſchreiblichen Verlegenheit. Zur Wiederherſtellung geben die Aerzte nicht viel Hoffnung.

Gotha, 7. Febr. 1812.

Die Beckerſche National-Zeitung hat auf einen Wink der Regierung aufgehört, ohne eigentlich verboten zu ſein. Ob aber auf unſere Regierung eine äußere Veranlaſſung gewirkt habe, iſt unbekannt geblieben. Der Verluſt iſt für die verlaſſene Familie nicht unbedeutend, doch würde ſie gern alles dulden, wenn nur die Hauptſache berichtigt wäre. Aber darüber herrſcht noch immer das tiefſte Geheimniß, wir wiſſen nicht, ob Becker noch lebt, noch wo er lebt; nicht welchen Gang die Unterſuchung nimmt, noch in weſſen Händen ſie iſt. Bei dem Wahn den man hegt, an ihm einen gefährlichen Mann zu beſitzen, iſt allerdings eine lange Haft zu fürchten, auch wenn die conſignirten Papiere die erwarteten Reſultate nicht geben ſollten. Jüngſt waren Leute von Erfurt da, die ſich Beckers Verlag ausbaten, ohne allen Zweifel um darin die propositiones male sonantes et haeresin olentes auszuwittern. Denn daß überhaupt die ganze Delation von Erfurt ausgegangen ſei, wird hier nicht bezweifelt. In einigen Tagen wird ein franzöſiſcher Geſandter hier erwartet, der in Weimar reſidiren ſoll. Eine Anekdote, die Sie erfreuen wird: Der wackere Kronprinz von Baiern hat ſeit einiger Zeit angefangen Griechiſch zu lernen. Neulich war ſein Lehrer, einer der Profeſſoren des Gymnaſiums, krank. Da ging er ſelbſt zu ihm, mit dem Homer in der Taſche, um keine Stunde einzubüßen. — Das Couſinèriſche Kabinet, das in München für 80,000 Fl. gekauft worden, geht er jetzt, mit den Danvilliſchen Charten in der Hand, Stück für Stück durch. Ueberhaupt iſt ſeine Begierde ſich zu unterrichten ſehr groß.

Gotha, 22. März 1812.

Endlich, mein theuerſter Freund, kömmt doch die lange verſprochene Recenſion von de Bosch's Anthologie, mit der ich, wie ich glaube, nur wegen der langen Entwöhnung vom Recenſiren ſo ſehr gezögert habe. Auch weil ich feſt an andern Arbeiten ſaß. Seit dem Mai des vorigen Jahres beſchäftigt mich der letzte Band meiner Anthologie, der nun doch endlich erſcheinen ſoll, und ſo eben bin ich mit dem mühſamen Index Graecitatis fertig geworden. Außer den Addendis und litterariſchen Notizen über die Poëtas Anthol. wird er auch einen Anhang von Epigrammen enthalten, die in den Analectis fehlen, und zugleich den Beſchluß der Emendanda, oder der nöthigen Acanthologie. — Vielleicht kann ich Ihnen noch einige andere Beiträge für die A. L. Z. ſchicken, wie über Müllers Scholia ad Lycophronem und Krabingers und Paſſows Longus — wenn Ihnen damit gedient iſt. — Was ſagen Sie zu Voß Recenſion des Wolfiſchen Aristophanes in den Heidelberger Jahrbüchern, und was wird Wolf dazu ſagen? Die gänzliche Uebergehung ſeines Verdienſtes um die Feſtſtellung der deutſchen Proſodie, worauf er ſich ſo viel zu gute thut, und die Anklage des Mißverſtehens, der Lebloſigkeit ſeiner Ueberſetzung u. dgl. wird W. ſeinem Recenſenten nie verzeihen. Daß Voß, der Vater, jetzt mit einer Ueberſetzung des Aristoph. beſchäftigt iſt, und alſo die in den Jahrbüchern gegebene Probe von ihm herrührt, werden Sie wiſſen. Ich fürchte aber, ſein Ruhm wird an dieſem Unternehmen ſcheitern, auf das ihn ſicher nur die Eiferſucht geführt hat. In Wolf iſt wenigſtens eine reiche Ader ariſtophaniſchen Geiſtes — er iſt ein dimidiatus Aristophanes — in Voß gar keine. Mit allem Fleiße wird der alte Herr ſich die Ariſtophaniſchen Schwungfedern nicht hervorlocken, und ſelbſt in dem Versbau wird er zurück bleiben — nicht blos hinter A. ſondern hinter Wolf. In dieſer Art von Orcheſtik hat doch Voß von einem guten Tänzer nur Eins, den feſten Auftritt — nicht aber den beflügelten Schwungſchritt; und ich wette, daß A. ſchon hundertmal auf einer Lichtwolke ſitzt und ihn äfft, wenn Voß noch unten die Füße ſchwenkt und ſich beſinnt, ob er mit dem rechten oder linken antreten ſoll. — Wie kann man ſeine eigne Natur ſo mißkennen, um ſich — in ſo ſpäten Jahren — mit einem ſo kecken, ſo zierlichen und durchaus unerreichbaren Renner in einen Wettlauf einzulaſſen? Und nun gar die Grazie der A. Ungezogenheit! Wo ſoll Voß die hernehmen, er, der wohl beißend und derb, aber nicht mit Anmuth unverſchämt, ja, nicht einmal in der Indignation, witzig ſein kann? Hat er denn ſeine Händel mit Lichtenberg ganz vergeſſen? — So eben bekomme ich das erſte Heft von den Actis philol. Monacensium — eine ganz neue Erſcheinung in jenen Gegenden, und als der erſte Eintritt in das Gebiet der Kritik der ehrenvollſten Erwähnung werth. Zwar werden viele Baiern die Köpfe ſchütteln über das verhaßte Griechiſch*), und die viele Grammatologie, und daß die Regierung zu ſo etwas Geld hergibt, während man nichts hergebe, um z. B. eine ſplendide Ausgabe und Abbildung aller baieriſchen Grabſteine, oder eine Special-Carte aller Römerſtraßen und Grabhügel im Königreich Baiern u. dgl. zu veranſtalten. Aber daran liegt nichts. Den Ehrgeiz der ſtudirenden Jugend werden dieſe Acta gewiß erwecken, und dadurch das Studium der Philologie. Und das iſt es ja eben, was man beabſichtigt. — Ueberall leſe ich jetzt von unſern hieſigen Sammlungen orientaliſcher Handſchriften — die der wiſſenſchaftliche Eifer des regierenden Herzogs mit großen Koſten zuſammen gebracht habe. Ich bin ſehr für das suum cuique. Es iſt nicht Ein Blatt von orientaliſchen Handſchriften hier, das nicht ſchon unter der vorigen Regierung, und auf Koſten des ſeligen Herzogs — der ſolche Dinge aus ſeinem Beutel bezahlte — herbei geſchafft worden wäre — und dieſer Schatz liegt ungeordnet in einem verſchloſſnen Zimmer. Den Catalog, den der regierende Herzog hat drucken laſſen, gibt er Niemandem; wie denn auch darin mehr ſteht, als da iſt, nämlich Alles was Seetzen — dem ſeine Penſion unter der jetzigen Regierung aus der Kammer fortgezahlt wurde — hat ſchicken wollen, aber nicht geſchickt hat*).

---

*) Wie anders jetzt 1834!

Gotha, 8. März 1812.

Mein letzter Brief, mein verehrteſter Freund, war in ſolcher Eile geſchrieben, daß ich allerdings vergeſſen habe, zu bemerken, daß Beckers Brief von Magdeburg datirt war. Man macht jetzt kein Geheimniß mehr aus ſeinem Aufenthalt, welches mir ein gutes Zeichen ſcheint. Jetzt hat er wieder geſchrieben, und den Empfang des Erbetenen angezeigt; zugleich daß er wohl ſei und ihm nichts abgebe. Man lobt ſehr die Humanität des Commandanten General Michaud. Das iſt in dieſem Falle immer eine große Beruhigung. Nach den Bewegungen der Truppen iſt es ja wohl ganz wahrſcheinlich, daß der Kaiſer in ruſſiſch Polen einfallen, und von da nach der Oſtſee ziehen wird, während ein anderes Heer ſich längſt der Oſtſee nach Liefland hin bewegen wird, um die deutſchen Länder des ruſſiſchen Kaiſers von 2 Seiten zu nehmen. Möchten nur alle dieſe Operationen eine baldige Befreiung des Handels bewirken! Das Herz und der ganze Körper von Deutſchland geht zu Grunde, während der Atonie der einſau-

---

*) Später ſind einige Kiſten durch die Bemühungen des Herrn v. Hammer gerettet, und mit der übrigen Sammlung vereinigt worden, die dann durch Profeſſor Lorsbach u. Secr. Möller geordnet und catalogirt worden ſind.

großen Geſäße, welches unſere Handelsſtädte ſind. Ich kann
mich wohl in die Lage unſers Hufelands ſetzen, der zwiſchen den
Pflichten ſeines friedlichen Amtes und den Forderungen des Kriegs
in einer beſtändigen und peinlichen Klemme ſein mußte, wo er es,
bei allen Anſtrengungen, doch wahrſcheinlich Niemandem recht
machte, und eben ſo ſehr von ſeinen Mitbürgern, als von den
Militärbehörden Vorwürfe fürchten mußte. — Daß aus meinen
Lenden ein Soldat hervorgegangen, mag Sie wohl mit Recht
Wunder nehmen. Aber vier Söhne konnte ich doch nicht wohl
ſtudiren laſſen; ſo hab' ich der Neigung des 3ten nachgegeben. Ei-
gentlich wurde dies durch unſere Verpflanzung nach Baiern ver-
anlaßt, wo er eine Stelle im Cadetten-Corps bekam, und ſich die-
ſem Stande freiwillig widmete. Nach unſerm Weggang ſeine
Laufbahn wieder zu ändern, ging nicht wohl; und ſo trat er hier
in ſeinem 15. Jahre als Lieutenant in Dienſt, in welcher Quali-
tät er denn auch ſeinen Marſch nach Hamburg angetreten hat.
Gott wird ihn ja auf dieſer gefährlichen Laufbahn ſchützen! Non
corpus est sine pectore; Di ei formam — dederunt, aber nicht
divitias. — — Ihr Verlangen nach einer Zuſammenkunft nach
ſo langer Zeit kann nicht größer ſein als das meinige. Aber e
zur Oſter-Meſſe zu befriedigen, verſtattet die traurige Geſundhei
meiner Frau nicht, die ich nicht verlaſſen kann. Vielleicht iſ
es zur Michaelis-Meſſe möglich zu machen.

Gotha, 7. Juni 1812.

Was haben Sie zu dem Bruchſtücke der Acharner g
ſagt, das Welt und Zeit ertheilt hat, mit bittern Bemerkun
gen gegen die Voßiſche Hetärie? Der Bruch iſt dadurch al
entſchieden anzuſehn. Mir thut es in der Seele weh, wen
ich unter den Gelehrten ſolchen Zwieſpalt und Mißfälligkeite
ſehe, welche die Achtung der Welt gegen die Wiſſenſchafte
ſelbſt vermindern, und alſo der Einwirkung des Beſten, wa
die Menſchheit hat, in den Weg tritt. Auch aus dieſe
Grunde — indeß noch mehr wegen meiner perſönlichen Achtun
und Liebe zu Jacobi — hat mir Schellings Feldzug gegen ih
überaus weh gethan. Wie zurückſchreckend für andere Regi
rungen iſt nicht das, was die baierſche Regierung erfähr
Becker ſteht mit ſeiner Familie noch in Correſpondenz. Sei
Frau iſt, während des Aufenthaltes des Kaiſers in Dresde
dort geweſen, und hat ein Bittſchreiben an den Duc de Baſſa

gebracht. Gott gebe, daß dieſes gute Folgen hat. W. ſchreibt ziemlich heiter. Seine Geſundheit iſt gut.

Gotha, 6. Septbr. 1812.

Seit einigen Wochen iſt der 2te Fascic. der Acta Philol. Monac. erſchienen, und vielleicht ſchon in Ihren Händen. Dann werden Sie einige Curas anthologicas von mir darinnen gefunden haben. Aber um dieſer willen erwähne ich das Buch jetzt nicht, ſondern um Ihre Theilnahme an den Beſtrebungen der baieriſchen Regierung aufzufordern, die es ſich in der That, wie Sie aus den beiden Vorreden ſehen werden, recht ernſtlich angelegen ſeyn läßt, die humaniſtiſchen Studien empor zu bringen. Dieſes iſt einer öffentlichen Anerkennung ſicherlich werth. Die Leipziger Zeitung hat das 1. Stück angezeigt, aber froſtig, und mit Uebergehung des Wichtigſten: daß dieſe Schrift in Baiern erſcheint, wo ſeit einigen Jahrhunderten keine einzige tüchtige Ausgabe eines Claſſikers, ſondern nur höchſt elende Grammatiken und Abdrücke für Schulen gemacht worden ſind; daß die Regierung die Koſten davon trägt; daß es ein Aufmunterungsmittel für junge Studirende ſeyn ſoll. Der Verfaſſer der Annotat. crit. in Herodotum, Werfer, iſt ein junger Menſch, der ſo eben erſt ſeine Studien auf dem Lyceum in M. endet, und noch keine Univerſität geſehen hat, und ſeine Arbeit iſt ſehr ſolid und ungemein reich an grammatiſchen Bemerkungen und Lectüre. Wird dieſes erkannt, ſo wird die Nacheiferung nicht fehlen — denn nirgends horcht man auf auswärtige Urtheile wie in Baiern, — und wir werden für die Philologie einen bis jetzt ganz vernachläſſigten Boden urbar werden ſeh'n; wo nicht, ſo wird die Regierung, die natürlich in ſolchen Dingen kein eignes Urtheil hat, lau, und läßt am Ende die ganze Sache fallen. Hier dünkt mich, iſt es die Sache derer qui clavum tenent reip. literariae, ut videant, ne quid resp. detrimenti capiat. — Wenn das Glück wollte — oder wenn ich wollte — ſo könnten wir jetzt wieder Landsleute werden. Man hat mir Anerbietungen wegen Göttingen gemacht, die in jeder Rückſicht höchſt annehmlich ſind, vornehmlich in dieſem Moment, wo meine Söhne ihre Univerſitäts-Studien anfangen. Und doch will das δαιμόνιον in mir noch nicht beiſtimmen. Dieſe Stimme in mir hält mich ab, auf eine Stelle zu treten, auf welche ſo viele Augen gerichtet ſind, und mein weiches Herz ruft mir zu — ne aliis de te plus quam tibi credas! Ich glaube alſo, daß ich vorziehen werde, den Druck der harten Zeit noch länger zu ertragen, ſtatt mich auf ein unbekanntes Meer verlocken zu laſſen. Ich wünſchte, man hätte nicht an mich gedacht, ſo wäre mir eine Verſuchung erſpart, die ich nur mit Mühe bekämpfe, und die mich in eine peinliche Unruhe verſetzt. Meine Freunde rathen zu; ich rathe mir ab. Jene erwägen nur die äußern Verhältniſſe; ich, mein Inneres. Die letztere Stimme muß entſcheidend ſein; und ich gebe Ihnen das Recht mich zu ſchelten, wenn ich ihr, gegen meinen jetzigen Willen, die Ohren verſchlöſſe.

Gotha, 6. Decbr. 1812.

Um Ihnen, mein theuerſter Freund, eine Zuſage in das Gedächtniß zurückzurufen, ſende ich Ihnen hier einige kritiſche Blätter, die aus den Actis Monacens. beſonders abgedruckt, und in dieſer Geſtalt nur für meine Freunde beſtimmt ſind. Ich brauche Ihnen nicht zu wiederholen, was ich eigentlich wünſche — und daß es mir gar nicht um eine Anzeige meiner nugarum — ſondern lediglich um die Anerkennung der preiswürdigen Beſtrebungen der baieriſchen Regierung zu thun iſt, deren Wirkung ſich ſchon in dieſer für Baiern durchaus einzigen Erſcheinung zeigt. Eine ſolche öffentliche, gerechte Anerkennung iſt in der That nöthig, da ja die Regierung außerdem leicht in ihren Bemühungen irre werden, und aufhören könnte, die Sache mit gleichem Eifer und Opfern zu unterſtützen. Das wäre doch Schade. Wir müſſen wenigſtens unſ'rer Seits nichts zu thun unterlaſſen, was den Fortgang eines ſo wohl begonnenen Werkes fördern kann. — Schneider ſchreibt mir ſehr unzufrieden über ſeine Lage, beſonders ſeine Aufſicht über die Bibliothek. Er ſoll mit Büſching und v. d. Hagen in einen Injurien-Proceß verwickelt ſein. Bredow wurde neulich todt geſagt; andern Zeugniſſen zufolge lebt er noch, aber mit geringer Hoffnung der Herſtellung. — Die Art, wie Voß d. j. die Acharner in den Heidelb. Jahrb. angezeigt hat, iſt wenigſtens aufrichtig und ehrlich, ob ich ſchon der Meinung bin, daß Wolf keineswegs nach Verdienſt behandelt worden iſt. Daß ihn Voß nun gar wie einen Lehrjünger behandelt, der mit dem Fortgange der Arbeit recht artige und Hoffnung erregende Fortſchritte mache, das wird Wolf nun und nimmermehr verzeihen. — Wolfs lateiniſche Ueberſetzung der

Platoniſchen Dialogen ſcheint mir ganz vortrefflich; wenn er das ſo fortſetzt und zu Ende führt, hat er allerdings ein Recht auf einen ausgezeichneten Kranz. Buttmann ſchreibt mir, daß die Böckh und Heindorfſche Ausgabe durch die Wolfiſche nicht aufgehalten werde. Man ſagt, daß die Göttinger Profeſſur Gurlitt angetragen worden, er ſie aber abgelehnt habe. Man muß ſie, meines Bedünkens einem jungen Manne geben. Sollte Lobeck nicht dazu taugen? Seine gelehrte Diſſertation de Morte Bacchi zeigt, daß er mehr als Grammatiker iſt. Auch von ſeinem Charakter ſagt man viel Gutes.

Gotha, 22. Decbr. 1812.

Was Sie mir von Hufeland und ſeiner Lage in Landshut ſchreiben, hat mich wahrhaft beſtürzt gemacht. Als ich hörte, er habe Danzig verlaſſen und harre in Berlin auf den Ruf, war ich ſeinetwegen ſchon nicht wenig beſorgt; aber die Nachricht von ſeiner Ankunft in Landshut machte dieſen Sorgen ein Ende, weil ich vorausſetzen mußte, die eingetretenen Schwierigkeiten ſeien gehoben und der Ruf wirklich erfolgt. Nun ich das Gegentheil höre, kann ich mir, obſchon von München aus nicht unterrichtet, dennoch Alles aus der Kenntniß der Perſonen erklären und zuſammenſetzen. — Hufeland dauert mich ſehr. Eine ſolche Lage mit einer großen Familie iſt zum Verzweifeln.

Gotha, 20. Februar 1813.

Ich höre endlich, zu meiner großen Freude, daß Hufelands Wiederanſtellung entſchieden iſt, und die Ausfertigung des königl. Reſcriptes ſich nur noch an eine Nebenſache ſtößt. So iſt doch auch dieſer Freund aus ſeiner Bedrängniß geborgen. Aber wie viele Andere werden noch auf andere Weiſe geängſtiget werden, oder ſind es ſchon in dieſem Augenblick! Für unſere Königsberger Freunde, unter denen ich dem redlichen Prof. Vater wegen meines Sohnes ſehr verpflichtet bin, macht mir die Wuth der anſteckenden Krankheiten bang, die ſich dann leicht auch wohl durch die beweglichen Lazarethe, zumal in der naſſen Jahreszeit, noch weiter verbreiten können. Indeſſen muß man auch hier des Glaubens leben, daß nicht alles Unglück geſchieht, und ſich gewöhnen, Alles, was nicht in ſo verhängnißvollen Zeiten geſchieht, als reinen Gewinn anzuſehen. Ich habe mich mit allem Eifer in die Arbeit geworfen, und ſo gelingt es mir oft, meine Bekümmerniſſe zu vergeſſen, oder ſie doch in die Tiefen meines Herzens zurückzudrängen. Dabei lebe ich überaus eingezogen, und entgehe ſo den mannichfaltigen, meiſt nur beunruhigenden und gar nichts fördernden Geſprächen über die Zeitläufte, die entweder ein leeres hin und herlegen der Zeitungsartikel, oder ein unnützer Streit parteiiſcher Meinungen ſind. **Fontenelle** hatte wohl Recht zu ſagen, er haſſe den Krieg (auch darum), weil er die Unterhaltung verderbe; und man mag ſich manchen Menſchen gar nicht mehr nähern, die, wie gewiſſe Schwämme, bei jeder Berührung den Staub der Zeitungen um ſich ſprühen.

Gotha, 22. Juli 1813.

So eben höre ich zu meiner großen Beſtürzung, daß die Univerſität Halle aufgehoben iſt, und zwar mit Begleitung ſolcher Umſtände, die meine Beſorgniß verdoppeln. Sie können leicht glauben, daß mich dabei zuerſt und vor allem Ihr Schickſal beſchäftigt, und daß ich ſehnlichſt wünſche, hierüber beruhigende Nachrichten zu hören. Noch kann ich mir nicht vorſtellen, daß man auch die Profeſſoren, welche nichts verſchuldet haben, durch Herabſetzung ihres Gehaltes habe beſtrafen wollen, da ja vielmehr ihr Betragen, unter ſo bedenklichen Verhältniſſen, eine ausgezeichnete Belohnung verdient hätte. Was kann nun das Schickſal ſo vieler um die Wiſſenſchaften und den Staat verdienter Männer ſein? Wohin werden ſie ſich in dieſen unglücklichen Zeiten wenden, wo die Hülfloſigkeit mit jedem Tage wächſt, und alle Quellen, aus denen ſonſt ein Gelehrter ſeinen Unterhalt ſchöpfen konnte, verſiegen? Noch habe ich die Hoffnung, daß jener ſtrenge Beſchluß nicht unwiderruflich ſei, und daß, wenn auch die Univerſität nicht wieder hergeſtellt werden ſollte, doch das Loos ihrer Lehrer erleichtert werden wird.

Gotha, 9. Auguſt 1813.

Ihr Brief hat mir nur in ſofern einige Beruhigung verſchafft, als er mich von Ihrer Geſundheit und Ihrem Muthe benachrichtigt; was ich aber gehofft hatte, daß die Sache vielleicht eine Umwandlung erlauben könnte, iſt eitel geweſen. Wie wird es nun möglich ſein, eine ſo bedeutende Anzahl von Lehrern auf eine genügende Weiſe unter zu bringen? zumal da Göttingen ſchon den Zuwachs durch Helmſtädt erhalten hat. Ich würde mich unendlich freuen, wenn man Sie für Göttingen gewönne, was am beſte ſchicklicher wäre, da meines Wiſſens die Profeſſur der Eloquenz noch immer vacant iſt; es müßte denn ſein, daß durch Diſſens Zurückberufung von Marburg die Stelle beſetzt worden wäre. Eine beſtimmte Anerbietung von Gehalt wurde mir bei den Unterhandlungen mit der Weſtphäliſchen Regierung nicht gemacht, ſondern frei geſtellt zu fordern, was ich als eine Entſchädigung für meine jetzige Lage fordern wollte, wobei eine Verbeſſerung vorausgeſetzt wurde. Ich hatte damals **1200** Rthlr. Gehalt; ſo daß alſo unſere beiderſeitigen Forderungen ungefähr auf Eines hinaus kommen würden. Ehe es bei mir aber zum Ausſprechen einer beſtimmten Summe kam, brach ich, wie Sie wiſſen, ab. — Was würden Sie aber, im Fall einer ſolchen Verſetzung, mit der A. L. Z. machen? Wird man Ihnen auch für dieſe billige Bedingungen zugeſtehn? Wird man ſie überhaupt nach Göttingen verſetzen? Oder ſollte nicht immer noch Baiern ein Aſyl für dieſes Inſtitut ſein? Die Zeiten ſind freilich höchſt ungünſtig; aber es käme doch darauf an, ob nicht etwas zu thun wäre, wenn Sie ſich an Montgelas unmittelbar — aber an Niemanden Anders als an ihn — wendeten. Ich werfe dieſen Gedanken nur hin, da ich Ihre Abſichten und Pläne in Rückſicht auf dieſen Gegenſtand nicht kenne.

Nie hat wohl eine Zeit die Wiſſenſchaften härter bedroht. Die Plätze vermindern ſich, die den Gelehrten von Profeſſion nähren könnten; die Anzahl der Studirenden nimmt von Jahr zu Jahr durch den Krieg ab, und die veränderte Richtung der Staaten läßt fürchten, daß die Praxis ganz über die Wiſſenſchaft obſiegen werde. Dieß würde vielleicht für keine Nation verderblicher ſein, als für die unſrige.

Gotha, 23. Juli 1814.

Meinen herzlichen Dank für Ihr ſchönes Geſchenk mit der herrlichen Inſchrift, die Ihrer und der Nation, der ſie beſtimmt iſt, gleich würdig erſcheint. Ihre Geſinnungen über Zueignungen ſind ganz die meinigen. Ich habe mich damit immer in dem Kreiſe meiner Freunde und derer gehalten, die ſich eben um mich verdient gemacht hatten. So iſt die erſte Ausgabe der Anthologie dem verſtorbenen Herzoge gewidmet, ohne den ſie nie zu Stande gekommen wäre. — Vor einigen Wochen war Wolf hier auf der Reiſe nach Wiesbaden. Ich habe bei dieſer Gelegenheit geſehn, wie wahr ich Ihnen geſchrieben hatte, daß unſer Herzog keine Idee von Denzels Verdienſten habe, und wenn ſie ihm auch nicht wohl geben könnte. Ich ſagte ihm, es ſei ein illuſtrer Fremder in der Stadt, Geheimerath Wolf. Er kannte ihn nicht, und es hätte wenig gefehlt, ſo hätte er ihn mit dem alten Chriſtian Wolf verwechſelt. Da er nun ganz ernſtlich verſicherte, gar nichts von ihm zu wiſſen, hub ich beide Hände auf und ſagte: „Mein Gott, was iſt doch der gelehrte Ruhm!“ — der Herzog ſtutzte. Ich hatte nun nicht die geringſte Luſt, nur noch eine Sylbe hinzuzuſetzen; aber den Mittag war er durch einen ſeiner Kammerherren belehrt worden, und er ſagte mir ſelbſt den andern Tag: „Stubnitz hat mir geſagt, ich würde doch nicht ein ſolcher ...... ſein, nicht aus den Xenien zu wiſſen rc. Ach Gott, ſagte ich, ich habe die Xenien nie geleſen rc.“ Dabei blieb es. — Ich bin ſo eben im Begriff, mit Benutzung einer angenehmen Gelegenheit nach Carlsbad zu gehen, um mich in dieſen Thermen von meinen viertehalbjährigen Schriftſtellerſünden abzuwaſchen. Da immer kurz vor dem Aſchermittwoch am meiſten geſündigt wird, ſo habe ich ein ſo gutes Beiſpiel auch nicht ungenutzt gelaſſen, und Sie erhalten hier meine letzte Abfindung*) mit der laufenden Zeit. Ich war auf das nichtswürdige Franzoſen-Pack ſo toll, daß mir lange die Finger juckten, ihnen aus ihren eigenen Autoren ihre ungemeine und gründliche Schlechtigkeit darzuthun. Das Uebrige ſchoß dann von ſelbſt an. Auf Neues bin ich nicht ausgegangen. Aber es giebt gewiſſe Dinge, die man den Leuten ohn' Unterlaß in die Ohren ſchreien muß, bis am Ende etwas hängen bleibt. Wenn man ſich nur erſt ſchämt! Und die Schaam kömmt, wenn die Leute ſehen, daß gewiſſe Gedanken ſchon überall einheimiſch ſind, nur nicht in ihren Strohköpfen. — In Eiſenberg ſitzt jetzt ein Candidat, der griechiſch ſpricht, wie wir Andern deutſch, und mit dieſem Talent Hungers ſtirbt. Wiſſen Sie nicht ein Unterkommen für ihn, nur etwa bis zur Wiederkehr der athenienſiſchen Republik im Platoniſchen Jahre?

Gotha, 22. Oktober 1814.

Nehmen Sie, mein theuerſter und verehrteſter Freund, den herzlichſten Dank für die freundliche Theilnahme, die Sie mir bei dem ſchmerzlichen Verluſte, der mich und meine ganze

---

*) Deutſchlands Ehre zur Feier des Friedens. Gotha. 1814.

Familie betroffen hat, in Ihrem letzten Briefe bewieſen haben. Ich bin meines älteſten, treueſten Freundes beraubt worden, mit dem ich immer in der größten Eintracht gelebt hatte, ſo daß unſere beiden Familien nur Eine ſchienen, indem unſere Frauen und Kinder unſere Geſinnungen theilten. Der Schlag war ſchrecklich und unerwartet. Mein Bruder hatte ſich einige Jahre hindurch wohl befunden; einige Anwandlungen von Schwindel wurden nicht geachtet. Eine kurze Wanderung nach den Vorbergen des Thüringer Waldes, die ſeine zweite Heimath waren, ſollte ſeine Geſundheit ſtärken; die einzige Art von Erholung, die er ſich ſchon ſeit mehreren Jahren erlaubte, und die immer wohlthätig auf ihn wirkte. Er trat ſie an einem ſchönen Tage um 1 Uhr nach Mittag an; ſprach heiter und viel mit einigen andern Fußgängern; blieb in der Nähe des Waldes zurück, und ward nach 4 Uhr todt gefunden, ruhig liegend, ohne eine Spur gewaltſamer Leiden, mit heitrer Miene. Sein Körper war noch warm; man ſchlug ihm die Ader, das Blut ſprang, aber das Leben kehrte nicht zurück. An der linken Seite zeigten ſich blaue Flecken. Sein Tod iſt wahrſcheinlich ſo ſchnell geweſen, daß er ſein Schickſal nicht einmal hat ahnden können. — Sie haben wohl recht, daß ein ſolcher Tod eine Euthanaſie zu nennen iſt, in der Kraft des männlichen Alters; mit dem vollen Genuſſe ſeiner geiſtigen Kräfte, in einer ſchönen und geliebten Gegend, unter dem heiterſten und freundlichſten Himmel, von Allen geliebt, auch von Fremden beweint, ohne trauriges Vorgefühl der ſchmerzlichen Trennung. Aber den Nachgelaſſenen thut es doch weh, ſo ſchnell von einander geriſſen zu werden, ohne Abſchied.

Gotha, 12. Novbr. 1815.

„Die Nachricht von Hufelands Verſetzung nach Halle, war mir ſehr unerwartet, da ich ſeit 9 Wochen keine Briefe aus Baiern habe. Ich wünſche ihm Glück zu dieſer Veränderung, und bin überzeugt, daß die übrigen Fremden gern ſeinem Beiſpiele folgen würden. Die politiſchen Verhältniſſe machen ihre Lage von neuem ſehr unangenehm. Aretin iſt auch wieder aus ſeinem Winkel vorgekrochen. Von ihm ſind die berüchtigten Sächſiſchen Aktenſtücke, in denen er, nach gewohnter Art, nach allen Seiten ausſchlägt, Lügen auf Lügen häuft und Alles pro virili parte gegen einander hetzt. Ich habe daraus erfahren, daß ich ruſſiſch und „vertraute Briefe über Baiern" ſchreibe. Mit ſolchen Ausſtreuungen denkt er mir in Baiern Schaden zu thun. Ich bin deshalb ohne Sorgen. Die zahlreichen Freunde, die ich dort habe, kennen meine Geſinnungen beſſer, und was der Pöbel von mir denkt, iſt mir ganz gleichgültig. Aber ich beklage diejenigen meiner Freunde, die dort in Dienſtverhältniſſen leben, und ohne Hoffnung einer Genugthuung, die ärgſten und grundloſeſten Verläumdungen über ſich ergehen laſſen müſſen. — Als in den Jahren 9 u. 10 die Münchner Polizei gegen 100 Pasquille auf uns proteſtantiſche Akademiker geſammelt hatte, die alle nicht ſpaßhaften Inhaltes, ſondern meiſt mit den greulichſten Beſchuldigungen des Hochverraths angefüllt waren, klagte einer meiner Freunde gegen den bekannten Pfarrer Bucher über dieſe Art Streit zu führen: „Aber das iſt eben unſere Stärke," antwortete dieſer, „das Pasquilliren. Darauf hätten Sie gefaßt ſein ſollen, als Sie unſere Grenze betraten." In den Provinzen klagt man über den Druck der Baieriſchen Regierung, die andere Grundſätze befolgt als die Preußiſche; gegen die man dort ſo ſehr wüthet. In unſerer Nähe iſt man mit der Preußiſchen Verwaltung ſehr zufrieden, auch in den ehemals Sächſiſchen Landestheilen. Auch im Fuldaiſchen war man, ſelbſt von Seiten der katholiſchen Landleute, voll der beſten Hoffnung. Ich zweifle gar nicht, daß dieſe Hoffnungen in Erfüllung gehen, und Preußen in kurzem nicht nur ſeine alte Kraft wieder gewonnen haben, ſondern durch Freiheit der Unterthanen und Liberalität der Regierung als Muſter für andere Staaten daſtehen ſoll. Der alte Grund der Preußiſchen Größe ſteht noch feſt, und die Geſinnungen haben ſich, allem Anſehen nach, durch die Zeit weſentlich gereinigt.

Gotha, 13. Dezbr. 1815.

Vor einigen Tagen bekam ich von München eine kleine Schrift: Amores P. Jacobi Marelli etc., die ich anfänglich bei Seite legte, dann aber doch mit Intereſſe las, und endlich gar ergriffen von ſo vielen Gedanken, die mir dabei aufſtiegen, für Ihre Zeitung anzeigte. Ich lege dieſe Anzeige hier bei, mit der Bitte, ihr einen Platz in der A. L. Z. zu gönnen. Die Sache verdient es gewiß, daß man ſie mit gehörigem Ernſte beleuchtet. Ich kann zwar nicht glauben, daß in Baiern und Oeſterreich der Jeſuiter-Orden wieder hergeſtellt werden ſollte; aber man ſagt, Preußen habe dieſe Wiederherſtellung in Cölln verſprochen; und wenn dieſes Ungeziefer erſt an den Grenzen Deutſchlands niſtet, ſo wird es auch ſchon den Weg über den Rhein finden. Einer ſolchen Erſcheinung muß Jeder entgegen wirken, dem die Fortſchritte der Bildung am Herzen liegen, die in dem katholiſchen Deutſchland unwiederbringlich verloren iſt, wenn die Erziehung wieder dem Jeſuiter-Orden anheim fällt. Die Menſchen *abzurichten*, das mögen ſie verſtanden haben; aber zu bilden — nimmermehr. Ich habe in München Schüler der augsburger und ſchweizeriſchen Jeſuiten zu examiniren gehabt, und nie iſt mir eine craſſere Unwiſſenheit vorgekommen. In ihren Schulen gaben ſie die Autoren den Schülern nicht in die Hand, ſondern meiſt nur Abſchriften einzelner, von ihnen umgemodelter Stellen, deren Verfaſſer ſie nicht einmal nannten. So kam es, daß dieſe Studenten nicht einmal den Horaz vom Hörenſagen kannten. — Die ſächſiſchen Aktenſtücke ſind ſicher von *Aretin*. Ich komme zweimal darinnen vor, einmal neben Böttiger und Feuerbach als der ruſſiſchen Sache ergeben — eine Ehre, die ich gar nicht verdiene — und als Verfaſſer vertrauter Briefe über Baiern, die man nächſtens erwarten dürfe. — Haben Sie ſchon die Opera Frontonis von Aug. Majo geſehn? Sie füllen 2 ſplendide Oktavbände, in denen hin und wieder die ſchönſten Münzen eingedruckt ſind, die ich je geſehen habe. Die Entdeckung des unermüdlichen Majus verdient gewiß Aufmerkſamkeit, hauptſächlich, wie es mir ſcheint, wegen der lateiniſchen Briefe der 3 Kaiſer, von denen man bisher gar nichts, oder nur griechiſche Arbeiten kannte.

Gotha, 3. Juni 1816.

Seit langer, langer Zeit, mein innig verehrter Freund, bin ich in Ihrer Schuld. Rechten Sie nicht mit mir; es iſt nun eben eine alte Unart, daß ich mich über den Empfang eines Briefes von Freundes Hand lieber im Stillen freue, als ihm ſogleich, wie es ſein ſollte, meine Freude in guter deutlicher Schrift in Empfang ſtelle. Während ich mit Arbeiten beſchäftigt bin, die meinem Geiſte ein freies Umherſchwärmen verſtatten — Catalogen u. dgl. — bin ich der fleißigſte Briefſteller, aber leider ſetzen ſich die Gedanken nicht von ſelbſt aufs Papier; daher ich denn, bei dem beſten Willen und der herzlichſten Dankbarkeit gegen meine Freunde, immer unerkenntlich ſcheine.

Daß ich indeß doch an Ihr Inſtitut gedacht habe, wird Ihnen die Beilage zeigen, um deren Aufnahme ich bitte. So wie ſich meine anthologiſchen Arbeiten und der mühſame Druck der Anmerkungen dem Ende nähert, kann ich ſchon an etwas Anderes denken, und ich hoffe Ihnen im kurzen noch mehrere Beiträge ſenden zu können. Von mehreren Büchern liegen die ausgezeichneten Notizen längſt bei mir, und es kömmt da nur auf einige Muße und Luſt an, damit ſie ſich in Recenſionen verwandeln.

Von der Beſetzung der Löfflerſchen Stelle verlautet noch nichts Beſtimmtes bei uns. Man war zuerſt mit Ammon in Unterhandlung getreten; dann mit Bretſchneider, von einem Dritten hab' ich nicht gehört. Die Sache wird, wie mir vorkömmt, ziemlich kaltſinnig betrieben.

Den Anfang von Ukerts Geographie der Griechen und Römer werden Sie geſehen haben. Voß ſitzt auch Tag und Nacht, die ſeinige zu Stande zu bringen, um ſeinem Schüler den Ruhm abzujagen. Früher trug er ihm an, gemeinſchaftlich mit ihm zu arbeiten; dann trat er ihm die ganze Sache ab; und endlich, ohne ſeine frühere Erklärung zurückgenommen zu haben, beginnt er einen Wettlauf, der weder edel, noch ſeinem Alter und Ruhm angemeſſen iſt. Ukert hat ihm ſein Buch zugeeignet und zugeſchickt, noch iſt aber, ſeit 4 Wochen, keine Antwort erfolgt.

Leben Sie wohl, mein theuerſter Freund, und bleiben meiner mit alter Liebe eingedenk. Ich bin mit unveränderlicher Hochachtung und Ergebenheit Ihr ꝛc.

Gotha, 6. Juli 1816.

Mein letzter Brief war eben abgegangen, als ich zu meinem großen Leidweſen erfuhr, daß der gute Heindorf geſtorben ſei. Sein Tod wird viele betrüben. Möge Gott für ſeine Wittwe und ſeine Kinder ſorgen. — Zu Paris wird eine Prachtausgabe vom Homer in 5 Quartbänden erſcheinen von Lachaintre mit lateiniſcher Verſion, kritiſchen Anmerkungen und einer weitläuftigen clavis, aus der man die Erklärung ſchöpfen ſoll. Der Druck iſt ſchön, doch wird das Werk auch auf 3—400 Franken zu ſtehn kommen. Alles Uebrige ſcheint dem gegenwärtigen Standpunkte der homeriſchen Kritik wenig angemeſſen. — Von Coray iſt eine neue Ausgabe des Strabo angefangen worden, als Theil der Biblioth. Hellenica.

Den erſten Band hab' ich in den Händen gehabt. Apropos von Strabo. Bertuch hat jetzt auch Noth mit dem alten Penzel, und möchte wohl gern ſehn, daß er noch in Trieſt ſäße. Auch will die Meyerſche Buchhandlung eine neue Ausgabe der Ueberſetzung des Strabo nicht verſtatten, weil ihr noch das Meiſte der erſten auf dem Lager laſtet.

Gotha, 21. Juli 1816.

Ich ſende Ihnen hier, mein theuerſter Freund, die Briefe zurück, die Sie mir ſo gefällig mitgetheilt haben. Der von Göcking hat mir vieles Vergnügen gemacht. Da ich von dem wackern Manne ſo lange nichts mehr gehört und geleſen hatte, glaubte ich, er ſei längſt dahin gegangen quo Tullus et Ancus. Nun erfuhr ich durch den Brief zugleich ſein Leben, und daß er einer Ihrer älteſten Freunde iſt, und daß er die heitere gemüthliche Stimmung der poetiſchen Epiſteln auch noch jetzt — und was nicht immer der Fall iſt, in dem Leben, wie in der Poeſie, bewahrt und hegt. Auch die leichte Art der Mittheilung, die in dieſem Briefe herrſcht, hat mir ſehr gefallen. Genug, ich bin Ihnen für die Mittheilung dieſes Briefes recht ſehr dankbar. — Von Wolfs Analecten habe ich die erſten 8 Bogen in den Händen. Eine Art von Biographie von R. Bentlei von Wolf eröffnet ſie, wobei der Verfaſſer viel an ſich ſelbſt gedacht zu haben ſcheint, indem er einige ſeiner Eigenthümlichkeiten in Bentlei wiederfand.

Gotha, 27. Auguſt 1817.

Das muß man der Preußiſchen Regierung nachſagen, daß ſie übernommene Verpflichtungen mit muſterhafter Pünktlichkeit erfüllt, und häufig mehr übernimmt, als ſie verpflichtet wäre. Nach Privatbriefen von Coblenz hat die Reiſe des Kronprinzen und des Königs am Rhein eine ſehr gute Wirkung gehabt. Alle Feſte, die man dem erſtern gegeben, ſind wahre Volksfeſte geweſen; der König hat den Preußiſchen Beamten nachdrücklich empfohlen, ſich um die Liebe der Eingebornen zu bewerben, und diejenigen ausgezeichnet, von denen er wußte, daß ſie das gute Vernehmen zu erhalten bemüht ſind. Dies iſt gewiß vortrefflich, und kann nicht fehlen gut zu wirken, zumal man am Rhein die Vortheile der Verbindung mit einer großen Macht immer mehr einſieht, und um keinen Preis wieder kleinen Fürſten angehören möchte; wenn man indeß die gewaltige Kluft bedenkt, die Rheinländer und Preußen faſt in allen Punkten trennt, ſo wird man ein innigeres Verwachſen nur erſt nach einer Reihe von Jahren erwarten dürfen. Wohl nie hat eine allgemeinere Unzufriedenheit über Europa gebrütet.

Jedermann hatte ſich voll der ſanguiniſcheſten Hoffnungen ſein Luftſchloß ausgebaut; und nun will nichts zutreffen. Auch muß man geſtehn, daß bei allem Guten, was hier und da durchdringt, an vielen Stellen eine Verkehrtheit herrſcht, die hinlänglich beweiſt, daß keine Erfahrung hinreicht, um Narren klug zu machen. Oft möchte man glauben, Napoleons Zepter ſei 'noch etwas zu früh zerbrochen worden. Doch wäre das im Grunde ungereimt, und es muß wohl ſo recht ſein, wie es geſchehen iſt. Auch laß ich mich durch Rückſchritte nach der vielgeliebten Finſterniß hin nicht irre machen; feſt überzeugt, daß das Gute, was die Gewalt bilden wollte, ſich doch am Ende durch eigenthümliche Freiheit geſtalten, und erſt dann gute Früchte tragen wird. — Daß für die Erhaltung der Univerſität Heidelberg ſichere Verſprechungen gegeben worden, wird Sie gewiß gefreut haben. Für Jena wird auch wieder recht eifrig geſorgt, und die Vereinfachung der Adminiſtration hat die beſten Folgen. Bei der Vermählung unſerer Prinzeſſin war der Kirchenrath Gabler hier, um die Glückwünſche der Univerſität zu überbringen; auch Danz. Dr. Sickler iſt mit ſeiner Frau und Schwägerin noch in London, und wie ich aus Briefen des jungen Schlichtegroll erfahre — der, wie Sie wiſſen, trustee beim Mus. Britannicum iſt, — geht ſein Aufwickeln gut von ſtatten; nur ſind unglücklicher Weiſe die in England befindlichen Rollen außerordentlich übel zugerichtet, und in einigen fand er, nachdem er mehrere Zoll aufgerollt, noch keine Schrift. Die letzte, mit der er ſich beim Abgange des Briefes beſchäftigte, ſchien ein Gedicht zu verſprechen.

Gotha, 17. Decbr. 1817.

Ich bin ſeit einigen Tagen ganz verſtimmt durch das baieriſche Concordat. Zwar hab' ich von München aus noch gar nichts darüber gehört; aber mich dünkt, ein größerer Rückſchritt ſei in neuerer Zeit gar nicht vorgekommen. Welche Reactionen muß das geben! Welch' ein Chaos! Wer mag die Folgen einer ſolchen Inconſequenz berechnen? Dieſe obere

Bücher-Cenſur der Biſchöfe; dieſes Recht der Kirche zu erwerben; dieſe Freiheit in dem Verkehr der Unterthanen mit dem päbſtlichen Stuhle! Klöſter ſogar! Ein Nuntius! — Wie mag ſchon jetzt der Phalanx der Geiſtlichkeit vordringen! Wie triumphirend! Und welcher Geiſtlichkeit! — Das ſind mir Miniſter!

Gotha, 3. März 1818.

Ihrer freundlichen Einladung zur Theilnahme an Ihrem Jubiläum bin ich, trotz meiner großen Unbeweglichkeit, doch nicht im Stande zu widerſtehen. Es iſt eine feine Reihe von Jahren, ſeit ich nicht die Freude gehabt habe, Sie zu ſehen, und es hat ſich in dieſer Zeit Alles um uns her mehr als einmal umgekehrt; doch ſind Gottlob unſere Geſinnungen immer dieſelben geblieben.

Gotha, 31. März 1818.

Täglich denke ich noch mit meinen Begleitern an die vergnügten Tage in Halle dankbar zurück, und erfreue mich an dem Andenken der frohen Stunden, die Sie mir in dem Andrange der Feſtlichkeiten und Geſchäfte dennoch haben ſchenken wollen. Es wird mir noch auf lange Zeit hin eine wahre Erquickung ſein, Sie ſo heiter und kräftig geſehen zu haben, wie man es nur in den blühendſten Jahren ſein kann. — Schleiermachers Sendſchreiben hab' ich nun geleſen, und ſtimme ganz in Ihr Urtheil ein, daß er der Schrift durch das unendliche Fortlaufen der Rede und die Socratiſche Ironie geſchadet hat, die wohl nur Wenige verſtehen mögen. Ammons Antwort zeigt, daß der Mann ſich zu helfen weiß. Vor einigen Tagen hat einer unſerer hieſigen Theologen bei einem Candidaten-Examen ſehr ernſtlich über die Empfängniß Chriſti und die pudenda ſeiner Mutter mit anatomiſcher Genauigkeit examinirt. Die Möglichkeit einer jungfräulichen Reinheit hat er in einer von Adam zurückgebliebenen unverderbten massa deducirt. Hier darf man aber wohl fragen, warum das übrige Menſchengeſchlecht, indem es die böſen Folgen erbte, nicht auch eine Erbportion von jener massa non corrupta erhielt? und ob das nicht eine laesio enormis ultra dimidium zu nennen ſei? O domine, in quae nos reservasti tempora!

Gotha, 10. Mai 1818.

In dieſen Tagen habe ich mit Vergnügen die wackern Recenſionen der Harmſiana in der Allg. Litt. Zeit. geleſen; auch jetzt erſt den Hierodulen-Krieg. Zu meinem großen Befremden mußte ich hören, es ſei auf der Meſſe geſagt worden, unſer Herzog habe den Aufſatz qu. in der eleganten Zeitung gemacht, und ich hätte dabei geholfen. Ein abſurdes Gerücht; vielleicht von dem wahren Verfaſſer mit Abſicht verbreitet, um von der rechten Spur abzuführen.

Gotha, 30. Juni 1818.

Indem ich Ihnen, mein verehrteſter Freund, den etwas verſpäteten Dank für die letzten Bände Ihres Cicero ſage, wünſche ich Ihnen von Herzen zu der g[illegible]n Vollendung dieſes ſchönen Werkes Glück, und daß Ihnen der Himmel zur Belohnung wenigſtens noch ſo viele Jahre ſchenken möge, als dieſes Werk Bände zählt. Was wird Sie denn nun ferner beſchäftigen? Denn bei Ihnen findet das vetat spem inchoare longam keine Anwendung. — Was haben Sie zu Voſſens Angriff auf Ukert geſagt? Wie man auch immer über die Tag- und Nacht-Seite der Erde denken mag, ſo dünkt mich doch, ſollte man ſich darüber mit niemandem ſo verfeinden, daß man ihn, weil er das Licht lieber nach Morgen als nach Abend ſetzt, gleichſam mit Fußtritten zum Hauſe hinauswirft. Da ich die eigenhändigen Briefe von Voß geſehen habe, in denen er Ukerten die Bearbeitung ſeiner geographiſchen Ideen überläßt, ohne Bedingung und nur mit dem Zuſatze, daß, wenn ihm etwa noch Eines oder das Andre zweifelhaft wäre, er nach Heidelberg kommen möchte; da ferner in dem auf der Schule an Ukert von Voß mitgetheilten Hefte nichts weiter ſteht, als was Voß ſeit 40 Jahren aller Orten hat drucken laſſen, um es dem harthörigen Publikum einzutrichtern — ſo erſcheinen die Vorwürfe der erſten und zweiten Invective deſto ſonderbarer. Und iſt es nicht toll, daß ein öffentlicher Lehrer für ſeine Gedanken ein unantaſtbares Monopol, und ein Schriftſteller eine Art von Majeſtäts-Recht für ſie verlangt, ſo daß nah' und fern ihnen niemand ein Haar ſoll krümmen dürfen! — Das iſt nun wieder eine Art von mißlungener Bildung durch die Wiſſenſchaften, wo dem didicisse artes nicht ein emollit, ſondern ein jubet esse feros gefolgt iſt.

Gotha, 8. Sept. 1818.

Meine Reiſe nach München war recht glücklich und mit allen Annehmlichkeiten verknüpft; die Witterung vortrefflich, die Wege gut, die Aufnahme wie ich ſie nur wünſchen konnte. Alle meine Freunde, Sömmerring ausgenommen, waren gegenwärtig, alle wohl, und mit ihren innern und äußern Verhältniſſen zufrieden. Faſt 3 Wochen habe ich unter ihnen zugebracht, vieles Schöne geſehn und mich der Regſamkeit erfreut, mit welcher Alles im Fortſchreiten iſt. Die Bevölkerung wächſt, die Stadt erweitert ſich nach allen Seiten hin, und dieſe Erweiterungen ſind zugleich weſentliche Verſchönerungen. Die wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen, werden ohne Unterlaß vermehrt, und ſind insgeſammt in gefälligen, oft ſchönen Localen mit Nettigkeit und Ordnung aufgeſtellt. Schwerlich möchte eine andere Mittelſtadt Deutſchlands ſo viel Anziehendes in dieſem Umfange aufzuweiſen haben. Der ſammelnde Eifer des Kronprinzen regt auch Andere an, und ich habe Bilderſammlungen in Privathäuſern geſehn, die man anderwärts Galerieen nennen würde. Auch nimmt das Zuſtrömen der Fremden immer zu, und ich bin mehrmals zugleich mit Franzoſen, Engländern und Schweden in Geſellſchaft geweſen. Von dem Concordate war noch oft die Rede, und die Unzufriedenheit darüber wurde nur durch die Hoffnung gemindert, daß es nie ſo zur Ausführung kommen werde, wie es in Rom gemeint war. Merkwürdig iſt, daß es niemand gemacht haben will, und daß vielleicht niemand unzufriedener damit iſt, als der König ſelbſt, der eben, um ihm ein Gegengewicht zu geben, die Publication der Verfaſſungsurkunde mit dem größten Eifer betrieb. In dieſer iſt denn nun auch wohl das, was die Religions- und Gewiſſens-Freiheit betrifft, das Allerbeſte, und unter den Acatholiſchen iſt wohl niemand, der jetzt einige Sorge hegt. In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in München machte gerade der letzte Theil von Zſchockes baieriſcher Geſchichte viel Aufſehn, indem es den Vornehmen anſtößig war, ſo viele Namen angeſehener Familien nicht eben in den rühmlichſten Beziehungen genannt zu ſehn. Mich hat dieſes Buch eben wegen des ungeheueren Contraſtes angezogen, den die jetzige Zeit mit der Regierung Carl Theodors macht, die doch erſt ſeit ſo wenigen Jahren vorüber iſt. Denen, welche die neue Zeit geſchaffen haben, müſſen jene Schilderungen wie eine indirekte Lobrede auf die Anſtrengung klingen, mit der ſie Baiern aus ſeiner Erniedrigung gezogen haben.

Gotha, 2. Mai 1821.

Den mir überſchickten Katzenſprung habe ich mir ſogleich beſehn, und mich auf den erſten Blick überzeugt, daß das Werk in Würzburg, und auf den zweiten, daß es von niemanden anders, als den darin hochgeprieſenen Ch. Aug. Fiſcher gefertigt ſei. Den Beweis dafür getrau ich mir aus moraliſchen, äſthetiſchen und rhetoriſchen Gründen zu führen, ſo daß beſagter Fiſcher im Läugnensfalle wohl dadurch auf den Eid getrieben werden möchte. Dadurch wird nun die Schrift zu einer reinen Perſönlichkeit, zu einer Art von Klagſchrift gegen den Grafen von Lerchenfeld, in die ſich nach meiner Ueberzeugung eine Litt. Zeit. gar nicht miſchen darf, bis von der andern Seite excipirt worden iſt. Ich bin deshalb in Rückſicht auf das, was Sie Hrn. Müller geſchrieben haben, vollkommen einſtimmig mit Ihnen. Nur fällt das 4. Argument weg, daß der Verfaſſer der quasi Recenſion in dem Buche S. 170 ſelbſt getadelt ſei. Der dort angeführte Chriſtian Müller, Verfaſſer der Gemälde von Petersburg und München, iſt nicht der Redakteur der Münchner Litt. Zeit. Dieſer letztere iſt ein homo obscuri nominis, und vielleicht nicht frei von dem Antheile an den Pasquillen, die im Jahre 8 und 9 gegen uns in München geſchleudert wurden. Doch dem mag ſein, wie ihm will, auf alle Fälle hat er Unrecht, das an ſich unbedeutende Buch zu einem bloßen Pasquille machen zu wollen. Die Anklagen gegen Lerchenfeld ſind oder ſollen wenigſtens aktenmäßig ſein; das Uebrige, (wie die ſchmutzigen Anecdoten von der Gräfin Montgelas), ſind Klätſchereien. Gegen die letztern wird Niemand ein Wort verlieren, auf die erſtern mag der Betheiligte antworten. — Hätten Sie ſich induciren laſſen, die Müllerſche Injurie aufzunehmen, und wären dann von dem Verfaſſer des Katzenſprungs angegriffen worden, ſo hätte München dabei keine Gefahr gelaufen, für die Allg. Litt. Zeit. aber wäre es höchſt poſſirlich geweſen, einen Verfaſſer der Recenſion zu nennen, der nicht nur keinen Namen hat, ſondern ſelbſt ein gelehrtes Blatt redigirt, und ſich nun doch mit ſeinem Machwerke an eine Schweſter-Zeitung wendet. Das iſt gar zu treuherzig. Lächerlich aber iſt ſein Prahlen mit den Wünſchen der höchſten beiden Staatsmänner. Als ob dieſe Sie im geringſten intereſſiren könnten! — Was den Grafen Lerchenfeld ſelbſt betrifft, ſo iſt Ihnen ſo gut wie mir bekannt, was er in der baierſchen Ständeverſammlung geleiſtet hat. Von ſeinem frühern Verhältniß als Kreis-Comiſſar in Franken iſt mir nichts Zuverläſſiges bekannt. Die Einen lobten, die Andern tadelten ihn, gerade wie den Grafen Thürheim auch, und jetzt den Hrn. von Aebeck. Daß Lerchenfeld das Concordat begünſtigt hat, iſt wahr; es mag auch ſein, daß ihn der ſchlaue Weihbiſchof Zirkel am Seile geführt hat; daß er aber an Öffners Unglück ſchuld ſei, kann ich nicht glauben. Man ſchrieb dieſes vielmehr dem Baron Drexel zu.

Gotha, 15. Sept. 1821.

Mein [illegible], der wackere [illegible] in Leipzig, klagt, daß die Allg. Litt. Zeit. gar keine Notiz von der Anthologia Palatina nehme, und ich habe ihm verſprochen, deshalb beſcheidene Erinnerung zu thun. Der Mann hatte gehört, daß man dieſes Buch ſeit einigen hundert Jahren erwartet habe, und hat deshalb nichts geſpart, um es gut auszuſtatten; und nun wundert er ſich, daß die gelehrten Tribunale keine Notiz davon nehmen. — Haben Sie denn geleſen, daß Herr von Lipowski, Archivar der baieriſchen Stände, die Welt in zwei Hälften theilt, in katholiſche Chriſten und Heiden? Dies iſt immer noch milder als Herr von Haller, der in dem Eifer ſeines neuen Chriſtenthums nur katholiſche Chriſten und Gottloſe erkennt. Dieſe Herren können die Hölle nicht voll genug bekommen. — Hat es wohl ſeit der Reformation eine Zeit gegeben, wo das Durcheinander der Meinungen größer war, als jetzt? oder iſt je die Welt ſo aus ihren Angeln geweſen? Und müßte, wer das von Oben herab in ſeinem Zuſammen- oder Unzuſammenhange überſähe, nicht lachen über die Anſtrengung einiger Pygmäen, das in ſeinen Grundfeſten erſchütterte Gebäude wieder auf ſeine alte Baſis feſtzuſetzen?

Gotha, 23. Dec. 1822.

Ihr letzter Brief, mein theuerſter und verehrteſter Freund, enthielt ein Verzeichniß Ihrer Bekannten und Freunde, die dahin gegangen ſind unde nemo redire potest. In Einem Jahre allerdings Viele! Nun iſt noch einer dazu gekommen, dem Sie gewiß ein längeres Leben zugetraut hätten, unſer gute Schlichtegroll. Er kränkelte ſeit geraumer Zeit. Im Laufe des Sommers ließ er ſich endlich bewegen, das Bad in Kiſſingen zu brauchen; kam dann mit ſeiner Frau auf 8 Tage hieher, wo er ſeit 13 Jahren nicht geweſen war, und brachte gelegentlich Erbſchaftsangelegenheiten in Ordnung. Er kam Allen matt und gedrückt vor. Weder hier, noch auf der Rückreiſe hatte er ſich geſchont, und ſo kam er krank nach Hauſe zurück. Nun ſchwankte ſein Zuſtand; ſein Arzt war beſorgt; auch der Geheimerath Moll ſchrieb mir, er ſei kränker, als er glaube. Nur 5 Tage war er bettlägrig. Bis dahin hatte er alle ſeine Geſchäfte beſorgt. In dieſen letzten Tagen litt er große Schmerzen an einer Harnblaſenentzündung, demſelben Uebel, an dem auch Becker ſtarb. Sein Tod wird in München ſehr beklagt. Ich verliere an ihm meinen älteſten Freund, mit dem ich ſeit meiner Kindheit immer in großer Eintracht und Innigkeit gelebt habe. Wenn Sie nichts dagegen haben, will ich ſeinen Nekrolog für die Allg. Litt. einſchicken. — In der letzten Zeit hatte er im Gefühl ſeiner Kränklichkeit den Wunſch, das Direktorium der Akademie niederzulegen, eine Stelle, die, wegen der mit der Akademie verbundenen Sammlungen und der mannichfaltigen Beziehungen in denen ſie ſteht, unglaublich viel Arbeit und Verdruß ohne Ende giebt. Der Miniſter hatte dazu keine Ohren. Nun muß man doch eine Aenderung treffen, und ich bin neugierig, wie man ſich helfen wird.

Gotha, 5. März 1825.

Ich blätterte heute im Buchladen in meines Namensverwandten Theokritus. Da fand ich nun, 1) daß er mir un meinem kritiſchen Talente viel zu viel Ehre erweiſt. Ich hab täglich Urſache demüthiger davon zu denken. 2) Daß er von de Strothiſchen, von mir revidirten Ausgaben des Theokritus di 4te vom Jahre 1821 nicht kennt, in welcher ich meine meiſten frühern Conjecturen dem Schwamme übergeben habe. S bleibt bei dem Drängen der litterariſchen Fluthen ſelbſt i dem Mittelpunkte der deutſchen Philologie Vieles unbekann Vor einigen Jahren ſchüttelte in der Hildesheimſchen kritiſche Bibliothek ein Recenſent zu der vierten Ausgabe der Strothiſchen Memorabilien ungläubig den Kopf, und gab zu erkennen, daß er es für Lug und Trug halte. Und doch hatte di Sache ihre vollkommene Richtigkeit. Solche Irrungen ſin gar keine Wunder; nur ſollte Einer nicht, weil er etwas nic weiß oder nicht hat wiſſen können, ehrliche Leute deshalb fü Schelme halten. Bei meinem griechiſchen Elementarbuche geſchieht es gar nicht ſelten, daß ich wegen einer Erklärung ode

Meinung der ältern Ausgabe belehrt werde, die in den ſpätern längſt getilgt oder berichtigt war. Ich ſchweige dazu ſtill, und benutze die Erinnerungen meiner Hofmeiſter mit Dank, indem ich ihnen die Freude des Belehrens von Herzen gönne.

Gotha, 13. März 1827.

Sehr vielen Dank ſage ich Ihnen für die Ueberſendung der Wagnerſchen Kritik meiner lateiniſchen Blumenleſe. Quantas tragoedias ille excitavit! — Die Sache thut mir weh und beunruhigt mich, weil ich fürchte, daß, nachdem einmal ein gelehrtes Blatt den Finger auf die von mir wahrlich nicht böſe gemeinte Stelle hingereckt hat, viele, die außerdem nichts Schlimmes geahndet hätten, nun doch meinen anguem latere in herbis. Vielleicht aber meint doch auch wieder mancher Billigdenkende, es wären fluctus in simpulo. Sie, mein theuerſter Freund, werden mir gewiß nicht zutrauen, mit meiner, vielleicht nur etwas zu ſtark ausgedrückten, Bemerkung den Stand der Schullehrer herabwürdigen zu wollen; und ich denke, daß, wer nicht blos die ausgehobenen Worte, ſondern die ganze Seite im Zuſammenhange lieſt, mich von einer ſo ſchlimmen Abſicht frei ſprechen muß. Es handelte ſich ganz einfach um die Frage: Soll man zu einer Chreſtomatie Anmerkungen geben, damit der Schüler ein ſicheres Hülfsmittel zur Vorbereitung habe, und der Lehrer nicht verführt werde, Alles allein geben zu wollen, was der guten Sache Schaden thut. — Dies iſt meine Meinung geweſen, nichts anderes. Den Wunſch des Recenſenten, das Blatt der Vorrede umdrucken zu laſſen, um Schaden zu verhüten, kann ich nicht erfüllen, wenn ich auch vollſtändiger von meinem Unrechte überzeugt wäre, als ich wirklich bin. Seit einem halben Jahre iſt das Buch in alle Welt verſendet: vieles davon iſt ſchon verkauft; es wäre alſo immer eine ganz unvollſtändige Kur. Ich bin aber auch in der That des feſten Glaubens, daß der gefürchtete Schade nicht verurſacht werden wird; und daß Herr Wagner, wenn er die Sache noch einmal ruhig überdenkt, ſelbſt einſehn wird, daß er ſie etwas zu tragiſch genommen habe. Böſen Willen hat er übrigens dabei ſo wenig gehabt, als ich; und ſo unangenehm, ja ſchmerzlich mir die Geſchichte iſt, ſo hat mich doch die Gutmüthigkeit des Mannes gerührt, der, bei der einmal genommenen Anſicht, alle Urſache gehabt hätte, mein Buch mit Bitterkeit zu behandeln, und doch ſo viel Gutes davon ſagt, und in den Ausſtellungen, die er macht, ſo vieles Wohlwollen zeigt. —

Uebrigens iſt meine Rechtfertigung in dem hier beiliegenden Briefe an Herrn Wagner enthalten, den ich Sie bitte zu leſen, und dann gefälligſt ſo bald als möglich an ihn gelangen zu laſſen. Ich wähle dieſen Weg, damit der Brief ſicher in ſeine Hände komme, weil ich ſeine Addreſſe nicht weiß. — Die Ausſicht, Sie bei Gelegenheit der Jubelfeier des verehrten Kanzlers wiederzuſehn, hat vielen Reiz für mich. Die Umſtände werden lehren, ob ich dieſen Wunſch werde erfüllen können. — So eben erhalte ich einen Brief von dem Schulrath Schwabe, der jetzt 80 Jahre alt iſt, ſich vollkommen wohl befindet, und noch immer mit dem Phädrus beſchäftigt. Einige Stimmen, die ſich von neuem gegen die Aechtheit des alten Fabelhanſen erhoben haben, beunruhigen ihn ungemein, und er iſt im Begriff, zur Vertheidigung ſeiner Dame, die ritterliche Rüſtung noch einmal anzulegen. Es iſt fürwahr etwas Rührendes in einer ſo loyalen Liebe.

Gotha, 29. April 1827.

Sie haben ein großes und ſchönes Feſt, und in ihm gewiſſermaßen eine Nachfeier Ihres eignen begangen, da gewiß Niemand in Halle iſt, der nicht dabei an die ſchönen Tage des Jahres 1818 gedacht, und ſich der Heiterkeit erfreut hat, mit der Sie Ihren Kollegen in zwiefachem Sinne an der Spitze der Univerſität begrüßt haben. Mir war es nicht verſtattet, Zeuge dieſer Feſtlichkeiten zu ſein, und von Ihrer freundlichen Einladung Gebrauch zu machen. Doch hoffe ich, daß meine Glückwünſche aus der Ferne nicht weniger wirkſam ſein ſollen, und daß die beiden Jubelgreiſe noch manches Jahr nebeneinander zum Ruhme der Univerſität und zur Freude ihrer zahlreichen Verehrer wirkſam ſein werden. — Wie mein Handel mit Herrn Wagner beendigt, und wie der Friede abgeſchloſſen worden, werden Sie ſchon längſt wiſſen — ich aber weiß es genau noch nicht. Er ſchreibt mir, daß er meine Erklärung nebſt ſeiner Antwort den 5. April an Sie habe abgeben laſſen; bis jetzt aber iſt ſie, ſo viel ich weiß, noch nicht erſchienen. Schwerlich hat ſich doch ein Anſtoß dabei gefunden. Da mir natürlich daran gelegen iſt, den übeln Eindruck, den die Diatribe der Allg. Litt. Zeit. in Rückſicht auf meine Perſon und mein Buch gemacht haben wird, ſo weit es möglich iſt, auszutilgen, ſo muß ich auch wünſchen, die darauf erfolgten Erklärungen bald in das Publikum gebracht zu ſehn, ehe das vergeßliche Publikum das Beſte oder Schlimmſte in der Sache gänzlich aus dem Sinne verloren hat. Sie werden mich durch die Erfüllung dieſes Wunſches außerordentlich verpflichten, ſo wie ich es auch mit Dankbarkeit erkennen werde, wenn Sie mir den Abdruck des Friedensinſtrumentes bald nach ſeiner Erſcheinung zukommen laſſen wollen.

An Jakobs, von Schütz.

Jena, 1. Febr. 1797.

Ob ich gleich dieſen Abend, wie noch nie, auf der Folterbank der Krämpfe liege, ſo kann ich doch auch ſelbſt in doloribus nicht unterlaſſen, Ihnen, theuerſter Freund, zu der nunmehr erhaltenen Vocation nach Oldenburg von Herzen Glück zu wünſchen. Heute kam die Vocation für Herrn Gaspari als außerordentlicher Profeſſor der Geſchichte mit 400 Thaler Gehalt an; und Herr Geheim-Sekretär Mutzenbecher meldete zugleich, daß an Sie ebenfalls die Vocation abgegangen ſei.

Ich ſchließe daraus, daß ſie wirklich ſolche anzunehmen ſich erklärt haben, und ob ich Sie gleich ſehr ungern aus der Nähe verliere, ſo freue ich mich doch herzlich über ihre Verbeſſerung. Gott laſſe es Ihnen in Oldenburg recht wohl gehen. Sie kommen da gewiß auch in einen Zirkel recht guter Menſchen.

Meines Sohnes wegen hätte ich es freilich gern geſehn, wenn man Sie durch eine hinlängliche Zulage in Gotha erhalten hätte. Könnte es meine Frau über ihr mütterliches Herz bringen, ihren einzigen Sohn an 50 Meilen weit von ſich zu entfernen, ſo ließ ich ihn mit Ihnen nach Oldenburg ziehn. So aber bleibt es bei dem Entſchluſſe, ihn auf Oſtern nach Gotha zu bringen, ob ich gleich ſehr auf den Vortheil gerechnet hatte, den er aus Ihrem Unterrichte ziehen ſollte; und werde ich alſo nächſtens an Herrn Kirchenrath Döring ſchreiben. Melden Sie mir nun mit zwei Zeilen mit umlaufender Poſt, ob Sie wirklich und in welchem Monat Sie nach Oldenburg abgehen werden.

In 8 Tagen ſchicke ich Ihnen die Toupiana und Wakefield. Beſitzen Sie die neue Ausgabe von Dawes Miscell. criticis, ſo bitte ich ſie mir dagegen auf 8 Tage aus.

Ich umarme Sie von Herzen. Tauſend Empfehlungen von uns allen an Sie alle. Der Ihrige ꝛc.

Jena, 19. Febr. 1797.

»Daß ich mich über die unerwartete Wendung der Oldenburgiſchen Vocationsſache höchlich gefreut habe, können Sie denken! Gut war es aber, daß ich gleich an Sie ſchrieb, ſonſt paradirten Sie ſchon als Rector Oldenb. im Intelligenzblatte der Allg. Litt. Zeit. Denn es hatte uns Herr Mutzenbecher ſchon ein Formular zugeſandt, und wollte es ins nächſte Stück eingerückt haben. Woher der Irrthum entſtanden, daß man ſo zuverläſſig auf Sie in Oldenburg gerechnet hat, weiß ich nicht. Ihnen kann man nichts imputiren, und ich lobe Ihren Herzog, daß er Sie zu behalten gewußt, und Sie, daß Sie lieber in Gotha bleiben, als nach Oldenburg gehn.

Hierbei Toup. 3. 4. (Der 1ſte und 2te enthält blos die alten animadv. in Suidam).

Item Wakefield Sylva 1. 2. 3. (die folgenden Theile habe ich noch nicht).

In 14 Tagen bitte mir ſie zurückzuſenden. Vale Carissime!

Jena, 15. Septbr. 1797.

»Sie überraſchen mich auf das angenehmſte mit einem zweiten Briefe, da mir bisher mancherlei litterariſcher Saus und Braus (ut cum Vossio loquar) noch nicht zugelaſſen, Ihren vorhergehenden vom 5. Septbr. zu beantworten.

Ich will vom letzten anfangen, ὕστερον πρότερον ὁμηρικῶς.

Herzlichen Dank für Ihren gütigen Glückwunſch zu Herrn Eichſtädt's endlicher Acquiſition. Wenn das Sprichwort eintrifft, das Langewähren und Gutwerden mit einander verbindet, ſo haben wir einen Grund mehr, uns das Beſte zu verſprechen. Daß Herr Eichſtädt nun mir und der Univerſität ſehr erwünſcht kommt, wiſſen Sie; ich habe nun, nachdem mir dieſer Wunſch gewährt worden, den zweiten Wunſch nur noch auf dem Herzen, daß es ihm recht wohl gehen und recht wohl bei uns gefallen möge. Ich und meine Frau werden gewiß alles mögliche beitragen, dem wackern Mann ſein hieſiges Leben angenehm zu machen. Uebermorgen reiſe ich nach Leipzig, wo wir 14 Tage bleiben, und ich denke, er ſoll dann gleich mit uns herreiſen.

Ihre Wette, mein Theuerſter, in Anſehung der Recenſion der Beckerſchen Erholungen in Nr. 291. würden Sie aufs vollſtändigſte verlieren, und da Sie gleich wohl 1000 gegen Eins ſetzen wollten, ſo iſt mir das ein neuer Beweis, wie ſehr Einen auch die wahrſcheinlichſten Vermuthungsgründe täuſchen können, wenn es darauf ankommt, anonymiſche Verfaſſer zu errathen.

So viel ich aus Ihren Aeußerungen ſchließen kann, halten Sie Herrn Schlegel für den Verfaſſer dieſer Recenſion. Er iſt es aber ganz gewiß nicht, ſondern der Recenſent lebt im weſtphäliſchen Kreiſe, iſt gewiß nicht gegen Hrn. Manſo eingenommen, hat ſich auch die Recenſion nicht ausgebeten, ſondern es iſt ihm dieſes Journal, unſerer Regel gemäß, von uns aufgetragen worden. Es kommt wohl zuweilen vor, daß jemand anfragt, ob er ein Buch recenſiren dürfe; da ſind wir aber ſehr auf unſerer Hut; meiſtens nehmen wir dergleichen nur bei ausländiſchen Büchern an, wo aller Grund zur Parteilichkeit wegfällt. Daß der Recenſent ein Mitarbeiter der Beckerſchen Erholungen wäre, weiß ich nicht, wenigſtens habe ich nichts von ſeinem Namen gefunden.

Ihre Hypotheſe alſo über den Verfaſſer der Recenſion iſt, wie Sie ſehen, liebſter Freund, ganz unrichtig.

Daß wir gegen Hrn. Manſo dergleichen Parteilichkeiten nicht zulaſſen würden, können Sie uns ſchon *a priori* zutrauen; ich kann Ihnen aber einen *casum in terminis* anführen. Wir haben eine Recenſion über Manſo's Epiſtel an Garve, über die Wiſſenſchaften, die völlig perſiflirend war, dem Recenſenten zurückgegeben, und zwar aus dem Grunde weil wir ihn nicht für unpartheiiſch halten könnten.

So unrecht Sie nun in *hypothesi* haben, ſo recht haben Sie in *thesi*, daß eine Disproportion in einem Journale entſtehen kann, wenn zwei oder mehrere Werke von verſchiedenen Recenſenten, nicht nach einerlei Maaßſtabe beurtheilt werden. Allein dies iſt ein unvermeidliches Schickſal aller Journale, die nicht ganz von Einem einzigen Verfaſſer herrühren. Beſonders trifft dies bei den ſchönen Künſten zu, und am meiſten bei der Dichtkunſt, wo es niemals einen mathematiſch richtigen Maaßſtab geben wird und geben kann. Nehmen Sie nur den jetzt ſo beliebten und belobten Jean Paul zum Beiſpiel. Der eine Recenſent kann hauptſächlich auf ſeine genialiſchen Flüge und Schwünge ſehen, und da findet er ihn vortrefflich; der andere ſieht auf Form, Haltung und Ausdruck, und da findet er ihn unausſtehlich. Den einen Autor A beurtheilt ein Recenſent X, deſſen Ideal nicht ſo hoch geſpannt iſt, und der findet ihn ſehr gut; den andern Autor B kritiſirt ein Recenſent Y, der alles ſtrenger nimmt, und findet ihn ſchlecht, oder mittelmäßig; hier kann nun der Fall eintreten, daß gleichwohl B beſſer iſt als A; und doch in der Recenſion ſchlechter wegkommt, nicht weil ihm Unrecht geſchehen, ſondern nur inſofern, als der andere zu gelind beurtheilt worden.

Nun ſagen Sie aber ſelbſt, wie iſt ſo etwas in einem vielumfaſſenden kritiſchen Journale immer zu vermeiden? Wenn es auch die Redakteurs immer durchſchauen könnten, ſo würden ſie ſich doch ſelten anmaßen können, dem Recenſenten etwas abzuändern; denn jeder kann ſagen, ich habe nach meinem Ideale recht, ſo zu urtheilen.

Nun iſt es vollends eine ſchlimme Sache mit den Recenſiren ſolcher vermiſchten Journale, wie die Erholungen. Motivirt können hier unmöglich alle Urtheile über jedes kleine Gedicht werden; und oft muß alſo der Recenſent mit einem allgemeinen ſeines äſthetiſchen Gefühles ſich begnügen.

Daß ich übrigens die Procedur der Schillerſchen Partei gegen Manſo gar nicht billige, trauen Sie mir gewiß zu; ob ich gleich glaube, man thue ihm nicht Unrecht, wenn man von ihm ſagt, daß er nicht ſowohl ein Dichter, als ein witziger Kopf ſei.

Endlich muß auch Manſo und jeder Dichter und Schriftſteller, der ſelbſt recenſirt, auch bedenken; hanc veniam damus petimusque vicissim. Ich weiß nicht, ob es wahr iſt, daß Manſo des ſel. Alxinger Doolin recenſirt hat, in der Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften. Iſt er aber der Verfaſſer, ſo kann er ſich damit tröſten, daß ihm dieſe gewiß übertriebene tadelnde Recenſion, von Alxinger mit einer ſehr lobenden Recenſion ſeiner Kunſt zu lieben, in der Allg. Litt. Zeit. vergolten worden, von welcher noch neulich einer der Schillerſchen Partei, als Herr Löffler bei uns war, ſagte: Die hat kein Menſch gelobt, als Alxinger.

Nun zu Ihrem erſten Briefe. Mit großem Vergnügen habe ich Ihre Erörterung meiner Conjektur über die berüchtigte Stelle in den Choephoris geleſen. In Anſehung der Aechtheit der gerügten Verſe, bin ich weit entfernt zu glauben, daß blos durch äſthetiſche Gründe hier etwas ad liquidum gebracht werden könnte. Ich würde daher nie ſolche Verſe blos aus dieſen noch ſo wahrſcheinlichen Gründen nur in Klammern einſchließen, geſchweige gar herauswerfen, wenn nicht Handſchriften für die Omiſſion ſtimmten. Indeß haben Sie doch meinen Einfall noch nicht ganz nach meiner Intention beurtheilt. Der V. 205 ſcheint mir deswegen beizubehalten, weil dadurch der Zweifel, als ob die Locke durch einen Boten überſchickt wäre, einigermaßen gehoben wird; zugleich da Oreſtes und Pylades wirklich am Grabe geweſen waren, war es ja unmöglich, daß nicht Electra zweierlei Fußtapfen bemerken ſollte, wenigſtens ſehr natürlich, daß ſie es bemerkte. Und nun iſt die Reihe der Gedanken dieſe: 1) Hier liegt eine Locke. 2) Außer mir kann ſie hier Keiner hingelegt haben. 3) Von mir iſt ſie nicht. 4) Sie kann alſo faſt von niemandem anders ſein, als von meinem Bruder. 5) Auch widerſpricht die Farbe nicht. 6) Er müßte ſie durch einen Boten geſchickt haben. 7) Das hilft mir nun freilich nicht viel, weil er nicht ſelbſt da iſt. 8) Und warum ſollte er auch nicht ſelbſt können angekommen ſein. 9) Daß nicht ein bloßer Bote die Locke gebracht, ſcheint ſich dadurch zu beſtätigen, daß hier zweierlei Fußtapfen ſind, die auf Einem Wege mit dem meinigen zuſammentreffen, und zu Einem Ziele führen (nach dem Grabe), wie wenn alſo dieſe Fußtapfen von ihm (*αὐτοῦ*) und ſeinen Begleitern wären. Denn allein wird er doch nicht gereiſet ſein. Den Vers *πάρεστι — καταφθορά* erkläre ich ſo, daß in dieſem Augenblicke die Electra den Oreſtes und Pylades auf ſich zutreten ſieht, und ihren Bruder an ſeinen Geſichtszügen erkennt, nun aber darüber eine Anwandlung von Freudenſchreck und Ohnmacht empfindet.

Ich kann mich noch immer nicht überzeugen, daß Euripides ſeine Disposition mit einer ſpöttiſchen Rückſicht auf Aeſchylus gemacht habe. Auch in den Phoeniss. wie Sie meinen, V. 768. *ὅπλα ἐκκομίζετε — χέρνιβα* ſehe ich keine Urſache, warum dies gerade eine Spötterei auf Aeſchylus Schilderbeſchreibung ſein ſollte. Wenn gleich ein alter Scholiaſt auch hier einen respectum auf Aeſchylus geſucht hat.

Ich kann, indem ich dieſes ſchreibe, noch nicht ſagen, ob ich Ihnen mit dem Commentar. ad Hermogenem dienen kann. Die Rhetores, die Wolf und Vater durch mich erhalten haben, ſind auf der Univerſitäts-Bibliothek, aber nur der erſte Theil, ſo viel ich weiß; bloß dieſen haben beide Herren gehabt. Nun laſſe ich erſt nachſuchen, ob der 2te Theil, den Aldus ein Jahr ſpäter herausgab, auch vorhanden iſt. Iſt er es, ſo bekommen Sie ihn ſogleich.

Morgen reiſe ich, wie geſagt, nach Leipzig, nämlich Freitags; laſſe aber Ordre hier, wenn das Buch da iſt, es Ihnen zu ſenden.

Daß Sie Herrn Vaters Recenſion beſorgt haben, dafür danke ich Ihnen unendlich.

So eben erhalte ich die Nachricht aus unſerer Univerſitäts-Bibliothek, daß die Commentar. ad Aphthonium et Hermog. nicht vorhanden, wenigſtens nirgends in Katalog und Bibliothek zu finden ſind. Ich will mir aber alle Mühe geben, es in Leipzig aufzutreiben. Ganz der Ihrige ꝛc.

Jena, 10. Juli 1798.

Meinen innigſten Dank für Ihr ſchönes braves Werk über die Anthologie. Sie füllen eine ſehr weſentliche Lücke in der griechiſchen Litt. damit aus, und ich ſehne mich recht nach den Stunden, wo ich es recht werde genießen können. Das wird aber wohl nicht eher geſchehen, als bis ich das leidige Prorektorat los bin; d. i. nach dem 4. Auguſt.

Daß ſo viele Ihrer Schriften, deren keine unangezeigt bleiben darf, noch nicht recenſirt wären, hätte ich doch nicht geglaubt. Ich will noch am Schluß dieſes Briefes den neueſten Meuſel nachſehen, und unſer Regiſter dagegen halten. Die Exercitatt. ad Euripidem ꝛc. hat Freund Eichſtädt ſchon lange übernommen, und hat mir nun heiligſt verſprochen, in Kurzem die Recenſion zu liefern. Und an Ihren Anthologie-Schlüſſel, (denn gewiß für die neueſten Beſitzer der Anthologie wäre dieſe ohne Sie noch lange eine verſchloſſene Thür geweſen), ſoll dann gleich auch die Reihe kommen.

Da ich den Meuſel nachgeſehen, kann ich doch wirklich nichts unrecenſirtes finden, als die Exercitatt. Wiſſen Sie es beſſer, ſo zeigen Sie mir es gütigſt mit 2 Worten an. Vale et me ama, Tui observantissimus etc.

Jena, 18. Mai 1799.

Erlauben Sie mir, theuerſter Freund, Ihnen zu ſagen, daß, ſo angenehm uns die Erſcheinung Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin und Kinder, wie auch Ihres Herrn Bruders geweſen iſt, wir es doch herzlich bedauert haben, daß Ihnen die Umſtände nicht verſtatteten, Sie zu begleiten. Wie gern hätte ich mit Ihnen einmal einen Abend verplandert!

Von einem Termin zum andern hat mich zeither Herr Eichſtädt mit der ihm längſt aufgetragenen Recenſion Ihres Commentars zur Anthologie aufgehalten, und doch immer wieder um längere Friſt gebeten. Thun Sie mir alſo den Gefallen, und ſchreiben an mich einen Brief, worin Sie bitten, wenn der Recenſent, dem Ihr Commentar aufgetragen ſei, nicht binnen 4 Wochen die Recenſion liefere, ſie ſogleich einem andern aufzutragen und die ſchleunigſte Fertigung zu betreiben.

Die Colliſionen, die es bei den Recenſionen guter Werke zwiſchen den beiden Forderungen gut und ſchnell bei uns giebt, machen mir ein wahres Creve-coeur, dem ich durch hundert Vorſchläge ſchon abzuhelfen geſucht habe, aber immer noch mit ſchlechtem Erfolg.

In der Gothaiſchen gelehrten Zeitung wird gefragt, ob Garve zur Allg. Litt. Zeit. Beiträge geliefert habe? Hierauf können Sie, si tanti est, dem Frager erwiedern: daß Herr Garve zwar, wie ich aus ſeinen Briefen weiß, die Allgem. Litt. Zeit. mit großer Achtung und Intereſſe geleſen, aber nie etwas dazu habe beitragen können, weil ihn ſeine andern Arbeiten und Kränklichkeiten abgehalten.

Leben Sie wohl, mein Theuerſter, und genießen Sie noch lange zum Vortheil Ihrer Hörer und Leſer der ununterbrochenſten Geſundheit. Ewig der Ihrige &c.

Jena, 24. Auguſt 1800.

„Theuerſter Freund! Mit dem größten Vergnügen habe ich Ihren neuen Band des Commentars über die Anthologie erhalten, und theile von ganzem Herzen Ihre Freude, die Sie über die ſchönen Beiträge des edelmüthigen de Boſch empfinden müſſen. Denn ob Sie wohl Ihren Commentar ohnedem ſchon ſo trefflich ausgeſtattet haben, ſo iſt doch einem für die Vollkommenheit ſeines Werkes ſo eifrig beſorgten Editor jeder Beitrag willkommen. Und hier können Sie ſich mehr als ein bloßes Spicilegium verſprechen.

Ich habe gleich dieſen Band wieder etwas durchgelaufen, und auf den Winter will ich den ganzen Commentar ordentlich con amore ſtudiren.

Pag. 22 ſehe ich, daß Sie auch an Aeschyl. Agam. V. 1300 angeſtoßen ſind. Ich habe den Vers in Klammern eingeſchloſſen, als aliunde translatum. Sie nehmen eine lacuna an, und dadurch wird der Schwierigkeit allerdings auch abgeholfen.

Das CXXI. Epigramm würde mit der von Ihnen ſehr paſſend citirten Stelle aus Horat Epist. I. 1, 87 noch beſſer übereinkommen, wenn es hieße:

Ἄχρι μὲν ἧς ἄγαμος, Νουμήνιε πάντ᾽ ἐδόκει σοι
Ἐν τῷ ζῆν εἶναι τἀγαθὰ τῶν ἀγαθῶν.
Εἶθ᾽ ὅταν εἰςέλθῃ γαμετὴ πάλιν εὐθὺ δοκεῖ σοι
Ἐν τῷ ζῆν εἶναι πάντα κακῶν τὰ κακά

Für *ἥξεις* glaube ich auch *στέρξεις* ſei das beſſere.

Haben Sie noch keinen Verſuch gemacht das Räthſel in Huſchkens Analectis zu rathen; *ἐν πυρὶ κοιμηθεῖσα κορη θανεν.* Ich fiel auf eine Auſter, die ein Schiffbrüchiger aus Hunger gebraten und gegeſſen; aber es paſſen doch nicht alle Umſtände.

Der Himmel verzeihe Ihnen indeß den Spaß, daß Sie mich bereden wollen, als wäre das Gegengeſchenk Ihrer Fortſetzung des Commentars nicht viel mehr werth als das meinige. Ich bleibe alſo noch in großer Schuld. Es freut mich aber ſehr, daß Sie die Fortſchritte, die der Text gemacht hat, ſo gütig anerkennen.

Ich hoffe nun gewiß, daß Ihr excitatorium bei Herrn Eichſtädt durchſchlagen wird. Ich werde ihn nun alle Wochen treiben.

Wenn ich Sie nur noch bewegen könnte, den Euripides auch wieder aufzunehmen! Das heißt, wenn Sie mit der Anthologie fertig ſind.

Hat mein Sohn Ihnen in Göttingen einigermaßen gefällig ſein können, ſo freue ich mich ſehr; er hat nicht mehr als eine angenehme Schuldigkeit gethan.

Nun, was unſern guten Huſchke betrifft, wollen wir doch alle Segel gemeinſchaftlich anſpannen, ihm eine Stelle zu verſchaffen. Ich will an Gedike ſchreiben. Kömmt Ihnen eine Gelegenheit vor, ſo werden Sie gewiß auch ſeiner eingedenk ſein.

Ich habe von Gaillard noch keine Antwort. Der Himmel weiß, ob mein Exemplar, ſo Hr. Böttiger beſorgen wollte, nicht unterwegs verloren gegangen.

Leben Sie wohl, mein Beſter, und möge Ihr Leben eine recht lange ununterbrochene Anthologie ſein. Ihr ꝛc.

Jena, 25. Juli 1801.

An dem Räthſel in Huſchkens Analekten habe ich ſchon ehemals lange gerathen. Ich glaubte z. B. einmal, es wäre die **Auſter**, auf die Alles paßte, nur nicht das *προδοτης οἶνος*. Aber Davus sum non Oedipus! Und ſo bitte ich mir nur bald **Buttmanns** Sieg über dieſe und andere Sphinxe zu erklären.

Ich habe geſtern **Huſchken** einen Brief von **Ebeling** zugeſchickt, worin mir dieſer eine klägliche Beſchreibung vom Zuſtande des Gymnaſiums in Hamburg macht. Im Poſtſcripte offerirt er Ihnen etwas zur Anthologie. Daher habe ich **Huſchken** geſchrieben, daß er Ihnen den Brief zuſenden ſoll.

Wollten Sie nicht die Porsoniana, ſo viel Sie davon haben, und **Hermanns** Ausgabe, die Hecuba, dazu recenſiren? Von den Porsonianis iſt bei uns erſt die Hecuba recenſirt. Orestes und Phoenissae etc. fehlen noch.

Die Emendation von **Hermann** ſteht in den Noten zu **Heynes Pindar** ganz hinten unter den Additamentis. Er nimmt an, daß *ἄπις* i. e. *πρωπις* das Stammwort von dieſem, und von *προαπις* ſei, welches auch **Schneider** in lexico voce *ἀπαδὴς* mit berührt, der vermuthlich ſchon **Hermanns** Anmerkungen kannte. In der That iſt die Stelle im Aeſchylus auf dieſe Art ganz deutlich; und im Pindar, wo er ſonſt *ἰλπιδὴς* vorgeſchlagen hatte, kann nun beſſer für *Ἀπαδὴς* auch dieſes Wort ſtehen.

Ueber das *Μυσιον* weiß ich nichts weiter, als daß es cantum lugubrem bedeutet. Aber näher erläuternde Stellen ſind mir noch nicht aufgeſtoßen. Selbſt in der Abhandlung über Plut. de musica in den Memoires de lit. Tom. IX. iſt nichts weiter.

Geſtern war **Kotzebue** hier, und geht vorerſt nach Berlin zu ſeiner Frau zurück; wird auch, wenn er in Weimar kein bequemes Logis finden kann, da bleiben. Er iſt von ſeiner Deportation über Tobolsk hinaus geſunder und friſcher zurück gekommen, als er war, da er von hier wegging; und da er nun damit ein Gut von 3000 Rthl. Revenuen, und noch 1200 Rubel Penſion verdient hat, ſo iſt das profit toutclair, und läßt er ſich zehn Schlegelſche Ehrenpforten und Triumphbogen im mindeſten nicht anfechten.

Leben Sie wohl mein Beſter ꝛc.

Jena, 11. Januar 1802.

„Lange habe ich keine ſo große und lebhafte Freude empfunden, als da mir heute Hr. Hofr. von Zech die Nachricht mittheilte, daß Ihre Stelle durch einen Ihnen zugegangnen Ruf nach Kiel um 500 Rthl. verbeſſert worden. Der Himmel ſegne Ihren Herzog dafür, und laſſe Sie dieſe wohlverdiente Belohnung bis in die ſpäteſten Jahre genießen.

Da Sie nun aber dieſen Ruf nicht annehmen, ſo wäre ja da wohl eine Gelegenheit für unſern Freund Eichſtädt zu eröffnen. Sie würden mich daher und ihn gar höchlich verbinden, wenn Sie mir den Miniſter und die Mittelsperſonen nennen wollten, die bei Beſetzung der vacanten Stelle concurriren und mit Ihnen deshalb in Correſpondenz getreten ſind.

Sie ſelbſt dürfen freilich, (außer wenn Sie gefragt würden) keine Vorſchläge bei der Behörde thun; mehrentheils ſind die Univerſitäts-Curatoren gegen diejenigen, die einen erhaltenen Ruf depreciren, etwas empfindlich. Doch könnte es ſein, daß man nach Eingang Ihrer abſchläglichen Antwort Sie bäte, einen andern vorzuſchlagen. Ich weiß zwar nicht, was es für eine Profeſſur iſt, zu der man Sie vocirt hat; indeſſen iſt mir doch das Wahrſcheinlichſte, daß es eine der alten Literatur, Eloquenz oder dergl. iſt. In dieſem Falle bäte ich nun inſtändig Hrn. Eichſtädt vorzuſchlagen. Denn der Weimariſche Hof iſt nun einmal gegen ihn eingenommen; und ich fragte neulich Hrn. v. Ziegeſar, was er wohl meinte, ob er auf meinen Abgang ſichere Hoffnung hätte, die Prof. eloqu. zu erhalten. Das iſt mir gar nicht wahrſcheinlich, ſagte er, und ich muß Sie bitten, wenn Sie es gut mit ihm meinen, daß er jede Vokation annehme, die ihm geboten wird.

Morgen gehen mit der fahrenden Poſt 6 Louisd'or an Sie ab, die Ihnen als eine extraord. Prämie für Ihren Antheil an der A. L. Z. decretirt worden. Ich wünſchte, daß ich ſie in 60 verwandeln könnte. Allein die Zinſen unſeres Reſervefonds, aus dem allein ſolche Prämien beſtritten werden können, ſind noch ſehr gering, und ich muß daher auch wegen dieſer Prämie um das ſtrengſte ſilentium bitten. Nicht zu gedenken, daß nicht alle Recenſionen = Jacobsio ſind, ſo würden wir, wenn ſie es auch wären, zur Zeit nicht im Stande ſein, anders als nur ſehr wenigen eine Prämie zu geben; und müßten, wenn es tranſpirirte, und Andere zu Anforderung, oder Jalouſie reizte, wirklich alle extraord. Gratifikationen wieder einſtellen.

Baldige Antwort auf den Punkt wegen Eichſtädt wird mich ſehr verbinden, als Ihren ꝛc.

Jena, 12. Januar 1802.

„Hier theurer Fr. erfolgen die geſtern mit der reitenden Poſt angemeldeten 6 Louisd'or, worüber die Quittung in folgenden terminis abzufaſſen:

Daß mir 6 Louisd'or als eine außerordentliche Gratifikation von der Societät der Unternehmer der A. L. Z. ohne Conſequenz für andre Jahre gezahlt worden, beſcheinige und verſpreche darüber das aus guten Gründen ſtipulirte Stillſchweigen ꝛc. Vale etc.

Jena, 28. Februar 1802.

„Wollten Sie nicht, theuerſter Freund, von dem erſten Theile von der Eichſtädtſchen Ausgabe des Lucrez mir aufs Baldigſte eine Recenſion zuſenden. Sie könnte gerade in hoc temporis articulo für Eichſtädts Beförderung ſehr nützlich werden. Es brauchte nicht eine more solito von Ihnen reichlich ausgeſtattete Recenſion zu ſein, welches dem künftigen Theile vorbehalten bleibe, ſondern nur im Allgemeinen, was dann zu hoffen ſtände, mit laude editoris ſo viel die Wahrheit litte, verkünden. Eiligſt der Ihrige ꝛc.

Jena, 15. September 1802.

„Da ich jetzt die Rhetorica Cic. für Göſchen bearbeite, wo ich noch mehr im Texte aufzuräumen und zu berichtigen finde, als man denken ſollte, ſammle ich über Eine Stelle in dem 1. Buche de oratore ordentlich Stimmen der Philologen. Ich will Sie daher auch bitten, mir Ihre Meinung zu ſagen.

Lib. I. de orat. c. 36 sqq. hatte Crassus erſt allerlei Fehler die ex ignorantia juris begangen wären, erzählt, um zu beweiſen, daß ein orator auch Juriſt ſein müſſe.

Cap. 38 zeigt er, daß die Civilprozeſſe nicht blos Kleinigkeiten, ſondern oft maximas causas betreffen, und führt nun wieder eine Anzahl ſolcher Prozeſſe an.

Nun folgt dieſer casus in terminis.

Quo quidem in genere familiaris noster M. Bucculejus, homo neque meo judicio stultus, et suo valde sapiens, et a juris studio non abhorrens, simili in re quodam modo nuper erravit. Nam cum aedes L. Fusio venderet, in mancipio lumina, uti tum essent, ita recepit. Fusius autem simulatque aedificatum est in quadam parte urbis, quae modo ex illis aedibus conspici posset, egit statim cum Bucculejo, quod cuicumque particulae coeli officeretur, quamvis esset procul, mutari lumina putabat.

Hier entſteht nun die Frage, worin des Bucculejus (von dem es heißt erravit) error hier beſtehen ſoll.

Bei der Servitus luminum war es ganz die gewöhnliche Formel, wenn man Jemandem beim Verkauf eines Hauſes die Gewähr leiſten wollte, daß ihm Niemand das Licht verbauen dürfe: lumina, ut nunc sunt, ita recipio. Das beſtätigen auch Stellen in den Pandekten.

Nun hatte ja dieſe Formel Bucculejus gebraucht (in mancipio). Was konnte er alſo für den unjuriſtiſchen Mißverſtand des Fuſius, qui putabat mutari lumina, wenn auch einer ſeinem Fenſter gegenüber vielleicht eine Stunde weit ein Haus bauete.

Ich glaube alſo, man könne eine Verſetzung der Namen annehmen; ſo daß es hieße: Quo quidem — familiaris noster L. Fusius — erravit. Nam cum aedes ei M. Bucculejus venderet etc.

Sonſt könnte man auch die Leſart certavit, die Verbourg am Rande, wiewohl ohne beſtimmte Autorität anführen, annehmen, dann wäre Alles leicht. Nur ſehe ich denn nicht, worauf die epitheta homo neque stultus et sapiens, et a juris studio non abhorrens gehen ſollen; welche alle ſehr paſſend ſind, wenn man erravit lieſt.

Pearce meint, der Bucculejus habe ſich vielleicht nicht deutlich genug im Contrakte ausgedrückt, und darin ſoll ſein erravit liegen. Allein 1) läugne ich dies eben, da die Formel deutlich genug war, gewiß eben ſo deutlich, als wenn wir ſagen: ich verkaufe dir mein Haus mit Allem was darin wand-, band-, niet- und nagelfeſt iſt. 2) Scheint mir zuverläſſig, daß, der von dem erravit geſagt iſt, auch eben die Perſon iſt, von der nachher putabat geſagt wird.

In einer müſſigen Stunde denken Sie doch über dieſe Frage, und melden mir gelegentlich quid tibi videntur. Ewig der Ihrige ꝛc.

Jena, 24. Octbr. 1802.
Geſchloſſen 10. Jan. 1803.

Zuförderſt meinen herzlichen Dank für das abermalige Geſchenk der Fortſetzung Ihres trefflichen Commentars in Anthol. Sie rücken nun dem Ziele Ihrer verdienſtvollen Arbeit immer näher, und dann winkt Ihnen Euripides! Denn es bleibt doch nun bei Ihrem Verſprechen. Schütteln Sie nur Freund Eichſtädt, daß er die Recenſion nicht länger aufſchiebt, die er doch einmal übernommen hat.

Ferner danke ich Ihnen verbindlichſt, mein theuerſter Freund, für die mir mitgetheilten Conjecturen, in Cic. de orat. Die II. 13. 1. colorum für locorum iſt eine emendatio palmaria; dabei man ſich es ſehr gefallen laſſen kann, wenn 10 andere durchfallen. Dieſe nehme ich auch mit voller Ueberzeugung in den Text auf. I. 32 atque id egisse habe ich ſchon ehemals leichter emendirt digressisse, welches den nämlichen Sinn giebt, den Ihre Conjecturen haben. — Das tamen vertheidige ich, und beziehe es auf das vorhergehende fructus vel delectationis causa, worin implicite der Sinn liegt, etiamsi id tantum fructus vel del. causa faciamus. Darauf bezieht ſich dann Tamen. Eben ſo möchte ich das in opem — in artem II. 10. defendiren. Es iſt mir für einen Peſſator zu gut geſagt, und der Numerus der Periode ſcheint mir, wenn man es wegſchneiden wollte, zu leiden.

Aber II. 67. eluisse für fuisse, iſt ſehr ſchön. Hingegen muß III. 9. obsoletior bleiben. Es iſt das Gegentheil von ſorgfältigem delectu verborum. Von Numerus iſt im Context nicht die Rede. Eben ſo iſt III. 10 quod ostendam richtig. Cicero citirt die Abhandlung, die er cap. 38 durch Craſſus weiter ausführen läßt, vom ſchicklichen Gebrauche veralteter Wörter. III. 12 muß auch mea bleiben; sunt autem mea etc.; ich habe aber freilich noch mehr und größere Fehler an mir als Du ſagſt: dagegen opponirt er tua aut ex aliquo, in alio quo. Endlich möchte ich auch die Hemiſtichien

Desine-Textes als Exempel der Metonymie Roma für Romani, behalten, nur etwa nach commutatum, noch ut hinzuſetzen.

Was nun die Stelle vom Bucculejus betrifft, ſo fällt der Schwierigkeit wegen das in re durch Lambins Lesart weg, simili quodam modo erravit. Es iſt mir angenehm, daß Sie mir beitreten, daß Cicero dem Verkäufer des Hauſes keinen Irrthum habe zuſchreiben wollen. Hr. Hugo, der die Vulgata vertheidigt, bleibt auch in ſeinem zweiten Briefe an mich dabei, daß der Verkäufer wohl auch gefehlt haben könne, indem er ſich nicht beſtimmt genug ausgedrückt habe. Allein warum wäre denn die hergebrachte Formel lumina uti nunc sunt, ita recipio nicht beſtimmt genug geweſen? Das iſt aber die Frage.

Haben Sie doch die Güte mir zu melden, ob Benedicti Averani opera, zu Florenz in 3 Folio Bänden, etwa auf Ihrer Herzogl. Bibliothek zu finden ſind?

Wenn ich certavit leſen wollte in der Stelle quaestionis, ſo würde ich den Text ſo ändern: Quo quidem in genere — simili quodam in re modo certavit, ſo daß nuper die Gloſſe für modo wäre. Genus ging dann aufs jus civile überhaupt, und die similis res auf den casum in terminis, weil es auch einen Hausverkauf betraf, wie der vorhergehende Fall. Nur die Epitheta, die dem Bucculejus gegeben worden, wollen mir nicht zu certavit paſſen. Wenn mir alſo nur einer ſagen könnte, worin der error liegen ſollte, ſo würde ich erravit gern paſſiren laſſen; daher iſt mir zur Zeit noch folgende Transpoſition wahrſcheinlich.

Quo quidem in genere familiaris noster L. Fusius — Nam cum aedes ei M. Bucculejus venderet.

Sollten Sie glauben, daß es möglich wäre, lieber Fr., daß ich an dieſen Brief ſeit dem 24. Oktober nicht wieder habe bis heute den 10. Januar 1803 kommen können, ungeachtet ich ihn alle Woche habe ſchließen wollen?

Eben läßt Hr. Eichſtädt wegen des goldenen Kalbes anfragen. Schicken Sie ja Ihre Recenſion uns bald ein.

Unſer Freund Gedike in Berlin liegt ſeit 4 Wochen krank; und zwar gefährlich. Etwas beſſert es ſich zwar mit ihm; aber doch iſt die Gefahr noch nicht vorüber. Deus meliora!

Ich umarme Sie von Herzen, und wünſche, daß Sie mit Ihrer lieben Familie das neuangefangene Jahr und eine lange Kette folgender höchſtvergnügt durchleben mögen, daß noch meine

Enkel καὶ μετάνκαδε wie mein Sohn, ſo glücklich ſein können Ihre Schüler zu werden. Ewig der Ihrige ꝛc.

Jena, 16. Juni 1802.

Allerdings, mein theuerſter und liebenswürdigſter Freund, wäre ich bei einem Haare diesmal dorthin gegangen unde negant redire quemquam.

Am Himmelfahrtstage ſchien ich mir völlig geſund. Bergrath **Voigt**, der bei uns logirt, veranlaßte mich zu einer Spazierfahrt mit ihm, und meiner Frau nach der Triesnitz. Hier erſtieg ich noch ohne die mindeſte Beſchwerde den Berg, um die ſchöne Ausſicht zu genießen. Abends war ich mit Voigt zu Fr. **Loder** invitirt. Da aß ich aber nichts, weil ich ſchlechterdings keinen Appetit hatte, welches ich aufs ſpätere Mittagseſſen ſchob; trank aber von verſchiedenen Weinen, die der Wirth herum gab; ſchlief die Nacht ſehr ruhig. Als ich Morgens früh halb 6 Uhr aufſtand, weil ich von 6—7 Uhr zu leſen hatte, merkte ich einen kleinen Schwindel; ich ging etwas ſchwindelnd durch die Zimmer bis zu meiner Frau, und ſetzte mich neben ſie. Auf einmal frägt dieſe, wie ich ausſehe, was mir fehle; ſtatt der Antwort ſtürzt mir das Blut aus dem Munde, und ich ſinke ohnmächtig vor ihr auf die Knie.

Ich kam indeß bald wieder zu mir ſelbſt; in der folgenden Nacht aber repetirte das Blutbrechen, und zwar nicht wie das erſtemal, ſchwarz und geronnen, ſondern helles Blut, daß ich ordentlich fühlte, wie es in den Magen ſchoß. Nun äußerſte Schwäche; doch immer Heiterkeit im Kopfe, ſo daß ich mit größter Ruhe und Gleichmuth meiner Frau alles, was ſie in casum mortis zu wiſſen nöthig hatte, auseinander ſetzte. Die folgende Nacht war ohne Schlaf mit einer fortdauernden Phantaſie, daß in einem Bette zwei Leute lägen, worin einer zum Wachen, der Andere zum Schlafen beſtellt wäre; wovon erſter ſeine Funktion redlich, letzterer ein wahrer Schäker, ſie gar nicht thäte. In der zweiten unterbrochener Schlaf. So oft ich erwachte ſagte ich: der **D. Gall** hat eine gute Gabe einzuſchlafen, wenn er nur nicht immer wieder aufwachte. Die dritte Nacht war die gefährlichſte. Hier verfiel ich in eine ſolche Hitze, daß ich mich aufs Heftigſte herum warf, und dabei **mit Bewußtſein** unaufhörlich meine Frau mit den luſtigſten Einfällen unterhielt. Daß ich dieſe Nacht überſtanden habe, iſt mir noch viel wunderbarer, als daß das Blutbrechen ſo abgegangen. Ueberhaupt, mein Freund, was iſt Lebenskraft? Wer dieſe Frage beantworten könnte, hätte mehr als den Stein der Weiſen erfunden.

Ihre Recenſion von — — iſt vollkommen gerecht. Dieſer Hr. macht vielerlei et tamen omnia mediocriter aut etiam infra mediocritatem!

Ich umarme Sie, und wünſche Sie bald als ein [illegible] von Angeſicht zu ſehn. Ewig der Ihrige ꝛc.

Jena, 12. Auguſt 1803.

»Mein theuerſter Freund! Die hieſige philoſophiſche Facultät macht ſich am Schluſſe meines achten Decanats das Vergnügen, Ihnen durch beiliegendes Doctor-Diplom ihre Hochachtung zu bezeugen. Ich freue mich, daß ich ihr Interpret habe ſein können, außerordentlich; und wünſche nur, daß Sie dieſes Merkmal unſerer Geſinnungen für Sie freundlich aufnehmen mögen.

Ich habe voraus geſetzt, daß Sie nicht ſchon anderwärts die Doctorwürde erhalten haben, und Hr. Prof. Auguſti verſichert mir auch noch als ganz gewiß, daß dies nicht ſei. Sonſt hätte ich freilich erſt anfragen müſſen. Geben Sie mir doch gütigſt Auskunft.

Sie haben, wie ich höre, den Ruf nach Berlin abgelehnt, und einen neuen Beweis gegeben, daß Sie als ein weiſer Mann das [illegible] zu beobachten wiſſen.

Ich befinde mich in dieſer Hinſicht in einer großen Verlegenheit, die ich nach meinem Alter nicht mehr erwartet hätte. Es ſind mir nämlich von Würzburg aus, wo ich bei einem zufälligen Aufenthalte von einigen Tagen, den trefflichen Miniſter und Obercurator Grafen v. Thürheim kennen lernte, ſehr glänzende Anträge, als Prof. und Director eines philol. Seminars dorthin zu gehen, aber auch zugleich die Expedition der A. L. Z. dorthin zu verlegen, gemacht worden. Aehnliche Anträge ſind auch von Halle aus im Werke.

Wär ich nun ein einzelner Mann, ſo würde ich mich deshalb nicht rühren. Allein Rückſichten auf meine Famili werden mich wohl beſtimmen, mich noch von dem lieben Jen wegzubewegen.

Ihr Urtheil, was Sie an Eichſtädt über die Recenſio des Heyniſchen Homer geſchrieben, war vortrefflich. Nur kan ich darin nicht mit Ihnen übereinſtimmen, daß Sie ſagen ein Anderes ſei, wenn man als Richter auftrete. Ich weiß nicht, mein Theuerſter, ob Sie im Ernſte einen Recenſenten mit einem Richter in causis civilibus vergleichen können. Richter iſt in der gelehrten Republik Niemand. Alle ſind nur Stimmgeber.

Hat Ihre Bibliothek nicht auf die Prachtausgabe des griechiſchen Teſtam. pränumerirt! Das ſollte ſie doch.

Für Ihre ſchöne Tempe danke ich Ihnen herzlich.

Leben Sie wohl. Ewig mit innigſter Hochachtung der Ihrige ꝛc.

Jena, 22. Auguſt 1803.

Theuerſter Freund! Ich habe eine außerordentliche Freude, daß Sie die Ehrenbezeugung meiner Facultät ſo freundlich aufnehmen, und daß ich der Interpret davon habe ſeyn können. Wie leicht kann es mein letztes philoſophiſches Facultäts-Decanat ſeyn, das ich eben niedergelegt habe, und mit welchem ſchönern Akte hätte ich es beſchließen können?

An die Facultät ſenden Sie nur ein Schreiben, deutſch oder lateiniſch, worin Sie zu erkennen geben, daß Ihnen dieſer Beweis von Achtung nicht gleichgültig geweſen.

Sie haben ſonſt, wie ſich verſteht, nichts zu zahlen. Unſere Pedelle (pauperum diaboli) erhalten von ſolchen Ehren-Promotionen gewöhnlich ein freiwilliges Douceur von 1 Rthl. 15 Ggr. oder 2 Rthl. Es iſt aber keine Nothwendigkeit. Wollen Sie dies indeß ihnen geben, ſo geben Sie mir Ordre, und ich laſſe es für Ihre Rechnung bei der A. L. Z. auszahlen.

Sie haben völlig Recht: die Annehmlichkeiten von Würzburg, die Sie ſo ſchön ſchildern, geben einen großen Ausſchlag in der Waage gegen Halle. Aber, aber — daß man dort ſo wenig bei etwanigen neuen Kriegsausbrüchen ſicher iſt? Ich möchte hier auch anwenden: [illegible], aber beſonders, daß man ſeinetwegen nicht einmal ſicher an Orten leben kann, wo ſichs ſonſt ſo ſchön lebte.

Und wahrlich, wir ſind doch keine Stunde vor einem Kriege in Süddeutſchland ſicher. Denken Sie nur den Fall, daß Bonaparte bleibt!! Muß dieſer [illegible] nicht aber [illegible], ja was ſage ich, muß er nicht [illegible] haben, daß er auf ſeiner Höhe wo er ſteht, ſich zum Oberanführer der allerverwegenſten Expeditionen gegen England anbietet?

Wenn ihm das gut abläuft, ſo iſt mir das Fortem fortuna juvat in eminentem Sinne wahr geworden.

Noch iſt alſo nicht entſchieden, wohin wir gehen werden, indeſſen wird doch wohl das Sichere dem Angenehmen vorgezogen werden müſſen. Und wahrlich die Diſtinctionen, die uns der König auch in Anſehung des Inſtituts der A. L. Z. anbietet, ſind äußerſt ehrenvoll. Sobald die Sache völlig entſchieden iſt, will ich Ihnen das Wahre davon anvertrauen. Denn es laufen viele falſche Gerüchte.

Noch eins. Wollten Sie nicht das Griesbachiſche Teſtament als typographiſches Kunſtwerk recenſiren? Aber bald. Sie thun Göſchen einen großen Gefallen. Schreiben Sie mir mit nächſtem Poſttage Ja oder Nein!

Mit innigſter Ergebenheit und Hochachtung Ewig Ihr ꝛc.

Halle, 20. Februar 1804.

Auf Ihr heute eingegangenes Schreiben, mein theuerſter Freund, erwiedere ich ſogleich, daß wir zwar Ihre vorhergehenden Briefe, auch die Recenſionen richtig erhalten haben, (wie denn zufolge beiliegenden Fragments eines Correcturbogens die von Athenäus ſchon gedruckt wird), daß ich aber den Brief mit der Beilage eines Exemplars Ihres trefflichen Commentars der Anthologie, vom erſten Theile, nicht erhalten habe; daher ich ſehr bitte, in Leipzig, wohin Sie es geſandt haben, Nachfrage zu halten, wo dieſer Brief und das Exemplar geblieben ſein mögen?

Das verlangte Verzeichniß von Recenſendis ſollen Sie an einem der nächſten Poſttage haben. Ich hätte längſt ſchon an Sie ſelbſt geſchrieben, wenn nicht der uns durch die Translocation zugewachſene Wirrwarr von Geſchäften ſo groß wäre, daß wir bi jetzt noch nicht haben darüber Herr werden können. Nun geh mir noch obendrein durch die Beſuche, Gegenbeſuche, Einladun gen viel Zeit verloren, die man doch ſchlechterdings nicht ganz ver meiden kann. Es iſt bei ſolchen Veränderungen recht gut, da man von den mannigfaltigen Zerſtreuungen, Colliſionen der Ge ſchäfte, Unterbrechungen u. ſ. w. ſich vorher keinen recht deutlichen Begriff machen kann. Man ginge ſonſt gewiß nicht von der Stelle. Indeß ſind wir nun ſchon ziemlich wieder im alten Geleiſe, un ſelbſt die Cabalen der Jenenſer haben uns nicht geſchadet, nur ha uns die Gegenwehr viel Zeit und Aufwand gekoſtet. So war da ein meiſterhafter Kniff, daß da das kaiſerliche Poſtamt ordentlic bittweiſe und dahin vermocht hatte, daß wir ihm doch die Sped tien der A. L. Z. in statu quo laſſen möchten, die Journaux daſſelbe bereden, wenige Tage vor dem Neuen Jahr uns den Contrakt aufzuſagen, und zu erklären, daß es ſich mit der Spedition unſerer A. L. Z. gar nicht ferner abgeben könne. Sie wollten alſo 400 Exemplare der neuen Zeitung dafür unterſchieben. Glücklicherweiſe hatten wir die Liſte aller Poſtämter, wohin ſie ſpedirt hatten, und konnten alſo dieſen Kniff vereiteln.

Haben Sie ſchon des neunzigjährigen Saxii Mantissa ad onomasticum geſehen? Sie beſchreibt er uns als einen virum argutae concinnitatis, wobei ich mir nicht deutlich ſeinen Sinn enträthſeln kann.

Nach der Meſſe ſchicke ich Ihnen ein Exemplar meines erſten Theils der Cic. Rhetoricorum, der bei Göſchen herauskommt.

Ihrem Herrn Bruder, von dem wir heute auch einen Brief mit Recenſionen erhalten haben, empfehlen Sie mich doch beſtens; die Antwort ſoll auch binnen 8 Tagen erfolgen.

Für heute muß ich aber ſchließen, und drücke Ihnen herzlich die Hand. Ihr ꝛc.

Halle, 2. December 1804.

„Mein theuerſter Freund! In einem Ihrer letzten Briefe an die Expedition der A. L. Z. meldeten Sie, daß für mich und Hrn. Wolf ein Exemplar Ihrer Anmerkungen über die Philoſtrate ꝛc. beiläge. Es war aber blos ein Brief, und ich glaubte, es würden die Exemplare etwa mit einer andern Poſt nachkommen. Da nun nichts angelangt iſt, ſo frage ich an:

1) ob Sie dieſe Exemplare wirklich abgeſchickt haben, und durch wen?
2) ob Sie von meinen Rhetoricis Cic. den erſten Theil zu ſeiner Zeit erhalten haben, oder nicht?

Sobald ich hierüber Nachricht habe, will ich einen recht langen Brief an Sie ſchreiben, weil ich ſehr viel mit Ihnen zu plaudern habe. Mit innigſter Freundſchaft und Hochachtung der Ihrige ꝛc.

Halle, 3. December 1804.

„Mein theuerſter Freund! Ich hatte auf Ihren liebevollen Brief mit umlaufender Poſt geantwortet, und Ihnen zugleich ein Exempl. meiner Cic. Rhetor. Vol. I. II. auf Beim überſendet.

Ich muß Sie erſuchen, mir baldigſt zu melden, ob dieſes richtig angekommen, denn es wäre mir in hoc naufragio epistolarum mearum ſehr ſchmerzlich, wenn dieſes ziemlich koſtbare Exemplar, welches ich nicht durch ein anderes erſetzen kann, Ihnen nicht ſollte zu Händen gekommen ſein. Plura propediem etc.

Halle, 12. Januar 1804.

Ich ſende Ihnen hierbei Vol. I. meiner Rhetoricor. Cic. Vermuthlich werde ich im Stande ſein, Ihnen auf Oſtern, wenn der zweite Band fertig ſein wird, ein Exemplar auf Velin-Papier dafür umzutauſchen; daher laſſen Sie dieſes Exemplar nur einſtweilen broſchirt wie es iſt.

Für Ihre herrlichen Beiträge zur A. L. Z. danke ich Ihnen herzlich. Die Recenſion des Athenäus ſollte billig jeder als einen Traktat neben die Edition ſtellen. Hoffentlich wird alles Schweighäuſer noch in append. beibringen. Ganz kapital iſt unter andern die mit dem Scythen, der ſich χυλὸς ὄγχνης verlangt. Dabei fällt mir die Geſchichte von einem Ruſſen ein, der in die Apotheke in Königsberg kam, und Branntwein verlangte. Man gab ihm welchen. Da ſchrie er aber, das ſei Waſſer, (gerade wie der Scythe, nur nicht ſo poetiſch μῆνιν Ἀχιλῆος ꝛc.) Endlich, nachdem immer ſtärkerer Branntwein gegeben war, gab ihm der Apothekerjunge ein Glas Scheidewaſſer; ob nun gleich dem Ruſſen davon die Haut in der Kehle geſchunden war, ſo lobte er ihn doch, und ſagte: das ſei der rechte (χυλός).

Ich unterſchreibe faſt alle Ihre Emendationen. Blos hinter dem Ὄνειν beim Kritias ſteckt noch etwas Anderes. Ihr Vorſchlag iſt zwar exquiſit, und das φέρειν veraltend, iſt matt. Aber doch ſteht wahrſcheinlich ein Infinitivus. Er hat entweder das συμφέρειν oder das μεγαλύνειν ausgedrückt. Auch glaube ich, daß in dem Worte ein Θ geweſen.

Ich glaube, daß wir bald im Stande ſein werden, Ihnen wieder eine Extra-Prämie zu decretiren; die Sie höchlich verdient haben.

Der brave Schneider ſchickte mir eine Recenſion Ihrer Animadv. zu, ehe ich ſie noch ſelbſt geſehen hatte. Sie iſt doch Ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgangen? Wolf hatte, ehe Sie das Exemplar ſchickten, ſie ſchon geleſen, und war ſehr davon erbaut.

Ihre Recenſion von Heuſinger's Aeſthetik hat mich königlich bewertirt. Auch die von Horn ſind ſehr ſchöne Priſen von Helleborus. Ich habe da noch ein Ding: Anbetungen, das auch voll iſt an ſolchen Aegriſomniis, das will ich gleich mit anfügen. Er ſcheint indeß ſchon etwas ſeine Hörner abgelaufen zu haben. Denn ohne Kopf iſt er nicht. Wenn nur der Satanas der Selbſtgenügſamkeit nicht gleich in die jungen Köpfe führe, die ſich etwas Talent zutrauen können!

So eben leſe ich, daß die Gothaiſche Zeitung geſchloſſen wird. Da Sie nun ohne Zweifel alle Mitarbeiter derſelben kennen, ſo würden Sie mich verbinden, wenn Sie mir ſolche, die brav ſind, nennten, um ſie für die A. L. Z. einzuladen. Viele haben wir freilich ſchon. Wir denken aber immer wie [illegible]

Von Jena aus ſchreibt mir einer, der es recht gut wiſſen kann: „Heute den 7. Januar iſt noch nicht Anſtalt gemacht, auch nur das erſte Stück des neuen Jahrgangs zu drucken, von der neuen A. L. Z. Was wird das werden?“

Ich hoffe, daß Ihre Emendationen alle ohne der Setzer Blunders abgedruckt ſein ſollen. Wollen Sie etwa noch beſondere Abdrücke davon haben?

Haben Sie in der Jenaer A. L. Z. die Recenſionen von den Göſchenſchen Autoren, alſo auch von meinem Rhetor, gemacht? Hier hieß es ſo. Im Falle quod sic, danke ich Ihnen für die freundliche Aufnahme ſehr, doch hätte ich mir von Ihnen noch mehr Berichtigungen gewünſcht.

Die Bücher de oratore werden Sie recht gut ausgeſtattet finden; und da wollen wir Ihnen die Kritiken auftragen.

Noch frage ich Sie, ob Sie Weißens Prolebie für die A. L. Z. recenſiren wollen?

Ueberhaupt bitte ich für ſich nur wichtige Sachen anzunehmen, und wenn Ihnen ſchlechte Sachen angetragen werden, ſolche abzulehnen, auch falls es Ihnen nicht zuweilen Spaß macht, wenn Sie es erſt nach Einſicht des Buchs finden, daß Ihre Zeit daran verſchwendet wäre, uns es nach der Acceptation wieder abzuſchreiben.

Noch eins. Sie haben ja einen ſchönen Prolog gemacht für Ihr (Q. D. B. V.) neues Theater. Können Sie uns dieſen nicht fürs Intelligenz-Blatt ſchicken? Wir führen einen neuen Artikel ein: Literariſche Analecten; wo wir auch ſolche fliegende Stücke von Gedichten aufnehmen (freilich nur von gutem Humor wie gewöhnlich). Vale carissime! Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 26. Januar 1805.

Hierbei fürs erſte die verlangten Blätter der A. L. Z. und Ergänzungs Blätter in duplo.

Ich hoffe, Sie werden die Recenſion correkt gedruckt finden, ich meine die diesjährige vom Athenaeus. Sollten Sie noch Druckfehler entdecken, ſo zeigen Sie mir ſie gleich an.

Aber daß Ihr uns ſonſt ſo höchſt ſchätzbarer Fleiß, den Sie auf den Athenaeus gewandt haben, Sie gar krank gemacht hat, iſt mir ſehr unangenehm zu vernehmen geweſen. Dii meliora!

Beckers Erholungen ſchicken Sie ja gleich zurück. Mag ſich ein Anderer daran erholen, deſſen Kräfte weniger Erholung verdienen.

Ueberhaupt bitte ich Sie nichts in der Welt zu übernehmen, was Ihnen nicht anſteht.

Wegen unſerer Analekten, ſein Sie Ihres gütigen Verſprechens eingedenk. Sollten Ihnen auch Bücher einfallen, von denen Sie aus eigenem Antriebe lieber als von andern Anzeigen für die A. L. Z. machen möchten, ſo melden Sie es nur mit zwei Worten, ſie ſollen dann Niemandem anders aufgetragen werden.

Indeſſen umarme ich Sie, mein Theuerſter, und wünſche Ihnen und allen Ihren Lieben die dauerhafteſte Geſundheit. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, am Oſterfeiertage 1805.

Ich eröffne Ihnen, mein theuerſter Freund, etwas unter vier Augen. Es ſind aber [illegible], und [illegible]. Unſer Profeſſor Wolf macht Mine von hier wegzugehn. Mir hat er nichts davon geſagt, aber einem andern Profeſſor. Er geht wahrſcheinlich nach München an die Akademie der Wiſſenſchaften, wohin man auch Jacobi berufen hat. Er hat geſagt, daß er ſich nicht werde halten laſſen. So ein Wort iſt nun zwar keine Brücke, indeſſen könnten ihn doch wohl vielerlei Gründe determiniren, aus dem Weggehenwollen Ernſt zu machen.

Auf dieſen Fall nun möchte ich wiſſen, ob Sie nicht ſeine Stelle annehmen würden, wenn man ſie Ihnen antrüge. Wolf ſteht in toto, das Seminarium und das Bibliothekariat mit eingerechnet, 1800 Rthlr. ſo viel ich weiß. Und wenn Sie kommen wollten, könnten wir Ihnen auf meinen Todesfall zugleich einen Antheil an der Redaktion der A. L. Z. garantiren, welcher Ihnen dann, je nachdem die Geſchäfte wären, 300—500 Rthlr. Beſoldung gewähren könnte. Mir würde es auf den Fall, daß Wolf weginge, (welches ich zur Zeit weder hoffe noch wünſche) ausnehmend lieb ſein, Sie her zu bekommen, und Ihres freundſchaftlichen Umgangs zu genießen. Da aber, wenn es mit Wolf zum Ausbruche käme, die Sache ſehr ſchnell entſchieden ſein würde, ſo möchte ich auf dieſen Fall doch Ihre Geſinnung wiſſen. Denn ich muß fürchten, daß, da ich in Jena die Prof. eloqu. ſchon gehabt habe, man ex lege parsimoniae mir dieſe Stelle würde angeben wollen, welches ich auf keinen Fall eingehen würde, ſo lange man noch einen eignen braven Mann für die Stelle finden könnte. Alſo ſagen Sie mir, ob Sie noch von Gotha wegzubewegen ſind, oder nicht? Sind Sie noch völlig zu Ihrer Zufriedenheit ſituirt, oder haben wohl noch gar zur Melioration Hoffnung, ſo rathe ich Ihnen zwar nicht zur Veränderung, doch würden Sie ſie auch ſolchen Falls nicht bereuen. Iſt aber der Fall, daß Sie ſonſt ſchon eine Neigung zur Ortsveränderung, oder Urſach dazu hätten, ſo iſt gewiß in ganz Deutſchland keine Prof. eloqu. annehmlicher als die hieſige, die auf der Georgia Augusta ausgenommen, die aber doch wohl ſchon auf Heyne's Todesfall vergeben iſt. Antworten Sie mir ſogleich. Ich habe dieſen Brief nicht frankirt, damit er deſto ſicherer gehe.

Griesbach freute ſich ſehr über Ihre Recenſion der allemanniſchen Gedichte von Hebel, und zog ſie der Jenaiſchen weit vor, ob dieſe gleich von Göthe ſelbſt iſt. Ihre ebenfalls ſehr ſchöne Recenſion von Caius Trieſt kommt noch in den April.

Ich umarme Sie von Herzen. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 16. Juni 1805.

Mein theuerſter Freund! Für Ihr Elementarbuch ſage ich Ihnen den verbindlichſten Dank. Es iſt überaus zweckmäßig angelegt, und verdient die lebhafteſte Empfehlung. Im Julius der A. L. Z. will ich dieſes übernehmen und bekennen.

Wolf hat nun wirklich, wie er mir ſelbſt in Weimar ſagte, wo ich auf einen Tag in der Pfingſtwoche bei Bertuch war, und neben ihm am Tiſche ſaß, dem Miniſter Maſſow deklarirt, daß er um ſeine Dimiſſion bitten müſſe. Man hat alle ſeine Forderungen in München bewilligt.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon auf Ihren Brief, worin Sie [illegible] die Ausſicht hierher verbitten, geantwortet habe. So viel weiß ich, daß Sie ſich durch zu große Beſcheidenheit an ſich ſelbſt verſündigen, wenn Sie meinen, daß Sie der Stelle nicht gewachſen wären. Unſere Seminariſten ſind auch ſolche Helden nicht als Sie denken. Kurz, wenn Sie einen horrorem academiae haben, wie man ehemals der Natur horrorem vacui zuſchrieb, ſo kann ich gegen Ihre Proteſtation nichts einwenden; außerdem räume ich Ihnen nichts ein.

Es wird nach dermaliger Lage allerdings ſchwer halten, Wolf zu determiniren daß er bleibt; indeß gebe ich die Hoffnung noch nicht auf. Sollte er aber uns wirklich verlaſſen, ſo iſt nicht zu wünſchen, daß man mir die Stelle antrage, 1) weil es beſſer iſt einen jungen Mann dazu zu wählen; 2) weil es immer gut wäre, wenn noch ein Philolog wieder angeſetzt würde; indem ich ſchon mit der Litteraturgeſchichte täglich zu thun habe, und doch der eigentliche Prof. eloqu. allein, zumal bei jetziger Frequenz der Univerſität nicht alle Collegia leſen kann, die gewünſcht werden. So hören jetzt bei mir 68 über des Plauti Trinummus, und 69 über Ariſtoph. Nubes. 3) Sollte man glauben an der Beſoldung ſparen zu können, durch Combination beider Stellen, ſo iſt das für das Intereſſe der philoſoph. Fakultät nicht zu wünſchen, und ich würde wahrhaftig auch keine geringe Forderung von Zulage machen, zumal da wirklich doch in dieſem Fache der größte Theil Studirender Theologen ſind, bei denen auf Honorarien faſt nichts zu rechnen iſt. D. Nöſſelt hat dießmal unter 100 Auditoren über 80 gratuitos. Sollten Sie alſo auf den Fall, daß Wolf wirklich abginge, ſich noch eines Andern beſinnen, ſo melden Sie mir es nur ſogleich. Ich kann Ihnen auf dieſen Fall genaue Nachricht von den hieſigen pretiis rerum geben, damit Sie überlegen können, wie viel Sie Fixum hier haben müßten, um beſſer als dort zu ſtehen.

Ei, ei, was macht ein gewiſſer terrarum dominus für Sachen scribendo, edendo, donando! Cato würde ſagen dii boni quem ridiculum habemus consulem?

Sie wollen alſo das Kyllenion Ihres Herzogs nicht recenſiren. Ich dachte Sie wären mit in Arkadien geweſen?

Hier hatten wir geſtern eine Scene, dergleichen ſeit Menſchen Gedenken in Halle nicht vorgefallen; einen Pöbeltumult. Da das Korn hier ſehr theuer geworden, der Berliner Scheffel nahe an 6 Rthl., und man dieſes den Aufkäufern ſchuld gab, ſo fiel geſtern früh ein Haufen von Weibern und gemeinen Kerlen über einen Mäkler, der einen Wagen Korn überboten, her, und zerprügelten ihn faſt. Darauf zog der verſtärkte Haufen dieſes Pöbels vor das Haus eines Kornhändlers Mittelhauſen, warf nicht nur alle Fenſter ein, ſondern ruinirte alle ſeine Mobilien, ſeine Kutſche, und ſchleppte alles Getreide aus ſeinem Hauſe. Die Plünderung des Getreides ſetzten ſie noch in 3—4 andern Häuſern von Kornhändlern fort. Der General und Commandeur ließen zwar die Lärmtrommel ſchlagen, allein ſie hatten nicht das Herz, Feuer auf dieſe Räuberbande geben zu laſſen, oder auch nur mit dem Bajonnet attakiren zu laſſen, und ſo mußten die Trupps Soldaten von Subalternofficieren angeführt, blos der Plünderung zuſehen. Spätere Anſtalten hielten nun den Pöbel wohl im Zaum; aber wer hätte denken ſollen, daß vor den Augen einer preußiſchen Garniſon ein ſo entſetzlicher Unfug könnte getrieben werden? Unſere Polizei hat auch vorher dabei Fehler begangen, ohne die es ſo weit nicht hätte kommen können. Kommt die Sache vor den König, wie es nicht fehlen kann, ſo dürfte es ſchwere Verantwortung geben.

So weit für heute mein Beſter. Tu vero vale et fave tuo.

N. S. Nachdem ich dieſen Brief geſchloſſen hatte, kam Wolf von Weimar hier wieder an. Ich habe ihn heute geſprochen, und ihn ſo gut als völlig entſchloſſen gefunden nach München zu gehen. Doch hat ihm vorläufig der Miniſter ſchreiben laſſen, er werde ihm in einigen Tagen ſelbſt ſchreiben, und hoffe ihn disponiren zu können zu bleiben. Unſer Eberhard ſowohl als Wolf ſelbſt kamen beide gleich auf den Gedanken, daß man Sie rufen ſolle, wenn man die Stelle beſetzen, und nicht etwa mit meiner combiniren wolle. Sie ſehen alſo theuerſter Freund, daß außer mir noch zwei wichtige Autoritäten für Jakobs ſtimmen; ſollten Sie denn nicht dadurch bewogen werden, anders von dieſem Jakobs zu denken, als Sie bisher dachten? Haben Sie alſo die Güte, mir nach reiflicher Ueberlegung, wo möglich mit umlaufender Poſt nur ſo viel zu ſchreiben, ob Sie auf den Fall, daß Wolf noch wegginge, dennoch feſt darauf beharren, ſich in keine Traktaten wegen dieſer Stelle einzulaſſen; oder ob Sie an Ihrer zu großen Beſcheidenheit wenigſtens ſo viel nachlaſſen, daß Sie einen Antrag nicht geradezu ablehnen, ſondern ſich auf Bedingungen einlaſſen wollen. Dieſes muß ich deswegen ſchleunig wiſſen, damit nicht etwas verſchehen wird, und etwa ſich ein allzeitfertiger Quirkelbein geſchwind einer Stelle bemächtige, der er keineswegs gewachſen iſt.

Noch geſtern Abend ſind ſolche Vorkehrungen allhier getroffen worden, daß das Brod auf die Hälfte des Preiſes heruntergeſetzt worden, und keine weitern tumultuariſchen Auftritte weiter zu befürchten ſind.

Halle, 13. Nov. 1806.

Ja wohl, mein Theuerſter, war der 17te Oktober für uns ein ſchrecklicher Tag; und doch hätten die Folgen noch weit übler werden können, wenn nicht wirklich die Chefs der franzöſiſchen Truppen noch mit Mäßigung verfahren, und den unter ſolchen Umſtänden unvermeidlichen Exceſſen der Chaſſeurs ſo bald als möglich geſteuert hätten. Das Unglück der Stadt an dieſem Tage haben wir lediglich den unbegreiflich tollen Diſpoſitionen des Eugen von Würtemberg, dem das Reſervekorps anvertraut war, zu danken. Wir wiſſen noch nicht, ob Verrätherei und Beſtechung, oder bloß die höchſte Dummheit oder Sorgloſigkeit daran ſchuld war. Anſtatt, wenn er ſich nicht lieber zurückziehn wollte, dem Feinde vor der Stadt, nach Schlettau, Merſeburg und Lauchſtädt zu, entgegen zu gehn, wo treffliche Defenſiv-Punkte waren, legte er ein Lager hinter die Stadt, vor dem Leipziger Thore, dem ich zunächſt wohne. Aus dieſem detaſchirte er bei Annäherung der Franzoſen nur kleine Trupps, die ſich unmöglich, obgleich ſie ſich brav wehrten, halten konnten; und als dieſe zwiſchen Paſſendorf und der langen Brücke ſchon handgemein waren, that er gar im Lager nicht, als ob noch etwas zu befürchten wäre, ſondern ließ die Hautboiſten wie bei der Parade blaſen. Man ſagt, er hätte dies Korps der Franzoſen für ein bloßes Streifkorps gehalten. Schlecht genug, wenn ein General ſich nicht beſſer informirt! Kurz, durch dieſe raſenden Anſtalten glich Halle einer mit Sturm eroberten Feſtung. Es wurde in den Straßen, da jene Detaſchements durch die Stadt retirirten, mit Kartätſchen und Flinten geſchoſſen, und ſo ging nun erſt die Bataille dicht vor dem Leipziger Thore an. Wären nun hier nur noch einigermaßen verſtändige Anſtalten geweſen, ſo hätten die Franzoſen unterliegen müſſen. So aber ließ Eugen die Kanonen ſo richten, daß die Giebel der Häuſer zerſchoſſen wurden, den Franzoſen aber keinen Schaden thaten. Da wir nun durch unſere Leipziger Straße höchſtens 1000 Mann Franzoſen hatten avanciren ſehn, ſo konnten wir, da ſich der Donner des Geſchützes nach und nach verlor, nicht anders glauben, als daß der Feind geſchlagen ſei. Es kamen ein Paar bleſſirte Franzoſen vor unſer Haus, und baten um ein Glas Wein; dieſes reichten wir ihnen zum Fenſter hinaus; darauf kam aber wieder einer, dieſer riß mir den Laden aus der Hand, ſprang zum Fenſter herein, öffnete die Hausthür, und nun kamen mehrere nach. Dieſes waren lauter Leute von den leichten Chaſſeurs, die dafür, daß ſie als enfans perdus vorausgeſchickt werden, nachher durch Plündern ſich bezahlt machen. Unglücklicher Weiſe hatten ſich, als das Gefecht durch die Stadt ging, wohl 50 Preußen mit Gewalt durch unſer Hinterhaus, um ſich zu retten, in unſern Hof gedrängt. Unſere Proteſtation half nichts; wir ließen ſie alſo wenigſtens in unſern Zwinger gehn; damit ſie auf allen Fall doch nicht gleich ins Geſicht fielen. Dennoch hatten ſich ohne unſer Wiſſen andere in den Holzſtall oder hinter die Abtritte verkrochen. Und dieſe kamen nun, als ſchon die Feinde in unſerm Hauſe waren, zum Vorſchein. Schon hatten mir einige Uhr und Geld abgenommen, als ſie dieſe anſichtig wurden; und nun hieß es, wir hätten ſie, um ſie zu überfallen, doloſe verſteckt. Alſo ſchleppten mich einige ohne Hut gleich zum Hauſe hinaus, und wollten mich zu ihrem General führen, pour être fusillé. So ſchleppten ſie mich eine lange Straße durch die Vorſtadt, endlich aber ſchienen ſie doch meine Unſchuld einzuſehn, und einer ſagte: rentrez dans votre maison. Als ich nun vor meinem Hauſe vorbeikam, hörte ich das Krachen von dem Einhauen verſchloſſener Stubenthüren; ich ging alſo in das Nebengäßchen nach meinem Hinterhauſe; wo ich hörte, daß meine Frau, weil man ihr den Säbel an den Hals geſetzt, mit dem kleinen Enkel Max entflohen ſei. Meinen Sohn hatten ſie für einen verkleideten Officier der Preußen angeſehn, und hatten auf ihn einhauen wollen; dieſer ſalvirte ſich aber durch den Zwinger, wo am Ende ein Haus ſteht, das ins Galgthor geht. Er ſetzte über das Staket weg, ſtieß ein Fenſter ein und entkam ſo zu dem Beſitzer des Hauſes, ſah aber ſchon, als er dort zum Fenſter hinausſah, ſeine Effekten vorbeitragen. Nun war im Hauſe niemand mehr, als meine Schwiegertochter mit ihrer kleinen Tochter Thekla, dieſe hatte ſich auf einem kleinen Boden eingeſchloſſen; gab ſich aber zu erkennen, da ſie eben die Thüre einhauen wollten, und da ſie franzöſiſch ſpricht, konnte ſie glücklicher Weiſe den Plünderern alles ſelbſt aufſchließen, daher in ihrer Etage wenig zerhauen wurde. Nachdem wir nun in großer Angſt einander geſucht, fanden wir uns nach ein Paar Stunden wieder im Hauſe zuſammen; aber Geld, Effekten, Kleider, Wäſche, alles geraubt, ſo daß der Schade ſich auf 1691 Thaler, mäßig gerechnet, beläuft. Dennoch bekamen wir nun noch Einquartirung; wo wir wenigſtens den Troſt hatten, von der kaiſerlichen Garde ſehr gutdenkende Officiers zu erhalten. Bei allen dieſen Scenen hatte ich keine Bewegung von Schreck verſpürt, ſondern war ſehr gefaßt und reſignirt. Allein am 3ten Tage, nachdem uns am 2ten gedruckte Verſicherungen des völligen Schutzes der Univerſität, und ruhige Abwartung unſerer Collegien gegeben waren, höre ich plötzlich, ohne alle Vorbereitung, die Nachricht, daß ſo eben Befehl ergangen ſei, daß alle unſere Studenten binnen 24 Stunden aus der Stadt und nach Hauſe gehen ſollten, zu welchem Behuf ſie ſich ſogleich Päſſe müßten geben laſſen. Ueber dieſe Nachricht erſchrak ich ſo, daß ich die Folgen noch an meiner Geſundheit ſpüre. Ich ſtellte mir in einem Augenblick nicht blos das Unglück unſerer Univerſität, ſondern beſonders den Jammer ſo vieler jungen Leute vor, die nun meiſt ohne Geld auf die unſichern Straßen hinausgeſtoßen wurden. Kurz dieſer ſchreckliche Befehl war nicht abzuwenden, da man dem Kaiſer allerlei Nachtheiliges von unſern Studenten inſinuirt hatte.

Doch alles dieſes ſind partikuläre Leiden, die zum Theil vorübergehen. Aber nun das Allgemeine; ſo eine große Armee, von der man ſich den Schutz des nördlichen Deutſchlands verſprach — *ἄκος δ᾽ οὐδὲν ἐπήρκεσαν, τα μη πολιν μεν, ὥςπερ ὂν ἔχει, παθειν*. Es verſteht ſich, daß ich unter *πολιν* die preußiſche Monarchie verſtehe. Unſer guter König iſt entweder mit Verräthern, oder übelberathenen Rathgebern umgeben geweſen. Dazu kommen denn auch noch unvermeidliche Unglücksfälle. Aber die ſchnelle Uebergabe von Küſtrin, und Magdeburg, iſt ohne Beſtechung ganz unbegreiflich.

Niemeyer, ungeachtet er von ſeiner Rückreiſe noch nicht zurück war, hat nichts gelitten. Wolf auch nichts. Vater hat eingebüßt, doch nicht ſehr arg. Alle aber ſind geſund mit den ihrigen.

Ueberhaupt möchte man den 17ten Oktober noch wohl verſchmerzen! Aber die weitern Folgen!! Blos das Lazareth hat der Stadt täglich 1000 Thaler gekoſtet. Und was nun aus der Univerſität werden wird? Gott weiß es!

Der Student, dem Sie geſchrieben haben, iſt wahrſcheinlich der junge Wehnert, ich weiß nicht, wo dieſer zarte Jüngling mit andern geblieben iſt. Viele ſind gewiß nicht lebendig zu den Ihrigen gekommen.

Durch den bisherigen Gang der Dinge ſcheint die Hoffnung zu einem baldigen Frieden nicht ſo nahe, als ſich Manche ſchmeichelten.

Es iſt unglaublich, was die leichten Truppen der Franzoſen an Strapazen und Ungemach ertragen können. Als ſie durch die Stadt die Preußen verfolgten, warfen viele ihre Torniſter ab, um ſchneller laufen zu können, und tranken aus der ſchmutzigen Goſſe, um nur ihren Gaumen etwas zu netzen.

Preußiſche Gefangene waren im Hofe des Zuchthauſes eingeſperrt, und die Armen kletterten über die Mauer zu 30 in unſern Zwinger. Dies mußten wir anzeigen; alſo wurden 3 Mann Sentinelle geſchickt. Dieſe waren am 17ten bei der Bataille geweſen, hatten 15 Stunden weit den Preußen nachgeſetzt, dann 24 Stunden bivouakirt, waren bis vor Magdeburg geweſen, kamen am 4ten Tage Abends ganz ermüdet zurück, mit einigen Gefangenen, und mußten nun die ganze Nacht Schildwache ſtehn, wobei wir ihnen nichts als trocknes Brod und 2 Flaſchen Bier geben konnten. Solche Energie, was könnte ſie wirken, wenn ſie zum Heil der Menſchheit verwaltet werden könnte! Aber o deus, in quae nos reservasti tempora!! Eine herzliche Freude macht es mir, daß es Ihnen in Gotha noch ſo glücklich gegangen. Aber Weimar und Jena!!! Doch iſt Bertuch und Griesbach über alle Erwartung gerettet worden. Aber auch hier iſt das, was noch kommen wird, wohl auch das Traurigſte. Deus meliora!

Halle, 11. Dec. 1806.

Ihr geliebtes Schreiben vom 3ten (wirklich aureolam epistolam) erhielt ich erſt heute den 11. Dec.; daher mein kurzer Brief, den ich ſchrieb, um Sie an die Antwort zu erinnern, die wohl dieſem begegnet iſt.

Sie haben mich durch einige eben ſo ſchön geſagte, als ſtarke und wahre Gedanken höchlich erfreut. Allerdings iſt es, als ob die ganze Erde jetzt desorganiſirt werden ſollte. Es bleibt mir bei ſo Vielem, worüber man erſtaunen muß, doch das Erſtaunlichſte der Charakter dieſes einzigen Mannes, deſſen Großthaten jetzt Millionen Menſchen unglücklich machen. Dieſe

Eiskälte der bloßen Intelligenz, dieſe Vorſichtigkeit, dieſe Umſicht, dieſe rückſichtsloſe Tendenz, ſeinen Zweck zu erreichen, ohne im Geringſten auch nur nach Moralität der Mittel zu fragen; dabei dann, als ob es nicht an dieſen Eigenſchaften ſchon genug wäre, die ganz unbegreifliche Kette von Glücksfällen, die jene Eigenſchaften begleitet! Wirklich in der ganzen Geſchichte, wenn man nur noch dazu ſeinen Urſprung nimmt, nihil simile nec secundum!

Iſt es nicht erſtaunlich, daß unſer ſo friedliebender König, vorm Jahre, wo noch nach der Schlacht bei Auſterlitz nach allem Anſcheinen mehr zu thun war, ſich muß einlullen, und gerade dieſes Jahr iniquo et loco ac tempore muß aufbringen laſſen? Indeſſen das hätte noch nichts gethan; wären nur nicht die Anſtalten des Herzogs von Braunſchweig ſo unbegreiflich ſchlecht geweſen. Dieſem Manne, der ſich in ſeiner Jugend als Feldherr ſo ſchön, und in ſeinem Alter ſo ſchlecht gezeigt hat, iſt eigentlich das Unglück von Norddeutſchland zu verdanken, (wenn nicht ganz Europa noch die traurigen Folgen dieſer entſetzlichen Schlacht zu empfinden bekommt), denn weder unſern Officiers, noch den gemeinen Soldaten hat es an Bravour gefehlt. Aber die Dispoſitionen, die ſchlechten Vorbereitungen, das Zaudern, die Verſäumniß der erſten und wichtigſten Vorkehrungen, auf die ein jeder Corporal hätte fallen können, das iſt es, was bei allem ſeinen unbegreiflichen Glücke Napoleon ſo toll ſich nicht konnte träumen laſſen. Z. B. die Defileen aus dem Saalthal nach den Bergen hinauf nicht zu decken; nicht auf allen Fall ſich den Rückzug zu decken — wirklich man könnte den Verſtand darüber verlieren.

Sie haben ganz recht, wenn man ſich ſo in die Lage des Königs von Preußen verſetzt, ſo verſchwindet einem das eigne Leid, und wenn es noch zehnmal ärger wäre. Ihre gute Herzogin dürfte ſchwerlich durch ihren Beſuch in München etwas wirken. Denn die Kaiſerin darf hier nicht mitſprechen.

Wenn wir es denn nur noch erlebten, daß der große Zweck, der immer vorgeſpiegelt wird, England zu beſſerer Handelspolitik, zu beſſern Seemachtsprincipien zu nöthigen, ſo erreicht würde, daß denn auch Frankreich ſo liberal handelte, als es von England verlangt, ſo möchte man noch endlich alle die Greuel vergeſſen. Aber, aber, wer mag an die fides punica glauben?

Vor dem Frieden glaube ich nicht, daß unſere Univerſität hergeſtellt wird. Es hat ſie zu ſehr en grippe genommen, und wirklich, man kann es nicht begreifen, warum, wenn man nicht entweder es auf Rechnung einer kleinlichen Furcht, oder einer eben ſo kleinlichen Rachſucht ſchieben will. Im Journal de Paris hat geſtanden, die Studenten hätten eine Conduite impolitique et indecente bewieſen. Wenn denn nun auch ſo etwas von 10, 20 oder 50 gar geſchehen wäre, warum eben deshalb 1000 ſtrafen? Durch Berthier ward uns ſogar inſinuirt, es hätten Profeſſoren par des écrits die Studenten gereizt, ohne auch nur ein ſolches écrit zu nennen. Viele wollten ſagen, es ſeyen Reichardts Briefe gemeint, der für einen Professeur de Musique auf unſerer Univerſität wäre gehalten worden.

Da ich jetzt wieder eine neue Ausgabe des Aeſchylus beſorgen muß, ſo fallen mir manche Stellen ſchwer aufs Herz: z. E. τῶν πολυκτόνων οὐκ ἄσκοποι θεοί, und beſonders der herrliche Chor in den Eumeniden:

ἐκ τῶνδ᾽ ἀνάγκας ἄτερ v. 547
bis ὤλετ᾽ ἄκλαυτος ἄιστος.

Wirklich aber iſt es ſchwer, jetzt nicht an einen ewigen Schlaf der Nemeſis zu glauben.

Herzlichen Dank für Ihr ſchönes Lehrbuch und für die Recenſion. Wie wird es aber nun unſern humaniſtiſchen Studien? wie wird es dem Buchhandel ergehn?

Neulich ſtand in der Berliner Zeitung: man glaubt, daß die Allg. Litt. Zeit. zu Halle ſich in Heidelberg etabliren werde. NB. Es war aus einem Briefe von Heidelberg. Davon wiſſen wir nun hier nicht das Geringſte. Wenn aber unſere Beſoldungen nicht bezahlt werden ſollten, ſo müſſen wir wirklich auswandern. Steffens macht ſchon den Anfang: ſo wie Schelver in Jena. Vale dulcissime J. et me quod facies ama.

N. S. Ich ſchicke Ihnen hierbei das Exemplar auf Velin von meinen Rhetor. Cic. Vol. I. II., was ich Ihnen ſchon lange ſchicken wollte. Mögen Sie ſich noch lange dabei Ihres alten Freundes und meiner innigen Hochachtung für Sie erinnern.

Alſo werden nun auch der Herzog von Braunſchweig und der Kurfürſt von Kaſſel abgeſetzt! Nach eben der politiſchen Logik müßte nun auch die Reihe an den Herzog von Weimar kommen, weil er auch preußiſcher General iſt. Mit Hannover wird zur Zeit auch eine eigne Courtoiſie geſpielt. Ob's etwa das Spiel der Katze mit der Maus iſt?

Haben Sie den Kaiſer Napoleon geſehn? Geworden iſt ihm eine Herrſcherſeele, kann man von ihm mit mehr Recht ſagen, als Schiller vom Wallenſtein. Die Fehler ſeiner Gegner laſſen ihn nicht einmal dazu kommen, die ganze Größe ſeines Genies zu entwickeln. Das erſtaunlichſte war, daß ſein Maniſeſt nur einige Tage vor ſeiner Erſcheinung erſchienen war. Die Berliner konnten es kaum geleſen haben, als ſchon bei ihnen Hannibal ante portas war.

Kurz, wenn man blos Bewunderung und Verwunderung empfinden will, ſo ſind wir in die rechten Zeiten dazu gekommen. Aber warum müſſen ſo erſtaunliche Kräfte verwendet werden, um lauter Elend zu verbreiten? Auf dieſe Frage kommt man immer wieder zurück, ohne hoffen zu dürfen, je eine Antwort darauf zu erhalten.

So manchen Zug von Gutmüthigkeit hat Napoleon hier auch gezeigt. Er ſchenkte einem preußiſchen Gefangnen, der ſich vorzüglich brav gehalten hatte, einige Goldſtücke. Als er das champ de Bataille vor dem Galgthor beſah, traf ihn ein Jude Namens Wolf an, und fragte ihn in gebrochnem Franzöſiſch: Monsieur Napoleon (sic) voulez-vous me permettre d'aller à Halberstadt? Dieſem gab er gleich die Erlaubniß, und nahm das Monsieur ſehr jovialiſch auf.

Halle, 2. Mai 1807.

Ihre Beſorgniß, mein theuerſter Freund, als ob Sie mir etwa Anlaß zu einer offensiuncula gegeben haben könnten, iſt ein liebenswürdiger Zug Ihrer ſchönen Seele, wozu aber auch glücklicher Weiſe nicht der mindeſte Grund vorhanden iſt. Mein längeres Stillſchweigen rührt eines Theils daher, daß ich oft nicht weiß, wie lange es her iſt, daß ich an meine liebſten Freunde nicht geſchrieben habe, indem ich nicht Zeit, oder Laune habe, mir ein ordentliches Briefregiſter zu halten; andern Theils von der Menge von Briefen und andern Geſchäften, die mich oft gerade an Briefe, die ich am liebſten ſchreibe, nicht kommen laſſen. Haben Sie etwa geglaubt, daß ich gerade bei Ueberſendung des Geldes hätte ſchreiben ſollen, ſo muß ich Ihnen auch dieſen Irrthum benehmen; denn gerade bei dieſen Angelegenheiten, welche den Geſchäftsgang der Expedition betreffen, ſchreibe ich am allerwenigſten und ſeltenſten an unſere Mitarbeiter. Nur dann, wenn etwa Differenzen mit der Expedition entſtänden, welche der Buchhalter nicht zu ſchlichten wüßte, nehme ich ſelbſt daran Antheil. Dieſem hätte ich es auch überlaſſen, Ihnen die Quittung zurückzuſenden, wo Sie das Datum und Unterſchrift vergeſſen haben. Da er aber jetzt in Leipzig iſt, bitte ich beides noch zu ſuppliren. Von allen Orten und Enden her erſchallet jetzt das: o deus in quae nos reservasti tempora! Ich habe doch als Kind noch den 7jährigen Krieg erlebt, weiß ſo ziemlich wie es damals herging, wurde auch, 15 Jahr alt, bei meinen Eltern und neben meinen Geſchwiſtern, wie am 17. Octbr. vorigen Jahres, im 60. Jahre neben meinen Deſcendenten, ausgeplündert, allein der damalige Zuſtand Deutſchlands war doch golden gegen den jetzigen. Erſtlich war für die Deutſchen mehr Ehre dabei, und das Ungemach des Krieges vertheilte ſich mehr, es litten nicht ſo alle Provinzen Deutſchlands auf einmal. Daher ich es auch platterdings für unmöglich halte, daß ein Krieg wie dieſer, 7 Jahre dauern könnte.

Sie haben Recht, daß es grauſam iſt, keine Beſoldungen zu zahlen. Allein das geht nicht bloß den Profeſſoren ſo, ſondern durch alle eroberten preußiſchen Staaten, allen Staatsbedienten ohne Ausnahme, ſofern ſie nicht etwa bei Caſſen als Rendanten und Einnehmer angeſtellt ſind. Als Profeſſoren ſind wir hier ſo gar beſſer daran, als unſere guten Collegen in Erlangen. Dieſe bekommen 1) auch keine Beſoldung, 2) müſſen dann doch zur Contribution ſteuern, (welches bei uns der Fall nicht iſt, denn hier contribuiren Profeſſoren blos von Häuſern), 3) müſſen ſie Collegien leſen und erhalten doch keine Honorarien, da wir denn doch unſere ganze Zeit frei haben.

In Ihrem lieben Gotha ſcheint es auch nicht viel beſſer herzugehen, wenn es zumal wahr iſt, daß da auch keine Beſoldungen gezahlt würden. Dies müßte aber doch an der Landesökonomie liegen, da, ſo viel ich weiß, Ihr Fürſtenthum keine Contributionen an die Franzoſen hat geben dürfen.

Es mag allerdings von oben her nicht die beſte Wirthſchaft ſein. Ihre Beſchreibung des übrigens luſtigen Lebens hat mich ſehr ergötzt. Auch hier niſtete ſich eine Comödiantenbande, (denn Truppe, oder Geſellſchaft wäre hier zu vornehm), ein, die ſich auch ziemlich lange erhalten hat. Ich habe ſie nur durch den Comödienzettelträger kennen lernen, und meine ganze Ausgabe dafür beſteht nur in 4 Groſchen, die ich dieſem Kerle als Trinkgeld gab, da er ſich zum Schluſſe ſeinen Gönnern mit einem Carmen empfahl, welches alſo anhub:

Wer hätte noch vor wenig Zeiten
In Halle Komödie geglaubt?
(Und alle die Begebenheiten!)
Gewiß die wurde nie erlaubt!

Mich divertirte es königlich, daß dieſer verſifex alle die Begebenheiten ſo in parentheſi der ſchlechten Komödie an den Schwanz band, und der 4te Vers doch auch auf alle dieſe Begebenheiten ſo gut paßte, als auf die ſonſt in Halle nicht erlaubte Komödie.

Vor Ende des Krieges dürfte es mit unſerer Univerſität ſchwerlich anders werden, was auch die Zeitungen ſagen mögen. Dieſe haben denn auch ſchon viele male geſagt, ich ginge mit der Allg. Litt. Zeit. nach Heidelberg; daran iſt aber kein wahres Wort. Denn wenn ich auch für meine Perſon Luſt dazu hätte, die mir doch auch zur Zeit noch nicht angekommen iſt, ſo könnte die Allg. Litt. Zeit. am wenigſten dorthin gehn; oder ſie müßte Luſt haben, ganz auszugehn, ſo wenig iſt dort der Ort für ein ſolches Journal, ſchon blos der Speditionen wegen. Es iſt auch von dorther nicht der mindeſte Antrag an uns geſchehn, und uns anzubieten ſind wir, mit Ehren zu melden, zu ſtolz, wenn uns auch ſonſt eine Ortsveränderung am Herzen läge. Dagegen ſind uns von zwei andern Orten her, unter der Hand Vorſchläge gethan worden, die wir aber auch abgelehnt, und nur im Fall der höchſten Noth uns reſervirt haben. Das Geträtſch wegen Heidelberg iſt durch einen Kniff des in ſolchen Kniffen wohlgeübten Querertanus entſtanden, der erſtlich durch anonymiſche Briefe in Heidelberg verbreitete, daß und wesmaßen die Allg. Litt. Zeit. in Halle wohl dieſes Jahr eingehn würde, dann aber unter ſeinem Namen ſich erbot, wenn man ihm eine Profeſſur, (er ſei auch zu einer der Theologie bereit), in Heidelberg geben wollte, die Jenaiſche Litt. Zeit. dorthin zu verlegen. Dieſes wußte jedoch ſelbſt der brave Creuzer nicht, der vielmehr die Sache für gewiß hielt, und ſich ſchon zu allen Freundſchaftsdienſten gegen mich erbot. In eben dem Briefe meldet er mir auch, daß er mit Voß habe brechen müſſen. Es iſt dies ein Zug in Voſſens Charakter, den ich mir nicht habe erklären können. Zur Ehre gereicht er ihm auf keine Weiſe. Der Einfall von Göthe aber iſt über alle Maße vortrefflich, und da er mir noch nicht bekannt war, ſo danke ich Ihnen, mein Theuerſter, dafür ſehr, daß Sie ihn in Ihrem Briefe erwähnt haben.

Daß ich Ihnen von dieſer Meſſe noch nicht den Iten

Band meiner Cic. Rhetoricor. ſchicken kann, daran iſt Wolf ſchuld. Dieſer hatte Göſchen mit Hand und Mund verſprochen, daß dieſe Meſſe ſeine Ausgabe der Odyſſee fertig werden ſollte, und Göſchen ließ daher langſamer an Cic. Rhet. drucken, um jene deſto ſicherer zu fördern. Nun hat er ihm aber doch die Vorrede nicht geſchickt, und nun konnte alſo Göſchen weder das Eine, noch das Andere zur Meſſe bringen. Er läßt nun an meinen Noten raſch drucken, und ſo hoffe ich ſoll Vol. III. auf Johannis fertig ſein. In dieſem Bande hat der Orator am meiſten (absit invidia)! gewonnen, demnächſt Brutus, an den übrigen kleinen Stücken war weniger zu thun übrig.

Es fehlt mir nun Gott Lob, wenn uns gleich Napoleon vom Collegienleſen dispenſirt hat, nicht an Arbeit. Eine neue Ausgabe meines Aeschylus, daneben eine Edition des Aristophanes cum notis variorum, werden mich ſchon noch auf eine hübſche Zeit beſchäftigen, an die Allg. Litt. Zeit. nicht einmal zu gedenken. Zu eſſen wird ſich dann doch wohl, auch wenn Napoleon uns die Beſoldung noch ferner entziehen ſollte, quantum satis, noch finden; es müßte denn ſein, daß derſelbe den Rath des Acumenus (Xenoph. Memorab. III. 13.) nach Heinzens Ueberſetzung in einen Tagsbefehl verwandelte, und zu uns ſpräche: Eſſet gar nicht mehr, Ihr werdet vergnügter, wohlfeiler und geſunder leben, wenn Ihr es unterlaſſet. Ich hätte gar nichts dawider, wenn nur der erſte und dritte Effekt des Nichteſſens eben ſo ſicher wäre, als der zweite.

Was mich, wenn der Krieg noch lange dauern ſollte, am meiſten mit Schmerzen würde, das wäre der Ruin unſeres Buchhandels. Dieſer wurde doch (was man auch noch deſideriren mag) in keinem Lande ſo liberal und honett getrieben, als bei uns. Können Sie ſich vorſtellen, daß Wyttenbach ſich an mich gewendet hat, ihm für ſeine neuen Sachen einen Verleger in Deutſchland zu verſchaffen? Die Kerle in Holland wollen nicht nur kein Honorar zahlen, ſondern oft noch gebeten ſein, etwas zu übernehmen. Ich communicire Ihnen hier den Brief von Wyttenbach, der Sie intereſſiren wird, weil er mir auf meine Bitte darin erzählt, wie es ihm bei der Pulver-Exploſion ergangen. Schicken Sie mir ihn mit umlaufender Poſt zurück.

Von unſerm Schlichtegroll (den ich herzlich zu grüßen bitte) hatte ich gehört, es ſei entſchieden, daß er nach München gehe. Es war mir alſo ſo angenehm als unerwartet, daß Sie mir ſchreiben, er gehe nun wohl nicht hin. Freilich ſteht man überall jetzt in Deutſchland auf politiſchen Vulkanen, incedimus per ignes suppositos cineri doloso.

Nun, mein theuerſter Freund, umarme ich Sie von ganzem Herzen. Alleſamt wollen wir einander wünſchen, daß der δαίμων ἀλάστωρ, den Sie ſehr wahr und treffend bezeichnen, bald aufhören möge zu raſen. Wollte der Himmel, ich könnte Sie dieſen Sommer wenigſtens auf 8 Tage bei uns ſehen. Sie ſollten bei uns logiren und auch ſonſt kein Geld in Halle ausgeben. Die Reiſe dächte ich alſo könnten Sie wohl valetudinis causa machen. Und Sie haben ja im Sommer gewiſſe beſtimmte Ferien. Sie ſind alſo weniger gebunden, als ich es diesmal bin.

Die Meinigen empfehlen ſich Ihnen nebſt mir Ihnen und Ihrem ganzen geliebten Hauſe angelegentlichſt.

Ich bin unveränderlich und mit innigſter Hochachtung und Liebe ꝛc.

Halle, 16. Aug. 1807.

Herzlich danke ich Ihnen, mein Beſter, für die mir gegebene Nachricht. Dieſer nach ſcheinen Sie nichts von Gotha zu erwarten, ſondern nur auf gewiſſe Bedingungen von München zu halten. Dieſe werden Ihnen ohne Zweifel bewilligt werden, und ſehe ich es für gewiß an, daß Sie die baieriſche Hauptſtadt gewinnt. Ihre liebenswürdige Beſcheidenheit geht manchmal unter das γνῶθι σεαυτὸν hinab. Gewiß können Sie mit unſerm Wolf in allem Betracht rivaliſiren, und Sie könnten ihn ſogar in manchen Punkten herausfordern, wo er ſchwerlich mit Ihnen den Kampf eingehen würde.

Ihre Emendationen der Livianiſchen Stellen unterſchreibe ich vollkommen. Beſonders iſt die Achaei portus in Achaei populi rationes zu verwandeln, eine palmaria.

In der Emendation lib. XXXI, 7. möchte ich noch einen Zuſatz vorſchlagen.

Ne aequaveritis Hannibali Philippum, ne Carthaginiensibus Macedonas. Pyrrho certe illum, hos Epiro aequabitis. Aequabitis dico? Quantum vel vir viro, vel gens genti praestat.

Auch könnte es vielleicht noch kürzer heißen:

Pyrrho certe et Epiro aequabitis.

Da ein gewiſſes Spiel der Antitheſen durch die ganze Stelle fortläuft, ſo ſcheint mir Livius nicht blos Pyrrho geſetzt zu haben, um den Gegenſatz von Philipp. und Macedon. zu machen; zumal da er gleich wieder von Epirus und Philippus anfängt.

Auch intuta fides iſt ſehr gewiß. Sobald Ihr Entſchluß zu bleiben oder zu gehen völlig beſtimmt iſt, geben Sie mir wieder Nachricht.

Wir ſind hier noch in gänzlicher Ungewißheit, die doch aber nun nicht über 4 Wochen leicht dauern kann. Sobald ich weiß, wohin mich das Schickſal werfen wird, ſollen Sie es auch ſogleich erfahren. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 7. Sept. 1807.

Mein theurer und edler Freund! Mit bittern Thränen leſe ich in der Hamburger Zeitung, daß unſer junger hoffnungsvoller Freund Wehnert in einem See ertrunken iſt. Mich dünkte ſchon, ich hätte keine Thränen mehr, und hätte wie Klytemneſtra ſagen mögen, *οὐδ᾽ ἐν, σταγών*. Aber ſolche Unglücksfälle ſchmelzen einem doch das Eis, was die öffentlichen Drangſale um das Herz gelegt haben!

Ebenſo geht es mir auch in Abſicht der Theilnahme an Ihrer vielleicht noch nicht entſchiedenen Veränderung. So ungewiß ich auch in Anſehung meiner künftigen Exiſtenz bin, ſo intereſſirt es mich doch aufs lebhafteſte, zu wiſſen, was Sie thun werden. Kämen Sie nicht mit der Münchner Akademie in Verbindung, die man doch nach ſolchen Vorbereitungen unmöglich kann fallen laſſen, ſo würde ich Ihnen die äußerſte Vorſicht anrathen, das Terrain recht zu recognosciren. Denn die Finanzen ſollen in Baiern äußerſt derangirt ſein. Den Plan, allenfalls von der Idee des Grafen von Thürheim, mit der Allg. Litt. Zeit. ins Bairiſche zu gehen, Gebrauch zu machen, habe ich ſo gut als aufgegeben.

Es iſt noch ſehr ungewiß, ob Baiern das Baireuthiſche und Erlangen erhält, ja es ſoll noch eben ſo ungewiß ſein, ob es Nürnberg und das Anspachiſche behält.

Was nun uns hier betrifft, ſo kann die Ungewißheit, die *ἄκρισις* nicht größer ſein und werden, als ſie ſchon iſt, und vielleicht noch eine gute Weile dauern kann. Denn:

1) Iſt noch gar nicht einmal entſchieden, wie ich eben aus Berlin höre, ob der Saalkreis mit Halle noch zum Königreich Weſtphalen kommen ſolle.

2) Geſetzt nun aber auch, ſo iſt wenigſtens 10 gegen 1 zu wetten, daß hier die Univerſität nicht hergeſtellt wird. Die Staatsräthe in Kaſſel haben zwar unſerm Profeſſor Sprengel ver-

ſichert, man werde auf alle Fälle die Profeſſoren entſchädigen. Aber fistula dulce canit! Wer mag ſich darauf verlaſſen?

Geſetzt nun, daß unſer König uns wegziehn und nach Berlin oder Frankfurt an d. O. verſetzen wollte, ſo iſt doch unmöglich zu glauben, daß er uns wegen des Verluſtes an unſern Häuſern, wegen der Transports, der größeren Theuerung werde entſchädigen können. Wir ſehen alſo auch ſelbſt, wenn es noch gut geht, beträchtlichen Verſchlimmerungen unſerer Lage entgegen.

Bis Oſtern wird man nun ſchon hier aushalten müſſen; es komme auch ſonſt wie es wolle.

Da Sie neulich mir einige quaestiones Livianas vorlegten, ſo will ich Ihnen ein Aristophaneum vorlegen.

In den Acharnern ſagt V. 325 sqq. Dicaeopolis, er habe Geiſſeln von den Acharnern, die er umbringen wolle. Sie ſagen, ob er etwa gar ein Kind von einem unter ihnen habe. Er bringt aber den Kohlenkorb geſchleppt, und droht ἐγὼ καὶ τουτονὶ διαφθ. dazu.

Nun frägt ſich, wem gehörte dieſer Kohlenkorb? War er dem Dicäopolis eigen? Wie hätte er dann ihn als Geißel brauchen und in dieſer Kriſis damit trotzen können, daß er ihn vernichten wolle?

Ich ſtelle mir alſo vor, daß dieſer Korb entweder einem von den Acharnern, oder vielleicht dem ganzen δῆμος der Acharner, als ein Gemeinheits-Pertinenzſtück gehört habe, daß Dicäopolis dieſer von ihnen Kohlen gekauft, und den Korb, worin ſie ihm geliefert waren, noch in ſeinem Hauſe gehabt habe. Auf dieſe Art konnte er nun freilich als Geißel ihn brauchen.

Den V. 332 erkläre ich nicht ſo, als ob er den Korb mit ſamt den Kohlen herausgebracht; ſondern nur ſo: ich will doch ſehn, wen das Kohlenweſen noch intereſſirt, und ob es alſo auch gleichgültig iſt, wenn ich dieſen Korb, den Ihr doch zum Transport der Kohlen nöthig hattet, ruinire.

V. 348 leſe ich:

ὀλίγου δ' ἀπέθανεν ἀνθρακεὺς Παρνάσιος

und verſtehe darunter wieder, welches auch der Zuſammenhang erfordert, den bloßen Kohlenkorb, ohne Kohle; von deſſen Vernichtung die Rede war, und gleich hinterdrein wieder iſt, wenn er ſagt: ὑπὸ τοῦ δέους etc. Wenn in dieſem Verſe des Kohlenſtaubs Erwähnung geſchieht, ſo iſt dies nicht auf in dem Korbe noch befindliche Kohlen zu beziehen, ſondern nur auf den in einem ſolchen Korbe immer noch in Menge befindlichen Kohlenſtaub, der nothwendig umherfliegen mußte, wenn Dicäopolis anfing, auf ihn einzuhauen. Das ὁ λαρκος δημοτης ὁδ' ἐστ' ἐμος V. 333 überſetze ich nicht: Dieſer Kohlenkorb iſt unſer Landsmann, ſondern: Ach dieſer Gemeinheitskohlenkorb iſt unſer. Oder: dieſer Kohlenkorb iſt unſer, gehört unſerm δῆμος; ſtatt δημοτικος oder δημοτης.

Sagen Sie mir doch alſo, si placet et si otium est, Ihre Meinung, und leben Sie von Herzen wohl.

Halle, 15. Sept. 1807.

Unſer lieber Schlichtegroll hat mir aus Gotha geſchrieben, und gemeldet, daß Sie nun gewiß nach München gehn. Nun denn, ſo begleiten Sie und alle Ihre Lieben meine beſten Wünſche dahin! Ich weiß nicht, ob unſer braver Freund Generalſekretär noch bei Ankunft dieſes in Gotha iſt. Sollte es ſein, ſo grüßen Sie ihn herzlich von mir, und ſagen ſie ihm, daß ich ihm nach München ſchreiben werde. Er hat mir geſchrieben, daß dort der Gedanke, von hier mit der Allg. Litt. Zeit. nach München zu ziehen, ernſtlich in Ueberlegung genommen worden. Ich zweifle nun zwar, daß dieſe Idee ſich werde ausführen laſſen, und es ſcheint wohl, daß wir nach Berlin kommen werden; wäre es indeſſen im Buche des Schickſals geſchrieben, ſo wäre es unter Allem, was dort Angenehmes ſeyn könnte, mir das Angenehmſte, ſo ein Paar treffliche Freunde dort zu finden, wie Sie und Schlichtegroll.

Für heute genug. Melden Sie mir bald den Termin Ihrer Abreiſe. Könnten wir uns nicht, ehe Sie abreiſen, noch auf der Mitte zwiſchen Halle und Gotha ein Rendez-vous geben?

Könnten wir nicht Altenburg dazu nehmen? Oder wollen Sie Jena noch einmal beſuchen, ſo komme ich auch gern dorthin. Es müßte etwa in der erſten Hälfte des Oktober ſein.

Ich umarme Sie von Herzen ꝛc.

Halle, 15. Okt. 1807.

Mein theuerſter und liebenswürdigſter Freund! Alſo muß ich Sie ohne Sie noch einmal zu ſehn, nach München ziehen laſſen! Freilich wird mir durch dieſe Vereitelung unſres gehofften Rendez-vous wieder einer meiner liebſten Wünſche vereitelt.

„Allein wer kann dafür, daß ungeneigte Winde
„Von unſern Wünſchen ſtets den beſten Theil verwehen!“

Nun, ich will mich gern tröſten, wenn Sie nur in München recht geſund und vergnügt leben. Sobald Sie ſich etwas dort feſtgeſetzt haben, melden Sie mir ja, wie Sie dort leben. Bewahrt Sie der Himmel nur vor Kriegsungemach, ſo bin ich gewiß, Sie werden ſich auch dort gefallen. Es kommt doch dort mancherlei Angenehmes für Sie zuſammen; et reliquum tibi ipse parabis.

Ich bin nun nebſt verſchiedenen andern hieſigen Profeſſoren nach Berlin vocirt, wo eine neue mit der Akademie der Wiſſenſchaften und allen übrigen Inſtituten zu combinirende Univerſität geſtiftet iſt. Allein Gott weiß, wenn die Franzoſen abziehen werden. Noch ſieht man keine ernſtliche Anſtalten!!

Da doch, wie ich vermuthe, durch Ihren Abgang von Gotha, die Lektionen am Gymnaſio anders vertheilt werden, ſo wollte ich Ihnen den armen Doktor Gruber in Weimar recht dringend empfehlen zu einer durch Ihre Beförderung nach München dort vacant werdenden Lehrſtelle. Er würde in der Aeſthetik, dem deutſchen Stil, der Geſchichte, neuen Sprachen, auch lateiniſchen Autoren unterrichten. Im Griechiſchen iſt er freilich wohl blos Dilettant. Indeß für das Griechiſche haben Sie ja vielleicht andere Lehrer. Es verſteht ſich, daß er nicht alle Emolumente, die bei Ihrer Stelle zuletzt geweſen ſind, erwarten und verlangen würde.

Thun Sie ja, was Sie für ihn thun können. Er iſt ein nach Kopf und Herzen ganz löblicher Mann. Es iſt aber hohe Zeit, daß er eine fixe Stelle bekomme, und nicht blos für die Preſſe arbeiten dürfe.

Tu vero, Carissime, Vale cum Tuis, qui sunt omnes mei; meique memor vive!

Halle, 18. Okt. 1807.

Mein Theuerſter! Unſere Abſchiedsbriefe haben ſich begegnet. Hätte ich doch einen Wahrſagergeiſt gehabt, ſo wäre ich nach Jena geflogen, um Sie da zu umarmen. Fatal war es, daß Sie nicht vorher ſchreiben konnten. Indeß wären ein Paar Stunden in Jena auch kein Genuß geweſen; ich hätte Sie denn zurück begleiten müſſen.

Nun ohne zu wiederholen, was ich Ihnen ſchon geſchrieben, will ich blos auf die Frage wegen der Bücher antworten.

Ich denke, Sie ſchicken ſie alle zurück. Das iſt das Beſte. München iſt doch gar zu weit, um Bücher hin und her zu ſpediren.

Ueberdem drückt auch die Habſucht auf das Poſtweſen entſetzlich. Denken Sie nur, neulich erhalten wir ein Brief-Päckchen aus Jever mit einer einzigen etwas langen Recenſion; es war bis Bremen frankirt, und doch koſtete es zwei Thaler Porto, blos von Bremen hieher! Wir ſind daher genöthigt, gewiſſe Einrichtungen zu treffen, um uns gegen den Schaden dieſer neuen Poſt-Prellerei zu decken.

Ich ſorge aber, man wird noch eine andere Bedrückung, nämlich den Stempel auf Zeitungen und Journale, einführen. Dann gute Nacht! Denn das kann unſer deutſches Publikum nicht bezahlen.

Nun mein Beſter, ſchreibe ich erſt nach München an Sie wieder. Indeſſen Vale etc.

Halle, 15. Febr. 1808.

Mein theuerſter Freund! Ich habe Ihnen Zeit laſſen wollen, um ſich in München erſt zu orientiren, ehe ich mich nach Ihrem Befinden erkundigte, oder Sie zu einem Schreiben an mich aufforderte. Vielleicht hätte ich noch länger Anſtand genommen, wenn ich nicht beiliegende Aſſignation an Herrn Feuerbach Ihnen zum Einkaſſiren ſchicken müßte. Ich hoffe, er wird ſogleich zahlen, oder wenigſten Ihnen einen kurzen Termin ſetzen, wenn er bezahlen will. Das Geld behalten Sie für Ihre Rechnung an ſich.

Zahlte er wider Vermuthen nicht, oder beſtimmte Ihnen nicht einen kurzen Termin, ſo melden Sie mirs gleich, doch behalten Sie die Aſſignation an ſich; weil ich in dieſem Falle noch einmal an Herrn Feuerbach ſchreiben, und ihn etwas lebhafter an das quid juris erinnern müßte.

Bis zum Eingang Ihrer Antwort verſpare ich alles übrige, was ich Ihnen über die Herſtellung unſerer Univerſität und meine Lage inſonderheit melden könnte.

So viel iſt gewiß, ehe nicht der allgemeine Friede mit England hergeſtellt iſt, hat unſer armes bedrängtes Deutſchland keine Sicherheit vor den Plagen und Bedrückungen, und keine Herſtellung ſeines Wohlſtandes zu hoffen.

Sie aber leben mit Freund Schlichtegroll, den ich beſtens zu grüßen bitte, ſo wohl als immer möglich! Meine

Wünſche für Sie gehn weit über meine Erwartungen hinaus. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 8. Jan. 1811.

„Tauſendmal willkommen, mein theuerſter Freund, wieder in dem lieben nachbarlichen Gotha! Ich ſetze voraus, daß dieſer Brief Sie wirklich ſchon dort antrifft; enthalte mich aber, bis ich von Ihrer Hand Nachricht darüber habe, mich weiter herauszulaſſen. So viel ſage ich nur, daß auch die letzten Sie ſelbſt betreffenden Proceduren, die ich eben zuerſt aus der Hamburgiſchen Zeitung erfahren, mir das ſchmerzlichſte Gefühl von Indignation verurſacht haben. Gott ſei Dank, daß Sie aus ſolchen Umgebungen heraus ſind; und ich bedaure nun nur unſere andern Freunde in München.

Sobald Sie nur einigermaßen Zeit haben, bitte ich mir zu ſchreiben. Ich brenne vor Sehnſucht, Ihre geliebte Handſchrift einmal wieder zu ſehn. Der Ihrige ꝛc.

Halle, 12. Febr. 1811.

„Wie ſehr bin ich, mein theuerſter Freund, über die uns durch Feuerbach von dem Attentat auf Hrn. Thierſch zugekommene Nachricht erſchrocken; und wie hab' ich der Vorſehung gedankt, daß Sie wieder in Gotha ſind. Wem ſoll man dieſen Meuchelmord zuſchreiben, als Leuten, die entweder der tollſte Fanatiſmus, oder die ſchwärzeſte Bosheit beſeſſen hat. Denn alle Umſtände deuten darauf hin, daß es ein beſtellter und bezahlter Bandit geweſen ſei. Sollte denn der Aretin hinter dieſem Bubenſtücke ſtecken? Sagen Sie mir doch, was Sie dazu denken? Mein Sohn hat die Freude gehabt, Sie zu ſehn. Ich möchte ihn darum beneiden, wenn es nicht mein Sohn wäre. Melden Sie mir doch, ob Sie ſchon die Unruhen, die eine jede Veränderung des Orts macht, durch Einrichten und Aufräumen überſtanden haben. Eher getraue ich mich nicht über litterariſche Dinge mit Ihnen zu plaudern, um Ihnen die Zeit nicht noch mehr zu beengen.

Indeſſen leben Sie, mein Beſter, mit Ihrer ganzen lieben Familie von Herzen wohl. Hier leben wir wirklich in den Tag hinein. Denn man müßte doch wirklich ganz blind und taub ſein, nach den neuerlichen Veränderungen mit Holland, und dem nördlichen Deutſchland, wenn man mit Sicherheit darauf rechnen wollte, daß nicht dem Hrn. Champagny einfallen könnte, zu demonſtriren, es ſei von der höchſten Nothwendigkeit alles bis an die Elbe zu occupiren. Alſo quo fata ferent. Ich umarme Sie von Herzen der Ihrige ꝛc.

N. S. Eben erhalte ich einen Brief aus Frankf. a. d. O. mit der Nachricht, daß das in Poſen geſtandene Regiment oſtwärts abmarſchirt, ein anderes nähere ihm gefolgt, und 4 weſtphäl. Regimenter erwartet werden, die an die Stelle der vorgerückten treten ꝛc.

Sollte es doch noch zwiſchen Frankreich und Rußland zum Bruche kommen? Die Univerſität Frankfurt a. d. O. ſoll nach Breslau zu verlegen im Werke ſein. Bredow geht nicht nach Leipzig. Nach Berlin hat er auch keine Luſt. Er weiß alſo nicht, was noch ſonſt mit ihm werden wird.

Halle, 7. Mai 1811.

Mein theuerſter Freund! Schon ſeit einigen Poſttagen wollte ich Sie fragen, was Sie zu der (mir wenigſtens) ganz unerwarteten Verſetzung des ꝛc. Aretin, nach Neuburg an der Donau (nach einer andern Anzeige nach Eichſtädt) gedacht, oder von München aus erfahren haben? Sollte wirklich Catilina ſuapte ſponte gegangen ſein? Glück auf den Weg! Sollte es aber von Seiten der Regierung eine über ihn verhängte Verfügung ſein, um ihn aus München los zu werden, ſo wäre es doch ein erfreulicher Akt der Gerechtigkeit, und eine wahre Satisfaktion für die proteſtantiſchen Akademiker, von der Ihnen denn auch noch Ihr Antheil gebührt. Hierüber bitte ich mir von Ihnen ſobald als möglich nur ganz kurz Ihre Meinung, oder was Sie darüber wiſſen, aus.

Iſt es auch wahr, daß Hr. Hamberger an ſeiner Stelle Oberbibliothekar geworden? Sie wären vielleicht, wenn dieſe Verſetzung Aretins eher geſchehen wäre, von München nicht weggegangen. Deſto beſſer, daß wir Sie wieder in der Nähe haben, und daß Sie auch in Ihrer jetzigen Lage zufrieden ſein können. Das Bild der Zeiten freilich, was Sie ſo wahr und kräftig in Ihrem letzten Briefe zeichneten, läßt einen gar nicht mit Ruhe in die Zukunft hinaus ſehen; und es bleibt nichts übrig, als das quid ſit futurum cras, fuge quaerere!

Melden Sie mir doch auch, ob Ihnen von der Ausgabe der Rhetoricor. vom Cicero auf Velin-Papier noch ein Theil fehlet desgleichen, ob Sie durch mich ſchon etwas von der neuen Ausgabe des Aeſchylus, und von der Edition von Cic. Epp. erhalten haben. Was Ihnen davon abgeht, will ich Ihnen dann zuſammen in Einem Pakete ſchicken.

Was haben Sie zu der Invention geſagt, die neulich, (ohne Zweifel auf Befehl des duc d'Auerstedt) gegen Zimmermann und Villers in die Hamburger Zeitungen eingerückt war? Letzter war beſonders höchſt unwürdig behandelt. Unſre öffentlichen Blätter ſeufzen unter dem Joche einer turpissimae servitutis. *Δουλον εἰπας μη λεγειν ἁ τις φρονει.*

Wann wird mir doch der erwünſchte Tag kommen, wo ich Sie noch einmal ſehe, und mit Ihnen mich recht ausplaudern könnte!

Haben Sie etwa auch, (wie ich billig vermuthe) von Hrn. Giovanni Casitto das lateiniſche Circular mit einer Beilage von XXXII. angeblichen Phädriſchen Fabeln aus Perotti Codice aufgefunden, erhalten? Mir ſcheinen mehrere ganz ſicher unächt zu ſein. In einer kömmt eine Avis Terraneola a rusticis dicta vor. Dieſer Name iſt mir ſonſt noch nie vorgekommen.

Die Poſt will fort. Alſo mein herzliches Vale! Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 28. Juni 1811.

In höchſter Eile und kurz vor Abgang der Poſt melde ich Ihnen für heute blos, mein theuerſter und verehrteſter Freund, den richtigen Eingang Ihres geliebten Schreibens, nebſt dem Bande der Münchner Denkſchriften, wofür ich Ihnen verbindlichſt danke. Da ich mich ſogleich nach Ihrer Abhandlung umſah, finde ich einen Defect; es fehlt nämlich der Bogen, oder das Quartblatt I. Denn das Letzte Ihrer Abhandlung iſt in meinem Exemplar pag. 64, worauf unten der Cuſtos OCAP ſteht. Haben Sie die Güte in Ihrem Exemplare nachzuſehn, wie viel Blätter Ihre Abhandlung noch hat von pag. 65 incl. an, und damit ich mir dieſen Defekt verſchreiben kann, mir dieſes gelegentlich zu melden.

Ihr gütiges Anerbieten der Recenſion von de Bosch T. IV. u. Coray nehme ich mit größtem Vergnügen an. Wir haben uns bisher geſchämt, Ihnen etwas anzutragen, um Sie wegen Ihrer anderweitigen Geſchäfte nicht in Verlegenheit zu ſetzen.

Sonſt aber heißt es bei Ihnen auch in Hinſicht der A. L. Z.: Je mehr, je lieber!

Lange hat mich kein Todesfall ſo ſchmerzlich überraſcht, als der des ſel. Spalding, zumal er mich bei Leſung der Berliner Zeitung wie ein Blitz aus heitrer Luft rührte. Für ihn ſelbſt iſt zwar der Fall beneidenswerth. Denn wer ſollte ſich nicht eine ſolche Euthanaſie wünſchen. Aber für ſeine Freunde und die Literatur iſt es bedauernswürdig in hohem Grade. Auch der Tod des braven de Bosch iſt mir unerwartet gekommen, und auch ihm wäre ein langes Leben zu wünſchen geweſen.

Spalding hatte noch 8 Tage vor ſeinem Tode an ſeinen Verleger geſchrieben, daß der letzte Bogen ſeines Quintilian bis auf Weniges fertig wäre. Hr. Buttmann wird uns die Vollendung beſorgen.

Eine andere, für mich ſehr betrübende Nachricht war die von dem unglücklichen Brande in Königsberg. Eben hatte ich von daher vom 10. Jun. Briefe von meinen Kindern erhalten; die die über allen Ausdruck freundſchaftliche Aufnahme ſchilderten, welche ſie dort von allen Ständen erfahren. Wie ſehr werden ihnen auch, nun dieſe Freuden verleidet worden ſein, durch ein ſo gewaltiges, ſo viele Menſchen und Familien dort ruinirendes, und ſie ſehr herunter bringendes Unglück! Noch habe ich keinen Brief von meinem Sohne ſeit dieſer Calamität, die am 14. dieſes ausgebrochen.

Ich muß heute abbrechen; ſetze aber meinen Brief nächſten Poſttag fort, da ich Ihnen meine Bücher mit überſenden werde. Eher belieben Sie mir nicht zu antworten, als bis dieſer zweite Brief in Ihre lieben Hände gekommen.

Indeß wünſche ich nichts mehr und herzlicher, als Ihr und Ihres ganzen geliebten Hauſes langes, und ununterbrochenes Wohlergehen. Ewig mit innigſter Hochachtung und Ergebenheit der Ihrige ꝛc.

Halle, 3. Juli 1811.

Hier ſende ich Ihnen von Cic. Epp. Tom. III. IV. und von den Rhethoricis Vol. III. P. 1 et 2. Die neue Ausgabe des Aeſchylus ſoll nächſtens nachkommen. Ich habe heute noch von dem in der Oſter-Meſſe ausgedruckten Bande meine Exemplare noch nicht erhalten.

Vermuthlich haben Sie auch ſchon von Wyttenbach φιλομαθιας τα σποραδην das Heft II. erhalten. Es ſind doch viel artige Sachen darin. Nur hat mich im erſten Hefte der Zank mit Hermann nicht ſehr erbaut. Daß Wyttenbach beſſer Latein ſchreibt als H. iſt ausgemacht; aber eben ſo ſicher iſt auch, daß H. Kant's Philoſophie beſſer verſtanden hat als Wyttenbach.

Daß von hier aus Gilbert als Prof. der Phyſik nach Leipzig, und Steffens für die nämliche Profeſſur mit 1500 Rthl. Gehalt nach Breslau geht, iſt Ihnen vielleicht ſchon bekannt. Unſer Geſenius ſollte auch nach Breslau gezogen werden; man wird ihn aber hier halten, und zum Prof. ord. theol. mit Gehaltszulage befördern. Anſtatt Gilberts hoffen wir Link aus Roſtock zu erhalten, und dann hat eben unſre Univerſität unſtreitig in dieſem Fache nicht blos Erſatz erhalten, ſondern noch gewonnen.

Wenn nur der fatale Rottengeiſt nicht in die ſtudirende Jugend gefahren wäre! Es iſt ordentlich, als ob die auf allen Univerſitäten verminderte Frequenz dieſes Unkraut viel fruchtbarer gemacht hätte. In Jena ſollen die Exceſſe mit Fenſtereinwerfen an der Tages-Ordnung ſein, die eben aus ſolchem Zwieſpalt der Studenten-Parteien entſpringen. Hier iſt dieſes nun zwar etwas Unerhörtes; allein es giebt doch zwei Parteien, die Kränzianer und Sulfuriſten, die einander befehden; und ſo iſt der Teufel dieſer, zu nichts als Prügeleien ꝛc. führenden Spaltungen auch in Göttingen und Heidelberg los.

Mit den hieſigen Bade-Anſtalten ſieht es noch ſehr mißlich aus, wenn die Frage von auswärtigen Badegäſten iſt. Gleichwohl kam bereits ein Hr. v. Fechenbach, der bekannte Pharobankhalter hier an. Kaum hatte er aber ſeine Hazardſpielbude eröffnet, als ihn ein Paar Franzoſen vertrieben, die von Caſſel aus patentirt waren, und zwar blos für die Badezeit in Halle 2500 Rthl. Pacht für die Conceſſion geben, wie ich unlängſt gehört habe. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß dieſe Sieurs mit ihrem niedrigen und verderblichen Handwerk ſo ſchlecht führen, daß ſie uns künftig mit ihrem Beſuche verſchonten. Da iſt denn doch der Beſuch der Weimariſchen Schauſpielergeſellſchaft angenehmer, die von jetzt an wöchentlich einmal hier ſpielen, und im Auguſt auf 4 bis 6 Wochen ganz hieher kommen werden. Aber die Lauchſtädter fahren hiebei, und bei der um $\frac{1}{4}$ verminderten Frequenz der Univerſität ſehr übel. Wenn ich das Leben behalte, ſo hätte ich große Luſt in künftigem Sommer einen Monat in Liebenſtein zuzubringen. Dort hat es mir unter allen Bade-Oertern, die ich kenne, bei weitem am beſten gefallen. Und wenn es mir gelingen ſollte, würde ich Sie auf alle nur mögliche Weiſe zu bewegen ſuchen, auch dahin zu gehen. Bis dahin will ich mich wenigſtens an dem ſchönen Traume ergötzen.

Nun mein Theuerſter, umarme ich Sie in Gedanken tauſendmal, und ſage Ihnen und Ihrem ganzen geliebten Hauſe mein herzliches Lebewohl.

Halle, 14. Jan. 1812.

Meinen beſten Glückwunſch zum Neuen Jahr zuvor! Wir haben wohl Urſache, uns für dieſes Jahr durch gute Wünſche einander zu ermuntern. Denn ich fürchte, es iſt ſchwanger mit großen Begebenheiten! Wohin wird die allgemeine Zerrüttung des Handels noch führen! Die Tumulte in Nottingham dürften, wenn da nicht ein deus ex machina eintritt, Nachahmer finden.

Wir ſind hier in großer Unruhe wegen Ihres guten **Becker**. Wir können gar nicht einmal bei der kurzen Entfernung Gotha's von hier mit Gewißheit erfahren, wo er iſt. Einige ſagten ſchon vor einiger Zeit, er wäre wieder nach Gotha zurück; dagegen ſagen Andre, er ſei nach Magdeburg, und von da, man wiſſe nicht wohin, abgeführt worden. Auch über die Urſache nichts Zuverläſſiges. Das Wahrſcheinlichſte iſt wohl, ſo weit man hier ſehen kann, der Aufſatz über **einen deutſchen Bund**, wogegen man ſich ſelbſt in Berlin beſtens zu verwahren ſuchte, ne quid res publ. detrimenti caperet.

Daß von hier aus der reformirte Prediger Blanc nebſt einem Hrn. Bertram, und einem Hrn. v. Kroſigk abgeführt worden, iſt Ihnen wohl bekannt. Es wurden noch mehrere hier arretirt, die aber wieder frei ſind. Das Auffallendſte war, daß die Abgeführten gleich gefeſſelt wurden, doch wurden ihnen die Feſſeln auf der erſten Station wieder abgenommen. Man muß alſo annehmen, daß die Gensd'armen dieſes für ſich gethan haben.

Ueber die Journale, litterariſchen und politiſchen Zeitungen geht es auch grimmig her. Die neue Hamburger Zeitung, das politiſche Journal, die Bredowſche Chronik haben aufhören müſſen. Andere, wie die Leipziger Zeitung, die oberdeutſche Litteratur-Zeitung (an welcher freilich nichts liegt) haben aus Mangel an Subſiſtenzmitteln aufgehört.

In die hanſeatiſchen Departements haben die Buchhändler Erlaubniß, die A. L. Z. wieder einzuführen. Von den

Poſten weiß ich es noch nicht. Es wird aber bald wohl auch wieder gehen. Indeß drückt die allgemeine Noth des Buchhandels auch gewaltig auf ſolche Inſtitute; und es iſt ſehr die Frage, ob die neue Leipz. Litt. Zeit. viel Glück machen wird, ungeachtet der König auf 3 Jahr dem Verleger (liberal genug!) 1000 Rthlr. jährlich Zuſchuß giebt.

Haben Sie ſchon die Ausgabe von Aristotelis problemata mechanica von einem Hrn. van Caprelen geſehn? Das iſt ein trefflicher junger Mann.

Es iſt mir von Erneſti's Ausgabe der Epp. select. Ciceronis mein Exemplar weggekommen. Könnten Sie in Gotha eins ſogleich zum Kauf bekommen, ſo haben Sie doch die Güte, mir ein Exemplar zu kaufen. Den Preis laſſe ich Ihnen durch Hrn. v. Zech wieder auszahlen. Iſt dazu keine Gelegenheit, ſo borgen Sie mir gütigſt Ihr Exemplar für eine kurze Zeit. In beiden Fällen aber bitte ich es mir mit einer der erſten Poſten (verſteht ſich unfrankirt) zu ſenden.

Zugleich bitte ich mir zu notiren, was Ihnen noch von meiner Ausgabe fehlt. Ich kann die fehlenden Theile beilegen, wenn ich Ihnen den eben fertig gewordenen Tom. V vo Cic. Epp. ſende.

Nun, theuerſter Freund, erfreuen Sie mich bald mi recht guten Nachrichten von Ihrem und Ihres geliebten Hauſes Wohlbefinden: ich will Ihnen dann auch allerlei melden, wozu es mir heute an Zeit fehlt.

Ich umarme Sie herzlich; der Ihrige rc.

Halle, 29. Jan. 1812.

Sie haben mir auf mein letztes Schreiben, worin ich mi nach Hrn. Becker erkundigte, nicht geantwortet.

Sie ſind doch nicht krank? Wäre dies, ſo wünſche i von Herzen die baldigſte Beſſerung.

Sind Sie aber durch andre Urſachen, wie ich hoffe un wünſche, abgehalten worden, ſo bitte ich doch nun mir weg Becker zu ſchreiben, auch ob ſeine Nat. Zeit. par force geſchlo ſen iſt, oder suapte sponte.

Der fünfte Band meiner Ausgabe von Cic. Epp. lie für Sie bereit. Ich muß aber bitten, vorher mir zu meld ob Sie den vierten Band ſchon haben.

Der gute Bredow in Breslau liegt noch immer ſ krank darnieder. Sein Uebel iſt eine ſchreckliche Kopfgi von der ſich Gichtknoten in die Naſe gezogen haben, wodurch er ganz den Gebrauch einer deutlichen Sprache zu verlieren in Gefahr ſteht. Es kamen gar Nachrichten hieher, es ſei etwas von der Aphrodite mit im Spiele. Dem iſt aber ausdrücklich widerſprochen worden. Er hat mir neulich vom Krankenbette aus einige Zeilen geſchrieben. Es betraf ſeine Epistolae Parisiennes, die er herausgeben wird. Sollte, wie viele fürchten, Bredow nicht geneſen, ſo wird mir immer ſo eine [illegible], wie Spalding und Baſt erfahren haben, von neuem als ein höchſt beneidenswerthes Glück erſcheinen.

Nun, Theuerſter, erfreuen Sie mich bald mit einigen Zeilen, um von Ihrem Wohlbefinden verſichert zu werden.

Ewig mit innigſter Hochachtung und Liebe der Ihrige ꝛc.

Halle, 3. März 1812.

Meinen herzlichſten Dank, mein Theuerſter, für die Nachricht von dem guten Becker. Es iſt nicht viel, aber doch Etwas. Nur ſchreiben Sie nicht, wo er denn iſt. Oder hat man dieſes auch geheim gehalten, und beſorgt etwa der franzöſiſche Geſandte die ihm zu ſchickenden Sachen, ohne daß man erfährt, wo er denn iſt, und wohin ſie gehen?

Freilich umſauſen uns wieder die Kriegs-Nachrichten. Es iſt doch aber ganz ſonderbar, daß man noch nichts Näheres darüber erfährt. Man glaubt, es gelte die Herſtellung des Königr. Polen. So viel iſt gewiß, daß Preußen mit Frankreich alliirt iſt, und alſo ſcheinen wir in unſern Gegenden, den eigentlichen Sturm aus der Ferne mit anſehen zu können. Es könnte doch aber ſein, daß der Finanz-Zuſtand dadurch litte, und dann ſähe es, um die Salarirten betrübt aus.

Eben ſchreibt mir Hr. Dr. Gries aus Jena, daß Hufeland ſeine Bürgermeiſterſtelle in Danzig niedergelegt hat, und nach Dresden als Appellations-Rath mit 1450 Rthl. geht. Dies iſt nicht das Drittel der Einnahme, welche ſeine Stelle in Danzig wenigſtens in guter Zeit abwarf. Allein er ſchrieb mir ſchon im Sommer, er könne den Jammerzuſtand ſeiner Vaterſtadt nicht länger mit anſehen; und werde quavis arte ſehen, wieder wegzukommen.

Da ich ſo eben in der Zeitung leſe, daß das engliſche Miniſterium verändert wird, ſo könnte es doch wohl kommen, daß man endlich an Seefriedens-Unterhandlung dächte! Möchte es der Himmel geben! Zwar wird es Mühe koſten, ſich über die Friedens-Punkte zu vereinigen. Indeß wollen wir uns an der Hoffnung laben.

Der Spuk, den Schelling in München gegen Jacobi angefangen hat, iſt doch wirklich arg. Das Tollſte iſt, daß er den guten Jacobi beſchuldigt, er habe ihn von Amt und Stelle bringen wollen; und daher die ganz verſtellte Geſchichte mit Fichtes Dimiſſion in Jena mißbraucht.

Der Recenſent in der A. L. Z. hat ihn einſtweilen abgefertigt. Aber Jacobi müßte doch auch was thun, wenigſtens dem philoſophiſchen Hohnſprechenden Goliath auf ſeine Provokationen etwas erwidern.

Wiſſen Sie, wo Becker iſt, und haben es etwa dies in Ihrem Briefe vergeſſen, ſo theilen Sie mir es doch auch mit. O daß ich Sie nur einmal einen Tag ſprechen könnte! Sollten Sie nicht in der Oſter-Meſſe nach Leipzig kommen können? Ich habe zwar ſelbſt keine Luſt hin zu gehen. Kämen Sie aber, dann würde ich hin kommen, und ſollte ich kriechen müſſen. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 11. Febr. 1812.

Die Nachricht, die Sie mir von dem Unfalle des guten Hamberger gemeldet haben, hat mich unglaublich erſchüttert. Sollte denn etwa gar, da das Stilett den Prof. Thierſch verfehlt hat, ſich nun ein Teufel gefunden haben, der dem Hamberger mit einer Art von aqua Tofana zugeſetzt hätte? Man ſagte zwar freilich auch, Hamberger hätte ſich gleich, ſo wie er nach München gekommen wäre, die bonne chère ſehr belieben laſſen. Es wäre möglich, daß dann ein ſolcher Diätfehler, verbunden mit anfänglichem Unmuth über Aretin, dann mit angeſtrengter Bibliothek-Arbeit, ſolche unglückliche Wirkung gehabt hätte. Indeß befremdet mich doch der Umſtand ſehr, daß die Aerzte gleich alle Hoffnung ſchon aufgeben wollen, welches doch nicht einmal die Aerzte beim König von England thun, wo man aber freilich auch etwas auf die politiſche Maske rechnen muß. Ich werde mich mit allen Freunden Hambergers, und beſonders auch mit der Akademie in München herzlich freuen, wenn beſſere Nachrichten eingehen, als die bisherigen.

Was meine Betrübniß vermehrte, war, daß ich gerade von meines Schwagers Griesbach Zuſtande ſehr traurige Nachrichten erhielt. Ein gichtiſcher Huſten hat ihn dermaßen angegriffen, daß ſehr zu fürchten ſteht, die Kräfte werden es nicht lange aushalten die ſchon ſo ſehr geſchwunden ſind, daß er aus Mangel an Muskelkräften nichts weiter als Suppe genießen kann. Deus meliora!

Außerdem geht mir auch Bredows in Breslau Zuſtand ſehr zu Herzen. Eine entſetzliche Kopfgicht hat ſich bei ihm bis in die Naſe herunter gezogen, und droht ſie zu deſtruiren. Es ſoll ein malum Aphrodisiacum doch mit im Spiele ſein, und ſteht zu fürchten, daß er keine deutliche Sprache behalten werde; (wenn er anders davon kömmt) folglich als Profeſſor nicht werde wieder thätig ſein können.

Nehme ich nun zu dieſen Unfällen noch Ihres Becker Geſchichte hinzu, ohne einmal die Ausſichten dazu zu nehmen, die uns ein wahrſcheinlich in Norden ausbrechender Krieg eröffnet, ſo muß ich warlich allen meinen Stoicismus aufbieten, um den Kopf oben zu behalten.

Hr. Schöll ſchreibt mir aus Paris, daß die Manuſcripte des ſeligen Baſt, ſo wie ſeine Bücher, zur Auktion kommen werden. Das Verzeichniß der letzten gedenke ich in der A. L. Z. abdrucken zu laſſen, ſobald ich es erhalte.

Das beigehende Paket mit

1 Aeschyli Vol. I—III.

1 Cic. Epp. Vol. V.

ſende ich, weil Sie es ſo haben wollen, unfrankirt ab.

Wie mir Schäfer ſchreibt, wird nun neben der Ausgabe des Plato, von Heindorf und Böckh, doch auch Wolf die ſeinige drucken laſſen. Das giebt alſo eine ähnliche Concurrenz zwiſchen Lehrer und Zuhörer, wie zwiſchen Wolf und Heyne beim Homer. Ob ſie friedlicher ablaufen wird, muß die Zeit lehren. Wer ſich zu Wolfs Plato als Verleger gefunden, weiß ich dato noch nicht. Er bot ihn der hieſigen Handlung von Hemmerde und Schwetſchke an, die aber aus Furcht, er möchte ſie wie mit manchem Andern ſtecken laſſen, den Antrag abgelehnt haben.

Ihr Bibliothek-Exemplar von Stroth, Auswahl Cic. Epp. werde ich Ihnen bald wieder übermachen. Als ich das Buch aufſchlug, mußte ich lachen, daß mir gleich zwei Stellen hinter einander in der Note in die Augen fielen, wo Stroth in ſeinem Aerger über Cic. Gaſconaden, was er Alles habe thun wollen, wenn man ihn zu den Idibus Martiis eingeladen hätte das eine Mal ſagt:

Er, der nicht das Herz gehabt hätte, einen Hund todt zu ſtechen, und das andre Mal gar:

Er, der nicht das Herz gehabt hätte, einen Froſch todt zu ſtechen.

Das iſt doch alles mögliche, was man zu Ehren der Tapferkeit eines geweſenen Imperator ſagen kann.

Nun für diesmal genug. Der Himmel erhalte Sie mit den Ihrigen in dem vollkommenſten Wohlſeyn.

Halle, 27. März 1812.

Ihr geliebtes Schreiben, mein theuerſter edelſter Freund, traf mich gerade in einer tumultuariſchen Gemüthsſtimmung. Eben hatte ich von meiner Schweſter ein Paar Zeilen erhalten, worin ſie mir die leider ſchon mehrere Wochen erwartete Nachricht gab, daß unſerm trefflichen Griesbach ſeiner Tugenden Ende ſich nahe, und er die Nacht ſchwerlich überleben werde, und in eben dem Augenblicke wurde mir ein franzöſiſcher General mit 2 aide de Camp und 4 Bedienten ins Quartier gelegt, zu deren Bewirthung ſchleunigſte Anſtalt mußte getroffen werden. Ihr Brief, den ich immer ſtückweiſe leſen mußte, war mir alſo ein wahres Confortativ, wofür ich Ihnen herzlich danke, weil er ſo manches Angenehme enthielt, und mein Gemüth, qui attonitus stupebat, wieder etwas zur Beſinnung brachte.

Indem ich nun dieſes ſchreibe, wird wieder ein Officier mit 2 Bedienten angeſagt; ich muß alſo eilen, um nur erſt dieſen Brief fortzubringen.

Eine große Freude haben Sie mir mit der Recenſion von Boſch Anthologie; noch größere mit der Nachricht gemacht, daß Sie das treffliche Werk der Ihrigen beendigt haben. Ihr Scherz mit der Mantheologie, machte mich, ob mir gleich das Weinen näher war, doch lachen. *Ἀνεκάγχασα γελάσας* ſage ich Ihnen, wie Cic. ad Att. Moriar nisi facete!

Auch die kleine Notiz von dem guten Becker wirkte auf mich ſehr wehmüthig.

Was Sie über die Rec. von Wolfs Nachb. Ariſt. in den Heidelb. Annalen ſagen, iſt ſo wahr und ſo fein und ſchön geſagt, daß ich nichts mehr bedauere, als daß ich es nicht gleich darf drucken laſſen. Die Recenſion war von dem älteſten Sohne Voß; denn durch die Signatur D. A. E. (welches manche ſehr falſch durch D. Abraham Eichſtädt erklärten) hat er ſeine Recenſionen auch in der Jenaiſchen Litt. Zeit. unterzeichnet. Sie haben Recht, daß Wolf hinter dieſe ſein wird, und eben ſo, daß Voß ſich zu nichts weniger ſchickt, als den Ariſt. zu überſetzen. Uebrigens ſeine

Ueberſetzung von Horazens Satiren und Epiſteln. Doch man kann ſeine Unbehülflichkeit in Allem, was komiſche Laune erfordert, nicht beſſer ausdrücken, als Sie es facetiſſime gethan haben. Freilich fehlt auch noch an Wolfs Manier viel. Und zu bedauern iſt, daß der Mann jetzt auf manche pedantiſche Grillen verfällt, wie Khor zu ſchreiben; daher er denn auch die Khriſtliche Kirche ſchreiben muß.

Die uns gütigſt angebotenen Recenſionen von Mülleri Schol. in Lycophr. und Krabingers und Paſſows Longus nehme ich mit größtem Vergnügen an.

Was haben Sie geſagt zu der Erſcheinung, daß wir auf Einmal zwei große Ausgaben von Platonis opp. erhalten?

Wolf iſt eiferſüchtig, daß ihm zwei ſeiner ehemaligen Zuhörer zuvor gekommen ſind (Böckh und Heindorf); doch würde er, ungeachtet er ſchöne Sachen ſchon lange geſammelt hat, bei ſeiner Gewohnheit eine angefangene Sache bald liegen zu laſſen, nimmermehr die Edition zu Stande bringen, wenn er ſich nicht mit einem andern ehemaligen Zuhörer Becker aſſociirt hätte. Ohne dies würde ſich auch kein Verleger getraut haben, mit ihm ſich einzulaſſen. Denn die von ihm unvollendeten Sachen, als Prolegomena in Homerum, Tacitus, Diodorus Siculus, Mureti V. I. Luciani opuscula, Noten zur Göſchenſchen Ausgabe des Homer, machen, daß ſie alle denken: Vestigia me terrent.

Die Acta phil. Monacens. ſind eine ſehr erfreuliche Erſcheinung. Es iſt mir ein wahres Räthſel, wie es möglich iſt, daß noch ſo Vieles, unter dem jetzigen Druck der Zeit, im Fache der alten Litteratur in Deutſchland erſcheinen kann.

Das Ding mit dem [illegible] iſt ja der wahre Pendant zu dem Einfall Ihres Herzogs, daß Jean Paul nicht die Perücken ſeiner Miniſter als Nachttöpfe gebrauchen ſolle. Das Catonianum: Ridiculum habemus consulem begegnet einem jetzt nicht ſelten. Da hat ja auch der geweſene König v. Schweden publicirt, welchermaßen er ſich als Unterthan Sr. Maj. des Königs von Dänemark hinfort nicht Gottorp, ſondern Gottorff ſchreiben werde. Hier paßt doch wirklich vortrefflich, was man dem Leipziger Mens, der ſich adeln ließ, und ſein Bedenken äußerte, ob er ſich lieber a Mens oder de Mens ſchreiben ſollte erwiederte: Schreiben Sie ſich demens, oder amens, es iſt beides einerlei.

Die Nachricht von den criminal. Mss. ſollte billig [illegible] genugt erwerben. Ich theile Ihnen nächſtens einen

Aufſatz mit, und will vernehmen, ob er ſo wohl paſſiren könne.

Was denken Sie nun in aller Welt von dem Krieg gegen Rußland? Mir ahndet, daß, wenn es den Franzoſen glücken ſollte, Curland und Liefland zu beſetzen, dem König von Preußen eine change forcée angeboten wird, und er für jene Länder, die Marken und Pommern hergeben muß. Doch [illegible] mittamus; et quid sit futurum cras quaerere fugiamus.

Ich umarme Sie tauſendmal in Gedanken; und bitte, da ich meinen 47jährigen Freund Griesbach verliere (in 3 Jahren hätte ich das Jubiläum unſrer Freundſchaft feiern können) mir noch etwas mehr von Ihrer mir ſo theuern Liebe und Freundſchaft zuzulegen. Denn when such Friends part, 't is the survivor dies. Vale etc.

Halle, 11. April 1812.

So eben, da ich die Recenſion von Bosch Anthol. in den Druck geben will, kömmt es mir vor, daß Sie ſich nicht erinnert haben, daß Sie die drei Bände des Textes ſchon in der A. L. Z. 1799. Nr. 306 u. 307 recenſirt haben. Auch war ſchon, wie Sie ſelbſt bemerkt haben anno 1796 Nr. 360 der erſte Tomus von Hrn. Huſchke angezeigt. Es gewönne alſo das Anſehn, als ob wir bei der Recenſion von Boſch Werke dreimal wieder von vorne anfingen. Daher ſende ich Ihnen die Recenſion zurück, mit der Bitte, Sie mit Ihrer vorigen, im Jahre 1799, die Sie dort wohl zur Hand haben werden, zu vergleichen, und zu ſehn, ob dieſe neue, welche eigentlich nur die observationes angehn ſollte, ſo bleiben könne, oder ob Einiges abzuändern oder wegzulaſſen ſei. Wenigſtens müßten wir doch jene Ihre ſchöne Recenſion nicht zu ignoriren ſcheinen.

Sobald Sie darüber decretirt haben, bitte ich die Recenſion, NB. unfrankirt, zurückzuſenden, da ſie dann unverzüglich abgedruckt werden ſoll.

Sie können übrigens nicht glauben, wie ſehr uns hier die jetzigen Ausſichten in Sorge und Verlegenheit ſetzen. Wir möchten ausrufen *ἀπόλοιο δῆτ', ὦ πόλεμε, πολλῶν οὕνεκα!* Außer andern Uebeln kömmt noch die argwöhniſche Intoleranz der haute Police hinzu. Wir haben hier kürzlich ein unbegreifliches Beiſpiel davon erlebt. Ein Aufſatz eines jungen

Mecklenburgers, der in Göttingen ſtudirt hat, worin er zu beweiſen ſucht, daß es nicht gut ſei, die Domainen zu veräußern, wird von unſerm Prof. Voß in ſeinem Journal „die Zeiten“ extrahirt; in einem von ihm ſelbſt angehängten Aufſatze aber N11. noch dazu widerlegt, und gezeigt, daß die Veräußerung der Domainen ihre guten Gründe habe. Dennoch ergeht ſogleich von Caſſel ein Befehl der haute Police überall ins Königr. Weſtph. dies Journal zu confisciren, und überall ſogar die Namen derjenigen aufzuſchreiben, die in Leſegeſellſchaften dies Journal geleſen hätten!! Dem Herausgeber wird mit arrestation gedroht, wenn er es fortſetze, und einſtweilen er unter surveillance geſetzt.

Eben da dies vorfiel, war bei uns Klübers Abhandlung über das Poſtweſen von einem trefflichen Manne, der ſelbſt Staatsrath im K.-R. W., angezeigt, und die Recenſion war in der Correktur. Ich ſah mich alſo genöthigt, dieſes Correkturblatt an den Studien-Direktor Hrn. v. Leiſt zu ſenden, und anzufragen, ob man damit vor der haute Police beſtehen könne. Das Auffallendſte war, daß das Journal „die Zeiten“ unter Cenſur des hieſigen Unter-Präfekten ſteht, und dieſer ſein imprimatur unbedenklich gegeben hatte. Die A. L. Z. hingegen ſteht gar nicht unter Cenſur, alſo müſſen die Herausgeber ſelbſt verantwortlich ſein. Es ſind freilich ſtarke Gegen-Vorſtellungen nach Caſſel gegangen; ob ſie aber etwas helfen werden, daß Voß das Journal wieder fortſetzen kann, ſteht dahin.

Eben ſo möchte es noch ſehr zweifelhaft ſein, ob unſere Deportirten und Ihr Becker ſobald wieder befreit werden.

Es möchte Alles noch hingehen, wenn man in ſolchen Angelegenheiten nur nicht gleich ab executione anfinge, und die Sache doch erſt zu einer Unterſuchung, und einer Defenſion anſtellte.

Sie können denken, daß wir hier äußerſt geſpannt ſind, ob das Decret wegen Voß Zeiten wird zurück genommen werden. Sollte es nicht geſchehn, ſo werden wir in Abſicht der A. L. Z. Sicherheits-Maßregeln ergreifen müſſen.

Ich habe am Schluſſe dieſes, doch fürs Beſte gehalten, Ihnen die Nummern Ihrer vorigen Recenſionen gleich beizulegen, wenn Sie etwa ſie nicht ohne Weitläuftigkeit zur Hand haben könnten.

Leben Sie wohl, mein trefflicher Freund. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 18. Jun. 1812.

Wie ich in allen Stücken mit Ihnen ſympathiſire, ſo theile ich auch Ihre Indignation über Schellings Benehmen gegen Jacobi. Höchſt unerwartet war mir die Nachricht von ſeiner Heirath.

Aber die Fehde, die zwiſchen dem Wolf und den Voſſen ausbricht, iſt zwar auch nicht erbaulich, wird aber für den Meſſe-Herrne gewiß luſtig ſein. Wolf hat zwei Einfälle, einen wirklich witzigen, (ſchade nur, daß die meiſten nicht wiſſen werden, worauf es ſich bezieht) mit dem berühmten Nullus; einen aber ganz platten, über den ich mich in ſeine Seele ärgere:

Nun ſteckt, wenn's euch beliebt, die Naſ' ins Griechiſche.
Sonſt metſcht der Heidelberger Knab — — doll.

Der erſte Vers müßte ja doch an die Leſer ſeines Ariſt. Fragmente gerichtet ſein; und da klingt es doch verzweifelt grob. Aber dies bei Seite geſetzt, was ſoll denn das Sonſt hier bedeuten? Kann man denn, wenn man auch noch ſo viel das Griechiſche anſieht, darum Voſſen wehren, daß er nicht dollmetſcht. Und der Heidelberger Knab' iſt zwar grob, aber witzig durchaus nicht. Es ſcheint Wolfen mit der Defenſion nicht zu glücken, wovon er hier ein ärgerliches Beiſpiel gab, in dem Proceſſe mit Weigel über das aus der Prachtausgabe ſeines Homer angeblich ausgeſchnittene Dedikationsblatt.

Ihre Recenſion von la Rochette erwarte ich mit größtem Vergnügen. Hier ſende ich Ihnen einen Abdruck Ihrer ſchönen Recenſion von de Bosch. P. 176 hatten Sie geſchrieben:

muß künftig τὸ μ' οἷα [illegible] πεπονθα

geleſen werden. Ich konnte aber nicht anders glauben, als daß Sie ſich verſchrieben hätten; denn μαθόντα ſcheint mir ganz richtig, und πεπονθα kann ich nicht conſtruiren. Sollte ich mich irren, ſo bitte ich um Ihre Erklärung; dann kann ich es als Druckfehler anzeigen.

Pag. 182 zu Ende habe ich bei Ihrer ſchönen Vergleichung die Worte vom Ulyſſes eingeſchoben, weil es ſonſt ſo klänge, als ob ſich Ajax Schatten von Boſch's Beurtheiler einſt abgewandt hätte.

Ich umarme Sie tauſendmal in Gedanken; o wann werden wir einmal zuſammen kommen!!

Die Anzeige von Ihren Vorleſungen über die Kunſtwerke der Griechen iſt von Eſchenburg. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 22. September 1812.

Mein theuerſter Freund! Noch weiß ich nicht, ob Sie meinen erſten langen Brief, worin ich Sie zur Annahme der Vocation nach Göttingen zu bewegen, und Ihre Bedenklichkeiten zu entkräften ſuchte, erhalten haben, den ich über Leipzig ſchickte. Einen zweiten ließ ich über Weimar nachfolgen, als Sie mir die Recenſion von Baſt geſchickt hatten. Dies iſt nun der Dritte, welchen ich ſchreibe, weil geſtern ein Student von Göttingen kam, der mir erzählte, es ſei an Sie die Vocation ergangen, es hieß aber, Sie würden ſchwerlich kommen.

Dieſer ſagte mir denn auch, daß Mitſcherlich auf dieſe Stelle gar nicht hätte rechnen können. Er amüſire ſich mit der Bienen-Zucht.

Auch erfuhr ich, daß Hr. Wunderlich Ihr Schüler ſei. Alſo von dieſem wäre auch keine invidia zu befürchten.

Kurz ich dächte, Sie nähmen die Stelle diis hominibusque approbantibus an; wenn nicht andere Bedenklichkeiten verwalten, als die gegen mich geäußerten.

Wegen des litterariſchen Briareus, deſſen Thätigkeit zwar immer noch bewundernswürdig bleibt, iſt meine Meinung, daß ſie etwas begreiflicher dadurch wird, daß der Mann von früh bis Abends ruhig am Schreibtiſche ſitzen bleibt. So viel ich weiß, hat er ſelten Collegia geleſen, und von andrer Art Geſchäften iſt er auch frei. Doch weiß ich nicht, wie viel ſeine Familie etwa von ſeiner Zeit beſetzt hält.

In Ihrer Recenſion mußte ich wirklich über des Galiani Verbeſſerung oder Verſchlimmbeſſerung vom Horaz A. P. 128 lachen. Wenn ſeine andern nicht beſſer ſind, ſo bin ich auf ſeinen Commentar nicht begierig.

In eben dieſer ſchönen Recenſion ſtieß ich etwas bei folgender Stelle an:

> Gelegentlich wird erzählt daß große Vorarbeiten zu einer Ausgabe des ältern Plinius von Abbé Brotier — eine Maſſe von 6 Folianten — verſchwunden iſt.

Da es eigentlich ſind heißen müßte, ſo dachte ich, ob Sie nicht hätten ſchreiben wollen:

> Daß große Vorarbeiten — 6 Folianten — vorhanden ſind, zu deren Herausgabe aber die Hoffnung verſchwunden iſt,

ſo daß Sie etwa eine Zeile ausgelaſſen hätten.

Vermuthlich aber ſagt die Stelle ſo viel, daß man nicht wiſſe, wo dieſe Manuſcripte hingekommen ſind.

Belehren Sie mich doch im nächſten Briefe darüber, und melden mir ja, ob Sie meinen langen Brief über Leipzig erhalten haben.

Tu vero, carissime, Vale, et me, quod facis, ama.

Halle, 24. September 1812.

Ihr geliebtes Schreiben, mein theuerſter Freund, vom 13. dieſes, hat mich deswegen ſehr betrübt, weil ich mehr darin von Ihren häuslichen Leiden erfuhr, als ich vorher gewußt, oder auch nur geahndet hatte. Es wird einem warlich ſchwer, mit dem Schickſal nicht zu zürnen, das gerade oft die beſten Menſchen an ihren empfindlichſten Seiten angreift; und wer Sinn für Freundſchaft hat, dem iſt es ſchmerzlich, blos das Gefühl zu theilen, aber nichts zur Hülfe gegen die Leiden des Freundes beitragen zu können. Indeſſen haben Sie doch Vieles überſtanden, und ich ſchmeichle mir mit der ſüßen Hoffnung, daß in Ihrem geliebten häuslichen Zirkel bald wieder lauter heitere Tage für Sie folgen werden.

Ihre Göttinger Vorſchläge betreffend, ſo ſchließe ich aus einem Ausdrucke Ihres Briefes, daß Sie die Unterhandlungen völlig abgebrochen haben. Es könnte alſo zu nichts dienen, Sie noch weiter mit Gründen für dieſe Veränderung zu behelligen.

Dagegen will ich Ihnen gern beitreten, daß der Punkt von Abnahme des Gehörs Ihnen in ſo weit gerechte Bedenklichkeit machen könnte, als Sie die Uebungen im Seminario übernehmen ſollten. Allein dieſer Theil der Heyniſchen Stelle wäre Ihnen auch wohl, falls Sie es verlangt hätten, abgenommen worden. Vorleſungen aber, thut das keinen Abbruch. Unſer Hoffbauer, der beinahe ganz das Gehör verloren hat, lieſet doch immer fort, und zwar mit Beifall.

Wie Sie aber beſorgen können, daß bei einem eintretenden Falle der Regierungsveränderung oder Mediatiſirung Ihre Lage in Gotha unſicher werden könnte, begreife ich nicht. Ein ſolcher Fall iſt doch nicht leicht vorgekommen, in Deutſchland nämlich, daß man einen verdienſtvollen Mann nicht ſollte beibehalten, oder wenigſtens entſchädigt haben. Was in Polen mit den preußiſchen Beamten geſchah, kann in einem deutſchen Lande, auch wenn eine ſolche Veränderung vorginge, nicht wieder vorkommen. Sollte es aber noch dahin kommen, quod deus avertat, daß in Deutſchland noch einmal Alles bunt über Ecke ging, ja dann iſt freilich kein Menſch des Seinigen ſicher; und dann iſt es auch einerlei, ob dergleichen Umwälzung einen an dieſem, oder an jenem Orte trifft.

Am Tage Kreuzes-Erhöhung iſt alſo der neue Alexander Magnus in Moskau!! eingezogen. Magna crux figetur Mosquensibus opulentis! Ich zweifle nun nicht im Geringſten mehr, daß er nun auch nach St. Petersburg kömmt. Es iſt und bleibt doch ein erſtaunlich großer Menſch! Und wenn er nach hergeſtelltem allgemeinen Frieden, wirklich die Freiheit der Meere herſtellt, die jetzt als das Ziel aller dieſer gigantiſchen Unternehmungen angegeben wird, ſo wird er auch als ein Wohlthäter der Menſchheit in der Geſchichte figuriren!

Ich ſehe aus Paſſow's Longus, daß Sie auch eine Ueberſetzung davon unternommen haben. Wie ſteht es denn mit dem Druck? Es iſt nirgends angezeigt, daß ſie heraus ſei? Alſo möchte ich gern wiſſen, ob ſie noch erſcheinen werde, und wie bald!

Kürzlich habe ich etwas von dem Prof. Wehnert in Parchim erfahren, das mich ſeinetwegen ſehr verdrießt. Er hatte einen ſeiner Söhne dem Buchhandel beſtimmt, und gab ihn hier bei dem braven Schwetſchke in die Handlung. Da begeht ja der Junge die Tollheit, und ſchneidet aus ſo vielen Büchern als ihm mit Kupfern oder Vignetten vorkommen, dieſe heraus, und legt ſie zu einer Sammlung für ſich in eine Maſſe zuſammen, und macht ſo Schwetſchken für 400 Rthlr. Bücher defekt. Dieſer will ſich nun wegen des Schadenerſatzes mit dem Vater billig vergleichen, findet aber kein Gehör, und hat ihn wirklich verklagen müſſen. Weil nun im Mecklenburgiſchen der Prozeßgang unbegreiflich langſam, verwickelt und koſtſpielig iſt, ſo hat Schwetſchke ſchon an 60 Rthl. Vorſchuß dieſer Klage wegen machen müſſen

Durch Reinhard in Dresden iſt auch wieder eine große Lücke entſtanden. Man ſagt, daß auf unſerm Niemeyer reflektirt werde. Dem würde es auch große Ueberlegung koſten, aber nicht etwa aus dem von Ihnen beliebten Geſichtspunkte der Beſcheidenheit, ſondern nur nach der Frage quid utilius? So viel ich ſehe, würde wohl das beſte Mittel ſein, ihn, der gewiß ſonſt hier wegzugehn keine Luſt haben dürfte, noch ſtärker zu feſſeln, wenn man ſeinen älteſten beiden Söhnen dem Dr. medicinae und dem Dr. juris ein Salarium zu verſchaffen wüßte, welches ihm allerdings lieber ſein müßte, als eine Zulage zu ſeiner eignen Beſoldung.

Nun, mein Theuerſter, umarme ich Sie in Gedanken mit den beſten Wünſchen für Ihr allſeitiges Wohlbefinden. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 28. Septbr. 1812.

Mein theuerſter und verehrteſter Freund! So eben habe ich mit mancherlei bitterſüßen Empfindungen Ihren Brief geleſen, und ſetze mich ſogleich, um keinen Augenblick zu verſäumen, nieder, um Ihren Entſchluß, wegen der Göttinger Stelle vielleicht anders lenken zu helfen.

1) Wäre Ihre jetzige Lage ſo, daß Sie ſich gar nichts Beſſeres wünſchen dürften, oder wären die Anerbietungen, die man Ihnen macht, keine beträchtlichen Verbeſſerungen, ſo würde ich es ſehr billigen, daß Sie das ni qua nodo nodes verzögern.

2) Wären Sie in Gotha dermalen in ſo angenehmen freundſchaftlichen Verbindungen, die Ihnen Ihr Leben ganz beſonders verſüßten, ſo würde ich auch dieſes für ein ſtarkes Motiv halten, zu bleiben. Gerade aber dies ſcheint jetzt gar nicht, nach dem was Sie mir ſchreiben, Ihr Fall zu ſein. Das äußere Lokal aber, die Gegend ꝛc. iſt ungefähr gleich.

3) Ich kann alſo nur folgende Gründe finden, die Sie von Annahme eines Rufs nach Göttingen abſchrecken könnten.

a) Die invidia der dort ſchon angeſtellten Profeſſoren im philologiſchen Fache. Dieſe könnte doch höchſtens nur Mitſcherlich hegen. Dieſer ſoll aber gar kein neidiſcher Menſch ſein, und er muß ſich beſcheiden, da er wirklich für Collegia gar nicht thätig geweſen ſein ſoll, daß es der Regierung nicht zu verdenken iſt, wenn ſie glaubt, daß er allein den würdigſten Platz nicht ausfülle.

Herr Wunderlich aber müßte ſehr *wunderlich* ſein, wenn er ſich einfallen laſſen könnte zu glauben, daß er bei dem Rufe an Sie lädirt würde.

Wie dem auch ſei, ſo bin ich gewiß, daß, da die Regierung doch Einmal einen auswärtigen Gelehrten rufen will, dieſe Herren viel lieber *Sie*, als jeden andern dort ſehen würden, den man, wenn Sie nicht kommen, vielleicht rufen würde.

b) Außerdem ſehe ich wahrhaftig keinen Grund, als Ihr unbegreifliches, ich möchte ſagen, unverzeihliches Mißtrauen in ſich ſelbſt. Dieſes fand ich ſchon damals unbegreiflich, als ich Sie gern nach Jena gezogen hätte. Allein wie viele Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, und um wie viel grö-ßer iſt ſeitdem die gerechte Reputation geworden, die Sie ſich erworben haben? Trauen Sie doch dem δαιμόνιον in Ihnen nicht zu viel. Das γνῶθι σεαυτόν iſt Ihnen doch auch dazu vorgeſchrieben, ut bona Tua noris. Sagen Sie mir nur, ich beſchwöre Sie, welcher Theil des Profeſſoramts in Göttingen Ihnen das geringſte Bedenken machen könnte?

aa) Der Vortrag doch gewiß nicht; zumal da allgemein geſagt wird, daß der ſelige Heyne gar keinen muſtermäßigen Vortrag gehabt habe, ſehr zerſtreut, unzuſammenhängend, und mit vielem Hüſteln unterbrochen. Doch das wiſſen Sie ja beſſer als ich, der ich ihn nie gehört habe.

bb) Das lateiniſch ſprechen? Wo kommt denn das viel vor? Und ich würde gar ſo nicht fragen, wenn Sie dies nicht ehemals als eine Urſache angeführt hätten, warum Sie nicht nach Jena gehn wollten.

cc) Die Vorleſungen in der Societät, und

dd) etwanige Programmata, wie könnten dieſe Ihnen die mindeſte Beſorgniß machen, da Sie der erſtern ſchon genug in München gehalten haben, und die letztern warlich Ihnen keine Hexerei bedünken werden.

Alſo laſſen Sie ſo viele Augen auf die Stelle gerichtet ſein, als da wollen. Sie werden die πονηρὰ ὄμματα ſchon beſchämen.

4) Ich würde freilich noch den Punkt wegen der Sicherheit der Subſiſtenz in Anſchlag bringen. Denn freilich ſteht es mit den Finanzen im Königreich Weſtphalen, wenigſtens allem Anſchein nach, nicht zum Beſten aus. Denn

a) ſind alle Staatsſchulden auf ⅓ reducirt: alſo tabulae novae gemacht, oder zu deutſch Bankrutt. Und auch für dieſes Drittel müſſen ſich alle Staatsgläubiger mit neuen Obligationen abſpeiſen laſſen.

b) Die Zurückbezahlung der Anleihe iſt von einem Termin zum andern aufgeſchoben, und indeß wieder ein neues Emprunt forcé ausgeſchrieben.

c) Die Steuern ſind überall erhöhet.

Allein 1) iſt leider die Finanz-Noth überall die nämliche; 2) ſcheinen Sie gar nicht bei Ihrem Widerwillen gegen die G. Vocation darauf Rückſicht zu nehmen, ſondern immer blos die Gegengründe aus ſich ſelbſt herauszupreſſen, i. e. ex pumice aquam; 3) glaube ich nicht, daß man ſo weit geben werde, in favorem necessitatis, die Profeſſorbeſoldungen einzuziehen, oder wenigſtens zu ſuſpendiren. Eher glaube ich, würde man noch dazu ſchreiten, eine oder die andere Univerſität noch aufzuheben; und dieſes Schickſal würde doch ſicher Göttingen nicht treffen.

Alſo, theuerſter Freund, wenn Sie ſich in Fixo gegen Gotha merklich verbeſſern, ſo halte ich es in Ihrer Lage nicht allein für rathſam, ſondern ſelbſt für pflichtmäßig, die Stelle anzunehmen; und der Punkt, daß Sie Ihre Söhne dann nicht auswärts ſchicken dürfen, iſt doch auch ſchon viel werth. Die Exemtion von allen Conſcriptionen müßten Sie ſich noch ſtipuliren.

Nach allem dieſen kann ich wirklich nicht begreifen, wie Sie die Georgia Augusta ein unbekanntes Meer nennen können, in dem Sie vielleicht kläglich untergehen könnten. Sie kennen ja das Univerſitätsweſen intus et in cute. Wie können Sie es mit jenem Namen für ſich benennen?

Was Sie vom häuslichen Unglück ſprechen, brachte mich zu Thränen; ich wußte aber nicht, worin es beſtand, bis ich mich erinnerte, gehört zu haben, daß Ihre Frau Gemahlin lange ſchon krank ſei, und Ihre Demoiſelle Tochter ein Bein gebrochen habe. Dieſe Nachrichten, die ich ehemals für leere Gerüchte hielt, treten mir nun freilich ſehr betrübend vor die Seele. Indeſſen dabit deus his quoque finem; und wie ich höre, iſt Ihre liebe Tochter wieder hergeſtellt.

Die Acta philol. Monacen. werde ich innerhalb 14 Tagen mit größtem Enthuſiasmus anpreiſen. Es wäre ſchon geſchehen, wenn es mir nicht an Muße gefehlt hätte. Nun aber gehn die Ferien an, und da gewinne ich doch täglich mehrere Stunden zu andern Arbeiten, die ich jetzt auf die Collegia wenden mußte. Sie haben ſehr Recht, daß es Sünde wäre, wenn man ein ſolches Phaenomenon in Baiern nicht durch den wärmſten Beifall unterſtützen wollte.

Laſſen Sie mir ja bald wiſſen, ob ich zu Ihrer Bekehrung von übertriebener Beſcheidenheit zu wahrer Selbſtſchätzung etwas beigetragen habe. Es thut Noth, daß ſich jemand finde, der Ihnen in dieſem Punkte das werde, was Luther dem Melanchthon wurde, als dieſer ſich zu predigen ſcheute.

Von meinen Kindern ſind wir durch den Krieg ſeit dem 8. Januar gänzlich abgeſchnitten, dies macht beſonders meiner Frau oft große Angſt. Sie waren zuletzt in Reval. Tu vale et fave tuo etc.

N. S. Auch in der Nacht, nachdem ich dieſen Brief ge-
rieben hatte, immer noch, da ich öfter als gewöhnlich
fwachte, beſchäftigte ich mich mit Ihrer Angelegenheit noch
iter in Gedanken, und da fiel mir noch ein, ob Ihnen etwa
nches von des ſeligen Heyne Incumbenzen läſtig ſein, oder
einen möchte. Z. E. das Seminar. philol., oder die Ephorie
er die Freitiſche. So etwas würden Sie ja aber leicht ſepa-
en können, und könnten dann ſolche Nebenſachen Hrn. Mit-
erlich, oder andern aufgetragen werden.

Auch bin ich gewiß, daß Sie mit Heeren, Reuß, Plank
d einigen Andern freundſchaftlichen Umgang anknüpfen würden.

Geſtern Abend kam Herr Prof. Roſe aus Polen von
tha zurück, und brachte mir von Ihnen und andern Gotha-
en Freunden Grüße. Da erzählte er mir denn auch, daß
re Demoiſelle Tochter von dem fatalen Beinbruch ſoweit her-
ſtellt ſei, daß ſie herumgehen könne, obwohl noch auf Krücken.
as war mir höchſt erfreulich, und ſo wird's denn auch hof-
tlich mit Ihrer Frau Gemahlin Geſundheit bald beſſer
rden.

Zur Vollendung Ihrer Anthologie gratulire ich Ihnen
zlich, und danke beſtens für die ſchöne Recenſion von Ch.
Nochmals bitte ich mir bald wieder zu ſchreiben ꝛc.

Halle, 15. Decb. 1812.

Ich danke Ihnen verbindlichſt für den beſondern Abdruck
rer ſchönen Oden. Die Acta, wozu Sie gehören, ſollen in der
ten Woche des Neuen Jahres, wie ſichs gebühret, geprieſen
rden.

Es iſt doch ſonderbar, daß die Georgia Augusta ſo viele
rbe erhält in Anſehung der Heyniſchen Profeſſur. Ich hatte
h an unſern Freund Huſchke gedacht. Aber ich glaube, ſein
ländiſches Phlegma würde auch ihn abhalten, die Stelle
zunehmen. In Anſehung des Hrn. Lobeck ſtimme ich Ihnen
h bei. Daß Herr Gurlitt aber nicht gekommen, wundert
h doch ſehr. Ich dachte, er würde ſeit der Revolution des
mburger Staates ſich von dort gern wegbegeben wollen. Sollte
vielleicht denken, daß am Ende wohl gar noch das ganze
nigreich Weſtphalen unter franzöſiſche Regierung kommen dürf-
? Man kann aber es freilich niemandem verdenken, wenn in
ſen Zeiten, wo alles wie auf einem ſchwankenden Brete ruht,

jeder lieber auf ſeinem Brete ſitzen bleibt, als auf ein anderes, eben ſo ſchwankendes hinüber ſpringt.

Die Recenſion von den Acharnern in den Heidelberger Jahrbüchern, habe ich dato noch nicht geſehn. Daß der brave Schneider nicht mit ſeiner Lage zufrieden iſt, betrübt mich ſehr. Freilich liegt auch mancher Grund dazu in ſeiner eignen Individualität. Daß für Bredow aber keine Hoffnung iſt, hat man auch mir mehrmals geſchrieben.

Allerdings iſt Wolfen die Ueberſetzung des Stückes aus dem Phädon des Plato vortrefflich gerathen. Aber die Fortſetzung... die glaube ich nicht zu erleben, wenn ich auch 80 Jahr alt würde. Er ſpringt gar zu leicht ab. Und ich bin gewiß, daß Meigel Recht hat, daß, wenn Herr Bekker, der nun wieder zurück iſt, nicht das Beſte bei der Ausgabe des Plato thut, ſie auch bald ins Stocken gerathen wird.

Sehr willkommen ſoll mir Ihre Recenſion von Visconti ſein, wie alle andere, wozu Sie Luſt haben.

Herr von Ramdohr hat mir neulich ſehr vergnügt aus Rom geſchrieben, wo er ſich ſeit 3 Jahren als Preußiſcher Kammerherr befindet. Nicht als ob er qua Chambellan dort was zu thun hätte; ſondern er privatiſirt da, und lebt in den Reliquien der alten Kunſt.

Könnten Sie doch im Frühjahre einmal auf einige Tage zu uns kommen! Ich erwarte im Februar meinen Sohn mit ſeiner Frau und Tochter, und meinem kleinen zu Abo in Finnland gebornen Enkel zurück. Sie können denken, daß wir Tage und Stunden zählen, bis ſie da ſind. Zwar haben uns die Briefe meines Sohnes von dem höchſt glücklichen Verlauf ihrer Reiſe, und intereſſanten, durchaus angenehmen Ueberraſchungen und Abentheuern unterrichtet. Allein eine Menge Sachen ließen ſich theils den Briefen nicht anvertrauen, theils auch, wegen Mangel an Zeit, nicht erzählen. Alles dieſes iſt nun bis aufs Mündliche verſpart. Ihr ehemaliger dankbarer Schüler würde ſich auch nicht wenig freuen, wenn Sie ein Paar Tage an unſern Geſprächen könnten Antheil nehmen. Vielleicht ließ ſich auch ein Rendez-vous in Leipzig in der Oſtermeſſe machen.

Hier ſchicke ich Ihnen den letzten Band meiner Ausgaben von Cic. Epp. und zugleich mit ergebenſtem Dank das Exemplar von Stroth's Ausgabe für Ihre Gymn. Bibliothek zurück.

Wenn Sie einmal Zeit zu einer Kleinigkeit haben, ſo ſagen Sie mir doch Ihre Meinung über die Stelle ad Att. II, 19. (in meiner Ausgabe Tom. I. p. 234.).

Cosconio mortuo, sum in ejus locum invitatus. Id erat vocari in locum mortui.

In den Addendis habe ich vermuthet, es möge heißen: in loculum mortui. Nachher iſt mir aber eingefallen, id erat vocari in lectum mortui. Cicero war zu ſtolz, die Stelle unter den XXviris agris dividendis anzunehmen, die ihm nach Coſconius Tode angeboten wurde. Er hatte ſie gleich anfangs verſchmäht; deſto unwürdiger ſchien es ihm zu ſein, Subſtitut eines todten XXvir zu werden. Alſo in lectum mortui würde ich erklären, „das war eben ſo viel, als hätte man mich eingeladen, ins Bette des Todten zu legen.“ Quid Tibi videtur, vir κριτικώτατε.

Geben Sie mir bald wieder Nachricht von Ihrem und Ihres ganzen Hauſes Befinden. Ich wünſche herzlich darüber ſtets die beſten zu hören, beſonders auch Ihre geliebte Demoiſelle Tochter betreffend. Mit innigſter Hochachtung und Freundſchaft der Ihrige ꝛc.

Halle, 18. Dec. 1812.

Geſtern erhalte ich aus Landshut in Baiern einen Brief von meinem ehemaligen Collegen, dem Profeſſor Hufeland, woraus ich zu meinem Erſtaunen und mit wahrer Indignation erſehe, daß ihm dort auf eine eben ſo unwürdige als für ihn unglückliche Weiſe mitgeſpielt wird.

Er erhielt im Namen des Miniſterii durch Herrn Niethammer den Antrag, wieder nach Landshut zu gehn. Er nahm ihn an, und ging in der vergangenen Oſtermeſſe mit ſeiner ganzen Familie von Danzig nach Landshut ab. Als er dort angekommen, ſchreibt er an den Miniſter. Dieſer antwortet ihm mit kalten Complimenten, es ſei ihm angenehm, daß er wieder angeſtellt ſein wolle, allein für jetzt wiſſe er keinen fonds, und könne alſo nicht bei ſeiner Majeſtät auf eine beſſere Stelle für ihn antragen.

So ſitzt alſo der Mann ſchon ein halb Jahr, ohne Stelle und ohne Gehalt. Erklären Sie mir doch, wenn Sie können, dieſes Factum? Iſt hier eine Miniſter-Cabale im Spiele? Oder iſt wirklich Baiern mit ſeinen Finanzen ſo übel beſtellt, daß nicht eine Beſoldung von 800 oder 1000 Thaler aufzubringen iſt?

Es heißt auch immer noch, die Univerſität zu Landshut ſoll gar aufgehoben werden.

Wenn nun das ſo fortgeht, und der Univerſitäts-Profeſſuren ſo wenige werden, was wird das für einen Einfluß haben? Junge Männer werden ſich ſchwerlich entſchließen, ſich dem Univerſitätsleben zu widmen, wo ſie ſo wenig Stellen vor ſich ſehn, die ihnen zu Theil werden könnten.

Hufeland hat freilich ein Verſehn begangen, daß er, ohne die wirkliche königliche Vocation in Händen zu haben, von Danzig wegging; und das ni qua vede vedes iſt mir bei dieſer Gelegenheit wieder ſehr lebendig geworden. Ich hoffe, es ſoll ihm bald gelingen, eine Stelle außer Baiern zu erhalten. Indeß iſt eine ſolche Lage mit einer Familie von 6 Kindern immer ſehr peinlich, wenn ſie auch nur noch ein halbes Jahr dauern ſollte.

Wiſſen Sie mir einen Aufſchluß über dieſe Geſchichte zu geben, ſo theilen Sie mir ihn gütigſt mit. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 26. Febr. 1813.

Ihr Brief, mein Theuerſter, hat mich in eine wehmüthige Stimmung verſetzt, doch auch dieſe Wehmuth in etwas wieder verſüßt. Den ſchmerzlichen Verluſt Ihrer würdigen Gemahlin hatte ich noch nicht erfahren. Die geliebte Dulderin hätte vielleicht noch erhalten werden können, wäre ſie früher zu dem Entſchluſſe gekommen, ſich der Operation zu unterwerfen, die nur bei ſo lange geſchwächten Kräften ihr Ende herbei geführt hat. Möge Sie der Gedanke beruhigen, daß ſie nun über dieſe Leiden des Lebens erhaben iſt, und möchten Sie, mein edler Freund, doch nun durch eine lange Reihe angenehmer Begebenheiten in Ihrer Familie für ſo vielen Kummer entſchädigt werden. Ihren zur Zeit noch aus den entſetzlichen Stürmen des Krieges geretteten Herrn Sohn, hätte ich lieber bei Ihnen, als in Danzig zu ſehn gewünſcht. Denn Gott weiß, was dort noch bevorſteht. Theilen Sie mir ja mit, was Sie ferner von ſeinem Befinden erfahren.

Wir haben ſeit etwa 4 Wochen zwei Familien aus Danzig bei uns im Hauſe und am Tiſche, die, dem Schrecken einer Belagerung auszuweichen, hieher geflüchtet ſind. Die eine iſt die Gattin des Commiſſions-Raths und Procurator Weiß, der in den erſten Jahren meines Jenaiſchen Lebens mein Hausgenoſſe und Koſtgänger war, mit 2 Töchtern, und Madame Laurentin, eine Witwe, mit 3 Töchtern und einem elfjährigen Sohne. Herr Weiß, mit dem ich eine vertraute Freundſchaft geſchloſſen und bis jetzt unterhalten hatte, war zuerſt auf den Entſchluß gekommen, ſeine Frau und Kinder abreiſen zu laſſen; die andere Familie ſchloß ſich an. Nun iſt dabei nur das Traurigſte, daß wegen der gänzlichen Sperrung der Stadt Danzig weder Herr Weiß Briefe von ſeiner Frau, noch ſie Briefe von ihm erhalten kann.

Dabei leben wir ſelbſt in der größten Unruhe. Herr Bieſter ſchrieb mir um Neujahr aus Berlin: „welch' einem Jahre ſehen wir entgegen! Unmöglich kann es ſo länger als ein Jahr dauern; Gott erhalte uns nur bis dahin bei Verſtande." Und wirklich möchte man den Text aus Leſſings Emilia Galotti jetzt anwenden: Wer über gewiſſe Dinge ſeinen Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren! Man hat dabei nicht einmal den Troſt, den ſich ein Menſchenfreund gern geben möchte, einen Theil unſers ganzen Continents zu wiſſen, der ſich eines beſſern Zuſtandes zu erfreuen hätte, als unſer armes Deutſchland. Ueberall ſind die Finanzen in einer traurigen Lage. Reinhold ſchreibt mir aus Kiel, daß die Profeſſoren durch die neue Reduction der Papiere auf die Hälfte ihres Einkommens geſetzt ſind, und noch überdieß das letzte Quartal ihrer Beſoldungen vom vorigen Jahre noch nicht erhalten haben.

Wielands Tod, obgleich im 80ſten Jahre, kam mir doch ſehr unerwartet. Ich hatte noch vor wenig Wochen ein Paar Briefe von ihm erhalten, die weder in der Handſchrift, noch in der Elocution die geringſte Spur von Schwäche zeigten. Der edle Greis freute ſich noch ſo herzlich, den nächſten Sommer bei meiner Schweſter auf dem Griesbachiſchen Gartenhauſe zuzubringen. Sein baares Vermögen ſoll ſich nicht über 3000 Rthlr. belaufen. Und dieſe gehn freilich bei der ſtarken Familie in kleine Theile. Die Erben haben mich erſucht, was am letzten Bande der Ueberſetzung der Ciceroniſchen Briefe noch fehlt, auszuarbeiten. Ich würde dieſes con amore thun, wenn der Himmel uns nur ſo viel Ruhe gönnen wollte, um eine ſolche Nebenarbeit auszuführen.

Sie beweiſen eine große Stärke des Geiſtes, wenn Sie ſich ſo ganz von dem politiſchen Wirwarr abziehen können. Ich möchte mir ſie auch wünſchen; bekenne aber gern, daß ich ſie nicht erreichen kann. Doch habe ich dabei noch das Glück, daß, wenn ich auch oft genug dadurch geſtört werde, dennoch den abgebrochenen Faden meiner Arbeiten gleich wieder aufnehmen kann.

Die preußiſche Maasregel, alle Eximirte zur Formirung eines Jäger-Corps zuſammen zu berufen, (welche noch immer ein Räthſel für uns in Abſicht der wahren Tendenz iſt), hat unſere Frequenz um 40 Studenten vermindert, die als preußiſche Landeskinder dem Aufrufe gefolgt ſind.

Die Nachricht über Hufeland war mir höchſt willkommen. Ich wußte bis jetzt nichts davon.

Neulich bei Tiſche brachen alle unſere Damen in laute Lobſprüche aus, über Roſaliens Nachlaß, den ich ihnen geliehen hatte. Melden Sie mir doch, ob es dies, wie ich vorausſetze, eine Dichtung von Ihnen iſt; oder ob Sie wirklich Briefe von einem Frauenzimmer, wenigſtens quoad substantiam zum Grunde gelegt haben? Im erſten Falle haben Sie deſto mehr Ehre, den Ton der Weiblichkeit ſo ſchön getroffen zu haben. Jenen Umſtand möchte ich aber gern authentiſch von Ihnen wiſſen, ehe die Anzeige abgedruckt wird.

Ihre Emendation in dem Epigr. des M. [illegible] zu leſen, iſt omni exceptione major. Es iſt doch keine Dichtungsart unter den Alten, wo die allgemeinſte Beleſenheit mehr zu Hülfe gerufen werden müßte, als dieſe Epigrammen. Wäre die Notiz aus Aelian und Strabo nicht vorhanden, ſo wäre es unmöglich geweſen, das Wahre zu finden, ſo nahe es jetzt einem zu liegen ſcheint.

Ich wünſchte, Sie könnten Hrn. Gräfe recenſiren. Wenn Sie aber dazu keine Luſt haben, ſo bitte ich um Erlaubniß, Ihren ſchönen Fund bei Gelegenheit in einer andern Recenſion anzuzeigen.

Herr Profeſſor Voß hat mir die Fragmente aus meiner letzten Rede abgenöthigt. Da Sie ſo günſtig davon urtheilen, ſo muß ich Ihnen eine luſtige Anekdote erzählen. Ich fing damit an, daß Luther wenig Tage vor ſeinem Tode auf einen Zettel einige Worte geſchrieben hatte, die mit folgenden ſchloſſen: „wir ſind Bettler, hoc est verum. Nun war unter den Zuhörern unſer Stadtkommandant, ex officio, gegenwärtig. Dieſer bedankte ſich nachher bei mir, daß ich doch einige Worte deutſch hätte einfließen laſſen, woraus er das Thema hätte erſehn können, welches er ſeinen herzlichen

Beifall gäbe, daß wir alle jetzt Bettler wären. Ich habe bisher immer an dieſem Tage, wo es ſonſt unmöglich ſeyn würde, die Zuhörer aufmerkſam zu erhalten, ſcheinbare politiſche Paradoxien durchgeführt, welche denn die beabſichtigte Wirkung in vollem Maaße erreichten. Diesmal aber bewog mich, da ich ſonſt nichts von dieſen Reden habe drucken laſſen, der Mißverſtand des Kommandanten, Hrn. Voſſens Verlangen nachzugeben.

Bei der durch die Anſteckungsſtoffe in Königsberg in Preußen gewaltig vermehrten Sterblichkeit ſind nun in Kurzem auch 4 Profeſſoren geſtorben. Doch ſoll darunter der brave Erfurdt nicht ein Opfer dieſer Anſteckung geworden, ſondern vorher ſchon ſchwindſüchtig geweſen ſein. Es iſt fatal, daß der Tod ſo viele Philologen in voller Blüthe wegrafft. Auch Bredow iſt noch immer nicht ſeiner Herſtellung ſicher.

Meine Kinder haben in Kopenhagen eine eben ſo über allen Ausdruck günſtige Aufnahme gefunden, als in Stockholm. Sie wollten erſt früher abgehn, haben ſich aber auf dringende Einladung entſchloſſen, den Aufenthalt noch zu verlängern. Die königl. Familie hat ihnen viele Huld bewieſen. Die Königin (die eine wahre Grazie ſein ſoll), erſuchte, nachdem die am Hofe gegebenen Vorſtellungen vorbei waren, meinen Sohn und Schwiegertochter noch ganz privatim vor ihr und ihrem Gemahl etwas zu declamiren; da hat nun insbeſondere die Voſſiſche Erzählung: der Flausrock, welchen ſie mit ihrem Manne in Dialogenform vortrug, den König ganz außerordentlich divertirt. Frau v. Staël hat meine Kinder ſehr dringend gebeten, mit ihr auf das Frühjahr nach England zu gehn. Auch der engliſche Geſandte von Thornton in Stockholm hat ſie ſehr dazu ermuntert. Unter den jetzigen Umſtänden haben ſie ſich aber noch nicht dazu entſchließen können; und ob ich zwar ſelbſt glaube, daß ihnen der Aufenthalt in England eben ſo angenehm als vortheilhaft werden könnte, ſo bin ich es doch recht wohl zufrieden, wenn ſie erſt nach Deutſchland wieder zurückkommen, um ſie nach zweijährigen Reiſen wiederzuſehn, und beſonders meinen in Abo gebornen Enkel zur Anſchauung zu bringen.

Nun, mein Theuerſter, bleibt mir nichts übrig, als Ihnen meine herzlichen Wünſche zu wiederholen, daß Ihnen die Vorſehung bald eine lange Reihe von Jahren ſchenken möge, die Sie die bisherigen Leiden vergeſſen laſſen, und nur noch das ſüße Andenken an den Werth Ihrer verewigten Freundin übrig laſſen mögen.

Sollte, wie man ſo gern hofft, dieſes Jahr endlich den Frieden herbeiführen, ſo kann ich mir keine größere Freude denken, als Sie einmal wieder zu umarmen; die ich mir dann auch quovis modo zu verſchaffen ſuchen werde, wenn ich lebe.

Mit zärtlichſter Freundſchaft und Hochachtung der Ihrige u. ſ. w.

Halle, 26. Nov. 1813.

Der herzliche Antheil, mein edler, theuerſter Freund, den Sie an dem Schickſale hieſiger Univerſität, durch die erfolgte Aufhebung derſelben, und dem meinigen insbeſondere nahmen, macht es mir zur Pflicht, Ihnen zu melden, daß, nachdem gleich nach der Beſitznahme von Halle durch preußiſches Militärgouvernement, wir wieder in den Genuß der vollen Beſoldung geſetzt worden, geſtern auch von dem König ſelbſt die huldvolle Cabinetsordre aus Frankfurt am Main eingegangen iſt, daß die Univerſität erhalten und ſogleich in ihre volle Wirkſamkeit wieder eingeſetzt werden ſolle.

Einen ſo ſchnellen Umſchwung der Dinge im Großen wie im Kleinen zu erleben, macht eine ganz eigne Empfindung. Das edle Kind der deutſchen Freiheit iſt freilich unter großen Schmerzen geboren, auch werden die *Nachwehen noch lange fortdauern*. Möge es nur von recht *feſter Geſundheit* ſein, und vor *allen Anfällen bewahrt bleiben*, damit wir und *unſre Nachkommen ſich ſeiner freuen können*!

Halle hat insbeſondere Urſache ſich zu freuen, nicht blos, daß es ſeinen guten König wieder erhält, ſondern auch, daß es der tyranniſchen Drohung Napoleons entgangen iſt, welcher, wie man zuverläſſig verſichert, dieſe Stadt, falls ſeine Armee bei Leipzig geſiegt hätte, ihr zur Plünderung mit Strafloſigkeit aller Exceſſe Preis zu geben verſprochen hatte. Auch Leipzig kann ſich ſehr gratuliren, unter ſolchen Umſtänden, als die Schlacht herbeiführte, ſo gut weggekommen zu ſein.

So wie Pope ſagte: all partial evil universal good; ſo kann man jetzt ſagen: all universal good partial evil. Denn manche Staatsbediente unter weſtphäliſcher Regierung werden durch die Veränderung, nachdem es trifft, in große Verlegenheit kommen. So weiß ich noch nicht, wie es mit dem General-Direktor der Studien, Herrn von Leiſt gehen wird. Der Mann bewies doch viel guten Willen und große Thätigkeit; verdiente alſo wohl, nicht gekränkt zu werden. Ich höre, daß in Caſſel eine Bürgergarde errichtet worden, wo er in Perſon Schildwache geſtanden, und zwar mit einem Regenſchirme, welchen Zuſatz ich aber für die Erfindung eines muthwilligen Spötters halte.

Uebrigens ergießt ſich jetzt die Preßfreiheit in einer wahren Ueberſchwemmung von Broſchüren. Acriores morsus sunt libertatis intermissae, quam retentae. Es kommen darunter Pamphlets mit zum Vorſchein, bei denen einem der Eſel einfällt, der dem ſterbenden Löwen auch noch einen Tritt verſetzt.

Erfreuen Sie mich bald, mein Theuerſter, mit recht guten Nachrichten von ſich und den wertheſten Ihrigen. Ich und meine Frau ſind Gott Lob geſund geblieben (obgleich die Nervenfieber ſtark graſſiren, wie denn leider die Lazarethe und ihre Beſorgung ſchon hier allein unſerm berühmten Reil, dem Profeſſor Bergener und dem Dr. Jacob den Tod zugezogen haben); wir ſind nun aber ganz von unſern Kindern und Enkeln abgeſchnitten, welche ſich dermalen in den franzöſiſchen Niederlanden befinden, wohin man natürlich fürs erſte nicht korreſpondiren kann. Bei noch andern Unordnungen auf den Poſten ſende ich meine Briefe unfrankirt, und bitte auch den Ihrigen, dem ich mit Verlangen entgegenſehe, unfrankirt abzuſenden. Mit der treueſten Freundſchaft und Hochachtung beharre ich ꝛc.

Halle, 15. Decbr. 1813.

Mein theuerſter Freund! Was für eine herrliche patriotiſche Schrift haben Sie da geliefert! Ich habe ſie mit größtem Vergnügen geleſen, und eben ſo meine hieſigen Freunde, denen ich ſie gleich zu koſten gab. Herrn Kanzler Niemeyer gab ich ſie auf eine Reiſe mit, wo er ſie mehrmals vorgeleſen hat. Auch er dankt Ihnen für dieſes ſchöne Acroama. Aber die Beckerſche Buchhandlung ſollte doch eilen Verſendungen zu machen. Hier war noch geſtern kein Exemplar zu kaufen.

Ueber die Nachrichten von Ihrer Anthologie bin ich höchlich erfreut.

Unſer lieber Freund Huſchke in Roſtock hat mir kürzlich eine Schrift über eine zu Locri gefundene Vaſe mit der Aufſchrift valedoria geſchickt, die er als Glückwunſch an Lochſen zu deſſen 50jähriger Amtsjubelfeier geſchrieben hat. Sie iſt recht brav. Aber wenn Sie unlängſt einmal Schäfern den größten litterariſchen Briareus nannten, ſo möchte man unſern Huſchke den philologiſchen Bradypus nennen. Ich hatte ihn ſchon vor geraumer Zeit erſucht, ſämmtliche Tibulliana für die Allg. Litt. Zeit. zu recenſiren. Er verſprachs; nach einem Jahre Wartezeit meldete er mir, er könne es nun nicht thun, weil ſo viel Stoff angewachſen wäre, daß er eine neue Ausgabe machen könnte, und bat mich dieſe unterzubringen. Ich ſchrieb an Fleiſcher den jüngern, mit dem er auch den Accord ſchloß. Bei neulicher Nachfrage bei Fleiſcher hat dieſer noch nichts weiter erhalten. Es iſt ſchade, daß das holländiſche Phlegma den braven Mann ſo eingenommen hat, daß er für das, was er wirklich leiſten könnte, ſo wenig herausbringt und zu Tage fördert.

Ich ſende Ihnen unſern Lections-Catalog, welcher nur auf das Vierteljahr vom 1. Jan. bis ult. März geht. Wir wollten keine Zeit verſäumen, um unſer Wiederaufleben öffentlich zu documentiren. In dem Prologe, den ich dazu geſchrieben, wird man hoffentlich die Deviſe des nun verſchwundenen Ordens der weſtphäliſchen Krone: „Charakter und Aufrichtigkeit" nicht verkennen, ob ich gleich dieſen Orden nie getragen habe. Aber der Himmel müßte mir als Autor, und Niemeyern, weil ſein Name oben ſteht, gnädig ſein, wenn Napoleon (quod absit) wieder zu uns käme! Jetzt muß ſchlechterdings aut vincere aut mori unſer Symbolum ſein, und dazu wird Ihre Schrift gewiß viel mitwirken.

Von hier geht Profeſſor Kaſtner mit zur Armee. Unſer Profeſſor Bucher exercirt, wie in Leipzig Profeſſor Krug und Tzſchirner. Letzterer wird indeß Feld-Propſt, und ficht alſo blos mit den Waffen geiſtlicher Beredſamkeit.

Ich umarme Sie von ganzem Herzen ꝛc.

Halle, 21. März 1814.

Die zweite Auflage Ihrer ſchönen Schrift kam mir höchſt gelegen, da eben die Anzeige derſelben und der Feuerbachiſchen Schriften gedruckt wird. Selten wird wohl eine Schrift zur zweiten Auflage kommen, ehe die Ausrufer, wie Klopſtock die Recenſenten nennt, nur die erſte haben überall präconiſiren können. Das heißt wohl recht: guten Weinen, non opus est suspensa hedera.

Die Anthologie habe ich durch die Dykiſche Buchhandlung erhalten, und bin eben damit beſchäftigt. Hoffentlich wird nun auch der Regiſterband zu Ihren animadversionibus in der Oſtermeſſe erſcheinen. Auch für jenes Geſchenk nehmen Sie meinen herzlichen Dank. Das Exemplar von der 2ten Auflage Ihrer Schrift über Deutſchlands Gefahren und Hoffnungen hatten Sie eigentlich für Herrn Schelling beſtimmt und deſſen Namen eingeſchrieben. Das mir beſtimmte wird alſo wohl nach München gegangen ſein. Ich ſchreibe dieſes Ihnen darum, wenn Sie etwa jenes vermiſſen ſollten.

Ich erhielt vorgeſtern einen ſehr intereſſanten Brief von dem Doctor Müller, der das Werk über St. Petersburg geſchrieben hat. Dieſer beſuchte mich im Frühjahr auf der Durchreiſe nach Paris, wo er ſich bis zum 28. Oktober aufhielt, und ein Werk über die franzöſiſche Criminalgeſetzgebung auszuarbeiten angefangen hatte. Am 28. Oktober war die Niederlage Napoleons bei Leipzig noch nicht bekannt. Aber am Rhein begegnete ihm ſchon die klägliche Retirade. Der junge Mann hat ein beſonderes Glück gemacht. Er geht nach München, wird da dem Grafen Karl v. Rechberg, Verfaſſer des großen Prachtwerkes les peuples de la Russie, bekannt; dieſer will jetzt ein Voyage pittoresque en Russie herausgeben, und hat Herrn Müller aufgetragen, den Text dazu auszuarbeiten. Er hat ihm alſo zwei ſchön meublirte Zimmer in ſeinem Hauſe, völlig freie Station, Equipage, und eine anſehnliche monatliche Penſion accordirt, und giebt ihm am Ende noch ein Honorar von 2000 Fl. Durch ihn iſt er ferner in die vornehmſten Häuſer eingeführt worden. Der neapolitaniſche Geſandte, Graf Caracciolo hat ihn eingeladen, wenn er mit jener Arbeit fertig ſein wird, mit ihm nach Neapel zu gehn. Dorthin wird er alſo etwa im März künftigen Jahres abgehen.

So erfreulich nun dieſes Ereigniß in München für das Glück eines braven jungen Freundes iſt, ſo traurig iſt eine andere Erſcheinung aus München, nämlich das Schickſal des bekannten Dr. Abraham Jakob Penzel, Ueberſetzers des Strabo und Dio Cass. Auch dieſer Mann gehört zu den Millionen, die durch Napoleon mehr oder weniger unglücklich geworden. Er lebte, nachdem er zuletzt Profeſſor poeticus in Laybach in Krain geweſen war, ſeit 11 Jahren in Trieſt. Hier hatte er ein ſehr gutes Auskommen, weil er Deutſche (beſonders Kaufleute) die nach Italien reiſten, im Italieniſchen, und Italiener, die nach Deutſchland gingen, im Deutſchen unterrichtete. Durch die

Beſetzung Trieſts von den Franzoſen, und das verwünſchte Continentalſyſtem, das nun dort auch eingeführt wurde, hörte mit einem Male aller Verkehr auf, und ſeine Lectionen mit. Noch unterhielt ihn ein Vermögen habender Advokat ein Jahr lang, indem er ihm den Catalog ſeiner Bibliothek zu machen auftrug. Nun mußte er aber fort, und wandte ſich an unſern Freund Schlichtegroll nach München, der ihn ſchon ehemals eingeladen hatte. Dieſer macht ihm auch günſtige Hoffnungen zu einem Unterkommen in München. Allein ein Herr von Ringel (der mir weiter nicht bekannt iſt) vereitelt Schlichtegrolls Vorſchläge zu ſeinem Beſten alleſamt; ja es wird ihm ſogar, weil er in München nicht ſubſiſtiren könne, das consilium abeundi gegeben. Nun hat er weiter nichts als 50 Kronenthaler die ihm die Königin, 50 Kronenthaler die ihm ein reicher Banquier, und 50 Fl., die ihm der König als Viaticum ſchenkt, und ſo kommt er nun hier an. Von Perſon kennt er in ganz Halle niemanden mehr, als mich. Denn ich habe ihn Anno 1772 hier pro gradu diſputiren hören. Er fing auch an zu leſen; ging aber bald wieder von Halle weg.

In obgedachtem traurigen Zuſtande kommt er nun iniquissimo tempore hier in Halle an; und will nun Mittel wiſſen, wie er durch Lektionen u. dergl. ſeine nothdürftige Subſiſtenz erhalten könne. Er braucht monatlich 10 Thlr., mehr nicht. Ich muß ſehn, wie ich ihm durch Beiträge dieſe zuſammenbringe. Daher bitte ich Sie, wenn Sie glauben, daß es helfen könnte, Ihrem Durchl. Herzoge ſeinen Nothſtand vorzuſtellen, wenn er nicht etwa in Gotha ſelbſt zu einem litterariſchen Geſchäfte könnte gebraucht werden, auf eine Beiſteuer für ihn aus fürſtlicher Milde anzutragen. Wenn Se. Durchlaucht etwa monatlich einen Louisd'or gäben, ſo würde dies ſehr willkommen ſein, auch allenfalls nur die Hälfte. Ich will auch den Herzog von Anhalt Deſſau angehn. Denn Herr Penzel iſt ein geborner Deſſauer.

Ich lege Ihnen ſein Billet an mich bei; woraus Sie erſehn, wozu er ſich anbietet; falls er etwa in Gotha zu brauchen wäre. Sprechen Sie doch auch mit Hrn. Becker; vielleicht gäb es eine Correktorſtelle für ihn.

Iſt von allem dieſen in Gotha nichts zu erreichen; ſo melden Sie mir wenigſtens dieſes bald, um nicht leere Hoffnungen zu hegen und resp. zu erregen.

Sollten Sie glauben, daß es mehr fruchtete, wenn ich ſelbſt bei Serenissimo Gothano für den Penzel mit einer Supplik einkäme, ſo haben Sie nur die Güte, mir darüber einen Wink zu geben, und dann will ich Ihnen gleich ein ſolches Memorial zuſenden.

Für die Nachricht von Ihren lieben Söhnen, non timidis pro patria mori, danke ich Ihnen herzlich. Gott möge ſie Ihnen salvos et incolumes erhalten. Aber ich theile ganz Ihre Empfindungen und Ihre Flutters in dieſen ſorgenvollen Zeiten. Man kann ſich nach den bisherigen Erfahrungen, mitten unter der Freude über die bisherigen Succeſſe der Alliirten nicht mancher Beſorgniſſe erwehren. Denn wird der Weltſtürmer nicht völlig terraſſirt, und es wird auch Friede; wer ſteht dafür, daß er nicht in 2 Jahren wieder gebrochen wird? Und wie, wenn er alsdann durch ſeine diaboliſchen Intriguen wieder das divide et impera ſpielt? Doch deus meliora!

Ihr epitaphium werde ich noch dieſe Woche in der Allg. Litt. Zeit. drucken laſſen. Es verdient von allen, die Graeca leſen, geleſen zu werden.

Mein Sohn iſt mit ſeiner Frau und Kindern durch Dresden, wo ihre Vorſtellungen brillanten Succeß gehabt haben, nach Breslau abgegangen; hat dort gleich eine unzählige Menge alter Bekannten (unter andern 15 ſeiner ehemaligen hieſigen Zuhörer) gefunden; er hat ſich mit ſeiner Frau auf ein Jahr bei der daſigen Bühne unter ſehr guten Bedingungen engagirt.

Tuus vero carissime Vale etc.

Halle, 27. Juni 1814.

Hier ſende ich Ihnen den erſten Band meiner Handausgabe von Ciceronis Opp. Sie würden ſchon 3 bis 4 erhalten, wäre nicht ſelbſt in Leipzig, wie an andern Orten, durch den Aufruf der Freiwilligen, ein ſolcher Mangel an Setzern und Druckern entſtanden, daß nur erſt ein Band geliefert werden konnte. Der Verleger hofft nun aber, daß die Breitkopfiſche Druckerei bald ſchneller fördern werde.

Da ich die Vorrede im April ſchrieb, ſo veranlaßte mich das, der Magna Britannia zu dem herrlichen Triumphe durch eine vorgeſetzte Inſcription zu gratuliren. Die Engländer haben ſich doch wirklich als eine wahrhaft große Nation bewährt. Und deshalb wollte ich dieſen Glückwunſch nicht an den Prinz-Regenten richten, damit es nicht wie eine Dedikation ausſähe, wofür man ein Präſent erlauern möchte, welches mir ein Greuel iſt. Mich fragte neulich einer, an wen ich denn nun aber ein Exemplar ſchickte? Antwort: An Niemanden. Mir gefällt dieſe meine

Idee beinahe ſo gut, als Ihre edle Zuſchrift an die Manen Ihres verſtorbenen Herzogs; wo auch Niemand fragen kann, durch wen, oder wohin ſie beſtellt werden ſoll.

Nun wird auch bald der Vorhang, der die künftige Einrichtung von Deutſchland noch verhüllt, aufgezogen werden. Ueber das Königreich Sachſen liefen hier wenigſtens ſieben verſchiedene Gerüchte umher; endlich aber wird nun das gewiß geſagt, daß es ganz an Preußen fallen werde; welches auch die Hegemonie in militäriſcher Hinſicht über Norddeutſchland, ſo wie Oeſterreich über Süddeutſchland bekommen wird. Zur Sicherheit vor künftigen Angriffen von Frankreich und ſelbſt von Rußland iſt das gewiß auch das Beſte was möglich war. Denn die πολυκοιρανίη der vielen kleinen Fürſten, wenn ſie auch in der Civilregierung manches Gute hat, war doch in Abſicht der Kriegsverfaſſung ein wahres großes Uebel.

Nun zu litterariſchen Dingen.

Ich habe hier mit dem ꝛc. Penzel über ſeine Händel mit unſerm Schlichtegroll viel Wort- und Schriftwechſel gehabt, und ihm derb die Wahrheit geſagt. Der Mann iſt aber nicht zu bekehren. Ueber aller ſeiner Polyhiſtorie hat er die Anfangsgründe der Logik rein vergeſſen. Er bleibt alſo dabei, an ſeiner Verbannung aus München ſei Niemand ſchuld als Schlichtegroll, und zwar blos deswegen, weil er den Gedanken nicht habe ertragen können, daß, da er ſeine guten Abſichten, ihn in München anzuſtellen nicht erreichen konnte, er Hrn. Penzel vor ſeinen Augen ſollte herumgehen ſehn, als ein lebendiges Merkzeichen ſeines verminderten Einfluſſes!!! Auf die Frage: wie er ſo etwas ohne Beweis behaupten könnte, erwiederte er, Schlichtegroll müſſe beweiſen, daß nicht er, ſondern ein Anderer ſchuld ſei, und dieſen angeben. Schlichtegroll ſchickte ein Atteſtat des Polizeidirektors, daß er daran gar nicht ſchuld ſei; das wollte er nur gelten laſſen, wenn der Polizeidirektor durch ein andres Atteſtat erklärte, wie es ſonſt zugegangen ꝛc. Kurz in dieſem Stücke iſt Penzel ein caput tribus Anticyris insanabile.

Sie hatten einmal, mein Theuerſter, für die A. L. Z. eine Recenſion von Hrn. Hofr. Seidlers Euripides Tom. I. übernommen. Nun ſind noch 2 Bändchen heraus. Wollen Sie ernſtlich und bald dieſe Recenſion ausarbeiten, ſo melden Sie es mir. Denn lange kann ich eine Anzeige nicht mehr aufſchieben. Noch in dieſem Monate wird die Anzeige von Ihrer Anthologie ꝛc. folgen. Wir ſind nämlich auch noch wegen Mangel an Setzern mit der A. L. Z. um 14 Tage zurück.

Geſtern früh iſt der Kapellmeiſter Reichardt verſchieden, man vermuthet, daß er innerliche Geſchwüre hatte. Denn ſchon lange verrieth ſein ſehr verfallnes Anſehn eine ſolche Sacherie. So ſind alſo zwei berühmte Tonkünſtler bald hinter einander abgeſchieden. Vor kurzem nämlich auch Himmel in Berlin.

Am Schluſſe dieſes höre ich, daß geſtern Abend in einer hieſigen Geſellſchaft ſteif und feſt behauptet worden, daß der König von Sachſen wieder nach Dresden käme, und die Regierung wieder antrete, auch Alles in ſeiner Integrität bleibe! Welche Widerſprüche! Nun in 6 Wochen muß doch Alles klar ſein!

Ich umarme Sie unter den beſten Wünſchen für Sie und Ihr ganzes geliebtes Haus. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 18. Oktober 1814.

Mit größter Wehmuth habe ich und meine Frau aus den Zeitungen den frühen und unerwarteten Tod Ihres geliebten würdigen Herrn Bruders erſehn. Zwar möchte man ſich ſelbſt und allen ſeinen Lieben (θανεῖν οἷον ἀνάγκῃ) einen ſo leichten Uebergang in die andere Welt wünſchen; aber für die Famille und Verwandten, ſo wie andere Freunde eines ſchon ſo früh uns entrißnen Mannes bleibt es immer ſehr ſchmerzhaft, ſo plötzlich einen Freund zu verlieren, der zum Glücke und zur Freude ſo Vieler noch lange hätte leben können. Verſichern Sie doch Ihrer Frau Schwägerin unſer herzliches Beileid. Mögen Sie Alle vor andern ähnlichen Trauerfällen aufs Längſte bewahrt bleiben.

Wie tröſtlich iſt die Euthanaſie Ihres Herrn Bruders, wenn man ſie gegen das ſchreckliche Schickſal des armen Bredow hält, der nun endlich erlöſet worden. Man ſchreibt mir aus Breslau, es ſei nahe dran geweſen, ihm beide Arme abzulöſen. Der Tod iſt dieſer ſchrecklichen Operation zuvorgekommen.

Ich lege den 2. Tom. von Cic. Opp. bei. Es wird jetzt zugleich an den 3. folgenden Tomis in Leipzig und in Halle gedruckt.

Eben habe ich mich noch an Ihren beiden Flugſchriften bei der Recenſion in der A. L. Z. erbaut. Dieſe müſſen unter ſo vielen als bleibend ausgezeichnet werden.

Haben Sie Zeit, ſo wünſchte ich noch einiges Nähere von Ihrem ſeligen Bruder und ſeiner Familie zu wiſſen; un der Andern, ob er nach dem Schlagfluſſe noch einige Zeit gelebt hat, oder gleich verſchieden iſt.

Mit der Ihnen bekannten ewigen Freundſchaft, Hochachtung und Ergebenheit der Ihrige ꝛc.

Halle, 3. November 1815.

Schon lange hatte ich mir vorgenommen, Sie mit einem recht langen Briefe heimzuſuchen, bin aber immer abgehalten worden; und auch heute kann ich nur ſo viel Zeit gewinnen, um Ihnen eine kleine Bitte vorzutragen.

Vor mehreren Monaten ſchrieb mir Hr. Hofrath Stieglitz in Hannover, es wünſche der Hr. Regierungsrath Hoppenſtedt in Gotha Mitarbeiter an der A. L. Z. zu werden. Ich ſchrieb ſogleich an dieſen, daß er willkommen ſei, und bat, mir die Fächer zu nennen, in denen er Beiträge zu liefern gedächte. Darauf iſt aber keine Antwort erfolgt, welches ich auch vor kurzem Hrn. Stieglitz gemeldet habe. Ich erſuche Sie alſo ergebenſt, den Hrn. Hoppenſtedt meo nomine fragen zu laſſen, ob er meinen Brief nicht erhalten, oder woran es liege, daß ich keine Antwort bekommen hätte? und mir, was auf dieſe Frage erfolgt, zu melden.

Zugleich bitte ich mir anzuzeigen, wie viel Bände Sie von meiner Ausgabe von Cic. Opp. in Händen haben. Dann werde ich Ihnen die fehlenden, bis Tom. VIII, inclusive mit nächſter Poſt zuſchicken, und dann recht viel mit Ihnen über res publicas et privatas plaudern.

Daß der Juriſt Hufeland von Landshut hieher als Prof. juris kömmt, wiſſen Sie wohl ſchon! Das heißt auch per varios casus per tot discrimina rerum!

Ich umarme Sie mit innigſter Freundſchaft und Hochachtung beharrend der Ihrige ꝛc.

Halle, 28. Novbr. 1815.

Mit der letzten fahrenden Poſt, habe ich Ihnen, mein theuerſter Freund, die bis jetzt erſchienenen Theile von Cic. Opp. die Ihnen noch fehlten zugeſendet; auch das mir gütigſt überſandte Exemplar von Dionys. Halicarnass. wieder beigelegt; denn da ich ſchon eins vom Verleger erhalten, wollte ich Sie nicht eines Exemplars berauben, womit Sie einem andern Freunde eine Freude machen können.

Die Wirthſchaft in Baiern iſt doch ganz unbegreiflich. Das elende Pasquill ſächſ. Aktenſtücke kannte ich ſchon; nimmermehr aber hätte ich gedacht, daß Aretin fähig wäre, ſo etwas ganz Erbärmliches zu machen. Ich kann mich aber nicht beſinnen, Sie darin gefunden zu haben; und habe den Wiſch eben jetzt verlegt; es wird doch nicht etwa gar ein anderes dito unter ähnlichem Titel ſein!!

Schon vor mehreren Wochen iſt unſer gelehrter Abentheurer Penzel von hier abgegangen. Es hat ihn ein gutmüthiger Mann, wie ich höre, im Deſſauiſchen, zu ſich genommen, der ihn ad dies vitae ernähren will. Wir freuen uns, wie Sie denken können, hier alle über dieſes Ereigniß, da es wahrlich hier auf Proſtitution mit ihm müßte hinaus gelaufen ſein, wenn er länger hier geblieben wäre. Damit aber Baiern nicht allein die Ehre haben möge, ſolche Block-heads, wie Aretin und Conſorten in ſeinem Schooße zu hegen, ſo hat in Berlin der Geh. Rath Schmalz einen Irish Blunder auslaufen laſſen; der alle Leute, bei denen es noch um sinciput et occiput gut ſteht, gegen ihn aufgebracht hat. Ich hatte ſeine Broſchüre von 16 Seiten noch nicht geſehn, als wir von einem unſerer Mitarbeiter an der A. L. Z. eine Recenſion voll Lobſprüche erhielten; die ich abdrucken ließ, ohne zu ahnden, daß das Ganze eine ſolche Sottiſe wäre. Nun haben wir von Niebuhrs Gegenſchrift eine doppelte Recenſion in utramque partem abdrucken laſſen. In Berlin getraut Schmalz ſich gar in keine Geſellſchaft mehr zu gehen.

Haben Sie wohl ein Ding geſehn, was vom Profeſſor Schultes herrühren ſoll, worin in Knittelverſen eine geheime Geſellſchaft, deren Geſetze in Proſa unten auf jeder Seite ſtehen, perſiflirt wird. Von eben dieſem Schultes ſoll auch der Aufſatz gegen die norddeutſchen Univerſitäten in der Allemannia herrühren, worin der Menſch einen weitläuftigen Schnickſchnack erhebt, als ob dieſe Univerſitäten lauter Commerſchbrüder, Renommiſten u. ſ. w. erzögen. Machen Sie mir doch von dieſes Schultes Perſonalien einen kleinen Begriff.

Haben Sie etwa auf Ihrer fürſtlichen Bibliothek das Claſſical-Journal, wovon etwa 16 Hefte heraus ſind? Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir auf 14 Tage die erſten Hefte zuſenden, und dann continuiren könnten. Es verſteht ſich, daß ich das Porto hin und her trage. Nach des Leipziger Weigel Angabe ſollen die Engländer jetzt wenig von den neuen Büchern im Fache der alten Litteratur kaufen. Dagegen hört man von andern, es wären ganze Ladungen dahin abgegangen. Ich ſah neulich ein Verzeichniß von ſämmtlichen Büchern (sic) die im Laufe des Jahres 1813 in England erſchienen waren; da war aber auch außer der Fortſetzung des Claſſical-Journal nicht ein einziges Werk im Fache der alten Litteratur zu finden.

Unſre Wittenberger Profeſſoren ſind nun angekommen. Wieſand (der 80jährige emeritus) Rabe, Kletten, Schreger, Gruber, Nitſche. Die mehreſten leſen noch nicht, weil zu wenig Studenten noch hier ſind, etwa 200; auch die Collegia ſchon angegangen waren, als ſie ankamen.

Zu Anfange des Jahres 1816 ſoll Ihre ſchöne Anthologie in der A. L. Z. figuriren. Den Dionys werde ich nebſt dem Schäferſchen wohl noch im Dezember anzeigen können.

Für diesmal breche ich ab, und wünſche bald wieder ein Brieflein von Ihnen zu erhalten. Indeß leben Sie mit den Ihrigen im höchſten Wohlſein. Das iſt der herzlichſte Wunſch Ihres ꝛc.

Halle, 5. Januar 1816.

Sie haben mir eine außerordentliche Freude gemacht mit der Recenſion der ſaubern Amores des Jeſuiten Marezzi. Gott bewahre uns in allen Gnaden, daß dieſe verwünſchte Societas Diaboli nicht wieder in Deutſchland aufkomme! Da muß man ſich doch unguibus et rostro wehren. Nimmermehr kann ich glauben, daß Preußen in Cölln ſo etwas zugeſagt hätte. Ich habe gleich bei Hrn. Buttmann angefragt. Indeſſen muß man eilen, um recht derb auf die wieder auflebenden Raupen loszuſchlagen. Die Recenſion der Amores kömmt gleich ins vierte Stück vom Januar vorne an. Vor Ende deſſelben erſcheint auch die Anpreiſung Ihrer Anthol. Planud.

In der That macht ſich der Bibliothekar Majo höchſt verdient. Den Cornel. Fronto habe ich mir beſtellt; ihn aber noch nicht erhalten. Haben Sie Zeit und Luſt eine Anzeige davon zu machen, da Sie das Werk ſchon haben, ſoll es mir, wie Alles von Ihnen, höchſt willkommen ſein.

Iſt Ihnen ſchon in der A. L. Z. vom Dezember der höchſt lächerliche Bock, den der Verf. des Artikels Anaxagoras in dem Converſations-Lexicon hat auslaufen laſſen, vor die Augen gekommen? Die Entdeckung hat unſer braver Tennemann in Marburg gemacht. Es iſt der wahre pendant zu dem bekannten Schnitzer in Großmanns hiſtoriſchem Wörterbuch, der jeune generale (allgemeiner Faſttag) in einen jungen General, der alle Jahr Carls I. in England Todestag feiert, überſetzt. Dieſer Mann hätte, wenn er in einem deutſchen Buche gefunden, Anaxagoras habe den Nus zum Princip gemacht, eben ſo gut auch behaupten können, er habe die Welt aus einer Nuß entſtehen laſſen. Uebrigens macht das Converſations-Lexicon ein erſtaunliches Glück. Hr. Brockhaus ſoll 14,000 Exemplare auflegen. Es iſt mir indeß immer ſehr lieb, wenn ſolche Werke den Buchhändlern Profit bringen, damit ſie auch wieder an recht gute Sachen etwas wenden können.

Leider kömmt mir der Abgang der Poſt auf den Hals; daher ich für heute abbrechen muß. Aber ich habe noch mancherlei mit Ihnen zu plaudern; den nächſten Poſttag ein Mehreres. Indeſſen alle meine innigſten Wünſche für Ihr und Ihres Hauſes höchſtes Wohlergehen zum Neuen Jahre. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 11. Januar 1816.

Ich ſchicke Ihnen hierbei einen Abdruck Ihrer uns ſo willkommenen Recenſion der Amores, die ich heute auch dem Fürſten Staatskanzler v. Hardenberg zuſende. Ich hoffe, ſie ſoll keine Druckfehler, wenigſtens keine ſinnentſtellenden haben. Auch wäre Ihre eben ſo zierliche als deutliche Handſchrift ganz unſchuldig daran.

Da ich heute wieder verhindert werde, mit Ihnen, wie ich wünſchte, mich noch länger zu unterhalten, ſo lege ich Ihnen blos einen intereſſanten Brief von Buttmann bei, die Schmalziſche Geſchichte betreffend. Die Scene, wo der Officier zu Schmalz kömmt, wäre wirklich gut aufs Theater zu bringen.

Halle, 27. Februar 1816.

Schmerzlich hat mich der Verluſt unſers braven Löffler gerührt, aber auch die beneidenswürdige εὐθανασία, die ihm widerfahren, ordentlich erquickt. In einem ſchönen Berufe, ſo leicht und ſchnell von hinnen zu ſcheiden, iſt ein eben ſo großes als ſeltenes Glück. Ich verliere an Löffler einen meiner älteſten Freunde und Zuhörer. Er trat an Einem Tage mit Stroth in das theologiſche Seminarium, welches damals ein philologiſches war, unter meiner Inſpektion im J. 1770 hier in Halle, und hörte in demſelbigen Auditorio, wo ich jetzt leſe, unter Andern übers Euripidis Phoenissas, die ich gerade auch jetzt im philol. Seminario leſe, daher ich denn meinen Auditoren den eben erfahrenen Todesfall mit gebührendem Elogio anzukündigen Gelegenheit nahm. Werden Sie nicht oder ein Anderer ſeiner Freunde ihm eine Gedächtnißſchrift widmen?

Möge der Himmel Sie, mein theuerſter Freund, durch eine weit längere Reihe von Jahren erhalten, als dem ſeligen Löffler zu Theil geworden!

Dieſer Februar hat viele würdige sexagenarios unter den Gelehrten der Welt entriſſen. Löffler, Bieſter, Burja, Lichtenſtein!

Ich umarme Sie in Gedanken tauſendmal mit inniger Hochachtung und Ergebenheit der Ihrige ꝛc.

Halle, 6. Juni 1816.

Lange, lange, mein theuerſter und verehrteſter Freund, iſt mir ein Brief nicht ſo willkommen geweſen, als der Ihrige vom 3. dieſes, den ich in dieſem Augenblicke erhalte. Ohne mich zu erinnern, daß Sie mit einer Antwort im Reſt wären, war ich ſeit einigen Wochen, ich weiß ſelbſt nicht warum, bange, es möchte Ihnen ſelbſt, oder einem Theil Ihrer Familie etwas Unangenehmes zugeſtoßen ſein; da ſeit langer Zeit von Gotha keine Kunde hieher gekommen war. Ich hatte mir daher ſchon vorgenommen, mit morgender Poſt an Sie zu ſchreiben, und Nachfrage nach Ihrem Befinden zu halten, als ich zu meiner größten Freude Ihre geliebte zierliche Handſchrift auf dem Umſchlage erblickte. Gottlob, daß Sie und die Ihrigen wohl ſind! Die fatalen Ahndungen, die mich Ihretwegen peinigten, ſcheinen bei mir aus einer geheimen Aſſociation entſtanden zu ſein, da mich die Krankheit des vor einiger Zeit mit ſeiner Familie hier angelangten braven Heindorfs täglich in eine traurige Sympathie verſetzt. Er kam hier in ſchon ſehr mißlichem Krankheitszuſtande an. Da ich ihn beſuchte, glaubte ich noch nicht, daß an ſeiner Geneſung zu verzweifeln wäre; ich ſprach ihm in völligem Ernſte Troſt zu, (doch iſt dies nicht das rechte Wort, denn er war ſehr reſignirt) aber ich machte ihm und mir Hoffnung, weil ich ihn auf mein eignes Beiſpiel verweiſen konnte, da mir der ſelige Meckel im Lauchſtädt im Sommer 1798 nur noch 8 Tage leben zu können gegen meine Frau prophezeite; allein ſeit dieſer Zeit hat es ſich mit ſeinem Uebel ſo verſchlimmert, daß jeder Arzt an ſeinem Aufkommen verzweifelt.

Mir thut es um den braven Mann um ſo empfindlicher leid, da ich mich täglich mit ſeiner Arbeit an den Büchern des Cic. de nat. deor. beſchäftige; und mich deren in den meiſten Fällen herzlich freue.

Wie wohl würde es mir thun, wenn ſich dieſe Beſorgniß eben ſo gut auflöſete, als unlängſt eine tolle Nachricht aus Roſtock, daß unſer Huſchke vom Wahnſinn befallen wäre; die mir dann doch bald durch einen Reiſenden, der ihn in Göttingen ganz munter und geſund geſehen, widerlegt wurde. Was Sie mir da von Voß ſchreiben, bringt ihm freilich keine Ehre. Etwas Aehnliches muß in Berlin zwiſchen Bekker und Wolf vorgegangen ſein. Sie wiſſen, daß Wolf mit Bekker den Plato herausgeben wollte; und vorgeſtern erhalte ich Platonis dialogos ex recensione Imm. Bekkeri den erſten Theil, wo von Wolf kein Wort zu hören und zu ſehen iſt. Dagegen erhielt ich vom Buchhändler Nauk eine Ankündigung von Wolfs litterariſchen Analekten, wozu Sie auch eine symbolam gegeben haben. Daß Sie an eine Recenſion für die A. L. Z. gedacht haben, danke ich Ihnen zwar ſehr, sed miror magis. Denn warlich, es liegt mir ein ſolcher Berg von Recenſionsſchulden, nämlich meine eignen, auf dem Halſe, daß ich mich wundre, wenn ein Mann von Ihrer ſo vielfach in Anſpruch genommnen Thätigkeit, nur noch Eine macht. Wenn doch der Hr. König, der das Automat von Drucker-Preſſe erfunden hat, auch noch eine Maſchine erfände, die einem Briefe und Recenſionen aus dem Kopfe zöge!! So langſam, wie es bei Ihnen mit Beſetzung der General-Superintendentur geht, geht es bei uns mit der völligen Einſetzung der Wittenberger Profeſſoren. Die Männer fangen zum Theil an, weil die Beſoldungen noch nicht völlig regulirt ſind, unangenehme Entbehrungen zu erfahren. Hoffentlich wird es aber doch nun bald zu Stande kommen. Die Univerſität wächſt indeß merklich. Statt 300 Stud. ſind bereits über 500 da. Die mediciniſche Fakultät leidet freilich nach Proportion an ihrer Frequenz, durch den Umſtand, daß in Berlin nach erlangter Doktorwürde erſt der Curſus noch gemacht werden muß, und alſo, wer es möglich machen kann, als Mediciner lieber gleich nach Berlin auf die Univerſität geht. Sonſt hatten jetzt Theologen und Juriſten einander beinahe die Wage. Ich muß eilen, dieſen Brief und das Paket mit den folgenden Theilen von Cic. Opp. welches ich gütig anzunehmen bitte, zur Poſt zu bringen. Alſo ein andermal mehr. Indeß umarme ich Sie in Gedanken, als Ihr Sie innig liebender und verehrender Freund ꝛc.

Halle, 12. Juli 1816.

Für Ihre zwei, mir ſehr angenehmen Briefe vom 30. Juni und 6. Juli ſage ich Ihnen, mein theuerſter Freund, deſto lebhafteren Dank, da Sie, außer den mir ſo ſchätzbaren Beweiſen Ihrer Freundſchaft ſo manches Andere, was mich ſehr intereſſirte, enthielten. Den frühen Tod des braven Heindorf ſahen wir leider hier gleich nach ſeiner Ankunft voraus. Ich habe ihn nur Einmal beſuchen können, und da fing bei mir wirklich noch eine Hoffnung an aufzuleben, da ich die eigentlichen Uebel, woran er litt, noch nicht kannte, übrigens er im Geſpräch noch gute Laune und Munterkeit zeigte. Bald darauf aber verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand ſo, daß er faſt von Niemandem, außer ſeiner Familie und dem Arzte ſich ſprechen ließ. Die Sektion hat gezeigt, daß die Lungen ganz verdorben, und die Eingeweide des Unterleibes, beſonders der Darm-Kanal vereitert waren. Die Berliner Aerzte haben es wirklich nicht gut gemacht, daß ſie ihn nicht abgehalten, noch dieſe Reiſe mit der zahlreichen Familie hieher zu machen. Die Wittwe geht mit den Kindern nächſtens nach Berlin zurück. Der älteſte Sohn erſter Ehe, der beſonders vor allen Geſchwiſtern über den Tod des Vaters ganz außer ſich vor Betrübniß war, ein wirklich liebenswürdiger Knabe von der beſten Hoffnung, wird wohl nach der Schulpforte kommen, wenn es gelingt, ihm eine Freiſtelle dort auszumachen. Für unſre Studien iſt der frühe Tod des ſeligen Heindorf wirklich ein ſehr bedauernswerther Verluſt, der mir in dieſer Zeit faſt täglich um ſo ſtärker ans Herz tritt, da eben in meiner Ausgabe die Bücher de nat. Deor. gedruckt werden, wo er beſonders durch Benutzung des Glogauer Codex recht ſehr viel geleiſtet hat, und ich nur in wenigen Fällen von ſeiner beſonnenen Kritik habe abweichen können. Ueber Wolfs Verhältniſſe gegen die übrigen Berliniſchen Philologen, weiß ich leider ſchon ſo viel, daß ich keiner weitern Nachricht vom ſeligen Heindorf bedurfte. Am meiſten überraſchte mich die Trennung von Becker in Anſehung des Plato. Als ſeine Ankündigung erſchien, ſchrieb mir Weigel in Leipzig, der, wie Sie wiſſen, die Böckhiſche Ausgabe verlegt: „vor dieſer Colliſion iſt mir nicht bange. Wenn Becker nicht alles allein macht, ſo bin ich ſicher, daß aus der Ausgabe nichts wird.“ Ich theile Ihnen hier einen Brief von Becker mit, den ich, als er mir den erſten Theil des Plato ſendete, darüber und über ſeinen Plan befragt hatte. Neulich hat im Morgenblatt ein Aufſatz von Voß, unter der Ueberſchrift Klemnis geſtanden, worin ihn dieſer (nämlich Voß der Vater) ziemlich ſpitzig daran erinnert, daß er in Rückſicht ſeiner Hypotheſe über Homer das Beſte, was man erwartet hätte, noch immer in petto behalten habe. Begierig bin ich, ob Wolf zu dieſer Herausforderung ſchweigen wird. Von den Analekten habe ich noch nichts geſehn. Ihre Recenſion von Beckers Coluthus war mir höchſt willkommen, ich habe ſie augenblicklich in die Druckerei geſchickt, und laſſe eine andere von ſeinem Theognis erſt nach der Ihrigen einrücken. Die Klätſcherei von Bretſchneider im Morgenblatt iſt wirklich arg; ich muß ſie überſehn haben. Sie haben aber recht paſſend das Aethiopem lavas hier angewandt. Aber Martyni Laguna hat er auch ſich durch ſolche Schiefheiten auf den Hals gezogen. Eben dieſer hat kürzlich den Hrn. Bretſchneider in einer eignen Schrift Hinc illae lacrimae gewaltig mitgenommen; die Sie glaubte ich, ſchon geſehn hätten. Eben ſehe ich aber aus Ihrem zweiten Briefe, daß dies nicht der Fall iſt. Sollten Sie die Schrift nicht erhalten können, ſo will ich ſie Ihnen ſchicken. Er ſcheint mir nur darin von der bekannten Regel: Nothwehr entſchuldigt Selbſtlob, ein wenig zu ſtarken Gebrauch gemacht zu haben. Uebrigens mag der Hr. Bretſchneider ſonſt ein recht guter Mann ſein, aber gegen Löffler wird er ſehr abſtechen. Denn die altera pars Petri ſcheint eben nicht ſeine Stärke zu ſein. Der litterariſche und pädagogiſche Krebsgang im Baierſchen iſt höchſt traurig und ärgerlich. Mich freut es auch aus dieſer Urſache täglich mehr, daß Sie wieder in Gotha ſind. (Ehe ichs vergeſſe, man ſagt, die Catalani kömmt nach Leipzig; ich werde es ſuchen möglich zu machen, während ihres Aufenthalts ein Paar Tage nach Leipzig zu gehn; könnten Sie doch alsdann auch da ſein. Das wäre herrlich!) Auch mich wundert es ſehr, daß unſer lieber Creuzer den Ruf nach Göttingen wieder aufgegeben hat. Ich dachte immer, ſeine Verhältniſſe gegen die beiden Voſſe würden ihm das ſonſt ſo reizende Heidelberg verleiden. Vielleicht hat ihn die Sorge für ſeine Geſundheit, oder die Neigung ſeiner Frau beſtimmt. Die Hrn. Göttinger müſſen nun ihr Netz anders wohin auswerfen. Es iſt mir unbegreiflich, wo die Verleger herkommen zu ſolchen Prachtausgaben, als der Homer von Lachaintre, wovon Sie mir die erſte Nachricht geben. Der ungeheuer theuere neue Stephaniſche Thes. ling. Gr. in England wird auch bei weitem das Geld nicht werth ſein, was er koſtet. Mit der erſten Lieferung, die hier auf der Bibliothek angekommen, iſt man förmlich ums Geld geprellt. Lauter Sachen, die man ſchon hat, und hier zu Lande viel wohlfeiler haben kann. Begierig bin ich nun aber auf den Anfang des eigentlichen lexici. — Ja das glaub' ich gern, daß Bertuch mit dem Pengel ſeine Noth hat. Das iſt ein wahres caput insanabile. Den Einſpruch der Meyerſchen Buchhandlung wegen des Strabo hatte mir Hr. v. Dohm, als er noch bei uns war, ſchon angezeigt. Neulich hatte ich die Freude, einen meiner allerälteſten Freunde, den Geh. Finanzrath v. Göckingk wieder zu ſehn, den ich ſeit 1801 nicht geſehn hatte. Er brachte einen Tag bei mir, und ich mit meiner Frau und Enkeln den folgenden Tag in Lauchſtädt bei ihm auf ſeine Einladung höchſt angenehm zu. Ich theile Ihnen hier einen Brief vom 11. April mit, worin er ſeine Fata erzählt, den ich mir gelegentlich zurück erbitte. Leben Sie wohl, mein theuerſter Freund, und laſſen mich immer von Ihrem Wohlbefinden erwünſchte Nachricht hören. Ewig mit innigſter Liebe und Hochachtung Ihr &c.

Halle, 30. Juli 1816.

Ich ſchicke Ihnen hier, mein Theuerſter, einen Abdruck Ihrer Recenſion von Coluthus von Becker. Geſtern beſuchte mich Prof. jur. Tydemann aus Leyden. Ich erkundigte mich nach Wyttenbachs Noten zu Plutarchi Opp. mor. Er meinte, es ſei noch gar nichts davon heraus gekommen; er glaubte, ſie würde ganz und gar ins Stocken gerathen. Das wäre doch arg, und ſehr zu bedauern. Der gute Wyttenbach ſoll in Gefahr ſtehn, ganz blind zu werden. Deus meliora! Ich umarme Sie herzlich &c.

Halle, 13. Sept. 1816.

Ich überſende Ihnen hier ein Exemplar von Ihrer Recenſion der Anecdota graeca. Ganz erſtaunt bin ich über den Fleiß, den Sie daran gewandt haben! Es würde mich nicht wundern, wenn ſie ein Joh. Friedr. Fiſcher gemacht hätte. Aber ein ſo geſikaliſcher Mann, wie Sie, hat wunderſelten ſolche Geduld! Möge Sie der Himmel dafür belohnen! Geſtern bekam ich den Anfang der Iſis von Oken zu ſehn! Da iſt eine greuliche Invective gegen die Roſtocker mediciniſche Fakultät, welcher der Hof ein Gutachten abgefordert hatte, ob ſich Oken an Linkes Stelle zum Profeſſor in Roſtock paſſe. Ein Freund Okens ſchickt dies Gutachten unter greulichem Schimpfen zur Inſertion in die Iſis; und darunter hat Oken lauter kleine in Holz geſchnittene Eſelsköpfe geſetzt. Ein prächtiger Anfang dieſer gelehrten (!) Zeitſchrift. Ich behalte mir ein langes Schreiben in Kurzem vor, und umarme Sie einſtweilen in Gedanken. Herzlich der Ihrige ꝛc.

Halle, 13. Aug. 1817.

Erſt geſtern am 12. Auguſt bin ich ſo glücklich geweſen, mein theuerſter und verehrteſter Freund, Ihr geliebtes Schreiben vom 2. Juli nebſt dem höchſt willkommnen Geſchenk des 3. u. 4. Tomi Ihrer trefflichen Ausgabe der Anthologie zu erhalten. Die Verſpätung hat vermuthlich an dem Buchhändler in Leipzig gelegen; der entweder noch erſt den gänzlichen Abdruck abgewartet, oder den Brief nebſt der Beilage an unſern Commiſſionär in Leipzig abgegeben, daher denn dieſes bis zu dem gewöhnlichen Monats-Pakete, das an uns abgeht, gewartet hat. Da ich alſo an der Verſpätung einer Antwort ganz unſchuldig bin, ſo hoffe ich deſto eher von Ihrer Güte und Freundſchaft Verzeihung zu erhalten, um ſo mehr, da ich leider eine frühere Schuld abzutragen habe, an die ich mich zwar mit jedem Poſttage erinnert, aber doch immer vergeblich erinnert habe. Es war nämlich die Beantwortung Ihres Briefes vom 15. Novbr., den Sie mir durch die Hrn. Brugnatelli und Configliarti ſandten. Nicht nur für die Adreſſe dieſer Herren war ich Ihnen meinen herzlichen Dank ſchuldig, ſondern auch für die erſte Nachricht von dem unglaublichen dummen Streiche Ihres Schäfers, der ſich billig Schafkopf nennen ſollte, wenn er nur nicht eben ſo boshaft als dumm wäre. Er hat nun beſonders durch Ihre Abfertigung ſeine Gebühr erhalten, und ich habe die Anzeige in der A. L. Z. mit doppeltem Vergnügen geleſen, da der Recenſent Ihre Rügen ganz beſonders ausgezeichnet und dabei bemerkt hat, daß einem ſolchen terrae filio ſchon mehr als zu viel Ehre widerfahren, daß Sie ſich zu ihm herabgelaſſen haben. Auch die mir damals mitgetheilte Gallettiſche Verſelei hat mir königlichen Spaß gemacht. Alſo für alles dieſes nochmals meinen innigſten Dank. Zu der Beendigung der Anthologie, womit Sie ſich ein monumentum aere perennius geſetzt haben, ſtatte ich Ihnen meinen herzlichen Glückwunſch ab. Ich hoffe in 4 Wochen eine ausführliche Recenſion davon in der A. L. Z. liefern zu können. Ich habe gerade ſeit der Zeit Ihres letzten Briefes mancherlei glückliche Begebenheiten erlebt. 1) Hat mir der Hr. Miniſter des Innern ganz ohne meine Veranlaſſung 200 Rthl. Zulage gegeben; 2) hat er mir die Hälfte meiner Arbeit beim philol. Seminario abgenommen, indem der Prof. Seidler mir als Condirector zugeordnet worden, mit welchem ich in einer ſehr angenehmen Verbindung lebe; 3) ſind uns endlich auch die von anno 1816 und 1817 noch rückſtändigen Beſoldungsgelder angewieſen worden: ich erhalte für meinen Theil alſo zu Ende des Jahres noch 700 Rthl., die faſt als verlornes Geld anzuſehn waren; 4) bin ich nebſt Kanzler Niemeyer und den Profeſſoren Pfaff und Voigtel pro hoc anno mit 100 Rthl. Remuneration zum Mitglied der wiſſenſchaftlichen Prüfungs-Commiſſion ernannt worden, welche die Pflicht hat: 1) alle Studenten, die kein testimonium maturitatis von Schulen mitbringen, und Landeskinder ſind, zu examiniren; 2) alle Lehrer, die an Schulen befördert, oder zu einer höhern Stelle befördert werden, aus unſer Provinz, zu prüfen. Dieſes hat mir denn freilich manche Stunden und Tage beſetzt. Mit meiner Geſundheit habe ich, ſo lange ich in Halle lebe, Urſache vollkommen zufrieden zu ſein, und die Uebel, die mich im fünften decennio meines Lebens plagten, habe ich ganz im ſechſten und ſiebenten vergeſſen. Auf den 21. März künftigen Jahres hoffe ich mein 50jähriges Magiſter- und Doctor-Jubiläum zu erleben, wozu ich Sie im Voraus einlade, und zu ſeiner Zeit noch ein förmliches Einladungsſchreiben an Sie ergehen laſſen werde. Keine größere Freude könnte ich an dieſem Tage haben, als Sie dann wieder zu ſehen und zu umarmen. Auch meine Frau ſteht noch immer ihren Hausgeſchäften rüſtig vor, nur leidet die Arme dabei ſchon ſeit geraumer Zeit wie Philoktet an einem Fußſchaden, der noch gar nicht hat geheilt werden können. Mein Sohn hat mit ſeiner Frau auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland, Rußland, Finnland, Schweden, Dänemark, Holland, ſehr viel Glück und Vergnügen, und nicht den geringſten Unfall gehabt, außer daß ihm die Tochter ſeiner erſten Ehe, ein hoffnungsvolles Mädchen in Cölln vor drei Jahren geſtorben iſt. Seit 3 Monaten befinden ſie ſich in Paris, nachdem ſie vorher in Luxemburg, Thionville und andern Orten, wo noch preuß. Garniſon in Frankreich ſteht, die ermunterndſte Aufnahme gefunden hatten. In Paris iſt ihnen ſehr zu ſtatten gekommen, daß unſer Geſandter, Graf Goltz, der berühmte Alexander Humnebſt, Gall, Herr Gregoire und le Chevalier, die uns in Jena beſuchten, ſehr viel Freundſchaft für ſie gehabt: hauptſächlich aber hat Hr. Gall und Millin ihnen die nützlichſten Dienſte geleiſtet. Ihre berühmte Freundin, Frau von Staël ſtarb aber während ihres Dortſeins. Während der Anweſenheit meines Sohnes machen uns ſeine kleinen Kinder, meine zwei Enkel, Sappho und Axel (letzter zu Abo in Finnland auf der Reiſe ſeiner Eltern von St. Petersburg nach Stockholm geboren) große Freude. Am 3. Auguſt, wo ich die gewöhnliche Rede am Königs Geburtstage hielt, hatte ich zugleich die erſte öffentliche Veranlaſſung der Vereinigung der Univerſität Wittenberg mit der unſrigen zu gedenken, und die neuen Collegen, die kurz vorher in den Senat waren eingeführt worden, zu begrüßen. Es machte mir eine deſto rührendere Empfindung, wenn ich dabei zurück dachte, daß ich in Jena anno 1802 die Tertia saecularia der Univerſität Wittenberg durch eine Rede gefeiert hatte, und die ganz eigenen Begebenheiten erwog, die ſeitdem eingetreten, und endlich dieſe Verlegung jener Univerſität herbei geführt haben. Leider fängt man ſchon an laut davon zu reden, daß die Univerſität Heidelberg werde eingezogen werden, da es der Badenſchen Regierung nicht hat glücken wollen, die Univerſität Freiburg aufzuheben. Gebe der Himmel, daß dieſe Maßregel nicht noch öfter befolgt wird. Denn wenn ſie auch ſonſt keinen Schaden brächte, ſo hat ſie doch den, daß, wenn der Univerſitäts-Profeſſorſtellen immer weniger werden, am Ende wenig junge Männer Luſt bekommen, ſich zu ſolchen Stellen vorzubereiten. Die preuß. Regierung hat ſich dagegen doch rühmlich ausgezeichnet. Neuerlich iſt nun die Anlage der Univerſität Bonn feſt beſchloſſen. Wiſſen Sie ſchon, daß unſer lieber Prof. Schäfer in Leipzig, der ſeine Bibliothek nach Amerika verkaufen wollte, den Antrag haben ſoll, daß ihm der König die Bibliothek abkauft, und ihn in Bonn dabei als Bibliothekar anſtellt? Ich würde mich höchlich freuen, wenn das zu Stande käme. Nun will ich Sie nur noch erſuchen, mir doch mit ein Paar Worten zu melden, wie weit Sie die Bände meiner Ausgabe v. Cic. Opp. haben. Ich werde dann mit umlaufender Poſt Ihnen die noch fehlenden ſenden; alsdann aber Ihnen noch über Mehreres ſchreiben. Gern möchte ich ſodann auch von Ihrer lieben Familie noch recht viel Gutes hören. Iſt der Hr. Paulſſen, der die Collation des Cod. Anthol. angeſtellt hat, ein Sohn des ehemaligen Kaufmanns und Bürgermeiſters in Jena?

Wenn Sie Herrn Profeſſor Ukert ſprechen, ſo danken Sie ihm meo nomine beſtens für das Werk ſeines ſeligen Vaters über Luther; es wird nächſte Woche in der A. L. Z. empfohlen werden; da ich ihm dann ſelbſt ſchreibe, und das Blatt überſenden werde. Nun, mein theuerſter, innigſt geliebter und verehrter Freund, empfehle ich mich Ihrer fernern, mir höchſt ſchätzbaren Liebe, und beharre unter den herzlichſten Wünſchen für Ihr fortdauerndes Wohlergehn, das einen weſentlichen Theil des meinigen ausmacht, ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 1. Sept. 1817.

Nur mit wenigen Worten kann ich heute, mein theuerſter Freund, Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihre recht erquickende Zuſchrift ſagen, da wegen Anweſenheit des Herrn Staatsraths Süvern, den Sie vielleicht noch von Jena her, (wo er eine Zeit lang Lehrer meines Sohnes war), perſönlich kennen, es heute und morgen viel Zerſtreuung für mich giebt. Erquickend war mir Ihr Brief, wegen der Nachrichten von den preußiſchen Provinzen am Rhein, bei Gelegenheit der Durchreiſe des Königs und Kronprinzen. Dieſe Erquickung hatte ich nöthig, da wir unangenehme Nachrichten in Zeitungen leſen. Mein Sohn hat auf der Rückreiſe von Paris noch dem König und ſeiner Suite begegnet; ſchreibt auch, er habe ſehr bedauert, in Straßburg die Herren Jacobs und Galetti verfehlt zu haben, die einen Tag früher von dort ſchon nach der Schweiz abgegangen waren. Ohne Zweifel hat er gemeint, daß Sie der Herr Jacobs wären. Da nun aber dieſes nicht der Fall iſt, ſo möchte ich wiſſen, was für ein Herr Jacobs von Gotha dieſes iſt. Etwa Ihr Herr Sohn? Schaeferum terrae filium [illegible]! Der gute Huſchke, lentum negotium, hat uns mit den Tibullianis bei der Expedition der Allg. Litt. Zeit. auf ähnliche Weiſe angeführt. Er übernahm ſie alle zur Recenſion, ließ uns zwei Jahre lang warten; und endlich ſagte er ſie alle ab, weil er ſelbſt eine Ausgabe machen wolle! Die Vorrede von Diſſen habe ich noch nicht geleſen, will es nun aber nächſtens thun. Der Mann hat ſeine eignen Launen (der Huſchke meine ich), und dabei das holländiſche Phlegma; dies zuſammen iſt an ihm ſehr zu bedauern. Mit dieſem Briefe erhalten Sie Tom. XIII—XVI. 1 et 2. von Cicero. Jetzt wird an den Indicibus gedruckt. Zu Tom. XVI. ſoll noch Pars 3. kommen mit noch einigen Fragmenten und allerlei addendis. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen beſtens, und wünſcht eben ſo herzlich als ich, Sie bald einmal wieder zu ſehn. Gebe Gott, mein Beſter, Ihnen und den Ihrigen recht fröhliche Tage in langer ununterbrochener Reihe! Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 14. Sept. 1817.

Eine ganz ſonderbare Veranlaſſung, mein theuerſter Freund, macht mich ſo dreiſt, Sie zu bitten, mir, wo möglich mit umlaufender Poſt, darüber Aufklärung zu geben. Es hatte ſich unlängſt im Allg. Anzeiger der Deutſchen ein junges Frauenzimmer angeboten, in einer Landſtadt, wie es hieß, in eine gute Familie zu kommen, um der Frau im Hauſe in wirthſchaftlichen Angelegenheiten behülflich zu ſein. Da nun meine Frau jetzt gerade eine ſolche Perſon in Condition zu nehmen wünſcht, ſo ſchrieb ich an die Expedition des Anzeigers, welche nähere Auskunft zu geben verſprochen hatte. Darauf erhalte ich einen Brief von einem Herrn Ernſt de Valenti, Doctor der Philoſophie und Medicin in Gotha, welcher meldet, dieſes junge Frauenzimmer ſei keine andere, als ſeine junge Frau; und nun ſetzt er folgendes hinzu: „Sie iſt aus einem der angeſehenſten und wohlhabenſten Häuſer in Gotha. Der Wahnſinn ihres einzigen Bruders hat uns namenloſes Wehe verurſacht, und nun nach jahrelanger beiſpielloſer Geduld und Demuth, bleibt uns am Ende doch nichts übrig, als Trennung auf einige Zeit. Meine Schwiegereltern ſind nämlich nicht von der Art, daß ſie meinen Werth verſtehn, und ich kann deshalb auch nicht länger von ihnen abhängig ſein. Ich thue einen kühnen, aber nothwendigen Schritt; aber — ich muß frei werden, muß mein eigenes Hüttchen bauen, und vom Mammon unabhängig ſein. Bis dahin muß ich meine Erneſtine in gute Hände bringen. Ich muß geſtehen, daß ich ſie gern Ihren Händen anvertraue.“ Und nun verſpricht der Mann, ſie werde ein angemeſſenes Koſtgeld geben, und wünſche nur zu wiſſen, wie ſie ſich in meinem Hauſe nützlich machen könne. Ich muß geſtehn, daß mir in meinem Leben kein ſo ſonderbarer Antrag vorgekommen, und erſuche Sie daher, mir unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit zu melden, was Sie von dieſer Familie wiſſen. Ich ſo wenig als meine Frau können begreifen, wie Eltern einer verheiratheten Tochter in eine ſolche Maasregel willigen könnten; auch iſt uns dunkel, ob der Wahnſinn des Bruders im eigentlichen Verſtande von einer Krankheit, oder nur ſchriftlich von einem Tollkopfe zu verſtehen ſei? Sie werden mich und meine Frau, die ſich Ihnen hochachtungsvoll empfiehlt, unendlich verbinden, wenn Sie mir dieſes Räthſel aufklären wollen. Ich habe dem Herrn de Valenti mit eben dieſer Poſt geantwortet, und ihm allerlei Zweifel vorgelegt, die er mir erſt beantworten müſſe, ehe ich eine poſitive Erklärung über ſeinen Antrag geben könne. Ehe ich ſchließe, muß ich Ihnen noch etwas, unſern würdigen Freund Manſo betreffend, mittheilen. Von ihm erhielt ich am 9. Sept. einen Brief, der am 5. Sept. geſchrieben, und am 6. aus Breslau abgegangen war; ich hatte an ihn wegen einiger Studenten geſchrieben, worauf ſein Brief die Antwort war. Am 11. dieſes kommt ein Profeſſor aus unſerer Juriſtenfacultät zu mir; wir hatten unter anderm von dem Breslauer Tumulte geſprochen; da ſetzte er hinzu: Da iſt ja auch in Breslau eine andere traurige Begebenheit vorgefallen. Der daſige Director Gymnasii Herr Manſo hat mit mehreren Schülern, die ihn inſultirt haben, einen ſolchen Verdruß gehabt, daß er am folgenden Tage an den Folgen des Aergers geſtorben iſt. Dieſe Nachricht war ihm von zwei hier ſtudirenden Schleſiern zugekommen. Sie können denken, wie ich in dem Augenblicke erſchrack; und obgleich ich mich beſann, daß dieſe fatale Nachricht unmöglich wahr ſein könne, weil ſie ja mit eben der Poſt, wo ich Manſo's Brief erhielt, müßte eingegangen ſein, ſo hatte ich doch die Alteration weg, die ich den ganzen Tag noch fühlte, ob ich gleich ſonſt nicht ſchreckhafter Natur bin. Wiſſen Sie nun etwas davon, ſo theilen Sie mir es mit; ich wünſche ſehnlich, daß alles Lüge ſei, zu erfahren. Und nun umarme ich Sie, mein Theuerſter, von ganzem Herzen in Gedanken. Ewig Ihr treueſter ꝛc.

Halle, 21. Sept. 1817.

Sie haben, mein theuerſter und verehrteſter Freund, mich und meine Frau durch Ihre ſo ſchnelle Antwort auf meine Anfragen höchlich verbunden. Habeas Tibi aliquid bene faxim. Wir haben beide uns um ſo mehr bei Ihrer Relation erluſtigt, da meine Frau, als mein Brief an Sie abging, ſagte: Gieb Acht, unſer Jacobs wird ſchreiben, ſie ſind alle nicht geſcheidt. Und ſiehe da, Sie berichten uns dreierlei Sorten von Narrheiten aus dieſer Familie. Prima sorte der Bruder, ein Tollkopf; dito der Schwager de Valenti, halbverbrannter

Kopf; dito die Mutter, Märin in gewöhnlichem Sinne. Gefreut hat es uns aber doch ſehr, daß Sie ſo viel Gutes von der jungen Frau zu melden hatten. Ihr Mann hat nun noch nicht wieder geſchrieben. Wenn er ſich unterdeſſen nicht eines andern beſonnen hat, ſo hat uns Ihre Beſchreibung von der Lage und dem Charakter der armen jungen Frau beſtimmt, ſie in unſer Haus bis auf Weiteres aufzunehmen. Gott Lob, daß die tolle Nachricht von unſerm Manſo eine bloße (freilich unbegreiflich platte) Lüge war. Es iſt gegenwärtig Profeſſor Schneider der jüngere hier, den ich geſtern in Geſellſchaft bei unſerm Hofrath Seidler ſprach, und dieſer hatte eben Briefe aus Breslau erhalten. Sie ſind ein ſchalkhafter *rogue*, daß Sie Ihren Vetter, den Hofrath und Bürgermeiſter für berühmter ausgeben wollen, als Sie. Indeſſen war mir doch dieſe Nachricht lieb, weil es ſich hätte treffen können, daß ich einmal ganz kurz an Herrn Hofrath Jacobs in Gotha geſchrieben hätte, und dieſer Brief an dieſen Ihren Verwandten gekommen wäre. Wegen der zuletzt geſandten Bände von Cic. Opp. ſehn Sie doch nach, ob dieſe auch in Anſehung des Papiers mit den erſten übereinſtimmen. Sie müſſen nämlich alle Bände auf Velinpapier haben. Da ich aber auch Exemplare auf Druckpapier habe, ſo weiß ich nicht, ob etwa beim Einpacken eine Verwechſelung vorgegangen. Wäre alſo die letzte Sendung auf Druckpapier geweſen, ſo bitte ich mir dieſe zurückzuſenden, damit ich Ihnen dafür Velinpapier ſenden kann. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen herzlich, und dankt ergebenſt für die ſo gütig gegebene Auskunft; vereinigt aber auch ihre Bitten mit den meinigen, uns recht bald einmal mit Ihrem Beſuche zu erfreuen. Wie wäre es, wenn Sie das Reformationsfeſt bei uns feierten? Das wäre herrlich! Ueberlegen Sie doch die Sache recht ernſtlich. Da das akademiſche Feſt auf den 1. November, alſo auf Allerheiligen fällt, ſo könnten Sie ja bei uns als *deputatus omnium sanctorum* erſcheinen, und in ſolcher Qualität der Proceſſion mit beiwohnen. Sind Sie aber kein Freund von dergleichen Ceremonien, ſo ſollen Sie doch dabei nichts verlieren, vielmehr werden wir alles aufbieten, um Ihnen in freundſchaftlichen Zirkeln Vergnügen zu machen. Und nun umarme ich Sie in Gedanken. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 20. Okt. 1817.

Mit dieſen Zeilen empfehle ich Ihnen, theuerſter Freund, den Ueberbringer dieſes, einen liebenswürdigen jungen Mann, Herrn Doctor Lemming aus Kopenhagen, welcher ſich der orientaliſchen Litteratur befleißigt, und deshalb eine Reiſe nach Frankreich und Italien macht, recht angelegentlich, und ſetze weiter für diesmal nichts hinzu, als daß ich Ihnen nächſtens durch die Poſt einen längern Brief als dieſes flüchtige Billet ſchreiben werde. Mit der Ihnen bekannten Geſinnung unwandelbarer Hochachtung und Liebe der Ihrige ꝛc.

Halle, 23. Febr. 1818.

Leider bin ich Ihnen noch, mein theuerſter Freund, meinen herzlichen Dank für Ihren Brief ſchuldig geblieben, den Sie mir in Sachen der Baieriſchen Wirthſchaft ſchreiben. *Gratissimae erant literae, etsi minime jucundae.* Noch habe ich immer Hoffnung, daß man doch noch vor gänzlicher Ratification wo nicht ganz zu Verſtande, doch zu einigem Verſtande kommen werde. Was haben Sie denn geſagt zu den Händeln, die aus der abſoluten Preßfreiheit in Jena und Weimar entſtanden ſind? Die Hauptſache, weswegen ich ſchreibe, betrifft eine herzliche Einladung an Sie, mich auf den 21. März (wird ſein der heilige Abend vor Oſtern, item Frühlings Anfang), mit Ihrem Beſuche hier zu erfreuen. An dieſem Tage feiere ich mein 50jähriges Magiſter-Jubiläum, indem ich mit Ehren zu melden, am 21. März 1768 nach gehaltener Disputation Ph. D. et Lib. Art. Magister *rite creatus* geworden. Ihr Beſuch würde das beſte *ornamentum* dieſes Feſtes ſein. Geben Sie mir bald Nachricht, ob ich Hoffnung haben kann, meines Wunſches von Ihnen gewährt zu werden. Unter acht Tagen müſſen Sie aber von hier nicht weggehn. Ich mache Ihnen in meinem Hauſe Quartier. Wenn Sie mir Hoffnung zu dieſer Freude machen, ſo will ich Ihnen das Nähere noch ſchreiben, und vollſtändige Abrede mit Ihnen deshalb nehmen. Am Mittwoch vor acht Tagen erhielt ich einmal wieder einen Beſuch von einem alten Bekannten, der mich ſeit 13 Jahren nicht beſucht hatte; nämlich von dem *morbo nigro Hippocratis*, oder dem Blutbrechen aus dem Magen. Es hatte aber Gottlob dieſer Beſuch keine weitern Folgen, ſondern ſchien eine Hülfe meiner Natur zu ſeyn, in der wirklich wunderbare Kräfte zu ſolcher Selbſthülfe liegen. Indeſſen habe ich mich lange an die Regel gewöhnt: *Omnem crede diem tibi diluxisse supremum.* Dafür iſt denn auch bei mir oft eingetroſſen. Grata superveniet quae non sperabitur hora. Machen Sie alſo, daß durch Ihren ſehnlich erwünſchten Beſuch mir nicht blos horae gratae, ſondern gratissimae in der Oſterwoche werden. Ich umarme Sie von ganzem Herzen, und bitte mich auch baldigſt durch Nachrichten von Ihrem Wohlbefinden zu erfreuen. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 26. Febr. 1818.

Mein theuerſter und verehrteſter Freund! Ihr geliebter Brief vom 21. dieſes iſt dem meinigen an Sie von ungefähr eben dem Datum begegnet, den Sie nun hoffentlich erhalten haben. Auf Ihre Frage wegen des Gymnaſiaſten aus Weſtpreußen kann ich zu ſeinem und ſeines Herrn Onkels Troſte verſichern, daß, wenn er entweder Jura oder Kameralwiſſenſchaften ſtudirt, das Griechiſche nicht nothwendig erfordert wird. Die Sache verhält ſich alſo. Es iſt ſchon vor mehreren Jahren in Berlin ein Reglement erſchienen, daß jeder aus dem Preußiſchen gebürtige novitius, wenn er auf einer Univerſität immatriculirt ſein will, entweder von der Schule ein Zeugniß der Reife, oder testimonium maturitatis mitbringen, oder wenn er ein ſolches nicht hat, ſich deshalb von der Prüfungs-Commiſſion auf der Univerſität muß examiniren und ein Testimonium ausfertigen laſſen. Im obgedachten Reglement ſind nun drei Klaſſen gemacht: 1) *die unbedingte Reife*. Hier ſind nun die Saiten ſo hoch geſpannt, daß gewiß auf mehreren Univerſitäten manche zu magistris liberalium artium ſind promovirt worden, die nicht mehr als die dort angeſetzten Forderungen erfüllen konnten; 2) *die bedingte Reife*; 3) *die Unreife*. Wer nun die letzte Nummer erhält, wird gleichwohl nicht von der Immatriculation ausgeſchloſſen, nur ſoll er bei Stipendiis, Freitiſchen u. ſ. w. *nachgeſetzt* werden. Seit zwei Jahren bin ich hier nebſt Kanzler Niemeyer, Hofrath Pfaff und Prof. Voigtel Mitglied der Prüfungs-Commiſſion, deren eigentliches Geſchäft zwar iſt die Schulamts-Candidaten zu examiniren; nebenher aber doch auch die novitios prüft, welche keine testimonia maturitatis mitbringen. Da iſt nun noch nie der Fall vorgekommen, daß einer das Zeugniß *unbedingter Reife* erhalten hätte. Das letztemal wurden 9 novitios examinirt, wovon drei als Juriſten gleich baten, ſie vom Examine im Griechiſchen zu diſpenſiren. Auf alle Fälle thut der junge Menſch wohl, ſich dort von dem Herrn Directer des Gymnaſii ein Zeugniß ausfertigen zu laſſen, und auf die Univerſität mitzubringen. Herzlichen Antheil nehme ich an dem Verluſte Ihres würdigen Herrn Vaters. Einem ſo edeln Sohne ſtirbt freilich ein guter Vater immer noch zu früh; aber wie viel glücklicher ſind Sie hierin, als ich es geweſen bin. Mein Vater ſtarb im 52ſten Jahre ſeines Alters, und hinterließ acht lebendige Kinder, wovon nur ich und mein nächſter Bruder, einem kleinen Anfange nach verſorgt waren. Ich war hier Privatdocent und Insp. seminarii theol. mit 150 Thlr. Gehalt. Mein Bruder Actuarius, mit eben ſo viel. Mein Vater unterlag bei einer im Jahre 1772 ausgebrochenen Epidemie den vielen Krankenbeſuchen, die er als Pastor primar. in Aſchersleben machte. Nicht lange nach meines Vaters Tode ſtarben zwei meiner Brüder und die dritte Schweſter als Braut; dann wurden meine beiden älteſten Schweſtern Bräute, eine von Griesbach, die ältere vom Prof. Vogel, der aber bald erkrankte und an der Lungenſucht bei ſeinem Bruder in Altorf ſtarb, welches meine Schweſter, ſeine Wittwe, ſo gewaltig ſchmerzte, daß ſie ebenfalls krank wurde, und innerhalb eines Jahres heimging. Von meiner ganzen Geſchwiſterfamilie ſind wir nur noch drei übrig. Ich als der älteſte; meine Schweſter Griesbach die mittelſte, und der jüngſte, welcher Prediger und vorher Conrector in Bückeburg war, ſeit Kurzem aber eine Pfarre auf dem Lande, nämlich zu Frille bei Bückeburg angenommen hat. Ich wiederhole nun meine Einladung an Sie mein Theuerſter auf den 21. März, und bitte mir zu ſagen, ob ich Hoffnung habe, daß Sie mir die Freude machen. Vielleicht ſehe ich auch zwei meiner älteſten Freunde, Hrn. v. Göckingk und v. Dohm hier. Ich kann es nicht ausdrücken, wie ſehr mich Ihr Jawort erfreuen, begeiſtern, entzücken würde. Nun leben Sie recht von Herzen wohl; und bleiben mir mit aller Liebe zugethan. Der Ihrige ꝛc.

Halle, 9. März 1818.

Ich bin außer mir vor Freuden, mein Theuerſter, daß Sie mich nicht nur ſelbſt mit Ihrem mir unendlich werthen Beſuche erfreuen wollen, ſondern auch unſere gemeinſchaftlichen lieben Freunde Kries und Ukert mitbringen wollen. Laden Sie dieſe Herren meo nomine freundlichſt ein, und ſagen Sie ihnen, wie höchſt willkommen es uns allen iſt, auch ſie beide in Ihrer Geſellſchaft bei uns zu ſehn. Nun muß ich Ihnen noch erſt einen kleinen Bericht erſtatten, wie es mit dem Magiſter-Jubiläum gehalten werden ſoll. Anfänglich wollte ich am 50ſten Jahrestage meiner Promotion, als den 21. März, für mich eine Geſellſchaft hieſiger und auswärtiger Freunde bitten. Allein der akademiſche Senat, und inſonderheit die philoſophiſche Facultät wollen ſich dieſen Tag nicht nehmen laſſen, ſondern bitten mich an demſelben und alle meine Freunde, die von außen herkommen, zu Gaſte auf den Kronprinzen. Alſo ſind Sie drei auf den Sonnabend Mittag, nachdem meine öffentliche Diſputation geendigt ſein wird, mit mir und meinem Sohne solennissime invitirt. Dagegen gebe ich am nächſten Donnerſtag den 26. März ein Souper und Ball, wozu ich Sie denn alle drei ebenfalls freudigſt und feierlichſt einlade. Die Zwiſchentage können wir für Sie auch ſehr angenehm beſetzen. Entweder Partien, z. E. nach dem Petersberge, oder nach Leipzig zuſammen zu machen, oder auch hier allerlei zu beſehn. So erſuche ich Sie alſo gleich, mein Beſter, ſich ſo einzurichten, daß Sie Freitags den 20ſten hier mit Herrn Kries und Ukert ankommen, und ihre Rückreiſe nach Gotha nicht eher als den 27ſten antreten. O was für ſchöne Tage werden das für uns ſein. Meine Frau und Kinder empfehlen ſich Ihnen allen beſtens, und vereinigen ihre Bitten mit den meinigen. Da Sie im Gaſthofe einkehren wollen, ſo melde ich Ihnen, daß Sie nach dem Kronprinzen, als dem beſten Hotel, fahren müſſen. Ich bitte mir nun mit umlaufender Poſt Ihre Meinung aus, ob Ihnen meine Vorſchläge ut supra gefallen. Wegen Ihres Gehörs wollen wir hier mit Herrn Profeſſor Dzondi eine Conſultation halten. Ich glaube gewiß, daß es noch kräftige Mittel giebt, dieſes Uebel zu heilen. Vale carissime. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 1. April 1818.

Eben wollte ich, mein theuerſter Freund, mich hinſetzen, um Ihnen für Ihren mir unvergeßlichen Beſuch zu danken, als ich Ihr geliebtes Schreiben erhielt, worin Sie mir Ihre und Ihrer und meiner gemeinſchaftlichen lieben Freunde glückliche Rückkunft in Gotha melden. Sie können nicht glauben, wie viele und große Freude Ihre Erſcheinung nicht blos bei mir und den Meinigen, ſondern bei Allen, die Sie geſprochen haben, erregt hat, und wie ſehr mit uns alle Andern gewünſcht hätten, daß Ihr Aufenthalt noch einige Tage länger gedauert hätte. Wäre es nicht möglich, daß Sie in den erſten Tagen des Auguſts nach Lauchſtädt kommen könnten, wo ich vom 1ſten bis 14ten Auguſt mit meiner Frau das Bad gebrauchen werde. Es ſollte Ihnen gewiß auch nützlich ſein, wenn Sie das Bad auch brauchen wollten. Ein großer Troſt für mich und alle Ihre Freunde war es auch, daß Ihr Gehör noch bei weitem nicht ſo ſchlecht iſt, daß man nicht Ihrer trefflichen Unterhaltung ohne Schwierigkeit genießen könnte. Es ſollten uns herrliche Tage ſein in Lauchſtädt. Wie ſehr mich Ihre und Ihrer Freunde gütige Theilnahme gerührt hat, kann ich mit Worten nicht beſchreiben. Das am 26ſten von meiner Familie angeſtellte Feſt, wobei ſie mich u. a. mit einer Aufführung meiner Wolken des Ariſtophanes überraſchte, war ausnehmend ſinnig veranſtaltet, und hat bei der Geſellſchaft von etwa 220 Perſonen, die ich dazu geladen hatte, allgemeinen Beifall erhalten. Daß ich Sie aber dabei vermiſſen mußte, war mir bei jeder Scene leid. Danken Sie in meinem Namen den braven Freunden Kries und Ukert nochmals recht ſehr für den Beweis ihrer Liebe, Sie hieher begleitet zu haben. Die Meinigen und andere Freunde empfehlen ſich Ihnen tauſendmal, und wünſchen Ihnen von Herzen die beſte Geſundheit bis in die ſpäteſten Jahre. Mir aber bitte ich Ihre mir ſtets unſchätzbare Liebe und Freundſchaft zu erhalten. Den Ritter laſſen Sie ja künftig aus der Addreſſe weg. Zur Wiedervergeltung habe ich Sie diesmal auch an den bairiſchen Ritterorden erinnert. Künftig aber wie ſonſt brevissimis. Ewig Ihr treuſter Verehrer und Freund ꝛc.

Halle, 28. Mai 1818.

Sie haben mich, mein theuerſter und verehrteſter Freund, aufs angenehmſte überraſcht, durch das ſchöne Seitenſtück zu Roſaliens Nachlaß, das mir meine Frau, die ſich Ihnen beſtens empfiehlt, gleich aus den Händen genommen hat, um es in ihren Freiſtunden zu leſen. Empfangen Sie meinen und ihren herzlichen Dank, und den Wunſch, das Werk bald von Ihnen bei vollkommenſter Geſundheit vollendet zu ſehn. Herr Kanzler Niemeyer, dem ich das Päckchen ſogleich abgegeben, ſendet hier ſeine Antwort, welche ich dem Paket von mir, das die zwei letzterſchienenen Theile des Cicero enthält, eingelegt habe. Auch die Frau Kanzlerin Niemeyer hat mich beſonders gebeten, Sie ihrer herzlichen Hochachtung zu verſichern, und für die intereſſante Lektüre in ihrem Namen zu danken. Auch mich hat des braven Breyer Tod ſehr betrübt. Allerdings iſt die Sterblichkeit unter den Gelehrten ſehr groß; aber daß ſeit Ihrem Weggange von München von Ihren Collegen 9 geſtorben wären, hätte ich nicht gedacht. Ich wünſchte, wenn Sie wieder an mich ſchreiben, Sie alle namentlich aufgeführt zu ſehn. Da Sie nach München reiſen wollen, wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünſche, ſo machen Sie doch erſt einen Abſtecher nach Lauchſtädt. Ich denke 14 Tage im Julius da zu ſein, und wenn Sie gewiß hinkommen, ſo würde ich ohne Zweifel nicht ausbleiben; ἢν μή τις θεὸς βλάψῃ. Die Nachrichten aus Baiern lauten jetzt tröſtlicher für die gute Sache, als früherhin. Gebe der Himmel ſeinen Segen dazu. Ihres Herzogs Einfall, den Drillingen, die eine Bauersfrau geboren, und wobei er eine Pathenſtelle vertreten hat, die Namen

1	2	3
Sadrach	Meſach	Abronego
Caſpar	Melchior	Balthaſar

geben zu laſſen, hat mir ſehr viel Spaß gemacht. Freilich, wenn ſchon Ein Junge im Mutterleibe warm genug liegt, ſo müſſen wohl drei auf einmal wie in einem geheizten Ofen liegen. Von der andern Seite wollen wir nicht hoffen, daß die Bauersfrau eine zweite Lätitia Bonaparte ſein, und drei künftige Könige geboren haben ſoll. Daß man aber gar Ihrem Herzog, und Ihnen als Collaborator die malitiöſe Diatribe über die Hierodulen ſchuld gegeben, iſt doch gar zu närriſch. Unſerm Freund Böttiger jucken freilich oft die Finger; gewöhnlich hat er jedoch eher zu loben als zu perſifliren eingenommen. Hier hat ihn aber die Archäologie verführt, den feſtlichen Damen in Berlin einen ſo böſen Streich zu ſpielen, und dem guten Hirt, der das Coſtüm vorgeſchlagen, einen noch ärgern. Nun mag es ihm freilich leid thun, und ſo zieht er ſich hinter das Incognito. Nun leben Sie wohl mein Theuerſter, ewig der Ihrige ꝛc.

N. S. Beiliegendes Dankſchreiben meiner Enkelin werden Sie aequi bonique consulere müſſen. Man ſagt ſonſt gratiarum actio est ad plus dandum captatio. Aber daß ſie gleich für ihren Bruder noch um ein Buch bittet, iſt zu arg. Der Brief liegt ſchon lange bei mir.

Halle, 11. Jan. 1821.

Es iſt lange her, daß ich von Ihrer lieben Hand den letzten Brief erhielt, der mir ſo ganz aus der Seele geſchrieben war, daß ich ſofort Ihnen dafür danken, und recht viel noch mit Ihnen plaudern wollte; ſiehe, da aber kam mir ein Hinderniß nach dem andern, wie ich denn die letzten beiden Jahre dergeſtalt mit Amtsarbeiten überladen geweſen bin, daß mir oft das Horaziſche Otium divos rogat etc. eingefallen iſt. Die meiſte Zeit beſetzten mir die Arbeiten der wiſſenſchaftlichen Prüfungs-Commiſſion, von der ich ſeit einigen Jahren mit Niemeyer, Pfaff und Voigtel Mitglied war, und nun erſt mit Anfang dieſes Jahres mit dieſen meinen Collegen durch andre bin abgelöſt worden. In einem der letzten Jahre hatten wir allein an 40 Schulamts-Cadidaten zu examiniren. Für diesmal will ich mich nothgedrungen kürzer faſſen, und Ihnen hier die Rechnung für die Allg. Litt. Zeit. vom vorigen Jahre überſenden, wonach Sie 33 Thlr. 6 Gr. 2 Pf. gut haben. Da im Anfange des verfloſſenen Jahres mein Buchhalter Ehrhardt ſtarb, ſo weiß ich nicht genau, ob Ihnen die Rechnung pro 1819 zugekommen iſt. Ich habe ſie daher hier auf der Rechnung von 1820 noch nachgetragen. Obige Summe ſollen Sie ſogleich erhalten, wenn Sie mir folgende Fragen beantwortet haben: 1) wie ſtehn die vollwichtigen Piſtolen, als: Friedrichsd'or, Carlsd'or u. ſ. w. gegen Conventionsmünze; 2) wie ſtehn die ſächſiſchen Kaſſenbillets bei Ihnen? Hier ſtehn ſie al pari mit dem ſächſiſchen Courant! 3) wie viel verliert bei Ihnen das preuß. Courant gegen ſächſiſches Silbergeld? Seitdem Preußen einen Theil des Königreich Sachſen bekommen hat, wird hier herum preuß. Courant und ſächſ. Courant im gemeinen Leben faſt für gleich genommen. Blos die Wechsler geben für 100 Thlr. ſächſ. 103 Thlr. preuß.; alſo 3 pro Cent agio. Nächſtens alſo nach Eingang Ihrer Antwort, über mancherlei ausführlicher. Jetzt erhalten Sie den 4ten Theil meiner Ausgabe von Aeſchylus, welcher die Scholia enthält. Welches iſt aber der letzte Band von Cicero, den Sie von mir erhalten haben? Dies bitte ich mir gefälligſt zu melden, damit ich die übrigen nachſende. Nun tauſend gute Wünſche, mein Theurer, für Ihr mir ſo wünſchenswerthes Wohlbefinden. Ewig von ganzem Herzen der Ihrige ꝛc.

Halle, 20. April 1821.

Ob Sie mir gleich ſchon ſo viele Freuden durch Ihre Schriften, Briefe, Geſpräche, Recenſionen gemacht haben, ſo war mir doch lange nichts ſo erwünſcht und erfreulich, als Ihre Recenſion von Böttigers Amalthea, die mir ſowohl wegen des Verlegers, als des Herausgebers um ſo willkommner war, da ich nach Leipzig in 14 Tagen zur Meſſe gehe, und dort von beiden Herren, wenn ich ſie ſpreche, weit freundlichere Geſichter zu ſehn hoffen darf, als wenn die Amalthea noch nicht zur Anzeige gekommen wäre. Nun aber habe ich an Sie ein Anliegen, welches Sie mir bei Ihrer genauen Bekanntſchaft mit München und dem bairiſchen Staate überhaupt gewiß befriedigen können. Ueber beiliegendes Büchlein: der Katzenſprung, (welches ich deshalb anſchließe, weil es vielleicht Ihnen nicht zur Hand ſein könnte), erhalte ich den ebenfalls inliegenden Brief von Hrn. Dr. Müller, Redacteur der Münchner Allg. Litt. Zeit., mit der Bitte, eine Art Recenſion, die er beifügt, bei uns einzurücken, worin das Buch geradezu für ein Pasquill erklärt wird. Ich habe ihm gerathen: 1) das gleich hinter dem Titel angekündigte Panorama von München erſt abzuwarten; 2) zu bedenken, daß in ſeiner vel quasi Recenſion keine Gründe gegen die im Katzenſprung angeführten Thatſachen, keine Gegenbeweiſe enthalten wären; 3) daß, im Fall was dort von einem Herrn von Lerchenfeld angeführt worden, wirklich wahr wäre, es ja eine Injurie wäre, das Buch ein Pasquill zu nennen. Auch könnten wir ſchon deshalb dieſe Recenſion nicht aufnehmen, weil der Verf. S. 170 ihn, den Herrn Dr. Müller, ſelbſt getadelt hätte. Wollte er ſie nun als eine anonymiſche Intelligenz-Nachricht eingerückt wiſſen, ſo müßte er doch eventualiter uns Rede ſtehn; oder aber doch mit Gegengründen ſich begnügen, und ſich des Ausdrucks Pasquill enthalten. Geben Sie mir nun ſo bald als möglich Ihr Gutachten über dieſe Angelegenheit, welches, wie ſich verſteht, ganz zwiſchen mir und Ihnen bleibt. Noch frage ich an, ob ich nicht hoffen dürfte die Freude zu haben, Sie in Leipzig während der Meſſe zu ſehn? Ich umarme Sie von Herzen und bin ewig mit innigſter Hochachtung ganz der Ihrige ꝛc.

Halle, 9. Mai 1821.

Meinen herzlichen Dank für Ihr mir eben ſo angenehmes als treffendes Responsum. Beluſtigt hat mich der Irrthum, daß ich den im Texte des Katzenſprungs angeführten Müller mit dem Herausgeber der Münchner Zeitung für Eine

Perſon gehalten habe. Wir haben indeß eine Rüge deſſelben Buchs von einem Herrn Roth in München erhalten, die wir aufzunehmen kein Bedenken haben konnten, da ſie von dem Einſender unterſchrieben war. Komiſch war dabei, daß Herr Roth eine Stelle aus dem Buche anführt, worin er Koth genannt wird, vielleicht durch Druckfehler, weil aber Herr Roth ſelbſt die Buchſtaben K und R ſehr ähnlich ſchreibt, ſo mußte ich in einem andern Exemplare nachſehn, und fand denn, daß wirklich da Koth, nicht Roth gedruckt war. Ihr Anerbieten, die von Buttmann edirten Scholia in Odyss. zu recenſiren, nehmen wir mit größtem Vergnügen an, ſo wie alles, was von Ihrer Hand kommt. Nach der Oſtermeſſe werde ich eine Reviſion halten über alle Sachen, die zur alten Litteratur gehören, und die wir nun ſo nachzutragen gedenken, daß Collectivrecenſionen über alle noch nicht angezeigte Editionen, Ueberſetzungen und Erläuterungsſchriften aufgenommen werden, die zu Einem und Denſelben Autor gehören. Da will ich Ihnen denn eine Liſte von denen, die den Euripides angehn, zuſenden, worüber Sie ſelbſt ſo viel Treffliches geſchrieben haben, und weil ſie ſo ganz darinnen zu Hauſe ſind, ſollte ich meinen, daß Sie ſich dazu entſchließen könnten. Hiervon nach Pfingſten das Weitere. Alles was ich Ihnen noch von Cicero u. ſ. w. zu ſenden habe, erhalten Sie in der Pfingſtwoche. Indeſſen leben Sie, mein Theuerſter, vollkommen wohl und fröhlich. Niemand kann dies mehr wünſchen und herzlicher ſich darüber freuen als Ihr treuergebenſter ꝛc.

Halle, 23. Okt. 1821.

Stellen Sie ſich vor, mein theuerſter und verehrteſter Freund, Ihr herrlicher Brief „Gotha v. 15. September" iſt mir mit der trefflichen Ausgabe des Achilles Tatius erſt geſtern am 22. Oktbr. zugeſandt worden. Da traf Ihr Scherz buchſtäblich ein, daß es nicht der Achilles ποδας ωκυς wäre. Aber was müſſen Sie von mir gedacht haben, daß ich Ihnen auf eine ſolche doppelte Gabe ſo ſpät antwortete. So geht es aber, wenn man durch Buchhändler-Gelegenheit Briefe beſtellt, und ähnliche Fälle ſind mir vorgekommen, wo Briefe gar ein halbes Jahr alt geworden waren. Nun danke ich Ihnen fürs Erſte herzlich für dieſes neue Produkt Ihres Genies, Ihrer Gelehrſamkeit und Fleißes, welche Gaben zuſammen ſich jetzt ſehr ſelten, ſo wie bei Ihnen finden. Ich werde nun noch in dieſem Jahre ſowohl die Anthologia Palatina als den Achilles in der A. L. Z. zur Recenſion bringen: und die Sünde der Verſpätung in Abſicht der erſten wieder gut zu machen ſuchen. Uebrigens darf Ihr Verleger ſeines Debits ſicher ſein, auch ohne alle Recenſionen. Dem vino vendibili non opus est suspensa hedera. Solche Editoren, wie Sie, machen freilich manchem Verleger Luſt, auch ſolche Ausgaben zu übernehmen, ubi nubem pro Iunone amplectuntur; wie die von Ihnen genannte Jäck'ſche von Horaz. Da könnte leicht einer das Gedicht Horace vengé bei der Recenſion citiren, von de Bar in ſeinen Babioles. Der übrige Theil Ihres Briefes enthält ſo ſchöne Reflexionen über den Geiſt unſrer Zeit, daß ich mich nicht enthalten konnte unſerm Wegſcheider ſie vorzuleſen, der eine eben ſo herzliche Freude darüber hatte als ich ſelbſt, und mich bat, Ihnen salutem plurimam von ſeinetwegen zu wünſchen. Haben Sie denn von dem Grafen Wackerbarth (jetzt in Hamburg) die zwei Werke in klein Folio zu Geſicht bekommen? das eine die Geſchichte der alten Teutonen, das andere die Geſchichte der Türken bis einige Jahre nach ihrer Eroberung von Conſtantinopel. Er ſchickte ſie unlängſt an die Expedition der A. L. Z. und dabei lagen 2 gedruckte Folio-Bogen, betitelt: Flüchtige Schilderung des Grafen v. Wackerbarth. Unter andern heißt es darin: Er habe eine ſehr wichtige Forderung von mehr als Einhundert Millionen Louisd'or (buchſtäblich alſo ausgedrückt, nicht mit Ziffern) an das Herzogthum Sachſen-Lauenburg und an Hannover, derentwegen er bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar klagbar einkam, den Prozeß durch alle Inſtanzen gewann, und ihn bis zur Execution (!!!) ausgeklagt hatte, als der franzöſiſche Krieg anging. Er wandte ſich nun an Napoleon ꝛc. wurde immer vertröſtet, und hat bis jetzt noch nichts erhalten. Was meinen Sie, wenn dieſer Wackerbarth ſich jetzt mit ſeiner Foderung an Georg IV. bei ſeiner Anweſenheit in Hannover hielt, und wenn dieſer nicht zahlte, Wechſel-Arreſt gegen ihn verfügen ließ. Ich werde ausdrücklich an Director Gurlitt ſchreiben, was es mit dieſer Urnatur von Grafen, (er legt ſich dieſes Prädicat ſelbſt bei) für eine Bewandniß habe. Hierbei ſende ich Ihnen vom Aeſchylus den fünften Band, (den vierten haben Sie doch an Oſtern erhalten?) und vom Aristophanes Tomi primi Partem 1 et 2. Nächſtens ſchreibe ich Ihnen wieder. Für heute drängt mich der

Abgang der Poſt. Tu vero vale carissime et favere perge Tuo etc.

Halle, 25. Febr. 1822.

Sie haben mir eine unendliche Freude gemacht durch Ihre treffliche Recenſion der 2 letzt erſchienenen Bände vom Aeſchylus. Ich hätte ſie augenblicklich in die Druckerei gegeben, aber ich hatte mir ſelbſt das Gelübde gethan, nicht eher es zu thun, bis ich die Recenſion von Ihrer Anthologie fertig und zum Druck gebracht hätte. Damit wird ſichs aber wohl bis gegen Oſtern hinziehen, weil ich ſeit Michaelis mit einer Menge, meiſt trockner und gar nicht angenehmer Geſchäfte ſo beladen bin, daß ich des Tags kaum ein Paar Stunden auf litterariſche wenden kann. Da ich nun vom Prof. Erſch höre, daß Sie noch mehrere zum Aeſchylus gehörige Sachen übernommen haben, ſo will ich gleich in der erſten Märzwoche jene Recenſion abdrucken laſſen. Ich habe ſo viel noch mit Ihnen zu plaudern, und will mir nächſten Sonntag alles Mögliche abweiſen, um Ihnen einen längern Brief zu ſchreiben. Mein herzlichſter Wunſch iſt, Sie auf der Oſtermeſſe in Leipzig zu ſehn. Könnten Sie nicht auf ein Paar Tage dahin kommen? Ich wüßte mir kein größeres Meßgeſchenk als dieſes zu denken. Nach der Meſſe bin ich auch nach Jena eingeladen. Sollten Sie lieber dorthin kommen, ſo will ich Ihnen die Tage, wo ich dort zu ſein gedenke, bei Zeiten vorher melden. Alſo mein Theuerſter, denken Sie das Eine oder das Andere möglich zu machen! Auf nächſten Sonntag ein Mehreres von Ihrem mit innigſter Hochachtung und Liebe ergebenſten ꝛc.

Leipzig, 3. Mai 1822.

Geſtern, mein Theuerſter, habe ich mit meiner Frau und Ihrem Prof. Galletti der hier, im Hôtel de Bavière neben mir ſaß, Ihre Geſundheit ausgebracht, und Sie hoch leben laſſen. Ach, wie viel hätte ich darum gegeben, wenn Sie ſo neben uns geſeſſen hätten! Die Berechnung Ihres Honorars für 1821 ergiebt Ihnen einen Saldo von 30 Rthl. 8 Gr. Soll ich dieſe an Herrn Weigel für Sie zahlen? So geben Sie mir Ihre Ordre mit nächſter Poſt. Den Rechnungsauszug für Sie habe ich in Halle liegen laſſen; Sie erhalten ihn in der Pfingſtwoche. Mit großem Vergnügen habe ich Ihre uns eingeſendete Recenſion von Lafontaine's Agamemnon des Aeſchylus geleſen. Einen ſo humanen Ton möchte Herr Lafontaine ſchwerlich in einer andern Recenſion eines ſachverſtändigen Beurtheilers wieder hören. Hermann in Leipzig, Seidler und Reiſig in Halle, ſind durchaus gegen die Kritiken von Herrn Lafontaine geſtimmt. Bei Gelegenheit des ſonderbaren Einfalls von den Calembours ſagte Reiſig: beſſer und wahrſcheinlicher wäre es doch, wenn auf einem Theater über dieſe Edition einer ausgerufen hätte:

O Lafontaine, Lafontaine O!

daß denn einer aus dem Parterre verſtanden hätte:

O Lafontaine, Laff' ohn Ende, O!

Da Sie nun theuerſter Freund, am Ende den Reichthum neuer und eigenthümlicher Anſichten loben, und ſogar von Bewunderung ſprechen, die man dem Scharfſinn des Verfaſſers zollen müſſe, ſo müßte ich doch wünſchen, daß Sie Stellen angeführt hätten, wenn auch nur kurz, wo Sie wirklich die in den Text aufgenommenen Emendationen von Lafontaine für Verbeſſerung, und nicht für Verſchlimmbeſſerung halten ſollten. Denn ſonſt paßt dieſer Schluß nicht zu Ihrer Recenſion. Sie können ſolche Stellen, worin Sie wirklich Lafontainen beitreten, mir noch auf einem Zettel zur Inſertion in Ihre Recenſion nachſenden. Ich ſelbſt habe noch nicht Zeit gehabt, mehr als den erſten Bogen von Lafontaines Commentar zu leſen, werde aber ſogleich, wenn ich auf den Himmelfahrtstag nach Hauſe komme, Alles durchgehn. Ich bleibe noch bis zum 15. Mai hier in Leipzig. Am 16. reiſe ich ab. Ich umarme Sie von Herzen in Gedanken, und wiederhole mein Lebehoch. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 15. Juli 1822

Schon am 21. Junius wollte ich an Sie ſchreiben, und Ihnen für das herrliche, ganz aus meiner Seele geſchriebene Elogium auf Ihren verſtorbenen Herzog Emil danken, als ich durch eine 3 Tage dauernde Krankheit verhindert wurde. Bald darauf aber befiel meine treffliche Frau ein Uebel, von dem mir anfänglich gar nichts von Gefahr ahndete, das aber in eine Art von Darmentzündung überging, und mit Nervenfieber und Entkräftung endete, ſo daß ſie am 6. Julius entſchlief, nachdem ich mit ihr ſeit dem 15. Junius 1777 gerade

45 Jahr in der glücklichſten Ehe gelebt hatte. Herzlich ſpreche ich das Horaziſche aus:

Felices ter et amplius
Quos irrupta tenet Copula nec malis
Divulsus querimoniis
Suprema citius solvit amor die!

Tröſten Sie, mein Theuerſter, meinen Schmerz durch recht erwünſchte Nachricht von Ihrem und der Ihrigen vollkommnen Wohlbefinden, und melden Sie allen unſern Freunden in Gotha mit meiner herzlichen Empfehlung den über mich verhängten großen Verluſt. Meine ſelige Frau erinnerte ſich oft an die glücklichen in Ihrem Gotha verlebten Tage, und an das Wiederſehn von Ihnen und Ihren Freunden an meinem Doctorjubiläo. Ich umarme Sie, mein vortrefflicher Freund tauſendmal in Gedanken; und bleibe bis ans Ende meines Lebens, das mir nun nahe genug iſt, mit der größten Freundſchaft und innigſten Hochachtung der Ihrige ꝛc.

Halle, 21. Nov. 1822.

Für das abermalige ſchöne Geſchenk Ihrer vermiſchten Schriften ſage ich Ihnen meinen verbindlichſten Dank. Ich wollte, ehe ich Ihnen dieſen abſtattete, erſt ſelbſt den Band leſen, und ich bin nach der Durchleſung mit Freuden genöthigt zu ſagen, daß, ſo viel ich erwartete, doch meine Erwartung übertroffen worden. Ueber den Aufſatz zu unſeres Löfflers Andenken werde ich mich noch ausführlich mit Ihnen im nächſten Briefe beſprechen; heute werde ich leider abgehalten. Etwas wirklich nach meiner Empfindung Sonderbares iſt, daß gerade in dieſes Jahr, wo ich das Unglück gehabt habe, meine Frau zu verlieren, folgende Todesfälle von Perſonen gefallen ſind, die mit mir und meiner Frau zugleich in Verbindung ſtanden: 1) Prof. Schneider Saxo in Breslau; 2) v. Ramdohr, zuletzt Preuß. Geſandter in Neapel; dieſer ſchenkte meiner Frau ſein Bildniß von ihm ſelbſt gemalt, 3) Paſtor Beyer auf der Inſel Rügen. 4) Louiſe Brachmann; dieſe logirte erſt einen Tag bei Prof. Schilling, dann kam ſie zu uns, aß und ſchlief hier; am 2. Tage Abends 11 Uhr ließ ſie ſich, da Alles ſchon zu Bette war, von unſerm Pförtner die Hausthür aufmachen, unter dem Vorwande, daß ſie noch Herrn Prof. Schilling ſprechen müßte, und dort ſchlafen würde. Wir erfuhren dieſes am folgenden Morgen und argwohnten nichts. Allein um 9 Uhr brachte ſie der Polizei-Direktor Heller zu uns und meldete, daß ſie geſtern um Mitternacht an der Saale von Halloren aufgegriffen, und auf die Polizeiſtube gebracht worden, wo ſie auch geſchlafen hätte. Da nun Schillings und ſeiner Schwiegermutter Frau Archidiaconus Wille Abreiſe nach Weißenfels nahe bevorſtand, ſo baten wir ſie, ſie zu ſich zu nehmen, und auf ſie Achtung zu geben. Dennoch war ſie dieſen nach 2 Tagen wieder entwiſcht, und wurde wieder nach mehreren Tagen todt in der Saale gefunden. 5) Emil Meyer, ein Sohn meiner Schwiegertochter aus ihrer zweiten Ehe mit dem Dr. Meyer in Berlin. Auch er war vor 2 Jahren bei uns einige Wochen, und meine Frau gewann ihn lieb, ſo wie wir alle. Dieſer hat kürzlich das Unglück gehabt, als er mit einem Freunde auf der Jagd war, und auf dem Anſtande ſeine Flinte perpendiculär vor ſich hielt, daß dieſe los ging, und ihm alle Schrotkörner in den Kopf ſchoß, ſo daß er auf der Stelle todt blieb. 6) Der Kammerherr v. Watzdorf auf Wieſenburg, den; gleich nachdem ich von Jena wieder nach Halle kam, ſein Vater bei uns in Wohnung und Penſion gab, und der als Scholar aufs hieſige Pädagogium in die Lehrſtunden ging. Dieſen hat, wie Sie werden geleſen haben, ein ſehr inniger Freund, als ſie beide auf der Saujagd waren, ohne ſeine Schuld durch eine Kugel, die von einem Steine abgeprallt iſt, ſo verwundet, daß er 12 Stunden darauf geſtorben iſt. 7) Der junge Prof. Heinrich Voß zu Heidelberg. 8) Der Superintendent Haniſch, in Tangermünde in Preußen geboren; der, als ich eben meine Frau geheirathet hatte, 1777—1779 hier in Halle ſie immer nur ſeine goldne Landsmännin nannte. Auch das iſt ſonderbar, daß alle dieſe Todesfälle von Nr. 2—8 erſt nach meiner Frauen Tode vorgefallen ſind. Nun muß ich für heute ſchließen; denke aber gewiß nächſten Poſttag den 25. dieſes wieder zu ſchreiben. Ich umarme Sie indeſſen in Gedanken herzlich. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 16. Decbr. 1822.

In der Anlage, die Sie vielleicht, mein theuerſter Fr., in Gotha nicht zu ſehn bekommen möchten, hat Hr. Kanzler Niemeyer bei Gelegenheit des im Preußiſchen auf den letzten Sonntag des Kirchenjahres eingeführten Feſtes der Verſtorbenen, die ſchöne Stelle aus Ihren vermiſchten Schriften über die Dankbarkeit gegen die Todten abdrucken laſſen. Die Stelle iſt ſowohl poetiſch als moraliſch ſchön. In philoſophiſcher Hinſicht aber habe ich einige Zweifel, die ich wohl von Ihnen gelöſet ſeyn möchte. 1) Was verſtehen Sie darunter, daß das Bild von irdiſcher Bedürftigkeit gereinigt ſei. Der Tod würdiger geliebter Perſonen kann ja doch in dem Bilde das im Gedächtniſſe ihrer Freunde und Verehrer bleibt, nichts ändern; nichts abnehmen noch zuſetzen. 2) Die Form zerfällt, aber ihr Inhalt dauert. Was meinen Sie da für eine Form? Meinen Sie den Körper, ſo kann ich doch die Tugend nicht den Inhalt des Körpers nennen. Meinen Sie die Form der Tugend; die muß im Andenken bleiben; da ja alle Tugend in der Form beſteht, nicht in der Materie der Handlung. 3) Iſt mir nicht klar, wie Sie ſagen können: erſt dann werden die Tugenden trefflicher Menſchen mit recht inniger Freude genoſſen, wenn die Banden der Form gelöſet ſind, durch die ſie gefeſſelt wurden. Warum ſollte ein Mann die Tugenden ſeines Weibes, ſeines Freundes ꝛc. nicht inniger genießen, wenn beide noch leben? Nach ihrem Tode miſcht ſich in die Freude, wenn ſie auch eben ſo groß bleibt durch das Andenken, wie bei Lebzeiten durch den Genuß, offenbar doch das unangenehme Gefühl der Wehmuth über den Verluſt. Auch verſtehe ich nicht, wie Tugenden durch die Bande der Form gefeſſelt werden können. Ueberhaupt ſcheint mir auch in der ſchönen Stelle der Werth der Denkmale zu hoch angeſetzt zu ſein. Wer kümmert ſich viel um die Leichenſteine, Kreuze ꝛc. auf unſern Gottesäckern? Endlich verſchwindet auch das Andenken ſelbſt an die Vorältern aufſteigender Linie gar bald, die Aeltern und Großältern bei Kindern und Enkeln ausgenommen. Ich z. E. weiß die Namen meiner Vorältern von väterlicher Seite bis in das ſechzehnte Jahrhundert hinauf. Aber mein Großvater, der Oberbürgermeiſter in Aſchersleben war, mein Urgroßvater Oberreitherr daſelbſt, endlich ein Hans v. Schütz, der ſeinen Adel niederlegte, weil er zu Anfange des 30jährigen Krieges um ſein Vermögen gekommen war; von Allen dieſen weiß ich nichts als was ich eben geſchrieben habe; und hier findet alſo kein eigentlich dankbares Andenken ſtatt. Uebrigens iſt die ganze Stelle ein ſchönes poetiſches Gemälde; ich habe ſie meinen Mitgliedern des philologiſchen Seminarii ins Lateiniſche zu überſetzen aufgegeben. So weit hatte ich geſchrieben, und wollte eben des unerwarteten Todesfalls unſers Schlichtegrolls gedenken, als Ihr liebes Briefchen vom 13. Dezbr. ankam; Sie kommen meiner Bitte um einen Nekrolog zuvor, und ich danke Ihnen dafür herzlich. Senden Sie ihn ſo bald als möglich mir zu. Zugleich bitte ich Sie, wofern Ihnen, was meine Frage enthält, noch nicht aus dem Gedächtniſſe, wie mir entfallen iſt, damit auszuhelfen. Der ſelige Schlichtegroll hat in der früheſten Zeit etwa zwiſchen 1788 bis 1790 mit den Herrn Faber und Mnioch gemeinſchaftlich Etwas herausgegeben. Als davon eine Recenſion für die A. L. Z. einlief, war ihr Anfang folgender: „Die Herren Faber, Mnioch und Schlichtegroll (ohne Zweifel lauter erdichtete Namen) u. ſ. w.“ Sie können denken, da ich alle dieſe drei jungen Männer perſönlich kannte, und von der Aechtheit ihrer Namen überzeugt war, wie ich damals über dieſe Conjectur gelacht habe. Nun frägt ſich aber, was jenes für eine Schrift war; dieſes habe ich vergeſſen, und nirgends wieder auffinden können. Statt des F. v. Hardenberg wird wohl ſchwerlich wieder ein Staatskanzler ꝛc. ernannt werden. Wahrſcheinlich bekömmt der Kronprinz den Vorſitz im Staatsrathe, und übrigens treiben die Chefs der Miniſterien jeder für ſich ihre Geſchäfte. Der Himmel erhalte Sie, mein theuerſter und verehrteſter Freund, bis in die ſpäteſten Jahre bei Ihren trefflichen Geiſteskräften und guter Geſundheit. Möchte nur auch Ihr Gehörsſinn ſich wieder beſſern, wobei ſo Viele verlieren, die ſich gern mündlich mit Ihnen unterhalten möchten. Sie freilich vermiſſen dabei nicht ſo viel. Nunquam es minus solus, quam quum solus. Ich umarme Sie in Gedanken herzlich. Ewig der Ihrige ꝛc.

Halle, 13. Jan. 1823.

Indem ich Ihnen, mein theuerſter und verehrteſter Fr. meinen ergebenſten Dank für Ihre ſchöne Epist. ad Doeringium, den ich Ihnen vor 8 Tagen in einem kleinen Brieflein bezeigt, und zugleich die Bitte wiederhole, wenn es Ihnen nicht beſchwerlich iſt, eine Anzeige von Hrn. Schulz Geſchichte Ihres Gymnasii, nebſt einer Nachricht von den Feierlichkeiten für die A. L. Z. zuſende, wo ich dann Ihre Epistolam ſelbſt zugleich mit anzeigen werde, will ich Ihnen nur noch eine kleine Bemerkung, und eine kleine Frage vorlegen. 1) Sie ſagen Stroth habe una cum Griesbachio et Schützio bei Semlern gehört. Dies iſt aber nicht ſo. Stroth kam als Student hieher von Greifswalde im Frühjahr 1770. Ich hatte ſchon 1768 promovirt und kam 1769 Michaelis von der Ritterakademie Brandenburg hieher und fing an zu leſen, wurde auch Inspector Seminarii theologici, welches Semler aber in ein philologiſches verwandelte. Hierin wurde Stroth als Mitglied, und dann als Senior Seminarii aufgenommen, hörte alſo bei mir, und war bei Griesbachs Disputation pro facultate docendi Reſpondent. Im Jahre 1771 ging er nach Berlin; zu Ende des Jahres 1772 empfahl mich Semler zu dem erledigten Rectorat in Quedlinburg der Aebtiſſin dieſes Stifts, der Prinzeſſin Amalia, Schweſter Friedrichs des Großen. Dieſe conferirte mir auch die Stelle zu Anfange des Jahres 1773. Allein im März dieſes Jahres wurde ich mit Griesbach und Vogel zum hieſigen Professore Extraordinario ernannt. So bat ich denn die Prinzeſſin Amalia mir zu verzeihen, daß ich bei der hieſigen Univerſität bliebe, und Semler empfahl ihr einen andern hieſigen Privatdocent. Da ſchrieb aber Amalia etwas empfindlich: es ſchiene als ob die hieſigen Magistri philos. ſich zum Rectorate in Quedl. blos deshalb zu empfehlen ſuchten, um hier Profeſſoren zu werden; und nun wurde Stroth gewählt, der in Berlin ihr (vermuthlich von Spalding) empfohlen war. 2) Die Frage, die ich gern von Ihnen beantwortet ſähe, (wenn Sie verlangen ſollten sub sigillo silentii) betrifft den Umſtand, was das für procellae domesticae geweſen, die des ſel. Stroth's Krankheit verſchlimmert haben. Sollte das etwa auf Zwiſtigkeiten mit ſeiner Frau gehn? Davon habe ich weder bei dem Beſuche in Quedlinburg, noch nachher in Gotha etwas gemerkt, und es müßten alſo dieſe procellae etwa erſt im Jahre 1784 ausgebrochen ſein. Nun wünſche ich Ihnen, mein Theuerſter, zum neuen Jahre und einer langen Reihe folgender Jahre das vollkommenſte Glück, und beharre mit innigſter Hochachtung und Freundſchaft der Ihrige ꝛc.

Halle, 9. Aug. 1824.

Was für eine Freude haben Sie mir, mein theuerſter und verehrteſter Freund, mit der trefflichen Blumenleſe gemacht! Ich wollte Ihnen gleich mit umlaufender Poſt meinen innigſten Dank abſtatten, allein ich war dieſe Tage her ſo überhäuft mit allerlei Zerſtreuungen und Nebenarbeiten, daß ich an das Liebſte nicht denken konnte. Auch heute ſchreib ich nur ein Paar Worte, um Ihnen zu ſagen, daß ich nächſtens ausführlich ſchreiben werde, ſpäteſtens denke ich heute über 8 Tage. O könnte ich nur einmal zu Ihnen kommen, wie viel wollten wir, beſonders über die jetzigen Zeitläufte in Abſicht der Theologie, Toleranz, Myſtik ꝛc. plaudern! Ganz erſtaunt bin ich über die ſchon in mehreren Zeitungen abgedruckte Verordnung des Großherzogs von Baden. Da war ja doch das Religionsedikt unter Fr. Wilhelm II., als Wöllner Miniſter war, noch leidlich zu nennen. Was wird Paulus in Heidelberg dazu ſagen? Und wer weiß, ob nicht unſeres Wegſcheiders Dogmatik, vierte Ausgabe, wo nicht gar verbrannt in Baden, doch verboten wird. Ich umarme Sie von Herzen, und lege Ihnen das Blatt A. L. Z. bei, mit der Anzeige Ihrer lieblichen Erzählungen 1s Bdch. Mit innigſter Hochachtung und Liebe beharrend der Ihrige ꝛc.

Halle, 27. Dec. 1824.

Bei mir iſt diesmal recht eingetroffen:

„Allein wer kann dafür, daß ungeneigte Winde
Von unſern Wünſchen oft den beſten Theil verwehn!“

Es war mein feſter Vorſatz, zu Ihrem Jubiläo des Gothaiſchen Gymnaſii in Gotha einzutreffen. Ich hatte ſchon meiner Schweſter Griesbach nach Jena geſchrieben, daß ich ſie dort abholen wollte, und ſie freute ſich außerordentlich darauf, wollte auch von Gotha einen Abſtecher machen nach Schnepfenthal zu ihrem Freund Ausfeld, während daß ich beim Jubiläo blieb; allein leider wurde ich durch Facultätsgeſchäfte, da ich ſeit dem 12. Juli Decanus bin, ſchlechterdings genöthigt, hier zu bleiben. Indem ich dieſes Ihnen ſchreiben wollte, kam Ihre ſchöne Epistola, für die ich, ſo wie für die ſchöne neue Ausgabe Ihrer deutſchen Anthologie (früher Tempe) Ihnen längſt hätte danken wollen und ſollen, aber ich bin gar nicht in dieſer Zeit zu mir ſelbſt gekommen, und habe das Beſte und Liebſte immer müſſen liegen laſſen. Da ich den 12. Januar das Decanat los werde, ſo ſchreibe ich alsdann gewiß über Vieles, und zwar recht ausführlich, wenn ich nicht noch früher dazu kommen kann. Hier überſende ich Ihnen einſtweilen für Ihre Bibliothek eine Pſyche von einer hieſigen Fräulein und halben Namensvetterin von Ihnen. Die Buchſtaben Talvi auf dem Titel bedeuten nämlich: Thereſe Auguſte Louiſe von Jakob, Tochter unſers Staatsraths von Jakob. Ich habe es noch nicht leſen können. Nun mein theuerſter, verehrteſter Freund, bitte ich Sie, alle unſere Gothaiſchen Freunde, Herrn Döring, Kries, Uckert u. ſ. w. von mir herzlich zu grüßen. Habe ich das Leben noch aufs Frühjahr, ſo komme ich dann auch gewiß zu Ihnen; denn ich ſehne mich ganz innig danach, Sie zu umarmen. Indeß Vale, et quidem pancratice. Ihr treueſter und innigſt ergebenſter ꝛc.

Halle, 14. Febr. 1825.

Ich ſchicke Ihnen hierbei, theuerſter Freund, ein halb Dutzend Abdrücke Ihrer ſchönen Recenſion zur beliebigen Vertheilung an Herrn Schulze u. ſ. f. in Gotha. Ich werde nun gleich die Beſchreibung des Jubelfeſtes, und auch die ſchönen lithographirten Portraits Ihres Herrn Sohnes, der nach dieſer Probe ein vorzüglicher Künſtler werden wird, anzeigen. Haben Sie ſchon eines gewiſſen Heine lateiniſche Ueberſetzung von Bürgers Lenore angeſehn? Wie, glauben Sie wohl, daß es mag zugegangen ſein, daß er die Stelle:

Sag' an, wo iſt dein Kämmerlein,
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?
Weit, weit von hier; ſtill, kühl und klein,
Sechs Breter und zwei Bretchen.

alſo überſetzt:

Dic, tuus ubi thalamus
Et lectus ubi? qualis?
Remotus, artus, tacitus,
K besse — genialis.

Das K besse ſoll ausdrücken: Sechs Breter und zwei Bretchen. Ich habe darüber eine Conjectur Ihrem hieſigen Namensvetter Hrn. Prof. Jacobs mitgetheilt, und dieſer trat mir bei. Theilen Sie mir doch Ihre Meinung über dieſes unbegreifliche Ueberſetzerſtückchen mit. Es kommen noch viele andere hübſche Sächelchen in dieſer lateiniſchen Lenore vor; z. B. mi eunrium S. 12. Von ſolchen Arbeiten kann man wohl ſagen: Stultus labor est ineptiarum. Ich umarme Sie herzlich in Gedanken; voll innigſter Hochachtung und Ergebenheit der Ihrige ꝛc.

Halle, 17. Febr. 1825.

Meinen letzten Brief, womit ich Ihnen Exemplare Ihrer Recenſion von Schulze's Geſchichte Ihres Gymnaſii ſandte, werden Sie bei Ankunft des gegenwärtigen erhalten haben. Seitdem habe ich, jedoch blos noch in der Leipziger Zeitung, die unerwartete Nachricht vom Tode Ihres Herzogs geleſen. Mit ihm iſt nunmehr eine Linie des herzogl. Sächſ. Geſamthauſes ausgeſtorben; auch eine von den vielen Merkwürdigkeiten unſers Zeitalters, die wir erlebt haben. Weſſen Ober-Bibliothekar werden Sie nun werden? Meiningiſcher oder Coburgiſcher? Denn ich glaube, Weimar geht leer aus! Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir theils über die Krankheit des Herzogs Friedrich, theils über die Erbfolge einige Nachrichten mittheilen wollten. Ich habe mit der letzten Poſt an den Buchhändler Hennings geſchrieben, mir den Preis der ſchönen Bildniſſe zu melden, da ich mehrere Beſtellungen habe. Indeſſen, da ich eiligſt ſchließen muß, wünſche ich Ihnen das duplum des von dem ſel. Herzog erreichten Lebens; ſo viel ich weiß, iſt er blos 51 Jahr alt geworden. Der Ihrige ꝛc.

Halle, 9. März 1827.

Ich ſchicke Ihnen hierbei drei Blätter der Allgem. Litt. Zeit., worin Herr Philipp Wagner Ihre ſchöne Blumenleſe u. ſ. w. recenſirt hat. Wegen der Klage, die er gleich zu Anfange über eine Stelle Ihrer Vorrede führt, hätte ich Ihnen erſt das Mſcpt. zugeſchickt, wenn er ſich nicht genannt hätte am Schluſſe der Recenſion. So aber mußte ich ſie abdrucken laſſen. Sollten Sie etwas darüber bemerken wollen, ſo ſenden Sie mir es zu; es wird unentgeldlich abgedruckt. Große Freude hatte ich heute über die Anzeige im hieſigen Wochenblatte, woraus ich erſah, daß Sie Ihre trefflichen Schriften für die Frauen in einer Sammlung herausgeben. Ich habe ſogleich auf ein Exemplar ſubſcribirt. Ich habe heute nicht Zeit mehr zu ſchreiben; Sie erhalten aber bald einen recht langen Brief über mancherlei Punkte. Jetzt melde ich Ihnen nur noch, daß am 18ten April unſers Kanzlers Niemeyer 50jähriges philoſophiſches Doctor-Jubiläum gefeiert wird. O wenn Sie uns doch die Freude machten, uns auf ein Paar Tage zu beſuchen? Sie können bei mir logiren. Propediem plura von Ihrem treuſten Freunde und Verehrer ꝛc.

Halle, 20. März 1827.

Ihr Schreiben, mein theuerſter und verehrteſter Freund, an den Herrn Dr. Philipp Wagner in Dresden, habe ich ſogleich an ihn befördert. Er wird ſich dadurch ſehr geehrt fühlen. Allerdings hätte er ſich die fluctus in simpulo etwas erſparen können. Hier ſchicke ich Ihnen nun wieder eine Recenſion von Ihrer Ausgabe der Anabasis, von welcher der Recenſent ſich nicht unterzeichnet hat. Es iſt aber (was ich Ihnen vertraue) Hr. Director Poppe in Frankfurt a. d. O. Die Recenſion hatte er ſchon zu Ende des Jahres 1825 eingeſchickt. Der Abdruck wurde aber immer aufgeſchoben, weil ich noch mehr Bände von der Weigelſchen Sammlung zugleich mit anzeigen wollte, was aber bisher noch nicht möglich war. Wie gefällt es denn den Gothanern, ſeitdem ſie den Herzog von Coburg zum Regenten bekommen haben? Viele hätten es wohl lieber geſehn, wenn er ſeine Reſidenz in Gotha genommen hätte. Unendlich würde ich mich freuen, wenn Sie den 18. April uns hier beſuchen wollten. Gebe der Himmel Ihnen das vollkommenſte Wohlbefinden, um die mir gemachte Hoffnung erfüllen zu können. Mit innigſter Hochachtung und Freundſchaft der Ihrige ꝛc.

Ilgen.

Pforte, 12. Aug. 1803.

. Theuerſter Freund! Wenn die Profeſſor-Auswanderung von Jena ſo vor ſich geht, wie ſie angelegt iſt, ſo werde ich mich wohl hüten, je wieder nach Jena zu kommen. Ich müßte wahrhaftig wie der ſel. Reiz, als er nach Leipzig gekommen, und die dürren Kornfelder geſehn, ausrufen: „dürres Land, Sela!“ Um des Himmels Willen, was für ein Schickſal waltet über Jena! Alles, Alles will fort. Dieſe Auswanderung iſt fürchterlicher, als wie der Auszug der Studenten. Mein Kopf, der mir ſo ſeit einiger Zeit nicht auf dem rechten Flecke ſteht, geht ordentlich im Wirbel mit mir herum. Ich denke mir es faſt mit Jena, wie die Franzoſen mit Lyon es machen wollten, auf die Stelle, wo es geſtanden, eine Säule aufrichten, welche den Wanderer belehren ſollte, daß es eine Stadt dieſes Namens gegeben; oder wie ſich Lichtenberg über die deutſche Societät in Jena geäußert. Doch dieſes wolle der Himmel verhüten, und die Herzen der Profeſſoren lenken. Sollte es aber mit Ihnen Ernſt werden, und kein Patriotismus wiederkehren, ſo bitte ich mir ja eiligſt Nachricht aus, damit wir einander noch ſehen und ſprechen, und ſollte es in Dornburg ſein, wenn die Kluft zwiſchen uns befeſtigt ſeyn ſollte, daß keiner ganz zu dem andern könnte. Mit der Leipziger Zeitung, dachte ich, als Sie mir ſchrieben, ſind es Mährlein! Allein eventus meliora docuit. Ich habe jedoch noch kein Blatt davon geſehn. Pro Deum, popularium, adolescentium, postulo, clamo, oro, obsecro ploro atque imploro fidem; wer hat den libellum terribilem über Heynen verfertigt? Wenn es keine Ilias post Homerum gegeben hat, ſo iſt es dieſe Recenſion, nämlich nach der Wolfiſchen Idee. Dieſe Recenſion muß mehr als einen Sänger haben; oder iſt es Einer, ſo muß er von allen Teufeln Homeriſcher Gelehrſamkeit zugleich beſeſſen geweſen ſeyn, die bei ihrem Ausfahren in den Heyniſchen Säuen ein luſtiges Quartier fanden. Ich habe mich bald von Sinnen gerathen. Ich bitte Sie, löſen Sie mir das Räthſel. Ihr Neffe Sonntag hat ſich bisher ganz gut aufgeführt; es geht auch im Lernen vorwärts, obgleich nicht ganz raſch. Ins künftige verlangen Sie nur von halb Jahr zu halb Jahr, daß er ſeine Cenſur ſchicken ſoll. Dieſes Mal war er den Novitiis diligentibus et attentis zugezählt. Zwei bis drei Groſchen Taſchengeld hat ziemlich jeder; mancher ſechs bis acht Groſchen. Wollen Sie ihm etwas zufließen laſſen, ſo wird er nicht mit Neid auf andere zu ſehn brauchen, wenn ſie Obſt eſſen. Daß ich einen kleinen Sohn habe, iſt ſchon längſt bei meinem Bruder in Jena bekannt geworden. Er iſt munter und wohl. Doch denke ich mir immer die Möglichkeit des Verluſtes, und dann bin ich ſchon traurig. Meine in Jena liegenden drei Knaben kann ich immer noch nicht vergeſſen. Ihrer lieben Frau Gemahlin, Herrn und Frau Doctor Schütz empfehlen Sie mich herzlich und behalten Sie lieb Ihren ꝛc.

Pforte, 12. Juli 1804.

„Hierbei überſende ich Ihnen die Rechnungen von Ihrem Neffen Sonntag. Wenn Sie ihm jährlich 40 Thaler, alſo quartaliter 10 Thaler zugedacht haben, ſo kann und muß er damit auskommen. Freilich kann er keine großen Sprünge machen; allein dieſes ſoll er auch nicht. Ich habe anders wirthſchaften müſſen, da ich Schüler war. Von ſeinem Vater möchte es wohl heißen: Ex inferno. — Ich habe jetzt meine wahre Noth, beſonders wegen unwahrer Urſachen. Die fürchterlichen Gerüchte, daß Pforte verlaſſen, daß 70 Alumnen auf den Tod lägen; daß 22 geſtorben wären, daß nicht nur Scharlach-, ſondern auch Faul- und Fleckfieber hier herrſchte, haben mir Correſpondenzen, Kämpfe, Streitigkeiten, Vorwürfe, Ach und Wehſchreien, ja Klagen von dem jüngſten Gerichte über den Hals geladen. Das Wahre iſt, daß 3 Schwächlinge geſtorben ſind, 16 gelegen haben, und zwei noch liegen, aber außer Gefahr; hoffentlich wird es nun vorüber ſeyn. Leben Sie wohl, und fahren Sie fort zu lieben Ihren ꝛc.

Pforte, 9. Nov. 1807.

„Daß der Krieg unter anderm auch dieſe Folge haben würde, daß Sie Halle verlaſſen und nach Berlin wandern müßten, hätte ſich vor einem Jahre Niemand träumen laſſen. Es war mir auch anfangs, als ſich das Gerücht davon verbreitete, ſo unglaublich, daß ich allen, die Nachricht haben wollten, tapfer widerſprach, bis endlich Ihre eigne Ankündigung in den Leipziger Zeitungen, und die mündliche Beſtätigung des Hrn. Legationsrath Bertuch mir keinen Zweifel weiter übrig ließen. So würden wir alſo noch weiter von einander getrennt! Aber vielleicht ſind Sie es ſchon längſt von mir geweſen. Einen Beweis dafür muß ich wenigſtens darinnen finden, daß Sie ſeit der fatalen Geſchichte mit Ihrem Neffen Sonntag keinen Buchſtaben wieder an mich geſchrieben haben. Hierzu kann ich auch das Mistrauen rechnen, das Sie in meine Nachrichten, die ich Ihnen über den unangenehmen Vorfall mitzutheilen im Stande war, ſetzten, indem Sie nicht nur in Pforte, ſondern auch in Leipzig ſich nach den Umſtänden erkundigt haben. Was könnte ich denn für einen Grund haben, Ihnen etwas zu verheimlichen? Oder glauben Sie wohl gar, daß ich daran Schuld wäre, und nur ſo einen Firniß vormachte? Ich kann es nicht leugnen, daß es mich ungemein betrübt hat, daß Sie Anderen, die Sie noch gar nicht kannten, mehr Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe zutrauten, als mir, den Sie ſeit Jahren gekannt haben. Nichts ſehnlicher wünſche ich, als Sie noch einmal vor Ihrer Abreiſe nach Berlin zu ſehen und zu ſprechen: aber — Mit der größten Anhänglichkeit und den unveränderlichſten Geſinnungen verharre zeitlebens Ihr ꝛc.

Pforte, 16. Oktobr. 1809.

„Sie haben mir durch Ihr Geſchenk mit Cic. Epist. eine anßerordentliche Freude gemacht. Schon war ich im Begriff, ſie mir von meinem Buchhändler kommen zu laſſen; und wäre es um 8 Tage ſpäter geweſen, ſo hätte ich ſie doppelt erhalten. Es war wirklich ein glücklicher Einfall von Ihnen, eine lateiniſche Ausgabe der Wielandſchen Ueberſetzung anzupaſſen. Nehmen Sie dafür meinen allerfreundlichſten Dank und den wärmſten Händedruck. Wie ſehr hätte ich gewünſcht, meine Frau zu Ihnen begleiten zu können, beſonders auch, weil ich nicht weiß, wann ich den Dr. Vater wieder zu ſehen bekomme. Allein es wollte ſich durchaus nicht machen laſſen. Meine Lage iſt mir deshalb bisweilen ſehr läſtig, weil ich gleichſam wie angekettet leben muß; und reiße ich mich einmal los, ſo habe ich dies lange zu büßen. Wenn nur erſt die Plan-Geſchichten mit Pforte zu Ende kämen! Es iſt die ganze Sache, wenn ſie aus freier Hand könnte abgemacht werden, nicht der Rede werth; da es aber durch ſo viel Inſtanzen muß, ſo gewinnt ſie eine Weitläuftigkeit, die unüberſehbar iſt. Indeſſen hoffe ich doch noch einmal nach Halle kommen zu können. Freilich bin ich um kein Haar ſtärker geworden, als ich vor 10 Jahren geweſen, und Sie werden nicht lange zu rathen haben; aber ich denke das auch bei Ihnen zu finden. Man kann nun einmal bei den Humanioren nicht fett werden. Laſſen Sie dies aber ſeyn. Je leichter ſich unſer Körper bewegt, deſto ſchwerer läßt er ſich niederwerfen. Ihr treuer Freund ꝛc.

Pforte, 29. Okt. 1809.

„Mein theuerſter Freund! Eine Dieberei-Unterſuchung und andere dazu kommende Fatalitäten hielten mich ab, Ihnen ein paar Tage früher dieſe Zeilen zuzuwerfen, und Ihnen zu ſagen, daß ich nicht ſo glücklich ſein werde, Sie in Leipzig zu ſehen und zu ſprechen. Die Illustris Porta iſt nicht zum Univerſitäts-Jubiläum eingeladen werden; und ungebetene Gäſte werden nach einem alten thüringiſchen Sprüchworte hinter die Stubenthür geſetzt. Höchſt wahrſcheinlich iſt es wider die Verfaſſung, und auch wohl zu billigen; denn die Fürſtenſchulen ſind doch keine Univerſitäten. Bei dem Wittenbergiſchen Jubiläo war der hieſige Tertius, der jetzt in Jena mit halbem Verſtande lebt, M. Charitius, eingeladen. Dieſer war aber Habilitatus, war ein geborner Wittenberger und hatte noch viele Freunde daſelbſt. Eine Privat-Einladung habe ich für meine Perſon erhalten; aber dieſe kann ich nicht gut annehmen, wenn ich auch durch andere Gründe mich nicht abhalten ließe, weil wir auf den nächſten Sonntag unſere Communion haben. Das Griesbachiſche Neue Teſtament möchte ich um deswillen gern haben, weil ich damals con amore mit an der Erfindung der neuen Lettern dazu gearbeitet habe; allein die Finanzen, die in Pforte ſo gut, wie an andern Orten, von Tage zu Tage ſchlechter werden, nöthigen mich, auf das Nützliche zu ſehen, beſonders dieſes Jahr, wo ich in mancherlei Hinſicht in die Brüche gekommen bin. Ich danke Ihnen aber herzlich für den Beweis Ihrer Freundſchaft, daß Sie mir davon Nachricht gegeben haben. Wie lange habe ich ſchon den Herodotus ed. Wesseling. geſucht! Dieſes Buch iſt wie aus der Welt verſchwunden. Daß es Niethammer in München nicht ſo recht gehen mag, habe ich aus einem Briefe von Thierſch gemerkt, den ich nach München empfohlen hatte. Denn dieſer klagt auch für ſeine Perſon. Am beſten mögen es wohl die Akademiſten Jacobs, Breyer u. ſ. w. haben. Dieſe haben gute Beſoldungen, und wenig zu thun. Die Lage, in der Paulus ſich befindet, ſcheint der meinigen zu gleichen. Ich muß geſtehen, daß ſich der Wunſch bisweilen ſehr lebhaft in mir regt, daß ich doch auch mich mit etwas Litterariſchem möchte beſchäftigen können. Anfangs fühlte ich es nicht ſo wie jetzt, weil ich immer hoffte, nach Verlauf einiger Jahre würde es anders werden. Ich ſehe aber, daß es ſo fort geht, und daß keine Abänderung Statt findet. Der Himmel beglücke Ihre Reiſe nach Leipzig, und ſeyn Sie recht froh; und wenn es Ihnen recht wohl iſt, ſo denken Sie an Ihren alten treuen Freund.

Pforte, 11. Nov. 1819.

Ich freue mich außerordentlich, daß ich von dem in der Beilage bezeichneten Verein zur Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums beauftragt worden bin, Sie, mein alter theuerſter Freund, um gefällige Theilnahme zu erſuchen; nicht allein deswegen, daß ich von Ihnen keine Repulsam zu fürchten glaube, ſondern auch, weil ich dadurch Gelegenheit habe, mein Andenken bei Ihnen wieder ein wenig aufzufriſchen. Es iſt doch ſehr lange, daß wir einander nicht geſehen, und nicht geſprochen haben. Doch kann und darf ich nicht hinzuſetzen: nicht gehört. Denn gehört habe ich von Ihnen gar viel Erfreuliches, geleſen auch gar viel und mancherlei Schönes; daß ich alſo weiß, daß Sie wohl, heiter und geſund ſind, und als einer der älteſten Muſenprieſter mit jugendlicher Kraft wirken. Mit mir lahmt es. Meine Geſundheit iſt ſeit ein paar Jahren ſehr herunter gekommen, und gar nicht mehr, wie ſonſt. Es iſt im ganzen Körper eine Abſpannung und Schwäche, die, wie ich glaube, kein Arzt recht zu faſſen weiß. Ich bin deshalb in Franzensbrunnen dieſen Sommer geweſen; aber ich habe doch nicht die Hülfe gefunden, die ich erwartete. In Franzensbrunnen ſelbſt befand ich mich wohl, auch noch etliche Wochen nach meiner Zurückkunft; aber kurz vor Michaelis, als die Herren Geh. Regierungs-Rath Schulze aus Berlin, und Conſiſtorial-Rath Matthias aus Magdeburg, als Commiſſarii hier waren, hatte ich mir durch Abweichung von meiner gewöhnlichen Ordnung und Lebensart, auch noch wohl durch hinzugekommene Erkältung, ein Uebelbefinden zugezogen, daß mir die Erfüllung meiner Amtspflichten faſt unmöglich machte. Damit hat ſich es nun zwar etwas gebeſſert, aber es iſt doch noch ein unangenehmes Reſiduum davon vorhanden. Der Herr Geh. Ober-Regierungs-Rath Schulze iſt wohl ein alter Bekannter von Ihnen von Weimar her? Mit der hieſigen Schule werden viel Veränderungen im Innern und Aeußern gemacht. Der Lectionsplan ſoll umgeändert, und die Oekonomie von einem Pachter getrieben werden. Dieſes alles ſoll in dem nächſten Jahre ins Werk gerichtet werden. Doch dieſes ſind alles Dinge, die ſich beſſer mündlich beſprechen laſſen, wenn ich nur ſo glücklich wäre, nach alter Art von Angeſicht zu Angeſicht mit Ihnen plaudern zu können. Vielleicht kann ich mich einmal von meiner Kette losreißen.

Pforte, 28. Nov. 1826.

Unſer Briefwechſel iſt durch zufällig eingetretene Arbeiten ins Stocken gerathen. Ihre letzte Frage war: ob das Lexicon Budaei, welches ich ſuchte, ein von den Commentariis Graecae Linguae von Budaeus weſentlich verſchiedenes Werk ſei? Das iſt es allerdings. Es hat ein Gelehrter, deſſen Namen ich nicht gleich zu nennen im Stande bin, das Vorzüglichſte aus den Commentariis herausgehoben, und in das Lexicon Graecum, woraus ſpäter das ſogenannte Septemvirale entſtanden, übergetragen, und ſolches Budaei aliorumque Dictionarium Graecum betitelt. Die Commentarios des Budaeus beſitze ich ſelbſt zwei Mal; es iſt dieſes Buch auch in der Schul-Bibliothek; aber das Lexikon habe ich noch nicht ſinden können. Ich bin zwar wieder auf einer Spur; aber es koſtet Schreiberei, dieſe Spur zu verfolgen. Dazu muß ich erſt Zeit wieder gewinnen. Der Ueberbringer dieſes iſt der Herr Candidat des Schulamts Jacobi, ein Bruder des hieſigen Profeſſors der Mathematik Jacobi, den der gradum Doctoris philosophiae, den Sie, als Decanus splendidissimus amplissimi philosophorum ordinis, vermöge der Ihnen übertragenen Machtvollkommenheit, ertheilen können, zu erhalten wünſcht. Ich empfehle Ihnen dieſen liebenswürdigen und achtungswerthen jungen Mann, als den Bruder eines Freundes und Collegen von mir, und als meinen eignen Freund. Er hat in Jena ſtudirt, und da auch eine Schrift herausgegeben, welche ſeine nicht gemeinen Kenntniſſe in der Mathematik beweiſt. Er iſt auch in den Humanioren gut bewandert, und er wird einmal ein recht tüchtiger Schulmann werden. Man hat wegen ſeiner Anſtellung immer Anſtoß daran gefunden, daß er nicht auf preußiſchen Univerſitäten gebildet worden iſt, und im Preußiſchen das Examen nicht gemacht hat. Dieſes Hinderniß wird dadurch, dünkt mich, gehoben, wenn er in Halle promovirt. Da man bei den Theologen ſo liberal iſt, und nicht fordert, daß ſie auf einer preußiſchen Univerſität geweſen ſind, ſo wird man doch bei dem Schulmanne die Forderungen auch nicht weiter treiben. Nehmen Sie ſich alſo des jungen Mannes an, und werden Sie ihm in ſeinen Wünſchen auf jede Weiſe beförderlich; Sie werden ſich dadurch keinen Undankbaren verpflichten. Daß Sie mich keine Fehlbitte thun laſſen, bin ich ſo feſt überzeugt, daß ich ſchon im Voraus mich Ihnen verbunden fühle, der ich ꝛc.

Klein.

Breslau, 2. April 1817.

Wenn mir Ew. Wohlgeboren zur Ausarbeitung jener Collationen, von denen in meiner Anzeige die Rede iſt, noch einige Zeit vergönnen wollen, ſo werde ich keinen Anſtand nehmen, jenem mir ehrenvollen Vorſchlag einzugehn. Bis jetzt iſt erſt die Collation zur Schrift de Oratore ganz, und die zu den Officien theilweiſe ausgearbeitet; nämlich in der Art: daß im erſten Theile neben den Varianten des Hahniſchen Druckes von 1468 die Lesarten des Venediſchen von 1485 und der echten Lambiniſchen Ausgabe von 1566 geſtellt ſind, mit gelegentlichen Ausführungen einzelner Stellen (zum Theil einer Ausbeute der

Breslauiſchen Handſchriften des Cicero und älteſten Drucks), desgleichen mit genauer Nachweiſung der von Nonius und Rufinus (de compositione et metris oratorum) angeführten Stellen, jener nach der Venediſchen Ausgabe des Nonius vom J. 1476, dieſer nach den gleichfalls Venediſchen Ausgaben des Priscian von 1476 und 1481; im zweiten Theile eben ſo neben einander geſtellt und mit gelegentlichen, möglichſt kurzgefaßten Ausführungen verbunden, die Lesarten des Hahniſchen Druckes der Officien von 1469, des noch lange nicht ſorgfältig genug verglichenen Venediſchen Drucks von 1484, (ich erinnere nur an de Off. c. 37. §. 133. Was Joh. Fr. Heuſinger als Vermuthung aufſtellt, daß Cicero sed ut alii geſchrieben, beſtätigt dieſer Venediſche Druck als die einzig richtige Lesart), der Lambiniſchen Ausgabe von 1566 und dreier bis jetzt noch ungenutzter Breslauer Handſchriften. — Dieſer Theil iſt jedoch noch nicht ſo ausgearbeitet, wie ich es wünſche. Es fehlt noch die Collation der dritten Br. Handſchrift, und die einiger älteſten Drucke, die mir jedoch immer zur Hand ſind.

Für den dritten Theil dieſer Lectiones Tullianae habe ich die Collation einer Br. Handſchrift zu den Tusculanis (derſelben, welcher Heindorf in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Schrift de Natura deorum gedenkt), und die Varianten des Hahniſchen Druckes vom Jahre 1469 beſtimmt. Leider erſtrecken ſich dieſe nur über das erſte Buch, weil der ſeltene Band dieſes Hahniſchen Drucke während meiner Arbeit nach England wanderte, wohin er gegen eine ſehr bedeutende Summe verhandelt worden. Die bedeutende Collation zu den kleinen philoſophiſchen Schriften, beſtehend aus dem Hahniſchen Drucke von 1469, einem Daventriſchen von 1489 und mehreren andern des 15ten Jahrhunderts, desgleichen einiger Handſchriften, iſt noch zu wenig geordnet, als daß ich ſie vor Ende dieſes Jahres zum Drucke befördern könnte. Ich würde demnach dieſen Apparat für eine Handausgabe jener Schriften zurückbehalten. Alles dieſes ſchreibe ich Ihnen, damit Sie ſehen, wie weit dieſe Lectionen ſich erſtrecken und danach die Zweckmäßigkeit derſelben für Ihre höchſtverdienſtliche Handausgabe des Cicero beurtheilen. Allerdings wünſche ich dieſer zum Theil räſonnirenden Collation einen ſolchen Platz; ich müßte denn, falls die Zeit mich drängte, was ich aus einer anſehnlichen Menge von Handſchriften (die freilich nicht alle von gleich großem Werthe ſind) und älteſten Drucken und aus eigener Beobachtung zuſammengebracht in einem beſondern Werke, als kritiſchen Apparat zu mehreren Schriften des

Cicero, bearbeiten. Als Lehrer der alten Litteratur in den obern Klaſſen einer höhern Schulanſtalt faſt über die Maßen beſchäftigt, bleibt mir wenig freie Zeit zu ſolchen Arbeiten. Ich muß Sie demnach bitten, mir genau den Zeitpunkt zu beſtimmen, bis zu welchem das Manuſcript für die Supplementbände Ihres Cicero vollendet ſein müßte, wonach ich ſodann meine Arbeit eintheilen würde. Indeſſen verharre ich mit ausgezeichneter Hochachtung und in freudiger Rückerinnerung an das Jahr 1806, das ich bis zur Zeit des Exils in Halle ſo angenehm verlebte ꝛc.

Knebel.

Jena, 4. Januar 1829.

Theurer und hochzuverehrender Herr und Freund! Für die gütige Zuſendung auch des zweiten Theils der Ueberſetzung des Herrn von Pongerville, danke ich Ihnen von ganzem Herzen. Sie hat mir viel Vergnügen und manchen Unterricht gegeben. Letzterer beſteht hauptſächlich in den Anmerkungen, die Herr von Pongerville ſeinem Werke beigefügt hat. Dieſe zeigen nicht allein von vielen Kenntniſſen, ſondern auch von einem feinen und treffenden Urtheil und Geſchmack für den Sinn des Gedichtes ſelbſt. Herr von Pongerville hat die philoſophiſche und moraliſche Trefflichkeit deſſelben ſo richtig zu beurtheilen und darzulegen gewußt, daß den Vernünftigen und Einſichtigen kein Zweifel übrig bleibt, den Lukrez unter die moraliſcheſten Dichter zu zählen. — Der Vorwurf der Atheiſterei kann nur in ſolchen Köpfen beſtehen, die ſich dünken, das Weſen der Gottheit genau erforſcht zu haben. Da aber der menſchliche Sinn hier nicht zureicht, ſo iſt es dem Weiſen genügender, den blinden Aberglauben zu vertilgen, und mehr auf das Unſichtbare, Unendliche hinzudeuten. Hier iſt auch Herr von Pongervilles Urtheil vortrefflich. Von dieſem Geiſte beſeelt, hat dieſer nicht nur mehrere Stellen in größeres Licht gebracht, ſondern auch die Kunſt und Anmuth bezeichnet. Mir liegt es nicht ob, dieſe Stellen hier auszuzeichnen, aber dem aufmerkſamen verſtändigen Leſer werden ſie nicht entgehen. Was den Werth der Ueberſetzung ſelbſt betrifft, ſo iſt ein Ausländer eigentlich nicht befugt, ein beſtimmtes Urtheil darüber zu fällen. Da die franzöſiſche Poeſie ſich einmal in ſolchen Fällen den gereimten Alexandrinern zugeſagt hat, ſo iſt es leicht begreiflich, daß von Ausdruck und Kolorit des alten römiſchen Dichters unendlich viel verloren gehen mußte. Indeſſen hat doch der Ueberſetzer in ſeiner Sprache das möglichſte, wie es ſcheint, gethan, um den Mangel zu erſetzen. Der franzöſiſche Lukrez kann nie der lateiniſche werden; aber dem in des Autors Sprache Ununterrichteten giebt er doch Gedanken und Sinn nach Vermögen wieder. Uebrigens muß man doch der franzöſiſchen Litteratur zum Ruhme nachſagen, daß ſie von jeher bemüht geweſen iſt, die Schriften der Alten in Ueberſetzungen zu geben. Man findet die meiſten dieſer Autoren mehrere Male überſetzt, und ohne Zweifel hat dieſes ihrer Litteratur ſchon in frühern Zeiten einen gewiſſen klaſſiſchen Schwung gegeben — wo wir Deutſche weit zurückgeblieben ſind!

Zu dem wäre es auch trefflich, wenn wir bei Herausgabe ſolcher Werke, in unſern Anmerkungen mehr auf den Geiſt, Sinn und Geſchmack des Autors hindeuten und ſolchen bemerkbar machen wollten, als uns blos mit den Lesarten zu beſchäftigen. In Erſterem hat uns Herr von Pongerville ein treffliches Beiſpiel gegeben; aber freilich entſteht den meiſten Philologen hierzu das Vermögen!! Mit aufrichtiger Hochachtung und Dank Ihr ꝛc.

Köpke.

Berlin, 15. April 1811.

Es werden jetzt 2 Jahre, als Ew. Wohlgeboren mir in einem Briefe das angenehme Verſprechen gaben, meine Ueberſetzung des Plautus anzuzeigen. Vielfältige Arbeiten anderer Art haben ohne Zweifel Sie daran bis jetzt verhindert; möchten Sie dieſelbe nicht für immer zurückgeſetzt haben. Sollten aber Ew. Wohlgeboren die Zeit zur Anfertigung einer ſolchen Anzeige ſich nicht abmüſſigen können, ſo bitte ich Sie, das Buch einem Ihrer Mitarbeiter zu überſenden. Meine Arbeit ſcheint in eine ſchlimme Zeit gefallen zu ſein. — Wiewohl ich weder Vorgänger noch Nachfolger hatte, welche etwas ähnliches in ihren Ueberſetzungen bezweckten, ſo iſt gleichwohl noch kein öffentliches Wort von Bedeutung, eine kurze Anzeige in den Göttinger Nachrichten ausgenommen, darüber geſprochen worden. Darf ich, ohne Ihre Geduld zu ermüden, hinzuſetzen, daß auch mein Buch, „Ueber das Kriegsweſen der Griechen ꝛc." Berlin bei Braunes 1807, und meine Antiquitates Romanae in XII Tab. descriptae, Berlin 1808, — ſich noch keiner Anzeige in Ihrer Litt. Zeitung erfreuen. Verzeihen Ew. Wohlgeboren meine mannichfaltigen

Geſuche, mit denen ich Ihre Güte beſtürme, und erlauben Sie mir nur noch die Verſicherung der Hochachtung ꝛc.

Langer.

Wolfenbüttel, 13. Febr. 1793.

* Mein hochzuehrender Herr Hofrath! Ich bin von meinen Obern angewieſen worden, den ſeit 1782 von Ihnen entlehnten Codicem Anecdoti entweder ſogleich zurückzuliefern, oder, im Fall Sie denſelben noch nöthig hätten, einen erneuerten Empfangs-Schein des Förderſamſten beyzubringen. Daß ich gegen letzteres durchaus nichts einzuwenden habe, verſteht ſich von ſelbſt, und eben ſo, daß es mir überaus leid thut, Sie in dem Strome Ihrer litterariſchen Beſchäftigungen durch meine Anfrage aufhalten zu müſſen. Darf ich mich dieſer Gelegenheit bedienen, der beyden uns gefälligſt verſprochnen gedruckten Exemplare Erwähnung zu thun? Leid, ſehr leid wär' es mir doch, wenn ich unſern Aeſchines in jener Welt, wiederfinden ſollte, ohne in dieſer den Vortheil benutzt zu haben, durch Ihre Vermittlung den Ehrenmann zum voraus kennen zu lernen. Ich wünſche Ihnen von Herzen Geſundheit und Geduld: cetera tibi ipse parabis! Mir aber ſoll es äußerſt willkommen ſeyn, Ihnen neue und ſtärkere Beweiſe meiner ausnehmenden Hochachtung und nicht geringern Dienſtbefliſſenheit geben zu können ꝛc.

Lenz.

Göttingen, 22. März 1789.

Für Ihre gütige Theilnahme an meiner bevorſtehenden Veränderung bin ich Ihnen aufrichtigſt verbunden. Ich bin überzeugt, daß Sie eben ſo viel gütigen Antheil an meiner, Gott Lob! geſtern vollbrachten Magiſter-Promotion nehmen werden. Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen mit meiner kleinen Diſſertatiuncula aufzuwarten, der ich nur ſtatt des Feierkleides des Promotionstags den gewöhnlichen Rock einer Commentation angezogen habe. Meine Opponenten waren, Ihr ehemaliger Schüler, Herr Weißenborn aus Gotha, M. Ziegler und unſer Vater Heyne, der, ſtatt nach bisherigem Gebrauch mir im Namen der philoſ. Fakultät irgend einen jungen Profeſſor zum Opponenten zu geben, ſich ſelbſt dazu wählte, und mir dadurch den Tag noch feierlicher und rührender machte. Indem ich Ihnen das kleine Specimen überreiche, rechne ich ganz auf Ihre mir gegen meine litter. Arbeiten bekannte Toleranz. In der Eilfertigkeit der Ausarbeitung konnte ich mich weder meines Gegenſtandes ganz bemächtigen, noch auf Sprache und Ausdruck den nöthigen Fleiß verwenden. Zu der neuen Würde, die Sie, wie ich erſt vor einigen Tagen mit Freuden hörte, erhalten haben, wünſche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück! Ich lege dieſem Briefe noch einige litter. Notizen von hier und von Matthiä aus Neuwied zu beliebigem Gebrauche bei. Endlich ſoll Hr. Prof. Buhle mit ſeiner Recenſion von Pauw recherches etc. zu Stande gekommen ſeyn. Sie werden ſie vermuthlich mit Oſtern erhalten. Er giebt jetzt eine Encyklopädie der Wiſſenſchaften heraus. Er erfuhr erſt kürzlich, daß er hierin mit Ihnen collidiren würde. Vater Heyne denkt nun ernſtlich daran, wenigſtens insgeheim, Anſtalten zu einer Ausgabe des Homer zu machen. Villoiſons nun, glücklich oder unglücklich! entbundener Codex ſcheint ihm einen neuen Stoß gegeben zu haben. Er klagt aber äußerſt, daß er bei ſeinen Zerſtreuungen gar nicht abſehe, wie er ein Werk von ſo großem Umfange nur überſehen, geſchweige ſelbſt ausführen wolle und könne.

Celle, 5. Dez. 1790.

Ich geſtehe gern, daß blos mein langſamer Kopf an den Zweifeln über Cicero de div. 2, 57 ſchuld iſt, die mir gewiß durch Ihre Recenſion verſchwinden werden. Wenigſtens dünkt mich, ſpricht Cicero, nicht blos von der verlornen Kraft des Orakels, in Verſen zu ſprechen, ſondern er giebt zugleich den Grund an, warum das Delphiſche Orakel (wie Cicero's Bruder ſelbſt geſteht 1, 19 nunc minus gloria est, quia minus oraculorum veritas excellit, worauf ſich Cicero's Antwort bezieht) nicht mehr mehr ſpreche und in Verfall gerathen ſey. Die neue Auflage von der Schrift: Was ſoll ich ꝛc. darf ja wohl, wie Sie es auch ſonſt thun, nur dem Titel nach angezeigt werden. Ich habe dieſelbe nicht vor mir, muß es Ihnen daher überlaſſen. Männich über die Aufklärung der Römer, erwarte ich von Ihnen zur Anzeige zu erhalten. Vom Ramleriſchen Martial habe ich nur den 3. u. 4. Theil überſchickt bekommen, deren Anzeige ich hierbei überſende. Wenn die Recenſion zu lang iſt — ich verſehe mich nicht auf die Berechnung der Zeilen — ſo kommt es auf einen Federſtrich an, um ſie gerade ſo kurz oder lang zu machen, als Ihr Maßſtab verlangt. Im Martial 8, 36, 12 habe ich eine Anmerkung über die Worte vom Hauſe des Domitian gemacht: par domus est caelo: sed minor est domino. Ich weiß nicht wie Ramler die erſten Worte, die er: „iſt dem Himmel zwar gleich" gegeben, verſtanden hat. Von der himmelragenden Höhe kann es nicht verſtanden werden: denn es heißt unmittelbar vorher: haec domus, quae vertice sidera pulsat. Es muß alſo auch ein ſeiner unverſchämten Schmeichelei würdiger Gedanke darin liegen: das Haus iſt zwar dem Himmel oder gar den himmliſchen Göttern angemeſſen, aber für unſern Gott iſt es zu klein!! Der Gedanke iſt faſt zu ungeheuer, um meiner Empfindung über den Sinn dieſer Stelle zu trauen. Leſſings Briefwechſel war doch wohl einer etwas ausführlichen Anzeige würdig? Dieſes Denkmal konnten Sie, theuerſter Herr Hofrath, ihm beſſer ſetzen, da Sie ihm ſchon ehemals ein ſo ſchönes geſetzt haben. Ich habe mich oft bei Leſung des Nathan nach dieſen Vorleſungen geſehnt. Da ſie vielleicht nicht mehr zu haben ſind, ſo würde es mir ſehr viel werth ſein, wenn Sie noch ein Exemplar davon für einen Verehrer Ihrer Schriften übrig hätten. Von der Schrift über die Weiber iſt Major Mauvillon in Braunſchweig Verfaſſer. Ueber einen Theil dieſes Buchs vom Eheſtand können freilich nur Eingeweihete gültige Richter ſein, über einen andern Theil möchte ich dagegen behaupten, man müſſe noch Jüngling ſein, um davon zu ſchreiben. Ich müßte mir, wie ich Ihnen ſchon neulich ſchrieb, in jeder Rückſicht ein Gewiſſen daraus machen, dem Urtheile einſichtsvollerer Richter vorzugreifen. Der hiſtoriſche Theil hat ſeine meiſten Mängel. Er erhebt die Römer weit über die Griechen, hält die griechiſche Knabenliebe überall für Laſter, das noch überdies allgemein gebilligt werden, ohne an die dagegen gegebenen Geſetze zu denken u. ſ. w. Gegen Rouſſeau iſt er auch mehr wie hart. Wenn man ihn auch mit Ramdohr für einen Egoiſten gelten läßt, ſo iſt man doch nicht berechtigt, ihn mit dem Verfaſſer dieſer Schrift für einen ganz unmoraliſchen Menſchen, für einen Böſewicht zu halten. Für den ſo freundſchaftlichen Gedanken an mich bei der Wolfiſchen Verbeſſerung im Plato bin ich Ihnen ſehr verbunden. Es iſt eine von den glücklichen Emendationen, die, ohne einen Buchſtaben des Textes zu verändern, doch eine dunkle Stelle ſo herrſich aufklären. Die Recenſionen über die Ueberſetzungen der Virgiliſchen Georgica haben mir zu ſonderlichem Wohlgefallen gereicht. Nur bedaure ich, daß die Grundſätze der Voſſiſchen Vorrede ſo wenig in der A. L. Z., als in der noch ausführlichern, ſtrengern Beurtheilung in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, geprüft worden ſind. Auch verdiente es wohl eine Rüge, daß ein Voß, der Heynen nichts verdanken will, einen Theil des Heyniſchen Commentars faſt wörtlich überſetzt hat. Daß Heyne in der neuen Ausgabe die Voſſiſchen Verbeſſerungen ſtillſchweigend übergangen hat, iſt zu mißbilligen, aber er hat wohl durch dieſes Ignoriren Hrn. Voß den Stoff zu neuen Händeln benehmen wollen. Einem gewiſſen Vornehmthun würde ich's nicht zugeſchrieben haben, da Heyne ja ſo gern vielen ſeiner Freunde, ſelbſt ſeinen Schülern, etwas verdankt.

Gotha, 20. April 1801.

Ich danke Ihnen verbindlichſt für die ſchätzbaren Bemerkungen, die Sie mir über das ne nimis omnia profundamus mittheilen. Die Nimios möchte ich freilich als die ſchwerere Lesart gar nicht gern aufgeben, (wiewohl ich die Zweideutigkeit anerkenne) beſonders da ſie auch auf die mimiſchen Spiele ſehr gut paſſen würde, deren Unzüchtigkeit den anſtändigern Uebungen des Campus und der Jagd entgegengeſetzt würde. Allein ich erkenne das Glückliche in Ihrer Verbeſſerung an: ut ne nimis nos in omnia profundamus. Mein einziges kleines Bedenken iſt, daß Cicero nicht ſowohl vor dem Uebermaß in der Extenſion (omnia genera ludorum) als in der Intenſion, vor zu ausgelaſſnen Spielen zu warnen ſcheint. Mir fiel ein: ut ne nimis dimissi omnia profundamus. Dimissi wäre durch das ähnliche nimis verdrängt worden. Ich glaubte es gut zu machen, daß ich die Mühlhäuſer und Weimariſche Ueberſetzung des Rolando combinirte, weil meine früher gemachte Anzeige der Weimariſchen Ausgabe in Ihrer A. L. Z. damals noch nicht abgedruckt war, die daher hätte caſſirt werden können. Aber kaum hatte ich die combinirte Anzeige abdrucken laſſen, ſo finde ich die Anzeige der Weimariſchen in Ihren Blättern eingerückt. Ich habe folglich die Anzeige der Mühlhäuſer abgeändert, wenn Sie es aber doch nicht mißbilligen werden, daß ſie mit der Weimariſchen verglichen wird. Auch für die litterariſche, berichtigende Notiz über den

Hippolithen danke ich Ihnen recht ſehr. Meinen verbindlichſten Dank für den zweiten Band Ihres neuen Aeſchylus wird Ihnen in meinem Namen Hr. Prof. Eichſtädt überbracht haben. Ich wiederhole ihn hier. Unter den herzlichſten Wünſchen, daß es Ihnen und Ihrer theuren Familie recht wohl gehe, und daß Ihre Ruhe durch keine — aner und äner geſtört werden möge, empfehle ich mich mit meiner Frau Ihrer Aller liebevollem Andenken gehorſamſt ꝛc.

Gotha, 16. Juli 1807.

„Wie freue ich mich auch um Ihrer und Ihrer Univerſität willen, des vielleicht nun bereits abgeſchloſſnen Friedens, der auch Ihrem ingratum otium academicum ein Ende machen und Ihnen hoffentlich Vergütung bringen wird. Ihr Wolf wird vielleicht — nach der Sage — der Univerſität auf immer untreu werden; kein Wunder, da man ihn in continuum otium verurtheilt hat. In der That, er hat einen glänzenden Beitrag zu den deliciis eruditorum geliefert. Vielleicht würde er Ihnen durch Creuzer, der doch nach der Verdrängung des Miniſters v. Reizenſtein etwas kleinlaut ſchreibt, erſetzt: dieſer hat doch neben großen Talenten und ſchönen Lehrgaben auch den Ruhm eines ſehr liebenswürdigen Charakters. Beiläufig: Creuzer wünſcht ſehr, daß Ihre A. L. Z. doch recht bald Notiz von ſeinen fragm. historicorum graecorum nehmen möchte, um das Publikum auf das nützliche Unternehmen aufmerkſam zu machen, und dem Verleger Muth zu machen; Creuzer, Kayſer, Matthiä, Wilke und ich haben uns dazu vereinigt. Daß der Ariſtophanes Sie jetzt lebhaft beſchäftigt, höre ich mit großer Freude. Sie werden ja wohl auch die Scholien mitgeben, mit Ausſchließung der neuen. Den mir beſonders ſchwer zu verſchmerzenden Abgang unſers Schlichtegroll wiſſen Sie. Er kann ſein Vaterland, das ihn bei liberaleren Anerbietungen ſo leicht hätte erhalten können, noch nicht vergeſſen, findet aber in menſchlicher und litterariſcher Hinſicht in München reiche Nahrung. Man hat mich ſtatt ſeiner dem alten Rouſſeau zum Gehülfen gegeben, und ich finde jetzt auf dem Münzkabinet bei Anordnung unſrer iſolirten Schätze nach Eckhel ſo viel zu thun, daß ich bis hieher weniger Muße für andre Arbeiten gehabt habe. Jetzt ſucht man in München auch Jacobs zur Direktion einer Seminarien-Anſtalt zu gewinnen. So wird einer nach dem andern dahin gehen!

Gotha, 5. Febr. 1807.

Wegen des Aeußern meiner verbrannten Antwort
f Eichſtädts Philippica muß ich um Verzeihung bitten. Sie
t durch Zufall das Verſchickſal gehabt, dem Feuer zu nahe zu
nmen, ein böſes Omen, daß Eichſtädt und Comp. vermuth-
ein Auto da fe darüber halten werden. Da ich dieſem Schick-
doch wahrſcheinlich dadurch nicht entgehen würde, wenn ich ſie
h wieder ins Reine ſchriebe, und ich nicht noch eine bonam
ram mit dieſen odiosis verderben mag, ſo habe ich ſie gelaſſen
ſie iſt. Eichſtädt hat eine ſo ſchlimme Sache und noch dazu
f eine ſo ungezogne Art vertheidigt, daß ich nicht ſo glimpflich
t ihm hätte umgehn dürfen und ihm wenigſtens die Infamie
sdrücklich hätte zurückſchieben müſſen, womit der Unbeſonnene
d Giftige mich zu brandmarken denkt, wenn ich das Skandal
te vermehren und ihn nicht noch einigermaßen ſchonen wollen.
e ſehen ſelbſt, wie leiſe ich gegen ſeine Plagiate aufgetreten bin;
t ward ich ihm doch einigermaßen Beweiß ſchuldig. Nur
ß ich Sie wegen des aus Ihrer A. L. Z. Gegebenen, in welcher
meine eigne Recenſion in der N. T. Bibliothek (welche Sie
n Spaß vergleichen mögen, um zu ſtaunen!) geplündert hat,
en nachzuſehen, ob auch gewiß jene Recenſion von Eich-
dt iſt. Jacobs und ich haben nie daran gezweifelt, zwei-
n können, aber wenn ich hier doch die Möglichkeit eines
rthums annehme, ſo würde ich mir eine ſchöne Geſchichte bei
em Menſchen zubereiten. Uebrigens denke ich nicht, daß Sie
die Aufnahme dieſer Notiz von einer aus der T. Bibliothek
eſchriebenen Recenſion Ihrer A. L. Z. verweigern werden, die
nen nicht zum Nachtheil gereichen kann, da die Herausgeber
nicht für ſolche Unterſchleife haften können, wie Ihnen ver-
ihlich mehrere von Ehren Eichſtädt bekannt ſind. Meine Ant-
t an Eichſtädt wünſche ich gleich abgedruckt, da ich ohnedem
ge damit geſäumt, weil ich mich nicht in einem angenehmen
chäft, wovon gleich hernach, unterbrechen, auch mit gehöri-
Ruhe, sine ira et studio, antworten wollte. Nun haben
noch einige Anzeigen Eichſtädtiſcher kleiner Schriften liegen,
nders von den Quaestiones philoll. Specimen II., worin ich
, noch vorſichtiger und leiſer, einige Plagiate nachzuweiſen
. Dieſe bitte ich ebenfalls ſogleich drucken zu laſſen, aber
Ihrer Seite in einer Anmerkung anzuzeigen, daß dieſe An-
n ſchon vor einem halben Jahre eingegangen — wie es denn
r iſt — damit er nicht glaubte, ich hätte ſie erſt auf Anlaß

ſeiner Antikritik geſchrieben, um mich zu rächen. In der neuen Ausgabe ſeiner Monographie de imaginibus ſehe ich, daß er ſich auf Sie zum Beweiſe der Unabhängigkeit ſeiner Anſicht von den Ahnenbildern beruft. Beſäße ich doch Platners Rede de bonis acad. Lipsiensis, die mich ehmals wegen ihrer lactea ubertas und nativa simplicitas ſo anzog! Zuverläſſig hat Er dieſe auf eine ſolche Art ausgenutzt, wie es — nicht ſein ſollte. Ich habe eine große Meinung von Eichſtädts Talenten und Kenntniſſen unterhalten, ich habe in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit ihm geſtanden, und bin ihm ächter Freund durch Rath und That geweſen! Das ſchlechte Handwerk aber, das er als Litterat und als Menſch treibt, hat mich von ihm abgewendet; unſer ſchriftliches Verkehr hat ſich allmählig aufgelöſt. Nun mißhandelt er mich, durch nichts dazu berechtigt, als weil ich mir heraus nahm, ihm als Recenſent das Ding zu ſagen, das iſt. Aber verzeihen Sie, daß ich über den höchſt unbedeutenden Gegenſtand ſo viel Worte verliere! Die Recenſion Ihrer ſchönen Ausgabe des Cic. de or. bittet um Ihre Nachſicht in zweifacher Bedeutung, einmal, daß Sie ſich die Mühe geben, ſie durchzulaufen, und dann, daß Sie ſchonend behandeln, si quid incuria fudit. Es würde mich freuen, wenn ich Sie auch nur an ein Paar Stellen auf meine Seite herüberziehen könnte, nachdem Sie mich in den allermeiſten auf Ihre gezogen haben. Aber bitte, bitte, caſtriren Sie mir ſie nicht, ihrer Länge wegen. Sie hat mich Mühe und Zeit gekoſtet, und Sie wiſſen, in dieſer Zeit der Noth muß man ſeine Zeit möglichſt in klingende Münze umzuſetzen ſuchen. Die Stelle p. 45 über Video me a te circumveniri können Sie vielleicht näher aus Ihrem Programm beſtimmen, und das Verhältniß deſſen, was Eichſtädt daraus genommen hat, nachweiſen. Wie kommts, daß meine Anzeige der Schriften über die Marcellina zwei Jahre da liegt, während mittlerweile der ganze Streit vergeſſen wird? Erholen Sie ſich denn wieder, mein würdiger Freund, mit allen den Ihrigen von jenen Schreckensſcenen, an denen alle Ihre hieſigen und auswärtigen Freunde ſo warmen — ach leider fruchtloſen — Antheil genommen haben? Auch Hufeland — der in Landshut im Ganzen zufrieden lebt — fragte bald nach jenen Ereigniſſen theilnehmend bei mir an, ob ich ihm nicht ſagen könnte, welches Ihr und der Ihrigen Loos geweſen. Aber iſt denn Ihrer Aller Weisheit und Beredſamkeit nicht vermögend den kaiſerlichen Beſchützer der Wiſſenſchaften zur Zurücknehmung ſeiner Beſchlüſſe gegen

Ihre Univerſität zu bewahren, da er wie immer, ſo auch in dieſem Kriege alle gelehrte Inſtitute ohne Ausnahme in ſeine Obhut genommen hat? Mögen Ihres Alters Tage bald heiterer werden! Meine Frau empfiehlt ſich mit mir Ihnen und Ihrem ganzen theuren Hauſe aufs Herzlichſte ꝛc.

Gotha, 2. März 1808.

Ich habe Ihnen längſt meine innige Theilnahme bezeugen wollen, daß Ihnen die Univerſität Halle und Sie und Ihr Inſtitut der Univerſität erhalten worden ſind. Auch perſönlich würde Ihnen in Ihrem Alter eine neue Anpflanzung in auswärtige Orte doch etwas Unbequemes ſein. Bieten Sie nur Alles auf, Ihrer Zeitung nicht den Vorrang von einer andern abgewinnen zu laſſen, während die Jenaer kein Mittel unverſucht läßt, oben auf zu kommen, und liefern Sie recht viele ſolcher Anzeigen, wie die geiſtvolle von Werners Dramen, deren Verfaſſer ich wiſſen möchte. Aber werden Sie nicht durch Wolfs Abgang ſich genöthigt ſehen, als Profeſſor deſſen Fächer mit zu übernehmen, oder wenn Ihnen dieß zu beſchwerlich, wird man nicht Bedacht nehmen an Wolfs Stelle einen recht ausgezeichneten Mann, wie Jacobs oder Creuzer, nach Halle zu ziehen? Der letztere wäre wahrſcheinlich zu haben; wer weiß, ob nicht auch der erſte, der ſich noch immer nicht ganz einheimiſch in München fühlt. Schlichtegroll wünſcht, daß ich für Ihre Zeitung den ſo eben erſchienenen und mir zugekommnen 2ten Bd. der Weſtenriederſchen Geſchichte der Akademie in München anzeige. Die Vorrede hat dort Streitigkeiten veranlaßt, die man durch vorſichtige Behandlung in der Recenſion nicht genährt und unterhalten zu ſehen hofft. Wenn Sie mir kein Veto machen laſſen, überſchicke ich Ihnen demnächſt eine Anzeige. Sie nehmen doch kein Aergerniß an meiner in der Recenſion von Hülſemanns Academicis aufgeſtellten Hypotheſe? Ich mochte dem Unverbeſſerlichen nicht geradezu und unverblümt alles ſagen, was er verdient, und hoffte, der Tadel in die (perſiflirende) Hypotheſe gekleidet, ſollte weniger auffallend, vielleicht gar von Manchem nicht verſtanden werden. Ich bin begierig auf Manſo's Aufſatz über Paſſow's Recenſion ſeines Bion und Moſchus. Ich werde ſehen, ob es dann noch der Mühe werth iſt, auch noch ein Wörtchen mit dem Jüngling zu reden, der dafür, daß ich in den engſten Verhältniſſen mit ihm ſtehend feurige Kohlen auf ſein Haupt geſammelt habe, mich, in Compagnie mit Eichſtädt, mißhandelt. Komiſch iſt, wie dieſe Duumvire ſich mit ihrer Weisheit über die Partikel Forte brüſten, die ſie aus einer mündlichen Aeußerung von Wolf aufgefangen haben. Sonderbar, daß von Leipzig aus durch einen Manſo'n und mit unbekannten Recenſenten in der dortigen L. Z. Paſſows Ueberſetzung von Joh. Secundus Küſſe parodirend ſo behandelt wird wie Paſſow den Manſo'ſchen Bion behandelt hatte ꝛc.

Gotha, 16. März. 1808.

»Sie haben mich, mein ehrwürdiger Freund, durch Ihre ſo ausführliche Epiſtel, in welcher Sie mich in das Innere Ihrer öffentlichen und Privat-Angelegenheiten blicken laſſen, zum größten Danke verpflichtet, — erfreut, darf ich nicht ſagen, da die Ereigniſſe, von denen ſie meldet, wie Alles, was man jetzt hört, ſieht und lieſt, nur niederſchlagen und betrüben. Den Troſt, recht viele unzählige Genoſſen ſeines Schickſals zu haben, den rauben Ihnen dieſe Zeiten nicht. Sie können auf meine Diſcretion und Verſchwiegenheit vollkommen rechnen; indeß habe ich nicht geglaubt gegen Ihren Sinn zu handeln, wenn ich Einiges aus Ihrem Briefe Ihrem Freund, dem Gen. Sup. Löffler, der ſich ſo ſehr für Ihr und Ihrer Univerſität Schickſal intereſſirt, vertraulich mittheilte. Wir ſind überhaupt hier Gott Lob, noch nicht mit der Journal-Klätſcherei behaftet. Den precären Zuſtand, in dem Sie und Ihre Univerſität ſich befinden, theilen Sie mit andern weſtphäl. Univerſitäten, namentlich mit Göttingen, für deren Beſtes man alles Mögliche verſucht hat, aber alles vergebens, da die Staatscaſſen leer und erſchöpft ſind, und die Univerſität von ihren ſämmtlichen Fonds aus der hannöveriſchen Kloſter-Caſſe abgeſchnitten iſt. Irre ich nicht, ſo ſteht jetzt das Schul- und Univerſitäts-Weſen unter Joh. Müller. Sein weiches, wohlwollendes Herz würde gern helfen, und ſein guter Wille macht wirklich Allen, die ſich an ihn wenden, Hoffnung; aber auch er hat wohl nicht die rechte Energie, oder kann doch nicht das Unmögliche möglich machen. Bei der Recenſion des Ithyphallicum werde ich wohl nicht irren, wenn ich den wackern Huſchke für den Verfaſſer halte. Es iſt gut, daß Jemand das Herz hat, dem Freibeuter, vor dem man ſich ſo ſchimpflich fürchtet, ohne Umſtände zu Leibe zu gehn. Sie würden mich verbinden, wenn

Sie mir ſogleich mein Manuſcript meiner Recenſion dieſes Ithyphallicum zurück ſchickten, da ich Einiges, was Eichſtädt im Dunkeln oder im Zwielicht gelaſſen oder verwirrt hat, ins Hellere geſetzt zu haben denke. Als Nachtrag zu Manſo's Bemerkungen über ſeinen Jenaer Recenſenten ſende ich hierbei ein Etwas, das ich aber inſtändig bitte dem nächſten Stück Ihrer A. L. Z. einzuverleiben. Den Hrn. Paſſow, der jene Recenſion gemacht hat, werden Sie ſchon näher kennen lernen. Da er mit Talenten viel Zuverſicht und Anmaßung verbindet, ſo läßt er nichts unverſucht, ſich bekannt und geltend zu machen. Er war mein Penſionär; von mir und auf hieſigem Gymnaſium ſeiner Anlagen und Kenntniſſe wegen ſehr geſchätzt, aber auch ſeiner Ueberſpannungen wegen oft in ſeine Gränzen zurück gewieſen; er blieb in Leipzig und Dresden, wo er ſich nachher aufhielt, mit mir durch Briefwechſel und durch mannigfaltige Verhältniſſe, in dem innigſten Nexus, erhielt durch meine Anregung, ſo wie durch Mitwirkung des Gen. Sup. Löffler die Profeſſur in Weimar an Voſſens junior Stelle, und begann damit, den Gothaern die Tyrtäen durch einen Ausfall in dem Morgen-Blatt zu bezahlen, worin er uns annihilirt. Dieſer Menſch nun, dem ich ſoviel Gutes und Liebes bisher erzeigt, zieht die Gelegenheit jetzt bei den Haaren herbei, nun auch namentlich mich in der Recenſion quaest. zu annihiliren, und ſagt zu meinem Bruder, der ihn ebenfalls mit Liebe und Wohlwollen überhäuft hat, auf die in meinem Namen an ihn ergangene Frage, ob er ſich zu dem Ausfall auf mich bekenne: Ja! Er macht mit Eichſtädt gemeinſchaftliche Sache und unterzeichnet ſich in deſſen Litt. Zeit. mit P. Ich lege Ihnen hier den neuen Lections-Catalog von Göttingen bei, deſſen Vorbericht (ſo wie der übrige zu dem Halliſchen) ſehr merkwürdig iſt. Möchten Sie durch Herrn Prof. Erſch von beiden einen Auszug oder vielmehr beide in extenso geben! Meine Anzeige des Weſtenriederſchen Werks muß nun in Ihren Händen ſein. Eben liegt ein Brief vor mir, aus dem Sie mir wohl erlauben, Ihnen folgendes Excerpt mitzutheilen: „Die Halliſche L. Z. mag in Zeiten ihren Ton ändern, wenn ſie nicht unterliegen will. Der beißige, ſtudentenartige der Jenaiſchen iſt ganz geeignet, das Publicum zu beſtechen und der letztern den Ueberſchwung zu verſchaffen. Iſt es nicht ſonderbar, wir haben nun 3 Litt. Zeit., und immer weicht die eine der andern ſorgfältig aus, damit es ja nicht zu ernſten Discuſſionen komme. Welch eine Veranlaſſung zu gründlichen Erörterungen geben Voſſens Heſiod und Horaz? Und wie vorſichtig umgeht man, ſie anzuzeigen! Dergleichen Ausweichungen habe ich mehrere bemerkt. Wird dadurch der Literatur wahrhaft aufgeholfen? Ich denke, gewiß nicht, und muß warlich der verrufnen deutſchen Bibliothek mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, da ſie wenigſtens das Gegentheil auch zur Sprache brachte und die ſo nöthige, obgleich überhörte Oppoſition machte." Was wahr und was falſch in dieſer Anſicht iſt, werden Sie am beſten beurtheilen. Unter unſern nach München abgegangnen Freunden fühlt keiner ſich beglückter, ich möchte ſagen ſeliger, als Hamberger und ſeine Frau. Seine Briefe ſtrömen über von Lob. Leben Sie mit den Ihrigen wohl, und vergeſſen Sie bei Ariſtophanes Scherzen der böſen Zeit.

Gotha, 9. Juli 1808.

Vor allen Dingen, verehrter Freund, meinen Glückwunſch zur Profeſſion der Beredſamkeit und zum Direktorium des philologiſchen Seminar; Sie werden, da die Univerſität ja von vorn wieder anfängt, eine Schöpfung aus Nichts machen, oder wenigſtens die philologiſchen Bäumchen aus dem Kern ziehen. Da möchte ich noch einmal unter Ihnen wieder jung werden! Empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank für die ſorgliche Art, wie Sie mit meiner Paſſowſchen Antikritik verfahren ſind. Ich habe ſie nun zurückgelegt und nur Einiges daraus in eine Anzeige des Manſo'ſchen Bion in der Bibliothek der ſchönen Künſte verwebt. Wohl müßte man Menſchen der Art Gleiches mit Gleichem vergelten, aber in welche verdrießliche Händel verwickelt man ſich, wenn man die Leidenſchaften derſelben gegen ſich aufregt! Ueberdem ſtehe ich in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen mit Paſſows ehrwürdigem Vater, dem des Sohnes Unweſen weh thut, der aber um Schonung für ihn bittet. Ueber Forte hatte ich mich nur deshalb auf Autoritäten Neuerer berufen, um zu zeigen, daß ich nichts geſchrieben, was nicht die größten Stiliſten ſo gebraucht hätten. Eine Stelle aus Horaz Epod. 16, 15 Forte, quid expediat, — quaeritis, ſcheint keine andre Auslegung als fortasse zuzulaſſen. Ihre Bemerkungen ſind ſcharfſinnig; indeß ſcheint mir auch etwa und vielleicht oft promiscue zu ſtehen. Wenn Sie meine unabgeforderte Anzeige von Wunderlich's Tibull aufnehmen wollen, ſo wünſchte ich, es geſchähe bald; iſt das Buch ſchon einem andern Recenſenten aufgetragen, ſo haben Sie wohl die Gefälligkeit, mir die Anzeige gleich zurück ſchicken zu laſſen. Senecae opp. ed. Matthiae kann ich auch anzeigen, wenn Sie es genehmigen. Ich beſitze ſie. Wenn Sie mich etwa als den Verfaſſer der renomirenden Recenſion des Heyniſchen Homer in der Bibliothek der red. Künſte nennen hören, wofür mich gewiſſe Herren in Weimar und Jena ausgeben möchten, ſo glauben Sie nicht an die alberne Sage. Der Verfaſſer, den mir der Verleger auf meine Anfrage genannt hat, iſt ein unlängſt nach Frankreich ausgewandertes — verbranntes Genie, bekannt durch einige genialiſch-excentriſche philologiſche Bücher. Wie nahe war ich unlängſt dran, Sie zu ſehen! Ich kam einige Tage nach Ihnen nach Jena, wo mir der ehrwürdige Griesbach von Ihnen erzählte. Beſſer, erträglicher ſcheint es doch mit Ihrer Univerſität und dem weſtphäliſchen Univerſitätsweſen überhaupt zu gehen, als der erſte Anſchein erwarten ließ. Möchte ſich doch Alles gut entwickeln. Sie haben zeither in mehreren Fächern recht wackere Recenſionen gegeben! Möchten Sie nur bald auch in Ihren Blättern einen durchgreifenden Aufſatz über Theorie und Praxis der Voſſiſchen Verskunſt und über mehrere wichtige Zeit-Gegenſtände geben! Der Ihrigſte ꝛc.

Gotha, 4. Febr. 1809.

Ich ſchicke Ihnen hier, verehrter Freund, eine zwar nicht verlangte Anzeige eines alt gewordenen Buchs, gegen deren Aufnehmung Sie aber vielleicht kein Bedenken haben, da Sie ihr wohl anſehen, daß die Bande des Blutes keinen Einfluß darauf gehabt haben. Wenn ich bisweilen eine unbeſtellte Anzeige der Art überſende, ſo geſchiehts, weil mich das Buch reizt, oder weil ich weiß, daß durch baldige Anzeige einem Schriftſteller ein Dienſt geſchieht. Daher freilich mein Wunſch, daß mir ſolche Anzeigen gleich zurückgegeben oder bald abgedruckt werden. Das war auch der Fall mit Matthiäs Ausgabe von Senecae Opp. und mit Wunderlich's Ed. Tibulli. Letztere habe ich mir unlängſt von Ihrer Expedition zurück erbeten, weil ich dieſe Ausgabe für die Heidelberger Jahrbücher anzeigen ſoll. Ich bitte Sie nochmals ergebenſt, ſie mir ſogleich zurück zu ſchicken, und meine Recenſion von Eichſtädt Quaestiones philoll. II. beizulegen, die nun ſo alt geworden iſt, daß ich eine Reviſion für nöthig erachte, ehe ich ſie dem Druck in Ihrer Zeitung übergebe. Sie haben mit der Anzeige von Wielands Opp. Cic. würdig begonnen in dem neuen Jahre. Wirken Sie nur von allen Seiten auf Ihre Recenſenten recht kräftig ein, die wichtigſten Partien der Litteratur und die wichtigſten Werke vor Allem ins Auge zu faſſen. Wie viel klaſſiſche oder große Senſation erregende Werke ſind zurück! Es ſcheint die faſt allgemeine Stimme zu ſein, daß in der A. L. Z. mehr Regſamkeit, Umſicht und Rückſicht auf das Bedürfniß der Zeit wahrgenommen werde. Mögen und können Sie nicht bald unſerm Herzog ein Lachen durch eine Anzeige ſeines genialen Kyllenion bereiten? Dieſes allgemeine Schweigen auch in unſern vorzüglichſten critiſchen Blättern über ein, ſeines Verfaſſers und ſeines Inhalts ſelbſt wegen ſo merkwürdiges Produkt iſt doch auffallend. Phänomene der Art am litterariſchen Sternen-Himmel dürfen nicht unbeachtet bleiben. Jean Paul würde Kyllenion am beſten beurtheilen und deuten. Doch am beſten würde damit die Recenſion von Jean Pauls Briefwechſel mit unſerm Herzog verbunden. Eine Anzeige von der Fortſetzung und dem Beſchluß Ihrer Rhetorica Cic. erhalten Sie nach Oſtern. Kränklichkeit hat mich ſehr zurückgeſetzt. Ich muß daher auch bitten, mich mit neuen Recensendis zu verſchonen. Doch wünſchte ich Antwort auf die von mir gethane Anfrage, ob ich Sestini Lettere numismatiche Tom. IX. anzeigen ſoll. Ob die nächſt vorhergehenden Bändchen ſchon angezeigt ſind, erinnere ich mich nicht. Unter den beſten Wünſchen empfehle ich mich Ihnen, Ihrer Frau Gemahlin, und Ihrem Herrn Sohne aufs Angelegenſte ꝛc.

Levezow.

Berlin, 1. Nov. 1808.

Für die gütige Ueberſendung der Recenſion meiner beiden archäolog. Abhandlungen in der L. Z. bin ich Ihnen recht ſehr verbunden. Es iſt für mich ſchon äußerſt ſchmeichelhaft, daß ein Kenner des Fachs, wohin dieſe Aufſätze gehören, wie Hr. Hofrath Eſchenburg, mit meinen Anſichten übereinſtimmt; es iſt mir zugleich ein erfreulicher Beweis, daß ich mich, (wie weit meine Methode und meine Grundſätze in Betreff der Anſicht und Beurtheilung der Werke der alten Kunſt ſich auch von der neueſten entfernen,) durch die Zuſtimmung der Männer, denen wir die Begründung ächter archäologiſcher Wiſſenſchaft verdanken, doch auf dem alten, ſoliden Wege fühle, auf welchem man zu etwas kommt, was dem reiferen Verſtande Genüge leiſtet und wobei die Empfindung eines Jeden, weß Alters und Glaubensbekenntniſſes er auch immer ſei — ihr Recht unverkürzt erhält. Vielleicht hat die Schrift über den Antinous, wovon ich anliegend Ihnen hiermit ein Exemplar hochachtungsvoll überreiche, das Glück, ſich nicht minder Ihres Beifalls zu erfreuen. Der Verleger iſt auch der Drucker, und es würde dem jungen, betriebſamen und liberalen Manne gewiß zu einer ihm zu wünſchenden Aufmunterung und Empfehlung gereichen, auch des guten, ja ich darf wohl ſagen, ſehr geſchmackvollen Drucks in der Anzeige, welche die L. Z. ſchon verſprochen hat, Erwähnung zu thun, der beſonders in den feineren Exemplaren unverkennbar in die Augen fällt. Sie ſind ſo gütig, mir die angenehme Ausſicht auf ein Geſchenk mit Ihren Rhetoricis Cic. zu eröffnen, Sie würden mich damit in hohem Grade beglücken, da der Beſitz dieſes trefflichen Werks ſchon längſt zu einem meiner Lieblingswünſche gehörte, deſſen Gewährung ich mir aber noch immer in einer Zeit die vor allen Dingen panem — auch ohne Circenses verlangt — habe verſagen müſſen. Ich würde das Werk als ein mir unendlich ſchätzbares Denkmal Ihrer Gewogenheit betrachten. Hoffentlich werden wir uns ja nun bald ſelbſt wieder gegeben ſein. Der Himmel gebe, daß das Vergangene uns klüger, und beſſer gemacht habe, und wir dadurch der Theilnahme der Beſſeren mit Recht würdig ſein mögen. Hart genug haben wir für unſre mannigfache Schuld gebüßt. Vieles kann wiederum durch Fleiß, Sparſamkeit und erhöhete aber auch recht angewandte Betriebſamkeit erſetzt werden. Aber wer giebt uns das wieder, zu deſſen Erſatz kein Schüler des Phidias, Praxiteles, Raphaels und Titians dem Orkus entſteigt, der ſeinen Raub für immer gefeſſelt hält?

Lichtenſtein.

Helmſtädt, 17. Mai 1802.

Da es zu den Vorzügen der Allg. Litt. Zeit. gehöret, daß in den dazu gehörigen Anzeigen alle merkwürdigen gelehrten Neuigkeiten auf das ſchnellſte und zuverläſſigſte bekannt gemacht werden: ſo erkühne ich mich Denenſelben, zu beliebigem Gebrauch, eine, an Folgen für die Sprachkunde und Geſchichte vielleicht nicht unfruchtbare Entdeckung mitzutheilen. Es fiel mir nemlich vor wenig Tagen das Auguſtblatt des „Monthly Magazine vom Jahre 1801 in die Hände. Dort hat der berühmte Dr. Hager auf einem ſehr wohl gerathenen Kupferſtiche, die in der ſogenannten Pfeilſchrift oder den caractères à clous angefertigte Inſchrift eines, in der Gegend des alten Babylons gefundenen und von Bagdad an die Oſtindiſche Compagnie nach London überſchickten Backſteins, der gelehrten Welt mitgetheilt. Er verſpricht nun zwar die Erklärung derſelben in einem großen Werke nachzuliefern, aber nach ſeinen, in dem kurzen Aufſatze, womit er jene Abſchrift a. a. O. begleitet, geäußerten Ideen, ſcheint er mir eben ſo weit vom Ziele entfernt, umher zu irren, als Sir. W. Jones, dem er beipflichtet, und als die übrigen, daſelbſt mit Recht getadelten Orientaliſten. Ich habe es verſucht, die gedachte Inſchrift, nach der Analogie des Kufiſchen und Agareniſchen Alphabets, zu dechiffriren, und finde, dieſer Hypotheſe zufolge, einen rein Arabiſchen Spruch heraus: der zu deutſch etwa ſo lauten würde: „Auf Dich vertrauen wir, denn Du haſt uns alle erſchaffen! Gott heiligſter, getreueſter! Sei gnädig; denn auf Dich beruhet (oder wörtlich: auf dir iſt) die Sicherheit. Sättige uns, ernähre uns! Denn du haſt uns alle erſchaffen." Es iſt doch wohl beinahe undenkbar, daß durch einen bloßen Zufall, aus jenen Charakteren, ein ſo gut zuſammenhängender, für eine Inſchrift über eine Hausthür paßlicher, dem Geiſte des arabiſchen Stils angemeſſener Spruch, der ſich um die Paronomaſie des Grundzeitwortes und der davon herſtammenden Nennwörter herwindet, ja der vielleicht irgendwo im Koran ſteht; nach Vergleichung jener Schriftzüge, mit den älteſten Arabiſchen Alphabeten, hervorgehen ſollte; wenn jene Inſchrift nicht wirklich Arabiſch und des erwähnten weſentlichen Inhalts wäre. Ein paar Buchſtaben, die, weil ſie nur einmal vorkommen, nicht mit gleicher Sicherheit, wie die übrigen, konnten dechiffrirt werden, mögen immerhin, wenn erſt mehrere Pfeilſchriften damit verglichen ſind, umzuändern ſein. Dem ohngeachtet bleibt es doch gewiß ein merkwürdiger und nützlicher Fund, daß jene ſo ſchwer zu entziffernde Charaktere, eine wahre, aus der Analogie des Kufiſchen Alphabets zu errathende, Buchſtabenſchrift enthalten. Geſetzt: die Perſepolitaniſche Pfeilſchrift weiche, auch in genaueren Abſchriften, als die bisher gegebenen waren, noch immer von dem Charakter der Babyloniſchen Backſteinſchrift ab: ja geſetzt: jene Inſchriften wären in einer andern Sprache; alſo nicht arabiſch, ſondern etwa alt-perſiſch: ſo giebt doch eines dem andern immer mehr Licht, und die Erläuterung des einen Alphabets erleichtert immer die Erklärung des in dem andern geſchriebenen, in Thon gedruckten, oder in Stein gehauenen; denn vorzüglich bei den orientaliſchen Schriftzügen, verurſacht die Beſchaffenheit der Materie, worauf; und der Werkzeuge, wodurch die Buchſtaben entworfen werden, einen ſehr auffallenden Unterſchied in den Charakteren. Sobald meine Abhandlung „über die Entzifferung der Pfeilſchrift, nach der Analogie der älteſten arabiſchen Alphabete" herauskommen wird, werde ich die Ehre haben, Ihnen mit einem Exemplare davon aufzuwarten. Ew. Wohlgeboren werden daraus das Weitere über einen Gegenſtand erſehen, deſſen Umfang kein Handſchreiben füglich faſſen kann. Unſer Herr Abt Henke empfiehlt ſich Ihrem geneigten Andenken beſtens. Er hat mich zu der Kühnheit, Ihnen mit meiner Zudringlichkeit beſchwerlich zu fallen, aufgemuntert. Mein älteſter Sohn, Ihr dankbarer Schützling, iſt jetzt im Begriff, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung abzureiſen, wo er als Hauslehrer bei dem Gouverneur Janſſens angeſtellt wird, und ſich mit der Naturgeſchichte des ſüdlichen Africa beſchäftigen will.

Lobſtein.

Straßburg, 1. März 1827.

Werthgeſchätzter Mann! Sie werden ſich mit Recht wundern, einen Brief hier von einer ganz Ihnen unbekannten Perſon zu erhalten, und ſind ganz gewiß neugierig, den Inhalt deſſelben zu wiſſen; Sie werden jedoch nicht lange erſtaunt bleiben, wenn man Ihnen ſagt, daß: ein Jüngling dieſer Stadt, der ein leidenſchaftlicher Freund der griechiſchen Litteratur iſt, und der den herrlichen Schriftſtellern in dieſer Sprache ſeine ſeligſten und genußreichſten Stunden verdankt, den Aeſchylus, in Ihrer Ausgabe, gründlich durchſtudirt hat, und daß der Eindruck, den dieſe unvergleichliche Bearbeitung auf ſein innerſtes Gemüth machte, ihm eine heilige Pflicht iſt, Ihnen — theuerſter Herr Profeſſor — ſeinen gerührteſten und innigſten Dank dafür zu zollen! Nie hat eine Ausgabe, weder eines römiſchen, noch eines griechiſchen Autor's, mich ſo angeſprochen und hingeriſſen! Welche Tiefe in Erforſchung der oft ſo dunkeln Gedanken, vorzüglich in den Chorgeſängen des Agamemnon! Welche trefflich erfundenen Conjecturen, wenn die Corruptheit des Textes denſelben ſo häufig unverſtändlich macht! Welche ſcharfſinnige und genaue Bezeichnung des Wortſinns, und ſo vieler ἅπαξ λεγομένων! Wie befriedigend, was Mythos und Geographie betrifft! wie genau und wahr der Nexus der Perioden, der, ohne Ihre Andeutung, niemals ſich mir finden ließe! Wie geſchmackvoll der jedesmalige Exkurs der die Analyſe des Stückes enthält, und die äſthetiſche Prüfung der Charaktere ſowohl, als der Anlage überhaupt. Aber, wie mehr noch als alles dieſes, wie anſchließender und hinreißender iſt die Wärme mit der das ganze Werk durchweg bearbeitet iſt! Man ſieht ſonnenklar, es war Ihnen angelegen, daß Ihre Leſer Ihren Schriftſteller verſtünden, und deswegen ſchämte ſich Ihre Gelehrten-Eitelkeit nicht, (wie, ach! ſo vieler V. V. D. D.!) manche Stelle zweimal zu überſetzen, ſie Wort für Wort durchzugehen, und auf alle Schönheiten und Eigenheiten darin aufmerkſam zu machen! Nie habe ich mehr gelernt, und nie werde ich es auch anderswo können, ganz in dem Geiſt einheimiſch zu werden, den mein Dichter mir entgegenwehte, als durch Sie, durch Ihre unvergleichliche Bearbeitung! Aeſchylus iſt durch Sie mein Lieblingsdichter; die Erhabenheit ſeiner Chorgeſänge finde ich weder bei Sophokles noch bei Euripides wieder; und den Genuß, den er mir ſchon durch Sie gemacht, und den keine Worte faſſen, dieſen Genuß zu verſchweigen, hätte ich für Sünde geachtet! O! hätte mir das Schickſal zwei Wünſche gewährt, den erſten würde ich für meine Seligkeit verwendet haben, den zweiten: ſo griechiſch zu können, wie Sie! Ohngeachtet meines mühſamen Beſtrebens, ohngeachtet meiner immer fortgeſetzten Anſtrengungen, ohngeachtet meiner beinahe idealiſchen Liebe für die herrlichſte der Sprachen, welche Liebe keine Schwierigkeiten achtet, — habe ich dennoch niemals die Hoffnung, mich auch nur auf die Hälfte der Höhe hinaufzuſchwingen, von der ich Sie herabſtrahlen ſehe! Aber Sie ſollen mir vorleuchten, Sie ſollen mein kräftiger Beiſtand ſein, zu dieſer rühmlichen Glanzhöhe! — Verſchmähen Sie, theuerſter Herr Profeſſor, dieſe dankenden Gefühle nicht, die ich Ihnen mit tiefer Hochachtung darbringe! Keine Schmeichelei giebt mir ſie ein; ich liebe Sie mit dem wärmſten Herzen, das vielleicht für Sie ſchlägt, ohne Sie zu kennen, ohne Sie je geſehen zu haben, ohne Sie vielleicht je zu ſehen! Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, auch nur das kleinſte Andenken von dieſem Manne zu haben, auch nur die kleinſte ſeiner Ausgaben, aus ſeiner Hand mit einigen Worten begleitet, zu beſitzen! Wie noch theurer wäre mir mein Aeſchylus, wenn ihn ſein Bearbeiter mir ſelbſt vielleicht zuſtellte! — Doch ſo viel, mein, verlange ich nicht! auch das unbedeutendſte Schriftchen machte mich unendlich beglückt! O! daß Sie doch werth achteten, mich der kleinſten Antwort bald zu würdigen, ehe ein feindliches Schickſal Sie uns vielleicht von hinnen rafft! O! daß es mir vergönnt wäre, Sie manchmal um einige Schwierigkeiten zu befragen, deren Aufſchluß mir niemand zu geben vermag, wie Sie! (z. B. Eurip. Bacch. 958 sqq. ed. Matth.), daß ich in ſchriftlichen Umgang mit Ihnen, fortfahren würde, Ihnen das zu verdanken, was ich bis jetzt! daß Sie endlich nicht zu ſtolz ſein möchten, bis auf mich herniederzublicken, obgleich dieſer Stolz, wenn je bei einem Menſchen, bei Ihnen gegründet wäre! Ich hoffe Ihnen meinen kleinen philologiſchen Verſuch, nämlich eine neue Ueberſetzung nebſt Commentar von Sophokles Oed. Rex, die ich ſo eben in Recenſion gegeben habe, ſobald ſie im Drucke erſchienen, zuzuſtellen. — Mit der tiefſten Rührung ſcheide ich von Ihnen, und wünſchte nichts ſehnlicher, als ſelbſt, ſtatt meines Briefes, Ihnen entgegen fliegen zu können! In der Hoffnung (?) bald ein Wort von Ihnen zu vernehmen, verbleibe ich unterdeſſen, wie auch ewig Ihr ꝛc.

Breslau, 4. Jan. 1791.

Manſo.

Meine Schuldigkeit wäre es allerdings längſt ſchon geweſen, Ihnen, mein theuerſter Freund, ein Wörtchen über die Veränderung meines Aufenthaltes und meiner Lage zu ſchreiben; aber eben dieſe Veränderung iſt ſchuld an meinem Schweigen. Ich habe bis dieſe Stunde viel und mancherlei an einem Gymnaſium, das unter der Aufſicht eines halbblinden Rektors von 72 Jahren und durch die langwierige Vakanz ſehr in Unordnung gerathen war, zu ordnen und zu beſſern gehabt, und leider! iſt es immer noch nicht ſo, wie ich wünſche, und wird auch, ohne die Einwirkung des Himmels (es zählt 3 ſtumpfe Lehrer, die nichts als den guten Willen zu ſeiner Aufnahme beitragen), meinen Wünſchen ſo bald nicht entſprechen. Der Unterſchied zwiſchen Gotha und Breslau iſt freilich für mich ſehr auffallend. Ich fühle es ſehr lebhaft, daß man gewiſſe Freundſchaften in dem menſchlichen Leben nur Einmal knüpft, und daß viele Jahre dazu gehören, um die Perſonen, mit denen man umgeht, ſich durch Verbindlichkeiten mehr als gewöhnlich zu verpflichten. Mein liebſter und häufigſter Umgang iſt mit Prof. Garve, ein wirklich vortrefflicher und auch von Seiten ſeines Herzens ganz vorzüglich ſchätzbarer Mann. Schade, daß ſeine wankende Geſundheit und eine Wunde am Auge ihn dem Studiren entzieht und ihn zwingt, ſich mehr an litterariſchen Umgang zu halten. Ich ſelbſt gewinne zwar hierbei; aber dieſen etwanigen Verluſt würde ich ſehr gern dulden, wenn ich ihn ſich ſelbſt und der gelehrten Welt ganz wieder ſchenken könnte. Außer ihm finde ich aber nur Wenige für mein Herz und meinen Verſtand. Schummel, ein Frömmler und ſchaler Bel-esprit, Scheibel, ein Mathematiker und ſonſt nichts, Gedickens Bruder, ein großer Politiker und übrigens ein ſehr gewöhnlicher Schulmann; endlich Hermes jun., ſo paradox in Umgang, wie in Schriften, ziehen wenigſtens nicht an. Ein ununterbrochener Briefwechſel mit meinen Freunden und die gewiſſe Ausſicht, jedes Jahr eine Reiſe machen zu können, müſſen mich folglich für meine litterariſche Einbuße ſchadlos halten. Sehen Sie, ſo ſteht's in meinem Umgang. Was die Schleſier überhaupt betrifft, ſo ſind ſie ein braves, dienſtfertiges Völkchen, die ſich beſonders aufs Schmauſen ſehr gut verſtehn. Hierin, ſagt man, ſollen die Wiener allein ſie übertreffen, und ich fange an, es zu glauben. Die Tiſche ihrer Magnaten beugen ſich unter der Laſt der Schüſſeln, und der Appetit, mit dem man zulangt, und der gute Ober- und Unter-Ungar machen ſelbſt einem verzagten Magen Luſt. Demungeachtet ſind meine Fortſchritte in dieſer großen Kunſt noch ſehr gering, und man will hie und da zweifeln, daß ich es weit bringen würde. Die Anweſenheit des Königs im vorigen Sommer, hat meine Kenntniſſe und Erfahrungen ſehr erweitert. Hermes der ältere, der eine Penſion von 400 Thaler erhalten hat, Oswald, ſein Schwiegerſohn, ein Handlungsdiener, der jetzt als Hofrath und Bibliothekar mit 800, andere ſagen mit 1200 Thaler nach Berlin geht, und eine Somnambule waren die Lieblinge. Sie glauben nicht, wie ſehr von dieſer Seite Licht und Finſterniß mit einander ſtreiten. Wäre die Sache nicht gar zu gefährlich, ſo ſchickte ich Ihnen einen Aufſatz für das Intelligenz-Blatt; allein Sie werden wohl ſelbſt zu dieſer gefährlichen Unternehmung nicht rathen. Und nun zur Hauptſache, ehe der Bogen zu Ende geht: denn ich merke wohl, daß ich mich, wenn ich einmal mit Ihnen plaudre, ſei's mündlich oder ſchriftlich, nur mit Mühe losreißen kann. Sie ſind ſo gütig geweſen, mich zum Mitarbeiter und Korreſpondenten der Allg. Litt. Zeit. einzuladen. Ich danke Ihnen, mein theuerſter Freund, für dieſen ſchmeichelhaften Beweis Ihres Zutrauens: aber ſo vortheilhaft auch Ihre Bedingungen ſind, ſo bin ich doch nicht vermögend, Ihr Anerbieten für jetzt anzunehmen. Die Urſachen ſind vieſe: die wichtigſte, daß mich mein Amt ſehr beſchäftigt, und daß ich an zwei Werken arbeite, die mich ſehr an ſie feſſeln und ſelbſt ſchon mehreren Journalen entzogen haben. Das eine iſt eine Ueberſetzung, oder richtiger Bearbeitung des befreiten Jeruſalems in Stanzen, von der ich Ihnen künftige Oſtern den erſten Theil zuſchicken werde, das andre iſt vor der Hand noch Geheimniß. Ueberdieß — wir denken hierin vielleicht verſchieden, indeß eine Erfahrung iſt es wenigſtens — Recenſionen unwichtiger Bücher gewähren mir weder Freude noch Nutzen, und wichtige Bücher — allerdings bringt die Anzeige ſolcher mannichfaltigen Gewinn; auch war dies die Urſache, warum ich bisher am liebſten für die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften arbeitete. Dafür habe ich aber auch auf die meiſten Werke 4 bis 5 Wochen gewendet, und bin doch nur ſelten, oder nie mit mir zufrieden geweſen. Ich weiß, Sie verübeln mir dies freimüthige Geſtändniß nicht. Erlauben es Zeit und Geſchäfte, ſo bin ich vielleicht ſo frei, Ihnen einſt meine Dienſte, falls Sie deren dann noch bedürfen, ſelbſt anzutragen. Für jetzt will ich lieber ein Weilchen Kritiken über mich ergehen, als ſie andern erfahren laſſen. Um jedoch in einiger Relation mit der Allg. Litt. Zeit. zu bleiben, werde ich Ihnen von Zeit zu Zeit Nachrichten für das Intelligenz-Blatt nach Maaßgabe der mitgeſchickten Vorſchrift ertheilen. Und nun Quid tum ipse struis? quid scribere tibi sumis? Wie ſtehts insbeſondere mit dem Aeſchylus? Ich halte die Allg. Litt. Zeit. für ein recht nützliches Inſtitut; aber um den Aeſchylus ſollte ſie uns nicht bringen, wenigſtens nicht um den 3ten Theil. Sie Glücklicher haben bereits Thümels Reiſe geleſen. Ich möchte Sie ſchier um dieſes Vergnügen beneiden. Findet ſich einmal ein Stündchen Muße, ſo ſchenken Sie es Ihrem Freunde, der nie aufhören wird, Sie zu lieben und hochzuſchätzen. Ewig der Ihrige ꝛc.

Breslau, 20. Nov. 1808.

Ich habe nur darum, mein theuerſter Freund, Ihren Brief ſo lange unbeantwortet gelaſſen, um Ihnen etwas Gewiſſes über unſere hieſige Lage ſchreiben zu können. Vorgeſtern ſind die Kaſſen übergeben worden, und dieſen Morgen hat uns von den beiden hier liegenden Regimentern das eine verlaſſen. Um 11 Uhr werden die Bürger, die man eilends organiſirt hat, auf die Wache ziehn, doch wahrſcheinlich nicht für immer, ſondern nur, bis Militär im Lande iſt. So ſteht es in der Gegenwart. Aber freilich wenden ſich unſere Blicke von dieſer hinweg, und mehr nach dem Künftigen hin. Jener Königsberger, den Sie in Ihrem frühern Briefe den gebundenen Prometheus nannten, bekommt freilich nun freie Hand, aber *wie* er dieſe Freiheit brauchen werde — das iſt die Frage. Was ich am meiſten fürchte, iſt Widerſetzlichkeit und Cabale. Nicht blos der Adel iſt, wie ſich leicht denken läßt, gegen ihn aufgebracht; auch in den hieſigen Collegien bilden ſich Parteien für und gegen ihn. Die eine hängt dem bisherigen Civil-Commiſſarius Maſſow, die andere ihm an; beide nicht aus Ueberzeugung, ſondern, weil jeder unter dem gewählten Oberhaupt eine glänzendere Rolle zu ſpielen hofft. Wie kann da Gutes gefördert werden? Ueberdem iſt noch ſo manches andere, was mir ſchlechterdings nicht gefällt. Dahin gehören die noch immer fortdauernden ſanguiniſchen Hoffnungen (man meint vielleicht ſchon der Zahlung des nächſten Termins durch Spanien überhoben zu werden), ferner die getroffenen Anſtalten, die alle mehr auf Wiederherſtellung verlorner Macht, als verlornen Glücks abzielen, endlich gewiſſe (wie ſoll ich mich vorſichtig genug ausdrücken?) Verbindungen und Bearbeitungen, deren wohl ein neuernder Miniſter, ſchwerlich aber eine kraftvolle Regierung bedarf. Es iſt ſchwer, brieflich ſich über Dinge der Art kurz und doch verſtändlich mitzutheilen. Ich ſetze nur das Eine hinzu. Ich habe nie von Egoismus und egoiſtiſcher Thätigkeit einen anſchaulichern Begriff gehabt, als eben jetzt. Auf meine eigne Lage, nach der Sie ſich ſo freundſchaftlich erkundigen, hat der Krieg keinen Einfluß gehabt. Eingebüßt habe ich allerdings, und ich ſehe voraus, daß auch künftig noch Einbußen bevorſtehn; aber wer möchte davon Grund zum Klagen hernehmen? Das Gymnaſium, welches bei meiner Hierherkunft 80 Schüler zählte, und jetzt über 300 zählt, hat ſelbſt durch den Krieg nicht abgenommen. Ich wünſche nur, daß man mich großmüthig mit militäriſchen Spielereien verſchone. Dies könnte leicht verurſachen, daß ich meinen Entſchluß, nicht nach Gotha gegangen zu ſeyn, bereute. Nach den geſtrigen Briefen von Berlin kann ich kaum mehr zweifeln, daß die Frankfurter Univerſität aufgehoben und nach Berlin verlegt werden wird. Die Sache hat unſtreitig manches für ſich, aber, ich denke, noch mehr gegen ſich. Wolf und Schleiermacher ſcheinen dabei am meiſten gewirkt zu haben. Sollten Sie, wenn Sie ſonſt Luſt haben, zumal in Begleitung der Allg. Litt. Zeit., dort nicht auch willkommen ſein? Daß die Wiſſenſchaften und die wiſſenſchaftliche Celebrität auch in dem neuen Plane liegen, iſt kein Zweifel, und ein gegründetes Inſtitut iſt immer beſſer, als ein erſt zu gründendes. Herr von Birkenſtock war eiliger, als ich wünſchte. Doch habe ich ihn lange genug geſprochen, um den gebildeten jungen Mann in ihm zu erkennen. Zieht mich meine voluptas künftiges Jahr nicht allzuſtark nach Wien, wo mir's unter allen Städten, die ich ſah, am beſten gefallen hat, ſo komme ich ſicher nach Leipzig, und von da nach Halle. Plaudern wollen wir dann tüchtig; denn wiewohl ich älter geworden bin, ſo ſpreche ich doch noch eben ſo ſchnell, wie ſonſt.

Breslau, 15. April 1817.

Es iſt allerdings ſehr lange, daß wir uns weder mündlich unterhalten, noch ſchriftlich begrüßt haben; indeß iſt darum doch (worauf zuletzt alles ankommt), die alte Verehrung und herzliche Liebe in mir ſtets dieſelbe geblieben. Nur die Veranlaſſung hat gefehlt, ſie Ihnen zu erkennen zu geben. Ich wünſche, daß Sie den beiliegenden Verſuch über Conſtantin als einen Beweis der gegebenen Verſicherung anſehen mögen. Erlauben Sie mir zu gleicher Zeit Ihnen einen Gedanken, den eigentlich ein amtliches Schreiben von Berlin veranlaßt hat, mitzutheilen. Seit etwa 3 Jahren iſt hier ein pädagogiſches Seminarium für gelehrte Schulen errichtet, und mir deſſen Direction anvertraut worden. Die Bedingungen für den Aufzunehmenden ſind kürzlich dieſe. Er wird ſchriftlich und mündlich von mir und der angeordneten Commiſſion geprüft. Er giebt wöchentlich unter meiner Aufſicht in einem der hieſigen 4 Gymnaſien 6 Stunden. Er macht ſich anheiſchig, wenigſtens drei Jahr ein preußiſches Schulamt zu verwalten. Er hat freie Collegien, falls er noch zu hören nöthig hat, und erhält jährlich 125 Thaler. Daß es an Nebenverdienſt in einer Stadt, wie Breslau, nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt; doch muß er ſich im Stundengeben beſchränken, da Fortſtudiren der Hauptzweck der Aufnahme iſt. Sollte jungen Männern von Ihrer Bekanntſchaft mit einer Verſetzung nach Schleſien gedient ſein, ſo bitte ich, ihnen die Bedingungen mitzutheilen und ſie an mich zu weiſen. Unſere Univerſität wirkt noch immer nicht ſo kräftig und entſchieden, wie ſich viele verſprachen. Unter uns geſagt, es kommt mir oft ſo vor, als ob des Frankfurter Sauerteigs noch zu viel beigemiſcht ſei, und die Anſtalt von dem Miniſterio mehr als ein Seminar für Berlin angeſehen und behandelt werde, was ihr nothwendig keinen Segen bringen kann. Auch unter den Studirenden finde ich, wenn ich mir die ehemaligen Zeiten in dem für renomiſtiſch ausgeſchrieenen Jena zurückrufe, wenig Fleiß. Der meiſte herrſcht noch unter den Medicinern. Unſer Schneider Saxo lebt, wie es für ſeines Gleichen das Beſte iſt, ſich und der Bibliothek. So ein wunderlicher, knurriger Kauz er iſt, ſo bin ich doch bis jetzt ſo glücklich geweſen, ſeine Freundſchaft, die mir bei dem großen Wiſſen und vielen guten Eigenſchaften des Mannes werth und wichtig iſt, zu erhalten. Zu den beſten hieſigen Inſtituten gehört wirklich die Bibliothek, um deren Anordnung, was auch die Tadelſucht ſagen mag, er ſich große Verdienſte erworben hat. Der Ihrige ꝛc.

Breslau, 19. Juni 1817.

Ihr Brief vom 25. Mai, und die Beweiſe alter herzlichen Theilnahme, die er enthält, haben mich ungemein erfreut und ganz wieder in jene frühern glücklichen Tage verſetzt, wo ich Ihres für mich ſo lehrreichen Umganges genoß. Es iſt ein ſchönes, oft nicht genug anerkanntes Vorrecht der ſpätern Jahre, daß uns vergönnt iſt, in zwei Welten zugleich zu leben. Nimmt man vollends aus der frühern Zeit ſo viel angenehme Erinnerungen an brave Männer, edle Freunde und treffliche Geſellſchafter mit ſich, wie ich, ſo kann man ſich um ſo leichter über ſo manche unvermeidliche Einbuße tröſten, welche die Flucht der Jugend nach ſich zieht. Sie wünſchen von meinen bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen etwas Genaueres zu wiſſen. Hier in kurzen Umriſſen, wie ich gelebt habe und lebe. Ich habe, im Ganzen genommen, ein den

Studien faſt ausſchließend gewidmetes, zugleich aber in den erſten 10 oder 15 Jahren meines hieſigen Aufenthaltes ſehr geſelliges Leben geführt und dazwiſchen manche Reiſe gemacht. Jene ernſten und ernſtlich gemeinten Beſchäftigungen und dieſe angenehmen Zerſtreuungen, verbunden mit einem frühern dé-pit amoureux, haben mich vom Heirathen abgezogen; und wiewohl es allerdings an Stunden nicht fehlt, wo ich den Druck der Einſamkeit und den Mangel häuslichen Glückes fühle, ſo geſtehe ich doch, daß ſe manche traurige Gelehrten-Ehe, die ich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, mich wieder tröſtet. In die hieſige Regierung bin ich zweimal aufgefordert worden, als Rath einzutreten, auch zum Prof. ordinar. bin ich, bei der Reſtauration der Leopoldina, ernannt worden. Bei dem erſten Antrage dachte ich an das, was Sie, als Schiller Rath wurde, zu ihm geſagt haben ſollen, auch wahrſcheinlich geſagt haben: „Auf Gott, und nicht auf deinen Rath“ und zugleich an das gräuliche Aktenweſen, das ich vom Vater her kannte, und ſchlug die Stelle aus. Den zweiten Antrag hätte ich gern angenommen, wenn es möglich geweſen wäre, mein Schulamt los zu werden. Das konnte und ſollte aber nicht ſein. Ich dachte alſo: Was ſollen dir wenige 100 Thaler mehr und mehrere Monate Zeit für eigene Arbeiten weniger, und trat zurück. Nach Gotha ſollte ich als Hofrath und Ober-Bibliothekar zurückkehren, als Hamberger nach München ging. Der Herzog ſelbſt, wie mir geſchrieben wurde, wünſchte es ſehr ernſtlich. Ich kannte aber durch Jakobs die äſthetiſche Manie dieſes fürſtlichen Schöngeiſtes zu gut, als daß ich mich der Gefahr, von ihm gequält zu werden, hätte hingeben ſollen. Seit dem letzten Jahre, wo mich die Vollendung eines hiſtoriſchen Werkes von mehreren Bänden beſchäftigt, habe ich mich mehr auf mich ſelber zurückgezogen und zurückziehen müſſen, doch iſt der alte Umgang hauptſächlich mit unterrichteten Geſchäftsleuten, dem Präſidenten Merkel, ſeinem Schwager, dem Regierungs-Rath Bothe, Streit, Bürde u. ſ. w., der alte geblieben. Unter den Profeſſoren ſind Schneider, oder, wie ich ihn gewöhnlich nenne, der Alte vom Berge, Schulz und Raumer mir bei weitem die liebſten. Der erſte hat, wie Sie wiſſen, zahlloſe Mucken und läßt Niemanden ungehudelt. Indeß bin ich gleichwohl ſo glücklich geweſen, mich bis jetzt in ſeiner Gunſt zu behaupten, ich denke, hauptſächlich dadurch, daß ich mich ſtets in einer gewiſſen anſtändigen Entfernung gehalten, und ihn ſo gleichſam zu einer ähnlichen genöthigt habe. Den zweiten braven Mann kennen Sie aus längerem Umgange. Der dritte iſt zwar nicht der gelehrteſte, aber gewiß der verſtändigſte und unbefangenſte der hieſigen Profeſſoren, jetzt noch auf ſeiner Reiſe nach Italien abweſend. Da er lange Geſchäftsmann geweſen iſt, ſo hat er mehr Weltton und Menſchenkenntniß, als die übrigen alle zuſammen, und iſt von dem dummen Profeſſor-Hochmuth, der mir unausſtehlich iſt, frei. Als ſein College in der wiſſenſchaftlichen Deputation haben wir die Sachen ſo ziemlich allein abgethan, und gewiß beſſer, als ſie jetzt, wo wir ausgeſchieden ſind, abgethan werden. Was meine Einnahme betrifft, ſo habe ich nie unter 1100 Thaler, in den letztern Jahren zwiſchen 14 bis 1500 gehabt, und von der Seite nicht die mindeſte Urſache, mich über das Schickſal zu beklagen. Die viele Arbeit allein iſt es, die mich zuweilen drückt. Ein Gymnaſium von 325 jungen Leuten und 18 Lehrern verlangt Kraft und Thätigkeit. Hiermit hätte ich Ihnen, theuerſter Freund, den verlangten Abriß von meinem Leben und meiner Lage gegeben. Die Ausfüllung ſoll folgen, wenn ich Sie mündlich ſpreche; denn dieſe Hoffnung gebe ich ſchlechterdings nicht auf, vielmehr iſt ſie durch die fröhliche Botſchaft Ihres Wohlbefindens erſt wieder recht lebendig in mir geworden. Der Cod. Glogav. exiſtirt allerdings. Wie oft hat mir Heindorf nicht den Fund, den er gethan hatte oder gethan zu haben meinte, in ihm gezeigt! Es iſt eine tolle Idee von Görenz, dieſen Cod. unter die Non entia zu verweiſen. Wie er weggekommen iſt, darüber giebt es manche Muthmaßung. Die allein wahrſcheinliche kann ich einem Briefe nicht anvertrauen. Sie hat aber den höchſten Grad moraliſcher Gewißheit. Die jungen litterariſchen Fante, die in den philologiſchen Blättern ihren Witz und Aberwitz zum Beſten geben, ſind zwei junge, vielwiſſende, durch Studiren bereits krank gewordene, aber durch eben dieſes Studiren mit hoher Einbildung erfüllte Breslauer, Gerhard, jetzt Profeſſor in Poſen und Wernicke, jetzt im Bade zu Reinerz. Unter uns: Beide waren Paſſow's Herzensfreunde. Es gab ihm keine würdigern junge mehr verſprechende Gelehrten. Jetzt, da ſie Reime auf ihn gemacht haben, hat er dem erſtern die Thüre gewieſen, und iſt deshalb von ihm verklagt worden. Tantum animis etc. Was Sie auch über meinen Conſtantin verfügen, es wird in jeder Rückſicht das Rechte ſein. Und ſoweit meinen beſten, freundlichſten, herzlichſten Gruß an Ihre liebe Frau.

Sie gehört zu den wenigen, deren man ſtets mit Achtung und Liebe gedenkt. Ich umarme Sie von Herzen ꝛc.

Breslau, 15. Mai 1820.

Dieſe Zeilen, verehrteſter Freund, ſollen Ihnen eigentlich blos ſagen, daß die Geſchichte Preußens, der ſie zur Begleitung dienen, von mir iſt. Was ich Ihnen ſende, ſind freilich, genau genommen, ignes suppositi cineri doloso: ich hoffe jedoch, daß die Würde des Tons mich vor aller Feindſeligkeit ſchützen werde, und erſuche Sie, falls Sie die Mühe der Anzeige übernehmen, dies, wie ich meine, offen liegende Verdienſt für mich geltend zu machen. In jeder andern Hinſicht haben Sie, wie ſich von ſelbſt verſteht, freie Hand. Von der hieſigen Univerſität kann ich Ihnen nichts Erbauliches melden. Es herrſchen hier Neid, Haß, Zank, Zwietracht, Rotten, auch mitunter Freſſen, Saufen u. dergl. Nur der Mord fehlt. Indeß, was nicht iſt, kann werden. Der eine meiner Freunde hat bereits den Platz geräumt, der andere (v. **Raumer**) iſt im Begriff, ihn zu räumen. Bei meiner vorjährigen Rheinreiſe ſtand der Raum ſo außer allem Verhältniſſe zur Zeit, daß ich zuletzt dem Entſchluſſe, Sie zu umarmen, entſagen mußte. **Jacobs** hat mir jedoch zu meiner Freude von Ihrer Rüſtigkeit und Munterkeit ſo viel erzählt, daß ich, wenn ich nur ſelbſt geſund bleibe, keineswegs verzweifle, Sie noch in dieſer Zeitlichkeit zu ſehn, und Ihnen und Ihrer lieben Frau, der Sie mich herzlich empfehlen werden, zu ſagen, mit wie unveränderter Achtung und Liebe ich bin der Ihrige ꝛc.

Breslau, 10. Mai 1824.

Sie erhalten hiermit, anliegend, hochzuverehrender Lehrer, Gönner, Freund, und was Sie ſonſt noch alles für mich ſind, ein Exemplar meiner Oſt-Gothiſchen Geſchichte, mit der Bitte, ihr eine Stelle unter Ihren Büchern zu gönnen. Ich würde auch noch um eine Anzeige in der Allg. Litt. Zeit. erſuchen; aber es ſcheint faſt, als ob ſelbige an einem horror librorum Mansoqianorum laborirte. Kann es ſein, ſo wäre es mir allerdings lieb, und noch lieber meinem Verleger, der freilich bei der Oſt-Gothiſchen nicht ſo fahren wird, wie der Frankfurter bei der Preußiſchen Geſchichte. Von hier aus kann ich Ihnen wenig Erfreuliches melden. Die häßlichen

Turn- und Umtriebs-Geſchichten haben einmal die geſelligen Verhältniſſe geſtört; und Sie wiſſen wohl, was einmal, zumal ſo gewaltſam, getrennt worden iſt, wächſt nicht ſo leicht wieder zuſammen. Vielmehr haben die faſt noch ärgerlichern Zänkereien über daß Jß im Abendmahle den Riß noch größer gemacht. Was ich indirecte p. 293 meines Buches hierüber geſagt habe, wird, hoff' ich, von Ihnen ſicher gebilligt werden. Um die Scheibelio-Steffensianos kümmere ich mich nicht. In ihren Augen bin ich ohnehin nichts, als ein verruchter Heide, und alle meine virtutes lauter splendida peccata. Um ſo kecker kann ich ihnen ein Schnippchen ſchlagen. Freundliche Grüße an Ihren Herrn Sohn, wie an die Herren Niemeyer und Erſch ꝛc.

Martyni-Laguna.

Leipzig, 1. Jan. 1790.

Etiamsi non alius fructus ex amicitia doctorum Virorum, quos cummaxime colo, ad me rediret, quam quod ad rerum utilium cognitionem perferendosque in literis labores summopere incitari corroborarique me sentiam; vel is tamen unus satis magnus hominique ingenuo expetendus in primis esset. Quid enim opere in longo, cujus facile taedia nos capiunt, potentius est ad expellendam illam fastidii labem, quam amicorum majora passorum et cummaxime perferentium recordatio suavis. Cujus autem major diuturniorque laboris jucunditas, quam quo suscipiendo et strenue perficiendo non modo operae pretium fecisse videare viris bonis et probis, sed et doctis tua auribus adprobasse et aliquam tui apud alios exspectationem excitasse?.... Sed horum sensuum commemoratio quid ad Te, qui dudum honestae laudis collem obtines, et trahere potius alias tecum soles, quam trahi?... Verum tamen, in tanto studiorum nostrorum et laudis, quam ambo consectamur, aestu patere a me, homine novo, vestigia optimi cujusque legi, et optimum quemque ad gaudii voluptatisque, quam hae mihi literae adferunt, societatem evocari et tantum non compelli! Nemo enim facile est amicorum meorum, quos designare et colere acerba lege soleo, in quem non transfuderim aliquam partem gaudii, quo adficiebar tum, cum primum oculos intromitterem in divites illas copias, quas nosti Cortium, Lucani quandoque editorem, nequidquam pro dolor, et sine

ullo ad posteros fructu congessisse atque ordinasse. Quarum comparandarum consilium cum de industria distulissem et cohibuissem, usque dum congesto proprio Marte Apparatui suos posuissem fines, eo majorem habui et voluptatis accessionem et aemulationis stimulum, quo saepius nunc victum illum a me, nunc me superatum ab illo deprehenderem. Huic contrariorum studiorum discrimini accesserunt a mea parte Virorum doctorum et consilia et opes et copiae novae et crebra tentaminum nostrorum adprobatio et amicae meliora suadentium voces et quidquid jubent severae in his literis leges… quorum omnium ad regendum continendumque juvenilis animi impetum ea vis fuit, ut quae ab aetate nostra exspectari minus posse viderentur, consilio et studio majorum quodammodo elaborarentur efficerenturque. Fuit autem diligentia illius hominis paene incredibilis. Quam si conferendis libris editis, antiquis illis et bonae notae vincere forte potui, manuscriptorum tamen copia longe mea studia superat. Usus enim inter cetera est, quod nemo antea habuit, Vaticanorum, Farnesianorum, Ambrosianorum, Estensium, Suecicorum, Vindobonensium, Vratislaviensium librorum varietate plurima, et omnium fere illorum, quos ego denuo aut contuleram ipse, aut amici contulerant mea caussa. Quodsi interdum modum ponere doctrinae, qui mos erat viris, nesciit, operam dabimus, ut illa luxuriantis ingenii copia modeste resecetur et suis quibusdam finibus compescatur: quod eo magis erit necessarium, quo plura sunt aliorum et mea, quibus locum relinquere animus est…. His igitur eo perducta res est, ut quam primum emitti possit libellus, editionis nostrae prodromus, in quo cum cura et sermone liberiore exponatur de instrumento critico et hermeneutico omni, quod non segniter comparavi, tradatur certa et utilis editorum librorum series, referantur scripti libri ad suas quilibet classes et ordines, commemorentur singulorum virtutes et vitia, conjecturae, ubi fieri potest, ponantur de illorum aetate et conditione reliqua, expendantur scholia, quae dicuntur antiqua et eorum indoles declaretur, indicentur denique multa in monasteriis et bibliothecis abdita, quae in auxilium vocari a nullo ante nos potuerunt. In quo negotio modeste in ordinem cogendi erunt multi et magni etiam viri, in his Fabricius, Ernestus, Reviczky Comes literatissimus et alii, quos, cum ambitum quemdam harum literarum complexi essent, crebriores singularum rerum offensas experiri necesse erat, quas evitare in brevioris argumenti finibus certis facilius potui. Vides tamen mi

Sagittari, probe antea desudare in hac palaestra me maluisse, quam vanis et magniloquis ad populum vocibus uti, nec, quod ille ait, cruda studia propellere in forum. Suntque etiamnum nonnulla, quae ad perfectionem operis ex Dania Sueciaque terris exspectem, quibus accedat forte, si Diis ita visum, Codicum Cracoviensium quinque Excerpta et Tikelii, Angli, qui ante hos XX annos Lucano operam navavit Apparatus.... Adjuvit autem me plurimum patris boni nec stolide filium amantis liberalitas, quae in tantis et librorum et ceterarum rerum impensis summa fuit. Quidquid enim in ipsis antiquae doctrinae et artium liberalium monumentis exstet, quod profuturum negotio isti judicarem, id comparari, etiamsi sumtuosissimum esset, libenter passus est. Tanta ad pertexendam telam hanc incitamenta, tanta item ac tot instrumenta habui! Quae cum agito, elevari quodammodo rei etiam praeclare gestae laudem sentio, nec tam meam quam aliorum et Fortunae judicatum iri facile praevideo. Quorum tamen bonorum administratio recta et sincera et utilis si Tui, Tuique similium calculos mihi adtulerit, feliciter posuisse in literis tirocinia existimabimus. De forma autem operis omni, alio, si Tibi ita videtur, tempore pluribus dicendi locum erit. Vale etiam atque etiam et Joannem tuum ama. Scripsi Lipsiae a. d. I. Kal. Jan. Eichhornio Tuo, utinam licuisset Seinuro dicere, si quid opus est, de meliore nota me commendes velim. Ex quo enim ab illo discessi primum, non potui virum optimum ex animo dimittere.

Zwickau, 1. Dezbr. 1794.

So eben ſind Ihre beiden Briefe, die Beurtheilung der neueſten Ueberſetzungen des d'Ohlson betreffend eingelaufen. Sie verzeihen mir es gewiß, mein vortrefflicher Gönner und Freund, wenn ich, unter den erwähnten Bedingungen einer auf ein Stück einzuſchränkenden Abkürzung, den Abdruck dieſes Aufſatzes lieber ganz verbitte. Meine Gründe ſind folgende. 1) Die eine dieſer Ueberſetzungen hat dem Originale, wie ſie ſagt, von Seiten der hiſtoriſchen Bearbeitung Vorzüge gegeben, deren Ermangelung die andre ſchon in dieſer Rückſicht äußerſt unwerth machen ſolle. Der Beurtheiler jener Ueberſetzung alſo muß durchaus dieſe vermeintlichen großen Vorzüge nach dem was ſie ſind, und nach ihrem relativen Werth ausführlich, gründlich und mit geführten Beweiſen zu würdigen bemühet ſein: da ja die Ueberſetzung nicht

bloß als Ueberſetzerprodukt, ſondern als eine Quelle der Geſchichte angeſehen werden ſoll. Dies habe ich treulich und redlich gethan, und dieſer einzige Punkt muß ſchon allein ein Stück anfüllen. Wie ſich aber ohne mein Urtheil von allen Seiten zu ſchwächen, eine Abkürzung anbringen laſſe, geſtehe ich nicht wohl einzuſehen. 2) Von der Leipz. Ueberſetzung ſind bereits, und zwar in ſonſt geſchätzten Blättern und Journalen ſo günſtige, ja was ſage ich ſo panegyriſtiſche Recenſionen von dem Publikum geleſen werden, daß, wenn wir ihre notoriſch von mir erkannte Schlechtheit nur mit ein paar auffallenden Beiſpielen der Inſufficienz des Ueberſetzers belegen wollen, Publikum und Ueberſetzer unſer Urtheil der Malevolenz beſchuldigen und dieſe Stellen als ängſtlich herausgeklaubt, betrachten werden. Wollen Sie mich durchaus in ein ſolches Licht geſetzt ſehen, und ſoll und muß ich mich erſt hinterher mit Antikritiken herumbeißen, welches alles durch einen unverſtümmelten Abdruck vermieden werden kann? Dazu kommt, daß in Dresden ſo viel aus dieſer Ueberſetzung gemacht werden ſoll, daß ich ſchlechterdings alle Urſache habe, die Beweiſe vom Gegentheil nicht zu ſparen. 3) Da alle Journale ſchon zu Gunſten dieſer Ueberſetzung abgeſprochen; ſo iſt nun noch eine einzige Stimme übrig, die ſtrenge Wahrheit reden ſoll; aber dieſe ſoll und kann nicht mit halben Worten geſagt werden; ſondern muß um ſo viel mehr unverhohlen heraus geſagt ſein, da der Leipz. Ueberſ. ſeinen Mitknecht, mit dem er doch gleiche oder vielmehr größere Schuld trägt, ſo hartherzig gemünzt hat. Ich habe, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, keine Partikulärurſachen, und den einen Ueberſetzer kenne ich nicht einmal dem Namen nach. Wie unangenehm es mir übrigens iſt, dem ſonſt verdienten Leipz. Ueberſetzer alles dies vorzuhalten, kann jeder Leſer aus meiner Sprache, wenn Sie mir dieſe zu laſſen belieben, wie ich ſehr bitte, abnehmen. Ich habe mit großer unbefangner Unparteilichkeit Jedem Recht gelaſſen, wo er es hat, und die Confrontation ehrlich und redlich angeſtellt, ſo daß das Publikum, das ſie vorwenden, in dieſer causa controversa ſich über Weitläuftigkeit gewiß nicht beſchweren, ja vielmehr die redliche und fleißige Auseinanderſetzung gern leſen wird. Schon ſo oft hat man auf das Urtheil unſres Journals in ähnlichen Fällen compromittirt. Was wird das Ausland ſagen, wenn ſich die Deutſchen ſolche Originale ſo behandeln laſſen, und ihre kritiſchen Journale obenhin aburtheilen oder lieber gar ſolchen Ueberſetzungen noch das Lob der Vortrefflichkeit und gewiſſenhaften Treue (credetis posteri!) mit ganz unglaublichem Leichtſinn beimeſſen können! 4) Alle von mir angeführten Inductionen ſind ſo contrebalancirt, daß durch Ermangelung der einen meiſt die andere an Gewichte verlieren muß. Warum ſoll durchaus eine mißrathene Geſtalt aus meinem Aufſatz gemacht und mir noch obendrein vielleicht Verantwortung zugezogen werden? 5) Endlich, anderer Gründe zu geſchweigen, iſt in der Recenſion des franzöſiſchen Originals, welches ich, ohne dem Verf. deſſelben zu nahe zu treten, wohl ſagen kann, doch der wahre Geiſt und Charakter deſſelben, ſeine mannigfaltigen Seiten für den Litterator, Geſchichtskundigen und Denker, bei weitem nicht hinlänglich kenntlich gemacht. Dies war nun zwar mein Beruf hier zunächſt nicht; aber wenn ſich mitten unter den gegen beide Ueberſ. geführten Induktionen auf eine zwangloſe Art meiſt ſolche Stellen auswählen ließen, die, außer daß ſie den Geiſt der Ueberſetzung enthüllen, noch das Nothwendigſte über den in ſo vielerlei Geſtalten erſcheinenden Charakter des Originals nachholen und anſchaulicher machen, ſo iſt dies für alle Leſer der A. L. Z. ein doppelter Gewinn, den ſie ohnmöglich verkennen werden. Ich ſage nichts von meiner bei dieſer Arbeit angewendeten Anſtrengung meiner Kräfte, und von der Mühe, die mich die Zuſammenſtellung dieſer gewiß mit ſcharfer Wahl gebrauchten Materialien gekoſtet haben. Dies und Mehreres bewegt mich, entweder einen unabgekürzten Abdruck, außer in kleinen, das Ganze nicht ſchwächenden Abänderungen, die ich vielmehr mit Dank erkenne, oder lieber die Unterdrückung meines Aufſatzes von Ihnen zu erbitten. Wegen den Beiträgen zu Zimmermann halte ich nächſten Poſttag Wort. Freilich hätte ich gewünſcht, Sie hätten ſich geduldet, bis mir der Chevalier Boskamp, den Zimmermann indignis modis behandelt, einige Zurechtweiſungen hätte zugehen laſſen. Der Ihrige ꝛc.

Zwickau, 23. Decbr. 1794.

„Erſt heute, mein theuerſter Gönner und Freund, kann ich auf Ihre Zuſchrift vom 8. dieſes antworten und wegen der beiliegenden Noten das Nöthige reſcribiren. Ich bin gar nicht Willens, viel über die Länge und Abkürzung meiner Recenſionen zu erwiedern: Alles, was Sie ſagen, läuft auf Klagen und Beſchwerden der Recenſenten hinaus, was ſchlechterdings nichts entſcheidet, denn alle andere, und ganz exemplariſch die Recenſenten Kantiſcher und Kant betreffender Schriften thun daſſelbe; und wenn vollends Voß geſchrieen kömmt, ſo ſehen Sie doch wohl deutlich, daß dann nicht meine Recenſion des Catull zu lang, ſondern vielmehr zu der Recenſion ſeiner Georgica zu kurz iſt. Ihm zu gefallen hätte mein Catull einen ganzen Monat füllen mögen, wenn nur ſeine Georgica eben ſo viel, oder paulo quid amplius angefüllt hätten. — Daß Sie in meiner Recenſion von Meuſel wieder geſtrichen haben, und ſich mit dem Allegat aus Röding entſchuldigen, iſt nicht Recht; denn warum war ich ehrlich genug das Buch zu nennen: Andere machen es klüger und nennen die Bücher lieber nicht. Die Rüge bei Sachſe unterließ ich deshalb, weil ich ja nicht wiſſen konnte, ob er nicht die neuere Geſchichte aus einer beſondern Epidora nachholen wird. Aber die ſupplirten Namen waren nicht unnöthig. Mit den abgenommenen Recenſionen gebe ich Ihnen ſchlechterdings nicht Recht: Was mir gegeben wird, muß mir bleiben, und warum nimmt man mir immer gerade das Leichte ab, und das Schwere läßt man mir? Sie werden mir doch zugeben, daß Mitſcherlich und Badens Opusc. leichter abzumachen ſind, als Polybius oder Wernsdorf etc. Wenn Sie aber bei Andern die Termine verlängern, warum nicht bei mir? Was iſt daran gelegen, ob ſo eine Brochüre, wie Mitſcherlich, ein halbes Jahr früher oder ſpäter recenſirt wird? Geſchicht es aber mit dem Abnehmen wieder ſo fort, ſo arbeite ich dennoch Recenſionen von Büchern, wozu auch das Aufſammeln der Materialien und das Durchleſen Zeit und Mühe gekoſtet, aus, ſende ſie, trotz der abgedruckten ein, und erwarte, contraktmäßig darauf zu nehmende Rückſicht bei den Berechnungen. Wegen der Punkte 3. 4. 5. des Zettels der Recenſendorum und Fabriz ad. Elegi ad. Morem habe ich das Nöthige ſchon geſchrieben. Bei 6. haben Sie mir hohes Unrecht gethan, daß ich gegen Kritiken empfindlich ſei; mündlichen und ſchriftlichen Tadel, wenn er Grund hat, und von großer Superiorität des Tadelnden zeigt, weiß ich, der Jedem die Wahrheit frei ſagt, recht gut zu vertragen; kann ich beſſer, als Mancher von Seiten der Beſcheidenheit und Urbanität ſehr mit Unrecht gerühmte Mann vertragen; aber das läugne ich nicht, daß mir leidenſchaftlich hämiſche oder blos auf kränkende Demüthigung angelegte — nicht Kritiken, denn dieſen Namen verdienen ſie alsdann nicht — ſondern Bravaden ärgerlich ſind, zumal wenn ich, wie dies bei den Gedichten auf Leopold der Fall war, Urtheile von Männern darüber habe, die an Werth ein ſolcher Recenſent, wenigſtens in hoc pasen, ſchlechterdings nicht erreicht. Warum ſagt er nicht, **was dunkel, was ſchwerfällig iſt?** Auch Horaz iſt dem Schulknaben, auch wohl bärtigen Schulknaben, ſchwerfällig. Pindar noch mehr. Aber da lavas Aethiopem, wenn Sie die exemplariſch hämiſche Inſinuation mit dem: Eheu bonorum rechtfertigen, und wohl gar zu Einem patriotiſchen Wunſche machen wollen. Lächerlich iſts vollends, daß mir der ſcharfſehende Recenſent, der mir das poetiſche Verdienſt ſo apotomiſch abſpricht, doch das prophetiſche läßt; indeß ich hatte nur zu wahr geſungen, und die minae regnorum kamen nur zu gewiß: denn er weiß doch, daß ich 1785 ſchrieb? Noch lächerlicher, daß der gute Herzog, den ich 1780 in Dresden ſprach, nicht viel anders von den Principibus dachte. Aber der liebe Recenſent ſucht mich zu ſehr hinter dem Gradu! Indeß will ich Ihrem Rathe folgen, was das *φέρειν τὴν τῶν ἀγροοίκων ἀπαιδευσίαν* betrifft. Aber mit der Druckfehleranzeige ſind Sie mir ganz ein Räthſel. Das ganze Ding hat keine weitere Beziehung als auf eine Privatſache wegen Ovid, und weil ich in der Recenſion von Wilkens ähnliche Unordnung wahrnahm, und ſonſt noch was Nützliches zu ſagen fand, ſo nahm ich beides zuſammen. Anzeigen konnte ich die Druckfehler ja nicht ohne Manuſcript. Was Sie aber mit einer Replike sine fuco et fallaciis ſagen wollen, und was der Zettel für ein Replique verdienen oder nothwendig machen kann, das iſt mir durchaus dunkel: Sie müßten denn ſupponiren, daß ich Sie damit quo more habe proſtituiren wollen. Und das konnten Sie von mir denken? Decernite meliora! Was nun wegen der Zettel zu ſagen war, das folgt hier; doch wünſche ich die Zettel, mit allem, was Sie zu ſenden und zu ſagen haben wieder zurück. Daß ich aber gerade jeden Monat gewiſſe beſtimmte Recenſionen einſenden ſoll, das geht gar nicht an, und auf den Fall muß unſer Contrakt ſchlechterdings annullirt werden. Meine ganze Einrichtung erlaubt dieſe Art der für die L. Z. auszufertigenden Aufſätze nicht. Wenn Sie es alſo nicht zufrieden ſein können, daß ich Ihnen 1, 2, oder mehr Monate hinter einander einige 15, 20, und wohl mehr Aufſätze übermache, dann aber wieder thue, als ob mich die L. Z. nichts weiter anginge: ſo bin ich Ihr Mann nicht mehr. Ich rede von dem, was bei mir in der Regel geſchehen muß; finden Ausnahmen ſtatt, ſo bequeme ich mich gern nach Ihren Terminen. Aber deswegen laſſe ich mir doch das mir einmal Zugeſchriebene nicht nehmen. Es wäre gar viel zu ſagen von dem Contrakt. So iſt z. E. beſtimmt, daß aufgetragene und nicht abgedruckte Recenſionen honorirt werden ſollen. Dennoch iſt mir dieſes mit 3, 4, 5 aufgetragenen und nicht abgedruckten nicht geſchehen. Sie wollen wiſſen welchen? Hier ſind ſie. 1792. 19. Okt. Holuſki Perrata poetica. 4 Quartblatt, mir aufgetragen, wie ich aus Briefen beweiſen kann; 1792 Januar: Bibliotera Warsawska, 2 Bl. Aufgetragen, wie alle polniſche Werke. 1792 Febr. Aug. Septbr. Zandzill Opisame Rollin. 8 Bl. Ich kann aus Briefen darthun, daß Sie, nachdem ich die 4 erſten Blätter eingeſendet, die Fortſetzung verlangt, wohl 2, 3 Mal verlangt. 1792 Forsyth, polniſch. 1 Bl. 1792 Aug. Essa de reforme. 3 Blatt, gehörte damals zu dem Departement der polniſchen Bücher, von denen noch unzählige unrecenſirt da liegen, weil ich mich vor vergeblicher Arbeit fürchtete. Alle dieſe nicht honorirte Recenſionen ſollten billigermaßen auf mein vorjähriges Saldo nach dem recipirten Maßſtabe noch creditirt werden, und ich erinnere die Expedition ausdrücklich daran. Oder ſoll dies alles vergeblich geſchrieben ſein? In der Form will ich mein Möglichſtes thun; daß der Rand ganz ohne Nachträge ſei, das kann ich nicht verſprechen zu halten; denn ich mache nicht das geringſte Concept, ſondern ſchreibe Alles unmittelbar aus dem Kopfe nieder. Sollte ich erſt Concepte machen und Schreiber halten, ſo verböte ſich die ganze Sache mit einem Male. So weit unſere Differenz. Sie ſind ſo gütig nach Traktaten zu fragen, laut welchen man mich von hier wegbringen wollen: ich weiß aber von dergleichen nicht. Was vergangen iſt, war eine freundſchaftliche Idee des Hrn. Prof. Paulus, der mich um ſich wünſchte. Auf einer Univerſität als Magister legens, ganz von unten auf mit einem ſchlechten Gehalt oder gar umſonſt zu dienen, dazu kann und mag ich mich nie entſchließen; wenn daher die Anerbieten nicht ſo kommen, daß ich honnette gehn und bleiben kann, — denn am Verändern und Herumziehen iſt mir nichts gelegen — ſo halte ich es in dieſem Orte und in dieſer Lage aus, ſo lange es geht. Geht es nicht mehr, ſo bin ich reſolvirt, Bibliothek und Handſchriften, mit Vorbehalt weniger, zu verkaufen, und mich auf dem Lande irgendwo anzuſiedeln: Denn an Ehren Titeln und andern weltlichen Narrenspoſſen iſt mir nichts gelegen, ſo gern ich mich auch öffentlich nützlich machen wollte, und vielleicht nützlich ſein könnte. So viel geſtehe ich, daß in der hieſigen

Lage und unter den Umſtänden, unter welchen ich hier gelebt, nicht leicht ein Menſch den Muth, die Faſſung, den Fleiß und die ſchlechterdings unabſichtliche Arbeitsliebe behalten haben möchte, wie ich ſie behalten habe. Das Rechte verſchweige ich pauci mihi cum prefero, mihi obduro. Ihnen wünſche ich Geſundheit, Luſt und Muth, daß Sie Ihren Marmontel bald vollenden, an gutem Willen, und ferner die Früchte davon ſchmecken zu laſſen, wird es Ihnen ſodann nicht fehlen. Viele Empfehlungen an Ihre werthe Frau und an den gewiß guten Paulus ꝛc.

Zwickau, 22. Febr. 1795.

A la hâte nur das Nothwendigſte, mein theuerſter Gönner und Freund! Ich war eben im Begriff, die umgearbeiteten Werkchen von den beiden Ueberſetzungen des d'Ohlson zu ſiegeln, als mir das nun kaum erwartete, Original einging. Ich werde ohne Zeitverluſt den nöthigen Gebrauch davon machen, es wie einen Apfel im Auge bewahren, und wohlbehalten zurück ſpediren. Ihre übrigen Remonſtranzen haben mich, wie ſie es gewöhnlich thun, zufriedner mit mir ſelbſt und mit Ihnen gemacht, als ich es bei den Gegenvorſtellungen gewöhnlicher Menſchenkinder zu ſein pflege. Bei Philemon und Baucis dachte ich nicht an die grauen Haare, ſondern an den Werth der Gäſte und an den unicum nostrum. Aber auch an den grauen Haaren dürfte es unter dem hieſigen Pelopidengeſchlechte nicht fehlen. Indeß alt oder jung; kommen Sie nur und bringen Ihre theuern Kinder mit; die meinigen können ſie kaum erwarten. Ueber die langen Recenſionen ſoll Ihre jetzige Klage gewiß die letzte ſein. Und wenn bei der wenigſtens redlich geführten Bemühung für die polniſche Litteratur eine Compenſation ſtatt finden ſoll, ſo iſt mir es freilich ſelbſt angenehmer, wenn es eine ein für alle Mal beſtimmte, als eine ſo ſchwankende iſt: indeß bevor ich wußte, ob man von Seiten des Directorii auf eine beſtimmte entriren würde, mußte ich freilich auf ungewiſſe Verhältniſſe rechnen. Bei ſo billigen Geſinnungen des Directorii überlaſſe ich es Ihnen wohl am beſten, wenn ich die Beſorgung der polniſchen Litteraturangelegenheiten fortführen ſoll, was mir compensando zugeſtanden werden ſoll. Wegen der 30 Procent mag es vor der Hand ſein Bewenden haben, bis ich eine verhältnißmäßige Quantität polniſcher Artikel geliefert habe, damit ich ſehe, wie ich dabei zu Rechte komme. Aber Ihr Poſtſcript enthält hier wieder einen Punkt, der mich in Verlegenheit ſetzt. Bekanntlich machten wir den Contrakt im Jahre 1789, eigentlich 1788 den 31ſten Dezbr. und Sie geſtanden damals auch auf intereſſante Artikel von 1787 Rückſicht zu nehmen. „Mit den weitläufigen Recenſionen,“ heißt es in Ihrem Marginali, „könnte bis 1787 zurückgegangen werden, bei Fortſetzungen, die in dieſe Zeit fallen, könnten die frühern Theile mit angezeigt werden.“ Kurz darauf beſtellte ich alſo mehrere Artikel von dieſem und neuerem dato, deren noch welche auch nach der Hand eingegangen ſind. Da keine fahrende ordinäre Poſten in Polen ſind, ſo mußten freilich zum Theil Fuhrgelegenheiten abgewartet werden, ſo daß die Speditionen langſam gingen, und folglich die Recenſionen immer weiter hinaus verſchoben wurden. Jetzt ſind nun dieſe Werke da; wie würde ich aber damit zu Rechte kommen, wenn in dieſem oder folgendem Jahrgang alle dieſe Artikel, deren einige im Avant coureur nur kurz angezeigt ſind, ausgeſchloſſen ſein ſollten! Immer will ich mich ſo kurz als möglich faſſen; aber der Leſer will doch auch die Bücher aus den Recenſionen kennen lernen, und was nicht erheblich iſt, recenſire ich gar nicht. Von Zeit zu Zeit werde ich übrigens immer was Neues von 1790 einzuſchieben ſuchen. So iſts auch mit dem Reichstagsdiario: Sein Anfang iſt von 1788: alſo gar nicht zu ſpät zurück; der neueſte Band noch 1790 und in höchſtens 1½ Stück, gedenke ich Alles zuſammen zu drängen. In Anſehung der Abkürzungen und Abänderungen bin ich in gewiſſem Verſtande Ihnen vielmehr verbunden, als daß ich darüber Beſchwerde führen ſollte. Wenn es nur nicht ſolche Fälle ſind, wie mit Burgeß, wo Sie ſich meines Erachtens, durch Ihre Diſtinktion um nichts geholfen haben; denn dieſe, es ſei nun litterariſche Nachricht oder Anzeige, intereſſirt nicht etwa lediglich Hrn. Burgeß, ſondern die ganze klaſſiſche Litteratur. Sonſt wenn Ihr depascere für mich wahren Nutzen haben ſoll — denn ich ſupponire auch wenn für mich nicht, nur fürs Publikum dabei — ſo möchte ich, was ich ſchon mehrmals gethan, mir die abgeänderten Exemplare wohl wieder zurück erbitten; nicht aus Liebe für mein theures geliebtes Manuſcript, ſondern weil ich mich auf dieſe Art in Ihre Breviloquenz beſſer hineinſtudire ut uva livorem ducit ab uva, welches ich für baaren Gewinn anſehe. Mit dem Poſthonoriren dürfte ich doch wohl nicht ganz Unrecht haben. Ich habe ſeit meinem Beitritt zur A. L. Z. alles Beſagte geliefert: Verloren durch die Poſt kann wohl nichts ſein. Doch wäre es, ſo ſind es noch lange keine Decaden Livianae. Indeß wünſchte ich doch zu wiſſen, ob alle die 24 genannten Recenſionen, wovon 9 als zu alt remittirt worden, [illegible] oder in einer Recenſion noch nachkömmt, in Ihren Händen wären? Iſt früh genug, den [illegible] nach 4 Wochen abzuliefern, oder muß er früher zurück? Mein alter 70jähriger Vater, der ſich Ihnen unbekannt empfehlen läßt, machte große Augen über das theure Buch, weil ich ihm weiß machte, daß es mir gehöre. Wie iſt es denn mit dem Verlaß der Danziger Bücher? Ganz der Ihrige ꝛc.

P. S. In Cracau werde ich einen trefflichen Gehülfen an einem dortigen Profeſſor der Kirchengeſchichte erhalten, der ein junger lieber gelehrter Pole iſt. Darf ich wohl wiſſen, wer Ihnen ſonſt die polniſchen Artikel geliefert hat? Ich denke nicht, daß Sie bei dieſer par pure Curioſité gemachten Anfrage, ſchiefe Abſichten [illegible] werden? Eine etwas beſondere Recenſion brachte mich auf dieſe Frage. Das Buch über die proteſt. Schulen in Polen hätte, wie Sie mir wohl zugeben werden, gar nicht lediglich in pädagogiſcher Rückſicht, ob dieſe gleich ſein Hauptgegenſtand iſt, recenſirt werden ſollen: es iſt zugleich und zwar für den Ausländer mehr, als in Abſicht des erſtern, als kirchenhiſtoriſches und litterariſches Produkt nicht unwichtig; und auf dieſe beiden Gegenſtände nahm ich vorzüglich Rückſicht. Thun Sie alſo, was Ihnen gut deucht. Kann das, was in letztern beiden Rückſichten wiſſenswerth iſt, mit Ehren noch im Intelligenz-Blatt erſcheinen, ſo überlaſſe ich die Form Ihnen. Daß, woraus man ſieht, der Verfaſſer des Aufſatzes ſei mit dieſem Gegenſtande längſt bekannt geweſen, würde wohl auch der Erhaltung werth ſein, inſofern nämlich für jene beiden Punkte Vortheil daraus erwächſt. Vielleicht wäre die Briefform die bequemſte. Unveränderlich bin ich der Ihrige ꝛc.

Millin.

Paris, Bibliothèque du Roi, 11. Aug. 1817.

Monsieur! Il ne Vous est pas difficile de prévoir combien je suis honoré et satisfait de voir renouveller mes rapports avec Vous,

J'ai malheureusement été malade pendant une partie du temps, que Monsieur Votre fils a passé à Paris, ce qui m'a empêché de faire pour lui tout ce que j'aurois desiré; il Vous dira cependant que j'ai cherché le moyen de venger Madame Schutz des injustes critiques d'un de nos plus ignorans journalistes, en lui donnant l'occasion de paroitre devant une réunion de personnes dignes d'apprecier ses talents, et de Journalistes plus instruits, bienveillants et qui feront connaitre son mérite. Monsieur Schütz s'est chargé de Vous porter le sept numéros qui ont paru jusqu' ici de mes Annales Encyclopédiques; j'y joins un exemplaire de la seconde edition de ma Minéralogie Homerique. Je desirerois recevoir le Journal de Halle le plus promptement possible. L'époque des deux foires est trop éloignée pour moi; pour Vous c'est autre chose, puisque Vous le desirez ainsi, et Vous recevez les Annales à Pâque et à la St. Michel. Monsieur Vôtre fils Vous communiquera les instructions, que je lui ai données relativement à mes rapports avec M. Griesbammer. Vous verrez qu'il m'est impossible de me servir de ce Libraire, dont je n' ai jamais pu obtenir aucune réponse, ce qui nuit singulièrement à mes affaires. Il m'est pourtant absolument indispensable d'avoir un correspondant au centre de l'Allemagne. Monsieur Vôtre fils et Madame Vôtre belle-fille, dont j'ai admiré les connoissances qui sont aussi extraordinaires que ses talents, veulent bien se charger de ce soin; mais il seroit bien plus naturel que je les en debarrassasse en m'adressant à quelqu' autre Libraire de Leipsic, que Vous auriez la bonté de m'indiquer. Il faudroit qu'il me fit passer Vôtre Journal, celui de Leipsic et le Morgenblatt, en y joignant les ouvrages imprimés en Allemagne, nouvellement ou autres, que je pourrais lui demander en échange de mes ouvrages et pour argent, en me faisant les rabais accoutumés. On pourroit ainsi former un envoi tous le mois, ou au plus tard tous le deux mois, par la voie la plus prompte et en même temps la moins couteuse; relativement à sa célérité, cela me seroit très nécessaire pour faire valoir, comme je l'ai toujours fait, les mérites et les travaux des Savants d'Allemagne, tandisque je suis obligé de parler bien d'avantage de l'Italie, avec laquelle j'ai des rapports assurés par les moyens que je viens d'indiquer. Je Vous prie donc pour cette fois, de vouloir bien m'adresser le plûtôt possible ce qui a paru de la Gazette de Halle, depuis le mois de Janvier, en faisant demander aussi à M. M. Breitkopf et Härtel, ce qui a paru du Journal de Leipsic depuis le mois de mai inclusivement, et à M. Grieshammer ce qu'il a reçu pour moi du Morgenblatt. Je serai bien charmé d'avoir de Vos nouvelles et que cette occasion me procure l'avantage d'entretenir une correspondance si précieuse et si honorable. J'ai l'honneur d'être avec la plus parfaite considération etc.

A Mr. Schütz le fils.

Paris, Bibliothèque du Roi, 22. Octobre 1817.

Monsieur! J'ai reçu avec infiniment de plaisir et de reconnaissance la Lettre que Vous m'avez fait l'honneur de m'écrire de Carlsruhe, le 20. de Septembre et je Vous remercie beaucoup de l'attention que Vous avez eue de m'envoyer l'extrait que M. Creuzer a donné des Tombeaux de Canosa; je Vous prierai seulement une autre fois, de ne pas mettre d'aussi gros paquets à la Poste; celui-ci avoit été taxé à dix huit francs et il m'a fallu beaucoup de démarches pour l'obtenir avec une diminution de taxation. Je Vous remercie aussi des soins que Vous Vous êtes donnés pour que je reçusse l'ouvrage de M. Kannegiesser: Ueber die alte komische Bühne in Athen; il ne peut m'être utile à rien, mais enfin il me falloit acquérir cette assurance. J'espère que Vous et Votre famille êtes arrivés en bonne santé et que Vous avez aussi trouvé Monsieur Vôtre Père bien portant. J'aurois desiré savoir si Vous avez été satisfait de Votre route; je Vous prie de vouloir bien me recommander au souvenir de Madame Schütz dont nous avons bien souvent parlé, et à celui de Monsieur Vôtre Père. Je fais remettre pour lui les exemplaires des Annales encycl. chez M. Treuttel, et j'attends toujours les numéros de la Gazette de Halle. J'ai reçu de M. Grieshammer une Lettre fort honnête et l'envoie de quelques numéros de Journal de Leipzig; mais il y a de cela près de deux mois et je n'en ai pas eu de nouvelles depuis. Je sais que c'est un homme très honnête, mais il a besoin d'être stimulé, et je Vous prie de vouloir bien me rendre ce service, afin que ma correspondance puisse s'établir plus facilement, avec les personnes, qui me veulent du bien dans l'Allemagne; mais je Vous prie de vouloir bien le faire avec tous les ménagements qu'il mérite, et les égards que je dois avoir pour lui. Recevez, Monsieur, l'assurance de l'estime et de l'attachement avec lesquels j'ai l'honneur d'être.

Paris, Bibliothèque du Roi, 2. Mars 1818.

Monsieur! J'ai reçu avec infiniment de plaisir la Lettre que Vous m'avez fait l'honneur de m'adresser, sous la date du 25. Janvier dernier; elle m'est une preuve bien chère de l'honorable souvenir que Vous m'avez conservé. Recevez aussi mes vifs remercîments de l'intérêt généreux que Vous avez bien voulu prendre aux Annales Encyclopédiques; le soin extrême que Vous avez mis à la rédaction de Vôtre article, et l'estime général dont jouissent dans le monde littéraire, Messieurs les Redacteurs de la Gazette de Halle, ne me laissent point douter que cet article contribuera puissamment à faire prospérer mon Journal. Je Vous remercie d'avance de l'intention bienveillante que Vous avez, de parler dans Vôtre feuille de mes autres ouvrages; je ne Vous prie pas d'en faire l'éloge, mais de les juger avec la justice et l'impartialité qui Vous caractérisent. La proposition que Vous me faites de recommander aux soins de M. M. Treuttel et Wurtz, les envois que nous aurions à vous faire, me paroit excellente; on va remettre à cette Librairie, sous Vôtre adresse la suite des Annales, que je dois Vous envoyer, et j'aurai l'honneur de Vous indiquer, à la fin de cette Lettre, une Maison de Commerce où Vous pourrez remettre les paquets que Vous me destinez. Je Vous félicite de Vôtre nomination de Professeur des Arts et Belles Lettres à Vôtre université; Vos talents et Vôtre gout me donnent la certitude qu'on a rendu aux sciences un service important en Vous conférant cette charge. Vous m'invitez à faire un Voyage dans le nord de l'Allemagne; sans doute il me seroit intéressant de visiter les villes qu'ont illustrés les Heyne, les Griesbach, les Jean de Muller, et de faire la connoissance personnelle de leurs dignes successeurs, dont plusieurs m'honorent de leur amitié, et surtout celle de Vôtre respectable père; c'est là un pieux desir que je forme depuis très longtemps, mais hélas! je ne prévois pas encore le temps où je pourrai le réaliser. Avant de faire une nouvelle entreprise de ce genre, je dois chercher à répondre autant que je le puis, à l'attente du monde littéraire, qui est autorisé à réclamer quelque résultat de mon voyage d'Italie, et jusqua ce que j'aurai pu la satisfaire sur ce point, je dois suspendre tout autre projet de voyage, et me contenter de Vous exprimer par écrit les sentimens d'attachement et d'estime avec lesquels j'ai l'honneur d'être.

Riemer.

Weimar, 10. Oct. 1819.

Ihre gewogene Zuſchrift und freundliche Anfrage, durch einen liebenswürdigen jungen Mann überbracht, deſſen Bekanntſchaft mir in vieler Hinſicht angenehm ſein mußte, ſogleich wie ich wünſchte zu beantworten, konnte mich nur der Drang öffentlicher und amtlicher Geſchäfte abhalten, nach deren Beſeitigung ich um ſo mehr eile Ihren Wünſchen zu entſprechen; als dieſe gewiſſermaßen den meinigen zuvor kommen. Anzeige und Beurtheilung einer ſchriftſtelleriſchen Arbeit durch rühmlichſt bekannte Blätter iſt vorzüglich demjenigen wünſchenswerth, der für unſägliche Mühe, Zeit- und Kraftaufwand und geheimes Creve cœur keine andere Entſchädigung und Zufriedenſtellung erwarten und verlangen kann, als ein öffentliches Anerkenntniß des Geleiſteten, ohne daß es ihm wieder durch zurücknehmende Hinblicke auf ein Ideal, das der Einzelne nicht erſtreben kann, verkümmert werde. Ein ſolches iſt mir, meines Wiſſens, noch in keinem der öffentlichen Blätter geworden; vielmehr hat man ſich an Einzelnes und Aeußeres gehalten, deſſen Erſcheinungsweiſe nicht in meiner Macht ſtand. Es müßte mir daher äußerſt willkommen ſein, wenn ich bei der dritten Auflage nunmehr meines Wörterbuchs die Genugthuung hätte, erwähnt und anerkannt zu finden, wodurch ſich dieſe nicht allein vor den frühern ausgezeichnet, ſondern auch ihr Verhältniß zu den nachbarlichen Leiſtungen angegeben zu ſehen: geſetzt auch ihr Verdienſtliches läge mehr in dem Beſtreben des ganz unbemittelten, und von keiner Seite durch Beiträge und Mithülfe unterſtützten Verfaſſers, als in dem was wirklich zum Vorſchein kommt. Und dieſe billige Ermäßigung, von wem könnte ich ſie mehr vorgenommen wünſchen und gerechter vorausſetzen, als von dem Veteran der philologiſchen Wiſſenſchaften, deſſen Haupt außer andern Kränzen auch mit der ſpäteſten Blüthe des Geiſtes, λόγων κρέας, geſchmückt und verherrlicht iſt? Urtheilen Sie nun, Hochverehrter, wie angenehm ich von meinen eigenſten Wünſchen überraſcht werden mußte, durch Ihre gütige Verſicherung meine Arbeit in Ihren ſo ſehr geleſenen Blättern anzeigen zu wollen! Nur eins könnte dieſe Freude einigermaßen trüben, die Betrachtung, daß der zweite Theil derſelben noch nicht vollendet iſt, in welchem ich noch weiter gegangen zu ſein, und mit noch größerem Fleiße gearbeitet zu haben, mich ohne Anmaßung rühmen darf. Auch würde eine zweite Vorrede über manches Auskunft geben können, was ohne Bevorwortung wohl nicht in ſeinem wahren Lichte erſcheinen dürfte. Doch beruhigt mich der Gedanke, daß wie der erſte Theil gerechte und billige Würdigung finden wird, der andere zu ſeiner Zeit ſich einer gleichen erfreuen werde. Mögen Sie, Hochverehrter, nur ferner geneigt und bemüßigt ſein, Ihren Vorſatz auszuführen! Ich wende mich zur Beantwortung Ihrer beiden Anfragen, das Schneiderſche Wörterbuch betreffend, ungeachtet Herr Frommann, der ſich gegenwärtig in Leipzig befindet, gründlichere und genügendere Auskunft darüber geben könnte. 1) Die zweite bei Frommann erſchienene Auflage des Schn. W. iſt vor geraumer Zeit abgeſetzt; etwanige Exemplare aber mit dem Verlagsrecht an den nunmehrigen Verleger der dritten, Herrn Hahn in Leipzig überlaſſen werden. 2) Noch das größere Lexikon neben dem Auszuge fortzuführen, fand Herr Frommann durch eine lange Erfahrung mit dem Verf. ſich nicht ermuthigt; noch, des Koſtenaufwands wegen, befähigt. Und da mein Wörterbuch von der Art iſt, daß es das größere Schneiderſche nicht entbehrlich machen kann, aber auch von jenem nicht entbehrlich gemacht wird: ſo werden beide füglich neben einander beſtehen können. Ich ſuche ein Verdienſt in Berichtigung der Etymologie, Angabe der Analogie und Synonymik, und beiläufigen Bemerkungen über Sprache und Sprachkritik im Ganzen — Dinge, worauf das große Wörterbuch von Schneider ſehr ungleiche oder geringe Rückſicht nimmt, der von ihm durch Herrn Paſſow beſorgte Auszug aber noch weniger oder gar nicht. Möchten dieſe Angaben Ihrer Abſicht entſprechen, hochverehrter Herr Hofrath, und wie ich dem Verlangen darnach die Ehre Ihrer Zuſchrift verdanke, ſo durch dieſelben Ihrer gewogenen Theilnahme und gütigen Erinnerung empfohlen bleiben, der ich die Ehre habe, mit dem Ausdruck der gefühlteſten Verehrung mich zu unterzeichnen ꝛc.

Schäfer.

Leipzig, 11. Febr. 1808.

Ich bin Ihnen, theuerſter Herr Hofrath, die Antwort auf Ihren lieben Brief abſichtlich ſo lange ſchuldig geblieben. Gern blieb ich ſie Ihnen noch länger ſchuldig, wenn ich nicht fürchtete, Sie möchten mein Schweigen übel deuten. Was ich Ihnen jetzt ſchreiben kann, iſt nicht tröſtlich. Aber ſtündlich hoffe ich mit der ſchmerzlichſten Ungeduld etwas zu erfahren, was ſehr tröſtlich ſein wird. Warum zögert der Bote? Wahrlich ich bin lange genug gefoltert worden. Die Nachricht aus Gotha war nur halb wahr. Ohne daß ich es wußte, hatte der edle Greis Heyne in Göttingen, gerührt durch Nachrichten, die ihm ein Dritter von mir und meinen akademiſchen Verhältniſſen mittheilte, mit Jugendeifer ſeinen ganzen Einfluß in Thätigkeit geſetzt, um mir die Stelle in Gotha zu verſchaffen. Dort in Gotha ſelbſt glaubte man, es ſei ſchon für mich Alles gewonnen, als mein lieber alter Freund Eichſtädt in Jena, — die Sache rückgängig macht! Jetzt ſchreibt man mir, die Stelle ſolle vor der Hand unbeſetzt bleiben. Das Verunglücken des Planes machte den ehrwürdigen Heyne nicht müde. Er ſchlägt für mich einen andern Weg ein. Vor 8 Tagen erhielt ich von ihm einen Brief von ſchwerem Inhalt. Dieſer iſt und wirkt jetzt in Dresden. Geſtern, meine ich, daß die Sache im Kirchenrathe debattirt werden: gebe Gott, daß die Debatten zu einem gedeihlichen Reſultate geführt haben! Ich hoffe etwas Gutes. Noch nie waren die Umſtände ſo günſtig. Auch Böttiger wirkt für mich was er vermag. Sobald ich von dem Ausgange unterrichtet bin, ſchreibe ich Ihnen. Was ſagen Sie nun von Heyne? Ich wiederhole es, ohne mein Wiſſen, von mir nicht aufgefordert, mit mir nie, ſchlechterdings durch kein Band verbunden, wirkt er für mich, und dies „mitten unter den widrigſten Umgebungen und unter Körperſchmerzen." So ſchreibt mir ein Auswärtiger, der dem Gange der Sache ganz in der Nähe zugeſehen hat, und ganz beſonders Eichſtädts loſes Spiel von Grund aus erforſcht haben muß. Welch ein Abend beſchließt dies thatenvolle Leben! — Vielleicht kann ich Ihnen ſchon morgen etwas Erfreulicheres ſchreiben. Leben Sie wohl, theuerſter Mann, und gönnen Sie ferner Ihr Wohlwollen ꝛc.

Leipzig, 23. März 1808.

Es iſt mir aus Dresden officiell gemeldet worden, daß ich zum Profess. Extraord. Philos. mit 150 Rthl. jährlichem Gehalt ernannt worden bin, und überdieß eine außerordentliche Gratifikation von 100 Rthl. (Einmal) erhalten ſoll. Den Tag darauf, als das officielle Schreiben eingegangen war, ſchritten die Mitglieder des großen Fürſtenkollegii zu einer neuen Wahl für die durch unſers trefflichen Hindenburgs Tod erledigte Stelle. Das praejudicium Dresdensium wirkte nun zu meinem Vortheil dermaßen, daß es zu einer Stimmenparität zwiſchen mir und einem Mitwerber gedieh: das Loos ward gezogen, und — ich war der Glückliche. So bin ich, wie durch einen Zauberſchlag, in neue Verhältniſſe entrückt worden, die mich ein anderes und ſchöneres Leben hoffen laſſen. Ich kann jetzt auf eine jährliche Einnahme von etwa 450 Thaler rechnen: vorausgeſetzt, daß meine Collegiatenwahl vom König beſtätigt wird, was ich mit großer Wahrſcheinlichkeit hoffe. (Die neuliche, im Januar nach Seidlitzens Tode, da man den Profeſſor Clodius wählte, iſt noch nicht beſtätigt.) Sprechen Sie von dem plötzlichen Umſchwunge meiner Lage, ſo bitte ich Sie dringend, jedes Mal beizufügen, daß ich dies Heil zunächſt dem edeln Greiſe in Göttingen verdanke. Vor dieſem Humaniſten beuge ich mich tief. Elende Wortklauberei unſer geſammtes Studium, werde es auch mit Bentlei's Scharfſinne und Porſon's Akribie betrieben, wenn es nicht das Menſchliche in uns veredelt! Daß ich, ſo oft ich an Heyne denke, auch an Sie, theurer, innigſt verehrter Mann, mit heiligen Gefühlen denke, darf ich Ihnen, da Sie in mein Herz mehr als einen Blick gethan haben, nicht erſt verſichern. Ewig ganz der Ihrige ꝛc.

Leipzig, 8. Decbr. 1808.

Mein Dionysius Halic. de Comp. Verb. wird längſt in Ihren Händen ſein, und Sie werden ihn mit demſelben Wohlwollen aufgenommen haben, deſſen der Herausgeber ſchon ſo oft gewürdigt worden iſt. Jetzt erhalten Sie eine Prachtausgabe des Tryphiodor, als Vorläufer größerer Werke in demſelben Styl. Das Aeußere wird Ihnen nicht mißfallen. Gebe der Himmel, daß auch das Innere, wovon das letzte Blatt Rechenſchaft giebt, Ihnen ein wenig gefalle! Ich bitte Sie angelegentlichſt um eine baldige Anzeige von Ihrer Hand. Der Verleger verdient unſtreitig Lob und Aufmunterung. Von ihm rührt das Aeußere ganz her. Er hat die Schriften ſchneiden laſſen — die Lettern ſind in ſeiner eigenen Officin gegoſſen — und ſeine Preſſen haben die Druckbogen geliefert.

Leipzig, 14. April 1809.

Für Ihren gütevollen Antrag, empfangen Sie, theuerſter Mann, meinen innigſten Dank. Doch bin ich deshalb ſehr verlegen. Ich habe mich in Dresden verpflichten müſſen, die ſächſiſchen Dienſte nicht zu verlaſſen; dagegen mir verſprochen worden, daß man für mich ſorgen werde. Aber wann wird man dies thun? Noch habe ich nichts als einen Gehalt von 150 Rthl.: denn meine Wahl zum Collegiaten des großen Fürſtencollegii iſt bis heute noch nicht beſtätigt. Sie ſehen, mein Verſprechen hindert mich etwas zu thun, was einen auswärtigen Ruf herbei führen würde: aber käme ein ſolcher Ruf ohne meine Mitwirkung, ſo würde er unſtreitig wohlthätig für mich wirken. Entweder man verbeſſert in Dresden ſogleich meine Lage: oder — was ich für ſehr möglich halte — man läßt mich in Frieden ziehen. Es bleibt mir unter ſolchen Umſtänden nichts übrig, als die ganze, mich übrigens höchſt intereſſirende, Angelegenheit Ihrer, wahrhaft väterlichen Vorſorge anheim zu ſtellen. Mit den Ihnen bekannten Gefühlen unwandelbar Ihr ꝛc.

Leipzig, 11. Sept. 1809.

Sie erhalten hiermit möglichſt genaue und zuverläſſige Nachrichten über unſer Jubiläum. Sie rühren von Hrn. Domherrn Dr. Tittmann her, der ſicherſten Quelle, aus welcher ſich in dieſer Sache ſchöpfen läßt. Mögen ſie Ihnen ganz genügen! Für Aeſchylus und Cicero empfangen Sie meinen innigſten Dank. Beifolgende Nachricht, Hrn. Seidler betreffend, bitte ich angelegentlichſt und gehorſamſt in Ihr Intelligenzblatt baldigſt einrücken zu laſſen. Sie werden dadurch nicht nur den wackern Philologen ſich ungemein verpflichten, welchen die Sache eigentlich angeht, ſondern auch Ihrem ꝛc.

Leipzig, 30. Okt. 1809.

Hier empfangen Sie die geforderten Data. Da ich ſelbſt von der Verfaſſung unſeres Inſtituts ſo viel als gar nichts weiß, und mir deshalb kein Recht zuſteht, über ihre Mängel bei der dermaligen ſo kitzlichen Conjunctur zu urtheilen: ſo habe ich gethan, was allein mir zu thun erlaubt war. Ich habe meinen Freund, den Verfaſſer beifolgender Epiſtola zu Rathe gezogen. Er iſt von unſerer Lage durch vieljährige Erfahrung genau unterrichtet worden: die ganze Angelegenheit liegt ihm jetzt am allernächſten, und er will, wenn ich mich lebhaft überzeugt halte, das Gute. Hier alſo was er mir mitgetheilt hat. 1) Die Profeſſoren haben, als ſolche, faſt ganz gleiche Beſoldungen, außer daß die älteſten in jeder Facultät einige Nebenämter haben, welche mehr oder weniger eintragen, aber im Ganzen genommen noch keinen Unterſchied von 150 Thaler machen; mit Ausnahme a) der Canonicate, b) der Collegiaturen, c) des Aſſeſſorats in der juriſtiſchen Facultät. Die Facultiſten unter den Juriſten haben von der Facultät allein wohl 1500 Thaler jährlich, ſind aber auch mit Actenarbeiten überladen und können für die Univerſität wenig thun. Im Ganzen ſind die Beſoldungen aller zu gering. 2) Das Lipsia vult exspectari iſt wohl arg. Allein das läßt ſich nicht ändern, da gewöhnlich junge Leute ſich hier auf Hoffnung habilitiren, und alſo vom 21ſten bis 35ſten Jahre warten müſſen, ſtatt daß auf andern Univerſitäten die meiſten anderswoher hingekommen ſind, die alſo allerdings nicht ſo lange warten durften. 3) Der Zulauf von Docentibus (nicht Profeſſoren) iſt fürs Ganze gewiß nützlich. Der Hauptgrund iſt, daß, wenn mehrere Profeſſoren alt und unbehülflich ſind, es nie an geſchickten Männern fehlt, welche für ſie leſen. Man hat mit den wenigſten Koſten eine Anzahl geſchickter Lehrer zu erwarten: die Concurrenz abgerechnet. 4) Die Collegiaturen ſollten allerdings zweckmäßiger vergeben werden, und nicht allein von dem Zufall der Geburt abhängen. — Die Einrichtung mit den 4 Nationen iſt an ſich gut, ſchadet auch nur per accidens. Indeſſen kann man hier eine andere Einrichtung treffen, indem man die ſämmtlichen Profeſſoren in Nationes sortito theilt. Die Hauptſache iſt, daß die jura magistrorum bleiben, von welchen in der Epistola geredet werden. (Hier erlaube ich auch mir ein Wort. Man iſt in Dresden gegen das National-Unweſen — ſo nennt man es — höchſt aufgebracht; und wohl nicht ohne Grund. Geht der Plan unſerer Obern durch, ſo ſtürzt dies morſche Gebäude zuſammen. Aber dagegen wird man ſich hier ſtemmen, ſo viel man kann: und wer weiß, ob man nicht obſiegt. Möchte daher nur ſo viel erreicht werden, daß mit der Beibehaltung der ſeitherigen Einrichtung ein Remedium werde, wodurch ſie ihr Bösartiges faſt ganz verliert: Erleichterung des Uebertritts aus der meisniſchen Nation in die ſächſiſche und fränkiſche, und Möglichmachung deſſelben aus der meisniſchen in die polniſche. Seither konnte zwar ein Meisner durch Nationaliſirung zum Sachſen oder Franken werden; aber doch immer unter vielen Schwierigkeiten. Hingegen alle bisherigen

Verſuche der Meißner, in die polniſche Nation überzugehen, ſind von dieſer, kraft eines alten Pergaments von Joh. Georg I. aus den Zeiten des 30jährigen Krieges, vereitelt worden. Mein eigner Verſuch deshalb im verfloſſenen Jahre, obgleich von unſern Obern ſelbſt eingeleitet und mit ziemlichem Nachdruck unterſtützt, — man wollte mir, als Polen, die dem ſeligen Carus eben zugedachte Collegiatur, wozu hier Roſt gewählt worden, verſchaffen — iſt geſcheitert. Würde demnach obiges erreicht, ſo möchte das alte Weſen, als Form, immerhin beſtehen). 5) Die Stipendia werden gut verwaltet. Beneficia werden an keinem Orte ohne Ausnahme nur an die dignissimos und pauperrimos ausgetheilt. 6) Die Bibliothek hat einen zu kleinen Fonds, kaum 200 Thaler. Es fehlt noch an Geld zu der Gebär-Lehr-Anſtalt, an einem phyſikaliſchen Apparat und an einem Naturaliencabinet. 7) Wer ſeine Collegien vernachläſſigt, gegen den läßt ſich kein Remedium brauchen. Bei uns iſt dies Uebel verhältnißmäßig, bei der größern Anzahl der Lehrer, nicht häufiger als anderswo; iſt bei der Concurrenz weniger ſchädlich, und rührt bei den meiſten vom Alter oder der Menge ihrer Nebenämter her. Der Verfaſſer der Epistola wünſcht ſehr, Sie möchten hauptſächlich auf das Ganze und Große der Univerſitäten und ihrer Bedürfniſſe Rückſicht nehmen, weniger aber in das Einzelne unſeres Inſtituts eingehen. Dies laſſe ſich kaum in der Kürze angeben; jenes aber den Proceribus recht ins Geſicht zu demonſtriren, ſei höchſte Noth, und dies habe er ſelbſt in der Epistola thun wollen. Mit Vorbedacht ſeien daher die beſondern Verhältniſſe der Leipziger Univerſität nur Einmal erwähnt worden. — Ob es nicht in Rückſicht der Collegiaturen rathſam wäre, für Vacanzen eine ganz neue Verfügung zu treffen? Wie, wenn die Collegiaten kein Wahlrecht mehr ausübten, ſondern für die vacante Stelle etwa drei Candidaten vorſchlügen, unter welchen der Kirchenrath einen wählte? Ganz ſo, wie man bei der Beſetzung der ordentlichen Profeſſoren verfährt. Es iſt doch nicht zu läugnen, daß die Herren von ihrem Wahlrechte mitunter einen ſonderbaren Gebrauch gemacht haben. Erinnern Sie ſich nur an Carus. Unwandelbar Ihr ꝛc.

Leipzig, 13. Mai 1811.

Daß Sie den Greg. Cor. einer freundlichen Aufnahme gewürdigt haben, freut mich ungemein. Ich wiederhole in

Rückſicht ſeiner meine angelegentliche Bitte, des Verlegers und ſeines ſeltenen Eifers mit einigen eindringlichen Worten zu gedenken. Niemand kann beſſer als ich wiſſen, welchen Anſtrengungen er ſich unterzieht, um der klaſſiſchen Litteratur fortzuhelfen, während andere, auch die vermögendſten Buchhändler, dieſem Fache nach gerade abſterben. Noch vor Pfingſten erhalten Sie einen andern, ſehr vermehrten Abdruck von Hemſterhuiſens Plutus, an deſſen Regiſtern ſo eben gedruckt wird. Sie werden auch darin eine Menge Bastiana finden. — Dann werde ich mich unverzüglich an den ungedruckten Scholiaſten zum Apollonius Rhodius machen. Ruhnkens Apographum davon iſt in meinen Händen. Gail hat mir vor einiger Zeit geſchrieben, damit ich ſeine Sachen — kaufen ſoll. Den Neapolitaniſchen Phädrus habe ich nicht geſehen: auch gehöre ich gewiß nicht unter das glückliche Hundert, welchem der Herausgeber ſeinen Fund zuſchickt. Möge nur der gute Schwabe ein Exemplar erhalten haben! Er leidet ſeit geraumer Zeit entſetzlich durch Durſt nach dieſen neuen Schätzen. Zu Pfingſten kann ich nicht weg. Ich muß noch ſchrecklich viel corrigiren. Wann werde ich auch dies Joch abwerfen können? Man bedauert mich weit und breit; ſonderlich auch Wyttenbach in der Philomathie. Aber noch kommt kein Deus ex machina. Ewig Ihnen ganz ergeben ꝛc.

Leipzig, 15. Juli 1811.

Hoffentlich iſt Ihnen in vergangener Woche ein Paket Bücher zugeſtellt worden, worin ſich fanden: Aristophanis Plutus Hemsterhusii, neue Ausgabe; Homerus, Tauchnitzens Ausgabe in 3 Bändchen; Seidler de versibus dochmiacis, Pars I. zwei Exemplare. Das letzte ſchickt Ihnen der Verfaſſer, Herr Hofrath Seidler, ſich Ihnen gehorſamſt empfehlend, und bittet Sie, das zweite Exemplar Hrn. M. Näke, Lehrer am Halle'ſchen Pädagogium, gütigſt zuſtellen zu laſſen. Herr S. war einige Zeit lang dritter Lehrer an unſerer Nikolaiſchule, hat aber dieſe Stelle im verwichenen Jahre niedergelegt, und ein reiches Mädchen geheirathet, ſo daß er jetzt, im Genuß der glücklichſten Muße, privatiſiren kann. Eben jetzt bringt er die Sommermonate auf dem Rittergute ſeines Schwiegervaters (Netſchke, bei Lauchſtädt) zu. Im Plutus findet ſich mancherlei von mir, außer den Bastianis. Das 3te Bändchen des Homer enthält, außer Porſons Sachen, Regiſter über die Bukoliker ꝛc., denen ich noch verſchiedenes eingeſchaltet habe. Ich bitte Sie, alles eben ſo wohlwollend aufzunehmen, wie meine früheren Schreibereien. Wollte Gott, ich könnte Ihnen etwas beſſeres ſchicken! Iſt der neue Band des Aeſchylus und Cicero fertig? Unwandelbar Ihnen ganz ergeben ꝛc.

Leipzig, 1. Dec. 1811.

Die traurige Nachricht von Baſt's Tode hatte ich ſchon am verfloſſenen Dienſtage, gleichfalls von Herrn Schöll, erhalten. Ach, auch ich bin dadurch im Innerſten erſchüttert worden!

Multis ille bonis flebilis occidit,
Nulli flebilior quam mihi!

Sein letzter Brief an mich war vom 2. November, voll unübertrefflicher Güte, wie alle ſeine Zuſchriften; und ich wollte ihn eben beantworten, als die ſchreckliche Botſchaft einging. Unſere Wiſſenſchaft hat viel, ſehr viel verloren, und ich, in litterariſcher u. a. Hinſicht, unbeſchreiblich viel. Es war mir gelungen, ſein ganzes Zutrauen zu erwerben. Durch mich und mit mir, ſo ſchien es, wollte er alle ſeine Schätze dem Publikum mittheilen. Zunächſt war die Reihe an den noch ungedruckten griechiſchen Lexicis des hochberühmten Codex Coislin., deren Druck noch im bevorſtehenden Winter begonnen haben würde. Mit welcher Fülle exquiſiter Bemerkungen hätte ich ſie, da mir die Papiere meines Freundes zu Gebote geſtanden haben würden, ausſtatten können! Dies alles iſt nun *ὄνειρον ὄναρ*! Denn welches Schickſal werden ſeine Sammlungen haben? Dieſer Gedanke beunruhigt mich äußerſt. Hätte er doch nur einige Stunden, nur Eine Stunde noch nach dem Schlage in vollem Bewußtſein leben können! Ich weiß, was er dann verfügt haben würde. Um zu retten, was zu retten iſt, habe ich ſogleich nach Paris geſchrieben, und mit Beziehung auf meinen Briefwechſel mit dem Verewigten um Anvertrauung der köſtlichen Papiere gebeten. Ob es helfen wird? Können Sie etwas dabei wirken? Erbe iſt ein Bruder, den ich gar nicht kenne. Vermuthlich kann Herr Schöll dabei thätig ſein, an den ich mich auch gewendet habe. Als Gelehrter war der treffliche Mann mir unendlich viel, aber faſt noch mehr als Menſch. Was ihm möglich war, hat er, unmittelbar und mittelbar, aufgeboten, um meine Lage zu verändern. Gelang ihm ſein Plan, ſo konnte ich die letztern Acte meines Lebens im beneidenswertheſten Ueberfluſſe litterariſcher Schätze, in einem mildern Himmelsſtriche und in freundlichern Umgebungen ausſpielen. Auch dies iſt nun *ὄνειρον σκιά!* **Baſt's** Name iſt, wie die theuren Namen **Schütz** und **Heyne**, in mein Herz mit unauslöſchlichen Zügen geſchrieben. Ewig Ihnen ganz ergeben ꝛc.

Leipzig, 20. Jan. 1812.

Hiermit empfangen Sie 1) Seidler Dochm. Pars II. 2) Xenophon, 4 Bde. 3) Euripides, 4 Bde. 4) Anacreon. 5) Einen Beiſchluß an Hrn. Dr. Näke. Hr. Hofrath **Seidler** läßt ſich Ihnen gehorſamſt empfehlen, und bittet, auch die zweite Hälfte ſeiner Schrift mit Wohlwollen anzunehmen. In Rückſicht ſeiner iſt in den Götting. Anzeigen ein ſonderbarer Irrthum vorgefallen: man hat ihn bei der Anzeige von Pars I. zu einem Prediger in einer kleinen Stadt zwiſchen Naumburg und Zeitz gemacht. Nämlich dort (zu Oſterfeld) iſt ſein Vater und ſein Bruder Prediger, womit der Göttingiſche Gelehrte unſern Metriker verwechſelt hat. Den Beiſchluß bitte ich gehorſamſt Hrn. Näke zuſtellen zu laſſen. Was ich im Euripides und Xenophon zu leiſten geſucht habe, davon giebt die dem Anacreon vorgeſetzte Vorrede einige Nachricht. Dieſe Vorrede bitte ich angelegentlichſt nicht zu überſehen, wenn Sie dieſe Nürnberger Bücherwaare einer Anzeige würdigen ſollten. Nun wird ja bald auch die **Wolfiſche** Ausgabe des Plato angekündigt werden. Ich denke: *ἀγαθὴ ἔρις ἥδε βροτοῖσιν.* Möge Hr. Wolf nur auch thun, was er thun will und fürwahr thun kann! Von **Baſt's** Papieren wird mir wohl nichts zu Theil werden. Da ſich unter den Erben ein Unmündiger findet, ſo hat der Vormund hinein zu reden, und die Sache geht den Gang Rechtens. Alles ſoll öffentlich an den Meiſtbietenden verkauft werden. Hr. **Schöll** hat mir ſchon auf zwei Briefe nicht geantwortet. Was kann ich machen? Ich muß auch hier reſigniren; eine Kunſt, in der ich es noch weit bringen werde. Unwandelbar der Ihrige ꝛc.

Leipzig, 20. Juli 1812.

Sie wundern ſich über die neue Ausgabe des Plato von Tauchnitz? Ich mich noch mehr, da ich weiß, was vorher gegangen iſt. Alles dies war geeignet, den tollen Plan rückgängig zu machen: und dennoch tappt der Mann, vielfältig gewarnt, wie blind und taub hinein. Ich bin mit ihm ſo gut wie zerfallen. Wir ſehen uns nicht mehr, und er ſoll ſich Anzüglichkeiten gegen mich erlauben, die mir meine Freunde nicht genauer referiren wollen. — Warum? weil ich, den er für ſeinen Söldling anſah, zu dieſem Unternehmen aus mehr als Einem guten Grunde die Hand ſchlechterdings nicht bieten wollte. Sein Consiliarius iſt jetzt mein Nachbar, Herr Hofrath Beck, der den Plato beſorgt, und höchſt wahrſcheinlich mich ganz ablöſen wird: denn mit Plutarchs Parallelen, die, ſchon im vorigen Winter angefangen, dann mehrere Monate unterbrochen, jetzt ſehr langſam gedruckt werden, werde ich, allem Anſehen nach, dieſe Laufbahn beſchließen. Sobald ich Exemplare von Plutarch habe, ſollen Sie eins erhalten. Coray's Text liegt zum Grunde, doch erlaube ich mir Abweichungen, auch e conjectura. An den lateiniſchen Autoren, die Tauchnitz druckt, habe ich keinen Antheil. Die beſorgt ein hier privatiſirender Gelehrter, M. Schröer, von dem im letzten Meßverzeichniß ein Regiſterband zu Gierigs Ausgabe von Ovidii Fastis (bei Schwickert) angekündigt worden iſt. Blos Catullus, Tib. et Prop. ſind von mir corrigirt worden. Ich bitte Sie angelegentlichſt, dieſe Notizen in Ihrem Wirkungskreiſe zu verbreiten. Ich mag mir nicht fremdes Verdienſt aneignen. Suum cuique! Tauchnitz hat wegen ſeiner platoniſchen Speculation des Proclamator Weigel's Kundſchaft verloren; ein gar nicht unbedeutender Gegenſtand, ſondern jährlich weit über 1000 Thaler betragend, da er nicht nur allen griechiſchen Verlag Weigel's, ſondern auch alle Bücherkataloge druckte. Unwandelbar Ihnen ganz ergeben ꝛc.

Leipzig, 15. Dec. 1813.

Es macht mir viel Freude, Ihnen melden zu können, daß unſer guter Buchhändler Fleiſcher ſich wohl befindet. Vor kurzem mußte er wegen einer kleinen Unpäßlichkeit das Zimmer hüten; daher das übertriebene Gerücht, das ſich bis zu Ihnen verbreitet hat. Gott erhalte uns und der Litteratur den wackern Mann! Ich kenne ihn ſeit vielen Jahren von der trefflichſten Seite. — Ihren Brief habe ich ihm ſelbſt eingehändigt. Auch ich bin bisher ganz gut durchgekommen, und alles ſcheint mir anzudeuten, daß ich mit für beſſere Tage aufgeſpart werden ſoll. Der 16te bis 19te Okt. waren auch für mich heiße Tage, beſonders der 19te, wo die ſtürmenden Preußen meiner Wohnung durch Kanonen- und Flintenkugeln arg genug zuſetzten. Eine 12pfündige durchbrach die ziemlich dicke Mauer und der Choc der einwärts getriebenen Mauerſteine verrückte meinen Arbeitstiſch um eine gute Strecke. Doch läßt ſich der ganze Schaden in einigen Tagen durch Maurer und Glaſer wiederherſtellen. Das Nervenfieber wüthet bei uns noch entſetzlich, und auch von meinen Bekannten und Freunden fallen mir rechts und links Opfer. Mich hat es bis jetzt verſchont; vielleicht weil ich mich noch keinen Augenblick davor gefürchtet habe. Ich hüte mich, der Anſteckung mich bloßzuſtellen, übrigens halte ich es mit dem türkiſchen Fatalismus; eine Geiſtesſtimmung, die wohl nicht wenig beiträgt, geſund zu bleiben, wenigſtens wollen Aerzte bemerkt haben, daß moraliſche Urſachen gar oft Veranlaſſung zur Krankheit werden oder doch Uebel ärger machen. Daß wir den Frieden bald bekommen werden, glaube ich nicht. Napoleon rüſtet ſich, nach allen Nachrichten, gewaltig, und ſo lange er noch Ein Bataillon aufſtellen kann, wird er ſich ſchlagen. Aber bei ſolchen Rüſtungen der Alliirten kann über den endlichen Ausgang des Kampfes kein Zweifel ſein. Auch bei uns iſt es deshalb ungemein lebhaft: die öffentlichen Spaziergänge ſind voll Haufen junger preußiſcher, ruſſiſcher und ſächſiſcher Krieger, die in den Waffen täglich geübt werden. — Unſer Tzſchirner begleitet die ſächſiſche Armee als Feldpropſt. Ewig z.

Leipzig, 3. Nov. 1813.

Empfangen Sie meinen innigſten Dank für Ihre gütevolle Theilnahme an der Aenderung meiner akademiſchen Lage, ſo wie an dem, Gott gebe es! glücklichen Familienereigniſſe. Meinen künftigen Schwiegerſohn Ihrem freundſchaftlichen Wohlwollen zu empfehlen, iſt wohl nicht nöthig, da er es, glaube ich, ſchon beſitzt. Aber meine Tochter, in kurzem Ihre Mitbürgerin, empfehle ich auf das angelegentlichſte Ihnen, Ihrer Frau Gemahlin, und durch Sie Ihrer Freunde Güte. Sie iſt mir ein liebes Kind, und höchſt ungern hätte ich ſie nach Heidelberg gehen ſehen. Unſtreitig werde ich, ſo viel es nur meine vielen Arbeiten geſtatten, Halle beſuchen. Wundern Sie ſich über die vielen Arbeiten, da doch meine fixe Einnahme bedeutend gewachſen iſt, ſo muß ich Sie auf vertrauliche Eröffnungen verweiſen, die meine Tochter wohl nicht ermangeln wird, Ihnen gelegentlich zu machen. Sie ſelbſt zu thun, ſchmerzt mich. Wahrlich, theuerſter Freund, ich muß auch jezt viel arbeiten; und daß ich Correcturarbeiten andern vorziehe, kommt hauptſächlich daher, weil es mir zu andern und beſſern noch ganz an Heiterkeit des Geiſtes fehlt. Ach auch von mir gilt *τῷ δ' ἕτερον μὲν ἔδωκε*! — In meiner ehemaligen Bücherſammlung findet ſich die neueſte Ausgabe der Bücher de Nat. Deor. von Dav. nicht, ſondern die erſte vom Jahre 1718. Iſt Ihnen damit gedient, ſo laſſen Sie michs wiſſen. In der Moſerſchen Ausgabe ſind Dav. Noten nach der neueſten Engl. abgedruckt worden, wovon Moſer ein Exemplar druckfertig gemacht hatte; ſo daß ſie Ihnen bei der Anzeige wohl entbehrlich ſein dürfte. Eine Ausgabe deſſelben Werkes von Pearce giebt es gewiß nicht; ſonſt hätte ich ſie irgendwo aufgetrieben. Von P. habe ich beſeſſen die Ausgabe der Bücher de Orat., und die der Bücher de Offic. (leztere nach 2 verſchiedenen Drucken). Für Ihr gütevolles Anerbieten rückſichtlich Ihres Cicero danke ich Ihnen auf das allerverbindlichſte. Aber ſenden Sie, theuerſter Herr Hofrath, mir ja nichts. Alles iſt ja fort; und der Himmel weiß, ob ich jemals wieder, wovon ich ganz abgekommen bin, philologiſire. Auch trete ich allmählig in die Jahre, wo man ſich um die Conſtitution eines andern Textes, als des der alten Schriftſteller, zu bekümmern hat. Mit unbegrenzter und ewiger Ergebenheit und Verehrung ganz der Ihrige ꝛc.

Schneider.

Frankfurt a. d. O., 12. Juni 1797.

Hier, theuerſte Freunde, gebe ich Ihnen ein Bild des Tages meiner Abreiſe, ſo wie es Ihre Güte und meine Dankbarkeit in meiner Seele entworfen und ſo für mich den einzigen fantaſtiſch-glücklichſten meiner Tage erſchaffen hat. Freilich wohl, meine Freunde, ſolche poetiſche Proſa Ihnen zuzuſchicken; da ich Ihre Erbitterung dawider kenne, und Ihre Verbindung mit allen den gelehrten Waidmännern, die ohne Unterſchied auf alles poetiſche Geflügel und auf alles kriechende Ungeziefer Jagd machen, muß dieſe Furcht vergrößern. Aber Sie werden darin, meine Theuerſten, gewiß auch einzig und allein mein Beſtreben finden und wieder erkennen, meine Trennung von Ihnen mir zu erleichtern, meinem Herzen Luft zu machen und meine Empfinbungen der Dankbarkeit wenigſtens ſo in der Einſamkeit auf meinen traurigen heißen Weg zu ergießen, um mich ſo abzukühlen. — Kaum jezt kann ich mich in den Gedanken von Ihnen trennen! Kaum noch ganz das Glück faſſen, ſo liebreich — als ein Unbekannter — von Ihnen eingeladen, aufgenommen und bewirthet zu werden! Welch' eine erquickende Ruhe, die mir die erſte Nacht in Ihrem Hauſe gab, wo Ihre Hände ſelbſt mir ein ſo ſanftes Lager bereitet hatten! Was empfand ich, als Sie mir dieſe Vorſorge für meine Ruhe den Morgen darauf ſelbſt verkündigten. Hätte nur meine Geſundheit mir erlaubt, an allen den Freuden Theil zu nehmen, oder ſie recht zu ſchmecken, welche Ihr beiderſeitiger Freundſchaftseifer mir bereitet hatte, oder zudachte. Vielleicht aber war dieſe gezwungene Mäßigung meiner Seele ſowohl als meinem Körper heilſamer, als der volle ungeſtörte Genuß von allen Freuden der Freundſchaft und Ruhe in der Fremde, weil wahrſcheinlich dieſer mich ganz zu der traurigen geiſttödenden Arbeit, zu welcher ich doch bald zurückkehren mußte, würde unfähig gemacht haben! An der Mittwoche vor Pfingſten ſah ich im Geiſte Ihren geliebten Sohn aus Gotha ankommen, dachte mir die Inbrunſt, womit Sie ihn empfingen, und wünſchte herzlich, nicht allein davon Zeuge zu ſein, ſondern auch den lieben Jungen kennen zu lernen, den ich aus ſeinen beiden Briefen an Sie wegen ſeines Herzens und Witzes ſo innig ſchätzen lernte! Haben Sie ihm davon wohl damals ein Wörtchen geſagt oder je einen Gedanken an mich gehabt? Freilich in einen ſolchen Wonnetaumel ſich einzudrängen, das wäre für einen Fremdling keck. Aber doch gewiß, Ihre guten Wünſche haben mich überall auf der Reiſe begleitet! Das empfand ich überall ſo ganz, daß mir in der größten Hitze auf dem offenen Wagen beim lebhaften Gedanken an Sie und an Ihren freundlichen Blick ſogleich wohl ward, und der ſchmachtendſte Durſt ſich in Ihrem theuern Namen wie in einem friſchen Quelle löſchte. In Halle bei unſerm Wolf war mir den letzten Tag vor der Abreiſe nicht wohl, und überhaupt war mein Aufenthalt in Halle und die Aufnahme in Wolf's Hauſe mit meinem Aufenthalte in Jena, und mit der Aufnahme in Ihrem Hauſe gar nicht zu vergleichen. Mein Herz, unter uns geſagt, blieb leer, obgleich mein Verſtand auf ſo mannichfaltige Art bald durch den lebhaften Witz meines Wirthes geblendet, bald durch die feinſten und ſcharfſinnigſten Gedanken, erweitert und erquickt ward. Der Unterſchied alſo beſtand in dem Wohlſein des lebhaften Wirthes in Halle und in dem Leſten des ſanften guten Schütz's, welcher in Jena mein Herz erweiterte, und mit Wonne; in Halle hingegen mit Witz und Gelehrſamkeit meinen Verſtand überſtrömte. Den Tag nach meiner Rückkunft von Halle reiſten wir von Leipzig ab; ich ging darauf gerade mit Frommann nach Hauſe zurück, ohne dem Martiny Laguna die Küſſe wieder aufdrücken zu können, welche Sie mir gütig für ihn bei meiner Abreiſe gaben. Nicht einmal meine Tante bei Torgau beſuchte ich, ſondern ſchickte ihr ſtatt meiner einen Brief. Wie ſollte ich auch jetzt in der Stimmung der Seele, welche ganz mit dem Wiederſcheine von ihrer freundlichen Miene, ganz von dem Wiederhalle Ihrer freundlichen Zuredungen erfüllt war, den Anblick einer alten von Alter und Geiz abgenagten Tante ertragen, geſchweige denn gegen ſie eine Art von Freundlichkeit affektiren? Wolf wünſchte ebenfalls, daß ich Martiny Laguna beſuchen und ihn zu Pfingſten nach Halle einladen ſollte, wo Voß von Berlin eintreffen ſollte. Wie ganz ſtoiſch ich gegen alle meine vorigen Freunde und Freundinnen durch den Umgang mit Ihnen geworden bin, mögen Sie allein daraus ſchließen, daß ich ungeachtet eines ſchriftlichen Verſprechens auf eine ſchriftliche Einladung meine alte ſchöne Freundin in Elſterwerda in Sachſen diesmal nicht beſucht habe. Die Entſchuldigung bei ihr wird mir wahrlich ſaurer, als dieſer erſte Entſchluß werden! Alſo hier bin ich nun wieder zu Hauſe, am doppelten Joche der Ehe und der geiſttödtenden Arbeit ſchon ſeit 10 Tagen ziehend. Doch die erſten 5 Tage konnte ich mich gar nicht von aller der Schlafloſigkeit und Müdigkeit erholen. Jetzt beſſert ſich auch meine Geſundheit beim Gebrauche der Medizin, womit mein Arzt alle Jahre mich von Verſtopfungen der Leber befreien muß. Ich fange an, lebhafter die Freuden von Ihrem Andenken zu fühlen; und alle Tage ſind gewiſſe Stunden im Geſpräche mit Hüllmann, dem ich immer von Ihnen und von Jena erzählen ſoll, Ihrem Andenken gewidmet, ſo daß am Ende kein Schritt, kein Blick von Ihnen unerwähnt und unbemerkt bleiben wird oder ſoll. Der liebe Mann grüßt Sie herzlich, und wünſcht übers Jahr mit mir Ihnen aufzuwarten, und nur einen Kuß von Ihnen ſelbſt erhalten zu können, dergleichen Sie mir für ihn mehrere mitgaben. Im Vertrauen auf Ihre Güte, die Sie mir ſo vielfach bewieſen haben, wagt er die Bitte, daß unſer lieber Schütz ſein hier beikommendes Buch bald zur Recenſion befördern möge, am liebſten durch Auguſt Schlegel, dem ich mich mit Bruder und Frau recht angelegentlich zu empfehlen, und ihm meine innige Hochachtung zu verſichern bitte. Hüllmann rechnet auf die baldige Bekanntmachung ſeines neuen Buchs, und bauet ſeine Hoffnungen und Ausſichten zum Theil darauf. Alſo werden auch Sie, liebenswürdige Freundin, gewiß auch das Ihrige dazu beitragen, ich weiß es. Schon vorher hat Hüllmann ſeine däniſche Geſchichte meinem lieben Schütz zugeſchickt, und ſie iſt noch nicht angezeigt. Jetzt aber wünſcht er, daß lieber jene noch unangezeigt bleibe, weil er ſowohl in Plan als Arbeit bei dem neuen Buche vollkommener zu ſein glaubt. Wie herzlich wünſchte ich des jungen Mannes Glück durch dieſes Buch gegründet und durch eine baldige Anzeige recht früh gegründet zu ſehn! Und Sie nicht auch, liebevolle Freundin? Noch einen andern Plan habe ich mit Schütz, deſſen Ausführung von einem Ja oder Nein in Ihrem nächſten Briefe (denn darauf darf ich doch hoffen? Sie haben es mir zugeſagt), abhängt. Ich fand nämlich zu Hauſe von Brüggemann eben das engliſche Buch, welches ich bei ihm auf dem Tiſche antraf, in derſelben Abſicht zum recenſiren eingeſchickt. Wenn er nun das Buch noch nicht ſollte vertheilt, oder gar ſelbſt zur Recenſion übernommen haben, ſo bitte ich es mir zu recenſiren zu erlauben. Ich wollte dann nächſtens die Recenſion fertig einſenden. Ich dränge mich gewiſſermaßen hier zur Recenſion, weil ich vorige Oſtermeſſe die allgemeine deutſche Bibliothek wegen alter Sünden, welche man mir nicht vergeben und abnehmen wollte, ganz auf- und abgegeben habe, und Brüggemann ein ſo guter lieber Freund iſt, daß ich ihm die Bitte um eine Recenſion unmöglich abſchlagen kann, ſo herzlich ich das ganze Recenſirweſen verabſcheue, welches ich 20 Jahre lang getrieben habe, bis zum Invalidenverdienſte. Auf Ihrer nächſten Antwort beruht alſo dieſe Sache allein. Eben war Hüllmann bei mir. Er fing den ſeit meiner Rückkunft ganz gewöhnlichen Diskurs an. Ich kam auf Ihren Sohn und Ihre Pfingſtgäſte von Gotha zu ſprechen. Er kennt Döring und Lenz (wenn es der von Zelle iſt), und äußerte einen Gedanken, der mir ſehr gefiel. Er dachte ſich die ſchlanke Schützin mit und zwiſchen ihren zwei äſtigen Philologen als Gäſten, und meinte, daß, wenn wir Sie ſo in natura wandeln ſehn ſollten, der Anblick einer Heroine mit ſolchen zwei Knappen uns baß ergötzen würde. Ich ſinnlicher Philolog will dafür meine Freundin mir jetzt noch einmal auf dem abſchüſſigen Hügel vor dem Thore neben mir und Dr. Langermann denken, wie Sie da die Zauberknoten knüpften, welche den letzten Abend noch ihre Wirkung zeigten, und ſo unauflöslich mein Herz an Ihre Güte gefeſſelt haben, daß ich mir nun keine Litteratur mehr ohne Sie, nicht Jena ohne Sie, keinen Hügel mit einer ſchönen Ausſicht ohne Ihre Geſellſchaft, kein weiches Bette und keinen ſanften Schlaf ohne Sie und Ihre leichte dienſtfertige Hand, kurz keinen ſinnlichen Philologen ohne Sie und außer Ihren Feſſeln denken kann. Doch ich breche ab: das Verweilen bei allen dieſen ſüßen Gedanken; ach! nur ſchwächt es die Luſt zur traurigen Arbeit, woran ich nun dieſen Morgen wieder gehen muß. Bei der Arbeit ſelbſt aber, o! da ſoll Ihr Andenken mich gewiß oft ſtärken! Nächſtens einen Brief an Ihren Schütz beſonders, wenn ich zuvor Ihre Hand erblickt haben werde. O! meine theuerſte Freundin, tauſendmal küſſe ich Ihnen Ihre für meine Ruhe ſo geſchäftigen Hände, ebenſo vielmal (ſelbſt ohne Ihre und Ihres lieben Schütz Erlaubniß) küſſe ich Ihre Wangen, und Mund in Gedanken — leider! und bin in und außer Gedanken von ganzer Seele Ihr ſinnlicher Philolog.

An Schütze's Gattin.

Frankfurt a. d. O. 13. Okt. 1797.

»Stumm iſt der Lehrer der Beredſamkeit freilich immer, aber der Freund und Verehrer von der Hofräthin Schütz war es diesmal aus Noth. Wie oft wollte und ſollte ich dem Drange meines Herzens zufolge ſchreiben! Ein Traum ſogar weckte meinen Entſchluß einmal ſo ſtark, daß nur häusliche Verbitterung ihn ändern konnte, weil ſie mich ganz verſtimmte. Bedenken Sie, meine theuerſte Freundin! Erſt ein Gallenfieber, welches ſchon in Jena in meinem Körper gährte! Hernach eine Augenkrankheit! Dazu ſtets Eiferſucht! Welche Menſchenſeele kann dabei frohen Sinnes werden oder bleiben! Ich will von der ſeelentödtenden Arbeit am Lexiko gar nicht einmal reden, wo der Drucker mir ſtets auf die Ferſen trat, ſo daß ich kaum athmen konnte, und mir nur das Waſſer vom Halſe pumpen mußte, um nicht zu erſaufen. In dieſem Taumel oder in dieſer Betäubung kam Ihr lieber Brief an Hüllmann an, welcher ihn mir noch ſpät am Abend brachte, zum Theil vorlas, die Nachſchrift mich leſen ließ, die mich ſo herzlich erfreute! und die leider hinterher die ſchrecklichſten Folgen hatte. Die Eiferſucht! die Eiferſucht! Faſt ſollte ich auf Ihr Geſchlecht böſe werden, weil es Männer ſo plagen kann, wenn es will: und doch, wenn ich an Sie denke, an Sie ſchreibe, ſo vergeſſe ich alles ſehr gern, was ich von einer aus Ihrem Geſchlechte ſchon ſo lange gelitten habe. Aber freilich, die Schwingen verlieren ſo nach und nach alle Federn, womit man ſich zur Freude mit edeln und geiſtreichen Menſchen erheben ſollte und könnte, und das Lebensglück würde blos zu einer Bürde. Ich breche ab! Sie waren alſo wieder in Leipzig! vermuthlich holten Sie Eichſtädt im Triumph ab. Der wohnt nun in Ihrem Hauſe. O gebe der Himmel, daß er Ihres lieben Mannes Abſichten alle vollkommen erfüllen möge!! Was haben Sie diesmal für neue Bekanntſchaften in Leipzig gemacht? Haben Sie Wolf geſprochen! Aber vor allem, was macht Ihr lieber Sohn, ſeit Pfingſten, wo Sie ihn zuletzt ſahn. Entſpricht alles noch Ihren Wünſchen? Ihn muß ich wenigſtens zu Oſtern ſehn und kennen lernen! Denn zu Oſtern nehme ich denſelben Weg, um bis Göttingen zu dringen, und ſollte ich dazu das Geld borgen. Aber freilich die erſte Bedingung iſt Geſundheit, welche mir im vorigen Jahre fehlte, ſo daß alle die Herrlichkeiten für mich nur den halben Reiz hatten. Den Aufſatz von Ihrem Sohne, von welchem Sie in Ihrem Briefe ſprechen, wünſchte ich wohl zu ſehn, wo nicht eher, doch auf Oſtern. Ihr Brief ſelbſt traf mich im Bette an, wo ich ihn zu 5 wiederholten Malen, d. i. in 5 Theilen leſen mußte; ſo ſchwach war ich. Ach! welch' ein Labſal für einen Kranken! Hüllmann muß mir immer, wenn er kann, den Brief holen und wieder weglegen! Eine Lehre für mich war bitter darin, daß ich an Ihren lieben Schütz nicht allein geſchrieben hatte! Ihr zweiter Brief an Hüllmann iſt mir ſo angenehm, als an mich ſelbſt geſchrieben, weil ich daraus erkenne, wie Sie meinen Freund auf meine Empfehlung achten, und zu ſeinem Vergnügen beitragen. Er ſelbſt war ganz entzückt, wenn Ihnen dieſe Eroberung etwa noch Freude machen kann. Seine Standeserhöhung (freilich ohne Gehalt noch), habe ich Ihrem lieben Manne gemeldet, doch nur beiläufig; ich bitte ihn daran zu erinnern, daß er ſie im Intelligenzblatte bekannt mache. Denn ſo etwas ſoll ja zur Beförderung eines jungen Gelehrten heut zu Tage beitragen. Gott ſei Dank, daß ich ſolche Erfahrungen nicht gemacht habe. Mein hieſiger fauler wurmſtichiger Glücksapfel fiel mir von

ſelbſt ins offene Maul zu. Leider kaue ich immer noch daran
und möchte faſt erſticken. Ich fühle es, nichts als ein ſ
heiterer Brief von Ihnen, als der erſte war, iſt vermögend
jetzt meine Seele wieder einigermaßen in den Ton der Freud
zu ſtimmen. Mittlerweile will ich mich dazu durch Göthens
Dorothea vorbereiten, um den vollen Genuß zu haben. De
lieben Eichſtädt grüßen Sie recht herzlich von mir, und ic
wünſche, daß Sie mir von ihm recht viel Ihnen angeneh
mes ſchreiben mögen. Er ſchrieb mir im Julius ebenfalls
und ſein Brief kam vor dem Ihrigen an, wo ich noch herum
wandelte. Da ſahe ich, daß Sie mir durch ihn in Leipzig ei
nen herzlichen Handdruck nachgeſchickt hatten, den ich ſo gern
durch einen herzlichen Handkuß erwiedert hätte! Ach! ic
fühle es, ich werde warm, mein Herz hebt ſich, aber es häng
unten ein Centner Blei daran. Ich will mich losreißen
Beſte, vergeben Sie ſolch' einen Brief; heitern Sie mich durc
den Ihrigen auf, ſo lange, bis ich Ihr Antlitz wieder ſchaue
Leben Sie wohl, Beſte; vergeſſen Sie mein nicht. Ihr An
denken iſt in meinem Herzen in guter Verwahrung! Die lie
ben Leutchen und Brüder Aug. und Friedr. Schlegel grüßen Si
recht herzlich von mir, und alle die ſich meiner erinnern. Dr
Langermann iſt alſo zu ſeiner großen Beſtimmung, den von
Goſſe verrückten Grotthaus von ſeinem Wahnſinne zu befreien
fort gegangen. Schwerlich möchte er ſeine Miſſion erfüllen
Seine Diſputation hätte ich gern geleſen, und glaubte, da
er ſie mir bei Gelegenheit ſchicken würde. Wir hatten vo
dem Thema viel zuſammen geſprochen. Dem ſaubern Hiſtori
ker geben Sie einen eben ſo herzlichen Gruß bei Gelegenhei
zurück, als der war, den ich aus Ihrer Hand erhielt! Leben
Sie wohl, Theuerſte! Wären Sie katholiſch getauft, ſo hät
ich Sie für meine Ruhe ein paar Roſenkränze zu beten. Denn
alle Seelenmeſſen von Ihrem ſchwarzen franzöſiſchen Abb
möchten nichts helfen. Adieu. Der Himmel gebe Ihnen i
dieſem Winter ſo viele Freuden in Ihrem Hauſe, als Sie mi
Ihrem lieben Manne verdienen. Ihr ꝛc.

Frankfurt a. d. O., 10. Okt. 1801.

Ich hatte Ihnen durch Frommann einen Beſuch vo
mir ankündigen laſſen, und meinte den Xenophon: vermuthlic
aber hat der Ehrenmann dieſe Anmeldung ſamt dem Gruß
vergeſſen. Wenn Ihnen die Ueberraſchung angenehm war, ſ

habe ich meinen Zweck großentheils erreicht; nur wünſche ich noch Ihre Meinung über alle Differenzen eben ſo frei von Ihnen zu hören, als ich die meinige geſagt habe. Laſſen Sie den zweiten Theil des Lexici nun ſein; oder wenn Sie noch darauf beharren, ſo bitte ich Sie, mit ein paar Worten zu erwähnen, was in Ed. Roſenſtrauchs Leben, Meinungen und Reiſen — von Kaſ. Lange, Roſtock 1800. Seite 168—169 ſteht, und neulich im Litterar. Anzeiger 1800. Nr. 200. S. 1976 wiederholt ſteht: daß ich das suum cuique ganz vergeſſen und in der Vorrede zu meinem Wörterbuche nicht bemerkt hätte, daß dieſes Wörterbuch ſeinem größten Theile nach von dem geſchickten Philologen und Rektor zu Prenzlow Joh. Chr. Fr. Wetzel ausgearbeitet wurde. Dieſen Gedächtnißfehler ſolle ich in einer zweiten Auflage nachholen. So wenig hat der elende Wetzel den letzten Paragraph meiner Vorrede verſtanden, oder verſtehen wollen. Er war mir eine Hülfe, und hat mir eine Vorarbeit geliefert, wie jetzt Herr Reichenbach geliefert hat, den ich in einer Anzeige Ihres Intelligenzblattes auf Frommanns Bitte abgefertigt habe. Sonſt hätte ich auf die kecke Vorrede des elenden Schäkers nicht geantwortet. Mit dem Vitruv geht es nun durchaus nicht an, Ihre Bitte und meinen erſten Wunſch zu erfüllen. Es ſind politiſche Verhältniſſe dazwiſchen getreten. Aber wie konnten Sie mich nur fähig halten, das Gute, dem ich Beifall gebe, zu verſchweigen? wenn ich das Buch recenſiren wollte? Ja Freund, wenn ich nur dergleichen gefunden hätte, ſo ſollte mich keine Rückſicht zurückhalten! Aber nun haben noch die fehlerhaften Kupfer den elenden Miſchmaſch von Text ſamt allen Fehlern fortgepflanzt! Hat nicht der Eichſtädt mir die tolle Ehre erzeigt, mir das Diploma eines Mitglieds der Jenaiſchen latein. Societät zuzuſchicken! Daß doch die Menſchen ihre Leute ſo wenig kennen! Ich bin nie im Publiko mit einem Bedienten hinter mir oder irgend einem Appendix aufgetreten; höchſtens führe ich mein Saxo zur Seite. Das kleidet einem Villoison: Societ. latinae Jenensis Socius. Dafür ſoll man noch danken! So machte mich Bechſtein zum Mitgliede ſeiner Forſtſocietät! Faſt ſollte ich mich an beiden rächen, und ihnen ein Diplom als Mitglied der hieſigen privilegirten königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, praeside Hausen, auswirken! So lange hatte ich auf Eichſtädt's Lukrez gewartet, und ſeine Vorrede hatte meine Erwartung auf das allerhöchſte geſpannt; nun da ich drei Bücher für mich durchgegangen bin, und die vorhandenen kritiſchen Hülfsmittel zur Hand genommen habe, ſo finde ich, daß das meiſte Neue in alten fehlerhaften Lesarten beſteht, welche er wieder aufgenommen hat, oder ſtehen ließ. Ich konnte mir auch überhaupt nicht vorſtellen, daß Wackefield etwas Vorzügliches geleiſtet haben ſollte. Ein ſolcher homuncio zum Lukrez! So kommen die wichtigſten Bücher ſo oft in die Hände von überdreiſten Wichten, und darüber wird geſchicktern der Markt verderbt. Ihre liebe Frau und Sohn grüße ich ächt deutſch von ganzem Herzen: wollte ſogar mündlich es thun: aber ſobald werde ich mich wohl nicht wieder losreißen können. Denn ich bin ſeit 3 Jahren horticola geworden, pflanze und thue alles ſelbſt in meinem Blumengarten, und warte daneben mein Fieber ab, welches mich jetzt faſt alle Jahre heimſucht. Leben Sie recht wohl, und vergeſſen nie der alten Freundſchaft gegen Ihren ꝛc.

Frankfurt a. d. O., 8. Mai 1802.

Ich habe Ihnen, mein theuerſter Freund, beim letzten Transport meiner Recenſionen wohl vergeſſen zu ſagen, daß ich mir von den beiden letzten naturhiſtoriſchen Anzeigen einen beſondern Abdruck ausbitte. Iſt es noch Zeit, ſo haben Sie die Güte, dieſen mir davon machen zu laſſen und bei Gelegenheit zu überſenden. In Hoffnung mehrerer Anmerkungen und Zweifel von Ihnen bei Gelegenheit Ihrer Vorleſungen über die Eclogae physicae gemacht, (worüber mir beſonders Profeſſor Buttmann ſchon viele Bemerkungen und Zweifel mitgetheilt hat, welche mich hin und wieder auf neue Gedanken, Erklärungen und Verbeſſerungen gebracht haben), will ich Ihnen hier meine letzten Bemerkungen bei Gelegenheit der Ausarbeitung der *Ἀργοναυτικα* des verlarvten Orpheus mittheilen. (Ich glaube, daß in ſpätern kritiſchen Schriften, welche ich hier nicht nachſehen kann, manches über die Argon. gutes verborgen liegen mag, habe aber letztlich nur um Mittheilung der Wackefieldſchen gebeten, ob ich gleich vorausſehe, daß daran nicht viel ſeyn wird; denn dieſer Schütze ſchoß in einem fort nach einem Ziele, das er ſelten ſah, und alſo noch ſeltener traf. Haben Sie aber ſonſt etwas im Vorrathe, oder wiſſen mir etwas dergleichen über Orpheus nachzuweiſen, ſo bitte ich darum. Jetzt habe ich mein Mſcpt. an Herne geſchickt, der immer noch an die auctoritatem si non verborum certe carminis et narrationis zu glauben ſcheint). Ich theile Ihnen hier einige Bemerkungen mit, die ich nicht für gleichgültig halte; zuerſt über Herrens Ausgabe der Dialog. physicae Stobaei. Vol. II. 1) Die Darſtellung des ſtoiſchen Moralſyſtems in Beſtimmung der *ἀγαθὰ κακὰ* und *ἀδιάφορα*, läßt ſich ganz vortrefflich an vielen Stellen verbeſſern von S. 90 an aus dem Scholio Vossiano über Luciani Dialog. c. 28., wie Sie bei Vergleichung finden werden. 2) Die Scholia Codicis Farnesiani von S. 445 an, ſo weit ſie phyſiſchen Inhalts, ſind alle aus Plutarchi Q. Phys. abgeſchrieben, geben treffliche Varianten, und gar ein paar neue Quaestiones, welche blos Longolius in ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung aus dem Codex mediceus hat, und die Hutten doch hätte lateiniſch daraus geben ſollen. Longolii versio iſt in Wolfenbüttel zu haben. 3) Ueber meine Ausgabe von Xenoph. Memor. hat mir kürzlich Coray folgende Bemerkungen mitgetheilt, welche Sie etwa bei einer Recenſion benutzen könnten. S. 43 vertheidigt er *τοίνυν* für *δὲ* geſetzt aus Isocrates or. ad Philippum. Tom. I. p. 438 — 344 ed. Augerii, wo *πρῶτον μὲν* — *Ἀργείους τοίνυν* — *ἀλλὰ μὴν* — *λοιπὸν δ' ἦν* auf einander folgen. S. 133. §. 11: *ἀλλ' ἐκεῖνο παρεὶς ἂν* lieſt er *ἀλλ' ἐκεῖνο παρόντα, ἂν δέῃ μαλακῶς τι ὠφελῆσαι ἢ οἰκονομικῇ*? Iſt zwar ſprachrichtiger als das gemeine *παρεὶς*, will mir aber doch nicht als die ächte Lesart einleuchten. S. 188 zu *εἰσιέναι εἰς τὴν ἀγορὰν* vergleicht er Isocratis Areopaget. D. Mp. 126. *οὕτω διέφευγον τὴν ἀγορὰν ὥστε εἰ καὶ ποτε διελθεῖν ἀναγκασθεῖεν, μετὰ πολλῆς αἰδοῦς καὶ σωφροσύνης ἐφαίνοντο τοῦτο ποιοῦντες.* Zu I, 3, 10: *τὸν Ἀλκιβιάδου υἱὸν* und den Addendis S. 269 hat mich Coray erinnert, daß Alcibiades allerdings einen Sohn hatte, dem Isocrates die Rede *περὶ ζεύγους* aufgeſetzt hat. Das Faktum hatte ich wirklich vergeſſen; aber dieſer Sohn paßt doch nicht hieher in die Chronologie. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon bei Ueberſendung der zwei letzten Recenſionen geſchrieben und Sie gebeten hatte, mir davon einen beſondern Abdruck machen zu laſſen? Kürzlich erhielt ich eine Rechnung mit 17 Thlr. 13 Gr. für Chastel histoire naturelle des Poissons; zwar war eine Art Berechnung der Zeilen dabei, aber noch weiß ich nicht, wie viel mir Ihre Expedition für den Bogen bezahlt. Beiläufig haben Sie die Güte, mir ſolches zu melden; und das, was ich noch für die drei übrigen Recenſionen zu hoffen habe, bitte ich an Herrn Frommann gegen Quittung zu zahlen, von dem ich hier für gelieferte Bücher das Geld abrechne. Beiliegende Quittung bitte ich der Expedition zuzuſtellen. Nun geht es zum Sommer, und da beſchäftigt mich mein Gärtchen mehr als die Litteratur; ich ſchwelge ſo mit Augen und Naſe, da die übrigen Theile und Sinne faſt nichts mehr genießen können. Frommann verſprach mir ſchon neulich etwas von Ihnen, laſſen Sie mich bald ein Merkmal Ihres Andenkens ſehn, und ſein Sie verſichert, daß ich mit ſteter Hochachtung bin Ihr ꝛc.

Süvern.

Thorn, 15. März 1801.

Die Reiſe meines Freundes, Hrn. Feldprediger Röckner von hier, welcher Ihnen dieſe Zeilen überbringt, und ſich Ihnen und Ihrem Hauſe durch ſich ſelbſt und das Intereſſe, welches dero Frau Gemahlin an Thorn noch jetzt nehmen, beſſer empfehlen wird, als ich es zu thun im Stande bin, giebt mir eine erwünſchte Gelegenheit, Ihnen die fortdaurende dankbare Verehrung zu verſichern, welche ich gegen Sie hege. An der gewiß großen Freude, die Ew. Wohlgeboren durch Ihren Herrn Sohn jetzt genießen, nehme ich um ſo aufrichtigern Antheil, je näher ich ſelbſt ehedem das Glück hatte, mit demſelben in Verhältniſſen zu ſtehn. Ich ſchmeichle mir, noch nicht ganz bei demſelben in Vergeſſenheit gerathen zu ſein, und bitte Sie, ihn meines öftern herzlichen Andenkens zu verſichern, ſo wie mich dem ſeinigen zu empfehlen. Meine hieſige Lage iſt, in Anſehung meines Poſtens und Auskommens, nicht ſchlecht; aber der Ort wäre wohl im Stande, Jemandem auch die beſte Lage zu verleiden. Vielleicht bin ich indeſſen bald ſo glücklich, ihn mit einem andern vertauſchen zu können. Von allen litterariſchen Verbindungen abgeſchnitten, finde ich mich faſt allein an mich ſelbſt zurückgewieſen. Die neue Einrichtung des Gymnaſii und litterariſcher Arbeiten, die mir hinlänglich zu thun geben, laſſen es mich etwas vergeſſen, daß ich ſo iſolirt lebe. Ich war ſo frei, Ew. Wohlgeboren zu bitten, doch von meinem Antrittsprogramm, ſo wie von der kleinen Schrift über Schillers Wallenſtein eine kurze Anzeige zu bewerkſtelligen. Gern beſcheide ich mich, daß dieſe nicht wichtig genug dazu geweſen ſind; nur bitte ich Sie, deſſen Verdienſte um mich ich beſtändig dankbar erkennen werde, eine metriſche Ueberſetzung von Sophokles Trachinierinnen, die bald von mir erſcheinen wird, und von der ich nur nicht nach der Ueberſetzung der Sieben gegen Theben Ihre Erwartungen zu faſſen bitte, nicht ganz der Aufmerkſamkeit der L. Z. unwerth zu halten. Ich wenigſtens bemühe mich, ſie derſelben würdig zu machen. — Auch bitte ich ganz ergebenſt, einliegendes Inſerat ins Intelligenzblatt aufzunehmen. Die Inſertionsgebühren wird Hr. Röckner erlegen. Mit der Bitte, um fernere Fortdauer Ihrer Gewogenheit und der gehorſamſten Empfehlung an dero Frau Gemahlin und Herrn Sohn, habe ich die Ehre hochachtungsvoll zu ſein ꝛc.

Königsberg, 25. März 1809.

Die erſten Zeilen, die ich von Ihnen, mein innigſt verehrter Lehrer, ſeit meinem Abgange von der Univerſität Jena erhalten, haben mich, als ein Zeichen, daß Sie mich für einen Ihrer Anerkennung doch nicht ganz unwürdigen Schüler achten, ungemein erfreut. In mir wird das dankbare Andenken an Sie nie erlöſchen. Für Ihre Glückwünſche zu meinem jetzigen Poſten ſage ich den herzlichſten Dank. Von dem Gefühle ſeiner Wichtigkeit, der Pflichten, die er mir auflegt, ſo wie des herrlichen Wirkungskreiſes, den er mir öffnet, bin ich durchdrungen. Bin ich im Stande, jenen zu genügen und dieſen auszufüllen, ſo iſt das großentheils mit Ihr Werk. Wie ſollte ich denn nicht mit Freuden durch Benutzung jeder Gelegenheit, für Ihren Herrn Sohn — deſſen Einladung zur Mitarbeit an ſeiner Teutona ich übrigens nicht erhalten habe — thätig zu ſein, mich Ihnen dankbar beweiſen? Sein Sie verſichert, daß ich lange darauf bedacht geweſen bin. Bisher hat ſichs aber nicht ſo fügen wollen — auch war mein Wirkungskreis eben nicht groß. Jetzt, da er ſich ſo beträchtlich erweitert hat, daß ich von allen Aemtern im Bezirk des preußiſchen Staats, die ſich für ihn paſſen möchten, wenigſtens ſchnell Nachricht erhalte, wird es mir eher möglich ſein, durch Fürſorge für ihn meine eignen Wünſche zu befriedigen. Gelegenheit möchte ſich vielleicht bald darbieten. Mit den Plänen zu der in Berlin intendirten Univerſität iſt Hr. v. Humboldt ſehr beſchäftigt, dies iſt jetzt ſeine Lieblingsſache, und obwohl noch nichts definitiv darüber entſchieden iſt, ſo iſt doch die größre Wahrſcheinlichkeit, daß — wenn der Staat nur von außen Ruhe behält — die neue Anlage zu Stande kommen wird. Außerdem ſteht auch der hieſigen Univerſität eine bedeutende

Erweiterung und Verbeſſerung bevor. Unſer König hat ihr zu ihren jährlichen aus 23,000 Rthl. beſtehenden Einkünften noch 17000 Rthl. jährlich angewieſen, außer 14,000 Rthlrn. zur Anlage eines botaniſchen Gartens. Ueber die Anwendung dieſer beträchtlichen Summe iſt im Einzelnen zwar noch nichts beſtimmt; auf jeden Fall aber werden die alten Profeſſuren den Zeitbedürfniſſen gemäß verbeſſert, neue Lehrſtellen errichtet und die Univerſität wird mit allen erforderlichen Hülfsanſtalten verſehn — einem botaniſchen Garten, einer Sternwarte (für welche der König noch beſonders 3000 Rthl. zum Ankauf von Inſtrumenten ausgeſetzt hat) einem kliniſchen Inſtitute, einem philologiſch-pädagogiſchen und einem theologiſchen Seminarie, und einer ihren Bedürfniſſen entſprechenden Bibliothek, zu welcher die vier in der Stadt ſchon vorhandenen nicht unbedeutenden öffentlichen Bibliotheken, zu deren Vereinigung der König ein von ihm beſeſſenes großes Gebäude, das Königs-Haus genannt, geſchenkt hat, die Grundlage bilden werden. Alle dieſe Pläne und Anlagen werden ja auch wohl eine für Ihren Herrn Sohn paſſende und ihm angenehme Stelle mit ſich bringen. Halten Sie ſich feſt verſichert, daß, wenn ſie zur Reiſe gediehen ſind, ich ihn nicht vergeſſen, und ihm nähere Nachricht geben werde. Da aber nach unſrer neuen Organiſation die Sectionen nur unter den Auſpicien und im Namen ihrer reſpektiven Chefs operiren, ſo kann ich nicht anders, als durch Rath und Empfehlung wirken; von Herrn v. Humboldt wird das Meiſte abhängen. Was ich aber bei dieſem vermag, werde ich aufbieten, Ihrem Herrn Sohne in Berlin oder hier, oder wo ſonſt ſich's trifft, eine neue Anſtellung im preuß. Staate zu verſchaffen. Sie fragen nach meinen Schulſchriften. Geſchrieben habe ich deren wohl mehrere, lateiniſche und deutſche, deren einige auch hin und wieder in gelehrten Zeitungen angezeigt ſind. Aber ich habe ihnen ſelbſt viel zu wenig Werth beigelegt, als daß ich ſie aufbewahren ſollte. Es thut mir daher leid, daß ich Ihnen keine ſchicken kann — und hätte ich auch noch eine und die andre, ihr Andenken zu erneuern würde in der That nicht der Mühe lohnen. Mein bisheriges Leben iſt auch zu wenig rein wiſſenſchaftlich geweſen, als daß ich ſo manche litterariſchen Pläne, ſo manche in ausführlichern Grundriſſen ſchon vorhandne Werke auszuführen vermocht hätte. Man hat mich von Seiten der Regierung zu ſehr mit Geſchäften überhäuft, auch habe ich das Glück oder Unglück gehabt, an lauter Anſtalten zu ſtehn, die erſt aus dem tiefſten Verfall mußten heraus gearbeitet werden und meine ganze Thätigkeit erforderten. So liegen denn noch viele ſchriftſtelleriſche Entwürfe und Materialien für das Fach der äſthetiſchen und grammatiſchen Kritik, der Alterthumskunde, Geſchichte und Pädagogik in meinem Pulte, und noch mehrere Ideen zu Schriften in meinem Kopfe. Mein gegenwärtiges Amt wird mir hoffentlich nicht alle Muße ſo wegnehmen, daß ich alles unvollendet und unreif laſſen müßte. Eine Frage erlauben Sie mir im Vertrauen. Beſitzt Eichſtädt — über deſſen Werth als Gelehrter nur eine Stimme iſt — auch Lehrertalent? hat er einen guten Vortrag? Iſt dies, ſo wäre es möglich, daß er zu der hieſigen Profeſſur der alten Litteratur berufen würde, falls nämlich Böckh, an den man ſich bereits gewandt hat, in Heidelberg gehalten werden ſollte. Durch gütige Auskunft über ihn würden Sie uns hier ſehr verbinden. Ihrer und Ihrer Frau Gemahlin fernern Gewogenheit, ſo wie Ihres Herrn Sohnes freundſchaftlichem Andenken empfehle ich mich beſtens, und bin mit der herzlichſten Hochſchätzung und Verehrung Ihr ꝛc.

Berlin, 12. März 1818.

Sage ich Ihnen, mein hochverehrter Lehrer, auch nur wenig Worte auf Ihr theures Schreiben, ſo ſind ſie doch voll des herzlichſten Dankes für den gütigen Antheil, den Sie an mir nehmen. Möchte durch meine Beförderung nur auch die große Sache, woran ich mit arbeite, gewonnen haben. Aber die iſt ſchwierig, und meine Kräfte ſind gering, dazu liegen in mehreren Verhältniſſen bedeutende Hinderniſſe. Wer das alles nicht kennt, beurtheilt die Behörde und die in ihr arbeiten nicht richtig, wenn er unzufrieden iſt, geht nicht alles ſo wie man wünſcht und es auch gehn ſollte. In Ihnen hoffe ich immer einen billigen Beurtheiler zu finden. Mit welchen Gefühlen und Wünſchen auch ich den Tag Ihrer Jubelfeier begangen habe, darf ich Ihnen wohl nicht erſt ſagen. Herr Kanzler Niemeyer iſt ſo gütig geweſen, ſie Ihnen auszudrücken, da ich gerade damals zu beſchäftigt war, als daß ich ſelbſt Zeit dazu hätte gewinnen können. Daß wohl wenige ſich herzlicher Ihrer ſo langen Erhaltung bei ſolcher Heiterkeit und Geſundheit freuen, als ich, daß ich ſo gern alles thun möchte, Ihr Alter zu erheitern, ſein Sie verſichert. Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn das gelungen wäre, was in Hinſicht Ihres Herrn Sohnes — dem ich mich beſtens zu empfehlen bitte, und der mich entſchuldigen wird, daß ich ihm ſelbſt jetzt nicht antworte — ſchon früher und dann wieder zu Ihrem Jubiläo eingeleitet war! Glauben Sie, es liegt weder an dem Herrn Miniſter, noch an mir. Indeß wird doch hoffentlich der günſtige Zeitpunkt bald eintreten. Leben Sie wohl und laſſen mich ferner Ihnen empfohlen ſein. Viele Empfehlungen Ihrer verehrten Frau Gemahlin. Mit unwandelbarer Ergebenheit und Verehrung ꝛc.

Berlin, 11. Novbr. 1820.

Die anliegende Abhandlung, verehrteſter Herr Hofrath, war beſtimmt zu einem geringen Zeichen des Dankes für die gütige Beurtheilung meiner Schrift über die Wolken, der ich von Ihnen entgegenſehen darf. Nehmen Sie dieſelbe immer wohlwollend als ſolches auf, ohngeachtet ſie der Beurtheilung zuvorkommt, und laſſen Sie auch dies Produkt meiner Muße Ihrer Nachſicht empfohlen ſein. Es iſt vielfache widerlegende Beziehung darin auf Welkers Aeſchyleiſche Trilogie genommen. Den jetzt erſchienenen Nachtrag zu letzterer habe ich noch nicht geleſen. Wenn Sie aber die Güte hätten, dem Recenſenten dieſes Nachtrags meine gegenwärtige Abhandlung mitzutheilen, ſo würde dieſer in der Recenſion vielleicht auch auf letztere mit einige Rückſicht nehmen. Es ſind von dieſer Abhandlung nur wenig beſondere Exemplare abgezogen; daher ich für die Herrn Meier und Reiſig, denen ich mich zu empfehlen bitte, keins beilegen kann. Vielleicht aber haben Sie die Güte, ihnen das Ihrige zum Leſen mitzutheilen. Von Hrn. Alex. v. Humboldt höre ich, daß meine Schrift über die Wolken in Paris bekannt geworden iſt und Beifall gefunden, beſonders Herrn Raoul-Rochette gefallen, der auch eine Anzeige davon für das Journal des Savans geſchrieben hat.

Berlin, 24. März 1826.

Ew. Wohlgeboren werden jetzt wahrſcheinlich durch Herrn Prof. Meier meine Abhandlung über Ariſtophanes Wolken erhalten und gütigſt entſchuldigt haben, daß ſie Ihnen nicht mittelſt eines Schreibens von mir zugeſandt iſt; ich war damals zu überhäuft mit Geſchäften und nahm mir vor bald nachzuholen, was ich nothgedrungen unterlaſſen mußte. Haben Sie, mein verehr-

r Lehrer, die Schrift gütig aufgenommen, und hält der viel-
hrige Vertraute des Ariſtophanes ſeines Beifalls ſie für nicht ganz
nwerth, ſo wird mich dies unendlich erfreuen und beglücken.
hierüber baldige Gewißheit zu erhalten, würde mir außerordent-
ch angenehm ſein. Inzwiſchen nehme ich mir die Freiheit, Ih-
en anliegendes Inſerat für das Intelligenzblatt der A. L. Z. zu-
uſenden, mit der Bitte, ſelbiges in das nächſte Blatt gütigſt auf-
ehmen zu laſſen. Es freut mich von Allen, die von dort kom-
en, zu hören, daß Ew. Wohlgeboren noch ſo munter und kräf-
g in Ihrem vorgerückten Alter ſind. Wie gern hätte ich mich im
erwichenen Sommer, wo ich durch Halle reiſete, ſelbſt davon
berzeugt. Allein die Umſtände nöthigten mich, ſchneller abzu-
eiſen als ich Willens war, und die kurze Zeit meines Verweilens
riff mich durch die mancherlei Beſorgungen, denen ich mich un-
erziehen mußte, ſo an, zumal bei meiner Kränklichkeit, daß an
Beſuche gar nicht zu denken war. Möge dann ſpät ein *Θάνατος*
βληχρὸς μάλα τοῖος ἐλεύσεται, ὅς κέ σε πέφνῃ Γήρα
πο λιπαρῷ ἀρημένον auf ein ſo heiteres Alter kommen!
Mir iſt das Leben noch einmal geſchenkt, da es lange ſehr in Ge-
hr war. Zweckmäßige Mittel, bedeutende Erleichterung in Ar-
eiten, die gerade eintrat, als ſie mir am nöthigſten war, Ruhe
nd Heiterkeit des Geiſtes haben zuſammen gewirkt, ſie zu ent-
ernen, und im verfloſſenen Winter habe ich mich vollends erholt.
Ihrem ferneren Wohlwollen empfehle ich mich angelegentlich und
n mit der innigſten Verehrung ꝛc.

Berichtigung.

Da ich die jetzt erſchienenen Scholia in Aelii Aristidis So-
histae orationes ed. Frommel bei meiner Abhandlung über Ari-
ophanes Wolken noch nicht habe benutzen können, ſo halte ich
e nöthig, nachträglich zu derſelben zu bemerken, daß in den
. 49 der letztern angeführten Scholien jene ſchätzbare Samm-
ng S. 257 die richtige Leſart *Κλέωνα* für *Γλῶνα* und das
n Valckenaer an deſſen Statt geſetzte *Σόλωνα* aus guten Hand-
hriften giebt. Kleon wird danach freilich eine eigne Rolle in Eu-
olis *Δήμοις* unter den Strategen und Demagogen ganz andrer
rt geſpielt haben, da ihn Eupolis hier ſchwerlich anders behan-
elt hatte, als den Hyperbolis, oder auch wahrſcheinlich ihn ſelbſt,
dem Marikas, denn mit Gewißheit kann man, auch nach dem
Scholiaſten zu V. 549 der Wolken, von Kleons Vorkommen in
em Marikas nicht ſprechen. Allein die S. 51 der Abhandlung
orgetragene Vermuthung über die Zeit der Aufführung des

[illegible] wird durch jene Lesart in ſo weit noch beſtätigt, als ſie darnach auf jeden Fall nach Kleons Tode angenommen werden muß. — Zugleich bemerke ich, daß S. 28, not. 1 τὶς ſtatt τίς und S. 34, Z. 15 Paris ſtatt Helena noch aus Verſehn ſtehen geblieben, und wie angegeben zu berichtigen iſt. Süvern.

Berlin, 26. Decbr. 1826.

Ew. Wohlgeboren nahm ich mir die Freiheit, vor zwei Monaten einige nachträgliche Bemerkungen und Zuſätze zu meiner Abhandlung über Ariſtophanes Wolken zu überſenden, mit der Bitte, dieſelben entweder mit in der erwarteten Recenſion der Schrift in der A. L. Z. zu berückſichtigen, oder, falls dies nicht in kurzem möglich ſein ſollte, ſie mir gefälligſt zurückzuſchicken. Das Erſtere iſt nun noch nicht geſchehn und dürfte vielleicht noch lange Anſtand haben. Inzwiſchen bietet ſich mir eine ſehr nahe Gelegenheit dar, von den erwähnten Bemerkungen und Zuſätzen einen zweckmäßigen öffentlichen Gebrauch zu machen. Ew. Wohlgeboren werden daher entſchuldigen, wenn ich um deren gefällige Zurückſendung ganz ergebenſt bitte, und werden mich ausnehmend verbinden, wenn Sie dieſe Zurückſendung ſchon gleich mit der nächſten Poſt zu bewirken die Güte haben wollen. Zum bevorſtehenden Jahreswechſel wünſche ich von Herzen Glück und verbleibe mit aller inniger Verehrung Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Berlin, 22. Febr. 1827.

Indem ich Ihnen, verehrteſter Herr Hofrath, den herzlichſten Dank ſage für gütige Zuſendung Ihres Aeſchylus und Ihrer Nubes überreiche ich Ihnen wieder eine kleine Abhandlung, welcher ich die Zuſätze zu der über die Wolken angehängt habe. Sie werden dieſe Art letztere bekannt zu machen und noch mit zur Beurtheilung vorzulegen, gewiß billigen, das Ganze aber mit Ihrer gewohnten Milde und Nachſicht aufnehmen. Die beiden andern beigefügten Exemplare bitte ich gefälligſt befördern zu wollen. Ich muß bedauern, daß ein nachläſſiger Setzer und Corrector ſo viele Druckfehler in der anliegenden Schrift hervor gebracht haben. — Die Blätter des erſten Heftes der hier neu erſcheinenden litterariſchen Zeitſchrift werden Ihnen nun zu Geſicht gekommen ſein. Sie unterſcheiden ſich meines Erachtens in nichts vor andern ähnlichen Zeit-

helften, als in der viel beſchränkteren und willkührlicheren Aus-
ahl des zu Beurtheilenden. Mit dem Wunſche, daß Ihre
eſundheit der Witterung tüchtigen Widerſtand möge geleiſtet
aben, und ſich ferner noch gut halte, empfehle ich mich Ih-
en beſtens und bin mit treuer Verehrung Ihr ꝛc.

Thierſch.

Gumbinnen, 23. Mai 1818.

Sera gratulatio reprehendi non solet. Mit inniger
erzlicher Theilnahme, verehrter Lehrer, erfahre ich durch un-
en verdienten Clemens, daß Sie den ſchönen Tag, wo Sie
uf ein wohlthätig durchlebtes halbes Jahrhundert zurück blik-
n, gefeiert. Dieſe Nachricht kann nicht anders wirken, als
dlich einige Zeilen von mir an Sie, würdigſter Mann, her-
us zu locken, die ich ſchon lange, zu meiner Schande muß
h es bekennen, zu lange Ihnen ſchuldig war. Ein großer
heil dieſer Schuld fällt aber auf den guten Clemens, welcher
einen Brief einſchließen wollte, und entweder noch nicht ge-
hrieben hatte, wenn ich ihn fragte, oder ſchon auf Antwort
artete. Doch nichts mehr davon. Daß ich Ihrer immer mit
ebe und innigem Danke gedacht; wie könnte ich glauben,
ß Sie daran gezweifelt? wenn ich nicht zugleich denken
llte, daß Sie meiner vergeſſen. Sind Sie nicht die erſte
eranlaſſung von allem, was ich jetzt bin? Und mein gerühr-
r Abſchied von Ihnen wird das Gefühl des ewigen Schuld-
ers, der ich Ihnen ſein muß, nicht unbemerkt gelaſſen haben.
och wieder auf das zu kommen, wovon ich ausging; ſo
ünſchte ich nichts weiter, als ein Augenzeuge des Tages ge-
eſen zu ſein, wo Sie das ſeltene Glück genoſſen, was We-
gen zum Theil wird. Wie mancher wird da Ihnen zuge-
ufen oder ſtill, bei ſich über Sie gedacht haben: *ἐπεὶ ψάμ-*
ος ἀριθμὸν περιπέφευγεν· αὐτὸς ἂν ὅσα χάρματ' ἄλλοις
θηκας, τίς ἂν φράσαι δύναιτο. Ich höre auf, Ihnen ſchrift-
h meine Theilnahme innig zu bezeugen, bis mir es möglich
, mich **mündlich** bei Ihnen zu rechtfertigen und mein un-
recht langes Schweigen zu entſchuldigen. Zu dieſer Gelegen-
it dürfte es bald kommen. Ich habe nämlich das Glück ge-
bt, **zur Rektor-Stelle** nach **Schneeberg** vorgeſchla-
n zu werden, und glaube, daß es das Schickſal zu meinem
eſten fügen wird. Da man dort weiß, daß ich unter Ihnen

im Seminar als Mitglied gearbeitet; ſo wird man ſich vielleicht an Sie, über mich ſich zu erkundigen, wenden; und bei der Liebe, die Sie mir ſchenkten, hoffe und bitte ich kindlich Sie um Ihren gütigen und einflußreichen Beiſtand. Denn ich ſehne mich nach den Ländern des Mitteldeutſchlands, theils wegen der hier zu großen Entfernung von aller Litteratur, theils auch wegen des Klimas, welches mir nicht behagen will; ob ich gleich von Natur eine geſunde Conſtitution habe. Clemens, der Hr. Reg. Rath, deſſen Liebe und Vertrauen ich mir zu erwerben geſucht, grüßt Sie herzlich. Und ich ſelbſt wünſche Ihnen, noch recht lange das unſchätzbare Glück genießen zu können, welches einem ſo würdigen geehrten Manne, der nur wenige Gleichzeitige neben ſich hat, ſein muß. Mit herzlicher Theilnahme und Liebe Ihr ꝛc.

Thorlacius.

Copenhagen, 1. August. 1817.

Viginti fere anni sunt, ex quo mihi, Halam invisenti, Te Vir Perillustris coram cognoscere, et a doctis Tuis colloquiis proficere licuit. Ab eo inde tempore jucundissimam Tui memoriam saepe recolui, cum libris Tuis doctissimis frequenter legendis, tum filium nurumque Tuam, ingeniosissimos homines, Havniae conveniendo. Patere jam, ut his literis meam venerationem Tibi testificer per juvenem e nostratibus, qui, absolutis in Univ. Havniensi suis studiis, Germaniam, Galliam, Italiam et Hollandiam adit, cognitiones suas locupletaturus. Est ille Paulus Lemming Dr. Philosophiae, in literis classicis bene versatus, sed praecipue in literis Arabicis Persicisque habitans, juvenis animi pectorisque dotibus mihi carissimus, et, quod spero, bonorum ubique animos sibi conciliaturus. Liceat illi, dum Halae moratur, Te identidem adire, tuisque frui colloquiis. Tradet ille Tibi hasce meas schedulas: Populäre Aufsätze aus dem Alterthum; Disputationem de Crisi Sibyllistarum, et Prolusionem de opusculo Aristoteleo *Θαυμάσια ἀκούσματα* continente. Mitto simul duas tractatiunculas theologico-philologicas sacerdotis Danici Nicolai Schack. Cum hic auctor fortasse plura in isto genere praestare cogitet, rogabo, ut, si Tibi non molestum erit hasce in Ephemeridibus, quibus praees, recensendas curare benigne velis. Praeter au-

per allatas commentationes, edidi Opuscula mea Academica Latina tribus Voll. 8., et Volumen IV. in Folio splendidi operis Regii, quod inscribitur: Historia Regum Norvegicorum, islandice, danice et latine; Volumen V, intra hujus anni finem publicabitur. Priora non misi, quia librario Havniensi jam a. 1815 ea ad Te deferenda tradidi. Posterius opus, quod historiam borealem unice tangit magnaeque molis est, mittere tantisper distuli, donec Te illud cupere diserte comperirem. Vale Vir praestantissime mihique fave etc.

Tydemann.

Leyden, 2. Nov. 1816.

Per duos menses domum redux, gratitudinem meam pro humanitate tua tibi significare, novaque officia, quod permiseras, te rogare in dies cogitavi, sed negotiis plurimis distractus epistolae scriptionem identidem distuli: libellos tamen aliquot collegi, epistolae jungendos, quibus et observantiam meam sibi testarer, et de quibus judicia vestra ex relationibus vestris litterariis cognoscere cupiam (nisi quod mea dissert. anni 1799 praesumptione temporis fuerit exclusa: hanc tamen addo quod judicium tuum de explicatione difficilium aliquot Ciceronis locorum in cap. XI, XII, XIII. Diss. si Tibi vacaverit, privatim accipere, aveam). Nunc autem praeceps paucarum horarum affertur occasio, quo die minime mihi vacat, cui tamen deesse non possum ut cito et secure et sumtu nullo vel exiguo destinationi suae reddantur quae paraveram. Tibi igitur vir Celeb. libellos offero, Bruningii, meo, Brownii ipsius auctoris nomine: Academiae vero tuae, si tanti judices vel in Bibliotheca publica reponas, meam anni 1799 nuperas vero Boxmanni et Vorbestachii disputationes pro gradu Doctoratus: tres enim publicas facere oportet certe communes, Tibi et Hufelandio et Buchero viris Clariss. quibus singulis jure in solidum debebantur. Sed nec molem fert longitudo itineris et portorii gravitas, et exempla mihi non suppetant quae singulis propria tradam. Ipsis igitur Viris Clarissim. concedas, et cum ipsis de relatione super Vorbestachii et Boxmanni scribenda, nisi ipse hunc laborem suscipere velis, qua re mihi facies gratissimum, constituas, obsecro: relationum au-

rem super libello hinc copiam mihi facere Lipsiam ad Weigelium mittendo: mihi vero, data occasione indicare, cuinam Bibliopolae Lipsiensi tradi jubere possim quae Halam sint mittenda, qui portorium si quid exigat Weigelius, ipsi persolvat: namque mihi accidit, (non a Weigelio tamen) libros quos Lipsiam curaveram, ulterius mittendos, per biennium ibi retentos fuisse, dum Bibliopola de manibus dimittere negat antequam nummi aliquot pro portorio sibi reddantur, neque tamen illum ad quem fasciculus erat mittendum, fecit certiorem. Adjunctos hisce Hufelandio et Barbaro fasciculos proprios tradas rogo; mihique condones litteras confuse et festinanter scriptas, neque ex illas observantiam meam erga Te judices quae merito in summa est atque perpetua. Vale etc.

V o ß.

Eutin, 9. Sept. 1789.

„Sie erhalten, lieber Herr Professor, 20 Expl. meiner Virgils für Ihre Subscribenten, und einen Einschluß für Hrn. Prof. Reinhold, den Sie gütigst befördern werden. Herzlichen Dank für Ihre Mühe, die Sie noch dazu bei so großen Geschäften übernommen haben. Für den Recensenten lege ich ein Exemplar bei, weil ich nicht gewiß bin, ob Sie selbst darüber sein können oder mögen. Wenn es sein kann, wünsch' ich mein Urtheil bald zu vernehmen, nur von keinem — aner Der Almanach ist noch nicht abgedruckt. Sonst hätte ich mein Opfer an Ihre kritische Majestät beigefügt, obgleich der letzte Almanach, so viel ich weiß, noch recensirt werden soll. Mir selbst ist diese Verspätung gleichgültig; aber Hrn. Bohn nicht. Ein ökonomisches Produkt, das man als solches auch nur obenhin abfertigt, müßte wenigstens in seiner Lebenszeit empfohlen oder getadelt werden. Was nachmals in eigene Sammlungen übergeht, kommt dann noch einmal vor Gericht, und braucht solcher Eilfertigkeit weniger. Ich bedaure Sie, lieber Freund, einer so ungeheuren Anstalt, wobei man es bald diesem bald jenem nicht zu Danke macht, vorstehn zu müssen. Auch bedaure ich Ihren Aeschylus, und so viel anderes, was Sie thun könnten, statt jener ekelhaften Geschäfte mit Schriften wie die meisten sind. Die Ilias, die schon seit Ostern 178 vollendet ist, denke ich künftige Ostern anzukündigen. Dafü

Winter werde ich anwenden, die letzte Hälfte der Odyſſee ſo gut zu machen, als meine Kräfte mir zulaſſen; die erſte Hälfte iſt fertig. Vielleicht wird künftiges Jahr mein Wunſch erfüllt, eine Reiſe, auch zu Ihnen, vorzunehmen. Ich habe jetzt einen Schwager zum Kollegen, der meine Schüler unterdeß beſchäftigen könnte. Leben Sie wohl, lieber Schütz, und erhalten Sie mir Ihre Gewogenheit ꝛc.

Eutin, 10. März 1791.

Ich ſchicke Ihnen, lieber Freund, die eben abgedruckte Beilage zum Virgil, und bitte Sie, wenn es möglich iſt, daß Sie ſelbſt die Anzeige davon machen. Bei Ihnen, weiß ich, gilt Wahrheit und Gerechtigkeit über jeden Glauben und jede Verbindung. Ich war es meiner Arbeit, und noch mehr meinem Herzen ſchuldig, den Beſpöttern, die ich für unverdient halte, zu widerſprechen, und die Unterſuchung, die Anſprüchen veranlaſſen muß, ſelbſt einzuleiten. Nun aber werde ich ſchweigen, wofern nicht neue Schläge von Göttingen aus mich zur Vertheidigung nöthigen. Die Expedition der A. L. Z. hat mich um 4 Rthl. 3 gr. gemahnt. Wie ſteht der Irrthum? Haben Sie etwa die Exemplare der Georgica ſchon an Jemand bezahlt, und dieſe Meiſterſpeiſen hat keine Nachricht gegeben; oder habe ich, wie mir wohl begegnen kann, unter mehreren Bezahlungen dieſe nicht angemerkt? Liegt es an mir, ſo wird Hr. Hargens aus Eutin, beim Herrn Profeſſor Paulus wohnend, meine Schuld entrichten. Mit aufrichtiger Achtung der Ihrige ꝛc.

Eutin, 29. März 1792.

Der letzte Theil Ihres Briefs, wertheſter Hr. Hofrath (wie iſt noch immer das ſüße Freund im Sinne), ſcheint die Antwort an einen Mahnenden. Das wäre arg! So hätte ich denn bei Ihnen angeklagen; denn ſeit dem Almanach 76 und der Odyſſee habe ich lieber aufgegeben, als eingemahnt. Nein, ich ſelbſt ward gemahnt, welches eben ſo ſehr gegen meine Natur iſt. Ich fragte alſo, ob Sie meine Bitte, den Irrthum für mich zu berichtigen, erfüllt hätten, oder ob die Zahlung vielleicht durch Buchhändlernachläſſigkeit an Hrn. Bohn ergangen wäre. Das letzte iſt glaublich, und ich erfahre es erſt bei der Abrechnung. Meine Papiere ſind verkramt. Sie haden die Güte, nur die Gebühren der letzten Berichtigung auszulegen, und das andere ſo lange zu verwahren, bis ichs einfordre, oder — abſchreibe. Ihre Geſundheit und die betäubende Menge von Geſchäften beklage ich, einigermaßen als Kenner. Aber meine Geſchäfte bekommen durch Einförmigkeit endlich die Geſtalt von Ruhe; es iſt der ewige Kreislauf eines Mühlengauls: daher vielleicht der Schwindel und das Ohrenſauſen. Und wir beiden gebrochenen Ritter ſtehn gegen einander, und zanken um die Dame Hennia? Sehn Sie doch die alte Vettel einmal an, mit ihren erlogenen Reizen, und laſſen Sie uns gaſtfreundlich die Waffen tauſchen. Ich erinnere mich, bei Ueberſendung der Georgica Ihnen geſchrieben zu haben, Sie möchten dem Recenſenten ſtrenge Gerechtigkeit empfehlen; der Spruch möchte ausfallen, wie er wollte, nur nicht ohne Gründe und Belege. Lob iſt ein ſüßes Ding; denn wofür ſchreibt man, als guten Menſchen zu gefallen? Aber ſelbſt Lob, das nur loben will, iſt widerlich; wie viel mehr durchgehender Tadel, der nur tadeln will, und, mit jenem verſetzt, eine ſehr unangenehme Miſchung hervorbringt. Ohne Ihr eigenes Wort hätte ich nie auf Freund Schütz gerathen. Wie? Sie können ſich überreden, das Weſentliche meines Commentars (denn die Ueberſetzung werde ich Preis geben, nachdem ich blos meine Vorſtellung von Ueberſetzer-Pflichten geäußert) oder meinen Commentar hätten Sie nach ſeinen weſentlichſten Beſtandtheilen beurtheilt? ihn hätten Sie auch nur einfach angezeigt? Hüten Sie ſich, Freund, dorthin die Waffen zu wenden; Sie werden genöthigt ſein, um nur einigermaßen aus dem Spiele zu kommen, die Klopffechterkünſte der vorgeworfenen Lobſucht, der beleidigten Autorſchaft ꝛc. zu gebrauchen; und am Ende wird Sie es gereuen, wenn Sie nachdenken, für wen? und gegen wen? Schon jetzt, da ich mir einbilde, ein öffentlicher Vorwurf und Beweis der mangelhaften Anzeige müſſe gleich beantwortet werden, wie eine Antikritik in Ihrem Intelligenz-Blatt, wenn ſie Schein für ſich hat, gleich beantwortet wird; und ein ganzes Jahr Stillſchweigen, indeß die Schamloſen ſich müde läſtern, ſei kein Zeichen von einer Geſinnung, der jeder Ausgang der Sache gleichgültig iſt: ſchon jetzt entfährt es Ihnen, mich zu der Schaar der Autoren zu geſellen, die über verſpätete Anzeige ihrer Schriften Ihnen die Ohren voll ſchreien. So thöricht Ihnen der Rath ſcheinen mag, es iſt ein gut gemeinter: Statt aller Beſchönigung Ihrer Nicht-Anzeige, geben Sie eine ernſtliche

Anzeige, und ſein Sie gegen den Commentar ſo ſtrenge, als es Ihnen die heilige Wahrheit zuläßt. Wie würde der biedere Schütz meinen Commentar angezeigt und beurtheilt haben, wäre nicht die Nebenſache mit Heyne dabei; oder vielmehr (wenn auch Uebergebung der Heyniſchen Sünden nur für Ueberſetzung angeſehn werden) hätte nicht Heyne vor mir commentirt, und ſolchen Beifall erſchlichen? Wiſſen Sie nicht mehr, daß bei dem erſten Anblick meines Commentars Ihr Ausruf war: Aber Heyne! War dieſes das Nil admirari des ruhigen Entſcheiders? Sie haben meine ganze Arbeit nur als einen Verſuch betrachtet, einen wohlverdienten Ehrenkranz zu zerzauſen; und Sie dünkten ſich ſehr billig, wenn Sie dieſen Verſuch entſchuldigten, und das Abrupfen einiger überhängenden Blättchen für gelungen erklärten. Ich habe meinen Gegnern, wenn ihre Sache gerecht iſt, den Sieg ſehr nahe gelegt. Nur die Frage beantwortet, wo Heyne auch nur eine einzige Stelle im Weſentlichen erklärt habe, und ich bin geſchlagen! Bei den Eklogen glaubte ich eine Zeit lang, daß Eine Erklärung in der 3. Ekl., die Heyne ſelbſt mit größerem Prunk auftiſchte, auf ſeinem eigenen Beete gewachſen ſei; und mit Lächeln fand ich nachher, daß er auch hier den Ruäus beſucht hatte. Wie iſt es möglich, daß dieſer Zuſammenſtoppler, dieſer gedankenloſe, jenen Beifall erlangt hat? In Ihrer Zeitung iſt zweimal ſehr weitläuftig ſein Verdienſt um die 4. Ekloge Pollio ausgehoben worden. Sie wiſſen alſo nicht, daß gerade hier der Zuſammenſtoppler ein förmlicher Plagiarius iſt, der ebendrein ſich ſelbſt geradezu widerſpricht, und eine faſt unbegreifliche Unwiſſenheit der Zeitgeſchichte zeigt? Die Stunde hat nur 60 Minuten; ſonſt verdiente es einmal umſtändlich gezeigt zu werden, wodurch Heyne unter andern zu dem, auch in Ihrer Zeitung bei jedem Anlaß erſchallenden Ruhme der aufgeklärten Mythologie geſchlichen iſt. Eben ſo wollte ers mit der alten Geographie machen, wo ihn ſein böſes Schickſal in die Grube führte. Kennen Sie ein elenderes Buch über die Mythologie, als das Hermanniſche, wovon ein großer Theil, wie ich durch Vergleichung des Manuſcripts eines Freundes weiß, ein ſchlecht nachgeſchriebenes ſchlechtes Collegium von Heyne iſt? Nur den Artikel Apollo unterſuchen Sie, und Sie werden über das ſchamloſe Lob Ihrer Recenſenten erröthen. — Und wie lange wird das Unweſen denn dauern? Mich Einzelnen kann man leicht überſchreien, und überſchweigen. Aber die Sache der Alten, die durch Heyne unendlich gelitten hat, wird mehrere und ſtärkere Vertheidiger finden. Warum nicht auch an Ihnen? Eben bringt mir meine Frau Ihren Brief vom 11. Dezbr. 1789. Ich hatte 20 Exemplare geſchickt, und Sie foderten noch 3, wofür ich 4, (nämlich eins für den Rec.) ſchickte. Davon gehn 3 ab, oder ſo viel Sie für Ihre Sammler bedürfen, als Entſchädigung. Der Preis war 1 Rthlr. 4 gr. Was nicht verkauft iſt, wird nicht bezahlt. Ich reiche Ihnen die Hand. Sagen Sie gegen mich oder für mich, was Ihnen Ihre Wahrhaftigkeit eingiebt; und dann ſei Friede! Ihr ꝛc.

Wernsdorf.

Naumburg, 20. Sept. 1816.

Es that mir unendlich leid, daß ich nicht vor einiger Zeit mit meinem Freunde, dem Herrn Conſiſtorialrath Krauſe aus Königsberg Ew. Wohlgeboren meine perſönliche Aufwartung machen konnte, weil ich die Witterung, die damals gar zu ſchlecht war, wegen meines ſenſibeln Körpers ſcheuen mußte. Jetzt habe ich 2 Tage Schulferien, und bedarf der Bewegung ſehr; allein leider darf ich es wegen der ſchwankenden Witterung nicht wagen, nach meinem Plane halb zu Fuß, und halb zu Wagen den Weg nach Halle zu machen, um Ihnen perſönlich zu verſichern, wie groß meine Verehrung und Ergebenheit iſt. Indeſſen hat es mich doch ſehr gefreut, daß ich von einem in Halle ſtudirenden Domſchüler hörte, daß Ew. Wohlgeboren in Freundlichkeit meiner, und meiner Arbeiten gedenken. Ich ſähe es freilich gern, wenn in der Halleſchen L. Z. auch über mein Specimen geurtheilt würde, und wenn es ſein könnte, der ſchüchterne Schriftſteller aufgemuntert würde. — Vor einigen Wochen war der Geh. Rath Wolf auf ſeiner Durchreiſe bei mir; dieſer munterte mich ſehr auf, an den alten Garatoni nach Bologna zu ſchreiben, daß er mir, was er an Noten etwa hätte, zu den Philipp. ſchicken möchte, denn aus der Vorrede zur Planciana, die mir der Geh. Rath Wolf vorher geſchickt hatte, ſieht man, durch welche traurige Schickſale die Neapolitaniſche Ausgabe unterbrochen worden; und daß keine Hoffnung da iſt zur Vollendung derſelben. Ich habe ihm bereits geſchrieben, und will ſehen, was es für einen Erfolg haben wird. Was haben der Herr Hofrath für Nachrichten von Herr und Madame Schütz? wo halten ſie ſich auf? und wann werden Sie wohl wieder zurück kehren. Es wäre doch vortrefflich, wenn ſich hier Jemand in unſerer Stadt und Gegend des Schauſpiels annähme, und Perſonen, wie dieſe beiden trefflichen Künſtler ſich an die Spitze ſtellten. Ich komme auf dieſen meinen alten Gedanken wieder zurück, weil ich ſehe, daß das Bedürfniß des Schauſpiels da iſt. Denn man will jetzt, nachdem zweimal in dieſem Jahre ſchon eine Schauſpieler-Geſellſchaft ziemlich lange hier geſpielt hat, den Schauſpieler Breede aus Halle gegen ſehr bedeutendes Abonnement auf 36 Vorſtellungen hieher rufen, daß ich mich über den Preis als Abonnement in der That ſehr habe wundern müſſen. Gewöhnlich aber ſind nun hier die Schauſpieler-Geſellſchaften höchſt mittelmäßig, und die Auswahl der Stücke erbärmlich. Die Regierung in Berlin ſcheint in Rückſicht des Schulweſens ſehr viel guten Willen zu haben, und Bereitwilligkeit zu zeigen auch Bedürfniſſen, die ſich hier bei unſerm Schulweſen finden, abzuhelfen, und hat deshalb mich und Weiß, unter dem Präſidio des Hrn. Domdechant von Wurmb, einen Bericht über die hieſigen Schulen, über die Bedürfniſſe, und die Mittel ihnen abzuhelfen, zu machen veranlaßt. Es iſt hier für die Schulen ſchon manches Gute geſchehen, um aber hin und wieder es zu einer größeren Vollkommenheit zu bringen, fehlt es an Gelde. Vielleicht habe ich bald Gelegenheit, Ew. Wohlgeb. endlich meine perſönliche Hochachtung zu bezeigen, wiewohl ich jetzt viel Geſchäfte habe. Erhalten Sie mir indeſſen, hochzuverehrender Herr Hofrath, Ihr mir unſchätzbares Wohlwollen, und erlauben Sie mir die Verſicherung hinzuzufügen, daß ich mit der größeſten Ergebenheit verharre ꝛc.

Naumburg, 9. Januar 1817.

Ew. Wohlgeboren werden gütigſt erlauben, daß ich mein Andenken bei Ihnen einmal wieder erneuere, und mich Ihrem freundſchaftlichen Wohlwollen ganz ergebenſt empfehle. Ew. Wohlgeboren waren ſo gütig mir zu verſprechen, daß eine Anzeige von der Ueberſetzung, wie von dem Specimen novae editionis Philippic. gemacht werden ſollte in der Halleſchen Litteratur-Zeitung, und vielleicht wollten ſie ſelbſt ſo gütig ſein, und es übernehmen. Ich geſtehe, daß mir ein großer Gefalle geſchähe, wenn dies bald erfolgte, damit die Sache etwas bekannter würde, und ſich auch ein Verleger dazu fände. Ich habe nämlich Garatonis Noten zu den Philippicis erhalten: allein die nehmen mehr Raum ein als die Notae Varior. in der Gräviuſiſchen Ausgabe, und ſind auch alle ſo geſchrieben, daß eigentlich die notae mit abgedruckt werden müſſen, ganz ſo wie in den vorhergehenden Bänden der Reden, die er heraus gegeben hat. Das war nun eigentſich nicht mein Plan. Wie ich es zu machen gedachte, habe ich im Specimen gezeigt, Indeſſen wenn ſich ein Verleger dazu findet, ſo habe ich gar nichts dagegen, denn allerdings möchte ich nichts gern von Garatonis Noten dem Publikum entziehen, wiewohl viel Operöſes, und zu weitſchweifiges darinnen mitunter iſt. — Sollte ſchon eine kritiſche Anzeige in Ihren Blättern bereits gemacht ſein, ſo bitte ich ergebenſt um die Ueberſendung dieſes Blattes, weil ich die Zeitung ſehr ſpät bekomme. Der Herr Hofrath wünſchten eine kritiſche oder recenſirende Anzeige von Garatonis Ausgabe der Oratio pro Plancio. Sollten Sie ſie noch wünſchen, ſo dürfen Sie nur befehlen, ſonſt ſchicke ich ſie nach Jena, da ich mir einmal habe in dieſer Abſicht Bemerkungen nieder geſchrieben. In dem neueſten Stücke der Heidelberger Annalen, werden Sie geſehen haben, wie ſchrecklich Wolf mitgenommen worden iſt von den beiden Voß. Was macht nur Herr und Madam Schütz, die unſerm Publikum einen ſo genußreichen Abend verſchafften, als ſie bei uns waren. Sind ſie noch in Frankfurt? Denn da ich beinahe gar nicht an Journallektüre komme, ſo kann ich ſehr leicht Nachrichten über beide, die ſonſt bekannt ſind, nicht wiſſen. Ich bitte ſehr, wenn der Herr Hofrath ſchreiben, uns alle ihnen recht verbindlich zu empfehlen. Haben Sie die Güte, und verſichern Sie Ihrer verehrten Frau Gemalin meine ausnehmende Hochachtung und Ergebenheit, und erhalten Sie Ihre über alles ſchätzbare Gewogenheit ꝛc.

Naumburg, 12. Auguſt 1824.

Mein verehrungswürdiger Gönner und Freund! Denn ſo, in der Sprache des Herzens, haben Sie mir ja ſelbſt erlaubt, Sie anreden zu dürfen, — empfangen Sie meinen verbindlichſten herzlichſten Dank für die Freude, die Sie mir durch Ihren gütigen Brief gemacht haben. Gott ſegne Sie, mein Hochverehrter, in Ihrem hohen Alter, daß Sie bis zum Abſchiede von der Welt, der wohl lange noch entfernt bleiben möge, der Heiterkeit und der Kraft genießen, vermöge der Alles noch ſo mit der Lebendigkeit Sie anſpricht, und Ihren regen Geiſt beſchäftigt. Es iſt ein eigenes Glück, wenn der Menſch auf ein langes thätiges Leben mit voller Regſamkeit ſeines Geiſtes zurück ſchauen kann. Mir iſt es nicht zu Theil geworden, und ich muß mich mit der Hoffnung tröſten, daß ich durch Entſagung es dahin bringe, daß ich wenigſtens das letzte

Dreitheil meines Lebens, wenn mir Gott es ſchenken will, ferner mit Thätigkeit recht ausfülle. Wegen der gütigen Genehmigung in Rückſicht des Abdruckes in der Schulausgabe, ſage ich meinen ganz ergebenſten Dank. Allein bei demſelben Verleger erſcheint meine Handausgabe nicht, ſo ſehr ich's wünſchte, ſondern bei Herrn Hartmann. Ich habe früher ſchon, und zwar zweimal, Herrn Gerh. Fleiſcher ſie angeboten, allein ſtets war er ſchon zu ſehr mit Verlagsartikeln und Unternehmungen aller Art obruirt. Späterhin erbot ſich aber Herr Hartmann ſelbſt, und dem habe ich's auch zugeſagt. Mit der Stelle in Horazens Briefen haben der Herr Hofrath gewiß Recht, wenigſtens nach dem Zuſammenhange, ſo viel ich urtheilen kann, wenn ich gleich noch nicht genug in Ruhe alles betrachtet, ſondern mehr per transennam. Ueber den Hrn. Quinitatteus will doch kein Menſch etwas wiſſen. Die Erſcheinung mit den akademiſchen Diſputationen aus Abo finde ich ſehr ſpaßhaft. Die Anmerkungen, die auf der letzten Seite angekündigt werden, mögen freilich die Hauptſache ausmachen. Dennoch bleibt die Anordnung wie ſie da iſt, oder dieſe Form oder Nicht-Form ſeltſam, und mag wohl dort paſſiren, wenn's gleich bei uns nicht gänge. Ich ſchicke mit dem verbindlichſten Danke ſie hier zurück. Erlauben Sie mir nur, mein Verehrungswürdiger! noch eine ganz ergebenſte Bitte. Es geſchähe mir nämlich ein großer Gefalle, wenn bei Gelegenheit ähnlicher Anzeigen, in dem Intelligenzblatte der Halleſchen A. L. Z. auch erwähnt würde, daß ich wegen einer Veranlaßung ins Ausland zu gehn, von dem Miniſterio 200 Rthl. Gehaltszulage erhalten habe. Ich habe dazu, daß ich dies wünſche, meine Gründe: bitte aber nur tauſendmal um Verzeihung, daß ich Sie damit, verehrter Herr Hofrath! beläſtige. Voriges Jahr ſollte ich nach Celle gehn, unter anſehnlichen Bedingungen, u. das Gymnaſium dort neu einrichten. Ich hatte noch keinen eigentlichen Ruf, konnte ihn aber gleich erhalten, wenn ich wollte. Daher ich auch bitte, ohne den Ort, wohin? in der Anzeige zu erwähnen, nur wie ich mich ausdrückte, wegen einer Veranlaſſung ſetzen oder drucken zu laſſen. Ich zog es natürlicherweiſe vor, in meiner anmuthigen Gegend zu bleiben, und lieber zu ſehen, ob mir nicht der Himmel, wenn ich leben bleiben ſoll, einen weniger beſchwerdevollen Beruf vorbehalten hat: wenigſtens wünſche ich ſehnlichſt nicht in dieſem Berufe alt zu werden. Ich bin ſo frei, ein Gedicht beizulegen, das ſich auf unſer Gymnaſium bezieht. Sie werden gewiß es verzeihen und gütig aufnehmen. Es iſt deswegen nicht unintereſſant, weil es ganz die Arbeit des Schülers iſt, eines Sohnes des Herrn Oberlandes-Gerichts-Rathes Pinder, der ſich als Theilungscommiſſarius jetzt in Berlin aufhält. Erhalten Sie mir, mein Hochverehrter, fernerhin Ihre mir über alles ſchätzbare Gewogenheit, und genehmigen Sie die aufrichtige und herzliche Verſicherung, daß ich mit Ehrerbietung und inniger Anhänglichkeit zeitlebens bin Ihr ꝛc.

Wolf.

Halle, 26. April 1785.

Da ich Ihnen, verehrungswürdiger Freund, doch gleich heute gern antworten wollte, muß ich nur ganz kurz ſein. Zu den mir angeſetzten Büchern hab' ich noch einige aus dem Meßkatalogus geſetzt, ſo daß meine Lieferung ganz dem Verſprechen gemäß in 12 Stücken halbjährig beſtehen mag. Sie können indeß nach Gutbefinden immer daraus wegſtreichen; nur die ganz unterſtrichenen Bücher wünſcht' ich am liebſten zu beurtheilen. Ein Theil davon iſt mir auch zugeſchickt. Ueber die Scholia in Hom. Iliad. ed. Wassenbergh werde ich Ihnen nächſtens eine Recenſion zuſchicken, wenn ſie nicht ſchon von einem Andern in Beſchlag genommen ſind. — Am meiſten würden Sie mich von ausländiſchen Sachen mit dem Wilſon'ſchen Homer erfreuen können, und von dem hoffte ich Ihnen eine tüchtige Recenſion zuzuſchicken. — Den Profeſſor Sprengel müſſen Sie in der That jetzt ein wenig entſchuldigen. Er iſt eben Dekan, und hat daher in den Ferien ſehr viel Arbeit. Er arbeitet aber an der Recenſion, und in 14 Tagen denk ich werden Sie ſie erhalten. Was lange währt, wird gut. Wie ſich die hieſige Ilias unter die fertigen Schriften im Katalog verloren hat, weiß ich nicht. Sie iſt kaum zur Hälfte fertig, und das Fertige habe ich die Ehre Ihnen hiermit zuzuſenden, da ich ſehe, daß Sie darüber leſen werden. Hier im Waiſenhauſe wird eine ſo geringe Pränumeration auf die Ilias angenommen, daß der Bogen kaum 3 pf. koſtet. Wenn Sie mir hie und da etwas noch zu Aenderndes anweiſen wollten, ſo würden Sie mich ſehr verbinden. Ich werde auch wohl hier verſchiedenes müſſen, allenfalls für mein Geld, umdrucken laſſen. Hendel ſchrieb mir, daß Ihre neue

Ed. der Ariſt. Nakh. jetzt lange noch nicht fertig ſei. Mit Vergnügen übernehme ich ſonſt die Arbeit. Ihr ꝛc.

Halle, 24. Dezbr. 1785.

Faſt würden Sie dieſe Recenſionen ohne Brief von mir erhalten, mein theuerſter, vortrefflicher Freund! ſo ſehr ſchäme ich mich. Und doch habe ich für mein langes Stillſchweigen und Zaudern Entſchuldigungsgründe, die wohl bei Ihrer Güte Gehör finden ſollten. Beſonders hatte ich mich im vorigen Sommer mit Collegien zum Schaden meiner Geſundheit ſo überhäuft, daß ich faſt nichts außer ihnen vornehmen konnte. Im Grunde iſt es zwar auch dies halbe Jahr nicht viel anders: indeß bin ich nun im Stande ordentlicher und akkurater zu ſein, und will zum Unterpfand davon gleich in 8—14 Tagen wieder Einiges ſchicken. Es beſſer machen, iſt, denke ich, die beſte Buße; und ich verſpreche mir von Ihnen gewiß Verzeihung. Auch habe ich, lediglich um mein gegebenes Wort zu halten, und weil ich es für wirklich ehrenvoll halte, auch nur den geringſten Antheil an der A. L. Z. zu haben, mehrere Aufforderungen völlig zurück gewieſen, die meine Zeit zum Recenſiren noch mehr hätten theilen können. (Sie ſehen doch nun beiläufig, wie wirklich das Projekt einer neuen philolog. Bibliothek zu Stande kommt!) Nur wünſchte ich, was letztere Meſſe betrifft, zu wiſſen, ob ich auch da im Philologiſchen zu wählen freie Hand habe. An einer Recenſion des Erneſtiſchen Glossar. Liv. arbeite ich ſeit 4 Wochen, und die wird vermuthlich die mühſamſte ſein, die ich in Ihr Journal je machen kann. Sonſt hätte ich noch allerlei Bücher auf dem Herzen, wenn ich nur gewiß wäre, daß mir kein Anderer vorgriffe. Doch geſetzt ich ſchicke etwas, was Sie, theuerſter Freund! nicht brauchen können, ſo ſenden Sie mir es zurück. Aber angenehm wäre mirs, wenn Sie mir eine Liſte von Büchern zuſchicken wollten. Daß ich dieſe im vorigen Sommer nicht hatte, hat mich auch etwas retardirt. Die Ilias iſt nun endlich auch fertig, und ich warte nur auf den Buchbinder, um Ihnen ein recht ſäuberlich ſchönes Expl. zu übermachen. Dürfte ich mir aber wohl die Bogen wieder ausbitten, die ich, wenn ich nicht irre, Ihnen ſchon zugeſandt habe, falls ſie von einer andern Papier-Sorte ſein ſollten, als die Odyſſee? Ich wollte Ihnen gern mit einem Exemplar aufwarten, das ganz mit der Odyſſee übereinkommt. Mit inniger Hochachtung bin ich Ihr ꝛc.

N. S. Routh Edit. von Plat. Georg. und Euthydem. Oxf. habe ich lange ſchon aus England vergeblich erwartet. Gern würde ich die recenſiren, wenn ich ſie nur hätte. Ferner: Heyne Opusc. T. I., Menander ed. Heeren, Himerius Harles. Liv. — Ernesti, Epoden (von Gleim, ut aiunt), von Prange etwas neu Herausgekommenes über alte Kunſtwerke. Scheller Observatt., Ueberſetzung aus Lucrez u. ſ. w. von Rode. Homer, neue deutſche Ueberſetzung in Verſen. Leipzig. Plato's Geſetze. Deutſch. Lucian — ed. Seybold etc.

P. S. Noch Eine recht dringende Bitte erlauben Sie mir. Sie haben vermuthlich Gelegenheit, die Brunckſche kleinere Edition vom Sophokles, ſobald ſie fertig ſein wird, eben ſo wohlfeil zu bekommen, als Heyne, von dem ich ſeitdem die Brunckſchen Sachen erhalten habe. Dürfte ich mir in jenem Falle wohl Ihre freundſchaftliche Beſorgung eines ſolchen Exemplars erbitten? Ingleichen vermuthe ich, daß nun Villoiſons Ilias bald fertig ſein wird. Von dieſer werden Sie keinen, wenigſtens ſo bereitwilligen Recenſenten finden können, als mich. Schreiben Sie mir doch, ob Sie Gelegenheit haben, ſie recht bald zu bekommen? Doch ohne Zweifel erhalten Sie ſie von dem theuren Manne ſelbſt. Nochmals bitte ich mit meiner Reue und Buße vorlieb zu nehmen. Für das im Juni überſandte Geld danke ich gehorſamſt.

Halle, 2. Decbr. 1789.

Theuerſter Freund! Ich muß auf zwei Briefe aus Ihrem Hauſe zugleich antworten. Und ſein Sie froh, daß ich Ihren eignen ſo ſpät beantworte, ſonſt würde ich noch ein Klagelied über das verunglückte Rendez-vous anſtimmen. Freilich der leidige Dämon, [illegible]! Eben der hat mich denn auch kurz nach meiner Heimkunft von Naumburg von neuem zu einer Reiſe (der ſiebenten dies Jahr), gezwungen. Ich mußte meine Frau unweit Nordhauſen beſuchen und dort abholen. Erſt ſpät habe ich daher Ihren Brief geleſen, und bin nur vergnügt, daß Sie meinen Naumburger nicht übel aufgenommen. Ich meinte es auch wahrlich ſo böſe nicht. Laſſen Sie uns indeß das Rendez-vous nicht aufgeben, nur bitte alle Felder vorher in der ganzen Litteratur von ein paar

ſacultiſten des Ordo Gratiosus unterſuchen zu laſſen, damit
ns nicht wieder etwa ſo ein Strich in der Rechnung ent-
ieht. Daß ich mich nun aber nicht mit meinen zwei Augen
abe überzeugen können, wie viel Ihnen Lauchſtädt geholfen,
auert mich herzlich. Von Einigen höre ich wirklich einen gu-
en Effect. Iſt dies, beſter Mann! o dann arbeiten Sie ja
er guten Sache vor, und laſſen Sie dahinten, was dahinten
elaſſen werden kann. Hrn. Prof. Hufeland habe ich lei-
er hier nicht genießen können. Auch Sprengel bedauert es
ehr. Reden Sie ihm alſo doch zu, daß er ſein Wort hält,
und uns bald ex instituto beſucht. Sie ſchreiben in Ihrem
Briefe von Voß Georg. Freilich die Manier in der Vorrede
lingt hart. Aber ſollten Sie wiſſen, was im letzten Jahre
wiſchen Heyne und Voß vorgegangen, ſo würden Sie ſich
icht wundern. Die Sache iſt allzu arg. Kurz heraus —
aber entre nous — Heyne hat ſeine Noten kaufen und
elbſt ediren wollen, und ſo fein nach ſeiner Weiſe er es an-
gelegt hat, ſo ſehr hat er dabei Tücke und Feigheit verrathen.
Mündlich könnte ich Ihnen von dem Handel viel erzählen.
Uebrigens iſt kein Zweifel, Voß iſt nun Hrn. Heyne's Leh-
er geworden, und ich muß geſtehen, ich würde es für viel
bitterer halten (und vielleicht hätte ein Anderer ſo lieber ge-
handelt), wenn er nirgends Heynen mit einem Worte er-
wähnt, und doch, wie es wirklich iſt, ſeine Noten Jenes ſei-
ner Perpetua annotatio Abſatz vor Abſatz entgegengeſetzt hätte.
Für ſeinen Lehrer will Voß ihn auch nicht halten, und ver-
ſichert, nur etliche 20 Stunden in ſeinem Auditorio geweſen zu
ſein. Was die Recenſion von Villoiſons Homer betrifft,
ſo ſollen Sie die, wenn es Ihnen nicht zu lang iſt, vor
Ende des Januar c. a. wirklich und gewiß haben. Nun
ſteht mir keine Reiſe weiter bevor. Iſt Ihnen das recht, ſo
verklagen Sie mich dann beim hieſigen Off. academ. auf
Wortbruch, wenn ſie nicht termino gewiß einkommt. Dünkts
Ihnen aber zu ſpät, nun ſo müſſen Sie ſie an einen Andern
geben; was mir jedoch nicht lieb wäre. In jedem Falle ge-
ben Sie ſie nicht dem, der neulich Schulz Lycurg. c. Leocr.
recenſirte, er müßte denn den Homer beſſer kennen, als die
Redner. Man kann nicht über drei Reden geleſen haben,
wenn man nicht weiß, daß Attici faſt durchgehends nicht
anders reden, als ἡ βουλὴ οἱ πεντακόσιοι, ſo daß wenn
τῆς βουλῆς τῶν πεντακοσίων vorkommt, der zweite Genitiv
ganz anderer Art iſt, als benannter Cenſor meint. Mit an-

dern Conjecturen iſt es ihm eben ſo ergangen. Doch verzeihen Sie meiner Geſchwätzigkeit; ich fing faſt an zu glauben, ich ſäße neben Ihnen im Scheffel zu Naumburg! Meine und meiner Frau beſte Grüße und Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin von mir, auch an Herrn Hufeland. Ihr ꝛc.

Halle, 27. Dec. 1790.

In Erwartung Ihres multum über multa habe ich die Antwort bis hieher verſpart, und um Ihnen jenes kräftiger abzutreiben, will ich ſie denn auch noch länger verſchieben. Bitte alſo nur um die Rhetoren, vorausgeſetzt (wie ich ziemlich gewiß bin), daß in dem Bande die scholia ad Hermogenem ſtehen. Auf die Art haben Sie dort bei weitem den ſeltenſten Band; den andern kann ich auch näher her haben. Für allen Schaden am Buche ſtehe ich; wollen Sie aber eine gerichtliche Verſchreibung, ſo befehlen Sie nur. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrer theuren Gattin mit meinem ganzen Hauſe (was aber dem Buchdrucker Heller gehört).

Halle, Stillen Freitag 1791.

Theuerſter Freund! Ich hätte nun einen Grund mehr zu Ihnen zu kommen; gleichwohl wird die dira necessitas mir wohl einen Strich drein machen. Ich liefere (ſehn Sie doch, wie kaufmänniſch ich ſprechen kann), ein 52 Bogen gedrucktes Manuſcript ex utraque lingua, auf die Oſtermeſſe; freilich lauter Quisquilien, zum Theil gar nicht von mir; es will doch aber alles gedruckt ſeyn, und noch wollen es ein 18—20 Bogen. Nie war mir ein Querſtrich der Art vermaledeiter, als jetzt, da ich, ohne von andern Dingen zu reden, mich gewaltig aus dieſer Papierwelt, meiner Stube, in die Menſchenwelt ſehne. Dann aber, wenn ein fauler Hallenſer eben anfängt, ſich auf das Sopha zu legen, iſt ſchon ein thätiger Jenenſer wohl in Ilias K. und bei den jocis Ciceronianis. — Für die ſo freundſchaftliche Einladung zu Ihrer Bibl. genera nehmen Sie meinen warmen Dank an. Ich ſchließe daraus Ihre Liebe; denn wenn ſie einſchlagen kann, ſo iſt der Vortheil ja für Sie größer, wenn Ihrer nur zwei ſind. Nur, liebſter Freund, hätte ich gewünſcht, daß, da Sie einmal es mit einem Schwierigkeitsmacher zu thun hatten, Sie ihm doch mit einem Wörtchen geneckt haben möchten, ein paar Schwierigkeiten einzureichen. Ein bischen habe ich nun ſchon Erfahrung in einem Projectchen dieſer Art. Ich könnte zwar nicht verlangen, ut Ruperto crederes, aber eine und die andere Idee zur Ausführung könnte ich Ihnen wohl an die Hand geben. So gleich über den Gedanken in chronologiſche Ordnung zu gehen. Eben zum Exempel will in Leipzig Fritſch den Homer und alle kleinere Scholien (nur den Venetian. und Eustath. ausgenommen) in kleinem Format nett und wohlfeil drucken laſſen. — Hier iſt nun im Waiſenhauſe ſeit 3 Jahren gearbeitet, daß ich in einem beſondern Bändchen die Scholia Didymi mit eben den Lettern nachfolgen laſſen ſoll. Aber immer ſehe ich noch Fehler im Texte dieſer Scholien, die ich noch nicht emendiren kann, ſo vieles ich auch am Rande ſchon ſtehen habe. Ich erzähle Ihnen dies nicht, als ob ich Ihnen ein Hinderniß machen wollte; behüte Gott! ſo einen Langſamen überlaufen Sie 300 Mal. Aber was den Euſtath betrifft, wahrlich Freund, wenn mir jemand 500 Thlr. noch obenein gäbe, verlangte aber, ich ſollte ihn in meinen Verlag nehmen, ich fürchtete noch immer einen horriblen Bankrutt. Laſſen Sie 200 Menſchenkinder in ganz Europa ſeyn, die gelegentlich nach dieſer Hauspoſtille fragen; noch 100 mehr, die ſie uns abkaufen würden, erwarte ich nicht. Meiner Leptinea werde ich dadurch, daß ich ein paar Mal publ. darüber leſe (privatim gings auch nicht), vom Lager helfen. Es will ſie kein Menſch kaufen, vermuthlich weil ſie noch nicht recenſirt ſind; aber auch nachher erwarte ich nichts Großes. Daher bleibt vermuthlich der hieſige Plan ganz liegen.

Am Oſterdienſtag.

Da nun der hieſige Plan vermuthlich liegen bleibt, ſo möchte ich deſto lieber bei dem Ihrigen ſeyn, und dies ſpornt mich noch jetzt auf, zu Ihnen zu kommen, mögen auch die Verleger, viri honesti, mich kochen oder braten. Dr. Nöſſelt, der vermuthlich jetzt ſchon in Ihrer Stube ſitzt, hat durch ſein Exempel meine Begierde noch erhöht. Laſſen Sie mich alſo kommen, wann ich will: 2 Stunden haben Sie doch über das Projekt zu ſprechen, und dann Baſta. Die übrige Zeit liege ich dann einmal in Weimar oder Erfurt. Ein paar Ideen noch zu dem künftigen Geſpräch: denn ich denke immer, ein pater difficultatum muß bei jeder Geſellſchaft ſein, ehe ſie alles bereitet; nachher freilich nie weiter. Alſo 1) Was dieſe das, nicht eher aufhören, bis das Publikum befiehlt? — 2) Haben Sie wohl die Autoren auch recht ins Geſicht gefaßt, bei denen man zu einem neuen Druck ſteht, und ſtutzt und ſtaunt, was man thun ſoll; Ariſtoteles Athenäus ꝛc. wegen deſſen ſo ſchmäliger Lage des Textes. Sie ſagen mir auch nicht, ſollen es ſimple Abdrücke werden, oder neue Recenſionen, wo wie denn 12 im Jahr?? 3) Schreien, wie ich Ihnen aus vielen Briefen an Hemmerde und mich beweiſen kann, viele Leute aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands nach lat. Ueberſetzungen, die bei ſolchen Drucken ſein ſollen ꝛc. 4) Daß Ihre griechiſchen Lettern wenigſtens nicht ſchlechter ſind, als die hieſigen, ſetze ich voraus. In England, oder eigentlich in Glasgow, denkt man jetzt auch wieder auf kleine griechiſche Drucke oder Taſchenausgaben. — Doch ich ſchwatze Ihnen zu viel ins Gelag hinein, worüber ich, wenn Sie auch voraus den Schwierigkeitsmacher nicht leiden können, ſehr um Verzeihung bitte. Ich denke immer aber, das Ding hat anfangs ſeinen Nutzen. Bei meinem künftigen Beitritt bitte ich Sie, hieraus ja kein übles Augurium zu ziehen. Thun Sie mir aber den Gefallen und ſchreiben mir mit nächſtem in 3 Worten hierauf die Reſultate Ihrer beiderſeitigen bisherigen Entſchließungen. — Alles bleibt übrigens bei mir, und verfault in meinem Bauche. Darauf verlaſſen Sie ſich. Ihr ꝛc.

An Schütze's Gattin.

Halle, 15. März 1791.

Verehrungswürdige Freundin! Der Inhalt dieſes Briefes fordert bei der zärtlichen Empfindung Ihres lieben Mannes einige Vorbereitung. Sonſt werden nun zwar die Damen durch uns vorbereitet. Aber hier glaube ich es in mehrerem Betracht umkehren zu müſſen, ſo überzeugt ich von dem innigen Antheil bin, den Sie, theuerſte Frau Hofräthin, an den Nachrichten nehmen. Leſen Sie alſo mein Geſchreibſel durch, und laſſen dann nach Dero Ermeſſen eine Portion nach der andern an die Behörde abgehen. Ich bin mit außerordentlicher Verehrung Dero ꝛc.

Halle, 15. März 1791.

Theuerſter, liebſter Freund! Den Advocaten Baneur über Ovid. Faſt. habe ich richtig erhalten. Ich will ſehen, wie fern ſich eine Recenſion über den Menſchen wird zimmern laſſen. Noch jetzt habe ich bei oftmaligem Blättern keinen neuen Gedanken, oder eine neue Erklärung gefunden. Von Kritik aber weiß er ganz nichts. Was ich alſo bei Ruhnken's Elog. Hemsterhuisii zu lang war, werde ich hier ins Gleiche bringen. Ich denke überall, die Recenſionen laſſen ſich nicht nach der Bogenzahl der Bücher meſſen. Von unſers lieben Semlers Umſtänden und vermeinter Geneſung haben Sie ohne Zweifel von Zeit zu Zeit Nachricht erhalten. Ich würde Ihnen ſchon ſelbſt darüber geſchrieben haben, wenn mir nicht eben durch ſeine Krankheit die Zeit ſehr beengt worden wäre. Ich ſprach ihn täglich wenigſtens 2 bis 3 Mal. Jetzt, theuerſter Freund, kann ich das leider nicht mehr. Er war! — Geſtern früh nach 6 Uhr verloſch die kleine Lebenskraft, mit der er ſich 8 ſogenannte Geneſungstage hinſchleppte — verloſch aber ſo ruhig und unbemerkt, und ohne die geringſten Schmerzen, daß, da ich ſeinen letzten Athemzug nun nahe glaubte, er ſchon geſchehen war. Nie hat mich ein Fall dieſer Art ſo ſehr angegriffen; die Gegenwart und der Anblick der Familie erhöhte den Schmerz, und noch ſpiele ich als Tröſter eine ſehr gezwungene Rolle. Was Ihnen in Vergleichung mit mir die Entfernung an Erleichterung ſchafft, wird Ihnen freilich wohl wieder durch andere Betrachtungen entriſſen; doch, denke ich, müſſen Sie durch die zeitherigen Nachrichten wenigſtens vorbereitet ſein. Ich war es die ganzen 3 Wochen ſeiner Krankheit durch, und habe ihn keine Stunde auf der Beſſerung geſehen, ſo ſehr auch ein Arzt, der Hr. Dr. Bieſten, es meinte. Durchaus (nach Oeffnung der erſten Obſtructionen, die gewiß nur ein Accidens waren), nicht den geringſten Appetit, auch nicht zu den leckerſten und liebſten Sachen, und durchaus keine Neigung zu etwas körperlicher Thätigkeit. Zuletzt kam ein Schlagfluß dazu, der den linken Arm traf; dies am Sonntag früh; nachmals wurde ihm der Arm zwar wieder etwas freier, die allgemeinen Kräfte des Körpers aber entſchwanden immer ſchneller, und er ſtarb eigentlich vom Sonntag Abend an; mit einer Ruhe, Freund! als ich ſie noch nie geſehen habe, aber wie ſie ſich von ſeinem Charakter erwarten ließ. Die letzten etwas zuſammenhängenden Worte ſprach er Sonntag Nachmittag, als ich ihn fragte, wie ihm die jetzigen Empfindungen gegen jene an dem ſchlimmen Donnerſtage (vor 13 Tagen) vorkämen, ob ſie unangenehmer wären. „Bei weitem," ſagte er, „und von ganz anderer Art." An dem

Donnerſtags nämlich, wo auch das Teſtament gemacht wurde, und wo man ihn ſchon verloren hielt, ſagte er mir lateiniſch (wie er denn oft halbe Stunden lateiniſch ſprach), er hielte den Tod noch weit. Doch — nichts mehr. Sonſt hätte ich Ihnen viel zu erzählen. Das einzige aber muß ich Ihnen doch ſagen: er hat ein „Glaubensbekenntniß" zurückgelaſſen, und mich gebeten, dies (nebſt noch einer auch ganz fertigen Schrift über ein paar Stücke des Neuen Teſtaments) zum Drucke zu beſorgen. „Es ſtänden darin," ſagte er, grobe Wahrheiten." Geſehen habe ich keins von beiden, und habe auch bei ſeinem Leben nicht danach fragen mögen. Auch ſage ich Ihnen das von den groben Wahrheiten jetzt nur im Vertrauen: denn Herr Wöllner darfs nicht hören, damit erſt die Penſion, die für die Wittwe geſucht wird, im Reinen ſei. — Den „Theologen" hier hat er nichts von alle dem geſagt. Doch ich ſollte noch wichtigere Dinge erfahren. Was meinen Sie? Mir, der ich ihm immer über ſeine geheimen Beſchäftigungen hier am lebhafteſten widerſprochen hatte, wollte er nebſt dem Geheimen-Rath Barkhauſen noch in einer freien Stunde das ganze Geheimniß der Goldmacherei, und wie weit er darin gekommen, anvertrauen. Dem Himmel ſei Dank, daß es nicht geſchehen iſt! welche Correſpondenzen würde ich bekommen haben!! Alias plura. Behalten Sie mich lieb, und laſſen uns des herrlichen Mannes Andenken auf alle Weiſe feiern. Ihr ꝛc.

Halle, 18. März 1791.

Ich bin ein unglücklicher Menſch, theuerſter Freund, daß Sie meinen Dienſteifer immer auf ſolche Proben ſetzen. Jetzt wollen Sie die Bogen von Schneider Edit. der Memorab. Socr. Das ganze Buch iſt aber in der Michaelismeſſe ordentlich herausgekommen, iſt wenigſtens hier in allen Läden zu haben. Noch zur Meßzeit ſchickte mir Fritſch das ganze fertige Opus auf feinem holländiſchen Papiere zu. Dies Exemplar ſteht Ihnen jeden Poſttag zu Dienſte wenn vielleicht alle übrigen Exemplare ſchon ſollten untergegangen ſein. Ich brauche das Buch auch nicht; denn an Memorabilibus Socratis bin ich ſo reich, daß ich Schweine damit füttern könnte. Schneider hat übrigens nicht ſehr viel gethan. Zur Oſtermeſſe erſcheinen auch von ihm die Hellenica, auf Betrieb des Fritſch, der einmal die Operam Zenonianam vollſtändig machen wollte. Haben Sie vielleicht gehört, daß Schneider mir die

Bogen dieſer Edition einzeln hat zuſchicken laſſen, um ſeine Noten durchzugehen, und in einer Mantissa Obss. et Emendatt. nachzukehren? und meinen Sie etwa dieſe Bogen? Auch ſie ſtehen zu Dienſt; denn ich finde kaum die Muße zu jener Arbeit, und nach meinem bisherigen Durchblättern möchte ich, wenn ich Zeit hätte, in meinem Spicilegium hübſche Garben binden. Der Mann iſt immer zu raſch, und erſchöpft nicht. Auch hat ſein Latein auf meinen Unterleib nicht die beſten Wirkungen. Dafür leſe ich denn ein Schutzianum quid, als Antidotum, immer drauf. Ihr Programm iſt herrlich, und ſoll ichs ſagen, beim Phileb. ſind Sie noch glücklicher, als im Sympos. Beim letztern mache ich Ihnen aus reiner Wahrheitsliebe in meiner bevorſtehenden Edition (beim Symp. habe ich auch drei Codices) allerlei Queer-Reden; aber bei der Conjectur *ἐν μυχῷ* einen großen Panegyricus; obgleich das Codex-auspicium nicht günſtig iſt. Beim Meno habe ich 2 Codd., auch aus der kaiſerl. Bibliothek in Wien. Hier bleibt von Signer Gedikens Noten keine Zeile. Es klingt ſtark, aber ich halte Wort. Geben Sie doch die neue Edition dieſer Bieſterſchen vier Dialogen bald einem recht tüchtigen Recenſenten, oder wird ſie gar nicht recenſirt? Bis jetzt kann man noch kein Wort von dem Buche ſagen. Erſt heute habe ich in der Recenſion von Villoiſon geleſen: (ich mag meine *retrimenta*, ſo wie ſie in offenen Druck gegangen, nie gern wieder anſehn), und finde alles ſehr correct, und danke Ihnen dafür angelegentlichſt. Aber was tauſend; bedeuten die kleinen und großen griechiſchen Lettern durch einander? — Geſtern haben wir unſerm Semler das Vale, vale gerufen. Der Antheil der Univerſität war außerordentlich. Durch einen Anſchlag von mir am ſchwarzen Bret wurde ziemlich die halbe Univerſität (ſofern ſie aus Studenten beſteht), in Bewegung geſetzt. Ich brachte es dahin, daß der Zug einen Umweg nahm, weil ſonſt von den Studenten wenige hätten ſagen können, daß ſie zur Leiche gegangen wären. Die letztern wären noch vor der Waage, wo ſie ſich verſammelten, geweſen, wenn die vordern ſchon den Kirchhof erreicht gehabt hätten. So iſt alles aufs Feierlichſte gegangen. — Für die Doctorin bin ich ſehr beſorgt. Schon die frühern Krankheitstage, und nun der Fall ſelbſt haben ihre Geſundheit ſchrecklich erſchüttert. Nos autem — vivamus, Schutzi, atque amemus; da mihi basia mille etc.

Halle, 25. März 1791.

Vilis jam est annona litterarum mearum, mein theuerſter Freund. Daran iſt unſer lieber Semler ſchuld. Die zwei erſten Tage dieſer Woche habe ich die drei Wochen ſeiner Krankheit auf Bitte von ein paar hieſigen Freunden recapituliren müſſen. Man wollte von mir etwas Ausführliches über ſeine letzten Tage, da niemand ſo oft, als ich, bei ihm geweſen. Ich faßte daher den Aufſatz ſo, daß ich Sie in Gedanken als meinen Leſer dachte, und etwa Hrn. Dr. Griesbach. Dem letztern bitte ich meine hochachtungsvollſte Empfehlung zu machen, übrigens dieſen libellus als Mspt. für gute Freunde aequi bonique zu conſuliren. Doch theile ich ihn sub petitione remissionis mit. Der darin erwähnte Vortrag von Niemeyer wird, wie Sie leicht denken können, nächſtens die Prela exerciren, ohne Zweifel cum variis lectionibus. Ich ſchrieb alles nude et sine pigmentis nieder, Xenophonteo quodam genere, mit Verlaub. Daß Sie die Anzeige von dem Magiſter und Moſes inſeriren, iſt mir doch gewiß? Höflich iſt ſie, denk' ich, wie Sie neulich im Intelligenz-Blatte ſagten, daß die Gelehrten von einander ſchreiben müßten. Aber ſagen Sie doch, dürfen die Gelehrten gegen die Ungelehrten nicht unhöflich ſein? Es iſt doch eine ſchöne Sache um die Höflichkeit, faſt wie um die Waſſerſuppen. Des Mauvillon Dissertatio inauguralis iſt ein feiner Schwank. Oder nehmen Sie die Sache anders? Ich denke nicht. Aber für die Hallenſer-Naſen iſt es eine gründliche Dissertatio. Wäre nur Bahrdt mit der eiſernen Stirn ſchon bei Ihnen recenſirt, warlich ich ſchickte Ihnen eine Recenſion von dieſem Mauvillon.

An Schütze's Gattin.

Erfurt, 10. Mai 1791.

Geſtern, verehrungswürdige Freundin, hat mich mein Stern ſchon in der Mittagsſtunde hieher geführt. Das Wetter war früh zu anlockend, als daß ich widerſtehen konnte. Doch iſt aus dem Gehen nichts geworden. Ich fühlte mich von der Theekur und deren Folgen zu matt, und bin es auch noch. — Das Weſen, was ich bis jetzt, Morgens um 8 Uh den 10. Mai getrieben habe, iſt ganz behaglich. Kaum wa ich angekommen, ſo kam der alte Dachröden, der — ic weiß wirklich noch nicht, wie — von meiner Ankunft gehört, mich in ſein Haus zu holen. Und da habe ich denn von 3 bis 10 Uhr gelebt, und beim Abendeſſen gleich den eilig zuſammengetrommelten Cirkel der Erfurtſchen Gelehrſamkeit geſehen. Dem Coadjutor wollte ich erſt heute die Aufwartung machen, weil ich mich geſtern nicht umzuziehen Luſt hatte. Gleichwohl habe ich ihn geſehen. Er kam, vermuthlich ganz zufällig, zu Dachrödens, und blieb ziemlich lange. Er iſt einer von den Menſchen, die gleich auf den erſten Blick außerordentlich für ſich einnehmen. Auf heute Mittag hat er mich ſelbſt eingeladen; und ſo ſehe ich voraus, daß ich von den Herrlichkeiten und Wahrzeichen Erfurts für heute wenig erblicken werde. Denn Abends bin ich wieder bei Dachröden. — Haben Sie nun, theuerſte Freundin, meinetwegen heute etwa einen Argwohn von Beſtrickung gehabt, ſo haben Sie mir Unrecht gethan. Noch iſt mein Brief nicht abgegeben, und wird es vielleicht gar nicht. Wiewohl, was morgen die Götter über mich beſchloſſen haben, kann ich armes Menſchenkind heute nicht ahnden. Ob ich morgen oder erſt übermorgen nach Gotha gehe, weiß ich eben ſo wenig, ja noch nicht einmal, ob ich dahin reiſe; doch wird mir dies faſt wahrſcheinlich. Laſſen Sie mich indeß hinreiſen, wohin ich will, ſo bleibt der Eindruck der erſten 5 herrlichen Tage in Jena der beſte, und der Nachgeſchmack derſelben wird mir noch manchen Ungeſchmack auf der Reiſe erträglich machen müſſen. Heute bin ich beſonders albern geſtimmt, und möchte wenige Dinge in ihrem wahren Lichte ſehen. Meine Seele iſt daran weniger ſchuld, als der häßliche Katarr, den ich nicht loswerden kann; dazu kommt die heilloſe Dinte, mit der ich ſchreiben muß, und die ich faſt auf dem Papiere nicht ſehe. Was aus ihr in Ihren ſchönen Händen geworden ſein werde, weiß Gott! Verſprechungen, die man nicht halten will, zu ſchreiben, wäre ſie trefflich; ſehr ungeſchickt iſt ſie daher für den Ausdruck meiner innigen Hochachtung, Freundſchaft und Erkenntlichkeit gegen Sie und Ihren vortrefflichen Gatten. Dieſem zählen Sie doch drei Küſſe in aller Ordnung von mir zu, und laſſen ihn fein arbeiten, damit er auf den einzigen Tag, wahrſcheinlich zwiſchen nächſten Sonnabend und Dienſtag (denn mehr darf ich nun nicht), wo ich mich in Ihrer Geſellſchaft für alles Irrſaal der übrigen Reiſe ſchadlos halten werde, mir ein paar Stündchen ſchenken kann. Unterdeſſen bitte ich mich vorläufig Hrn. Prof. Hufeland, und gelegentlich Griesbachs und Voigts aufs Beſte zu empfehlen. Ich küſſe Ihnen die Hände, und, wenn Sie es erlauben, auch den Mund, und empfehle mich Ihrem geneigten Andenken. Dero ꝛc.

An Dieſelbe.

Halle, 12. Auguſt 1791.

Mit Kummer ſehe ich, Verehrungswürdigſte! von den Demoiſelles Semler meinen Reiſe-Mantel holen, um ihn in die Litteratur auf einige Tage zu logiren; mich Armen läßt man unbarmherzig genug zurück. Jenes grobe Thier iſt zu dick, als daß es ſich Empfindungen anvertrauen ließe, wie ſie mir bei dem Gedanken an das Litteraturhaus zuſtrömen. Mit dem Papiere aber es zu verſuchen, dazu läßt man mir nicht einmal Zeit. Ich muß alſo den Mantel allein ziehen laſſen, und begleite ihn blos mit einigen Vorſtellungen. Wie angenehm und ſüß dieſe Vorſtellungen ſind, wiſſen Sie, verehrungswürdige Freundin, da Sie mir die Freude, mit der ich an Oſtern ſo viele herrliche Tage bei Ihnen zubrachte, ſelber in den Augen zu leſen ſchienen. Sehr lebhaft iſt noch immer meine Vorſtellung dieſer Reiſe von dem erſten Unglückstage an; und über den Nachgeſchmack jener Tage, der mir meine dreimonatlichen Leiden oft verſüßte, könnte ich Ihnen ein langes Liedchen ſingen. Aber, wie geſagt, kaum daß ich einige Zeilen ſchreiben kann, an Singſang iſt gar nicht zu denken. Ich wollte Ihnen alſo nur die Vorſtellung von mir ein wenig erneuern. Ueber jene Art von Vorſtellung, die ſich nun wirklich bald unſre Demoiſell Lorchen Semler machen wird, haben Sie ſich ohne Zweifel nicht wenig gewundert. Die Sache iſt aber vortrefflich: der Bräutigam, ein feiner Mann von gutem Charakter, und der in Denkart mit unſerer Freundin viel ähnliches zu haben ſcheint. Kurz, ſie hätte keinen Mann aus meiner Bekanntſchaft, der ſich ſo wohl für ſie ſchickt, vielleicht finden können. Dies iſt wenigſtens meine Vorſtellung. Auf Briefe von Ihrem theuren Eheherrn ſehe ich ſehr ſehnſuchtsvoll aus. Beſonders wünſche ich recht ſehr, eine recht gute Vorſtellung von ſeiner Geſundheit zu erhalten. Meine Frau erlaubt mir, Ihnen in Gedanken 100 Küſſe, jedoch nur in ihrem Namen, zu geben. Ich werde ſogleich zu zählen anfangen, wenn der Brief zugeſiegelt ſein wird. Denn ſogar zu ſo ein paar Küſſen läßt man mir nicht Zeit. Ihr ꝛc.

Halle, 11. Juni 1791.

Hier meine Antwort auf Ihre Fragen, nebſt allem, was mir beiher eingefallen iſt, und vielleicht auf neue Frageſtücke führen kann. Vor allen Dingen aber, beſter Freund, laſſen Sie uns bald den ganzen Weg überdenken, um (wenn das Publikum bereitwillig zugreift), mit Sicherheit voraus zu wiſſen, was wir, wenn 10 Autoren fertig ſind, dann thun wollen; und wiefern wir bei der Aufmerkſamkeit, die wir doch einigermaßen immer auf die Beſſerung der Texte wenden wollen, Schritt zu halten im Stande ſein werden. Finden Sie es gut, neben dem Herodot gleich noch einen hergeben zu laſſen, oder vielmehr gleich nachfolgen zu laſſen, einen ſolchen, der weniger Arbeit macht, ſo erbiete ich mich zum Sophocl. cum Scholiis, welche letztere ich doch, mit Hülfe ſchon gemachter Bemerkungen, emendirter liefern kann, als ſie bei Brunck ſtehen. Was denken Sie? Soll ich den genannten Mann wegen Uebernehmung des Strabo ſondiren? Des Denckers Plattitude enthält doch keine Anſpielung auf den Einſender? Es ſcheint zu meinem Vergnügen doch nicht, als ob man ihn hier errathen kann. Noch iſt die Antwort ſeinetwegen von Berlin nicht hier, und ohne Zweifel muß er die Nothdurft, die er eingeſandt hat, auf Commando verrichten. Was meinen Sie aber zu den neuen Nachtwächtern der Aufklärung in Berlin? — Das iſt ja was Herrliches. Wirklich, Freund, es muß bald wieder beſſer werden; denn es geht gar dumm und dämiſch. — Haben Sie ſchon (Bahrt's) Geſchichte des Paſtor Rindvigius geſehen? ein opus capitale für gewiſſe Menſchen, bei denen am Ende alle feinere Satyre doch nichts hilft. Man ſollte das Ding, ſo gut es möglich iſt, im Publiko bekannt machen. Der Miniſter von Beſenſtiel ſpielt eine abſcheuliche Rolle darin — auch iſt da zu leſen von einem Paſtor Kuhblökius. — Eichsfeld iſt ziemlich im Begriff, nach Breslau an die Jeſusſtelle abzugehen. — Der Jeſus hat in Berlin eine prächtige Predigt von ſich gegeben, die nun auch in offnem Druck zu haben ſteht. — Ad loc. Sympos. Die Daumenſchraube wird wohl die gottloſe Stelle einſt kriegen müſſen. Aber Freund, Sie greifen das Ding warlich zu ſtark an: Das doppelte ὡς eingeſchoben und noch dazu ὁρᾷς — Conſtruktion kommt freilich ſo hinein; aber auch akkurate Folge der Idee? mihi nihil liquet, zumal jetzt, wo ich alle Platons vergeſſe, und meinen Paſtor Rindvigius vor mir habe. — Tauſend warme herzliche Grüße an Ihre beſte Gattin und übriges Haus! Hören Sie? — Hier nun meine Antworten auf Ihre „Fragen an Herrn Profeſſor Wolf, die Bibl. Graeca betreffend.“

1) Ob nicht des Druckes Anfang zu verſpaten, bis das Exemplar von einem bis zwei Autoren ganz fertig ſei? Ich dächte, 3—4 Alph. zum Druck parat liegend, wären genug, um den Druck anzufangen. Und da die Arbeit mit den Scholien zum Homer vielleicht ſchneller geht, als beim Herod., ſo iſts wohl genug, wenn ich im Nov. oder Dec. den 1. Band des Herodot liefere, der ziemlich über ein Alph. ſteigen wird. 2) Was nun außer dem Herodotus zunächſt für ein Autor von Hrn. P. W. zu übernehmen? — Ich übernehme zunächſt Arriani opp. et historica et philos. nebſt Epictet. Enchirid. Sodann etwa (1793) den Isocrates, oder vielmehr Diodor. 3) Ob es nicht dabei bleiben ſolle, daß ich die Sammlung der kleinen Scholien, mit Inbegriff des Villoiſon über Homer zunächſt übernehme? — Assentior, nur mit der Bitte, daß mir der Text des Homer auf ein andermal bleibe. Und wenn, wie ich hoffe, jetzt in einem Corpus alles von alten Scholien, Eustath. ausgenommen, zuſammengefaßt wird, ſo dächte ich auch, könnte gleich dem Publikum angekündigt werden, daß zunächſt nach dieſem Corpus Schol. der Euſtath folgen ſolle, ſofern Hr. H. Sch. denſelben noch beſorgen will. 4) Ob man nicht wirklich auch auf Sammlung auserleſener animadversionum, die zu allen Ausgaben dienlich denken ſolle? 5) Auch ob dies nicht in dem Avertiss. mit anzukündigen. — Daß wir bei mehreren Autoren ordentliche Noten, bald weitläuftigere, bald kürzere geben werden, müſſen wir gleich ankündigen? Auch daß wir zuweilen Noten Andrer, die ſelten und gut ſind, ganz werden abdrucken laſſen, z. E. Weſſelings Noten zum Diodor. — Aber dieſe Sammlungen von Noten müſſen doch ebenſo, wie die lateiniſchen Verſionen, als eine Nebenſache angeſehen werden, als ein opus supererog. Unſer Hauptgeſichtspunkt bleibt, correcte und, wo es nöthig und thunlich, kritiſch berichtigte Texte. Allein über Folgendes müßten wir uns noch verabreden: 1. Wenn wir z. E. fürs Jahr 8 Alphabete ankündigten, ſo müßten, denk ich, hierunter auch die Verſionen und Noten gerechnet werden. Sonſt wird die Arbeit unbezwinglich. 2. Der Commentar oder die Noten können lange erſt nach dem Texte folgen. So muß ichs z. E. gleich beim Herodot halten, indem ich nicht

gleich in den nächſten Jahren an den Commentar kommen kann, während daß die andern Griechen getilgt ſein wollen. Nach meiner Idee würde im Avert. dem Publikum Hoffnung gemacht, *zunächſt* zum Herodot, Arrian, Schol. omnia in Hom., Eustath., Isocrates, Philostrat., Sext. Empir. (?) Simplicius, — zu welchen weiter? Aber dieſe und alle fernere Ankündigungen *ſolcher Art* dürfen, wie ich meine, nie ſo eingerichtet werden, daß wir nicht von Zeit zu Zeit *nach Convenienz und Umſtänden* die Wahl abändern, einen Autor vor oder nach dem andern geben, einen (vielleicht dem Publikum gar nicht genannten) einſchieben dürften. Immer, wenn ein Buch fertig iſt, heißt es erſt, „do läts!" Es iſt ſogar zuweilen nöthig, daß wir einen Autor, den wir zu liefern völlig Willens ſind, dem Publikum nicht nennen; wegen der Spione. Es wäre zu wünſchen, daß zu Oſtern 1792 2 Alphabete erſcheinen könnten. Und das geht auch, dächte ich. Da die Schol. Hom. nicht unter 5 Alphabete betragen können, der Herodot aber 2 beträgt, ſo ſind, denke ich, dieſe 7—8 Alphabete zum Verſuch und Riſiko hinreichend; und dieſe 2 Werke doch von der Art, daß ſie uns nach und nach von dem Lager weichen werden. — *Auf dieſe 2 Werke ginge alſo unſer ſchärfſter Blick zunächſt*; die andern oben genannten ſehen wir in der Ferne. Nun dünkt mich aber, müſſen wir uns früh auch über diejenigen Schriftſteller berathſchlagen, die weiterhin in blauer Ferne liegen: wir müſſen wirklich nicht blos die erſten 10—12 Schritte des Wegs, ſondern den ganzen Weg überlegen. Alſo ſcheint vorerſt ein Plan nöthig, wo die *druckbaren Autoren* alle nach der Reihe, wie ſie *etwa folgen könnten*, aufgeſetzt ſind, und nach Jahren auf ungefähre Manier eingetheilt ſind. Ich denke auch, einige Gelehrten müſſen ſchon jetzt wegen Uebernehmung dieſes oder jenen Autors ſondirt werden, ein Paar wenigſtens — und dieß läßt ſich auf eine Art machen, daß das Geheimniß des Plans gar nicht in Gefahr kommt. Wird dies aber genehmigt, ſo bitte ich nur mir die neulich aufgeſchriebenen Autoren zu laſſen; und damit ich noch im Alter einen Troſt habe, ſetze ich noch als künftige pensa für mich hinzu: Thucyd., Lycophr., Cass., Apollodor, Procopius, Longus etc.

Halle, 19. Juli 1791.

Sie haben uns, theuerſter Freund, wohl durch Ihre

Nachricht ein wenig beruhigt: aber was heißt das, nicht ſo kränklich als Sie denken, nicht ſo als in vorigen Sommern? Es muß weit unter dieſen Negativen ſein, wenn es erträglich gut heißen darf. Schonen Sie ſich nur, beſter Freund, ich bitte Sie, und gehn Sie in den Monaten, die kein R. haben, fein ſacht, auf und ab, und hin und her: und halten daneben eine Stunde Mittagsſchlaf, und wil da irgend ein Litteratur-Mann ſich Ihrer bemeiſtern, ſo laſſen Sie ihm das ſchreckliche δριμεια χολα ποτι ῥινι καθητα ſagen. Zunächſt ſagen Sie mir dann, ob dies hilft. Ἀλλα δε τοι ἐρεῶ, συ δ' ἐνι φρεσι βαλλεο σῃσι! Den Nicolovius in Königsberg müſſen wir durchaus von dem eben bei Ihnen angekündigten Einfall mit dem Eurip. abziehen, ἑκοντ' ἀεκοντι γε θυμῳ. Und das ſchnell. Hiedurch würde uns ſonſt ein Großes entgehen. Meinen Sie nicht auch? Gerade Euripides iſt einer der lockendſten, wenn von dieſem der verjüngte Maßſtab angekündigt wird. Was denken Sie, wenn Sie ſogleich durch irgend eine gute Hand dem Nicolovius melden ließen, er ſolle ſich in keine reueſamen Unkoſten ſtecken; das Halleſche Waiſenhaus drucke ſchon an meinem Euripides ſo wie meinem Homer oder dem Sophocles, äußerſt wohlfeil. Wirklich hat auch der Faktor ſchon einmal gefragt, was ich zum Euripides meine. Antworten Sie mir doch hierauf mit Gelegenheit. Was die Vestigia Reizii betrifft, ſo geſtehn Sie doch jetzt, Freund, daß ich mit einem Buche von 1¼ Alphabet doch früher fertig werde, als man in Jena mit einer Recenſion davon. Allein, wenn der Herodot nicht eher angefangen werden ſoll zu drucken, bis er ganz mit ſammt dem Ctes. bei mir fertig iſt, ſo kann er alſo vor Julius 1792 nicht angefangen werden. Was denken Sie ferner dazu: Können im Herodot (und ähnlichen Historicis, mit ſo kurzen Capiteln, oft von 4—5 Zeilen) an den Rand zugleich die Jahrzahlen kommen? und gar etwa noch kleine Ziffern oder §§? und wie, wenn dieſe verſchiedenen Ziffern, wie oft kommen wird, neben einander treffen, und den Rand überladen? Respondeas! Und wie ſoll in die Varianten gewieſen werden? da es doch mit einem beſondern Zeichen geſchehen muß, weil dieſe Sächelchen immer ſo auf einzelne Wörtlein gehn. Respondeas! Da mein Patriotiſmus jetzt einem Sandkörnlein gleicht, ſo hab ich ſchon in Gedanken Ihren Hufeland dem O. lectorum gemißgönnt, ſo ſehr ich mir ihn wünſchte. Das Forſterſche Prorectorat iſt faſt κατα Σολωνα glücklich geweſen. Von εἴ ποτ' ἔην γε giebts wohl nur Eine Erklärung. Es iſt (erlauben Sie mir das unmaßgeblich wegzulaſſen, Einmal für allemal) wörtlich freilich nur, quum (quando, quamdiu) esset aliquando (as in Anſehung der Zeit, wie öfter): Aber nach der ordinären alterthümlichen Anwendung als Formel von ehemals geweſenen Dingen enthält es einen bald mit mehr, bald mit weniger Wärme gethanen Rückblick auf was Ehemaliges, eine Art Regret manchmal: ich meine den Gedanken: ehedem war es; jetzt nicht mehr. Faſt wie: Reizius, virorum omnium, quum in vivis esset, sincerissimus. Das ſimple weyland giebt allenthalben den Sinn aufs ſicherſte. Eine wonnigliche Erklärung erinnere ich mich von den Worten einmal in dem Niemeyer-Homer geleſen, und den Studenten zum beſten gegeben zu haben.

Halle, 21. Febr. 1792.

Mein innigſt geliebter Freund! Dank, herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, der mir 2 ſelige Stunden gemacht, die eine, wo ich ihn entzifferte (wahrlich, Freund, es iſt kein andres Mittel mir Ihre Hand lesbar zu machen, als daß Sie mir wieder recht oft ſchreiben) die zweite, wo ich ihn mit Andacht las. — Wenn Sie über den Leſeſchoppen gelacht, ſo verſprechen Sie mir nur einen Obolus und Sie ſollen gleich mit allen Ihren Freunden noch einmal lachen. Daß die Gothaiſche Zeitung wirklich auf den Poſten durchs ganze Land verboten iſt, wiſſen Sie, (und ſchon dies iſt genug: denn Zeitung iſt Zeitung; zumal für jene Schurken; und was ſie an klein 4. bewirkt haben, können ſie auch an groß 4. leiſten) nun ſagt man, daß Wähemann in Paſſendorf ein paar Exemplare derſelben kommen laſſen, und täglich bei ſein Merſeburger Bier legen werde, um mehr Gäſte hinaus zu ziehen. Barkhauſen will daher in ſeinem nächſten Berichte als Stadtpräſident auf meinen Rath mit einfließen laſſen, daß die hieſige Bier-Conſumtion ſeit den Tagen des Verbots der Gothaer Zeitung beträchtlich zum Nachtheil der Stadt gefallen ſei, indem die Bier trinkenden studiosi und Un-studiosi, zumal die studiosi non studentes, weit häufiger als ſonſt die ſächſiſchen Dörfer beſuchten, weil dort neben dem Biere auch Gothaiſche Zeitungen zu haben wären. Wie gefällt Ihnen der Streich? und daß er ausgeführt werden ſoll, dafür ſtehe ich Ihnen. Nun bitte ich Sie aber (im ſtrengſten Vertrauen) ſagen Sie mir in aller Welt, was für Vorkehrungen könnten Sie irgend gegen ein Verbot der A. L. Z. machen?? denn von Vorkehrungen ſagen Sie. Ich will doch nicht fürchten, daß das heißen ſoll, wir wollen den Ton abändern, und wie Freund Nicolai Laufzettel an die Recenſenten ſchicken, daß ſie ſich fein Hilmeriſiren ſollen. Auf die Art kriegen wir vielleicht zu ſeiner Zeit in der A. L. Z. noch etwas von Hermeſiſcher Theologie zu leſen. Doch, wie geſagt, ſo etwas können Sie nicht meinen. Denken Sie übrigens nicht, daß ſchon alle Gefahr von Ihrem Haupte entfernt iſt. Was Ihnen von Leipzig damals geſchrieben iſt, kann nicht gegründet ſein, nämlich, daß damals ſchon die Sache vom Staatsrath hintertrieben ſei. Ich habe ganz genaue Briefe, wornach ich Ihnen ſagen kann, daß am letzten Mittwoch erſt der Staatsr. die letzte Entſchließung hat faſſen wollen: über den Erfolg dieſer Seſſion iſt aber geſtern kein ſterbendes Wort weder an mich, noch an Maderweis geſchrieben; aber auch von dem Poſtamt in Berlin nichts bei Maderweis abbeſtellt worden, woraus (das Stillſchweigen der Correſpondenten in Berlin dazu gerechnet) mir wahrſcheinlich wird, daß die Sache noch immer aufgeſchoben iſt. Das wiſſen Sie doch aber, daß die Stücke ſchon ſeit 14 Tagen in Berlin ſuſpendirt ſind, ich meine einſtweilen nicht von der Poſt geliefert werden: ſo daß ich mich in meiner neulichen Conjectur freilich betrogen habe. Aber ad vocem A. L. Z. ſagen Sie mir, beſter Freund, wie können Sie ſolch Zeug über unſer Fach darin leiden, als zeither mehrere Male da geweſen, ſolchen Kohl wie über Athenée par Villebrune und die engliſche Ueberſ. von Juvenal und Perſius? In der erſtern Recenſion waren gar ein Paar tüchtige Böcke; gleich, beſinne ich mich, das erſte Exempel, das von einer glücklichen Conjectur des Villebrune gegeben werden ſollte ꝛc. Doch, meinetwegen! wenn Sie nur Ihr Wort halten, und an meine Druckſchriften endlich gedenken wollen. Die kleinern geben Sie dann immerhin einen Geſellen, der nach Göttinger Art Köpfe waſchen kann, ohne ſie naß zu machen. Warum ich Sie aber ganz vorzüglich erſuchen muß, iſt um eine recht baldige Anzeige von Mureti Var. Lectt. wegen der bevorſtehenden Meſſe. Sie allein haben ſonſt die Schuld, wenn der zweite Theil nicht heraus kommt. Auf Oſtern kommt nicht allein die kleinere Ed. der Tusc. (wovon ich Ihnen hier zu einem προγύμνασμα auf eine recht gerüſtete Recenſion die erſten

11 Bogen ſchicke) ſondern auch einen Herodianus severissima crisi recensitus et emendatus; vielleicht noch mehreres. Denn ich möchte gern ſehen, wie viel Alphabete ich ſchreiben könnte, ehe man in Jena eine Columne recenſiren kann. Nun kommen Sie mir dann und ſagen, der Zauderer! Beim Herodian bleibt zwar Alles, wie es vor juſt 10 Jahren zum Druck fertig war, und nur ſo war es möglich 24 Bogen binnen 3 Monaten, mit Druck und allem, fertig zu ſchaffen. — In Anſehung der Bibl. Graeca kommt man uns ja aber faſt mit jedem Monate mit einem neuen Autor zuvor. Einen Aufſchub alſo von einer Olympiade geben Sie zu? Doch hierüber ein andermal genauer. — Für Ihr Programm empfangen Sie meinen herzlichſten Dank und Beifall für den Scharfſinn, mit dem Sie dem armen Ritter vom Sattel helfen. Nur hätten Sie über die Graecitas von ἐφ' ἵππον ὀχεῖσθαι noch ein Wort ſagen müſſen. Gern ſchriebe ich Ihnen noch mehr, beſonders über Berliner Sachen, wenn ich nicht dächte, Sie erhielten die nämlichen Nachrichten eben ſo ſchnell. Sie wiſſen doch auch die Miniſter, die vorzüglich für die A. L. Z. geſprochen haben? v. Heym, Struenſee, Carmer, und am heftigſten Reck, der überall und allerwärts dem Wöllner Sottiſen ſagt. Noch lege ich hier ein Blatt Nachrichten bei, die mir ein nicht unſichrer Menſch für das Intelligenzblatt gegeben. Nach Ihrem Ermeſſen bedienen Sie ſich derſelben. Zugleich bitte ich um die neulich beſtellten Bücher von Hrn. Fiedler oder Friedel oder — — — — Es war 1) Essay on Medals. 2) De rhythmo. Vergeſſen Sie es doch ja nicht. Hier erfolgt das Verlangte. Das Amelangianum war nur noch einmal zu haben und beſchmutzt. Es ſind hier davon 73 Exemplare verkauft. Ihr ganz eigner ꝛc.

Halle, 29. Okt. 1795.

Hier, theuerſter Freund, haben Sie meinen beſten Dank dafür, daß Sie die Nemesis Herderi ſo treu und bieder und ſorgſam in offnen Druck verholfen haben. Dazu hatten mich wahrlich meine Homerica zu viel Kräfte des Unter- und Oberleibes gekoſtet, als daß ich ſie auf die verſchmitzteſte Art verwirren und verhunzen ſehen könnte. Abſchreiben hätte er ſie können, oder ausziehen, oder was ſonſt, und unter welchem Namen er wollte — mein Buch lag ja ſo lange vor Jedes Augen, — ᾧ Τεκνα μεμνῆς — kein Wort würde ich verloren haben: aber Kniffe ſind mir ſchlechthin unerträglich. — Sind Sie nicht erſtaunt, wie ſicher ſchon dem Herder die Sache mit der Schreibkunſt dünkt! Wie müßte ſich der Mann ſchämen, wenn ich ihm noch aus dem zweiten Briefe von Ruhnkenius erzählte, daß der gerade über dieſen Punkt noch nicht weg kann. Er ſagt davon: „Accidit mihi saepius legenti, quod illi ap. Ciceronem: Dum lego, assentior — elabitur.“ Erſt als mein Interveniendo weg war, fand ich, ſeine Idee von Tetralogie hat er aus praefat p. 26 lernen wollen, hat ſich aber durch die Worte quatuor. s. quinque irre führen laſſen. — Was muß ihn aber bei Cuniculi (les agere) in der Terpsichore Vol. I. p. 100 zu Caninchen verführt haben? Er mag mir ja ein gut Wort geben, ſeine übrigen Sachen, Altes und Neues, nicht gar genau anzuſehen. Erſt vor kurzem bin ich wieder in Ordnung von meinen Sommer Schwärmereien gekommen, d. h. bis auf die Rückkehr meiner Frau mußte ich Küche und Keller beſorgen, und das machte mich ſehr unglücklich. Daß Sie ſich ſo herrlich erholt haben, wie ich von immer Mehreren höre, macht mir und meiner Frau eine unendliche Freude. Fahren Sie fort, die ganze Medicin zu ſchanden zu machen! hiezu ſchickt Ihnen meine Frau ein halb Schock Lerchen: und ich lege ein halb Dutzend Conjecturen bei, die aber auch der Göttinger Emendatt. vielleicht nennen würde: Ihrer Frau Gemahlin bitte ich bei Uebergebung der erſten unſre herzlichſten Grüße und Empfehlung zu vermelden. Ihr ꝛc.

Halle, 5. Novbr. 1795.

Theuerſter Freund! Was Sie mir da erzählen! Von Jenaer Lerchen finde ich doch weder im Strabo noch im Büſching ein Wort. Wie hätten wir auf ſolche Gedanken kommen ſollen? Wenn die Rüge gegen Herder treffend geſchienen hat, ſo iſts mir ſehr lieb. Weiter ſollte ſie auch nichts ſein. Ich würde ſelbſt aus Verdruß an allem Perſönlichen den Wink auf die Apocalypſe weggelaſſen haben, wenn es mir gleichgültig geweſen wäre, daß ein ehrſames Publikum hinterher meinen möchte, ich hätte meinen Gegenmann nicht gekannt. Ich dächte, für ihn wäre das klügſte, am Ende des Jahres bei die 2 Aufſätze im Sept. und Oktbr. ein + ſtatt ſeines berühmten Namens ſetzen zu laſſen. Mit den fatalen

Namen? Daß wir dieſe nicht aus unſrer Litteratur wegkriegen können! So trifft denn immer ein, was Merian einmal ſo ſchön geſagt hat: „Die Deutſchen können in keiner Wiſſenſchaft ohne einen General oder wenigſtens Corporal ſein.“ Hierbei kommt Merians Abhandlung und der gute Butterweck (Parallelen) — das letzte zum gänzlichen Behalten — es iſt das Zurückſchicken nicht werth — das erſtere aber höchſtens auf 3 Wochen, liebſter Freund. Denn ich laſſe den Aufſatz für mein deutſches Buch dolmetſchen. Er gehört zu den Akten, und iſt wenigſtens eine hübſche Persuasion, wer ſchnellgläubig iſt. Was aber würde der Ruhnkenius dazu ſagen, der nach einem neulichen zweiten Briefe noch über der Schreibkunſt brütet (in meinen Prolegg.) da Wyttenbach mir ſchreibt, dieſer Punkt ſchiene ihm wie mathematiſch demonſtrirt. Ich könnte Ihnen noch andre toll contraſtirende Urtheile ſchreiben, wenn die Poſt nicht drängte. Aber wie geſagt, Ruhnkenius zweifelt und häſitirt noch über das, was der Mann in Weimar nur ſo als abgemacht (ich weiß nicht von wem?) in eine notula warf. Aber à propos; ſein Ossian im Oktober dreht ſich doch nicht etwa um den locus p. 255?? Um durchaus nichts durch Analogie zu erzwingen, erwähnte ich vorn nie den Ossian und meine Meinung von ihm. Sie wollen mir ein Exemplar Ihres Repertorii ſchenken. Aber prüfen Sie vorher wohl, ob ſich auch nicht ein würdigerer Beſitzer findet; der das Buch nämlich öfter brauchen wird. Ich denke, Sprengel hat es doch ſchon für hieſige Bibliotheken genommen. Ewig Ihr ꝛc.

P. S. Ein großer Unfall! So eben ſollten die Bücher an Sie gepackt werden, und ſiehe, die Aufwärterin bringt die Nachricht, der Student, der die Memoiren hat, iſt verreiſt, und obenein aus dem bisherigen Logis gezogen und zwar nach Glaucha. So lange warten die Poſtpferde nicht. Einſtweilen muß ich Sie alſo nur erinnern, daß vor etwa 8—9 Monaten ein recht treuer, guter und dazu noch bündiger gemachter Auszug aus Merians Abhandlung in Ihrer A. L. Z. war, den haben Sie ſicher vergeſſen. Statt des Repertorii erbitte ich mir Ihre letztern 3—4 Programmen, beſonders das über den griechiſchen Anti-Musicus, und dann einen Schein an Gebauer, worauf ich Ihren faſt fertigen neuen Band Aeſchylus erhalten kann. Vater hat ſo etwas zu ſchicken. Sollte Herder etwas gegen mich verlieren, ſo haben Sie wohl die Freundſchaft mir erſt Wink zu geben. Doch wenn es mehr gegen mich als über die Sache iſt, dann nicht; denn in dieſem Falle werde ich weiter kein Wort ſchreiben. Haec stat sententia. Die Hoffnung, die Sie mir zu einer Anzeige des Buchs in der A. L. Z. machen, hat mich inniglich gefreut. Wäre ſie vor 3 Monaten gekommen, gewiß die Horen hätten nichts vom Oſſian; nichts vom Homer. Das bin ich gewiß. Und ſollte Ihr Certo certius einen längern Aufſchub leiden, ſo ſehe ich ſchon troß der Rüge einen andern Hochweiſen ankommen, der zwiſchen Herders Jugend-Ideen und den meinigen einen Mittelweg einſchlägt, in quo tutius eas. Aber warum ich Sie recht bald bitten möchte, wäre eine ſimple Erwähnung meiner Aenderungen in den 2 programmatis über den Meno in Ihren kurzen Nachrichten. Die Göttingſchen prooemia werden ja jetzt ſtets in der A. deutſchen Bibl. angezeigt, ob ſie gleich nichts zur Litteratur enthalten. Und da ich dieſe Dinger nie zuſammen drucken laſſen werde, ſo gehn die Emendat. mit dem Hendelſchen Papier vor die Schweine. Göthe hat mir im vorigen Monate geſchrieben, er müſſe nach Frankfurt reiſen. Er wollte ſonſt eben hierher kommen. Iſt er jetzt wieder zurück??

Halle, 2. Februar 1796.

Vielen Dank für die Herder'ſchen Lectüren. Contraſtirend ſind ſie genug — vorn ein ägyptiſcher Prieſter, und hinten nach ein faſelnder Küſter. Letzterer könnte lange auf eine Nachrede von mir warten. Das Publikum wird ja bald ſehen — da es bisher ſo dumm und vergeßlich war — was der Weimarſche Prophet vor 20 oder 30 Jahren geſagt hat.

Halle, 1. Auguſt 1796.

Ich ſehe wohl, theuerſter Freund, um Ihres Andenkens und eines ordentlichen Schreibebrieſes gewürdigt zu werden, muß ich nur einmal das Prorectorat annehmen. Das ſoll denn, ſo fatal es mir iſt, binnen 4—6 Jahren geſchehen; und dann machen Sie ſich nur zu einem ſolchen Briefe fertig, wie Sie ihn jezt Sprengel geſandt haben. Bis dahin bitte ich Sie, blos meine kleinen Bitten nicht ungünſtig aufzunehmen: ich will dann auch Ihre ſchweigende oder verſtummte Freundſchaft ehren und lieben ſo wie bisher. Jetzt erſuche ich

Sie angelegentlichſt, beiliegendes Verzeichniß, ſobald nur immer möglich, in das Intelligenzblatt aufzunehmen, und mir dann gelegentlich den Betrag bekannt zu machen. Doch ich muß damit eine größere Bitte verbinden. Die meiſten Bücher habe ich zwar zu den Preiſen angeſetzt, die ſie mir ſelbſt koſten; allein von einigen konnte ich mich nur dunkel erinnern: und andere ſind ſeit 12 — 15 Jahren noch ſeltner geworden. Würden Sie mir wohl den Gefallen erweiſen, die Liſte zu überlaufen, und wo Sie es gut finden, die Preiſe zu erhöhen, oder zuweilen, wenn ſie abſchreckend ſein ſollten, zu erniedrigen? Nur dürften Sie doch, wenn ich bitten kann, mit letzterer Cenſur nicht ſtrenge ſein. Bei der Art, wie ich Mehreres gekauft habe, ſobald ich es brauchte, und nicht in der Nähe fand, iſts noch alles mögliche, daß ich die Preiſe ſo niedrig anſetzen kann. Einige unter dieſer Zahl habe ich doppelt, andere auf der öffentlichen Bibliothek; und ſo groß meine neue Wohnung iſt, ſo muß ich doch noch einige 100 wegſchaffen, wenn ich bequem wohnen will. Der Hauptgrund aber iſt, ich brauche Geld, um nicht wieder aus dem Hauſe gejagt zu werden!! Hier erbietet ſich, da ich nicht gern meinen Namen nennen mag, ein Candidat Baron (ſein Name) im Bahrtſchen Hauſe auf der Fleiſcherſtraße die Sache zu beſorgen; für Jena haben Sie doch die Gewogenheit, es dem gewöhnlichen Commiſſionär zu übertragen. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer vortrefflichen Gemahlin, der ich die Hände in großer Devotion küſſe. Ewig Ihr ꝛc.

Halle, 13. Sept. 1796.

Theuerſter, innig geliebter Freund! Es wäre ſchändlich wenn Sie eine Sache, die nun über Jahr und Tag im Werke und jetzt zum Ende gediehen iſt, nicht durch mich ſelbſt und früher als Andere erfahren ſollten. Ich gehe in 8 Wochen von hier weg — (noch dieſe Woche hoffe ich die missionem honestam zu erhalten) zur professio Graec. litterar. in Leyden. Der Gehalt (ſchon das fixum über 3000 Gulden) die Bibl. Leidensis, die lautitiae Mss. Ruhnkenii, die Nähe von England und Frankreich, endlich die reine Luſt hier wegzugeben, ziehen mich mächtiglich, wenn gleich die δεινὰ ἐπίχειρα der Vorgänger mich nicht wenig erſchrecken. Die ganze Sache iſt auf Ruhnkenius Vorſchlag geſchehen, des biederſten Mannes, den ich außer Deutſchland kenne, und gegen deſſen entfernte Anfragen und Wünſche, mich in Holland zu ſehen, die kleine Inscriptio meines letzten Buchs blos ein Tribut der Dankbarkeit war. Denn grade als der letzte Bogen gedruckt wurde, that er die erſte Frage, ob ich überhaupt zu einer ſolchen Veränderung Neigung hätte. Ich verſchob die Antwort an 10 Wochen, und ſie ging ſogar dahin, die Ausführung bis zu einem völligen Ruheſtande der respubl. Batava zu verſparen. Darauf blieb ſeine Antwort wieder durch ein ächt holländiſches Pflegma ſo lange aus, daß wir glaubten, es werde aus der Sache nichts, zumal da ich damals nichts von einer vacanten Stelle wußte, und dieſe auch wirklich noch nicht vacant war. So beginngen wir die Thorheit (eine wahre Αὐτοβλάβεια) und kauften das Haus, was uns nun noch auf dem Leibe liegt. Doch über alles dies wäre viel zu ſagen, wenn Schreiben ſagen wäre. Nur dies noch: vielleicht daß ich in wenigen Tagen einen Käufer finde, wir geben uns alle Mühe, und laſſen deshalb ſo wenig als möglich hier laut werden, daß ichs verkaufen muß. Ich bitte Sie daher, dieſe Nachricht, ſo lange es gehen will, ſelbſt dort ἐν ἀποῤῥήτοις zu halten. Deus his quoque dabit finem. Für die Recenſion danke ich Ihnen verbindlich: ſie ſoll mich, wenn Sie nichts dagegen haben, erinnern, bald von Leyden aus ein recht thätiger, mit Reue zurückkehrender Mitarbeiter an Ihrer A. L. Z. im Fache ausländiſcher Litteratur zu werden. Ich werde dem Deutſchen nie abhold werden: es wog mir bei der Wägung meiner hieſigen und dortigen Lage, 400 Gulden; wofür, denk ich, jeder Grammatikus ſeine eigne deutſche Grammatik mit in Kauf gäbe. Die Recenſion ſtimmt mit recht vielen meiner Gedanken über Voſſens Deutſchheit überein; nur zuweilen treibts doch der Mann (doch wohl Hr. Schlegel?) zu weit, z. E. wo er Penelopes Freier für unſers lieben Herrgotts Hornvieh anzuſehen nicht übel willens iſt. So hätte er, dächt ich, auch das Papachen verſchmähen ſollen, das nur im Klange das griechiſche Pappa iſt. Bei uns iſt dies ſicher nicht Naturſprache u. ſ. w. Voß wird freilich böſe werden; ich hoffe ihn indeß vom Schreiben abzuhalten. — Sprengel verſpricht bald zu antworten. Nächſtens erhalten Sie die neue vermehrte Auflage der litterar. Briefe an den Guineen-Mann. Können Sie ſich, liebſter Freund, noch jetzt nicht überzeugen, daß ich nicht an einen Dritten ſchreiben durfte, ohne als ein Calumniator hinter des rechten Mannes Rücken zu erſcheinen? Erlauben Sie mir, Ihrer Frau Gemahlin Hand und Mund zu küſſen, und beſtellen Sie doch an ſie und Sich ſelbſt unſer aller herzliche Empfehlung. Ewig, auch aus der äußerſten Ferne, Ihr ꝛc.

Halle, 21. Oktober 1796.

Theuerſter Freund! Mit der Leydenſchen Affäre iſt es auf den alten Punkt zurück gekommen, durch einen Brief vom 9. Okt. Ich hatte, noch ehe mir Wöllner 300 Rthl. Zulage anbot, nach Leyden geſchrieben, daß meine Neigung zu kommen die größte ſei, und wenn ich nicht an Weib und Kind gratas compedes mit mir herum ſchleppte, ich gern noch dieſen Monat, wie man dort wünſchte, zu ihnen fliegen würde. „Sed compedes istae vix 37 annos egressum prope currere dedocuerunt, nedum volare.“ Vor Frühling ſei alſo ans Kommen nicht zu denken. Ich hörte aber, daß es die letzten Jahre dort beträchtlich theuer ſei, daß jeder Profeſſor allerlei Aſſeſſors-Geſchäfte beim Univerſ.-Gericht habe, mit denen ich mich nicht abgeben könne, daß ich auch das Prorectorat nicht anzunehmen Luſt habe ꝛc. Darauf erfolgte eine Menge ſehr beruhigender Nachrichten, unter andern folgende Zeilen des Sekretärs des Curatorii: „Rectoris vices, quas recusare adhuc nemini licuit, post octo demum vel novem annos ad te pervenient. Ab Assessorio autem munere te satis excusatum habebit linguae nostrae imperitia. Verum haec et alia pleraque magnam mox mutationem subibunt. Nam conventui Batavo consilium est, Academiam Leidensem, abolitis minoribus Academiis, ad summum splendorem revocare, stipendiis etiam Professorum augendis. Interea Tu, Vir etc., litteris publicis, quas Curatores cupidissime exspectant, significabis, oblatam provinciam te hac sola conditione accipere, si stipendium pronunciatum accessione 1000 florenorum auxerint. (Im Poſtſcr. De consilio, quod Tibi supra dedi, silentium sit in litt. Tuis).“ Aus dem Letztern ſehe ich deutlich, die Verwilligung eines noch höhern Gehalts iſt ſo gut als gewiß, und dann ſtehe ich dort an 4000 Fl. fixum. Nach Allem aber, was ich höre, iſt damit honestissime auszukommen; und philolog. Collegien tragen dort auch was anders ein, als hier. Dazu die Worte von dem summus splendor etc. Kurz — ich ſitze jetzt da, und ſehe die Wände an, und fange an völlig taub gegen das Reden meiner hieſigen (über meine Erwartung vielen) Freunde zu werden, bis den fluctuirenden Zuſtand von Holland viel zu unſicher halten. Was denken Sie denn, was ſagten dort Andre ἐν ἐννοίᾳ πολέμου zu dieſem Umſtande?? Mein Hauptunglück iſt aber, daß meine Frau jetzt mir weder zu noch abräth, und die ganze Sache lediglich in meiner Hand liegt. Das beſte iſt nur noch, daß ich auf obiges Erbieten des Miniſters noch keine officielle Erklärung gegeben; und als ich Einigen in Berlin ſchrieb, daß ich vielleicht bleiben möchte, erwartete ich doch wirklich die neueſte holländ. Bereitwilligkeit nicht. Kurz von der Sache — ich ſitze da, und weiß nicht was zu thun iſt. Rathen Sie mir doch. — Sie können nicht glauben, wie begierig ich nach jedem fremden Wort und Winke haſche. Noch nie kannte ich die abſcheuliche Lage der Unentſchloſſenheit; jetzt fühle ich ſie, wie ich ſie Niemanden wünſchen will! Wie würde man ſich, wenn man hier bliebe, nachher bei den wahrſcheinlichen Nachrichten von dem num. splendor vor Reue ſichern? Schon dieſes Zuſtandes halber bin ich ſchlechterdings unvermögend jetzt etwas von Recenſionen zu übernehmen. Der Abhandlung von Mannert fühle ich mich ohnehin nicht gewachſen. Ich habe aus der Schrift blos gelernt, und, außer dem Vortrage hin und wieder, wenig zu erinnern gefunden. Zu einem panegyricus aber wäre es jetzo wohl zu ſpät. — Herrn Ilgens Hymnen aber ließe ich an Ihrer Stelle raſchhin von dem Recenſenten von Voß (den ich alſo wirklich glücklich errathen habe) anzeigen; ich glaube für den braven Mann durch den höchſt freigebigen Verleger, den ich ihm geſchafft, genug gethan zu haben, ſobald von Liebesdienſten die Rede iſt. Daß ich Sie nicht in Leipzig ſehen konnte, war die Folge einiger fatalen Umſtände, worunter auch der war, daß ich eben in der Zeit erſt meine Collegien endigen konnte.

Hier der Lektions-Catalog. Die übrigen ſind ſchon ſonſt, aber vergeblich, bei Hendel beſtellt. Er ſagt, daß er beinah gar keine mehr habe; ich ſelbſt aber habe nicht 3, und wo ſie liegen, weiß Gott. Doch vielleicht laſſe ich einmal bei Studenten eine Hausſuchung deshalb thun, und ſchicke Ihnen, was ich erhalte, auf Berg. Leben Sie wohl, Theuerſter, mit Ihrer herrlichen Ἀνάγκη. Die Poſt drängt. Ihr ꝛc.

Halle, 3. März 1797.

Innig geliebter Freund! Schon lange hätte ich mich gern mit Ihnen unterhalten; aber die Sehnſucht hiernach läßt ſich durch einen Brief nicht ſtillen. Ich weiß nicht, wie ich von Zeit zu Zeit dies Nothmittel immer ärmlicher bei Perſonen finde, die ich zugleich liebe und hochſchätze; am Ende werde ich wohl das litterarum genus Sprengelianum einzig lieb gewinnen, die Frachtbriefe. Von dem Dämon, der Sie noch immer plagt, habe ich leider mehrmals gehört. Wie wünſchte ich, daß mein und unſer Aller herzlicher Antheil etwas zu ſeiner Verſöhnung beitragen könnte! Ich hoffe doch aber, daß Sie warme Bäder brauchen. Mir bekommen dieſe immer ſehr gut. Bald werde ich mich an den täglichen Gebrauch gewöhnen. Für den Sommer haben Sie doch ſicher ſchon eine Badereiſe beſchloſſen; nur bitte ich Sie, nicht nach Carlsbad. Dies Waſſer iſt durch ſeine mächtige Kraft gar zu riskant. Daß jetzt mich der Entſchluß hier zu bleiben freue, können Sie leicht denken. Selbſt die vocatores in Leiden haben ihn natürlich gefunden. Die Stelle kommt nun an Ihren Huſchke, für den es ein angenehmer Fund ſein muß. Den Ruhnkenius muß ich aber durch mein endliches Nein böſe gemacht haben; noch hat er ſeitdem keine Zeile an mich geſchrieben. Bei aller der Ruhe aber, in der ich nun ſchon lange wegen der Leidenſchen Affäre bin, kann ich doch noch nicht wieder zu einer geordneten Thätigkeit im Arbeiten gelangen. Das beſte iſt, daß ich dies halbe Jahr viel leſe; ſonſt würde ich eine fatale Exiſtenz haben. Ein hieſiges novum litterarium ſind zwei neuere Reſcripte. 1) Ihre Majeſtät haben höchſtſelbſt bemerkt, daß es unſern Juriſten am Latein fehle, und forderen, daß ſie ſich darauf legen ſollen. Man dachte anfangs, daß das wirklich mit Ernſt für gründliche juriſtiſche Studien verordnet werde. Kurz darauf aber kam 2) ein neues Reſcript, wo zu der bisherigen Litteratur auch die polniſche hinzugefügt wird, und wir aufgefordert werden, einen magister ling. Polonicae vorzuſchlagen. — Ich hätte wohl Luſt, ein prooemium lectt. Catal. zu ſchreiben, um zu zeigen, wie die Kriege noch jetzt ſo herrlich auf Erweiterung der Litteratur wirken. Die Bücher, die Sie fordern, ſind alle fort, die letzten gab ich hier auf die Bibliothek, ſo daß ich doch durchaus keines jener Bücher ganz aus Halle verloren habe, was mir auch ſehr gereut haben würde. Einen großen Gefallen könnten Sie mir thun, wenn Sie nur einſtweilen Hrn. Fiedler 5 Thlr. 23 Gr. 4 Pf. für Bücher auszahlen wollten. Ich will gern gleich auf die Woche die Summe (ſo viel ſie im Preuß. Courant macht), an Sie wiederſchicken; nur heute erſparen Sie mir durch Ihre gütige Freundſchaft einen Brief, den ich kaum auf die Poſt zu bringen weiß, und gegen Hrn. Fiedler möchte ich gern mein Wort halten. Zugleich verlange ich wohl ſo ein neues Billet von Ihnen, das mir Ihren Zuſtand wenigſtens leidlich hoffen läßt. Unſer aller herzliche Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin. Was ſagen Sie zu Elverts ſpecimen? fürs erſte iſt's doch ſehr gut. Vale vale etc.

Halle, 5. März 1797.

Theuerſter Freund! Herzlichen Glückwunſch zuvor zu den von **Humboldt** erhaltenen Nachrichten über Ihre Geſundheit und Ihren Aeſchylus! So muß man ſeinen Freunden heimliche Freuden zubereiten. Während der ſogenannte Geſunde hier nichts thut, arbeitet der Jenaer Kranke an dem ſchwerſten aller griechiſchen Dinge! Fürwahr, hätte dieſe Nachricht nicht einen ſo guten Währmann, ich glaubte ſie noch nicht. Machen Sie alſo, daß Sie mir bald den Glauben in die Hand bringen.

N. S. Ich ſtehe jetzt alle Tage voll inniger Hochachtung vor Aeſchylus (das heißt, vor Ihnen ſelbſt) ein paar Mal von meinem Stuhle auf. Beſter! welchen Augiasſtall haben Sie da bearbeitet, am Agamemnon. Jetzt bin ich begierig, auch jedes Moment Ihrer Arbeit zu kennen und zu leſen. Schicken Sie mir doch alſo die zwei Schriften in Aesch. Agamemnon. Ihr Lob erſchallt jetzt alle Tage von meinen Lippen!

Aber wann ſehen wir uns denn nun einmal wieder? Wäre ich jetzt nicht Dechant des philoſophiſchen Capitels, ſo ſollten Sie mich zu Roß in Jena noch dieſe Ferien eintreten ſehen, ſobald mein Heyne abgethan iſt. Ich ſparte dieſe Action bis gegen das Oſterfeſt; nun wird drauf und drauf gedruckt, um das [illegible] endlich zu enden den Heyne auf immer vergeſſen zu können. Ich bitte Sie daher äußerſt dringend, Inliegendes **ſo ſchnell es Ihnen nur möglich**, auf Rack's Rechnung in das Intelligenz-Blatt ſetzen zu laſſen. Da ſelbſt im Meßkatalog die Anzeige nicht ſteht, und kein Recenſent leicht das Cadaver anrühren wird, ſo iſt dies der einzige Weg, wie es einem geneigten Publiko bekannt werden kann. Ihren langen Brief erwarte ich noch immer; aber mit größerer Sicherheit, um Ihnen dann einen unendlich langen zu ſchreiben. Ewig Ihr ꝛc.

Halle, 14. Nov. 1797.

Sehn Sie, theurer, herzlich geliebter Freund! Schon oft hatten Sie mich über meinen Niſus zu reiſen geſpottet. Einmal glaubten Sie mich gar ſchon im Pfefferlande, als ich nur nach Carlsbad war. Endlich habe ich jedoch einmal einen Sprung bis 100 Meilen gethan, der aber meinen Gliedern recht wohl und behaglich gedeihte. Zuweilen habe ich jetzt eine ſo unbändige Geſundheit, daß ich Ihnen gern einen halben Centner ablaſſen möchte — wenigſtens weiß ich gewiß, daß ich ohne jene Reiſe die jetzigen jammervollen Tage — ein ſo neblichtes Wetter, wie ſelten — unmöglich würde aushalten können. Denn unmittelbar vor der Reiſe war ich entſetzlich abgeſpannt und zu allen Dingen ungeſchickt. Jetzt könnte ich beinahe wieder ſogar recenſiren. Was meinen Sie? Haben Sie ſchon Wyttenbachs Eclog. histor. verdauet? Borheks ſchrecklichen Herodotum illustratum? wo er gleich auf der erſten Seiten Optimis auctoribus acquiritur etc. Lieber möchte ich indeſſen jenes und wohl einige ähnliche übernehmen; aber unter Einer Haupt-Bedingung: es müßte ſchlechterdings außer Ihnen niemand dort meine Rückkehr wiſſen — ſonſt fühle ich mich nicht frei genug — Sie könnten ja X, Y, Z an meine Stelle in Ihrem Rechnungsbuch ſetzen, alſo ein X für ein W machen. Was meinen Sie? Gern erzählte ich Ihnen von dem eruditissimo literatorum in Batavia etwas, aber der Materie iſt zu viel. Denn ich habe einen jeden lange genug genoſſen, um ihn kennen zu lernen. Der intereſſanteſte, auch im Umgange, iſt Ruhnken. Daß ich weder ihn noch Wyttenbach leſen hörte, kam daher: ich merkte, es war etwas unſchicklich und man ſchien es ganz offenbar nicht gern zu ſehn. — R. ging von mir und ließ mir ſeine ältere Tochter, ein Mädchen von etlichen 20 Jahren, zum Schwatzen. Ich ſelbſt fand auch keine große Luſt, den dürren Santen im 3ten Stockwerke zu hören; denn ſo hoch ſteigt er und die studiosa iuventus muß von hinten herein durch Treppen, die einem Schauer erregen. Ueberall geht man mit jenen nicht ſo fein und ehrerbietig um, wie oft auf den deutſchen Univerſitäten. Bei Wyttenbach hatte ich noch weniger Luſt; denn in deſſen Gymnas. illustre wird ordentlich exponirt von den alumnis. Ruhnken erinnerte ſich Ihrer mehrmals mit Freundſchaft, verſicherte auch, Ihnen vor mehreren Jahren aliquid inediti zu den Fragmenten des Aeſchylus geſchickt zu haben, und wünſchte, Sie citen nun zum Ende Ihres Werkes. Mit dergleichen Ineditis iſt er ziemlich freigebig; aber nicht mit Codd. der Bibliothek, wo nichts ohne weitläuftig geſuchten Conſens ſelbſt in Holland verliehen wird, außer Landes nie. Ich ſah daher die Bibl. mit etwas ſtieren Augen und wie man eine Landes-Caſſe etwa betrachten möchte. Eh bien, ſagte der Alte, um da etwas von den 3 — 8000 Codd. Graeci zu brauchen, il faut demeurer à Leide, [illegible]. Er ſpricht einen ſehr ſonderbaren Jargon — deutſch kein Wort mehr, verſteht es mit Noth und kann kaum die gelarde Schrift-Oefeningen leſen, die zu Jena erſcheinen; er meinte, die Allg. Litt. Zeit., die aber ſpät genug nach Holland kommt. De Boſch iſt ein drolliger Geſelle, wird aber für einen tironem in litteris gehalten. Wyttenbach hat mir umſtändlich erzählt, wie er dazu gekommen, zum Lachen der Uebrigen, an Heyne zu dediciren. Ueber den letztern iſt man überaus einig, und in hellem Lichte. Meine Briefe hatten Wyttenbach viel Lachen gemacht: der kennt ihn von Göttingen aus intus et in cute. In meiner Abweſenheit habe ich Händeln aufgetragen, ein paar Conjecturen über den Tacitus zu ſchreiben — noch habe ich ſie nicht geſehen. Sobald es iſt, ſchicke ich ſie Ihnen. Beſſer ſind ſie ſicher, als was Forſter von der Bettelnoth der holländiſchen Univerſität ſchrieb. — So ſehr ich weiß, daß Sie keine Reiſe-Beſchreibung von mir in den Merkur geben, ſo kann ich doch nicht mehr ſchreiben, weil ich zu viel zu ſchreiben habe. Aber was meinen Sie, wenn ich Sie noch dieſen Winter einmal beſuchte? Ich ſehne mich ſehr nach Ihnen. Ihrer Frau Gemahlin, meiner ehemaligen Freundin, 1000 herzliche Empfehlungen. Ihr ꝛc.

Halle, 12. Decbr. 1797.

Wie können Sie, theurer Freund, meines Unglücks noch ſpotten? Freilich ſoll ich ſo was machen, was einem Elogium auf Fr. Wilhelm II. ähnlich ſieht; es ſollen wenigſtens drei Folio Seiten damit bedruckt werden, natürlich mit ungeheuren Lettern. Kurz das Unglück iſt groß; es kommt dazu, daß ich gleich nach Fr. Wilhelms Tode krank wurde, an einer — Erkältung, und die Stube hüten muß. Daher wird mein Herr College Niemeyer eine deutſche Rede von der Kanzel der Marienkirche halten; das Schaffot, was man mir 1786 gebaut hatte, obgleich nur eine Elle über der Erde, koſtete gleichwohl

30 Thaler. Jetzt iſt uns aber „anheim geſtellt, ob wir nicht ſo was ähnliches, wie damals, auf unſere Koſten halten wollten.“ Denken Sie! Mein Wille war vortrefflich, Sie können es glauben, aber außer jenen 2 Büchern kann ich vors erſte nichts übernehmen, und überall nie ein deutſches. Sonſt bäte ich mir das erbärmliche Ding: Journal von den Univerſitäten (Erfurt) aus, das vermuthlich Bellermanns Secundaner machen. Kaſteien Sie doch dieſe Elenden, wie die Benkowitze. Der arme Niemeyer, der mit dem wichtigen Vortrage aufgeführt wird, wie ſchädlich es iſt, wenn die Jungen ihre Excremente aufhalten müſſen ꝛc. Der bejahrte Röſſelt! und Jacobs helles Auditorium mit 12 Zuhörern! Jetzt wäre ich bei Ihnen geweſen, wenn nicht der hohe Tod und die niederträchtige Erkältung eingetreten wäre. So muß ichs ſchon wieder ins neue Jahr verſchieben. Denn in den Ferien kommt einer meiner liebſten Schüler hieher, von Berlin, um in magiſtrum zu disputiren. Beklagen Sie mich doppelt! Herzliche und verehrungsvolle Empfehlungen und Abbitten, ſo ſchrecklich geſtaltet wie die Hom. Verſe, an Ihre beſte Gattin. Ihr ꝛc

Halle, 11. April 1798.

Theuerſter Freund! Seit etlichen Tagen höre ich öfter die Studenten in meiner Straße ſich zurufen: „Ueber 8 Tage ſehen wir uns in Jena wieder!“ Was das für einen Klang für mich hat, können Sie ſich nicht vorſtellen. Und doch ſehe ich noch nicht, wie ich meinen langen Wunſch ſoll befriedigen können. Iſt denn nicht wenigſtens zu einem Rendez-vous Möglichkeit? Oder drücken Sie die Prorectorgeſchäfte und das perpetuirliche Relegiren nieder, wovon man hier — zu Ihrem Ruhme — Wunder erzählt. In der That, es wäre für die deutſchen Univerſitäten gar nicht übel, wenn ſie einmal auf ein paar Jahre kahl rein gemacht würden, oder ſie ordentlich begraſeten. Hier verfährt man deſto ſäuberlicher. — Aber wie geht es jetzt mit Ihrer Geſundheit? Man lobt ſie mir, und ich freue mich herzlich, und ich wünſche Ihnen die feſteſte Dauer davon. Am Ende, hoffe ich, werden Sie mir noch abgeben können. Denn ich komme jährlich tiefer damit herunter, und muß für ehemalige Sünden jetzt oft arg büßen, ohne meinen Unbequemlichkeiten (ich will ein ſanftes Wort brauchen), einen beſtimmten Namen geben zu können. Iſt es wahr, daß

Sie jetzt Ihre Wolken wieder drucken laſſen? Warum haben Sie mir, wenn es iſt, nicht ein Wörtchen davon geſagt? Ich hätte Ihnen ein paar Einfälle mitgetheilt, die Sie gewiß nicht verſchmäht hätten. So eben las ich über das Stück, und leſe noch — durch die ganzen Ferien — täglich 4 Stunden an den Scholien für — 6 Mann, aber zum Glück für 6 qui mihi sunt instar millium. Für die rühmliche Anzeige des Fred. Gail. bin ich Ihnen ausnehmend verbunden. Nun wollte es niemand mehr glauben, daß es Bothe geſchrieben. Haben Sie wohl in der Allg. Deutſchen Bibliothek geſehen, wie ſchlimm es mit meiner latein. Gramm. ausſieht, während Heyne mit einem adeo nur ſo zuweilen (alle Jubeljahre) gegen die höhern Fineſſen der Eleganz anſtößt? Hätte der Menſch noch mein Pandektenwort penetravit gefunden (was ich nur in gewiſſen Fällen ſchreibe, da es Erasmus durch alle 14 Folianten ſeiner Opp. brauchte), was würde er geſagt haben? Zum Glück ſteht in dem andern Abdruck jener Ankündigung des Homer magni gregon, oder wie es heißt. In gewiſſer Rückſicht überhaupt könnte mich wohl meine Heynias reuen — denn wer hat gern die Weſpen um ſich her? auch leidet ſicher der Verleger Schaden dabei. Er meinte, es ſollte irgendwo als ein specimen stili empfohlen werden, um in den Schulen neben Erdmann Uhſe gebraucht zu werden; ein Recenſent hat ja nicht nöthig, über die puncta Juris abzuurtheilen. Der hinkende **Bothe** beim Plautus iſt faſt noch zu gut davon gekommen. Ich lege Ihnen drei Exemplare des letzten Katalogs bei, einen für Sie, einen für Herrn Eichſtädt (der es nebſt Hermann durch ein Wort in einen Leipziger Buchladen veranlaßt hat, wo ich den Beck beim erſten Blicke auf ſeinen Text tadelte, und jene widerſprachen), eins für den neulichen Recenſenten der franzöſiſchen Wolkendollmetſchung. Doch ich finde nur 2 Stück. Der italieniſche Ueberſetzer heißt Cardinal **Flangini**; das ſollten Sie unter den Druckfehlern bald angeben laſſen. Meine verehrungsvolle Empfehlung an Ihre theure Gattin. Ewig Ihr ꝛc.

Halle, 19. März 1802.

Schon lange hätte ich Ihnen über Ihre ſcharfſinnigen Kritiken zum Cic. de Orat. geſchrieben, und auch eine Parthie eigner Einfälle beigelegt, wenn Sie nicht Ihr Briefchen ausdrücklich zu einem Prodromus eines längern beſtimmt hätten. Halten Sie aber Ihr Wort, ſo hoffe ich Ihnen noch etwas mehr, als ich eben verſprach, nämlich etwas ex Codd. zu jenem Buche mittheilen zu können. Denn wo ich nicht ſehr irre, iſt ſo etwas in einer meiner Sammlungen zum Cicero — nur leider in einer noch immer kalten Kammer für meine fieberhafte Stimmung unzugänglich. Daß Sie ſonach an die Spitze der Göſchenſchen Unternehmung treten, freut mich herzlich, und mit Vergnügen laſſe ich nun einen meiner Pläne fahren. Aber über einige andre Editoren für dieſe Suite, die ich unlängſt nennen hörte, habe ich herzlich gelacht. — Doch Herrn Eichſtädt zu tröſten, ſoll das Lachen nicht ins Publikum kommen. Aber oft jucken mir doch die Finger, meiner Empfindung durch ein philologiſches Journal Luft zu machen; und merke ich, daß ich Krankheits-Materie damit abführen kann, ſo ſehen Sie bald einen Heft der Art, zwar ohne Namen, aber kenntlich. Doch jetzt laſſen Sie ja die Sache unter uns bleiben. Aber zur Hauptſache. Von zwei Perſonen werde ich inſtändig gebeten, ihnen ein Exemplar von Ihrem Programme zu Cic. de Divin. zu verſchaffen, nachdem die Buchhändler ſie nicht haben auftreiben können. Auch mir haben Sie keins geſchickt, ſo ſehr Sie meine Begierde nach Ihren Aufſätzen der Art kennen, wie Sie auch wohl bei Gebauern den Auftrag vergeſſen haben, den ſo lange verſprochenen kleinern Aeſchines an mich zu ſchicken. Doch ich will nicht für mich munera flagitare, ſondern Sie nur angelegentlich bitten, für Hottinger und einen andern Schweizer mir das Erbetene ſobald als möglich herzuſenden. In 10 bis 12 Tagen habe ich juſt eine gute Gelegenheit zum Befördern. An eine gewiſſe Frau Hofräthin, falls ſie ſich noch meiner erinnern ſollte, beſtellen Sie doch meine verehrungsvollen Empfehlungen, wozu ich mir eine ganz neue Feder geſchnitten habe. Ihr ꝛc.

Halle, 13. April 1802.

Die Oxforder Edition des Cicero, theuerſter Freund, habe ich nur von einem ehemaligen hieſigen Studenten, einem Schleſier, geborgt erhalten, um das mir einmal dienliche zu excerpiren, was denn an meinen Rändern umher ſteht. Sie müſſen aber den Plunder ſelbſt brauchen, weil die Varianten (hinten ſtehend) mit Ziffern auf die Zeilen des dortigen Textes verweiſen, der alberner Weiſe der Oliverſche iſt

Jetzt ſehe ich, da ich nachſuche, daß mir auch in der Suite der Napolitan. Edition das Buch de Or. nebſt Or. und Br. fehlt. Iſt es Ihnen bekannt, ob dieſe Sachen heraus ſind? — Der Orferter Cicero iſt ohne Zweifel in Göttingen. Wie könnten Sie ihn in Halle, dem troſtloſen, bücherarmen Halle ſuchen? Hier giebt es viele Docenten und wenig Gelehrte, noch weniger Bücher-Sammler; auch ich gehöre nicht mehr zu den letztern, und komme beſonders mit aller neuern und neueſten Litteratur ſo herunter, daß ich an 2000 Jahre zurück bin. Die Jahre her hat mich nur Homer und Cicero beſchäftigt, die genuini und die simii. — Zu der verſprochenen Sendung muß ich mir durchaus einen Aufſchub von ein paar Monaten ausbitten. Jetzt lebe ich ſo unter dem Drucke (des Erneſtiſchen, zuweilen mit einer notula verſehenen Sueton), daß ich oft Livius und Tacitus nur in Folio citiren, und meine eigenen mir oft nöthigen Papiere nicht ſuchen kann. Aber ich halte mein Wort, darauf verlaſſen Sie ſich. Iſt Ihnen eine Glasg. Edition vom ganzen Cicero bekannt, wo hinter dem einzigen Bande de Or. Noten ſind? ich weiß aber ſelbſt nicht, wie ſie ſind, ob gar nur aus Pearce gezogen. Bei Ihrer herrlichen Recenſion fiel mir Cic. ad Att. ein: Ligarianam praeclare vendidisti; posthac si quid scripsero, tibi praeconium deferam. Aber erſchrecken würden Sie, wenn Sie den Triumph gehört hätten, den Ruhnkenius darauf ſetzte, wenn jemand dieſe Reden für unecht halten wollte, ſo ſehr er ſonſt Markl. ſchätzte; und er meinte beiher, Geſn. hätte noch nicht die Hälfte zur Rettung geſagt. Die Marcelliana, die Sie ſo ehrenvoll angekündigt haben, iſt vielleicht in wenig Tagen in Ihren Händen. Schon im Februar ging das kleine Mſcpt. in Ungers Druckerei, und ich verſtehe nicht, woran der Verzug liegt. — Wie gern ſchwatzte ich länger! wie gern flöge ich, wenigſtens auf einen Tag, nach Jena, um mich von dem mir nicht behaglichen Winter ein wenig zu erholen! Aber es ſieht mir noch nicht ſo aus, daß ich den Fuß vor das Thor ſetzen kann. Kaum habe ich das Collegien-Weſen geſchloſſen, und mehr als mir geſund war, geleſen. Was Sie mir neulich von Ihrem Hauſe ſagten, macht mir ein ſchönes lachendes Bild. So weit möchte unſer einer ſo leicht nicht kommen, der ich zum ewigen Erzieher verdammt bin. Ihrer beneidenswerthen Frau Gemahlin und Ihrem Herrn Sohne bitte ich Sie mein Andenken zu erneuern, deſto herzlicher, je ſchlechter die Feder iſt. Ihr ꝛc.

„Halle, 27. Mai 1803."

Hiebei erhalten Sie endlich, durch mich ſelbſt, den in-omparablen panegyricus Cic., das Beſte, was ich vermuthlich geſchrieben haben mag. Wenigſtens geht mir es hier, wie ſel-n bei Erſcheinung eines Buchs: ich bin im Ganzen mit dem Dinge völlig zufrieden, wenn ich gleich manches Einzelne ſchon tzt ein wenig anders faſſen würde. Aber hier ſollen Sie mir och keine Seele nachweiſen können, die vor mir nur von ferne et-as gerochen, geſchweige [illegible] angeben, für wel-es Datum ich Ihnen bei den 4 Ornit. höchſt verbunden bin. — Wer mag wohl der Recenſent geweſen ſein? Ich kann es nicht usmachen, da in unſerm Bibliothek-Exempl. der A. L. Z. 7 Jahre um ie Zeit in eins weg fehlen. Und iſt es nicht abſcheulich, daß die Barlowii und dieſe ganze Art Leute ſolche Dinge nicht nachwei-en! Dem guten Saxius iſts noch ſpaßhafter gegangen: der hält ie engliſche Schrift gegen die Echtheit von 30 alten Schriften ür baaren Ernſt, ohne zu merken, daß es Ironie gegen Mark-and ſein ſollte! — Mit dem Recenſir-Weſen iſt es dann doch ehr unangenehm für Jemand, der gern ruhig ſeinen Weg geht, wenn Anonymität nicht anonymiſch iſt; und ſo muß es in der Natur der Sache noch ſein, ſobald mehr als Einer eine Recen-ion kennt. W[illegible] ine neuliche Anzeige des Perſen anlangt, womit ich ei[illegible] n eine kleine Ueberraſchung machen wollte, ſo glauben Sie feſt: Die kann Jeder machen, der meine bis-herigen Sachen über den Homer ordentlich ſtudirt hat; und gewiß in ganz Halle (was doch, wie die Schweizer ſagen, in hübſch groß Städtli iſt) iſt keine Naſe, die mich gerochen hat, zumal da ich mich abſichtlich meiner Manier nicht überließ. Was den Heyniſchen Homer anbetrifft, ſo könnte ich den Antrag ihn zu recenſiren, nur auf den Fall annehmen*), wenn ich nach 8 Tage Blättern darin mehr zu loben als zu tadeln finden werde. Denn das Letztere, wenn's nöthig, will ich lieber in meinem Namen, gerade zu, und in einer eignen Cenſura, thun, als unter ſcheinbarer Anonymität. Dazu kommt: das deutſche Publikum, das jedes Jahr kraftloſer wird, treibt ſeine Liebe zur Unpartheilichkeit ſchon ſo weit, daß es auch böſe wird, wenn man mit der erkannten Wahrheit Partei macht. Es klingt lächerlich, aber es ſcheint mir rein wahr. Sonſt bin ich, wenn Sie, lieber Freund, ein Mittel wiſſen, der Anonymität ihr Weſen zu verſchaffen, jetzt auf einige Monate in der beſten Laune zu recenſiren; und beſonders zieht mich an: Rienäcker, griech. Litteratur, Tacitus von Becker, Te Water Narratio, Hesiodi Scutum (Breslau) und Aristoteles Poetic. — die ich ziemlich alle ſchon vor mir habe, und ſo noch andre, die ich binnen 14 Tagen melden möchte. Aber womit Sie mich am beſten ans Recenſiren feſſeln, ſind ausländiſche Bücher, die Sie mir ſelbſt (gleich zum Behalten für hieſige Bibliothek) zufertigen könnten. Leider kann ich dieſen Sommer keine Reiſe nach Jena machen, ſo ſehr ich es wünſchte. Der Sommer iſt ohnehin ſo kurz, und ich habe ihn ſchon, mit ſo vielen Verſprechungen früher beſetzt. Mit Göthe habe ich ſo eben hier ein Paar recht herrliche Tage gelebt. Ihr ꝛc.

---

*) Dieſe berühmte Recenſion erſchien nachher in der A. L. Z. von Wolf, Heinr. Eichſtädt und Schütz gemeinſchaftlich verfaßt. Anm. d. Herausg.

Berlin, 28. Jan. 1809.

Ich wollte Ihnen, mein theuerſter alter Freund, auf Ihren gütigen Brief ausführlich ſchreiben; aber es iſt um mich her eine ſolche Fluth durch ſchnelles Thauwetter entſtanden, daß ich fürchten muß, der Brief möchte zur Poſt gewiß zu ſpät gelangen. Lieber will ich mich alſo heute auf ein Lebenszeichen einſchränken; und dergleichen heißt ja in dieſen Zeitläuften auch ſchon etwas. Dies Lebenszeichen ſoll meine letzte kleine Schrift ſein, die, wie ich aus Ihrem Briefe vermuthe und leider eben beſtätigt höre, durch den Soſius noch nicht an Sie abgeſchickt iſt; möge ſie Ihnen nicht mißfallen. Gedruckt iſt länger dran als geſchrieben. Die Urkunde darin, die ſogar unſre Hiſtoriker (die freilich nicht allzu gelehrt ſind) vergeſſen hatten, beſitzen Sie wenigſtens dort auf der Bibliothek in Einem Exemplar, nämlich dem von mir angeſchafften Museum Veron. Maffei. Seit jener Abhandlung habe ich angefangen in der Akademie lateiniſch zu leſen, um die dritte Sprache da einzuführen, und mit dem Gallo-Francis oder Fr. Gallis das Semper ego auditor tantum zu ſpielen. Bald ſchick' ich Ihnen ein ſolch Memoire vielleicht im Muſeum zu, da ich hoffe, daß der wenig dankbare Druck der Memoiren ſein Ende bald erreichen ſoll. Zeither war man ſo reich, daß man ſogar mitten im Kriege einen Band drucken ließ und ausgab. Daß das Muſeum Ihnen nicht mißfiel, freuet mich ſehr; aber den beſten Beweis werden Sie durch eigenen thätigen Antheil geben. In dieſer Hinſicht verdrießt es mich, daß ich Sie eine ſo mala eloquentia habe erben laſſen. Was würde ein Göttingiſches ἐργαστήριον eloquentiae nicht für fleißige Beiträge zur Hand haben! Unerwartet iſt übrigens auch für mich das Glück, d. i. der Abſatz dieſer Zeitſchrift, der viel größer in ſo tollen Zeiten als je in weit beſſern die Göttingiſchen Bibliotheken Walchii ꝛc. iſt. Unter der Hand bitte ich Sie, unſerm Vater oder auch Prof. Erich das anliegende Papier zu geben; wenn es ſich wozu brauchen läßt. Es hat ſich geſtern unter alten Papieren (paperasses inutiles) gefunden, und daß es wirklich alt, wird Ihrem berühmten Diplomaticus ſelbſt wohl nicht zweifelhaft ſcheinen; ich meine, daß die Unterſchrift alt, und auf der Stelle geſchrieben. Denn ein Jahr ſpäter würde man einem ſolchen Geldſtolzen Schurken nicht einmal ein H. als Titel geben. —

Berlin, 22. Juli 1809.

Theuerſter Freund! Für Ihre gütige Erinnerung danke ich verbindlichſt; jetzt bitte ich nur, alle meine Wünſche und Vortheile dem Hrn. Ebehard beſtens zu empfehlen. Vieles muß ich zurück nehmen, was gar nie zur Auktion beſtimmt war; auch viele einzelne Voll., wenn die übrigen bereits hier ſind. Die unwiſſenden Anfertiger des mir früher ſchon überſandten Catalogs haben ſo albern gehandelt, daß ſie, ohne vorher die zuweilen zerſtreuten Voll. Eines Buchs zuſammen zu ſtellen, jedes Buch und jeden Band angezeichnet haben, wie er ihnen zur Fauſt kam; am Schluß gaben ſie dann ein Regiſter der unvollſtändigen, wie ſie meinten. Darunter kamen nun nicht allein Bücher, wie Leſſings Laocoon Tom. I. ſondern T. 3. 5. etc. von andern Werken, wovon Sie früher die einzeln gefundnen Bände einzeln protocollirt hatten. Darf ich hiernächſt an Sie noch eine Bitte thun, ſo iſt's dieſe, ſich thätig der baldigen Herbeförderung aller mir von der Bibliothek und ſonſt beſtimmten Bücher anzunehmen, und deshalb zu erlauben, daß ich den Dr. Schulze und ſonſt einen oder andern an Sie um guten Raths Willen adreſſire. Jetzt genießt Ihre Frau Gemahlin doch ihrer vorigen Munterkeit wieder? Tauſend Empfehlungen an ſie und Ihren Hrn. Sohn. Ihr ꝛc.

Wyttenbach.

Amsterdam, 21. Dec. 1790.

Si tarditatem spectas qua factum apud Te litterarum nomen solvo, Schutzi Vir Eruditissime, fortasse de meo

erga Te animo dubites: at si mihi affirmanti credis, quod Te crediturum cognita mihi Tua persuadet humanitas, non dubitabis quin Te ingenii doctrinaeque caussa, in paucis magni faciam. Ego quoties Acta vestra diurna lego, totus admiror studii Tui efficaciam, et eruditionis promptam facultatem. Itaque ne liberaliter quidem facere mihi videar, si Te, tot tantisque negotiis obrutum, etiam de tertio Aeschyli tui Volumine moneam. Neque enim dubium est, quin illa Actorum redigendorum provincia, ut terrarum fere totum spatium complectitur, ita omne tuum tempus, omnes horas, auferat. Hanc veniam damus petimusque vicissim: ego quidem eam eo magis de Plutarcho petere debeo, quo minor est Bibliothecae Criticae provincia. — Huschkius tuus, homo elegantis doctrinae, mihi narravit, Te aliquot Programmata edidisse de Philosophia Kantiana, eaque illa conjunctim nova editione repetiturum. Ego ut suum cuivis de Philosophia judicium lubens concedo, ita utile arbitror hanc novam doctrinam a nostratibus cognosci; praesertim quum libri de illa Germanice scripti tam obscuri ac difficiles sint intellectu, ut plerique dictitent, eam nil habere novi praeter ipsam obscuritatem et divisionum spinas. Quare Tu, Eruditissime Schutzi, si ea, qua vales, orationis Latinae facultate, novam illam Philosophiam brevi compendio populariter ac perspicue scripto, complectaris; operae sane pretium facies, ac multorum Tibi gratam voluntatem conciliabis. Equidem bibliopolae nostro, Petro van Hengst, honestissimo viro, persuasi, ut negotium susciperet iis quidem conditionibus, quibus cum eo pactus est Huschkius, quem non dubito hujus rei cognitionem jam per litteras Tecum communicasse. De rebus nostris litterariis nolo repetere, quae in Bibliotheca Critica, cujus nunc exemplum accipis, dicta sunt. Illud te ignorare nolo, me his ipsis diebus patriam meam Bernam invitatum esse, proposita Graecarum Litterarum in illa Academia professione. Quid facturus sim, expedire consilium nondum potui. Operam tamen dabo ut scias ubi sim. Vale Eruditissime Schutzi, meque, ut facis, ama.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Chriſtian Gottfried Schütz.

Darſtellung
ſeines
Lebens,
Charakters und Verdienstes;
nebſt einer Auswahl
aus ſeinem
litterariſchen Briefwechſel mit den berühmteſten
Gelehrten und Dichtern ſeiner Zeit.

Herausgegeben
von
ſeinem Sohne
Friedrich Karl Julius Schütz.

Zweiter Band.

Halle, 1835.
Druck und Verlag von C. F. E. Scharre.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Meiner Ankündigung dieſes Werkes gemäß, iſt mit dem hier erſcheinenden zweiten Bande die „Auswahl aus Schütz'es litterariſchem Briefwechſel“ beſchloſſen, und wird der nun noch folgende dritte und letzte Band, zum Beſchluß des Ganzen, meine Biographie und Charakteriſtik des Verewigten enthalten. Leſer, die auch nur einigermaßen mit ſeinen litterariſchen und Lebens-Verhältniſſen bekannt ſind, (um wie viel mehr die damit vertrauten) werden in den hier mitgetheilten Briefen, die ſeines berühmten Schwagers Griesbach, wie des Mitbegründers und fünfundzwanzigjährigen Miteigenthümers ſeiner Allgemeinen Litteraturzeitung, Bertuch, vermiſſen. Von Beiden habe ich auch, aus dem Chaos ſeiner in nicht nur lyriſcher, ſondern wirklich dithyrambiſcher Unordnung mir nachgelaſſenen Papiere, eine große Anzahl herausgefunden, die ich jedoch in dieſe Sammlung nicht mit aufzunehmen, ſondern bloß bei der Darſtellung ſeiner Lebensgeſchichte zu benutzen, mich aus dem Grunde bewogen fand, weil ihr Inhalt ſich meiſtens nur auf Privat- und (beſonders die Allgemeine Litteraturzeitung betreffende) Geſchäfts-Sachen bezieht. Aus derſelben Rückſicht habe ich auch aus meinem eigenen Briefwechſel, den ich in den verſchiedenen

Zeitpunkten meiner Abweſenheit vom väterlichen Hauſe, (zuſammengenommen in zwanzig Jahren) mit Ihm geführt habe, und der ſich *allein* unter allen ſeinen übrigen, für mich als ſeinen Biographen ſehr glücklicher Weiſe, — denn ſeine Briefe an mich enthalten die genaueſten Details zur Geſchichte ſeines Lebens während jener Zeit, — ganz *vollſtändig* erhalten hat, *hier* noch nichts mitgetheilt; um ſo mehr aber davon bei ſeiner Biographie, in Betreff gedachter Perioden, als von einer Hauptquelle Gebrauch gemacht. Indeſſen ſind ſowohl dieſe *Seine* Briefe an mich, wie die von *Griesbach* und *Bertuch* an *Ihn*, natürlich auch nicht *ohne* alles wiſſenſchaftliche und ſelbſt politiſche Intereſſe, indem ſie vielmehr gar manche merkwürdige Urtheile über damalige bedeutende Erſcheinungen in der Litteratur wie Zeitereigniſſe und Zeitgenoſſen enthalten. Dergleichen Stellen habe ich denn aber deshalb auch nicht verfehlt, meiner Darſtellung überall gehörigen Ortes einzuſchalten.

Was die bis jetzt erſchienenen öffentlichen Beurtheilungen dieſes Werkes betrifft; ſo iſt es, wie es freilich auch ſeinem *Stoff* und *Gegenſtand* nach, *gerechter* Weiſe *nicht anders* beurtheilt werden *kann*, durch dieſelben bereits einſtimmig, als einer der *gehaltreichſten Beiträge zur Geſchichte des klaſſiſchen Zeitalters unſrer vaterländiſchen Litteratur* anerkannt worden. Zur Vollſtändigkeit einer Denkſchrift auf einen berühmten Verſtorbenen gehört es auch, in ihr zu berichten, wie ſich die Stimme ſeiner ihn überlebenden Zeitgenoſſen, beſonders aber derjenigen, die ſich *bei ſeinem Leben* ihm ſelbſt ſo oft als ſeine innigſten Freunde und Verehrer oder dankbarſten Schüler genannt, *nach ſeinem Tode* über ihn hat vernehmen laſſen. Ich theile daher, was mir in dieſer Beziehung hinſichtlich meines verewigten Vaters und dieſes Seinen Manen geweiheten Werkes, außer den von mehreren der achtbarſten Männer erhaltenen theilnahmevollen Zuſchriften, bis jetzt bekannt geworden iſt, hier meinen geehrteſten Leſern mit.

Die Ihn betreffende, dürftige und vielfach unrichtige, biographiſche Skizze in Nr. **XXVII** des Journals Zeitgenoſſen habe ich ſchon in der Vorrede zum erſten Bande erwähnt. Ihr Verfaſſer, Herr Profeſſor Jakob in Schulpforte bei Naumburg, würde unſtreitig etwas Gründlicheres geleiſtet haben, wenn er mich dabei zu Rathe gezogen hätte, wozu ich ihm ſelbſt die Gelegenheit bot, indem ich ihm als meinem, wie er mich ſo oft, mündlich und ſchriftlich deſſen verſichert, „redlichſten Freunde" ſeine Briefe an meinen ſeel. Vater zurückſtellte. Statt deſſen hat es ihm jedoch beliebt, nicht einmal der Ankündigung dieſes Werkes in jener Skizze (Seite 48) zu gedenken, während er zu derſelben doch die in der Zeitſchrift Salina damals vorläufig mitgetheilten Proben daraus benutzte. (!) — Herr Geh. Hofrath Jakobs in Gotha, von dem ich, wie gewiß jeder Leſer ſeiner, im erſten Bande Seite 197 bis 343 mit ſeiner ausdrücklichen Genehmigung (ſ. pag. **IX** der Vorrede) mitgetheilten Briefe, vorzüglich ein öffentliches Wort über den Verewigten und dieſes Seinem Andenken gewidmete Werk erwarten mußte; (um ſo mehr, als er einer der wenigen älteſten ſeiner Freunde und Schüler, die Ihn überlebt haben, iſt;) hat bis jetzt dieſer Erwartung leider nicht entſprochen. Indeſſen hat er, zu meinem nicht geringen Befremden, da ich ſelbſt von ihm die freundſchaftlichſten Zuſchriften beſitze, die Briefe meines Vaters an ihn, bevor er ſie mir zum Behuf meines Werkes übermachte, ſchon Herrn Profeſſor Jakob, ohne mir das Mindeſte davon wiſſen zu laſſen, zur Benutzung bei ſeiner oberwähnten Skizze, wie ich aus derſelben erſehen habe, mitgetheilt.

Dagegen erklärte ſich der Herr Geheime Kirchenrath und Profeſſor Dr. Paulus in Heidelberg, einer der wenigen völlig uneigennützigen (ſ. deſſen Briefe im vorliegenden Bande, beſonders Seite 312, 313, 319 und 321) und darum wahrhaften Freunde des Verſtorbenen, ſchon über die Ankündigung dieſes, ſich an die Biographieen eines Schlözer, Reinhold, Fichte, Baggeſen u. A. von ihren Söhnen, anreihenden Werkes, im Juli-Heft des Jahrgangs 1832 der Zeitſchrift Heſperus, wie folgt:

„Schütz war faſt ein halbes Jahrhundert lang Unternehmer, Eigenthümer und erſter Redacteur der Allgemeinen Literatur-Zeitung, neben der ſeit ihrer Gründung ſo viele andere entſtanden, wie zum Theil auch wieder untergegangen ſind, und welche in dieſem langen Zeitraume ihres Beſtehens über anderthalb-Tauſend Mitarbeiter unter Deutſchlands Autoren gezählt hat, mit denen allen Er dadurch in literariſche Verbindung kam. Man kann alſo ſchon aus dieſem Umſtande allein auf die außerordentliche Reichhaltigkeit der ſo wichtigen und intereſſanten, als neuen Beiträge zu der (auch geheimen) Geſchichte unſerer vaterländiſchen Literatur ſeit den letzten 50 Jahren ſchließen, welche dieſe Biographie zugleich enthalten wird, ſo wie der mit ihr verbundene Briefwechſel, der in dieſer Beziehung ein noch bedeutenderer als der von Göthe und Schiller iſt, da er nicht wie dieſer bloß Gegenſtände der Aeſthetik, ſondern aller Wiſſenſchaften umfaßt. Zu einer treuen Darſtellung des Lebens und Charakters dieſes als Menſch wie Gelehrter gleich trefflichen Mannes, und einer gründlichen Entwickelung der unvergeßlich großen Verdienſte, die er ſich um die Literatur, Kritik, Philologie, Pädagogik und Kantiſche Philoſophie erworben hat, iſt aber ſein Sohn, Herr Prof. Dr. Schütz, ſowohl durch ſein vieljähriges Zuſammenleben mit ihm, wie durch ſeine eigenen literariſchen Kenntniſſe, und als ein ſchon durch mehrere geiſt- und wahrheitsvolle Charakteriſtiken (von Göthe, Klopſtock, Müllner, der Herzogin von Orleans, Frau von Stael, Louiſe Brachmann u. a. m.) rühmlichſt bekannter Schriftſteller, unſtreitig vor allen Andern berufen."

Herr Legationsrath Hennicke in Gotha, der Redacteur des Allgemeinen deutſchen Anzeigers, begleitete in Nr. 126 deſſelben vom J. 1832 eben jene Ankündigung mit folgenden Worten: „Nicht bloß den Sprachgelehrten, ſondern jedem wiſſenſchaftlich gebildeten Manne wird dieſes Werk ohnfehlbar eine ſehr willkommene Erſcheinung ſein, da Schütz ſein ganzes Leben hindurch als Sprachgelehrter, Literator, Kritiker und vielſeitig gebildeter Gelehrter auf ſein Zeitalter thätig eingewirkt hat. Möge es daher die allgemeinſte Verbreitung finden und ſeine Wirkung auf Geiſtesbildung ſegensreich fortdauern!" — und einer Seiner ausgezeichnetſten Schüler, der Herr Superintendent Dr. Henrici zu Goslar (ſ. deſſen Briefe Seite 154 u. ff.) fügte ihr in Nr. 92 des daſigen Wochenblattes v. d. J. dieſe Nachſchrift hinzu:

„Nur wenige Gelehrte haben auf die Geſtaltung der deutſchen Literatur ſo lange und ſo mächtig gewirkt, als Schütz. Nicht bloß als Sprachforſcher, ſondern hauptſächlich als Gründer der weltbe rühmten Allg. Lit. Zeitung hat er ſich unſterbliche Verdienſte um die Wiſſenſchaften erworben. Wenn die Kritik in der Allg. deutſchen Bibliothek nur mit den erſten einzelnen Funken ihres anbrechenden Lichts hervorſprühte: ſo zog ſie allbeſtrahlend und allerwärmend in der Allg. Lit. Zeitung an dem deutſchen Himmel herauf. Aber auch nur unter der Leitung eines ſolchen Herausgebers konnte ſie ſich eine ſolche weit umfaſſende Bahn brechen. Die hohe Bildung ſeines Geſchmacks, die Unbefangenheit ſeiner Anſichten, die Beweglichkeit ſeines ganzen geiſtigen Ichs, die Reichhaltigkeit und Vielſeitigkeit ſeiner Kenntniſſe, die Tiefe und Richtigkeit ſeines philoſophiſchen Blicks (worin er den Herausgeber der Allg. deutſchen Bibliothek weit übertraf) befähigten ihn in einem ſeltenen Grade, nicht bloß ein regſamer Theilhaber, ſondern im eigentlichſten Sinn ein Mitſchöpfer der höheren deutſchen Geiſtesbildung zu werden. Dieſe Eigenſchaften und ſeine Verbindungen mit mehr als anderthalb-Tauſend Gelehrten geben auch ſeinem Leben ein Intereſſe und ſeinem Wirken eine Allſeitigkeit, wie man ſie bei den meiſten Gelehrten und vorzüglich bei Katheder-Gelehrten nur ſelten antrifft. Deſto mehr Unterhaltung und zugleich deſto mehr Aufſchlüſſe über manche, vielleicht noch unenträthſelte, Erſcheinungen unſerer Literatur wird die Lebensbeſchreibung eines ſolchen Mannes gewähren, je mehr ihr Verfaſſer, ſein Sohn der Prof. Dr. Schütz, im Beſitze aller derjenigen Hülfsmittel iſt, welche zur Darſtellung ſeines vielfach bewegten Lebens nothwendig ſind, und je mehr Intereſſe die bekannte geiſtreiche Darſtellungsgabe des Lebensbeſchreibers für das Geſchichtliche ſeiner Mittheilungen verſpricht. Der Unterzeichnete, der in dem Verewigten einen ſeiner geiſtvollſten Lehrer verehrt, ergreift dieſe

Gelegenheit, um den Manen deſſelben einen Theil ſeines aufrichtigen Danks dadurch abzutragen, daß er ſich zur Sammlung der hieſigen Subſcriptionen auf die angekündigte Lebensbeſchreibung bereitwillig erklärt.“

Gleicher Weiſe äußerte ſich Herr Dr. Kraft, Director des Johanneums zu Hamburg, im dortigen unpartheiiſchen Correspondenten vom Decbr. v. J. — In einer Recenſion des erſten Bandes, welche die Berliner Haude und Spenerſche Zeitung Nr. 270 vom 18. Novbr. 1834 enthält, iſt dieſes Werk an Wichtigkeit und Reichthum ſeines Gehalts als Beitrag zur Geſchichte der Litteratur, noch über die Biographie Wolfs, aus dem, allerdings nicht zu beſtreitenden Grunde, „daß Schütz's litterariſches Wirken ein weit allgemeineres als das, bloß auf die Philologie beſchränkte, jenes berühmten Mannes war,“ geſtellt und dabei, nicht minder richtig, bemerkt worden, daß dieſe Briefſammlung nicht bloß ein wiſſenſchaftliches, ſondern ſelbſt auch politiſches Intereſſe habe, hinſichtlich ihrer mannigfaltigen Beziehungen auf die neueſte Zeitgeſchichte, beſonders ſeit dem für Preuſſen und dadurch für das ganze nördliche Europa ſo unglücklichen Schluſſe des Jahres 1806, der auch für Schütz und ſein auf den Gang der Litteratur ſo einflußreich wirkendes kritiſches Inſtitut, das traurigſte Schickſal zur Folge hatte. — Eben ſo hat ein Beurtheiler in Nr. 233 u. ff. des Berliner Freimüthigen 1834 dieſem Briefwechſel einen Vorzug vor allen andern ſeither erſchienenen ertheilt, weil er „der eines Gelehrten, von deſſen Privatleben man weniger aus ſeinen Schriften, als es bei Dichtern und Belletriſten der Fall iſt, erfährt, und zwar der eines ſolchen Gelehrten, der in den ausgebreiteſten litterariſchen Verbindungen lebte, iſt; und daher zugleich einen Schatz bisher noch ungedruckter gelehrter Bemerkungen und Notizen zur Lebensgeſchichte auch noch vieler andern ausgezeichneten Gelehrten enthalte.

Eine Recenſion in Nr. 197 — 198 des Berliner Geſellſchafters 1834, vom Herrn Profeſſor Gubitz, beginnt folgendermaaßen: „Selten mag eine Biographie ein vielſeitigeres Intereſſe darbieten, als dieſe. Denn abgeſehen von der überaus intereſſanten Perſönlichkeit dieſes Philologen, iſt allgemein bekannt, daß er der Gründer der Allgemeinen Litteraturzeitung war, und dieſes Inſtitut, welches eine Centraliſation aller damaligen Gelehrſamkeit von Bedeutung geworden, ſelbſt unter den ſchwierigſten Umſtänden aufrecht erhielt. Als Dirigent deſſelben wurde er ſelbſt ebenfalls der Mittelpunkt der damaligen Litteratur, und daher iſt auch ſein, mit dieſer Biographie zweckmäßigſt verbundener, Briefwechſel für die Geſchichte derſelben von der größten Wichtigkeit, indem Briefe überhaupt die beſten Notizen zur Kenntniß eines Mannes ſind. Zur Unternehmung dieſes Werkes aber hatte der Herausgeber unſtreitig die meiſte Berechtigung" ꝛc.

In einer Beurtheilung, welche in den Brockhauſiſchen Blättern für litterariſche Unterhaltung 1835 Nr. 2 erſchienen iſt, heißt es ebenfalls: „Die Verdienſte, welche Schütz ſich durch ſeine akademiſche und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und die Allgemeine Litteraturzeitung erwarb, ſo wie die Liebenswürdigkeit ſeines Charakters machen ſeine Biographie wünſchenswerth, und ſein Sohn war dazu vor Allen berufen, denn er kannte die Verhältniſſe ſeines Vaters bei deſſen Redaction der A. L. Z., ſo wie ſeine Familienverhältniſſe und ſocialen Verbindungen am Beſten." Von der Richtigkeit dieſes

Urtheils hat dieſer Recenſent auch gleich einen Beweis gegeben, indem er geſteht nicht zu wiſſen, daß Hr. Geh. Hofr. Jacobs ſich auch Jakobs ſchreibt, wie ich ihm durch mehrere eigenhändige Briefe deſſelben darthun kann, (auch ſein vertrauteſter Freund Schlichtegroll ſchrieb ſeinen Namen ſtets ſo; ſ. deſſen Briefe in dieſem Bande.) und daß er die, mir ſehr wohl bekannten, Herren Gierlew und Heubach, von denen ich im erſten Bande mehrere intereſſante Briefe mitgetheilt habe, nicht einmal dem Namen nach (!) kenne. Daß er aber deshalb gemeint hat, ich hätte dieſe Briefſammlung mit erklärenden Noten begleiten ſollen, zeugt bloß von ſeiner, mir allerdings ſchmeichelhaften, Ungeduld, die Erſcheinung meiner Biographie nicht erwarten zu können, da dieſe, wie ſich von ſelbſt verſteht, hierüber, wie über Alles was in jenen Briefen manchem ihrer Leſer noch dunkel ſein dürfte, die erforderlichen Aufſchlüſſe enthält.

Auch der Herr Hofrath Böttiger (von dem, als einem bekanntlich über Alles berichtenden und inſonderheit allezeit fertigen Nekrologen-Schreiber ich nach ſeinem vieljährigen freundſchaftlichen Verhältniß zu meinem Vater, — ſ. ſeine Briefe im erſten Bande — freilich mehr als eine bloße gelegentliche Bemerkung über Ihn, erwartet hätte) hat ſich in einem, „Blicke auf die Litteratur der Briefe,“ betitelten Aufſatz in Nr. 2 ſeines litterariſchen Notizenblattes zur Dresdner Abendzeitung 1835 dahin ausgeſprochen: „daß in dieſen Briefen ſeiner gelehrten Zeitgenoſſen an den ehrwürdigen Begründer der Allgemeinen Litteraturzeitung und den als Gelehrter und Menſch hochgeachteten Veteran, manche wohlgewürzte Schüſſel aufgetragen und ſowohl für die Charakteriſtik jener Männer als für die Philologie, für den welcher zu leſen verſtehe, mancher Gewinn daraus zu ziehen ſei.“ Indeſſen hat er dieſem Lob auch einen Tadel hinzugefügt, der jedoch nicht mich, ſondern nur ihn ſelbſt trifft. Er beſchuldigt mich nemlich wegen der Mittheilung ſeiner im erſten Bande enthaltenen Briefe, der „Indiscretion.“ Dieſer Vorwurf iſt aber ein ungegründeter, da ich gleich bei der erſten Ankündigung dieſes Werkes vor dritthalb Jahren, in mehreren Zeitſchriften mich öffentlich und ausdrücklich zur Zurückgabe aller Briefe von noch lebenden Verfaſſern an Jeden, der dieſelbe von mir verlangen würde, bereit erklärt, und dies nochmals in der Vorrede zum erſten Theil bemerkt habe. Dennoch hat auch bis jetzt noch nicht Einer mir ein ſolches Verlangen geäußert. Herr Hofrath Böttiger ſagt nun zwar, daß Er, der ſonſt Alles Leſende wie über Alles Schreibende, jene Erklärung nicht geleſen habe. Indeſſen hat er doch in der ſeitdem verfloſſenen langen Zeit, wenigſtens von der, während derſelben in ſo vielen öffentlichen Blättern beſprochenen, Unternehmung dieſes Werkes, gewiß Etwas gehört; und hätte er mich „ſchriftlich darüber begrüßt,“ wie es Hr. Geh. Hofr. Jakobs (ſ. erſten Band, Seite IX der Vorrede) und Er ſelbſt ja, wegen der Ankündigung einer Herausgabe des von Knebel'ſchen Briefwechſels, gegen die Erben Knebel's gethan hat; — ich würde wahrhaftig es nicht wie dieſe gemacht haben, die ihm, wie er in ſeinem Aufſatz erzählt, ſeine „mehrmals wiederholte Bitte“ um Zurückſendung ſeiner an den verewigten v. Knebel geſchriebenen Briefe, abgeſchlagen; ſondern hätte auch ihm, wie Hrn. Geh. Hofr. Jakobs, als dieſer mir deshalb ſchrieb, auf der Stelle ſeine Briefe zur eigenen Auswahl des daraus Mitzutheilenden „gewiſſenſchaft“ zurückgeſendet. Er hat mir aber überhaupt über den (ihm beſonders von mir angezeigten) Tod meines Vaters, bis auf den heutigen Tag noch keine Zeile geſchrieben, während mir doch andere Gelehrte, ſelbſt ſolche, die dem Verewigten lange nicht ſo nahe geſtanden als Er, ihre Theilnahme ſchriftlich geäußert. Und da er nun auch zu allen öffentlichen Ankündigungen und Beſprechungen dieſes Werkes, gegen mich ſchwieg; ſo mußte ich um ſo mehr glauben, daß er gegen die Aufnahme ſeiner Briefe darin nichts einzuwenden habe. Auch erklärt er ſelbſt, das er „nur zwei oder drei Stellen in ihnen getilgt und alles Uebrige mir mit Vergnügen überlaſſen haben würde.“ — Alle dem ungeachtet aber hat er mir den erwähnten Vorwurf nicht einmal bloß Seinet-, ſondern gar auch noch „andrer Lebenden“ wegen gemacht, die ich durch die Mittheilung ihrer Briefe „noch weit mehr in's dränge“ (ſoll vermuthlich in's Gedränge heißen) gebracht haben ſoll; ja er hat ſogar bedauert, nicht auch die Todten, als ein zweiter Fauſt durch die ſchwarze Kunſt des Höllenzwangs, gegen mich heran beſchwören zu können, indem er ſagt: „Auch Manche die dahin gingen quo dives Tullus et Ancus, würden mit dieſer ſchonungloſen Enthüllung ſeines“ (ſoll vermuthlich heißen ihres) „damaligen Treibens und Thuns in ſo unbehüteten Ausdrücken, ſich doch ſehr gekränkt fühlen, wenn noch“ (noch? war es denn früher der Fall?) „eine Briefpoſt dahin ſtatt fände.“ (!) — Was die Lebenden betrifft, ſo kann ich dem Herrn Hofrath verſichern, daß außer ihm ſich auch noch nicht ein Einziger gegen mich darüber: daß ich ihn durch meine Herausgabe dieſes Briefwechſels „in's Gedränge gebracht,“ beſchwert, und der Herr Hofrath ſich alſo völlig unberufen hier zu ihrem Advokaten aufgeworfen hat. In Anſehung der

Todten aber glaube ich als guter Chriſt, daß ſie ſammt Tullus und Ancus, in eine höhere und vollkommenere Welt übergegangen, und daher über Alles was noch auf dieſer niedern und Mängelvollen irdiſchen, von ihnen und über ſie gedruckt wird, erhaben ſind. Darum erkläre ich denn auch den alten abgedroſchnen Grundſatz de mortuis nil nisi bene, für einen eben ſo unchriſtlichen als ungeſchichtlichen, dem zu Folge es nicht eine einzige wahre Biographie wie überall gar keine Geſchichte geben könnte! — Herr Hofrath Böttiger hat in ſeinem Aufſatz auch noch mehrere im erſten Bande dieſes Briefwechſels befindliche Druckfehler bemerkt. Vielleicht aus Dankbarkeit dafür, daß mein Vater ihm einſt ſeine Schreibfehler („Chryſtall, Agat,“ ꝛc. ſ. erſten Band Seite 15) in ſeinen Recenſionen zur Allgemeinen Litteraturzeitung corrigirte. Hat er aber auch mit dieſer Bemerkung einen mich betreffen ſollenden Tadel ausſprechen wollen, wie es aus ſeinem Zuſatz: „gleichſam als ob eine kleine Nemeſis den Herausgeber für ſeine Unaufmerkſamkeit habe ſtrafen wollen“ hervorzugehen ſcheint; ſo hat die kleine Nemeſis ihn gleich ſelbſt für dieſe kleinliche Mäkelei beſtraft, indem ſein eigner Aufſatz von Druckfehlern, deren ein Paar ich oben ſchon bemerkt habe, wimmelt, und die nicht nur „Sinn,“ ſondern auch Namen „entſtellende“ (wie Georg Förſter und Jacob's) ſind. Daß übrigens nicht nur der erſte, ſondern auch der vorliegende zweite Band dieſes Werkes wirklich mehrere Druckfehler enthält, habe ich ſelbſt in der dieſer Vorrede angehängten Anzeige derſelben bemerkt. Sind dergleichen aber bekanntlich bei jedem Buche unvermeidlich, ſo mußte dies hier, als bei einem aus faſt 200 verſchiedenen und zum Theil ſehr ſchlechten Handſchriften (beſonders iſt die Böttigerſche eine ſolche!) zuſammengeſetzten Manuſcripte, um ſo mehr der Fall ſein. Gewiß würde deshalb dieſer Briefwechſel unter gar mancher andern Correctur (z. B. der der Abendzeitung, wie ja ſchon beſagter Aufſatz darin zeigt, der Brockhauſiſchen Blätter für Litterariſche Unterhaltung, der jetzigen Allgemeinen Litteraturzeitung ꝛc.) noch weit reicher an Druckfehlern erſchienen ſein. Die verhältnißmäßig nur wenigen die er enthält, können aber nicht einmal dem eben ſo ſorgſältigen als geſchickten Corrector zur Laſt gelegt werden, indem ſie nur aus unrichtiger Befolgung auch ſeiner letzten Correctur noch entſtanden ſind. — Doch überhaupt ſind dieſe ſogenannten „Blicke auf die Litteratur der Briefe“ äußerſt kurzſichtige, flüchtige und beſchränkte. Zumal im Verhältniß zu der kaum mehr überſehbaren (da ja faſt von allen berühmten Männern Briefe gedruckt worden ſind) Maſſe dieſer Litteratur, deren vollſtändige und charakteriſirende Darſtellung der Gegenſtand eines eben ſo großen und ſchwierigen, als neuen, intereſſanten und für die Litterar- und Gelehrten-Geſchichte, wie die Schilderung des Zeitgeiſtes in ſeinen verſchiedenen Epochen, höchſt wichtigen Werkes ſein würde. Der Menge von Briefen und Briefſammlungen des klaſſiſchen Alterthums (ſelbſt derer eines Cicero, Plinius d. j., Seneca, Sidonius ꝛc.) hat Herr Hofrath **Böttiger**, was gerade an ihm als einem ſo vorzüglichen Kenner deſſelben auffallen muß, hier gar nicht gedacht! Eben ſo wenig der lateiniſchen des Mittelalters, von Conr. Celtes, v. Hutten, Eraſmus, Horſt, Melanchthon, Lipſius, Muretus ꝛc., wie der wirklich enorm großen Anzahl der Italieniſchen, Franzöſiſchen und überhaupt aller ausländiſchen. Selbſt unter den Deutſchen aber hat er blos die von Klotz, Bahrdt, Gleim, Jacobi,

G. Forſter, Joh. v. Müller, Wieland, Göthe, Schiller und Zelter; nicht die von Luther, Leſſing, Winkelmann, Klopſtock, Gellert, Rabener, Sturz, Lavater, Lichtenberg, Garve, Reinhold, Fichte, Baggeſen, Joh. H. Voß, Wolf, Woltmann, Matthiſſon, Sophia Brun, Rahel Varnhagen von Enſe, und ſo vieler Andern angeführt. Auch der zahlreichen Streitſchriften über das Recht der Veröffentlichung ungedruckter Briefe, dergleichen beſonders in unſerem Deutſchland viele und zum Theil ſehr heftige, z. B. von Jacobi, Körte u. A., erſchienen ſind, und aus denen er ſogar Manches für ſeine Anſicht davon hätte anführen können, hat er mit keiner Sylbe erwähnt, und Alles was er über die wenigen von ihm genannten epiſtolographiſchen Werke geſagt hat, beſchränkt ſich bloß auf einige, kaum den Raum einer ſchmalen Spalte einnehmende, ſehr unbedeutende Bemerkungen. Und das nennt dieſer große Litterat: „Blicke auf die Litteratur der Briefe!“ Offenbar alſo hat er den ganzen Aufſatz nur geſchrieben, um ſich über „das Gedränge“ in das er ſich gegenwärtig durch die Bekanntmachung der „zwei oder drei Stellen“ ſeiner Briefe gebracht ſieht, zu expectoriren. Es iſt nun freilich an einem Deutſchen nicht eben ſo gar ſtreng zu tadeln, wenn er in ſolcher Beziehung eine pedantiſche, engherzige, kleinliche und kleinſtädtiſche, mit Einem Worte philiſtröſe Denkart hat, da er nicht wie der hierin wahrhaft großartig geſinnte Engländer und heutige Franzos, an eine unbeſchränkte Preßfreiheit gewöhnt iſt. Nur muß er dann dieſe Freiheit, als ein redlicher Mann, auch nicht fordern, wenn er, wie die meiſten unſerer ſogenannten Liberalen und Demagogen, die, wie manche Prediger, den Wegweiſern gleichen, welche die rechte Straße nur zeigen ohne ſie ſelber zu gehen, ſie nicht auch, und zwar zunächſt und allererſt, gegen ſeine eigene Perſon geſtatten will. Und da auch der Herr Hofrath Böttiger nun einmal jene Denkart hat, (die ich allerdings nicht habe) ſo iſt es ihm in der That mit einigen der neueſten Erſcheinungen in der „Litteratur der Briefe“ recht übel ergangen. Denn ſchon voriges Jahr beklagte er ſich in der Abendzeitung über die „Ungezogenheiten,“ welche der Schiller-, Göthe-, Zelterſche Briefwechſel gegen ihn enthalte; und nun hat er wieder über den Schütz'ſchen und v. Knebelſchen öffentliche Klage erhoben. Doch fürchte ich, daß es ihm noch öfter ſo übel und ſelbſt noch übler ergehen werde; da er, wie allgemein bekannt iſt und auch in dem ihn betreffenden Artikel des Brockhaus'ſchen Converſationslexikons (achte Auflage, zweiter Band, Seite 137) zu leſen ſteht, ſo viele Jahre hindurch eine ſo ausgebreitete Correſpondenz geführt hat. Wie viele Briefe von ihm können da noch gedruckt werden! Da er aber ein ſo gründlicher Kenner alles litterariſchen und buchhändleriſchen Treibens iſt, ſo hat er ja dies längſt vorausſehen müſſen, und es iſt alſo ſeine Schuld, wenn er nicht die Vorſicht deshalb gehabt hat, ſeine Briefe von „unbehüteten Ausdrükken,“ von „Futter für die lauernde Schadenfreude“ und dem „Flug- und Wildhafer,“ den nach ſeiner Meinung die Briefe von Schiller, Göthe und Zelter enthalten ſollen, frei zu halten. Bei ſeiner oberwähnten Denkart mußte Er dieſe Vorſicht um ſo mehr gebrauchen. Indeſſen verdenke ich es ihm keineswegs, daß er ſich über die ihm von den Knebel'ſchen Erben widerfahrene Behandlung beſchwert hat. Hiezu hat er unbeſtreitbar das vollſte Recht gehabt. Aber höchſt unrecht von ihm iſt es wieder geweſen, daß er alle Herausgeber von Briefſammlungen deßhalb der Plusmacherey beſchuldigt hat. Mir z. B. hat die Herausgabe des vorliegenden mehr Zeit und Mühe gekoſtet, als ein anderes, und auch einträglicheres, Werk, erfordert haben würde. Ich habe das vorausgewußt, und daher dieſe Arbeit wirklich nur aus Liebe zur guten Sache unternommen, indem ich überzeugt bin, damit einen der bedeutendſten Beiträge zu unſerer vaterländiſchen Litteratur- und Gelehrten-Geſchichte zu liefern, der allen künftigen Bearbeitern derſelben zu einer reichen Quelle dienen kann; wie denn ſchon den erſten Band als eine ſolche, bereits Herr Profeſſor Jakob in Schulpforte, zu ſeiner Biographie des Philologen Wolf in dem Journal „Zeitgenoſſen“ benutzt hat. Ueberhaupt aber iſt in Deutſchland leider mit eigentlich gelehrten großen Werken, zumal in (wie Herr Hofrath Böttiger ſich ſehr richtig ausdrückt) „unſerer betrübten, durch Pfennig-Litteratur gegängelten, und bloß ſcheinbare Wohlfeilheit der Vereinzelung bethörten Zeit,“ ſpottwenig zu gewinnen. Wenn es aber auf wirkliche litterariſche Plusmacherei ankommt, ſo weiß Herr Hofrath Böttiger am Beſten, daß es ungleich lucrativer iſt, Aufſätzchen für Zeitungen, Journale, Taſchenbücher ꝛc. und lobende Bücheranzeigen, welche nicht bloß von den Redacteurs, ſondern auch von den Buchhändlern (mindeſtens mit den Geſchenken ihrer Verlagsartikel) honorirt werden, zu ſchreiben; als, Jahre lange Studien und Vorarbeiten erfordernde, große wiſſenſchaftliche Werke. Daß Er ſeine ſo ſeltenen Kenntniſſe und Talente, wie nicht minder ſeltene Muße und Thätigkeit, ſolcher ephemeren Art von Schriftſtellerei ſo ausſchließlich widmet, daß (wie es im Converſationslexikon über ihn heißt) „die ſo dringenden Aufforderungen Heyne's, Wolf's, Joh. v. Müller's und ſeiner Weimariſchen Freunde an ihn:

daß er ſich ſammeln und etwas Bleibendes unternehmen möge, durchgehends erfolglos geblieben ſind;" iſt bekanntlich ſchon oft öffentlich bedauert worden. Sein Name wird als der eines der größten Polygraphen zur Nachwelt übergehen, und doch wird dieſe fragen: was hat er denn geſchrieben? — Seinen hier beſprochenen Journalartikel hat er mit der Frage geſchloſſen: „Wohin ſoll ſolche" (das Herausgeben intereſſanter Briefe berühmter Zeitgenoſſen betreffende) „rückſichtloſe Veröffentlichungsſucht führen?" Die rechte Antwort hierauf iſt die ſehr einfache: „zur Wahrheit!" Dieſe ſoll ein ächter Geſchichtſchreiber und Biograph niemals irgend Einer Rückſicht opfern, (ja nicht einmal der auf die übrigen Geſetze der hiſtoriſchen Kunſt ſelbſt, als: der Schönheit der Form ꝛc.) und wenn ihn, nicht Furchtſamkeit und Kriecherei, (denn dieſe kennt Er nicht) aber Klugheit, oder Dankbarkeit, Liebe, Freundſchaft, Pietät, und, wie Herr Böttiger ſich ausdrückt, „Discretion und fromme Scheu," nöthigen, eine, die Wahrheit beeinträchtigende, Rückſicht bei der Ausarbeitung ſeiner Werke zu nehmen; ſo wird er dies ſtets als eine Verringerung ihres Werthes beklagen. Auch ich befinde mich mit dem gegenwärtigen leider! in dieſem Falle. Denn ich ſelbſt habe, obgedachten Nöthigungen zu Folge, in den hier mitgetheilten Briefen (auch denen des Herrn Hofrath Böttiger) gar manche Stelle unterdrücken müſſen, und noch mehrere hat mein Herr Cenſor geſtrichen. Mit allen dieſen Stellen ſind nun aber auch eben ſo viele, ihre Verfaſſer charakteriſirende Züge, für den Leſer verloren gegangen! Und ich kann dies nicht anders als recht ſehr bedauern, wogegen freilich der Herr Hofrath Böttiger es zweifelsohne ſehr gut heißen wird.

Denn ſeiner Anſicht nach, ſoll man aus Briefen von Gelehrten, nur was ſie als ſolche betrifft, drucken laſſen. Den Gelehrten lernt man jedoch ſchon, und natürlich auch am Beſten, aus ſeinen Schriften kennen. Um ihn aber auch als Menſchen kennen zu lernen, iſt für jeden, der ihn nicht perſönlich gekannt, die Leſung ſeiner vertraulichen Briefe das förderlichſte Mittel, und nur um ſo mehr, je reicher ſie an „unbehüteten“ Ausdrücken ſind, da ſie dann nicht ſelten manche noch helleren Aufſchlüſſe über ihn, als ſelbſt die perſönliche Bekanntſchaft gewähren. Doch von der Kenntniß des Menſchen im Gelehrten, will Herr Böttiger eben überall Nichts wiſſen. Dies geht klar aus ſeinem ganzen Aufſatz hervor, beſonders aber da, wo er, — doch wirklich gar zu naiv! — geſagt hat: „daß, wenn man ihn hätte in den Briefen v. Knebels, vor ihrem Abdruck mehrere Stellen ſtreichen laſſen, ſo würde der Verſtorbene dadurch bei dem Publikum noch mehr an Achtung gewonnen haben.“(!) Hierauf aber kommt es einem wahren Biographen natürlich gar nicht an, ſondern im geradeſten Gegentheil darauf: daß er wie die Licht-, ſo auch die Schatten-Seiten in dem Charakter ſeines Helden möglichſt treu darſtelle. Herr Hofrath Böttiger theilt ſeinen durchaus Geſchichtswidrigen und unmännlichen Grundſatz freilich mit mehreren Schriftſtellern, z. B. dem Schaffhauſer J. G. Müller und Matthiſſon, wie in der Recenſion der Selbſtbiographie des letztern, in Nr. 133 der A. L. Z. 1833 bemerkt worden iſt. Es heißt aber daſelbſt auch ſehr richtig: daß man dann nur „keine Biographie ſchreiben müſſe, die ein wahres Bild verheißt;“ ſondern bloße Lobſalme à la Böttiger!

In der **Allgemeinen Litteratur-Zeitung** hat ihr jetziger Eigenthümer nunmehr *endlich* denn doch auch Etwas zum Andenken ihres Stifters und ihres, durch *Ihn* erlangten funfzigjährigen Beſtandes verlauten laſſen; und zwar, da er nicht ſelbſt Gelehrter und Schriftſteller, ſondern bloß Buch-*händler* iſt, vermittelſt der Feder des Herrn Profeſſor *Gruber*. S. deſſen Aufſatz in Nr. 1—3 der A. L. Z. von *dieſem* Jahre. Beide wiſſen *ſehr gut*, daß *ich*, als *Sohn* des Verewigten, *allein* im Beſitz aller Hülfsmittel bin, welche eine gründliche Darſtellung dieſes Gegenſtandes erfordert. Beide wiſſen eben ſo gut, daß ich gerade im Fache der Biographie und Kritik ſchon zahlreiche Arbeiten, welche den Beifall der competenteſten Kenner erhielten, geliefert habe. Beide ſind mit mir auch perſönlich wohl bekannt, ja der Letztere iſt mir (S. erſten Band, Seite 158 u. ff.) ſeit 27 Jahren *„innigſt befreundet;“* und überdem wohne ich mit ihnen an Einem Orte. Ich konnte, ja ich *mußte* alſo erwarten, daß ſie einen *ſolchen* Beitrag zur Allgemeinen Litteraturzeitung, den ſie, ſowohl aus eigener Achtung für dieſes berühmte Inſtitut, als aus ihrer, ſo oft verſicherten Freundſchaft und Verehrung für deſſen *Begründer* und faſt funfzig Jahre hindurch auch *Erhalter*, nicht anders als möglichſt gründlich verlangen konnten, zunächſt von *mir* wünſchen würden. Weder der Eine noch der Andere aber, hat mir dieſen Wunſch geäußert; ja der Erſtere, obwohl er einer unſerer bedeutendſten Sortiments- wie Verlagshändler iſt, hat ſich nicht einmal für *dieſes Werk* (deſſen *Verlag*, ein, meinem Vater ſo *wahrhaft* befreundeter Buchhändler wie der ſeel. *Göſchen* war, zumal als dermaliger Beſitzer Seiner Allgemeinen Litteraturzeitung, ſich nicht würde haben nehmen laſſen) nur in ſo weit intereſſirt, daß er ſich auch nur für Ein Exemplar deſſelben unterzeichnet hätte, während doch mehrere Beſtellungen darauf von andern Buchhandlungen durch die ſeinige mir zugekommen ſind!

Ich forderte daher (wie ich ſchon am Schluſſe meiner Vorrede zum erſten Band bemerkt habe) ſelbſt den Herrn Profeſſor Gruber, als einen der acht Redacteurs der Allgemeinen Litteraturzeitung, mit denen ihr jetziger Eigenthümer bekanntlich die Stelle des Einen Schütz beſetzt hat, wie als meines Vaters und meinen eigenen vieljährigen inbrünſtigen Freund, der mich „zwiefach an ſein Herz geſchloſſen" und mir „mit aller Innigkeit reinſter Freundſchaft, die heilige Freundſchaft bis in den Tod geſchworen," (ſ. erſten Band, Seite 158) zu einer ſolchen Denkſchrift in der Allgemeinen Litteraturzeitung auf; und zwar zugleich mit der bereitwilligſten Anerbietung aller in meinem Beſitz befindlichen Hülfsmittel dazu. Er verſprach mir dieſe auch, unter den rührendſten Ausdrücken von „ewiger Pietät, Freundſchaft, Dankbarkeit" u. ſ. w. und ſogar mit der Betheuerung, daß er ſie ſchon zum nächſten Geburtstag (19. Mai) des (am 7. Mai 1832) Verſtorbenen in der Allgemeinen Litteraturzeitung erſcheinen laſſen werde. Statt derſelben erſchien jedoch eine bloße, nur mit größeren Lettern als gewöhnlich gedruckte, Todesanzeige. Seitdem mahnte ich ihn nun oft und freundſchaftlichſt um die Erfüllung ſeines Verſprechens. Er verhieß ſie mir auch eben ſo oft, mündlich und ſchriftlich, indem er mich zugleich um mehrere Materialien dazu bat, die ich ihm auch ſofort mittheilte; ohne jedoch ſein Wort zu halten! Endlich gelobte er ſie mir zum nächſten Todestag meines Vaters, (7. Mai 1833) wobei er mir denn auch die, indeſſen erſchienene Ankündigung dieſes Werkes, mit deſſen Unternehmung und Plan ich ihn ſchon früher bekannt gemacht hatte, beſtens empfehlen zu wollen, verſicherte. Doch auch da hielt er ſein Wort nicht! und ich ſah mich daher nunmehr genöthigt, mir, zum Behuf des letzteren, die ihm anvertrauten Materialien von ihm wieder zurückzuerbitten, die ich aber gleichfalls erſt nach wiederholter Mahnung erhielt. Auch das ganze Jahr 1834 ließ Herr Profeſſor Gruber verfließen, ohne ſich um die Erfüllung ſeines Verſprechens nur im Allermindeſten zu bekümmern! Aber auch von der im vorigen Jahre erfolgten Erſcheinung des erſten Bandes dieſes Werkes nahm er keine weitere Notiz als die, daß er nicht bei mir, ſondern bei dem Herrn Cenſor deſſelben, gegen den Abdruck ſeiner an mich geſchriebenen Briefe, die mit denen an meinen Vater in Zuſammenhang ſtehen, proteſtirte, was mich um ſo mehr befremden mußte, als ich, wie ſchon geſagt, ihn gleich Anfangs von dem Plane dieſes Werkes unterrichtet hatte; er damals ſich nicht wider die Mitaufnahme ſeiner Briefe darin gegen mich erklärte, und nun er, ſo lange erſt hinterdrein, doch etwas dawider einzuwenden fand, ſich deshalb ja nur an mich ſelbſt hätte zu wenden brauchen. Aber auch den nun endlich von ihm in der Allgemeinen Litteraturzeitung erſchienenen, ſie und ihren Stifter betreffenden Aufſatz, hat er, ohne mir (aus Eigendünkel oder böſem Willen?) das Geringſte davon vorher wiſſen zu laſſen, geſchweige denn mich dabei zu Rathe zu ziehen, verfaſſt und in Druck gegeben. — Habeat sibi!

Wäre gleich nach dem Tode des berühmten Begründers, und faſt ein halbes Jahrhundert hindurch auch Leiters der Allgemeinen Litteraturzeitung, oder wenigſtens doch zu dem wirklichen Zeitpunkt ihres goldenen Jubiläums, in ihr ein gründliches, geiſtreiches, kraftvolles und deshalb auch Senſation erregendes Programm über die, ſo ungemein intereſſante, Geſchichte dieſes Inſtituts und des Lebens ſeines Begründers erſchienen; ſo würde dies ein Beider würdiges Denkmal geweſen ſein. Der beſagte Aufſatz des Herrn Profeſſor Gruber aber iſt nicht nur recht eigentlich post festum gekommen, ſondern auch, obwohl er ihn ſchon ſeit 3 Jahren verſprochen hat, ein ſehr oberflächlicher, lückenhafter und (wie ſchon der Berliner Geſellſchafter, Nr. 59 v. d. J. bemerkt hat) der Berichtigung bedürftiger. Zum Beweiſe deſſen führe ich hier nur Folgendes an:

Den Anfang ſeines Aufſatzes hat Hr. Prof. Gruber mit einer Liſte gemacht, welche die Namen aller bis jetzt verſtorbenen Mitarbeiter der Allgemeinen Litteraturzeitung enthalten ſoll. Hierin fehlen aber nicht weniger als folgende 90: Anſchütz, Batſch, Beck, Becker, Behrends, Bieſter, Blau, Brüggemann, Buſſe, Camerer, Catel, Cellarius, Corrodi, Delbrück, Eſchenbach, Emperius, Eyring, Feder, v. Göthe, Garve, Gürwell, Grimm, Haage, Haſelberg, Heindorf, Helwig, v. Hellwig, v. Hendrich, Henke, v. Hoffmann, Huth, Jäger, Ideler, Klingemann, Kühne, Langbein, Lange (in Roſtock), Langermann, Leiſte, Lenſer, Löffler, Ludwig, Manſo, Marſh, Meiſter, Metternich, Münter, v. Murr, Nemnich, Neubeck, Ortlof, Pelzel, Rahn, v. Retzer, Riedel, Reus, Rüdiger, Scherf, v. Schlippenbach, Schmalz, Schmidt (in Gießen), Chriſtian Gottfried Schütz, Fr. Schulz, Schreyvogel, Schwager, Schwarz, Seyffer, Seyffert, Siebert, Siegmann, Sickler d. ä. Seymann, Späth, Storch, Stuve, Süvern, Ther larius, Lode, Uhden, Völkel, Vogel, Nic. Vogt, Voß (in Halle), Wächter, Weinhold, Werkmeiſter, Werner (der Dichter), Werthes, Wieland und Wolf! — Eine gar zu auffallende Nachläſſigkeit von Hrn. Prof. Gruber iſt es doch, daß er auch Göthe, Wieland und Wolf, ja ſogar den Stifter der Allgemeinen Litteraturzeitung ſelbſt, in ſeiner Liſte nicht mit aufgeführt hat! — Hienächſt rühmt er nun mit ein Paar Worten Schütz'es Verdienſte um die Allgemeine Litteraturzeitung und daß derſelbe „nach 48 Jahren noch, die regſte Theilnahme dafür bewieß." Da Schütz am 7. Mai des Jahres 1832 geſtorben iſt, ſo hat Hr. Prof. Gruber durch dieſe Stelle ſelbſt zugegeben, daß ſchon mit dem Jahre 1834 das funfzigſte der Allgemeinen Litteraturzeitung begann. Gleichwohl läugnet er aber dies gleich darauf, indem er ſagt: „daß man eine Mittheilung über das Leben und Wirken des verehrten Abgeſchiedenen, wie man es vorzugsweiſe in der Allgemeinen Litteraturzeitung als eine Pflicht der Pietät zu erwarten berechtigt war," (ja wohl! aber eben darum ſchon im Jahre 1832, 1833 oder doch wenigſtens 1834!) „ſich bis jetzt habe vorbehalten müſſen." (!!) — (Kein Menſch muß müſſen, ſagt Leſſing; dieſes Müſſen iſt aber von allem Müſſen gewiß das ungezwungenſte.) „Denn," fährt er fort, „jetzt erſt ſei der dazu geeignete, von Schütz ſelbſt erſehnte, Zeitpunkt eingetreten." Am Schluſſe ſeines Aufſatzes ſagt er aber ſelbſt, daß Schütz dieſen Zeitpunkt (des 50jährigen Jubiläums ſeiner Allgemeinen Litteraturzeitung) ſchon in das Jahr 1834, wie auch ganz richtig iſt, und Er dies doch wohl auch am Beſten wiſſen mußte, geſetzt habe. Das Allerſpaßhafteſte aber iſt, daß Hr. Prof. Gruber ſelbſt in der Allgemeinen Litteraturzeitung vom Jahre 1833 (ſ. Nr. 97 des Intelligenzblattes v. 1833) ausdrücklich geſagt hat: „Mit dem Beginn des nächſten Jahres (1834) iſt ein halbes Jahrhundert verfloſſen ſeit der Begründung der Allgemeinen Litteraturzeitung!“ und mithin nach dieſer ſeiner eigenen Verſicherung, das 50jährige Jubiläum der Allgemeinen Litteraturzeitung gar ſchon im Jahre 1833 ſtattgefunden haben müßte! Man ſieht alſo, daß es lauter kahle Entſchuldigungen ſind, mit denen er ſich hier wegen der ſo langen Verſpätung ſeiner Vollziehung jener „Pflicht der Pietät“ gegen ſeinen „väterlichen Freund“ zu rechtfertigen ſucht.

Er ſagt nun ferner, „daß es ſich für ſeinen Aufſatz glücklich getroffen habe, daß er nun mehr dabei den indeß erſchienenen Artikel über Schütz in den Zeitgenoſſen und erſten Band dieſes Werkes habe benutzen können.“ Dabei bedauert er aber auch, (ſehr naiv!) daß er nicht auch ſchon meine Biographie (die er dann freilich hätte bloß zu excerpiren brauchen) benutzen konnte; und iſt deshalb ſo ungehalten, daß er den Titel meines Werkes tadelt, weil auf ihm die Letztere dem Briefwechſel vorangeſtellt iſt; obſchon er doch auch wieder zugeſteht, daß es ſehr zweckmäßig von mir geweſen ſei, dieſen vorangeſchickt zu haben. Gegen den Titel ſeines Aufſatzes iſt freilich nichts einzuwenden, weil derſelbe gar keinen hat, ſondern ein eben ſo unbetitelter wie unbemittelter iſt. Auch tadelt er es, daß ich in meiner Vorrede den Bericht in den Zeitgenoſſen „einen dürftigen und in vielen Stücken auch falſchen“ genannt habe. Es ſteht aber daſelbſt pag. VI nicht „in vielen Stücken,“ ſondern „in vielen Stellen“ deutlich gedruckt zu leſen; und dies werde ich dem Verfaſſer Hrn. Prof. Jakob, im folgenden Bande dieſes Werkes, ja zum Theil ſchon hier, auch beweiſen. Zudem habe ich jenes, wie Hr. Prof. Gruber meint, „zu harte Urtheil,“ nur in Beziehung auf den biographiſchen Inhalt jenes Berichts, nicht auf das Raiſonnement des Verfaſſers über Schütz als Gelehrten, ausgeſprochen. Wer aber Seine Biographie und Charakteriſtik ſchreiben will, ohne mich, der ich allein im Beſitz aller dazu erforderlichen Hülfsmittel bin, dabei zu Rathe zu ziehen, der wird, wie die Hrn. Prof. Jakob und Gruber, denen es zu ihrem Schaden (wie ſie ſchon voraus wiſſen mußten) beliebt hat, mich auch nicht mit einer Sylbe deshalb zu befragen, immer nur etwas ſehr Mangelhaftes liefern. Hr. Prof. Gruber ſagt ſelbſt, „daß ich den Verewigten gekannt und beobachtet habe, wie kein Anderer, und als der alleinige Erbe des geſammten väterlichen Nachlaſſes, eine Menge von Briefen und anderen Schriften erhalten habe, welche viele, ſehr ſchätzbare, reiche, detaillirte und authentiſche Nachrichten über Sein Leben und Seinen Charakter, von ſeinen nächſten Verwandten und Freunden, wie von ihm ſelbſt enthalten,“ und er bedauert deshalb um ſo mehr, daß meine Biographie noch nicht erſchienen, und er ſie mithin bei dieſem Aufſatz auch nicht habe benutzen können. „Da er nun aber,“ fügt er hinzu, „derſelben jetzt doch entbehren müſſe; ſo bleibe ihm Nichts übrig (!) als vorſichtig den Bericht in den Zeitgenoſſen zu benutzen.“ — Dieſe Aeußerung iſt denn doch wirklich eine garzu — ſeltſame! Denn Einmal hat er dadurch geradezu ſelbſt bekannt, daß Er von dem Gegenſtande eines ſolchen Aufſatzes gar keine Kenntniß hat, und ihn alſo, aus Achtung für ſeinen „väterlichen“ Freund wie für die Leſer der Allg. Lit. Zeit. auch nicht ſelbſt, (da er doch wohl nicht dazu gezwungen worden iſt) hätte übernehmen, ſondern einem der Sache kundigen

Schriftſteller überlaſſen ſollen. Und ſodann: Blieb ihm denn, wenn er ihn nun dennoch durchaus *ſelbſt* ſchreiben wollte, nicht gerade das *Beſte* dabei noch übrig? Nemlich: ſich an *mich* zu wenden? Zumal da ich *ſelbſt* ja, ihn zu einer ſolchen Denkſchrift aufgefordert, ſo oft um dieſelbe gemahnt, und ihm auch meine Bereitwilligkeit ihn dabei mit meinen Hülfsmitteln zu unterſtützen, nicht nur freundſchaftlichſt verſichert, ſondern bereits auch *bewieſen* hatte! — Demungeachtet ſagt er ferner: „daß er ſich alſo vorbehalten müſſe“ (*noch* einmal: „*vorbehalten*“ und noch einmal: „*müſſe!*“ und abermals ohne daß ſich weder das Eine noch das Andre begreifen läßt!) „nach Erſcheinung des *Schütz*'ſchen Werkes, welches nicht anders als reichhaltiger,“ (bloß um mindeſtens 30 in Med. Octav gedruckte Bogen!) „tiefer und Irrthumfreier ſein könne; Alles getreulich zu *berichtigen* worin er geirrt haben könnte.“ (*Dazu* hätte er ja *mich* nur fragen dürfen). „Deſſen,“ fährt er fort, „werde gewiß nicht wenig ſein“ (ſehr richtig!) „was er alsdann“ (vermuthlich wieder nach dritthalb Jahren erſt!) „ſeinen jetzigen Andeutungen hinzuzufügen ſich freuen werde.“ (Dieſe Freude konnte er ſich ja, durch Anfragen bei *mir*, jetzt gleich machen). „Denn von einem Manne wie unſer *Schütz* war, ſpreche man ja nicht bloß Einmal.“ — Nun, bis jetzt hat er über dieſen Mann doch erſt bloß Einmal geſprochen, und zwar erſt nach dritthalb ſeit ſeinem Tode verfloſſenen Jahren!

Der Hr. Prof. *Gruber* giebt nun alſo den Leſern der Allgemeinen Litteraturzeitung eine Skizze von der Prof. Jakob'ſchen Skizze zum Beſten, die aber *noch* ſkizzirter iſt, als die ſchon einmal davon gemachte Skizze, welche im Voigt'ſchen Nekrolog enthalten iſt. Von einer „vorſichtigen“ Benutzung des

Jakob'ſchen Aufſatzes habe ich jedoch darin weiter Nichts verſpürt, als daß er den Fehler in Letzterem: „Schütz'es Gattin ſei eine Tochter des" (kinderleſen!) „Danovius geweſen," durch: „Schweſter" ganz richtig verbeſſert hat. Von allen den vielen übrigen aber hat er auch nicht Einen bemerkt, nicht einmal den, überaus ſpaßhaften, Seite 12, wo Hr. Prof. Jakob die Litteratur mit, gar nicht exiſtirenden, Briefen zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion von — Rouſſeau (!!) und ſogar auch einer Ueberſetzung davon, die Danovius geſchrieben und Schütz herausgegeben haben ſoll, bereichert hat. Nicht Briefe von Rouſſeau, ſondern die, ſeinen Anſichten von der chriſtlichen Religion völlig entgegengeſetzten Lettres sur l'état du Christianisme, par J. A. Roustan, (à Londres 1768) und deſſen Reponse aux difficultés d'un Theiste (ibid. 1771) ſind es, die unter jenem Titel von Danovius überſetzt und von Schütz herausgegeben, zu Halle (nicht Jena, wie Hr. Prof. Jakob ſagt) 1783 erſchienen ſind!

Mehreres Unrichtige in dem Jakob'ſchen Aufſatze hat Hr. Prof. Gruber in dem ſeinigen nachgeſchrieben und noch andres ſelbſt hinzugefügt. So iſt es nicht wahr: daß „von Stroth der erſte Gedanke zur Allgemeinen Litteraturzeitung hergerührt," (dieſer rieth vielmehr davon ab, ſ. ſeinen Brief in dieſem Bande) daß „Göthe nie mitwirkenden Antheil daran genommen," daß „Schütz wegen ſeines Mißverhältniſſes mit ihm, Jena zu verlaſſen ſich entſchloſſen habe," daß „Bertuch ſchon 1807 von der Verbindung mit Schütz zurückgetreten," daß „Schütz durch die Mühe, die Buchhalterei bei der Allgemeinen Litteraturzeitung ſelbſt übernehmen zu müſſen, zum Verkauf derſelben an den Buchhändler Schwetſchke beſtimmt worden ſei." ꝛc. — Die Verdienſte, welche

Schütz als Lehrer und Schriftſteller, ſich nicht bloß um die Philologie und Pädagogik, ſondern auch um die Aeſthetik, Encyklopädie und Litteraturgeſchichte erworben, hat Hr. Prof. Gruber faſt gar nicht berührt; ſeine Schriften nur ſehr unvollſtändig angeführt; von ſeiner langen Leitung des philologiſchen Seminars zu Halle gar nichts geſagt; und über die, ein halbes Jahrhundert umfaſſende, ſo überaus reichhaltige, intereſſante und denkwürdige Geſchichte der Allgemeinen Litteraturzeitung, die er doch gerade in der Allgemeinen Litteraturzeitung und zu ihrer 50jährigen Jubelfeier, vornehmlich hätte beleuchten ſollen; iſt er ſo flüchtig hinweggegangen, daß ich vollkommen darauf anwenden könnte, was Luther von der Schriftkenntniß ſeines berüchtigten Gegners des Dr. Eck ſagte: „er laufe über die Schrift obenhin, wie eine Waſſerſpinne über das Waſſer!“

Am Schluſſe ſeines Aufſatzes ſagt Herr Profeſſor Gruber noch ſelbſt, was ich ſchon in meiner Vorrede zum erſten Bande dieſes Werkes bemerkt habe: daß der Verewigte „mit einer wahrhaft liebenden Sehnſucht in die Idee von der“ (ihm bereits ſo nahen) „Jubelfeier des Inſtitutes, deſſen Begründer er geweſen, und das Sein ausdauernder Muth in der ungünſtigſten Zeit nicht ohne“ (die größten) „Opfer vor dem Untergang gerettet, und durch welches er ſo viel und kräftig auf ſein Zeitalter gewirkt hatte, ſich verlieren konnte; daß er ſeine letzten Tage unter ununterbrochnen Phantaſieen, die ſich alle auf dieſe von ihm ſo ſehnlich herbei gewünſchte Jubelfeier der Allgemeinen Litteraturzeitung bezogen, zugebracht habe, und daß er mit dem Gedanken an ſie, von dem Leben geſchieden ſei!“

Und doch hat Herr Prof. Gruber alle meine Bitten wie ſeine Verſprechungen: den Tag dieſes

Feſtes, den ſein „väterlicher Freund“ leider! nicht mehr erlebte, durch eine, Seiner und Seines größten Werkes würdige Denkſchrift in der A. L. Z. zu feiern, unerfüllt gelaſſen! — Völlig unbegreiflich aber iſt mir die Nachſchrift, die er ſeinem Aufſatz noch hinzugefügt hat, indem er darin ſagt: daß er aus Furcht vor „der gewaltigen Maſſe ſchwarzer Galle, mit der ich in meiner Vorrede zum erſten Bande dieſes Werkes ihn überſchüttet hätte (!), bedenklich habe ſein müſſen, mehr über den Verewigten zu ſagen.“ — Er kennt mich doch gewiß zu gut, um nicht zu wiſſen (wie er mir dies ja auch ſo oft mündlich und ſchriftlich bezeugt hat) daß von dieſem „Beſten was der Menſch hat,“ wie Leſſing die Galle nennt, mir nur blutwenig, und in ſchwarzer Couleur vollends gar nichts von der Allmutter Natur zu Theil geworden iſt. Und wie könnte Jemand, der nicht ſchwarz ſieht, auch nur die mindeſte Spur davon in jener Vorrede erblicken, in der ich vielmehr noch ſo galant gegen Hrn. Prof. Gruber geweſen bin, ihn zu den berühmteſten Philologen zu zählen? Mehrerer Beweiſe von wahrer Freundſchaft, die ich ihm auch ſeit dem Tode meines Vaters gegeben habe, hier nicht zu gedenken. Dennoch ſagt er weiter: „Es werde dies keinen Einfluß auf ſein Urtheil über mein Werk haben, wie er auch in ſeinem jetzigen Aufſatze die größte Diſcretion beobachtet habe.“ Dieſe aber verlange ich gar nicht, wie er ebenfalls ſehr wohl weiß, ſondern bloß Wahrheit! Ferner ſagt er: „meine Vorrede habe mit ſeiner Bewilligung, ſo wie ſie iſt, das Imprimatur erhalten.“ Dies iſt aber nicht wahr, denn auch in ihr, wie in ſeinen Briefen, hat der Herr Cenſor Mehreres geſtrichen. Ferner wirft er mir vor: „daß ich ſeine an mich geſchriebenen Briefe hätte abdrucken laſſen ohne ihn darum zu befragen." Dies iſt aber auch nicht wahr, denn ich habe nur Einen, und dieſen mit ſeiner Bewilligung abdrucken laſſen, alle übrigen aber, wie ich ſchon in meiner Vorrede zum erſten Bande Seite X bemerkt habe, ſogleich zurückbehalten, als er gegen die Erſcheinung derſelben proteſtirte. Dieſen Proteſt äuſſerte er jedoch, was mir ebenfalls unbegreiflich iſt, nicht mir ſelbſt, ſondern dem Herrn Cenſor, und erſt während dem Drucke jenes erſten Bandes, da ich ihn doch bereits ſeit dritthalb Jahren von dem Plane dieſes Werkes unterrichtet hatte! — Demungeachtet hat er beſagte Nachſchrift mit den Worten geſchloſſen: „Ob Herr Profeſſor Schütz ein Recht hatte, und ob es ein Beweis von Freundſchaft war, meine ſeit 30 Jahren an ihn, den Freund, nicht für das Publikum geſchriebenen Briefe, ohne mich darum zu befragen, abdrucken zu laſſen" (was ich, wie geſagt, gar nicht gethan habe) „darüber entſcheide jeder Rechtliche." — Ich aber ſchließe hier dieſe Vorrede wie folgt: Ob Herr Profeſſor Gruber klug handelte, und ob es ein Beweis von Achtung für die Leſer der A. L. Z. und für die gute Sache, wie von Pietät gegen meinen Vater und von Freundſchaft für mich war, einen ſolchen Aufſatz abdrucken zu laſſen, ohne mich darum zu befragen; darüber entſcheide jeder Freund der Wahrheit!

Halle, am 1. April 1835.

Schütz.

Auswahl

aus

Schütz'es litterariſchem Briefwechſel.

Zweyter Theil.

Aus Briefen von andern Gelehrten und Dichtern.

„Wir meinen *auch*: daß in der That in den neueren *Brieſſammlungen*, an denen unſere Literatur jetzt ſehr reich wird, eine *Bereicherung unſerer Literatur* liegt, und theilen *keinesweges* die Anſicht einzelner (philiſtröſer) Kritiker, die über die Erwähnung rein menſchlicher Zuſtände und Gewohnheiten vornehm die Naſe rümpfen und wünſchen, daß ſolche Stellen *ungedruckt* geblieben wären.“

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jahrg. 1834. Nro. 171. Seite 147.

[illegible]

v. Alxinger.

Wien, 7. Oct. 1792.

Verehrungswürdigſter Herr und Freund! Ein Paar Tage die ich auf dem Lande zubrachte, ſind Urſache, daß ich Ihren werthen Brief vom 21. Sept. nicht mit der erſten Poſt beantwortete. Die Geſchichte, welche Sie zu wiſſen begierig ſind, iſt folgende. **Ein Menſch**, deſſen Namen man mir nicht nannte, vielleicht nicht einmal weiß, ſchrieb im Krammeriſchen Caffeehauſe (einem der beſuchteſten Caffeehäuſer, beſonders von politiſchen Klüglern) eine Stelle aus dem Intelligenz-Blatte heraus. Es war aus N. 62. vom 2. Junius 1792 und betraf die Ankündigung des Taſchenbuches der Franken von Rabaut de St. Etienne. Ein Spion der geheimen Polizey brachte dieſe für das Wohl der Oeſterreichiſchen Monarchie ſo höchſt wichtige Nachricht S. Exc. dem Grafen von Sommer als Regierungspräſidenten, dieſer vor den Thron. Der Kaiſer ließ es zur Unterſuchung der Hofkanzelley anſtellen. Hier erklärten ſich die meiſten Hofräthe wider das Verbot der A. L. Z., beſonders Hr. v. Greiner. Sogar der Referent, Hr. v. Birkenſtock, der zwar nicht aus Grundſätzen, aber doch ex timore servili wacker darauf los verbietet, der ſo gar war wider das Verbot und ſo blieb es denn beym Alten. Indeſſen hat man doch einem Cenſor aufgetragen, ſorgfältig zu wachen, ne quid detrimenti capiat respublica. In jedem Falle aber, ſelbſt im ärgſten, würde nur ein beſtimmtes Blatt, nicht die ganze Zeitung verboten werden. Sie können alſo ruhig ſeyn und ſich darauf verlaſſen, daß ich Ihnen als ein wahrer Freund von Allem Nachricht gebe, was vorgehet. Ich leiſte zugleich meinem Vaterlande einen Dienſt, dem ein ſolches Verbot vor ganz Deutſchland Schande machte. Doch erwarte ich von Ihnen, daß Sie mich nicht compromittiren. Ich habe mir durch meinen Eifer für Wahrheit und Aufklärung Feinde genug gemacht. Unſer Kaiſer hat den beſten Willen und das redlichſte Herz und verdient die allgemeine Liebe; auch beſitzt er ſie. Aber manche ἀκέφαλοι rings um ihn treiben dummes Zeug, welches wohl in der ganzen Welt mehr oder weniger der Fall iſt.

Ob Hoffmann, einer der verächtlichſten Menſchen, Antheil am Verbote hat, weiß ich nicht. Ich glaube kaum; denn es fehlte ihm vermuthlich an Gelegenheit dazu. Der einzige Fall, daß er das Böſe ungethan läßt. Ich muß Ihnen doch ſeine Geſchichte und den Antheil, den ich an ſeinem Schickſale habe, in Kürze erzählen. Seine vorigen Schriften, beſonders die ſogenannten Prediger-Kritiken kennen Sie. Hierdurch empfahl er ſich allen ehrlichen Leuten, die ſeinen Eifer aufzuklären für baar Geld nahmen und ſo erhielt er den Lehrſtuhl der deutſchen Literatur in Ofen. Als ein Nebenverdienſt gab er einen Polizey-Spion ab und in dieſer Eigenſchaft lernte ihn Leopold kennen. Durch ſeine ſclaviſche Denkart und durch die Brochüren Babel und Ninive empfahl er ſich dem Monarchen, der bey ſo vielen vortrefflichen Eigenſchaften die ſchlimme hatte, höchſt argwöhniſch, furchtſam und ein Freund der Spione zu ſeyn. Nun gab er ſeine Monatsſchrift heraus, die, zur Ehre meiner ehrlichen Landesleute ſey es geſagt! die höchſte Indignation erweckte. Da er freien Zutritt zum Kaiſer hatte und dieſe Gnade zur Verſchwärzung und Verdächtigmachung mehrerer Menſchen mißbrauchte: ſo wagte es Niemand, ſeine Indignation laut werden zu laſſen. Ich dachte, daß meine Unabhängigkeit mir eine höhere Pflicht auflege und ſchrieb das erſte Stück des Antihoffmann. Es war cenſirt und beym Drucken, als eine Brochüre von Huber wider ihn erſchien, die freilich nicht nach allen Regeln der Klugheit abgemeſſen aber von der Cenſur erlaubt war. Ungehindert dieſer Erlaubniß ließ Kaiſer Leopold den unglücklichen Huber von der Audienz mit dem Bedeuten wegweiſen: Er gebe gedungenen Pasquillanten kein Gehör. Dieſe Scene fiel Freytags Abends vor, wurde aber an eben dieſem Abend in der ganzen Stadt bekannt gemacht, beſonders im Krammeriſchen Caffeehauſe, wo ich Billard zu ſpielen pflege. Den andern Tag ſtand die ſaubere Geſchichte ſchon in einem von Hoffmann herausgegebenen Tagblatte: Die Bürger-Chronik, und dieſes Blatt wurde in die Stahliſche Handlung geſchickt, wo Nachmittag mein Antihoffmann ſollte angekündigt und ausgegeben werden. Sie hofften hierdurch mich abzuſchrecken, hätten mich aber nur noch mehr angefeuert, wenn es noch einer Anfeuerung bedurft hätte. Um 6 Uhr wurde mein Antihoffmann ausgegeben und der Lärm nahm mit jeder Viertelſtunde zu. Man raufte ſich hernach um ein Exemplar. Auch der Kaiſer ließ öffentlich eines durch einen Leiblacken holen und obgleich die im Antihoffmann vertheidigten Grundſätze nicht die ſeinigen waren, ſo äußerte er ſich doch auf eine ſehr billige und gnädige Weiſe. Wider Alxingern habe ich nichts. Er hat beſcheiden geſchrieben. Das habe ich auch und bin nie der dem Monarchen ſchuldigen Verehrung zu nahe getreten. Meine Schrift erhielt den ungetheilteſten Beifall; nicht daß ſie eben ein Hexenwerk wäre, aber weil ein redliches Gemüth daraus hervorblickt, das die Wahrheit auch mit einiger Gefahr zu ſagen bereit iſt; und hierauf bin ich mehr ſtolz als auf meine geringen Talente, wovon ich mir ohnehin nur die Ausbildung derſelben zum Verdienſte anrechnen kann.

Da Hoffmann wider Hubern in ſeinem Collegio declamirt hatte, ſo erwartete man ein Gleiches nach der Erſcheinung des Antihoffmanns und einige hundert Perſonen von allen Ständen verſammelten ſich in ſeinem Hörſaale. Er ſagte zwar nichts von der Materie, die man erwartete, aber anderes dummes Zeug, ſo daß er öffentlich ausgelacht und ausgeziſcht wurde. Nun lief er wüthend zum Kaiſer und ſpiegelte ihm die nächſte Gefahr einer Revolution vor, ſagte, man verfolge ihn, weil ihm der Kaiſer wohl will, und man fange hier eben ſo wie in Löwen an. Der Kaiſer war ſorgfältig und frank genug, ihm zu glauben, ja wollte anfangs gar ſelbſt auf die Univerſität. Endlich begnügte er ſich auf das Zureden des Freyherrn v. Martini, den Rector Magnificus Hrn. v. Tobenz in das Hoffmanniſche Collegium zu ſchicken. Dieſer war gezwungen, dem Hrn. Profeſſor öffentlich aufzutragen, daß er in ſeiner Materie fortfahre, denn er wollte den Zuhörern, die ihn einiger Albernheiten wegen auslachten, Grobheiten ſagen. Nach dem Collegium beſchwerten ſich viele Schüler über ihn, welche der Rector Magnificus anhörte und zu unterſtützen verſprach, wenn ihre Klagen gerecht würden gefunden werden. So ſtanden die Sachen, als der Kaiſer ſtarb und unſer jetziger Monarch ihn von dem Lehrſtuhle und jedem Amte entfernte. Er ziehet einen Jubilationsgehalt von 1000 Fl., hat aber gar nichts zu thun, und

Gottlob! auch keinen Einfluß mehr, wenigſtens nicht auf den Thron ſelbſt. Indeſſen kratzt er doch wie ein ausgeſperrter Hund an der Thüre ſich noch immer die Pfoten wund. Jüngſt verklagte er mich bey dem Kaiſer, ich ſey ein Jacobiner und bat, meine Biographie Leopolds, (die in der deutſchen Monatsſchr. wiewohl voll Druckfehler ſtehet) widerlegen und eine andere ſchreiben zu dürfen. Das kann ich Ihnen nicht verwehren, antwortete der Kaiſer, doch rathe ich Ihnen, es mit Beſcheidenheit zu thun.

Den Antihoffmann und mein neueſtes poetiſches Product Numa Pompilius wird Ihnen in wenig Tagen Hr. Kalmann einhändigen. Und nun ehe ich ſchließe, noch eine Antwort auf Ihre Frage: An wen Sie ſich wenden ſollen? Jetzt an Niemand. Sollte es einen zweyten Sturm abſetzen, ſo werde ich es gewiß bey Zeiten erfahren, und Ihnen ſammt der Nachricht auch meinen Rath ertheilen, der gewiß aus einem redlichen, Ihnen ganz ergebenen Herzen kommt.

Wie vieles hätte ich Ihnen noch zu ſagen; doch theils fehlt es mir ſelbſt an Zeit, theils habe ich zu viel Hochachtung für die Ihrige, um mehr hinzuzuſetzen, als daß ich ewig mit wahrer Verehrung bin Ew. u. ſ. w.

Noch etwas. Mir wurde ſchon längſt Adhim zur Recenſion zugetheilt. Legen Sie ihn alſo den übrigen Büchern bey, wenn Sie keine andere Verfügung damit getroffen haben. Auch über Bürgers Gedichte, die neue Auflage, wünſchte ich ein Urtheil zu ſagen. Mit der letzten Recenſion in der A. L. Z. bin ich nicht ganz zufrieden. Obgleich der Recenſent (Schiller) in vielen Puncten Recht hat, ſo iſt er doch zu ſtrenge.

v. Archenholz.

Dresden, 17. Febr. 1786.

Ich bitte Sie, theuerſter Freund, um Verzeihung, wenn etwas Bitteres in meinen Klagen geweſen iſt, wenigſtens werden Sie auf mein Wort glauben, wenn ich verſichere, daß ich unendlich weit entfernt geweſen bin, Sie zu beleidigen. Sie haben ſich die Mühe genommen, mir Ihre Gründe wegen des nicht gedruckten Avert. meines Journals aller Journale juriſtiſch vorzulegen. Wäre Ihre und meine Zeit nicht zu koſtbar, ſo wollte ich Ihnen Gegengründe anführen, überdem verdient es die Sache nicht, die auch bereits geendigt iſt, denn auf Bertuchs

Anſuchen bleibt die derbe Replick ohne Antwort. Nur dieſes Einzige will ich ſagen, daß, wenn ein Journaliſt durch einen glücklichen Zufall einen vortrefflichen anziehenden Aufſatz erhält, der die Nachfrage nach dem J. verdoppelt und verbreitet, ſo wird dieſer Vortheil doch dadurch natürlich geſchwächt oder vernichtet, wenn dieſer Aufſatz in einem andern Journ. nachgedruckt wird. Fällt dieſes J. jetzt anders aus, ſo iſt es vielleicht eine Folge des Avertiſſ., das in mehreren periodiſchen Blättern erſchienen iſt. Höchſt wahrſcheinlich haben Sie, mein Beſter, nicht das ſeine Avert. dieſes Products in der Hamb. Zeitung geleſen, wenigſtens nicht als Journaliſt geleſen, der dabei ſelbſt intereſſirt iſt, um die Unternehmung mit ſolchem Glimpf zu beurtheilen. Es iſt mir indeſſen angenehm zu hören, daß Bedenklichkeiten, und nicht eine verachtungsvolle Hintanſetzung Ihre Weigerung beſtimmt haben. Ein paar andere Avertiſſ. von einer ganz andern Art, wo mir Bedenklichkeiten kaum möglich ſchienen, da ganz ähnliche täglich in der A. L. Z. erſcheinen, haben im vorigen Jahre das nehmliche Schickſal gehabt, nicht abgedruckt zu werden. Ich hatte daher feſt beſchloſſen, kein da Capo dieſer Art zu machen; als daher vor 14 Tagen Crome mir ein Avert. zuſchickte und dringend bat, es Ihnen zu empfehlen, ſandte ich es ſofort wieder zurück und rieth ihm, ſein Heil ſelbſt zu verſuchen, weil ich mit Avert. bei Ihnen nicht glücklich wäre. Doch genug hievon. — Ich habe mich wegen 3 Recenſ. geirrt, die in No. 119 und 120 ſtehen, und bereits in voriger Rechnung berichtigt ſind; 3 alſo bleiben bis auf künftig, wovon ich das Verzeichniß beilege. Sie haben, mein würdiger Freund, den Ausdruck: großer Verſtoß etwas ungütig ausgelegt. Mein Irrthum wegen der 3 längſt abgethanen Rec. gab dazu Anlaß, da nebſt den 5 andern die Anzahl 8 war und daher bey circa 20 Büchern das Beiwort groß paſſend ſchien, ohne dabei auf 1000 Meilen an einen Vorwurf zu denken. Ich müßte ein Neuling in der Welt ſeyn, wenn ich nicht das Chaos Ihrer Geſchäfte reſpectiren ſollte. Hiebey überſende auch die quittirte Rechnung, die ich in der Meinung, daß eine andere erfordert würde, und dieſe folglich unnütz ſey, zurückerhielt. — Neumans Schluß-Recenſion wird nun hoffentlich ſchon in Ihren Händen ſeyn. — Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, nochmals zu bitten, mein Journ. einem thätigen und ſachkundigen Recenſenten zu übertragen, der davon eine regelmäßige Anzeige alle 3 Monate machte. Dieſe Bitte, vortrefflicher Freund, iſt wohl nicht indiſcret, noch zweckwidrig, und die Gewährung beruht ganz allein auf Ihren Willen. Ich umarme Sie und bin mit wahrer Hochachtung und inniger Freundſchaft der Ihrige u. ſ. w.

Bardili.

Stuttgart, 16. März 1808.

Einer meiner hieſigen Freunde, der als Lehrer an unſerm Gymnaſium angeſtellt iſt, bat mich, die hier mitfolgende Chreſtomathie, deren Herausgeber er war, Euer Wohlgeboren in ſeinem Namen zu überſchicken und ſie Ihnen zu einer baldigen ſowohl als günſtigen Anzeige in der Halliſchen A. L. Z. zu empfehlen. Ich wäre weit entfernt geweſen, dieſer Bitte Platz zu geben, wenn mich nicht die genauere Bekanntſchaft mit dem Inhalte dieſer Schrift überzeugt hätte, daß ſie einer ſolchen Empfehlung keineswegs unwürdig ſey. Um ſo weniger zweifle ich auch an der Willfährigkeit Euer Wohlgeboren, meiner Abſicht zu entſprechen, und habe die Ehre, Sie zu verſichern, daß Sie mich dadurch eben ſo ſehr verbinden werden, als wenn es mich ſelbſt beträfe. Der Verfaſſer iſt ein Mann, welcher ſich nicht nur um das hieſige Gymnaſium, ſondern auch ſchon ehemals um die geweſene hohe Karlsſchule, in ſeinem Fache, bedeutende Verdienſte erworben hat, und der alſo, ceteris paribus, auch in dieſem Betrachte einer öffentlichen Auszeichnung gar wohl werth iſt. Um gewiſſer lokaler Umſtände willen wünſchte er insbeſondere eine baldige Anzeige ſeines Werks in Ihrer L. Z., da dieſe bey uns mehr Gewicht hat, als jede andere.

Zugleich erlauben Sie mir, mich dieſer Gelegenheit auch zur Anerinnerung an einige, mich betreffende, literariſche Arbeiten zu bedienen, die, ſo viel ich weiß, weder in der L. Z. noch in den Ergänzungsblättern recenſirt worden ſind. Eine derſelben ſchließe ich hier ſelbſt bey. Sie iſt anonym; und ich muß bitten, daß ſie auch als anonym, mithin ganz ohne mich zu nennen, angezeigt wird. Was ich vorn hinein ſchrieb, iſt bloß zu Ihrer Notiz, Verehrungswürdiger und erprobter Freund! Laſſen Sie es aus Ihren Händen, und wollen dem Büchelchen nicht ſelbſt einige Zeilen öffentlich widmen, ſo wird es herausgeſchnitten, um nicht alte und, wie es ſcheint, vernarbte Wunden wieder aufzureißen. — Eine zweyte, ſo viel mir bewußt iſt, noch nicht angezeigte Schrift iſt die, zu Landshut 1803 von mir erſchienene Beurtheilung des gegenwärtigen Zuſtandes der Vernunftlehre, und endlich das, ebenfalls zu Landshut 1806 gedruckte, zweyte

Heft meiner Elementarlehre, das nach einigen von mir ſchriftlich verfaßten Aphorismen, von einem andern ausgearbeitet wurde.

Die, No. 95. den 21. April 1807. in Ihrer L. Z. abgedruckte Recenſion von Lincks Schrift über Naturphiloſophie hat eine Anſicht von der Dynamik gegeben, die mir wie aus der Seele geſchrieben war, und deren Eindruck mir daher unvergeßlich bleiben wird.

Die Stelle eines Profeſſors der Eloquenz und der Griechiſchen Sprache am hieſigen oberen Gymnaſium, welche durch die Verſetzung des verdienten Profeſſors Maſt auf die einträgliche Pfarren Blochingen erledigt worden war, erhielt der bisherige Repetent am Theologiſchen Seminarium zu Tübingen M. Oſiander. — Der geweſene Profeſſor Münch zu Altdorf, der zuerſt, als Hofprediger zu Ellwangen, in Wirtembergiſche Dienſte trat und nachher auf die Pfarren Möhringen verſetzt wurde, hat itzt die Stadtpfarren zu Stuttgart erhalten.

Mich in die Fortdauer Ihrer wohlwollenden Geſinnungen empfehlend, habe ich die Ehre, mit wahrer unbegränzter Hochachtung zu beharren u. ſ. w.

Balbi.

Paris, 12. Aug. 1828.

J'ai l'honneur de vous adresser sous bande un exemplaire de la Balance Politique de Globe, que je viens de publier. Je vous prie d'agréer cet hommage que je rends à votre savoir et à l'honorable impartialité de vos jugemens.

Je n'entre dans aucun detail sur les différens sujets traités dans ce tableau, qui est le résultat de presque deux ans de travail et l'éxtrait de ma nombreuse correspondance, parceque j'en ai dit assez dans les observations préliminaires et parceque je le crois inutile, en l'adressant au savant redacteur de l'Allg. Liter. Zeit. Vous y reconnaitrez d'un coup d'oeil les évaluations qui voient le jour pour la première fois et celles qui se referent aux dates les plus recentes.

J'espère, Monsieur, que vous aurez reçu l'éxemplaire de mon Atlas Ethnographique de Globe, et la lettre qui l'accompagnoit, que j'ai eu l'honneur de vous adresser par le moyen de MM. Treutel et Würz. Il y a un peu près un an. Avez la bonté de m'en assurer la reception ainsi que celle de la Balance.

J'ai l'honneur d'être, Monsieur, avec la plus haute estime et la considération la plus distinguée etc.

Bieſter.

Berlin, 27. April 1782.

–Ich ſchreibe Ihnen, hochgeſchätzter Herr Profeſſor, dieſen Brief nach Auftrag des Miniſters von Zedlitz. Sie glauben gewiß ſelbſt nicht, daß Sie durch Ihre Entfernung dieſem Verſorger der Wiſſenſchaften gleichgültig oder fremd geworden ſind. Er hat oft mit Wärme an Sie gedacht, und will es Ihnen itzt thätig zeigen.

In Königsberg iſt durch Lilienthal's Tod eine theologiſche Profeſſur erledigt worden. Der Miniſter kann nicht anders als ſo billig ſeyn, die beiden andern verdienten Männer aufrücken zu laſſen, und ſo iſt denn itzt die dritte Stelle vakant. Dieſe bietet der Miniſter Ihnen itzt an; ſie iſt mit der Predigerſtelle an einer Pfarrkirche verbunden, welche (wie es ſich für einen Profeſſor ſchickt), aber ohne Seelſorge u. dergl. iſt. Die Stelle als Profeſſor iſt freilich nur dem Gehalte nach unbeträchtlich, ſie macht etwas über 100 Thaler; dagegen macht die Pfarrſtelle etwas über 300 Thaler, ſo daß alles zuſammen an 450 Thaler kann gerechnet werden. Außer der gewiſſen Hoffnung, im Fall von Vakanzen höher zu rücken, kann noch der Gedanke Ihnen die Stelle angenehm machen, daß es Ihnen ein Leichtes ſeyn wird, den Applauſus der dort ſtudirenden Theologen an ſich zu ziehen, indem Sie neuen Eifer und neue Thätigkeit in die jungen Leute bringen werden. Sollten Sie übrigens, gleichſam zum Erſatz des nicht genug anſehnlichen Gehaltes, irgend einen Titel, z. B. Kirchenrath oder Conſiſtorialrath wünſchen, ſo weiß ich, daß Sie ihn vom Miniſter nicht unerhört wünſchen würden.

Seyn Sie aus allen dieſen Anerbietungen wenigſtens überzeugt, wie ſehnlich man Sie wünſcht, und wie ſehr man glaubt, daß Sie der Univerſität Ehre und Nutzen bringen werden; wie bereit man alſo auch ſeyn wird, Ihnen auf alle Art Beweiſe der Hochachtung und Bereitwilligkeit in Erfüllung Ihrer Wünſche zu zeigen.

Ich freue mich der Univerſität wegen, wenn Sie mir bald Ja ſchreiben, und empfehle mich Ihnen aufs ergebenſte.

Berlin, 25. Sept. 1810.

Es lief ein Gerücht hier um, daß Sie, mein Theuerſter, in dieſem Sommer Berlin beſuchen würden. Sie ſind aber nicht gekommen, und ſo muß ich denn wohl einmal wieder ſchriftlich das Andenken — meiner, und der Bibliothek, bei Ihnen auffriſchen. Ja, auch der Letzteren; denn in der That, mein bibliothekariſches Gewiſſen läßt mir nicht Ruhe, ſondern befiehlt mir, Sie an unſern Spanheimiſchen Aeschylus zu erinnern. Sie wiſſen ſelbſt, mit welcher Bereitwilligkeit ich Ihnen denſelben gegeben, und Jahre lang gelaſſen habe. Aber endlich muß ich doch bitten, daß wir das Werk zurückerhalten, da Sie auch höchſt wahrſcheinlich bereits lange alles Gute und Brauchbare daraus gezogen haben. Ich werde es als eine wahre Gefälligkeit anſehen, wenn Sie es uns wenigſtens vor Ablauf dieſes Jahres zurückſenden.

Ihr Prof. Rüdiger Chriſtoph Bias, omnia sua secum portans (ſo titulirte er ſich ſelbſt), erſchien hier plötzlich, und hat uns eben ſo plötzlich wieder verlaſſen, mitten in ſeinen Vorleſungen über den Oſſian, wovon das Beſte, und der Bardiſche Vorſänger Mac Konely noch erſt kommen ſollten. Er drohete, daß wir ihn nicht wieder los werden würden; aber ſeine Frau verſtand es, ihn ſo kräftig zu rufen, daß er gehen mußte. Das Tollſte, was er hier drucken ließ, war diesmal ein Gedicht an Fräulein (sic) Eliſa Bürger.

Doch ich habe nicht Zeit, mehr zu ſchreiben, als bloß noch mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen. Mit herzlicher Verehrung ꝛc.

Berlin, 20. Juli 1811.

Allerdings, mein verehrter Freund, gebührt Ihnen vorzüglich die Okular-Inſpektion des ſeltſamen Dinges über den Aeſchylus. Aber was ſchreiben doch die Menſchen in Upſala für barbariſches Latein! Das beweiſt auch ein Lektionskatalog, den mir Herr v. Buch von da mitgebracht hat. Das Clewbergiſche Skriptum habe ich von Prof. Rühs erhalten.

Gerne hätte ich Sie befragt, als ich den kleinen Aufſatz über A. in der Monatsſchrift ſchrieb, wenn Sie nur hübſch in Berlin wohnten. Ich wollte nämlich ſagen: Wir haben zwar keine Handſchrift vom Aeſchyl. aber, wenn man ſo will, eine über Aeſchylus, nämlich die Schedae Spanheimianae, — und wollte dabei anführen, daß Sie daraus einen Vers des Dichters reſtituirt haben. Nur konnte ich unglücklicherweiſe nichts darüber auffinden, da gerade der Band verliehen ſeyn muß; und ſo, da ich keine ausführlichere Notiz davon geben konnte, und die Sache aus dem Kopfe nicht genau wußte (nicht einmal, woher Spanheim den Vers hat — ſo viel ich mich erinnere, iſt es die Schlußzeile einer Strophe eines Chorgeſanges —) ſo ſchwieg ich lieber ganz davon.

Wenn Sie im Stande wären, einen Nachtrag zu meiner Anzeige zu liefern, ſo bitte ich, doch auch gefällig jenes Verſes zu erwähnen. Es würde vortrefflich ſeyn, wenn Sie wirklich das Upſal'ſche Räthſel ſeiner Auflöſung etwas näher bringen könnten. — Von den Ausgaben ſpricht Cl. not. d. pag. 4 und 5, wo er am Ende zwar auch de la Porte du Theil nennt, aber offenbar nur von Hörenſagen, ſo daß ihm nur die Stanley'ſche die neueſte iſt.

Weil das Ding ſo klein iſt, und ſich leicht verliert, ſo muß ich freilich bitten, es nicht zu lange zu behalten. Eine Merkwürdigkeit iſt es immer, und gerade für unſere Bibliothek.

Ueber Spanheims Handſchriften nehme ich Ihre eigene letzte Beſtimmung zum Termin an, alſo künftige Oſtermeſſe. Aber, mein Theuerſter, dann müſſen wir auch in der That endlich die Papiere zurück haben.

An unſern vortrefflichen Spalding haben wir ungemein viel verloren, — und ſo plötzlich! Ich weiß, daß Sie gewiß Antheil daran nehmen, und ich freue mich, daß der kleine in der Eile geſchriebene Aufſatz in der Spener'ſchen Zeitung Ihnen nicht mißfallen hat. Ueber den wunderlichen Nachtrag habe ich noch ein paar Worte nachher geſagt.

Herzlich danke ich Ihnen für Ihr Poſtſcriptum, worin Sie meines alten theuren Freundes und Vetters Bruns erwähnten. Ich habe ſehr lange nichts von ihm gehört oder geſehen. Empfehlen Sie mich, bitte ich, ihm recht angelegentlich, und ſeyen Sie ſelbſt von meiner aufrichtigſten ſtets dauernden Hochachtung und Freundſchaft überzeugt.

Berlin, 23. December 1812.

„Die Sache iſt freylich wahr, mein Theuerſter; ſie iſt nicht ohne mein Vorwiſſen, ja, wenn man ſo will, ſelbſt mit meiner Zuſtimmung geſchehen. Nämlich mein Sohn — damit man nicht ihn für ſchlechter halte, als er iſt — ſchrieb mir vor ſeinem Uebertritt rührend und beſchwörend, ſchilderte ſeine Neigung zum Katholicismus, ſeine Ueberzeugung, flehte, ihm dieſen Schritt nicht zu verbieten, den er doch nicht ohne meine Einwilligung unternehmen werde, bat ihn deshalb nicht zu verſtoßen, bat ſelbſt um meinen Segen dazu, u. ſ. w. Was konnte ich anders thun, als nach nochmaliger bündiger Darſtellung der abrathenden Gründe ihm meine Erlaubniß zu geben, einem Menſchen, der kein Kind mehr iſt; ihm zu ſagen, daß nach meiner Religion ich jeden Menſchen (wenn nur ſonſt alles gut ſey) gleich lieben könne, und zu wünſchen, daß ſeine künftigen Glaubensgenoſſen nur eben ſo dächten? Als dieſer Brief (durch eine Reiſe des Miniſt. Humboldt) ihm ſehr ſpät zukam, erhielt ich mehre Jammerſchreiben, doch that er den Schritt nicht eher, als bis er meine Antwort hatte.

Da indeß, wie Sie ſelbſt bemerken, die Sache durchaus nicht literariſch iſt, ſo geſchieht mir freilich ein Gefallen, wenn Sie die Nachricht nicht aufnehmen. Wäre mein Sohn als Schriftſteller bekannt, ſo hätte er doch noch einige Beziehung; nun aber iſt es empfindlich, daß ein junger Menſch gerade auf die Art zuerſt in einem literar. Blatte genannt werden ſoll. Herzlich danke ich Ihnen daher für Ihre Anfrage, und erkenne darin aufs neue Ihre gütige Freundſchaft. — Er hat mir von dem Ort und den Perſonen bey ſeinem Uebertritt etwas geſchrieben, was ich itzt nicht nachſehen kann, da ich den Brief ſeiner abweſenden Schweſter geſchickt habe. Die Umſtände ſind wohl richtig angegeben: das häßliche Abſchwören war freylich nicht erwähnt, doch das läßt ſich denken. — Der Kitzel, es zu erzählen, kann bey ſeinen neuen Glaubensbrüdern nur daher entſtehen, daß er gerade der Sohn eines wegen ſeines Antikatholicismus bekannten Mannes iſt. Dieſen Triumph halte ich für ſehr klein, und die Herren ſollten vielmehr in meiner ganzen Erziehung des Sohnes und auch darin, daß er dieſen Schritt nicht hinter meinem Rücken thun wollte und zu thun nöthig hatte, meine Liberalität erkennen.

Bey dieſer Gelegenheit mit dreiſtem Muthe noch etwas. Die Exped. der A. L. Z. pflegte doch ſonſt dieſe treffliche Zeitung Jahrgangsweiſe zu ſchicken, ſogar 2- oder 3fach. Darf die Bibliothek nicht wenigſtens ein Exemplar vom J. 1811 hoffen, und dann auch von 1812? oder fehlt auch noch 1810?

Ueberhaupt habe ich gar lange nichts von Ihnen geſehen.

Mit treuer Freundſchaft und Verehrung der Ihrige u. ſ. w.

Berlin, 1. Oct. 1813.

„Auf das herzlichſte danke ich Ihnen, vortrefflicher Mann und Freund, daß Sie die Gelegenheit benutzt haben, mich mit Ihrem lieben Briefe zu erfreuen, den ich ſo eben erhalten habe. Es iſt doppelt ſchön, in dieſen Tagen der wildeſten Unruhe aus der Ferne her freundliche Stimmen zu vernehmen. — Wir hatten viel Getümmel und Angſt, als die Franzoſen hier abzogen. Was itzt uns wiederum, und mehrmal bevorſtand, haben wir ſo recht erſt jedesmal erfahren, nachdem ſie ſiegreich zurückgeſchlagen waren. Vor vierzehn Tagen hat der Kronprinz von Schweden, der eben ſo vorſichtig als tapfer iſt, unſern Abgeordneten geſagt: Ganz ſey die Gefahr für Berlin noch nicht verſchwunden; indeß könne das Schanzen eingeſtellt werden (eine bedeutende Erleichterung für die Einwohner), nur nicht die Arbeit am Bollwerk auf den Tempelhofſchen Bergen, wozu man jedoch die Gefangenen nehmen könne. Der Laſten und (wenn auch freiwilliger) Abgaben ſind ſo viel, daß wir ſelbſt kaum begreifen, wie wir ſie tragen; aber das iſt eben der Segen der gerechten Sache, daß es doch geht, weil man freudig trägt, indem man weiß, zu welchem ſchönen Zweck. Heute verbreitet ſich die Nachricht, daß die Baiern unter Gen. Wrede ſich mit den Oeſtreichern verbunden hätten. Wenn Süddeutſchland gegen Napoleon aufſteht, ſo kann er ſeinen Rückzug nicht anders als nach Nordweſten nehmen, und da iſt es ſonderbar genug, daß ſeit einiger Zeit eine Prophezeihung umläuft: die letzte entſcheidende, natürlich für uns ſiegreiche, Schlacht noch in dieſem Jahr werde bei der Porta westphalica ſeyn. Man möchte gern ein wenig abergläubiſch werden, wenn ſo etwas bald in Erfüllung ginge. Mein Sohn, deſſen 25jähriger Geburtstag heut iſt, und der einſt bei Ihnen ſtudirte (ach die treffliche, itzt auch zerſtörte Univerſität!), ſteht als freiwilliger Jäger beim Lützow'ſchen Freikorps, 3. Bat. zu Fuß. In den erſten Tagen des Septembers lebte er noch; ſeitdem ſind ſtets Gefechte geweſen. — Die Belehrung über Suhm's Briefe iſt mir ſehr angenehm geweſen; aber die Frage war nicht von mir gekommen, ſondern von Herrn v. Dohm ſelbſt, durch Sie an mich, nebſt einer ähnlichen über Duttan's Briefe, und einem Auftrag über die Akten der Müller Arnold'ſchen Sache. Der letzte iſt nicht vergeſſen; laſſen Sie die Zeiten nur wieder etwas ruhiger werden. Wo lebt denn Hr. v. Dohm itzt? bei Ihnen, oder in Halberſtadt? Empfehlen Sie mich ihm auf das Beſte. Wir nähren die große Hoffnung, Euch Alle, Lieben! nächſtens wieder die Unſrigen zu nennen. Wir ſind offenbar beſſer geworden, das dürfen wir ſelbſt ſagen, um zu fühlen, daß Gewinn bei dem ſcheinbaren Verluſte war; wir waren verſchlechtert ſeit 1786, nun können wir auf den alten guten Zuſtand rechnen, da wir deſſen wieder würdig ſind. Mars funkelt wunderſchön alle Abende und Nächte ſeit mehreren Monaten, auch itzt, da ich dieſes ſchreibe (meine Fenſter gehen nach Süden); itzt iſt Mars unſere Gottheit, dann werden uns auch die andern leuchten.

Raum und Zeit erinnern mich, dieſes ſehr deſultoriſche Schreiben zu ſchließen. Noch einmal haben Sie Dank für den liebreichen Beſuch durch Ihren Brief. Leben Sie herzlich wohl! Ihr *Βαλλ' οὕτως* iſt ein ſchönes unvergeßliches Wort. So ſagte Jemand, als von Wellington's erſtem Siege geſprochen ward: Ja, es iſt ein nachahmungswürdiges Beiſpiel. Ihr ꝛc.

Bouterweck.

Göttingen, 15. October 1810.

Ew. Wohlgeboren ſtatte ich für den gütigen Antheil, den Sie an dem Fortgange meines Beitrags zur Geſchichte der Literatur nehmen, den verbindlichſten Dank ab. Ich bin eben nicht gewohnt, von Recenſenten und Redacteren der Recenſionsinſtitute mit dieſer Liberalität behandelt zu werden. Aber wer ſich nicht ſcheuet, gegen den Zeitgeiſt in die Schranken zu treten und keiner Mode nachzuhängen, der muß ſich darauf gefaßt halten, ſo lange die Mode dauert, auch da angefochten oder vernachläſſigt zu werden, wo er ſein Geſchäft im Frieden treibt und von der Treiberey des Zeitgeiſtes keine Notiz nimmt. Deßwegen glaubte ich es ſogar als ein Glück anſehen zu müſſen, daß einige Literaturzeitungen mein Werk, das ſchon zu acht Bänden angewachſen iſt, ſeit beinahe einem Decennium mit Stillſchweigen übergingen. Um ſo mehr freuet es mich, eine günſtige Recenſion von der Zeitung erwarten zu dürfen, die unter Ihrer Leitung den Charakter einer literariſchen Rechtlichkeit behauptet, von der man in Jena nicht ſonderlich viel zu halten ſcheint. Könnte ich nur die beiden erſten Bände des Buchs noch ein Mal ſchreiben! Denn dieſe ſcheinen mir noch mehr, als die übrigen, der Berichtigung und Erweiterung zu bedürfen.

Die patriotiſche Bitte und Aufforderung an die Kenner und Freunde der deutſchen Literatur wollte der Buchhändler, Hr. Römer, auf ſeine Koſten abdrucken laſſen. Ew. Wohlgeboren gönnen ihm nun wohl den Vortheil, den Sie gütigſt mir zugedacht hatten.

Mit wahrer Hochachtung und der Verſicherung des Danks für ſo Manches, das ich von Ihnen und durch Sie gelernt habe, empfehle ich mich Ew. Wohlgeboren u. ſ. w.

Brückner.

Leipzig, 7. April 1810.

In der Vorausſetzung, daß Ew. Wohlgeboren ſich noch eines Mannes erinnern, der von Ao. 1770—75 Ihr Schüler war, und vor zwey Jahren, nach einem langen Zeitraum, Ihre Bekanntſchaft durch einen kurzen Beſuch wieder erneuerte; in dieſer Vorausſetzung nehme ich mir die Freyheit, meine Perſon bey Ihnen wieder in Andenken zu bringen.

Ich habe die Ehre, Ew. Wohlgeboren hier ein Werkchen zu überſenden, auf welches ich die Jahre der Muße, deren ich ſeit meiner Rückkehr aus Rußland genieße, verwandt habe, und welches ich nunmehr dem Urtheil des philoſophiſchen Publikums überlaſſen muß.

Sehr wünſchenswerth würde es mir ſeyn, dieſes Werk in dem mit Recht geſchätzten Inſtitute Ihrer Allg. Litt. Zeitung beurtheilt zu ſehen. Ich lege zu dieſem Behuf ein broſchirtes Exemplar bey; würde mich zugleich ſehr geſchmeichelt finden, wenn Ew. Wohlgeboren dem zweiten Exemplar einen Platz in Ihrer Bibliothek vergönnen wollten.

Welchem Recenſenten Ew. Wohlgeboren die Beurtheilung meines Werks überlaſſen möchten, darüber habe ich freylich nichts zu ſagen. Gleichwohl wage ich es, Sie, hochgeſchätzter Hr. Hofrath, zu erſuchen, dem Vorbericht einen Blick zu ſchenken, um die Tendenz deſſelben zu erſehen, um darnach zu beſtimmen, zu welcher Schule der Verfaſſer gehöre und in welchem Geiſte er beurtheilt ſeyn möchte. Einen ſogenannten Kantianer werden Sie nicht verkennen, aber einen von denen, deren Wahlſpruch iſt, amicus Kant, sed magis amica veritas!

Ich erlaube mir nicht etwas mehreres hinzuzuſetzen, und mache es mir zur Pflicht Ihrem Urtheil nicht weiter vorzugreifen. Dies aber erlauben Sie mir zu ſagen, daß ich mit ausgezeichneter Hochachtung nicht aufhören werde zu ſeyn Ew. Wohlgeboren u. ſ. w.

N. S. Wenn Ew. Wohlgeboren die Zeit es erlaubte, mich mit ein paar Zeilen Antwort zu beehren, ſo würde ich Ihnen ſehr verbunden ſeyn, wenn Sie mir Auskunft geben könnten, ob ſich in der Hall. Allg. Litt. Z. eine Anzeige befindet, betreffend die Beurtheilung der eingelaufenen Preisſchriften über eine, von der Teylerſchen theol. Geſellſchaft zu Haarlem, im J. 1804 erneuerte, Preisaufgabe, in welcher verlangt wurde, daß man die Betrachtung der Natur als einen der vorzüglichſten Beweisgründe für das Daſeyn Gottes bewähren ſolle. Ich habe dieſe Anzeige in den Jahrgängen 1805 und 6 nicht finden können, da doch ſonſt dergleichen Nachrichten nicht ausgelaſſen zu werden pflegen. Da ich über dieſen Gegenſtand auch eine Abhandlung eingeſandt hatte, ſo möchte ich wiſſen, ob ihrer einige Erwähnung geſchehen ſey.

Leipzig, 9. Jan. 1812.

»Wenn, wie es Ihnen vielleicht nicht mit Unrecht vorkommt, es ein ziemlich bedenkliches Unternehmen auf meiner Seite iſt, das Amt eines politiſchen Cenſors, in einem Zeitpunkt wie der gegenwärtige iſt, übernommen zu haben, ſo könnte ich mir doch dazu ſchon deswegen Glück wünſchen, weil es mir die Ehre Ihrer Zuſchrift, und hierdurch die Erneuerung alter Bekanntſchaft mit Ihnen, die meinem Andenken immer theuer geweſen iſt, verſchafft hat. Aus dieſem Grunde will ich mich auch in dem ſchmeichelhaften Gedanken nicht ſtören laſſen, daß alles dasjenige, was Ew. Wohlgeboren über das Gewagte meines Entſchluſſes in dieſer Hinſicht äußern, der Ausdruck freundſchaftlicher Theilnahme ſey, für welche ich Ihnen den verbindlichſten Dank, ſo wie die aufrichtigſte Erwiederung ſchuldig bin. Damit Sie indeſſen nicht glauben, daß Leichtſinn, Geiz oder irgend ein anderer Bewegungsgrund der Art mich vermocht habe, meine goldne Unabhängigkeit als privatiſirender Gelehrter, der ſein gemächliches Auskommen hat, gegen einen, wenigſtens dem Anſcheine nach einzwängenden, und wohl auch bedenklichen Staatsdienſt zu vertauſchen, ſo möchte ich Sie bitten, darauf Rückſicht zu nehmen, daß der Ruf zu dieſer Stelle, ohne die mindeſte Bewerbung von meiner Seite, von oben her an mich ergangen iſt, und ich daher einen ſo ehrenvollen Beweis des Zutrauens einer, in ihren Grundſätzen für ſo rechtlich gehaltenen Regierung, nicht geradezu von der Hand weiſen konnte, weil daraus wenigſtens ſoviel hervorging, daß man von meiner Fähigkeit ſowohl als von meiner Denkungsart und ſittlichem Charakter eine vortheilhafte Meinung gefaßt haben mußte; denn gewiß erwartet die ſächſiſche Regierung von demjenigen, dem ſie das Cenſoramt anvertrauet, nicht nur Wachſamkeit und Scharfblick, ſondern auch liberale und humane Geſinnungen. Indeſſen haben Ew. Wohlgeboren ſehr richtig vorausgeſetzt, daß ich mich dieſem Geſchäfte nicht würde unterzogen haben, wenn man mir nicht zugeſtanden hätte, vorläufig einen Verſuch zu machen, wie es mir behagen möchte. Ich bin noch nicht verdammt, wie Siſyphus, ewig den Stein zu wälzen, der ihm immer wieder entrollt. Kann ich ihn nicht heraufbringen, ſo mag er liegen bleiben, und ein Anderer mag ſein Heil an ihm verſuchen. Nach Verlauf von 6 Monaten werde ich ja ſehen, quid valeant humeri. Uebrigens bin ich feſt der Meinung, daß nach ſo manchen, die Aufmerkſamkeit des ſchreibluſtigen Publicums erregenden, Vorfällen der politiſche Cenſor leichtere Arbeit haben werde, als vielleicht vor dieſem Zeitpunkt, weil Jedermann den Maaßſtab kennen muß, nach welchem er alles, was dem Druck übergeben wird, zu beurtheilen hat. Sollte nicht ſchon die Errichtung einer eignen Cenſurbehörde für das politiſche Fach die feſte Ueberzeugung hervorbringen, daß es der Regierung Ernſt ſey, ſich gegen den Vorwurf der Nachläſſigkeit oder der Nachſicht bey Verbreitung von Meinungen, die mit ihrem angenommenen Syſtem im Widerſpruche ſtehen, zu ſichern? Ich hoffe alſo, die Schriftſteller im Allgemeinen werden hierin mit der Regierung einverſtanden ſeyn und ſich's gefallen laſſen, ſolche Meinungen, deren Bekanntmachung nicht frommet, zurückzuhalten.

Eine andere, von Ew. Wohlgeboren berührte Frage iſt die, ob ich es auf die Dauer aushalten werde, ſo viel fades, unverdautes, abgeſchmacktes Geſchreibe immerfort ex officio leſen zu müſſen, wie es beſonders bey Zeit- und Flugblättern der Fall iſt? Hierzu gehört freylich eine gewiſſe Doſis von Langmuth. Indeſſen befinde ich mich einigermaaßen wohl dabey, eine gewiſſe beſtimmte Beſchäftigung zu haben, wovon ich ſchon ſeit langer Zeit das Bedürfniß fühle. Von jeher gleichſam an ein gewiſſes Tagewerk gewöhnt, iſt mir ſeit der Zeit, wo ich in gänzlicher Unabhängigkeit lebe, die völlige Geſchäftsloſigkeit oft unbehaglich geweſen. Es ſcheint, der Menſch habe es nicht immer in ſeiner Gewalt, ſich ſelber zu einer zweckmäßigen Thätigkeit anzutreiben, wenn er von nichts außer ihm getrieben wird. Ein beſtimmtes Geſchäft kann alſo für den, der nichts zu thun hat, eine Erholung werden. Ob dieſes bey mir der Fall ſeyn wird, muß die Zeit lehren. Bis jetzt bin ich, im Ganzen genommen, noch nicht mit Arbeit überhäuft. Es können aber freylich Augenblicke kommen, wo ich es ſeyn werde. Doch hoffe ich, ſie ſollen nur vorübergehend ſeyn. Durch eine gewiſſe Ordnung, die ich gleich anfangs einzuführen mich bemüht habe, erleichtere ich mir mein Geſchäft ungemein. Dieſe Ordnung kommt zugleich allen Denen, mit welchen ich zu thun habe, zu ſtatten, und hat daher auch allgemeinen Beyfall.

Ich bemerke, vielleicht zu ſpät, daß ich Ew. Wohlgeboren Geduld auf die Probe ſetze, indem ich Sie ſo lange mit meinem unbedeutenden Ich unterhalte. Indeſſen müſſen Sie ſich einigermaaßen ſelbſt die Schuld davon beymeſſen, weil Sie mich durch Ihren freundſchaftlichen Brief gleichſam dazu aufgefordert haben. Da dieſes aber keine politiſche Sünde iſt, ſo darf Cenſor ſie nicht ahnden. — Es würde mir viel Vergnügen machen, irgend ein Werk politiſchen Inhalts von Ihnen, in die Wette mit dem großen Manne zu cenſiren. Allerdings würde ich mich Ihnen furchtbarer machen als jener, dem es, wie Cardinal Mazarin, frey ſtände zu ſagen: qu'ils chantent, pourvû qu'ils payent.

Indem ich mich Ihrer wohlwollenden Freundſchaft ferner empfehle, habe ich die Ehre mit wahrer Hochachtung zu ſeyn Ew. Wohlgeboren u. ſ. w.

Leipzig, 11. Dec. 1813.

Ew. Wohlgeboren haben hoffentlich durch Hrn. Wagner die Ihnen beſtimmten zwey Exemplare meiner ohnlängſt herausgegebenen Abhandlung über die philoſophiſche Rechtslehre erhalten. Die Kürze der Zeit erlaubte mir damals nicht, ſie mit einem Briefe zu begleiten, indem beſagter Wagner in einer halben Stunde abreiſen wollte. Ich hole dieſes ſchuldigermaaßen, obgleich etwas ſpät, nach, hoffe aber dafür Verzeihung von Ihnen zu erhalten.

Ob ich mir ſchmeicheln darf, Denenjenigen Genüge geleiſtet zu haben, die meinem Verſuch ü. d. N. u. d. U. d. R. zwar nicht alles Verdienſt abſprachen, ihn jedoch für einen in der Hauptſache nicht gelungenen Verſuch einer neuen und feſter begründeten Rechtstheorie erklärten, dieß bin ich nun allerdings begierig zu erfahren. Die Sprecher in der Gelehrten-Republik mögen darüber entſcheiden. Sollten auch, was die Hauptſache anbetrifft, die Stimmen noch nicht auf meiner Seite ſeyn, ſo iſt doch vielleicht durch dieſe neue Darſtellung der Hauptpunkte jener Theorie etwas gewonnen, und vielleicht darf ich es mir nicht gereuen laſſen, die Muße, welche mir im vorigen Frühjahr durch die Zeitumſtände gewährt wurde, hierauf verwendet zu haben.

Für ein Glück würde ich es halten, im Allgemeinen ſolchen Beurtheilern in die Hände zu fallen, wie derjenige war, welcher in der Allg. L. Z. zu Halle von meinem Eſſai dem Publiko Bericht erſtattete. Solche Beurtheilungen ſind ſelbſt für den Verfaſſer eines Werkes lehrreich, weil ſie ihn theils auf Lücken, die noch auszufüllen ſind, aufmerkſam machen, theils ihm den Standpunkt deutlich zu erkennen geben, auf welchem die Wiſſenſchaft, die er bearbeitet, dermalen wirklich ſteht. Sollte ich nun auch diesmal mit meiner Zugabe zu jenem frühern Werke weiter nichts bewirkt haben, als die Ueberzeugung herbeyzuführen, daß es der philoſophiſchen Rechtslehre bis jetzt noch immer an einer haltbaren Grundlage fehle, ſo wäre für die Wiſſenſchaft wohl immer etwas gewonnen, indem dadurch das Bedürfniß einer neuen Begründung derſelben auf irgend einem Wege dringender empfunden werden würde. Der menſchliche Geiſt, wenn er ſich einmal dem Forſchen nach den Gründen ſeines Wiſſens hingegeben hat, kann ſich auf die Länge nicht mit demjenigen begnügen, was ihm vorerſt nur als einſtweiliger Standpunkt diente, von welchem aus er ſich weiter zu erweitern ſuchte. Er muß den höchſten Standpunkt zu erreichen ſuchen, von welchem ſich alles überſehen läßt. Sollte aber dieſes auch nicht ſogleich möglich ſeyn, ſo wird er doch gewiß ſtreben, einen höhern, als der bisherige war, zu erreichen, wenn es ihm deutlich wird, daß über ſeinem jetzigen Horizont hinaus noch unbeſuchte Gegenden liegen.

Da Ew. Wohlgeboren die Güte haben, an dem, was mein perſönliches Schickſal betrifft, einigen Antheil zu nehmen, ſo freue ich mich, Ihnen melden zu können, daß die großen politiſchen Begebenheiten der letzten Monate in meinen äußeren Verhältniſſen keine weſentliche Veränderung hervorgebracht haben. Ein glücklicher Umſtand war es für mich, daß ich den hier anweſenden ſächſ. Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wegen der Fortſetzung meiner Amtsgeſchäfte befragen konnte, und darauf den gemeſſenen Befehl erhielt, dieſelben nicht, wie im vorigen April, zu ſuspendiren, ſondern abzuwarten, was darüber von den neuen Machthabern verfügt werden möchte. Von letzteren wurde ich auch bald darauf autoriſirt, mein Cenſoramt fernerhin, freylich in einem andern Geiſte als bisher, zu verwalten. Ob nun gleich das neuerrichtete Generalgouvernement einige periodiſche Blätter politiſchen Inhalts ſeiner unmittelbaren Cenſur vorbehalten hat, ſo ſehe ich doch mit Wahrſcheinlichkeit voraus, daß auch dieſe mit der Zeit der meinigen wieder anheim fallen werden.

Welche neue Ausſichten eröffnen ſich jetzt vor unſern Augen! Sollte man ſich nicht Glück wünſchen dürfen, in einem Zeitpunkte gelebt zu haben, der an Wichtigkeit der Begebenheiten ganze Reihen von Jahrhunderten überwiegt? Möge nun, nach einer ſtürmiſchen und drangvollen Periode unſers Lebens, der Abend deſſelben heiter und unbewölkt für uns ſeyn! Dies wünſche ich Ihnen von ganzem Herzen, indem ich Ihrem Andenken mich beſtens empfehle. Ew. Wohlgeboren u. ſ. w.

Bruns.

Helmſtädt, 19. July 1784.

Wohlgeborner Herr, hochzuehrender Hr. Profeſſor! Den Antrag, an einer allgemeinen Literatur-Zeitung, die unter Ihrer Direction herauskommen wird, Antheil zu nehmen, nehme ich mit Vergnügen an, und das angebotene Honorar von 3 Louisd'or für den gedruckten Bogen wird mir eine Aufmunterung ſeyn, mich dieſem Inſtitute mit dem größeſten Fleiße zu widmen. Ich bin ſehr begierig, den Plan bald zu Geſichte zu bekommen, und Sie werden die Güte haben, ihn mir ſo bald als es geſchehen kann, zuzuſchicken. Ich hoffe auch, daß die Wahl der von mir zu recenſirenden Bücher im orientaliſchen Fache, wenn in dieſem Fache außer mir noch andere Mitarbeiter ſeyn ſollten, wo nicht ganz, doch größtentheils von mir abhängen werde. Doch über dieſen und andere Punkte wird mich hoffentlich Ihr nächſter Brief bald belehren.

Die Gelegenheit, die ſich jetzt darbietet, die Bekanntſchaft, die ich mit Ew. Wohlgeboren vor mehr als 10 Jahren in Halle perſönlich gemacht habe, durch einen Briefwechſel zu erneuern, ergreife ich mit dem innigſten Vergnügen; und verſichere Sie, daß ich ſtets mit der größeſten Hochachtung verharren werde Ew. Wohlgeboren u. ſ. w.

Helmſtädt, 19. Aug. 1803.

Die Zeitungen enthalten die wichtige Neuigkeit, daß Sie einen Ruf nach Halle angenommen haben. Ich werde dadurch veranlaßt, Ihnen meine Gedanken über das, was mit den vielen Kloſter- und Stifts-Bibliotheken in den von Preußen neulich in Beſitz genommenen Ländern anzufangen iſt, in dem eingeſchloſſenen Pro Memoria zu eröffnen. Zuvörderſt muß ich Sie bitten, keinesweges der Meinung Raum zu geben, daß die Manuſcripte in den Bibliotheken erſchöpft ſind und der gelehrten Welt nicht mehr frommen. Sie würden erſtaunen, wenn ich Ihnen in einem Briefe die vielen Beweiſe für das Gegentheil vor Augen legen könnte. Etwas davon liefert das neue Stück meiner Beyträge, welches ich die Ehre habe, Ihnen zu überſenden und um deſſen baldige Recenſion ich ergebenſt bitte, ſowie ich dem mir unbekannten Verfaſſer für die Recenſion der beiden erſten Stücke danke. Das Kloſter St. Michaelis in Hildesheim, die Abtey Werdan und mehrere andere in Weſtphalen enthalten gewiß noch manches Manuſcript von Wichtigkeit, deſſen Exiſtenz die Philologen und Hiſtoriker gar nicht einmal ahnden.

Sollte die Königl. Preußiſche Regierung, die gewiß Ihre Vorſchläge zum Beſten der Literatur gern unterſtützen wird, durch meine Wenigkeit auf die in dem Pro Memoria beſchriebene Art die Bibliotheken unterſuchen zu laſſen, nicht abgeneigt ſeyn, ſo hoffe ich, von meinem gnädigſten Landesherrn in den Ferien, dergleichen im Sommer auf der hieſigen Univerſität gar viele zu ſeyn pflegen, die Erlaubniß dazu ohne viele Mühe zu erhalten.

Sollte aber mein Plan, den ich mit Ihrem Gutachten an denjenigen Miniſter zu ſchicken bitte, der Ihr Muſagetes iſt, aus Gründen, die ich nicht wiſſen mag, verworfen werden, ſo erſehen Sie und derjenige, dem Sie vielleicht den Plan in die Hände geben werden, doch den Eifer, der mich beſeelt, alles das, was noch im Finſtern liegt, wenn es für die Gelehrſamkeit von einigem Nutzen ſeyn kann, an's Tageslicht zu bringen, und die vielen Fehler, die von den unkritiſchen Herausgebern, hauptſächlich bey den Denkmählern des Mittelalters, begangen ſind, zu verbeſſern. Ich verharre hochachtungsvoll u. ſ. w.

Helmſtädt, 22. July 1807.

„Verehrungswürdiger Freund! Oft habe ich mich nach dem höchſt unglücklichen 14. Oct. bey allen, die aus Halle kamen oder von dem, was in Halle vorgefallen war, etwas wiſſen konnten, nach Ihrem Schickſale, das die erſten Nachrichten ſehr traurig ſchilderten, erkundigt. Angenehm war es mir, von Ihnen zu erfahren, daß Sie Ihre Leiden ohne Verluſt Ihrer Geſundheit und Thätigkeit überſtanden haben, und daß Ihnen die betrübte Lage, worin ſich noch zur Zeit Ihr Muſenſitz befindet, dennoch Raum läſſet, an Ihre auswärtigen Freunde zu gedenken, mit dem Wunſche, Nachrichten von ihnen zu erhalten. Das Kriegsgewitter hat ſich nicht in ſeiner ganzen Fülle über Helmſtädt entladen, ſondern es nur auf Streifzügen berührt. Am 22. Oct. ſahen wir die erſten Franzoſen in Helmſtädt, die einige Exzeſſe verübten, und dann am folgenden Tage noch mehr verübt haben würden, weil ſtatt der von dem Rittmeiſter der Chaſſeurs geforderten 400 Louisd'or nur 60 geboten wurden, die er aber anzunehmen ſich weigerte, wenn nicht das ſchon auf dem Wege nach Helmſtädt begriffene Detaſchement von einem Preußiſchen Huſaren-Detaſchement niedergehauen worden wäre. Durchmärſche haben wir auch gehabt, und zuweilen ſind ganze Regimenter einquartiert worden. Indeß war doch dieſer Ort nicht auf der großen Militairſtraße, die von Braunſchweig über Halberſtadt nach Magdeburg ging. Die bey mir einquartierten Officiere haben ſich ſämmtlich ſehr gut betragen, und mit Vergnügen werde ich ſie auf ihrer Gott gebe baldigen Rückreiſe nach Frankreich wieder aufnehmen. Am meiſten hat die im Verhältniß gegen Hildesheim und einige andere Länder ſtarke Contribution von $2\frac{1}{4}$ Millionen Thaler, die binnen Kurzem beygetrieben werden mußte, das Land gedrückt. Als Beſitzer eines großen Hauſes mußte ich ein Anſehnliches dazu beitragen. Als Profeſſor gab ich von meinem Gehalte wenig, weil dieſer verglichen mit dem, was andere Günſtlinge des verſtorbenen Herzogs bezogen, nicht anſehnlich iſt. Das Herzogthum hat an Rivaut dem Gouverneur und Darû dem Intendanten, Bruder des großen Lieblings Napoleons, Männer gehabt, die es mit Menſchlichkeit behandelt haben. Die Salaria der Profeſſoren ſind ordentlich bezahlt worden. Nur eine Kaſſe, aus welcher ich auch einen Theil des Salärs erhalte, iſt im Rückſtande geblieben, wird aber, wie es heißt, ihre Zahlung bald wieder zur geſetzlichen Zeit anfangen. Die Univerſität hat übrigens keine liegenden Gründe. Das Convictorium hat die Anſtalt zur Freyſpeiſung für ungefähr hundert Studenten. Daß jene Anſtalt keine liegenden Gründe hat, halte ich für ein Glück. Denn es könnte ihr ſo ergehen, wie dieſer, die durch die Betrügerei und Nachläſſigkeit des Rechnungsführers vor nicht vielen Jahren einen Defect von faſt 10000 Rthlr in ihrer Kaſſe hatte, der aber durch die Großmuth des Herzogs gedeckt wurde, weil der Rechnungsführer zu der angeſehenen Familie des Carpzov, Hencke und Wolff gehörte.

Wenn Sie dieſen Brief erhalten, werden Sie vielleicht ſchon wiſſen, auf was für Bedingungen der Friede geſchloſſen iſt. Ich weiß nichts weiter und zwar nur aus Privat-Nachrichten, da in Ermangelung der reitenden Poſten wir nur ſpät von dem, was ſich zugetragen hat, unterrichtet werden, daß der Friede mit Rußland den 9. Jul. und mit Preußen den 11. Jul. abgeſchloſſen iſt. Hoffentlich werden Sie Ihren König wieder bekommen und dieſer wird die Wunden heilen, die geſchlagen ſind. Das Schickſal unſeres Landes ſoll noch ganz unentſchieden ſeyn. Viele wollen behaupten, daß Prinz Wilhelm nicht zur Regierung kommen würde. Für die Wiſſenſchaften wird dieſer Fürſt keinen Sinn haben. Ich ſpreche dieſes einem Manne nach, der ihn kennet. Sein Charakter iſt auch allgemein bekannt. Die traurigen Schickſale, die er erlebt, haben ihn human und reif gemacht, und man verſpricht ſich in mancher Hinſicht eine gute Regierung von ihm. Die Ungewißheit, worin man lebt, iſt niederſchlagend, und die Ausſichten, die ich in die Zukunft habe, ſind trübe. Aus dieſer großen und allgemeinen Gährung wird die gegenwärtige Generation nicht viel Gutes erhalten. Die folgenden, durch die Erfahrungen der vorigen reifer geworden, werden ſich vielleicht beſſer befinden.

Der hieſigen Bibliothek iſt nichts genommen. Die Plünderungen in Wolfenbüttel hätten verhütet werden können, wenn Langer ſich gewehrt und nicht gleich auf die erſte Forderung von Denon und andern Commiſſarien, ohne einmal mit dem Miniſterio Rückſprache zu nehmen, Alles hingegeben hätte. Was nach Paris verabfolgt worden iſt, wird man vielleicht ſobald nicht erfahren. Aus verſchiedenen Codd., worin mehrere Diatriben zuſammen gebunden waren, wurden nur einige verlangt. Statt dieſe hier zu trennen, wurden die ganzen Codd. nach Paris geſchickt, und jetzt konnte man die Schriften, welche man nicht begehrt hatte, nicht zurückerhalten.

Der Mühe, eine Predigt am 2. Dec. zu halten, hätte **Hencke** ſehr wohl entübrigt ſeyn können. Er hatte in vielen Jahren wegen ſeiner ſchwachen Bruſt nicht gepredigt, und war nicht einmal in die Kirche gekommen. Ich ſagte ihm gleich, als ſeine Predigt gedruckt war, daß er nicht Mitglied der Ehrenlegion werden würde. Das glaubte er aber wohl nicht, daß Daru in Braunſchweig ihm ſchreiben würde, er müßte politiquement parlant wünſchen, daß er gewiſſe Stellen in der Predigt geändert hätte, da ſie ſeinem Wunſche nach dem Kaiſer vorgelegt werden ſollte. Man hat es übel genommen, daß er den verſtorbenen Herzog gelobt und die Kataſtrophe nicht als ein glückliches Ereigniß angeſehen hat. Die Predigt wurde von Daru in Braunſchweig an ſeinen Bruder in Weſtphalen geſchickt. Ob dieſer ſich getrauet hat, ſie Napoleon zu überreichen, weiß ich nicht, vielleicht Hencke ſelbſt nicht.

Mögen Sie und der würdige Griesbach, bei dem ich gelegentlich mein Andenken zu erinnern bitte, für die kummervollen Tage, die Sie erlebt haben, durch eine Reihe recht vergnügter und glücklicher Jahre entſchädiget werden, und mögen Sie beide mit aller Zuneigung und Freundſchaft ſich erinnern Ihres u. ſ. w.

Helmſtädt, 20. April 1808.

„Wertheſter Freund! Für die mir unterm 30. März geſchickte Berechnung über meine vorjährigen Beyträge zu der A. L. Z. ſtatte ich Ihnen den verbindlichſten Dank ab. Ich finde darin die am 17. Nov. v. J. abgeſandte Recenſion von Griesbach N. T. Vol. 2. nicht aufgeführt. Sie iſt zwar nicht abgedruckt; ich habe aber ſchon in einem vorigen Briefe gezeigt, daß ſie mir beſtimmt aufgetragen iſt und den Datum des Auftrags nachgewieſen.

Unſre Verlegenheit wegen des ausbleibenden Salariums iſt noch nicht gehoben. Noch mehr beunruhigen uns die letzten, obgleich nicht officiellen Nachrichten aus Kaſſel. Der Tod der Julia Carolina iſt vielleicht jetzt ſchon dekretirt. In Kurzem erwarten wir das Gewiſſe zu erfahren. Ich als Beſitzer eines großen Hauſes wovon ich durch Vermiethungen Vortheil hatte, komme alsdann faſt um mein ganzes Vermögen. Se. Weſtphäliſche Majeſtät haben aber gleich beim Antritt Ihrer Regierung von Ihren Unterthanen Aufopferungen verlangt. Sie werden hart von denen, welche ſie hergeben müſſen, gefühlt werden. Der Literatur und allen Erziehungsanſtalten im Königreiche ſteht, wie ich glaube, eine große Veränderung bevor. Vielleicht iſt der Zeitpunkt nicht fern, wo man alles, was Napoleon Großes that, am beſten zu ehren glauben wird, wenn man das Andenken an alles, was vor ihm geſchehen iſt, vertilgt. Dann gute Nacht Geſchichte, al.-Sprachen, Kritik, Philologie u. ſ. w. Solche Zeiten zu erleben, habe ich mir nicht einfallen laſſen. Napoleon wird uns künftig mehr beſitzen und folglich auch mehr im Königreiche herrſchen als Hieronymus. Alle Domainen- und Klöſtergüter ziehet jener ein. Wie viele Abteien und Canonicate wird er an verdiente Gelehrten deutſcher Nation ſchenken?

Ihnen wünſche ich von Herzen Glück, daß Sie nicht Ihren Wohnſitz zu verlaſſen gezwungen ſeyn werden. Mögen Sie noch lange mündlich und ſchriftlich der einreißenden Barbarey ſteuern! Niemand kann dieſes mit mehr Sehnſucht wünſchen, als Ihr u. ſ. w.

Helmſtädt, 28. Jan. 1809.

–Es freut mich ſehr, daß Sie die neue Ausgabe meines Handbuchs der alten Geſchichte ſo freundlich aufgenommen haben, und eine baldige Aufnahme in der Allg. Lit. Zeitung wird mir und meinem Verleger ſehr angenehm ſeyn. Ich hoffte, Ihnen mit dieſem Briefe auch noch eine Recenſion wenigſtens mitſchicken zu können; aber meine Collegen nahmen mir in dieſem Winter alle Zeit. Haben Sie die Ausgabe des Pomponius Mela von Tschucke nicht etwa ſonſt ſchon Jemand aufgetragen? ich werde das Buch doch haben müſſen, und ſo komme ich durch eine Recenſion wohl noch am leichteſten dazu. Wie aber werden Sie es künftig mit dem Zuſenden der Bücher halten? Das Porto iſt unerſchwinglich. Und wie geht es zu, daß wir hier noch kein Blatt der A. L. Z. von dieſem Jahre haben? Wir haben auf der Poſt angefragt, und keine Antwort erhalten. — Dieſe Poſtordnung kann nicht beſtehen; denn der, uns Gelehrten zumal, den brieflichen Verkehr ſo erſchwert, nimmt uns einen wichtigen Lebensgenuß und ein Haupterleichterungsmittel unſerer literäriſchen Thätigkeit. Fordert man etwa auch von Ihnen Stempelgebühren oder dem Aehnliches, wie in Frankreich alle Journale, Monatsſchriften u. ſ. w. bezahlen müſſen? — Wie ſehr man übrigens Ihre L. Z. achtet, davon giebt Ihnen einliegender Brief des Hrn. Staatsraths Johannes v. Müller einen Beweis. Ich überſende ihn mit Erlaubniß des Prof. Schrader, der ihn ſich aber wieder zurück erbittet. Schrader fühlt ſich verlegen, weil er nicht Mitarbeiter an Ihrer L. Z. iſt. Ich habe ihm indeß erklärt, daß er nur die Recenſion fertigen möchte, unter dieſen Umſtänden würden Sie kein Bedenken tragen, ſie gern aufzunehmen; denn Schrader, der mit Müller ſonſt in keiner Verbindung ſteht, und dem Müller ganz offiziell dieſe Recenſion aufträgt, mag die Sache nicht von der Hand weiſen, ſich aber auch Ihnen nicht aufdrängen. Von ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit, beſonders ſeiner Scharfſichtigkeit und ſeinem Scharfſinn, die ihn ganz beſonders zu einem Recenſenten qualificiren, darf ich Ihnen vielleicht nicht erſt ſagen. Unſer Miniſter v. Wolfradt achtet ihn ſehr, und von ihm geht es wahrſcheinlich aus, daß dieſer Antrag an ihn gekommen. Um ein paar Zeilen Antwort an Schrader oder mich würde ich bitten. Ich habe mit Schrader geſprochen, und er meint, in 4 Wochen Ihnen die Recenſion ſchicken zu können. Da er auch ſchon über den Code Napoleon etwas drucken laſſen, qualificirt er ſich auch in dieſer Hinſicht dazu, und hier lieſt er über das franzöſiſche Geſetzbuch.

Eine feſte Beſtimmung über unſer Schickſal wünſchte ich ſehr. Von den Friedensunterhandlungen weiß ich nichts, glaube wohl, daß Napoleon die Länder diesſeit des Rheins anbieten mag, würde es aber von England unpolitiſch finden, wenn es hierin Entſchädigung oder Wiederherſtellung eines Gleichgewichts zu finden meinte. Indeß hängen dieſe großen Entſcheidungen mit der Entſcheidung über unſere Lage genau zuſammen. — Davon abgeſehen, überlegt man in Kaſſel noch immer, wie viel Univerſitäten und Gymnaſien man am vortheilhafteſten für die Staatskaſſe auflöſe und einſchachtele, und Helmſtädt hatte nicht gerade viel Fürſprecher. Uebrigens wirkt der Tod thätig mit in der Finanzmänner Plane. Was haben wir in wenigen Monaten durch Häberlin und Eiſenhart verloren! Eberhard's Tod hat uns ſehr überraſcht. Henke iſt nun auch ſchon ſeit 8 Wochen krank, war einige Zeit gefährlich, und läßt uns noch immer nicht ohne Beſorgniß. Prof. Remer geht nach Königsberg. So wird es denn viel leichter werden, die Univerſitäten in einander zu ſchieben, wenn nur unſre Häuſer ſich ſo mit fortſchieben ließen. Doch fröhlichen Hoffnungen für die Wiſſenſchaften kann ich mich in dieſem Königreiche nicht überlaſſen. Was Joh. Müller und Wolfradt thun können, werden ſie thun; aber man wird ihnen vielleicht manches Gehäſſige zumuthen, daß ſie nicht lange bleiben. Verliegend ein Exemplar meiner Ueberſetzung der Germania des Tacitus für Sie. Die Stelle in Leipzig ſcheint nicht ſonderlich zu ſeyn; indeß hat es mich nicht wenig gefreut, daß man an den Nichtſachſen gedacht hat. Sollte wohl Heinrich die Stelle annehmbar finden? ich muß es bezweifeln. Die größere Zahl der Studenten ſichert nicht immer Frequenz den Collegien, und in Leipzig ſtudiren viele Arme. Hören Sie etwas weiter davon, ſo theilen Sie mir es mit. Ihr u. ſ. w.

Helmſtädt, 23. Jan. 1810.

„Ihren freundſchaftlichen Brief vom 10. Jan., wertheſter Freund, habe ich nicht eher beantworten wollen noch können, bis ich aus Caſſel Nachricht über meine Beſtimmung erhielt. Dieſe iſt endlich mit der letzten Poſt angekommen, und da ich mich habe darüber erklären ſollen, ob mir eine Verſetzung nach Halle angenehm wäre, ſo habe ich ſchon dem Herrn Studiendirector gemeldet, daß mir dieſe in mancher Beziehung ſehr angenehm wäre. Ein Gleiches verſichere ich auch Ihnen, und da es nun einmal im Rathe der Götter beſchloſſen iſt, daß die Julia Carolina aus der Reihe der Univerſitäten heraustreten ſoll, ſo ſchätze ich mich glücklich, daß ich Sie und andere würdige Männer in Halle als meine Kollegen werde verehren können.

Aber die Veränderung hat ihre großen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten wegen meiner häuslichen Verhältniſſe. Ich beſitze ein großes Haus mit einem Nebenhauſe, woraus ich bisher Miethe einnahm. Wahrſcheinlich werde ich ſie leer verlaſſen müſſen. Bürgerliche Laſten ſind viel höher, als unter der vorigen Regierung. Ja, wenn ich ſo gut ſalarirt wäre, wie die meiſten meiner Collegen, ſo würde ich noch wohl auskommen können; aber mein Gehalt iſt, verglichen mit dem übrigen, geringe. Wenn hier die königliche Gnade nicht eintritt, ſo weiß ich nicht, ob mir als Familienvater nicht zu rathen ſeyn wird, hier zu bleiben. Ich erwarte mit vieler Aengſtlichkeit Antwort auf meinen Brief an Leiſt, worin ich ihm meine Lage geſchildert habe. Hungern will ich mir gern gefallen laſſen; aber gänzlichen Schiffbruch wird eine humane Regierung verhüten. Bis dieſe Antwort kommt, bitte ich auch von meiner Anſtellung in Halle nichts öffentlich zu ſagen. Ich werde zwar ein wohlfeiles Leben führen müſſen, wenn ich allein hier bleibe (jedoch Wiedeburg und Lichtenſtein haben keine Aufforderung von hier zu gehen erhalten); allein ein ſolches Leben würde doch beſſer ſeyn, als unter Nahrungsſorgen zu erliegen, die mich in meinem Alter noch deſto mehr drücken müßten.

Ihr vortrefflicher Herr Kanzler hat mir aus Caſſel einen ſehr freundſchaftlichen Brief geſchrieben; ich weiß auch ſeine Güte, womit er mir entgegen kommt, gehörig zu ſchätzen, und werde ihm am nächſten Poſttage herzlich danken.

Ihr geneigtes Anerbieten, mir über einige wirthſchaftliche
orläufige Auskunft zu geben, erkenne ich mit vielem Danke.
e ich mit Gewißheit weiß, daß ich kommen werde, laſſe ich viele
agen noch immer unausgeſtellt; aber dennoch bitte ich mich doch
benachrichtigen: 1) wie viele Studenten ſind jetzt wohl in
alle? 2) beſteht die Mehrzahl aus Juriſten oder Theologen?
werden die Collegia gut bezahlt, oder iſt das Freiſtudiren und
e üble Sitten auch unter Ihnen eingeriſſen? 4) ſind Logis
ganze Familien, entweder ganze Häuſer oder Etagen, um ein
illigen zu haben?

Fünf Profeſſoren ziehen von hier nach Halle: Schmel-
r, Schrader, Bartels, Pfaff und ich. Drei gehen
ch Göttingen: Pott, Crell und Schulze, auch, wie ich
ube, der Sprachlehrer Kühn.

Herr Prof. Schrader empfiehlt ſich Ihnen, und entſchuldigt
mit ſeiner Kränklichkeit, von der er doch bald geneſen ſeyn
h, daß er noch nicht geſchrieben hat. Mehrere von Ihnen
en werden gefragt, ob ſie eine Verſetzung wünſchten, und ſie
en ſeinen Wunſch danach geäußert.

Nächſtens hoffe ich Ihnen einige Recenſionen zu ſchicken.
umarme Sie, mein Theureſter, und verbleibe ꝛc.

Helmſtädt, 8. März 1810.

— Ich eile Ihnen die Nachricht zu geben, daß ich mich ent-
ſchloſſen habe, auf Oſtern mein akademiſches Leben in Halle
ortzuſetzen. Wegen meiner Bitte um Gehaltszulage iſt noch nichts
Miniſter aus Caſſel eingegangen. Alles, was ich von der
rleichterung meines Looſes für die Zukunft zu hoffen habe, ver-
anke ich der mir mitgetheilten Nachricht des Herrn Kanzlers Nie-
meyer; ſie iſt leider ſo beſchaffen, daß ich nicht viel erwarten darf.
ein der Befehl, die Verſetzungen anzunehmen, iſt angekommen,
ch ich muß mich auf Gnade und Ungnade meinem hohen Gebie-
ter in die Arme werfen. Ein Brief, den Bartels auf ſeine
Berufung, nach Marburg zu gehen, von Wolffradt erhalten
, zeigt mir, daß der Miniſter des Innern die Profeſſoren
n ſo leicht mobil zu machen verſteht, als der Kriegsminiſter die
Regimenter. Bartels geht nach Marburg. Mit ſchwerem Herzen
laſſe ich Helmſtädt, um ſo mehr, da ich wegen meiner Woh-
en Loos meine Frau und Tochter noch nicht mitnehmen kann,
noch Vieles den Sommer in Ordnung zu bringen haben.

Woher mag es kommen, daß das hieſige Poſtamt mir noch nicht die Halliſche A. L. Z. für dieſes Jahr, die ich für die von mir dirigirte Leſegeſellſchaft beſtellt, verſchafft hat? Auf wiederholte Anfrage bekomme ich nur zur Antwort, ſie ſey noch nicht angekommen.

In Ihrem Umgang und durch Ihre Freundſchaft und Güte hoffe ich meine vorige Heiterkeit wieder zu erhalten. Ihr Brief vom 18. Febr., wofür ich herzlich danke, erweckt in mir frohe Hoffnungen dazu.

Ich umarme Sie, in Hoffnung dieſes bald in der Wirklichkeit thun zu können ꝛc.

Buchholz.

Berlin, 3. Sept. 1802.

Vermöge eines qui pro quo der hieſigen Poſtoffizianten habe ich Ew. Wohlgeboren Zuſchrift und die Kontrakte ziemlich ſpät erhalten. Ich ſende Ihnen gegenwärtig meine Unterzeichnung.

Ich hatte Anfangs Luſt, dieſem Schreiben eine Rezenſion des ſo eben erſchienenen zweiten Theils von Lüders National-Induſtrie und Staatswirthſchaft beyzufügen; allein die Furcht, daß das Werk bereits einem andern Rezenſenten zugetheilt ſeyn könnte, hat mich abgehalten. Das Werk iſt mit einem ſeltenen Fleiße gearbeitet, und verdient, ſehr viel Glück zu machen; es muß aber recht tüchtig rezenſirt werden, wenn eine Menge Irrthümer, die es enthält, ans Tageslicht kommen ſollen. Ich bitte Ew. Wohlgeboren, mir anzuzeigen, ob das Werk ſchon einem Andern zugeſchrieben iſt, oder nicht; im letzteren Falle will ich die Rezenſion anfertigen. Lüder, den ich gar nicht kenne, ſoll damit eben ſo zufrieden ſeyn, als die ganze Welt.

Das Werk, deſſen ich in meinem letzten Schreiben an die Herren Herausgeber der L. Z. erwähnt habe, wird in dieſen Tagen die Preſſe verlaſſen. Es iſt eine Generalattake auf den Idealismus, deſſen Grundveſten nach einander umgeriſſen werden. Es führt den Titel: Gravitationsgeſetz für die moraliſche Welt, deren Erſcheinungen ich nach ganz neuen Anſichten erklärt habe. Man wird ſich unſtreitig wundern, wenn man ſieht, daß es eine Moral geben kann, ohne daß man nöthig hat, eine Vernunft anzunehmen; man wird aber außerdem ſehr viel andere neue Aufſchlüſſe in dieſem Werke finden, und, wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo geb' ich dem Unterſuchungsgeiſte eine ganz neue

Achtung, weil man ſich durchaus überzeugen muß, daß aller Idealismus nichts anderes iſt, als Unwiſſenheit. Ich habe bewieſen, daß die einzige Philoſophie in der Geſchichte enthalten iſt, und gezeigt, wie viel aus ihr gemacht werden kann. Damit muß ſie gegenwärtig Eingang finden, weil die ganze Metaphyſik in letzten Zügen liegt. Ich habe meinem Verleger (dem Prof. Unger) aufgetragen, ſogleich ein Exemplar an die Expedition der A. L. Z. einzuſenden. Unſtreitig wird er dieſem Auftrage genügen, da es ſein eigener Vortheil iſt. Alles, was ich als Recenſendus wünſche, iſt, in die Hände eines Unbefangenen zu fallen; am liebſten möcht' ich von einem Geſchichtsforſcher der beſſeren Art recenſirt werden. Uebrigens je ſtrenger, deſto beſſer! Ich fürchte wahrlich die Kritik nicht; aber ſchmerzen würd' es mich, wenn mein Werk von einem Menſchen beurtheilt würde, der, vom Idealismus gedrückt, ungefähr eben ſo in die moraliſche Welt ſchaut, als der Maulwurf in die Sonne. Ich empfehle Ew. Wohlgeb. das Werk äußerſt dringend; die Ehre der L. Z. iſt dabei weit mehr intereſſirt, als ich in dieſem Schreiben ſagen kann. Wenigſtens iſt meine Idee ganz neu, und da der Recenſent im Stande ſeyn muß, den Recenſenden als Erſcheinung zu nehmen, ſo können Sie in der Wahl deſſelben nicht vorſichtig genug ſeyn. Emergiren wird mein Werk trotz allem Geſchrei. Find' ich Widerſacher, ſo find' ich gewiß eben ſo viel Vertheidiger, und die Pluralität entſcheidet gewiß für mich. Eben deswegen möcht' ich die L. Z. nicht gern kompromittirt ſehen. Genug davon.

Wenn Ew. Wohlgeboren über lang oder kurz nach Berlin kommen ſollten, ſo wünſch' ich Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Ich habe Sie auf dem Archiv des verſtorbenen Direktors Beermann, deſſen Kollege ich beinahe zehn Jahre geweſen bin, immer geliebt. Indeſſen empfehle ich mich Ihrem Wohlwollen.

v. Budberg.

St. Petersburg, 26. Aug. 1824.

Erwägend, wie ſehr Rußland in vielfacher Hinſicht, vorzüglich auch in literäriſcher und wiſſenſchaftlicher, es verdient, dem Auslande vermittelſt einer durch einen ſachkundigen Inländer geleiteten continuellen Korreſpondenz bekannt zu ſeyn, ſtehe ich ſchon ſeit einigen Jahren als beſonderer einziger Referent mit der Redaktion des Hamburger Korreſpondenten, wie auch in gleicher Eigenſchaft ſeit dem Januar d. J. mit der Allg. Zeitung in

Augsburg und dem Morgenblatte in Stuttgart in ununterbrochener brieflicher Mittheilung. Bisher gab ich auch von Zeit zu Zeit literäriſche Mittheilungen über Petersburg und Rußland dem Geſellſchafter in Berlin (welche unterdeſſen durch die Schuld des Redakteurs aufgehört haben), und der eleganten Welt in Leipzig, die noch fortdauern. Ich werde Ihnen alſo par renommée ſchon hinlänglich bekannt ſeyn. Die von Ew. Wohlgeboren und dem Profeſſor J. S. Erſch in Halle redigirte A. L. Z. umfaßt die ſchätzbarſten Artikel über die neueſten Erzeugniſſe der geſammten Literatur und den neueſten Beſtand der Univerſitäten und hohen Schulen, mit einziger Ausnahme von Rußland, worüber auch nie ein Jota ſteht, ungeachtet die ruſſiſche Literatur in der neueſten Zeit ſo manche, ſelbſt dem Auslande wiſſenswerthe Erzeugniſſe geliefert hat, und der große ruſſiſche Kaiſerſtaat in ſeinem weiten Umfange bereits acht Univerſitäten, viele weltliche und geiſtliche Akademien und vier Lyceen zählt, über welche im Jahreslaufe ſo manches Intereſſante und Wiſſenswerthe könnte mitgetheilt werden. Wenn es Ihnen convenirt, wünſchte ich für Ihre Literatur-Zeitung als wiſſenſchaftlicher und literäriſcher Korreſpondent für Rußland, mit einem jährlichen Honorar von 600 Rubeln in Papier und beſonderer Entſchädigung des Porto-Betrages angeſtellt zu werden. Dafür erhalten Sie von mir, von vierzehn zu vierzehn Tagen, ein kompreß geſchriebenes Quartblatt, das die wichtigſten, neueſten Ereigniſſe auf unſern Univerſitäten, Akademieen und hohen Schulen, die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte, eine kritiſche Analyſis der neueſten Erzeugniſſe unſerer Literatur umfaßt. Einlage dieſes, der neueſte wiſſenſchaftliche Zuſtand unſerer beiden deutſch-ruſſiſchen Univerſitäten Dorpat und Abo, folgt als Probeblatt meiner künftigen Mittheilungen. Sie können ſich deſſelben zu Ihrem Gebrauche bedienen, ſelbſt wenn Sie meine Propoſitionen nicht acceptiren ſollten. Meine Mittheilungen werden immer aus den offiziellſten Quellen und Akten der Regierung entlehnt ſeyn, und dann ſchon keinem andern literäriſchen Blatte gegeben werden. Ich bitte Sie ergebenſt, mir baldmöglichſt eine beſtimmte gütige Auskunft über meine Offerte zu geben; fällt ſie bejahend aus, ſo ſchreite ich ſogleich ohne Anſtand zum Werke. Meine Adreſſe iſt: die mittlere Meſchanske, Haus des Kaufmanns Werber Nr. 94. Ich nenne mich ꝛc.

Bürde.

Breslau, 26. Nov. 1785.

„Wenn ich mir die Freiheit nehme, Ew. Wohlgeboren hiemit einige Gegenvorſtellungen in Betreff der in Nr. 223 der A. L. Z. befindlichen Recenſion der von mir herausgegebenen Erzählung einer geſellſchaftlichen Reiſe ꝛc. vorzulegen: ſo geſchieht dies keineswegs, um meiner Empfindlichkeit über den mir ſo reichlich und in ſo beißendem Tone zugemeſſenen Tadel Luft zu machen, ſondern vielmehr aus einem gewiſſen Vertrauen gegen Ew. Wohlgeboren, welches ich lediglich aus der Achtung, die ich für Sie noch von der Zeit her, da ich die Ehre hatte, Dieſelben in Halle perſönlich zu kennen, beibehalten habe, herzuleiten bitte. Ich läugne nicht, daß es mir ſehr auffallend geweſen iſt, gerade in der A. L. Z. in einem Tone beurtheilt zu werden, in dem ich, ſo viel mir wiſſend, nirgend ſonſt beurtheilt worden bin; in einem Tone, der beinahe mehr einen Groll gegen den Verfaſſer, als dieſe Unzufriedenheit mit dem Buche zu verrathen ſcheint. Gleich vom erſten Worte des Titels an, über deſſen Wahl, ſo wie über den Geſichtspunkt, aus dem man das Ganze anzuſehen haben würde, ich mich in der Vorrede ſattſam erkläre, läßt der Recenſent eine gewiſſe Gefliſſenheit, einmal Alles unſchicklich, lächerlich, erbärmlich zu finden, blicken. Ich vermuthe faſt, das Buch iſt ihm eben in einer übellaunigten Stimmung in die Hände gefallen; es iſt ſonſt unbegreiflich, wie er an dem harmloſen Vergnügen des Reiſenden bei dem Anblicke ſchöner und großer Naturſcenen, welches ganz natürlich, mit etwas Beſchreibung verſetzt, in der Erzählung berührt werden mußte, Aergerniß nehmen, und mit gefliſſentlicher Vergrößerung ſagen konnte: „Alle Gegenſtände der Natur, die ſich ſeinen Augen auf dieſer Reiſe dargeſtellt haben, werden ſorgfältig beſchrieben.“ Recenſent traut mir hiebei unendlich mehr zu, als ich mir ſelbſt. Alle Gegenſtände der Natur! Ich wünſchte, ich könnte dem Manne an Ort und Stelle zeigen, daß noch manches Thal, noch mancher Felſen verſchont geblieben iſt. Und habe ich es denn in Winterthur, Schaffhauſen, Zürich u. ſ. f. blos mit Felſen und Thälern zu thun gehabt?

In Anſehung der 60 Gulden, die für den zweimonatlichen Aufenthalt in Wagenhauſen bezahlt werden mußten, kann ich Recenſenten, der die ganze Sache für eine Unwahrheit zu erklären ſcheint, ohngeachtet Perſon und Ort namentlich angeführt wird, als ein ehrlicher Mann verſichern, daß es ſich ſo verhält; und daß er ſelbſt — *ſo unerhört dieß auch in ganz Europa iſt* — wenn er als ein Fremdling ſich eine Zeitlang dort niederlaſſen wollte, genöthigt werden würde, jedem Einwohner des weitläuftigen Dorfes Wagenhauſen ein gewiſſes Maaß an Wein und Brod, nebſt einem Douceur an Gelde zu reichen, oder ſich davon, wie bei uns geſchah, durch eine Pauſchſumme, die der Obervogt beſtimme, zu löſen.

Jeder unbefangene Leſer und Beurtheiler wird wohl das, *im lachenden Muthe* erzählte *Experiment mit dem Seewaſſer vor Venedig* für das anſehen, was es iſt, für baaren Spaß, für eine harmloſe Tändelei mit ſich ſelbſt, dergleichen ſich ja zuweilen der ernſthafteſte, aufgeklärteſte Mann erlaubt. Man erweiſt aber einem Schriftſteller keinen guten Dienſt, das, was er augenſcheinlich im Scherz ſagt, für Ernſt zu deuten, und ihn auf dieſe Art — zum Kinde zu machen. Eben ſo ſieht es einer Chikane völlig gleich, wenn Recenſ. am Ende die Aeußerung in Frankfurt: „*mich frappirte* ꝛc." *kindiſch* nennt. Mußte er denn das: „*mich frappirte*" durch: ich erſtaunte, verwunderte mich, überſetzen, um etwas Läppiſches herauszubringen? Sah er denn nicht, daß es nur heißen ſollte: es machte einen gewiſſen behaglichen, fröhlichen Eindruck auf mich, etwas aus meiner Heimath wieder zu ſehen; konnten nicht eine Menge Nebenideen durch den Anblick dieſer Uniform, die unter andern ein mir ſehr ſchätzbarer Freund trägt, erregt werden, für die alſo der Ausdruck: mich frappirte, gerade der paſſendſte war?

Ich habe mit Fleiß nicht Punkt für Punkt die Recenſion durchgehen wollen, da es gar nicht meine Abſicht iſt, darauf zu repliciren. Aber für meine Perſon kann ich keine einzige der Anmerkungen des Recenſenten als völlig richtig und gegründet anerkennen: ich müßte denn ſo ſehr Partie wider mich ſelbſt nehmen, daß ich auf ſein Wort die Ueberzeugung, die ich mir durch meine Augen und Ohren verſchafft habe, fahren ließe. Und das wäre doch wohl eine zu harte Reſignation, vis a vis von einem Unbekannten! — Ich ziehe daher vor, mich an Ew. Wohlgeboren privatim zu wenden, da ich glauben muß, daß es Ihnen nicht gleichgültig ſeyn könne, wie der oder jener Mitarbeiter an der A. L. Z. bei ſeinen Recenſionen zu Werke geht. Es gehört überhaupt weder Scharfſinn noch Kunſt dazu, Schwächen und Blößen aufzudecken; noch mehr ſollte aber derjenige, dem dieſes ex officio obliegt, darauf bedacht ſeyn, ſich alles ſtichelnden Muthwillens ſorgfältig zu enthalten, keine Freudigkeit, kein Wohlbehagen am Lächerlichmachen zu äußern — kurz, über dem Recenſenten den Menſchen nicht zu vergeſſen.

Uebrigens ſtelle ich Ew. Wohlgeboren Gutbefinden lediglich anheim, welchen Gebrauch Sie von dieſem Privatbriefe zu machen belieben. Sollten Sie es für nützlich und nöthig erachten, über den vorliegenden Fall dem Publikum etwas zu ſagen, ſo wäre das Kürzeſte und Dienlichſte wohl nichts anderes, als Ihr eigenes Urtheil ſowohl über das Buch, als die Recenſion des Buches. Ich bitte jedoch recht ſehr, dieſen unmaßgeblichen Vorſchlag nicht als eine Aufforderung anzuſehen; da ohnedem bei meiner individuellen Denkungsart und ganzen Lage, Schriftſtellerei und das, was mir von daher Liebes oder Leides zufließen mag, ganz und gar nicht in Anſchlag kommt.

Um dieſen mir freilich unangenehmen Vorfall dennoch zu benutzen, erbitte ich mir Ew. Wohlgeboren geneigte Gewogenheit und Freundſchaft, wenn anders eine aufrichtige Hochachtung gegen Dieſelben von meiner Seite mir dieſes Glück zu verſchaffen vermag, der ich die Ehre habe zu ſeyn ꝛc.

An Bürger von Schütz.

Jena, 25. Oct. 1785.

Unſer gemeinſchaftlicher Freund, Hr. Legationsrath Bertuch zu Weimar, hat mir die angenehme Nachricht bei ſeiner Zurückkunft aus Pyrmont gegeben, daß Sie, theuerſter Herr Amtmann, ihm die Verſicherung gegeben, in dem Fache der Dichtkunſt den Mitarbeitern der A. L. Z. beitreten zu wollen.

Die Societät der Unternehmer, deren Commiſſär Hr. Bertuch iſt, hat mir daher als dermaligem Redacteur aufgetragen, Ihnen ihre große Freude über eine ſo glückliche Acquiſition, die ſie durch Ihren Beitritt für dieß Journal gemacht hat, zu bezeugen, und Ihnen zugleich das Honorar von 15 Thlrn. oder drei alten Louisd'or für den gedruckten Bogen nochmals zu verſichern.

Ich ſende demnach Ihnen hiebei eine kleine Liſte von neuen Büchern, die in den erſten fünf Monaten des künftigen Jahres zu recenſiren wären.

Sehr gern würde ich es ſehen, wenn ich von Matiſchke's Gedichten eine detaillirte Recenſion bereits den 1. December haben könnte, weil der Druck des neuen Jahrgangs bereits den

15. Dec. angefangen werden ſoll, und ich mir verſpreche, daß Ihre Recenſion mit beitragen würde, den erſten Stücken des neuen Jahrgangs ein προοιμιον εκλογης zu geben.

Noch muß ich Sie, theuerſter Herr und Freund, erſuchen, mir zu melden:

1. ob Sie einen förmlichen Kontrakt mit der Societät ausgefertigt haben wollen?
2. ob Sie noch mehrere Artikel als dieſe binnen hier und Oſtern zu beſtreiten gedenken?
3. ob Sie bloß deutſche Sachen, oder auch engliſche, franzöſiſche, italiäniſche Gedichte recenſiren wollen?

Verſchieben Sie aber ja Ihre Antwort nicht, ſondern beehren mich damit mit umlaufender Poſt; auch bitte zugleich, mir zu melden, ob ich Ihnen dieſe Bücher ad statum legendi dorthin ſenden ſoll, oder ob Sie Sich ſolche ſelbſt zur Hand ſchaffen wollen.

Es freut mich unendlich, daß dieſe literariſche Verbindung mir Gelegenheit geben wird, öfter mit Ihnen Briefe zu wechſeln, und Ihnen die Hochachtung, welche ich längſt für Ihre Talente gehegt habe, erklären zu können.

Kann ich Ihnen vielleicht bei Ihren eigenen literariſchen Unternehmungen thätigen Dienſt leiſten, ſo bin ich wegen des Vergnügens, das mir Ihre Gedichte gemacht haben, ſo ſehr bei Ihnen im Schuld, daß Sie recht viel mir auftragen müſſen, wenn ich nach dem facio ut facias mit Ihnen quitt werden ſoll. Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Bürger an Schütz.

Göttingen, den 4. Nov. 1785.

Ich ſäume keinen Tag, mein wertheſter Herr Profeſſor, Sie von dem herzlichen Vergnügen über den heutigen Empfang Ihres zutraulichen Briefes zu verſichern. Dieſes rührt nicht allein von Ihrer ſo überaus ſchmeichelhaften Einladung in eine Geſellſchaft von Männern her, welche ſo rühmlich angefangen hat, das deutſche Recenſirweſen auf einen ganz andern und anſehnlichern Fuß zu ſetzen, als es größtentheils bisher ſtand, ſondern auch daher, weil Ihr Brief den faſt todten Keim einer Bekanntſchaft meiner erſten Jugendjahre mit einem unſerer vortrefflichſten Gelehrten wieder ins Leben erweckt, und ich mir ſchmeichle, daß das ſchöne lachende Pflänzchen zu mehr als Bekanntſchaft, zu Freundſchaft, auswachſen werde. Sie erinnern ſich's vielleicht lange nicht ſo genau, als ich, daß wir ſchon in den Jahren 1763 oder 1764 zu Halle, vielleicht auf Veranlaſſung des Herrn Dr. Röſſelt's, dem ich empfohlen war, und bei welchem ich im Hauſe wohnte, anfingen perſönlich mit einander bekannt zu werden, und daß ich, als Sie beim ſeligen Meier wohnten, Sie wenigſtens ein= oder zweimal auf Ihrem Zimmer beſucht habe. Ich erinnere mich ſogar noch mancher Worte, die Sie damals fallen ließen, und unter andern dieſes, daß Prof. Meier ſelten oder niemals zwiſchen ſeinen Büchern arbeitete, ſondern ſeine Werke in Geſellſchaft ſeiner Frauenzimmer, wie ein Seidenwurm, bloß aus ſich ſelbſt herausſpinne. Sie ſehen hieraus, mein Theuerſter, wie intereſſant Sie mir von jeher müſſen geweſen ſeyn. Dennoch ſind wir einander, trotz der zu allen Dieſem noch hinzukommenden nahen Landsmannſchaft und Gott weiß, ob nicht gar auch Verwandtſchaft, nachmals, ich weiß ſelbſt nicht wie, aus der Kunde gekommen, wozu wohl unſere beiderſeitige phyſiſche Kurzſichtigkeit, welche verhinderte, unſere Bekanntſchaft auch nur durch Straßenbegegnung zu erhalten, viel mit beigetragen haben mag. Doch wie wenig iſt Bekanntſchaft der Körper gegen den Umgang der Geiſter unter einander! Mit dem ſchönen wohlgeſtalteten Geiſte, der in Ihren Schriften lebt und webt, bin ich deſto mehr umgegangen, und ſonderlich, ſeitdem ich zu profeſſoriren angefangen habe, iſt faſt kein Tag verſtrichen, da ich nicht meinen ſtillen Verkehr mit demſelben gehabt hätte. Doch ich merke, daß mich mein Vergnügen beinahe zum Plauderer macht. Alſo zur Sache!

Das wegen der Mitarbeitung an der A. L. Z. vorgelegte Anerbieten nebſt ſeinen Bedingungen nehme ich an, und es wird weiter kein förmlicher Contract nöthig ſeyn, wenn ihn anders Geſetze und Einrichtung der Societät nicht nöthig machen. Die aufgegebenen Artikel will ich binnen gehöriger Zeit recenſiren, und da mir mit den wenigſten ſonderliche Mühe und Schwierigkeit verknüpft zu ſeyn ſcheint, ſo dächte ich auch wohl noch mehrere zu beſtreiten, weßfalls ich aber doch immer erſt Ihre Aufträge erwarte. Auch bin ich engliſche, franzöſiſche und italieniſche Artikel zu übernehmen erbötig. Die ausländiſchen Bücher könnte ich mir zwar wohl am bequemſten von der hieſigen Bibliothek verſchaffen; da jedoch in Anſehung der ganz neuen Sachen immer erſt eine ziemliche Zeit vergeht, ehe ſie herbeigeſchafft, eingebunden und zum Gebrauch aufgeſtellt werden: ſo könnte ich wohl nicht zum früheſten damit erſcheinen

Was aber die neueſten deutſchen Muſenprodukte betrifft, ſo pflegt die Bibliothek ſich mit Anſchaffung derſelben eben nicht zu übereilen, ja ſie nicht ſelten wohl gar zu verſäumen. Uebrigens ſtehe ich hier allein mit der Dietrich'ſchen Buchhandlung in ſolchem Verkehr, daß ich Bücher entlehnen und wieder zurückgeben kann. Was ich aus andern Buchhandlungen, worunter jedoch die Vandenhoek'ſche nur allein den Namen verdient, holen laſſe, das muß ich Noth und Ehren halber auch behalten, womit mir denn doch oft ſehr wenig gedient ſeyn würde. Da aber die Dietrich'ſche B. ein großes auswärtiges Verkehr hat, ſo geht ein Artikel oft unvermuthet geſchwind wieder aus, und wenn er alsdann verlangt und verſchrieben wird, ſo muß er Ehren halber auch wohl behalten werden. Es würde aber darüber öfters nicht nur viel Zeit, ſondern auch viel des erſten und beſten Feuers zur Arbeit verloren gehen. Da man auch nicht alle Tage zum Recenſiren Zeit und Luſt hat, ſo würde es viel verlangt ſeyn, wenn ich ein Buch, das bald wieder zurückgegeben werden ſoll und muß, Monate und Vierteljahre lang behalten wollte. Erwiſchte ich's aber nicht gleich anfangs vom Meßwagen, und wartete, bis nach und nach Zeit und Luſt zum Gebrauche käme, ſo könnte es längſt vergriffen ſeyn. Hiezu kommt nun noch, daß die Bücher ſowohl als Briefe von und nach Leipzig auf dem gewöhnlichen Wege ungemein langſam gehen. So iſt z. B. heute, da ich dieß ſchreibe, von den Dietrich'ſchen Meßneuigkeiten noch nichts allhier angekommen, und man kann mir nicht einmal mit Gewißheit ſagen, ob alle von Ihnen verzeichnete Artikel darunter ſeyn werden. So viel iſt indeſſen gewiß, daß Ratſchky's Gedichte nicht mit darunter ſind. Alles dieß zuſammengenommen, könnte es zwar wohl nicht fehlen, daß ich im Stande ſeyn würde, mir manches Buch auf näherem Wege allhier zu verſchaffen. Da dieß aber gewiß niemals der Fall von allen ſeyn, und daher nicht ſelten viel unnützes Hin- und Herſchreiben entſtehen würde, ſo halte ich es, wenn Sie ordentlich und geſchwind befördert ſeyn wollen, doch immer für das geſchwindeſte, ſicherſte und bequemſte, wenn mir jedesmal von Seiten der Societät die Bücher ſammt und ſonders ohne weitere Anfrage ad statum legendi zugeſchickt werden. — Weiter wüßte ich fürs erſte nichts zu ſagen, als daß ich von Herzen wünſche, Ihre Forderungen und Erwartungen einigermaßen zu befriedigen, und dadurch etwas mit beyzutragen, daß Sie es der Mühe werth halten, den vor länger als zwanzig Jahren abgeriſſenen, kaum fingerlangen Faden unſerer Verbindung wieder aufzunehmen und nun durchs ganze Leben fortzuſpinnen. Iſt meine wärmſte Hochachtung für Ihre großen Fähigkeiten und Kenntniſſe ein tauglicher Stoff zu dieſem Faden, ſo wird es gewiß nie daran fehlen. Ich empfehle mich Ew. Wohlgeboren ꝛc.

An Bürger von Schütz.

Jena, 21. Dec. 1785.

„Ich habe eine unendliche Freude darüber, theuerſter Freund, daß Sie mich noch in ſo gutem Andenken von Halle her haben. Auch ich erinnere mich des mit Ihnen gepflogenen Umganges noch ſehr wohl; habe auch oft noch mit Vergnügen einen in dem Nachlaſſe meines Schwagers, des ſel. Prof. Vogel, von Ihnen vorgefundenen, in deſſen Disputatorio ventilirten lateiniſchen Aufſatz angeſehen, aus dem ich eher hätte vermuthen ſollen, daß Sie einſt *professorem linguarum orientalium*, als einer unſerer Lieblingsdichter werden könnten. Von dieſem Allen plaudere ich erſt nach dem Neuen Jahre mit Ihnen; denn itzt, da der Jahreswechſel bevorſteht, muß ich alles kurz und eilig machen, *ἡ γὰρ ἀνάγκη με ποιεῖν*, ſagt der Bauer beim Ariſtophanes, doch nicht wegen der Schulden, ſondern wegen der beim Redactionsweſen der A. L. Z. ſich häufenden Arbeiten. — Alſo Sie ſind als ein lieber Mitarbeiter in dieſem kritiſchen Weinberge der Societät der Unternehmer, und mir als beſtelltem unwürdigen Redacteur herzlich willkommen. Sie hätten mir aber den Ihnen zugeſandten Zettel zurückſenden, und ſich die Bücher notiren ſollen! Thun Sie es noch! Sie werden ja einige von den übernommenen Büchern dort haben können, daß Sie mir binnen vierzehn Tagen etwas von Ihrer Hand ſchicken können. Nachher ſchicke ich Ihnen alles, was Sie recenſiren wollen, aus allen Völkern, Sprachen und Zungen. Sie dürfen nichts davon für Ihre Rechnung behalten; wollen Sie aber etwas davon behalten, ſo bekommen Sie die deutſchen Bücher mit 10 pro Ct., vielleicht bald mit noch mehr Rabatt vom Ladenpreiſe; ausländiſche aber für das, was ſie der Societät ſelbſt koſten. — So viel für heute. Nach dem neuen Jahre plaudere ich einmal recht viel mit Ihnen, aber nicht als Redacteur der Allgemeinen Literatur-Zeitung, ſondern als Ihr herzlicher Verehrer und Freund. Leben Sie wohl. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. Ewig der Ihrige ꝛc.

Bürger an Schütz's Gattin.

Langendorf, 6. Mai 1789.

Vergeſſen, beſte liebenswürdige Frau, vergeſſen habe ich nun zwar in den acht Tagen, da ich von Ihnen bin, die ungemeine Güte noch nicht, mit welcher Sie und Ihr lieber Gemahl mich über alle meine Erwartungen, ja über die unbeſcheidenſten Anſprüche hinauf bei ſich aufgenommen und beherbergt haben. Wie wäre auch das möglich in dem Gefühle des geiſtigen und leiblichen Wohlſeyns, deſſen ich mich gegenwärtig erfreue, eines Wohlſeyns, das meinem Leben bisher ſo ſparſam zu Theil ward? Wie wäre es möglich, der wohlthätigen Quellen uneingedenk zu ſeyn, aus welchen es entſprang? Und eine der ergiebigſten hat ſich für mich gewiß in eben der Literatur eröffnet, aus welcher manchem Adamsſohne vielleicht nichts als der leidige bittere Tod Leibes und der Seele zufließt. Dennoch beſte Frau, war es mir unmöglich, Ihnen dieß alles eher ſchriftlich zu ſagen, Ihnen meinen wärmſten Herzensdank zu wiederholen. Die Umarmungen einer vortrefflichen, höchſtgeliebten Schweſter, die ich in ſieben Jahren nicht geſehen, einer Schweſter, von der ich zu ſingen und zu ſagen pflege:

Sie iſt Geiſt von meinem Geiſt,
Herz von meinem Herzen;
Iſt, wie ich, zur Luſt geſtimmt,
Und, wie ich, zu Schmerzen;

und, was noch mehr ſagen will als dieſes, die Vaterfreude über einen lieben, weder am Leibe noch an der Seele verunglückten, bald ſiebenjährigen Buben, im Wonnetaumel der unausſprechlichſten Liebe, einſt freilich zu großem Kummer, nun aber auch, trotz allen Fratzengeſichtern des ganzen Erdbodens, zu noch größerem Wohlbehagen erzeugt, einen Buben, den meine Augen noch nie geſehen, meine Arme noch nie ans Herz gedrückt hatten, und welcher eben ſo ſchnell in mir den Vater empfand, als ich in ihm den Sohn fühlte — alles dieß, liebe Frau, ließ mich nicht eher zum Schreiben kommen. Immer zitterten mir die Hände zu ſehr von freudiger Unruhe, als daß ich nur eine Zeile hätte niederſchreiben können, ſo ſehr mich auch mein gewiß nicht undankbares Herz dazu aufforderte. Noch heute, wenn ich dieß Geſchriebene anſehe, däucht mir, es habe es ein Anderer geſchrieben.

Der Ritt des Tages, da ich von Ihnen ſchied, war ſehr angenehm. Ich würde ihn freylich, troz der ſo mannichfaltigen romantiſchen Naturſcenen, welche ſich links und rechts meinen Augen darboten, dennoch mit Mißmuth gemacht haben. Allein die Hoffnung, den angenehmen Traum der lezten zwey Tage noch mehrmals zu träumen, ihn wohl gar bey den weichen, ſeidenen Flügeln zu erhaſchen und feſtzuhalten, machte mein Herz leicht und fröhlich. Wahrlich, wahrlich ich ſag es Ihnen, beſte Frau, mir iſt in meinem ganzen Leben unter Menſchen, die ich zum erſten Male ſah, nie ſo wohl, ſo heimiſch geweſen, als bey Ihnen. Das iſt aber auch gar kein Wunder: denn in meinem ganzen Leben bin ich in keinem fremden Hauſe mit der herzlichen Güte aufgenommen worden, als in dem Ihrigen. Da man nur einmal in der Welt lebt, und daher gedoppelte, ja dreyfache Urſache hat, ſich den Genuß dieſes einzigen Häppchens Leben ſo ſüß zu würzen, als man kann, ſo iſt es der einzige Hauptgedanke meiner Seele jenen ſchönen Traum zu faſſen und ihn irgendwo in der Nachbarſchaft der Literatur feſtzubinden.

Sagen Sie doch Ihrem Herrn Gemahl und Herrn Prof. Hufeland, allerweile könnte ich ſchlechterdings noch nicht recenſiren, ich wäre viel zu taubenherzig dazu, und der ärgſte Pan würde jezt meiner Ruthe entwiſchen, wenn er ſich auch unartiger, als Spitzbarts Iſraelchen aufgeführt hätte; ich könnte jezt nichts, als Sie insgeſammt herzlich, herzlich umarmen. O liebe Frau, wenn Sie mir doch von ſich und allen, die ich in Jena hochſchätze und liebe, verſichern könnten, daß Sie mich wohl ein wenig leiden möchten! u. ſ. w.

Bürger an Schütz.

Göttingen, 13. März 1791.

— Unpäßlichkeit, mein theuerſter Gönner und Freund, hat meine Antwort auf Ihr hochgeehrteſtes vom 18. v. M. verſpätet. Es erfolgen nunmehr hierbey die verlangten ſechs Pränumerations-Scheine auf die Ausgabe von meinen Gedichten. Wegen Beziehung des Geldes will ich Sie demnächſt weiter benachrichtigen. Fürs erſte bitte ich, daſſelbe noch in guter Verwahrung zu behalten. Ueber die Zeit der Herausgabe giebt der antikritiſche Anhang in der Beylage einige Auskunft. Ich bitte, dieſelbe baldmöglichſt, aber doch ja genau und ohne Druckfehler, dem Intelligenzblatte der A. L. Z. einverleiben zu laſſen. — Dieſe Antikritik hat nicht ſowohl die famöſe Recenſion, als das Völklein meiner Freunde und Verehrer, meiner Gemächlichkeit abgeſtachelt. Denn auch die ärgſte Recenſion ficht mich nur wenig an. Gemeiniglich laſſe ich's an einigen Maultrümpfen bewenden. Verſchiedene wollen aus unumſtößlichen Gründen behaupten, kein anderer, als Herr Schiller ſey der Verfaſſer. Ich habe dem noch immer widerſprochen. Denn wie kann man ſo von Gott und ſich ſelbſt verlaſſen werden, allen ſeinen eigenen ſowohl gebornen als ungebornen Kindern Rattenpulver zu legen? Was für Lumpengeſindel wollte ich nicht mit einer ſolchen Theorie aus allen Dichtern aller Nationen machen! Daher halte ich immer noch einen bloßen Metaphyſiker für den Verfaſſer. Nun es wird ſich ja ausweiſen. Denn ich denke doch, er kann's Ehrenhalber nicht ablehnen, ſein Angeſicht zu zeigen. Er thu' es nun oder nicht, ſo iſt mein Phlegma nun auf den Beinen, den chemiſchen Proceß gegen dieß neue Luft- und Wunderſalz fortzuſetzen. Gern thäte ich's zwar im Intelligenzblatt der A. L. Z., allein mein Laus deo möchte denn noch höher, als das des Herrn Nicolai oder Starke hinanſteigen. Ich empfehle mich salutatis salutandis mit unveränderlichen Geſinnungen der Verehrung und Freundſchaft, wenn Sie auch gleich die Recenſion ſelbſt gemacht hätten.

Grüßen Sie mir auch ja Herrn Schiller ganz beſonders, wenn er auch wirklich der Verfaſſer ſeyn ſollte. Denn ich bin wahrhaftig nicht böſe, ſondern nur in high and merry Spirits. Noch eins! Ich wünſchte ſogleich von dem Blatte, worin die Antikritik zu ſtehen kommt, ein Dutzend Exemplare Ueberſchuß gegen die Gebühr zu erhalten. Das geht doch wohl an? — Mir geſchähe damit ein überaus großer Gefalle.

Dippold.

Danzig, 8. Mai 1811.

„Wohlgeborner Herr Hofrath! Ein trauriger Anlaß giebt mir die erfreuliche Gelegenheit, mein Andenken bey Ihnen zu erneuern, welches ich bey der großen Entfernung faſt einzubüßen fürchte. Den ſiebenundzwanzigſten (27.) April ſtarb mein College, Dr. Friedrich Theodor Rink, Paſtor an der heil. Dreifaltigkeitskirche, Rector des Gymnaſiums, wie auch Prof. der Theologie und der morgenländiſchen Literatur, nach ſeinem erſt kürzlich zurückgelegten 41ſten Lebensjahre, an einer gänzlichen Entkräftung. Man ſchätzte in ihm einen vorzüglichen Kanzelredner. Seine Verdienſte im Fach der orientaliſchen Literatur werden Ihnen wohl bekannt ſeyn. Etwas von ihm ſteht meines Wiſſens in den Fundgruben des Orients des Grafen R[illegible]ewusky — Er hatte ſich lange bei Schultens aufgehalten und war viel mit Ruhnken umgegangen. Wollen Sie die Güte haben und ſeiner bald in der Literaturzeitung denken? Die bekümmerte Wittwe und die Kinder (keins über 14 Jahr) werden ſich ſehr dadurch getröſtet fühlen. — Vom Zuſtande des Gymnaſiums ſelbſt iſt nicht viel zu berichten, und das Wenige wollen wir lieber mit Stillſchweigen übergehen. Ich bin hier keineswegs an meinem Platze, und werde es auch wohl nicht werden. Uebrigens geht mir's bey den gutmüthigen und gaſtfreundlichen Einwohnern trotz der Noth und Pein der Zeit ſehr wohl, und Arbeit habe ich vollauf. Am Gymnaſium eben nicht viel vorgeſchriebene, aber deſto mehr ſelbſtgemachte, außerdem aber ſeit Januar bis jetzt genugſam zu thun, durch achtzehn große vollſtändig ausgearbeitete Vorleſungen über die allgemeine Geſchichte von α bis ω, d. h. von der Urwelt bis zur gegenwärtigen Unwelt, vor einem Publikum von nahe an hundert funfzig Perſonen, wie ich es nie gehabt, auch wohl nie wieder haben werde. Greiſe, Männer, Jünglinge, Mütter, Töchter — Kaufleute, Senatoren, Doctoren, Paſtoren, Advocaten, Reſidenten, geheime Räthe — mit einem Wort, die ganze beau monde von Danzig giebt mir 18 Wochen hindurch, jeden Sonnabend 1½ Stunden lang, die Ehre ihrer Gegenwart. Ich habe mit großem Behagen gearbeitet, viel Freude dabei erlebt, und auch in ökonomiſcher Hinſicht eine nicht verächtliche Beute gemacht. Dies auch der Grund, warum ich als Mitarbeiter Ihres Inſtituts nicht etwa mit Tode abgegangen, ſondern nur auf geraume Zeit eingeſchlafen bin. Denn ſelbſt nach den 3 Wochen, wo meine Vorleſungen zu Ende, ſehe ich einen Molo neuer Arbeitung zumeiſt über die Landesgeſchichte vor mir, die ich nicht ſobald beendigen werde. Alſo muß ich bey Ihnen, mein beſter Herr Hofrath, um Urlaub bitten. Wenn das Sammeln vorbey, kommt die Schnitterzeit wieder. Meines Wiſſens habe ich noch etliche Thaler aus der Ihrer Kaſſe. Wie viel? weiß ich nicht. — Könnte ich nicht dafür bei Renger alle drei Lieferungen des bekannten Kruſe'ſchen Atlaſſes und Tafeln ꝛc.

(9 Rthlr.) ausnehmen, der ſie dann mit der erſten Gelegenheit hierher ſendete! —

Auch würden Sie mir eine rechte Freude machen, wenn Sie veranlaſſen könnten, daß bald Etwas von meinen Arbeiten recenſirt würde. Mein Karl der Große iſt in Ihren Händen. Vom hiſtoriſchen Archiv wird Ihnen Reclam und von den luſtigen Weibern von Windſor er ihrem Hrn. Sohne 1 Exemplar überſchickt haben. Auch Coxe (Geſchichte des Hauſes Oeſterreich 2 Bände) würde ich Ihnen übermacht haben, wenn ich ſelbſt nur erſt 1 Exemplar hätte, aber der Verleger iſt einer der erſten, — welche die Sonne beſcheint, der mir und Wagner noch einen Wechſel von 200 Rthlr. ſchuldig iſt. Genug davon.

Lange haben wir auf Ihre Kinder, die Virtuoſen, gewartet. Nun wird der Krieg ihr Herkommen vereiteln, was um ſo mehr zu beklagen iſt, da wir dann doppelt verlieren.

Meine Frau empfiehlt ſich unbekannter Weiſe. Schwerlich wird Ihre werthe Gattin, die ich vielmals zu grüßen bitte, das Heimweh empfunden haben, was meine Frau fühlt.

Mit Achtung, Liebe und Ergebenheit jederzeit der Ihrige u. ſ. w.

Danzig, 25. Jul. 1811.

Die geringe Aufmerkſamkeit, mein theuerſter Herr Hofrath, die unter allen Danzigern wir Ihrem gerühmten und geliebten Kinderpaare erweiſen konnten, rechnen Sie uns zu hoch an. Wir waren die Genießenden, und die 8 Tage, welche ihre Kinder hier zubrachten, werden uns auf immer die ſchönſten bleiben, die wir je in Danzig verlebt. Möge ihr Königsberger Unternehmen auf das Glücklichſte gedeihen.

Die mitgetheilten Nachrichten der Leipziger Denomination haben mich ſehr erfreut. Mich ſelbſt hat man von Sachſen aus ſchon wieder zum Bewerben zu bewegen verſucht. Aber dergleichen Künſte haſſe ich zu bitter, um je ein Wort darüber zu verlieren. Auch graut mir vor Leipzig; das Kriechen oben und das Chikaniren unten hat dort kein Ende, nicht einmal eine Art von Humor; es wird ganz zunftmäßig betrieben, und Wiſſenſchaften ſind den Parteiführern nicht Zweck, ſondern Mittel. — Demungeachtet ſehne ich mich herzlich von hier; ich will und muß fort aus zwei Gründen: 1) das Gymnaſium iſt weder ſeiner Natur und Anlage, noch den gegenwärtigen Umſtänden nach ſo beſchaffen, daß es meinen Forderungen entſpräche und mir einen angemeſſenen Wirkungskreis gäbe. Die Zukunft bietet noch ſchlechtere Ausſicht; die Stadtſchulen taugen nichts und zum Reformiren iſt dieſe Epoche Danzigs keineswegs. Alles liegt darnieder und zum Aufſtehen fehlt die Kraft. 2) Die franzöſiſche Botmäßigkeit wird meinem Gemüthe immer unerträglicher; der Anblick ihrer täglich neuen Inſolenz erbittert und verſtimmt mich, und Alles um mich her verſtummt in ſtillem Ingrimm, oder aus Klugheit oder Feigheit. — Vorige Woche wurden ſämmtliche drey Ordnungen durch militairiſche Einquartierung gezwungen, 350,000 Franken für die Monate März, April, Mai (oder April, Mai, Juni) Approviſionnement zu bewilligen. Jeder Senator hatte 12, jeder Schöppe 8, jeder Ordnungsmann 5 Mann. Eſſen vollauf, 1 Flaſche Wein, 4 Flaſchen Bier und 2 Fl. Danziger bekam jeder Gemeine täglich. Ungezogenheiten blieben, wie immer, ohne alle Ahndung. Jeden Tag kamen neue. Das dauerte von Freytag bis Sonntag. Die Senatoren Döring und Laurentin, der Schöppe Janzen und der Ordnungsmann Treſchel wurden nach der Münde gebracht und ſollten nach Hamburg transportirt werden, weil ſie, nach einmal verweigerter Zahlung ſämmtlicher drey Ordnungen, zu der vom Gouverneur eingeſetzten Approviſionnementscommiſſion zu treten ſich geweigert. — Es wird fürchterlich geſchanzt, aber langſam. Der Plan ſoll auf drey Jahr berechnet ſeyn. Die meiſten Werke werden von Grund aus geändert. Der Holm iſt ganz durchgewühlt, des Biſchofsberges Wohnungen alle abraſirt. Schiffe dürfen ſchon lange nicht mehr aus dem Hafen; die Kaper aber wagen ſich nicht hinaus, weil eine engliſche Fregatte hinter Hela liegt und zuweilen auf der Rhede kreuzt. — Die gegenwärtige Beſatzung (Weſtphalen Regiment 2 und 8, Bayern, Würtemberger, Sachſen, Polen, Uhlanen, Chaſſeurs und Artillerie) mag wohl an 20,000 Mann betragen, unter welchen es ſchon einen ſehr blutigen Exceß gegeben, wobey die Deutſchen vereint geſtritten haben. — Doch genug, ſchon zuviel hiervon.

Wenn Sie für Ihre Expedition Gelegenheit nach Berlin oder Leipzig haben, bitte ich den Kruſe'ſchen Atlas dorthin an Hitzig oder die Realſchulbuchhandlung oder hierher an Reclam mit dem Bedeuten zu ſenden, daß man es von da aus unfrankirt auf die Poſt geben ſolle. Entſchuldigen Sie die Mühe, die ich Ihnen dadurch verurſache. —

Beykommende Berichtigung laſſen Sie gefälligſt in Ihre Literaturzeitung einrücken. Es liegt mir ſehr viel daran. Die gewöhnlichen Inſertionsgebühren werden wohl auf mein Conto geſchrieben werden können.

Bey den neuen Ausſichten, die ſich mir anderwärts zu öffnen ſcheinen, wäre mir's ungemein erfreulich, wenn eine meiner Arbeiten bald in der Lit. Zeitung recenſirt würde, zumeiſt das Archiv und der Karl. Vielleicht ſteht es in Ihrer Macht, dies zu beſchleunigen; Ihr Wille iſt es ohnedies, wie ich überzeugt bin.

Meine geliebte Frau empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer Gattin auf das Verbindlichſte; ich aber freue mich herzlich der Zeit, wo ich Sie wieder, wie im September 1810, begrüßen werde.

Mit wahrer Hochachtung ganz der Ihrige u. ſ. w.

v. Dohm.

Halberſtadt, 18. April 1800.

„In vollem Vertrauen zu der Freundſchaft, von der Sie mir im vorigen Sommer noch mit ſo vieler Wärme die erneuerten Beweiſe gegeben, nehme ich die Freyheit, mir in einer wichtigen Angelegenheit Ihren gütigen Rath, Verehrteſter, zu erbitten. Es fehlt in Halle ſeit Krauſens Tode ganz an einem Publiciſten, und ich habe den Auftrag erhalten, hierzu ein recht tüchtiges Subject in Vorſchlag zu bringen. Man wünſcht einen Mann, der ſchon einigen ſchriftſtelleriſchen Ruf in dieſem Fach, wenigſtens die Anlage hat, ihn zu erwerben. Noch wichtiger aber iſt, daß der zu Berufende das Talent des Docenten in vorzüglichem Grade beſitze und dabey ſein ſittlicher Charakter untadelhaft ſey. Die fixen Gehalte ſind, wie Sie wiſſen, in Halle nicht groß, und 500, höchſtens 600 Rthlr. wäre alles, worauf man rechnen könnte. Dagegen könnte ein guter publiciſtiſcher Lehrer, als einziger ſeines Fachs, ſich anſehnlichen Collegien-Verdienſt verſprechen, und wenn er auch in den übrigen Fächern der Jurisprudenz kein Fremdling iſt, um in der Facultät arbeiten zu können, würde dieſes ſeine Emolumente vermehren.

Bey den Erkundigungen, die ich bereits angeſtellt, habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Zahl junger Gelehrten, welche ſich dem Staatsrecht ausſchließlich widmen, äußerſt gering iſt, vielleicht weil man glaubt, daß dieſes Studium bald ſeinen praktiſchen Nutzen verlieren und nur hiſtoriſche Kenntniß bleiben werde. — In dieſer Verlegenheit wende ich mich an Sie, überzeugt, daß Sie das Gebiet der deutſchen Literatur in allen Fächern überſehen und mir vielleicht einen oder mehrere irgendwo noch im Dunkeln ſitzende junge Männer in Vorſchlag bringen können. Sie erzeigen mir hiedurch einen ſehr weſentlichen Gefallen und auch der Akademie, welcher Sie einſt angehörten, einen wichtigen Dienſt. Ich muß aber hierbey angelegentlichſt bitten, dieſe Sache möglichſt geheim zu halten, und wenn Sie gleich, wie ich vermuthe und wünſche, mit einem dieß Fach noch näher kennenden Freunde, als vorzüglich Hr. Hufeland oder Hr. Heinrich, denen ich mich beſtens empfehle, hierüber zu Rathe gehn, doch es unter gleicher Bedingung zu thun, und wo Sie wegen Erfüllung dieſer Bedingung nicht ſicher ſind, lieber nichts anzuvertrauen. Denn es iſt mir alles daran gelegen, daß unter den jungen Gelehrten meine etwaige Mitwirkung in ſolchen Fällen nicht bekannt werde, um mich vor einer läſtigen Correſpondenz, der ich doch ſchon oft ausgeſetzt bin, zu bewahren.

Daß von Ihrer Akademie Niemand wegziehen werde, weiß ich. Hr. Schnaubert wird auf die Bedingungen, die man in Halle machen kann, ſeine dortige Lage nicht verlaſſen. Hr. Hufeland eben ſo wenig, auch wenn er das deutſche ius publ. zu ſeinem ſpeciellen Fache machen wollte, was bisher nicht geſchah. Unter den dortigen Privat-Docenten iſt, ſo viel ich weiß, Keiner, der in dieſem Studium excellirte. — Von Göttingen iſt eben ſo wenig zu erwarten. Von den Profeſſoren, die ius publicum lehren, haben die jüngſten (v. Berg und Leiſte) ſchon mehr an Gehalt, als man in Halle geben kann, und unter den Privat-Docenten iſt nicht einer, der ius publicum mit Erfolg triebe. — In Leipzig iſt Weiße, der, wie ich höre, mit Beyfall lieſt. Könnten Sie über ihn, nämlich ſeine Lehrgabe und Charakter, und ob er einem ſolchen Rufe folgen dürfte, mir Auskunft verſchaffen? Auch iſt daſelbſt ein Hausmann, den ich perſönlich und auch aus ſeinen Schriften von vortheilhafter Seite kenne. Derſelbe hat indeß neuerlich eine Stelle bey der Poſt in Leipzig erhalten, ob er nun daneben noch lieſt und mit welchem Erfolg? wäre mir gleichfalls lieb zu wiſſen. — Vielleicht können Sie mir nun aber noch einen andern auf einer der kleinern Akademieen vorſchlagen. Ich bitte in dem Fall hauptſächlich von ſeinem Docenten-Talent und moraliſchem Charakter um Nachricht, auch um Anzeige ſeiner Schriften. — Je eher Sie im Stande ſind, meine Bitte zu erfüllen, deſto lieber wird es mir ſeyn, nur empfehle ich nochmals bey allen Erkundigungen Verſchweigung meines Namens, auch verſteht ſich, daß, um nicht falſche Hoffnungen zu erregen, die in Vorſchlag zu bringenden nichts davon erfahren müſſen.

Ich freue mich über dieſen Anlaß, mich Ihrem und der Frau Gemahlin gütigem Andenken erneuern zu können. Die ſchönen Tage, welche wir vorzüglich durch Ihre Güte in Jena zubrachten, ſind und werden uns immer unvergeßlich ſeyn. Die vorigen Sommer gebrauchten Bäder haben mir wohl gethan, und ich bin dieſen harten Winter durch von dem böſen Uebel, deſſen Anfälle ich auch bey Ihnen leiden mußte, meiſtens frey geblieben. Nur ſeit vier Wochen bin ich mit einem heftigen Catharralhuſten befallen, der keinem Mittel weichen will. Dieſer Winter iſt von anderer Seite dadurch ſehr hart für uns geworden, daß wir den guten Vater meiner Frau verloren, den wir im Herbſt noch bey voller Kraft verlaſſen hatten. — Hier in Halberſtadt hat uns auch der Tod zwey unſerer beſten Freunde, die uns den Ort vorzüglich lieb machten, genommen, Streithorſt und Fiſcher. Beyde waren treffliche, höchſt gemeinnützige Männer, welche ſehr ſchwer zu erſetzen für hieſige Provinz. Fiſcher vorzüglich war mit uns innigſt verbunden, theilte jedes Leid, würzte jede Freude. Er hatte Sinn für Alles. —

Ich denke dieſen Sommer mich nun ganz auf einem kleinen Gut in einem Landſtädtchen zu etabliren. Noch kann ich mich, wie ich ſehnlich wünſche, von den Geſchäften nicht ganz losreißen, doch hoffe die Trennung allmählich zu bereiten und ganz den Muſen und mir ſelbſt und meinen Kindern zu leben. Meine Frau grüßt mit mir herzlich Ihre würdige Gattin und alle Freunde. Mit hochachtungvollſter Freundſchaft und Ergebenheit der Ihrige u. ſ. w.

Kaſſel, 17. Febr. 1808.

„Daß ich Ihren ſo theilnehmenden, herzlichen Brief, theuerſter Freund, in ſo langer Zeit nicht erwiedert habe, kann ich wahrlich mit nichts entſchuldigen, da ich nicht im Stande bin, Ihnen meine Lage der letztern Monate ſo zu ſchildern, wie ſie in Wahrheit geweſen iſt. Wahrſcheinlich haben Sie indeß von den hier geweſenen dortigen Deputirten vernommen, wie ich mich bey dem hieſigen Gewirre in der Unmöglichkeit befunden habe, die zahlloſen Briefe, welche ich aus allen Enden unſers neuen Reichs und auch außerhalb deſſelben erhalten, zu erwiedern.

Ihre Betrachtungen über die mannichfachen Abwechſelungen meines Lebens ſind nur zu gegründet. Das Schickſal ſcheint noch nicht zu ermüden, mich durch Ueberraſchungen in die entgegengeſetzteſten Verhältniſſe zu bringen. Sie wiſſen, daß der Wirkungskreis, den ich mir vor Allem gewünſcht, das Kirchen- und Schulweſen, mir nicht geworden iſt. — Plötzlich ließ mich vor einigen Tagen nach geendigtem Staatsrath der König in ſein Cabinet rufen und trug mir die Stelle ſeines Miniſters am Sächſiſchen Hofe an. Ich war nicht auf das entfernteſte darauf vorbereitet, bat um Bedenkzeit, die ich bis zum andern Morgen erhielt, machte einige Vorſtellungen, wie ich glaubte, hier nützlicher ſeyn zu können, — endigte indeß, da ich den Wunſch und das Vertrauen des Königs ſah, daß ich mich bereit erklärte, ihm da zu dienen, wo er mich am brauchbarſten halte. Ich wäre lieber hier in der innern Adminiſtration geblieben, — indeß es iſt Wille der Vorſehung. Ich hoffe, in Dresden ruhiger und den Wiſſenſchaften leben zu können. Ich werde wahrſcheinlich nächſtens abgehen. Zu meiner Freude hat mir der König Hrn. Grenau zum Legationsſecretair bewilligt. —

Es war mir unmöglich, Ihnen auch nur wegen der Recenſionen zu antworten. Die über Arndts Reiſe nach Schweden habe an Hrn. Prof. Marks abgegeben, der ſie Ihnen nächſtens ſchicken wird. Ich hoffe in Dresden mehr Muße zu erhalten und dann werde ich gern ein thätiger Mitarbeiter ſeyn. In dieſer Hoffnung behalte ich noch einige Sachen, die ich habe, zurück, zumal ich ſie nicht hier, ſondern in Heiligenſtadt habe. Melden Sie mir auch, ob Sie von Koch Tableau des Revol. de l'Europe, ferner von Bosse Esquisse du Royaume de Westphalie und Haſſel Königreich Weſtphalen bereits Recenſionen beſtellt haben oder die meinigen erwarten wollen, welches aber einige Zeit fordern dürfte. Ihre Antwort hierauf erbitte mir erſt, wenn Sie erſehen, daß ich in Dresden angekommen bin. Ich weiß nicht, ob mir die Zeit erlauben wird, über Halle zu reiſen, ſo ſehr ich es wünſche.

Bey Ihrer genauen Verbindung mit Hrn. Prof. Erſch nehme ich die Freyheit, hier auch die Antwort auf einen von demſelben erhaltenen Brief beyzufügen, mit Bitte ſie gefälligſt mitzutheilen und mich aus den angeführten Gründen zu entſchuldigen, daß ich auch ſein mir bezeugtes Vertrauen ſo ſpät und in dieſer Art erwiedere.

Ich habe ſchon Anfang Januars das von mir geforderte Gutachten über Organiſirung dortiger Akademie eingereicht. Darin iſt vorgeſchlagen, die Stelle des Bibliothekars mit der des Prof. der Literaturgeſchichte zu verbinden, als das letzte Mittel, den Beſchwerden über zu partheiiſche Begünſtigung des speciellen Faches eines andern Bibliothekars abzuhelfen. Hr. v. Müller, itziger Studien-Director, iſt hierin auch ganz mit mir eins und ich zweifle alſo auch nicht, daß Hr. Erſch dieſe Stelle erhalten werde, wenn Hr. ꝛc. Wolf nicht etwa wieder kommt. Denn in dieſem Falle wird ihm wohl die Stelle verbleiben und erſt bey künftiger Vacanz jene Idee ausgeführt werden. Hr. v. Müller hat mir indeß geſagt, daß Hr. Erſch ſich wegen dieſer Sache noch nicht an ihn gewandt, er auch vom Miniſterium nichts darüber Eingegangenes erhalten habe. Hr. ꝛc. Erſch wird alſo wohl thun, ſich an Hrn. v. Müller zu wenden und ihm kurz die Gerechtigkeit ſeiner Anſprüche aus einander zu ſetzen. Ich umarme Sie mit hochachtungsvoller Freundſchaft u. ſ. w.

Halberſtadt, 4. Jul. 1800.

Ich habe das Vertrauen zu Ihrer gütigen Freundſchaft, daß Sie mir das lange Ausbleiben meines Danks für Ihre ſo bereitwillig und eifrig angewandten Bemühungen zu Erfüllung meiner neulichen Bitte nicht verübeln werden. Meine einzige Entſchuldigung iſt die gar zu große Ueberhäufung mit Geſchäften, die mich nur zu oft zu dem, was mir das angenehmſte wäre, nicht kommen läßt und mich zwingt, allem Briefwechſel, der nicht Geſchäfte betrifft, faſt ganz zu entſagen. Meine Verhältniſſe ſind zu mannichfaltig. Seit dem 1ſten May habe ich auch die Neutralitäts- und Verpflegungsgeſchäfte wieder übernehmen müſſen, von denen ich ſeit dem Abgang nach Raſtadt und nachher wegen Geſundheit diſpenſirt war. Da letztere ſich ſo weit gebeſſert, um nicht mehr Grund zu ſeyn, mich dieſen Angelegenheiten zu entziehen, ſo konnte ich es auch nicht bey dem mir bezeugten äußerſt gnädigen Zutrauen des Königs. Ich hoffe alſo, dieſe von mir zuerſt eingerichteten äußerſt mühvollen und verwickelten Geſchäfte auch noch bis zu ihrem Ende zu leiten, dann aber meine diplomatiſche Laufbahn zu beſchließen und den Reſt meines Lebens meinen Kindern, mir ſelbſt und den Wiſſenſchaften zu widmen. Ich erwarte dieſen Zeitpunkt bald mit dem Frieden, der nach den neueſten in der Geſchichte aller Zeiten beyſpielloſen Begebenheiten in Italien wohl unmöglich mehr fern ſeyn kann. —

Obgleich meine Geſundheit noch immer nicht iſt, wie ſie ſollte, ſo mache ich doch die angenehme Erfahrung, daß Arbeiten, auch ſehr gehäufte, ihr nicht ſchaden, und hoffe alſo, bey künftiger Ruhe und Genuß der Luft und körperlichen Bewegung noch einige meiner literariſchen Entwürfe ausführen, auch die Erziehung meiner Kinder vollenden zu können, welches mein höchſter Wunſch iſt.

Dem Gedanken, mich in Ihrer Nähe zu etabliren, habe ich itzt ganz entſagt, da ich Gelegenheit gehabt, in der Preußiſchen Grafſchaft Hohnſtein noch ein kleines Gut zu kaufen, meine Abſicht, mein Vermögen in Grund und Boden zu verwandeln, alſo nun erreicht iſt. — Meine neue Beſitzung iſt Ihnen indeß doch näher, eine Meile von Nordhauſen, und vielleicht habe ich einmal das große Vergnügen, Sie dort bey mir zu ſehen. Für itzt wird indeß meine Reſidenz auf meinem andern Gütchen zu Homburg in hieſiger Provinz ſeyn, wo ich ein bequemes und nun ganz ausgebautes Haus habe, und noch in dieſem Sommer mich ganz zu etabliren denke.

Zu der publiciſtiſchen Stelle in Halle iſt noch immer der Mann nicht gefunden. Da ich nach mehrern Erkundigungen es als ſehr wahrſcheinlich annehmen müſſen, daß Hr. Weiße wegen ſeiner Familien-Verbindungen, künftigen Beſitzes des Gutes in Stötteritz, auch bevorſtehender Heyrath, einen Ruf nicht annehmen werde, ſo hat Hr. Min. v. Maſſow ſich nicht auch bey ihm einer abſchläglichen Antwort ausſetzen wollen, die er bereits von Hrn. Schmelzer in Helmſtädt erhalten. Es iſt eine rechte Armuth an Publiciſten und das Gehalt, was man nur bieten kann, auch zu gering, um einen Mann von Ruf erhalten zu können.

Die Memoires sur la Cour de R. hatte ich allerdings ſchon, wie Sie mir dieſelben zu verſchaffen ſich gütigſt erboten. Es iſt ein äußerſt merkwürdiges Buch! — Man hat hier itzt das ſchreckliche Gerücht, Kotzebue, der auf die mit vieler Gnade erhaltene Erlaubniß nach Rußland gereiſet, ſey nicht nur an der Gränze arretirt und nach Petersburg gebracht worden (welches wohl als gewiß anzunehmen), ſondern — enthauptet worden! — Herder indeß, der geſtern hier angekommen, hat eine andere Nachricht, daß er frey, da er ſich von dem Verdacht, Antheil an jenem Buche gehabt oder es überſetzt zu haben, gänzlich befreyet.

Möchte doch dieſes wahr ſeyn. Aber es iſt ein fürchterlicher Gedanke, von welchen Launen itzt das Schickſal ſo vieler Millionen abhängt! —

Ich bedauere die literariſchen Fehden, in welche Sie ſich verwickelt ſehen. — Es iſt wahrlich traurig, daß ſo oft unſere beſten jungen Köpfe itzt ſich auf eine ſo unglaubliche Art verirren. — Wahre Wiſſenſchaft gewinnt nicht dabey und das bey den Großen nur zu herrſchende Vorurtheil gegen Geiſtescultur wird dadurch noch beſtätigt. Ein hieſiger im eigentlichen Sinn verrückter Menſch, Paulmann, hat auf einige dem Kaiſer Paul überſandte Gedichte eine goldene Kette zum Geſchenk erhalten. —

Es iſt ein Irrthum, daß ich Ihnen ſchon früher geſchrieben, — Aber ich bitte ſich verſichert zu halten, daß auch ohne ſchriftliche Beweiſe meine aufrichtigſte Achtung und Freundſchaft für Sie immer gleich lebendig bleiben und wenn je ein Fall kommt, wo ich Ihnen zu etwas nützen könnte, ſo erzeigen Sie mir durch deſſen Anzeige einen großen Gefallen.

Empfehlen Sie uns beyde auch Ihrer würdigen Gattin. Ganz der Ihrige u. ſ. w.

Puſtleben bey Nordhauſen, 18. Dec. 1810.

Ich danke Ihnen, hochgeſchätzter Freund, für den Antheil, welchen Sie mir in Ihrem Schreiben vom 12. d. daran bezeugen wollen, daß mein Schickſal endlich eine ſchon lange ſehnlich gewünſchte Wendung genommen hat. Ich bin von der Aufrichtigkeit Ihrer Wünſche überzeugt und danke herzlich dafür. Freylich iſt meine Geſundheit noch immer leidend, aber ſie würde es noch ungleich mehr ſeyn, hätte ich noch länger im Gewirre der Welt bleiben müſſen. Ich würde nicht durch Halle gereiſt ſeyn, ohne Sie zu ſehen, hätte mein Zuſtand mir nicht das Ausgehen durchaus unterſagt, wie auch Hr. Prof. Erſch wird bezeugt haben. Es iſt ein Irrthum, daß ich von den Memoires de la Marggrave de Baireuth eine Recenſion angeboten hätte. Nur auf Bitten des Hrn. Prof. Erſch verſtand ich mich dazu und zwar nur aus Gefälligkeit. Denn ich habe keine große Luſt, dieſe Schrift, welche ich ſchon geleſen, noch einmal zum Behuf einer Recenſion zu leſen; recht lieb iſt es mir alſo, daß Sie ſchon eine andere Recenſion erhalten haben. Noch eine zweyte zu liefern, halte ich bey einer ſolchen Schrift, die meines Bedünkens beſſer ungedruckt geblieben wäre, gar nicht angemeſſen, es iſt alſo auch nicht nöthig, jene erſte Recenſion mir beſonders zu ſchicken.

Ich fühle mit Ihnen, wie nachtheilig es für den Debit Ihrer A. L. Z. und für deutſche Literatur überhaupt ſeyn würde, wenn das Geſetz wegen Verbots des Eingangs von Zeitungen in Frankreich auch auf *literariſche* erſtreckt werden ſollte. Ich kann es mir nicht vorſtellen, — doch wie Vieles haben wir nicht erlebt, was ſich Niemand vorſtellte! Sie thun alſo ganz Recht, mit Nachdruck bey Zeiten gegenzuarbeiten und eine beſtimmte Declaration zu verlangen, daß literariſche Blätter und namentlich das Ihrige unter jenem Eingangsverbot nicht begriffen ſeyn.

An wen Sie ſich eigentlich deshalb in Paris zu wenden, ob es der jüngere Portalis oder wer ſonſt ſey, der izt mit dem Bücherweſen beſonders chargirt iſt? weiß ich nicht. Ich bin daher auf den Gedanken gekommen, daß Sie wohl thäten, ſich an Hrn. v. Bourgoing in Dresden zu wenden, der wirklich ein großer Freund der deutſchen Literatur iſt und ſich eine Freude daraus macht, ſich als ſolcher zu bewähren. Ich habe ihm alſo die Sache recht ans Herz gelegt in einem Briefe, den ich beyfüge, und ich rathe nun, mit Beziehung darauf an ihn zu ſchreiben und unter Bezeugung des größten Vertrauens zu ſeiner Ihnen bekannten liberalen Geſinnung ihm ein Memoire zu ſchicken, welches Sie ihn erſuchten an die competente Autorität zu befördern und mit ſeinem kräftigen Fürwort zu unterſtützen. In dieſem (wie ſich verſteht, franzöſiſch geſchriebenen) Memoire ſetzen Sie nun kurz aber nachdrücklich auseinander, wie Ihre A. L. Z. ein bloß literariſches Blatt ſey, das von erſchienenen neuen Schriften aller Lande Nachricht und Auszüge gäbe, mit Politik und Beurtheilung deſſen, was in der Welt geſchehe, aber nichts zu thun habe, — vorzüglich auch ſich bemühe, die in Frankreich erſcheinenden wichtigen Werke in Wiſſenſchaften und Literatur in Deutſchland bekannt zu machen, alſo ein wahres Band für die Gelehrten beyder Nationen ſey, daß die Mitarbeiter anerkannte und wegen ihrer Kenntniſſe ſowohl als Geſinnungen geſchätzte Männer ſeyen, die nie auch nur auf das entfernteſte etwas ſchreiben würden, was nicht im Sinne der Regierung ſey, als worüber auch die Direction ſorgfältig wache und deshalb reſponſable ſey; daß die Regierung hiervon überzeugt, dieſer Zeitung auch alle Unterſtützung, noch neuerlich die Preßfreyheit bewilligt habe u. ſ. w. Obgleich Sie nun überzeugt ſeyn, daß die Abſicht des ſo erleuchteten franzöſiſchen Gouvernements nicht ſeyn könne, auf eine unter allen Nationen bisher unerhörte Weiſe, die Communication zwiſchen Gelehrten über bloß literariſche Objecte zu ſtören und Sie vielmehr feſt glaubten, das erlaſſene Verbot gehe allein auf politiſche Zeitungen, ſo ſähen Sie ſich doch, da die Employes der Poſten deshalb-Zweifel äußerten, genöthigt, um eine beſtimmte Declaration zu bitten, daß die durchaus wiſſenſchaftliche und politiſch-unſchuldige A. Liter. Z. überall in Frankreich frey eingehen und circuliren könne.

Ich hoffe ein ſolches Memoire, von Bourgoing an die rechten Männer gebracht und unterſtützt, ſoll gute Wirkung thun und Sie von dieſer Beſorgniß ganz befreyen. Ich werde mich ſehr freuen, dazu mitgewirkt zu haben, rathe aber keine Zeit zu verlieren, ehe eine beſorgte Ausdehnung des Verbots wirklich ſchon realiſirt iſt. Auch überlaſſe ich Ihnen, ob Sie nicht zugleich durch Hrn. v. Leiſt die Fürſprache unſerer Regierung bey der franzöſiſchen nachſuchen wollen. Ich rathe in dieſem Fall mit der Göttinger Gel. Zeit. gemeine Sache zu machen. Ich habe die A. L. Z. anfangs hier mit porto beſchwert, nachher aber frey erhalten. Ich denke ſie vom k. J. an mir durch das Nordhäuſer Poſtamt kommen zu laſſen, da der Preiß mit dem, welcher in Halle bezahlt wird, gleich iſt. Hochachtungsvoll bin ich Ihr u. ſ. w.

Alexisbad, 6 Aug. 1811.

Dieſes Datum, theuerſter Freund, ſagt Ihnen ſchon, warum ich Ihrer freundlichen Einladung, das Halliſche Bad zu gebrauchen, nicht folgen kann. Der Entſchluß, hierher zu gehen, war nach dem Rath der Aerzte ſchon genommen. Das hieſige Waſſer iſt ſehr reich an Eiſen. Ob es etwas bey mir wirken wird, weiß ich nicht. Das Wetter iſt zu ungünſtig, die kleinſte Verkältung iſt in meinem Zuſtande gar zu nachtheilig, und doch faſt nicht zu vermeiden. Mein Befinden iſt noch immer ſchlecht, wahrſcheinlich begleitet der böſe Huſten mich bis ans Ende meines Lebens. Ein Glück iſt, daß ich an Geiſtesthätigkeit nicht gehindert bin. Vielmehr halte ich es für einen günſtigen Umſtand meines Geſchicks, daß die böſe Krankheit mich noch am Abend meines Lebens in die ſchöne Stelle gebracht hat, wo ich nach eignem Gefallen nur mir ſelbſt leben kann.

Ihr Beyfall mit meiner Beurtheilung des Körteſchen opus iſt mir ſehr ſchätzbar und ich danke Ihnen für das Verſprechen der ſtrengen Verſchweigung meines Namens. Obgleich billig der junge Mann am beſten thäte, das Geſagte in der Stille zu ſeinem Nutzen anzuwenden, ſo iſt dieſes doch nicht zu erwarten. Er wird gewiß die Wahrheit ſehr übel aufnehmen und eben deshalb wünſche ich verborgen ſie geſagt zu haben, um nicht in Zänkerey zu gerathen. Sollte K. indeſſen eine Antikritik in der L. Zeit. abgedruckt verlangen, ſo wünſche ich ſie nur vorher zu ſehen, um vielleicht, wenn es nöthig, ein Wort zuzuſetzen.

Sie haben wohl Recht, daß eine Menge elender Sachen itzt gedruckt werden. Ich ſchätze es für einen Vortheil des Landlebens, daß mir itzt Manches ganz unbekannt bleibt, was einem in der Stadt in die Hände fällt und man oft leſen muß, weil davon geſprochen wird. Ich bin itzt um ſo mehr ſparſam mit meiner Zeit, da ich wahrſcheinlich nicht viel mehr erwarten kann, die gute Anwendung mir alſo um ſo mehr am Herzen liegt.

Schon ſeit dem Frühjahr iſt mein Hauptgeſchäft, Denkwürdigkeiten meiner Zeit zu ſchreiben. Es macht mir großes Vergnügen und auch dieſes iſt viel werth, auch wenn ich nichts vollende. Ich ſchreibe nur für die Nachwelt, ob aber noch ich ſelbſt etwas von dieſem Werke publiciren oder dieſes Andern überlaſſen werde, weiß ich nicht. Ich nenne es nicht Denkwürdigkeiten meines Lebens, weil nicht ich der Held meiner Geſchichte ſeyn will, ſondern ich wähle nur Hauptbegebenheiten aus (capita), deren naher oder auch ferner Zeuge ich geweſen bin und von deren einigen ich ſagen kann: quarum pars fui.

Außerdem treibe ich noch allerlei andere Studien, vor Allem leſe ich die Alten. Sie ſehen alſo wohl, daß mir die Zeit ſehr ſchwindet und ich zu Recenſionen nicht viel übrig behalte, auch nicht gern andere übernehme, als von Werken, die ich doch aufmerkſam leſen will; doch werde ich, ſobald ich zu Hauſe komme, die Recenſionen vornehmen, die ich Hrn. Prof. Erſch verſprochen habe.

Sie erwähnen des guten Bourgoing. Im Frühjahr wurde er von eben der Krankheit, die ich voriges Jahr hatte, Bruſtentzündung, befallen. Die Feſte, die er wegen des Königs von Rom gab, griffen ihn an. Ein Aufenthalt auf dem Lande ſchien ihm doch wohl zu thun. Die Aerzte ſandten ihn nach Carlsbad, wo er ſtarb. Ich lege ein Blättchen bey, wenn Sie gut finden, ſeinen Tod in der A. L. Z. anzuzeigen. Schwerlich bekommt man in Dresden wieder einen Geſandten, der ſo gut an die Noth denkt und Hartes ſo gern mildert.

Am 31. Jul. iſt unſere Betty mit dem lieben Gronau verbunden, der ſchon lange durch ſeine Geſinnung mir Sohn war. Er wird ſich dem Landleben widmen, welches auch ganz unſerer Tochter Neigung iſt. Bis wir ein kleines Gut gefunden, wo ſie ihres Fleißes leben können, bleiben ſie bei uns.

Meine Frau, welche hier bei mir iſt, dankt für Ihr gütiges Andenken. Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, und ſeyn ſtets der meinigen und der aufrichtigſten Achtung verſichert.

Puſtleben, 15. Jan. 1813.

– Hiebei überſende ich die verſprochene Recenſion von Malchus Poſtweſen. Ich habe der guten und nützlichen Schrift Gerechtigkeit widerfahren laſſen, aber den unwürdigen Ton gegen Klüber gerüget. Das Buch behalte ich zurück, und werden Sie es mir anrechnen laſſen, auch die Fortſetzung überſenden. Der Brief des M. kommt hiebei zurück. Nächſtens ſende ich Ihnen auch die übernommene Recenſ. von Langsdorfs Reiſe. Ich bitte mir aber ja nichts weiter zum Recenſiren anzuſinnen. Ich kann ſchlechterdings auf daſſelbe nicht viel Zeit verwenden, da mein Hauptwerk gar zu viel Zeit fordert. Ich bin nun ſchon ſo weit gekommen, um ſehr zu wünſchen, wenigſtens die erſte Abtheilung bis zum Tode Friedrichs II. noch ſelbſt herauszugeben. Wahrſcheinlich darf ich auf kein langes Leben mehr rechnen, alſo habe ich keine Zeit zu verſchwenden. Unglaublich ſchnell fließen mir Jahre und Monate dahin! Meine Arbeit iſt von der Art, daß ſie noch immer in viele Nebenunterſuchungen verwickelt, die zwar im Ganzen dem Hauptzwecke förderlich ſind, doch die Erreichung des Zieles aufhalten.

Ihre Theilnahme an meiner Arbeit iſt mir neue Ermunterung, und herzlich danke ich, daß Sie ſich bemüht haben, mir einige Aktenſtücke zur Müller Arnold'ſchen Sache zu verſchaffen. Seit ich Ihnen deshalb ſchrieb, habe ich aber gefunden, daß ich die meiſten Stücke, um welche es mir zu thun war, bereits ſelbſt hatte. Damit Sie mir alſo nichts Vergebliches ſenden, bemerke ich, daß ich folgende Stücke habe:

1. Das Protokoll de 11. Nov. 1779.
2. Urtheil des Kammergerichts.
3. Befehl des Königs an den Miniſter v. Zedlitz.
4. Bericht des Kriminalſenats des Kammergerichts.
5. Letzte Entſcheidung des Königs de 1. Jan. 1780.
6. Reſcript Königs Friedrich Wilhelm II. de 14. Nov. 1786.

Alle dieſe Stücke alſo bitte mir nicht zu ſchicken. Sollten Sie aber noch andere hier nicht benannte, z. E. Berichte Zedlitzens oder Münchhauſens an den König haben, ſo würden Sie mich durch deren Mittheilung ſehr verbinden.

Ihrer gütigen Geſinnung verſichert, bin ich ſo frei, noch einige literariſche Fragen beizufügen, die vielleicht Sie, mein Theuerſter, oder auch Hr. Prof. Erſch, dem ich mich vielmals empfehle, zu beantworten wiſſen:

a. Wer iſt Herausgeber von Corresp. de Frédéric II. avec Suhm, à Berlin chez Vieweg 1787. 2 Vol.?

b. Wer iſt Herausgeber von Corresp. de Frédéric II. avec Duhan de Janden. Berlin chez Voss 1791?

c. Es giebt zwei Compilationen zur Geſchichte Friedrichs:

   1. Helden-, Staats- und Lebensgeſchichte. Frankf. u. Lpzg. 1758—1770. 9 Bände, und
   2. Denkwürdigkeiten. Gotha 1757—1769. 14 Bde.

   Von dieſen beiden wünſchte ich die Namen der Urheber zu wiſſen.

d. Es giebt noch eine dritte Compilation: Lebens- und Regierungsgeſchichte Friedrichs II. Leipzig bei Böhme 1784 bis 1790. 4 Bde. Dieſer Verf. iſt Seyfart, Regim.-Auditeur in Halle. Ich wünſchte aber zu wiſſen, wann dieſer Seyfart geſtorben iſt, und aus welchen Quellen er ſeine ſpeciellen Nachrichten von Perſonen und Familien geſchöpft habe, die ſein Werk ſchätzbar machen? Vielleicht wäre dieſes am ehemaligen Aufenthaltsorte des Mannes noch wohl zu erfahren.

Sollte dieſes Seyfart'ſche Werk ſich auf der Univerſitäts-Bibliothek befinden (auf der Gottinger iſt es nicht), ſo bitte um deſſen gütige Mittheilung auf etliche Wochen. Iſt es aber auf der Bibliothek nicht, ſo bitte ich, ſich doch erkundigen zu laſſen, ob es nicht bei einem Antiquar für billigen Preis zu haben, da ich es in dieſem Falle gern kaufen würde. Es müßte aber ein komplettes Exemplar ſeyn.

Sie werden mich durch baldige Nachricht, in wiefern Sie dieſe meine Anliegen erfüllen können, recht ſehr verbinden.

Noch muß ich bemerken, daß mir die mit dieſem Jahre getroffene Veränderung bei der A. L. Z. gar nicht gefällt. **Nummer** und **Datum** jedes Stückes waren ſo bequem beim Zuſammenlegen, Aufſuchen, Verſenden, Bemerken und Citiren, Alles dieſes wird erſchwert, wenn dieſe Bezeichnung aufhört. Was für ein Nutzen iſt von der Abänderung möglich? Wenn meine Stimme bei der Direction etwas gölte, ſo bäte ich den Mißgriff wieder zu verbeſſern und vom Februar an die alte löbliche Sitte wieder einzuführen, die von jeher bei allen politiſchen und literariſchen Blättern Gebrauch war. Ich weiß gewiß, alle Leſer, welche die Literaturzeitung wirklich gebrauchen, ſtimmen mir bei.

Haben Sie gute Nachrichten von Ihren Kindern und Enkel aus dem Norden? In der politiſchen Welt haben wir auf einmal ganz neue, nicht geahndete Erſcheinungen. Vor einem halben Jahre ſchrieben Sie mir: Napoleon in Moskau! itzt heißt es: Moskau zerſtört und Napoleon in Paris!

Meine Frau, Schwiegerſohn und Tochter empfehlen ſich mit mir Ihrem und Ihrer theuern Gattin fortdauerndem Andenken. Noch danke ich vielmals für die überſandte Rec. Rehberg's von **Fox History**. Sie hat meinen großen Beifall.

Puſtleben, 5. Febr. 1813.

– Wie kann ich Ihnen, theuerſter Freund, genug danken, daß Sie meine neulichen Bitten mit ſolcher Schnelle erfüllt haben. Dieſe Promptitude iſt um ſo verdienſtlicher, da Sie neben allen Ihren Beſchäftigungen ſo viel Unruhe in Ihrem Hauſe haben. Die Aufnahme der Danziger Flüchtlinge macht Ihrem menſchlichen Herzen die größte Ehre; aber ſieben weibliche Perſonen und ein Sohn, dieß muß keine geringe Beſchwerde machen.

Ich danke für die Mittheilung des Briefes von Hrn. D. Bieſter, welchem würdigen Freund, deſſen Andenken mir ewig theuer bleibt, ich recht ſehr für ſeine Bereitwilligkeit, mir Actenſtücke von der Müller Arnold'ſchen Sache zu verſchaffen, verbunden. Nur müßte ich wünſchen, daß Sie, mein Theuerſter, die neulich bemerkten Stücke, welche ich habe, dem Hrn. D. Bieſter meldeten, damit keine unnütze Sendung geſchieht. Ich zweifle aber nicht, daß in den Berliniſchen Acten ſich außer jenen erhebliche Sachen finden, z. E. die dem König von den Miniſtern v. Zedlitz und Münchhauſen gemachten Remonſtrationen, und deren Mittheilung würde mir immer ſehr lieb ſeyn.

Was ich über den Herausgeber der Corresp. mit Suhm von Vieweg erfahre, werde ich gern mittheilen.

Der übrige Inhalt des Bieſter'ſchen Briefes iſt mir auch höchſt wichtig geweſen. Unſer Freund hat ſehr recht, daß man er Zukunft mit banger Beſorgniß entgegenſehen müſſe. In wel- her Verlegenheit muß der gute, wohlmeinende König ſich befin- en! Sein Abgang nach Breslau ſcheint mir anzudeuten, daß er n Berlin nichts Gutes ahndet. Dänemark muß ſich auch in einer großen Verlegenheit befinden; der König war immer ſehr erbittert gegen England, das ihn allerdings hart beleidigt hat. Aber Rußland, Schweden und England, in deren Mitte er ſitzt, können hm mehr ſchaden, als Frankreich helfen.

Napoleon's unerſchöpfliches Genie bewährt ſich wieder darin, daß, während itzt aller Augen voll Erwartung auf den Kampf mit Rußland ſehen, er die Aufmerkſamkeit auf einen ganz neuen Gegenſtand lenkt — den Frieden mit dem Papſt. Noch weiß man den Inhalt nicht officiell; doch ſoll der Papſt aller weltlichen Herrſchaft und dem Beſitz von Rom entſagt haben, wird alſo ganz erſter Biſchof. Seine Reſidenz wird Avignon, und ſtatt Penſion erhält er zu ſeiner Subſiſtenz Güter. Dieſe Herſtellung des Friedens in der katholiſchen Kirche, ſo weit ſie unter franzöſiſcher Influenz, iſt ein wichtiger Vortheil. Auch der wichtigſte katholiſche Staat, Oeſtreich, wird beitreten. Aber es giebt auch noch Millionen von Katholiken außer der franzöſiſchen Influenz, in Spanien, Portugal, Irland, Amerika ꝛc. Dieſe werden vielleicht das Concordat als mit Gewalt erpreßt erklären, und den Papſt nicht anerkennen, weil er nicht frei ſeye. Da müſſen ſie ein neues Oberhaupt der Kirche wählen, und ſo haben wir ein förmliches Schisma der katholiſchen Chriſtenheit, und unſere Zeit, der kein ſonderbares Ereigniß abgehen zu ſollen ſcheint, erlebt noch Gegen Päpſte, die ſich einander in den Bann thun und für den Antichriſt erklären.

Des ehrwürdigen Wieland Tod thut mir leid. Man war es ſchon ſo lange gewohnt, ihn als einen jugendlichen Greis ſich zu denken! Ich wünſche, daß er die Selbſtbiographie, mit der er beſchäftigt geweſen, noch vollendet, wenigſtens ein Fragment davon hinterlaſſen haben möge. Sein inneres Leben von früher Jugend an war gewiß höchſt merkwürdig, und ſeine Darſtellung deſſelben würde ſehr anziehend geweſen ſeyn, auch wenn ſie aus Wahrheit und Dichtung zuſammengeſetzt.

Darf ich wohl fragen, wer der Recenſent von Göthe's Selbſtbiographie in der L. Z. ſey?

Ich wünſche von Herzen, daß es gelingen möge, die neue Stempelabgabe von der L. Z. durch Weglaſſung der Nummer abzuwenden. Aber wird das fiskaliſche Auge dieſe wirklich doch noch vorhandene Nummer nicht ſcharfſichtiger, als das meinige entdecken, das ſie erſt auf Ihre Bemerkung, am Ende der Seite, mit Vergnügen entdeckt hat? — Aber warum behalten die Göttinger und andere Blätter, die doch auch nach Frankreich gehen, die Nummern in alter Art bei?

Da die gewünſchten Bücher mir von Hrn. Prof. Erſch geſandt ſind, *dabei aber ein Mißgriff Statt gefunden hat*, ſo lege ein Briefchen an denſelben bei. Ihr ꝛc.

Puſtleben, 30. Nov. 1813.

Mit welch andern Empfindungen kann ich Ihnen, mein Theuerſter, doch itzt ſchreiben, als die waren, mit denen ich Ihnen vor einigen Monaten ſchrieb, und Ihre Antwort vom 13. Auguſt las! So ſehr mich in letzterer auch Ihre ſchöne männliche Faſſung bei dem harten Unglück freute, ſo hielt mich doch immer ein gewiſſes geheimes Gefühl, wenn ich Ihnen wieder ſchreiben wollte, zurück. So wenig auch der äußere Anſchein da war, hoffte ich doch, ich würde Ihnen vielleicht bald in einer ganz andern Stimmung ſchreiben können. Nun iſt dieſes früher und in einem höhern Grade thunlich, als, ich geſtehe es, ich es noch bei Wiedereröffnung des Krieges möglich gehalten hätte. Die moraliſche Kraft der durch ſchmählichen Druck empörten Völker, der wahrhaft ernſtliche Verein der Mächte hat endlich den Unterdrücker beſiegt, und zwar ſo beſiegt, daß er nicht wieder auferſtehen wird. Möge itzt nur dieſe feſte Einigkeit ſo lange dauern, bis ein feſter Friede, gegründet durch eine Verfaſſung Deutſchlands, welche die Rückkehr der alten Gebrechen unmöglich macht, errungen iſt. Ich hoffe es; die Erfahrung hat (wovon die Beiſpiele in der Geſchichte ſelten ſind), die Regierungen wirklich klüger, die Menſchen beſſer gemacht.

Ganz ungemein habe ich mich gefreut, wie ich erfuhr, daß die Wiederherſtellung Ihrer Akademie eine der allernächſten Folgen der Siege von Leipzig geweſen ſey! Man verſichert wenigſtens gewiß, die Univerſität ſey förmlich von unſerm uns wieder gewordenen König beſtätigt, die Gehalte bereits angewieſen, und die Collegia hätten ihren Anfang genommen. Ich wünſche ſehr, hiervon die Beſtätigung zu vernehmen. Ich glaube, es iſt ein günſtiger Umſtand für Ihre Stadt, daß der brave Geh. Staatsrath v. Klewiz dort ſeinen Aufenthalt genommen hat. Er wird gewiß Alles zur Wiederaufnahme beitragen.

Ich arbeite nun mit neuem Muth an meinem hiſtoriſchen Werke fort, deſſen Anfang künftiges Jahr, wie ich glaube, ganz zu rechter Zeit erſcheinen wird, um den in Deutſchland neu geweckten Gemeingeiſt zu ſtärken. Ich wünſche um der Verleger willen die Aufmerkſamkeit des Publikums auf mein Vorhaben zu lenken und lege deshalb eine kleine Anzeige bei, die ich Sie erſuche, in einem der nächſten Stücke der A. L. Z. abdrucken zu laſſen.

Ohne Zweifel geht die A. L. Z. nun ununterbrochen fort, und Sie können wegen des Abſatzes nun wieder ganz ohne Sorgen ſeyn. Ich werde alſo auch Ihnen bald wieder Beiträge ſenden. Bisher hat mich hauptſächlich mein Werk beſchäftigt, und dann haben die politiſchen Veränderungen doch auch meine Ruhe nicht wenig unterbrochen, vorzüglich die Einquartierungen, mit denen wir beſonders mit Ruſſen ſeit den letzten Zeiten hart betroffen ſind. Oft iſt unſer ganzes Haus beſetzt, und nur ſelten ſind wir ganz frei. Meine Geſundheit iſt auch noch immer ſchlecht; mein böſer Huſten plagt mich gewaltig und mattet mich ab, indem er mir die nächtliche Ruhe raubt. Doch was Sie weiter von mir zu wiſſen wünſchen, kann Ihnen mein Schwiegerſohn Gronau erzählen; denn dieſer wird das Vergnügen haben, Ihnen dieſe Zeilen zu überreichen und mir auch Nachricht von Ihrem und der Frau Gemahlin Befinden zurückbringen, woran wir lebhafteſten Antheil ſtets nehmen werden.

Noch muß ich Ihnen aber beſonders für die Beifügung der Recenſion von Roth's Denkſchrift auf den edlen Schenk danken. Dieſer Mann iſt einer der achtungswürdigſten, die ich in meinem Leben gekannt habe. Der Anfang unſerer Bekanntſchaft war am Rhein, wie er zu Düſſeldorf, ich zu Köln lebte. Aber nachher haben wir zu Raſtadt anderthalb Jahr im vertraulichſten Einverſtändniß gelebt. Schenk war dort mein eigentlicher Herzensfreund, der das Beſchwerliche der Lage erleichterte. Alles, was Roth von ihm ſagt, iſt buchſtäblich wahr. Ich wünſchte die Denkſchrift, obgleich der Auszug in der Recenſion ſehr vollſtändig iſt, doch ſelbſt zu leſen. Da ſie in den Buchhandel wohl nicht kömmt, bitte ich, falls Sie dieſe Denkſchrift beſitzen, ſie Gronau mitzugeben. Ich werde ſie mit Dank zurückſenden. Auch würde ich die Memoria des ehrwürdigen D. Griesbach, welche Sie geſchrieben, gern leſen.

Iſt Ihnen bekannt, ob Wieland eine Selbſt-Biographie hinterlaſſen hat, mit der er ſich im Jahre vor ſeinem Tode beſchäftigte? Göthe's Rede in der Loge auf W. iſt vortrefflich. Außer dieſer habe ich aber auch noch nichts über den Altvater unſerer Literatur geleſen. Es freuet mich, daß Sie übernommen haben, die Ueberſetzung von Cicero's Briefen vollſtändig zu machen.

Bei den ſo außerordentlich vielen Ausgaben, die mich izt drücken, iſt jede kleine Einnahme willkommen. Sollte die A. L. Z. alſo izt im Stande ſeyn, den Betrag vom vorigen Jahre zu berichtigen, ſo würde es mir lieb ſeyn, wenn Gronau ihn mitbringen könnte. Ich umarme Sie mit hochachtungsvoller Freundſchaft ꝛc.

Pußleben, 27. Dec. 1813.

Das Schreiben, welches mein lieber Gronau mir von Ihnen, verehrter Freund, mitbrachte, war mir eben ſo angenehm, als die mündlichen Erzählungen, womit er es ergänzen konnte. Ich freue mich recht herzlich mit Ihnen, daß Sie ſo harte Leiden glücklich überſtanden haben, und wenn gleich auch noch izt Ihre Lage nicht ohne Sorge iſt, ſo haben Sie doch Gottlob die Ausſicht einer beſſern Zukunft. Mir geht es ebenſo. Bei allem Ungemach, das mich perſönlich trifft, erheitert mich der Gedanke, daß ich doch nun nicht mehr fürchten darf, meine letzten Jahre unter dem Druck fremder Herrſchaft zu leben. Mein Ihnen neulich bemerktes gutes Vertrauen zu einer dauernden Befreiung Deutſchlands dauert fort, wenn gleich die kriegeriſchen Fortſchritte nicht ſo raſch gehen, als es Manche erwartet haben. Mich befremdet dieſes nicht. Ich finde es gut, daß die verbündeten Mächte ihre Heere, welche gewiß ausnehmend viel ausgeſtanden haben, erſt wieder neue Kräfte ſammeln laſſen, ehe ſie neue Unternehmungen jenſeit des Rheins beginnen. Jedes Mißgeſchick würde izt wichtige Folgen auf die Stimmung der Völker haben; deshalb iſt es weiſe, ſich demſelben nicht auszuſetzen. Von innern Gährungen in Frankreich hört man zwar noch nichts; aber ich zweifle gar nicht, daß ſie ausbrechen werden, und ich rechne auf ſie vorzüglich. Natürlich wendet Napoleon alles nur Mögliche an, um die Nation zu neuem Enthuſiasmus aufzuregen; aber ich denke, von Seite der Verbündeten geſchieht auch Alles, um die Nation zu überzeugen, daß man nichts gegen ihre Unabhängigkeit vorhabe, vielmehr ſie von dem Despotismus befreien wolle, der ihr eben ſo verderblich, wie allen andern Völkern iſt. Bei alledem ſcheint es, daß der Krieg noch geraume Zeit fortdauern werde. Iſt und bleibt er auch entfernt von uns, ſo werden uns doch noch große Opfer abgefordert werden, welches allerdings für dieſe ſchon ſo ſehr erſchöpften Lande ſehr hart iſt. Aber die Nothwendigkeit iſt nicht zu verkennen. Da Anſtrengung und Eifer izt wirklich in allen Theilen Deutſchlands ſo groß ſind, wie ſie es noch nie waren, ſo zweifle ich nicht an endlichem gutem Erfolge.

Ich danke für das überſandte Lectionsverzeichniß, welches Sie in einem ſehr würdigen Tone eingeleitet haben. Wenn die Univerſität vors erſte nur die Revenüen behält, welche ſie hat, ſo iſt es ſchon gut. Ob ſie nach dem Frieden neben den neuen preußiſchen Univerſitäten wird beibehalten werden, iſt freilich eine Frage, woran jezt wohl noch nicht gedacht werden kann.

Mit Vergnügen ſehe ich, daß Sie mir in Abſicht der Schlegel'ſchen Schriften beiſtimmen, und bereits eine Recenſion von der über das Continentalſyſtem geliefert haben. Die Anzeige der andern Schrift gegen Dänemark hat ihre Schwierigkeiten gerade in iziger Lage, da dieſe Macht auch dem großen Bunde beigetreten iſt. Indeß, da Sie es wünſchen, überſende Ihnen hier eine Recenſion, bei der Sie, wie ich hoffe, kein Bedenken haben werden. Zugleich lege ich auch die längſt verſprochene über La Cretelle bei.

Die Schrift von Jacobs: *Deutſchlands Gefahren und Hoffnungen*, kenne ich noch nicht. Wünſchen Sie eine Recenſion derſelben von mir: ſo bin ich dazu bereit, und bitte, ſie mir zu überſenden. Faſt hätte ich auch ſelbſt eine kleine Schrift unter ähnlichem Titel und mit gleicher Tendenz in das Publikum geſandt: aber ich bin mit meiner Hauptarbeit zu beſchäftigt, und entziehe derſelben ungern einige Zeit, deren Zerſplitterung durch die izigen Umſtände ich eben ſo ſehr fühle, wie Sie darüber klagen. Aus dieſem Grunde werde ich auch an die übernommene Recenſion von Langsdorfs Reiſe ſobald noch nicht gehen können: doch erfolgt ſie gewiß.

Ich glaube es wohl, daß die Kaſſe der L. Z. bei jetzigen Umſtänden nicht gut angefüllt ſeyn kann. Gern will ich mit meiner Forderung bis zur Oſtermeſſe warten, nur dann hoffe ich gewiß auf Zahlung rechnen zu können.

Ich lege einen kleinen Zettel bei für Herrn Prof. Erſch, welchen demſelben bald einzuhändigen bitte.

Bei meinem vorigen Briefe war eine kurze Ankündigung meines Werkes, mit Bitte, ſie in die A. L. Z. einzurücken. Sie erwähnen derſelben nicht, doch, hoffe ich, hat ſie ſich bei jenem Briefe gefunden. Sobald der erſte Band meiner Denkwürdigkeiten da iſt, überſende ich denſelben. Ihr Beifall wird mir ſehr viel werth ſeyn.

Sie würden in Ihrem Haß gegen den Huſten noch befeſtigt werden, wenn Sie mein jämmerliches Huſten hören ſollten. Die Hoffnung, davon befreit zu werden, habe ich längſt aufgegeben, und bin zufrieden, ſo lange ich nur nicht an meinen Arbeiten gehindert werde.

Mögen Sie dieſes denkwürdige Jahr wohl beſchließen, und die Hoffnungen, womit Sie, wie wir Alle, das neue antreten, erfüllt ſehen.

Pußleben, 18. Sept. 1814.

Es hat mir eine große Freude gemacht, mein Theuerſter, daß Sie mein Geſchichtsbuch mit ſo herzlichem Beifall aufgenommen haben. Ich habe das Vergnügen, von vielen einſichtsvollen Männern Verſicherungen des großen Beifalls zu erhalten, womit ſie mein Buch geleſen. Dieß ermuntert mich, demſelben auch ferner den Reſt meines Lebens zu widmen, in ſofern es meine noch immer ſehr leidende Geſundheit erlauben wird und auch inſofern mir Aufmunterung bleibt, auch ferner mit eben der freimüthigen Wahrheit und Unpartheilichkeit zu ſchreiben, mit der ich angefangen habe. — Der ehrwürdige Graf Görz hat mir bereits ſehr intereſſante Zuſätze geſandt, die ich im 2. oder 3. Bande bekannt machen werde.

Daß mein Buch einigen Eindruck machen werde, hatte ich erwartet, weil es wirklich noch ganz an eigentlichen Geſchichtsbüchern in unſerer Sprache fehlt. Die Männer, welche den Begebenheiten nahe geweſen, hatten bei uns immer nicht Muße oder nicht Freiheit, zu ſchreiben. Es ſchrieben alſo nur ſolche, welche keine anſchauliche Begriffe vom Gange der Dinge in großen Geſchäften hatten.

Bei dem großen Publikum wird mein Werk wohl nicht beſondere Aufmerkſamkeit erregen, weil daſſelbe wirklich durch die außerordentlichen Zeitbegebenheiten zu ſehr beſchäftigt und zerſtreut iſt. Deshalb danke ich Ihnen ſehr, daß Sie durch eine Recenſion, in der Lit. Zeitung die Aufmerkſamkeit erregen wollen. Ich wünſche beſonders, daß mein Buch nicht nur als Quelle über die Begebenheiten der Epoche, welche es beſchreibt, geſchildert, ſondern als ein Werk für das ganze gebildete Publikum und wegen ſeiner Tendenz empfohlen werde, ſchöne Geſinnungen der Deutſchen und Preußen zu beſtärken, und den Sinn für Recht auch in den Verhältniſſen der Staaten, bei den Regenten und Geſchäftsmännern zu wecken.

Ihrem Zweifel, ob die Geſchichte auch wirklich ſo moraliſchen Nutzen geſtiftet habe, vermag ich freilich nicht genugthuend zu erwiedern. Da die Menſchen ſo wenig durch die Erfahrungen, welche ſie ſelbſt machen, gebeſſert werden, ſo kann man freilich noch weniger von fremden, die ihnen vorgeſtellt werden, erwarten. Indeß bin ich doch überzeugt, daß gute Ge-

ſchichtſchreiber doch immer im Stillen wirken; es aber vorzüg-
ch darauf ankommt, wie ſie verſtanden und geleſen werden.
Solcher Leſer ſind allerdings nicht ſehr Viele. Aber wenn, wie
behauptet wird, Karl V. den Thucydides beſtändig las, und ihn auch
auf allen Reiſen und Feldzügen bei ſich führte, ſo muß man doch
annehmen, daß dieſes nicht ohne Einfluß auf ſein eigenes Leben
geblieben ſey. Ein, mich wenigſtens überzeugendes, Beyſpiel von
Bildung eines Regenten und Feldherrn durch ein mit Nach-
denken verbundenes Leſen der Geſchichte iſt Friedrich II. Man
darf nur die älteſte Schrift, die wir von ihm gekannt haben
(Considerations sur l'état present de l'Europe im 6. Th. der
Oeuvr. posth.), leſen, ſo fühlt man, wie er ſchon damals, im
6. Jahre ſeines Alters, Geſchichte aller Zeiten ſtudirt hatte.
Ich arbeite alſo an meinem Geſchichtbuche nicht ohne Hoffnung,
daſſelbe werde nicht ohne alle gute Wirkung, wenn gleich erſt
lange nach mir, bleiben. Wäre dieſe Hoffnung auch Täuſchung,
ſo iſt ſie doch wichtig, um nicht zu erliegen bei einer Arbeit, die
zwar ſehr viel Angenehmes und Erhebendes, aber auch oft viel
Beſchwerliches und Niederſchlagendes hat.

Den Zweifel, welchen Sie mir äußerten, ob die Schick-
ſale der Menſchen überhaupt von Weisheit zu einem verhältniß-
mäßigen Zwecke geleitet werden? iſt von ſehr höherer Art, und ich
geſtehe Ihnen, daß er auch mich oft beunruhigt. Indeß ſcheint
mir doch, um das Gegentheil anzunehmen und in den Bege-
benheiten der Welt nichts als blinden Zufall zu ſehen, fehlen
mir noch mehr Gründe. Nehme ich eine höhere Weltregierung
an, ſo kann ich mir ſelbſt ſagen, daß ich, der nur eine Spanne
der Zeit, und auch dieſe nur höchſt unvollkommen ſehe, unmög-
lich Alles, was darin geſchieht, beurtheilen, noch fordern kann,
daß dieſes Alles gerade nach meinen individuellen Begriffen von
Gerechtigkeit bemeſſen ſey. Wenn ich hie und da Spuren einer
weiſen Weltregierung entdecke, ſo folgere ich nach menſchlicher
Schlußart, daß ſie auch da ſey, wo ſie mir verborgen bleibt.
Freilich bleibt im einzelnen (leider ſehr vieles) Alles Dunkel, und
ſehr ſchwer iſt es, wenn man die Ueberzeugung nicht ſchon mit-
bringt, aus Gründen einer höhern Philoſophie, nach dem An-
blick der wirklichen moraliſch-politiſchen Welt den feſten Glauben
zu faſſen und immer zu behalten, daß wirklich eine Vervoll-
kommnung unſers Geſchlechts da ſey. Indeß iſt es doch gut,
dieſe Hypotheſe anzunehmen und ihr gemäß ſeine eigenen Hand-
lungen einzurichten. Doch genug. Ueber dieſe Dinge zu ſchrei-
ben, fehlt es mir an Zeit und Raum. Gründlich möchte ich mich

ſchätzen, einmal etliche Stunden mit Ihnen über dieſelben Ideen mich mündlich auszuwechſeln.

Ich kann noch immer nicht glauben, ſo ſehr es auch behauptet wird, daß es die Abſicht ſey, ganz Sachſen unſerm Staat einzuverleiben. Ich würde es bedauern, nicht ſowohl für Sachſen, als für Preußen. Mein Grundſatz bleibt immer, Preußen muß dadurch beſtehen, daß es durch Gerechtigkeit und Humanität Vertrauen und Liebe anderer Staaten erweckt. Nicht geographiſche Vergrößerung, ſondern ein ſtetes föderatives Syſtem kann es im erſten Rang der Mächte erhalten, zu dem es Friedrichs außerordentliches Genie erhoben hat. Dieſes war das Syſtem des großen Königs in ſeiner letzten Periode, und alle folgenden Begebenheiten haben bewieſen, daß es nicht ungeſtraft verlaſſen werden könne. Gerechtigkeit und Mäßigung iſt die echte Politik unſeres Staats. Dieß habe ich ſeit dem Fürſtenbunde behauptet, und mein Geſchichtsbuch, wenn ich es fortſetzen kann, ſoll dieſe Wahrheit ins hellſte Licht ſetzen. Gelingt es mir, dieſe Wahrheit allen künftigen Regenten und Staatsmännern recht einzuprägen: ſo habe ich nicht umſonſt gearbeitet.

Ich entziehe ungern einige Zeit meiner Hauptarbeit, indeß werde ich Ihnen doch von Zeit zu Zeit Recenſionen liefern. An die weſtphäliſchen Geſchichten gehe ich nicht recht gern. Indeß will ich Ihnen doch Zinſerling's weſtphäliſche Denkwürdigkeiten recenſiren, auch noch ein anderes, geh. Geſchichte des Kaſſeler Hofes (wer mag der Autor ſeyn? vermuthlich nur ein Büreau-Arbeiter) damit verbinden. Dieſes iſt eine elende chronique ſcandaleuſe aus den mancherlei Geſchwätzen in Kaſſel zuſammengerafft, bloß um damit etwas zu verdienen. Zinſerling's Schrift iſt von höherem Gehalt, obgleich mehrere ſonderbare Behauptungen darin ſind. Was für eine Stelle hat Z. in Kaſſel gehabt, und wo iſt er itzt? Ich habe ſeinen Namen nie gehört. Vermuthlich war er noch nicht in Kaſſel, wie ich es verließ. Ich denke in meiner Recenſion einige Worte zu ſagen, die zu itziger Zeit gut wirken ſollen. Ich wünſchte mit jenen beiden Schriften noch wohl eine dritte zu verbinden: Cramer's Geſchichte des Königreichs Weſtphalen, deren Daſeyn ich nur aus den Zeitungen kenne. Wollen Sie mir dieſe ſchicken, wird es mir lieb ſeyn, aber baldigſt, da ich itzt ſogleich dieſe Arbeit vornehme. Sollte jedoch die Geh. Geſchichte rc. und Cramer rc. bereits andern Recenſenten zugetheilt ſeyn, bitte es mir bald zu melden. Dann liefere ich nur Zinſerling.

Außerdem werde ich Ihnen nächſtens eine Anzeige ſenden von Krülle, die Pflegeanſtalt in Detmold, eine intereſſante Schrift. Die ſchon lange verſprochene Recenſion von Langsdorfs Reiſe werde ich zu Ende d. J. auch liefern, aber mehr kann ich nicht übernehmen. Da ich bei jeder Recenſion die Materie, welche ſie betrifft, von neuem ſtudire, ſo kann ich nicht ſo ſchnell arbeiten, wie wohl mancher Andere.

Mit hochachtungsvollſter Freundſchaft bin ich rc.

Puſtleben, 14. Nov. 1814.

»Dießmal, mein hochverehrter, theuerſter Freund, erſcheine ich mit einer Entſchuldigung vor Ihnen, daß ich die verſprochene Recenſion über die, Weſtphalen betreffenden, Schriften Ihnen nicht liefere. Ich hatte dieſelbe wirklich ſchon angefangen, und dachte manches gute Wort bei der Gelegenheit zu ſagen; aber ich muß es Ihnen geſtehen, die Materie wurde mir ſo widerlich, daß ich die Arbeit nicht zu Ende bringen konnte. Da ich nicht anders als mit völliger Unpartheilichkeit ſchreibe, das Schlechte gehörig rügen, aber auch das Gute nicht verkennen wollte, ſo hätte mir die Sache mehr Mühe gekoſtet, und beſonders mehr Zeit erfodert, als ſie werth war. Ich entſchließe mich alſo, beſonders weil mir, je älter ich werde, die Zeit immer koſtbarer wird, den Verſuch ganz aufzugeben. Ueber das weſtphäliſche Königreich wird ohne Zweifel noch viel, und vermuthlich noch Wichtigeres als bisher, vorzüglich von bedeutenden Männern, geſchrieben werden. So hat z. B. Berlepſch ſchon darüber geſchrieben, und Malchus wird als Apologet ſeiner Adminiſtration auftreten. Nun halte ich aber ſehr gut, daß Sie die Recenſionen aller dieſer Schriften einem und demſelben Manne übertragen. Dieſer aber kann und will ich nicht ſeyn aus mehreren Gründen. Es wird Ihnen gewiß an einem fähigen Recenſenten nicht fehlen. Wichtig iſt es aber immer, daß es ein hinlänglich unterrichteter, unpartheiiſcher Mann ſey. Ich denke, ſo wie in meinem Geſchichtsbuch nicht über 1806 hinauszugehen, ſo auch anonymiſch kein Wort über dieſe neueſte Zeit drucken zu laſſen. Sie werden alſo gütigſt entſchuldigen, daß ich die übernommenen drei Schriften nicht recenſire. Die eine derſelben von Cramer, welche Sie mir überſandt haben, will ich behalten, da ich ſie ſchon zum Behuf der Recenſion hatte binden laſſen. Ich bitte, dieſelbe alſo auf meine Rechnung ſetzen zu laſſen.

Dagegen ſende ich Ihnen hiebei Recenſionen über drei zwar kleine Schriften, aber von wichtigem Inhalt: 1) Krüll, Pflegeanſtalt in Detmold; 2) Patriotiſche Wünſche über das deutſche Poſtweſen; 3) Villers, constitutions anseatiques. Da in den beiden letzten Recenſionen des Wiener Congreſſes, als noch beſtehend, gedacht iſt, ſo wünſchte ich wohl, daß ſie noch während deſſen Dauer, alſo bald, eingerückt würden, wenn gleich ich von meinen Recenſionen einigen Einfluß auf die zu faſſenden wichtigen Entſchlüſſe zu erwarten weit entfernt bin.

Die Freiheit der deutſchen Hanſeſtädte wird, denke ich, wohl anerkannt werden, weil es das Intereſſe der bedeutendſten Mächte fordert. Aber ſchwerlich werden unſere größern Staaten ſich entſchließen, dem Poſtweſen eine ſolche Einrichtung zu geben, wie es für das allgemeine Beſte zu wünſchen wäre. Das, zwar nur eingebildete, Finanzintereſſe der Einzelnen iſt zu ſehr dawider. Jetzt iſt es recht gut, daß die Sache wieder in Anregung gebracht werde. Wer iſt der Verfaſſer der Schrift über dieſen Gegenſtand? Unſer Freund Bertuch hat mich von dem Vorhaben, ein allgemeines Verbot des Nachdruckes vom Wiener Congreſſe zu bewirken, unterrichtet, und die gut geſchriebene Schrift an Luden überſandt. Ich wünſche von Herzen einen guten Erfolg, vermuthe jedoch, man werde zu Wien dieſen Gegenſtand der innern Polizei an die erſt zu konſtituirende höchſte Regierung von Deutſchland verweiſen.

Paſtor Marks, der auf der Rückreiſe von dort hier war, hat mir geſagt, Sie hätten die Recenſion meines Buches in der A. L. Z. übernommen. Ich ſehe dieſes als einen Beweis Ihrer Freundſchaft an, für den ich ſehr danke. Sie werden gewiß beitragen, die Aufmerkſamkeit auf mein Buch zu lenken, die es im großen Publikum wegen des gar zu Anziehenden der Begebenheiten der neueſten Zeit nicht bekommen kann, wie ich dieſes ſchon vorausgeſehen und ſehr natürlich finde. Der Beifall der Männer, welche ihre Begriffe, wie Geſchichte geſchrieben werden müſſe, nach den Alten gebildet, muß mich hierüber tröſten. In der Jenaer Lit. Zeit. hat ein Kritiker mir es zum Vorwurf gemacht, daß ich nicht im Ton der neueſten Zeit erzähle. Dieſes iſt nie meine Abſicht geweſen, weil ich dieſen neueſten Ton gar nicht billige, ihn allen wahren Zwecken des Geſchichtſchreibers widerſprechend finde. Jener Recenſent geht überhaupt recht auf Tadel aus, welches mir an ſich nicht unrecht wäre, wenn der Tadel Grund hätte und ich ihn benutzen könnte, mein Werk vollkommener zu machen. Dieß iſt aber nicht der Fall, und der Mann thut mir offenbar Unrecht, z. B. daß ich nicht genug Neues und Unbekanntes hätte, als wenn dieſes möglich wäre über einen Zeitpunkt, von dem ſo unendlich viel geſchrieben iſt, alſo nothwendig manchen Leſern Vieles bekannt ſeyn muß. Doch wer ein Kunſtwerk aufſtellt, muß ſich gefallen laſſen, daß Jeder es nach ſeinem Geſchmack beurtheilt. Ich werde dagegen fortfahren, es nach meinem Geſchmack fortzuſetzen. Der zweite Band wird indeß erſt gegen Oſtern erſcheinen. Der Druck geht langſam fort, weil die Correcturen aufhalten, die ich mir ſelbſt ſchicken laſſe.

Daß Sie wahrſcheinlich den Paſtor Marks dorthin bekommen, freut mich ſehr. Dieſer treffliche, echt religiöſe Mann iſt des erweiterten Wirkungskreiſes werth, den er bei Ihnen erhält, und wird in demſelben ſehr nützlich ſeyn.

Mit aufrichtigſter Hochachtung und Freundſchaft bin ich ꝛc.

Puſtleben, 27. März 1815.

Ich kann mit Gewißheit vorausſetzen, hochverehrter Freund, daß der unerwartete Tod des trefflichen Villers auch Ihnen nahe gegangen iſt, wenn Sie ihn gleich perſönlich nicht kannten. Mich hat derſelbe ſehr angegriffen, und zwar um ſo ſchmerzhafter, da ich alle Urſache habe, zu glauben, der Gram über das von Hannover kürzlich erfahrene Unrecht ſey vorzüglich Schuld an ſeinem Tode geweſen. Ich wünſche beizutragen, das Andenken des Edlen etwas bei uns zu erhalten, und ſende Ihnen deshalb eine kleine Notiz über denſelben, welche Sie wohl gern in die A. L. Z. einrücken werden. Sie können auf die Richtigkeit der angeführten Thatſachen rechnen, da ich ſie alle aus des Seligen eigener Erzählung genommen habe. Sehr auffallend iſt mir, daß die Göttinger Zeitung bis jetzt ſeinen Tod gar nicht erwähnt hat. Da er von vielen der Göttinger Profeſſoren ſehr geachtet wurde, ſo iſt ohne Zweifel kleinliche Furcht, durch das Lob eines zurückgeſetzten Mannes in Hannover zu mißfallen, der Grund des Stillſchweigens. Um ſo mehr wünſche ich, daß Sie meinen Aufſatz bald bekannt machen mögen. Obgleich nichts darin enthalten iſt, deſſen ich mich ſchämen dürfte, und wenn ich mich nicht, wenn es nöthig, öffentlich bekennen möchte, ſo habe ich doch meine Gründe, weshalb ich wünſche, als Verfaſſer dieſes Aufſatzes nicht bekannt zu werden, und ich erſuche Sie aufs angelegentlichſte, mich durchaus Niemand, auch nicht Bekannten von mir, als Verfaſſer zu nennen, auch mir den Aufſatz, wenn er abgedruckt iſt, zu remittiren. Ich verliere durch Villers Tod einen von mir ſehr geehrten und lieben Freund, deſſen Beſuch ich noch in dieſem Frühjahr erwartete. Auch verliere ich durch ſeinen Tod die Hoffnung, mein Geſchichtbuch durch eine gute Ueberſetzung auch außerhalb Deutſchland bekannt werden zu ſehen. Er hatte deßhalb mit den Buchhändlern Würz und Treuttel in Paris bereits Abrede genommen, und ich hatte die Reviſion der Handſchrift verſprochen. Vielleicht hätten Sie den Trefflichen nach Halle bekommen; denn ich weiß zuverläſſig, daß man in Berlin daran dachte, ihn dorthin zu berufen. Weil dieſes aber noch nicht geſchehen iſt, habe ich im anliegenden Aufſatz davon nichts erwähnen wollen.

Mein Schwiegerſohn Gronau machte mir vor einigen Wochen Hoffnung, daß die Recenſion meines Werkes nun allernächſtens in der A. L. Z. erſcheinen werde. Noch immer iſt dieſes aber nicht erfolgt. Da in wenig Wochen der zweite Band erſcheint, wollen Sie vielleicht dieſen erwarten, um beide Bände zugleich anzuzeigen? Ich würde indeß eine beſondere Anzeige von jedem Bande lieber ſehen.

Die Entweichung Bonaparte's von der Inſel Elba iſt itzt die Begebenheit, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit anzieht. Daß Bonaparte in ſo kurzer Zeit ſchon bis Lyon vorgedrungen und nirgend Widerſtand gefunden, läßt nicht zweifeln, daß er Anhang gefunden, und der nun unvermeidliche Bürgerkrieg wird auch auf uns ſehr nachtheiligen Einfluß haben, indem wir nun wieder neue Laſten werden tragen und in einem ungewiſſen Zuſtande werden bleiben müſſen. Doch halte ich es *politiſch unmöglich*, daß Bonaparte wieder die Oberherrſchaft erlange und mit den Kräften Frankreichs uns anfalle. Der Ernſt und die Einſtimmigkeit, welche die alliirten Mächte durch ihr Manifeſt bewieſen, ſind vortrefflich, aber — auch nöthig. Eine ruſſiſche Armee ſoll bereits Ordre zum Marſch nach Deutſchland erhalten haben.

Mit hochachtungsvollſter Freundſchaft bin ich ꝛc.

Lemgo, 14. Jul. 1815.

„Ich ſchreibe Ihnen von hier, wertheſter Freund, da ich mein Vaterland noch einmal wieder zu ſehen wünſchte, und daher eine kleine Reiſe hieher gemacht habe, auf der ich mich bisher auch, ſoweit es die veränderliche Witterung erlaubt, ganz erträglich befunden, und dieſes iſt Alles, worauf ich bei ſtets anhaltendem böſen Huſten Anſpruch machen kann.

Der Anlaß meiner Bitte, den ich hier erhalte, iſt folgender: Der nun bei Ihnen lebende Abraham Penzel hat eine umgearbeitete Ausgabe ſeines deutſchen Strabo öffentlich ausgeboten, und alle Buchhändler, die zu dem Verlage Luſt hätten, aufgefordert, ſich bei ihm zu melden. Mein Schwager, Eigenthümer der hieſigen Meyer'ſchen Buchhandlung, findet ſich hierdurch verletzt, da er die erſte Ausgabe des Strabo verlegt und noch eine ziemliche Menge Exemplare derſelben vorräthig hat. Es iſt unbegreiflich, warum Penzel nicht den natürlichen Weg eingeſchlagen iſt, ſich an den alten Verleger zu wenden und dieſem eine neue Ausgabe anzutragen, da er von demſelben die billigſten Bedingungen erwarten konnte. Die große Freundſchaft, die er von meinem ſel. Schwiegervater immer erfahren hat, hätte ihn von dem Gedanken abhalten ſollen, deſſen Sohne dieſes Verlagswerk entziehen zu wollen. Letzterer hat deshalb bereits vor einigen Monaten an ihn geſchrieben, aber keine Antwort erhalten. Derſelbe war deshalb ihr Willens, durch eine in alle Zeitungen einzurückende Erklärung ſeine Rechte an die Penzel'ſche Ueberſetzung des Strabo in ſolcher Art zu vindiciren, daß jeder rechtliche Buchhändler abgehalten würde, ſich mit einer neuen Ausgabe zu befaſſen. Ich habe jedoch meinen Schwager bewogen, eine ſolche öffentliche Erklärung, die Hrn. Penzel vermuthlich unangenehm ſeyn würde, einſtweilen noch zurückzuhalten. Ich habe mich zugleich erbeten, Sie, Theuerſter, zu erſuchen, das Anſehn, welches Sie, wie ich nicht zweiſle, über den Mann haben, anzuwenden und denſelben mit Ueberreichung des anliegenden Schreibens von meinem Schwager, durch Ihre Vorſtellungen zu vermögen, ſein Vorhaben aufzugeben und eine neue Ausgabe ſeines Strabo nicht eher zu unternehmen, bis der Verleger der erſten ihm melden kann, daß dieſe abgeſetzt ſey.

Sie werden den zweiten Band meines Geſchichtsbuches nun bereits vor einigen Wochen erhalten haben, und ich hoffe, daß nun endlich beide Bände in der A. L. Z. werden angezeigt werden. Wenn dieſer Zeitung jemals der Vorwurf gemacht werden ſollte, daß ſie ihre Mitarbeiter durch zu frühe Anzeigen der Werke deſſelben begünſtige, ſo können Sie dieſen Fall als ein entſcheidendes Beiſpiel vom Gegentheil anführen, da mein Geſchichtsbuch in der L. Z., deren Mitarbeiter zu ſeyn ich ſeit vielen Jahren die Ehre habe, ſpäter als in irgend einer andern erwähnt iſt.

Obgleich mein Buch ſehr korrekt gedruckt iſt, ſind doch durch Zufall in den letzten Bogen einige häßliche, den Sinn ſtörende Druckfehler eingeſchlichen. Da, wie ich hier ankam, die Hauptverſendung an die Buchhändler noch nicht geſchehen war, und jene Fehler ſich glücklicherweiſe auf einem Blatt befanden, iſt daſſelbe noch umgedruckt und dem Uebel abgeholfen worden. Ich lege Ihnen dieſes Blatt bei, welches der Buchbinder nach Wegſchneidung des alten Blattes recht gut wird einheften können. Auch füge ich noch drei Exemplare deſſelben bei, mit Bitte dieſe zu gleichem Behuf an Hrn. Kanzler D. Niemeyer, Hrn. Prof. Erſch und Hrn. Director Schwarz nebſt meiner beſten Empfehlung abzugeben.

Ich hoffe, daß die großen Begebenheiten, welche wir in den letzten Wochen erlebt haben, nun endlich nach gänzlicher Vernichtung des Böſen einen dauernden Ruheſtand zur Folge haben werden, deſſen die Menſchheit, und namentlich auch die deutſche, bedarf, um die erlebten Erfahrungen zu wirklicher Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes anzuwenden. Mögen wir Beide dieſe noch erleben, und Sie ferner Ihre Freundſchaft erhalten Ihrem rc.

Pußleben, 31. Aug. 1815.

Ihr noch nach Lemgo gerichtetes Schreiben vom 8. d., wertheſter Freund, habe ich hier richtig erhalten, wo ich Anfang dieſes Monats wieder angekommen bin. Ich danke vielmals für die über Penzel gegebenen Nachrichten, und bedauere, daß derſelbe durch die mannigfachen Schickſale ſeines Lebens nicht etwas milder geworden iſt. Er hat auch das zweite, von Ihnen ihm zugekommene Schreiben meines Schwagers unbeantwortet gelaſſen. Daß Letzterer ihm nun noch Geld bieten ſollte, damit er keine unbillige Handlung gegen ihn begehe, ſcheint mir doch zu weit gegangen, würde auch keine Garantie geben, daß er den Strabo nicht doch einem andern Buchhändler gebe. Ich habe daher meinem Schwager gerathen, itzt gegen eine zweite Ausgabe in fremdem Verlage förmlich zu proteſtiren, und zu erklären, daß er alle etwaigen Zuſätze derſelben ſogleich für die Beſitzer der erſten Ausgabe zu billigem Preiſe drucken laſſen werde. Dieß wird wohl jeden Buchhändler abhalten, ſich auf den Antrag einer neuen Auflage einzulaſſen, zumal wenn er hört, daß von der erſten noch Exemplare genug vorhanden ſind, und dieſe für herabgeſetzten Preis ausgeboten werden. Es iſt ſehr recht, daß Sie ſich mit dem Starrkopf nicht abgeben; ich bitte, ihm auch ja nicht wiſſen zu laſſen, daß ich über dieſe Sache Ihnen geſchrieben habe, damit er ſich meiner nicht erinnert und mich etwa mit Schreiben behelligt. Dieß würde ſehr unnütz ſeyn, da er ſich nur gegen meinen Schwager auf deſſen ſehr billige Erklärungen äußern darf.

Daß Ihre Recenſion meines erſten Bandes nun gewiß mit Ende dieſes Monats erſcheinen ſoll, iſt mir angenehm. Ich bedauere, daß bei vielen Geſchäften, theuerſter Freund, Ihnen dieſe Arbeit läſtig geweſen iſt; aber Sie wiſſen, ich bin unſchuldig daran, da es mir nicht eingefallen iſt, daß Sie ſelbſt ſich mit demſelben beläſtigen würden. Uebergeben Sie die Anzeige des zweiten Bandes doch ja einem andern, unpartheiiſchen Recenſenten, nur laſſen Sie dieſelbe nicht gar zu ſpät erfolgen.

Ueber die itzigen krauſen und noch gar nicht mit guten Hoffnungen belebenden Weltläufte zu ſchreiben, iſt zu weitläuftig; ich verſpare es alſo aufs Mündliche, wozu bald Gelegenheit werden wird, wie mein Schwiegerſohn, der dieſes überbringt, Ihnen ſagen wird. Ich freue mich ſehr, Sie, verehrter Freund, wieder zu ſehen und Ihnen perſönlich meine Ihnen gewidmete treue Hochachtung und Freundſchaft zu bezeugen.

Halle, 5. Mai 1816.

„Indem ich Ihnen, mein Theuerſter, Blech's Werk über die Leiden Danzig's mit verbindlichſtem Dank remittire, erbitte ich mir das, was Sie mir geſtern verſprochen, beſonders Hufeland's Rechtfertigung. Auch würden Sie mich ſehr verbinden, des jüngern Kotzebue's Schrift mir noch auf ein paar Tage mitzutheilen.

Könnte ich das mir zugedachte Andenken auch bald erhalten, wäre es mir ſehr lieb, weil ich mit dem Einpacken meiner Bücher itzt ſehr beſchäftigt bin.

Obgleich es mir unmöglich war, Ihrer gütigen Einladung auf heute Mittag zu folgen, erkenne ich den Werth Ihrer Freundſchaft mit nicht minder gerührteſtem Dank. Das Andenken an die vielen Beweiſe derſelben, welche ich hier erhalten, begleitet mich in meine Einſamkeit und bleibt unvergänglich bei dem Ihrigſten ꝛc.

Nordhauſen, 24. April 1819.

„Aus Ihrem Schreiben vom 11. v. M., theuerſter Freund, habe ich ſowohl Ihr fortdauerndes gütiges Andenken, als auch Ihre ſo beharrliche gute und feſte Geſundheit und Heiterkeit mit großem Vergnügen erſehen. Leider kann ich Ihre guten Nachrichten meiner Seits nur mit Klagen erwiedern; ich will Sie aber mit denſelben nicht aufhalten. Aber gewiß iſt es ein hartes Schickſal, ſo lange Zeit und ſo empfindlich leiden zu müſſen. Mein einziger Troſt iſt, daß das Ende meiner Leiden unmöglich mehr fern ſeyn könne; ich beſtrebe mich, ſo viel mir möglich, die Ungeduld zu mäßigen, womit ich dieſes Ende erwarte.

Von Herzen danke ich Ihnen für die Erinnerung an Ihren Cicero und bemerke, daß ich bis jetzt 17 Theile (P. I. bis XVII.) beſitze, und mir alſo, wenn ich nicht irre, nur noch Ein Theil, der XVIIIte fehlt. Wenn Sie mir alſo dieſen noch ſenden wollen, werde ich es als ein ſehr ſchätzbares Geſchenk mit Dank annehmen.

Der 4te und 5te Band meines Geſchichtsbuchs werden Ihnen, ſobald der Druck beendigt, und ich hoffe binnen einigen Wochen, ich mag nun noch es erleben oder nicht, doch gewiß zukommen. Der Ihrige u. ſ. w.

Puſtleben, 29. Sept. 1819.

Endlich, theuerſter Freund, kann ich Ihnen die Fortſetzung meines Geſchichtsbuchs, nämlich den 4ten und 5ten Band, überſenden, die Ihnen längſt zugedacht waren, aber meine Krankheit, die gar nicht nachläßt, macht mir die Arbeit gar zu ſauer und deshalb langſam. Manche Tage vergehen, an welchen ich zu arbeiten ganz unfähig bin. Der Abdruck geht auch deshalb ſo langſam, weil ich die Correctur ſelbſt beſorge, welches ſich durch den correcten Druck, den ich erreicht habe, ſehr belohnt, aber Langſamkeit iſt die nothwendige Folge, da das Hin- und Herſenden der Bogen nach dem Druckort jedesmal an drey Wochen erfordert. Ich freue mich indeß, daß es mir gelungen, dem Werke noch den Vorzug des correcten Drucks geben zu können, denn ich glaube, daß mein Buch ſich darum vor vielen andern unſerer Zeit auszeichnet.

Ich werde mich ſehr freuen, wenn das Werk in Abſicht des Innern noch immer den Beyfall bey Ihnen findet, den Sie den frühern Theilen bewilligt haben. Ich hoffe dieſes, da der Inhalt noch wichtiger und mannichfaltiger als in den frühern Theilen iſt und ich eben ſo befliſſen geweſen bin, ihm die Vorzüge vollkommner Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe zu geben, welche die frühern Bände auszeichnen. Zwar habe ich unerwar-

einen Gegner gefunden, der meinem Buche gerade dieſe Tu-
nden abſpricht und der ſich nicht ſcheut, mich geradezu einen
egner Friedrichs zu nennen, gegen den er den großen König
vertheidigen nöthig gefunden. Der Mann, der dieſen mir
begreiflichen Mißgriff gethan, heißt von Seidl, ehemals
eußiſcher Major, der ſchon ehemals eine Geſchichte des Baier-
en Erbfolgekriegs geſchrieben hat, die ich in meinem Buche
ar rühmlich erwähnt doch nicht gehörig beachtet hatte, da ich glaub-
des Königs eigener Erzählung in Schneiders Ge-
ichte, der im höheren Grade den Krieg als Adjudant des Kö-
gs mitgemacht hat, nach meinem Zweck als ſichere Quellen mehr
gen zu müſſen, als dieſes Mannes für meinen Zweck mit zu
entlichem Detail angefüllten Buche. Dies hat ihn beleidigt,
h wird es mir leicht ſeyn, gegen die ganz unedeln Vorwürfe
ch zu vertheidigen. Ich wünſche, wenn des Hr. v. Seidl
ach in der Literaturzeitung angezeigt wird, daß des mir ange-
nen Unrechts, wie es ſich gebührt, erwähnt werde. Ich ſelbſt
rde im künftigen Theile mich mit der gar zu leichten Widerle-
ng dieſes Gegners nicht lange aufhalten, da mir die Sache
klich zu leicht gemacht iſt und ich hoffe, dieſer Gegner werde
emand verleiten, mich im Ernſt für einen Gegner Friedrichs zu
hmen.

Ich hoffe im Uebrigen, Sie werden, theuerſter Freund,
Geſchichtlichen itzt, da ein beträchtlicher Theil deſſelben voll-
det iſt und das Ganze beſſer überſehen werden kann, mit dem-
ben noch mehr als bisher zufrieden ſeyn und daſſelbe für keine
entbehrliche Bereicherung unſrer Literatur halten. Ein ſolcher
erfall von Ihnen wird mir ſehr werth ſeyn. Doch werde ich
ch nicht minder dankbar ſeyn wenn Sie Fehler und Irrthümer
t gütigſt anzeigen, deren Daſeyn um ſo mehr entſchuldigt wer-
n muß, da ein billiger Leſer auf die Begleitung mich quä-
nder Krankheit Rückſicht nehmen wird. Ich hoffe, daß die Re-
nſion in Ihrer A. L. Z. in dieſem Sinne werde abgefaßt ſeyn.
offentlich wird Hr. Prof. Jacobs ſie übernehmen.

Von Ihrem ſchönen Cicero habe ich 17 Theile erhalten,
r letzte enthält den Index Geographicus et Historicus. Was ſeit-
m noch erſchienen iſt und noch erſcheinen wird, hoffe ich auch
ch von Ihnen zu erhalten und werde dann Ihrer Güte dieſe
ffliche Ausgabe des großen römiſchen Schriftſtellers verdan-
n, den ich künftig nie anders als in Ihrer Ausgabe leſen wer-
, und nie ohne dankbar an Ihre Güte erinnert zu werden.
ch wird es mir ſeyn, bald durch Ihre eigne Hand zu erfahren,

daß Sie noch immer froh und heiter Ihres glücklichen Alters genießen und hierin weit übertreffen Ihren u. ſ. w.

Puſtleben, 1. Jan. 1820.

Ich denke heute beſonders lebhaft an Sie, theuerſter Freund, und kann mich nicht enthalten, mich bey Ihnen ſelbſt zu erkundigen, ob Sie den neuen Zeitabſchnitt nach meinen innigſten Wünſchen wieder mit gewohnter Heiterkeit angetreten haben und uns die Hoffnung geben, daß Sie uns noch bis zur ſpäteſten Zeit des menſchlichen Daſeyns erhalten werden? Von mir kann ich leider nur die Fortdauer meiner ſchmerzhaften Leiden melden. Doch da ich nun das Schwerſte des Werkes überſtanden habe, ſo hoffe ich auch noch einen Sommer zu erleben und dann mein Geſchichtbuch fortzuſetzen, an dem ich in den traurigen Wintertagen wenig thun kann. Sie verſprachen mir in Ihrem letzten eine baldige Anzeige meines Buchs in der Literaturzeitung. Ich wünſche, daß dieſelbe bald erſcheinen möge und mein Buch nicht, wie es zuweilen bey größern Werken geht, ganz vergeſſen werde und ohne alle Anzeige bleibe. So ſauer mir die Fortſetzung auch wird, ſo gebe ich den Gedanken doch nicht auf, nur muß ich erſt die beſſere Jahreszeit erleben, ehe ich mit Ernſt daran denken kann, weiter zu arbeiten. Mit innigſter Hochachtung und herzlicher Liebe bin ich der Ihrige u. ſ. w.

Eberhard.

Halle, 16. July 1786.

Ihr Päcklein, mein herzlich geliebter Freund! nebſt den Büchern habe richtig erhalten, und übernehme ich die Anzeige NB. von den Büchern, die Sie mir überſandt, mit Vergnügen. Denn die Meinerſchen Schriften muß ich aus vielen Gründen verbitten. Ich dächte, Sie trügen die Anzeige von der Geſchichte der Menſchheit Kanten auf. Hier iſt weder Sprengel noch Wolf mit dieſem Büchelchen zufrieden. In ſeiner Geſchichte zur Philoſophie wurde mir ſchon der hohe verachtende Ton, mit dem er Wolfen beurtheilt, verhaßt. In dieſen Ton hat auch der gute ſel. Hißmann angeſtimmt, dem es noch ſchlechter zu Geſichte ſtand. Ueberhaupt haſſe ich das Wegwerfen und Entſcheiden über große Männer, zumal wenn man ſich durch gar nichts in der Gattung, worin ſie groß waren, dazu qualificirt.

Ich habe in meinem Leben Leibnitzens, das in dem Leben großer Deutſchen ſteht, etwas für Wolfs Ruhm geſagt; und es würde mich freuen, wenn es Ihren Beyfall hätte, falls Sie es der Mühe werth halten, es nachzuleſen. Leben Sie wohl und fahren Sie fort mit Ihrer Freundſchaft glücklich zu machen Ihren u. ſ. w.

v. Eggers.

Kopenhagen, 31. Jan. 1789.

Mit vielem Vergnügen nehme ich den Antrag an, welchen Sie mir in Ihrem gütigen Schreiben vom 9ten dieſes gethan haben; und ich werde mich auf alle Weiſe beſtreben, Ihnen ſolche Beyträge zu der allgemeinen Literatur-Zeitung zu liefern, wie der Werth dieſer mit Recht ſo ſehr geſchätzten Zeitſchrift ſie mir zur Pflicht macht. Wollen Sie mir aber erlauben, mir vorläufig eine nähere Nachricht über die Art auszubitten, wie die Recenſionen vertheilet werden, ob die Mitarbeiter nicht jeder ein gewiſſes Fach der Wiſſenſchaften haben, und ob ihnen die Werke zugeſandt werden, welche die Societät der Unternehmer von ihnen recenſirt zu ſehen wünſcht? Das Fach, womit ich mich am liebſten beſchäftigen würde, iſt allgemeine Politik und Staatsrecht, ſowohl das allgemeine als das deutſche Staatsrecht. Haben Sie aber, wie ich als ein fleißiger Leſer der A. L. Z. vermuthe, in dem letzteren ſchon hinlänglich fleißige Mitarbeiter, ſo werde ich mich auf die beyden erſten einſchränken.

Vielleicht würde es Ihnen angenehm ſeyn, von ſolchen Däniſchen Schriften, die es verdienen, zeitig Recenſionen zu erhalten; in dieſem Falle werde ich es mir zur doppelten Pflicht machen, zur Vollſtändigkeit der A. L. Z. beyzutragen. Sie werden mir aber erlauben, mich nur auf ſolche Werke einzuſchränken, die ich hinlänglich beurtheilen zu können mich im Stande glaube, und die auch meiner Ueberzeugung nach eine umſtändlichere Anzeige verdienen. Ein paar wichtige Werke des v. J. ſind Ihnen entgangen; aber ich möchte nicht gerne weiter zurückgehen, als bis auf das laufende Jahr, damit in dem, was ich übernehme, keine Lücken entſtehen.

Wie wird es mit dem Preiſe der Bücher gehalten, die jemand anſchafft, um ſie zu recenſiren? Nicht ſelten dürfte dieſer weit mehr betragen, als das Honorarium; und immer will man doch die Werke nicht gerade ſelbſt beſitzen. Bei vielen Büchern, die ich etwa recenſiren möchte, iſt letzteres freylich der Fall, aber nicht bey allen.

Alle originale Landcharten will ich Ihnen ſelbſt zuſenden, und zwar, da ich ſelbſt ein Liebhaber bin, auch Sorge dafür tragen, daß Sie gute Exemplare erhalten. Aber wie ſoll ich es mit der Verſendung machen? Wenn ich ſie Ihnen mit der fahrenden Poſt ſchicke, ſo kommt die Emballage und Porto weit theurer, als die Karten ſelbſt. Wäre es nicht am beſten, daß ich Ihnen zu Ende jedes Quartals die in ſelbigem herausgekommenen Charten, deren dann ſo viele nicht ſind, mit dem Packetboot nach Kiel oder Lübeck ſendete, von da ſie dann weiter gehen würden? oder, wenn ich nur vierteljährig ſende, wird es auch mit der Poſt nicht ſo ſehr theuer werden, und dann iſt dieſer Weg immer der ſicherſte.

Wollen Sie weiter zurückgehen als bis zum Anfang dieſes Jahres? In jenem Falle werde ich Ihnen die ſchönen Charten ſchicken müſſen, welche das Seecharten-Archiv im vorigen Jahre herausgegeben hat.

Und nun noch eine Bitte. Ich gebe ſeit vorigem Jahre in Verbindung mit verſchiedenen Gelehrten hier und in Holſtein eine Quartalſchrift heraus: das gemeinnützige Deutſche Magazin, bey Cruſius in Leipzig, wovon gegenwärtig 4 Stücke gedruckt ſind. Ich habe recht ſehr gewünſcht, dieſe Schrift recenſirt zu ſehen, weil der Endzweck derſelben, gemeinnützige Aufklärung über manche wichtige philoſophiſche und politiſche Materien, nicht erreicht werden würde, wenn ſie nicht bekannt und viel geleſen wird. Ich habe den Verleger gebeten, ein Exemplar auch zur Recenſion in der A. L. Z. zu befördern, und ich darf nicht etwan zweifeln, daß es geſchehen iſt. Aber eine Recenſion habe ich noch nicht geleſen; überhaupt habe ich dieſe Schrift, die doch wohl nicht ganz in eine Claſſe mit manchen andern Journalen gehört, wenig angezeigt gefunden, vielleicht wegen meiner jetzigen Entfernung von Deutſchland.

Wollten Sie nicht die Güte haben, wenn Ihre Zeit es Ihnen erlaubt, ſie einmal durchzuſehen, und wenigſtens den erſten Aufſatz zu leſen, worin der Plan genauer entwickelt iſt. Freylich ganz iſt er nicht immer erreicht; aber ich hoffe doch, daß in jedem Stücke ſich einige Aufſätze finden, die der Mühe werth ſeyn möchten, geleſen und beherziget zu werden. Gefällt Ihnen aber das Magazin, ſo werde ich es als eine beſondere Gefälligkeit anſehen, wenn Sie es veranſtalten wollen, daß es recht bald, und zwar vom Anfang an, in der A. L. Z. recenſirt werde.

Ich empfehle mich Ihrem freundſchaftlichen Andenken beſtens und bin mit vorzüglicher Hochachtung Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Kopenhagen, 13. Dec. 1806.

Mit der innigſten Theilnehmung, mein würdiger Freund, haben meine Frau und ich für Ihr Haus gezittert, als wir die Nachricht erfuhren, daß ſich der Krieg ſo ſtark in Ihre Gegend zog. Inzwiſchen was Sie auch gelitten haben, ſo iſt mir doch Ihr Brief ſelbſt, und die Fortdauer unſerer Literatur-Zeitung ein höchſt erfreulicher Beweis, daß Ihre Geſundheit und Ihre Thätigkeit ſich erhalten haben. Wenn wir uns nun nach dieſem in beſſern Zeiten wieder ſehen, ſo hoffe und erwarte ich mit Zuverſicht, Sie auch über andere Leiden, ſo weit es ſeyn kann, wieder getröſtet zu ſehen. Auch hoffe ich immer noch, Ihre ſo unſchuldig angeklagte, um die Wiſſenſchaften und die allgemeine Kultur ſo hoch verdiente Univerſität, wo nicht eher ſchon, doch gewiß bey dem Frieden wieder hergeſtellt zu ſehen. Und das iſt denn auch einer der eifrigſten Wünſche meiner Freundſchaft. Denn eine Anſetzung anderswo würde immer ihre großen Schwierigkeiten finden: ſo überzeugt ich auch bin, daß die Regierung an ſich ſehr geneigt dazu ſeyn würde. Um ſo lieber entferne ich jeden Gedanken an die Nothwendigkeit einer Ortsänderung, und denke mir Sie und unſere Freunde immer vereint zur Kultur der Wiſſenſchaften und zur Pflege der Literatur-Zeitung, von deren Behutſamkeit Sie uns ja ſelbſt noch neuerlich ein Beyſpiel gaben.

Vor der Hand iſt meine Thätigkeit etwas gelähmt, nicht ſowohl meiner eigenen, wenn gleich vielfachen Geſchäfte wegen, als weil ich noch nicht die Schriften erhalten habe, die mir zur Geſetzgebungs-Recenſion fehlen.

Inzwiſchen werde ich nun die allgemein ſtaatswiſſenſchaftlichen, die ich noch habe, nach und nach recenſiren.

Auch aus dem neueſten Meßkatalog habe ich mir die angeſchloſſenen ausgezeichnet. Was Sie mir eben zutheilen wollen, nehme ich an, und bitte mir es zuzuſenden; jedoch werde ich, um alle Klippen zu vermeiden, bey den Zeitlaufs-Schriften nur den bloßen Referenten machen.

Unter den herzlichſten Wünſchen für Ihr und der Ihrigen Wohlergehen Ihr u. ſ. w.

Braunſchweig, 12 Sept. 1812.

Hiebey, mein geliebter Freund, erhalten Sie im Anſchluß 22 Recenſionen, wovon die eine, mit dem die zweyte Auflage betreffenden Zuſatz verſehen, nur wieder zurückgeht, die andern 21 aber die mir zuletzt zugeſandten Bücher ſind. Es fehlen von dieſen nun mir 2, nämlich

Wedel Kritik der Preußiſchen Geſetzgebung ꝛc., die ich mit den andern preußiſchen Geſetzgebungsſchriften zuſammen nehme, und

Pallas zweyter Jahrgang, den ich mit dem erſten, welchen ich mir ſuchen will zu verſchaffen, bey meiner Zurückkunft in Kopenhagen zuſammen recenſiren will.

Die mir zur Recenſion vorgeſchlagenen Bücher nach bergehendem, hier wieder zurückfolgendem Verzeichniß, nehme ich alle an. Senden Sie mir aber ſolche nicht eher, als bis ich Ihnen eine nähere ſichere Addreſſe angebe, welches ich hoffe bald thun zu können.

Endlich folgt hiebey Grävel 2te Auflage zurück, deren Werth Sie mir alſo gut zu ſchreiben belieben.

Und nun noch zum Schluß das beſte vor allem. — Ich habe mich während meines Aufenthalts bey den Miniſtern und dem Baron Leiſte auf das eifrigſte für die A. L. Z. verwandt, und beydes für den freyen Transport der Bücher und Exemplare der A. L. Z. lebhaft geſprochen, als auch die großen Schwierigkeiten nachdrücklich geſchildert, welche jetzt mit dem Verlag ohnehin verbunden wären. Darauf habe ich die erfreuliche Nachricht erhalten, daß jetzt die Verſendung der A. L. Z. nach Hamburg, Lübeck und Bremen erlaubt wäre, und ſchon von Perthes Beſtellungen angenommen würden; und das iſt officiell. Da ich nun weiß, wie viel Ihnen an dieſem Punkt lag, ſo hoffe ich etwas recht gutes dadurch gemeldet zu haben. 2) Daß man ſich bey der franzöſiſchen Regierung ernſtlich für die Freygebung des an mich im Jan. d. J. abgeſandten Packets verwenden wolle, ſo daß ich nun endlich bey der Recenſion der Schriften über die Preußiſche Geſetzgebung, die vieler Orten ſehr gewünſcht wird, die letzte Hand werde anlegen können. 3) Daß der Baron Leiſte alles mögliche thun wolle, die A. L. Z. zu erhalten, ſo daß ich faſt glaube, wenn Sie ihm die Sache recht dringend vorſtellen, daß wohl aus der öffentlichen Caſſe eine Unterſtützung zu erhalten ſtände; woraus dann folgt, daß wir das Aufhören der A. L. Z. nicht mehr zu fürchten haben.

Und hiemit Gott befohlen, da ich übermorgen werde über die Elbe gehen. Indeß erwarte ich wegen meines beſondern Fleißes und bene merita des eheſtens ein förmliches Belobungsſchreiben. Ganz der Ihrige u. ſ. w.

Kopenhagen, 26 Jan. 1813.

Den Brief, mein wertheſter Freund, den Sie mir am 12. Dec. v. J. für Ihren Herrn Sohn zuſandten, habe ich ihm ſchon ſelbſt übergeben; und Sie werden nun von Ihm aus mehreren Briefen erſehen haben, daß er und ſeine talentvolle Frau mit ihrem Aufenthalt hier ſehr zufrieden ſind. Sie ſind es von mir, auch ohne daß ich es verſichere, überzeugt, daß ich aus allen Kräften ſelbſt und durch meine Freunde dazu mitgewirkt habe; und ich freue mich innig, Ihnen, ganz abgeſehen ſogar von unſerem vieljährigen freundſchaftlichen Verhältniß, behaupten zu können, daß das hieſige Publikum Ihren Kindern volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Auch auf den kleinen Enkel wirkt dieſer freundliche Empfang; es iſt nicht möglich, einen Knaben zu ſehen, der in jeder Rückſicht freudiger gedeihet.

Meinen innigſten Dank für das ſchöne Andenken, was Sie mir durch ein Exemplar Ihrer trefflichen Ausgabe der Briefe Cicero's beſtimmt haben. Darf ich bitten, es dem nächſten Paket mit Recensendis beyzulegen, das Sie an mich abſenden werden; es wird mir doppelt angenehm ſeyn, auf dieſe Weiſe mehreres zugleich von Ihrer Hand zu erhalten, woraus ich ſehe, daß Sie ſich meiner fortwährend erinnern.

Auf mein letztes Schreiben vermiſſe ich noch Geſchäftsantwort. Ich verfehle nicht, ſie bey Ihnen in gefällige Erinnerung zu bringen, um ſo mehr, da eine ſehr wichtige Arbeit, wofür wir uns hoffentlich gleich lebhaft intereſſiren, daran hängt.

Die Veränderung meines Aufenthalts — ich gehe als Oberpräſident nach Kiel — wird auf meine erprobte Anhänglichkeit und thätige Theilnahme an der A. L. Z. keinen Einfluß haben, wenigſtens keinen nachtheiligen. Ich komme jetzt Ihnen um wenigſtens 40 Meilen näher, was die Mittheilung natürlich ſehr erleichtert; und erhalte überdies in einem ungleich ruhigern Geſchäftspoſten noch mehr Muße zu den literariſchen Arbeiten, die mir ſo am Herzen liegen, daß ſie faſt eine Bedingniß meiner Exiſtenz ausmachen.

Meine Frau empfiehlt ſich mit mir Ihrem beyderſeitigen freundſchaftlichen Andenken beſtens, und wir vereinigen unſere beſten Wünſche für Ihr fortwährend ununterbrochenes Wohlergehen u. ſ. w.

Eſchenburg.

Braunſchweig, 23. Jul. 1784.

Den mir neulich von Ew. Wohlgeboren gemachten Antrag, bey einer projektirten neuen Literaturzeitung das Fach der engliſchen ſchönen Literatur zu übernehmen, erkenne ich als einen mir ſehr ſchmeichelhaften Beweis Ihres gewogenen Zutrauens, mit dem verbindlichſten Danke. Mir kommen zwar nicht alle, aber doch die erheblichſten neuen Schriften dieſer Art zu Geſichte; und die Notiz der übrigen erhalte ich durch die beſten engliſchen Monatsſchriften hinreichend genug, um deutſche Leſer von ihrem Inhalt und Werth zu unterrichten. Ich bin alſo bereit, unter den gemachten Bedingungen dieſen Antrag anzunehmen, und erſuche Ew. Wohlgeboren um nähere Eröffnung des ganzen Plans dieſer Zeitung, wobey ich auch zu bemerken bitte, von welchem Jahr an die Bücher ſollen angezeigt werden.

Für die von Ew. Wohlgeboren ſo gütig beſorgte Anzeige meines Lehrbuchs in der Jenaiſchen Gelehrten Zeitung ſage ich Ihnen gehorſamſten Dank. Die dabey gemachten Erinnerungen ſind meiner Erwägung und Benutzung nicht entgangen. — Uebrigens freue ich mich der Gelegenheit, Ew. Wohlgeboren meiner Ihnen längſt ſchon gewidmeten Hochachtung und Ergebenheit zu verſichern, mit welcher ich die Ehre habe zu ſeyn Dero u. ſ. w.

Braunſchweig, 9. Dec. 1785.

Ich danke Ihnen, mein theuerſter Freund, für die neulich überſandten engliſchen Bücher, und Sie erhalten von zwey derſelben die Recenſion, nebſt der Anzeige vom Inhalt dreyer Stücke des Monthly und Crit. Review. Mit dem Gentl. Magaz. will ich künftiges Jahr den Anfang machen, und daraus nicht ſowohl die einzelnen Artikel, als das Wichtigſte für die Literatur ausziehen und anzeigen. Erlaubt es irgend meine Zeit, ſo will ich die übrigen Bücher noch vor Ablauf des Jahres recenſiren.

Maty's Review hatte ich nicht; wird mir's aber von der Societät zugeſandt, ſo übernehme ich auch davon die Anzeige.

Neue Mitarbeiter, wie ſie ſeyn müſſen, weiß ich Ihnen vor der Hand nicht zu nennen. Ebert und Leiſewitz ſind zu Arbeiten dieſer Art gar nicht gemacht; und das iſt freylich ſehr Schade. Im mediciniſchen Fache wollte ich Ihnen den Hofmedikus Du Roi vorſchlagen: aber wir haben ihn geſtern unerwartet und zu früh verloren. Er ſtarb, nach kurzer Krankheit, an einem heftigen Entzündungsfieber.

Die Anzeigen neu herausgekommener engliſcher Bücher weiß ich Ihnen nicht beſſer nachzuweiſen, als in dem Monthly Catalogue of New Publications, der gewöhnlich auf dem innern blauen Umſchlage des Monthly und des Crit. Review befindlich; und im Gentlem. Magaz. noch vollſtändiger, und in Klaſſen vertheilt iſt.

Zum Korreſpondenten in London wüßte ich Ihnen für Ihre Abſichten keinen beſſern und in aller Abſicht zuverläſſigern Mann vorzuſchlagen, als Herrn Planta, Aufſeher des brittiſchen Muſeums und Sekretär der Londner Societät. Ich habe ihn dieſen Sommer, da er einen jungen Engländer hierher begleitete, kennen lernen, und ſehr lieb gewonnen. Ob er den Auftrag übernehmen wird, kann ich freylich nicht ſagen; ſobald Sie mir aber die Bedingungen und das Honorar melden, will ich deswegen recht gern an ihn ſchreiben.

Es freut mich, daß der Fortgang der A. L. Z. im Ganzen erwünſcht iſt, und hoffe, er ſoll immer noch erwünſchter werden. Wenigſtens verdient das ihr innerer Werth. Aber freylich iſt der Behelf der Leſegeſellſchaften dem Abſatze vieler Exemplare ſehr im Wege. Für die Leſegeſellſchaft, die ich dirigire, und für unſern großen Club habe ich die beyden vorjährigen Exemplare auf hieſiger Zeitungsexpedition für künftiges Jahr wieder beſtellt, und das Exemplar für mich, welches Sie gütigſt beſorgen, bitte ich mir gleichfalls für nächſtes Jahr, viertel- oder halbjährig, durch Gelegenheit aus.

Von den überſandten engliſchen Büchern bitte ich The Life of Johnson auf meine Rechnung zu ſetzen. Die übrigen ſende ich gelegentlich zurück. Den Hayley behielte ich auch noch, wenn ich ihn nicht ſchon anderweitig beſtellt hätte. Vielleicht läßt ſich's aber noch abbeſtellen.

Viele gelegentliche Grüße an Hrn. Zellmann. — Mit herzlicher Ergebenheit bin ich der Ihrige u. ſ. w.

Braunſchweig, 24. Nov. 1797.

Schon am 31ſten Auguſt, mein theuerſter Freund, hatte ich eine Beantwortung Ihres damals erhaltenen Briefes angefangen, in der ich unterbrochen wurde, und die ſo lange unvollendet liegen blieb, weil ich einige Recenſionen mitzuſenden Willens war, und zu dieſen bisher immer nicht Zeit fand. Es iſt dadurch meine Schuld geworden, daß ich wegen der eingeſandten Recenſion der Hamiltonſchen Vaſengemälde noch immer bey Ihnen ungerechtfertigt blieb, ſo unſchuldig ich auch in dieſer Sache bin. Ich erhielt nämlich zu Anfange des Junius d. J. einen Brief vom Hrn. OCR. Böttiger, der mit folgenden Worten anfing:

„Ich wage es — — Ihnen hier mein neueſtes ar-
„chäologiſches Produkt mit der Bitte vor Ihren Richter-
„ſtuhl zu bringen, daß Sie in der Allg. Lit. Z. ein gerech-
„tes Urtheil darüber fällen. Herr Hofrath Schütz
„vereinigt, als Redacteur, ſeine Bitte mit der
„meinigen. Kann es ſeyn, ſo geben Sie ihm bald ſeine
„Sentenz.“

Mehr, hoffe ich, braucht es nicht, um Ihnen, theurer und billigdenkender Freund, meine Unbefangenheit bey dieſem Verfahren darzuthun, welches Ihnen freylich wohl Zudringlichkeit ſcheinen mußte. Wie geſagt, es iſt meine Schuld, daß ich nun ſo lange bey Ihnen in dieſem Verdachte geblieben bin. Und doch iſt mir gerade nichts auf der Welt ſo verhaßt, als Zudringlichkeit. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ſelbſt das Zutrauen zu einem Dritten — wenn ich mich doch in dieſem Falle ſo ſehr berechtigt hielt — mich nicht wieder verleiten ſoll, auch nur den entfernteſten Anſchein ſolches Aufdringens zu verſchuldigen. Die Zuſätze in jener Recenſion, von ganz anderm Ton und Farbe, befremdeten mich; und ich hätte nichts dawider gehabt, wenn Sie die meinige ganz zurückgelegt hätten.

Von des Berliner Schmidt's Gedichten habe ich noch keine Recenſion entworfen, und bin es gern, aus mehr als Einer Urſache zufrieden, daß ein Anderer ſie übernimmt. Zur Beurtheilung moderner deutſcher Gedichte fühle ich mich ohnehin immer weniger aufgelegt, je älter ich werde.

Daß es Ihnen, würdigſter Mann, mit Ihrem Glückwünſche zu meiner neuen Herausgabe des deutſchen Shakſpeare ein Ernſt iſt, darf ich Ihrem Herzen und Ihrer Freundſchaft zutrauen, und finde mich dadurch ſehr geſchmeichelt. Einige andere Glückwünſche, die ich aus Ihrer Gegend dazu erhalten habe, konnten auf mich keinen ſo tiefen Eindruck machen; und die neuliche Beurtheilung des Schlegelſchen Shakſpeare in Ihrer Allg. L. Z. hat mich noch mehr überzeugt, daß ich dort Recht hatte, minder zutraulich zu ſeyn. Ich dächte doch, das Lob in dieſer Beurtheilung, welches ich im Ganzen herzlich gern unterſchreibe, hätte etwas weniger auf meine Koſten ertheilt werden können. Es ſollte mich faſt reuen, die neue, zwanzig Jahr hindurch vorbereitete, Ausgabe übernommen zu haben, wenn ich wüßte, daß ihre Erſcheinung mehr ſolche einſeitige und gehäſſige Parallelen, und — was einem rechtlichen Manne noch empfindlicher iſt — mehr ſolche ſchiefe und ſchielende Komplimente veranlaſſen werde. Unſer Beider Arbeiten ſollten aus einem ganz verſchiedenen Geſichtspunkte beurtheilt werden: ſo würde jeder ihr Recht widerfahren. Um Shakeſpeare ſelbſt iſt mir's äußerſt lieb, daß ein Mann von ſo glücklichem Talent und Fleiß, als Hr. Schlegel iſt, ſich mit ihm beſchäftigt, und ich hätte ihm gern die Laufbahn ganz frey und allein überlaſſen, wenn mich nicht andere Rückſichten beſtimmt hätten, den Antrag der Verlagshandlung zu einer neuen Ausgabe anzunehmen; hätte ihm ſelbſt Alles, was ich dazu längſt ſammelte und änderte, gern überlaſſen, wenn er mir während ſeines mehr als jährigen Hierſeyns auch nur Eine Sylbe von ſeinem Vorhaben entdeckt hätte! Dieß Alles, liebſter Freund, ganz unter uns; und nicht mehr, obgleich ich noch manches auf dem Herzen hätte.

Von meiner Ausgabe erſcheinen zur Oſtermeſſe drey Bände auf einmal. Der erſte iſt ſchon abgedruckt in meinen Händen, wird aber noch nicht ausgegeben. Anmerkungen werden darin mehr und auch weniger vorkommen, als in der erſten Ausgabe. Denn von dieſer habe ich manche weggeſtrichen. Ueberhaupt wollte ich mich nicht weiter als auf die nothwendigſten Worterklärungen einlaſſen, am wenigſten auf die der engliſchen Ausdrücke. Ihr Wink ſoll mich indeß noch aufmerkſamer auf Erörterung dunkler Stellen machen.

Eine öffentliche Beurtheilung meines Lehrbuchs der Wiſſenſchaftskunde erwartete ich nicht mehr, da das Buch ſchon ſo lange heraus iſt; indeß wird Ihre Kritik, öffentlich oder privatim, mir äußerſt wichtig und willkommen ſeyn; nur auf Nachſicht und Schonung hoffe ich dabey rechnen zu dürfen, und bey Ihnen, edler Freund, in guten Händen zu ſeyn. Ich ſelbſt erkenne viele Mängel meines Lehrbuchs, und habe ſie zum Theil ſchon bey Gelegenheit meiner Vorleſungen verbeſſert, die ich auch jetzt darüber wieder halte. Viele Aenderungen und Zuſätze ſind zu einer neuen Auflage auch ſchon vorbereitet, deren Bedürfniß aber noch nicht einzutreten ſcheint. Sie ſoll ganz unterbleiben, wenn Sie die Hoffnung erfüllen, ſelbſt ein Buch dieſer Art zu liefern, dem das meinige gewiß doch nachſtehen würde. Ich müßte ſehr klein denken, wenn ich meine unbedeutenden ſchriftſtelleriſchen Arbeiten für unübertreffbar hielte, und die Fortſchritte der Talente und Kenntniſſe wenig lieben, wenn ich die Unterbleibung des Beſſern, aus kleinlicher Selbſtliebe, wünſchen könnte.

Beyliegenden Recenſionen folgen bald die übrigen. Ich umarme Sie, und bin ganz der Ihrige u. ſ. w.

An Schütz den Sohn.

Braunſchweig, 10. Sept 1806.

Es macht mir Freude, Ihre Wünſche, theurer Herr Profeſſor, größtentheils erfüllen zu können. Was ich von den verlangten poetiſchen Sammlungen beſitze, erfolgt hierbey; nämlich die Gedichte von Götz — Gieſecke — Löwen — Dreyer — Greflinger — Homburg — Hoffmannswaldau — Morhof — Günther und Schoch. Dieſen letztern haben Sie mir zwar nicht genannt; die beyliegende Sammlung ſcheint aber für Ihren Zweck der Anſicht nicht ganz unwürdig zu ſeyn. — Die ſelten gewordene alte Ausgabe von Logaus Sinngedichten bitte ich zu behalten, da ich ſie doppelt beſitze. — Von Lichtwehr kenn' ich keine Sinngedichte; die Fabeln werden Sie nicht verlangen. — Was ich ſelbſt ehedem in dieſer Gattung gereimt habe, iſt ſo wenig und ſo unbedeutend, daß es keinen Anſpruch auf einen Platz in Ihrer Anthologie machen kann, auf deren Erſcheinung ich mich freue.

Die Bezeugungen freundſchaftlicher Zuneigung, wodurch Ihre Zuſchrift mir doppelt werth und willkommen wurde, erwiedere ich mit herzlichem Dankgefühl. Auch ich erinnere mich Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft in frühern Jahren mit Vergnügen; und mit mir dankt meine Tochter für das liebreiche Andenken Ihrer Frau Gemahlin. Ihr trefflicher Herr Schwiegervater kann ſich nicht ſehnlicher nach Braunſchweig wünſchen, als ſeine hieſigen Freunde, unter denen auch ich zu ſeyn das Glück hatte, nach ſeinem Wiederbeſitze verlangen. Sein neulicher großer Verluſt hat auch mich innig geſchmerzt. — Ihrem Herrn Vater empfehlen Sie mich angelegentlichſt. Vielleicht iſt mein Sohn, der jetzt mit unſerm Herzoge in Halle iſt, ſo glücklich, Ihn und Sie zu ſehen, wenn er nicht, wie ich fürchte, durch ſeine Feſſeln am Schreibtiſche davon abgehalten wird.

Am letzten Mittwoch, den 10. d., ſtarb unſer vortreffliche Leiſwitz an der hitzigen Bruſtwaſſerſucht, im 55. Lebensjahre; ein Verluſt, der mich tief verwundet; denn er war ſeit dreißig Jahren mein vertrauter Freund, und vereinte ſo viele ſeltene Eigenſchaften und Verdienſte in ſeinem herrlichen Charakter. Zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges hatte er ehedem nicht nur einen großen Vorrath Stoffs geſammelt, ſondern auch einzelne Stücke, beſonders Charaktere, ganz und meiſterhaft ausgearbeitet, die er mir einſt in der Handſchrift mittheilte. Leider aber hat er aufs ſtrengſte und feierlichſte die Verbrennung aller ſeiner Papiere verordnet.

Ueber die beikommenden Bücher erſuche ich um einen Empfangſchein; auf einige Wochen ſtehen ſie gern zu Befehl. Die beiliegende Recenſion für die A. L. Z. empfehle ich Ihrer gütigen Beſorgung. Gehorſamſt ꝛc.

Braunſchweig, 16. Oct. 1807.

„Recht ſehr bedarf es Ihrer Verzeihung, mein innigſt verehrter Freund, daß ich Ihnen den richtigen Empfang Ihres ſo ſchönen und verbindlichen Geſchenks nicht ſchon längſt gemeldet und Ihnen den herzlichen Dank, womit ich es erkenne, nicht längſt ſchon bezeugt habe.

Ihre noch immer ſo unbeſtimmte Lage bedaure ich herzlich. Auch unſer Loos iſt immer noch nicht völlig entſchieden; aber unbeſoldet ließ man uns bisher doch nicht. — Das Gerücht: Braunſchweig habe ſich eine hieher zu legende Univerſität verbeten, iſt völlig grundlos; es iſt nie davon die Rede geweſen. Unſern Deputirten hat man in Kaſſel geſagt, Göttingen und Helmſtädt würden wohl die beiden Univerſitäten des neuen Königreiches bleiben; aber die ſämmtliche Organiſation dieſes letzteren iſt noch im Werke, und es heißt, man wolle dieſelbe nur vorbereiten, und erſt nach der Ankunft und Beſtätigung des Königs wolle man ſie kund thun und realiſiren.

Erhalten Sie mir Ihre Liebe, und ſeyn Sie meiner herzlichen Theilnahme gewiß. Ganz der Ihrige ꝛc.

Falk.

Weimar, 8. Jan. 1800.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund, den dießjährigen Jahrgang meines Taſchenbuches zu ſchicken. Sie finden darin Bruchſtücke aus dem Prometheus, einem Gedicht, an dem ich nun ſchon mehrere Jahre im Stillen bilde, und deſſen Vollendung (ſkizirt iſt es ganz) von der Aufnahme dieſer Bruchſtücke im Publiko ſelbſt abhängt. Wenn ich ſage: im Publiko, ſo verſteht es ſich, daß mir die Stimme eines einzigen, durch Umgang mit Griechen und Römern gebildeten Mannes, wie Sie, mein theuerſter Schütz, mehr gilt, als das Urtheil von einem halben Hundert äſthetiſch-jüdiſchen Kunſtrichtern und Schreiern. — Sie waren es, der dem Jünglinge das Heiligthum des Aeſchylus aufſchloß, und finden Sie in den ihm nachgebildeten Chören des Oceans nur einen ſchwachen Wiederſchein des unſterblichen Dichters, ſo bin ich hinlänglich belohnt. Ich habe viel an dieſen Bruchſtücken gefeilt, hoffe aber zu den Muſen, der Natürlichkeit, die nach meinen Begriffen das erſte Erforderniß eines guten Gedichtes iſt, ſey dadurch kein Eintrag geſchehen. Fertig wird dieſer Prometheus etwa ein Bändchen wie der Idris von Wieland ausmachen; aber bis dahin möchte noch manche Woche und vielleicht manches Jahr verfließen. Die Möglichkeit, ihn zu vollenden, hängt von der Unmöglichkeit ab, einen Buchhändler zu finden, der nicht bloß das bezahlt, was man ſchreibt, ſondern auch das, was man ausſtreicht. — Was Sie hier gedruckt leſen, iſt gewiß die Arbeit eines Jahres. Es gehört Muth dazu, ſo zu arbeiten; auch muß man Vielem entſagen lernen. — Kleinigkeit! — Aber man muß doch auch leben, und eben deßhalb liegt nun die Arbeit abgebrochen da, bis ſich ein Buchhändler findet, der mich großmüthig in den Stand ſetzt, ein paar Wochen über ein paar Zeilen zuzubringen. — Wie würden unſere jungen Aftergenies lachen, wenn ſie dieſes hörten, wie würden Sie mich auf ewig von der Liſte poetiſcher Genies ausſtreichen, ſie, die jetzt über Nacht berühmt und groß werden! Sie, mein edler Freund, der Sie wiſſen, wie die Alten arbeiteten, lachen nicht und bedauern einen Mann, der bei allem Sinn für das nonum prematur in annum ein Taſchenbuch in Sommers Verlag ſchreiben muß! — Doch ſtille davon! das ſind die alten Schäden unſerer Literatur! — Ich murre nicht. Auch hab' ich es nie erwartet, daß irgend ein deutſcher Fürſt, wie Sie ſo gütig es wünſchen, ſich meiner verlaſſenen Muſe annehmen ſollte; aber Sie ſollen es, und hören Sie, wie! — Uebertragen Sie die Anzeige des Taſchenbuches einem vernünftigen, geſchmackvollen Kunſtrichter! Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen Hrn. Jacobs zu Gotha vorzuſchlagen. Er hat ohnedieß ein Exemplar. Vielleicht erlaubt es ihm ſein Gewiſſen (wenn dieß nicht iſt, ſo mag er ſchweigen) das Publikum mit ein paar Worten auf dieß Produkt aufmerkſam zu machen, und ich finde dann einen Verleger, der mich in den Stand ſetzt, die letzte Hand an ein Werk zu legen, das ich mit inniger Liebe anfing. Meines wärmſten Dankes, wenn dieſer Plan, der den reinſten Eifer für Kunſt und Vollendung zum Grunde hat, durchgeht, ſind Sie, mein liebſter Schütz, dann auf ewig gewiß. Sobald ich wieder etwas fertig habe, huſch' ich wohl einmal nach Jena herüber, und theil' es Ihnen im Manuſcript mit. Was mir Ihr Urtheil iſt, muß Ihnen Ihr eigenes Herz ſagen; aber ich wagt' es nicht, da mir bewußt iſt, wie ſehr Sie mit andern Geſchäften überhäuft ſind, Sie darum zu bitten.

Meine Frau, die ſich Ihrer liebenswürdigen Gattin auf das freundſchaftlichſte empfiehlt, iſt von einem jungen Sohne glücklich entbunden. Sie iſt ungemein wohl.

Mit der freundſchaftlichſten Hochachtung Ihr ꝛc.

An Schütz's Gattin.

Weimar, 10. Jan. 1802.

. Wertheſte Freundin! Ich ſollte billig mit Ihnen rechten, denn Sie ſind in Weimar geweſen, ohne uns die Ehre Ihres Beſuches zu gönnen. Wie ſehr wünſchte ich, daß Sie und mein liebenswürdiger alter Freund, dieß recht bald nachholten! — Mit Freude hör' ich von Schlegel, daß er ſich dieſen Winter recht wohl befindet, und ich bitte die Muſen und Grazien täglich, daß ſie ihn unſerer Literatur noch lange erhalten mögen! Vielleicht ſprech' ich ihn bald auf längere Zeit. Meine Exiſtenz iſt hier im Ganzen ſehr angenehm. Man iſt freundlich und höchſt zuvorkommend ſowohl gegen mich als meine Karoline. Die Komödie beſuch' ich recht oft, um zu ſehen, wie man es nicht machen muß; denn der Vorſatz, mich einmal im Luſtſpiele zu verſuchen, wird immer lebendiger in mir. Mein poetiſches Glaubensbekenntniß liegt in der Vorrede zu dem Menſchen und den Helden. Wenn in Deutſchland ſo viele Talente in die Brüche gehen, ſo kommt das wohl mit daher, daß unſere guten Köpfe ſich nicht beſtimmt bewußt ſind, wo ſie hin gehören, und ſich nicht feſt und unverrückt für ihre ganze Lebenszeit ein Ziel abſtecken. Alle konzentrirte Kraft wirkt gewaltiger; dieß liegt in der Natur der Dinge. — Neulich bin ich mit meiner Frau den ganzen Tag bei Wieland geweſen, und, weil es dem Hofrath mit angeht, ſo muß ich Ihnen ſchon dieß und das Andere erzählen. Er überſetzt jetzt den Ariſtophanes, und zwar gerade das Stück, was unſer Freund Schütz ſo meiſterhaft bearbeitet hat. Wieland nannte es ein genialiſches Ungeheuer, las uns ganze Scenen davon vor, und wollte ſich ausſchütten vor Lachen über die glücklich getroffene komiſche Darſtellung. Schütz, ſagte er, hat mir ein neues Licht aufgeſteckt. Ich werde mich künftig weniger in der Ueberſetzung an den wörtlichen Sinn halten. Im Eingang will er von dieſer Vorarbeit, die ganz unabhängig von ſeiner Ueberſetzung, wie er ſagt, beſtehen kann, mit großem Lobe ſprechen. Er nennt es mehr eine höchſt glückliche Traveſtie. Ich fürchte aber beinahe ſehr, daß jeder andere Weg, den Ariſtophanes in Deutſchland einzuführen, der verfehlte ſeyn dürfte. — Tauſend Grüße von meiner lieben Karoline an Sie und an den wackern Schütz.

Sie erhalten zugleich zwei Exemplare, eines von meinem Taſchenbuch und eines von der neuen Auflage des Menſchen. Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie unſern guten Schütz dahin diſponirten, daß er eine Anzeige davon in der L. Z. von der nämlichen Hand, wie die vorjährige, betriebe.

Wollen Sie wohl gütigſt inliegenden Zettel zum Druck befördern? — Ganz und unabänderlich Ihr ꝛc.

Weimar, 10. Oct. 1805.

Erlauben Sie mir, mein theuerſter Freund, Ihnen mit einem Büchlein in jeder Hand mein Andenken aufzufriſchen. Ich fange an, nach und nach einige Reſultate meiner Wiener Reiſe zu ſammeln und ſie dem Publikum mitzutheilen. Die Grotesken, Satyren und Naivetäten auf das Jahr 1806 ſind der erſte Band einer Zeitſchrift, in welcher ich ein kleines Magazin für das Komiſche anzulegen gedenke. Es würde für mich intereſſant ſeyn, das Urtheil kenntnißreicher Männer über dieſe Entrepriſe zu hören, da der gute Rath, wenn er gut iſt, bei einer periodiſchen Schrift ſelten zu ſpät kommt. Mein Beſtreben geht dahin, durch die echten und ewigen Muſter des Raphaels und der Antike, den elenden kleinlichen Kupfer- und Kalendergeſchmack auf ſeinem eigenen Felde und mit ſeinen eigenen Waffen zu bekämpfen, und indem ich auf einem heitern Wege zeige, wie die Geſtalten in der Dichtkunſt und in der bildenden Kunſt ſich einander freundlich die Hand bieten, in Vereinigung beider zugleich dem Komus ein kleines Feſt zu geben, in welchem altdeutſche Ariſtophaniſche Groteſken, Plautiniſche Karrikaturen und Menandriſche Naivetäten mit einander abwechſeln ſollen. Ich hätte dieß Alles prahlend und breit ankündigen und dem Publikum unerhörte Dinge verſprechen können; aber es ſchien mir beſcheidener, gleich ſelbſt mit einem Verſuch hervorzutreten, und zu zeigen, wie mein Unternehmen gemeint ſey. Ihre Liebe für dieß Fach iſt mir zu ſehr bekannt, mein wertheſter Herr Hofrath, als daß ich fürchten dürfte, eine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie ergebenſt erſuche, dieſe Unternehmung gleich bei ihrer Entſtehung zu begünſtigen, und durch eine baldige Anzeige mich auf meinem Wege zu fördern; wenigſtens würde der Beifall eines ſolchen Kenners und alten Ariſtophaniſchen Kunſtfreundes für mich beides, zugleich aufmunternd und lehrreich ſeyn.

Der Johannes von der Oſtſee, wovon ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin den erſten Band hier gleichfalls beilege, wird Ihnen, wie ich hoffe, ein treues Bild jenes angenehmen Winkels der Welt, der treuen Bucht meiner Jugend, vor Augen bringen. Dem Publikum und den Mäzenen kann es ein Spiegel, dem Talent eine Aufmunterung ſeyn. Denn haben nicht Viele, haben nicht die Meiſten unter uns ſich auf ähnliche Art durchgekämpft!

Wie man lebt und wie man liebet,
Wie man fürchtet, wie man haßt,
Wie man in der Kunſt ſich übet,
Sich erfreut und ſich betrübet,
Und zuletzt erliegt der Laſt;
Alles das hat in dem Büchlein
Treu und fleißig Herr Johannes
Von der Oſtſee hier verfaßt.

Ich bin jetzt Vater von drei Kindern, mein theuerſter Freund. Mein Weib Eliſe iſt das einzige und höchſte Glück, was mir Gott ſchenkte. Wozu ſollte ich einen Roman ſchreiben, da mein Leben ſelbſt, ſo oft ich daran denke, mir wie ein Wunder erſcheint? — Ihrer ganzen Familie bitte ich von mir und meiner Frau die freundſchaftlichſte Empfehlung auszurichten.

Ergebenſt und hochachtungsvoll ꝛc.

Weimar, 12. Nov. 1820.

Mein verehrtheſter, würdigſter, alter Freund! Vergangenen Sommer, als ich die Freude hatte, Sie zu Halle im Kreiſe der Ihrigen zu ſprechen, theilte ich Ihnen einen Plan mit, der nun zur Vollendung gereift iſt. Aus der gedruckten Ankündigung, die zugleich ein Probeblatt enthält, geht Zweck und Abſicht möglichſt klar hervor. Was Sie nur irgend, würdiger Herr Hofrath, zur Beförderung dieſes frommen chriſtlichen Zweckes thun können, ich weiß, daß Sie dazu von Herzen geneigt ſind. Wie Sie nur glauben, daß das Ganze am beſten zur öffentlichen Bekanntmachung gelange: ſo verfahren Sie, oder rathen mir ein ſolches Verfahren an. Sind Ihnen fromme, wohlwollende Männer in den Städten unſers Vaterlandes bekannt, die gern und freudig zu ſolcher Arbeit, wie ich ſie vorhabe, die Hand bieten: ſo theilen Sie mir gütig Namen und Adreſſe mit; ich will ſodann ſelbſt ſchreiben. Zu Oſtern 1821 bin ich mit den Kindern ohne Haus, und habe ſodann, im eigentlichen Verſtande, nicht, wo ich mein Haupt hinlege. Aber ich verzage deshalb nicht. Mein Herr und Gott, der mich ſtill und gewaltig über die ſchauderhaften Abgründe von Leipzig, Lützen und Jena, worinnen ſo viele Brüder verſanken, mit 300 Kindern herübergetragen hat, wird auch diesmal ſeinen Engeln Befehl geben. Seyn auch Sie einer für uns!

Mit herzlicher und ewiger Treue, mit Gruß an die würdige Gattin und das ganze Haus Ihr ꝛc.

Feuerbach.

Kiel, 12. Mai 1802.

Sie werden mir vielleicht zürnen, daß ich Ihren werthen Brief erſt jetzt beantworte. Aber rechnen Sie mir nicht zur Strafe zu, was Sie mir zum Verdienſte anrechnen müſſen, und nur den Umſtänden zu Schulden kommt. Ich ſchrieb Ihnen nicht früher, weil ich früher nicht beſtimmt ſchreiben konnte, und an bloßen Conjecturen Ihnen gewiß nichts gelegen war. Der Graf Reventlow war erſt vorige Woche aus Kopenhagen auf ſeinem Gute Emkendorf wieder angekommen, auch Henſler war erſt verreiſt, und dann krank. Ich beſuchte dieſen zwar, konnte aber durchaus nichts mit ihm reden, was nur einigermaßen auf Geſchäfte und dergleichen ſich bezog. Auch war er nachher, als ich ihn bei beſſerer Geſundheit beſuchte, durchaus nicht dahin zu bringen, wohin ich ihn gern haben wollte — auf eine Aeußerung über Eichſtädt's Vocation. Er erzählte mir Hermann's abſchlägige Antwort mit Bedauern; ich wollte nun das Geſpräch auf die Frage lenken: wird wohl E. nun vocirt? aber ehe ich es mir verſah, war ſchon abgelenkt auf einen ganz andern Discours. Daß ich nichts Gutes hieraus ſchloß, können Sie leicht denken; denn hatte man die Abſicht, E. zu vociren, ſo lag doch nichts näher, als mit einem eben angekommenen Jenenſer über einen andern Jenenſer zu reden, der jetzt mit ihm ein Kieler werden ſollte. Ich kam nur zu bald zu einer unangenehmen Gewißheit durch den Grafen Reventlow, der mich auf ſein Gut holen ließ, um mich kennen zu lernen, und deſſen Humanität und ungemein zuvorkommende Güte mir den Muth eingab, ganz geradezu meinen Zweck zu verfolgen. Er kam mir ſelbſt gewiſſermaßen zuvor, indem er mich wegen Himly fragte: ob er Beifall in Jena habe, ob er wohl nach Kiel kommen würde (denn es war an ihn von Himly geſchrieben worden) ꝛc. Ich nahm davon Gelegenheit, zu bemerken, daß Se. Excellenz ſich nicht bei den Jenaiſchen Nutritoren inſinuiren würden, da ſie beſonders über die Jenaiſchen Profeſſoren ihr Netz zu werfen ſuchten; denn ſo viel ich erfahren, würde auch noch ein anderer meiner vorigen Kollegen, Eichſtädt nämlich, hieher berufen werden. „Dieſer Plan,“ erwiederte der Kurator, „iſt aufgegeben. Er mußte aufgegeben werden, und dies ſetzt mich jetzt, da Hermann nicht kommen will, in einige Verlegenheit. Wir werden warten, bis die Gelegenheit günſtiger iſt; es hat keine Eile.“ Aber Ew. Excellenz, Eichſtädt iſt ein trefflicher, ſehr bekannter Philolog. „Das weiß ich wohl; aber ich habe mich nach ihm genau erkundigt, und weiß, daß er als Lehrer gar keinen Beifall hat.“ Vielleicht nur darum, weil man in Jena, wo die Philoſophie herrſchend iſt, nicht ſehr die Philologie achtet. „Nicht ſowohl deswegen, als weil er ſich um Vorleſungen nicht bekümmert, und mit dem Sprechen gar nicht fortkommen kann. Iſt dies nicht wahr? Er ſoll ganz unverſtändlich reden und ſtottern.“ — Dieſes geradezu zu widerlegen, war mir durchaus unmöglich, wenn ich mich nicht compromittiren wollte, und mir blieb nichts übrig, als die Bemerkung, daß ich darüber nicht urtheilen könne und mit E. zu wenig bekannt ſey. Was half es auch, wenn ich geradezu eine Widerlegung verſucht hätte? Ich ſah deutlich, der Graf war präocupirt und völlig entſchieden, E. nicht zu vociren. Wie ſehr es mir wehe thut, Ihnen, theuerſter Freund, und Eichſtädten dieſe Nachricht geben zu müſſen, können Sie aus der Freude abnehmen, mit der ich, wie Sie wiſſen, noch in Jena der Hoffnung zu Eichſtädt's Vocation entgegen ſah. Sie werden übrigens E. nicht mit allem bekannt machen, was ich Ihnen hier ſchreibe; denn die Urſache iſt hier beinahe ſchmerzlicher, als die Folge.

Wenn Sie ſich etwa gefragt haben: wie mag es Feuerbach gehen? ſo antworte ich Ihnen: Unendlich wohl! O, wer in Jena — in dieſer Höhle voll Nattern — gelebt hat, der würde auch an einem Orte von geringeren Reizen, wie mein Kiel, glücklich ſeyn. Eine liebliche Gegend und noch lieblichere Menſchen bezeichnen mein liebes neues Vaterland, wo ich ſo glücklich war, wieder ein Menſch zu werden unter Menſchen! Machte nicht das Klima einige Unannehmlichkeiten in meinem Körper, ſo würde ich glauben, hier den Himmel gefunden zu haben. Auch das Oekonomiſche in meiner Lage iſt äußerſt vortheilhaft. Denn da es hier bei weitem nicht ſo theuer iſt, als man in Jena ſagte, vielmehr die Theurung in Jena der Theurung in Kiel beinahe völlig das Gleichgewicht hält; da auch hier die Zahl der Studirenden, beſonders an Juriſten zunimmt: ſo kann ich von meiner Beſoldung und den Acceſſoriis nicht allein völlig bequem leben, ſondern auch jährlich etwas Bedeutendes für kommende Zeiten zurücklegen. Kurz, die Jenaiſchen Nutritoren, die ſehr wenig zur Nahrung geben, und mein werther weiland Herr Kollega Reichard, der nun wieder das Kriminalrecht leſen kann, ſind meine größten Wohlthäter geweſen, da ſie es gewiß ſelbſt am wenigſten zu ſeyn glaubten.

Leben Sie wohl! Sie, den ich unter dem kleinen Häufchen der beſſern Menſchen in Jena vor allen liebe und achte.

Fichte.

Gotha, 25. Mai 1793.

Da ich den Herrn Prof. Hufeland unmöglich zu Hauſe vermuthen kann: ſo nehme ich mir die Freiheit, Ew. Wolgeboren über Gegenſtände zu ſchreiben, über die ich nur mit demſelben zu reden das Glück gehabt.

Die Recenſion des Aeniſedemus habe ich übernommen, und werde ſie binnen einiger Zeit von Zürich aus einſchicken. Neuerlich habe ich *Gebhard, über die ſittliche Güte aus unintereſſirtem Wohlwollen* — *Weishaupt, über Wahrheit und ſittliche Vollkommenheit* — und das *Buch von dem Bewußtſeyn als allgemeinem Grunde der Weltweisheit* geleſen. Obſchon alle drei an ſich nicht wichtig ſind, ſcheinen ſie mir doch um einiger allgemeinen Anmerkungen willen, zu denen ſie Veranlaſſung geben, und welche die gegenwärtige Gährung in der philoſophiſchen Welt nicht unwichtig läßt, einer Anzeige würdig. Kann dieſelbe mir überlaſſen werden, ſo bitte ich, daſſelbe, etwa in Einſchluß an Herrn Buchhändler Steiner in Winterthur, mir gütigſt zu melden. Die im Allgemeinen zugeſicherte Verſchwiegenheit des Namens iſt beſonders in Rückſicht des letzteren Buches, deſſen ungenannter Verfaſſer gar nicht unbekannt, und beſonders auch mir nicht unbekannt iſt, obſchon Recenſ. das gänzlich gnoriren wird, höchſt nöthig.

Dies dem Herausgeber der A. L. Z.! Dem verehrungs- und liebenswürdigen Herrn Hofrath Schütz und deſſelben Frau Gemahlin empfiehlt ſich dankbarlichſt zu gütigem Wohlwollen Ew. Wohlgeboren ꝛc.

An Schütz's Gattin.

Zürich, 15. Juni 1794.

Ich könnte ſehr triftige Entſchuldigungsgründe, z. B. Heirathen, Reiſen, viel und mancherlei Arbeiten, nicht aufzuſchiebende Briefſchreiberei u. ſ. w. anführen, warum ich auf Ihren gütigen Brief, meine verehrungswürdige Gönnerin und Freundin, erſt jetzt antworte, aber ich will durch Rechthaben mich nicht des Vergnügens, mir von Ihnen verzeihen zu laſſen, berauben.

Daß Sie mein Schreiben und die beigelegte Schrift als inen Beweis meines guten Willens mit gutem Willen aufnehmen wollten, erfreute mich innig. Aber wie konnten Sie doch auch glauben, daß ich, wenn gleich im äußerſten Norden und hernach unter polniſchen Leibeignen mich aufhaltend, ſo unbekannt mit dem geblieben wäre, was im Mittelpunkte der deutſchen Literatur vorgeht, daß ich nicht wirklich von Ihrem Einfahren in die berüſene tiefe Bergſchacht etwas gewußt hätte? Aber indem ſie die Fruchtbarkeit dieſer Reiſe lieber abläugnen wollten, geben Sie mir die überzeugendſten Beweiſe davon.

Der Hauptmoment der *Expoſition* (nicht *Definition*) des Wollens iſt das *Bewußtſeyn eigner Thätigkeit*, und dadurch wird das Wollen hinlänglich vom Vorſtellen unterſchieden. Ohnerachtet ich ſeit Herausgabe jener Schrift um Vieles tiefer eingedrungen, und meine Ueberzeugungen über die dort berührten Punkte ſehr umgemodelt habe: ſo bin ich doch hierüber noch ganz der gleichen Meinung, nur daß ich vielleicht jetzt fähig ſeyn möchte, ſie etwas ſchärfer zu beſtimmen. „Beſtehbarkeit und Nichtbeſtehbarkeit" — ich könnte ſophiſtiſiren, ich könnte anführen: man ſagt: ein Abentheuer beſtehen; das Abentheuer *wird* demnach *beſtanden*. Nach dieſer Analogie ſagt man auch: Empfindungen werden beſtanden. — Sie lächeln? Nun wohl, ich bin ehrlich. Es iſt wirklich ein häßliches, gegen alle Analogie der Sprache verſtoßendes Wort. Es iſt von dem erſten rohen Entwurfe, wo man ſich nichts übel nimmt, was man nur ſelbſt verſteht, ſtehen geblieben. Es iſt ein Fehler, aber ein ſo menſchlicher Fehler, daß jeder, der aus Erfahrung weiß, was mit Feuer arbeiten heißt, ihn verzeiht. Mit der „Möglichkeit der Beſtimmbarkeit" verhält es ſich nicht ganz ſo, wie es Ihnen erſchien. Beſtimmbarkeit iſt allerdings die Möglichkeit, beſtimmt zu werden, und die Möglichkeit dieſer Beſtimmbarkeit iſt die höhere logiſche Möglichkeit, jene Möglichkeit zu *denken*. Ob es wohl nicht hätte geſchmeidiger geſagt werden können? Meine Abgöttin, *die Kürze*, mag mich wohl oft verführen.

Ich denke ſeit einiger Zeit gar ſehr darauf, der Philoſophie (ſo unpaſſend darf ſie dann auch nicht mehr heißen) eine geſchmeidigere und beſonders eine *deutſche* Mundart zu verſchaffen. Neue Worte bilden, ſchon vorhandene für eine beſondere Bedeutung beſtimmen — das wird unumgänglich nothwendig ſeyn; aber wenn die Zeichen nur nach der Analogie gemacht ſind, und den Begriffen genau anpaſſen, ſo wird man ſich bald daran gewöhnen. Wenn nur nicht etwa ich für meine Perſon ſchon ſo im Geruche der Barbarei ſtehe, daß man in ſolchen Dingen auf mich gar nicht hört, ſondern was von mir kommt, unbeſehen verwirft! — Aber eine philoſophiſche Sprache zu verſchaffen — das Recht hat nur derjenige, der Philoſophie als ſtrenge Wiſſenſchaft aufſtellt. Ich wünſche eben um deswillen gewiß nicht weniger, als Sie ſo gütig ſind, es zu wünſchen, daß ich in Ihrer Nähe ſeyn könnte, wenn Sie meine Schrift leſen, um von Ihnen in Abſicht der Gefälligkeit, der Geſchmeidigkeit, des Anſchmiegens der Sprache an die Gedanken zu lernen. Gewiß wird in dieſer Abſicht die Philoſophie nicht eher werden, was ſie ſoll, bis gebildete Frauen ſich mit ihr beſchäftigen.

Daß die Anmerkung S. 24 Ihre vorzügliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, erfüllt mich mit inniger Hochachtung für Sie, und mit den froheſten Erwartungen für Kinder, die Sie zur Mutter haben. Gewiß, die ſchmähliche Erniedrigung und Herabwürdigung, in der der denkende und fühlende Menſch mit Wehmuth ſein Brudergeſchlecht vor ſich liegen ſieht, kommt allein aus Mangel des ſtarken und hehren Gefühls ſeines Ich, welches der Grund aller erhabenen Gefühle iſt, und hinwiederum durch ſie erzeugt wird — und hier, glaube ich, liegt das wahre Verdienſt der Kantiſchen Philoſophie. Sie erhebt die Seele, und das ſcheint mir ſo wahr, daß ich von jedem, der eine Spur kleinlichen Egoismus zeigt, vor aller Unterſuchung vorher behaupten will, daß er in das Innere dieſer Philoſophie noch nicht eingedrungen. Sie iſt jezt noch ein kleines Senfkorn; aber ſie wird und muß ein Baum werden, der das ganze Menſchengeſchlecht beſchatte. Sie muß ein neues, edleres, würdigeres Geſchlecht hervorbringen. Ich muß mich mit Gewalt losmachen; denn dieſe Betrachtung reißt mich allemal ſo hin, daß ich kein Ende finde.

Haben Sie die Güte, Ihren Herrn Gemahl meines hochachtungsvollſten Andenkens zu verſichern und Ihr gütiges Wohlwollen zu erhalten Ihrem ꝛc.

Garve.

Breslau, 10. Juni 1786.

Ich danke Ihnen ſehr für die Bereitwilligkeit, mit der Sie meine Bitte erfüllt haben. Ich habe zwar das Verzeichniß meiner Druckfehler in Ihrer Literaturzeitung noch nicht geſehen; aber es kann ſeyn, daß es in den Stücken geſtanden hat, welche ich wegen einer kleinen Reiſe zu ſehen nicht Gelegenheit gehabt habe, oder daß Sie es bis auf das Blatt aufſparen, wo Sie die Recenſion meiner neuen Edition einrücken werden. Jezt iſt der abgeſonderte Abdruck der neuen Abhandlung fertig geworden, worin dieſe Druckfehler gebeſſert, aber, wie es ſo oft geſchieht, andere, obgleich kleinere, entſtanden ſind. Ich ſchicke Ihnen ſolche als ein kleines Andenken von mir, und zugleich zu einer Aufforderung, mir darüber Ihre und Ihrer Freunde Gedanken mitzutheilen. Un-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

ter dieſen ſteht in gewiſſer Rückſicht Ihr neuer Lehrer, Hr. Prof. Reinhold, obenan. Es iſt ein Mann von einer ſo ſtarken Denkkraft, und mit der Gabe, ſeine Gedanken aufs deutlichſte und auch mit Anmuth auszudrücken, ſo glücklich verſehen, daß ſich von ihm die Philoſophie und die Literatur in Deutſchland ſehr viel verſprechen kann. Ich bin nicht ganz mit ſeinen Grundſätzen einſtimmig, und kann den unbedingten Beifall, den er dem Kantiſchen Syſtem gegeben hat, vielleicht aus Unkunde deſſelben, vielleicht wegen mir ſelbſt unbemerkbarer Vorurtheile, nicht mit ihm theilen. Um deſto unverdächtiger und aufrichtiger iſt mein Lob. Er arbeitet, wie ich ſehe, viel in Ihrer Zeitung, und ſeine Recenſionen werden immer Zierden für dieſelbe ausmachen. Ich lege ein Exemplar meiner Schrift für dieſen talentvollen Mann bei. Haben Sie die Güte, ihm dieſelbe mit Verſicherung meiner Hochachtung zu überreichen.

Allerdings kann ich ſowohl Unterricht als Unterhaltung aus Ihrer gelehrten Zeitung ſchöpfen. Manchmal ſind es die Bücher, welche ich kennen lerne, manchmal ſind es bloß die Reflexionen des Recenſenten, woraus ich mich unterrichte. — Ich würde mich gerne mit ſo viel geſchickten Männern, die Sie zu Mitarbeitern haben, vereinigen, wenn ich nicht genöthigt wäre, mich in meinen Arbeiten eben ſo ſehr einzuſchränken, als in meiner Lektüre. Je mehrerlei ich thun will, je weniger mache ich. Meine Kraft hat ſehr abgenommen, oder vielmehr, nachdem ſie vor mehreren Jahren völlig vernichtet war, habe ich nur ſo viel davon wiederbekommen, daß ich mit derſelben äußerſt haushälteriſch umgehen muß, um nur einigen Gebrauch von ihr zu machen. Ueberdieß habe ich das Recenſiren ſchon ehedem als eine ſchwere Arbeit für mich gefunden. Eine Recenſion iſt immer in gewiſſer Abſicht eine Streitſchrift. Denn indem ich die Gedanken Anderer beurtheile, muß ich nothwendig anzeigen, wo ich von denſelben abweiche. Hiebei kann man nun ſchon nicht ſo frei ſchreiben, als wenn man ſeine eigenen Gedanken entwickelt. Begeht man im letztern Falle einen Fehler, ſo hat man fürs erſte Niemandem dadurch Unrecht gethan, da man hingegen durch einen Irrthum oder einen Fehler in der Beurtheilung eines Andern dem Rufe deſſelben ſchaden, oder den Nutzen des Werkes verhindern kann. Ueberdieß hat man auch keinen ſo ſcharfen Aufſeher, und der ſo dabei intereſſirt ſey, unſere Fehler auszuſpähen, als es ein Autor, beſonders ein getadelter Autor bei den Fehlern ſeines Recenſenten iſt. Ich habe um deßwillen meinem älteſten Freunde, und der mich ſo zu ſagen in die gelehrte Welt eingeführt hat, Hrn. Weißen, immer verſagt, an ſeiner Bibliothek ferner zu arbeiten. Wäre dieſe Abneigung vor allem, was mich mit Andern in Streit bringen kann, noch nicht ſtark genug geweſen, ſo würden die letzten Auftritte, in die ich mit verwickelt geweſen bin, dieſelbe vollends zur Reife gebracht haben. Doch dieſes ſagt nur, daß ich mich zu nichts anheiſchig machen ſoll; nicht, daß ich nicht vielleicht einmal wieder eine Recenſion ſchreiben werde. Mache ich eine, die ich für gut halte, ſo ſollen Sie ſie haben. — Schon zu der Zeit, als ich derſelben mehrere machte, warf man mir vor, daß ich mich zu ſehr mit Erörterung des Gegenſtandes ſelbſt abgebe. Dies iſt auch wirklich der eigentlichen Abſicht nicht gemäß. Aber es iſt der angenehmſte Theil der Arbeit, und ich würde mich auch jetzt ſchwerlich davon zurückhalten können. — Des Hrn. Trapp Schrift, von der Sie reden, iſt ohne Zweifel die, welche im Recenſionswerke von Campe ſteht. Ich habe ſie noch nicht geleſen. Aber ſeinen Aufſatz im Braunſchweigiſchen Journal, gegen den Rehberg'ſchen im Berliniſchen, habe ich geleſen, und darum doch ſchon etwas von dem Tone gefunden, der einen über den Widerſpruch beleidigten Autor anzeigt. Dieſen Unwillen würde ich mir alſo vielleicht auch zuziehen; denn noch bin ich mehr auf Rehberg's Seite. Die Schrift desſelben hatte mir ſehr gefallen. Aus Trapp's Anmerkungen ſehe ich wohl, daß Einſchränkungen darin fehlen können; aber die eigentliche Meinung deſſelben, daß, vor der Hand wenigſtens, die Erlernung der alten Sprachen für den gelehrten Stand im Ganzen nothwendig iſt, ſowohl als gegenwärtige Uebung der Seelenkräfte, als in der Qualität eines Mittels künftig Unterricht zu erhalten und ſeine Ausbildung zu erleichtern, ſcheint mir noch feſtzuſtehen. Je mehr man von der Welt, und beſonders von der moraliſchen Welt, kennt, deſto gelehrter und deſto gebildeter iſt man, und je mehr man davon mit eigenen Augen ſehen kann, deſto mehr fruchtet das, was man lernt. So wie Reiſen und Geſchäfte uns in die gegenwärtige Welt einführen, ſo die Sprachen in die alte. Je mehr dieſe letzte Welt von der unſrigen abſteht, deſto mehr Vergleichungen veranlaßt ſie, deſto mehr Gedanken alſo. Wer weder reiſt, noch Geſchäfte treibt, noch Sprachen kann, muß Alles, was außer ſeinem erſten Geſichtskreiſe, in dem er geboren iſt, ſteht, nothwendig mit den Augen Anderer ſehen, in welchem Falle es entweder ihn ganz gleichgültig läßt, oder ihn dem Vorurtheil des Anſehens unterwirft. Dem Gelehrten ſind Sprachen deſto nothwendiger, weil er weniger in die Weltgeſchäfte verwickelt iſt. Was ihm alſo an intimer Kenntniß des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge abgeht, muß er an mehr ausgebreiteter

Kenntniß der vergangenen und gegenwärtigen Dinge erlangen. Doch das sind noch Gemeinsprüche. Es kömmt immer darauf an, was, auf welche Art, bei wem soll an die Stelle des Sprachunterrichts gesetzt werden? Das will ich, sobald ich Gelegenheit dazu habe, aus Hrn. Trapp's Schrift lernen, und dann Ihnen in einem Briefe meine Gedanken darüber sagen. Allerdings bedaure ich es, daß Reizens volle Gelehrsamkeit so wenig Früchte fürs Publikum bringt. Aber der Mann ist dabei doch nützlich, und, wie ich hoffe, ruhig und glücklich. Was wollen wir denn mehr? Zum Schluß bitte ich Sie noch, mich Hrn. Prof. Heinrich und seiner lieben Frau, Hrn. Eichhorn, Voigt und Hufeland aufs freundschaftlichste zu empfehlen. Ich bin rc.

Gilbert.

Leipzig, 23. Dec. 1811.

Ich hatte mir das Vergnügen, Ihnen von Allem, was mir hier begegnet ist, und woran Sie, wie ich weiß, vorzüglich freundschaftlichen Antheil nehmen, Berichte zu erstatten, dem mündlichen Gespräche aufsparen wollen, indem ich hoffte, Sie hier oder in Halle noch in dieser Messe zu sehen. Das freundschaftliche Verhältniß, worin ich zu Ihnen schon so lange zu stehen das Vergnügen habe, und die große Verpflichtung, die ich Ihnen schuldig bin, scheinen mir indeß zu fordern, daß ich diesen Vorsatz abändere. Sie wissen, daß die Regierung von [illegible] dem Buchhändler H. Härtel auf 4 Jahre jährlich 1000 Thlr. Unterstützung bewilligt hat, wenn er die sinkende Leipziger Literatur-Zeitung wieder zu erwecken versichern wolle. Er hat den Plan, unter Beck's Hauptredaction in den einzelnen Fächern Redactoren das Wissenschaftliche der Sache zu übertragen, und selbst das Merkantilische zu führen. Beck, Blümner, Krug, wahrscheinlich auch Kühn, werden diese Redactionen übernehmen. Härtel hat das mir sehr unangenehme Zutrauen zu mir, daß ich dabei ganz unentbehrlich sey, und redet er noch die andern lassen ab, in mich zu dringen, die Redaction des phys. chem. mathem. Faches zu übernehmen. Ich weiß nicht, wie ich mir dieses Übel abwehren soll. Bestimmt habe ich indeß erklärt, das freundschaftliche Verhältniß, worin ich so viele Jahre mit dem Herausgeber der Hallischen A. L. Z. gestanden habe, verbiete es mir, mich darauf eher einzulassen, als bis ich mit ihm darüber Rücksprache genommen, und von ihm die Genehmigung einer ihm vielleicht sonst nicht angenehmen Sache erhalten habe. Auch ſollten ſie auf mich als Mitarbeiter, und auf eigene Aufſätze von mir nicht rechnen, wozu die Zeit mir jetzt mehr wie jemals mangle.

Die Sache hat ſich mit der Leipziger Literatur-Zeitung erſt vor zwei Wochen gemacht, und das iſt ſo kurz, daß Alles übereilt werden muß. Gleich das Erſte, was ich Härteln ſagte, war, meiner Meinung nach müſſe man auf eine Vereinigung der Halliſchen mit der Leipziger Literatur-Zeitung durch Anträge an Sie denken; das, meinte er, würde ſich vielleicht thun laſſen, nur komme es jetzt auf ſchnellen Entſchluß an, damit der Patient wieder erſtehe, ehe er begraben worden ſey. — Mir geht es hier ſehr gut. Doch davon mündlich. Ich habe wahre Sehnſucht, meine Halliſchen Freunde einmal wieder zu ſehen, und keinen mehr, als Sie. Ich empfehle mich Ihrer Frau Gemahlin und allen Freunden, und bin mit alter Freundſchaft und treuer Verpflichtung Ihr ꝛc.

Leipzig, 7. April 1813.

„Sehr angenehm überraſchten mich Ihre freundlichen und freundſchaftlichen Zeilen, die Sie unter ſehr argen und verſtändigen Geſtirne bisher ſpielen haben, und ich ergreife ſogleich die Feder, um Alles auszuſchütten, was von Neuigkeiten bis zu uns durchgedrungen, wovon aber vielleicht ½ nicht mehr iſt. Ich habe noch geſtern Abend aus der erſten und reinſten Quelle, der Harmonie, geſchöpft. Verſtändig nenne ich Ihre Geſtirne, weil ſie den ſehr klugen Gedanken erregt hat, Ihren Wagen im Schloſſe ſtehen zu laſſen; ſonſt hätten Sie vielleicht mehr als Einen Tag auf Ihre Abgeſandten, wenigſtens auf die Reiſe verſchieben, warten können, da keine Wagen zum Thore heraus gelaſſen werden, und man Reiſenden wenigſtens Koſaken-Geleiter mitgibt.

1. Zu Dreſden iſt die Brücke ſchnell wieder hergeſtellt worden, und ſchon ſollen 100000 Ruſſen und Preußen herüber ſeyn und durch Zwickau ꝛc. gegangen ſeyn, um nach Franken zu gehen. Geſtern Abend ſoll Blücher, der eine der Armeen befehligt, in Penig geweſen ſeyn, und zugleich die preußiſchen Truppen. General Wintzingerode, der die Ruſſen unter Blücher kommandirt, war in Grimma oder in Wurzen, und Deputirte waren dahin geſchickt worden, vom Magiſtrate wegen, um über einen Vorſchuß von 130,000 Thlr. zu unterhandeln, den man von unſerem Magiſtrate gefordert hatte, und der ihm aus den im Voigtlande genommenen königlichen Kaſſen wieder erſetzt werden ſoll. Geſtern ſind 300 Kanonen durch Grimma gegangen. Da der König von Sach-

ſen wiederkommen wird, oder nicht, iſt noch ſehr zweifelhaft; bis jetzt iſt darüber noch nichts entſchieden, und wahrſcheinlich dürfte Sachſen von den einrückenden Mächten in Beſchlag genommen werden.

2. Man ſagte geſtern Abend, es brenne in Wittenberg, und die Stadt habe ſich ergeben; doch iſt das bloß Sage, und nicht Gewißheit. Es ſollen drei bis viertauſend Mann darin liegen. In Torgau ſind ſechs oder ſiebentauſend Sachſen unter General Thielemann, mehr in freundſchaftlicher als in feindlicher Verhandlung mit den Ruſſen.

3. Die erſten Koſaken rückten hier am Mittwoch ein, um Franzoſen aufzugreifen, wurden aber von Tauſenden des Volkes mit ſo gewaltigem Hurrah durch alle Straßen begleitet, daß ihnen alle Franzoſen entſchlüpft ſind. Seitdem iſt unſere Leipziger Zeitung zu einer wahren Koſaken-Tante geworden; Sie werden vier Nummern erhalten, die voll herrlicher preußiſcher Proclamen ſind, die vollkommen gut geſchrieben und ganz dazu geeignet ſind, zu enthuſiasmiren. Auch hat der politiſche Cenſor, von Schreck ergriffen, ſein Amt niedergelegt, und ſollten die Franzoſen ja wiederkommen: ſo wird er ſich geſchwind auf flüchtige Beine machen müſſen. Nur ſchlimm, daß er ſich nirgends verſtecken kann, meinte Blümner, da er überall um eine Kopflänge herausguckt.

4. Ich habe Ihrer Expedition die hier erſchienenen oder vielmehr wieder aufgelegten Proclamationen nachgewieſen; die zwei neueſten ſind aber noch nicht zu haben, und eben erſt erzählt mir Jemand von ihnen: eine ſchwediſche iſt ſchon gedruckt hier, und der Erzähler hatte ſie ſelbſt geleſen. Sie iſt außerordentlich kräftig; und auch Schweden tritt nun offen in die Schranken; — und eine von dem Bourboniden, der die Krone prätendirt, und gerade in dieſem Augenblicke ſehr gefährlich werden könnte. Von ihr hat man nur Sagen; geleſen hatte ſie der Erzähler nicht.

Dagegen ſoll in dem Moniteur ein Abſetzungsdekret des Königs von Preußen, als eines Bundbrüchigen, ſtehen. Der Kronprinz ſoll die preußiſchen Länder adminiſtriren. Dieſes verlautet von mehreren Seiten her; eine gewaltige Maßregel, welche zeigt, daß der große Mann im Unglück nicht kleinlaut wird. Sein Glücksſtern ſcheint aber verloſchen zu ſeyn, und überſchreiten die Verbündeten nicht den Rhein, ſo gelingt es ihm ſchwerlich, ſeine Maſſen zu enthuſiasmiren. Die Koſaken haben freilich ſchon in Frankfurt an der Oder geſengt; Wie weit iſt's noch nach Paris?

S. Schleiermacher, Marheineke, Niebuhr und Fichte exercieren jetzt in Berlin als Landwehrmänner. Wohin der Trieb, ſich durch etwas Auffallendes, auszuzeichnen, und ohne große Anſtrengung den Ruf eines Genies zu erhaſchen, nicht alles führt! Faſt möchte ich fragen, ob ſie endlich fühlen, daß man für zwei und vier tauſend Thaler Gehalt auch etwas Reelles leiſten müſſe.

Mein Sinn geht zu den Meinigen nach Potsdam und Berlin, und ändern ſich die Umſtände nicht plötzlich, ſo reiſe ich Ende der künftigen Woche über Deſſau dorthin. Wiſſen Sie nicht einen Halliſchen Gelehrten, der mit Partie machte? Sollte ich indeß alle Berliner in Helden umgewandelt finden, ſo bleibe ich nur acht Tage da, und ziehe mich dann in beſter Ordnung zurück.

Ich hoffe, Baumgärtner wird Hrn. Buchhalter Erhard laut meiner Anweiſung mit einem für Sie beſtimmten Nummum diligentiae von mir ausgerüſtet haben. Meine „für Jeden verſtändliche Anweiſung, wie man es anzufangen habe, um ſich bei bösartigen Fieber-Epidemien gegen Anſteckung zu ſchützen," habe ich aus rein patriotiſchen Abſichten geſchrieben, und da wahrſcheinlich die tödtenden, anſteckenden Krankheiten mit der Wärme wieder um ſich greifen: ſo glaubte ich mich dadurch um meine deutſchen Mitbürger verdient zu machen. Sie würden mich durch eine Anzeige, die Sie von der Exiſtenz deſſelben und dem Inhalte machen ließen, verpflichten.

Mein phyſikaliſches Lehrbuch iſt erſt bis zum 10. Bogen vorgerückt. Die Arbeit iſt ſehr ſchwierig und fördert gar nicht. Die Abſchneidung von Frankreich und vom weſtlichen Deutſchland würde mich in große Verlegenheit bringen, hätte ich nicht ſchon zu zwei vollen Jahrgängen vortreffliche Materialien in Händen.

Zum großen Glück hat die Univerſität ihre Einquartierungs-Freiheit aufrecht erhalten (was indeß bei der großen Ausdehnung, die man ihr giebt, eine Ungerechtigkeit iſt. Während das Hauptquartier hier war, koſtete die Einquartierung Hrn. Dufour in einem Monat 500 Thlr., Hrn. Winkler gleich 42 Thlr., und doch hatten ſie dabei noch Natural-Einquartierung. Dem D. Clarus täglich über 18 Thlr.); ſonſt würde ich an keine gelehrte Beſchäftigung denken können. Noch kommen alle Montage von 6—8 Uhr gar hübſche Damen und recht verſtändige Herren zu mir, um ſo allerlei von Elektricität, Galvanismus und Magnetismus zu hören. Mahlmann ermahnt zwar mich wöchentlich, die wahre Electricität nicht zu vergeſſen; aber ſo geht es nun einmal den Gelehrten, daß ſie über die Theorie die Praxis ganz verſäumen. Doch, hoffe ich, ſoll das nicht immer ſeyn, und endlich werde auch ich mich noch bekehren.

Ihrer würdigen Gemahlin und allen Freunden empfehle ich mich beſtens, und bin mit der ausgezeichnetſten Verehrung und unveränderlicher Anhänglichkeit Ihr ꝛc.

Leipzig, 7. Jan. 1821.

„Welche Wunderdinge werden jetzt in meiner Wiſſenſchaft entdeckt! Meine Annalen gewinnen zwar dabei an Reiz und Werth, aber doch möchte ich beten: Lieber Herr, bewahre uns ein Jahr lang für neue Entdeckungen, denn es wird für mich des Guten faſt zu viel; vom Morgen bis Abend muß ich an die Sachen denken, alles Andere vernachläſſigen, und bin wie feſtgebannt an den Schreibtiſch. — Sehr unrecht iſt es doch, daß unter meinen Wiſſenſchafts-Verwandten Keiner ſich findet, wie ehemals, der Heft für Heft Berichte von dem Neuen in dem Werke erſtattet: das würde ſehr vielen Ihrer Leſer angenehm ſeyn. Aber nur müßten Sie das weder Kaſtner, noch Schweigger, noch einem mit dieſen Zuſammenhängenden übertragen, die alles Tüchtige und Gute überſehen, und dafür etwas Mittelmäßiges herausheben. Wollten Sie aber Schmidt in Gießen, oder Bohnenberger in Tübingen, oder Hrn. v. Grothuß auf Gedduz in Kurland, oder aber am beſten vielleicht den Ober-Finanzrath v. Yelin, Conſervator der Münchner phyſikaliſchen Akademie zu München, eine ſolche ausführliche Anzeige von 1819 an übertragen, wo eine neue Reihe mit Band 61 unter ganz neuem Titel beginnt, ſo würden Sie etwas Tüchtiges und Zeitgemäßes erhalten, beſonders da jetzt eine neue Epoche durch das enträthſelte Geheimniß des Magnetismus beginnt.

Mit der größten Verehrung und dankbarer kollegialiſcher Anhänglichkeit habe ich die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Girtanner.

Göttingen, 20. Mai 1789.

„Beiliegende kleine Streitſchrift bitte ich in das Intelligenzblatt der A. L. Z. ſobald als möglich, einrücken zu laſſen. Für mich laſſen Sie gefälligſt 12 Exemplare abdrucken, und ſchicken mir dieſelben mit der reitenden Poſt zu. Den Betrag für Druckkoſten werde ich, Ihrem Befehl gemäß, entweder ſogleich nach dem Abdruck derſelben hier an Herrn Hufeland bezahlen, oder ſetzen Sie dieſelben vorläufig auf meine Rechnung, und ziehen Sie von den künftig zu liefernden Recenſionen ab. Mir iſt ganz gleichgültig, welches von Beiden Sie zu wählen für gut finden.

In wenigen Tagen werden Sie durch die fahrende Poſt den zweiten und dritten Band meines Buches erhalten. Haben Sie die Güte, dieſe beiden Bände, ſobald als möglich, in der A. L. Z. recenſiren zu laſſen. Auf eine Recenſion des erſten Bandes bin ich ſehr begierig.

In vier Wochen werde ich Deutſchland verlaſſen und nach England zurücke gehen. Sobald ich daſelbſt angelangt ſeyn werde, werde ich Ihnen eine ſichere Adreſſe zuſchicken, die ich jetzt noch nicht genau beſtimmen kann, da ich noch ungewiß bin, in welchem Theile Englands oder Schottlands ich mich in den nächſten drei bis vier Monaten aufhalten werde. Was Sie hieher an mich unter Adreſſe: D. Girtanner bei Hrn. Prof. Fiſcher, ſchicken, erhalte ich richtig, wo ich auch in der Welt ſeyn mag.

Ob ich aber gleich Deutſchland verlaſſe, werde ich dennoch dieſes Land, in welchem ich ſo manche vergnügte, angenehme und lehrreiche Stunden zugebracht habe, nie vergeſſen, und unter den Oertern, an welche ich mit Vergnügen zurückdenke, wird immer Jena eine vorzügliche Stelle behalten. Möchten auch Sie mich nicht ganz vergeſſen, und ſich Ihres Verſprechens erinnern, mich in Schottland zu beſuchen!

Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, Ihrer vortrefflichen Frau Gemahlin beſtens. Auch dem Angedenken des Hrn. Prof. Hufelands und Hrn. Rath Reinhold's, deren Freundſchaft mir immer ſchätzbar und werth ſeyn wird, bitte ich mich beſtens zu empfehlen. Letzterem werde ich auf ſeinen Brief nächſtens ſelbſt antworten.

Um baldige Einrückung des beiliegenden kleinen Aufſatzes in das Intelligenzblatt der A. L. Z. bitte ich nochmals recht ſehr. Ich bin lebenslänglich und unverändert Ihr ꝛc.

Edinburg, 29. Dec. 1789.

Daß ich mein Verſprechen, Ihnen Beiträge zur A. L. Z. zu liefern, ſo ſpät erſt erfülle, iſt nicht meine Schuld, wie Sie vielleicht denken möchten. Mannigfaltige Geſchäfte und Arbeiten haben mich bis jetzt davon abgehalten. Als ich im Junius Göttingen verließ, reiſte ich durch Holland nach England, hielt mich in London nur kurze Zeit auf, und reiſte dann durch einen großen Umweg hieher, wo ich mich nun ſeit dem October befinde. Ich hatte Gelegenheit, an verſchiedenen Orten Engländern, die deutſch leſen, die A. L. Z. als das beſte deutſche Journal zu empfehlen; aber meine Empfehlung war oft fruchtlos, weil ſo ganz und gar keine Anſtalten getroffen ſind, die A. L. Z. ohne ungeheure Koſten in England zu erhalten. Faulder in Bond-Street hat kein einziges Exemplar. Der Präſident der königlichen Societät, Sir Joſeph Banks, der ſich endlich, nach meiner ſo oft wiederholten Empfehlung, entſchloß, ein Exemplar zu halten, berechnete die Koſten, und verſicherte mich, daß ihm das Exemplar gegen 20 Pfd. Sterling jährlich koſten werde, wenn er es wöchentlich erhält. Woran es liegt, daß Faulder die A. L. Z. nicht beſſer beſorgt, weiß ich nicht; es würde aber leicht ſeyn, andere Einrichtungen zu treffen, und ich will dieſes gerne übernehmen, wenn ich erſt von Ihnen genauer unterrichtet bin.

Sie erhalten hiebei Nachrichten und Recenſionen, alles auf *einem* Blatt, und nicht dem Inſtitut der A. L. Z. gemäß; dieß geſchieht, um Ihnen das Porto zu erſparen, das hier zu Lande ungeheuer iſt. Für jeden Brief, den ich von hier abſchicke oder erhalte, muß ich 19 engliſche Pence (12 gGr.) bezahlen und *für jedes einzelne* darin enthaltene Stückchen Papier, und wenn es auch noch ſo klein wäre, eben ſo viel; dahingegen ein Foliobogen, ſobald er nicht von einander geſchnitten iſt, nicht mehr als ein einzelner Brief bezahlt. Daher das große Format dieſes Briefes.

Ich lebe übrigens hier vergnügt und zufrieden, und habe ſeit meinem hieſigen Aufenthalt ſchon eine beträchtliche Menge Salz verfertigt. Indeſſen fehlt es mir ganz und gar an Büchern, vorzüglich deutſchen, da ich nicht einmal die A. L. Z. hier erhalten kann. Ich bin daher entſchloſſen, meine Einrichtungen ſo zu treffen, daß ich mein hieſiges Salzwerk hier jemand zur Beſorgung übergebe, oder es auch ganz verkaufe, um nach Deutſchland zurückzukommen und einige litterariſche Arbeiten, mit denen ich eben beſchäftigt bin, zu endigen. Wie bald dieſes geſchehen wird, weiß ich nicht, wahrſcheinlich im October oder November des künftigen Jahres. Wollten Sie indeſſen Ihr Verſprechen halten, und mich im künftigen Sommer hier beſuchen, ſo würden Sie mir eine große Freude machen, und ich würde trachten, Sie ſo gut als möglich zu bewirthen. Meine beſten Empfehlungen an Hrn. Legationsrath Bertuch in Weimar: bis jetzt habe ich noch nichts gefunden für ſein Journal, ich arbeite aber an einem Aufſatz über Schottiſche Gebräuche, Moden und Muſik, den ich Ihnen bald für Hrn. Bertuch zuſenden werde. Ich weiß nicht, ob er die engliſche Caffeekanne, welche ich ihm von Göttingen aus durch einen Reiſenden zuſchickte, erhalten hat. Sollte ich nach Deutſchland zurückkommen, ſo werde ich einige Beyträge aus den engländiſchen Boutiken zum Journal der Moden mitbringen: wo nicht, dieſelben im Frühling über Hamburg nach Deutſchland ſenden. Hrn. Prof. Hufeland und Hrn. Rath Reinhold meine beſten Empfehlungen, ſo wie an Hrn. Prof. Göttling. Dürfte ich Sie wohl bitten, Hrn. Prof. Göttling zu ſagen, daß, wenn das für mich beſtimmte Probirkabinett fertig ſeyn ſollte, Hr. Profeſſor Fiſcher in Göttingen es in Empfang nehmen und den Preis deſſelben bezahlen werde. Das Project, Auſtern aufzubewahren, von dem ich Ihnen einſt ſagte, hat nicht die Probe ausgehalten, aber zwey Schiffe mit Fiſchen auf dieſe Weiſe friſch erhalten ſind vor Kurzem von hier nach London abgegangen, und wahrſcheinlich wird dies bald für Schottland ein neuer Handlungsartikel werden, da bisher der Fiſchmarkt in London von Holland aus verſehen worden iſt.

Haben Sie die Güte, mich Ihrer Frau Gemahlin beſtens zu empfehlen, und ſeyen Sie verſichert, daß ich niemals die in Ihrer Geſellſchaft in Jena zugebrachten angenehmen Stunden vergeſſen werde, eben ſo wenig als ich jemals aufhören werde zu ſeyn Ihr u. ſ. w.

v. Göckingk.

Ellrich, 31. Dec. 1784.

Der letzte Buchſtabe, mein lieber Schütz, den ich in dieſem Jahre ſchreibe, iſt für Sie. Ich danke Ihnen für die überſandten 12 Rthlr. 12 Gr.; allein Sie hätten ſich eigentlich von Ihren Subſcribenten noch 1 Fl. Nachſchuß für das erſte halbe Jahr bezahlen laſſen ſollen. Indeß nahmen Sie jetzt keinen davon. Ich habe ſo viel eingebüßt, daß es auf einen Ducaten mehr oder weniger nicht ankommt. Mein Verluſt beträgt über 1200 Rthlr. Der Himmel gebe Ihnen bey Ihrem wahrlich nicht viel kleinern und gewiß eben ſo mühſamen Unternehmen mehr Stück. Was das ſchlimmſte iſt, ſo bin ich durch eine Beſchwerde des Churfürſten von Maynz über das Journal in eine Unterſuchung verwickelt worden, die mich wohl gar noch dahin bringt, die Herausgabe ganz niederzulegen, um nur mit Frieden hinab in die Grube zu fahren.

Sie erhalten hier 6 Exemplare vom 8ten und 9ten Stück und 5 vom 10ten, denn das 6te vom letztern haben Sie, wie der Candidat Sickel, der ſeit dem 6ten Stück die Spedition allein beſorgt, mich verſichert, bereits beſonders erhalten.

Ich wäre ſicher zur Michael-Meſſe nach Leipzig gekommen, wenn ich nicht im September um des Herzogs von Curland willen eine Reiſe nach Berlin hätte thun müſſen, wodurch ich zu ſehr in meinen Geſchäften zurückgekommen war. Anfangs Novembers erhielt ich darauf einen 3wöchentlichen ſehr angenehmen Beſuch von der Schweſter der Herzogin von Curland, die jetzt in Weimar und kürzlich auch auf einen Tag in Jena geweſen iſt. Welche Abhaltungen, welche Zerſtreuungen bey Geſchäften wie die meinigen! In der Zahl-Woche der Oſtermeſſe komme ich ſicher nach Leipzig. Sie auch?

Warum haben Sie ſich meines Erbietens, lange Ankündigungen an das Journal anheften und damit verſenden zu laſſen, nicht zu Nutze gemacht? Das würde Ihrer Allg. Lit. Zeit. gewiß vortheilhaft geweſen ſeyn. Jetzt habe ich kaum noch ſo viel Platz, einen kurzen Auszug auf den Umſchlag des 12ten Stücks aufzunehmen. Ich habe bey hieſiger Poſt 1 Exemplar beſtellt, und bin nicht wenig neugierig, die innere Einrichtung zu ſehen.

Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre liebe Frau und Griesbachs von mir, und empfehlen Sie mich beyden. Ich bleibe im künftigen Jahr und in allen folgenden Ihr u. ſ. w.

Wernigerode, 14. Aug. 1789.

Ich erhalte heute, liebſter Schütz, den einliegenden gedruckten Brief mit dem zugehörigen Verzeichniſſe. Haben Sie denn meine Antwort nicht empfangen? Wie geht es zu, daß man mir nur 2 Bücher ſchicken will, da ich doch nur von den vorhin vorgeſchlagenen diejenigen ausgenommen hatte, welche ich nicht füglich recenſiren konnte, wenn ich ſelbſt den entfernteſten Verdacht einer möglichen Partheylichkeit vermeiden wollte. Bey dem Verzeichniß iſt nicht angemerkt, ob die Recenſionen kurz, mittelmäßig oder lang werden ſollen. Dieß bitte ich noch zu ſuppliren. Im September kann ich Ihnen die Kritiken überſenden. In inſtiger Woche gehe ich zur Abnahme der Cämmerey- und Ser- ice-Rechnungen nach Aſchersleben und Ermsleben, von da aber, Auftragung der Prinzeſſin Friderike, ins Mannsfeldſche und agdeburgſche, ſo daß ich vor dem 4ten oder 5ten Sept. wohl icht wieder zu Hauſe ſeyn werde.

Frau von der Recke wollte mich den 5ten dieſes hier beſu- en, aber ſtatt ihrer kam an dieſem Tage eine Stafette von ihr us Erfurt, wodurch ſie den Beſuch bis in den September ver- hob. Um die gute Jahrszeit zu ihrer Brunnen-Cur nicht zu erſäumen, iſt ſie über Göttingen (wo Bürger ſie einen ganzen ag vom Morgen bis Abend geſprochen hat) gerade nach Pyr- nt gegangen.

Ich habe viel Beſuch die Zeit her gehabt; Nicolai, Hein- , Roſenthal, Schwartz, Gleim ꝛc. ſind nach einander hier ge- eſen. Heyne, der ausdrücklich bloß um meinet willen eine eiſe hieher gemacht hatte, mußte, ohne mich geſehen zu haben, ieder umkehren; denn ich war im Hohenſteiniſchen auf Commiſ- on und meine Frau trank in Wölferoda den Brunnen. Benz- r war auf ſeiner Rückreiſe von Marburg bey mir geblieben, nſt hätte doch Heyne den gefunden und die hieſige Bibliothek eſehen.

Leben Sie mit den Ihrigen und Griesbachs recht wohl, mmer und ewig geliebt von Ihrem u. ſ. w.

Wernigerode, 11. Jul. 1790.

In lieber langer Zeit, liebſter S., habe ich von Ihnen ichts geſehen, auch nicht gehört, was Sie machen? Denn ſeit nem Jahre hat ſich aus Ihrer Gegend kein Reiſender hieher rirt. Ich will hoffen, daß Sie ſich wohl und beſſer befinden, s im vorigen Jahre um dieſe Zeit. Ich bin geſund, we- igſtens dem Leibe nach; meine Seele hat in dieſem Frühjahre et gelitten. Die Aushebung der Recruten, Stück-Knechte und rtillerie-Pferde, die Fourage-Lieferungen vom Lande in die ngelegten Magazine, die Wagen der zurückgebliebenen Solda- nweiber und Kinder; alles dies hat auf mein Inneres üble Wir- ung gehabt. Wie viel Thränen habe ich geſehen, die ich nicht ocknen konnte; wie viele Seufzer gehört, durch die ich mich icht rühren laſſen durfte! Dazu kam noch der Tod, der frey- illige Tod, des edlen Miniſters Schulenburg. Es war natür- ch, daß dieſe Nachricht mich heftig erſchüttern mußte; ich hatte viele Reiſen ganz allein mit ihm gemacht; ihn ganz kennen, und ſchätzen und lieben gelernt; hatte nie (für Andre, für mich ſelbſt bat ich nie um etwas) eine Fehlbitte bei ihm gethan, und ſo manches Project durchgeſetzt, das meinen äußerſt beſchwerlichen Dienſt mir erträglich machte. In der That verſtimmte mich ſein Tod vollends ſo, daß ich zu nichts mehr aufgelegt war.

Ich habe mich mit Gewalt zu zerſtreuen geſucht. Da ein Hagelwetter in der Nacht vom 2ten Pfingſttage meine beyden Gärten durchaus verwüſtet und mir das einzige Vergnügen genommen hatte, das ich hier im Garten zur Erholung habe, ſo mußte ich dieſe auswärts ſuchen. Ich habe daher mit meiner Familie kleine Reiſen nach dem Brocken, nach Blankenburg und der Roßtrappe gemacht. Dieß hat mir ſo ziemlich den Ton wieder gegeben, und da ich ſeit dem Ausmarſche der Regimenter auch etwas mehr Muße gewonnen habe, ſo werde ich bald alle in Ihre Lit. Zeit. rückſtändige Recenſionen einſenden. Nur neue habe ich zu übernehmen mich nicht getrauet, denn in künftiger Woche fange ich an mein Departement zu bereiſen, und vor dem Herbſt werde ich zu literariſchen Arbeiten keine Zeit haben. Was ich heute darüber an die Expedition Ihres Inſtituts geſchrieben habe, iſt die völlige Wahrheit. Der Fortgang Ihres Unternehmens macht mir außerordentliche Freude, ich weiß es aus eigner Erfahrung, mit wie vielen Schwierigkeiten man in Deutſchland zu kämpfen hat. Wollte der Himmel, ich könnte es thätiger unterſtützen. Aber im Preußiſchen giebt man bey den Stellen im Finanzdienſte Pferde-Arbeit und Zeiſchen-Futter.

Möchte ich doch einmal ſo viel Zeit gewinnen können, um eine Reiſe nach Jena zu machen! Denn für mein Leben gern möchte ich einen Abend (mehr Zeit wagte ich Ihnen nicht zu ſtehlen) mit Ihnen und Griesbach verplaudern. Aber ich ſehe vorher, daß ich es bey bloßen Wünſchen werde bewenden laſſen müſſen. Kommen Sie denn nicht einmal nach Aſchersleben? Dort könnten wir uns eher treffen. Den lieben Griesbach werde ich dann wohl nicht eher als in jener Welt wieder ſehen. Indeß will ich ſeiner in dieſer gewiß nie vergeſſen. Ich habe das Billet, das einzige, was ich von ſeiner Hand beſitze, noch immer ſo ſorgfältig als ein Katholik ſeine Reliquie aufgehoben. Zeigen Sie es ihm und ſchicken es mir zurück; er wird zwar über die Sache lachen, aber ich würde mir ſelbſt weniger gut ſeyn, wenn mir das Billet weniger werth wäre.

Ihr Stillſchweigen, liebſter S., rechne ich Ihnen nicht an; ich kann mir leicht denken, was Sie zu thun haben, und es iſt beſſer, daß Sie Ihre Geſundheit erhalten, und 70 Jahr alt werden, als Ihren Freunden fleißig ſchreiben und im 50ſten ſterben. Behalten Sie mich nur lieb, ſo mögen Sie immer ſchweigen, bis Zeit und Kräfte Ihnen zu ſchreiben verſtatten.

Wer hat in einer meiner Recenſionen die Stelle weggeſtrichen, daß der Miniſter Zedlitz dem Böckel, der das Einſalzen der Heringe erfand, ein größeres Verdienſt als Dichtern und Philoſophen zugeſchrieben hat? Iſt das nicht eine von Zedlitz ſelbſt gedruckte Wahrheit? Und was geht Z. der Literatur-Zeitung an? Oder wollten Sie gern einen Mann aus Großmuth ſchonen, der es um Sie am wenigſten verdient hat?

Leben Sie wohl, grüßen Sie die Ihrigen, Griesbachs und Schiller mit ſeiner Frau, die eine Nichte meines Buſenfreundes Wurmb iſt. Ewig der Ihrige u. ſ. w.

Deutſch-Wartenberg, 30. Aug. 1816.

Schon ſeit vier Wochen, mein theuerſter Freund, bin ich wieder hier bey meinen Kindern. Wenn ich das ſchlechte Wetter auf dem Geſundbrunnen bey Helmſtädt und im Alexisbade, ſo wie die ſchlechten Wege jenſeit der Elbe ausnehme, muß ich mich glücklich preiſen, auf einer Reiſe, die über 3 Monate gedauert hat, nicht den geringſten unangenehmen Zufall und gar keinen Aufenthalt gehabt zu haben. Dieß wurde mir auf meinem Wege von Berlin nach Freyenwalde recht anſchaulich. An dem nämlichen Tage, nur 2 Stunden früher, war ein Fräulein v. Dewitz aus Berlin abgereiſet, und eine Meile vor Freyenwalde begegnete mir ihre Leiche. Der Kutſcher ihres Schwagers hatte in dem letzten Dorfe angehalten, und den Pferden, ohne auszuſpannen, Heu gegeben. Gerade als er ſie tränken will, fährt ein anderer Wagen raſch vorbey, welches die Pferde ſcheu macht, ſo daß ſie durchgehen, und der Wagen umfällt. Fräulein Dewitz hatte ſich den Hirnſchädel an einer Weinbouteille zerſchlagen, und blieb auf der Stelle todt. Am folgenden Tage kam ihre Schweſter, die Obriſtlieutenantin v. Malsberg aus Stettin nach Freyenwalde, und glaubte die Verunglückte dort ſchon vorzufinden. Erſt in dem für ſie beſtimmten Quartiere, dem meinigen gegenüber, erfuhr ſie die ſchreckliche Begebenheit.

Es iſt mir zwar in Freienwalde recht gut ergangen, aber dennoch habe ich es oft bedauert, daß mein im voraus gemachter Reiſeplan mich nöthigte, dahin zu gehen, ſtatt in Lauchſtädt zu bleiben. Am letzteren Orte hätte ich zwar gar keinen Bekannten gehabt, deren ich eine ganze Menge in Freienwalde fand, aber alle dieſe waren aus Berlin, und da ich Anfang Octobers wieder dahin gehe, ſo entgingen ſie mir nicht. In Lauchſtädt hingegen würde ich Sie und andere Freunde nicht nur haben öfter ſehen, und einige andere, die zu der Regierung nach Merſeburg verſetzt ſind, beſuchen können, ſondern auch einige neue Bekanntſchaften, die ich mir längſt gewünſcht habe, in Halle machen, wohin ich vorzüglich die Ihres Freundes Erſch rechne. Die beyden Tage, die ich dort zugebracht habe, ſind mir die liebſten meiner ganzen Reiſe. Ich hatte mir Halle weniger lebhaft gedacht, und ward überraſcht, als ich es, dem Aeußern nach, eben ſo wieder fand, als ich es ſonſt gekannt hatte. Halberſtadt ausgenommen, habe ich für keinen Ort in der ganzen Monarchie ſo viele Vorliebe, als für dieſen. Wäre es nicht ſo ſehr weit von meinen Kindern entfernt, zu denen ich im Sommer immer wieder zurückkehre, ſo würde ich es machen wie Dohm, und den Winter dort zubringen. Es ſind wahrlich nicht die mancherley Vergnügen Berlins, die mich dahin ziehen, ſelbſt das Schauſpiel beſuche ich nur ſelten. Bloß um eines kleinen Zirkels von gebildeten und moraliſch liebenswürdigen Freunden willen halte ich mich vom November bis April dort auf, und ſolche Freunde, ſo wie die Bequemlichkeit, alles Neue in der literariſchen Welt ohne große Koſten erfahren zu können, fände ich ja auch in Halle.

So beſucht, als in dieſem Sommer, war das Bad bey Freienwalde noch nie, denn nicht nur alle Quartiere am Geſundbrunnen, in der Allee und in der Vorſtadt waren beſetzt, ſondern es wohnten auch noch über 56 Familien in der Stadt. Und dennoch war unter dieſer großen Anzahl von Fremden auch nicht Ein berühmter Name. Die Quellen bey Helmſtädt und im Alexisbade ſind ohnſtreitig von größerer Wirkung, als die zu Freienwalde; allein dießmal verdanke ich letzterm mehr, als den beyden erſtern, ſo vielen Einfluß hat das beſſere Wetter auf eine Badekur! An Leib und Seele geſtärkt, kam ich hier wieder an, und fand alle die Meinigen ſo geſund, als ich ſie verlaſſen hatte. Hr. Reich hat ſeine beyden Zöglinge in den 3 Monaten um vieles weiter gebracht, als ich vermuthet hatte. Ich habe ihn kürzlich predigen gehört, und auch hierin hat er meine Erwartung übertroffen.

Wahrſcheinlich werde ich noch eher nach Berlin kommen, als Frau v. d. Recke und Tiedge, die wohl erſt Ende Octobers von Löbichau, dem Witwenſitze der Herzogin v. Curland, bey Altenburg, abgehen werden. Unſre Wohnungen liegen in Berlin einander nahe, und deſto öfter werden wir uns alſo ſehen. Man findet bey Frau v. d. Recke jeden Abend Geſellſchaft, und alle Stände ſind bey ihr, wie auf einem Caffeehauſe, unter einander gemiſcht. Die Menſchen ſind doch größtentheils intereſſant, nur freylich drängen ſich auch mitunter langweilige Landsleute und vornehme Laffen, an ſie heran.

Beſitzen Sie noch vollſtändige Exemplare Ihrer allg. Literatur-Zeitung, vom Anfange bis jetzt? Und was koſten dieſe Jahrgänge zuſammen?

Ohne Zweifel, liebſter S., werden Sie in Berlin mehrere Correſpondenten haben, doch ſicher keinen, der mehr Luſt und Zeit hätte, Ihnen zu dienen, als ich. Wenn Sie mir daher Aufträge geben wollten, — ſie mögen beſtehen, worin ſie wollen — ſo werden Sie mir, ſtatt Mühe, Vergnügen machen.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, und küſſen Sie Ihre lieblichen Enkelkinder in meinem Namen. Doch wir hätten länger beyſammen ſeyn, und ich ihnen etwas Beſſeres geben müſſen, als die ſchlechten Kirſchen in Lauchſtädt, wenn ſie mich nicht gleich wieder hätten vergeſſen ſollen. Wenn ich ſie in meinem Leben noch einmal ſehen ſollte, ſo denke ich es ſchon dahin zu bringen.

Leben Sie wohl, mein theurer, lieber S., und vergeſſen Sie nicht Ihren u. ſ. w.

Berlin, 1. März 1817.

Dank, herzlichen Dank für Ihre geneigte Antwort, mein theurer Freund! Laſſen Sie mich nur künftig immer zwey Briefe für Einen ſchreiben, denn es iſt zwiſchen uns der große Unterſchied, daß Sie viele Geſchäfte haben, die gethan werden müſſen; ich aber nicht mehr, als ich mir nach eignem Gefallen ſelbſt machen will.

Meine Anfrage nach einem vollſtändigen Exemplar der Allg. Lit. Zeit. geſchah für den Bruder meines Schwiegerſohns, den Rittmeiſter v. Wurmb, der als General-Adjudant beym Niederſchleſiſchen Generalſtabe in Glogau ſteht, und ein ſolcher Bücherwurm iſt, daß er ſich kein Vergnügen erlaubt, um nur recht viel an Bücher wenden zu können. Ihre Nachricht will ich ihm zwar mittheilen, aber ich weiß vorher, daß er nicht im Stande iſt, 200 Rthlr. auf einmal auszugeben; zur Hälfte würde er allenfalls Rath ſchaffen.

Hr. v. Retzer hat mir eine Anzahl Exemplare von der neuen Ausgabe der Trauerſpiele des H. v. Ayrenhof, theils zur Vertheilung unter ſeine Bekannte, theils um ſie gegen andere Bücher einzutauſchen, zugeſchickt. Unter erſtern iſt auch Eins für Ihre Frau Gemahlin beſtimmt, das ich hierbey überſende. Mit letztern werde ich ſchwerlich hier den Zweck erreichen, wenn ich auch meine Auslage von 16 Rthlr. 21 Gr. Fracht gar nicht in Anrechnung bringe. Daß die kaiſerl. Beamten im Papiergelde bezahlt werden, bringt ſie doch auf ſeltſame Speculationen.

Wie ich höre, ſo wird der junge Witte wirklich Reiſegeld auf 2 Jahre vom Staate erhalten; der Vater ſoll ihn begleiten, und nach ſeiner Rückkehr eine Pfarrſtelle von 1200 Rthlr. bekommen. Iſt letzteres wahr, ſo wünſche ich, daß dann wenigſtens ſchon alle Feldprediger, die im letztern Kriege Geſundheit und Leben gewagt haben, eben ſo gut verſorgt ſeyn mögen.

Tiedge ſagt mir, daß Merkel in ſeinem Freymüthigen den Wunſch, oder Vorſchlag, (ich weiß nicht, welches von beyden) gethan habe, hier in Berlin eine Literatur-Zeitung herauszugeben. Vermuthlich hat er Luſt, die Direction davon zu übernehmen, da ſein Blatt wenige Leſer findet. Aber ich bin ſicher, ſein Wunſch wird nicht erfüllt, ſein Vorſchlag nicht ausgeführt werden. Sie werden wiſſen, daß er einen Gelehrten beſchuldiget hat, Manuſcripte aus einer Bibliothek in Italien entwendet zu haben; deshalb ſoll er von dieſem jetzt beym hieſigen Kammergerichte injuriarum belangt ſeyn. Wenn es ſich ſo verhält, dann werde ich Ihnen den Ausgang des Prozeſſes melden, denn M. möchte ihn wohl nicht bekannt machen.

Seit ich mit den Bretſchneiderſchen Handſchriften fertig bin, beſchäftiget mich wieder die Verbeſſerung meiner Gedichte. Ich wünſchte mir wohl die Freude zu erleben, Ihnen noch ſelbſt die neue Ausgabe überſenden zu können. An Fleiß will ich Gerſtenberg wenigſtens nichts nachgeben; möchte ich nur eben ſo viel Glück im Verbeſſern haben, als er.

Nun muß ich Ihnen, mein geliebter S., noch einen wohlverdienten Vorwurf machen: Sie ſchreiben mir ja kein Wort von Ihren Kindern und Enkeln!! Glauben Sie denn, daß der Vater und Großvater mich weniger intereſſire, als der Gelehrte und Kunſtrichter? Da irren Sie ſehr! Für Eine Nachricht von Ihrer Familie ſchenke ich Ihnen zehn literariſche. Alſo: wenn Sie wieder einmal an mich ſchreiben, ſo erinnern Sie ſich an meine Lection, dann wird es wohl im Hauſe ſtehn. Grüßen Sie die Ihrigen herzlich von mir. Ich umarme Sie, als Ihr u. ſ. w.

Berlin, 28. Dec. 1819.

Theuerſter Freund! Die beyliegende Schrift giebt mir einen guten Vorwand, Ihnen ein Paar Minuten von Ihrer koſtbaren Zeit zu rauben, um mich in Ihr Andenken zurückzurufen. Die erſte Hälfte des Buchs iſt ſo trocken, daß Sie dieſe füglich überſchlagen können. Indeſſen iſt dieß nur zur Hälfte meine Schuld, weil der kürzlich verſtorbene Prediger Dapp das Mehreſte von dem weggeſtrichen hat, was ſich auf Nicolai's Perſönlichkeit, häusliches Leben u. ſ. w. bezog; ſelbſt das ſpecielle Verzeichniß der Legate hat er nicht ſtehen laſſen, vielleicht deshalb, weil ihm ſelbſt 2000 Rthlr. vermacht worden ſind. Dapp war der einzige noch lebende alte Freund von N., und dieß bewog mich, ihm meine Handſchrift mit unbedingter Vollmacht, nach Gefallen daraus wegzulaſſen, was ihm nicht gefalle, und zuzuſetzen, was er mehr wiſſe als ich, zuzuſtellen. Dadurch haben aber die Leſer ein wenig viel verloren. Mein Troſt iſt indeſſen, daß nach einem Jahre ſchon von dem Buche ſo wenig die Rede ſeyn wird, als wenn es nie exiſtirt hätte. Indeſſen muß ich Sie dennoch bitten, mein theurer Freund, der beyliegenden Berichtigung eines von mir begangenen Verſehens einen Platz in Ihrer Literaturzeitung, oder vielmehr im Intelligenzblatte zu gönnen.

Nächſtens hoffe ich, Ihnen die neue Ausgabe meiner Gedichte ſchicken zu können, die zwar ſchon ſeit Jahr und Tag gedruckt ſind, aber wegen der nicht fertig gewordenen Titelkupfer, die der Verleger gegen meinen Rath hinzugefügt hat, nicht haben ausgegeben werden können, ſo daß ich ſelbſt nur erſt noch die corrigirten Aushängebogen beſitze.

Kommen Sie denn nicht einmal wieder nach Berlin? Wenn gleich die mehreſten von denen, die Ihnen den hieſigen Aufenthalt das vorige Mal intereſſant machten, geſtorben ſind, ſo finden Sie doch noch immer eine nicht kleine Zahl Freunde und Verehrer, und was das Aeußere betrifft, ſo hat ſich die Stadt ſeitdem ſehr zu ihrem Vortheile verändert. In Geſellſchaften herrſcht auch noch jetzt der nämliche freymüthige Ton, denn bis jetzt liegt nur die Preſſe unter der Preſſe.

Mein Schwiegerſohn, der Forſtmeiſter v. Wurmb aus Schleſien logirt jetzt mit ſeiner Frau und vier Kindern bey mir. Dieſer Beſuch hat mir das Weihnachtsfeſt zu den froheſten Tagen gemacht, die ich im ganzen Jahre gehabt habe.

Leben Sie mit Ihrer ganzen Familie recht wohl, und der Himmel gebe Ihnen Allen ein glückliches neues Jahr, mir aber schenke er die Fortdauer Ihrer alten Freundſchaft, die mit der meinigen im künftigen Jahre die goldene Hochzeit feyern kann. Ewig der Ihrige u. ſ. w.

Berlin, 30. März 1821.

Theuerſter Freund! Es iſt mir recht ärgerlich, daß ich Ihnen ein Exemplar der neuen Ausgabe meiner Gedichte zugeſchickt habe, bey dem die 4 Cartons, die ich nun noch überſende, nicht mit angeheftet worden. Die Schuld iſt nur halb mein. Die Verlagshandlung hatte zu jedem Exemplar die umgedruckten Titelblätter, die Kupfer und das Verzeichniß der Druckfehler gelegt, und ſo ſetzte ich, ohne weiter nachzuſehen, auch voraus, daß die Cartons dabey lägen, die ich nun aber noch alle zuſammen beym letzten Exemplare liegen finde. Sie werden es wohl meiner Eigenliebe zu Gefallen thun, ſolche noch einkleben zu laſſen; denn ich wünſche natürlich, daß gerade Sie am wenigſten ein defectes Exemplar beſitzen möchten.

Die Leipziger Liter. Zeit. hat mir — und nicht mit Unrecht — den Zuſatz bey Rance's Leben „ein Beytrag zur Erfahrungs-Seelenkunde" vorgeworfen. Aber dieſer rührt nicht von mir, ſondern von dem Verleger, dem Stadtrath Maurer her. Ich war zwar dagegen, aber Hr. M. beſtand darauf, und daß ich nachgab, hat einen Grund, den ich nur nicht öffentlich ſagen kann. Ich hatte meine Handſchrift einem hieſigen (Ihnen bekannten) Gelehrten geſchenkt, der ſich in Geldverlegenheit befand, und dieſe Verlegenheit würde noch größer geworden ſeyn, wenn er, um des Weglaſſens des Zuſatzes willen, erſt einen andern Verleger hätte ſuchen ſollen.

Mehr kann ich Ihnen dießmal nicht ſchreiben, ob ich Ihnen gleich gerne noch länger etwas vorplauderte. Aber ich bin mit Einpacken beſchäftigt, weil ich morgen den Anfang mit Umziehen mache, und nächſten Montag mein Logis in der Taubenſtraße No. 43. beziehe, wo ich einen kleinen, doch ſchattenreichen Garten am Hauſe habe, der für mich von großem Werth iſt, da mir, wegen einer Spannung im rechten Knie, das Gehen ſauer wird.

Ich bitte, empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hauſe. Ewig der Ihrige u. ſ. w.

Gotter.

Gotha, 16. Auguſt 1787.

„Eilen thut kein Gut.“ Kaum hatte ſich das Rollen Ihrer Kutſche aus meinen Ohren verloren, als Herr von Einſiedel der indeſſen den Famulus wieder mit dem Kammerherrn vertauſcht und die gewöhnlichen unbedeutenden Komplimente eingenommen hatte, mir ſehr geſchäftig entgegen ſtürzte, um die Jenaiſchen Fremden zur Tafel zu laden. Wie leid es ihm that, Sie nicht mehr zu finden, und wie ſehr der Gedanke an das lebhaftere Vergnügen, das ich hätte genießen können, mir den Ueberreſt des Abends verbitterte, vermag ich Ihnen nicht auszudrücken. Empfangen Sie indeſſen meinen wiederholten innigen Dank für den letzten Beweis Ihrer Freundſchaft; denn ich bin ſtolz genug, einen Theil der Ettersburger Reiſe auf meine Rechnung zu ſetzen; ſtolz genug, die gütige Aufnahme, deren Sie mich in Jena gewürdigt haben, nicht bloß für Wirkung Ihrer bekannten Gaſtfreyheit, ſondern für Erwiederung der herzlichen Geſinnungen zu halten, mit denen ich zu Ihnen, als zu einem alten Freunde, kam. Ich danke dem Geſchick, daß mich meine Erwartung nicht betrogen hat, und zähle die Befeſtigung einer engern Verbindung unter uns zu den angenehmſten Begebenheiten meines Lebens.

Und nun, theuerſter Freund, befreyen Sie mein Herz ſo bald als möglich von der quälenden Sorge für Ihre Geſundheit. Laſſen Sie mich hören, daß die verwünſchten Krämpfe, die damals Ihre Heiterkeit ſtörten, glücklich vorüber ſind. Jeder Andere würde unter dieſen Umſtänden eine neue Bekanntſchaft (wie Wieland ſeinen Buſenfreund am Clubtage) zum Henker verwünſcht haben. Und Sie, beſter Mann, zwangen ſich, Ihre körperlichen Empfindungen zu verläugnen. Womit kann ich Ihnen dieſes Opfer vergelten!

Sonntags früh riß ich mich von Weimar los. Meine Rückreiſe würde die ſchwermüthigſte von der Welt geweſen ſeyn, hätte ich nicht zum Glück in Erfurt meine Frau mit ihrem kleinen Mädchen angetroffen, die ſich der Muſäuſiſchen Fuhre bedient hatte, um mir entgegen zu kommen. Dieſes Wiederſehen war der einzige Balſam, den meine Wunde vertragen konnte.

Den folgenden Tag ging Wieland hier durch, um ſeine weiland Pſyche in Eiſenach zu beſuchen. Ich ſprach, oder ſah ihn vielmehr ungefähr ſo, wie in Jena den Reinhold. Aber künftigen Sonnabend hoffe ich mich ſeiner einen ganzen lieben Tag bey unſerm Prinzen zu freuen

Muſäus hält ſeine Nachkur hier, und zeigt den Ungläubigen, die, wenn ſie ihn hören, ihm die Möglichkeit krank geweſen zu ſeyn abſprechen, ſein geſchwollenes Bein zum Kreditiv hin. Seine Laune iſt eben ſo unerſchütterlich, als ſeine Lunge.

Manſo, der ſich Ihnen tauſendmal empfiehlt, hat die Beſchreibung unſrer Zeltmahlzeiten und der herrlichen Dornburger Partie nicht ohne Neid anhören können. Empfehlen Sie mich Ihren gelehrten Tiſchgenoſſen, vorzüglich dem freundſchaftlichen Doktor und gedenken Sie meiner — in allen Ehren!

Mit dem Redakteur der A. L. Z. habe ich heute nichts zu thun. Er hat ſeinen Recenſenten genug kennen gelernt, um ſich durch keine Nachläſſigkeiten von ſeiner Seite mehr befremden zu laſſen. Ernſtlich geſprochen iſt es mir, vor Endigung des zweyten Theils meiner Gedichte, unmöglich, mich mit kritiſchen Arbeiten zu befaſſen.

Für die liebenswürdige Frau Profeſſorin lege ich ein Blättchen Scharaden bey, und bin mit unbegrenzter Hochachtung Ihr u. ſ. w.

Gräter.

Schwäbiſch-Halle, 16. Dec. 1797.

Was Sie über mein langes Stillſchweigen denken, mein theuerſter und verehrteſter Gönner, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ich Ihnen und Ihrer vortrefflichen Gattin ſchon hundertmal im Geiſte gedankt und geſchrieben habe. Ich will die Urſachen meiner Zögerung, von denen ich ſo viel in dem eben geſchloſſenen Briefe an die Frau Hofräthin (Sie werden dieſe Anticipation einem Menſchen, der gerade puncto vernachläſſigter Pflichten einer in aller Welt erlaubten und recipirten Galanterie, gegen ebendieſelbe zu ſeinem eigenen unverſchmerzlichen Schaden in Strafſchuld ſich befindet, verzeihen) bereits geſagt habe, nicht wiederholen. Kurz eher war's unmöglich. Aber glauben Sie nicht, daß dieſe paar Wochen den Eindruck, den Ihre Güte und Gewogenheit auf mich machte, und die vielen angenehmen Erinnerungen und das Gefühl meiner Dankbarkeit im mindeſten geſchwächt haben. Wahr iſt's, ich ſollte mich ärgern, daß ich die kurze Zeit, die mir meine Verhältniſſe und Sie erlaubten, an Ihrer Seite zuzubringen, nicht weit anders, beſonders in literariſcher Hinſicht (zumal da ich ſo viele Fragen auf dem Herzen hatte, die ich alle rein vergaß) benutzt, ſondern verſcherzt, verlacht und vergaukelt habe; allein mir ging's überhaupt, da ich nach vier Jahren endlich einmal wieder meiner reichsſtädtiſchen Preßluft entgehen konnte, auf der ganzen Reiſe wie einem Vogel aus dem Käfig. Mir war um und um wohl, und ſo fand ich mich auch bey Ihnen für nichts als den Genuß der Freude geſtimmt, Sie, meinen alten, theuren Gönner, wieder zu ſehen, und mich neuerdings von Ihren gütigen Geſinnungen gegen mich und der ununterbrochenen Fortdauer Ihrer Gewogenheit zu überzeugen. Nirgend hätte es mir nach der Lebhaftigkeit meiner Empfindung ſchwerer werden ſollen, mich loszureißen, als eben in Jena, allein ich ſchwebte, etwa wie die Seelen im Elyſium, in einer Art vergnügten Taumels, und die mich immer umhüpfenden, kleinen Dämonen des Scherzes, der Neckerey und der fröhlichen Laune ließen mir bis auf die letzten Augenblicke des Einſteigens, der Zurechtrichtung und der Abfahrt ſelbſt keine Minute übrig, um zur Beſinnung zu kommen. Und ſo fuhr ich denn, ohne zu vergleichen, ohne meinen Verluſt zu bedenken, kurz, ohne zu wiſſen, wie mir geſchah, durch die Wolken des Morgennebels, trunken wie die ſeligen Götter, um und davon. Mir war, als nähme ich Sie und den ganzen fröhlichen Cirkel Ihres Hauſes auf die Reiſe mit. Unſer trefflicher Krauſe vollendete meine Täuſchung. Nach einer ſtummen Fahrt von einer kleinen Stunde waren wir an dem Lieblingsplätzchen der Frau Hofräthin, wie ich hörte, und ſomit der Anfang gemacht, uns wechſelſeitig über die paar vergnügten Tage, die wir in Ihrem Hauſe zubrachten, mit aller Lebhaftigkeit des Geiſtes und aller Wärme der Empfindung zu ergießen. Wäre meine Verehrung gegen Sie, mein theurer, vortrefflicher Gönner, noch eines höhern Grades fähig geweſen, ſo müßte ſie ihn durch die herzliche und ungeſchminkte detaillirte Schilderung der Verehrungswürdigkeit Ihres Geiſtes und Herzens von Freund Krauſe erhalten haben. Den ganzen ſelbigen Tag ſetzten wir dieſe Unterhaltung fort, wiederholten die aufgebrachten Scharaden, gaben uns neue auf, und würden ſo im Geiſte ununterbrochen in Ihrer Geſellſchaft gelebt, oder welches einerley iſt, in unſrer Fantaſie in einer Art von Himmel geweſen ſeyn, hätte uns nicht die Unwiſſenheit unſers Kutſchers Mittags bey Calbe durch eine gefährliche Fahrt auf eine ſteile Anhöhe und Abends durch eine noch gefährlichere Verirrung im Walde erinnert, daß wir noch auf dieſer irdiſchen Erde, und nichts als umwerfbare, hals- und beinzerbrecheriſche, und wohl gar ſterbliche und ertrinkbare Menſchen ſeyen. Eine elende Dorfſchenke zu

Mosbach war endlich unſer Nachtquartier, ein paar übelriechende Würſte unſer Göttermahl, und eine dicke Jauche von Bier unſer Nectar. Erſt des andern Mittags kamen wir wieder zu Menſchen, die des göttlichen Weins ſich freuen, und wenn Sie einen ahnenden Geiſt haben, mußten Sie in dieſem Augenblick empfinden, mit welcher dankbaren Herzlichkeit Ihre reiſenden Freunde das erſte Glas auf Ihr uns koſtbares Wohl und Ihre von allen Ihren Verehrern gewünſchte Longävität ausgetrunken haben. Beym Laternenlicht kamen wir erſt nach Hof, begierig den Urheber des Hesperus zu ſehen, was uns aber nicht zu Theil wurde. Angenehmer war die Fahrt des folgenden Tages, und ununterbrochen unſere Unterhaltung, bis wir endlich in der Nacht Bayreuth, und damit das unangenehme Ziel unſrer Geſellſchaft erreichten. Wir recapitulirten bey einer Bulle Malaga alle erfreulichen Erinnerungen, ſchloſſen mit der erfreulichſten von Allen, indem wir Ihnen und der Frau Hofräthin die letzte Libation brachten, und ſchieden dann ſtumm und wehmüthig von einander. Nehmen Sie meinen wärmſten Dank für die Verſchaffung eines ſo lieben und theuren Reiſegefährten hin! Am folgenden Tage erwachte ich erſt ganz von meinem bisherigen Taumel, und empfand nun auf meiner einſamen Kutſche ſchmerzlich, daß ich von Ihnen und Ihrem freundlichen Jena getrennt, vielleicht auf immer getrennt bin; empfinde es noch bis dieſe Stunde eben ſo ſchmerzlich, und werde mich nie mehr von dem Wunſche losreißen können, wieder dahin und an Ihre Seite zu kommen, und an einem Orte zu leben, wo die vortrefflichſten Köpfe in jedem Fache verſammelt ſind. Aber leider nimmt eben dieſer Umſtand meinem Wunſche die Hoffnung, und ich wüßte ſelbſt nicht, was mit mir dort anzufangen wäre, man müßte denn einen Menſchen wie mich zu einem Profeſſor der vaterländiſchen Sprache und Alterthümer zu erheben, für zuträglich finden können. Das ſey indeſſen den Göttern anheim geſtellt! Wenn ich nur ſo glücklich bin, von Ihnen und der Frau Hofräthin einige Zeilen, und der Fortſetzung Ihrer beyderſeitigen, mir unendlich theuren Gewogenheit gewürdigt zu werden! Wie oft müſſen wir armen, eingekörperten Planetenbürger mit Träumen vorlieb nehmen, und uns glücklich ſchätzen, wenigſtens in der Einbildung genießen zu können, was uns der Unſtern unſers Geſchicks in der Wirklichkeit verſagt! So oft Sie mir ſchreiben, werde ich gern auf einige Stunden vergeſſen, daß ich,

quem nunc suppositum stellis Cynosuridos Ursae,
juncta tenet crudis Sarmatis ora Getis,

in Ihrem geiſtreichen Kreiſe nicht wirklich bin, und nicht ſeyn darf! Ja, wahrlich, theuerſter Herr Hofrath, ich lebe in einem kleinen Sarmatien, und empfinde meinem lieben Ovid alle ſeine Klagen aus dem Pontus mit ganzem Herzen nach. Auch hier heiſt es beynahe,

non liber — ullus, non qui mihi commodet aurem
verbaque significent quid mea, norit, adest.

Und immer mehr; es ergreift mich oft ein gewaltiger Unmuth, und wenn dieſe Literaturfinſterniß permaniren, und es über mich ſollte beſchloſſen ſeyn, auf immer hieher angefeſſelt zu werden, ſo will ich dann lieber bey Zeiten allen literariſchen Wünſchen, Hoffnungen und Pflichten mein Valete zurufen, und

Si liceat, nulli cognitus esse velim.

Utinam liceret! — Doch ſchwermüthig ſoll mein Brief nicht werden! So oder ſo, das Menſchenleben iſt doch am Ende nichts anders als ein Fegfeuer geweſen, aus dem wir alle gereinigter und beſſer in ein anderes übergehen:

Wie viel hätte ich Ihnen noch zu ſchreiben! wie viel zu fragen, zu entſchuldigen! und wie manche Nachricht zu geben! aber wenn die Götter ſich nicht erbitten laſſen, mich noch in eine ruhigere, zerſtörungsloſere, und für Geiſt und Herz wohlthätigere Lage zu ſetzen, ſo wird der Stoff zu ſchreiben, zu fragen und zu entſchuldigen immer bey weitem größer als meine Muße ſeyn. Ich übergehe itzt alles Uebrige, auch die Recenſion, und wünſche von dem neuen Recenſenten nichts, als daß er entweder die vorige mit Stillſchweigen übergehe, oder die Anzeige bis zu dem auf Oſtern erſcheinenden 6ten Stücke, worin eine, der Sache angemeſſene, leidenſchaftsloſe Beantwortung der gemachten Einwendungen und Zurechtweiſungen erfolgen ſoll, anſtehen laſſe. Doch hängt das alles von Ihrer eignen Beurtheilung ab. Künftig das Literariſche. Jetzt nur noch, nebſt meiner innigſten Empfehlung an Herrn Prof. Eichſtädt und alle meine dortigen Gönner und Freunde, beſonders an Herrn Juſtizrath Hufeland, dem ich nächſtens ſelbſt zu ſchreiben die Ehre haben werde, die Verſicherung der dankbarſten Verehrung und der herzlichſten Segenswünſche von Ihrem u. ſ. w.

Schwäbiſch-Halle, 18. Mai 1818.

„Ich überreiche Ihnen hier meinen Vollendungsverſuch von Wieland's Cicero. Die ganze gelehrte Welt wird es wie ich beklagen, daß es nicht von Ihrer Meiſterhand geſchehen iſt. Aber da dieß nun Einmal im Rathe der Götter nicht beſchloſſen, un es vermuthlich wegen der Menge und Wichtigkeit Ihrer Arbeiten und Pflichten eine Unmöglichkeit war, ſo wünſche ich wenigſtens, daß Wielands Manen ſowohl als Ihr eigener Geniu nicht zürnen mögen, daß dieſe Arbeit in Hände wie die meinigen gerathen iſt.

Oft wollt' ich Ihnen zuvor ſchreiben, oft Sie da und dor um Belehrung bitten, aber es war über der Größe der Arbei ſelbſt keine Minute zu eignen Briefen übrig.

Die hiſtoriſche Einleitung: Ueber Cäſars Ermordung und Cicero's Anſicht derſelben gibt diesmal einen Nachtrag, der, auch aus andern Gründen, beſonders ausgegeben wird. So eben laſſe ich ihn zum Drucke abſchreiben.

Meine Zeit — denn ich bin im Begriff binnen acht Tagen von hier mit Weib und Kind, Hab' und Gut, nach Ul abzuziehen — iſt zu beſchränkt, als daß ich außer der Bitte meine Arbeit mit Nachſicht und Freundlichkeit aufzunehmen noch irgend etwas hinzuſetzen könnte.

Nur meinen innigen Glückwunſch zu Ihrem funfzigjährigen Doctor- oder Magiſter-Jubiläum, und die Verſicherun der gefühlteſten Ehrerbietung genehmigen Sie noch, mit der ich bis an das Ende meines Lebens ſeyn werde ꝛc.

Gries.

Jena, 14. Mai 1811.

Lange habe ich Bedenken getragen, mein verehrteſter Freund, Ihnen, dem Vielbeſchäftigten, mit einem zweiten Schreiben beſchwerlich zu fallen; doch theils die Verpflichtung, Ihnen für die gütige Aufnahme meines Werkes meinen Dank zu ſagen, theils der Wunſch, Ihnen über einige Punkte, die zwiſchen uns zur Sprache gekommen ſind, meine Anſicht ausführlicher darzuſtellen, führt mich über alle Bedenklichkeiten weg.

Was Sie über den Taſſo im Allgemeinen ſagen, iſt ſo ſchmeichelhaft für mich, daß es mich faſt beſchämt. Ich wiederhole es noch einmal, Vieles, ſehr Vieles hätte in der zweiten Auflage beſſer werden können und müſſen, wenn Sie die 15 letzten Geſänge der erſten Auflage einer ſo ausführlichen Kritik gewürdigt hätten, als die 5 erſten, was freilich auf keine Weiſe zu verlangen war. Auch rechnete ich ſelbſt damals gewiß am wenigſten auf das in unſern Tagen ſo ſeltene Glück einer zweiten Auflage, daß ich wahrſcheinlich mehr Ihrer wohlwollenden Anzeige, als dem Verdienſt eines ſehr jugendlichen Werkes zu verdanken habe. Möchte die freundlich verſprochene Recenſion des Arioſt mir ein gleiches Glück auch für dieſen meinen Lieblingsdichter verſchaffen, den ich mit weit mehr Liebe behandelt habe, und von neuem behandeln würde, als den Taſſo.

In Anſehung des von mir gewählten Versmaßes kann ich nicht umhin, zu geſtehen, daß meine Anſicht von der Ihrigen in einigen Stücken abweicht. Zuvörderſt möchte ich beſcheidentlich proteſtiren gegen jede Vergleichung deſſelben mit den Versmaßen der Alten. Soll irgend eine Vergleichung Statt finden: ſo könnte ich dazu nur den Endecaſillabo der Italiäner in Vorſchlag bringen; denn wie dieſer, ſollen meine Verſe nicht gemeſſen, ſondern gezählt werden. Man pflegt dieſe Art von Verſen in unſerer Sprache (obwohl nicht ganz richtig) fünffüßige Jamben zu nennen; auch gebe ich gerne zu, daß der jambiſche Rhythmus in denſelben vorherrſchend, doch nicht allein herrſchend ſeyn ſoll. Sie ſtimmen mit mir darin überein, daß Verſe, aus lauter reinen Jamben beſtehend, unleidlich monotoniſch ſeyn müßten; doch habe ich ſie zuweilen gebraucht (z. B. in der erſten Stanze des Taſſo, Vers 3 und 6), und wenn ſie nur nicht zu häufig vorkommen, können ſie von ganz guter Wirkung ſeyn. Am gewöhnlichſten habe ich die Monotonie der Jamben durch Spondeen unterbrochen, doch häufig auch andere Versfüße eingemiſcht. So findet ſich gleich in den erſten Verſen der angeführten Stanze:

> Dĕn Fēldhērrn sīng' ĭch ŭnd dĭe frōmmĕn Wāffĕn,
> Sŏ dĕs Ĕrlȫsĕrs hōhĕs Grab bēfrĕit —

der erſte Epitrit, und der vierte Paeon, oder, wenn man anders abtheilt, der Bacchius, Trochaeus, dritte Paeon u. ſ. w. Allein ich geſtehe Ihnen offenherzig, daß ich dieſe künſtlichen Versfüße nicht geſucht, ſondern, dem Geſetz des Wohlklangs und der Mannigfaltigkeit folgend, mich auf mein Ohr als einzigen Richter verlaſſen habe. Und ich glaube in der That, mich, nach einer kleinen Vorübung von ſieben bis acht tauſend Octaven, auf dieſen Richter ohne Anmaßung berufen zu können.

Um nun in dieſe Mannigfaltigkeit auch eine Einheit zu bringen, habe ich es mir zum Geſetz gemacht, gegen Ende des Verſes, wo das Ohr einen natürlichen Ruhepunkt ſucht, den jambiſchen Rhythmus vortönen und wenigſtens den fünften Tact allemal aus einem reinen Jambus beſtehen zu laſſen. Die Ausnahmen von dieſer Regel (wie leider in der erſten Stanze V. 5: frūchtlōs rāffĕn) erkläre ich ohne Bedenken für ſchlecht und nur durch die Noth zu entſchuldigen.

Nun noch etwas über den vielbeſprochenen Vers:

Āndrĕ Gĕdānkĕn, Frēund, ŭnd āndrĕ Klāgĕn.

Daß es erlaubt ſey, den Vers mit einer langen Sylbe anzufangen, ja, daß dieſer Anfang oft von einer beſonderen Schönheit iſt, werden Sie mir gewiß zugeben, da Sie ſelbſt in Ihrer Ueberſetzung der erſten Stanze des Taſſo den ſiebenten Vers ſo angefangen haben:

Gott mācht ĭhn ſtārk.

Allein die zweite Sylbe verlangen Sie durchaus lang, und ich ſtimme Ihnen hierin im Allgemeinen vollkommen bei; nur möchte ich dieſe Regel nicht ohne alle Ausnahme gelten laſſen. Ich glaube nämlich, daß auch der trochäiſche, oder vielmehr choriambiſche Anfang zuweilen gebilligt werden kann, wenn nämlich der Ausdruck, der Sinn des Verſes, eine ſolche Abweichung von der Regel gleichſam fordert. Und dies ſcheint mir in dem angeführten Verſe der Fall zu ſeyn. Olind nämlich hat in den vorhergehenden Stanzen ſeine empfindſamen Liebesklagen ergoſſen, und nun beginnt die heldenmüthige Sophronia, mit männlicher Rede ihn zu andern Gedanken aufzumahnen, was durch die ſcheinbare Veränderung des Versmaßes, wie mir däucht, nicht unpaſſend ausgedrückt wird. Indeſſen möchte ich mir ſolche Freiheiten nicht oft herausnehmen, und höchſtens nur zu Anfang einer Stanze, nicht in der Mitte.

Verzeihen Sie, mein verehrter Freund, daß ich zur Rettung dieſes einen Verſes ſo viele Worte gemacht habe. Ich bitte Sie dagegen zu bemerken, daß ich die ähnlichen, von Ihnen getadelten Verſe, G. 1. St. 1, G. 6. St. 77 und G. 6 St. 90, Ihnen ohne Murren zum Opfer gebracht habe.

Was den Hiat anbetrifft, der durch das vermaledeite tonloſe e (das eigentlich kein Buchſtab, ſondern nur der Schatten eines Buchſtaben iſt) in unſerer Sprache hervorgebracht wird, ſo begreife ich nicht, wie er jemals von guter Wirkung ſeyn könne. Ich nehme nur Ein Beiſpiel für Tauſend. Voß hat in ſeiner Aeneide den pius Aeneas gewöhnlich „der fromme Aeneas" überſetzt. Lieſt man dies nun natürlich weg, ſo entſteht die abgeſchmackte Eliſion: der fromm' Aeneas; will man dem Versmaße ſein Recht widerfahren laſſen: ſo muß man hinter dem Worte fromme einen Abſatz machen, und zum Aeneas einen neuen mühſamen Anlauf nehmen. Und ſo iſt es immer, wenn dieſes e mit einem Vokal zuſammentrifft; am ſchlimmſten freilich, wenn der folgende Vokal wieder ein e iſt. Und am Ende iſt doch nur die Bequemlichkeit unſerer Dichter an dieſem Uebelſtande ſchuld. Die Franzoſen, Italiäner, Spanier ꝛc. leiden ja den Hiat nicht, ſelbſt der übrigen Vokale; warum denn die Deutſchen? — Mit inniger Hochachtung ꝛc.

Jena, 27. Febr. 1812.

„Verzeihen Sie mir, mein verehrter Freund, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie an eine Sache zu erinnern, die Ihnen leider gänzlich entfallen zu ſeyn ſcheint.

Es iſt beinahe ein ganzes Jahr verfloſſen, ſeit Sie die Güte hatten, mir nach Ueberſendung der zweiten Auflage, meines Taſſo, eine baldige Recenſion dieſes Werkes zu verſprechen. Vergebens habe ich bis jetzt mit jedem Poſttage auf die Erfüllung dieſes Verſprechens gehofft. Sie ſcheinen mich und mein Buch ganz vergeſſen zu haben, und bei Ihren vielfachen und wichtigen Geſchäften iſt dies eben kein Wunder. Um ſo weniger werden Sie mir ein kleines Memento verargen. Ueberhaupt hat mein Buch das Schickſal gehabt, bis jetzt, ſo viel ich weiß, noch in keinem einzigen unſerer kritiſchen Blätter angezeigt zu werden, daher denn die Exiſtenz deſſelben dem größten Theile des Publikums, zum bedeutenden Nachtheil meines braven Verlegers, ganz unbekannt geblieben iſt.

Dieſe Zurückſetzung, ich läugne es nicht, kränkt mich mehr, als die herabwürdigendſte Recenſion es thun würde. Gegen unbilligen Tadel kann man ſich vertheidigen; aber was läßt ſich gegen Stillſchweigen thun? Es iſt gewiß keine unmäßige Begierde nach Lob, die aus mir ſpricht; vielmehr iſt ein gründlicher und belehrender Tadel mir lieber, als ein unbegründeter Beifall. Gleichgültigkeit iſt das Schlimmſte von Allem!

Ich hätte ſchon längſt eine neue Arbeit unternommen, wenn das Schweigen der Kunſtrichter mich nicht glauben ließe, daß es auch für mich am beſten ſey, zu ſchweigen. Bojardo's Orlando innamorato, von welchem Arioſto's raſender Roland bekanntlich nur eine Fortſetzung iſt, reizt mich am meiſten, und ich habe wirklich ſchon einige Verſuche damit gemacht. Aber zu einem Werke von ſo langem Athem wird mehr Muth erfordert, als mir jetzt noch übrig iſt.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen bei dieſer Gelegenheit auch die drei letzten Theile meines Arioſt in Erinnerung bringe, die in Ihrer geſchätzten Zeitung noch immer unangezeigt geblieben ſind.

Unſer trefflicher Griesbach, deſſen Geſundheit in den letzten Monaten ſehr gelitten hatte, ſcheint ſich jetzt wieder etwas zu erholen. Er hat ſich, auf vieles Zureden unſerer Freunde, endlich entſchloſſen, die Fortſetzung ſeiner Vorleſungen dem Profeſſor Köthe zu überlaſſen. Seitdem er dieſe Laſt abgeworfen hat, beſſert es ſich merklich mit ihm. Der Himmel erhalte uns den trefflichen Mann noch lange! Was ſollte aus Jena werden, wenn die Univerſität auch dieſe letzte und einzige Stütze noch verlieren ſollte?

Daß Hufeland von Danzig mit 1400 Thlrn. Gehalt als Apellationsrath nach Dresden geht, iſt Ihnen wohl nichts Neues mehr?

Noch einmal, mein verehrter Freund, empfehle ich mich Ihrem gütigen Andenken, und bin ꝛc.

Jena, 18. Sept. 1812.

„Als Orpheus einſt von allen Elementen
Das ſchrecklichſte beſiegt, der Hölle Feuer,
Und nun gelangt, nach manchem Abentheuer,
Bis zu des Orkus tiefſten Fundamenten:

Da ward der Zorn des hölliſchen Regenten,
Der Eumeniden Grimm, der Ungeheuer
Furchtbare Wuth erweicht durch ſeine Leier;
Wie aber, wie erweicht man Recenſenten?

Ich ſtehe hier mit meinen beiden Söhnen,
Der welſchen Muſe zartgebornen Sproſſen,
Schon längſt vielleicht geweiht dem Untergange;

Doch will ich nicht um weiche Schonung ſtöhnen.
Dein Amt iſt ſchießen, Schütz, drum zugeſchoſſen!
Nur, bitt' ich dich, nur ziele nicht ſo lange!

Gros.

Erlangen, 15. Febr. 1806.

„Sie fragen, verehrteſter Freund, was ich von den Begebenheiten der drei letzten Monaten denke? Ich halte ſie für ein natürliches und nothwendiges Reſultat des Kampfes zwiſchen Genie, Schlauheit, Gewandtheit und planmäßigem Verfahren auf der einen, und Unverſtand, Unklugheit, Unbehülflichkeit und unzuſammenhängenden Maßregeln auf der andern Seite. Dieſe Ungleichheit der Partie iſt es, was meines Erachtens das ſogenannte Glück Napoleons ausmacht, und ihm den Weg zur Herrſchaft der Welt bahnen würde, wenn er überall gleiche Gegner fände. Große Männer haben zwar Glück, aber ſie machen es ſelbſt, weil nur ſie die Gelegenheit mit allen ihren Vortheilen zu ergreifen wiſſen. Daß Oeſtreich ohne alle Vorbereitung den Krieg anfängt, und ſeine Armee einem militäriſchen Pedanten anvertraut, der wohl vielleicht einen Operationsplan methodiſch auf dem Papier entwerfen, aber keinen im Felde ausführen kann, um ihn dem liſtigſten und genievollſten Feldherrn gegenüber zu ſtellen; daß jener, ſtatt die Vereinigung mit den Ruſſen abzuwarten, wie ein Unſinniger vorwärts läuft, bis er ſich in einer Poſition befindet, in welcher er endlich, wie in einem Sack, gefangen wird; daß von dem Schauplatz der erſten Kriegsunfälle an bis zu der Hauptſtadt der Monarchie dem reißenden Strome nirgends mehr ein Damm entgegengeſtellt iſt; daß nach erfolgter Vereinigung der beiden kaiſerlichen Heere bei Auſterlitz eine Schlacht, welche Bonaparte mit Frohlocken als den Gegenſtand ſeines dringendſten Wunſches aufnimmt, angeboten und mit eben ſo viel eigener Unvorſichtigkeit als Mangel an Kenntniß der feindlichen Gegenanſtalten geliefert wird, ſtatt daß die Lage deſſelben die gefährlichſte hätte werden müſſen, wenn mit Vermeidung einer Schlacht die ruſſiſche Armee nach Ungarn hinüber gegangen wäre, die Inſurrection an ſich gezogen, und mit dem inzwiſchen herbeimarſchirten Erzherzog Karl ſich in Verbindung geſetzt hätte; daß endlich nach dem Verluſt bei Auſterlitz der gutmüthige Franz ſich von dem ſchlauen Italiäner bethören läßt, ſeinem Bundesgenoſſen aufzukündigen, und ſich ſeinem Feinde auf deſſen perſönliche Großmuth zu ergeben, von welcher er nun freilich, iſolirt von jeder Hülfe, alles, was ihm noch blieb, als Geſchenk anzunehmen hatte — dies und ſo vieles Andere ſind Umſtände,

die zwar Napoleon nicht herbeiführen, aber die nur ſein Genie
auf eine ſo entſcheidende Art benutzen konnte. Die Folge iſt
nun, daß der Name Deutſchland nicht nur ſeinen alten Ruhm
vollends, ſondern ſogar ſeine ganze Bedeutung verloren hat. Denn
wohl haben Sie recht, theuerſter Freund, daß die Könige von
Napoleons Fabrik nichts weiter als Vaſallen von Frankreich ſind.
Und unter dieſen Stürmen iſt auch die Verfaſſung meines angeborenen Vaterlandes zu Grunde gegangen. Dies ſchmerzt mich
tief in der Seele; aber keineswegs bereue ich die Opfer, welche
es mir vergönnt war, einer Verfaſſung zu bringen, deren jähen
Umſturz ich, auch abgeſehen von den perſönlichen Eigenſchaften
des jetzigen Herrſchers, für ein entſcheidendes Unglück halte.
Zwar verberge ich mir ihre Mängel nicht, und kenne ſie vielleicht beſſer, als Manche, welche ſo gerne die Beſchränkung der
willkührlichen Gewalt läſterten, aber dieſen Mängeln hätte durch
redliches Einverſtändniß abgeholfen, und die Garantie der geſet
mäßigen Freiheit mit der nöthigen Wirkſamkeit der Regentengewalt in eine den veränderten Zeiten angemeſſene Uebereinſtimmung geſetzt werden können. Wäre aber auch die Conſti
tution weniger gut geweſen, ſo würde ich dennoch ihren Fal
tief beklagen, weil ich überzeugt bin, daß ein Volk, welche
eine Verfaſſung gehabt, aber verloren hat, weit unglückliche
und der Gefahr, zu einem verächtlichen Sclavenhaufen herabzu
ſinken, weit mehr ausgeſetzt iſt, als ein Volk, dem nie ein
Conſtitution zu Theil geworden war. Uebrigens hoffe ich imme
noch auf Wiederherſtellung der würtembergiſchen, vielleicht mi
eben dem Grunde, wie die Juden auf den Meſſias. Man ſag
daß Napoleon ſein Mißfallen über dieſen raſchen Schritt zu e
kennen gegeben habe, und nach Straßburger Blättern ſoll näch
ſtens das Aufhebungsdekret wieder zurückgenommen werden. Ab
freilich, was würde es nützen, wenn der Beherrſcher des Lan
des von den Reichsgerichten unabhängig bleibt? Ohne Letzte
iſt das ganze ſtändiſche Weſen in einem deutſchen Territoriu
ein unnützes Spielwerk.

Wer weiß, ob die Welt nicht jetzt eine andere Geſta
hätte, wenn unſer König losgebrochen wäre? Und eine ande
Geſtalt — müßte ſie nicht nothwendig eine beſſere ſeyn, als d
jetzige?

Was meine Wenigkeit betrifft, ſo wälze ich meine Ton
ruhig auf und nieder. In ſolchen Zeiten lernt man den Wer
der Wiſſenſchaft kennen!

Haben Sie die Güte, Ihrer würdigen Frau mich beſte zu empfehlen; ich hoffe, daß ſie ſich meiner noch zuweilen erinnert. Sagen Sie Ihrem Herrn Sohn und Frau Tochter recht viel Freundſchaftliches von mir, und ſeyn Sie verſichert, daß ich ſtets mit einem Herzen voll der innigſten Verehrung ſeyn werde ꝛc.

Erlangen, 14. Jul. 1809.

„Ich hatte mich ſchon lange nach Nachrichten von Ihnen geſehnt, und deßhalb immer meine Hoffnung auf Ihren Herrn Sohn geſetzt, der aber ſein Verſprechen, mich von Zeit zu Zeit von ſeinem Schickſal zu unterrichten, ganz vergeſſen zu haben ſcheint. Um ſo willkommner war mir Ihr freundſchaftliches Schreiben, welches mich von Ihrem Wohlbefinden überzeugt. Haben Sie die Güte, Ihrer wertheſten Frau Gemahlin meine herzlichſte Theilnahme an ihrer Wiederherſtellung von einer, der Beſchreibung nach, ſehr ernſthaft geweſenen Krankheit zu bezeugen. Ich wünſche, daß dieſer glücklich überſtandene Anfall zur Befeſtigung ihrer ſonſt ſo trefflichen Geſundheit dienen möge.

Sie fragen, Verehrteſter, wie es uns hier gehe? Wir haben bisher mehr durch die Beſorgniſſe vor der Zukunft, als durch die, im Ganzen immer noch leidliche, Gegenwart gelitten. Die Univerſität friſtet ihr Leben immer noch fort, und hat an vergangener Oſtern mehr Zuwachs von neuen Ankömmlingen erhalten, als man erwartet hätte. Kurz vor dem Ausbruch des neuen Krieges hatten wir auf unſere bedeutenden Rückſtände unter der Hand einige Abſchlagszahlungen und von dem franzöſiſchen Gouvernement das Verſprechen regelmäßiger Bezahlung der Beſoldungen von Anfang dieſes Jahres an erhalten. Jetzt iſt aber dieſe kaum begonnene Hülfe wieder in Stocken gerathen. Uebrigens leben wir hier ruhiger, als unſere Mitbürger im Baireuthiſchen Oberlande, welches der Schauplatz kriegeriſcher Auftritte zwiſchen den Oeſtreichern und dem Corps des Duc d'Abrantes, das ſich jedoch wieder zurückgezogen hat, geworden iſt.

Hr. Fiſcher, welchen die Oeſtreicher eine Zeitlang in Prag feſtgehalten haben, iſt mein vormaliger Codeputatus, den Sie in Berlin kennen gelernt haben. Bei der Verhaftnehmung des franzöſiſchen Intendanten, Hrn. v. Journo[illegible], durch die Oeſtreicher, war er mit jenem bereits wieder in ihren Händen, nachdem er kurz zuvor aus ſeiner Gefangenſchaft zurückgekommen war, wurde aber von ihnen auf eine Vorſtellung der Kriegs-

und Domainenkammer wieder losgelaſſen, eh' er noch über eine Stunde Weges mit den Uhlanen zurückgelegt hatte.

Ich danke Ihnen verbindlichſt für den gütigen Antheil, welchen Sie an dem Plane, mich nach Halle zu rufen, zu nehmen ſcheinen. Es hat ſich bei mir durch das lange Hoffen und Harren in Erlangen eine ſolche vis inertiae erzeugt, daß nur ein mächtiger Hebel mich aus meiner Lage, die mir durch ihre lange erduldete Unbequemlichkeit ein beſonderes Intereſſe gewonnen zu haben ſcheint, herausheben könnte. Ich habe im vorigen Jahr einen Ruf nach Dorpat erhalten und ohne Ueberwindung abgelehnt. Zu Anfang des gegenwärtigen wurde ich auf einen Antrag der Kammer einſtimmig von den Ständen zum Syndicus des Landes gewählt, und nachdem ich mir dieſe Ehre verbeten hatte, nur durch wiederholte Vorſtellung vermittelſt perſönlicher Abordnung des älteſten Mitgliedes der Ritterſchaft zu dem Verſprechen veranlaßt, in wichtigen Angelegenheiten mich gebrauchen zu laſſen, ſo weit es ohne Beeinträchtigung meines akademiſchen Berufes geſchehen könne. Zufolge dieſes Engagements habe ich neulich mit dem Herrn Kammer-Präſidenten und dem Herrn Grafen v. Giech, als erſtem Landſtande, eine Deputationsreiſe zu dem Marſchall Davouſt und Hrn. General-Intendanten Villemanzi gemacht.

Nebſt einer herzlichen Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin und Ihren Herrn Sohn mit hoher Verehrung ꝛc.

v. Halem.

Oldenburg, 3. Aug. 1787.

.. Es wäre ein gar ſonderbares Ereigniß, wenn der Voßiſche Almanach, der ſo lange in dem Rufe des Vorzuges vor anderen Almanachen iſt, gerade in dieſem Jahre faſt lauter ſchlechte Stücke und der Göttingiſche Almanach, der wohl häufig Stücke aufnimmt, die Voß verworfen hat, faſt lauter gute Stücke enthielte. Die Abſicht des Jenaiſchen Recenſenten, den letzten Almanach auf Koſten des erſteren zu rühmen, iſt unverkennbar, und die Art, wie dieſes geſchehen iſt, höchſt empfindlich für die Angezapften. Ein Dichter, deſſen Arbeiten ſonſt in dieſer nämlichen Zeitung gerühmt ſind, kann doch erwarten, daß wenn andere ſeiner Arbeiten Tadel verdienen, dieſer Tadel mit Beſcheidenheit geäußert und mit Gründen belegt werde. Dergleichen Behandlung, die für Bürſchchen, welche zum erſten

Male reimten, zu hart ſeyn würde, iſt ſehr abſchreckend für Männer, die in geſitteter Geſellſchaft zu ſeyn glaubten, und ſich unerwartet mit Koth beworfen ſehen.

Ich muß faſt glauben, daß Ew. Wohlgeboren die Recenſion vor dem Abdruck nicht geleſen haben. Wenigſtens darf ich und die übrigen gleich behandelten Dichter von Ihrer Gerechtigkeit erwarten, daß Sie auch von dieſem Voßiſchen Almanache, ſo wie von dem Göttingiſchen geſchehen, eine zweite Kritik zu beſorgen die Güte haben. So wenig ich im Grunde ſolchen hingeworfenen kleinen Gedichten Werth beilege, oder ſie alle für tadelfrei halte, ſo gewiß müßt' ich doch von Rechts wegen auf immer die Feder niederlegen, wenn ich ſieben Gedichte hinter einander ins Publikum brächte, die ein unpartheiiſcher und geſchmackvoller Richter alle für ſchaal erkennen müßte.

Dies ſind ſo meine Empfindungen, die ich gleich nach der unangenehmen Lectüre auf's Papier werfe, und die Sie, der Sie ſelbſt Autor und mein Freund ſind, mir nicht verübeln werden. Es iſt eine ernſthaftere Sache, als manche wohl glauben, einen Mann, der in Amt und Würden iſt, ſo geradezu lächerlich zu machen, und das in einer Zeitung, die, wie die Ihrige, in Aller Hände kommt. Suchen Sie alſo, wenn Sie mich lieben, dies, wie es auch ſey, wieder gut zu machen. In dieſer Erwartung bin ich ꝛc.

v. Hendrich.

Nyon, 30. Juni 1803.

Es iſt nicht meine Schuld, mein verehrter Freund, wenn ich des Auftrags vergeſſen zu haben ſcheine, den Sie mir bei unſerer Trennung in die ſüdlicheren Gegenden mitgaben, welche ich damals zu beſuchen im Begriff ſtand. Theils litt ich in den erſten ſechs bis ſieben Monaten meines Aufenthalts in der Schweiz ununterbrochen ſo ſehr an den Augen, daß ich kaum die nothwendigſten Briefe leſen oder ſchreiben konnte, theils kam mir auch keine neue, in mein Fach einſchlagende Schrift zu Geſichte, deren Beurtheilung Ihnen und den Leſern Ihrer Zeitung hätte willkommen ſeyn können. Im vorigen Monat erſchien, während die Notablen zu Entwerfung der neuen Conſtitution verſammelt waren, die Schrift: de la Suisse avant la révolution etc., die ziemliches Aufſehen machte. Da ich dem Theater nahe, und ein ganz unbefangener Zuſchauer bin: ſo glaubte ich dieſe

Gelegenheit ergreifen zu müſſen, mein Verſprechen zu erfüllen
und zugleich etwas über die neuen Unruhen und die daraus z
ſchöpfenden Warnungen zu ſagen. Sie wiſſen, mein verehrte
Freund, daß dies mein Steckenpferd iſt, das mich aber un
Andere, nach Art der Steckenpferde, dem Ziele nicht nähe
bringt. Wenn ich indeſſen diesmal nur den Zweck erreiche, Ih
nen einen, den Herausgebern und Leſern der A. L. Z. annehm
lichen Beitrag geliefert zu haben: ſo bin ich zufrieden. — Z
Anfang des Frühjahrs wollte ich in das ſüdliche Frankreich g
hen; meine Augenbeſchwerden und einige Krankheiten meine
Tochter hinderten mich, und ſo ungünſtig auch die jetzige Ja
reszeit zu dieſer Reiſe iſt: ſo gedenke ich ſolche doch nächſten
anzutreten. Im September werde ich nach Deutſchland zurüc
gehen, aber nicht bald genug, um das Hofgericht beſuchen z
können, wie es erſt mein Plan war. Ich hoffe aber, Sie, mei
ſchätzbarer Freund, entweder in der Michaelismeſſe zu Leipzi
oder im ſpäten Herbſte bei meiner Rückkehr von Altenburg na
Meinungen in Jena zu ſehen.

Neues kann ich Ihnen nichts ſchreiben. Seit den letzt
Unruhen geht es, wie Sie aus den Zeitungen wiſſen, ganz gu
Die Regierung geht einen feſten Gang, und die Franzoſen, d
man allgemein beſchuldigt, das Feuer der Inſurrection heimli
angeblaſen zu haben, ſcheinen dieſe Anſchuldigung durch d
kräftigſte Unterſtützung der Regierung widerlegen zu wollen. W
Wiſſenſchaften und Literatur anlangt: ſo iſt vielleicht kein g
bildetes Volk auf der Erde, bei welchem ſie eine ſo kleine Ro
ſpielen, als in der franzöſiſchen Schweiz; ich nehme nur La
ſanne aus, da Genf, welches noch itzt ſeinen alten Ruf behau
tet, nicht zur Schweiz gehört. Faſt überall hat der Handlung
geiſt, der ſich doch in England ſo gut mit liberaleren Geſinnu
gen und der Neigung zu Künſten und Wiſſenſchaften verträ
dieſen hier verdrängt.

In Yverdun war meine Tochter vier Wochen in den Hä
den des Arztes Déveley, der ſich mit Vergnügen ſeines Aufen
halts in Jena und Ihres Hauſes erinnert hat.

Leben Sie wohl, und gedenken Sie meiner immer m
Wohlwollen und Freundſchaft ꝛc.

Coburg, 3. März 1806.

Ihren Brief und Antrag erhielt ich in Meinungen,
ich eben im Begriffe war, hieher zu reiſen, um auf Verlang

des Herzogs den Konferenzen beizuwohnen, in welchen Hr. von Kretſchmann Rechenſchaft von ſeiner Staats- und Finanzverwaltung geben wollte. Einen beſſer unterrichteten Recenſenten können Sie alſo wohl nicht erhalten, und ich hoffe auch nicht leicht einen billigeren, denn ich kann zwar einen Mann nicht ſchätzen, der in ſeinen ſchriftſtelleriſchen, wie in ſeinen miniſteriellen Aeußerungen unwahr iſt, und habe tief genug in die künſtlich gemiſchten Karten geſehen, um ihn für einen politiſchen Charlatan halten zu müſſen; aber ich ehre und ſchätze ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, ſeine ſeltenen Talente und ſeine noch ſeltenere Thätigkeit. Ich nehme Ihren Antrag an, obgleich in der Rückſicht ungern, weil ich gewiſſermaßen ſein Gegner bin, doch freilich nicht perſonlich, ſondern nur in ſofern ich ſeine Plane für landverderblich halte. Die Unzufriedenheit hier iſt allgemein, er iſt von Stadt und Land gehaßt, und nur die fürſtliche Familie hält ihn noch, weil er ſie durch ſeine Taſchenſpielereien überredet, daß er geheime Quellen habe.

Meine Beurtheilung iſt ſchon fertig, ich habe nur noch einige Zahlen zu ſuppliren und ſie dann abzuſchreiben; ich mag ſie hier Niemand anvertrauen, denn ich wünſche verborgen zu bleiben, weil es dem Geſchäfte, das ich mit ihm im Namen der Landſchaft zu machen habe, ſchaden könnte.

Ich bin keine Excellenz – – auf jeden Fall würde ich es für meine Freunde und für Männer nicht ſeyn, deren freundſchaftliches Wohlwollen mir werther iſt, als alle Titel! Erhalten Sie mir das Ihrige.

Meinungen, 18. Febr. 1807.

Gewiß, mein verehrter Freund, haben Sie meinen in den erſten Tagen des Decembers von Coburg geſchriebenen Brief erhalten. Wenig Tage nachher ſtarb unſer guter Herzog, und von dieſem Augenblick an trat, da ſein Nachfolger abweſend war, unter dem unbeſchränkten Kretſchmann'ſchen Miniſterio eine Schreckensperiode ein, die wir in dieſer Art in Deutſchland noch nie geſehen haben.

Auf eine ſehr beſcheidene, ſubmiſſe Vorſtellung, welche noch vor des Herzogs Ableben von einem großen Theil der Landesunterthanen gegen eine, weder von dem Herrn noch von einem Collegio genehmigte, Präſidialverfügung eingereicht worden war, gab Kretſchmann drei Tage nach des Herzogs Tode folgendes Dekret:

Es hat ſich der — unterſtanden, gegen das — Reg
ment eine eben ſo unbeſonnene (es waren demüth
und billige Bitten) als einfältige Vorſtellung einzur
chen. In der Hinſicht wird demſelben eröffnet, daß
ſeine dummen Gründe nicht Rückſicht genommen werd
kann; daß er ſeinen Clienten auf der Stelle zu eröffn
habe, daß wenn noch ähnliche Reclamationen vorkomm
würden, die Urheber derſelben ohne alle Umſtän
auf das Zuchthaus geſetzt werden ſollten, und d
wenn er ſich noch einmal unterſtehen werde, ſolche lande
geſetzwidrigen Forderungen zu vertheidigen, er oh
Weiteres in engen gefänglichen Haft gebracht u
ſeiner Praxis verluſtig erklärt werden ſoll.

Kretſchmann.

Nach erlangter Unabhängigkeit durch den Beitritt zu
Rheiniſchen Bunde ließ er, der Miniſter, ein Publicand
drucken, worin er mit militäriſchem Gericht droht, ließ den
nen Landſchafts-Deputirten v. Imhof und einige Schultheiſ
ohne Wiſſen des Juſtiz-Collegii verhaften, übergab die Unt
ſuchung nicht den Juſtizbehörden, ſondern ernannte ſeinen Gün
ling, Hrn. Hartleben, der ſich durch eine kriechende Zueignun
ſchrift ſeiner Polizeifama an den Miniſter als ſeinen Clien
bekannt hatte, zum Kommiſſär; zum Actuar wurde ein,
Hr. v. Thümmel mir ſchreibt, dem Gefängniß in Gotha e
laufener Jacobs gewählt.

Das Land wurde am 27. Jan. von den Franzoſen
Beſitz genommen. Ich bewirkte die Uebergabe der Unterſuchun
ſachen an das Juſtiz-Collegium; es gelang aber dem Miniſ
deſſen Ueberredungsgabe auch bei den franzöſiſchen Behör
Eingang zu finden ſcheint, dieſes dadurch zu vereiteln, daß H
leben in das Juſtiz-Collegium geſetzt wurde, und nun als D
putirter des Collegii das fortſetzt, was er als Kommiſſär
Miniſters angefangen hatte.

Alles ſehnt ſich nach der Zurückkunft unſers Herzogs,
vorzüglich ich, den man fortfährt, auf das Schändlichſte
verläumden. Ich ſoll einen Bauernaufſtand veranlaßt hab
da doch ſogleich nach Imhoff's Verhaftung die Bauern unru
wurden und 24 Stunden nach derſelben die Sturmglocke gel
tet wurde, ich 15 Stunden von der Gegend entfernt und
Communication durch miniſterielle Anſtalten abgeſchnitten wa

Daß es mir unter dieſen Umſtänden höchſt unangene iſt, daß die baldige Beurtheilung meiner Schrift, welche Sie, mein verehrter Freund, mir unaufgefordert im Auguſt zuſicherten, nicht erſchienen iſt, werden Sie natürlich finden. — Ich ſchreibe aber nicht, um ſolche zu ſollicitiren. Iſt es aber möglich, ſo ſagen Sie mir nur ein Wort über die Urſache dieſes Zurückbleibens, das meine Neugierde auf das höchſte reizt. Rechnen Sie darauf, daß ich lieber wie Cordus ſterben, als dieſes neuen Sejans Ungerechtigkeiten ungerügt zuſehen werde. Meine Freunde beſtehen aber darauf, daß ich mich auf einige Jahre entfernen ſoll, und ich denke auf eine Reiſe nach Frankreich. Empfehlen Sie mich Hrn. G. Rath Schmalz, und fragen Sie ihn, ob ihm noch je ein ſolches Dekret vorgekommen iſt, wie das mitgetheilte. Es verlohnt ſich der Mühe, ſolches mit §. 531 S. 189. des Kretſchmann'ſchen Lehrbuchs des deutſchen Staatsrechts zu vergleichen. Vale et fave.

Meinungen, 23. Jan. 1808.

„In dem langen Zeitraum unſerer Bekanntſchaft haben Sie, mein verehrter Freund, mir ſo viele Beweiſe Ihrer Güte und Ihres Wohlwollens gegeben, daß ich nicht fürchten darf, für zudringlich gehalten zu werden, wenn ich Sie an ein mir vor anderthalb Jahren gegebenes und zu Anfang vorigen Jahres wiederholtes Verſprechen erinnere. Als ich Ihnen im Juli 1806 meine eben erſchienene Vertheidigungsſchrift überſendete, hatten Sie die Güte, mir zu ſagen, daß ich noch im Auguſt beurtheilt werden ſollte. Und als ich zu Anfang des Jahres 1807 Sie an dieſe mir gemachte Hoffnung erinnerte, antworteten Sie mir, daß Sie dahin wirken wollten, dieſe Beurtheilung vor Ablauf des Märzmonats erſcheinen zu machen. — Sie wiſſen am beſten, daß ich keine günſtige Beurtheilung ſollicitirt, ſondern nur Bekanntmachung und treue Beurtheilung gewünſcht habe. Ich liebe Wahrheit zu aufrichtig, um mich nicht gern da tadeln zu laſſen, wo ich es verdiene. Admoneri bonus gaudet; pessimus quisque correptorem asperrime patitur, ſagt unſer Seneca, und anderswo: Ratio id judicari vult, quod aequum est; ira id aequum videri vult, quod judicavit — etiam si ingeritur oculis veritas, amat et tuetur errorem. Wer möchte dieſem Geſchlechte angehören — und wenn es in Gold bis über die Ohren ſäße!

Noch hat meines Wiſſens nicht ein gelehrtes Journal meine Vertheidigungsſchrift erwähnt. Ich erkannte auch, da ich weiß, daß nicht nur die Könige, ſondern auch die Großen lange Hände haben, auf keinen der übrigen; vor Ihrem Tribunal hoffte ich aber nicht vergebens um Urtheil und Recht bitten zu müſſen. Sollten denn auch alle literariſchen Richterſtühle den Mann ſchonen müſſen, der die bürgerlichen, vom Glück begünſtigt, von ſich abhängig gemacht hat!

Obgleich der an der Spitze des Reviſionsgerichts zu Coburg ſtehende Freund und Gehülfe des Miniſters, Hr. Hornboſtel, alles Mögliche thut, um bei der längſt unterlaſſenen Verſendung der Akten die Rolle des Schreibers noch fortzuſpielen; ſo iſt es doch in der That nur ein Spiel, das ſich hoffentlich auch bei der Zurückkunft des Herzogs aus Paris endigen wird. Der jetzige Regent von Coburg hat zu viel Gemüth, um ſich, wie ſein unmündiger, aber ſchwacher Vater von Hrn. v. Kretſchmann am Gängelbande führen zu laſſen. Meine Exiſtenz, meine Ruhe, mein Vermögen ſind alle nicht mehr in den Händen dieſes Tollhäuslers; aber ich wünſche ein freies und freimüthiges Urtheil über meine öffentlich dargelegten Grundſätze und Meinungen zu hören — Liberam [illegible], quae condemnationem negare vocant. Nur einem unbefangenen literariſchen Tribunal kommt es zu, zu entſcheiden, ob ſie condemnationem ſeien, oder nur — libera. Hrn. Rehberg, der die Menſchen (die Geſchäftsmänner) von einer viel beſſeren Seite muß haben kennen lernen, als ich, habe ich unter dem 30. Dec. einige Bemerkungen über ſeine ſehr ſchöne Schrift: Staatsverwaltung der Länder, mitgetheilt. Gern möchte ich ſie beurtheilt haben, wenn er nicht in der Recenſion Nr. 212 des vorigen Jahrgangs der A. L. Z. ſeinen Recenſenten gleichſam ſelbſt gewählt hätte.

Da ich die längſt projectirte Reiſe nach Italien und Frankreich nicht eher antreten kann, bis in unſern Gegenden und überhaupt in Deutſchland die ſehnlichſt erwartete — Ordnung der Dinge eingetreten iſt: ſo hoffe ich Sie, mein verehrter Freund, zuvor noch zu ſehen und in dieſem Frühjahr in Halle zu beſuchen, worauf ich mich herzlich freue. Leben Sie wohl, und bleiben Sie mein Freund, wie ich ſtets der Ihrige u.

Thren, 19. Oct. 1809.

„Vielleicht ſollte ich, mein verehrter Freund, nunmehr ganz die Hoffnung aufgeben, meine Vertheidigungsſchrift in Ihrem Journal beurtheilt zu ſehen, und Ihnen wenigſtens mit Erinnerungen nicht läſtig werden. Es veranlaßt mich indeſſen daß Herr

Kretſchmann ſelbſt durch ſeine neueſte Schrift: Hof und Staat. Sollte es nicht thunlich und zweckmäßig ſeyn, beide Schriften zugleich zu beurtheilen?

Kretſchmann ſagt in dem erſchienenen erſten Heft S. 43 und 44: „er ſey geſinnet geweſen, und habe großmüthig geſchwiegen.“ Er vergleicht ſich daher mit Sokrates und Chriſtus, ſichert, daß der Sturz der preußiſchen Monarchie ein durch ſeine Behandlung ſich zugezogenes Strafgericht des Himmels ſey, und verſichert, daß er bei ſeiner Coburgiſchen Geſchäftsführung „den Satz durch Thatſachen habe beweiſen wollen, daß nur eine Regierung des Rechts die Staaten halte und ihnen beſtehe.“

Das hat er allerdings bewieſen, daß eine Regierung der Ungerechtigkeit und Unverſchämtheit den Miniſter auf Koſten des Staats bereichert.

Was kann ihn aber bewegen, dieſelbe Larve der Redlichkeit und Wahrheitsliebe, mit welcher er in ſeiner Staatsdienerſchaft die Menſchen täuſchte, wieder vorzunehmen, wenn es nicht die Hoffnung iſt, irgendwo einen neuen Schauplatz und neue Opfer ſeiner ränkevollen Künſte zu finden? Solche Zuſammenſetzungen zu enthüllen, gehört, wenn ich nicht irre, zu den eigentlichen Zwecken allgemein geleſener literariſcher Journale. Ohne Vortheil zu nehmen würde das geſchehen, wenn, wie es Ihre Meinung iſt, nur der Inhalt meiner Vertheidigungsſchrift angegeben, und dann bemerkt würde, daß der Mann, der S. 4 ſeiner neueſten Schrift ſagt: „er ſey ihm nur um Wahrheit zu thun“, die Unterſuchung der Wahrheit der Beſchuldigungen, ohne daß eine derſelben ſelbſt beſtritten worden, in eine Kriminal-Unterſuchung gegen den Verfaſſer verwandelt, und zugleich allen Juſtizbehörden im Lande die Verfolgung der Akten unterſagt habe, um, wie Cicero ſagt, die Richterſtühle zu Mörderzeichen machen zu können.

Das Coburgiſche Gouvernement hat auf Kretſchmann's im Würzburgiſchen gelegenes Vermögen, ſeiner Forderungen wegen, Arreſt gelegt. Ein Hauptzweck Kretſchmann's bei ſeiner neuen Schrift iſt ohne Zweifel, diejenigen Coburger Diener, die ſich als Werkzeuge ſeiner Ungerechtigkeiten brauchen ließen, und nun ſeine Gegner ſind, in Furcht zu ſetzen. Er will ſie nöthigen, ihm zu dienen, um ſelbſt geſchützt zu werden.

In wenig Tagen gehe ich nach Meiningen zurück, da mich der Herbſt die Stadt zu ſuchen nöthigt. Leben Sie wohl, und denken Sie immer mit Freundſchaft an den, der Sie aufrichtig liebt und verehrt.

Meinungen, 2. Nov. 1808.

„Mein ſehr verehrter Freund! In dieſem Augenblick erhalte ich Ihren Brief vom 28. Oct., und da die Poſt in einigen Stunden wieder abgeht, beantworte ich ihn unverzüglich. Es hat mich wahrhaft gefreuet, einige Zeilen von Ihnen zu erhalten, ob mich gleich Ihr Antrag in Verlegenheit ſetzt. Sehr dankbar bin ich für Ihr gütiges Zutrauen, das allein Sie dazu vermögen konnte, aber eben, weil ich dieſes Zutrauen verdiene, koſtet mir der Entſchluß — wo nicht meine eigene und meines Gegners Schrift zu recenſiren — doch die Data zu den Recenſionen zu liefern, viel. Ich will es indeſſen verſuchen, Ihnen die Auszüge ſenden und Ihnen dann überlaſſen, was Sie damit machen wollen. So ſehr ich auch meine Vertheidigungs-Schrift angezeigt zu ſehen wünſche: ſo würde ich doch der Beurtheilung lieber entſagen, als etwas ſelbſt thun, was ich an einem andern tadeln würde, wäre es auch gegen einen Gegner, der ſich alles erlaubt. Vale et fave ꝛc.

Meinungen, 14. Nov. 1808.

„Hier, mein verehrter Freund, erhalten Sie, ſchneller als Sie es wohl erwarteten, die verſprochene Arbeit, von der ich recht ſehr wünſche, daß Sie damit zufrieden ſeyn mögen. Den Anfang der Kretſchmanniſchen Schrift werden Sie vielleicht zu weitläuftig finden, ich wollte aber lieber zu viel, als zu wenig ausziehen, da Sie das Ueberflüſſige leicht wegſtreichen können. Ich habe überall Kr. eigene Worte beybehalten, und den Auszug nicht einmal mit einem Zeichen der Verwunderung unterbrochen. Hingegen habe ich es mir nicht verſagen können, einige Bemerkungen nachzuſenden, die Sie, mein verehrter Freund, und wenn ich nicht irre, jeder rechtliche Mann, wäre er auch nur halb nüchtern, gegründet finden werden. Wer verdient wohl mehr perſiflirt zu werden, als ein ſolcher Menſchen-Verächter!

Dem Auszuge aus meiner Schrift habe ich einige Nachrichten beygefügt, die theils aus öffentlichen Zeitungen bekannt, theils in unſern Gegenden notoriſch ſind. Alles iſt ja nur für Sie, und ich wünſche die Notizen, beſonders von meiner Schrift nach davon gemachtem Gebrauch zurückzuerhalten. In beyden habe ich die wichtigſten Stellen mit Bleyſtift unterſtrichen.

Meine größte Sorge iſt, daß Ihre überhäuften Geſchäfte es Ihnen nicht erlauben werden, die Materialien, die ich Ihnen fande, daſs zu bearbeiten. Und doch iſt mir ſo ſehr viel daran gelegen, nicht nur meiner eigenen Genugthuung, ſondern wahrlich auch der Menſchheit wegen, daß dieſem ſchaamloſeſten aller Lügner, den ich jemals in den gebildeten Claſſen gefunden habe, die Larve des Wahrheits-Freundes bald entriſſen werde.

So häufig ſich mir auch die Gelegenheit darbot, beyde Schriften in Verbindung zu ſetzen: ſo wagte ich es doch nur am Schluß des Auszugs meiner Schrift oder vielmehr meiner Bemerkungen dazu. Auch durfte ich hier nichts von der Ehrfurcht ſagen, mit der ich von dem Landesherrn ſpreche, nichts von der, wie ich glaube, durch die ganze Schrift ſichtbaren Anhänglichkeit an denſelben, an mein Vaterland, an Redlichkeit und Wahrheit, noch ſonſt mir ein Urtheil erlauben, das widerſprochen werden könnte. Erlauben Sie mir aber, mein verehrter Freund, daß ich Ihnen die Briefe von Männern im Auszug mittheile, die Sie beyde kennen, die nicht das geringſte Intereſſe dabey hatten, mir zu ſchmeicheln, und mit denen ich in keiner engern Verbindung ſtehe, von Dohm und Feuerbach. Wenigſtens wird es einige Entſchuldigung für meine Eigenliebe ſeyn, wenn Sie von dem Zeugniſſe ſolcher Männer unterſtützt günſtiger von meiner Schrift urtheilen ſollten, als dieſe es vielleicht verdient.

Mit Unruhe ſehe ich Nachrichten von Ihnen entgegen. Leben Sie wohl, und immer von meiner aufrichtigſten Hochachtung und Freundſchaft verſichert u. ſ. w.

Jetzt reuet es mich, die Briefe bloß im Auszuge abgeſchrieben zu haben. Ich ſchäme mich, ſo viel Schönes von meiner Arbeit mit eigener Hand zu ſchreiben. Ich hoffe aber, Sie, mein verehrter Freund, werden mir zutrauen, daß ich nicht alles, beſonders im Feuerbachiſchen, buchſtäblich nehme.

Auszug eines Briefes von H. v. Dohm vom 2. Sept. 1806.

— Ich habe Ihre Schrift mit innigſter Theilnahme und Aufmerkſamkeit geleſen. Ich würde Ihrer Aufforderung gemäß Ihnen frey ſagen, wenn ich irgendwo eine Lücke in Ihrem Raiſonnement oder eine zu weit gehende Lebhaftigkeit des Ausdrucks zu finden glaubte, aber dieſes iſt auch nicht an einer Stelle der Fall geweſen. Sie haben überall die Sachen ſo aus einander geſetzt, daß einem unpartheyiſchen Leſer gar kein Zweifel übrig bleiben kann. Ihre Mäßigung dabey iſt ſchön und edel. Man fühlt, daß es Ihnen nie darum zu thun iſt, wehe zu thun, ſondern daß Sie nur die Wahrheit darſtellen wollen. —

. Auszug aus einem Briefe H. R. Feuerbach vom 5. Aug. 1806.

— Ihre — Schrift voll Geiſt und Herz habe ich gleich, nachdem ich das Paquet erbrochen, zu leſen angefangen und ſie hat mich ſo gefeſſelt, daß ich ihr ununterbrochen bis an das Ende gefolgt bin. Ich ſage viel zu wenig, wenn ich verſichere, welche Ueberzeugung und welche hohe geiſtige Luſt mir dadurch zu Theil wurde. Die Wahrheit, die in ihr redet, einfach und kräftig, der edle Freund des Vaterlandes, ſo wie alles Rechten und Guten, welcher in ſeinen Handlungen ſelbſt ſich zeigt; der Anblick des Kampfes der Wahrheit und Gerechtigkeit mit ſchändlicher Lüge und frechem Unrecht — ein dignum Deorum spectaculum — alles dieſes und meine Liebe und Ehrfurcht für den Mann, „der keinen andern Ehrgei kennt, als den von Niemand an Redlichkeit und Geradheit übertroffen zu werden" hat mein Herz ergriffen und meine Seele bis in ihr Innerſtes bewegt. Ihre Briefe an den Fürſten und das Schreiben an die Fürſtin könnten ſchon allei Ihre Rechtfertigung und die ſprechendſte Urkunde Ihrer Geſinnungen ſeyn. — Wer dieſe Briefe leſen kann, ohne Ih Freund zu werden, der iſt ein Unglücklicher, dem die Natu ihr beſtes Geſchenk verſagt hat.

Meinungen, 18. Nov. 1806.

. Mit dem am 15. hier abgegangenen Poſtwagen ſendete ic Ihnen, mein verehrter Freund, die verſprochenen Auszüge vo meiner und von Kretſchmanns Schrift, und fügte jedem einig Bemerkungen bey.

Ganz unerwartet erhalte ich geſtern von Heidelberg de Antrag:

„gelegentlich und in ſofern es ohne alle Beſchwerde geſchehe könne, Recenſionen für die Heidelberger Jahrbücher zu liefern,

wobey ich zugleich erſucht werde,

„mein Urtheil über Kretſchmann's Hof und Staat ein ſenden."

Sie, mein verehrter Freund, für den ich den Auszug der Schrift und die beygefügten Bemerkungen niederſchrieb, hab auf jeden Fall den Vorzug, wenn Sie deren zu dem bewuß Gebrauch bedürfen, ſo wie ich überhaupt, wenn ich Zeit, N gung und Fähigkeit haben ſollte, Bücher für gelehrte Zeitſchriften zu beurtheilen, für die Ihrige, ſo lange Sie an deren Spitze ſtehen, lieber als für jedes andere Journal arbeiten würde. Sollten Sie aber von meiner Arbeit entweder gar keinen Gebrauch machen können, oder es doch ungewiß ſeyn, wenn dieſes geſchehen könne: ſo würde ich freylich gern den ohne alle Veranlaſſung von meiner Seite mir geſchehenen Antrag benutzen, das Publikum mit Kr. großem Zweck der Menſchen-Veredlung und der dazu gewählten Methode bekannt zu machen. Am allerangenehmſten würde es mir ſeyn, da ich Kr. Schrift in Ihrem Journal nicht ſelbſt recenſiren darf, wenn Sie nach Ihrem eigenen Vorſchlag blos meinen treuen und wörtlichen Auszug der Kretſchmanniſchen Schrift benutzten, von allem, was mir angehört, aber keinen Gebrauch machten, und mir meine Bemerkungen zurückzuſenden die Güte hätten, um ſie zu einer Recenſion in die Heidelberger Jahrbücher umarbeiten zu können, in der ich mich vielleicht als Verf. ſelbſt nennen würde. Auf dieſe Weiſe würde ich weder das rechtliche Gefühl des ehrlichen Mannes, noch das dem Recenſenten der Heidelberger Jahrbücher vorgeſchriebene Geſetz, keine Schrift in denſelben zu beurtheilen, die er anderswo recenſirt habe oder recenſiren wolle, zu beleidigen. Haben Sie die Güte und Freundſchaft für mich, mir hierüber recht bald etwas Zuverläſſiges und dabey Ihre Meynung ganz offen zu ſagen. Ich muß um ſo mehr um baldige Antwort bitten, weil ich den Heidelberger Antrag nicht beantworten kann, bis ich ſolche habe.

Nach Abſendung meiner Auszüge las ich No. 324. und 25. Ihrer Zeitung und fand mit Vergnügen, daß der Recenſent gerade ſo wie ich über die den Kretſchmanniſchen ähnliche, aber aus einer edlern Quelle, wie es ſcheint, fließenden Grundſätze vom Staatszweck rc. urtheilt.

Leben Sie wohl, mein verehrter Freund, ſchreiben Sie mir ſo bald Sie können, und glauben Sie, daß ich immer mit der wärmſten Freundſchaft und Hochachtung der Ihrige ſeyn werde u. ſ. w.

Meinungen, 31. July 1809.

Ihren Brief vom 23. habe ich am 29. nebſt den Beylagen richtig erhalten, und danke Ihnen, mein verehrter Freund, ſowohl für deren Ueberſendung, als die Gewährung meines Wunſches. Sie verlangen, daß ich es Ihnen mittheilen ſoll, wenn ich etwas bey dieſen Recenſionen zu erinnern hätte. Bey der über meine Verth. Schrift gar nichts und auch bey der andern nichts weſentliches. Zwey Druckfehler, die aber nicht bedeutend ſind, haben ſich eingeſchlichen. Am Ende des Titels der Schrift Hof u. Staat ſollte es heißen 140 S. ſtatt 120. Dann auf der 5. Zeile der Recenſion ſelbſt 26 Beylagen ſtatt 36. Durch dieſe beyden Druckfehler entſteht ein Widerſpruch mit Zeile 9. und 10. der erſten Columne, dann mit Zeile 8. der 6ten oder pagina 94., wo die Angabe richtig iſt.

Daß es Unſinn ſey, zu fragen: Gab es wohl je einen andern Sieg als den, welchen die Cultur errungen? Darüber bin ich mit dem Recenſenten ganz einverſtanden. Von der beygefügten Bemerkung dürfte aber wohl Hr. v. Kr. ſagen — das ſey der Sieg der Cultur, wenn ſich der Sieger durch den Beſiegten cultivire. —

Von einem 2. Hefte dieſer Zeitſchrift iſt mir noch nichts bekannt geworden, was doch ohne Zweifel geſchehen wäre, wenn ſie fortgeſetzt worden wäre. Es iſt dieſes freylich um ſo ſonderbarer, da die erſten Hefte nichts als Beylagen enthalten können. Daß er nie ernſtlich daran gedacht hat, die Geſchichte ſeiner Coburgiſchen Dienſtjahre drucken zu laſſen, davon bin ich überzeugt — aber eben deswegen, weil er es nicht wollte, kündigte er dieſe Geſchichte in einem ſolchen Ton an. Lug und Trug iſt das Element dieſes Charlatans, der uns verſichert, daß es ihm nur um Wahrheit zu thun ſey.

Sollte er etwas auf eine der Recenſionen erwiedern und mir es bekannt werden: ſo erhalten Sie ſogleich Aufklärung über die Thatſachen, die er vielleicht entſtellen könnte. Noch iſt in Coburg in allen von ihm eingeleiteten Unterſuchungs-Sachen weder ein Erkenntniß noch eine Verſendung der Acten erfolgt.

Im April gedenke ich über München nach der Schweiz, vorzüglich Genf und, ſo Gott will, im Herbſt nach Florenz, Rom, Neapel und im Frühjahr 1810 über Wien zurückzugehen. Könnte ich Ihnen irgendwo nützlich ſeyn, ſo gebieten Sie über mich, mein verehrter Freund. Haben Sie aber in jenen Gegenden Correſpondenten, denen ich Empfehlungen von Ihnen bringen dürfte: ſo nennen Sie mir ſolche, wenn Sie glauben, daß ihnen der Beſuch eines Fremden nicht läſtig ſey. Meine Frau macht die Reiſe mit mir und wahrſcheinlich Hr. v. Thümmel (der Dichter). Nach ſeinem letzten Brief iſt er feſt dazu entſchloſſen, dieſe ganze Reiſe, die uns 12 bis 15 Monat aus dieſen Gegenden entfernen wird, in unſerer Geſellſchaft zu machen. Sehr leid thut es mir, Hrn. v. Humbold nicht mehr in Rom zu finden. Nach zuverläſſigen Nachrichten aus Weimar iſt der Herzog von Coburg, der ſeit September in Petersburg iſt, mit der jüngſten Schweſter des Kayſers Alexander verlobt.

Nun leben Sie wohl. Ich wiederhole Ihnen meinen Dank und die Verſicherung der aufrichtigſten Hochachtung und Freundſchaft u. ſ. w.

Meinungen, 18. Jenner 1811.

»Sie erhalten hier, mein verehrter Freund, die Anzeige der Poſtbücher, von welcher ich Ihnen mündlich ſprach. Sie hatten vielleicht recht, wenn Sie zweifelten: ob ſich über dieſen Gegenſtand etwas Intereſſantes ſagen laſſe, aber wie viele Artikel giebt es in dem beſten gelehrten Journal, die nur für wenig Leſer Intereſſe haben. Die Recenſion von Poſtbüchern dürfte wahrſcheinlich mehr Leſer finden, als eine über orientaliſche Literatur, wenn auch der Recenſent eben ſo bekannt mit dieſen Sprachen wäre, als ich es mit den Poſten bin.

Da inzwiſchen auch Ihre Regierung das Poſtweſen neu organiſirt hat, ſo habe ich geglaubt, auch dieſer Organiſation erwähnen zu müſſen und denke, daß es auf eine Weiſe geſchehen, die keinen Anſtoß geben kann.

Hätte ich für ein anderes Journal geſchrieben, ſo würde ich, daß in Deutſchland die Poſten faſt überall auf Koſten der Reiſenden begünſtigt werden, ausführlicher dargethan haben. In unſern kleinen Lilliput-Staaten geſchieht dieſes oft, um mit den Poſthaltern beſſere Contracte wegen Fahrung der ordinären Poſten abſchließen zu können. Daß dieſes auch in größern Staaten der Fall ſey, will ich nicht behaupten, aber wahrſcheinlich iſt es, daß auch dieſe mehr als die in dieſem Betracht wahrhaft liberale franzöſiſche Regierung den Reiſenden zum Gegenſtand der Finanz-Speculation machen.

Leben Sie wohl und laſſen Sie immer den Ihrem freundſchaftlichen Andenken empfohlen ſeyn, der Sie aufrichtig liebt und hochſchätzt u. ſ. w.

Henke.

Helmſtädt, 22. Jul. 1784.

»Ew. Wohlgeboren ſage ich für den gütigen Beweis Ihres ehrenvollen Zutrauens gegen mich, den Sie mir in dem an mich ergangenen Antrage geben, den verbindlichſten Dank. Ich nehme auch dieſen Antrag mit Vergnügen an, und erbiete mich, zu der allgemeinen Literatur-Zeitung Recenſionen über Bücher aus den von Ihnen vorgeſchriebenen Fächern der theologiſchen Gelehrſamkeit zu liefern. An meinem Fleiß und gutem Willen ſoll es nie fehlen, die Ehre und das Anſehn dieſes, ſo weit ich vorläufig urtheilen kann, trefflich angelegten Journals zu fördern und zu behaupten; nur wünſche ich auch, daß meine Kräfte Ihren Erwartungen Genüge thun. Meine Zeit iſt zwar durch Vorleſungen und andre Amtsarbeiten ſehr beſchränkt; da ich aber nun ſchon die größern Schwierigkeiten, die ſie mir ehedem verurſachten, überwunden, und mit einiger Geläufigkeit meine beſtändigen und angewieſenen Geſchäfte abzuthun gelernt habe: ſo hoffe ich zu dieſer Nebenarbeit ſchon die nöthige Muße übrig zu haben, zumal da ich mich von dem Antheil, den ich bisher an einigen Journalen gehabt, losſagen werde. Ich erbitte mir alſo vorerſt eine genauere Belehrung über Plan und Einrichtung der Allg. L. Zeitung.

Eben ſo gern will ich auch den angebotenen Umtauſch Ihrer, mit den hieſigen kleinen akademiſchen Schriften, eingehen, und Ihnen, wo nicht monatlich, doch vierteljährig (denn öfterer möchte es bey unſerer Armuth an ſolchen Schriften nicht nöthig ſeyn) alles, was von dergleichen Sachen hier zum Vorſchein kommt, ſo friſch als möglich, überſchicken. Verlangen Sie unſere akademiſchen Schriften vom gegenwärtigen Jahr an, oder noch vom vorigen, oder erſt vom künftigen?

Eben dieſe Frage möchte ich in Anſehung der L. Zeitung beantwortet ſehen: Nehmen Sie noch Schriften vom vorigen Jahr an, oder u. ſ. w.?

Mit aufrichtigſter Verehrung empfehle ich mich Ihrem freundſchaftlichſten Wohlwollen, ꝛc.

Helmſtädt, 5. Jan. 1793.

„Verehrungswürdiger Freund! Die ernſthaften Anſtalten, welche Sie und Ihr würdiger Schwager, Herr G. K. R. Griesbach, um mich nach Jena zu ziehen, treffen wollen, die faſt zuverſichtlichen Erwartungen, mit welchen Sie dem Erfolge dieſer Anſtalten entgegenſehen, fangen an mich etwas zu beunruhigen; ſie ſind, nebſt den vielen ſchmeichelhaften Erklärungen Ihrer ehrenvollen Urtheile von mir, Ihrer Hoffnungen auf mich, Ihrer Freundſchaft gegen mich, eine ſtarke Prüfung für meine Beſcheidenheit.

Für das alles, für den geſammten belehrenden und aufmunternden Inhalt Ihres Briefes, meinen herzlichen Dank. Meine Hoffnungen ſind dadurch feſter, meine Wünſche lebhafter geworden. — Auch was Sie mir von meinen künftigen beſtimmten Arbeiten, auf den Fall, daß ich zu Ihnen käme, vorläufig berichten, verändert gar nichts in der Sache. Dogmatik habe ich dies ganze Jahr hindurch mit Fleiß ſtudiert und zugleich ein Compendium darüber gefertigt, das innerhalb 14 Tagen aus der Preſſe kommen wird. Es könnte indeſſen wohl ſeyn, daß eben dies kleine Buch bey einem und dem andern, der bey jener Vocationsangelegenheit zu Rathe gezogen würde, keine günſtige Geſinnungen und Urtheile über mich erweckte. Sobald es fertig iſt, will ich es einſchicken und von Griesbach richten laſſen.

Sie wollen nun vornehmlich wiſſen, wie hoch ich hier ſtehe; und ich will es Ihnen ohne alle Zurückhaltung ſagen. Meine Profeſſorbeſoldung iſt 650 Rthlr., die Einkunft von der Abtey etwa halb ſo viel, beydes zuſammen alſo, und nebſt manchen kleinen Gefällen und Accidenzen, gegen 1000 Rthlr. An Honorarien für Collegia habe ich doch auch hier, bey der Strenge des Pränumerations-Edikts, gegen 100 Rthlr. jährlich rechnen dürfen. Nach dem von Ihnen gemachten Ueberſchlage zu urtheilen, möchte ſich wohl zwiſchen Jena und Helmſtädt, was den Aufwand betrifft, kein großer Unterſchied finden. — Sie ſehen ſchon daraus, daß ich mich ſo gar leicht nicht würde entſchließen können, meinen Poſten zu vertauſchen; hätte ich nicht Weib und Kinder, und insbeſondere auch nicht das große, ſchwerlich bald wieder an Mann zu bringende Haus, ſo wäre alles anders. Indeſſen, Sie wiſſen nun, was Sie zu wiſſen verlangten. Ich überlaſſe es Ihnen, weitern Gebrauch davon zu machen.

Als ich vor etwa vier Jahren, auf Befehl unſers Hofes, dem ſeligen Döderlein 1200 Rthlr. Gehalt nebſt dem Prokanzlertitel anbieten mußte (damals wollte man hier große Dinge ausrichten, und es zeigte viel Zutrauen auf meine Genügſamkeit, daß ich der Vermittler ſolcher Anträge ſeyn mußte) verlangte er weniger nicht als 2000 Rthlr. fixen Gehalt. Das fand man unbeſcheiden; und die Correſpondenz hatte ein Ende. *[illegible]*

Aber noch einige Fragen: 1) Wirft eine hieſige Profeſſion gar keine Natural-Gefälle ab? und wenn, ſind ſie in der Beſoldung mit eingerechnet? 2) wie hoch müſſen ſich die Penſionen für die Profeſſor-Wittwen belaufen? Dieſer letzte Punkt intereſſirt mich beſonders, da, wenn ich hier ſterbe, meine Wittwe, außer ihrem Antheil an dem Peculio viduarum academico, welches auch für die unverſorgten Waiſen ein Leidliches auswirkt, noch vom Kloſter Michaelſtein jährlich **100** Rthlr. zu erwarten hat.

Von dem allen könnte ich auch hier ſchon befriedigende Auskunft einziehen, ſelbſt ohne mich zu verrathen. Allein ich höre ohnehin ſchon, daß ein Gerücht umherlaufe, ich werde einen Ruf erhalten, ich habe einen erhalten, ich werde wohl gehen, und wieder nicht gehen ꝛc. Den Urſprung des Gerüchts erkläre ich mir daher, daß ſchon vor einigen Jahren, da Göttingen mit dem ſel. Döderlein in Unterhandlung ſtand, Jemand hier aus einer ſichern Quelle wiſſen wollte, auf dieſen Fall, daß D. nach Göttingen gienge, würde ich nach Jena gerufen werden; auch daher, daß ich mir auf Weihnachten eine Reiſe nach Göttingen vorgenommen hatte, und nun auf einmal — zu Hauſe blieb. Sie glauben nicht, wie ſcharfſichtig die Leute in kleinen Städten ſind. — Doch höre ich eben auch, daß ein anderer hieſiger Theologe den Ruf nach Jena bereits in der Taſche habe. Ich antworte aber darauf, daß man doch erſt möge dem D. die Beine kalt werden laſſen.

Aber — verzeihen Sie die Unordnung, in der ich ſchreibe — noch eine dritte Frage zu den zwey obigen: Erhält ein dort anziehender Profeſſor Vergütung ſeiner Reiſekoſten? Hier iſt dies gewöhnlich, wenn es gleich Anfangs zur Bedingung gemacht wird. Gewöhnlich bekommt einer, der Familie hat, 4 bis 500 Rthlr., nach dem Maaß der Entfernung, aus der er kommt.

Dieſen Brief laſſe ich über Magdeburg gehen, weil ich glaube, Sie erhalten ihn dann früher. Ich habe einen Poſttag übergeſchlagen, weil ich erſt die Ankunft der Exemplare meiner Kirchengeſchichte zweyter Aufl. erwarten, und eins davon an Hrn. Geh. K. R. Griesbach beilegen wollte. Erſuchen Sie ihn doch, da er ſchon mit dem Buche bekannt iſt, recht bald eine Anzeige deſſelben für die A. L. Z. zu fertigen. — Auch um für dieſe etwas beyzufügen, zögerte ich mit dieſer Antwort einige Tage; ich bin aber, unter ſo vielen Zerſtreuungen und Herz angreifenden Ueberlegungen nicht dazu fähig geweſen. Mein liebes Weib that Anfangs ſehr tapfer, als ich ihr den Inhalt Ihres erſten Briefs in dieſer Angelegenheit mittheilte. Aber jetzt fängt ſie an zu wanken. Indeſſen wird ſie ſich gewiß wieder ermannen. Ihr ꝛc.

Helmſtädt, 28. Jan. 1793.

„Verehrteſter Freund! Gern wäre ich der Mühe überhoben, Ihnen heute, unter ſo vielen andern Herz angreifenden Zerſtreuungen, Sorgen und Bedenklichkeiten zu ſchreiben. Und doch muß ich. Lieber aber noch wäre ich bereits der Beängſtigung überhoben, die mir der Gedanke verurſacht, daß Sie, daß Ihre vertrautern Freunde eine ungleiche Idee von meinem Charakter auffaſſen, und wenigſtens mich für einen unzuverläſſigen und wankelhaften Mann halten werden, wenn ich Ihnen erkläre, daß, wenn mir der Ruf nach Jena zugedacht ſeyn, auch wirklich zukommen ſollte, ich mich jetzt gezwungen fühle, ihn zu verbitten und abzulehnen. — Ich will Ihnen aber eben ſo frey und offenherzig, als ich bisher in dieſer Angelegenheit mich gegen Sie erklärt habe, von dem ganzen Verlauf der Sache Nachricht oder vielmehr Rechenſchaft geben.

Schon geſagt habe ich Ihnen, daß andere Perſonen hier und in Braunſchweig von einem mir bevorſtehenden Rufe nach Jena mehr gewußt und mehr geſprochen haben, als ich. Unter dieſen Perſonen waren einige, die es recht gut mit mir meinten, vielleicht auch glaubten, die hieſige Univerſität verliere etwas an mir. Dieſe wußten es bey einem geheimen Sekretär des Herzogs, der in Univerſitätſachen das Referat hat, dahin zu bringen, daß dieſer, der geheime Sekretär, mir eine Erklärung abforderte, wie weit ich wohl mit der Univerſität Jena oder mit den Fürſtl. Sächſiſchen Höfen in Unterhandlung ſtehe. Die Herausforderung war ſo freundſchaftlich, daß ich ſchuldig war, die reine Wahrheit zu ſagen. Ich erklärte, ich hätte nicht nur keine Vocation, ſondern auch nicht einmal eine officielle Anfrage aufzuweiſen; ich wüßte von keinen Unterhandlungen, als zwiſchen einigen Freunden und mir; ich ſey vermuthlich den Höfen vorgeſchlagen, und vielleicht würde ich auch, nach Verlauf einiger Zeit, den Ruf erhalten. Eine fernere Anfrage, die an mich geſchah, war: ob ich den Ruf, wenn er ankäme, annehmen würde. Meine Erklärung darauf enthielt ein ziemlich beſtimmtes Ja, mit Anführung der Gründe, die mich dazu beſtimmen könnten; einige Beſchwerden wegen der Adminiſtration des Ganzen unſerer Univerſität, wegen Vernachläſſigung einiger braven Männer, die hier angeſtellt ſind ꝛc. Meine Briefe wurden hierauf, wie ich nachher erfahren, dem Herzoge nach Frankfurt zugeſchickt; und dieſer hatte mit einigem Mißfallen, das aber gerade recht viel Gnade für mich enthielt, zurückgeſchrieben, daß er ſich wundere, wie ich mich in ſolche Unterhandlungen einlaſſen könnte, da ich ehedem mich anheiſchig gemacht hätte, ihm ſelbſt allezeit in ſolchen Fällen das erſte Wort zu gönnen. Zugleich ward decretirt, ich ſollte auf den Fall, daß die Vocation ankäme, unter keiner Bedingung entlaſſen werden; gleich jetzt aber wurden mir Vortheile und Verſicherungen gewährt, die ich ſelbſt zu fodern niemals Unbeſcheidenheit genug gehabt haben würde. Sie waren aber von einem meiner hieſigen Freunde (ich will ihn ſelbſt nennen, Herrn Abt Sextro) dem Miniſterium ohne mein Vorwiſſen an die Hand gegeben, und beſtanden hauptſächlich darin, daß ich jährlich 300 Rthlr. Zulage und für meine Witwe die Verſicherung einer Penſion von 200 Rthlrn. bekäme, auch auf den Fall einer unter den Prälaten entſtehenden Vacanz beſſer bedacht würde. Außerdem aber ward in Beziehung auf meine geäußerten Beſchwerden, zwey hieſigen Profeſſoren, ohne ihr Anſuchen, eine beträchtliche Zulage verwilligt, und in einigen andern Punkten baldige Remedur deſſen, was mich müde gemacht haben könnte, verſprochen. Um alles dies zu erfahren, mußte ich auf einen Tag, an welchem man die Verwilligung dieſer Vorſchläge des Miniſteriums, von Frankfurt aus erwartete, nach Braunſchweig kommen. Und wirklich kam dieſelbe zu meiner nicht geringen Beſtürzung. Ich habe mehr als einmal verſichert, daß dieſe Gnadenerweiſungen viel zu früh kämen, vielleicht ganz verſchwendet würden, wenn dabei Hinſicht auf den quäſt. Ruf genommen wäre, weil ich gar keinen Ruf hätte, es auch ſeyn könnte, daß ich keinen erhielte; ich erhielt aber zur Antwort, was geſchehen ſey, ſey geſchehen; ich hätte und behielte freye Hände; man habe nur meine Entſchließung leiten und mich vermögen wollen, dem Rufe, der mir etwa zugedacht ſey, zuvorzukommen; man glaube ſogar, es werde mir bey einiger Diſkretion und Delikateſſe ſchwer ankommen, das Vocationspatent, wenn es ankommen ſollte, zurückzuſchicken; ich thäte alſo beſſer, ich vereitelte lieber gleich jetzt deſſen Ausfertigung, ꝛc.

Sagen Sie ſelbſt, verehrteſter Freund, was ich bey ſo rührenden, mein Herz beſtürmenden Gnadenbezeigungen meiner Obern thun ſollte. Sie würden meine Eitelkeit belacht haben, wenn ich Ihnen auf Ihre erſte vorläufige Anfrage zu verſtehen gegeben hätte, daß ich ſo etwas vorausſähe. Und Sie würden, das glaube ich feſt, mich für einen Undankbaren, ſelbſt nicht für werth halten, in nähere Verbindung mit Ihnen zu kommen, wenn ich noch einen Augenblick mich beſinnen könnte, ob ich gehen oder bleiben ſollte.

Ich eile daher um ſo mehr, gleich nach meiner Rückkunft von Braunſchweig, Ihnen zu ſagen, daß mir die Hände gebunden ſind, ſo lange der Herzog lebt (und der Himmel gebe, daß ich ihn nicht überlebe) mich hier von der Stelle zu begeben. Sollte mir auch wirklich die Vocation zuerkannt, vielleicht ſchon gar (wie ich doch nicht vermuthen darf) ausgefertigt ſeyn, ſo überlaſſe ich's Ihrem Ermeſſen, ob und auf welche Art Sie noch, ehe ſie expedirt oder abgeſchickt wird, dazwiſchen treten wollen. Denn, wie geſagt, ich bedarf ſchlechterdings keiner Legitimation für mich, weil theils ich ſelbſt meinen Obern erklärt habe, die Sache ſey noch ungewiß, theils aber auch meine Obern nichts weiter davon zu wiſſen verlangen. Wollen Sie aber auch der Sache ihren Lauf laſſen, ſo habe ich auch nichts dagegen, in ſofern es für Sie wirklich eine verdrießliche Bemühung ſeyn muß, ein von Ihrer Freundſchaft mit Intereſſe eingeleitetes Werk zuerſt, und noch mitten im Gange, zu coupiren.

Gern ſchriebe ich auch heute ſchon dem Herrn G. K. R. Griesbach, wenn ich nur Zeit hätte, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie mein beſter Vermittler bey ihm ſeyn würden. Außerdem war ich Willens, ihm ein gebundenes Exemplar des Buchs, das ich Ihnen hiebey (mit inſtändigſter Bitte, es recht bald recenſiren zu laſſen) überſchicke, zu ſenden. — Ach wie ſehnlich dachte ich noch am Ende der Vorrede dieſes Buchs, bey Döderleins Erwähnung, an Jena! Und nun ſoll alles auf einmal aus ſeyn!

Sie treffen leicht einen Mann, der Ihnen den mir zugedachten Platz erſetzt; Gabler in Altorf, Ziegler in Roſtock — aber wer erſetzt mir Ihren Platz! — Und gewiß, wäre die Sache anders gekommen, nach erhaltener Vocation hätten mich kaum doppelt ſo große Vortheile und Verſicherungen zurückgehalten. Aber, ſagen Sie ſelbſt, was ich thun oder laſſen konnte, und beruhigen Sie mich bey meiner Beſorgniß, in Ihren Augen etwas unrecht gemacht zu haben. Haben Sie ferner die Güte, mich bey dem edeln Griesbach zu rechtfertigen, und ihn ſtatt meiner zu bitten, mir's doch nicht zuzurechnen, daß ich ſeine großmüthigen Bemühungen habe vereiteln müſſen. Die Vorſehung ſetze doch dem vortrefflichen Manne einen Collegen an die Seite, mit welchem er eben ſo zufrieden und freundſchaftlich leben kann, als er, zu meiner großen Freude und Aufmunterung, mit mir zu leben hoffte.

Helfen Sie mir doch, verehrteſter Freund, daß ich nicht eitel und hochmüthig werde; ich war ſonſt wohl, deß bin ich mir bewußt, frey davon; aber erſt eine Verſuchung von dort, und dann eine noch ſtärkere hier, beyde innerhalb ſechs Wochen! — Ich will Ihnen ſelbſt ein Mittel an die Hand geben, mir zu Hülfe zu kommen. Geben Sie meine beyden neueſten Bücher einem recht ſtrengen, unbarmherzigen Richter; er wird ſchon etwas finden, womit er mich demüthige.

Leben Sie wohl. Gott lohne Ihnen, Ihrem Hauſe und Ihren Freunden alle Liebe, die Sie mir bewieſen haben. Ihr ꝛc.

Helmſtädt, 21. Nov. 1793.

Länger kann ich zu den Vorwürfen nicht ſchweigen, die mir mein Gewiſſen darüber macht, daß ich Ihnen, verehrteſter Freund, für ſo viele und mannichfaltige Güte, als mir in Ihrem Hauſe von Ihnen und von Ihrer vortrefflichen Frau erwieſen iſt, noch nicht meinen Dank abgeſtattet, überall ſeit meiner Abreiſe ſogar nichts von mir habe hören und ſehen laſſen. Ich will mich nicht mit den während meiner Abweſenheit und durch dieſelbe angehäuften Arbeiten, die mich erwarteten, entſchuldigen; denn die hätten mir immer doch zur Abfaſſung eines Dankſagungsbriefs Zeit genug übrig gelaſſen. Aber der Gedanke: du willſt mit ſchwerer Hand kommen — der Vorſatz, erſt einen beträchtlichen Beytrag zur A. L. Z. zu fertigen, und mit demſelben zugleich Ihnen den Abdruck der bewußten Recenſionen aus der Allg. D. Bibl. zu überſenden, hielt mich hin, ſchläferte mich ein. So verging eine Woche nach der andern, der Beytrag wollte nicht fertig werden, und der Abdruck blieb aus. Geſtern erſt erhielt ich den letztern, und ſo ſchicke ich Ihnen nun denſelben, ohne länger zu ſäumen, um nicht länger mit meiner vornehmſten Schuld, mit meiner herzlichen Dankſagung im Rückſtande zu bleiben.

Es kommt mir wirklich zuweilen ſo vor, als wenn ich Ihnen durch meine Einquartierung in Ihr Haus einige Laſt verurſacht hätte, ſo wenig Sie oder Ihre Frau Gemahlin mir es merken ließen; es kommt mir gar vor, als wenn ich mich Ihnen aufgedrungen hätte. Ich verlange nicht, daß Sie mir meine Aengſtlichkeit ausreden und dieſe Zweifel mir benehmen. Ich bin Ihnen für Ihre Hospitalität nur noch verpflichteter, wenn ich mit einiger zärtlicher Unruhe daran denke. Aber um ſo dringender bitte ich Sie denn auch — und mein liebes Weib vereiniget ihr Bitten mit den meinigen — daß Sie noch früher, als die nach Nordalbingen beſtimmte Reiſe ins Werk gerichtet werden möchte, es in die Wege leiten, mit Ihrer lieben Frau und Ihrem lieben Paar Kindern, unſere Gegenden zu beſuchen, und in meinem Hauſe ſich's einige Zeit gefallen zu laſſen. Im Ernſte erwarte ich diese Gegenviſite, und werde eher nicht, bis ſie erfolgt iſt, dieſelbe erwiedern. Meine Frau, der ich nach meiner Rückkunft von einer im künftigen Jahre zu wiederholenden Reiſe nach Jena verſprach, hat mir das viel zu ſtark eingeprägt, daß es ſo der Ordnung und der Etiquette gemäß ſey; und ich traue ihr in dieſem Stück.

Für jetzt aber empfangen Sie, und ſagen Sie zugleich in meinem Namen Ihrer verehrungswürdigen Gattin meinen wärmſten und innigſten Dank, für die viele Güte, mit der Sie mich aufgenommen, gehegt und gepflegt, für die viele Geduld, mit der Sie mich ertragen, für die wohlthuenden Eindrücke der Hochachtung und des Vertrauens, die Sie in meinem Herzen verſtärkt haben.

Den bewußten Abdruck der Recenſionen von Schriften über das Preußiſche Religionsedikt erhalten Sie nun hiebey. Das Buch hat mancherley Schickſale gehabt, ehe es ſo weit gediehen. Auch der Cenſor in Wittenberg hat ſich ungebührliche Dinge dabey erlaubt. Ich erſuche Sie, die Anlage in dem Intelligenzbl. der A. L. Z. abdrucken zu laſſen. — Aber noch eine recht inſtändige Bitte. Ich wünſchte, daß dies Buch ſo bald als möglich in der A. L. Z. angezeigt würde. Eine Recenſion von Recenſionen wird nur ganz kurz ſeyn dürfen, alſo auch leicht und bald abgethan ſeyn. Es iſt mir nur darum zu thun, daß ſowohl die Exiſtenz dieſes Abdrucks früh genug bekannt, als auch bey einer gewiſſen Partey, wo möglich, ein günſtiges Vorurtheil dafür erweckt werde, wenn anders wirklich mein Recenſent das Buch mit günſtigen Augen betrachtet. Wollte er etwa bemerken, daß dieſes Buch nicht blos aus Bücheranzeigen beſtehe, daß der Verfaſſer ſich in verſchiedene hiſtoriſche, juriſtiſche und publiciſtiſche Unterſuchungen, vornehmlich über ſymboliſche Bücher, eingelaſſen habe, ſo würde er mich dadurch zugleich gegen den Vorwurf: wozu ein ſo dickes Buch von Recenſionen! rechtfertigen. Vielleicht bequemt ſich Herr D. Hufeland auf Ihre Fürbitte, die Recenſion zu fertigen. Da er jetzt weiß, daß ich Ihn recenſirt habe.

ſo kann ja auch ich wohl wiſſen, daß er mich recenſiren werde. Ich will ihn auch hiemit gar nicht beſchmeichelt haben, ſäuberlich mit mir umzugehen. — Er behält völlig ſeine Freyheit. Und ich werde mit Vergnügen von ihm lernen. Aber um der guten Sache willen wünſchte ich recht bald, und zwar im Allgemeinen eine ſolche Recenſion, als ich geſagt habe. Das übrige alles hängt von ihm ab.

Den Ihnen zugedachten Vorrath von Recenſionen muß ich noch einige Wochen ſchuldig bleiben. Erhalten Sie aus Frankreich, England und Italien Schriften, die in die *neueſte* Religionsgeſchichte eingreifen, *gegenwärtige* Kirchenhändel und Streitigkeiten ꝛc. betreffen, ſo haben Sie die Güte, mir dieſelben zurückzulegen; auch Lebensbeſchreibungen berühmter Männer. Ich komme auf dieſe Weiſe zu einem reichern und mannichfaltigern Vorrath für das *Archiv der neueſten Kirchengeſchichte*; werde aber doch dahin ſehen, daß meine Recenſionen von ſolchen Schriften in der A. L. Z. nichts an Neuheit verlieren. In das Archiv kommen ohnehin gar keine Recenſionen. Vielleicht haben Sie auch ſonſt Gelegenheit, mir auf mancherley Weiſe bey demſelben behülflich zu ſeyn. Sie bekommen wahrſcheinlich zuweilen kleine Streitſchriften, Deduktionen, Pamphlets ꝛc. als Belege zu Artikeln des Intelligenzblatts, die weder abgedruckt, noch recenſirt werden können. Vieles davon könnte wohl in meinen Kram dienen. Ich werde der Expedition gern dafür dankbar ſeyn.

So manchen würdigen Mann in Jena bäte ich gleichfalls gern um einigen Beyſtand zu dieſem neuen Journale; insbeſondere Herrn Geh. K. R. Griesbach; wenn ich nicht wüßte und bedächte, wie beſchäftigt der würdige Mann iſt, und wie unbillig, ihm dergleichen anzuſinnen. Empfehlen Sie mich indeſſen ihm auf das angelegentlichſte, und verſichern ihn meiner feſten, unverbrüchlichen Hochachtung. — Auch Herrn Hofrath Schnaubert, Herrn Prof. Paulus — und ohne Ausnahme jeden braven Mann, der ſich meiner erinnern möchte. Vor allen andern aber empfehlen Sie mich Ihrem eignen Herzen und Ihrem ganzen Hauſe, als ꝛc.

Helmſtädt, 24. Oct. 1807.

„Zwar erinnerte ich mich ſeit einem Jahre alltäglich, und nie ohne empörten Unwillen auf den Urheber Ihrer Leiden, an Sie, mein verehrungswürdiger Freund, an Ihre Familie, Univerſität

u. ſ. w. wie ohne Wehmuth und Bekümmerung, und mein Mitgefühl erkaltete nicht durch die öftere und lange Gewöhnung. Aber Ihr mir geſtern zugekommener Brief erwärmte daſſelbe zu einer Stärke, die mich überwältigte. Dennoch danke ich Ihnen jetzt, da ich mich wieder geſammelt habe, für die vertrauensvollen Eröffnungen, die Sie in dieſem Briefe mir mit einer in ſo andringenden Verlegenheiten bewunderungswürdigen Geruhigkeit gegeben haben. Ich würde mich zieren müſſen, wenn ich, obwohl in einer erträglicheren Lage und unter weniger finſteren Ausſichten, in meiner Antwort einen gleichen Sinn zu erkennen geben wollte; und doch iſt es jetzt ſo gefährlich, ſein Herz nur in Rede, vielmehr noch in Schrift, ausreden zu laſſen. —

Was ich in Paris und in Kaſſel zu hören, oder zu merken, Gelegenheit gehabt habe, das giebt mir weder in Hinſicht Ihrer noch unſerer Univerſität einigen Muth zum Hoffen. Zwar ſagte mir der Staatsrath Beugnot in Kaſſel: „Drei Central-Univerſitäten werden im Königreiche ſeyn: zu Kaſſel, zu Göttingen, und Helmſtädt.“ Allein die gänzliche Erſchöpfung der Fonds, aus welchen Göttingen und Halle bisher erhalten worden ſind, macht mich wegen der Fortdauer beider, vornehmlich der letzteren, ſehr bekümmert. Vt igitur de vobis desperandum, ita de nobis metuendum est. Und dieſer ungewiſſe Zuſtand iſt ſehr drückend, und, bei der groſſen Wahrſcheinlichkeit, auf welche Seite er hinneigen werde, peinigend. So denke ich; denn auch hier, und überhaupt in unſerm Lande, giebt es Viele, die von den ſich in dieſen Tagen erneuernden Friedensgerüchten ſehr kühne Hoffnungen entnehmen. Man ſagt, die letzten Anträge, welche den Engländern gemacht wären, enthielten die Abtretung aller Länder bis zur Elbe; aber man ſagt nicht, was die Engländer dafür einräumen ſollen: und dieſe Urheber alles Unglücks können und werden nichts einräumen. Auch unſer Herzog Wilhelm, den ich in Karlsruhe ſprach (eine rührende, mir unvergeßliche Unterredung) hofft mehr, als ich zu wünſchen wage.

In Braunſchweig wird bereits ein Patent, in welchem die neue Regierung angekündigt, und ein neues Kirchengebet gedruckt. Seit zwei Tagen heißt es, Alles werde bis zum 1. Januar beim Alten bleiben. Hieraus ſchöpft man neue Hoffnungen.

Auf Michaelis haben die Gehalte der hieſigen Profeſſoren bis jetzt nicht ausgezahlt werden können. Was ich aus der Kloſterkaſſe erhalte, iſt ſeit Weihnachten ausgeblieben. Kein Hofdiener, kein Penſionär erhält künftig etwas. Alle Sonnabende werden alle Kaſſen ausgeleert.

Das iſt Alles, was ich Ihnen von unſerer Lage mittheilen kann; Vieles, was ich ahnde, iſt noch viel untröſtlicher.

Allerdings haben Sie wohl gethan, den Ruf nach Berlin anzunehmen. Es muß doch bald ſich aufklären, was aus der preußiſchen Monarchie werden ſoll. Hüten Sie ſich nur vor dem reizenden Heidelberg; die Lage der dortigen Gelehrten iſt precärer, als die unſrige. Innerhalb dreier Monate werden auch wir wiſſen, woran wir ſind. Noch aber bin ich zu zaghaft, Ihnen den Wunſch meines Herzens und meinen Patriotiſmus zu offenbaren.

Ihren Troſt will ich mir tief einprägen. In Ihrer beneidenswerthen Gleichmüthigkeit bedürfen Sie nicht des meinigen. Erfahre ich aber etwas, das mich aufrichten kann, ſo will ich es Ihnen mittheilen. Empfehlen Sie mich Ihrer würdigen Gattin, Ihren und meinen Freunden, vornehmlich dem Eberhard'ſchen und Klügel'ſchen Hauſe. In aufrichtigſter Verehrung ꝛc.

Henrici.

Goslar, 25. Sept. 1794.

„Nehmen Sie dieſes unbedeutende Produkt für einen Beweis meiner innigſten Achtung und Dankbarkeit, den ich Ihnen in einem vorzüglichen Sinne ſchuldig zu ſeyn glaube. Ihren Vorleſungen, Ihrem Umgange, den ich nur zu ſparſam genießen konnte, und Ihrer Mittheilung von einigen ſchätzbaren Schriften verdanke ich ſo manchen nützlichen und bedeutenden Wink, wovon ich in dieſer Rede Gebrauch gemacht habe, daß ich dieſe kleine Gelegenheit mit Freuden ergreife, Ihnen für das viele Gute, was Sie mir vor einigen Jahren während meines Aufenthalts in Jena als Lehrer und Rathgeber mittheilten, meinen wärmſten und aufrichtigſten Dank zu ſagen.

Wenn Ew. Wohlgeboren dieſe kleine Schrift einmal durchblättern und mir dann Ihr unpartheiiſches Urtheil ſchreiben wollten? — Sie würden mir in der That einen recht großen Gefallen erweiſen. Ich bin nicht ſo eitel, daß ich die Zurechtweiſungen eines ſolchen Lehrers nicht mit Vergnügen aufnehmen ſollte. — Die Rede iſt nicht ganz ſo gehalten, wie ſie hier im Druck erſcheint; auch wäre ſie ohnſtreitig nicht öffentlich bekannt gemacht, wenn nicht einige ſchätzbare Freunde mich darum dringend erſucht hätten — ein Geſuch, was ich aber keinesweges als eine Bürgſchaft für ihre innere Güte ausgeben will. Indeſſen glaube ich, daß ein aufmerkſameres Studium der Kirchen- und

Gelehrten-Geſchichte mich in den Stand geſetzt hat, über das ſcholaſtiſche Zeitalter, über ſeine Vortheile und ſeine Verbindung mit der nachfolgenden Aufklärung Manches zu ſagen, was ich zwar nicht für neu ausgeben will, was ich aber doch noch bei keinem Schriftſteller, aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, gefunden habe.

Ich gab vor einiger Zeit eine etwas ſtärkere Schrift heraus, welche eine philoſophiſche, und, wie ich glaube, intereſſante Frage betrifft. Sie iſt aber durch ein Verſehen vorige Oſtern liegen geblieben, und wird alſo erſt dieſe Meſſe erſcheinen. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen dieſe Schrift zuzuſenden, ſobald der zweite Theil die Preſſe verlaſſen haben wird, und Sie dann erſuchen, zu entſcheiden, ob die Schrift verdient, daß Sie eine Anzeige davon in Ihrer Zeitung machen.

Ew. Wohlgeboren hatten mir in Jena öfter die Hoffnung gemacht, daß Sie einmal Ihr Vaterland und den Brocken beſuchen und dann Ihre Reiſe über Goslar nehmen wollten; aber noch immer iſt dieſe Hoffnung nicht erfüllt. Wie ſehr wünſchte ich, daß Sie dieſen Entſchluß nicht ganz aufgegeben hätten, und daß ich Ihnen dann perſönlich zeigen könnte, mit welchem Dankgefühl und welcher Hochachtung ich bin ꝛc.

Goslar, 24. Apr. 1798.

„Nehmen Sie dieſes Buch, hochgeſchätzter Herr Hofrath, als einen Beweis meiner aufrichtigſten Hochachtung und Dankbarkeit. Sie werden finden, daß ich Ihre vortrefflichen Winke benutzt habe. Nichts würde mir angenehmer ſeyn, als wenn Sie dieſe kleine Schrift Ihres Beifalls nicht ganz unwerth finden ſollten. — Darf ich eine ſchon in Jena verſuchte Bitte wiederholen, ſo ſind Sie ſo gütig, davon eine recht baldige Anzeige in Ihrer L. Z. zu machen. Ich ſende Ihnen hier zur Parallele zugleich die andere Schrift mit. Ew. Wohlgeboren werden ſich die Manier dieſes Verfaſſers am beſten abſtrahiren können, wenn Sie nur S. 17. 18 vergleichen wollen, wo er zwei volle Seiten anfüllt, um ein kleines Ereigniß nach ſeiner Meinung auszumahlen, was Salluſt in fünf oder ſechs Reihen erzählt hat. Sollte es angehen, daß Sie eine Stelle über denſelben Gegenſtand aus beiden Schriften zur Vergleichung ausheben, was zur Kritik vielleicht ſehr vortheilhaft ſeyn dürfte, ſo möchte ich dazu unvorgreiflich die Rede des Catilina an ſein Heer (S. 141 bei dem andern Verfaſſer und S. 149 in meiner Schrift) vorſchlagen. — Der Titel: Re-

volutionsgemälde, ſoll aber im Mindeſten keine Anmaßun
des Schriftſtellers, ſondern blos eine kleine Lockung für den Leſe
ſeyn. Sollten Ew. Wohlgeboren Muße haben, mir oder de
Hrn. D. Hägermann das Blatt der Recenſion ſogleich nach der Er
ſcheinung zu überſenden, ſo würde ich es ſehr gern bezahlen. —
Sie erlauben mir noch eine Bitte, theurer Herr Hofrath: Wen
Sie das Buch ſchlecht oder nur ſehr mittelmäßig finden ſollten: ſ
erſuche ich Sie recht ſehr, lieber gar keine Anzeige davon zu ma
chen. Mit der vollkommenſten Hochachtung bin ich ꝛc.

Goslar, 22. Febr. 1810.

Hier nehme ich mir die Freiheit, Ew. Wohlgeboren ein klei
nes Inſerat für Ihre A. L. Z. mit der Bitte um die baldigſte Ein
rückung in das Intelligenzblatt derſelben zu ſenden. Es iſt zwa
ſeit Neujahr trotz aller Anforderungen unſers Poſtmeiſters kein
einziges Blatt Ihrer Allgemeinen Literatur-Zeitung mehr nac
Goslar gekommen, und dadurch ſcheint ſich die Nachricht zu beſtä
tigen, die man mir neulich ſagte, daß Ihre Zeitung mit dem vo
rigen Jahre aufgehört habe. Aber noch halte ich dieſe Nachrich
für zu voreilig. Sollte ſie indeſſen wahr ſeyn, ſo würde dieſe Er
ſcheinung das traurigſte Prognoſtikon für den Verfall unſers deut
ſchen Vaterlandes aufſtellen.

Wahrſcheinlich haben Sie ſich bei der Leſung der Recenſio
meiner Schrift über die Polizeiwiſſenſchaft gewundert, wi
ich ſolche Grundſätze aufſtellen könnte, wie ſie der Recenſent au
meinem Werke ausgezogen und zu widerlegen geſucht hat. Indeſ
ſen hoffe ich, daß dieſe Verwunderung bei der Erſcheinung meine
Nachtrages aufhören wird; denn ich verſichere Sie, nach de
ruhigſten und kälteſten Prüfung, die ich jemals angeſtellt habe
daß mich der Recenſent auch nicht um ein Haar breit in meine
Theorie wankend gemacht hat. Daß ich Ihnen ſelbſt hiebei auc
nicht das Allermindeſte zur Laſt lege, oder vielmehr nicht zur Laſ
legen kann, verſteht ſich von ſelbſt. Mit welchem Geiſte übrigen
dieſer Bücherrichter kritiſirt hat, können Sie ſchon aus dem klei
nen Umſtande ſchließen, daß er unverſchämt oder doch leichtſinnig
genug geweſen iſt, an mir zu einem förmlichen Falſarius zu wer
den, und mir die abſurde Behauptung aufzubürden: „Es gibt im
ſtrengen Sinne keine Strafrechtswiſſenſchaft, ſondern bloß ein
polizeiliche Strafwiſſenſchaft," ungeachtet in meiner Schrift mi
klaren Worten nur ſteht (S. 201): „Beide Theorieen (die Feuer
bachiſche und die Grollmanniſche) ſind daher in einem ſtrenge

Sinne" u. ſ. w., und — was die Hauptſache iſt — ungeachtet ich mich über dieſen Geſichtspunkt, als über eine das Recht entwürdigende Anſicht bitter und ausführlich beklage. Doch ich enthalte mich jetzt jedes ferneren Urtheils, berufe mich vorläufig bloß auf eine ſehr günſtige gelegentliche Erwähnung meiner Schrift in der Jenaiſchen A. L. Z. (Nr. 287, 1808.), in einer Kritik, welche gerade diejenigen Grundſätze mit ſehr triftigen Gründen widerlegt, von welchen der Recenſent meines Werkes ausgeht, um *mich* zu widerlegen. Dieſe Sätze ſind meiſtens *Lotziſche* Grundſätze, wie denn überhaupt in der ganzen Recenſion dem Hrn. Lotz ein paarmal ein verdeckter Weihrauch geſtreut iſt. Ich füge bloß die Bitte hinzu, daß Sie meinen Nachtrag, der als ein eigenes Meßprodukt erſcheinen wird, und den ich Ihnen künftige Oſtern gleich nach der Vollendung des Druckes überſenden werde, nicht demſelben, ſondern einem andern Recenſenten zur Kritik mittheilen mögen; eine Bitte, deren Erfüllung Sie mir, wie ich das feſte Vertrauen habe, nicht allein aus alter Freundſchaft gewähren, ſondern auch als einen Akt der *Gerechtigkeit* anſehen werden, weil Niemand in ſeiner eigenen Sache Richter ſeyn kann.

Zugleich erſuche ich Sie, mein neueſtes Werk über die Rechtslehre, deſſen erſter Theil ſchon vorige Michael erſchienen iſt, einem andern Recenſenten als dem meines Polizeiwerkes, oder vielmehr, überhaupt nicht eher einem andern zu geben, bis ich Ihnen ſelbſt ein Exemplar überſchicken werde; denn in dem erſten Theile ſind noch ein paar Druckfehler ſtehen geblieben, die ich ſelbſt verbeſſern werde.

Mit der vollkommenſten Hochachtung nenne ich mich ꝛc.

v. Herder.

Weimar, 4. Nov. 1801.

Zwar ſpät, aber gewiß nicht aus Vergeſſenheit oder Undankbarkeit ſpät, ſtatte ich Ihnen den ergebenſten, freundlichſten Dank ab für die ſo prompte und gütige Beſorgung ſowohl des Diploms für meinen Sohn, als für deſſen rühmliche Abfaſſung. Dieſe ſelbſt iſt mir ein bleibendes Zeichen der Freundſchaft Ew. Wohlgeboren gegen mich, und wird ihm Aufmunterung ſeyn.

Der von ihm geſchriebene und unterſchriebene Eid kommt hiebei. Ich bitte ihn dem Herrn Hofr. Voigt gefälligſt mit meinem beſten Dank auch für ſeine Güte und Freundſchaft zu übermachen. Daß ich ihn ſo ſpät überſende, kommt daher, weil ich nach meiner Rückkunft aus Bayern ſo Mancherlei hier vorfand, das beſorgt ſeyn wollte, und ich doch gern, wenigſtens in einigen Reihen, Ew. Wohlgeboren meine herzliche Dankbarkeit bezeugen wollte. Gönnen Sie mir die Freude, ſie auf eine thätigere Weiſe bezeugen zu können; es knüpft auch dieſer Vorfall ein näheres Band des Zutrauens zwiſchen uns Beiden: denn Gelegenheiten der Art ſind immer doch die Knoten im Leben, die menſchliche Seelen einander näher bringen und verbinden. Mit wahreſter Hochachtung verharrend ꝛc.

Hermes.

Breslau, 14. März 1792.

„Sobald ich die, bisher ſchwankende, Nachricht, die Allg. Lit. Zeit. ſey in Berlin verboten worden, vom Hrn. Bibliothekar Woltersdorf zu Berlin ſelbſt empfing, mußte ich leider ſie glauben. Ich habe aber nichts dringender, als Ihnen zu melden, „daß Se. Exc. der in Schleſien dirigirende Miniſter Graf v. Hoym mir eben jetzt die Zuſicherung gegeben haben: er werde in Schleſien uns ſchützen.“ Er kann das, und — er hält Wort. — Freilich, laut darf das nicht werden; sufficiat rescivisse.

Mein Bruder hat hier noch ſehr viel Anhänger, beſonders in ſeiner ehemaligen Gemeine, an welcher ich jetzt ſtehe. Fänden Sie, freilich aus Freundſchaft, für gut, den Schleſiern zu Gunſten meines Predigt-Jahrgangs etwas zu ſagen: ſo würde Hr. Cuſtos Faſelius (der ſich als Pränumerant gemeldet hat) die bisher herausgekommenen zehn Stücke wohl Ihnen mittheilen. Hielte mich nicht mein „Bischen auswärtiger Ruf,“ ſo würde ich gegen ſo viel Widerſacher einen noch viel ſchwereren Stand haben. Aber ſeit die Nachdrucker alle meine Manuſcripte ins Pult einkerkern, kann ich nur noch durch dieſe Predigten, und jedesmal in einen ſehr engen Raum gezwängt, wirken. — Die „Zurechtweiſung an den Verfaſſer der ehrenr. Betrachtung“ macht hier eine ſehr groß Senſation. Iſt's nicht Schade, daß ein Kopf, welcher ſeine Data ſo meiſterhaft zu verarbeiten weiß, an diejenigen ſich verkauft hat, von welchen er ſie empfing?

Unſers Garve Mutter liegt gefährlich krank. Sein Schickſal wird dadurch bedauernswerth.

Unter unſern jungen Predigern in Breslau und unter unſern Substitutis Min. gibt's treffliche Köpfe: Fenzel, Fiſcher, Eiſermann, Rahn, Reymann, Schneider; — ein ſehr trefflicher Waltsgott, ſtarb in dieſen Tagen. Valete!

v. Herzberg.

Berlin, 28. Nov. 1797.

„Ew. Wohlgeboren überreiche ich anbei ein Exemplar meiner Einladungsſchrift von 1795, zwei dergleichen von meinem Programm pro 1796 und zwei Exemplare meiner diesjährigen Einladungsſchrift mit der beigefügten ganz ergebenſten Bitte, von dieſen Piecen eine kurze Anzeige in der A. L. Z. gefälligſt veranſtalten zu laſſen. Könnte dies bald geſchehen, ſo wäre es für meine gemeinnützige Abſicht um ſo beſſer, und Ew. Wohlgeboren würden mich um ſo mehr dadurch verpflichten und ſich ein um ſo größeres Verdienſt um unſer Kurmärkiſches Landſchulweſen erwerben, da es mir, zumal bei der in unſerm Staate kürzlich erfolgten Regierungsveränderung, weſentlich darauf anzukommen ſcheint, dem, was ich über die kärgliche Einnahme der meiſten Landſchulſtellen und deren ſehr mögliche und leichte Verbeſſerung geſagt, und was unſer gegenwärtiger vortrefflicher König ſchriftlich gegen mich darüber geäußert hat, gerade jetzt, je eher je lieber, die möglich größte Publizität zu verſchaffen. Und auf welchem Wege könnte dies wohl ſicherer geſchehen, als durch Ihre, von einem Ende Europens bis zu dem andern ſo allgemein geleſene A. L. Z.? Ich habe auch hie und da in dieſen Piecen dreiſte, aber wahre und nöthige Behauptungen aufgeſtellt, z. B. die Parallele in meiner diesjährigen Einladungsſchrift S. 14 und 15 u. dergl. m. — Im vollen Vertrauen auf Ew. Wohlgeboren patriotiſche Geneigtheit, meine Bitte baldigſt zu erfüllen, füge ich nur noch die Verſicherung meiner innigſten Hochachtung für Ihr Inſtitut und Ihre Perſon bei, womit ich verharre ꝛc.

Heydenreich.

Leipzig, 25. Juni 1789.

„Ich war eben im Begriff, mich zu einer kleinen Erholungsreiſe anzuſchicken, als ich die Einladung erhielt, an der A. L. Z. zu arbeiten, und ob ich ſchon muthmaßen konnte, daß ich dieſelbe größtentheils Ew. Wohlgeboren zu verdanken hatte, ſo war es mir dennoch in dem Augenblicke unmöglich, Ihnen für dieſen ehrenvollen Beweis Ihres Zutrauens meinen Dank beſonders abzuſtatten, und die ganze Ehrfurcht zu verſichern, die ich ſchon längſt in der Stille gegen den Mann hegen mußte, welchem die große Aufgabe: Sprachkunde, Philoſophie und Geſchmack in ſeinem Geiſte zu vereinigen, mit ſo ſeltenem Glücke gelungen iſt. Mit innigem Vergnügen entledige ich mich durch gegenwärtigen Brief beider Verbindlichkeiten, indem ich zugleich ſo frei bin, einige Bitten beizufügen, durch deren baldige Gewährung Sie ſich um mich ungemein verdient machen können. Die eine betrifft zwei von Ihnen ſchon vor geraumer Zeit geſchriebene Abhandlungen: de origine ac sensu pulchritudinis und de syntheticis Mathematicorum pronuntiationibus. Da ich ſie hier nirgends bekommen kann, und doch ſehr intereſſirt bin, ſie zu leſen, ſo bleibt mir nichts übrig, als Sie zu erſuchen, mir dieſelben gelegentlich wenigſtens zum Durchleſen zukommen zu laſſen. Die zweite betrifft eine kleine Schrift über die Aeſthetik von mir, welche ich in der A. L. Z. angezeigt zu finden wünſchte, und die ich zu dieſem Behuf Ew. Wohlgeboren zuzuſchicken mir die Freiheit nehme. Erlauben Sie mir die Ehre, mich nennen zu dürfen ꝛc.

Hindenburg.

Leipzig, 18. Juli 1784.

Eine kleine Reiſe nach Lauchſtädt und von da zu einem guten Freunde aufs Land, in der Woche unſers Vogelſchießens, wo nur wenig geleſen werden kann, hat mich verhindert, Ew. Wohlgeboren geehrteſtes Schreiben mit dem vorigen Poſttage zu beantworten. Itzt bei meiner Zurückkunft ſehe ich, daß die Poſt ſo eben wieder abgehen will. Ich ſäume daher nicht, Ihnen für den ſo gütigen und vortheilhaften Antrag, an der künftigen Literaturzeitung als Recenſent im mathematiſchen Fache Antheil zu nehmen, meinen ergebenſten verbindlichſten Dank abzuſtatten. Ich nehme das Anerbieten mit Vergnügen an, um ſo mehr, da es mir von einem Manne angetragen wird, den ich wegen ſeiner entſchiedenen großen Verdienſte immer geehrt habe, und mit dem in eine nähere Verbindung durch Korreſpondenz zu treten, ich mich glücklich ſchätze. Auch iſt das Honorarium von drei Louisd'o für den Bogen ſo ein beträchtliches Gebot, daß man dafür auch alle Sorgfalt anwenden kann, die Recenſionen mit möglichſtem Fleiße und aller erforderlichen Genauigkeit zu arbeiten.

Mit Hrn. Prof. Leske habe ich deshalb noch vor meiner Reiſe geſprochen. Er nimmt das Anerbieten gleichfalls mit Dan an, das ökonomiſch-phyſiſche, beſonders das naturhiſtoriſche Fach hauptſächlich die Thiergeſchichte und Mineralogie betreffend. Er wird Ew. Wohlgeboren darüber noch beſonders ſchreiben.

Angenehm war mir die Verſicherung, daß lauter Gelehrte, die ſich in dem Fache, worin ſie recenſiren ſollen, ſchon vortheilhaft bekannt gemacht haben, zur Theilnehmung eingeladen ſind; und ſo iſt es allerdings ehrenvoll, unter den Mitgliedern dieſes kritiſchen Areopagus, wie Sie ihn nennen, ſich zu befinden. — Ich habe die Ehre ꝛc.

v. Hoffmann.

An Schütz, Vater und Sohn.

Göttingen, 25. Oct. 1802.

„Theuerſter Freund! Für itzt nur ein paar Worte ohne alle Entſchuldigung und Einleitung. Ich habe mit Betrübniß in der Zeitung geleſen, daß Prof. Batſch in Ihrem Jena geſtorben ſey. Es iſt Verluſt für den dortigen botaniſchen Garten und an einem ſehr arbeitſamen Mann für die Akademie. Erſterer verdiente ſo wie der Göttinger behandelt und in beſſere Aufnahme zu kommen; dies bringt mich auf die Idee, mich bei Ihnen um die dortige Beſchaffenheit der botaniſchen Profeſſur zu erkundigen: ob dieſe als beſonderer Lehrſtuhl vergeben wird, und ob man vielleicht Willens wäre, dieſem ſchönen Studium der Botanik auch bei Ihnen mehr Vorſchub zu leiſten, als bisher geſchehen iſt? Unterrichten Sie mich von dem, was auf meine Frage Beziehung hat, und empfehlen Sie mich Ihren verehrten Eltern beſtens.

Göttingen, 10. Jan. 1803.

„Die letzten 14 Tage ſind die unruhigſten, die ich in Göttingen verlebt habe. Am zweiten Weihnachtstage entſtand auf dem Ulrich'ſchen Garten eine Schlägerei zwiſchen Studenten und Bürgern, in welcher die Erſteren den Kürzeren zogen. Die Schlägerei, in welcher Niemand bedeutend verletzt wurde, dauerte kaum eine halbe Stunde. Da die Jägerwache Ruhe hergeſtellt hatte, tanzten die meiſten Studenten mit den Bürgern von 10 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens friedlich und vergnügt fort, und ſöhnten ſich alſo ipso facto mit den Bürgern wieder aus. Am folgenden Tage ergriffen Spangenberg, ein Bruder des vor einem Jahre Relegirten, und ſeine Verbündeten (wir erfahren nämlich erſt jetzt, daß beide Spangenberge Schwarze ſeyen) den Vorfall auf dem Ulrich'ſchen Garten als eine Gelegenheit, die meiſten Studenten gegen die Bürger, und noch mehr gegen Jäger und Pedelle aufzuhetzen. Man ſchickte Deputationen, und übergab Bittſchriften. Die erſten betrugen ſich mit unleidlichem Trotze, die letzteren enthielten Dinge, die gar nicht bewilligt werden konnten. Am letzten Sonnabend erklärten Spangenberg und Konſorten, daß ſie und diejenigen, die ihnen ihr Ehrenwort gegeben hätten, am folgenden Morgen ausziehen wollten, wenn ihnen nicht Alles, und zwar ſo bewilligt werde, als wie ſie gebeten hätten. Der Senat und ich thaten Alles, was möglich war, um die durch ihr abgelocktes Ehrenwort Gebundenen vor dem Auszuge, den ſie unglaublich ſcheuten, zu bewahren. Alles war vergebens. Die Rädelsführer verſchenkten oder verdrehten die beſte Reſolution des Senats. Der Auszug erfolgte am letzten Sonntage, und beſtand aus etwa 200 und Einigen, die nach Minden zogen. Einige Tage nachher erging ein Avocatorium an die Landeskinder, und Abolition für alle Ausgewanderte, Spangenberg, einen gewiſſen Wolf aus Hildesheim und Keller von Zürich ausgenommen. Die Rädelsführer ſuchten ihren Auszug zu rechtfertigen. Der Senat antwortete darauf in einer kurzen gedruckten Erklärung. Unglücklicher Weiſe hatten wir nicht allein keine Garniſon, ſondern konnten auch in einer Entfernung von 9—11 Meilen keine Hülfe erwarten, ſonſt hätten wir die Unruhſtifter gleich beim Kopfe nehmen laſſen. Um den heimlichen Orden und deren Anſchlägen für die Zukunft allen Muth und Kraft zu benehmen, werden wir mit der größten Strenge gegen die Schuldigſten unterſuchen und verfahren. In wenigen Tagen wird, hoffe ich, die Ruhe dauerhaft wieder hergeſtellt ſeyn. Wenn auch Manche aus Furcht vor Strafe oder Exil weggehen, ſo wird ſich der Senat dadurch nicht erſchüttern laſſen. Der Kurfürſt von Heſſen ſchickte einen geheimen Referendar nach Minden, um die Ausgewanderten unter allerlei Verſprechungen nach Marburg einzuladen.

Vor ungefähr acht Tagen ſchloß die Univerſität zu Charcow mehrere Vocationen, unter andern die beiliegende an Hrn. Dreißig an mich ein, welche Sie ihm werden zukommen laſſen. Geſtern erhielt ich ein herrliches Schreiben von dem Hrn. von Murawieff, worin er mir ſeine unveränderte innige Dankbarkeit auf die rührendſte Art bezeugte, und dabei verſicherte, daß er meine Bemühungen für Charcow im geringſten nicht übel gedeutet habe.

Göttingen, 16. Juli 1803.

„Ich leſe in dem Augenblick wieder eine Neuigkeit in dem Intelligenzblatte der L. Z. Nr. 137, die mich betrifft, und die ich erſt aus dieſer Anzeige erfahre. Ich ſoll nämlich eine Vocation nach Moscau angenommen haben. Es iſt zwar an mich eine Vocation dahin ergangen, aber noch iſt es von meiner Seite gar nicht entſchieden, ob ich Gebrauch davon machen werde. Es kommt Alles auf die Bewilligung der gemachten Bedingniſſe erſt an. Aber hier muß ein armſeliger Neuigkeitsjäger im Verborgenen auf mich lauern. Ob es wohl ein Bibliothekſekretair und Freund des Hrn. Schrader's u. Comp. ſeyn mag? Erzeigen Sie mir alſo die Gefälligkeit, Theuerſter, und laſſen Sie im nächſten Stück des Intelligenzblattes dieſe paar Worte Berichtigung einſetzen. Den weiteren Erfolg werde ich noch ſelbſt mittheilen. Grollmann geht, ſo viel ich weiß, von hier nach Moskau, Cappel und einige Andere (Buhle) haben auch Vocationen erhalten. Aber jeder macht ſich erſt Bedingniſſe, ſo gut er kann. Wenn von Jedem in der Goth. Zeitung geſagt wird, daß er mit 3000 Rubel Gehalt berufen wäre, ſo iſt das wahrſcheinlich zur Hälfte zu verſtehen. Das höchſte Gehalt iſt 2000 Rubel und 1500 Reiſegelder. Mertens ſchreibt mir, daß er als Ihr Mitarbeiter im botaniſchen Fache aufgenommen ſey. Ich werde nächſtens einige Recenſionen einſenden, wovon ich durch die Vollendung meiner deutſchen Flora abgehalten worden bin. Wenn ich nur immer diejenigen Bücher, welche ich verlangte, und nicht ganz andere, von der Expedition erhielte, ſo würde ich mit mehr Eifer arbeiten. — Wie ſind Sie denn mit Hrn. Schelver als Botaniker zufrieden? Er hat ſonſt wohl bei mir gehört, aber mehr die ſpekulative Naturphiloſophie, als die intuitive geliebt.

Göttingen, 29. Aug. 1803.

„Ich nehme mit Dank, verehrteſter Freund, die Nachricht an, welche Sie mir zugeſchrieben haben. Man hatte hier noch gezweifelt, ob Ihr Herr Vater nach Halle gehen werde. Mich erfreut nun auch die Gewißheit, daß Sie dadurch befördert und für den Lehrvortrag erhalten werden. Meine Wünſche, nun recht bald in Halle zu ſeyn, eilen Ihrer Ankunft zuvor. Schon habe ich wieder einen Brief aus Moskau, voll von ſchönen Hoffnungen und Verſprechungen erhalten, aber meine Anhänglichkeit an unſere deutſchen Gegenden macht mich um ſo aufmerkſamer auf Ihre freundſchaftlichen Winke. Würzburg kenne ich ſehr gut. Ein Oheim von mir lebte dort und meine Mutter war daher gebürtig, ich ſelbſt verbrachte meine Knabenjahre in den angenehmſten Gegenden des Mains. Gegenwärtig ſtehe ich aber außer aller Verbindung, um mich allenfalls Jemandem bemerklich machen zu können. Vielleicht haben Sie durch Ihre Vocationen Connexion erhalten, und Sie wollen für mich freundſchaftlich Gebrauch davon machen, ſo verſichere ich Ihnen vorläufig, daß ich eine Vocation nach Würzburg der nach Moskau vorziehen und im ächten Steinwein Ihre Geſundheit ausbringen würde. Prof. Cappel hat, ſo viel ich weiß, bereits einen Ruf als Prof. der Therapie mit 1200 Rthlr. erhalten und angenommen, und wird nun alſo nicht nach Moskau gehen. Der botaniſche Garten iſt in Würzburg vortrefflich und liegt in dem reich fundirten Julien-Spital — aber der ehemalige Prof. Botanices Hellmann iſt durch nichts in der Welt bekannt und hat für die Praxis mehr Sinn als für die Opfer der Flora. — Gegenwärtig will ich Ihnen durch weitläufige Details Ihren Verluſt an Würzburg nicht bedauern machen, wenn Sie aber einmal in Halle alles nach dem Wunſch Ihres Hrn. Vaters vorgerichtet haben, und ich in Würzburg etablirt ſeyn ſollte, dann werde ich doch verſuchen, auf Ihr Gefühl für alles Schöne zu wirken und mich für Würzburg an Ihr Herz und Ihre Gattin addreſſiren.

Sagen Sie Ihren lieben Eltern meine ganze Ergebenheit, und verſichern Sie Ihrem Herrn Vater, daß, ſobald ich Göttingen verlaſſen würde, meine Theilnahme an dem Inſtitute noch ungetheilter ſeyn könnte. — Entſchuldigen Si meine bisherigen Verſäumniſſe als Theilnehmer und Recenſent Ich lege, um nur Etwas zu thun, eine kleine Anzeige eine ganz neuen merkwürdigen botaniſchen Werkes: Ventenat Jardi de la Malmaison hier bey — und bitte Sie für mich di Anfrage zu thun, ob wohl Acharii Methodus Lichen. Leipz bey Jun. 1803 — 8. ſchon zur Recenſion vertheilt ſeyn, un im Nichtfalle ob ich davon eine Anzeige für die Lit. Zei verfertigen könne? Es iſt ein Gegenſtand, über welchen ich geſchrieben habe und wohl kein Recenſent in Deutſchland ſo vieles geſammelt und ſtudirt hat wie ich. Da ich Ihnen gerad mit umlaufender Poſt antworte, ſo kann ich Ihnen nur no die herzliche Verſicherung meiner innigſten Freundſchaft überſchreiben, mit welcher ich unveränderlich bin der Ihrigſte ꝛc.

Göttingen, 18. Sept. 1803.

„Nur ein paar Worte, lieber Freund! Auf Ihren letztern Brief habe ich gleich geantwortet und zugleich eine kurze Anzeige von Ventenats Jardin de la Malmaison beygeſchloſſen. Da ich aber heute dieſes Buch unter den Recensendis wieder genannt finde, ſo bringt mich dies auf den Gedanken, daß Sie vielleicht meinen Brief in Jena nicht erhalten haben. Um ſo mehr liegt mir daran, da ich auf Ihre Anfrage wegen Würzburg meinen Wunſch geäußert habe, per indirectum, im Falle dorten die botaniſche Profeſſur beſetzt werden ſollte, dem rechten Mann vorgeſchlagen zu werden. Ich kenne gegenwärtig weder den Curator Acad. noch den Referenten in München. Sie müſſen aber von einem oder dem andern in dem ganzen Statum Acad. mehr Kunde haben, da Sie dahin vocirt worden. Ich eile darum, da ich mir auf einen neuen Antrag nach Moskau nur in allem noch 2 Monate Bedenkzeit ausbedungen habe. Bey einiger Ausſicht in Deutſchland umgehe ich dieſen Beruf, oder bleibe auch hier, wo mir nichts an Bequemlichkeit fehlt, wo aber mein Ehrgeiz durch die Anſtellung von Schrader bey dem botaniſchen Garten, und die Aufnahme von Himly in die Facultät compromittirt worden iſt. Der dicke Mann, den Sie auch kennen, unſer braver Oberſtlieutenant Müller, iſt geſtern auch begraben worden, gerade wie er einem Ruf nach Braunſchweig mit 2000 Rthlr. Gehalt folgen wollte. Michaelis wird der Kurprinz von Bayern als civis academicus hier erwartet. Mit herzlicher Freundſchaft der Ihrige ꝛc.

Moscau, 20. Dec. 1804.

„Theuerſter Freund! Unſer letzter brieflicher Gegenſtand war Würzburg mit ſeiner neuen Einrichtung. Auch ich hatte damals Gelegenheit, mich näher damit bekannt zu machen. Nach meinem Reſultate waren Viele berufen, aber Wenige auserwählt! Indeſſen wenn alles Gute ſo fortſchreitet, wie es begonnen hat, und die angewieſenen Beſoldungen richtig ausgezahlt werden, ſo ſind die Auserwählten auch ſehr glücklich. Meine Vorliebe für jene ſchöne Gegenden iſt in der Anhänglichkeit meiner erſten Jugendjahre feſt gegründet. Fern genug davon lebe ich nun in einer ganz neuen Welt, in Moscau, wie Sie wiſſen! Eines Theils denkt man ſich die Verſchiedenheit zu groß von uns; das iſt ſie nicht. In den Häuſern der wohlhabenden Vornehmen geht alles ſo ziemlich nach unſerer Weiſe. Aufwand und Verſchwendung wird vielleicht größer ſeyn. — Andern Theils muß man ſich wirklich erſt an Manches gewöhnen, die Sprache, und bärtigen Ruſſen, das beſtändige Fahren mit begriffen — da alles nach einem größern Maaßſtabe gemodelt zu ſeyn ſcheint. Ungeheure Flächen, ungeheure Palläſte, ungeheure Diſtanzen in der ungeheuer großen Stadt! Wenn ich z. B. dieſen Brief an Sie auf die Poſt geben will, ſo ſetze ich mich auf meinen leichten Caſaniſchen Schlitten mit zwey hübſchen Pferden beſpannt, und fahre ſo weit wie von Göttingen bis Nörden durch lauter wohlunterhaltene, mit fortlaufenden Gebäuden verſehene, breite zum Theil ſehr ſchöne Straßen, um zu dem ungeheuren Poſtgebäude zu kommen, wo ein Perſonal von einigen hundert Menſchen vollauf zu thun hat und ich ſicher eine halbe Stunde warten muß, bis die Reihe unter den zudrängenden vielen Menſchen auch an mich kommt. Doch von ſolchen Neuigkeiten und von Ihrem Lieblingsgegenſtande dem Theater ein anderes Mal. Das deutſche Theater iſt beynahe unter dem mittelmäßigen (Steinsberg iſt daran noch Director), das franzöſiſche iſt mittelmäßig, das ruſſiſche ſehr gut. Die Sprache klingt dem ungewohnten Ohre nicht unangenehm. — Einige Acteurs ſind vorzüglich, eine Sängerin iſt vortrefflich, die Decorationen reich und mannichfaltig, das Orcheſter führt auch die neueſten und ſchwerſten Stücke von Mozart, Winter, Cherubini ꝛc. ſehr brav aus — und die Ballete kann man wirklich, zumal beym ruſſiſchen Nationaltanz nicht beſſer wünſchen. Aber wie geſagt, davon ein anderes Mal. Gegenwärtig einiges Literariſche, wovon Sie nach Belieben Gebrauch machen können. Ich wünſchte Ihnen vor allen einen gedruckten Preis-Courant von deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Zeitungen beylegen zu können, was auf der Poſt dieſe koſten; dazu iſt aber itzt keine Gelegenheit, vielleicht künftig! Ihre Allg. Lit. Zeit. koſtet hier z. B. 30 Rubel, die Jenaer 27, die Gothaer 20, die Göttinger eben ſo viel jährlich; der Hamburger Correſpondent 28, der Moniteur 250 Rubel ꝛc. Man kann übrigens alles zu leſen haben, einheimiſche wie auch politiſche Blätter, wie die Allgemeine Deutſche Zeitung von Hrn. Huber, (wo in No. 297 ſo auffallend, von der großen Frequenz in Göttingen, von der alles bethätigenden Direction (des Hrn. Schwieger-)Vater Heyne's und von Beſetzung der Stellen der abgegangenen Profeſſoren ohne Schwierigkeiten geſprochen wird!) Mit den Buchhändler-Preiſen verhält ſich's beynahe wie mit jenen Zeitungen eben ſo. Es ſind deutſche

(Horn) und franzöſiſche Buchhändler hier, aber man muß beynahe das 3 bis vierfache bezahlen. — Verſteht ſich von ſelbſt für Neuigkeiten nach Verlauf eines Viertel- oder halben Jahres. Um die literariſchen Producte (um welche ſich außer der franzöſiſchen Literatur die Vornehmen noch wenig bekümmern) bekannter zu machen, hat man bereits den Plan zu einer ruſſiſchen Literatur-Zeitung entworfen, an welcher die Profeſſoren gemeinſchaftlich arbeiten. Ihre deutſch geſchriebenen Anzeigen und Auszüge werden ins Ruſſiſche überſetzt. Es hat ſich auch eine Geſellſchaft von Gelehrten, zumal deutſchen, zu einer Societas physico-medica Mosquensis, vereinigt, die vom Kaiſer beſtätiget iſt, und vorzüglich nützliche und neue Beobachtungen aus der Phyſik, der Medizin und der Naturgeſchichte liefert. Ihr Plan wird nächſtens gedruckt erſcheinen. Einheimiſche und auswärtige gelehrte Männer von Ruf werden dazu aufgenommen. Ein neuer Eifer, das Gute zu wirken, zeigt ſich in den öffentlichen Anzeigen, wo von den neuberufenen Profeſſoren Vorleſungen in allen Fächern des Wiſſens angekündigt werden, in franzöſiſcher, deutſcher und lateiniſcher Sprache. Einige dieſer öffentlichen Stunden werden ſchon von einem zahlreichen Auditorium beſucht. Gewöhnlich lieſt jeder Lehrer 3 Stunden in der Woche für die Zöglinge der Akademie, die nicht bezahlt werden. Die übrige Zeit bleibt ihm zur Verwendung und Benutzung von Privatlectionen überlaſſen. Zu öffentlichen noch fehlenden Anſtalten, wie zu einem kliniſchen Gebäude, zu einem Obſervatorium, zu einem großen akademiſchen Garten, werden die Pläne nicht allein entworfen, ſondern auch die Summen dazu kaiſerlich bewilligt. Man hat erſt ohnlängſt zwey große Privathäuſer erkauft (für 100000 Rubel), um die ankommenden Lehrer frey zu logiren. — Ihr von Halle berufener Dr. Fiſcher, der in dem reichen 15 Werſte von hier belegenen botaniſchen Garten des Grafen Alexis Razoumoſſky zu Gorinka angeſtellt iſt, geht wieder nach Deutſchland zurück. Es befindet ſich noch in jenem Pflanzen-Paradies Dr. Redowsky, und nicht auf einer Reiſe nach dem Caucaſus, wie vor einiger Zeit in Ihren Intelligenzblättern geſagt wurde. — Dagegen hat ein Zögling der hieſigen Akademie auf Koſten des Grafen Muſchin Puſchkin eine Reiſe nach jenem berühmten Urgebürge unternommen, die ſehr ergiebig für die Naturgeſchichte iſt. —

Wie oft ſind mir die angenehmen Augenblicke Ihrer Geſellſchaft in Göttingen gegenwärtig! Wie vieles hat ſich in

der kurzen Zeit ſchon verändert! Schreiben Sie mir doch Vie
les von Ihren und von allen kleinen Angelegenheiten, die mein
Herz ſo ſehr intereſſiren. Von heute an müſſen Sie meinen
Brief in vier Wochen erhalten. Die Poſt-Einrichtung iſt ſeh
prompt und die Koſten ſind nicht ſo gräulich, wie man i
Deutſchland glaubt; dagegen ſind aber auch manche Artike
nicht ſo wohlfeil, wie ſie in den ruſſiſchen Miscellen ſtehen
2000 Rubel mögen ſich grade ſo verhalten, wie 800 bi
1000 Rthlr. in Deutſchland, und ein Profeſſor, welcher dieſ
erhält, wird ſie jener noch vorziehen.

Genug diesmal, theuerſter Freund. Kann ich für da
literariſche Inſtitut im Fortbeſtehen noch wirkſam ſeyn, mi
Vergnügen bin ich es auch hier. Mit meiner herzlichen Em
pfehlung an die Ihrigen, der Ihrige ꝛc.

Moskau, 20. April 1805.

Theuerſter Freund! Hier haben Sie einen Brief vo
mir, worinnen ich Ihnen vorzüglich einige der ſchnellen Vo
ſchritte bezeichne, welche unſere Univerſität ſeit ihrer neuen O
ganiſation und Curatel gemacht hat. Unſere **Societas phy
sico-medica Mosquensis** iſt von dem Kaiſer beſtätig
Sie zählt unter ihre Mitglieder bereits die erſten Standesper
ſonen des Reichs und die vorzüglichſten einheimiſchen und au
wärtigen Gelehrten. Es werden monatlich von den anweſe
den Mitgliedern Abhandlungen vorgetragen, die zum Dru
ſowohl in lateiniſcher als ruſſiſcher Sprache beſtimmt ſin
Wahrſcheinlich werden Sie durch den Secretair der Societ
den Prof. Reuß, die Anzeige der Preisfragen zur Bekann
machung erhalten. Es zeigt von dem erwachenden Gemeingei
daß mehrere der hieſigen Lehrer dem Beyſpiele unſers vere
ten Hrn. Curators gefolgt ſind, und die Summe von einig
hundert Rubeln zum Beſten wiſſenſchaftlicher Aufgaben b
ſtimmt haben. Selbſt einige Vornehme, die ich kenne, v
erſten Adel ſind gemeint, dieſen Weg zur Erweckung der T
lente und des Eifers für die Wiſſenſchaften einzuſchlagen.
Wöchentlich erſcheint forthin ein Bogen der ruſſiſchen Lite
tur-Zeitung. Gegenwärtig habe ich die 16te Nummer v
mir. Hofrath Buhle iſt dermalen Redacteur der größtenthe
von deutſchen Gelehrten in deutſcher Sprache abgefaßten R
cenſionen und literariſchen Neuigkeiten. Dieſe werden da
unter Aufſicht des im Ruſſiſchen als claſſiſcher Schriftſte

bekannten Collegien-Rath Tſchebotarew (gegenwärtigem Rector magnificus) ins Ruſſiſche überſetzt. — Zu meiner Verwunderung leſe ich in der Beylage No. 55. des Hamburger Correſpondenten eine etwas hämiſche Nachricht über die hieſige Univerſität. Man wiederholt aus dem Freymüthigen: daß im September 1804, 26 Profeſſoren und nur 63 Studenten gezählt wurden, und man will wahrſcheinlich dadurch anzeigen, daß die Anſtalten auf der Univerſität Moscau noch nicht das bewirkt haben, was ſie ſollten. Aber der Berichterſtatter hat wahrſcheinlich mit Abſicht vergeſſen, zu ſagen, daß dieſer Numerus von denen von der Krone zum Studiren beſoldeten Studenten, aber nicht von denen allein, welche die Lehrſtunden der Profeſſoren beſuchen, zu verſtehen iſt. Sonſt könnte ich mich nur auf die Vorleſungen über die Phyſik berufen, in welcher Strachow, der Prof. Physices, allein über hundert und mehrere Zuhörer hat. Außer den öffentlichen, zum Theil ſtark beſuchten Collegien werden auch privatissime von reichen Adlichen gehört und gut bezahlt. Moscau war von jeher die Pflanzſchule des vornehmſten Adels und der vorzüglichſten Geſchäftsmänner in allen Departements des Reichs. Ihre Zöglinge, ihre Schüler ſind allenthalben verbreitet. — Eine andere eben ſo unwahre Nachricht wie die obige leſe ich in No. 35. (1805) des Intelligenzblattes der Jenaer Allg. Lit. Zeitung. Es wird darin verſichert: in Moscau befinde ſich noch kein botaniſcher Garten. Es ſind deren zwey (außer den vielen Privatgärten, und dem reichen botaniſchen Garten des Grafen Razumowsky zu Gorinka) — welche zur Univerſität gehören. Der Eine liegt in dem Gebäude der adlichen Penſion, wo mehrere hundert junge Edelleute aus den beſten Häuſern Unterricht erhalten; der Zweyte iſt der ehemalige mediciniſche Garten, bey dem nun verlegten Collegium medicum, welchen der Kaiſer für 11000 Rubel gekauft und der Univerſität geſchenkt hat. Gegenwärtig iſt man beſchäftigt, dieſen Garten einzurichten und auch eine neue Sternwarte daſelbſt zu errichten. Die Folge wird zeigen, daß nur der Pariſer Nationalgarten, in Rückſicht der Größe, der Gebäude, der vielfachen Gelegenheit — und (wie ſich durch die Mittheilung des Grafen Razumowsky aus ſeinem in der Art einzigen Gorinka ſehen läßt) — in Rückſicht der Pflanzenmenge, damit wird zu vergleichen ſeyn. — Ein paar andere eben ſo unſichere Nachrichten in jenem Blatt will ich nur im Vorbeygehen berichtigen. Hr. Profeſſor Delavigne, deſſen Verluſt man für die ruſſiſche Flora

bedauert, lebt noch, und befindet ſich in Charkow nach eine
ſchwer überſtandenen Krankheit, iſt völlig wohl und geſund
Dagegen iſt nicht, wie dorten verſichert wird, Hr. Dr. Re
dowsky noch in Gorinka, ſondern in Petersburg, von w
er zugleich mit Hrn. Dr. Adam, die wichtige Reiſe nac
China, mit der kaiſerlichen Geſandtſchaft dahin, antreten wir
Dieſer letztere Gelehrte hat ſich vorzügliche Verdienſte um di
Naturgeſchichte und den botaniſchen Garten zu Moscau, durc
ſeine Reiſe nach den Caucaſus bis nach Tiflis hin, unter Le
tung des Grafen Muſchin Puſchkin erworben. Wenn in dem
ſelben Blatt geſagt wird: daß der botaniſche Garten zu Dor
pat bereits 3000 Pflanzenarten enthalte, ſo iſt nicht zu glau
ben, daß die Beſcheidenheit des Hrn. Prof. German dieſe An
gabe billigen wird. Es geht bey neuen Anlagen dieſer A
nicht ſo geſchwind, wie bey Beſetzung der Lehrſtellen an der
ſelben. Wie leicht hat Mancher einen gut eingerichteten Ga
ten ſich zuzueignen gewußt, der ihn gewiß nicht anzulegen ve
ſtand!

Moscau, 4. Dec. 1807.

Verehrteſter Freund! Ich leſe in dieſem Augenblick No. 8
S. 685. des Intell. Bl. der A. L. Z. (61) die Nachricht: H
Dr. Tauſcher iſt als Entomologe von der ruſſiſchen Regierun
in den Orient geſchickt ꝛc. Da nun grade geſtern Hr. Dr. Ta
ſcher bey mir auf dem Zimmer war, ſo konnte ich mich nic
enthalten, dieſe ſchnakiſche Nachricht in ein paar Zeilen an I
nen zu berichtigen. Sie belieben alſo bekannt zu machen: d
zu einer ſolchen Reiſe weder ein Plan entworfen, noch dem Hr
Prof. Sprengel in Halle (der ſich, wie ich höre, itzt in P
ris befinden ſoll) aufgetragen worden, einen ſeiner Schüler a
Botaniker zu dieſer Expedition vorzuſchlagen. Dazu bedarf
der Weitläufigkeit nicht. Wir können die Plane ſchon ſelbſt en
werfen und auch geſchickte junge Leute aus unſerer Mitte au
wählen. Hr. Dr. Tauſcher machte übrigens dieſen Sommer ei
kleine entomologiſche Reiſe auf Koſten des Grafen Razoumof
ky, dem Beſitzer von Gorinka und gegenwärtig Curator
Moſcaviſchen Univerſität — von welcher er wohlbehalten zurü
gekommen iſt und gegenwärtig in Gorinka ſich aufhält.
ſer Garten-Verzeichniß wird gedruckt und enthält bere
4000 Pflanzen. Es iſt alles Gute im Betreff unſerer Unive
tät von unſerm neuen Curator zu erwarten. Er befindet ſich

Moſcau. Jakob in Charkow. Loder practicirt mit vielem Applaus und Vortheil. Stelzer iſt ziemlich wohl mit ſeiner ganzen Familie. Maaß wünſcht ſich hierher. Von Halle bedauern wir die gänzliche Zerſtörung, doch, ſo viel uns bekannt iſt, werden die meiſten Gelehrten in Berlin entſchädigt.

Noch beym Verſenden meines Briefes erhalte ich einige botaniſche Bücher, die ich mir, um nicht ganz von allem Einfluß auf deutſche Literatur abgeſchnitten zu werden, zur Recenſion für die Allg. L. Zeit. ausbitten würde, im Fall ſie nicht ſchon vertheilt ſind; als: Handbuch der Einleitung in das Studium der kryptogamiſchen Gewächſe oder botaniſches Jahrbuch auf das Jahr 1807 von Weber und Mohr. — Andrews Geranium's. Lond. 1805—1807. Hookes Paradisus Londinensis. Vol. I. Smith exotic Botany. Vol. I. Die Recenſionen können im Januar oder Februar 1808 fertig ſeyn. Noch eine Bitte. — Wenn der Halliſche botaniſche Garten einen guten botaniſchen Gärtner beſitzt, ſo bitte ich Ihnen, mich den Namen und die Antwort auf die Anfrage wiſſen zu laſſen — ob er wohl hieher mit 800 Rubel Gehalt, freyer Wohnung, Holz und Reiſekoſten kommen und viele Pflanzen und Samen mitbringen könnte.

So viel in der Eile. Kann ich Ihnen als mein lieber alter Freund etwas Angenehmes bey unſerm neuen Curator beſorgen, ſo rechnen Sie auf meine unveränderte Freundſchaft. Der Ihrige ꝛc.

Moſcau, 17. Febr. 1810.

Mit Vergnügen ergreife ich dieſe Gelegenheit, Ew. Wohlgeboren beyliegendes Programm nebſt dem Diplom unſerer Geſellſchaft als einen Beweis unſerer gemeinſchaftlichen Verehrung zu überſenden. Zugleich lege ich eine kurze Anzeige des von Hrn. Schröder herausgegebenen Hortus Götting. bey, mit der Bitte, ſolche in der Lit. Zeit. aufzunehmen. Im Fall aber, wenn eine Recenſion früher als die meinige erſchienen ſeyn ſollte, auf eine andere ſchickliche Art den Hauptinhalt der Meinigen zur Kenntniß des Publikums zu bringen. In No. 269. p. 330. 1809. der Jen. Allg. Lit. Zeit. iſt eine Recenſion des Hort. Gött. enthalten, welche von dieſem unter meiner Aufſicht 12 Jahre lang geſtandenen Garten ſagt: Er gehöre jetzt unſtreitig zu den beſſern botaniſchen Gärten in Deutſchland, während er vorher (der Recenſent ſpricht aus Autopſie!) höchſt mittelmäßig geweſen ſeyn ſetz; und es gereicht dem Hrn. Schrader zum Verdienſte, daß er ſeines Vorgängers gar nicht und ſeiner eigenen Arbeiten mit großer Beſcheidenheit erwähnt habe! — Ich liebe keine literariſchen Streitigkeiten und deßwegen wollte ich mich directe über ſeine hämiſche Bemerkung nicht erklären; aber es indignirt gewiß auch jeden beſſer Unterrichteten die Wahrheit der Sache, wegen meines ehemaligen Mißverhältniſſes mit Hrn. Schrader auf Koſten des Göttinger Gartens, nicht öffentlich dargeſtellt zu ſehen, und dies glaube ich in meiner Anzeige ohne alle Rückſicht auf irgend ein Privat-Verhältniß gethan zu haben. Ich berufe mich dabey auf einen Augenzeugen, mit dem ich in Göttingen die angenehmſten Stunden verlebt habe, und deſſen freundſchaftlichem Andenken, Ihrem Herrn Sohne, ich mich auf das Herzlichſte empfehle.

Wenn Ew. Wohlgeboren von ausländiſchen botaniſchen Werken, die wir hier ſo früh als nur möglich erhalten, Anzeigen für Ihr literariſches Inſtitut wünſchen, ſo mache ich mich und noch einige unſerer Geſellſchaft (Hr. Dr. Fiſcher vorzüglich) dazu verbindlich. Unſer Hr. Präſident und Curator geht als Miniſter der Aufklärung nach Petersburg, wodurch er einen ſehr großen Wirkungskreis auf alle wiſſenſchaftliche Anſtalten des ganzen Reichs erhält und ihr mehr wie ſonſt, wenn Ew. Wohlgeboren Etwas in der Hinſicht zu wünſchen haben, nützlich ſeyn kann. Die Anzeige unſerer Geſellſchaft erbitte ich mir im Namen unſers Hrn. Präſes und ein Abdruck davon wird die Geſellſchaft mit Dank ihrem Archiv einverleiben.

Iſt es an dem, daß Prof. Sprengel wegen der in Dorpat vacanten botaniſchen Stelle in Unterhandlung ſtehen ſollte, ſo bitte ich Ew. Wohlgeboren um die Mittheilung über die Beſchaffenheit der botaniſchen Lehrſtelle in Halle, deren Vorſtellung für mich ſchon etwas ſehr Intereſſantes hat, da ſie zugleich mit der Ihrer Gegenwart verbunden iſt. Verehrungsvoll der Ihrigſte ꝛc.

Moscau, 22. Febr. 1812.

Ohne Zeitverluſt meinen herzlichen Willkommen, verehrteſter Freund, in dem Lande, wo keine Citronen als nur mit Gewalt blühen, dafür haben wir aber ſehr feinen weißen Schnee, auf welchem Sie ganz bequem nach Moskau gleiten werden. In Twer vergeſſen Sie nicht bey Hofr. Buhle einzukehren und ſich durch ihn bey der Großfürſtin vorſtellen zu laſſen. Nehmen Sie ſo viele Empfehlungen in Petersburg nach Moskau mit, als

Sie bekommen können. Hier pflegt man ſich in den erſten Häuſern darnach zu richten. Vielleicht haben Sie Gelegenheit, den Baierſchen Geſandten Chevalier de Bray in Petersburg zu ſprechen. Meinen Reſpect an ihn und die Frage wegen Erlangen, wegen Sternberg und wegen der deutſchen Flora. Er iſt ein trefflicher Botaniker. Der Leibarzt von Razumofsky und von ſeinem Tochtermann, Fürſt Repnin, iſt Dr. Rehmann, ein trefflicher Arzt und guter Freund; verdient auch begrüßt zu werden. Den armen Peter Lißner werden Sie durch Ihren Lohnbedienten aufſinden und wo möglich ſprechbar machen. Mein ganzes Haus, welches anfängt zu reconvaleſciren, ſo wie ich, der erſt kürzlich von einem hyperboreiſchen Fieber erſtanden iſt, freuen uns Ihrer Ankunft. Alle unſere Vorſtellungen und Wünſche erneuern ſich in Ihrer Perſon und meine Freundſchaft und Liebe kommen Ihnen entgegen. Der Ihrigſte ꝛc.

Franz Horn.

Berlin, 28. Nov. 1819.

„Indem ich die Ehre habe, Ihnen, höchſt verehrter Herr Hofrath, hiebey mein neueſtes Werk zu überſenden, möge mir verſtattet ſeyn, daſſelbe, ſo wie die früher vom Verleger überſchickten „Umriſſe zur Literaturgeſchichte" Ihrer wohlwollenden Theilnahme zu empfehlen.

Irre ich nicht, ſo bleibt dem Schriftſteller in Beziehung auf die Allg. Lit. Zeit. die Freyheit, einen als entſchiedenen Gegner erkannten Kritiker abzulehnen, und ſo ſpreche ich hier den Wunſch aus, daß keine meiner Schriften dem Hofrath Müllner zur Recenſion mögen anvertraut werden.

Möge Geſundheit und Heiterkeit Sie, verehrteſter Herr Hofrath, in Ihrer raſtloſen Thätigkeit ſtets begünſtigen.

Ihrem ſehr ſchätzbaren Wohlwollen mich angelegentlichſt empfehlend, verharre ich mit beſonderer Hochſchätzung ꝛc.

v. Hoven.

Nürnberg, 15. Nov. 1806.

„Wohlgeborner Herr, hochgeehrteſter Herr Hofrath! Da es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß Ew. Wohlgeboren durch die politiſchen Vorgänge in Nord-Deutſchland veranlaßt werden könn ten, die Expedition der Allgemeinen Literatur-Zeitung nach Süd-Deutſchland zu verlegen, ſo nehme ich mir die Freyheit, Ew. Wohlgeboren einen Gedanken mitzutheilen, der Ihrer nähern Erwägung vielleicht nicht unwerth iſt. Nürnberg iſt nun Baieriſch, und da Ew. Wohlgeboren ſchon einmal nicht ungeneigt waren, den Sitz Ihres Inſtituts in eine Baieriſche Stadt zu verlegen, ſo kommt es nun darauf an, ob Ihnen nicht, wenn Sie anders von dem Baier'ſchen Gouvernement noch die gleiche gute Meinung hegen, die Stadt Nürnberg dazu am meiſten geeignet ſcheinen dürfte. Ich theile Ew. Wohlgeboren dieſe Idee nicht bloß aus eigenem Antriebe mit, ſondern ich habe dazu auch den ausdrücklichen Auftrag von dem Herrn Grafen von Thürheim, mit welchem Sie bereits ſchon vor drey Jahren wegen derſelben Sache in Unterhandlung ſtanden. Sollte in der Folge, wie es nicht unwahrſcheinlich iſt, entweder in Nürnberg ſelbſt oder in der Nähe eine Univerſität errichtet werden, ſo wüßte ich in ganz Deutſchland kein beſſeres Lokal für die Literatur-Zeitung, als eben dieſen Mittelpunkt von Deutſchland. Ich bitte Sie alſo, dieſe Idee zu prüfen und mir dann Ihre Entſchließung gefälligſt bekannt zu machen.

Ich habe die Ehre, mit der vollkommenſten Hochachtung zu ſeyn Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Nürnberg, 22. Aug. 1807.

Wohlgeborner Herr, hochzuehrender Herr Hofrath! In demſelben Augenblick, wo ich Ihr geehrteſtes Schreiben erhielt, überſchickte ich auch den Einſchluß an den Hrn. Grafen von Thürheim nach Ansbach. Mich ſollte es herzlich freuen, wenn Ihr Plan, die Literatur-Zeitung nach Baiern zu verpflanzen, realiſirt würde. Ich würde daher vorzüglich Nürnberg vorſchlagen, zumal wenn in der Folge die beyden Univerſitäten Erlangen und Altorf hier vereinigt würden. Allein leider kann bey der gegenwärtigen noch ſo ungewiſſen Lage der Dinge über Gegenſtände dieſer Art nichts entſchieden werden, und eben aus dieſer Urſache fürchte ich auch, daß in dieſem Augenblick Ihr Antrag die Baieriſche Regierung in einige Verlegenheit ſetzen wird. Indeſſen wollen wir hoffen, daß der politiſche Himmel ſich bald aufklären werde, und dann wird auch in Baiern gewiß die Sonne bald wieder für die Literatur ſcheinen.

Ich habe die Ehre, mit der vollkommenſten Hochachtung und Ergebenheit zu ſeyn Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Huber.

Stuttgardt, 20. Mai 1800.

„Ich danke Ihnen, mein theurer Freund, für die mitgetheilten Blätter. Weniger ſtark konnten Sie nicht von mir ſprechen. Schellings Schrift muß ich mir zu verſchaffen ſuchen; wie ich merke, beliebte es ihm, auch von mir zu ſprechen. Für Eines flehe ich — daß Schlegel's meine Briefe in Betreff meiner Recenſion *nicht* drucken laſſen! Ich wollte nur, ich hätte Abſchriften behalten: das würde ſie ſehr inkommodiren; inſofern ſind es aber perſonae miſerabiles, als ich im ganzen Ernſt befürchte, ſie werden einmal förmlich überſchnappen.

Wäre es mir möglich, bis zu Abgang der Poſt Tiek's Dichtungen zu recenſiren, ſo würde ich es noch thun, denn ſie verdienen ein motivirtes Lob; aber eben weil es ein motivirtes Lob iſt, das ſie verdienen, kann ich nicht ſo in der Eile damit fertig werden, und muß, Ihrem Wunſche gemäß, Ihnen die Recenſion wieder anheimſtellen. Beſorgen Sie ſie ſelbſt, ſo werden Sie vielleicht für gut finden, bei Gelegenheit des *getreuen Ekkarts*, den *blonden Ekbert* in den Volksmährchen wieder in Erinnerung zu bringen; beides gehört, in einer und derſelben Art, zu dem beſten Erzählten, was es in irgend einer Sprache geben mag. — Aber wiſſen möchte ich, warum meine Recenſion der *Lucinde* noch nicht abgedruckt iſt. Finden Sie ſie in dieſem oder jenem Stücke nicht auf alle Fälle geſattelt genug, ſo ſchicken Sie mir ſie zurück; ich will gern auf Ihre Bemerkungen hin, wo ich ihren Grund anerkenne, noch ändern. Der Einwurf im Ganzen, daß die Kritik nicht ſpeciell genug ſey, beantwortet ſich, glaube ich, durch den Gegenſtand, und in der Recenſion ſelbſt durch das, was darin von dem Gegenſtande geſagt wird. Ich kann nicht Handlung, Charactere, Zweck, Geſichtspunkt, Manier beurtheilen, wo nichts von allem dem, ſondern reine Tollheit iſt; ich kann nur von der Tollheit ſprechen, und verſuchen, ſie zu erklären — das iſt der Inhalt meiner Recenſion, und *mußte*, dünkt mich, der Inhalt einer Recenſion der Lucinde ſeyn.

Den Herren Schlegel wird meine Recenſion des Wilh. Meiſters, wenn ich ſie zu Stande gebracht haben werde, ohne Zweifel nicht genügen — ſie würde es nicht, wenn ich, par impoſſible, eine ihnen ganz aus der Seele geſchriebene machte. Aber für *Einſichtsvolle*, die nicht zu den „*die excluſiven Ein-*

ſichtsvollen" gehören, fühle ich, und weiß ich, daß ich über den Gegenſtand um ſo mehr manches nicht Unvollkommene zu ſagen haben werde, als er nun durch ſein Alter ſelbſt eine beſondere Neuheit erhält.

Mit aufrichtiger Freundſchaft und Achtung der Ihrige ꝛc.

Hufeland.

Landshut in Baiern, 12. März 1808.

„Ich danke Ihnen, mein theuerſter Freund, für Ihr Andenken und die neuen Beweiſe davon. Rehberg's Recenſion (denn er iſt unverkennbar und ich habe auch ſchon darüber an ihn geſchrieben) iſt mir darum allerdings viel werth, weil er ſelten lobt, und doch wirklich das meiſte lobenswürdig nennt, worauf ich ein Gewicht lege. Den meiſten Tadel, beſonders wegen zu großer Genauigkeit, würde er nicht vorgebracht haben, wenn er aus dem zweiten Theil geſehen hätte, worauf ich damit vorbereiten wollte. Ein paar Erinnerungen hätte ich nicht erwartet. Der zweite Theil wird wohl noch ganz andere Urtheile erzeugen.

Auch für den neuen Lectionskatalog meinen Dank! Wenn ihm nur noch recht viele, wenigſtens wie dieſer, und unter noch größerem Frohſinn erzeugt, folgen! Was Sie mir ſchreiben, iſt allerdings ſehr traurig. Ich will mich recht freuen, wenn ich höre, daß es wenigſtens Ihnen und Ihrem Hauſe nicht übel geht; denn davon enthält leider Ihr Brief gar nichts. Ich bitte um meine beſten Empfehlungen an Alle.

Ich bin immer gleichförmig wohl; meine Frau iſt auch meiſtens in ganz guter Geſundheit. Meinen Kindern (jetzt drei Thüringern, einem Franken und einem Baiern) geht auch nichts ab. Meine Lage iſt, wie Sie längſt wiſſen, gar nicht übel; dennoch verlaſſe ich Sie und Deutſchland ſehr wahrſcheinlich bis Oſtern. Eine mit dem Perſonal der Danziger Regierung unzufriedene Parthei der bedeutendſten dortigen Kaufleute will mich an deren Spitze, und der franzöſiſche Gouverneur ſoll dies fordern. So bedrängt die Stadt auch jetzt iſt, ſo beſtimmen mich alle meine Ueberlegungen ſehr für die Annahme dieſes Antrags. Doch werde ich Sie ſchwerlich auf meiner Reiſe ſehen können. Ich habe manche Gründe, über Dresden zu gehen.

Herzliche Grüße an Alle, die mir wohlwollen. Vale faveque.

Danzig, 14. Sept. 1810.

Ich ſchreibe an die Expedition der Allg. L. Z., um eine alte Schuld endlich abzumachen, und da kann ich denn nicht länger die Beantwortung Ihrer beiden lieben Briefe aufſchieben. Mein alter theurer Freund Jacob aus Halle, der mir den erſten brachte, befindet ſich jetzt bei dem zweiten Hrn. von Franzius ſehr behaglich, und D. Eberhard bedurfte meiner Unterſtützung, wie er ſelbſt ſagte, gar nicht. Dennoch hätte er wohl einen Brief an Sie zurücknehmen ſollen, allein er verſchwand zu bald und unerwartet, und im September des vorigen Jahres machte mich eine tödtliche Krankheit für mehrere Monate zu Allem untauglich. Der Bekanntſchaft des Hrn. D. Eberhard aus Halle freute ich mich übrigens, wenn ich gleich bei ſeinem kurzen und zerſtreuten Aufenthalt wenig von ihm geſehen und gehört habe. — Seit Ihrem letzten Briefe hat ſich die Geſtalt der Dinge ſehr geändert, und die Ruhe des innern Deutſchlands möchte, ſo wenig auch Anſtrengungen aufhören werden, denn doch wohl für lange geſichert ſeyn. Wahrlich, ich wünſche mich aus dieſer ſehr bedrückten Seeſtadt, in welcher ſehr Viele der Verzweiflung nahe ſind, des äußerlich glänzenden Poſtens ungeachtet, oft genug zurück, und würde mit manchem Verluſt, den ich etwa machte, dem Tauſche nicht entgegen ſtreben.

Mein altes Geſchick, das mich vom Kriegsſchauplatz immer weiter entfernte, habe ich oft genug geſegnet, und ich hoffe, es ſoll mich nie verlaſſen. So arg, wie es anfangs ſchien, iſt es indeſſen in Landshut nicht gegangen. Aber freilich wohnte ich in dem Eckhauſe, an welchem bei der letzten Begebenheit die öſtreichiſche, Napoleons und Maſſena's Armee vorbeizogen. Immer werden Sie jetzt etwas heiterer, als vor dem Jahre, auf Ihre Umgebungen ſehen.

Ich habe dieſen Sommer, wie meine Frau, einige kalte Fieberanfälle gehabt; wir ſind aber nun beide, wie es ſcheint, ganz wohl; beſonders ſie durch das warme Seebad, das ſie in einem dazu neu erbauten Hauſe brauchte. Meine ſechs Kinder, drei Sachſen, ein Franke, ein Baier und ein Danziger, ſind auch ſehr wohl, der letzte über alle Maßen lebendig. Der Sachſe Adolf iſt im Erziehungsinſtitut in Jenkau, an welches wir Hrn. Paſſow aus Weimar zum zweiten Director gerufen haben, der täglich erwartet wird.

Das Gymnaſium iſt bei geringen und nunmehr noch mehr herabgedrückten Fonds ſehr herabgekommen. Gralath iſt todt; Trendelenburg iſt Senator geworden, und Dippold und Walch ſind herberufen. Es iſt aber noch keine Antwort da von ihnen.

Wir grüßen ſämmtlich Ihre Frau Gemahlin ganz ergebenſt. Sie iſt hoffentlich von Ihrer letzten Krankheit ganz geneſen. Ihren Herrn Sohn haben Sie jetzt nicht bei ſich.

Der würdige Griesbach erhält ſich noch immer bei allen Unfällen, die ihn trafen.

Mir ſtirbt ſo mancher meiner alten Freunde ab. Kein Todesfall hat mich ſo erſchüttert, als Spittler's.

Laſſen Sie mir bald einmal etwas von ſich hören und ſeyn Sie dann nicht wortkarg; denn ich lebe doch wenigſtens ſchon am Eingange der literariſchen Wüſte. Vale faveque Tuo etc.

Danzig, 17. März 1811.

Es iſt allerdings nicht fein, daß ich ſo lange eine Antwort ſchuldig blieb; allein meine Geſchäfte raubten mir die meiſte, und der Unmuth über die faſt verzweifelte Lage der Stadt alle noch übrige Zeit.

Engländer ſind nicht in unſerer Nähe; aber Alles in größter Bereitſchaft, ſie beſtens zu empfangen.

Ich freue mich, Gutes von Ihrem ganzen Hauſe durch Sie zu hören. Außer meinem lieben, vielverſprechenden Franken Guſtav, den mir der Tod im Januar entriß, iſt mein ganzes Haus ſehr wohl, und wenn ich von allen Seiten mich ſo glücklich nennen könnte, als im Innern meines Hauſes, ſo wäre ich einer der glücklichſten Sterblichen.

Wohl ſagen Sie in einem Ihrer letzten Briefe, daß jetzt kein Platz in Deutſchland ſey, wo man ſich ſicher fühlen könnte. Mich verlangt es auch herzlich nach einem Platz, wo Ruhe und Sicherheit der Exiſtenz zu finden iſt. Unmittelbar iſt meine Lage noch nicht ſchlecht; aber die Beſorgniß verfolgt, daß ſie es jeden Tag werden kann.

Wie ſonderbar doch bei den jetzigen Sturmwinden alles, was von Gelehrten zuſammen war, und ſich wieder hie und da geſammelt hatte, wieder zerſtreut iſt! Salchow war mein Zuhörer.

Dippold iſt ein angenehmer Mann, und hat ſich durch eine Reihe von 18 dieſen Winter gehaltenen hiſtoriſchen Vorleſungen artiges Geld gemacht. — Der Philolog Walch kam nicht; die Stelle iſt noch unbeſetzt.

An Paſſow hat Jenkau, das unter meiner Hauptdirection ſteht, eine ganz ausnehmend vorzügliche Acquiſition gemacht. Er ſteht mit dem erſten Director Jachmann auf dem beſten Fuß, und arbeitet mit Liebe und Erfolg. Zwei neue Lehrer, beides Sachſen, ſind auch für das Inſtitut gewonnen.

Manche Nachrichten ſind in Ihrem Briefe intereſſant genug wegen der Gelehrten. Grüßen Sie Bruns und Madame Bruns (wenn dieſe anders noch lebt). Ich hoffe Sie erinnern ſich meiner von 1791 aus Helmſtädt her.

Griesbach's Unfälle ſind mir recht nahe gegangen. Grüßen Sie ihn und ſeine verehrte Frau angelegentlichſt von uns.

Fahren Sie fort, mir reichhaltige literariſche Briefe zu ſchreiben, damit ich im Gange bleibe, ich mag hier ſitzen oder zurückkehren. Vergelten kann ich freilich nur wenig. — Grüßen Sie alle meine dortigen Freunde, beſonders Ihre Frau Gemahlin. Vale faveque Tuo etc.

Danzig, 24. April 1812.

Ich habe, mein theurer alter Freund, den Ruf nach Landshut, über welchen die mir durch Sie zugekommenen Briefe Aufklärung enthielten, unbedingt angenommen, und zweifle nicht, daß das königliche Dekret gegenwärtig ſchon unterwegs ſeyn wird. Ich packe wirklich ſchon, ſende wahrſcheinlich künftige Woche ſchon eine Fuhre ab, und denke zwiſchen dem 8. und 16. Mai ſelbſt mit der Familie mich auf den Weg zu machen. Zehn bis zwölf Tage nach meiner Abreiſe werde ich in Leipzig ſeyn, um dort ein paar Tagen wieder auszuruhen. Es wäre mir allerdings ſehr erwünſcht, Sie alsdann ſprechen zu können. Richten Sie ſich alsdann auf dieſen kleinen Ausflug ein. Dann ſprechen wir wohl über Vieles, und klagen auch wohl gemeinſchaftlich über unſers wackern Griesbach Tod, obgleich es faſt ein Wunder iſt, daß ſich dieſer ſo häufig und ſchwer angegriffene Mann ſo lange noch erhielt.

Vor allem andern bitte ich Sie inſtändigſt, Anordnung zu treffen, daß die Fortſetzung meines mir immer ſehr werthen Exemplars der Allg. L. Z. nicht mehr hieher geſandt wird, ſondern daß man es auf meine weitere Anweiſung noch zurückhält. Alles ſonſt auf mündliche Unterhaltungen verſparend ꝛc.

Landshut in Baiern, 13. Jan. 1813.

Sie haben wohl Recht, mein theuerſter Freund, das, was mir begegnet iſt, ganz unerhört zu finden. So leicht kann ein Mann ohne all' ſein Verſchulden durch ſein Zutrauen auf eine öffentlich dafür erklärte Regierungsbehörde um einen beträchtlichen Theil des Seinigen kommen, von dem er mehr als ein Jahr mit ſeiner Familie hätte leben können. Daß N. nicht im geringſten zu weit gegangen, beruht auf Z. Erklärung hinlänglich. Der Eiferſucht, deren Sie gedenken, mag wohl der größte Theil der Sache zuzuſchreiben ſeyn. Ob noch etwas wirkt, weiß ich bis jetzt nicht ſicher. Oeffentlich ſteht noch Alles wie vorher, wenigſtens iſt immer noch gar nichts miniſteriell entſchieden, und meine Sorge ſowohl als meine Verlegenheit iſt nicht geringe.

Wäre nicht Krieg im Norden, ſo wäre ich auf einer preußiſchen Univerſität geblieben. Wegen Königsberg war ich ſeit dem Auguſt bis December 1811 in Unterhandlung, und ohne die immer näher drohende Kriegswolke hätte ich angenommen. Nun ſehe ich wohl, daß mein Schickſal ſich immer treu bleibt, mich da wegzuführen, wo der Krieg hinkommt. Das tröſtet mich denn freilich in meiner jetzigen Lage. Wer hätte 1808, als ich nach Danzig ging, dies alles ahnden ſollen?

Mit Hrn. v. Leiſt habe ich nicht mehr zuſammen ſtudirt; er iſt jünger, als ich. Indeſſen hat er an meiner literariſchen Laufbahn in ſofern Theil genommen, als er faſt der Erſte war, der ſich für meine Theorie der Behandlung des deutſchen Privatrechts erklärte. Auch habe ich von Danzig aus mit ihm Briefe gewechſelt. Von hier aus habe ich im Junius an ihn geſchrieben, und ihm meine ſonderbare Lage mit Bitte um etwa mögliche Aushülfe gemeldet. Er hat mir nicht geantwortet, vielleicht weil ihn der bald darauf erſcheinende alberne Artikel in der Jenaiſchen A. L. Z. täuſchte, den ich nicht berichtigen mochte, weil ich noch nicht öffentlich gegen die hieſige Regierung mich erklären wollte. Sollten Sie glauben, daß es etwas wirken könnte, wenn Sie an ihn ſchrieben, ſo überlaſſe ich Ihnen dies gern. Vor Allem aber bitte ich Sie nur um möglich größte Verbreitung meiner Lage; es wird doch endlich ein Ausweg ſich zeigen.

Meine literariſchen Arbeiten rücken täglich fort; das erhält meinen Geiſt und mein Gemüth. In dem Abdruck ſtellt ſich aber auch mancher unerwartete Verzug ein. Mir ſcheint es immer, die Noth werde den Frieden ſchneller, als es den

Anſchein hat, herbeiführen, und dann ſtellt ſich manches ſehr ſchnell her. Auch mir erſcheint das Andenken jener Zeiten, die wir in verbundener Thätigkeit durchlebten, oft als die Rückerinnerung an einen Traum; er war wohl ſchön und verſprach, zumal in den erſten, noch durch gar keine Stürme getrübten Jahren ganz andere Folgen. Wenn wir uns einmal wieder ſehen, wird es Vieles zu erzählen und aufklären geben. Meine Familie, jetzt von ſechs Kindern (denn auch hier iſt mir ſchon ein Felix, ein ſehr kräftiger Burſche, geboren) iſt Gottlob wohl, und meine Frau mit beiden Töchtern empfehlen ſich mit mir Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin auf das beſte. Grüßen Sie Jeden, der mein im Guten gedenkt. Vale faveque Tuo etc.

Hugo.

Göttingen, 6. Sept. 1802.

Ew. Wohlgeboren werden zwar finden, daß ich auf Ihre Zweifel keine befriedigende Antwort geben kann; aber wenigſtens ſollen Sie doch ſehen, daß es an meinem guten Willen nicht liegt, die Ehre, welche Sie mir durch Ihre Anfrage erweiſen, wenigſtens dadurch zu verdienen, daß ich ſo ſchnell als möglich meine Meinung ſage.

Cicero de orat. I. 39 könnte doch wohl richtig ſeyn, auch ohne die etwas gewaltſame Verwechſelung der Perſonen und ohne die Lesart certavit, die ich nicht kenne, da Erneſti ſie nicht hat. Nur ſetze ich voraus, daß in ſolchen Anſpielungen auf bekannte Sitten und Anekdoten für uns natürlich manches dunkel ſeyn kann, was damals es nicht war. Wie wenn Buculejus ſich damit vergalloppirte und ſich eine Chikane zuzog, daß er eine ungewöhnliche Clauſel in den Kontrakt einrücken ließ, oder die nähere Beſtimmung vergaß, die ihn vor einer ſo gar weit getriebenen Prätenſion geſichert hätte? Darauf kommt Alles an, ob die Clauſel von dem Herkommen abwich; ſobald dieſes war, kann erravit ſtehen bleiben, und wir wiſſen wenigſtens nicht, daß es nicht geweſen ſeyn könnte. Jetzt unterſcheidet man freilich zwiſchen lumina und prospectus, aber an ſich brauchte erſteres nicht gerade auf unſer Licht eingeſchränkt zu ſeyn. Es ſind Fenſter, und dieſe gehen auf Licht und auf Ausſicht zugleich.

In der Stelle pro Mur. 11 hingegen bin ich ganz Ihrer Meinung, daß theils die gewöhnliche Lesart adinveniendo auch auf die Art einen ſehr guten Sinn gibt, daß man ſie auf das ediscere des Volkes nach geſchehener Bekanntmachung bezieht, theils daß ediscendis mit singulis diebus zuſammen genommen wenigſtens eine weit beſſere Emendation iſt, als ediscendo, das auf die Art gehen ſoll, wie Flavius dazu gekommen iſt, die fastos bekannt machen zu können.

Ich dachte dieſe Tage her dem Vergnügen ſehr nahe zu ſeyn, Ew. Wohlgeboren auf einer Reiſe nach Jena kennen zu lernen: dieſe Hoffnung iſt mir aber auch jetzt wieder, wie ſchon mehrmals, vereitelt worden. Ich kann alſo nur ſchriftlich Sie von der unbegrenzten Hochachtung verſichern, womit ich zu ſeyn die Ehre habe ꝛc.

A. v. Humboldt.

Berlin, 23. Febr. 1793.

Ich nehme mir die Freiheit, Sie, verehrungswerther Hr. Hofrath, ergebenſt zu bitten, beiliegende Anzeige doch ſo bald als möglich in das Intelligenzblatt der Allg. L. Z. ſetzen zu laſſen. Ich ſelbſt nehme keinen Theil an dieſem Streite. Aber Hr. Willdenow bittet mich, jene Zeilen an Sie gelangen zu laſſen. Die Auslage erſuche ich gehorſamſt auf meine Rechnung (denn ich bin ſelbſt noch Ihr Schuldner) gelangen zu laſſen. Hoffentlich komme ich in acht Wochen ſelbſt nach Jena, und kann dann alles berichtigen.

Ich ſchließe dieſen Brief nicht, ohne Ihnen, verehrungswerther Freund, zugleich eine Veränderung meiner Lage zu melden, die auf meine literariſchen Verhältniſſe hoffentlich vortheilhaft wirken wird. Ich verlaſſe Berlin und beziehe das fränkiſche Fichtelgebirge, wo ich zum Oberbergmeiſter in den Fürſtenthümern Baireuth und Ansbach ernannt worden bin. Der intereſſanteſten Natur näher, werde ich künftig für mein Lieblingsſtudium, die Botanik mehr leiſten können. Sollten Sie die Herren Schiller und Batſch ſehen, ſo erneuern Sie mein Andenken bei ihnen. Ihr ꝛc.

Leipzig, 25. Mai 1793.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hier, verehrungswerther Freund, ein ſo eben fertig gewordenes Exemplar meiner Flora subterranea mit dem chemiſchen Anhange über die Phyſiologie der Pflanzen zu überreichen. Dürfte ich Ew. um die Gewogenheit bitten, dies jugendliche, manchem Chemiſten und Botaniker vielleicht aber doch nicht ganz unwillkommene Werk zur baldigen Recenſion in der A. L. Z. zu befördern, ſo würde es mir überaus angenehm ſeyn. Ich bin auf einer Durchreiſe von Berlin nach Baireuth begriffen, und habe daher kein Exemplar meiner Flora mehr übrig. Sollten Sie meinen Freund, Herrn Prof. Batſch, ſehen, ſo erſuche ich Sie gehorſamſt, mich ihm zu empfehlen, und ihm zu ſagen, daß ich in wenig Wochen ihm mein kleines Werk ſelbſt zuſenden würde.

Schenken Sie mir die Fortdauer Ihrer Gewogenheit und nehmen Sie, theuerſter Herr Hofrath, die Verſicherung der innigen Hochachtung an, mit der ich ewig ſeyn werde ꝛc.

Reila, 10. Aug. 1793.

Was kann mir aufmunternder und erfreulicher ſeyn, als das Vertrauen, welches eine Geſellſchaft von Gelehrten, denen die vaterländiſche Literatur ſo viel verdankt, mir durch die Einladung ſchenkt, an dem Inſtitut der A. L. Z. ſelbſt thätigen Antheil zu nehmen. Unendlich leid thut es mir, daß ich auf einen ſo überaus ehrenvollen Antrag vom 10. Juni erſt jetzt antworten kann. Aber leider kommt jener Brief erſt jetzt in meine Hände. Ich fürchte, daß er ſechs Wochen lang auf der Poſt gelegen hat, da mein Umherſchwärmen in dem Gebirge, wozu mich mein Poſten zwingt, mich an dem Empfang ſo mancher wichtigen Nachricht hindert.

Ich nehme das Anerbieten, welches Sie mir, verehrungswerthe Männer! thun, im Fache der Mineralogie zu recenſiren, mit vielem Danke an. Ich werde mich nicht bloß auf deutſche Bücher einſchränken, ſondern auch franzöſiſche, engliſche, lateiniſche und italieniſche gern übernehmen. Wenn die Pakete nach Hof geſandt werden, unter der Adreſſe: „An den k. preuß. Ober-Bergmeiſter v. H. in Reila p. Hof,“ ſo treffen ſie mich immer, da ich mit daſigem Poſtamt bereits ſichere Abrede genommen habe.

Ich habe die Ehre, mit der dankbarſten Verehrung mich zu nennen ꝛc.

Berlin, 19. Oct. 1807.

Es iſt mir eine große Freude geweſen, daß ein glücklicher Zufall mir Gelegenheit verſchafft, mich einmal wieder Ihrem Andenken zu empfehlen. Ich hoffte immer, daß die Verlegung der Univerſität in dieſe Hauptſtadt uns die Freude verſchaffen würde, Sie in unſerer Mitte zu ſehen. Ich zweifle nicht, daß die neue Univerſität ſchnell aufblühen werde, ob es gleich zu bedauern iſt, eine kräftige Jugend, der unſer Vaterland mehr als je bedarf, den Elendigkeiten des bürgerlichen Lebens ſo nahe aufwachſen zu ſehen. Es wird das wichtige Problem gelöſt werden, ob der Ort der Univerſität Seichtigkeit und die Univerſität dem Orte Stärke und Fülle geben werde? Sie, mein Verehrungswerther, der Sie Menſchen und Begebenheiten kennen, Sie verzeihen es mir, wenn ich Ihre Einladung, an Ihrem vortrefflichen Inſtitut recht thätig Theil zu nehmen, für jetzt ausſchlage. Ich bin meiner eigenen Plane um meine Exiſtenz in Europa zu ungewiß. Es hat mich geſchmerzt, Ihren Herrn Sohn hier vergebens aufgeſucht zu haben. Mit aller Anhänglichkeit ꝛc.

Fr. H. Jacobi.

Pempelfort bei Düſſeldorf, 6. Dec. 1788.

Es iſt etwas über zwei Jahre, daß ich einen Brief an Ew. Wohlgeboren ſehr vorläufig entworfen hatte. Ich ſage: ſehr vorläufig; denn ich wollte, gleichſam in effigie, mit demſelben Ihnen die erſte Abtheilung meines Geſpräches über Idealiſm und Realiſm, wozu ich kaum die Feder angeſetzt hatte, überreichen. Der ſel. Wizenmann machte mir tauſend Bedenklichkeiten darüber, worauf ich von meinem Vorhaben ſo vollkommen abſtand, daß ich es nachher nicht wieder in Ueberlegung nahm.

Nun haben mir Ew. Wohlgeboren ſelbſt, durch die Aufforderung im 50. Intelligenzblatte der A. L. Z., eine Veranlaſſung, Denenſelben zu ſchreiben, faſt ſehr nahe gelegt. Denn da ich nicht Herz genug habe, mich zu ſchlagen, und nicht gewiß bin, Rettung in der Flucht zu finden, ſo iſt eine doppelte Nöthigung für mich, dem Frieden nachzujagen, vorhanden.

Numeros memini, si verba tenerem! — hinter dieſem Schild war ich anfangs Willens, meine Feigheit zu verſtecken. Aber da ich eben im Begriff war, kühnes Schrittes damit hervor zu treten, ſchien es mir dennoch ſicherer, relicta non bene parmula, davon zu laufen, und es darauf ankommen zu laſſen, was in contumaciam gegen mich verhängt werden möchte. Hoffnung zu einiger Nachſicht habe ich deswegen, weil es Ew. Wohlgeboren bekannt ſeyn muß, wie meine Berichtigungen in das Intelligenz-

Blatt gekommen ſind. Ich wurde zu der Einſendung dieſes Aufſatzes durch Hrn. Prof. Hufeland veranlaßt und aufgemuntert, und da ich ihn einſendete, überließ ich ſein Schickſal der Direction auf eine Weiſe, die mich wenigſtens nicht ganz ohne Entſchuldigung laſſen kann, wenn ich mich einem vier Monate nachher erfolgten Angriffe von Seiten dieſer Direction wegen eben dieſes Aufſatzes — blos entziehe.

Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Wohlgeboren hiebei eine kleine Schrift und zugleich eine ziemlich lange Recenſion derſelben zu überſenden. Beides wäre Ihnen durch den Herrn v. Dohm zugekommen, wenn nicht der Schluß der Recenſion und andere aus ſeiner Lage entſpringende Bedenklichkeiten dem vorſichtigen Commiſſario Zurückhaltung geboten. Aus den Betrachtungen ſelbſt werden Ew. Wohlgeboren ſehen, daß hier kein Autor-Intereſſe oder ſonſt eine Privatabſicht im Spiele ſeyn kann. Einer unglücklichen Reichsſtadt, wo möglich zu einer etwas beſſern Einrichtung zu verhelfen, iſt der einzige Zweck des Verfaſſers, der ſich gewiß nie, ſo lieb ihm ſeine Haut iſt, öffentlich zu erkennen geben wird; und eben dieſer Zweck iſt auch der einzige Grund des Antheils, den Dohm und ich an den freimüthigen Betrachtungen nehmen, und warum wir auf Mittel bedacht ſind, ihnen Aufmerkſamkeit, Eingang und Nachdruck zu verſchaffen. Da nun zu Aachen die Allg. Literaturzeitung, welche mein älteſter Sohn dort in Gang gebracht hat, in vorzüglichem Anſehen ſteht: ſo iſt der Wunſch einer Beihülfe von dieſer Seite ſehr natürlich und zugleich in ſo hohem Grade unſchuldig, daß ich kein Bedenken tragen würde, wenn ich Verfaſſer der Schrift oder der Recenſion wäre, es Ew. Wohlgeboren im Vertrauen zu entdecken. Aber weder in der einen, noch in der andern ſteht ein Wort, das mir zugehörte, ob ich gleich den Verfaſſer der letzteren, der mein vertrauteſter Freund iſt, täglich ſpreche.

Dieſer hiſtoriſchen Vorſtellung wage ich keine Bitte, als nur dieſe einzige, beizufügen: daß, wenn Ew. Wohlgeboren die Gewogenheit haben wollen, der einliegenden Recenſion einen Platz in der Allg. Lit. Z. zu vergönnen, Sie die Erſcheinung derſelben nicht verzögern möchten, weil ſonſt ihre fromme Abſicht, den Eindruck des gegenwärtigen Augenblickes zu verſtärken, ganz verfehlt wäre.

Der Anlaß meines heutigen Schreibens iſt nicht von der Art, wie ich mir längſt einen gewünſcht habe, Schützen dem Sprachforſcher, dem Weltweiſen, dem Manne, der mit Zungen redet, meine große Verehrung und meinen Dank für den mannigfaltig aus ihm geſchöpften Unterricht zu erkennen zu geben. Ich begnüge mich alſo für jetzt, dieſe Geſinnungen blos zu bezeugen, mit dem lebhaften und vollkommenen Bewußtſeyn ihres unveränderlichen Grundes. Den 31ſten Auguſt hatte ich die Ehre, an den Herrn Prof. Hufeland zu ſchreiben, und ihn um die Beſorgung eines Exemplars der Allg. L. Z. für den Miniſter v. Hompeſch zu bitten. Zugleich zeigte ich an, daß mir No. 61. der diesjährigen Lit. Zeit. fehle, und bat, mir dieſes Blatt, wo möglich, zu verſchaffen. Da es mir bisher nicht zugekommen iſt, ſo wende ich mich mit eben dieſer Bitte an Ew. Wohlgeboren, und würde Denenſelben nicht wenig verbunden ſeyn, wenn es Ihnen beliebte, meinem Mangel abzuhelfen.

Außer den Exemplaren der A. L. Z. für die öffentliche Bibliothek, Hompeſchen und mich, wird für 1789 noch ein viertes hierher beſtellt werden.

Wiſſen Sie kein Mittel, Ihrem Mitarbeiter, dem vortrefflichen Profeſſor Merrem in Duisburg, Subſcribenten auf ſeine Beyträge zur Naturgeſchichte zu verſchaffen? Es iſt doch ſchändlich, daß ein Mann wie dieſer ſo gar keine Unterſtützung findet. Ich thue an meiner Seite, was ich kann, indem ich wohlhabenden Leuten bedeute, was ihre Pflicht in ſolchen Fällen iſt. Mir deucht, wenn mehre daſſelbe thäten, es müßte von Erfolg ſeyn. Ew. Wohlgeboren ꝛc.

An Schütz den Sohn.

München, 7. März 1806.

Es ſind nun ſchon beynahe 3 Wochen, daß ich Ew. Wohlgeboren verehrtes Schreiben mit Beylagen erhielt. Krankheit, dringende Geſchäfte, allerhand Peinigungen haben mich verhindert, es früher zu beantworten, und auch heute kann ich es, leider! nur unvollſtändig.

Mit großem Vergnügen habe ich Ihren Hamlet geleſen, und will gern, was ich vermag, dazu beytragen, daß er hier aufgeführt werde. Der Director des hieſigen Theaters iſt Herr Babo. Bis jetzt habe ich ſeine Bekanntſchaft noch nicht gemacht; ich will ihn aber in der nächſten Woche beſuchen und ihm Ihren Hamlet bringen. Von unſerem Hoftheater haben Sie eine zu gute Meynung. Es iſt lange nicht mehr, was es unter der vorigen Regierung geweſen ſeyn ſoll, obgleich die jetzige viel mehr Geld darauf verwendet. Man ſpricht von neuen Maaßregeln, die auch in dieſer Abſicht getroffen werden ſollen. Ich hoffe wenig. Was ich von Herrn Babo höre, werde ich Ihnen treulich mittheilen.

Was Ihr Anliegen in Abſicht unſerer Bibliothek betrifft, kann ich Ihnen beſſere Nachricht ertheilen. Ich habe dem Herrn v. Aretin Ihren Brief zu leſen gegeben. Er wird es gern ſehen, wenn Sie ſich gerade an ihn wenden, und Ihnen auf alle Weiſe behülflich ſeyn; räth Ihnen aber, noch eine Zeitlang zu warten, bis der Theil der hieſigen Bibliothek, den Sie zu benutzen wünſchen, in Ordnung gebracht ſey. Man iſt gegenwärtig dabey, und entdeckt täglich neue, wichtige Sachen. Für das Geſchenk Ihres Grundriſſes ſtatte ich Ihnen meinen verbindlichſten Dank ab. Ich habe gegenwärtig nichts, das ich Ihnen dagegen anbieten könnte, als die hiebey kommenden zwey Exemplare der kurzgefaßten Theorie der Mnemonik meines Freundes Aretin. Sie behalten das eine, und ſind ſo gütig, das andere Ihrem vortrefflichen Herrn Vater, dem ich mich beſtens zu empfehlen bitte, in Aretin's und meinem Namen zu überreichen.

Mit vollkommenſter Hochachtung ꝛc.

München, 30. April 1810.

Mein verehrteſter Freund! — Sie erlauben mir dieſe vertrauliche Anrede — Ich habe einige Sorge wegen des Briefes, den ich Ihnen am 10ten März geſchrieben habe. Wenn er Ihnen nicht zugekommen wäre, was müßten Sie von mir denken, wie undankbar müßte ich Ihnen erſcheinen?

Auf den Fall, daß jener Brief verloren gegangen wäre, ſende ich Ihnen einen Auszug aus einem andern Briefe, der einen Theil des Geſchichtlichen enthält, was ich Ihnen damals meldete, und noch etwas, über die Losſagung des Bar. v. Aretin vom Morgenboten.

An dem Verſchwinden einiger öffentlichen Blätter auf dem hieſigen Muſeum zu der Zeit, da ich Ihnen ſchrieb, hat die Polizey keinen Antheil gehabt. Dieſer Dieberey iſt auch gleich darauf geſteuert worden.

Unſere Sache ſteht gut. Wäre nur erſt der Miniſter wieder da; wir erwarten ihn jetzt ſtündlich.

Carl Ammon und einige andere des Gelichters ſind gefänglich eingezogen worden.

Eine große Bitte habe ich an Sie. — Sorgen Sie für eine gründliche Beurtheilung der ſo eben erſchienenen ſyſtematiſchen Anleitung zur Theorie (!) und Praxis der Mnemonik von dem Hrn. v. Aretin in Ihrer Literatur-Zeitung. Aus dieſem Werke kann der Mann noch beſſer dargeſtellt werden, wie er iſt, als aus ſeiner Literatur der Baierſchen Geſchichte, die bereits in der Jenaiſchen Zeitung einen recht wackern Recenſenten gefunden hat. In der hieſigen Obd. Lit. Zeit. ſind beyde Bücher als Wunder der Zeit ausgerufen worden, und wie bekannt, kommt der Glaube von der Predigt.

Ich ſchreibe dieſe wenigen Zeilen im Fluge. Nächſtens mehr!

Mit der aufrichtigſten Verehrung und der herzlichſten Ergebenheit ꝛc.

v. Jakob.

St. Petersburg, $\frac{\text{27. Febr.}}{\text{10. März}}$ 1812.

„Ihr Brief, mein würdiger Freund, den ich von Ihrem Herrn Sohn erhalten habe, hat mir große Freude gemacht und noch mehr, daß ich daneben Gelegenheit fand, mich von Augen- und Ohrenzeugen von Ihrem Leben und Weben, und von vielen andern geliebten Freunden in Halle unterrichten zu laſſen. Wie freue ich mich, daß Sie ſich unter allen den politiſchen und unpolitiſchen Stürmen und Ungewittern ſo wacker halten! Man hätte wahrhaftig glauben ſollen, Ihr Geiſt hätte ſchon genug zu thun gefunden, um Ihren ſo fragilen Körper ſo lange an ſich zu halten. Aber wahrlich er hat es mit noch ganz andern Gegnern zu thun gehabt, als mit den Dämonen, die ſich Ihres Unterleibes ſo lange bemächtigt hatten. Das jetzt herrſchende böſe Princip hat die ganze Atmoſphäre mit ſo viel phyſiſchen, moraliſchen und politiſchen Uebeln erfüllt, daß wenige Geiſter ſtark genug ſind, davon nicht erſtickt zu werden. Und wahrhaftig um Sie und Ihr Haus hat ſich eine gute Schaar gelagert, und ich bewundere Sie, daß Sie bey alle dem Necken, Zwicken und Quälen Ihre Laune und Ihren Muth nicht verloren haben. Das heißt Philoſophie! — Wie es mir in Petersburg gegangen iſt und noch geht, davon haben Ihnen mein Bruder und Maaß wohl von Zeit zu Zeit Nachricht gegeben. Ich könnte mit meiner ökonomiſchen und politiſchen Lage hier recht ſehr zufrieden ſeyn, wenn die Stürme von Süden und Weſten nun nicht auch Norden und Oſten bedroheten.

Ich habe jetzt zwey Plätze hier, beyde von Niemandem abhängig als von den Miniſtern unmittelbar, denen ich in die

Hand arbeite. Beyde beſchäftigen mich mit Arbeiten, die meinen bisherigen analog ſind. Denn in dem einen ſoll ich einen Criminalcodex entwerfen, in dem andern Memoire und Gutachten über Finanzangelegenheiten entwerfen. Keine von beyden Stellen iſt mit Verantwortlichkeit verknüpft. Denn ich gebe nur Rath, womit man dann machen kann, was man will. Ueber Finanzbeſchäftigungen herrſcht natürlich Amtsſtille: aber über die Beſchäftigungen der Geſetzcommiſſion ſchreibe ich Ihnen einmal etwas ausführlicher für die Literatur-Zeitung. — Schon längſt habe ich Ihnen einmal etwas über die ruſſiſche Literatur ſchreiben und einiges was es verdient und was hier erſchienen iſt, anzeigen wollen. Aber Sie können kaum glauben, wie ſympathetiſch der Hyperboreismus wirkt, und wie langſam ſelbſt die rüſtigſten Schriftſteller hier ans Schreiben gehen. Aber dennoch werde ich Wort halten; ich werde Ihnen eine Anzeige von den im Druck erſchienenen neuen Organiſationen der innern Regierungszweige ſchicken.

Von Ihren Kindern werden Sie wohl ſchon Briefe von hier aus haben. Beyde erhielten bey dem geſchmackvollen Publico auch hier den verdienten Beyfall. Sie ſpielen heute zum zweytenmal (Octavia) — meine ganze Familie iſt dort — und zwar im Parterre, weil Logen und geſperrte Plätze ſchon früh um 6 Uhr fort waren. Ich allein bin zu Hauſe, weil ich ſo früh, als man ins Parterre fahren muß, um gute Plätze zu bekommen, nicht mit wollte. Dafür ſchreibe ich an Sie. Die mimiſchen Vorſtellungen werden nächſte Woche angehen, und ich hoffe, daß Ihr Hr. Sohn und Frau Tochter mit ihrem hieſigen Aufenthalte zufrieden ſeyn werden. Sie haben uns einige Mal das Vergnügen gemacht, bey uns zu ſeyn, und meine Frau hatte ſich ausdrücklich vorgenommen, ſie mit ſolchem Kuchen zu regaliren, als uns Ihre Frau Gemahlin mit auf den Weg nach Charkow gab, und es auch glücklich ausgeführt.

Ihr Herr Sohn hat gegen mich den Gedanken fallen laſſen, als ob Sie unter den jetzigen Umſtänden nicht abgeneigt wären, ſelbſt nach Petersburg zu kommen, beſonders wenn er ſelbſt ſich etwa hier etablirte. Aber ich bitte Sie, mein Freund, dieſen Gedanken ſehr wohl zu überlegen, ehe Sie ihn ausführen. Zuerſt müſſen Sie erwägen, daß Gelehrſamkeit in Rußland, ob man ſie gleich zuweilen ganz gut bezahlt, in der öffentlichen Meinung nichts gilt, und es iſt keine Kleinigkeit, einen die ganze Lebenszeit hindurch mühſam errungenen Werth ſo mit einem Mal zu nichts herabgewürdigt zu ſehen. Petersburg iſt noch der einzige Ort, wo ein Ausländer in Rußland glücklich leben kann; in allen übrigen Theilen geht ihm ſogar ſein Witz verloren. Denn er kann nicht mit ſprechen. Hierzu kommt, daß eine Veränderung des Clima's in Ihren Jahren ſehr bedenklich iſt, und daß ſelbſt die Reparation des dabey unvermeidlichen Verluſtes gar nicht mehr erwartet werden kann. Dauern Sie alſo lieber aus, wo Sie einmal ſind. Ich habe in Rußland, wie Jedermann ſagt, ſehr viel Glück gemacht — ich habe viel Geſchenke erhalten, und doch hat alles dieſes bis jetzt noch nicht zugereicht, um die Aufopferungen, welche mir jene Veränderung koſtet, ganz zu vergüten. Selbſt ökonomiſch betrachtet, würde ich mich vielleicht eben ſo wohl befinden, wenn ich in Halle geblieben wäre. Doch habe ich meinen Entſchluß, Halle zu verlaſſen, nie bereuet. Ich habe viele und große belehrende Erfahrungen gemacht, und — habe das Hinwelken und den Jammer meines geliebten Halle nicht mit Augen anſehen müſſen; beydes ſehr bedeutende Vortheile für mich. Empfehlen Sie uns Alle Ihrer Frau Gemahlin beſtens, ſo wie meinen übrigen Freunden, die meiner gedenken. Mit innigſter Achtung der Ihrige ꝛc.

Halle, 30. Auguſt 1826.

Verehrter Freund! Ich habe Sie vom Scheiterhaufen gerettet! Der Holzſtoß war ſchon fertig, die Fackeln brannten, und der Ketzer ſollte gebraten werden, hätte ich nicht Ihre heilloſen Lehren widerrufen oder vielmehr gar nicht zu Tage kommen laſſen. Ja ja, ſo iſt es! Ihr Programm, um ernſthaft zu reden, wollte kein theologiſcher Cenſor auf ſich nehmen. Man fand es beſonders ganz unſchicklich, daß der Inhalt durch den Mund der Univerſität an einen rechtgläubigen Lehrer als Gratulations-Schrift ergehen ſollte; man bemerkte, daß ſchon Ihre Salzſäule in Berlin großen Scandal erregt und an Witzleben und den Prorector mißbilligende Reſcripte ergangen und die Verhütung ähnlicher Erſcheinungen geboten worden wäre, und daß aus der Publication Ihrer Schrift unangenehme Folgen für Sie und Vorwürfe für die Univerſität erwachſen möchten. Daß Knapp ſelbſt eine ſolche Schrift höchſt mißbilligend aufnehmen möchte ꝛc. ꝛc. Unter ſolchen Umſtänden hielt ich es fürs beſte, die ganze Schrift quaest. zu ſupprimiren und bloß das Titelblatt als Anſchlag zu publiciren, und auf dieſe Weiſe allem Aerger und Scandal zuvorzukommen. Dieſes melde ich Ihnen, damit Sie wiſſen, was vorgefallen iſt. Hochachtungsvoll und mit dem Wunſche, daß Sie in Leipzig eine fröhliche Meſſe haben und recht geſund und wohl zu uns zurückkehren, Ihr ꝛc.

Iffland.

Mannheim, 26. Sept. 1786.

Sehr viele Ehre erzeigt mir Ihr gütiges Schreiben vom 22. d. M., da es mir den ehrenvollen Auftrag giebt, durch mein Beſtreben der A. L. Z. nützlich zu werden.

Mit Vergnügen übernehme ich ein Geſchäft, das mich für die Schauſpielkunſt, die mir ſo ſchätzbar iſt, thätiger macht.

Was die Stücke der Ausländer anbetrifft: ſo kann ich mich allein auf die Franzöſiſchen und zwar nur in ſofern einlaſſen, als ſie von theatraliſcher Wirkung an und für ſich, und dann vorzüglich auf *unſern* Bühnen ſeyn werden. Eine Ueberſetzung kann ich nur als Schauſpieler und Verfaſſer, nicht als Grammairien beurtheilen.

Die A. L. Z. zeichnet ſich vor andern durch die Würde des Tons, durch die Ermunterung angehender Talente, durch die Urbanität, — die wohl manchem vaterländiſchen Journale abgeht — ſo verehrungswürdig aus, daß ich in dieſem Gefühl nichts ohne die genaueſte Sorgſamkeit niederſchreiben kann.

Die Sturm- und Drangſtücke haben den Geſchmack am Einfachen, Wahrerhabenen, faſt von unſern Bühnen verdrungen. Das Gemiſch verſchiedener Eigenheiten, unglücklich nachgeahmt, hat im Komiſchen, ſtatt des nur etwas *Vernachläſſigteren*, das *Ungezogene* eingeführt. Daß dieß verbannt ſeyn möchte — iſt der Wunſch der Gebildeteren im Publikum, wie der beſſeren Künſtler.

Nach dieſem Glaubensbekenntniſſe bemühe ich mich zu handeln, und glaube, daß dieſe Grundſätze, in den ſchönen Künſten angewandt, die Sitten wirkſam veredeln.

Ich erwarte Ihre geneigte Erklärung, wie oft ich ungefähr von meiner Arbeit Ihnen einſenden darf, und wie überhaupt die Bedingungen und Einrichtungen dieſes Inſtituts ſind.

Mit wahrer Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn ꝛc.

An Schütz den Sohn.

Berlin, 6. Jan. 1800.

Ihre geiſtvolle Bearbeitung des Hamlet, auf praktiſche Kenntniß der Bühne gegründet, hat mir herzliches Vergnügen gewährt; ſo wie das ehrenvolle Andenken, welches Sie mir zu widmen die Güte gehabt haben.

Meine verſpätete Antwort entſteht aus der Verlegenheit, daß ich nicht im Stande bin, jetzt dieſe Bearbeitung auf die Bühne zu bringen und daß ich dieſe widrige Begegnung Ihrer Verwendung mit Mißgefühl empfinde.

Der ältere Schröderſche Hamlet war in jedes Schauſpielbeſuchers Sinn und Kopfe, als der Schlegelſche erſchien, die Schauſpieler lernten mühſamſt um, eine ausgewählte Zahl nahm an dem Verſatz Theil, der Menge blieb es nicht mehr als eine veränderte Lesart und das Unternehmen — für ein täglich produzirendes, *ſpeculatives* Werk, kein kleines Unternehmen — blieb ohne Erfolg.

Wäre dieſe Ihre Bearbeitung vor der Schlegelſchen erſchienen, ſie würde allerdings Erfolg gehabt haben. Aber nun iſt es nicht thunlich, auf die mühſame Einlernung abermals drey oder faſt vier Wochen bey dem Mißwillen der Lernenden zu verwenden.

Dies würde derſelbe Fall mit Lear und Mackbeth, wie mit Othello ſeyn, weshalb ich ſchon bey Mackbeth der Schillerſchen Bearbeitung entſagen mußte.

Iſt einem deutſchen Publikum die Fabel eines bedeutenden Stückes erſt bekannt und ſo bekannt, daß das Szenarium ihm geläufig iſt — wo iſt für eine Abänderung der Sinn, welcher den Aufwand von Zeit, indem den Kaſſen der Gewinn der Neuheit abgeht, nur einigermaßen erſetzte?

Dieſe Mittheilung hat etwas Niederſchlagendes und Sie empfinden gewiß, daß man, ſelbſt bey mäßigem Kunſtſinne, nicht eilt ſie zu geben. Endlich dringt die Nothwendigkeit ſie mir ab, der ich, für mein Theil, entgegengeſetzt denke, jedoch der Obergewalt der Umſtände weichen muß.

Die Hausfreunde werden Oſtern noch nicht gedruckt, da bey der Lage der Dinge in Deutſchland Hr. Göſchen nicht drucken kann.

Die Literatur-Zeitung von Jena hat in frühern Zeiten mehrere meiner Arbeiten, deren Fehler ich gern angezeigt hätte ſehen wollen, um mich zu bilden, mit Bitterkeit und herabwürdigendem Spotte behandelt; wie Eliſe, Dienſtpflicht ꝛc.

Ich habe nichts dagegen geſagt und nach jener Erfahrung nicht eben mehr erwartet.

Ich wünſche, daß die Engliſche Literatur Ihnen Luſtſpiele von Bedeutung verſchaffen möchte, deren Behandlung der deutſchen Bühne Gewinn bringen könnte.

Es würde mir Vergnügen machen, Ihnen dann mit jeder Bereitwilligkeit entgegenzukommen, die ich für Ihr Talent und Ihren Willen empfinde.

Mit wahrer Achtung Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Berlin, 28. Juny 1806.

„Verehrter Freund! In Magdeburg und umliegenden Orten iſt mir der Antrag geworden, Werners Schauſpiel die Weihe der Kraft — Luthers Reformationsgeſchichte — als Vorleſung zu geben. Dabey komme ich auf die Idee, Ihre Meinung und Beſtimmung zu wiſſen, und zu erbitten, ob dieſe Vorſtellung in Halle thunlich ſeyn könnte! Ich verſtehe darunter, iſt ein Locale dort, was eine Menſchenmaſſe faßt, die gegen 200 Thaler trägt — und iſt ſo viel Antheil zu erreichen?

Denn wenn das nicht iſt, muß die ganze Sache nicht ſeyn. Darüber geben Sie mir nach Ihrer Art und Sachkenntniß Ihren Rath ſo offen und unbefangen, wie ich, wenn Sie eine ähnliche Frage an mich thäten, ihn geben würde. Entſchuldigen Sie die Behelligung. Die Zeit wäre gegen den 11ten Auguſt.

Mit wahrer Hochachtung Ihr ꝛc.

Berlin, 7. Jul. 1806.

„Herzlich danke ich für Ihren theilnehmenden gütigen Brief und überlaſſe Alles Ihnen, wie Sie es gütig einleiten. Nicht in Lauchſtädt, ſondern in Halle wünſche ich zu leſen. Das größere Auditorium iſt das beſſere und die größere Anzahl der Subſcribenten die beſſere.

Kein Eingang, keine Muſik, keine Charlatanerie, nur bloß die Sache. Der Anfang ſechs Uhr pünktlich, das Ende halb — etwa 8 Uhr. Zwiſchen jedem Akt drey, fünf Minuten Halt, und ein Nebenzimmer für mich allein, wo ich indeß hingehe. Der Tag etwa der 10te oder 11te Auguſt. — Können Sie mich dann ſo ſtellen, daß ich keine Viſite machen muß, ſo iſts mir armen Eilenden Gewinn. Wollen Sie mich den Polizey-, akademiſchen Senats- und Gouvernements-Konzeſſionen entziehen? Das wäre ſehr gütig!

Vergeben Sie meine Andringlichkeit dem Vertrauen und laſſen Sie ſich die Sache empfohlen ſeyn. Ich bitte um etwas Antwort. Ihr ꝛc.

Berlin, 19. July 1806.

Ich danke Ihnen herzlich für die freundſchaftliche Bereitwilligkeit, welche Sie in meiner Angelegenheit zu bezeugen die Güte haben. Ganz beſtimmt kann ich Ihnen nunmehro melden, daß ich am 9ten Auguſt in Halle leſen kann, am 11ten Auguſt in Deſſau, am 13ten Auguſt in Magdeburg, worauf ich den 16ten Auguſt in Braunſchweig ſpielen werde.

Ich habe in Deſſau, Gotha und Magdeburg es ſo eingeleitet, daß die Ankündigung meiner Recitation nicht unmittelbar durch mich ſelbſt, ſondern durch Andere beſorgt wird. Sie erlauben mir, daß ich Ihnen ein Schema davon beylege, wie dies geſchieht. Ich überlaſſe es Ihnen, auf welche Weiſe Sie es am ſchicklichſten einleiten wollen, ſo etwas auf ähnliche Art zu veranſtalten. Wenn Sie es ſo genehmigen, werd' ich Ihnen binnen acht Tagen die nöthigen Billets ſchicken, welche die Herren Subſcribenten gegen Bezahlung empfangen.

Von Ihrem ſehr gütigen Anerbieten, in Ihrem Hauſe zu wohnen, ſollte ich mich ſchämen Gebrauch zu machen, da ich, meine Frau und mein Begleiter Ihnen läſtig werden müßten, und da ich ohnehin Ihr Wohlwollen ſchon ſo ſehr in Anſpruch genommen habe. Ein Grund mehr warum ich es aber bekenne, daß ich es Ihnen herzlich verdanke, iſt die Stille und Ruhe, welche ich dann blos in dem Cirkel Ihrer Familie freundſchaftlich zu genießen hoffe. Der kurze Zeitraum, in den ich gedrängt bin, die körperliche Anſtrengung, welche mit dem ganzen Unternehmen verbunden iſt, verbieten mir alles Geräuſch, Ermüdungen, Dinée's, Beſuche ꝛc.

Glauben Sie, daß der Saal groß genug iſt, ſo würde es den Effekt ſehr erhöhen, wenn vor Anfang des Leſens der vom Capellmeiſter Weber in Muſik geſetzte Choral „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" mit Muſik, jedoch ohne Geſang gegeben würde.

Mit zerſchnittenem Finger und herzlichen Dank Ihr ꝛc.

Berlin, 26. Jul. 1806.

Ihr Wohlwollen in meiner Sache beſchämt mich eben ſo, wie es mich erfreut.

Ich reiſe den 7ten ab, hoffe den 8ten 3 Uhr dort zu ſeyn und leſe unfehlbar das ganze Stück. Ich leſe den 9ten. Beſtimmen Sie, ob um 6, ob halb ſechs Uhr. Ich bitte um die Muſik und Zwiſchenſätze bey jedem Akt. Die Koſten ſind gering. Die Muſik folgt gleich. Aber Poſaunen ſind dazu nöthig. Da ich den 11ten in Deſſau leſen muß, denke ich den 10ten eilf Uhr aus Halle zu reiſen.

Ermüden Sie nicht und — das bitte ich — geben Sie mir Gelegenheit, mich Ihnen auch ſo zu beweiſen, wie Sie mir ſich gütig beweiſen, wovon ich ganz durchdrungen bin.

Ich lege Ihnen einen Zettel bey. Finden Sie es gut, ſo laſſen Sie in gewöhnlich Octav denſelben drucken, daß er, natürlich mit Weglaſſung unſerer Schauſpieler-Namen, gedruckt und Jedem, der ein Billett nimmt, gegeben werde. Man ſetzt dann unter dem Titel:

„Perſonen, welche in dieſem Schauſpiel vorkommen."

Nun erhalten Sie noch einen Brief von Ihrem ꝛc.

Magdeburg, 14. Auguſt 1806.

Indem ich nach Braunſchweig abgehen will. Auf dem ganzen Wege war die Lieblichkeit und Güte Ihres Hauſes unſer Wettgeſang! Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie ſehr wir dankbar Alles, was Sie uns ſind, empfinden.

Sagen Sie ein Wort von meinem Dortſeyn in der Zeitung. Da aber ſo Viele zu Berlin gegen Werner auftreten, ſo ſagen Sie das, was gegen das Stück zu ſagen iſt, nur vorſichtig, nur angedeutet. Wir ſind ſo kalt, die Kritik dient dem Pöbel nur zur Steinigung und das Genie gedeihet nur im Sonnenſtrahle!

Von Braunſchweig mehr. Hrn. Reichardts Bücher ſenden Sie gefälligſt

„An die Direction des Königl. National-Theaters zu Berlin."

Von ganzer Seele Ihr ꝛc.

Berlin, 7. März 1807.

Was mein reger Wille mit dem Almanach gewollt, hat Ihre Gutheit als gethan behandelt, und mich in der That recht beſchämt; denn — das Unverdiente kann nicht ganz erfreuen. Doch haben ſie zur höchſten Sorgfalt für die Folge mich verpflichtet und haben mich — der leichter zurückgeſcheucht iſt, als Sie vielleicht glauben, aufgemuntert. Dank!

Sie haben eine ſo gelehrte und doch empfundene Kenntniß der Bühne, daß Ihre Frage, ob ſie dem Gange der Kunſt richtig gefolgt ſeyen, mich, der ich über das Kunſtweſen mehr empfinde, als davon reden kann — wahrhaft in Verlegenheit ſetzt, da ich Ihnen nur ſagen kann, daß Ihre tiefe und ſchöne Kenntniß mich mit Achtung und gerechtem Zweifel an dem — ob ich noch darüber ſchreiben ſoll — erfüllt, und eine Zeitlang beunruhigt hat.

Von dem Uebrigen — von Wien — von hier — von der Theaterzukunft — was ſoll ich Ihnen ſagen? Ich müßte Ihnen ein Buch ſchreiben, wollte ich mich ausſchreiben? — Das Wiener Parterre iſt das lebendigſte in Deutſchland! Dies iſt für den Künſtler genug. Ich weiß es. Aber — der Director? — und der Künſtler nahe an 50? Dieſe, und — der Proteſtant? haben, iſt der erſte Rauſch verflogen mit dem übrigen Wien — das iſt — mit dem Geiſte der Regierung, mit der Nobleſſe, mit der, dort ſo allwaltenden — ganz eignen — Kammerdienerwelt — zu thun; Das — lieber Freund! liegt wie ein Gebürge mir auf der Bruſt!

Außerdem iſt der König mein ſo überaus wohlwollender Herr, hat in zehn Jahren nie ſeine Geſinnung gegen mich geändert, hat, (Er allein!) gegen ſo manche Anfälle der Plattheit, mich, oft mir unbewußt, ruhig und feſt gehalten, daß ich es, was ich auch auf das Spiel zu ſetzen habe, nicht möglich machen kann, über unglückliche Monate, die ſchönen Jahre, die Er, ſo viel an Ihm lag, mir gegeben hat, zu vergeſſen!

Dazu kommt noch, daß, ſo friſch und innig ich auch für die Kunſt lebe; ſo ermüdet bin ich von der Direction. Und ich ſollte eine neue Direction, den Kampf mit Allem — was ich zu Wien kenne — leichthin aufnehmen? — Immer war Ruhe, ein kindlich ſtilles Seyn mein Sehnen. Die Kunſt zog mich in die Welt, und das übertrug ich nur im Hoffen, daß doch wohl noch ein ruhiges Walten der Kranz werden möchte, den das Kunſtleben mir erringen möchte!

Der Fieberſchauer, in dem die Welt kreiſet, hat dieſen lichten End-Punkt ausgelöſcht und ich fluthe hin und her ohne zu wiſſen wohin.

Sollte das Band hier reißen — ſo möchte ich eine kleine, ſtille, ruhige Exiſtenz. Ein lebendiges Kunſtleben, deutſchen Fleißes und ohne Aufheben, gelohnt im Verkehr mit Wenigen. Keine große Welt, keine Direction; keine Täuſchung von dem Traume, womit ſich nur die volle Kraft gegen die Eisſchollen ſtemmt und durchbricht. — Meine Kraft iſt, ich erſtaune darüber, noch bedeutend genug, um für die Kunſt als Künſtler, was nicht Gemeines zu thun.

Aber, um wieder das Leben — als Kaufmann, als Treiber, als Dirigent und Executor, als Wucherer und Künſtler, als Jude und Schöngeiſt, als Formaliſt und leichten Sinnes waltender Menſch — um dieſes Leben noch einmal neu beginnen zu wollen — fehlt mir mehr der Wille, als der Muth.

Ich verließ das Theater zu Gotha, mit ſeinem Ende; das zu Mannheim hat mein jugendliches Treiben und Dalbergs Beharren erſchaffen. Ich mußte es dahinwelken ſehen.

Hier habe ich — ja! ich darf das ſagen — herkuliſche Arbeit gethan, um eine Zunftbude in ein akademiſches Weſen zu verkehren. Das Werk war ſichtbar geworden.

Die es heben konnten, die Gelehrten, haben mein Thun ſtets zertreten; weshalb? das weiß ich nicht. Mein Muth iſt geblieben. Nun hat der Krieg die Saat in den Boden geſtampft.

Wird etwas wieder aufgehen — wieviel — wann? oder wird es völlig Nacht werden und ein klagender Geiſt über der Tiefe ſchweben? — wer weiß das?

Meine Bürger- und Amtspflicht fordert von mir, auszuharren; bis die allgemeine Stimme mich loszählt und erklärt — „nun kann er nicht mehr.“

Mit dieſem Sinne verkehre ich raſch und — bin ſchweren Herzens — ſo thätig, als ob Alles niemals ein Ende haben könnte. Wie weit ich reichen werde, weiß ich nicht: aber das weiß ich, niemals ſoll man von mir ſagen können: „er wußte die Aufopferungen nur gut zu ſpielen, aber keine zu bringen.“ Von Herzen der Ihre — mit liebevollen Grüßen an alle Ihren — ꝛc.

Juſti.

Marburg, 27. Aug. 1800.

Verehrungswürdigſter Herr Hofrath! Schon längſt wollte ich Ihnen für die angenehme Unterhaltung danken, die Sie mir durch Ihre trefflichen Beantwortungen der Schlegel-Schellingſchen Ausfälle gewährten; denn dieſe Art fährt nicht aus, als durch bittere Ironie; immer aber unterblieb mein Schreiben, weil ich gern die von mir, mit des Verfaſſers Genehmigung, veranſtaltete Sammlung der Käſtnerſchen Sinngedichte und Einfälle mitſchicken wollte. So eben iſt ſie fertig geworden, und ich eile, ſie Ihnen zu übergeben. Möge ſie Ihnen ein angenehmes halbes Stündchen machen. Mehr als 40 darin enthaltene Stücke waren bisher noch nicht gedruckt. Daß ſich Käſtner nicht immer gleich blieb, iſt natürlich. Indeſſen tragen doch viele Stücke das Gepräge wahren Witzes. Auch die Ich-Lehrer ꝛc. erhalten ihr Theil. Ihnen darf ich's wohl ſagen, daß der ſel. Böhmer zu Göttingen den S. 114 gerügten Schnitzer machte, S. 149 Mauvillon gemeint ſey, S. 233 Schlözer'n, S. 237 Richter'n betreffe, ꝛc. Wollen Sie eine kurze Anzeige dieſer Sammlung in die A. L. Z. beſorgen, ſo ſoll mich's freuen. Ich hätte noch manches aus Käſtners Briefen mittheilen können, allein es war zu perſönlich, und ich mochte nicht gern Jemanden kränken. Was mir jedoch Käſtner ſelbſt gab, durfte ich kühnlich drucken laſſen.

Leben Sie wohl, edler Freund! Mit reinſter Verehrung der Ihrigſte ꝛc.

An Schütz den Sohn.

Marburg, 18. Oct. 1807.

Mit vielem Vergnügen habe ich die 2 erſten Bände Ihrer epigrammatiſchen Anthologie geleſen, und ſehe mit Freude den folgenden entgegen! — Schwerlich werden Sie in 4 Bänden das Ganze beſchließen; aber recht ſehr wünſche ich auch, daß dieſe Sammlung nicht zu bändereich werden möge. Die Haug- und Weißiſche Sammlung ſcheint ſo bändereich, als die Matthiſſonſche, werden zu ſollen. Ueber die Mängel der letzten, bey ihren ſonſtigen anerkannt großen Vorzügen, habe ich mich an einem andern Orte erklärt. Man hat zu viel des Mittelmäßigen aufgenommen und zu viel des Trefflichen weggelaſſen. Da Sie jetzt bald an den verſtorbenen Dichter Engelſchall kommen werden, den der ſel. Käſtner für einen ausgezeichneten Epigrammatiſten hielt, ſo bin ich ſo frey, Sie auf ein vorzügliches Sinngedicht aufmerkſam zu machen, das nicht in ſeiner Gedicht-Sammlung, ſondern nur in einem frühern Göttinger Muſenalmanach ſteht. Es iſt folgendes:

Philiſtis. *)

Dein Königreich und deine Kriege,
Mit wem? und wo? und deine Siege,
Und deine Tugend, und dein Herz —
Deckt ſchwarze Nacht in unſern Tagen:
Dein Bild, der vier beſpannte Wagen,
Mit dem Φιλιστιδος — in Erz
Geprägt — ſind auf die Nachwelt kommen!
Glich alles denn, dein Königreich, dein Muth,
Und was du jemals unternommen,
Dem, was manch deutſcher Fürſt für deutſche Muſen thut? —

In der erſten Handſchrift, die ich ſah, hieß die letzte Zeile noch kräftiger: „Dem, was ein deutſcher Fürſt ꝛc." Ein anderes Sinngedicht von Engelſchall, welches in ſeiner Gedicht-Sammlung auch fehlt, heißt:

An **.

Du reicheſt mir, obgleich im Scherze,
Den Neſſelkranz, und frägeſt: „Ob er ſchmerze?"
Die Wunde meiner Stirn iſt bloßer Sinnentrug;
Die aber ſchmerzet mich, die mir dein Auge ſchlug!

Mehrmals aufgefordert, zum Theil von achtungswerthen Dichtern, werde ich nun auch bald eine kleine Sammlung meiner zerſtreuten Gedichte herausgeben. Von etlichen hundert habe ich etwa 80 ausgewählt und ihnen die möglichſte Feile gegeben. Der unvergeßliche **Bürger** gönnte dem erſten Liede des 14jährigen Jünglings eine Stelle in dem **Göttinger** Muſenalmanach vom Jahr 1782. Die meiſten meiner ſpätern Gedichte wurden in die folgenden Jahrgänge der Göttinger Blumenleſe, in **Wieland's** deutſchen Merkur und in einige andere Journale und Taſchenbücher eingerückt.

Ich habe manchmal die Idee gehabt, eine Reviſion der **Göttinger** Blumenleſe in den letzten 15 Jahren zu liefern —

---

*) Eine unbekannte Königin, deren ehemaliges Daſeyn ſich bloß aus alten Münzen beweiſen läßt. Dieſe Münzen zeigen auf der einen Seite ihr Profilbildniß, auf der andern aber einen Triumphwagen, von einer Victoria geführet, mit der Beyſchrift: *Βασιλισσας Φιλιστιδος*. Die Geſchichte ſchweigt von dieſer Königin gänzlich. Einige vermuthen, ſie habe die Inſeln Koſyra und Miletos beherrſcht.
Anm. d. Verf.

vielleicht wäre ſie Ihrem würdigen Herrn Vater für die Allg. Lit. Zeit. nicht unwillkommen, da ich hierin ſchon ziemlich vorgearbeitet habe? — vielleicht übernehmen Sie ſelbſt eine ſolche Reviſion? — Auf jeden Fall ſetzt ſie Muße, Liebe für das Geſchäft und große Unbefangenheit voraus.

Sie wollen, mein Lieber, eine Geſchichte der deutſchen Poeſie ſchreiben. Ein Werk, das uns in ſeinem ganzen Umfange noch fehlt. Dann geben Sie uns wohl auch ſichere Aufſchlüſſe über Joh. Grob, der ſchon im Jahr 1697 geſtorben ſeyn ſoll, von dem ich aber eine Gedichte-Sammlung unter dem Titel: Poetiſches Spazierwäldlein 1700 beſitze, welches doch die erſte Ausgabe zu ſeyn ſcheint. Der Verfaſſer nennt ſich hier Reinhold von Freienthal. Ein Gedicht auf ſich ſelbſt ſteht S. 148. Ich ſetze es hierher:

Ueber Johann Grobens Verſuchgabe.

Wir vernehmen nicht, Herr Grob, daß man um die Vorſchmacksbiſſen,
So uns deine Koſtlils zugericht, ſich ſtark geriſſen;
Weil vielleicht man in denſelben keines Zuckerſafts gewahrt;
Sonſten hat die junge Köchin Salz und Pfeffer nicht geſpart.

Leben Sie wohl! Ihrem vortrefflichen Herrn Vater, bey dem ich ſo oft im Geiſte bin, empfehle ich mich angelegentlichſt. Vielleicht habe ich ihm die angenehme Anzeige von Käſtners Epigrammen (2te Samml.) und Engelſchalls kleinen Schriften zu verdanken? Hochachtungsvoll Ihr ꝛc.

Marburg, 24. Nov. 1807.

Mein innigſt verehrter Freund! Laſſen Sie uns künftig, wenn ich bitten darf, den mir ſo angenehmen Freundes-Namen ohne alle weitere Umſchweife gebrauchen! Herzlich erfreut war ich über Ihren lieben Brief, und ich ſtatte Ihnen dafür den wärmſten Dank ab! —

Ihre epigrammatiſche Anthologie wird, was auch die Herren Haug und Weißer darüber ſagen mögen, dennoch ihren erwünſchten Fortgang haben, und das Verdienſt derſelben von dem beſſern Publikum anerkannt werden. Wenn jene beyden Herren, denen ich übrigens ihr Verdienſt nicht abſprechen will, ſo fortfahren, wie ſie angefangen haben, und neben manchem Guten auch ſo viele mittelmäßige Einfälle geben werden, ſo dürfen wir ſicher auf 12 — 16 Bände rechnen. Und wer mag eine ſolche Epigrammen-Bibliothek? — Gerade das wird die Ihrige heben, wenn Sie etwa in 6 Bänden das Ganze vollenden, keinen guten Epigrammatiſten übergehen, aber von jedem nur das Auserleſenſte mittheilen. Mit Vergnügen werde ich aus meinem kleinen literariſchen Vorrathe mittheilen, was ich habe; um dies aber ſicher und vollkommen thun zu können, wünſchte ich, daß Sie die Güte haben möchten, mir vom 4ten Bande an bis zum Ende der Sammlung nur die Vor- und Zunamen der Epigrammatiſten, nebſt deren Geburts- und Todesjahren, in der Ordnung, wie Sie ſolche auf einander folgen laſſen wollten, zuzuſchicken. Hier kann ich ſogleich ſehen, wen Sie ſchon haben und welche Verfaſſer allenfalls noch fehlen. Von den letztern werde ich ſodann nicht nur Notizen, ſondern auch einige der beſten Epigramme mittheilen. Von den Xenien würde ich nur wenige, nur die geiſtreichſten, aufnehmen, denn manche ſind lahm in Gedanken und Ausdruck. Vielleicht bin ich ſo glücklich, noch einiges ſuppliren zu können, was Ihnen fehlt. Und dies ſollte mich herzlich freuen, da ich mich gleich anfangs für Ihre Anthologie intereſſirt habe. Den Clodius werden Sie wahrſcheinlich ſchon haben? von ihm fiel mir neulich folgendes Epigramm in die Hände:

Der Antiquar.

Man ſchwört bey Ottons Kopf; warum nicht bey dem ſeinen?
Ja, er iſt im Verdacht, er habe ſelber keinen.

Sie haben es gütigſt verlangt, daß ich Ihnen einige Epigramme von mir zuſenden möge. Dies geſchieht denn in der Anlage, und dieſe Paar Epigramme werden auch nicht viel Raum wegnehmen. Sie ſind übrigens alle im Geſchmack der griechiſchen Anthologie verfertigt. Die kurze, voranſtehende Notiz iſt Ihnen vielleicht auch nicht unangenehm.

Das Benehmen der Schwäbiſchen Herausgeber, nicht zu antworten, iſt doch äuſſerſt inhuman. Vor mehrern Jahren bat mich Eichhorn um eine Recenſion des Dahlſchen Amos für ſeine Bibliothek. Ich gab ſie; der Verfaſſer hat ſie für eine der vollkommenſten Recenſionen erklärt; ob ich gleich ſelbſt den Amos bearbeitet hatte. In der Allgemeinen deutſchen Bibliothek las ich eine ſehr gründliche und rühmliche Recenſion meines Amos, und erſt nach Jahren erfuhr ich, daß — Dahl ſie verfertigt habe. So ſollte es billig unter Gelehrten ſeyn! Die beſtändigen Neckereien im Morgenblatte von Seiten der Herren

Haug und Weißer kann ich durchaus nicht leiden! — Das Gute wird dennoch bleiben!

Ich bin ſo frey, die mit Sorgfalt verfertigte Reviſion der Muſenalmanache beizulegen. Möge Sie Ihren und Ihres vortrefflichen Herrn Vaters Beifall finden! Der flüchtige Blick auf ſämmtliche frühere Blumenleſen wird Vielen nicht unwillkommen ſeyn, da es wohl ſelten einem gelingt, ſämmtliche 35 Jahrgänge zuſammen zu treiben. Ueberdies iſt dieſe Recenſion möglichſt kurz und gedrängt, und wird kaum zwei oder drei gedruckte Quartblätter ausmachen. Weniger durfte ich nicht ſagen, wenn die Ueberſicht nicht zu wenig Intereſſe haben ſollte. Es wäre mir lieb, wenn ich das gedruckte Blatt oder die zwei gedruckten Blätter durch Ihre Güte beſonders bekommen könnte.

Die Zeitſchrift, die einen nicht exiſtirenden Muſen-Almanach recenſirt hat, und worauf ich anſpiele, iſt die Allgemeine Deutſche Bibliothek.

Ich ſehe mit Verlangen einer baldigen gütigen Antwort entgegen. Sobald meine Gedichte-Sammlung gedruckt ſeyn wird, bin ich ſo frei, Ihnen damit aufzuwarten. Meine hochachtungsvollſte Empfehlung an Ihre theure Aeltern und Hrn. Profeſſor Erſch! Mit aufrichtigſter Verehrung ꝛc.

Marburg, 12. Jan. 1808.

Erſt ſeit einigen Tagen bin ich von Kaſſel zurückgekehrt, wohin ich als Deputirter zur Huldigungsfeierlichkeit beordert war. Bei meiner Rückkunft fand ich Ihren lieben Brief vor, den ich nun, unter einem ungeheuern Wuſt von Geſchäften und Arbeiten faſt erdrückt, nur kürzlich zu beantworten eile. — Das Vergnügen einer weiteren Unterhaltung behalte ich mir in der Kürze, wo ich Luſt zu erhalten hoffe, vor.

Daß Sie Berlin zu Ihrem Aufenthalte gewählt haben, ſagte mir Niemeyer, der auch als Deputirter in Kaſſel war, und Kanzler der wieder hergeſtellten Univerſität Halle geworden iſt. Der Plan Ihrer neuen Zeitſchrift iſt ſchön und gut durchdacht, und bietet ein reiches Feld in der Ausführung dar. Mit Vergnügen werde ich in der Folge, ſobald es mir meine Berufsgeſchäfte nur einigermaßen erlauben, daran Antheil nehmen. Man muß auch etwas für die gute Sache thun; und für meine allenfalſigen Beiträge bitte ich mir nur ein Frei-Exemplar der neuen Zeitſchrift, ohne weiteres Honorar, aus.

Was jedoch die Reviſion der Muſen-Almanache betrifft, ſo ſcheint ſie mir mehr für eine Literaturzeitung, als für eine ſolche Zeitſchrift geeignet, zumal da ſie nur einen, in den Plan der Halliſchen A. L. Z. paſſenden, beſtimmten Zeitraum umfaßt. Ich wünſchte ſie daher in der Halliſchen Allg. L. Z. abgedruckt zu ſehen. Sollte ſie aber dorthin nicht paſſend gefunden werden, ſo wünſchte ich ſie lieber zurück, um ſie in einer andern Literaturzeitung abdrucken zu laſſen. Für Ihre Zeitſchrift ſende ich Ihnen etwas Anderes und Zweckmäßigeres. In Rückſicht der Epigramme bemerke ich, daß einige davon in Zeitſchriften ſchon gedruckt ſind, alſo nicht in einer andern Zeitſchrift nochmals gedruckt werden können. Auf keinen Fall aber würde ich unter die Reviſion meinen Namen ſetzen, um nicht in ein Weſpenneſt zu ſtechen. Wenn ich über dies alles mich ausführlicher erklären könnte, würden Sie, mein Theuerſter, gewiß meine Gründe gelten laſſen.

Ich ſehe einer gütigen Antwort mit Sehnſucht entgegen, und werde ſodann eilen, Ihnen etwas für die Teutona paſſendes zuzuſenden. Wahrſcheinlich ſind jetzt ſchon einige intereſſante Stücke dieſer Zeitſchrift erſchienen?

Mit innigſter Liebe und Hochachtung ꝛc.

Marburg, 27. Febr. 1808.

Auf Ihr gütiges Wort, mein theuerſter Freund, habe ich ein Exemplar der Teutona durch unſern akadem. Buchhändler Hrn. Krieger bei Hrn. Oehmigke beſtellen laſſen; ob es ſchon von Kr. geſchehen ſey, kann ich nicht ſagen. Im letzten Falle haben Sie ja wohl die Güte, die Beſtellung bei dem Verleger zu machen, „daß er mein Freiexemplar an die hieſige akademiſche Buchhandlung einſchließen, und mir einſtweilen alles ſchicken möge, was heraus iſt,“ denn ich bin äußerſt begierig auf dieſe neue Zeitſchrift.

Unter die ſehr intereſſanten Bekanntſchaften, die ich in Kaſſel machte, gehört auch Joh. v. Müller, den Sie vielleicht noch in Berlin kennen gelernt haben?

Wie ſteht es mit Ihrer epigr. Anthologie? Erſcheint bald eine Fortſetzung? Von Haug und Weißer ſteht zwar Th. 3 u. 4 im neuen Katalog; mir iſt's aber noch nicht geglückt, ein Exemplar zu ſehen. Es ſcheint, dieſe Herren wollen ihr Streiten noch immerhin nicht aufgeben. Ich kann dergleichen Fehden durchaus nicht leiden. Ich glaube, durch Stillſchweigen und Ignoriren ermüdet man jene Streiter am erſten.

Die neue Einrichtung der Halliſchen A. L. Z., die Intelligenzblätter mit der Zeitung in denſelben Nummern fortgehen zu laſſen, will mir nicht gefallen. Die ehemalige war weit beſſer.

Wer mag denn die Haug'ſche Anthologie in der Jenaer A. L. Z. recenſirt haben? und wer war der Recenſent der Ihrigen? Die Matthiſſon'ſche Anthologie (Jenaer A. L. Z. 1807. Nr. 48) hatte ich recenſirt. Es bleibt aber unter uns. Bei meinen vielen Arbeiten kann ich jetzt nur ſelten recenſiren. Wer iſt der T. D. in der Jenaer Allg. Lit. Zeitung?

Ich gebe jetzt „Blumen althebräiſcher Dichtkunſt" heraus, wozu mir Eichhorn, Dahl, Arnoldi, Hartmann, Auguſti und Hufnagel treffliche Beiträge geliefert haben. Vielleicht hätte ich Ihnen ein Bruchſtück geben können — aber in einer Teutona? darf ſich da der Orient blicken laſſen?

Leben Sie wohl! Mit innigſter Liebe und Hochachtung ꝛc.

Marburg, 1. Mai 1808.

Nur in der Eile ein paar freundſchaftliche Zeilen. Herr Commiſſionsrath Brauner von hier ſagt mir ſo eben, daß er nach Berlin reiſe, und ich eile, ihm einige Zeilen an Sie mitzugeben.

Für das Geſchenk der Teutona meinen herzlichſten Dank! Schade, daß dieſe Zeitſchrift, die ſo viel Schönes enthält, durch widrige Umſtände ſobald aufhören mußte! Mit dem Buchhandel ſieht es jetzt überhaupt übel aus. Die meiſten Buchhändler wiſſen ſich überhaupt nicht zu helfen und zu rathen.

Ich habe mich endlich entſchloſſen, meine Gedichte zu ſammeln. Wollten Sie die Güte haben, und in Ihrem Kreiſe das Unternehmen durch Ihr vielgeltendes Wort unterſtützen: ſo würden Sie mich ſehr verbinden. Ich habe in der Anzeige nur geſagt, was zur Hauptſache nöthig war! In Berlin ſind Sie, mein theuerſter Freund, der Einzige, an den ich mich wende.

Die Nachrichten von Kuhn waren mir intereſſant. Etwas hatte ich ſchon in der Nationalzeitung geleſen.

Auf den neuen Band Ihrer Anthologie bin ich begierig. Haug und Weißer haben es gut gemacht, daß Sie ſo viel Dichter in einem Bande zuſammen nehmen. Thun Sie das auch, mein Beſter, und es wird Ihrer Anthologie nicht an Abnehmern fehlen. Es bleibt dabei, daß ich für meinen Aufſatz über die Muſen-Almanache durchaus kein Honorar annehmen werde. Behandeln Sie mich als Ihren Freund.

Geſtern erhielt ich die Nachricht, daß ich zum Mitgliede des königlichen Wahlkollegiums ernannt worden bin.

Mit innigſter Liebe und Hochachtung ꝛc.

Marburg, 29. Aug. 1808.

Mein Theuerſter! Bereits vor etlichen Monaten ging ein Brief nach Berlin an Sie ab. Aber zu meinem Schrecken hörte ich nachher, daß Sie nicht mehr in Berlin ſeyen, und ich vermuthe, weil ich ſo gar lange nichts von Ihnen hörte, daß mein Brief, worin ich auch Anzeigen von meiner Gedicht-Sammlung u. ſ. w. legte, nicht angekommen ſey. Das ſollte mir in mancher Hinſicht leid ſeyn.

Ich empfehle Ihnen meinen Schwager, den Prof. Bucher, aufs beſte. Sie werden in Ihm einen braven Mann kennen lernen. — Sobald meine Gedichteſammlung abgedruckt ſeyn wird, erhalten Sie ein Exemplar von mir zum Andenken. Es ſind bereits 15 Bogen abgedruckt. Das Titelkupfer verfertigt einer der erſten Künſtler. Für dieſe arme Zeit habe ich ziemlich viele Subſcribenten erhalten, und darunter manche ehrenwerthe Männer.

Ich hoffe bald nähere Nachricht von Ihnen zu erhalten. Wahrſcheinlich werden Sie nun auch in Halle bleiben, und dann bald mehr von Ihrem ꝛc.

Marburg, 2. Mai 1812.

Mein verehrungswürdigſter Freund! Die ſüßen Worte der Freundſchaft, die Ihr lieber Brief athmete, haben mich ungemein erquickt, und ich bin Ihnen recht ſehr dafür verpflichtet. Die Edlen und Guten gehen nach und nach in das ſtille Land hinüber, von dem wir ſo wenig Kunde haben, und laſſen uns im Schatten zurück. O wie wohl thut's einem da, noch einige Treffliche zu behalten, die Geiſt und Herz und Liebe mit einander verbinden! Auch unſer Erhard Schmid in Jena iſt nicht mehr! Wenn wir gleich in den letzten Jahren nur in wenigen Berührungspunkten ſtanden, ſo denke ich doch nie ohne Freude an die frohen Stunden zurück, wo er in Gießen mir nahe war, und wir jährlich drei- bis viermal unſere Gedanken perſönlich gegen einander austauſchten. Frieden ſeiner Aſche! — Man macht täglich Erfahrungen, worüber man bald weinen, bald lachen möchte. Ich frage vor Kurzem meinen Freund, den Paſtor Höfner zu Brachfeld, der eine recht wackere Geſchichte von der Herrſchaft Schmalkalden herausgegeben hat, „warum der dritte und letzte Band gar nicht erſcheine, den er doch ſchon im vorigen Jahre zu liefern verſprochen hatte?“ Er antwortet mir: „Der Maire Lutz zu Schmalkalden (ein ehemaliger Krämer) habe den Druck unterſagt, weil er Ausfälle auf die katholiſche Religion in dem Buch wolle gefunden haben“ (die er aber nicht nachweiſt, und die kein Anderer finden kann). Was wird noch aus der Literatur werden, wenn die Cenſur unwiſſenden Kaufleuten überlaſſen wird! — Vor allem möchte man den Herrn Maire doch fragen: „Verſtehſt du auch, was du lieſeſt?“

Hier eine kleine Notiz für die Allg. L. Z. Nächſtens einige Recenſionen. Darf ich hoffen, bald eine freundliche Anzeige meiner Amalie Eliſabeth in Ihrer A. L. Z. zu finden?

An Diſſen haben wir ein ſehr gelehrtes Männchen bekommen, wovon wir uns viel verſprechen.

Griesbach's Tod hat mich tief geſchmerzt! Sein Verluſt iſt unerſetzlich. Mit Rührung las ich das würdige Todtenopfer, das ihm ein verwandter Geiſt in der Allg. L. Z. gebracht hat. Iſt es nicht aus Ihrer eigenen Feder gefloſſen? Man las es hier mit allgemeiner Theilnahme. Der edle Semler war noch ein Verwandter von mir, und er hat mir im Jahr 1788 dieſe Verwandtſchaft von ſeiner erſten Frau her ſelbſt deduzirt. Mit meinem ſel. Vater hatte er auch einigemal korreſpondirt.

Bleiben Sie mir ferner hold, edelſter Mann! Mit ganzer Seele ꝛc.

Käſtner.

Göttingen, 10. April 1797.

Das Merkmal Ihrer Gewogenheit, das Sie mir bei Gelegenheit des Herrn D. Stahl gegeben, iſt mir ſehr ſchätzbar. So viel ich ihn aus ſeiner kurzen Unterredung und ſeinem Buche beurtheilen kann, hat ſich die Ausbreitung der Wiſſenſchaften und ſo die dortige Univerſität viel von ihm zu verſprechen. Es iſt nicht ſo gar gewöhnlich unter den Studirenden den Eifer zu eignem Forſchen in der Mathematik zu finden, den er, wie ich von ihm vernommen habe, dort erregt und anfeuert. Ich wünſche, daß Ew. Wohlgeboren Bemühungen, der Gelehrſamkeit noch lange ſo vortheilhaft ſeyn mögen, als bisher, und verharre voll Hochachtung ꝛc.

Kant.

Königsberg, 13. Sept. 1785.

Die lebhafte Theilnehmung an meinen geringen literariſchen Bemühungen, davon Sie in der A. L. Z. ſo einleuchtende Proben gegeben, ingleichen die richtige Darſtellung derſelben, vornehmlich Ihre für mich ſelbſt belehrende treffliche Tafel der Elemente unſerer Begriffe; bewegen mich zum größten Danke und verbinden mich zugleich in der Ausführung meines Planes, den Sie angekündigt haben, die Erwartung des Publici, welche Sie rege machten, nicht zu täuſchen, worauf Sie denn auch, wie ich demüthigſt hoffe, ſich verlaſſen können.

Ich bin aber eine Recenſion ſchuldig, dazu ich mich anheiſchig machte. Theuerſter Freund! Sie werden mich entſchuldigen, daß ich daran durch eine Arbeit, zu der ich mich, theils durch den Zuſammenhang meines ganzen Entwurfs, theils durch die Stimmung meiner Gedanken berufen fühlte, gehindert worden. Ehe ich an die verſprochene Metaphyſik der Natur gehe, mußte ich vorher dasjenige, was zwar eine bloße Anwendung derſelben iſt, aber doch einen empiriſchen Begriff vorausſetzt, nämlich die metaphyſiſchen Anfangsgründe der Körperlehre, ſo wie, in einem Anhange, die der Seelenlehre abmachen; weil jene Metaphyſik, wenn ſie ganz gleichartig ſeyn ſoll, rein ſeyn muß, und dann auch, damit ich etwas zur Hand hätte, worauf, als Beiſpiele in concreto, ich mich dort beziehen, und ſo den Vortrag faßlich machen könnte, ohne doch das Syſtem dadurch anzuſchwellen, daß ich dieſe mit in daſſelbe zöge. Dieſe habe ich nun unter dem Titel: metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft, in dieſem Sommer fertig gemacht, und glaube, daß ſie ſelbſt dem Mathematiker nicht unwillkommen ſeyn werde. Sie würden dieſe Michaelsmeſſe herausgekommen ſeyn, hätte ich nicht einen Schaden an der rechten Hand bekommen, der mich gegen das Ende am Schreiben hinderte. Das Manuſcript muß alſo ſchon bis Oſtern liegen bleiben.

Jetzt gehe ich ungeſäumt zur völligen Ausarbeitung der Metaphyſik der Sitten. Entſchuldigen Sie mich ferner, wertheſter Freund, wenn ich nichts zur A. L. Z. innerhalb einer geraumen Zeit liefern kann. Ich bin ſchon ſo ziemlich alt, und habe nicht mehr die Leichtigkeit, mich zu Arbeiten von verſchiedener Art ſo geſchwinde umzuſtimmen, wie ehedem. Ich muß meine Gedanken ununterbrochen zuſammenhalten, wenn ich den Faden, der das ganze Syſtem verknüpft, nicht verlieren ſoll. Doch würde ich allenfalls den zweiten Theil von Herder's Ideen zur Recenſion übernehmen.

Die Betrachtungen über das Fundament der Kräfte ꝛc. habe ich noch nicht recenſirt gefunden. Der Verfaſſer derſelben, ein Herr Geheimer Rath von Elditten auf Wickerau in Preußen hat mich gebeten, Sie um dieſe Gunſt zu erſuchen, und wenn die Recenſion einigermaßen gut für ihn ausfallen kann, ſo haben Sie Freiheit, auch ſeinen Namen zu nennen.

Ich muß abbrechen, und empfehle mich Ihrer zu allem Guten mitwirkenden Freundſchaft und Gewogenheit als Ihr ꝛc.

Königsberg, 25. Jan. 1787.

Ein Exemplar von der zweiten Auflage meiner Kritik wird Ihnen, verehrungswürdiger Freund, Herr Grunert aus Halle hoffentlich überſchickt haben; wo nicht, ſo wird es auf inliegendes Schreiben an ihn geſchehen, welches ergebenſt bitte, auf die Poſt zu geben.

Wenn Sie eine Recenſion dieſer zweiten Auflage zu veranſtalten nöthig finden, ſo bitte gar ſehr, einen mir unangenehmen Fehler der Abſchrift darin bemerken zu laſſen, ungefähr auf folgende Art:

> „In der Vorrede, S. XI. Z. 3 von unten iſt ein Schreib-
> „fehler anzutreffen, da gleichſeitiger Triangel ſtatt
> „gleichſchenkligter (Euclid. Elem. Lib. I. Prop. 5) ge-
> „ſetzt worden.“

Denn obzwar aus der Anführung des Diog. Laert., daß der letztere gemeint werde, leicht zu erſehen iſt, ſo hat doch nicht jeder Leſer den Diogen. bei der Hand.

Mein Verleger hat die Ueberſetzung der zweiten Edition meiner Kritik ins Lateiniſche, bei Hrn. Prof. Born in Leipzig beſtellt. Sie waren ſo gütig, ſich dazu zu offeriren, die von ihm verfertigte Ueberſetzung, wenn ſie Ihnen heftweiſe zugeſchickt würde, durchzuſehen, um den Styl, der vielleicht zu ſehr auf die Eleganz angelegt ſeyn möchte, mehr der ſcholaſtiſchen, wenngleich nicht ſo altlateiniſchen Richtigkeit und Beſtimmtheit anzupaſſen. Wenn Sie noch dieſelbe gütige Abſicht hegen, ſo bitte mich wiſſen zu laſſen, was mein Verleger Ihnen für dieſe Bemühung ſchuldig ſey; meinerſeits werde Ihnen dafür die größte Verbindlichkeit haben. Hrn. Prof. Born ſuche ich in beiliegendem Schreiben zu eben dieſer Abſicht zu diſponiren.

Ich habe meine Kritik der praktiſchen Vernunft ſo weit fertig, daß ich ſie denke künftige Woche nach Halle zum Druck zu ſchicken. Dieſe wird beſſer, als alle Controverſen mit Feder und Abel (deren der erſte gar keine Erkenntniß a priori, der andere eine, die zwiſchen der empiriſchen und einer a priori das Mittel halten ſoll, behauptet), die Ergänzung deſſen, was ich der ſpekulativen Vernunft abſprach, durch reine praktiſche, und die Möglichkeit derſelben beweiſen und faßlich machen, welches doch der eigentliche Stein des Anſtoßes iſt, der jene Männer nöthigt, lieber die unthunlichſten, ja gar ungereimte Wege einzuſchlagen, um das ſpekulative Vermögen bis aufs Ueberſinnliche ausdehnen zu können, ehe ſie ſich jener ihnen ganz troſtlos ſcheinenden Sentenz der Kritik unterwürfen.

Herder's Ideen, dritten Theil, zu recenſiren, wird nun wohl ein Anderer übernehmen, und ſich, daß er ein Anderer ſey, erklären müſſen; denn mir gebricht die Zeit dazu, weil ich alsbald zur Grundlage der Kritik des Geſchmacks gehen muß. Ich bin mit unwandelbarer Hochachtung und Ergebenheit ꝛc.

Königsberg, 10. Jul. 1797.

Unaufgefordert von Ihnen, würdiger Mann, doch veranlaßt durch Ihren an unſern gemeinſchaftlichen, vortrefflichen Freund, den Herrn Hofprediger Schultz, abgelaſſenen Brief, ergreife ich dieſe Gelegenheit, Ihnen meine Freude über Ihren beſſeren Geſundheitszuſtand, als ihn das Gerücht ſeit geraumer Zeit verbreitet hatte, bezeugen zu können. Ein ſo gemeinnützig thätiger Mann muß froh und lange leben!

Der Anſtoß, den Sie im gedachten Briefe an meinem neuerdings aufgeſtellten Begriffe des „auf dingliche Art perſönlichen Rechts" nehmen, befremdet mich nicht, weil die Rechtslehre der reinen Vernunft, noch mehr wie andere Lehren der Philoſophie, das: entia praeter necessitatem non sunt multiplicanda ſich zur Maxime macht. Eher möchte es Ihr Verdacht thun, daß ich, durch Wortkünſtelei mich ſelbſt täuſchend, vermittelſt erſchlichener Principien das, wovon noch die Frage war: ob es thunlich ſey, für erlaubt angenommen habe. Allein man kann im Grunde Niemandem es verdenken, daß er, bei einer Neuerung in Lehren, deren Gründe er nicht umſtändlich erör-

tert, sondern bloß auf sie hinweiset, in seinen Deutungen de
Sinn des Lehrers verfehlt, und da Irrthümer sieht, wo er al
lenfalls nur über den Mangel der Klarheit Beschwerde führe
sollte.

Ich will hier nur die Einwürfe berühren, die Ihr Brie
enthält, und behalte mir vor, dieses Thema mit seinen Grün
den und Folgen, an einem andern Orte ausführlicher vorzu
tragen.

1. „Sie können sich nicht überzeugen, daß der Man
das Weib zur Sache macht, sofern er ihr ehelich beiwohne
et vice versa. Ihnen scheint es nichts weiter, als ein mutuu
adiutorium zu seyn." — — Freilich, wenn die Beiwohnun
schon als ehelich, d. i. als gesetzlich, obzwar nur nach dem
Rechte der Natur, angenommen wird: so liegt die Befugni
dazu schon im Begriffe. Aber hier ist eben die Frage: ob ein
eheliche Beiwohnung, und wodurch sie möglich sey; also mu
hier bloß von der fleischlichen Beiwohnung (Vermischung
und der Bedingung ihres Befugnisses geredet werden. Den
das mutuum adiutorium ist bloß die rechtlich nothwendige Folg
aus der Ehe, deren Möglichkeit und Bedingung allererst er
forscht werden soll.

2. Sagen Sie: „Kant's Theorie scheint bloß auf eine
fallacia des Wortes Genuß zu beruhen. Freilich im eigent
lichen Genuß eines Menschen, wie das Menschenfressen, würd
es ihn zur Sache machen; allein die Eheleute werden doch dur
den Beischlaf keine res fungibiles." — — Es würde sehr schwa
von mir gewesen seyn, mich durch das Wort Genuß hinhalte
zu lassen. Es mag immer wegfallen, und dafür der Gebrau
einer unmittelbar (d. i. durch den Sinn, der hier aber ein vo
allem andern specifisch verschiedener Sinn ist) ich sage eine
unmittelbar vergnügenden Sache gesetzt werden. Bei
Genusse einer solchen denkt man sich diese zugleich als ver
brauchbar (res fungibilis), und so ist auch in der That de
wechselseitige Gebrauch der Geschlechtsorgane beider Theile unt
einander beschaffen. Durch Ansteckung, Erschöpfung und Schwän
gerung (die mit einer tödtlichen Niederkunft verbunden seyn kann
kann ein oder der andere Theil aufgerieben (verbraucht) werde
und der Appetit eines Menschenfressers ist von dem eines Fre
denkers (libertin) in Ansehung der Benutzung des Geschlech
nur der Förmlichkeit nach unterschieden.

So weit vom Verhältnisse des Mannes zum Weibe. De vom Vater (oder Mutter) zum Kinde iſt unter den möglichen Einwürfen übergangen worden.

3. „Scheint es Ihnen eine petitio principii zu ſeyn, wenn K. das Recht des Herrn an den Diener, oder Dienſtboten, als ein perſönlich-dingliches (ſollte heißen: auf dingliche Art [folglich bloß der Form nach] perſönliches) Recht beweiſen will; weil man ja den Dienſtboten wieder einfangen dürfe ꝛc. Allein das ſey ja eben die Frage. Woher wolle man beweiſen, daß man jure naturae dieſes thun dürfe?“

Freilich iſt dieſe Befugniß nur die Folge und das Zeichen von dem rechtlichen Beſitze, in welchem ein Menſch den andern als das Seine hat, ob dieſer gleich eine Perſon iſt. Einen Menſchen aber als das Seine (des Hausweſens) zu haben, zeigt ein jus in re (contra quemlibet hujus rei possessorem gegen den Inhaber deſſelben) an. Das Recht des Gebrauchs deſſelben zum häuslichen Bedarf iſt analogiſch einem Rechte in der Sache, weil er nicht frei iſt, als Glied ſich von dieſer häuslichen Geſellſchaft zu trennen, und daher mit Gewalt dahin zurückgeführt werden darf, welches einem verdungenen Tagelöhner, der bei der Hälfte der Arbeit (wenn er ſonſt nichts dem Herrn entfremdete) ſich entfernt, nicht geſchehen kann, nämlich ihn einzufangen, weil er nicht zu dem Seinen des Hausherrn gehörte, wie Knecht und Magd, welche integrirende Theile des Hausweſens ſind.

Jedoch das Weitere bei anderer Gelegenheit. Jetzt ſetze ich nichts hinzu, als: daß mir jede Nachricht von Ihrer Geſundheit, Ihrem Ruhm und Ihrem Wohlwollen gegen mich jederzeit ſehr erfreulich ſeyn wird.

Kirchner.

Stralſund, 29. Nov. 1814.

Ihnen vor Allen ſollte ich wohl die Erſtlinge meiner literariſchen Thätigkeit zuſenden, an deren Entwickelung und Begründung durch vielſeitige Belehrung und Aufregung Sie, wie ich es mit dem wärmſten und ſtets gegenwärtigen Dankgefühl erkenne, einen ſo vielfachen und bedeutenden Antheil haben. — Sonach hätte ich Ihnen ſchon zu Anfange dieſes Jahres ein paar Reden, die ich auf mehrſeitiges Verlangen drucken ließ, mittheilen ſollen, wenn ſie mir nicht einestheils als bloße Gelegenheitsſchrift zu unbedeutend, anderntheils auch zu wenig philologiſch geſchienen hätten, als um den ehemaligen Zögling Ihres Seminarii Ihnen gehörig zu präſentiren. Doch lege ich ſie im Gefolge eines andern Werkchens über den Horaz bei, welches als Vorläufer einer größeren Arbeit ſchon etwas kecker aufzutreten wagt. Wenn nämlich mein guter Landmann Aſellus den Zug mit Anſtand zu eröffnen weiß, ſo ſoll bald die ganze Schaar der Satyren ihm nachrücken, und eine noch größere Zahl verwandter Schweſtern bleibt in der Perſpective, um wenn es vorne gut geht, allmählig auch heran zu kommen und ihren Chortanz im deutſchen Reifrock zu verſuchen. Freilich kommt dabei alles auf die Agonotheten an, als deren Vorſteher Einer Sie, verehrter Herr Hofrath, zwar immer ein Minos, aber doch nach gewohnter Weiſe galant gegen die Jungfrauen ſeyn, und einen oder den andern Purzelbaum nachſichtsvoll zu Gute halten werden. Denn in der That, um einfach zu reden, ich denke bis zur nächſten Michaelismeſſe eine neue Ueberſetzung der Satyren mit berichtigtem Text und erläuternden Anmerkungen in der Art, wie den Aſellus, zu liefern, wofür ich ſchon viel gearbeitet habe. Das Werk wird etwa 30 bis 40 Bogen in 4to ſtark werden, und die hieſige Handlung will den Verlag übernehmen. Da möchte ich Sie nun, verehrter Hr. Hofrath, (im Fall Sie mir nicht das Ganze widerrathen) vertrauensvoll und gleichſam unter vier Augen bitten, da ich in dergleichen Autorenangelegenheiten ganz unbewandert bin, mir, nachdem Sie den Aſellus angeſehen und gewürdigt, ohngefähr anzugeben, was ich als Honorar entweder für den einzelnen Bogen oder für das Ganze mit Billigkeit fordern darf, denn der Buchhändler will einen förmlichen Kontrakt machen. Auch wage ich wohl keine vergebliche Bitte, wenn ich Sie erſuche, die beiliegenden Werkchen, da beide in den Buchhandel gegangen ſind, durch einen oder den andern Mitarbeiter in Ihrer L. Z. anzeigen und beurtheilen zu laſſen; ich will mich gern dem Spruch unterwerfen.

Vor allem wünſchte ich Ihnen ſowohl jetzt durch dieſe Kleinigkeiten, als künftig durch mehr und Beſſeres, zu zeigen, daß ich in dieſem hyperboriſchen Lande, wo mehr für das Aeußere, als für das Innere geſorgt iſt, doch den Studien nicht entfremdet bin, und neben meinen gottlob nicht zu drückenden Amtsgeſchäften (16 Stunden wöchentlich in Prima) noch mancherlei Muße zu eigener Thätigkeit übrig behalte. Das Zurückgezogenſeyn auf ſich ſelbſt hat wirklich auch ſein Gutes, und mit den literariſchen Hülfsmitteln ſteht es doch nicht ſo ſchlimm, als ich gefürchtet hatte. Unter ſo verſchiedenartigen Menſchen und Ständen wird man als homo eruditus auf mancherlei Weiſe angereizt und auf ſich ſelbſt gewieſen. Selbſt zum Verſemachen gab mir neulich die alte, geſchmackloſe und höchſt intolerante Inſchrift unſeres Gymnaſii (welches ein altes treffliches Kloſtergebäude der Dominikaner iſt) Gelegenheit. Ich füge beide, die alte und die neue vorgeſchlagene, hier in Abſchrift bei, und bitte Sie als meinen verehrten Lehrer, mir unumwunden Ihr Urtheil darüber zu eröffnen.

Alte Inſchrift.

Tecta Cuculligerûm lecta stipe struxerat olim
  Rufa Cohors, ventri desidiaeque data;
At nunc artibus haec, linguis cultuque juventae
  Servat magnificum sedula cura patrum.

Neu vorgeſchlagene Inſchrift.

Ardua tecta vides, operosaque fulcra, viator!
  Siste gradum: sancte est haecce colenda domus.
Fundarat pietas; Musisque et moribus illam
  Magnifici patres post voluere sacram.

Daß Sie, theuerſter Herr Hofrath, in Ihrem ehrwürdigen, gottbeglückten Alter ſich noch ſtets die jugendliche Rüſtigkeit und Munterkeit erhalten, ſehe ich mit jeder Meſſe an den Produkten Ihrer literariſchen Thätigkeit. Möge dieſe noch lange zum Segen der Welt fortdauern, und Ihnen, wie Ihrem verewigten Wieland, bis zum letzten und höchſten Ziel des Lebens die unerſchöpfliche Heiterkeit des Geiſtes bleiben, welcher alle Ihre Freunde und auch ich ſo viele glückliche und genußreiche Stunden verdanken! Mit der wärmſten und innigſten Verehrung verharre ich ꝛc.

v. Klinger.

St. Petersburg, 24. Dec. 1805.

»Ich danke Ihnen innigſt für die mir ſo gütig überſandten Blätter Ihrer A. L. Z., welche die Recenſion meiner Romane enthalten. Mit gleich viel Freude und Intereſſe hab' ich die treffliche Anſicht über die Romane überhaupt geleſen, und es wäre zu wünſchen, daß der Verfaſſer, der tief und richtig ſieht, ein Werk ſolcher Art über dieſen Theil der Literatur ſchriebe, das wahrlich ein ſchätzbarer Beitrag zur modernen Kulturgeſchichte ſeyn würde. Was die Recenſion der meinigen betrifft, ſo bin ich ihm vielen Dank ſchuldig. Er iſt der Erſte, der öffentlich ihren Sinn und Zweck vollkommen richtig dargeſtellt hat. Ich könnte noch mehr Gutes von dem Verf. dieſer Recenſion ſagen, wäre ich nicht die Perſon ſelbſt, welche die Veranlaſſung dazu gegeben. Daß die letzteren Theile meiner Werke vor den erſteren erſchienen, iſt die Sache des Verlegers, der mit dem Theater nicht gern anfangen wollte. Die letzten Theile wählte ich darum, weil ich die Schlacken aus den „Betrachtungen warf, und einiges Neues hinzuſetzte. Ich freue mich, daß Sie den Deutſchen in mir erkennen; — ich war es immer, und trotz allem was geſchieht und geſchehen mag, werde ich es immer mehr. Und denken und fühlen meine Landsleute wie ich, ſo iſt die Zukunft unſer! Ich bin ihrer dann gewiß, ob ich gleich keine Hoffnung habe, ſie zu erleben. Was wir durch unſere Literatur und Kultur geworden ſind, iſt unvertilgbar und von unſterblicher Dauer. Haben wir nicht noch täglich Beweiſe davon? Iſt Heeren's neue Geſchichte der Staatsverfaſſungen nicht eine Blüthe der neueren Kultur? Iſt es nicht ein Handbuch für Fürſten und Staatsleute, wie kein Volk aufzuweiſen hat? Wenn Sie Gelegenheit haben, ſo danken Sie Hrn. Heeren für mich dafür. Und welche Artikel liefert ſo oft Ihre Literatur-Zeitung! Dieſer Rang iſt unzerſtörbar — ſeine Wirkung wird und muß kommen. Verzeihen Sie, daß ich Sie mit dieſem Gerede hinhalte; aber ich ſpreche zu einem Deutſchen, den ich achte — zu einem Deutſchen, der ſo Vieles zu dem Trefflichen, was wir beſitzen, und wodurch wir uns vor allen alten und neuen Völkern auszeichnen, beigetragen hat.

Ich habe die Ehre, mit der vorzüglichſten Hochachtung zu ſeyn ꝛc.

v. Klüber.

Erlangen, 30. Nov. 1787.

In der Beilage erhalten Ew. Wohlgeboren die unlängſt verlangten Recenſionen. Die deshalb überſandte Nummer-Liſte habe ich verlegt; indeß wird ſie Ihnen nicht mehr nöthig ſeyn, da nun die Recenſionen ſchon abgefertigt ſind, bis auf den 9. Theil des Gerſtlacheriſchen Handbuchs, welcher in dem dieſigen Buchladen noch nicht zu haben iſt. Dagegen folgen aber Recenſionen vom 4. bis 8. Theile deſſelben, und die vom 9. Theile ſoll bald nachfolgen. Sobald es meine Geſchäfte verſtatten, werde ich auch die älteren rückſtändigen Recenſionen überſenden; bis dahin ich mir aber neue Aufträge gehorſamſt verbitte, um nicht zu ſehr in Rückſtand zu kommen und erſt einmal ganz aufzuarbeiten.

Aus ziemlich ſichern Quellen kann ich Ew. Wohlgeboren melden, daß die Göttinger Gelehrten Anzeigen ſeit Erſcheinung der A. L. Z. 300 Abnehmer verloren haben.

Daß Ew. Wohlgeboren unpäßlich geweſen ſind, bedaure ich von ganzem Herzen, und eben ſo aufrichtig wünſche ich, daß Sie künftig einer deſto dauerhafteren Geſundheit genießen mögen.

Die nun faſt veraltete Angelegenheit wegen der Poſtſperre anlangend, ſo muß ich Ew. Wohlgeboren aufrichtig verſichern, daß ich anfänglich kaum habe begreifen können, wie ſich die Societät der Unternehmer der A. L. Z. eine ſolche Erklärung drucken zu laſſen, hat überwinden können. Ich weiß aus ſichern Nachrichten, daß man Taxiſcher Seits mehr erhalten hat, als man verlangte; oder wie die Worte eines völlig glaubwürdigen Mannes, der ſelbſt in die Sache verwickelt geweſen iſt, lauten:

> „daß die Herren in Jena ſich zu mehr angeboten haben,
> „als man von ihnen verlangte.“

Da ich den Recenſenten für einen rechtſchaffenen Mann halte, und derſelbe ein Recht hat, zu verlangen, daß die Societät ihn ſo lange ebenfalls dafür halte, bis das Gegentheil erwieſen iſt, ſo iſt es allerdings ſchwer einzuſehen, wie ſie eine Erklärung von der Art, als die in Nr. 216 der A. L. Z., hat geben können. Wenigſtens möchte die Betrachtung, daß man ſich von ihrer Seite auf ſolche Weiſe am leichteſten aus der Sache ziehen könnte, ohne vom Recenſenten öffentliche Widerſprüche zu befürchten, weil die Klugheit demſelben dieſe verbieten würde, eben ſo wenig dieſen Schritt vollkommen rechtfertigen, als die Anonymität den Recenſenten beruhigen, dem auch vor Wenigen ſeine Ehre theuer ſeyn muß. Freilich iſt es für dieſen unter ſolchen Umſtänden *nothwendig*, zu ſchweigen, und der Allg. Lit. Zeit. zu überlaſſen, wie ſie ihr Verfahren bei ſich ſelbſt zu rechtfertigen im Stande iſt; aber darum iſt dieſes Opfer, der moraliſchen Nothwendigkeit gebracht, nicht minder ſchmerzhaft. Zumal da mir die zuverläſſige Nachricht ertheilt worden iſt, daß der Recenſent ſich unter der Hand mit allen nothdürftigen Beweiſen verſehen hat. Ich will Ew. Wohlgeboren die Urtheile nicht wiederholen, welche ich von mehreren Unbefangenen über den Inhalt der Erklärung gehört habe, um Sie mit Unannehmlichkeiten zu verſchonen, die nicht auf Ihre Rechnung kommen können. Für die Recenſenten iſt die Erklärung ſicher niederſchlagend, und das Publikum wird künftig keine große Hoffnung zu der Freimüthigkeit der A. L. Z. haben.

Verzeihen Ew. Wohlgeboren, daß ich Sie mit dieſer nunmehr alten Geſchichte unterhalte, die mich nur in ſofern intereſſirt, als ich etwa gar ſelbſt ins Geſchrei kommen dürfte, der Verf. der Recenſion zu ſeyn, wofür mich in der That Jemand in Wien, in einem Schreiben hierher gehalten haben ſoll.

Leben Sie wohl, und zweifeln Sie nicht an meiner Ihnen gewidmeten Verehrung.

Köppen.

Landshut in Baiern, 5. Jun. 1809.

Heute erhielt ich Ihre Zeilen vom 19. v. M., worin Sie den freundſchaftlichen Antheil zu erkennen geben, welchen Sie an unſerer Lage nehmen, und ich eile ſogleich, Ihnen Nachricht zu geben und für Ihre Theilnahme zu danken. — Landshut iſt der großen Gefahr äußerſt glücklich entgangen, Häuſer, Bürger, Univerſität. Es müſſen im nördlichen Deutſchland viele übertriebene Gerüchte ſich verbreitet haben, weil mir von mehreren Orten Anfragen kommen, die vorauszuſetzen ſcheinen, wir beweinten auf Schutthaufen das Loos unſrer Stadt, wie ſich ein falſcher Zeitungsartikel ausdrückt. Gottlob, daß wir dieſem widerſprechen können. Das Wahre an der Sache iſt: es wurden bei der Kanonade am 16. April, welche an der Brücke in der Stadt vorfiel, zwei kleine naheliegende Häuſer in Brand geſteckt, und mehrere der Gegend durch Kanonenkugeln durchlöchert, eines, dicht an der Brücke befindlich, unwohnbar gemacht. Das Thor an der inneren Brücke iſt ſo zerſchoſſen, daß man es abnehmen muß. Alle übrigen Gebäude litten keinen Schaden. Am 21. April, als die Gefahr weit größer war, ging die Retirade ſo ſchnell vor ſich, daß man keine Zeit hatte, Haubitzen zu werfen. Die Baier'ſchen leichten Kavallerie-Regimenter verfolgten den Feind mit ſolcher Hitze und Schnelligkeit, daß ſie mit ihm über die angezündeten Brücken drangen, das

Feuer löſchten und ihn von den Bergen vertrieben, wo er eine große Menge Bagage und Munition zurücklaſſen mußte. Da Pulver und Kugeln auf allen Straßen umherlagen, ſo iſt es wieder ein beſonderes Glück geweſen, daß dieſes nicht in Brand gerieth, durch welche Exploſion ein Theil der Stadt gewiß ſehr gelitten hätte. Nur ein Pulverwagen vor dem Thore flog in die Luft. Außer ſtarker Einquartirung hatten wir ſeitdem nichts Unangenehmes. Meine Wohnung insbeſondere iſt ſo gelegen, daß ich ſie zu einer der wenigſt gefährdeten in der Stadt zählen konnte, und zugleich außer dem Kanonendonner und kleinen Gewehrfeuer wenig von dem Lärmen gewahr wurde. — Mit Maimonat nahmen unſere Vorleſungen ihren Anfang, die Studirenden fanden ſich allmählig ein, und alles geht ſeinen ruhigen, gewohnten Gang, in welchem uns Gott erhalten wolle.

An den Folgen dieſer Begebenheit verloren wir zwei unſerer Kollegen: Prof. Schmidtmüller, Lehrer der Geburtshülfe, der ſich durch unermüdete Anſtrengung in den Spitälern ein Nervenfieber zuzog, und Prof. Dietl, Lehrer der Aeſthetik und zugleich Pfarrer an St. Martin. Jener ſtarb in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai, dieſer am 17. Mai, vom Schlage gerührt. Auch einige andere Perſonen ſcheinen durch den Schrecken ihren Tod verfrüht zu haben. Meine Geſundheit hat nicht gelitten, und es gebe der Himmel, daß endlich ſolche Scenen in unſerm ohnehin ſchon genug gebeugten Deutſchland aufhören, die den Wiſſenſchaften Untergang und dem Leben eine freudenloſe Noth bereiten müſſen. Ich hoffe!!

Noch einmal herzlichen Dank für die bewieſene Theilnahme! Erhalten Sie mir ferner ein freundſchaftliches Andenken. Es freut mich, daß mein Brief vom 12. April zu Ihnen gekommen, deſſen Schickſal mir ungewiß geworden war.

Wo iſt jetzt vollkommene Ruhe? Schill war bei Ihnen, wie die Zeitungen ſagen, und droht jetzt meiner Vaterſtadt!“—

Mit vollkommenſter Hochachtung ꝛc.

Körte.

Halberſtadt, 30. September 1814.

Nehmen Sie, mein verehrteſter väterlicher Freund, mein Brieflein gnädig auf, das zwar uranfänglich eine Bitte, ſchließlichſt aber auch gute Nachrichten von mir und der Geliebten enthält.

Mir fehlt höchlichſt Ihre „encyklopädiſche Tafel.“ Ich kann ſie nirgend bekommen, da ich weder Ort noch Verlag derſelben kenne; dennoch muß ich ſie haben, und ich wende mich alſo unmittelbar an den verehrten Verfaſſer ſelbſt:

> mir ſolche für Geld und gute Worte, oder auch aus chriſtlicher Liebe und Güte, entweder zukommen zu laſſen, oder nur nachzuweiſen, und zwar, wo möglich, des bäldeſten.

Daß Vater-Wolf fünf Wochen mein theurer liebſter Gaſt hier geweſen, ſage ich Ihnen als fröhlichſte Notiz, denn ich ſehe im Geiſt, wie die geiſtreichen Falten Ihrer Stirn in ein angenehmes freundliches Wogen gerathen, weil Ihnen ſogleich meine Geliebte vor der Seele ſteht, wie ſie auch dieſen Triumph ihrer Engels-Güte und Holdſeligkeit davon trägt. Wolf iſt ſeit vier Monaten in den Rhein-Bädern umhergezogen, und geſund wie ein Fiſch daraus hervorgegangen.

Zelter reiſte ihm hieher nach, und hat die letzten vierzehn Tage auch mit bey uns gelebt, in Herrlichkeit und Freuden aller geiſtigen Art und Kunſt. Zum Schluß wurden wir ſammt und ſonders zu einem Amtmann gebeten zum Erndte-Kranz, und als das Feſt vorüber war, zog jeder wieder ſeiner Straße, hiehin und dorthin; und ſo ſitze ich wieder daheim, einſam, und ſehne mich nach Ihrer „encyklopädiſchen Tafel.“

In Ihrem verehrten Hauſe, hoffe ich gewißlichſt, ſteht alles wohl und gut. Die Frau Hofräthin wird die werthen Füße, wenn ſie noch nicht fort wollen, ſchon noch am Ende mit dem durchdringenden Augenſtrahl magnetiſiren und zur Ordnung zwingen; wahrlich, es bleibt und iſt im höchſten Grade unnatürlich, daß unter den Auſpicien ſolcher Augen irgend ein Unterthan in ſeiner Pflicht ſollte zurückbleiben können.

Die Geliebte iſt draußen im Garten, und bringt eine reichliche Erndte bierdend-geſunder Borsdorfer in Sicherheit, nachdem ſie heute Morgen einige Freunde und Freundinnen mit dem ſchönſten Flachs von der Welt in faſt Verwunderung geſetzt hat. Es iſt wahr, man könnte den Flachs in einiger Entfernung für die ſchönſte Glanz-Seide halten. — Sie werden hiebey Gelegenheit finden, einen Blick in das Glück meines Hausſtandes zu thun, und ich leſe dabey Ihre väterliche Theilnahme in Ihren herzfreundlichen Augen. — Ich wollte, ich könnte Ihnen einen eben ſo günſtigen Blick in meine Hausſtandes-Hoheit eröffnen — aber — ich befinde mich zu wohl, Ihr zu dienen:

Illa regit cunctos, illi sunt omnia curae,
Et juvat in tota me nihil esse domo!

Habe ich doch mit Augen geſehen, wie ſolche Seligkeit am längſten dauert und haushält, als ich einquartirt war bey Ihnen; alſo will auch ich mich unter dieſes Himmels- und Erden-, unter dieſes Haus-, Hof-, Tiſch- und Bett-Glück ſchmiegen, und dem Himmel ſo wenig murren, als dem heiligen Pantoffel, der doch weit milder rumort, herrſcht und organiſirt, als irgend ein Schwerdt oder Scepter!

Leben Sie wohl, mein hochverehrter Herr und Freund, und bleiben Sie mir und der Geliebten ja fein immer und ewig geneigt und gewärtig! Ihr ꝛc.

Köthe.

Jena, 16. Jun. 1812.

Ew. Wohlgeboren bin ich für Ihre gütige Zuſchrift und für die Mittheilung der nöthigen Berichtigungen in meiner Skizze des Lebenslaufs unſers unvergeßlichen Griesbach ſehr verbunden.

Ich habe die durch Ihre Güte erhaltenen Berichtigungen ſogleich benutzt und eine Anzeige derſelben im Intelligenzblatt der hieſigen Literaturzeitung gegeben. Ew. Wohlgeboren erſuche ich auch in Ihrem Intelligenzblatte dieſelben abdrucken zu laſſen. Hr. Frommann hatte ſchon zu viele Exemplare verſendet, als daß es möglich geweſen wäre, der Rede ſelbſt die Corrigenda beyzufügen. Zu der Verwechslung der beyden erſten Diſſertationen hat mich Meuſel verführt, der ſie ſo unrichtig aufführt, und ich ſelbſt habe dieſen Umſtand bey Anordnung der Diſſertationen Griesbachs in meiner Sammlung überſehen.

Sie werden mich verbinden, wenn Sie in Ihrer Literatur-Zeitung eine Anzeige meiner Rede, eine ganz unbefangene, dann auch tadelnde, Recenſion meiner kleinen Schrift mittheilen. Möge nur das Gedächtniß des edeln Mannes, den ich feyerte, geehrt und erkannt werden, daß aus mir Liebe und gerechte Verehrung ſprach; übrigens bin ich für Tadel nicht unempfänglich!

Bey dieſer Gelegenheit verſag ich mir's nicht, hauptſächlich auch damit noch ein näheres Verhältniß zu Ihnen mir gewonnen werde, Ihnen zu ſagen, daß ich, wiewohl ich Mitarbeiter an der hieſigen Lit. Zeit. bin und es bleiben werde, weil es uns, die wir hier leben, wohl ziemt, das nähere Inſtitut zu unterſtützen, — doch ſehr gern bereit bin, von Zeit zu Zeit, auch für Ihre Lit. Zeit. einige — aber freylich, da ich die Kritik nicht als Handwerk und Broderwerb treibe, nur wenig Recenſionen im philoſophiſchen und hiſtoriſchen, beſonders kirchenhiſtoriſchen Fach, und praktiſchen Theologie zu liefern, wenn Sie mit Ihrem Vertrauen mich deshalb beehren und mich in die Zahl der Mitarbeiter aufnehmen wollen.

Ich empfehle mich beſtens Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Kraus.

Königsberg, 27. Dec. 1787.

Theuerſter Herr Profeſſor! In dem Leipziger Meßkatalog iſt von Kants metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft eine *neue verbeſſerte und vermehrte Auflage* angezeigt. Sollte dieſer Zuſatz einer *verbeſſerten und vermehrten* Auflage wirklich auf dem Titel des neuen Abdrucks ſtehen (welches wir hier nicht wiſſen), ſo bittet Hr. Kant Sie inſtändigſt, die Güte zu haben, und in Ihrem Intelligenzblatte oder wo Sie es ſonſt ſchicklich finden, eine Anzeige einzurücken, daß dieſe ſogenannte *verbeſſerte und vermehrte* Auflage nichts als *ein ganz unveränderter Abdruck* iſt, und daß der eben gedachte Zuſatz nicht von dem Verfaſſer herrühret, als welcher an dem ganzen Abdruck weiter keinen Theil hat, als daß er dem Verleger, der ſelbigen allein beſorgt hat, dazu ſeine Einwilligung gegeben. Herr Kant wollte Sie ſelbſt um dieſe Gefälligkeit bitten; ich nehme ihm aber, da er ſo viele andere Briefe zu ſchreiben hat, dieſe kleine Mühe ab, und ich hoffe, Sie werden die Bitte, wenn ich ſie in Hrn. Kants Namen thue, eben ſo gern ſtattfinden laſſen. Ihm liegt wirklich viel daran, daß dieſer Verlegerkniff oder Druckereinfall nicht auf ſeine Rechnung komme.

Nun an unſere Angelegenheiten, und vor allen Dingen herzlichen Dank für Ihre gütigen Hebammendienſte bey meiner verzweifelten Recenſion des ruſſiſchen Gloſſars. Ich glaube nicht, daß Ihnen irgend einer Ihrer 100 Recenſenten ſo viel Mühe macht; aber dafür ſehe ich mich auch als Ihren literariſchen Mündel an, und verſpreche Ihnen, nach gerade immer weniger Mühe zu machen. Dem Hrn. Rüdiger, bitte ich Sie recht ſehr, meinen Namen durchaus nicht zu nennen. Ich mag kein Linguiſt ſeyn, und hoffe mein Gelübde, das ich Ihnen im letzten Briefe that, zu halten. Verlangt aber Hr. Rüdiger über einige Punkte mehr Erläuterung, ſo bin ich bereit, ihm durch Sie, aber namenlos, ſo viel zu ſchicken, als ich habe. Ich habe aber faſt ein Buch Papier voll von allerhand Combinationen und Bemerkungen, die ich zum Behuf dieſer Recenſion niederſchrieb und die ich nicht weiter anſehen mag, und die freylich auch großentheils des Anſehens nicht werth ſeyn mögen. Ueber die Zigeunerſprache aber beſitze ich einen vollſtändigen kritiſchen Apparat, und durch einen Landprediger ſogar die Geſpräche aus Pepliers Grammaire zigeuneriſch überſetzt. Und doch — ſo ſchwer hält es ſchriftloſe Sprachen auszuforſchen — erſt nach dem Abdruck meiner Recenſion habe ich ausgefunden, daß die Sprache wirklich ganz und gar keinen Infinitiv hat. Warum ich übrigens dem Hrn. Rüdiger unbekannt zu ſeyn wünſche, iſt bloß, weil Kant und ich nicht abſehen, warum ich ihm bekannt zu ſeyn wünſchen ſollte. Nicht zu gedenken, daß dem Mann vielleicht ſein Plan das Gloſſar zu überſetzen, durch den Recenſenten etwas verrückt ſeyn mag, und daß er mit Herrn Backmeiſter in Petersburg Freundſchaft pflegt.

Mein Lehrer und Freund Hamann, der jetzt nahe bey Münſter in Weſtphalen mit ſeinem Sohne, einem hoffnungsvollen Jünglinge, ſitzt, mag Schuld daran ſeyn, daß Herr Meiners den Unhold von Recenſenten ſeiner philoſophiſchen Geſchichte erfahren hat; ſo wie durch eben dieſen meinen Freund Hamann leider vielleicht auch der Kritiker über das Univerſalgloſſar verrathen werden wird: denn freylich in ſeiner Bibliothek iſt das meiſte aufgeſtöbert, und vor ihm habe ich kein literariſches Geheimniß. Nur daß ich Herders ſeines Lieblings Ideen richten werde, muß er nicht erfahren, bis ich es ihm, wenn er heimkommt, ſelbſt ſage.

Ich bin durch überhäufte Vorleſungen und andre eigne kleine Studien bisher gehindert worden, mich mit Ernſt an die noch ſchuldigen Recenſionen zu machen, aber nun ſoll es auch deſto rüſtiger gehen. Das Schwerſte zuerſt, nämlich Herders Ideen, und damit werde ich mich freylich eine Weile herumtragen; denn es gilt darum die in ſo vielen zumal jungen Köpfen herrſchende pantheiſtiſche Schwärmerey, und den äſthetiſch-metaphyſiſchen Bombaſt, womit Herder ſein Publikum als kluger Schalk wiſſentlich narrt, nicht etwa zu perſifliren, wozu ich leider keine Gabe habe, sondern getreulich und faßlich darzuſtellen. So viel muß ich Ihnen geſtehen, keiner von den jetzigen berühmten Schriftſtellern iſt mir unausſtehlicher als er.

Von den mir vorgeſchlagenen Schriften übernehme ich die Recenſion von

Dorſch über den Unterſchied der Geiſteskräfte.
Ueber die Unſterblichkeit der Seele.
Ueberwaſſers Seelenlehre.

Dagegen verbitte ich Reimarus über die Gründe der menſchlichen Erkenntniß.

Nur daß ich fürchte, die übernommenen Schriften ſeyen in unſern Buchladen vielleicht nicht alle vorzufinden.

Kant ſchickt den Brief abholen zu laſſen. Leben Sie herzlich wohl und behalten Sie lieb Ihren ꝛc.

An Hufeland.

Königsberg, 28. May 1788.

Wohlgeborner Herr, hochzuehrender Herr Doctor! Außer Herders Geſchichte der Menſchheit, die ich bereits ſeit faſt einem Jahre zu recenſiren übernommen habe, kann ich von den auf der hier zurückkommenden Liſte geſetzten Büchern kein einziges weiter übernehmen. Ueberhaupt bin ich nicht im Stande, dieſen ganzen Sommer das Geringſte weiter für die A. L. Z. zu liefern, als bloß die ſchuldigen Recenſionen über Herder und Abel. Noch eine bin ich ſchuldig über Gurlitts Geſchichte der Philoſophie, aber dieſer wollte ich bitten, mich zu überheben, wenn dieſe Bitte nicht unanſtändig oder die Sache ſelbſt unthunlich iſt; denn ich ſehe wirklich nicht ab, wie ich ſie dieſen Sommer ſollte liefern können. Mit der Recenſion über Herder, die mir der Himmel helfen wolle bald fertig zu machen, denn wohl zehnmal habe ich vor Unmuth dieſe häßliche Arbeit weggeworfen, und bloß aus Pflicht wieder vorgenommen, will ich Ihnen oder Herrn Prof. Schütz eine beſtimmtere Erklärung einſchicken, wiefern ich überhaupt mein Mitarbeitergeſchäft an der A. L. Z. noch weiter werde fortſetzen können oder nicht. Empfehlen Sie mich aufs Angelegenſte Herrn Prof. Schütz, dem ich recht herzlich eine baldige Beſſerung wünſche; denn der Buchhändler Hartknoch hat mir geſagt, daß er krank ſey.

Mit wahrer Hochachtung bin ich Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Herr Prof. Kant hat mich ausdrücklich erſucht, an Sie und Hrn. Prof. Schütz ſeine Empfehlung zu machen, und Ihnen zum Recenſenten über Schriften ſpeculativen philoſophiſchen Inhalts den Profeſſor der Logik und Metaphyſik zu Marburg, Herrn Behrend oder Behrens, vorzuſchlagen, der meine Stelle um ſo eher würde vertreten können, da dergleichen ſpeculative Sachen ganz eigentlich zu ſeinem Lehrfach gehören und er, nach einigen Probeſchriften zu urtheilen, ſolcher Arbeit vollkommen gewachſen zu ſeyn ſcheine. Ich für mein Theil habe von ihm noch nichts geleſen, und kann alſo auch nicht ſelbſt darüber urtheilen.

Königsberg, 17. July 1788.

„Es iſt faſt über ein Jahr, daß ich Herders Ideen zu recenſiren übernommen habe, und mehrmals habe ich das Verſprechen die Recenſion zu liefern wiederholt; was werden Sie nun von mir denken, wenn ich nun vor Sie hintrete und bitte: überhebe mich dieſes Kelchs! Sie ſind vielleicht gütig genug, mich, bey allem dieſem unverzeihlichen Verfahren, weder zu haſſen noch zu verachten; aber ich fühle lebhaft genug, daß ich beydes verdient habe, und wenn ich vollends die Zeit und Mühe bedenke, die ich an die Arbeit verſchwendet habe, ſo möchten mir vor Reue die Thränen in die Augen kommen. Ich kann nun einmal nicht anders, als nach einem beſtimmten Plane arbeiten, und der Plan, den ich mir in Abſicht auf Herdern gemacht, iſt ſo beſchaffen, daß ich ihn weder aufgeben, noch ausführen kann. Sie ſelbſt würden mir nicht rathen, ihn zu ändern; wenn ich mich nicht ſchämte, ihn Ihnen hier in den bereits fertigen Anfangsblättern die Recenſion vorzulegen; aber Sie ſelbſt würden auch erſehen, daß derſelbe, bey dem beſten Willen, noch lange nicht, und bey meiner jetzigen Gemüthslage vollends unmöglich fertig werden kann. Haben Sie alſo, beſter Herr Profeſſor, die Barmherzigkeit, und überheben mich einer Laſt, die mich ſeit einiger Zeit bis zur Schlafloſigkeit quält, und die für jeden andern Ihrer geſchickten Recenſenten vielleicht ein wahres Spiel ſeyn wird. Aber ich muß noch mehr bitten. Wirklich dieſer Vorfall mit Herdern benimmt mir allen Muth, jemals wieder ein Verſprechen in Abſicht irgend einer gelehrten Arbeit zu wagen, und räth mir auf alle Weiſe an, um Entbindung von aller meiner Pflicht als Mitarbeiter an Ihrer A. L. Z. zu bitten.

Die Dankbarkeit für Ihr Vertrauen und für Ihre Liebe machte mir dieſe Pflicht bisher immer ſehr lieb, und macht mir jetzt die Bitte um gänzliche Entlaſſung in der That peinhaft; aber wäre es nicht noch undankbarer, wenn ich durch Uebernehmung von Arbeiten, die ich hernach mich außer Stande finde, fertig zu ſchaffen, Sie in Verlegenheiten zu ſetzen fortfahren wollte? Eine wahre Beruhigung und Freude wird es für mich ſeyn, wenn ich künftig auf irgend eine Weiſe, durch freye Beyträge, meine Schuld nachzuzahlen und mir Ihr Wohlwollen wieder zu verdienen im Stande ſeyn ſollte, und mit Eifer werde ich jede Gelegenheit dazu ergreifen. Ich will ſogar, wenn es mir gelingt, durch die Reiſe aufs Land, die ich vorhabe, den Unmuth und Ekel zu verwinden, der mich von der Recenſion über Herder abſchreckt, noch einmal die Arbeit verſuchen; allein ich kann ſchlechterdings den Gedanken, dieſe Arbeit noch immer ſchuldig zu ſeyn, nicht ertragen, und muß daher vor allen Dingen bitten, mich von dieſem Gedanken zu erlöſen, und die Recenſion wirklich einem Andern aufzutragen, wodurch alles in Ordnung kommen wird, indem, wenn meine Recenſion mir am Ende doch noch gelingen ſollte, ſie nach derjenigen, die ein Anderer gemacht hätte, auch noch immer abgedruckt werden könnte, und wenn ſie mir, wie ich fürchte, nicht gelingt, ohne Schaden wegbleiben kann.

Alles, was ich jetzt ſchreibe, hätte ich ſchon vor 2 Monaten geſchrieben, wenn Kant mich nicht immer davon abzuhalten geſucht hätte. Er hat mir ſogar allerley von ſeinen Gedanken ſchriftlich über den Pantheismus mitgetheilt, um mir dadurch in Abſicht des Hauptpunktes meiner Recenſion Erleichterung zu verſchaffen. Aber eben dadurch iſt mir die Sache eher erſchwert worden; denn ich bin dadurch von meinem eigenen Wege verſchlagen, und weiß mich in Kant's Wege gar nicht zu finden. Ueberhaupt, beſter Herr Profeſſor, iſt alles Metaphyſiſche meiner Natur zuwider, und es iſt vergebens, mich dazu zu zwingen. Nur wenn ich den Pantheismus als Phänomen oder Naturproduct des menſchlichen Geiſtes anſehe, und ſeine Entſtehungs- und Entwickelungsart aufzufinden und wahrzunehmen wüßte, würde ich hoffen können, alles, was ſich in Abſicht deſſelben denken und ſagen läßt, völlig zu erſchöpfen, und ſonach meine Abſicht in der Recenſion zu erreichen. So lange mir das nicht völlig gelingt, empört ſich mein Gefühl von Ehrlichkeit, wenn ich über eine Sache, als hätte ich ſie von Grund aus und ihrem ganzen Umſange nach erforſcht, entſcheidend aburtheilen wollte, da ich mir gleichwohl bewußt wäre, noch nicht ſo erforſcht zu haben; und dieſe Entſcheidung endlich einmal und vollendet in Ihrer A. L. Z. zu thun, wäre doch ſo ſehr de tempore et loco, daß ich ohne den Vorſatz, dieſen Zweck zu erreichen, an der Herderſchen Recenſion nicht arbeiten mag. Denn was den andern Vorſatz betrifft, Herdern auf eben die Weiſe von der philoſophiſchen Fechtſchule herunter zu jagen, wie ihn Schlözer weiland von der hiſtoriſchen gejagt hat, ſo wäre das eine wahre Kleinigkeit, wenn nur erſt jene Hauptſache völlig aufs Reine gebracht wäre. Doch was ſchwatze ich da und verderbe Ihnen Ihre edle Zeit. Laſſen Sie mich, wenn Sie wieder einmal an Kant ſchreiben, zu meinem Troſte wiſſen, daß ich Ihr Wohlwollen noch nicht ganz verſcherzt habe, und behalten Sie, ungeachtet alles ſeines Unvermögens und Mißverhaltens, nach wie vor lieb Ihren ꝛc.

Krug.

Leipzig, 30. Jan. 1811.

Die gütige Zuſchrift, womit Sie mich beehrt haben, mein höchſtverehrter Herr Hofrath, hat mir zwar auf der einen Seite ungemeine Freude gemacht, indem ich dadurch einen neuen Beweis von der Fortdauer Ihres mir höchſt ſchätzbaren Wohlwollens und Zutrauens erhielt; auf der andern aber auch mein Erſtaunen erregt, indem ich daraus ſehe, daß Hr. Bredow nicht zu uns kommen will, ungeachtet er mir bereits Auftrag zur Miethung einer Wohnung gegeben hat. Wenn nun die Nachricht, die Sie erhalten haben, nicht auf einem bloßen Mißverſtändniſſe beruht, ſo kann ich mir den veränderten Entſchluß des Herrn B. nicht anders erklären, als daß man ihn im Preußiſchen durchaus nicht laſſen will und ihm deshalb Anerbietungen gemacht hat, die ihn zum Bleiben beſtimmten. Doch hat er uns darüber noch nichts bekannt gemacht. Die in unſerer Verfaſſung gegründeten Schwierigkeiten, deren Ew. Wohlgeboren gedenken, ſind ſo unbedeutend, daß ſie Herrn B. wohl ſchwerlich abhalten könnten, zu uns zu kommen. Er hat nämlich eine Disp. pro loco zu ſchreiben und zu vertheidigen, desgleichen ein Programm zu ſchreiben und eine Rede zu halten, alles in lateiniſcher Sprache. Dieß kann nun einen Mann von Herrn B's. Kenntniſſen und Talenten unmöglich geniren, beſonders da Disputation und Programm zwey Theile eines Ganzen ſeyn können und 4 — 6 Bogen dazu hinlänglich ſind. Die Noſtrifikationsgelder aber betragen ungefähr — gewiß weiß ich's nicht — 30 Rthlr.; dieſe können ihn alſo auch wohl nicht abhalten, da er einen ſo anſehnlichen Gehalt (1200 Rthlr., ungerechnet die mit der hiſtoriſchen Profeſſur verknüpften und ſich auf 200 Rthlr. belaufenden Cenſurgebühren) nebſt 400 Rthlr. Reiſegeld bekommt. Indeſſen wär' es wohl möglich, daß ihm der Preußiſche Staat noch vortheilhaftere Anerbietungen gemacht hätte, um ihn zu fixiren. In dieſem Falle würden wir durch ſein Nichtkommen freylich ungemein verlieren; es wäre jedoch immer noch die Frage, ob Herr B. nicht beſſer thäte, bey uns mit dem Wenigern vorlieb zu nehmen. Denn ich glaube, daß jetzt keine Univerſität in Deutſchland in Anſehung ihrer eigenthümlichen Fonds ſo geſichert und ſo unabhängig iſt, als die unſrige, und an Frequenz wird ſie auch von keiner übertroffen, wenigſtens nicht von den Preußiſchen, die alle, ſelbſt die Berliner, nur gegen 300 Studirende zählen. Auch glaub' ich nicht, daß Berlin, wenn etwa Herr B. dahin verſetzt werden ſollte, je ſehr frequent werden wird, da das Mißtrauen des Publikums gegen den Ort viel zu groß iſt, ob mit Recht oder Unrecht, laſſ' ich dahin geſtellt ſeyn. Aber es iſt einmal ſo; und ſolche Vorurtheile ſind ſchwer auszurotten. Uebrigens waren mit Herrn B. die Herren Hüllmann und Wilken denominirt, und wahrſcheinlich wird ohne neue Denomination einem von dieſen die Stelle angetragen werden, wenn jener ſie wirklich ausſchlagen ſollte.

Das Verſprechen meiner Verſchwiegenheit über dieſe Sache brauch' ich wohl nicht hinzuzufügen. Es wird ſtets mein eifrigſtes Beſtreben ſeyn, Ihr ehrenvolles Zutrauen möglichſt zu verdienen. Mit angelegentlichſter Empfehlung an Ihre hochverehrte Frau Gemahlin und mit der Verſicherung der ausgezeichnetſten Hochachtung hab' ich die Ehre zu beharren Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Leipzig, 8. Jun. 1811.

Verehrteſter Herr Hofrath! Die philoſophiſche Facultät iſt allerdings nach Abbruch der Unterhandlungen mit Herrn Bredow von Dresden aus aufgefodert worden, zu einer neuen Denomination zu ſchreiten, und es iſt bey dieſer Gelegenheit auch Ihr Herr Prof. Voigtel mit denominirt worden. Wir haben aber dießmal eine Ausnahme von der Regel gemacht und fünf oder, wenn Sie wollen, gar ſieben Gelehrte denominirt, ſtatt drey, damit die Herren in Dresden die Auswahl haben, wenn wieder einige der

Denominirten den Ruf ablehnen ſollten. Außer den bereits vorher Denominirten, Hüllmann und Wilken, und außer Herrn Voigtel, ſind noch denominirt unſer Wieland, der bereits Prof. der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften iſt, der Juriſt Weiß, der über ſächſiſche Geſchichte viel geleſen und geſchrieben hat, Kruſe, der ehemals in Oldenburg war und ſich jetzt auch hier aufhält, und Göde, der Verfaſſer der Reiſen in England, Schottland und Wallis; auch haben wir zugleich geſagt, daß, wenn etwa die Wahl auf unſern Wieland fallen ſollte, dieſe Denomination zugleich für die dann erledigte Profeſſur der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften gültig ſeyn möchte. Der Himmel gebe nun, daß die Herren in Dresden eine gute Wahl treffen und unſre gute Philyrea bald mit einem tüchtigen Hiſtoriker verſehen mögen. Denn obgleich bey uns Mehre ſich mit dem Vortrag der Geſchichte beſchäftigen, ſo würde es doch, da einige dieſer Männer ſich dieſem weitläufigen Fache nicht ausſchließend gewidmet haben, andere aber wegen zunehmender Kränklichkeit nicht lange mehr nützen werden, ſehr gut ſeyn, wenn man einen Mann her beriefe, der mit jugendlicher Kraft das große Gebiet der Geſchichte zum Hauptgegenſtand ſeines Studiums gemacht hätte, und von dem ſich daher erwarten ließe, daß er der Univerſität noch eine lange Reihe von Jahren nützlich werden könnte.

Die Nachricht, welche ein Reiſender von hier gebracht hat, daß Kopenhagen wieder von den Engländern bombardirt und eingenommen worden ſey, hat ſich glücklicher Weiſe bis jetzt nicht beſtätigt. Auch glaub' ich nicht, daß die Engländer ſo etwas im Sinne haben ſollten, da eine ſolche Expedition ihnen jetzt wenig oder nichts helfen würde.

Ich bin ſo frey, von meiner Schrift: der Staat und die Schule, ein Exemplar beyzulegen, mit der gehorſamſten Bitte, von derſelben eine Anzeige in Ihrer A. L. Z. gefälligſt beſorgen zu laſſen, da ich bis jetzt keine darin gefunden habe, obgleich die Schrift bereits über ein Jahr heraus iſt. Nur wünſch' ich freylich nicht wieder einem Recenſenten in die Hände zu fallen, der mich das gerade Gegentheil von dem ſagen laſſe, was ich wirklich geſagt habe, und ſelbſt das Gute, was er in einem Buche von mir etwa anzuerkennen genöthigt iſt, durch die Bemerkung in Schatten zu ſtellen ſuche, es ſey doch nicht mit poetiſchem Geiſte dargeſtellt. Ich hab' es mir von jeher zur Pflicht gemacht, auf dieſe ſogenannte poetiſche Darſtellungsweiſe philoſophiſcher Wahrheiten zu verzichten, und es freute mich ſehr, in dem Recenſenten der Adam-Müllerſchen Vorleſungen einen

Mann zu finden, der hierin mit mir gleich denkt, und in dieſer Hinſicht mit dem Recenſenten meines Syſtems der theoretiſchen Philoſophie einen ſonderbaren Kontraſt bildet. Sollte es daher Ihre Zeit nicht erlauben, mir Ihr Urtheil über die beyliegende Schrift in einer öffentlichen Kritik derſelben mitzutheilen, ſo würd' ich mir wenigſtens einen Recenſenten, wie der Beurtheiler der Müllerſchen Vorleſungen iſt, wünſchen.

Haben Sie die Güte, mich Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin angelegentlichſt zu empfehlen, und genehmigen Sie die Verſicherung der ausgezeichnetſten Hochachtung, mit der ich beharre Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Leipzig, 12. July 1814.

Wohlgeborner, hochzuverehrender Herr Hofrath! Die Theilnahme, welche Sie in Ihrer letzten gütigen Zuſchrift an meinem Entſchluſſe, ins Feld zu ziehen, bewieſen, läßt mich hoffen, daß Ew. Wohlgeboren die Nachricht von meiner glücklichen Rückkehr nicht ganz gleichgültig aufnehmen werden. Dieſer militäriſche Ausflug iſt mir ſo wohl bekommen, daß ich mich um zehn Jahre verjüngt fühle. Möchten nur die politiſchen Reſultate unſrer Anſtrengungen eben ſo glücklich ausfallen! Zwar ſcheint über Sachſens künftiges Schickſal noch nichts entſchieden zu ſeyn; wahrſcheinlich aber werden wir mit Preußen in eine nähere Verbindung treten. Uebermorgen erwartet man hier den Kaiſer von Rußland und den König von Preußen; ſie werden ſich aber nur einige Stunden aufhalten.

Ich bin ſo frey, dieſem Briefe zwey Programme beyzufügen mit der ergebenſten Bitte, eine Anzeige davon in Ihrer geſchätzten Literaturzeitung zu beſorgen. Das lateiniſche iſt zwar von einem frühern Datum; ich entſinne mich aber nicht, davon eine Anzeige geleſen zu haben.

Ihrer verehrteſten Frau Gemahlin mich angelegentlichſt empfehlend, beharre ich mit der ausgezeichnetſten Hochachtung Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Löffler.

Gotha, 31. Jan. 1789.

Je größer der Unwille geweſen iſt, den Ihre hieſiegen Freunde und Verehrer, unter welchen ich einer der erſten zu ſeyn glaube, über das unwürdige Betragen des hieſigen Diakonus Schmidt empfunden haben, um deſto mehr haben wir uns über die Art gefreuet, wie Sie die Sache aufgenommen, und über die Laune, in welcher Sie darauf geantwortet haben. Ich gratulire Ihnen von Herzen zu dieſer ſo glücklichen Stimmung. Dabey aber habe ich auch das Vergnügen, Ihnen zu melden, daß Sie in Zukunft vor ähnlichen Angriffen dieſes Diakonus völlig geſichert ſeyn werden; da ich ihm geſtern den Unwillen unſeres gnädigſten Herzogs über ſein unſittliches Betragen habe zu erkennen geben, und jeden weitern Schritt in der Sache auf das Ernſtlichſte habe unterſagen müſſen. Freylich bedurfte es Ihretwegen dieſes Verbotes nicht, aber ſein Verhältniß als Prediger ſchien es zu fodern; und dabey wird Ihnen wenigſtens die Mißbilligung eines ſo erleuchteten und guten Fürſten, den Sie ſo ganz für ſich haben, und das Urtheil des hieſigen Publikums, welches nur eine Stimme über den unſittlichen Angriff Ihres Gegners hat, nicht ganz gleichgültig ſeyn. Ich freue mich, daß ich Ihnen hierüber eine ſo zuverläſſige Nachricht geben kann.

Aber darf ich nun auch hinzuſetzen, daß Sie, mein theuerſter Freund, ſich das hieſige Publikum verbinden werden, und daß es insbeſondere meinem gnädigſten Herzog angenehm ſeyn dürfte, wenn auch Sie, zufrieden mit der Züchtigung, der Sie einen Diakonus unterworfen haben, und mit dem Verweis, der ihn gewiß gedemüthiget hat, eine Sache, die hier ſo viel Aergerniß erregt, ruhen laſſen wollten? Doch ich verliere darüber kein Wort, da ich überzeugt bin, daß Sie von ſelbſt geneigt ſind, eine Bitte zu erfüllen, von der Sie gewiß mit mir wünſchen, daß ſie nicht nöthig wäre, gethan zu werden.

Verſichern Sie Ihrer Frau Gemahlin meine gröſſeſte Hochſchätzung und bleiben auch Sie gewogen Ihrem ꝛc.

Gotha, 1. Nov. 1798.

Wenn ich auch jetzt, bey meiner häuslichen Lage und ſo manchen andern Umſtänden, weniger Theil an der Literatur nehmen kann, als ich oft wünſche: ſo habe ich doch in zwey der ſchönſten Producte, die dieſe Meſſe hervorgebracht hat, einen Blick gethan, in Engels Fürſtenſpiegel und in Garvens Fragmente. Der erſte ſcheint mir ein beynahe vollendetes Kunſtwerk zu ſeyn, ich nehme einige wenige Stücke aus. Wahrheit, Freymüthigkeit, Darſtellung, Sprache — alles iſt darin, wie in wenigen Schriften vereinigt. Schade, daß uns Engel, der jetzt geſunde Engel, nicht mehr giebt! Dagegen ſcheint Garve, ohne Nachkommen, (wie er, dünkt mich, in der Einleitung von den Eheloſen ſagt) noch recht viel für die Nachkommen thun zu wollen. Aber ſo vortrefflich und unterhaltend ſein Buch iſt: ſo ſcheint er doch bisweilen die Sache nicht zu erſchöpfen, und nicht ganz von den Vorurtheilen, oder von der Anſicht der Dinge, an die man ſich bey einem längern Aufenthalte in dem preußiſchen Staate ſo leicht gewöhnt, frey zu ſeyn. Seinen Ariſtoteles habe ich noch nicht geſehen. ꝛc.

Gotha, 20. März 1807.

Die Nachricht von dem Tode unſeres vortrefflichen Röſſelt hat mich in eine ſtille wehmüthige Trauer verſenkt. Er gehörte zu den reinſten, anſpruchloſeſten und verdienteſten Menſchen. Ich freue mich, daß ſein Ende ſich ſo ſtill und ohne Geräuſch genähert hat, wie ſein ganzes Leben war. Schwerlich habe ich einen Mann gekannt, der gemäßigter in ſeinen Wünſchen, gleichförmiger in ſeiner Thätigkeit, ſeinen Grundſätzen getreuer, ſeinem Berufe ergebener und in ſeiner Art nützlicher geweſen wäre, als Er. Noch erinnere ich mich lebhaft, mit welcher Innigkeit der Empfindung er mir, bey ſeinem letzten Aufenthalte in Gotha vor ohngefähr 15 Jahren, erzählte, wie ſehr er ſeinen Beruf liebe, wie er ihn um keinen Preiß mit einem andern vertauſchen würde, wie er der Vorſehung danke, die ihm dieſe ſtille geiſtige Thätigkeit zu ſeiner ſteten Beſchäftigung angewieſen habe; und ich bin gewiß, daß er durch dieſe Stimmung einer der glücklichſten und nützlichſten Menſchen geweſen iſt. Auch ich rufe ihm dankbar nach Have pia anima! — Schade, daß die letzten kriegeriſchen Auftritte noch ſeine Ruhe ſtören und die letzten Wochen ſeines Lebens ſo bitter trüben mußten! — Ich weiß nicht genau, was er insbeſondere erlitten hat, aber aus den Worten „Plünderung, die auch ſein Haus betroffen,“ kann ich mir eine Vorſtellung von den ſcheußlichen Scenen machen, die ſeine ſtille Wohnung entweyht haben mögen. Wenn nur ſeine Bibliothek, ſo gewählt und ſo reich, nicht unter den Händen der Barbaren gelitten hat! — Von Ihrem Schickſale und der Ihrigen habe ich einige Kenntniß durch unſere gemeinſchaftlichen Freunde erhalten, und Sie mögen urtheilen, wie es mich geſchmerzt, welchen Antheil ich wenigſtens in der Empfindung genommen! — Ach, und wer will den Ausgang aus dieſem Labyrinth finden!

Nöſſelt's Tod iſt ein großer öffentlicher Verluſt. Wer will einen Theologen ſeiner Gelehrſamkeit erſetzen! Ich fürchte, daß manche Zweige der theologiſchen Gelehrſamkeit, z. B. die Kenntniß der Kritik des N. Teſt., faſt ganz ausſterben. Wenn ſich auch ſonſt noch Philologen bilden, ſo bilden ſich faſt keine für die Theologie. Und Göttingen, das am erſten Gelehrte ziehen könnte, und auch zum Theil wirklich zieht, verdirbt ſie nur zu bald zu ſammelnden Polygraphen.

Auch die Literaturzeitung macht an ihm einen Verluſt, der ſchwer zu erſetzen ſeyn wird. Gern nehme ich, nach Ihrem Wunſche, den Antheil daran, den ich nehmen kann, oder den mir mein zerſtreuendes, von dem ruhigen Studiren ſo ganz abziehendes Amt geſtattet. Aber wie groß oder wie klein dieſer ſeyn wird? Wollen Sie einen Verſuch mit mir machen, ſo bin ich bereit, und es wird ſich bald zeigen, wie weit ich Wort halten kann. Bisweilen wünſche ich mir eine Verbindung dieſer Art, um eine äußerliche Nöthigung mehr zu haben.

Wird nicht von Nöſſelt's Papieren noch Manches gedruckt werden? Seine Freunde werden dafür ſorgen, daß es mit Wahl geſchehe. Seine, und Knapp's, exegetiſche Abhandlungen ſind in unſerer heutigen Literatur eine ſeltene Erſcheinung.

Luden.

Jena, 17. Febr. 1809.

Verehrteſter Herr Hofrath! Verzeihen Sie, daß ich ſo frei bin, Ihnen einmal mit einem Briefe und einer Bitte beſchwerlich zu werden. Ihre gütige Geſinnung und Freundſchaftlichkeit gegen mich läßt mich hoffen, daß Sie mir dieſelben nicht abſchlagen werden. Sie haben vielleicht ſchon gehört, daß ich eine Vocation nach Frankfurt a. O. gehabt, und dieſelbe abgelehnt habe. Gewiſſe Umſtände, nämlich — warum ſollte ich es nicht ſagen? — die Erbärmlichkeit einiger meiner Herren K[illegible]gen, veranlaſſen mich, daß ich wünſche, die Sache werde *gedruckt*. In der *hieſigen* Literaturzeitung *iſt das ſchon geſchehen*, aber nicht ſo, wie ich es, gerade dieſer Erbärmlichkeit wegen, wünſchen muß. Sie würden mir daher eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie die Gewogenheit hätten, inliegenden kleinen Zettel in Ihr Intelligenzblatt unter den Beförderungen und Ehrenbezeugungen abdrucken zu laſſen, und zwar ſo ſobald als möglich.

Seit einiger Zeit ſind meine Frau, die ſich Ihnen gehorſamſt empfiehlt, und ich verwaiſet. Sie wiſſen, Griesbach's ſind in Weimar. Indeß haben wir nunmehr Hoffnung, die Vortrefflichen bald wieder zu ſehen.

Wie wird es aber mit der Recenſion meiner Bücher? Darf ich Sie noch einmal erinnern?

Leben Sie wohl, Verehrteſter! Erhalten Sie mir Ihre Gewogenheit, und genehmigen Sie die Verſicherung meiner hohen Verehrung, mit welcher ich allezeit ſeyn werde ꝛc.

Jena, 20. Aug. 1811.

Ich kann nicht unterlaſſen, Ihnen auf Ihren wertheſten Brief ſogleich noch ein paar Worte zu ſchreiben. Empfangen Sie vor allen Dingen meinen beſten Dank für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie meine Bitten zu erfüllen verſprechen. Wenn Sie ſelbſt meinen Thomaſius und Grotius noch anzeigen wollen: ſo darf ich darauf hoffen, daß ſie bedenken und bemerken werden, daß dieſe Bücher vor ſechs bis ſieben Jahren geſchrieben worden ſind, und daß eine ſolche Periode in den Jahren, in welchen ich bin, noch von großer Bedeutung iſt. Darum kann ich ruhig ſeyn. Von einem andern Recenſenten möchte ich dieſe Bücher jetzt nicht gern mehr recenſirt ſehen. Dagegen aber würde mir lieb ſeyn, wenn mein Temple und beſonders meine Politik bald bekannt würden. Und Sie würden mich ſehr verbinden, wenn ſie etwas dafür thäten, und dabei verhüteten, daß ich weder in die Hände der Adame Müller, noch der Buchholze oder der Stock-Smithianer geriethe.

Den Schlegel alſo expedire ich! Haben Sie aber ja die Güte, Verehrteſter, die Expedition der Allg. L. Z. davon zu benachrichtigen, damit nicht etwa noch ein Anderer gleichfalls eine Recenſion ſchicke, und alſo eine Colliſion entſtehe.

Was unſern vortrefflichen Griesbach betrifft, ſo iſt es mir ein ſehr großer Jammer, daß ich Ihnen nicht ſo erfreuliche Nachrichten über ihn mittheilen kann, als ich gern möchte. Ich verehre ihn aufs höchſte, und liebe ihn herzlich. Wenn er abginge, ſo würde der Verluſt für mich doppelt ſeyn: eben ſo unerſetzlich für meine Perſon, als für die Univerſität. Daher iſt begreiflich, daß ich ſehr beſorgt bin, und eben deswegen möglich, daß ich Gefahr fürchte, wo ein Anderer keine ſehen würde. Aber ich will Ihnen aufrichtig geſtehen — denn das wollen Sie ja — daß ich ſehr, ſehr beſorgt um ihn bin. Seine alten

Uebel ſcheinen verſtärkt, und anhaltender als je, und neue ſchelnen hinzuzukommen. Er iſt ſo abgeſpannt an Geiſt und Körper, wie ich ihn noch nicht geſehen habe, und ſein ganzes Weſen kommt mir anders vor. Daß er ſehr oft das Leſen ausſetzen muß, mehrere Tage hinter einander, wird Ihnen bekannt ſeyn, ſo wie Sie überhaupt von ſeinem Leiden Nachricht haben werden. Erholen kann er ſich allerdings, und wir hoffen es und wollen es hoffen; aber, Verehrteſter, ich will Ihnen nicht verhehlen, daß verſchiedene verſtändige Männer mit mir gleiche Beſorgniß hegen. — Aber was würde aus unſerer Univerſität, wenn dieſer κόλος auch noch fortgeriſſen würde? Ich mag es in keiner Beziehung denken.

Leben Sie wohl, verehrter Herr Hofrath, und leben Sie noch lange mit altgewohntem Eifer den Wiſſenſchaften und der Freundſchaft, und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit ſagen darf, wie ſehr ich Sie verehre. Ihr ꝛc.

Jena, 25. Oct. 1811.

Da ich heute ein paar Recenſionen an die Expedition der A. L. Z. ſende, ſo kann ich nicht unterlaſſen, einige Worte an Sie mitzuſchicken. Die Schlegel'ſchen Vorleſungen ſind ein wenig anders beurtheilt, als in den Göttinger Gelehrten Anzeigen; ich hoffe, Sie werden mir beiſtimmen. Die Recenſion iſt ein wenig lang; doch, glaube ich, werden drei Stücke ſie faſſen: Es wollte nicht anders gehen.

Aber, Verehrteſter, wie ſieht es denn aus mit den Recenſionen meiner Bücher? Sie werden bemerkt haben, daß man mich hier, wo möglich, todtzuſchlagen ſucht. Darum bitte ich Sie von neuem, erfüllen Sie doch Ihr Wort, und laſſen Sie mich doch nicht ſo oft und ſo vergeblich bitten!

Ueber Griesbach kann ich Ihnen jetzt beſſere Nachricht geben. Der Himmel hat ſich unſer noch einmal erbarmt, und wird uns den Vortrefflichſten noch erhalten. Sie glauben nicht, welche Freude ich darüber empfinde, daß der edle Mann ſeine Vorleſungen wieder hat anfangen können. Je weniger ich dieſes hoffte, und je betrübter ich über ſeine Krankheit war, um ſo größer iſt nun meine Freude. Er ſieht wieder recht heiter aus, obwohl noch einige Schwäche zurückgeblieben iſt. Hoffentlich wird auch die alte Kraft noch wiederkommen.

Von unſern übrigen Verhältniſſen ſind Sie gewiß unterrichtet. Darum erlaube ich mir nur noch den Wunſch zu äußern, daß Sie die Güte haben möchten, meinen kleinen Brief an den Recenſenten meiner Politik mit einigen Zeilen freundlichſt zu begleiten, und die Bitte, die Verſicherung meiner innigſten Verehrung zu genehmigen. Ihr ꝛc.

Jena, 8. Apr. 1812.

Da ich heute etwas an die Expedition der A. L. Z. ſchicke, ſo kann ich unmöglich unterlaſſen, mich Ihnen einmal in die Erinnerung zu bringen, und mich Ihrer Gewogenheit zu empfehlen.

Wir ſind dieſe Zeit hindurch gewiß oft eins geweſen, in einem Gefühl zuſammengetroffen; ich habe auch ſehr viel an Sie gedacht und von Ihnen geſprochen. Der Tod des einzigen Griesbach's, der Ihnen Bruder und Freund, mir Freund und Vater war, iſt mir wie Ihnen ganz unendlich ſchmerzlich geweſen. Sie wiſſen, daß ich dieſen Schlag ſchon recht lange gefürchtet, die Hoffnung ſchon recht lange aufgegeben hatte. Ja, gegen meine Erwartung verzog ſich derſelbe, und zwang mich ſogar zu dem Wunſche, daß er doch nur fallen möchte, um den Edlen von ſeinen Leiden, um ſeine edle Gattin von dem Jammer zu befreien. Und dennoch, als er nun fiel, dieſer Schlag: wie wurde ich erſchüttert! Was mich und Andere am meiſten getröſtet hat und noch tröſtet, das iſt die ſchöne Faſſung, welche ſeine vortreffliche Frau bewieſen hat, und beweiſet. Sie hat ſich bewunderungswürdig betragen. Es ſcheint, der Gedanke, daß ſie für etwas Großes und Schönes gelebt und gewirkt, und ein inniges Dankgefühl dafür, daß ihr vergönnt worden, mit unermatteter Kraft dieſes Leben und Wirken zu vollenden, durchdringe ſie, und mache ſie ſtark und ruhig, und in einem hohen Sinne froh. Sie lebt einzig in ihm und den ihrigen, und darum hat ſie Keinen verloren. Der Himmel erhalte ſie uns noch lange! —

Ich habe gehofft, Sie, Verehrteſter, bei dieſer Gelegenheit in den Ferien einmal in Jena zu ſehen, und Ihnen mündlich verſichern zu können, wie ſehr ich Sie verehre, und wie innig ich wünſche, daß Sie noch recht lange für Wahrheit und Licht mit altgewohnter Thätigkeit zu leben und zu handeln fortfahren mögen.

Jena, 10. Nov. 1814.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, mein Verehrteſter, welche unendliche Freude mir Ihr lieber, freundſchaftlicher Brief gemacht hat. Empfangen Sie meinen herzlichſten Dank für Ihr gütiges Andenken und für Ihr Wohlwollen. Seit einem halben Jahre (ſeit Oſtern) wohne ich mit meiner ſtets wachſenden Familie bei Ihrer Frau Schweſter, und kann nicht ausdrücken, wie wohl uns bei der Vortrefflichen iſt. Nur Eins fehlt: der edle Griesbach ſollte noch leben, und ich würde mit ihm und durch ihn Alles vergeſſen, was mich in dieſem Jena drückt und peinigt.

Aus dieſen Aeußerungen ſehen Sie wohl, Verehrteſter, daß, wenn ich das Haus verlaſſe, nicht Alles ſo iſt, wie es ſeyn ſollte. Sie kennen den — hinlänglich. So lange Griesbach lebte, hatten wir ein Gegengewicht gegen ihn. Seit Griesbach's Tode iſt er ganz des Teufels, und die alte Excellenz iſt taub und blind gegen ſein Thun und Treiben, obgleich es am Tage liegt, daß Jena veröden wird, wenn er noch zehn Jahre ſo fortwaltet, wie bisher.

Was meine ökonomiſche Lage betrifft, ſo kann ich zwar recht gut beſtehen; aber ich ſtehe doch auf einem ſehr ungewiſſen Boden. Mein Gehalt iſt nicht größer als 460 Thlr. Sächſiſch; denn was man mir verſprach, als ich die Vocation nach Frankfurt an der Oder ablehnte, das hat man mir nachher nicht gehalten. Zufolge dieſes Verſprechens hätte ich nach Heinrichs Tode 700 Thlr. haben ſollen, aber man äußerte von einem ſolchen Verſprechen gar nichts mehr. Nun tragen meine Vorleſungen nach Zeit und Verhältniſſen zwar ziemlich viel Honorar — ich habe dieſen Winter in der alten Geſchichte 67, in der neueren 51, und in der Politik 29 Zuhörer, bei höchſtens 300 Studenten gewiß ein beträchtlicher Numerus — aber wie unſicher iſt dieſe Einnahme! und wie viel man in Jena gebraucht, wiſſen Sie.

Alſo, mein Verehrteſter! ich ginge ſehr gern aus dieſem Jena hinweg. Bitte, thun Sie dafür, was möglich iſt! Vor Allem würde ich gern ein Preuße. Wirklich habe ich in dieſem Augenblick einen Antrag, wegzugehen, nach meinem Vaterlande; aber ich ſoll ein Amt übernehmen — ſehr einträglich — deſſen Geſchäfte mich für Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit tödten würden. Ich werde Ihnen nächſtens beſtimmter darüber ſchreiben. Sie ſehen aus dem Geſagten meine Wünſche. Noch einmal, Verehrteſter, wirken Sie gütigſt für deren Erfüllung!

Wegen der Nemeſis bitte ich Sie recht ſehr, doch einmal an den Recenſenten zu ſchreiben, daß er die Recenſion fördert. Sie werden die Recenſion in der hieſigen A. L. Z. geſehen haben. Das Prachtſtück iſt von Woltmann, der mir theils Johannes Müller's Freundſchaft nachträgt, theils alter Verhältniſſe, von Berlin her, eingedenk iſt, theils Urſachen zu haben glaubt, ſich zu rächen. Nun kennen Sie ſeine moraliſche Schlechtigkeit — und hierzu der C., der ſich am Ende der Recenſion ſogar bezeugen läßt, daß er contra jus et fas wegen der Recenſion correſpondirt habe — kollegialiſch, wie ſich verſteht. Es iſt doch kaum begreiflich, wie dieſe — in ſolcher Zeit über eine Schrift für ſolchen Zweck eine ſolche Beurtheilung zu Markte bringen mögen! Ich werde ſie ein wenig ſtriegeln, wünſche aber doch, daß in Ihrer A. L. Z. den — etwas entgegen gewirkt werden möchte, verſteht ſich nach Recht und Billigkeit.

Daß Ihnen in meiner alten Geſchichte Einiges gefallen hat, freuet mich ungemein. Ich hoffe, Frommann hat nicht nur ein Exemplar an die Expedition, ſondern er hat auch Ihnen ein Exemplar für Ihre Privatbibliothek geſchickt. So iſt wenigſtens die Abrede. Ich bitte Sie, mir darüber ein Wort zu ſagen; ich muß in Ihrer Bibliothek ſtehen.

Nun noch eine Frage. Unter den Büchern, die ich zur Recenſion übernommen habe, iſt Mertens Geſchichte der Deutſchen. Inzwiſchen ſind drei Bücher erſchienen: a) v. Gagern, die Nationalgeſchichte der Deutſchen; b) Arndt, Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte; c) Kotzebue, deutſche Geſchichte. Ich möchte dieſe Bücher wohl zuſammen nehmen, wenn es Ihnen recht wäre; a und b habe ich, c möchte ich mir ausbitten, falls Sie meinen Vorſchlag annehmen.

Bredow's Bücher will ich recht gern übernehmen; aber wie ſoll man das einleiten?

Wegen der Zeitereigniſſe iſt mir die Bruſt ſo voll, daß ich mir zuweilen nicht zu helfen weiß. Wie glücklich wäre ich, könnte ich ſie zuweilen bei Ihnen ausſchütten! Führen Sie doch den ſchönen Vorſatz einmal aus, nach Jena zu kommen. Wir haben ſo lange auf Sie gehofft — endlich wird doch die Erfüllung kommen. — Ihre Frau Schweſter befindet ſich ſehr wohl. Daß es mit der Auction gut geht, wiſſen Sie. Ich bin mit unbegrenzter Verehrung ꝛc.

Mannert.

Würzburg, 29. Dec. 1805.

Um mein Andenken nicht völlig aus Ihrer Seele verwiſchen zu laſſen, gebe ich mir die Ehre, Ew. Wohlgeboren um die gütige

Annahme eines Exemplars von meiner Statiſtik zu erſuchen; der Anhang dazu, oder Deutſchland, iſt erſt in dieſer Woche fertig geworden. Weiſen Sie dem Buche irgend einen Winkel in Ihrer Bibliothek an. Selbſt wenn man Statiſtik ſich nicht als Hauptſtudium wählt, will man doch hie und da Auskunft über einzelne Gegenſtände haben. Wunderlich genug iſt's freilich, daß mancher Artikel eines Buches, welches erſt dieſen Sommer und Herbſt zu meinen Vorleſungen abgedruckt wurde, iſt ſchon in Gefahr ſteht, Antiquität zu werden. Aber wer vermag gegen den ewigen Wechſel unſers Zeitalters zu wirken, oder ihn vorauszuſehen? Einzelne Wahrſcheinlichkeiten, die mir aus Frankreichs unmäßiger Vergrößerungsſucht hervorzutreten ſchienen, ſind durch den Erfolg unſerer Tage, durch Thatſachen wenigſtens für den gegenwärtigen Augenblick widerlegt worden.

Der Krieg mit allen ſeinen Uebeln hat die Gegend, in der ich lebe, bedroht. Zum Glück iſt es bis jetzt bei der Drohung und bei einigen ziemlich läſtigen Einquartierungen geblieben, von welchen die Profeſſoren ſo wenig als andere Bürger frei waren. Wird's aber nicht bald Friede: ſo erwartet uns zuverläſſig noch mancher herbe Schlag, und zwar vorzüglich von preußiſcher Seite, wo man ſchon Miene zum Einrücken machte, aber auf die Nachricht von der Auſterlitzer Schlacht in aller Stille wieder abging. Hätte doch Preußen ſeine jetzigen Entſchließungen gleich anfangs gezeigt — ſicher wäre der ganze Krieg unterblieben; aber es rechnete auf einen Krieg von gewöhnlicher Art, nicht ſolche ungeheuren Schläge, und wollte ſein Machtwort erſt hinterdrein ſprechen, wenn die Uebrigen müde wären.

Unſerer Univerſität hat ſchon die Furcht, daß dieſe Gegenden der erſte Schauplatz des Krieges werden möchten, viel geſchadet; 80 neue Studirende ſind angekommen, und vielleicht ging das Duplum ab. Ich weiß es nicht genau, doch weiß ich, daß wir in dieſem Semeſter keine zahlreichen Kollegia haben. In der Univerſalgeſchichte, welche ich leſe, ſind 65 Zuhörer, und dies iſt eines der ſtärkſten.

Ganz ohne Unruhe wird es ſelbſt bei Ihnen nicht abgegangen ſeyn. Ob die Herren Profeſſoren bei Ihnen Einquartirung erhalten, weiß ich nicht. Schenke der gütige Himmel uns Allen Friede und Ruhe, und mir Ihre fernere Gewogenheit und Freundſchaft!

Herbert Marſh.

Leipzig, 25. Mai 1799.

Verehrungswürdigſter Freund! Der Hr. Prof. Sprengel hat mich nunmehro ſelbſt benachrichtigt, daß er eine Recenſion der hiſtoriſchen Ueberſicht verfertigt und bereits am Anfange dieſes Monats nach Jena geſchickt habe. Daß ſie für mich ſehr vortheilhaft ausgefallen iſt, hat er mir auch im Allgemeinen erzählt. Dürfte ich Sie nun bitten, ſobald die Recenſion gedruckt iſt, mir ein Exemplar von dem Bogen, worin ſie erſcheint, mitzutheilen? Ich halte zwar ſelbſt die A. L. Z.; bekomme ſie aber etwas ſpät, weil ich ſie durch einen Buchhändler monatlich broſchirt erhalte.

Sie wiſſen, daß die erſte Lieferung der Holmes'ſchen Ausgabe der Septuaginta, welche die Geneſis enthält, die Preſſe verlaſſen hat. Am 5. April hat D. Holmes auch einen Theil des Exodus den Delegates der Clarendoniſchen Preſſe in Manuſcript vorgelegt, deren Bericht darüber ich unten abſchreiben werde. Wie aber ein gelehrter Freund in London, der mit Oxford ſehr gut bekannt iſt, mir ſchreibt, ſoll ſein Eifer ſehr abgenommen haben, und er ſoll wirklich der Ausgabe dieſes beſchwerlichen Werkes überdrüſſig worden ſeyn. Ob nun D. Holmes nicht ſo vielen Beifall gefunden hat, als er erwartete, ob ſeine Subſcribenten bei dem jetzigen Kriegstaumel und bei den immer zunehmenden Auflagen in England, ihre Unterſtützung nicht ſo reichlich fortſetzen, wie ſie anfingen, oder ob die Politik, die bei der jetzigen Lage der Dinge mehr Aufmerkſamkeit in England, als irgend ein anderer Gegenſtand erregen muß, den Herausgeber ſelbſt ergriffen hat, oder ob andere Urſachen ſeinen Eifer vermindert haben, weiß ich nicht. Von D. Ford's Ausgabe der Sahid'ſchen Fragmente hoffe ich in Kurzem ein Exemplar zu erhalten, und ſobald ich es empfange, werde ich es unſerm würdigen Freund Griesbach, falls er es noch nicht beſitzt, zum Gebrauche mittheilen. Wie weit ſich dieſe Fragmente erſtrecken, habe ich noch nicht erfahren. Sonſt iſt nichts Wichtiges neulich im bibliſch-critiſchen Fache in England herausgekommen. Vielleicht werde ich auch in Kurzem ein Exemplar des äußerſt wichtigen Berichts des geheimen Ausſchuſſes des brittiſchen Unterhauſes über die geheimen Geſellſchaften erhalten, und in dem Falle werde ich, wenn Sie es wünſchen, eine Anzeige für die A. L. Z. verſuchen.

Wie ich dieſen Brief zumachen wollte, erhalte ich den Ihrigen vom 23. mit dem Abdrucke der Recenſion. Dadurch alſo, mein würdigſter Freund, haben Sie unaufgefordert meine Bitte rfüllt, und ich bin Ihnen wegen dieſer ſehr freundſchaftlichen Aufmerkſamkeit vielen Dank ſchuldig. Die Recenſion ſelbſt übertrifft meine Erwartung, obgleich Profeſſor **Sprengel** ſchon im Voraus dieſe Erwartung geſpannt hatte. Die Recenſion iſt auch mit vieler Einſicht abgefaßt, und beweiſt, daß der Verfaſſer derſelben ſeiner Sache vollkommen gewachſen iſt, und daß er in den Geiſt des Werkes tief hineingedrungen iſt. — Der Ruf meines Buches iſt nun entſchieden, da die A. L. Z., wie billig, in allen Theilen der Literatur den Ton angibt.

Mit der größten Hochachtung ꝛc.

Matthiſſon.

Lauſanne, 15. Sept. 1801.

Was werden Sie ſagen, daß ich Ihnen ſo lange keine Re-enſionen für die A. L. Z. lieferte? Ich bin es mir ſelbſt ſchuldig, ndlich einmal ein Wort zu meiner Rechtfertigung zu ſagen. Ich var ſeit dem Auguſt im Gefolge meiner Fürſtin auf Reiſen und vechſelte den Aufenthaltsort zu häufig, als daß mir Bücher zum Recenſiren hätten, ohne Gefahr mich zu verfehlen, nachgeſandt verden können. Indeß hatte ich die noch rückſtändigen vier Arti-el bei mir, um dieſelben anzuzeigen, ſobald ich irgendwo Muße nd Zeit dazu finden würde. Das Packet blieb aber durch die Nachläſſigkeit meines Bedienten bei meiner Abreiſe nach der Schweiz in Stuttgart liegen. Verloren iſt es indeß nicht, und ich verde Sorge tragen, daß daſſelbe wieder an die Expedition der Allgemeinen Literaturzeitung zurückgeſandt werde. — Sobald ich vieder in Deſſau ſeyn werde (wahrſcheinlich erſt im Frühjahr 802) ſoll es mir ein wahres Vergnügen ſeyn, meine unbedeu-enden Bemühungen für Ihr Inſtitut fortzuſetzen.

Ich empfehle mich bei dieſer Gelegenheit angelegentlich Ih-em fortdauernden, mir ganz unſchätzbaren Wohlwollen, und ver-chere Sie meiner unbegrenzten Verehrung.

Mauvillon.

Braunſchweig, 23. April 1790.

Eine kleine Reiſe, die ich gethan habe, hat mich verhindert, er als jetzt auf Ihre beiden letzten Briefe zu antworten.

In Anſehung der mir zurückgeſchickten Recenſion bin ich völlig befriedigt, da ſie mir angerechnet werden ſoll, und habe ich auf den Fall nichts zu ſagen, denn ob ich ſchon behaupten könnte, daß ich gute Urſachen hatte, meine Recenſion ſo und nicht anders einzurichten, ſo erkenne ich Ihr ſchiedsrichterliches Amt über dieſen Punkt, weil Sie dabei das Wohl der Zeitung zu bedenken haben. In Anſehung des Punktes der verſtümmelten Recenſion kann ich aber durchaus mich nicht änders beruhigen, als mit der Verſicherung, daß mir dies nie wieder begegnen muß. Von meinen Recenſionen behaupte ich, wie Papſt Clemens XIV. von den Jeſuiten: sint ut sunt aut non sint, und dabei, daß ſie im letzten Falle mir angerechnet werden. Sollte aber ja für nöthig gefunden werden, daß etwas daran geändert würde, ſo muß ich erſt darum gefragt werden. Mache ich Ihnen der ſchlechten und unbrauchbaren Recenſionen zu viel — je nun, ſo können Sie dem Dinge ja bald abhelfen. Sonſt aber überſteigen die Diſtinctionen; etwas aus einer Recenſion auszuſtreichen, das dazu gehört, oder nicht dazu gehört; und ſich vor gewiſſen Menſchen zu fürchten, daß man auch das Wahre nicht von ihnen zu ſagen wagt, und doch nicht vor ihnen zu kriechen, meine geringe Unterſcheidungskraft. Oder iſt es etwa nicht wahr, daß man unter Grafen und Reichsgeneralen einen hohen Rang haben kann, ohne zu den guten Köpfen Deutſchlands zu gehören? Giebt's etwa unter dieſen Klaſſen keine Dummköpfe, da die Geburt ſie faſt allein dazu beſtimmt? Wenn ich nicht in Anſehung literariſcher Fehden in dem Falle des Bejanius wäre: ſo würde ich die ganze Frage vor die Augen des Publikums legen, und deſſen Urtheil erwarten. Aber ſo mag es gut ſeyn, wenn der Fall nur nicht wieder eintritt. Sie brauchen übrigens in dem Falle, daß jemand ſich durch meine Recenſion beleidigt finden und Sie Verdruß davon haben ſollten, nicht zu fürchten. Sie können mich immer den Beklagten nennen, denn zu Allem, was ich ſchreibe, ſtehe ich im Nothfall immer mit meinem Namen.

Die bemerkten beiden Bücher können Sie mir, wenn Sie wollen, zur Recenſion ſchicken. Ich verharre ꝛc.

Meißner.

Dresden, 20. April 1785.

Faſt bin ich in Sorgen, mein theuerſter Herr und Freund, was Sie zu mitfolgender Recenſion über Tott's Memoiren ſagen werden. Sie wird ziemlich einen Bogen füllen. Aber, bei Gott! Gewinnſucht hat ſie nicht ſo lang-gemacht! Ich habe wenigſtens acht bis zehn Tage über dieſen Gegenſtand gearbeitet, im ſtrengſten Verſtande dieſes Wortes. Aber mich dünkte wirklich, das Werk ſey ſo wichtig, daß es Unterſcheidung verdiene; und die Nachricht, die mir einer meiner Freunde gab, daß in der Göttinger Zeitung ein trefflicher Auszug ſchon ſtehe (den ich nicht geleſen) erſchwerte mir meine Wahl. Wie ſie mir gerathen, das kömmt mir, um zu richten, am wenigſten zu; doch ſoll mein Auszug wenigſtens, wie ich hoffe, der charakteriſtiſchen Züge viele enthalten. In allen übrigen Recenſionen bin ich Gegentheils kurz genug geweſen. Nur über einen Punkt muß ich Ihnen noch meinen Gewiſſenszweifel mittheilen. Im Kaſpar Thöringer hab' ich einer Aehnlichkeit mit meinem Johann von Schwaben gedacht, nicht weil ich allein, ſondern weil auch mancher meiner Freunde ſie darinnen fand. Ich habe mich zwar gehütet, über meiner Arbeit Werth oder Unwerth auch nur eine Sylbe zu ſagen; aber wenn Sie glauben, daß dies doch auch nur auf eine entfernte Art einer Selbſtrecenſion ähnlich ſähe, ſo ſtreichen Sie dieſen ganzen Perioden weg. Denn nichts haſſe ich mehr, als dergleichen Unfug.

In drei Tagen verreiſe ich auf eine Woche nach Leipzig. — Möchte doch mein Wunſch, Sie da zu finden, Ahnung ſeyn.

Mit wärmſter Hochachtung ꝛc.

Prag, 6. Febr. 1800.

Ihrem Verlangen gemäß, mein theuerſter Freund, beantworte ich Ihren Brief vom 22. Jänner mit erſter Poſt, wiewohl ich die Beilagen meiner Antwort erſt den 10. Febr., als den nächſten Diligence-Poſttag, über Dresden ſchicken werde. Jeder nur einigermaßen ſtarke Brief von mir geht dieſen Weg, denn er iſt ſicherer, und das Porto mit reitender Poſt iſt nach neueſter Erhöhung hier ohngefähr ſo, wie — Rehabeams Regierung ſeyn wollte.

Ich habe, ſeit ich wieder im Dienſt E. Ehrw. Allg. Lit. Z. ſtehe, vier Recenſionslisten erhalten. Die letzte iſt es wahrſcheinlich, die Sie „die große Liſte von Romanen" rubriciren, und erinnern, „daß ſie ſich deren Remiſſion, nebſt meiner Erklärung, welche ich davon zum Beurtheilen ausläſe" bedingt hätten. Mit dieſer Liſte hat es meine Unachtſamkeit völlig ſo gemacht, wie es einmal bei meiner Mutter ein da in Quartier liegender Preußiſcher Offizier machte. Als ein Karpfen auf die Tafel kam, und ſie ihm, damit er die Wahl habe, ein Kopf-, Mittel- und Schwanzſtück auf einem Teller darbot, rief er aus: „O mein Gott, das iſt faſt gar zu viel!“ und — nahm alles zugleich hin. So erſtaunt' ich zwar ebenfalls ein wenig, daß ich, der ich noch ſo viel aufzuarbeiten hatte, jetzt wieder ein ſo ſtarkes Penſum zugetheilt erhalte; aber ich dachte: Je nun, ich will verſuchen, was ich zu beſtreiten vermag! Noch mehr, da es von Jugend auf meine Art geweſen iſt, bei Tiſche das ſchlechteſte Stückchen auf meinem Teller zuerſt zu eſſen, und bei einer Arbeit das *Fatalſte* zuerſt zu verſuchen, ſo hab' ich wirklich gerade von dieſer Liſte im letzten Monat am allermeiſten aufgearbeitet. Nun aber, da ich Ihre Willensmeinung um ein gutes Theil beſſer begreife, nun will ich Ihnen nächſten Dienſtag, in Begleitung von wenigſtens 15 Recenſionen, umſtändlich angeben:

a) was ich ſchon davon gearbeitet;
b) was ich im Laufe dieſes Jahres davon zu beſtreiten hoffe;
c) was ich hier nicht auftreiben kann, und
d) was ich *andern* Schultern aufzuladen bitte.

Vielleicht thue ich mit allen übrigen drei früher erhaltenen Liſten zu gleicher Zeit ein Gleiches. Nur bitt' ich ja nicht eher, als mein Brief eintrifft, eine andere Vertheilung vorzunehmen. Denn da ich mir einige dieſer Artikel hier mit vieler Mühe und zum Theil auch mit Unkoſten bloß deshalb ſchon angeſchafft habe, ſo könnt' ich ſonſt sine culpa in Verluſt von Geld und Arbeit kommen.

Was den Antrag wegen der Korreſpondenz fürs Intelligenzblatt betrifft, ſo nehme ich denſelben an; Sie ſollen das nächſte Mal bereits ein paar Notizen von den ſeit fünf oder ſechs Monaten hier vorgegangenen Veränderungen, Promotionen und Sterbefällen empfangen. Den mühſamen Aufſatz über die Geſtalt der Akademie und der ganzen Prager Literatur kann ich aber vor ſechs bis acht Wochen nicht verſprechen. So viel als möglich will ich allerdings dabei die Odioſa vermeiden; da aber ſelbſt die lauterſte und glimpflichſte Wahrheit oft manchmal Verdruß erzeugen kann, ſo wäre es freilich mir ſehr lieb, und im Fall ich con amore arbeiten ſoll, eine unerläßliche Bedingung, daß dieſe Einſendung nur unter uns Zweien bliebe.

Je eher das Honorar an meine Schwiegermutter in Dresden abgeht, je lieber iſt es mir. Nicht als ob der Nordwindshauch der Göttin Penia gar ſo ſchneidend durch meine Dach- und Giebelrippen pfiffe — wiewohl das in gegenwärtigen Zeiten bei manchem kreuzbraven, aber vom Kriege heimgeſuchten Gelehrten der Fall ſeyn mag! — aber das fatale Verbot, kein Silbergeld über die Grenze zu ſchicken, und der noch fatalere Eigenſinn der Herren Sachſen, unſer ſo bequemes, ſo transportables Papiergeld nicht al pari nehmen zu wollen, ſetzt mich, der ich aller Augenblicke in Kurſachſen etwas zu bezahlen habe, in oft peinliche Verlegenheit. Ueberhaupt da ich ſo lange Zeit außer den Geſchäften der Jenaiſchen A. L. Z. mich befunden habe, ſo iſt mir faſt ganz entfallen, in welchen Terminen die treu-fleißigen Arbeiter bedacht werden. Könnten Sie mir einmal davon nur mit wenigen Worten eine genügende Notiz geben, oder per amanuensem geben laſſen: ſo wär' es mir der lieben künftigen Einrichtung wegen, höchſt angenehm.

Auf die Cenſur muß allerdings alles, was an mich eingeht. Sind es auch nur zwei gedruckte Bogen: dies löbliche Collegium ſteckt ſogleich ſeine Naſe in meinen Brief; ja ich erhalt' ihn nicht einmal, bevor ich das gedruckte Eingeweide vorgewieſen habe. Indeß ſehr ſtreng geht dieſe Cenſur, zumal der jetzige Cenſor, mit mir nicht um. Erga schedam, nach der hieſigen Kunſtſprache zu reden, bekomm' ich faſt alles heraus. Wollen Sie mir alſo manchmal gute franzöſiſche oder neu herauskommende Sachen ſenden, ſo laſſen Sie ſich das Cenſurbedenken nicht hindern. Ein Anderes iſt es mit der Fracht. Da ſenden Sie mir nichts ins Gewicht fallende anders als mit dem Beiſatz: „durch Diligence zu ſenden." Ja auch da bezahlt jedes Pfund acht gute Groſchen. Deshalb werd' ich auch ſtarke Bücher-Packete ſtets nach Dresden an die bewußte Adreſſe zu ſenden bitten.

Die Enrollirung der Studenten zur erzherzoglichen Leibgarde hat die Kollegien auch nicht um einen Tag unterbrochen. Ueberhaupt mag man von der Geſchichte auswärts wohl ganz andere Begriffe haben, als ſie in der Wirklichkeit ſich verhält. Vielleicht ſchreib' ich Ihnen davon im nächſten Briefe ein Mehreres, und überlaſſ' es wohl gar Ihnen, ob und was Sie davon im Intelligenzblatt brauchen können. Jetzt nur noch die wärmſte Verſicherung, daß ich lebenslang mit innigſter Hochachtung bin und bleibe ꝛc.

Prag, 27. Mai 1800.

Und nun, mein theuerſter Herr Hofrath, nach der verlaufenen Friſt von zwölf Wochen, nun haben Sie doch die Güte und melden mir — nur ums Himmels Willen nicht mit der Feder und mit dem Ton, mit welchem Sie dem ehrenwerthen Hrn. Schlegel und Konſorten ſchreiben — warum ich gar kein Wörtchen Beſcheid in Peto meiner Wiederanſtellung als Recenſionsgerichts-Beiſitzer E. löbl. A. L. Z. erhalte? Hat Sie der Antrag gereut? Haben Mitkollegen ein Veto eingewandt? Hab' ich ſelbſt neulich etwas, das nicht ziemt und taugt, geſchrieben? Kurz, woher kömmt dieſer lange Hiatus?

Zudringlichkeit iſt ſonſt wahrlich mein Erbübel nicht, und in keines der echten oder unechten Vehm-Tribunale hab' ich mich jemals oberhalb der Erde eingedrängt, unterhalb eingeſchlichen. Mithin ſollt' ich auch jetzt gelaſſen abwarten, „wohin des Schickſals Wage wiegt.“ Doch nicht gerechnet: daß man einer Entſcheidung von Ihnen ſchon mit einiger erlaubten Ungeduld entgegen ſehen darf, ſo tritt auch hier der bereits neulich von mir erwähnte Fall ein, daß noch ein Kollegium von unſichtbaren Oberen mich gerade mit Ihnen um eine Zeit, nur wenige Tage früher, um meine Dienſtwilligkeit befragte, und daß ich dieſem gern erſt dann mit Ja oder Nein antworten möchte, wenn ich von Ihnen beſtimmten Entſchluß erhalten hätte. Ich kenne mich: der Diener zweier Herren iſt eines von Goldoni's ſchlechteſten Stücken: ich möcht' ihn in rerum natura nicht viel beſſer machen. Oder vielmehr — um, einem gewiſſen Lieblingsſchriftſteller gleich, da die Bilder zu verdoppeln, wo ſie ganz wegbleiben könnten — ich möchte zwar gerade nicht, wie einſt Cicero bezüchtigt ward, zwiſchen zwei Seſſel mich ſetzen, doch auch nicht, wie Laberius, gar keinen für mich haben.

Noch Eins! Wäre es wohl gegen die Grundſätze Ihres Inſtituts, wenn Sie den Recenſenten meines Epaminondas mir nennten? Ich möchte ſehr gern den Mann kennen, deſſen günſtiges Urtheil mich zum wärmſten Dank verpflichtet. Die kleine Ausſtellung, daß ich den Xenophon noch zu wenig genützt, dem Plutarch zu viel getraut, wird hoffentlich dann wegfallen, wenn der zweite Theil — der, längſt fertig, nur durch des Verlegers Liederlichkeit zögert — erſcheinen wird. Ich werde dann meinen Unglauben an den Plutarch laut bekennen. Ich werde freilich auch geſtehen, daß ich den Xenophon recht für den Superlativ der Partheilichkeit gegen den Epaminondas halte. Aber ich hoffe es auch mit Beweiſen zu erhärten, die meinem einſichtsvollen Richter genügen werden. Ich wünſche von ganzer Seele, daß eben derſelbe auch meinen Cäſar würdigte.

Leben Sie recht wohl ꝛc.

Prag, 30. Nov. 1800.

Pünktlich und richtig iſt bei mir die Recenſionsrolle von der Michaelismeſſe, und das Circular vom 7. November eingetroffen. Baldmöglichſt will ich Beiden nachzukommen ſtreben.

Ich ſende Ihnen anbei fünf neue Recenſionen. Aber ich bitte Sie zugleich, ſagen Sie mir doch aufrichtig, welcher ungünſtige, oder wenigſtens zögernde Stern ſcheint über meinen letzteren zwei Sendungen zu walten?

Ich ſchickte Ihnen den 12. Aug. ſechs Recenſionen, davon ſind erſt vier gedruckt worden. Ich ſandte, von Leipzig aus, den 8. Oct. wieder zwölf; davon iſt bis jetzt auch noch nicht eine erſchienen. Wie geht das zu, da Sie mich ſonſt immer zu einer baldigen Einrückung verwöhnten? Sollten meine Blättchen wohl gar nicht einmal richtig in Ihre Hände gelangt ſeyn? oder hätten ſich ſolche vielleicht auf Ihrem Schreibtiſche (den ich mir ein wenig papiervoll denke) verlegt, verkrochen, oder — quod Deus avertat! — verloren? oder endlich — mir zittert im Schreiben die Feder — wären vielleicht meine Rhadamantus Urtheile ſo ſchlecht gerathen, daß Sie dieſelben nicht der Buchdruckerſchwärze und des Raumes in der Allg. L. Z. werth erfänden? Jeder dieſer drei Fälle — obſchon nach der Natur gewöhnlichem Laufe der beſte noch in der Mitte liegt — wäre höchſt verdrießlich für mich. Ich erſuche Sie daher inſtändigſt: enden Sie meine Ungewißheit durch ein paar Zeilen baldiger Antwort. Dies iſt nun ohnehin ſchon der vierte Brief, auf den ich keine empfing. Ich ehre und ſchone Ihre geſchäftsvolle Lage; aber Sie ſind doch hoffentlich eben ſo wenig zu Baals ſtummer Gottheit geworden, als ich je zum Baals-Prieſter tauge.

Ueberhaupt läugne ich es nicht: ſoll ich an der Allg. L. Z. ernſtlichen, fröhlichen, fleißigen Antheil nehmen, ſo iſt das beſte Mittel mich thätig zu machen, wenn ich das, was ich einſende, bald genützt erblicke. Nicht Eitelkeit, nicht juvenilis pruritus, mich gedruckt zu ſehen, iſt hierbei meine Triebfeder; aber ich bin ſo geneigt, mich dann nicht nur für zurückgelegt, ſondern für ganz überflüſſig zu halten, wenn man gar ſo lange ungebraucht mich läßt. Zudem hat es gewiß ſein Gutes, wenn man ſein Manuſcript lange im eigenen Pulte behält; doch im fremden Gewahrſam hat es ſicher nicht die Weinesart, durchs bloße Liegen ſich zu veredeln. — Unter den Recenſionen, die mir zugetheilt worden, befindet ſich: Horatio Walpole, überſetzt von Schlegel. Ich las ihn neulich, und ſetzte ſchon in Gedanken die Feder zu einem Auszug und einem Urtheil an. Da zupfte mich plötzlich der Dämon der Ungewißheit am Ohre. „Wie ſoll ich ihn recenſiren: als Horatio Walpole ſelbſt, oder bloß als Schlegel's Ueberſetzung?“ Als erſterer verdient er durchaus einen Auszug und eine umſtändliche Würdigung; als zweite könnt' er ſehr kurz wegkommen. Ich geſtehe, ich habe zum erſten mehr Hang. Es ſind ſo viele ganz allerliebſte Anekdoten darin; es könnte ein Auszug werden, der ſich nicht ohne Theilnahme leſen ließe. Es könnte von Walpolens (an ſich katzenartigem) Charakter Manches geſagt werden; aber ich will es doch erſt Ihrer Entſcheidung überlaſſen. Ich erinnere mich, daß es vor vierzehn Jahren mich einmal häßlich verdroß, als Sie den Auszug einer *überſetzten* Reiſebeſchreibung mir zurückſendeten. Ich will auf den Wiener Stephansthurm um Mitternacht klimmen, wenn es einem meiner Nebenmenſchen frommt oder freut; aber ganz nutzlos geh' ich nicht gern um meinen Schreibtiſch herum ꝛc.

Prag, 12. Jan. 1801.

Hier, mein theuerſter Herr und Freund, ſende ich Ihnen als einen Beweis, daß ich auch im 19. Jahrhundert ſo werkthätig als ich kann und als man es — verlangen wird, Antheil an der Allg. L. Z. zu nehmen gedenke, zehn Recenſionen, und wünſche, daß ſie gefallen mögen.

Eine derſelben, *Komus*, kömmt unverlangt, und ich ſtelle es daher Ihnen anheim, ob ſie brauchbar oder wegzuwerfen ſeyn wird. Der Bettel ſteht, ſo viel ich weiß, noch nicht im Meßkatalog. Ich las ihn, ärgerte mich über die Unverſchämtheit des Verfaſſers und warf das Urtheil, das wenigſtens ganz gerecht iſt, aufs Papier hin.

Dagegen ſtehen auf meiner Recenſendenliſte manche Bücher, die gar nicht erſchienen ſind und auch nicht erſcheinen werden, z. B. Schiller's Almanach auf 1801. Da könnt' ich Ihnen doch wahrlich ein heiliges Erſtaunen verurſachen, wenn ich Ihnen eine Recenſion, wie er hätte ſeyn können und ſeyn ſollen, zuſchickte. Auch von „Jeannetten, Herzogin von Kurland,“ verſichert man mich, ſie ſey nie erſchienen. Ich weiß nicht, obs wahr iſt.

Ueberhaupt werde ich um eine große Zuſendung von Jena aus bitten müſſen; denn viele mir zugetheilte Bücher ſind nicht nur in den hieſigen Buchläden vergriffen, ſondern dürfen nicht einmal erga schedam ausgeliefert werden. Ich werde daher, wenn ich wieder einmal nach Sachſen reiſe, um deren Uebermachung bitten. Das Zuſenden hieher dürfte ſehr koſtbar, und zum Theil gar fruchtlos ſeyn.

Auch die Recenſion von Walpole — wovon Sie mir neulich ſchrieben und einen guten Rath mir ertheilten — muß ich, bis ich einmal nach Dresden komme, ausgeſetzt ſeyn laſſen. Hier iſt er nirgends im Original zu haben. Gleichwohl möcht' ich ihn ſehr gern in demſelben ſehen. Denn Herr Schlegelius *will* ihn auszugsweiſe überſetzt haben. Daß eine Menge Perioden höchſt ſteif und unrichtig klingen, kann ich Ihnen im Voraus ſagen, und gedenk' es dem Herrn nicht zu ſchenken. — Daß Peter Strohkopf von Schink, der auch auf meiner Liſte ſich befindet, eine Satyre auf dieſe Klique iſt, werden Sie wohl längſt wiſſen. Ich wollte nur, es wäre eine gute Satyre. Ich fing ſie neulich an zu leſen, konnte aber zur Zeit unmöglich durchkommen. Ueberhaupt ſollte man dieſe Menſchen wohl nicht *Strohköpfe* ſchelten, das ſind ſie gerade nicht, ſo verſchraubte, tadelnswerthe Köpfe ſie ſonſt ſeyn mögen.

Die Auftragung der Jean Paul'ſchen Beurtheilungen muß ich depreciren. Ich ſtand mit ihm ſchon vor 16 Jahren in Briefwechſel, und hätte mir damals wahrlich eher, daß die Sonne bei meinen Lebzeiten im Norden aufgehen, als daß er ein Lieblings-Schriftſteller unſerer Damen werden *würde*, werden *könne*, eingebildet. Ich ließ, weil wahrlich ſeine Briefe trefflich waren, ein paar ſeiner Aufſätze in das Journal einrücken, das ich damals mit *Canzler'n* herausgab, und niemand wollte ſie leſen. Damals ſtritt ich mich mit meinen Bekannten darüber, daß dies ungerecht ſey, und jetzt — jetzt würd' ich zwar nicht etwa das Gegentheil thun; aber ich glaube, ich müßte, um bei meinem Urtheil über ihn mit meinem Gewiſſen ganz ruhig zu ſeyn, mich eines längeren Studiums jedes einzelnen Blattes unterziehen, als es meine übrigen Geſchäfte dulden. Daß dies übrigens unter uns bleibe, brauch' ich wohl nicht erſt zu bitten.

Ueber die Zurücklegung meiner Recenſion von der *42jährigen Aeffin* aus politiſcher Rückſicht (wie Sie mir ſchreiben), hab' ich mich doch ein wenig gewundert. Die Anekdote, die ich vom Kaiſer Joſeph einwebte, thut Ihnen hier gewiß keinen Schaden; denn von *dem* kann man jetzt ſagen, was man will, wenn man ihn nur nicht zu ſehr *lobt*. Und dieſes Buch auf eine andere Perſon eines andern Geſchlechts zu ziehen, iſt nicht wohl möglich; die Jahre paſſen zu wenig. Indeß — fiat voluntas vestra! *Eine* Recenſion von mir iſt auch noch ſehr lange im Vorrathsmagazin der A. L. Z. zurückgeblieben: *Hans Holzmeiers*

Durchzüge. Sie iſt mir dadurch ſo feſt im Gedächtniß, weil ich das Buch hier kaufen mußte, um es zu beurtheilen, und dieſen Kauf nachher gar herzlich bedauerte ꝛc.

Prag, 27. Jun. 1802.

Schon ſeit einiger Zeit fürchtete ich mich faſt alle Poſttage vor einem Ermahnungsbriefe von der Allgemeinen Literatur-Zeitungs-Expedition; denn ich war mir wohl bewußt, ihn wenigſtens dem Anſcheine nach verdient zu haben, weil im Verlauf dieſes Jahres herzlich wenig, der Zahl und dem Gehalt nach, von mir eingeſchickt worden iſt. Ganz iſt dieſe Unterlaſſungs-Sünde aber meine Schuld nicht! Ich ſchrieb (denk' ich) neulich ſchon: daß mich gleich im erſten Monat 1802 ein ſeltſames, die Schreibeluſt und Schreibekunſt ſehr verhinderndes Mißgeſchick traf. Ich fiel den 6ten Jenner, und eine anfangs ſehr unbedeutend ſcheinende Verletzung an zwey Fingern der rechten Hand ſetzte nachher dieſe letztere wohl 10 Wochen lang in völligſten Untauglichkeits-Zuſtand. Was mir das für einen gewaltigen Hiatus in allen meinen literariſchen Arbeiten (da ich ans Diktiren mich nie gewöhnt habe) hervorbrachte, kann ich kaum ſagen. Auch hatten ſich, als ich nun genaß — was aber ſo allmählich geſchah, daß ich erſt ſeit Anfang Junius wieder anhaltend fortſchreiben kann — manche andere Geſchäfte indeß ſo gehäuft, daß ich über Nachtragung des Nothwendigſten alles bloß Nützliche oder Liebere noch eine geraume Zeit hintenan ſetzen mußte.

Dieß der Hauptgrund, der mich dem Scheine nach unfleißig machte. Daß noch andere nebenbey wirkten, z. B. die großen Veränderungen, die uns arme Akademiker in K. K. Staaten ſeit einigen Monaten theils ſchon betroffen haben, theils nächſtens zu betreffen drohen, und die wirklich manchmal jenen berühmten Neroniſchen Wunſch bey Unterſchreibung eines Todesurtheils in uns erwecken könnten, — ein paar kleine Reiſen, wo ich bey einer ſchon Jena ziemlich nahe kam, und bald mit hinein geflogen wäre — und ein Todesfall in meiner Familie, der meine Zirkel ſehr veränderte, will ich nicht erſt anführen; doch kann ich es nicht unerwähnt laſſen, daß auch das lange gänzliche Stillſchweigen von Ew. Wohlgeboren und die lange Quarantaine, die meine eingeſandten Recenſionen hielten (noch jetzt ſind ein paar derſelben nicht abgedruckt), etwas zur Verſtärkung meines kritiſchen Unfleißes beytrugen. Zum Zeichen, daß ich mich wieder beſſern will, folgt hier ein Päcklein, und ſpäteſtens binnen 14 Tagen ſollen noch mehrere ſich einſtellen.

Die proſaiſchen Schriften der Madame **Brun** waren gleichfalls bereits von mir, und zwar ziemlich umſtändlich (mit Vergleich deſſen, was Fiſch und andere ſowohl über Frankreich als auch die Schweiz geſchrieben haben) abgeurtheilt; da iſt mir aber indeß, wie ich eben nicht mit großem Vergnügen ſah, eine fremde Hand zuvorgekommen. Iſt das ſo ganz recht???

In der nächſten Sendung werde ich mir einmal die Freyheit nehmen, über ein Dutzend elender Romane und mittelmäßiger Zwittergeburten zugleich den Stab zu brechen. Wahrlich man ehrt dieſe Ungethüme allzuſehr, wenn man über jedes ein eignes Gericht halten ſoll. Doch können Sie verſichert ſeyn, daß ich keinen ohne vorherige gehörige Unterſuchung nach der Botany-Bay abſenden werde.

Von ganzer Seele Dero ꝛc.

Möller.

Greifswald, 30. Oct. 1791.

Hoffentlich, mein würdigſter Freund, haben Sie die Schwediſchen Sachen von Herrn D. **Lüdeke** auf der Meſſe richtig durch Herrn Breitkopf erhalten.

Sie haben mich, mein Wertheſter, ſo freundſchaftlich beym Anfang der A. L. Z. eingeladen, die Recenſionen ſchwediſcher Schriften zu übernehmen, daß ich mit Vergnügen Ihnen darunter gefällig geweſen bin. Ich habe auch, da ich den Vortheil nicht haben konnte, dieſe Bücher von der Expedition der A. L. Z. zur Recenſion zugeſchickt zu erhalten, die Koſten nicht geſcheut, mir manches ſchwediſche Buch blos deshalb, um es recenſiren zu können, zu verſchreiben, ja einige, wie die Vet. Acad. Handlingar, laſſe ich mir, ungeachtet das Porto für gedruckte Sachen aus Schweden à Loth mit 15 pf. bezahlt werden muß, eben ſo wie Briefe, mit der Poſt kommen. In den kritiſchen Nachrichten habe ich oft dieſe Bücher gar nicht, oder doch viel ſpäter, als ſonſt geſchehen wäre, angezeigt, damit die Recenſion immer noch eher in die A. L. Z. oder doch zugleich kommen ſollte. Sie haben mir auch oft Ihren Beyfall über meine Recenſionen bezeigt und immer, ſo wie auch die Expedition der A. L. Z. in ihren Briefen um Fortſetzung derſelben, und oft um baldige mehrere Recenſionen gebeten. Ich habe es auch daran nicht fehlen laſſen, und alle meine Recenſionen ſind in dem vorigen Jahre richtig eingerückt worden. Nur in dieſem Jahre ſcheinen ſie ſehr zurückzubleiben. Von allen meinen den 20. April eingeſandten 12 Recenſionen ſind nur erſt 2 abgedruckt, und in allem ſind dort noch, wie beygehende Note zeigt, 17 Stück, die zur Zeit noch nicht gebraucht werden, und worunter doch wichtige Schriften. Dadurch können die Göttinger und Gothaer leicht der A. L. Z. in der Anzeige eines oder andern Buchs zuvorkommen. Im ganzen Julius-Monat der A. L. Z. iſt kein einziges Stück von meinen und im Auguſt nur eine kleine von Hulphers, und ein Brief im Intelligenzblatt eingerückt. Dagegen finde ich eine Recenſion von einer andern Hand im hiſtoriſchen Fach, nämlich von den histor. Skrifter och Handlingar u. ſ. w. Del. 1 und 2, ein Buch, das ich mir ausdrücklich aus Schweden habe kommen laſſen, um es in der Allg. L. Z. anzuzeigen.

Ich weiß nicht, woran es liegt, daß meine Recenſionen ſo ſpät abgedruckt werden, vielleicht ſind Sie zu überhäuft mit Recenſionen. Ich laſſe es wenigſtens nicht ermangeln, die auf mich genommene Verbindlichkeit zu erfüllen, und habe an andern Orten daher auch, wo man gleiche Beyträge verlangte, es rein abgeſchrieben, weil ich ſchon engagirt wäre. Wie wenig ich mich auch ferner dadurch abhalten laſſe, können Sie daraus ſehen, daß ich hier wieder 9 Recenſionen beylege. Nur No. 9 habe ich davon wieder zurückgenommen, weil es ein Anderer ſchon in der A. L. Z. angezeigt hat, und will ich dieſe Recenſion nun für die kritiſchen Nachrichten behalten, worin ſie ſonſt gar nicht gekommen ſeyn würde. Der Lübeke iſt von mir expreß verlangt. Zur Chronik der Akademie hieſelbſt habe ich mich auch im vorigen Jahre anheiſchig gemacht.

Verzeihen Sie, gütiger Freund, daß ich Sie mit dieſem Detail ſo lange aufhalte. Entziehen Sie mir Ihre ſo ſchätzbare Freundſchaft und Güte nicht, und ſeyn verſichert, daß ich mit der wärmſten Hochachtung die Ehre habe zu ſeyn Dero ꝛc.

Morgenſtern.

Halle, 12. May 1795.

Ich habe die Ehre, Ihnen meine vor Kurzem fertig gewordene 3te Commentatio de Plat. Republ., politiſchen Inhalts, zu überreichen. Sie wird ſtärker, als ich dachte, ſo daß mein kleines Werk nun aus 21 Bogen beſteht. Ich wünſche, daß meine Prüfung von Platons idealiſcher Politik, meine Rückſichten auf andere Aeltere und Neuere, Ariſtoteles, Montesquieu, Kant ꝛc., die eingewebten eignen Ideen und Betrachtungen, z. B. p. 272 und 278—282 das Ideal eines vollkommenen Staats; p. 266 ff. und 302 ff. über Plato und Rouſſeau; p. 305 ff. die Vergleichung zwiſchen dem Spartaniſchen und Platoniſchen Staat; die ausführliche Darſtellung und Beurtheilung von Platons Urtheilen von den Dichtern p. 237 ff. 296 ff.; die Darſtellung und Beurtheilung der übrigen Platoniſchen Paradoxa von Weibergemeinſchaft, Philoſophen und Regierung ꝛc.; Ihnen nicht gänzlich mißfallen mögen.

Eine baldige Recenſion in der A. L. Z. vom ganzen Buche, ſo wie auch eine Anzeige der vor einem Jahre gedruckten kleinen Abhandlung über Plat. Menon, würde mir nun erwünſcht ſeyn.

Mein Freund Falk wird noch in dieſem Jahre ein größeres Gedicht herausgeben: Die heiligen Gräber von Rom (oder die Wege der Verſehung), eine morgenländiſche ſatyriſche Erzählung in 3 Geſängen. Nach dem zu urtheilen, was er mir bis jetzt davon vorgeleſen, iſt es ein trefflicher Verſuch in einer noch wenig bearbeiteten Gattung. Dieſer in Halle nur von ſehr Wenigen ganz gekannte junge Mann (denn er vermeidet die meiſten Geſellſchaften), der glückliche Nachahmer des Boileau, der Verfaſſer ſo mancher trefflicher, noch ungedruckter Poeſien, durch ſeinen Kopf und ſein gefühlvolles Herz, ſo wie durch ſeinen feinen Geſchmack, ſeinen vertrauten Freunden gleich ſchätzbar (doch Sie kennen ihn perſönlich) war noch bis in ſein 16tes Jahr — Friſeur in Danzig, wie ſein noch lebender Vater.

Ich empfehle mich Ihrer mir höchſt ſchätzbaren Gewogenheit. Außer Ihrer vortrefflichen Gemahlin bitt' ich, mich auch Ihrem Tiſchgenoſſen, Herrn Süvern, den ich kürzlich in Halle kennen lernte, zu empfehlen.

Mit der reinſten Verehrung ꝛc.

Halle, 27. Jun. 1796.

Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen hiebey wieder eine Kleinigkeit zu überſenden, die ich kürzlich drucken ließ: eine neue Recenſion der 1ſten Catilinariſchen Rede des Cicero mit Anmerkungen und einer neuen Ueberſetzung. Zweck und Plan giebt die Vorrede ausführlich an. Meinen Namen habe ich bloß deßhalb nicht auf den Titel ſetzen laſſen, weil durch die Schuld ſo mancher unberufenen Herausgeber und Ueberſetzer die Bearbeitung Ciceroniſcher Reden für junge Leute, in den Augen eines beträchtlichen Theils des Publikums ein wenig ehrendes Geſchäft geworden zu ſeyn ſcheint. Den Text werden Sie, wenn Sie einmal einige Augenblicke Zeit zur nähern Anſicht finden ſollten, an vielen Stellen von der Erneſtiſchen Recenſion abweichend finden. Auch denk' ich, daß die Ueberſetzung in einer etwas andern Manier gearbeitet iſt, als die meiſten mir bisher bekannt gewordenen Ueberſetzungen Ciceroniſcher Reden, worin im Deutſchen, wie Sie beſſer wiſſen als ich, doch noch ſo wenig auch nur Erträgliches geliefert worden, wiewohl auch die meinige mir ſelbſt noch gar nicht Genüge thut. — Der letzte Ueberſetzer der Catilinariſchen Reden iſt Herr Büchling; ein Vorgänger, deſſen Nähe leider! nicht ſchmeichelhaft iſt. Dennoch fand ich in der A. L. Z. ganz kürzlich ſeine Ueberſetzung mit einer Nachſicht beurtheilt, die mir nur dadurch zu entſchuldigen ſchien, daß der Recenſent die frühern vier Ueberſetzungen, inſonderheit die Heinziſche, nicht angeſehen haben muß, um zu finden, (was ich leicht Seite vor Seite zeigen könnte) daß, was in der Büchlingſchen etwa gut gegeben iſt, es in einer oder der andern frühern auch ſchon war, das Uebrige aber in jener nur ein wenig anders, nicht beſſer. — Eine baldige Recenſion meiner kleinen Schrift in der A. L. Z. würde mir ſehr angenehm ſeyn.

Doch zuviel ſchon von dieſer Kleinigkeit. Ich werde ins Künftige außer einigen Schriften Platons, von deſſen Republik inſonderheit ich künftig noch eine neue Ausgabe mit berichtigtem Text, ausführlichem Commentar und Excurſen zu liefern gedenke, zumal wenn nach einigen Jahren aus meiner projectirten Reiſe nach Italien noch etwas werden ſollte — auch einige philoſophiſche Schriften des Cicero bearbeiten, beſonders das Werk de Finibus mit ausführlichem, vorzüglich die Geſchichte der alten Moralphiloſophie erläuterndem Commentar. Dergleichen freylich nicht für Anfänger, und mit einem ganz andern Aufwand von Zeit und Kraft, als die freylich ſehr unbedeutende Kleinigkeit für Anfänger, die hier erfolgt. Ein Schluß von dieſer auf jene Arbeiten würde mich kränken. Zur Bearbeitung des Werks de Finibus ſind mir ſchon einige Codd. und Collationen von Codd. verſprechen, und ich werde immer mehr zu bekommen ſuchen. Sollten Sie, wenn mein Unternehmen erſt noch weiter gediehen iſt, (denn ich werde mir, zumal bey andern literariſchen Nebenbeſchäftigungen, bey der Arbeit Zeit zur Reiſe nehmen) — mich einmal der Mittheilung einiger von Ihnen über jenes Werk etwa gemachten kritiſchen Bemerkungen, zum Beſten des Publikums, würdigen wollen, ſo würde es mich herzlich freuen. Noch mehr wollt' ich mich freuen, wenn Sie ſelbſt noch einmal eins von Cicero's philoſophiſchen Werken bearbeiteten: denn welcher deutſche Philolog iſt zugleich Philoſoph, wie der in Jena? Daß Prof. Wolf von Cicero's philoſophiſchen Schriften außer den Tuſcul. je noch eine andere bearbeiten werde, daran zweifle ich ſehr. Er hat der andern anziehenden Plane zu viel, und iſt überhaupt dem Cicero jetzt weniger geneigt, als ehemals. Darf ich noch einen Wunſch wagen? Es wäre der, daß Sie uns noch mehr Programme mit kritiſchen Anmerkungen über Platoniſche Dialogen ſchenkten, wie die über das Sympoſion und Philebus, die ich erſt kürzlich mit ausnehmendem Vergnügen ſtudirt habe.

Hr. Süvern, der nicht bloß einer meiner entfernten Verwandte, ſondern auch einer meiner Freunde iſt, und mir oft von Ihnen erzählen muß, hat mir eine Empfehlung an Sie aufgetragen, da er mich gerade beym Schreiben fand.

Mit inniger Verehrung ꝛc.

Morus.

Leipzig, 12. Jun. 1782.

Mein werthgeſchätzter Freund! Dieſer Brief iſt bloß Folge des Verlangens, Sie einmal wieder auf ein Viertelſtündchen zu ſprechen; denn nichts Beſtimmtes habe ich an Sie zu ſchreiben. Vor einigen Tagen las ich in der Jenaiſchen gelehrten Zeitung eine Anzeige von Matthäis Ausgabe des Neuen Teſt., in der ich freylich gar bald unſern Griesbach in ſeiner Gelehrſamkeit erkannte. Ich freute mich, da ich Jemanden fand, der über den Werth und Unwerth dieſer Ausgabe ſo ähnlich mit mir dachte. Im Grunde bedauere ich Herrn Matthäi, den ich ſo lange in Leipzig als einen der fleißigſten und geſchickteſten Leute gekannt habe, der mich ſo ſehr liebt, der durch die äußerſte Armuth ſich doch mit unglaublichem und eiſernem Fleiße emporgeſchwungen hat, ich bedauere ihn, daß er ſich eben an dieſe Arbeit gemacht hat, die er ſo einſeitig anſiehet, und zu der ihm wirklich noch manche Vorkenntniſſe und unentbehrliche Hülfsmittel fehlen. Ich ſchickte ihm vor einiger Zeit mein Programm über 2 Cor. 10, wo durch Hülfe der codd. graeco-lat. und der alten lateiniſchen Ueberſetzung die Lesart beſtimmt war. Schon dieß hatte ihm nicht behagt, und er ſchrieb mir, daß er keine lateiniſche Auctorität der Ueberſetzung könnte anerkennen. Jetzt ſehe ich wohl, daß er vers. lat. wie Luthers Verſionen anſieht, und alſo nicht weiß, wie weit dieſe Verſionen von andern verſchieden ſind, und wie gewiß man daraus Lesarten ſammeln könne. Ich fürchte, daß dieſe Ausgabe bey Leuten, die nur multitudinem codd. zählen, das Vorurtheil befeſtige, und wie Sie und Semler ſo bündig gezeigt haben, bey ſolchen Leuten wieder eine Zeitlang hindern wird. Daß doch nicht Jeder, der ſchreibt, vor allen Dingen genau fragt, wo wir jetzt ſind, und wo wir ausgehen müſſen, wenn wir weiter fort wollen. In Ihrem letzten Briefe empfehlen Sie mir einen Studioſus, mit Namen Maul. Ich habe ihn bisher nur einmal geſprochen; will ihm aber gern gefällig ſeyn, wenn er mir Gelegenheit geben und mich an ſich erinnern wird. Von Herzen wünſche ich, daß die Beſetzung der erledigten theologiſchen Stellen auf Ihrer Akademie auch zu Ihrer eignen Zufriedenheit ausfallen möge. Daß Sie nichts, als verſchlagen, weiß ein jeder Competent; die Entſcheidung beruht auf dem Ausſpruche der Obern. Ich werde nun bald mit den Arbeiten zu Stande ſeyn, die mir meine jetzige Amtsveränderung nothwendig gemacht hat. Künftige Woche werde ich pro loco disputiren, und acht Tage darauf die Antrittsrede halten. Beyde Abhandlungen werde ich Ihnen mit einander überſchicken. Und dann will ich mich freuen, daß ich unter langer Zeit nichts mehr bey Gelegenheit, und nur weil es ſo ſeyn muß, ſchreiben darf, und wieder nach meinem eignen Gefallen ſtudiren. So viel. Mein Brief ſey Ihnen ein Unterpfand meiner großen Hochachtung und Ergebenheit, und eine Bitte um Fortdauer Ihrer Freundſchaft und Liebe. Unverändert bin ich Ihr ꝛc.

Leipzig, 28. Jul. 1784.

Kommt vielleicht meine Antwort auf Ihren Brief ſpäter, als Sie wünſchten: ſo rechnen Sie dieſes auf die unabläſſigen

Abhaltungen. So ſehr ich Ihnen für Ihr Zutrauen danke, und ſo rühmlich es für mich iſt, daß Sie mich in die Geſellſchaft aufnehmen wollen, die eine neue Zeitung verfertigt: ſo ſehr bedauere ich, daß es mir meine Arbeiten und meine bis auf jede Minute eingetheilte Zeit nicht erlaubt, an dieſer Beſchäftigung Theil zu nehmen. Jedes Vergnügen, das ich mir doch zuweilen nothwendig machen muß, muß ich mir recht verſtohlen machen, um nur dabey meine übrigen Verrichtungen nicht zu verabſäumen. Und ich glaube, es iſt beſſer, Ihnen das offenherzig zu ſagen, als durch unbeſtimmte und ſchwankende Verſicherungen Ihnen halbe Hoffnung zu machen, und Sie am Ende zu täuſchen. Bin ich ſo glücklich, Sie, wie Sie ſelbſt ſagen, bald in Leipzig zu ſehen: ſo kann ich Ihnen dann umſtändlicher ſagen, was mich beſchäftiget und abhält, nicht einmal die angefangenen Arbeiten zu vollenden, geſchweige denn neue zu übernehmen. Ich kann nicht glauben, daß meine aufrichtige Antwort Sie im mindeſten beleidigen ſollte. Und in dieſer Hoffnung habe ich die Ehre Zeitlebens zu verharren Ihr x.

Müllner. *)

Weißenfels, 9. Nov. 1820.

Ich vermuthete ſchon ſo etwas, mein lieber, hochverehrter alter Freund, und ließ daher eine andere Recenſion der *Memoiren*, die für Leipzig beſtimmt war, liegen, um eintretenden Falls einen Tauſch zu treffen. Hier iſt denn die andere, und unſer *Blümner* ſoll nun die Halleſche bekommen, die ich aber leider mit 8 Gr. Unkoſten umſchreiben muß laſſen, weil mir die Herren Büreaukraten der *Halliſchen* Allgemeinen, mit rother Dinte allerley darauf gekritzelt, und die gefährliche Stelle *ſchwarz* angeſtrichen haben, was den Leipzigern auffallen würde. Gedachte Stelle, die Sie gern extra cutem gedruckt ſähen, ſoll zuverläſſig gedruckt werden und zwar nunmehro nicht 1, ſondern 2 bis 3 Mal. Doch will ich es nicht gerade *ſo* machen, wie Paſſow, nach mehrerem Inhalt der Verlage, die ich übrigens zu geneigter Reflexion empfehle. — Somit, mein alter Freund, wäre nun alles gut; aber *darüber* muß ich ſchmäh-

---

*) Die hier nicht Raum findenden, *zahlreichen* Briefe *Müllners* an den Herausgeber werden in einer beſondern Sammlung erſcheinen. D. H.

len, daß Ihr Herren Redactoren vom Jul. bis zum Nov. — facit 4 Monate — Zeit gebraucht habt, um Euch zu entſchließen, ob Ihr den Zorn des „dummen Teufels“ und ſeiner etwaigen Protectoren riskiren wolltet oder nicht. Und wer weiß, wie lange ich am Ende noch hätte warten müſſen, wenn mich nicht die Leipziger Lit. Zeit. an den Reſt erinnert, und dies mich bewogen hätte, Herrn Schwetſchke vor's Quartier zu rücken. Damit mir das nicht wieder arrivire, habe ich mit dato von demſelben ausbedungen, daß — wenn mir eine Recenſion, die Ihnen nicht convenirt, erſt nach Monatsfriſt vom Tage der Einſendung an zurückgeſendet wird, ich zwar dieſelbe wohl zurücknehmen werde, aber sub conditione, daß er mir dieſelbe, nach Raumſchätzung, eben ſo gut honorire, als ob ſie gedruckt worden wäre. Quod probe notandum, mein theurer Freund, damit nicht etwa durch mich der Generalſtab der Lit. Zeit. mit dem Munitionnaire in Mißhelligkeit gerathen möge. Nun adieu, mein Theurer, und meinen Gruß Ihrer plaſtiſchen Haus-Verwalterin ꝛc.

Weißenfels, 24. März 1827.

Mein alter, theurer, würdiger Freund! „Man kann Euch zwar nichts thun wegen der Münze,“ ſagt der König Lear, das muß ich verſtehn, qua Rex; „aber“ — ſagt Macbeth — „ich will die Sicherheit doppelt ſicher machen, und ein Pfand vom Schickſal nehmen.“ Laſſen wir den baroniſirten Bibliopolen, zuſammt den letzten Perioden der Recenſion weg, und drucken dafür, was hier beyliegt. Den Gerichtshof kenne ich nicht; aber meines Wiſſens wohnt, oder wohnte, Hauff in Stuttgart, und das Urtheil für ihn gegen Clauren iſt vielleicht in einer Facultät fabricirt, Gott mag wiſſen, wo, aber gewiß nicht in Halle und nicht in Leipzig. Wenn es wahr iſt, daß Sie bisweilen in meinem Mitternachts-Journälchen leſen, ſo achte ich mir's wahrhaft zur Ehre; aber können Sie denn, da das Ding nun über's Jahr exiſtirt, nicht ein Paar gute Worte in der Allg. Lit. Zeit. darüber ſagen laſſen? Das wäre mir ſehr lieb, denn das Ding iſt dermalen mein; bloß verpachtet, folglich thut Ihr es mir, was Ihr ihm Gutes thut, und etwas Gutes wird doch darin ſeyn. Gern käm' ich nach Halle, aber ich bin ſo überhäuft, ſo verſtimmt, ſo unwohl oft, daß ich faſt an der Möglichkeit verzweifle. Mit der freundſchaftlichſten Hochachtung Ihr ꝛc.

v. Muravieff.

St. Petersburg, 9. Febr. 1803.

„Hochwohlgeborner Herr Hofrath, hochgeſchätzter Herr! Ew. Hochwohlgeboren weihen Ihr Leben der Erweiterung und Verbreitung wiſſenſchaftlicher Kultur und Aufklärung ſo eifrig und ruhmvoll, daß es Ihnen nicht befremden und auffallen kann, wenn der Fürſorger der Ruſſiſch-Kayſerlichen Univerſität zu Moskau ſich mit vollem Zutrauen an Sie wendet, um durch Ihren weiſen Rath und Ihre gütige Vermittelung einige ausgezeichnet gute, und, wo möglich, durch Schriften ſchon rühmlich bekannte Subjekte zu Profeſſoren für dieſes Inſtitut zu erhalten.

Die Lehrgegenſtände, für welche ſich die Univerſität würdige, junge Männer zu verſchaffen wünſcht, ſind: 1) alte Literatur, 2) philoſophiſche Wiſſenſchaften, 3) hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Wiſſenſchaften, 4) ökonomiſch-technologiſch-kameraliſtiſche Wiſſenſchaften (Economie politique), 5) Naturgeſchichte, beſonders Botanik, 6) mathematiſche Wiſſenſchaften, beſonders Aſtronomie.

Die erforderlichſten Eigenſchaften der Kandidaten ſind: 1) gründliche und den neueſten wiſſenſchaftlichen Fortſchritten gemäße Kenntniß ihres Faches, 2) erprobte Fertigkeit eines guten mündlichen und ſchriftlichen Vortrages, auch in der lateiniſchen Sprache, 3) Literatur, gebildeter Umgang und ſittlich-guter Charakter.

Die Bedingungen bey ihrer Annahme ſind: 1) 1500 bis 2000 Rub. Bco. jährlicher Gehalt für 4 bis 6 Lektionen wöchentlich, 2) Stabsofficiersrang, entweder Kollegienaſſeſſor oder Hofrath, 3) anſtändiges Reiſegeld oder ein Theil des Gehaltes als Vorſchuß, 4) halber oder ganzer Gehalt, nach beſtimmten Dienſtjahren, als Penſion auf Lebenszeit, auch, nach früherem Ableben, eine Penſion für Wittwe und Waiſen.

Dieſem nach ſchmeichle ich mir, daß Dieſelben nun Ihre gütigen Vorſchläge zu würdigen Kandidaten für die angegebenen Lehrfächer bey unſrer Univerſität, mir ſobald wie möglich werden zukommen laſſen, damit dann auch baldigſt das Weitere hierüber unterhandelt und abgeſchloſſen werden könne.

Dieſer von Denſelben unſrer Univerſität und der Menſchheit überhaupt erzeigte Dienſt wird ſtets dankbar erkannt und mit gefälligem Gegendienſte erwiedert werden.

Ich habe die Ehre zu ſeyn Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Murhard.

Göttingen, 9. Mai 1796.

Verzeihen Sie die Freyheit, die ich mir nehme, im Namen einer edlen, zur Beförderung der Wiſſenſchaften hieſelbſt zuſammengetretenen, Geſellſchaft Ihren Rath zu erflehen. Das unter Ihrer Aufſicht herausgekommene unſterbliche Werk: Allgemeines Repertorium der Literatur für die Jahre 1785 — 1790, leiſtete mir ſowohl als allen Andern in unzähligen Fällen die vortrefflichſten Dienſte, und nie legte ich dies Werk aus den Händen, ohne innige Dankbarkeit für beyde, für Herausgeber und Bearbeiter in meinem Herzen zu fühlen. Aber ſtets ſtieg auch bey mir der Wunſch auf: Hätten wir doch ein ſolches Repertorium wenigſtens vom Anfange der Buchdruckerkunſt an bis auf unſre Zeiten! Welchen unausſprechlichen Nutzen würde ein ſolches Werk gewähren, dachte ich oft. Würde es nicht ſo zu ſagen das non plus ultra des Literators ſeyn? — Erfüllt nicht ſchon der Gedanke an einem Werke mit Freude, das die geiſtigen Vermächtniſſe der frühern Jahrhunderte nicht nur in einer allgemeinen Ueberſicht darſtelle, ſondern auch die unermeßlich reiche Erwerbung der Wiſſenſchaften nach allen einzelnen Wiſſenſchaften noch vor dem Abſchiede des ſo merkwürdigen 18ten Jahrhunderts vorlege? Dies bewog mich, mich mit einer großen Anzahl unermüdeter Männer, die den Wunſch nach einem ſolchen Werke gleich lebhaft fühlen, zu verbinden, um der Welt ein literariſches Opfer zu bringen, das ſie noch nie ſah. Göttingen iſt der Ort, wo in Deutſchland ein ſolches Werk noch am erſten zu Stande kommen kann, und wenn es der Deutſche nicht unternimmt, wer ſoll es denn unternehmen? — Es befinden ſich hier alle gelehrte Zeitſchriften und der größte Theil der Nachrichten von allen Büchern, deren man nur habhaft werden konnte, ſowie dieſe ſelbſt in großer Anzahl beyſammen, und das wenige, was allenfalls fehlen ſollte, können wir leicht von andern Orten her erhalten. Das hindert jedoch nicht, daß nicht auch die Gelehrten außerhalb Göttingen an dieſer Arbeit Theil nehmen könnten. Wir fodern vielmehr jeden dazu auf, das ſeinige auch dazu beyzutragen, ſowie ſich ſchon Viele von auswärtigen Orten mit uns zu dieſem Endzweck vereinigt haben. Jedem wird eine ſolche Arbeit gegeben, wozu er am meiſten tüchtig iſt ꝛc. Unſre Abſicht iſt allein auf Beförderung der Wiſſenſchaften gerichtet, nicht im geringſten auf Vortheil. Viele entſagen daher mit mir aller weiteren Belohnung und Honorarien, und wünſchen nur, daß die Druckkoſten durch den Ankauf beſtritten werden könnten. Denn da unſre Arbeit vom Anfange an bis aufs Jahr 1785 ſich erſtrecken ſoll, und alſo mit dem von Hrn. Dr. Erſch bearbeiteten Repertorium nur ein Ganzes ausmachen ſoll: ſo muß auch der Druck und das Papier mit dem in dieſem einerley ſeyn. Es fehlt uns alſo weiter nichts als ein Verleger, und wir unternehmen muthig dieſe Rieſen-Arbeit. Doch ſind wir nur in dem Falle entſchloſſen, zum Werke wirklich zu ſchreiten, wenn Ew. Wohlgeboren unſer Unternehmen mit Ihrem Beyfall beehren ſollten.

Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß wir nicht gerade immer eine Periode von 5 oder 6 Jahren zuſammen herausgeben, ſondern daß wir die Menge der Jahre, die wir zuſammen nehmen, mit der Menge der herausgekommenen Schriften proportional annehmen, denn alle im funfzehnten Jahrhundert gedruckte Schriften machen kaum ſo viele aus, als die in 6 Jahren in unſern Tagen herausgekommenen. Doch glaube ich, würde es am beſten ſeyn, von 1785 zurückzugehen und z. B. den Zeitraum 1775 — 1784 zuerſt zu bearbeiten und herauszugeben. Natürlich wird die Ordnung des ſyſtematiſchen Regiſters die nämliche als in dem Repertorium von 1785 — 1790 ſeyn, und eine räſonnirende Ueberſicht von dem Fortgange der Wiſſenſchaften in einem gewiſſen Zeitraume wird von Leuten bearbeitet werden, die dieſer Arbeit gewachſen ſind.

Wir erwarten über alles dieſes Ihren gütigen Rath und fragen zugleich, wer denn das Repertorium für die Jahre 1791 — 1795, das ſo ſehnlichſt erwartet wird, bearbeiten wird? Ich halte mich übrigens wegen der Bibliothek hieſelbſt auf, und ohnerachtet mein Fach eigentlich die philoſophiſchen, phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften ſind, ſo glaube ich doch die andern nicht minder betrieben zu haben, und dem Amte, wozu mich die Geſellſchaft einſtimmig gewählt hat, nämlich zu dem des Redakteurs dieſer Arbeiten, ſo ziemlich gewachſen zu ſeyn.

Ich verbleibe in tiefſter Hochachtung ꝛc.

v. Murr.

Nürnberg, 20. Jul. 1784.

„Hochedelgeborner Herr! Wenn ich uneingeſchränkt, ohne Anſehen der Perſon, ob es Freund oder Feind, Meiſter oder Junge ſey, urtheilen darf, ſo nehme ich den Antrag der Allgem. Literatur-Zeitung an; die Bücher mögen griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche, italiäniſche, ſpaniſche, portugieſiſche oder engliſche ſeyn, auch allenfalls holländiſche.

Es iſt mir ſehr angenehm, mit Ihnen in Bekanntſchaft zu kommen, und ſtehe ich zu allen angenehmen Dienſten bereit.

Nur bitte ich mir bald nähere Belehrung von dem ganzen Inſtitute aus.

Freylich, die Wahrheit, wie ich es gewohnt bin, freymüthig Ihnen zu ſagen, ſo weiß ich nicht, ob bey der ſo ungeheuren Menge deutſcher gelehrter Zeitungen und Recenſionsjournale, dieſe Allgem. Literatur-Zeitung ihr Glück machen werde?

Mit wahrer Hochſchätzung habe ich die Ehre, ſtets zu verharren Ew. Hochedelgeboren ꝛc.

Ránáſi.

Szigeth, 29. Dec. 1796.

„Es iſt mir noch bis jetzt unangenehm, daß ich die mir ſo lieb gewordene Univerſität Jena verlaſſen mußte; indem ich hier nicht mehr die Unterhaltung, nicht die edle und vortheilhafte Geſellſchaft genießen kann, durch welche ich zu Jena einen freyen Athem zu holen, meinen Sinn zu veredeln, das Glück hatte. Und wie ſehr ſchmerzt es mich noch bis dato, daß ich mich nicht auch weiter unter die Schüler des Herrn Hofraths, von deſſen Thätigkeit ich mir ſo vieles verſprach, zählen kann. Nun bin ich beynahe von aller literariſchen Unterſtützung verſchloſſen, nun kann ich nicht mehr die Fortſchritte der Wiſſenſchaften genau und Schritt für Schritt beobachten, welches ich zu Jena ſo gern und entzückend that. Es bleibt mir nur noch eine Hoffnung übrig, daß ich vielleicht in den mir liebenswürdigen Wiſſenſchaften nicht da ſtehen bleiben muß, auf welcher Stufe ich jetzt ſtehe; nämlich dieſe: ich glaube, durch das Leſen der allgemeinen Literatur-Zeitung mit der neueren und beſtändig ſteigenden Literatur mir eine Bekanntſchaft ſchaffen zu können. Sobald als ich in meiner Vaterſtadt ankam, ſogleich habe ich dieſe meine Meynung dem Profeſſor des hieſigen Gymnaſii mitgetheilt, und er fand zu unſerer weitern Ausbildung dieſe literariſchen Mittel für höchſt wichtig. Wir beſchloſſen alſo bey uns, die Jenaiſche Literatur-Zeitung von nun an unſer Lebenslang zu leſen. Ich wollte das Geld für die genannte Zeitung ſogleich jetzt dem Herrn Hofrath hinaufſchicken, aber ich weiß es nicht, welchen Weg man zum Geldſchicken am beſten einſchlagen ſollte? ob es gut wäre, das Geld von hier aus mit dem Wiener Poſtamt überzuſchicken, und dies Amt würde vielleicht das Geld weiter nach Jena überſenden? Aber wie viel müßte ich in dieſem Fall ſchicken, nach Gulden gezählt? Oder würde es beſſer ſeyn, das Geld von hier aus gerade in die Hände des Herrn Hofraths zu ſchicken? Und in dieſem Fall wie viel kommt für die Literatur-Zeitung? Sobald als ich eine Nachricht vom Herrn Hofrath erhalten habe, werde ich das Geld auf der Stelle durch eine von beyden Gelegenheiten expediren. Unterdeſſen bitte ich unterthänigſt, daß, wenn es möglich iſt und zugeht, wir Zeitungen bekommen mögen, noch ehe das Geld in die Hände des Herrn Hofraths gelangt iſt, damit wir mit dem Leſen nicht zurückbleiben. Ich verſichere Sie, Herr Hofrath, auf meine Ehre, daß das Geld nicht ausbleiben wird. Die Poſtſtationen, durch welche die Zeitungen paſſiren müſſen, werden folgende ſeyn: Regensburg, Wien, Debrcin und die Stadt, wo ich wohne, Szigeth in Marmaroſch, denn es giebt noch in Ungarn eine andere Stadt Szigeth genannt, in einer andern Geſpannſchaft. Ich bin auch Willens, den Wunſch des Herrn Hofrath, den Sie mir bey meinem Abſchiede geäußert haben, zu befriedigen, nämlich von dem Zuſtande der Ungariſchen Literatur Sie zu benachrichtigen. Ich habe ſchon Mehrere gefunden, die ſich zu dieſem Zweck verſtanden haben, wenn Sie mich nicht im Stiche laſſen wollen; nur daß dieſe Literatur wegen des Mangels der Subſidien, des literariſchen Commercii und wegen der ſtarken Cenſur äußerſt mager iſt. Wir wollen uns anſtrengen, ſie wohlanſehender zu machen. Verzeihen Sie, Herr Hofrath, daß ich Ihnen mit meiner Bitte vielleicht ungelegen bin. Seyn Sie verſichert, daß, wenn ich auch nicht zu bitten gehabt hätte, ich würde Sie doch mit paar Zeilen wenigſtens beſucht haben. Zum

Beweis meiner Dankbarkeit gegen Sie, und zur Bezeugung deſſen, daß ich mich ſehr ſchuldig erkenne für die Einſichten, die ich im Literariſchen, vorzüglich in der Pädagogik von Ihnen empfangen habe. Ich bin Willens, ein gemeinnütziges pädagogiſches Buch in der Ungariſchen Sprache herauszugeben. Dem geheimen Kirchenrath Griesbach mache ich mein tiefes und dankbares Compliment. Uebrigens verharre ich ꝛc.

Nemnich.

Hamburg, 19. Oct. 1790.

Ew. Wohlgeboren bin ich für die gütige Beantwortung meines Briefes gehorſamſt verbunden. Ueber den Abſatz des Catholicon kann nur die Zukunft einen Ausſchlag geben; daß es aber unbrauchbar und ohne Nutzen ſey, iſt unter unendlich vielen verſchiedenen Urtheilen das erſte, das ich, wider alle Erwartung, von einem Manne, wie Sie ſind, vernehme.

Eine Unternehmung wie dieſe, glaubte ich, könne keinem Gelehrten, keinem Geſchäftsmanne unwichtig ſeyn, da ſie ſich über alle europäiſche Sprachen und über alle Wiſſenſchaften und Künſte ausbreitet. Kann es einem Naturforſcher z. B. unintereſſant ſeyn, wenn er die verſchiedenen Benennungen aller Pflanzen, Thiere und Steine in allen europäiſchen Sprachen, ſo weit nur die Hülfsmittel reichen, beyſammen findet? Einem Reiſebeſchreiber oder Ueberſetzer, einem Handelsmanne unintereſſant, wenn er z. B. in den 9 vorzüglichen Sprachen, in einer jeden zwiſchen 20 und 30000 Schiffs- und Seeterminologien findet, die in keinem Wörterbuche ſtehen oder insgeſammt falſch überſetzt ſind? — Artillerie, Baukunſt, Medicin ꝛc., kurz alle Wiſſenſchaften und Künſte enthält das Catholicon mit ihren vornehmſten Kunſtausdrücken, wobey ich keine Wörterbücher, ſondern meine eigne Bibliothek, die aus 8 bis 10000 Bänden beſteht, benutze.

Selbſt die A. L. Z. freut ſich über jede Fortſchritte, die in der Sprache und Erleichterung der Wiſſenſchaften und Künſte gewonnen werden. Alles klagt über die gewöhnlichen Wörterbücher, wegen unrichtiger Beſtimmung, Armuth ꝛc. — Mehrentheils ſind es Sprachmeiſter ohne Erudition, denen die Bearbeitung eines Wörterbuchs in die Hände fällt, ſie haben kein Sprachgefühl, keine Sachkenntniſſe, keine Critik, — ſelten ſind ſie beyder Sprachen gleich mächtig. Wäre mein Catholikon eine Zuſammenreihung einiger Handwörterbücher, ſo würde ich Ihrer Meinung augenblicklich beypflichten.

Ueber den Nutzen des Catholikon, auch philoſophiſch betrachtet, ließe ſich eine große Abhandlung ſchreiben, und kann in einem Briefe nicht gefaßt werden. Nur einen Umſtand will ich beyläufig noch anführen: Von den mehrſten Sprachen haben wir nur ſchlechte Wörterbücher; aber in der portugieſiſchen und ſpaniſchen Sprache haben wir in deutſcher Sprache gar keines. Der Portugieſe und Spanier hat kein deutſches, kein däniſches, kein ſchwediſches, kein polniſches ꝛc. Wörterbuch, und ſo umgekehrt. Die Italiener haben gleichfalls kein däniſches, ſchwediſches ꝛc. Wörterbuch. Die Engländer kein däniſches. Und ſolcher Fälle ließen ſich noch mehrere angeben. Konnte die A. L. Z. das allerelendeſte und fehlerhafteſte Buch, des Souza Schiffslexicon, als vortrefflich anpreiſen, und die Arbeit eines Deutſchen, wie nur der dritte Theil der Ausführung des *Ankers* iſt, von dem Redacteur als unbrauchbar angeſehen werden? Wollen Sie den Beweis, daß jenes Buch äußerſt elend ſey, ſo will ich ihn in Ihrem Journal darlegen.

Folgende Schwierigkeiten liegen mir von Seiten des Publikums im Wege: 1) Eine große Geſellſchaft muß an dieſer Unternehmung arbeiten. 2) Das Werk kann in Stocken gerathen und geräth es in Stocken, ſo iſt es unbrauchbar, wie z. B. das Schmidliniſche Catholikon. 3) Es iſt zu theuer, und wird ſicher eine ungeheure Anzahl Bände einnehmen. 4) Der größte Theil des Publikums hat ſich feſt darauf geſetzt, nie wieder zu pränumeriren. 5) Die Druckfehler in den Proben. 6) Hier in Hamburg ein lächerliches Gerücht, daß die A. L. Z. das Catholikon *abſcheulich heruntergeſetzt* habe. Dieſe Recenſion habe ich wie eine Nadel geſucht, und vernehme jetzt zu meiner großen Zufriedenheit das Ungegründete dieſes Gerüchts, das gewiß der Beneidung zuzuſchreiben iſt. 7) Die Probe kann beſſer ſeyn als das Ganze.

Hätte ich nur den dritten Theil von denen zu Pränumeranten, die das Werk kaufen wollen, wenn es erſt ſein völliges Daſeyn erhalten hat! — Aus Amſterdam vernehme ich, man pränumerire nicht, und am wenigſten auf ausländiſche Werke; die dortigen Buchhändler haben unter ſich ſelbſt keinen Verkehr, intereſſiren ſich alſo noch weniger für ausländiſche Buchhändler; indeſſen wünſche man allgemein, daß das Werk bald zu Stande komme. — In Hamburg zähle ich bey 30 Kaufleute, die aus Ueberzeugung pränumerirt haben.

Sollte Ihnen einſt zur Bearbeitung des Fachs der ausländiſchen Literatur ein Subject fehlen, das eben ſo große Bücher- als Sprachkenntniſſe beſitzt, das die beſten Kanäle zu Erhaltung fremder Bücher durch Erfahrung weiß, das dabey auch großen Vorrath ausländiſcher Bücher hat: ſo empfehle ich meine geringen Dienſte Ihrer Aufmerkſamkeit.

Ich verbleibe mit wahrer Hochachtung ꝛc.

Fr. Nicolai.

Berlin, 1. Februar 1809.

„Ich las neulich, mein wertheſter Herr und Freund, in Ihrer Allgem. L. Z. ein Paar Worte über den Tod meines alten würdigen Freundes, des Herrn Geheimen Raths Eberhard. Dies giebt mir Veranlaſſung, Sie um einige nähere Nachrichten davon zu bitten. Ich habe nicht gewußt, daß er ſo ganz unerwartet geſtorben iſt. War es vielleicht ein Schlagfluß, der ihn ſo ſchnell wegraffte? Oder hat er ſich vielleicht ſchon einige Zeit vorher übel befunden? Ich bin auch auf den Namen des franzöſiſchen Wundarztes neugierig, mit welchem er ſich noch am Abend vor ſeinem Tode über philoſophiſche Materien unterhalten hat. War dieſer Franzoſe vielleicht durch Liebe zur deutſchen Literatur oder ſonſt auf irgend eine Art merkwürdig?

Ich bin Willens, wofern ich nur Muße habe, eine Denkſchrift dieſes meines würdigen Freundes aufzuſetzen und ſolche vielleicht am 3ten Auguſt in der öffentlichen Verſammlung der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften, deren Mitglied er war, vorzuleſen. Ich bitte Sie alſo, was Sie etwa Denkwürdiges von ſeinem Aufenthalte in Halle erfahren können, mir mitzutheilen. Von ſeinen Vorleſungen, ob er darin beſtändig Beyfall gefunden oder das Gegentheil? Ob er ſonſt Verdienſte um die Univerſität gehabt hat? Ob er das Rectorat oft geführt hat, und mit Beyfall? Kurz, jede, auch die kleinſte Nachricht von ihm wird mir ſehr angenehm ſeyn. Alle, auch die kleinſten Nachrichten in eine Denkſchrift ſetzen zu wollen, würde Thorheit ſeyn. Aber je mehr man dergleichen weiß, je deſto lebendiger kann das Bild im Geiſte des Schreibers werden. Von ſeinen jugendlichen Jahren habe ich bereits aus Halberſtadt hinlängliche Nachricht erhalten. Von den Jahren ſeines hieſigen Aufenthaltes, welche er in genauer

Freundſchaft mit mir zubrachte, werde ich ſchon auch die geringſten Umſtände in mein Gedächtniß zurückzurufen wiſſen. Das Jahr, da er den Geheimerathstitel und eine Gehaltsvermehrung erhielt, werden Sie dort auch aufs Kürzeſte erfahren können. Was war die Veranlaſſung, daß die dortige theologiſche Fakultät ihn im J. 1807 zum Doctor der Theologie ernannte? Er war doch ſchon ſeit ſo vielen Jahren aus dem theologiſchen Zirkel herausgetreten.

Das ſind vielerlei Fragen, mein wertheſter Freund; aber ich kenne Ihre Liebe zur Gelehrten-Geſchichte, und daß Sie auch immer bereit ſind, Ihre Freunde zu unterſtützen.

Ich lebe in leidlicher Geſundheit, ob ſich gleich Manches meldet, was dem Alter eigen iſt. Beſonders wird mein Auge merklich ſchwächer. Bei Kerzenlichte kann ich gar nicht leſen und auch faſt gar nicht ſchreiben, welches mir in den kurzen Wintertagen ſehr hinderlich iſt. Indeſſen ſuche ich durch Studiren und überhaupt durch Beſchäftigung mit Literatur aller Art die allzutraurigen Eindrücke aller meiner Umgebungen in etwas zu verwiſchen, und da Gegenwart und Zukunft gleich ungünſtige Ausſichten darbieten: ſo lebe ich ſo viel ich kann, im Andenken der ſchönen Vergangenheit.

Leben Sie wohl, mein würdiger Freund, und leben Sie geſund. Dieß iſt das Vorzüglichſte, was man in der jetzigen Zeit mit Hoffnung der Erfüllung des Wunſches ſeinen Freunden noch wünſchen darf. Ich bin unverändert ꝛc.

Berlin, 26. Apr. 1810.

Es iſt mir ſehr angenehm, mein ſehr verehrter Herr, aus Ihrem Schreiben vom 14. zu ſehen, daß Sie mit meinem Denkmale Eberhard's nicht ganz unzufrieden ſind. Ich hatte manche Klippen dabei zu vermeiden, um manche Wahrheiten freimüthig zu ſagen, und dennoch weiß ich wohl, daß ich, ſonderlich bei den geiſtlichen Herren, angeſtoßen habe, und noch ferner anſtoßen werde.

Ich danke Ihnen auch für die mitgetheilten Nachrichten aus Würzburg. Es geht da zu, wie ich es erwarten konnte. Ich habe eine ſehr traurige Beruhigung, daß Vieles in Abſicht auf Aberglauben und Despotismus ſo eintrifft, wie ich nach den gegebenen Umſtänden vermuthen mußte. Wollte Gott, ich hätte mich in vielen von meinen Meinungen in dieſer Art geirrt. Das Beginnen des Herrn von Aretin gehört auch dahin, und man merkt wohl, daß er nicht ganz aus eigenem Triebe handelt. Der ſcheußliche Geiſt des Jeſuitismus regiert noch allenthalben. Es mag freilich wohl ſeyn, daß der Recenſent, welcher in der berliniſchen Monatsſchrift iſt widerlegt worden, ein Berliner Statiſtiker iſt. Wir haben freilich ſo manche Staatswirthſchafts-Schriftſteller, welche die Staatswirthſchaft und die Statiſtik a priori nach einem feſtgeſetzten Syſtem behandeln, ohne Rückſicht auf Erfahrung, und welche beſonders den Erfahrungen ſehr gehäſſig ſind, welche der preußiſche Staat ſeit 1723 und 1740 beobachtet hat, und wodurch es ſchien, daß derſelbe iſt mächtig und glücklich geworden. Die neuen Herren wollen es beſſer wiſſen. Es iſt auch an ſich viel leichter, über einen Staat zufolge eines Syſtems oder einiger Einbildungen zu urtheilen, als ſich ganz genau nach Allem zu erkundigen.

Es würde mir freilich höchſt angenehm ſeyn, wenn ich in der Oſtermeſſe nach Leipzig reiſen, und auch Sie daſelbſt ſprechen könnte; aber ich werde durch ſo manche Umſtände hier feſtgehalten, zum Theil durch ſolche, welche gerade nicht angenehm ſind. Hierzu kommt noch, daß jetziger Zeit eine Buchhändlermeſſe ein ſehr troſtloſes Ding iſt, welchem man gerne aus dem Wege geht. Ich verliere viel, da ich durch Umſtände gehindert werde, in Leipzig ſo manche angenehme und lehrreiche Unterhaltungen mit meinen Freunden zu haben. Aber das Schickſal will es nicht anders. Ich bin unverändert ꝛc.

Niemeier.

Halle, 27. Jul. 1784.

Verzeihen Sie es, theuerſter Herr Profeſſor, einigen ſehr dringenden Arbeiten, in die mich mein neues Amt verwickelt hatte, daß ich um etwas ſpäter antworte, als ich geſollt hätte, und ſchreiben Sie Kürze und Trockenheit meines heutigen Briefes auf eben dieſe Rechnung.

Die Geſellſchaft, welche ſich zu einer gelehrten Zeitung verbunden hat, erzeigt mir viel Ehre, wenn ſie mich fähig glaubt, Beiträge, die ihres Planes würdig ſind, zu liefern, und ſchon dieſes Zutrauen verdient meine lebhafte Dankbarkeit. An ſich lieb' ich die Recenſentenarbeit nicht, und habe ſie bisher immer mehr aus Gefälligkeit als aus Neigung übernommen. Weniger würd' ich ſie indeß ſcheuen, wenn ſie ſich, wie die Geſellſchaft vorſchlägt, bloß auf ein Fach einſchränken dürfte, indem man eher hoffen kann, etwas Nützliches zu ſagen, eher die Möglichkeit ſieht, die Bücher, die man zu beurtheilen hat, zu ſtudiren, als bei der Ueberhäufung mit Schriften aus den verſchiedenſten Theilen der Gelehrſamkeit. Da ich nun ſonſt bei keinem Journal, als zuweilen bei unſerer hieſigen Zeitung Mitarbeiter bin, ſo bin ich unter dieſen Umſtänden, und da die Arbeit erſt gegen Ende des Jahres, wo ich etwas freier zu ſeyn hoffe, angehen möchte, nicht abgeneigt, einen ſo ehrenvollen Antrag anzunehmen, vorausgeſetzt, daß unter den noch näher mitzutheilenden Punkten über den Plan, warum ich ergebenſt bitte, nichts iſt, was von meiner Seite Schwierigkeiten machen könnte.

Hr. D. Nöſſelt dankt gleichfalls für den gütigen Antrag, ſieht ſich aber bei ſeinen vielen Arbeiten, und der Pflicht, ſeine Geſundheit zu ſchonen, außer Stand, davon Gebrauch zu machen.

Für alle übrigen Beweiſe und Verſicherungen Dero gütiger Geſinnungen bleib' ich itzt wie immer ꝛc.

Halle, 23. März 1785.

„Sie müſſen, theuerſter Herr Profeſſor, nothwendig von meinem Worthalten ſehr ſchlechte Begriffe bekommen haben; denn von Berlin und Magdeburg aus verſprach ich Beiträge zu der A. L. Z., und noch iſt nichts erfolgt. Daß ich mich dadurch aller Rechte des Mitarbeiters verluſtig gemacht habe, und es verdient, keine neuen Aufträge zu erhalten, das fühle ich ſo lebhaft, daß ich es weder befremdend noch ungerecht finden kann, wenn Sie mir dies Alles beſtätigen werden.

Und doch kann ich mir, mein würdiger Freund, im Grunde keine Vorwürfe machen. Es müßte Sie ermüden, den Detail von Arbeiten, Zerſtreuungen und — was das Schlimmſte — von Verdrießlichkeiten, die mich auf eine Zeitlang faſt gleichgültig gegen alles, was nicht Amtspflicht war, gemacht haben, zu hören. Genug ſo war es, das glauben Sie mir auf mein Wort; und zum Theil iſt es noch ſo, ob ich wohl anfange, mit Luſt auch zu denen Geſchäften zurückzukehren, die eine Zeitlang gefeiert haben.

Ich ergebe mich alſo nun in Abſicht der ferneren Theilnehmung an der A. L. Z. völlig auf Diſcretion. Ungern würde ich ſie bei einem ſo intereſſanten Journal verlieren. Gewiß würde ich auch pünktlicher und kontraktmäßiger werden; aber vielleicht iſt ſchon Alles vergeben, und dann kann ich niemand als mir ſelbſt die Vorwürfe davon machen. Auf jeden Fall erhalten Sie nächſtens einige ſchon angefangene Recenſionen, die wenigſtens bisher noch nicht da geweſen ſind.

Ich überſchicke Ihnen eine doppelte Schrift. Die eine von unſerer Fakultät haben Sie wahrſcheinlich ſchon geſehen und ihr gewiß Ihren Beifall, den ſie ſelbſt Hrn. Bahrts Freunden abzwingen ſoll, nicht verſagt. Ich wollte erſt ſelbſt einen Auszug und Anzeige davon machen. Da ich aber doch Quaſi-Auctor (obwohl im ſtrengen Sinne von keiner Zeile) bin, ſo ließ ich's doch lieber, und bitte Sie nun recht ſehr, auch im Namen des Hrn. D. Nöſſelt, den Sie darin nicht verkennen werden, eine baldige ausführliche Anzeige zu beſorgen. Es muß uns daran liegen, daß einmal das, was über dieſen, gewiß nicht nur unſerm Halliſchen Gemeineweſen, ſondern an vielen Orten ſchädlichen Mann, geſagt iſt, und unſere wahre Meinung über ihn, bekannt werde. Und da die A. L. Z. ein, wie ich ſicher weiſt, auch bei vielen unſerer jungen Studirenden groſſes Anſehen hat, ſo können Sie ſehr dazu mitwirken, viele auf den Mann und den ſchädlichen Einfluß ſeiner Art, mit der Religion umzugehen, aufmerkſamer zu machen. Vielleicht machen Sie ſich (wie wir wohl am liebſten wünſchten) oder der Recenſent ſeiner Volksbriefe im 105. Stücke, dies Verdienſt.

Die andere Schrift iſt zwar dem Titel nach von 1783, aber wirklich erſt gegen das Ende 1784 erſchienen. Es ſind zufällig entſtandene Unterhaltungen einſamer Stunden, zu denen ich mich bloß meinen Freunden als Verfaſſer nenne. Durch eine Anzeige davon in der L. Z. würden Sie mich nicht minder verbinden.

Meine Situation in Abſicht des Waiſenhauſes iſt noch in suspenso; doch nähert ſie ſich wohl der Entſcheidung. Wahrſcheinlich wird man zwei Condirectores wählen, und mich dabei in meinem bisherigen Felde ungeſtört laſſen. Dies iſt für meine Ruhe ohnſtreitig das Beſte, ob ich wohl Arbeit, wenn ſie mir die Vorſehung auferlegt hätte, nicht geſcheut haben würde. — Wie ſehr Ihre Freundſchaft und Güte für mich an dieſem Allen Theil nimmt, davon bin ich ſehr lebhaft überzeugt.

Ich verharre mit wahrer Hochachtung und Liebe ꝛc.

Halle, 22. Mai 1785.

Den herzlichſten Dank, theuerſter Freund, für Ihre Theilnehmung an Allem, was mir begegnet iſt und begegnet! Was Sie von meinem ſeligen Oncle ſagen, iſt er werth, und ſeine nicht formenmäßige aber herzliche Rechtſchaffenheit hat den ſichern Lohn in der Werthſchätzung guter Menſchen gefunden. Er lebte ὡς ἀγνοούμενος καὶ ἐπιγινωσκόμενος.

Hr. S. hat freilich nicht edel an ihm und ſeinen Hinterbliebenen gehandelt. Er, der es wußte, daß ich das Pädagogium nur unter der Bedingung, künftig unter keinem Fremden zu ſtehen, übernahm, wählte hinter meinem und ſelbſt des Sterbenden Rücken, ſtieß die Familie des Stifters zurück und verband ſich einem Mann, der wahrlich nie mehr als ich für ihn gefühlt hat, bloß weil er ihn unthätiger hoffte und hoffen konnte.

Werden Sie glauben, daß er ſogar ſchon auf den Fall ich das P. nicht behalten wollte, den Miniſter durch Vorſchlag des Prof. Wolf (ohne dieſen zu fragen) zu beſtechen geſucht hat! Dieß hat ihm aber mehr geſchadet, als geholfen. Der Miniſter nimmt ſich diesmal meiner ſehr an. Aber entſchieden iſt noch nichts, und man wird ohnſtreitig von beiden Seiten die Sache an den König bringen. Meine Lage darunter iſt, wie Sie denken können, ſehr drückend geweſen. Der Prorector hat mich ſeit meines Oncles Begräbniß nicht geſehen, und das Wenige, was zu ſeiner Partei gehört, ſcheut mich auch, wie Leute, die kein gut Gewiſſen haben; ſelbſt Hr. H., der freilich bei ſeiner Lage, und da er für dies Fach doch gewiß nicht gemacht iſt, und meine Anſprüche wußte, nicht Hrn. S. die Sache hätte erleichtern ſollen. Er hätte ſehr brav dabei handeln können, wenn nicht leider — wäre, was Sie ſagen. Ich überlaſſe nun Alles Gottes Vorſehung. Meinen kleinen Garten, der ſo angenehm zu blühen anfängt, würd' ich nicht ohne das bitterſte Gefühl von Gram verlaſſen. Aber dem großen verwilderten Acker würd' ich mit Zittern entgegengehen.

Meine bisherige Lage muß und wird bei Ihnen — non ignaro mali — meine Saumſeligkeit entſchuldigen. Ich habe außer den Amtsarbeiten zu nichts in dieſer Spannung Muth und Luſt gehabt. Nun aber kann ich Ihnen zuverläſſig Folgendes verſprechen: Sie erhalten mit Ende des Monats folgende Recenſionen: 1. Beitrag zur gemeinnützigen Leſung ꝛc. 2. Betrachtungen über die Religion. Deſſau. 3. Philoſophiſche Betrachtungen über Religion. 4. Edier von Weihofen. 5. Gamborg, über die Tugend. 6. Voigt, neue Reformation. 7. Seiler's gemeinnützige Betracht. Außerdem noch per consensum praesumtum: 8. Journal für Prediger, die neueſten Stücke. 9. Allgemeine theologiſche Bibl. 4r Bd. 10. Zollikofers neue Betrachtungen. Dieſe werden, da es ganz neue Sachen ſind, wohl noch keinen Recenſenten haben. Ich lege einen Beitrag bei, dem bald die übrigen folgen ſollen. Laſſen Sie mich ferner recht nahen Antheil an Ihrer mir ſo viel werthen Güte und Freundſchaft haben, Ihrem ꝛc.

Halle, 19. Nov. 1785.

Daß ich, theuerſter Herr Profeſſor, durch mein langes Säumen wohl eigentlich alle Rechte eines Mitarbeiters an der A. L. Z. verloren habe, erkenne ich ſo ſehr, daß es mich gar nicht befremden kann, keine neuen Aufträge von Ihnen erhalten zu haben. Mit Entſchuldigungen will ich Ihnen keine Zeit rauben. Ich konnte nichts thun — als was meine nächſten Pflichten mir zu thun auflegten. Dies konnte ich einem Andern nicht einmal ſo deutlich machen, als ich es gewiß weiß. Alſo muß ich es darauf ankommen laſſen, ob ich ferner in dieſer angenehmen Verbindung bleiben kann. Das Einzige will ich nur ſagen, daß ich, nachdem manches vorüber iſt, ſicherer für mich gut ſagen kann.

Ich ſchicke eine Partie Recenſionen, und hoffe, daß ſie nicht zu ſpät kommen. Dem Alter der Bücher nach thun ſie es nicht. In Abſicht der Länge und Kürze hoffe ich den Maaßſtab der Zeitung nicht verfehlt zu haben. Wenn die Recenſion von Pontius Pilatus Intereſſe für den Leſer bekommen ſollte, ſo muß ſie eher länger als kürzer ſeyn. Ich glaube auch, es iſt eigentliche Pflicht jedes guten Menſchen und Chriſten, dieſen Schwärmereyen entgegen zu arbeiten.

Ich lege Ihnen mein Geſangbuch bey. Sie werden mich durch ſeine Anzeige in der Zeitung ſehr verbinden. Ich hoffe, es werde Ihnen nicht mißfallen, da ich ſo viel treffliche Vorarbeiten fand. Nur an Einführung auf Schulen war zu wenig gedacht. Doch ſoll dies Ihr Urtheil über meine eignen Lieder auf keine Weiſe beſtechen. Wenn ein Schriftſteller ſelbſt urtheilen kann, ſo glaubte ich, der Ton der Sammlung könne etwa aus Nr. 197. 45. 283. am deutlichſten werden. Ich finde, daß das Local- und Subjectivmachen der Religion bey jungen Leuten von vortrefflicher Wirkung iſt; überhaupt aber habe ich alle Urſach, mich für meine in der That ſehr viele Mühe bey dem Pädagogium, durch Anwachs und ſichtbare gute Früchte, reichlich belohnt zu halten, da mir die Vorſehung ſehr brave Mitarbeiter gegeben hat.

Wollten Sie doch nicht unter den Nachrichten die jetzige

Veränderung beym Waysenhauſe annehmen. Mancher, wie ich aus Briefen ſehe, hat doch keinen rechten Begriff. Ich wünſchte etwa folgende terminos:

„Nach dem Tode des ſel. G. A. Freylinghauſen iſt ihm als Director der dortigen ſämmtlichen Anſtalten des Waysenhauſes der bisherige Condirector, H. F. L. Schulze, wie gewöhnlich ſuccedirt; Herr Dr. G. C. Knapp und Herr Prof. A. H. Niemeyer als Condirectoren mit gleichen Succeſſionsrechten beſtätigt. Letzterer iſt aber dennoch freywillig in der bisherigen Verbindung mit dem Königl. Pädagogium geblieben, und ſetzt die Aufſicht darüber wie bisher fort, daher ſich auch Eltern und Vormünder in Angelegenheiten der dieſer Erziehungsanſtalt anzuvertrauenden Kinder ferner an ihn zu wenden haben.“

Mehrere haben geglaubt, dies ſey mit der Direction incompatibel.

Erlauben Sie, daß ich noch einmal auf mein Geſangbuch zurückkomme. Ich habe zur Erleichterung für ärmere Jünglinge die Verlagshandlung vermocht, den Preis äußerſt gering 7 Gr. für 17 Bogen anzuſetzen, in Hoffnung, daß es den Abſatz, wenn es mehrere Schulen brauchen wollten, erſetzen ſolle. Dieſes veranlaßt mich noch, um Erwähnung des Preiſes und eine baldige Anzeige zu bitten.

Sonſt geht es bey unſerm Directorio noch ganz freundſchaftlich zu. Der Sturm hat wenigſtens geholfen, daß man mich in meinem kleinen Garten ganz ruhig arbeiten läßt, und mir nicht darin redet. Ich thue denn im großen, der ſo verwildert iſt, ſo viel man verlangt, weder zudringlich noch ungefällig. Einige Beſſerung läßt ſich doch gewiß hoffen.

Daß wir Ihnen — denn wem als Ihnen kann der Dank gebühren? — für die Antibarthiana hier viel Dank wiſſen, erwarten Sie wohl von ſelbſt. Es bedarf keiner Verſicherung. Etwas wirkt es doch auf unſre berauſchten Jünglinge. Es wäre ja auch ſchlimm, wenn nicht auch von der Wahrheit gelten ſollte, was von den Calumniari audacter gilt.

Mit der wahrſten Hochachtung und Freundſchaft, und mit Furcht und Hoffnung auf Ihre Antwort, unverändert der Ihrige ꝛc.

Halle, 30. Oct. 1787.

Ich muß mich freylich wieder recht blutroth ſchämen, ein ſo langer Schuldner zu ſeyn. *[illegible]* und *[illegible]* ſind ja aber nach dem rechtgläubigſten Lehrbegriff bey dem lieben Gott die Mittel zur Vergebung. Es wird auch bey Ihnen ſo ſeyn. Jenen will ich durch die That beweiſen und dieſen will ich an Ihrer Güte haben.

Daß Sie krank waren, wiſſen wir, und meine innige Freundſchaft und Hochachtung, von der ich Sie, theuerſter Hr. Profeſſor, gern durch recht große Proben immer gewiſſer machen möchte, muß Ihnen Bürge meiner Theilnehmung geweſen ſeyn. Daß Sie doch nun recht geſund ſeyn möchten! Gott erhalte Sie Ihrem Hauſe und Ihren Freunden, und mag ich auch wohl hinzuſetzen — der A. L. Z.

Sie erhalten die Quittung für das gütigſt überſandte Geld. Sie erhalten auch einige Recenſionen. Ich bin nun ganz dabey, alle Schulden abzutragen. Es kommen hiebey die mir überſchickten Zettel zurück. Alles, was ich nicht durchſtrichen habe, will ich ohnfehlbar noch vor Ausgang des Jahres einfodern.

Ein Paar Anfragen! Hrn. Dr. **Nöſſelts** Anweiſung zum Studium der Theologie iſt noch nicht in der A. L. Z. Es iſt gewiß für das Zeitbedürfniß und die jetzige Criſis auch bey uns ein wichtig Buch. — Wollten Sie mir eine etwas ausführliche Recenſion erlauben — zumal ich hier und da ein wenig klagen höre, daß die Theologen, die doch einen sehr großen Theil Ihrer Leſer ausmachen, bisher gar zu wenig für ſich gefunden haben.

Ich lege Ihnen eine kleine Sammlung von Jugendreden bey. Sie iſt ſchon Oſtern herausgekommen und aus Verſehen nicht in den Meßkatalog geſetzt. Sie ſteht erſt in dem von Michaelis. Wollten Sie recht bald einem Recenſenten die Anzeige auftragen, damit die Handlung dadurch gewinne, wenn das Werkchen bekannter wird.

Ich weiß Ihnen ſonſt von uns nichts Neues zu ſagen. Sprechen ließe ſich die Menge. Aber es iſt zu viel für einen Brief.

Auf Salzmans Gegenſchrift bin ich ſehr begierig. Ich kann ſie aber hier nicht haben, und bitte recht ſehr, ſie mir mit erſter Poſt zuzuſchicken, um nach advenant darauf zu repliciren. Vom Herzen der Ihrige ꝛc.

Halle, 16. Jan. 1792.

• Aus beyliegendem Avertiſſement ſehen Sie, mein theuerſter Herr Hofrath, daß wir bey unſerm Waiſenhauſe einen

Nothſchuß thun wollen, da wir ſonſt fürchten, wir mögen ſteuern und laviren, wie wir wollen, unſer Schiff möchte doch endlich untergehen.

Nun wünſchen wir, daß dieſer Nothſchuß je eher je lieber durch ganz Europa gehört werden möge. Und das kann wohl nicht ſicherer geſchehen, als wenn Sie uns den großen Jenaiſchen Mörſer, der gehört wird vom Morgen bis Abend und von Mittag bis Mitternacht, dazu verſtatten wollen.

Doch im Ernſt, die Sache liegt mir und uns Allen unendlich am Herzen, und ich bin froh, daß ich endlich meine Kollegen disponirt habe, dieſen Verſuch zu machen, da es mich ſchmerzt, wenn man gerade die Wohlthaten einziehen und zu einer ſolchen Zeit retranchiren muß, wo man gerade ihre Verwendung durch beſſere Einſichten der Zeit noch nützlicher machen könnte. Haben Sie alſo die Güte, mein Theuerſter, und ſorgen auch aus alter Freundſchaft für das Inſtitut, für die allerbaldigſte Einrückung unſerer Ankündigung in Ihr Intelligenzblatt. Ich weiß nicht, ob es mit Ihren Geſetzen beſtehen kann, daß dies unentgeldlich geſchehe, ſonſt wird die Waiſenhaus-Buchhandlung die Sache ſogleich berichtigen. Sie hat auch neulich um Einrückung zweier Ueberſetzungsankündigungen gebeten, die aber noch nicht angezeigt ſind. Auch dies ſoll ich Ihnen empfehlen.

Neues weiß ich Ihnen nicht zu ſagen. Wir bekommen Profeſſoren auf Profeſſoren, das ſteht aber in allen Zeitungen zu leſen. Man ſpricht auch von Herrn Tieftrunk, der hier Theologien leſen ſoll. Es beſtätigt ſich aber noch nicht weiter.

Möge es Ihnen recht wohl ſeyn unter aller Ihrer Geſchäftigkeit. Meine Theilnahme daran iſt innig und unveränderlich ꝛc.

Halle, 31. Mai 1796.

Hier überſchicke ich Ihnen, mein Theuerſter, die Reſultate eines nun zwölfjährigen pädagogiſchen Studiums. Als ich vor zwölf Jahren dies Fach übernahm, da waren Sie einer der Erſten, der mir dazu Muth einſprach, und ein ſchöner Brief, den Sie mir darüber ſchrieben, deſſen Sie längſt vergeſſen haben mögen, liegt noch vor mir. So wenig ich bei mancher andern Schrift das nonum in annum beobachtet habe, ob es wohl beſſer geweſen wäre: ſo habe ich doch *hier* Wort gehalten. Denn ich nahm mir damals gleich vor, unter zehn Jahren kein

Wort über Pädagogik zu ſchreiben, ſondern erſt zu ſehen, wie viel Theorieen ausrichten. Vielleicht hätte ich's auch itzt noch nicht gewagt, wenn ich nicht faſt täglich das Bedürfniß eines Buches gefühlt hätte, worin Hauslehrer, deren ich ſo viele zu ſpediren habe, das Nöthigſte über Erziehung, Unterricht und Benehmen in der Condition zuſammenfänden.

Nun würde es mir eine ausnehmende Freude ſeyn, wenn Sie, mein würdiger Freund, mit meiner Arbeit zufrieden wären. Sie haben in dieſem Fache gearbeitet; Sie kennen alle Bedürfniſſe; Sie haben über Methodik vortrefflich geſchrieben; Sie halten ſelbſt pädagogiſche Vorleſungen. Niemand wird leicht ſo Alles in ſich vereinigen, was zum richtigen Blick in ein Buch dieſer Art, das auf alles das Beziehung hat, gehört. Ich bin mir bewußt, mit Fleiß und langſam gearbeitet zu haben. Aber wie viel kann mir entgangen ſeyn! Wie viel kann ich von Ihnen lernen!

Wäre es Ihnen irgend möglich, dem Publikum und mir Ihr Urtheil über die Brauchbarkeit und über die Mängel des Ganzen und des Einzelnen zu ſagen, ſo würden Sie mich unendlich verbinden. Ich kann nicht leicht einen Recenſenten finden, der ſo gleich mit den Fingern die Materien, auf die es hier hauptſächlich ankommt, herausfinden, und ſo eine richtige Idee, was ein Buch wie dies enthalten muß, mitbringen könnte. Eben darum iſt meine Bitte auch dreiſter, da es Ihnen nur einige Stunden koſten kann, was Andern vielleicht Wochen koſten würde, und darüber leicht vergeſſen wird.

Sie ſehen, daß ich diesmal Autor und Verleger bin. Auch dies wird den Wunſch bei Ihnen rechtfertigen, bald angezeigt zu ſeyn. Ich möchte gar gern noch Ihr Urtheil vor der zweiten Ausgabe hören, die vielleicht nicht ſehr entfernt iſt. Sollte es, wie ich doch nicht hoffe, Ihnen ſelbſt gar nicht möglich ſeyn, ſo haben Sie doch gewiß einige fleißige Recenſenten in der Nähe, wenn es nur keiner iſt, der von einzig möglichen Theorieen träumt. In die Hände dieſer Pſeudokantianer werde ich zeitig genug mit meinen Briefen an Religionslehrer fallen.

Möge dieſer Sommer für Sie heiterer, als der vorige ſeyn! Möge er uns auch die Freude mitbringen, Sie hier zu ſehen! Sonſt ſind Sie vor einem Ueberfall in Jena nicht ſicher.

Mit inniger Hochachtung und Freundſchaft ꝛc.

Halle, 21. Aug. 1796.

Mit der innigſten Theilnehmung habe ich, mein theuerſter Freund, gehört, daß Ihr Befinden wieder nicht ſo gut war, als es nach meinen Wünſchen und nach den Wünſchen aller Ihrer Verehrer und Freunde ſeyn ſollte. Möchte doch der Anfall nur vorübergehend geweſen ſeyn, und wir Alle, die an Ihnen Theil nehmen, durch frohe Nachrichten erfreut werden.

Ich würde, ſo lange ich darüber ungewiß bin, Sie nicht mit einem Geſchäftsbriefe beläſtigen, wenn ich nicht gewiſſermaßen dazu gedrungen würde. Die erſte Ausgabe meiner pädagogiſchen Grundſätze iſt bis auf einige Exemplare ſchon ganz vergriffen, und ich laſſe in der Stille ſchon anfangen, die zweite zu drucken. Sie haben ſich für dies Buch mit einer ſehr aufmunternden Güte intereſſirt. Es wäre aber doch möglich, daß der Abſatz nicht ganz Ihren Erwartungen entſprochen hätte, und daß von den hundert überſandten Exemplaren ein Theil Ihnen liegen geblieben wäre. Ihnen würde er läſtig, mir aber jetzt ſehr brauchbar ſeyn, da mein Vorrath faſt erſchöpft und noch immer Nachfrage danach iſt. Ich erſuche Sie alſo, mein theuerſter Freund, mir wo möglich mit der erſten Poſt dieſe Ihnen übrig gebliebenen Exemplare unfrankirt oder frankirt (auf meine Koſten), wie Sie es am rathſamſten finden, zuzuſchicken.

Freilich liegt mir ein anderer Wunſch nicht weniger am Herzen — der Wunſch nach einer Recenſion. Wäre ſie ausführlich und von Ihrer Hand: ſo würde ſie belehrend für mich und das Publikum ſeyn. Könnte ſie aber auch nur kürzer ausfallen, ſo würde ſie doch dazu beitragen, daß ich mein Geld nicht zu ſehr auf unſichern Abſatz in die zweite Auflage ſteckte, da doch oft das Intereſſe des Publikums vorübergehend iſt. Was Sie, mein Theuerſter, durch Sich oder einen Freund zu Erfüllung dieſer Wünſche beitragen können: das darf ich von Ihnen, bei ſo manchen redenden Beweiſen Ihres Wohlwollens, mit Zuverſicht erwarten.

Ich komme eben von einer kleinen Luſtreiſe von Carlsbad und Prag zurück, wo ich an Ideen und Geſundheit gewonnen habe; an letzterer nicht durch den Sprudel, aber wohl durch die Bewegung und Aufheiterung des Gemüths. Ganz der Ihrige ꝛc.

Halle, am Abend meiner Rückkehr, den 2. Sept. 1807.

Du haſt, mein Freund, um die entfloh'nen Stunden
Wie einen ſchönen Kranz gewunden,
Zu ſchön für mein Verdienſt! — Doch bin ich gern bereit,
Dem Höheren ihn hinzugeben,
Bleibt für die — läng're — kürz're — Zeit —
Den Ueberreſt von meinem Leben —

Mir nur das Glück, die Freundeshand,
Die mir die Feſtesblumen wand,
Mit Lieb' und Dank noch lang' zu drücken,
Noch oft in Deinen heitern Blicken
Dein Herz zu ſehn — von Deines Geiſtes Schwingen
Mild angeweht — Dir nach, dem Höchſten nachzuringen!

Halle, 19. Mai 1812.

Wir ſind geſtern, mein Theuerſter, glücklich von Wörlitz zurückgekommen. Es war ein herrlicher Genuß in der jungen Natur. Faſt hätten wir uns zurückhalten laſſen; denn im Pantheon, im ſchönen Tempel der Pierinnen, war große Bewegung, und man ſagte uns, es könne erſt am 19. Mai geöffnet werden, wo die Töchter der Anmuth ein ſchönes Feſt feiern würden, worüber ſie in ernſter Berathung begriffen wären und nicht geſtört werden dürften. Wir ſchlichen zwar neugierig umher, hörten aber nur einzelne Stimmen und Töne. Von einem Kindlein war die Rede, das vor 13 Luſtren der Erde geſchenkt ſey. Jede der Muſen wollte der Gaben köſtlichſte ſchenken. Alle Saiten wurden geſtimmt zu reinen Accorden. Terpſichore übte, ſo dünkte es uns, als wir durch eine enge Spalte einen Blick in das Heiligthum warfen, zum feſtlichen Tanze den Fuß. Nach dem Tempel der Flora wurden Boten geſendet, die mit Lorbeern und Myrthen und jungen Roſen in duftenden Körben zurückkehrten. Wer hätte ſich entſchließen können, einem ſo nahen Feſte aus dem Wege zu reiſen, ohne den Beglückten zu ſehen,

quem Melpomene, omnisque Musarum chorus
nascentem placido lumine viderat?

Wir ſtanden und überlegten und gingen wieder zum Tempel, und horchten forſchend und vernahmen einzelne Worte eines harmoniſchen Geſanges:

Heil Dir! Heil Dir!
Die Du blüheſt an der Saale freundlichen Ufern,
Die wir lieben und pflegen, weil Du uns treu bliebſt,
Dir — Dir ward er geboren.

Und dann wieder:

O, daß Er käme! — Daß er ſähe
Wie wir feiern den Tag,
Den Tag des Lieblings, der uns treu blieb.

Dem ewig jung blühet und friſch
Um das greiſende Haar
Den wir flochten, den Kranz, der Unverwelkliche!

Wer konnte das ſeyn, als Sie, mein theurer Freund? Unſer Schütz — gewiß Er wird am 19ten Mai Sein Feſt feyern — ſagten wir uns! Hat er nicht geladen die Freunde? Nicht auch uns? — Lebt wohl, Töchter der Anmuth. Feyert in Eurem Marmortempel den Tag. Sendet Segen herüber! Wir eilen zu ſeinen Penaten und gießen auf ſeinem Heerde Ihm und Euch, die Ihr ihn bildetet und verherrlichtet, die fromme Opferſchaale in die heilige Flamme.

Hunc fidibus novis
hunc Lesbio plectro,
te, Pimplea, tuasque decet sorores!

Ihre Freunde ꝛc.

Niethammer.

Würzburg, 29. Nov. 1805.

Beynahe zwey Monate ſind verfloſſen, ſeit Sie mich, mein hochverehrter Freund, mit ſo viel Güte und Gaſtfreundlichkeit in Ihrem Hauſe aufgenommen haben, und noch habe ich Ihnen die herzlichen Dankſagungen, die ich ſchriftlich zu wiederholen beſchloſſen hatte, nicht bezeugen können. Sie haben mich vielleicht durch die Kriegsunruhen, in die uns freymüthige und unfreymüthige Scribler zu verwickeln geneigt ſind, gütigſt entſchuldiget. Aber, dem Himmel ſey Dank! ich muß dieſe Entſchuldigung feyerlichſt proteſtiren; es ſind lauter baare offenbare Lügen, was jene Herren von unſrer Kriegsnoth in den Tag hinein geſchrieben haben. Es iſt in der That bisweilen uns ſelbſt unbegreiflich, daß hier kaum eine Spur vom Kriege zu bemerken iſt. Selbſt alle Preiſe der Lebensmittel ſind ſich ſo gleich geblieben, als ob gar nichts ſich ereignet hätte. Allein, ob ich ſchon von dieſen Entſchuldigungsgründen nichts profitiren kann, ſo fehlt es mir doch nicht an anderen nicht weniger wichtigen. Retardate von beynahe zwey Monaten bringen unſer einen ſehr weit zurück; noch iſt die Scharte nicht ganz wieder ausgewetzt. Außerdem hat auch die Anweſenheit des Hofes manchen unumgänglichen Zeitaufwand nothwendig gemacht, um ſo mehr mir, da ich auch in dieſer Beziehung verſäumte mehrere Wochen einzubringen hatte.

Seit dem Ende der vorigen Woche ſind wir erſt wieder ganz in Ruhe, und fangen an in die alten Geleiſe zurückzukehren. Zum Beweiſe nun, daß ich auch wieder an verſprochene andere Arbeiten denke, erneuere ich jetzt bey Ihnen meine Anfrage wegen der zu recenſirenden dogmatiſchen Schriften, und bitte, daß Sie mir darüber, ſobald nur immer möglichſt, Anweiſung zukommen laſſen.

Mit Gelegenheit frage ich denn ferner 1) nach meinem Manuſcripte der Recenſion des Schulplans; 2) nach dem Manuſcripte zu den zum Drucke beſtimmten Schulſchriften; 3) nach meiner Empfehlung **Hegels** zum philoſophiſchen Recenſenten. Erfreuen Sie mich bald mit einigen Zeilen wenigſtens, die uns von Ihrem und der Ihrigen Wohlbefinden die erwünſchte Verſicherung ertheilen.

Mit den ſchönſten Empfehlungen an Ihre verehrte Gattin und Kinder, in den Geſinnungen unveränderlicher Achtung und herzlicher Ergebenheit ꝛc.

Bamberg, 23. März 1807.

Auf zwey Briefe an Sie, hochverehrter Freund, habe ich keine Antwort. Es ſchmerzt mich am meiſten, daß wir dadurch ganz ohne Nachricht ſind, wie es Ihnen in den ſtürmiſchen Tagen ergangen. Ich hatte einige Hoffnung, bald etwas darüber mündlich von Ihnen hören zu können, indem der Verluſt, den ich zu Jena in denſelben Schreckenstagen erlitten habe — der bey weitem größer iſt, als die erſten Nachrichten angegeben hatten — mich nöthiget, anfangs Aprils dorthin zu reiſen; wozu ich mir ſchon den Plan gemacht hatte, den Abſtecher nach Halle, der mir meinen vorigen Beſuch in Jena ſo verſüßt hat, zu wiederholen. Allein meine Abberufung von hier nach München erlaubt mir nun keine weitern Excurſionen, ich werde vielmehr kaum ſo viel Zeit haben, das Allernöthigſte in Jena zu beſorgen. Ich muß alſo meinen Abſchied auf die weitere Entfernung bey Ihnen ſchriftlich nehmen, denn mit der Hoffnung, daß Geſchäfte Sie zu gleicher Zeit nach Jena rufen und mir das Glück, Sie wieder zu ſehen, verſchaffen könnten, wage ich es kaum mir zu ſchmeicheln. Um ſo mehr wird es mir werth ſeyn, wenn Sie mich wenigſtens mit ein paar Zeilen erfreuen wollen, die mich noch in Jena finden. Ich wiederhole zugleich aufs dringendſte die Bitte, 1) das auf den Schulplan ſich beziehende Manuſcript, 2) meine nicht abgedruckten Recenſionen, 3) die von Hrn. Prof. Hegel eingeſendete Recenſion der Salat'ſchen Schrift, ſo ſchleunig als möglich nach

Jena (bey Hofrath Voigt abzugeben) abgehen zu laſſen; denn ſchwerlich möchte eine ſo günſtige Gelegenheit der Retradition mit den geringſten Koſten ſich ſo ſchnell wieder finden. Es iſt mir insbeſondere wegen der einen bewußten Recenſion, von der ich Gebrauch machen will, ſehr viel daran gelegen, ſie jetzt zu erhalten.

Meinem neuen Berufe gehe ich mit Zuverſicht und gutem Muth entgegen; aber nicht ohne Wehmuth fühle ich die Beweglichkeit in der Welt, die keiner Perſon und keiner Stelle mehr einen feſten Stand laſſen will. Wo wird das alles noch einſt enden?

Laſſen Sie Ihrem wohlwollenden Andenken ſtets empfohlen bleiben Ihren ꝛc.

München, 1. Sept. 1808.

Der Brief des Herrn Profeſſors Vater, den Sie, mein hochverehrter Freund, mit einem kleinen Anhang begleitet, an mich nach Nürnberg geſendet haben, iſt mir geſtern hieher nachgekommen. Ich antworte Ihnen darauf um ſo ſchleuniger, da ich ſeitdem bereits auf einen andern, durch unſern Freund Schlichtegroll mir behändigten, Brief des Herrn Profeſſors Vater dem Letzteren eine abweiſende Antwort gegeben habe, ſeit dem Abgang meiner Antwort aber eine unvorhergeſehene Aenderung erfolgt iſt, die mir Ausſicht giebt, für Herrn Müller doch noch ein Plätzchen zu finden. Iſt er, bey Ankunft dieſes Briefes, noch bey Ihnen und noch nicht engagirt, ſo rathen Sie ihm, hieher zu reiſen und auf den 3ten Oct. ſich zu der eben ausgeſchriebenen allgemeinen Prüfung von Lehramtskandidaten zu ſtellen. Nach dem von Ihnen und Hrn. Prof. Vater ihm ertheilten Zeugniſſe zweifle ich nicht, daß die Prüfung günſtig genug ausfallen werde, um ihn anſtellen zu können. Müßte ich mich auch vor der Hand darauf beſchränken, ihm nur eine Primär- oder Secundär-Lehrerſtelle anzuweiſen, ſo würde er doch wenigſtens eine Beſoldung von 600 Guld. bekommen, was mir auf jeden Fall, insbeſondere aber aus dem Grunde jeder Hofmeiſterſtelle vorzuziehen ſcheint, weil es Anwartſchaft auf Beförderung in unſerm Königreiche giebt. Reiſegeld freylich, wovon mir Vater mehrmals Erwähnung gethan hat, weiß ich nicht auszumitteln; dazu aber gehört auch (wie ich aus eigner Erfahrung weiß) für einen jungen frugalgewöhnten Mann kein großes Capital, und da der Erfolg nicht wohl unſicher ſeyn kann, ſo iſt das kleine Capital immer gut genug angelegt.

Dem per P. S. mir von Ihnen verſprochenen Brief ſehe ich mit großer Freude entgegen und empfehle mich inzwiſchen herzlich ꝛc.

N. S. Diesmal kommt bey mir auch — wie man's den Frauenzimmern Schuld giebt — das Wichtigſte im P. S. Ich bin eben im Begriff, 2 Vocationen abzuſchicken, bey denen ich eine große Verantwortlichkeit übernahm, an Kiſtemaker und Schlüter in Münſter; den erſtern zum Rector des hieſigen Gymnaſiums und erſten Prof. der Philologie, den letztern zum zweyten Prof. der Philologie an derſelben Anſtalt. Ich habe nach allen Anfragen keinen Katholiken erfahren können, der zugleich als Philolog ſo viel öffentlichen Namen hätte, als dieſe beyden Männer. Katholiken aber müſſen die Ausländer nothwendig ſeyn, die ich hier als Lehrer aufzuſtellen wagen darf, wenn ich nicht für ſie und mich zu viel wagen will. Ich weiß zu meiner Sicherheit keinen beſſern Rath, als daß ich beyde Vocationsbriefe an Sie ſchicke, mit der inſtändigſten Bitte, wenn Sie in Rückſicht auf den einen oder den andern eine bedeutende Bedenklichkeit hätten, mir den Brief ohne weiteres zurückzuſchicken, und mir Ihre Bedenken zu eröffnen. Auf die heiligſte Verſchwiegenheit rechnen Sie bey mir gewiß. Finden Sie aber kein Bedenken, ſo bitte ich nur, die Briefe unverzüglich abgeben und auf der Poſt recommandiren zu laſſen. Ich werde den Antworten dann mit weit größerer Ruhe entgegenſehen. Die Mühe und Auslagen, die ich Ihnen dadurch verurſache, werde ich auf jede Art zu vergüten mich bemühen. Von dem Rufe ſelbſt, muß ich bitten, das ſtrengſte Geheimniß zu beobachten. Vale faveque.

München, 13. Nov. 1809.

Ehe noch eine Antwort von Ihnen, hochverehrter Freund, auf meinen letzten, heute vor drey Wochen abgegangenen, Brief erfolgt iſt, ſchreibe ich ſchon wieder, um meine Bitte bey Ihnen zu wiederholen. Mein Leben in dieſer Barbarie wird mir alle Tage ſchwerer; ich werde es nicht aushalten können. Wiſſen Sie alſo irgend mir ein Plätzchen auszumitteln, wo ich eine anſtändige Zuflucht finden kann, ſo laſſen Sie mir Ihre Hülfe ja nicht entſtehen. Die öffentlichen Blätter wiederholen neuerdings ſo ernſtlich, daß die Weſtphäliſche Regierung für Halle und Göttingen alle disponibel zu machende Hülfsmittel verwenden wolle, und es läßt ſich an der Realiſirung dieſes Planes ſicher nicht zweifeln. Sollte in dieſem Falle nicht Halle oder Göttingen ein Plätzchen für einen abgebrannten theologiſchen Profeſſor anbieten? Freylich giebt es dieſes genus hominum Manchen gegenwärtig. Allein ich fürchte mich deßwegen noch nicht, mich mit in die Reihe zu ſtellen. Eine von den beyden in Halle vacanten theologiſchen Lehrſtellen wird doch gewiß wieder beſetzt; ebenſo die eine in Göttingen ſeit Ammons Abgang noch immer vacante. Freylich giebt es auch in Helmſtädt, Marburg und Rinteln theologiſche Profeſſoren, welche wieder verſorgt werden müſſen, wenn jene Univerſitäten eingehen ſollten. Allein ich vermuthe nicht ohne Grund, daß mehrere derſelben vorziehen werden, kirchliche Aemter anzunehmen, und ſo gäbe es doch Platz für einen Andern, der in dem Antiken ein Haar gefunden hat. — Wäre aber gleichwohl bey Ihnen keine Ausſicht zu finden, ſo fänden Sie doch durch Ihre anderweitigen Verbindungen vielleicht Gelegenheit, mich wieder in meiner alten Profeſſorsqualität in Umlauf zu bringen; und ſo gewönne ich dadurch ſchon einſtweilen wenigſtens die Hoffnung, wieder in dieſe Verhältniſſe zurückzukehren, die ich nicht aus freyer Wahl, ſondern nur gezwungen und nicht ohne Furcht und geheimer Ahnung all des Uebels, das in dem ſcheinbar günſtigen Wechſel mich erwartete, verlaſſen habe, und die ich noch immer mit gleichem Enthuſiasmus liebe und jeder andern noch ſo glänzenden Lage vorziehe.

Mich und meine Angelegenheiten Ihrem freundſchaftlichen Wohlwollen beſtens empfehlend, mit herzlicher Hochachtung ganz der Ihrige ꝛc.

München, 28. Jan. 1810.

Anliegende Recenſion einer merkwürdigen Schrift ſende ich Ihnen mit der Bitte zu, ſie ſo ſchleunig als möglich in der A. L. Z. abdrucken zu laſſen. Da Sie, verehrungswürdiger Freund, die Lage der proteſtantiſchen Gelehrten in Baiern aus meinen letzten Briefen ſchon kennen, ſo werden Sie in dieſer Recenſion nur die factiſchen Beweiſe unſrer Klagen erblicken, und uns um ſo unbedenklicher die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die das literariſche Tribunal uns ſchuldig iſt, die wir im Vertrauen auf die allgemein gerühmte Liberalität der Baieriſchen Regierung mit den redlichſten Abſichten dem Rufe hieher gefolgt ſind, weil wir hier Gutes zu wirken hoffen, und der Cabale Preis gegeben zu werden nicht fürchten konnten. Die Recenſion iſt von mir und Jakobs gemeinſchaftlich, und zwar auf die Weiſe verfertiget, daß die Materie mein, die Form Jakobſens Werk iſt. Der Grund dieſer Compoſition iſt, daß ich zuerſt, von Jacobi aufgefordert, die Recenſion aufgeſetzt habe, den Ton in derſelben aber (durch den Geiſt des ſchändlichen Schriftſtellers ergrimmt) ſo ſtark angeſtimmt hatte, daß man fürchtete, Sie möchten Anſtand finden, eine Recenſion, welche einer heftigen Parteyſchrift gleiche, in Ihrem Inſtitute aufzunehmen. Demnach wurde, auf meinen eignen Vorſchlag, Hr. Hofrath Jakobs aufgefordert, die Umarbeitung zu übernehmen, wie ich einige Tage früher die Umarbeitung ſeiner (nun im Morgenblatt als Extrabeylage Nr. 1 ſchon abgedruckten) Rüge eines literariſchen Falſi ꝛc. aus dem entgegengeſetzten Grunde — nämlich um ſo etwas ſchärfer zu machen — übernommen hatte. In dieſer Form nun glaube ich nicht, daß die Einrückung bey Ihnen Bedenken finden kann, da der Ton gegen eine ſolche wahre Schandſchrift wahrhaftig nicht milder angeſtimmt werden kann, und die Unbedeutenheit, durch welche die Schrift von der Ehre, in Ihrem Inſtitut genannt zu werden, ſonſt ausgeſchloſſen wäre, hier durch eine andere doch ſicher nicht unwichtige Rückſicht erſetzt wird, nämlich zur Vertheidigung der angegriffenen Partey und Ihres eignen Inſtituts einen bedeutenden Schritt zu thun. Ich bin zugleich beauftragt, Sie, theuerſter Freund, auch im Namen unſeres Präſidenten Jacobi zu erſuchen, daß Sie nicht nur dieſe Recenſion bald aufnehmen, ſondern auch der ſchon oben erwähnten, im Morgenblatt Extrabeylage Nr. 1 abgedruckten, Rüge eines literariſchen Falſi ꝛc. einen Platz in der A. L. Z. einzuräumen und den Abdruck derſelben mit ein paar Worten (des Erſtaunens über das Factum) zu begleiten. Eben ſo müſſen wir alle wünſchen, daß von einer kleinen Schrift, welche von Jakobs zu Gotha bey Becker in wenigen Tagen erſcheinen wird, in der A. L. Z. ohne Verzug eine Recenſion erſcheine, welche, ſo gut und ſtark es nur immer geſchehen kann, zugleich der Baieriſchen Regierung ans Herz lege, durch Nachſicht gegen ſolchen Unfug nicht ihre eignen Zwecke zu zerſtören.

Von der mitfolgenden Recenſion bittet der Präſident Jacobi 30 Exemplare beſonders auf unſere Rechnung abziehen zu laſſen, und ſie unter ſeiner Adreſſe (als Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften) hieher abzuſenden, und zwar etwa 12 Exemplare ſogleich mit der reitenden Poſt, die übrigen entweder in ähnlichen Portionen hinter einander, oder zuſammen mit der fahrenden Poſt.

Uebrigens wird Ihnen dies alles nun nur ſo heller aufklären, warum ich in meinen letzten Briefen an Sie mit ſolchem Widerwillen gegen meine ganze hieſige Lage geſprochen und ſo ſehr nach einer wenigſtens erträglichen Erlöſung geſeufzt habe.

Ueber dieſen Punkt iſt meine Geſinnung noch die nämliche, und ich wiederhole alſo meine dringendſte Bitte, daß Sie mir zu Ihrer freundſchaftlichen Hülfe zu einer baldigen Rettung aus dieſer Lage die Hand reichen. Freylich hat Ihr Königreich durch die Aufhebung von Helmſtädt und Rinteln jetzt ſelbſt überzählige Theologen zu verſorgen, aber es wäre deßhalb ja doch möglich, daß man vorzöge, jene zum Theil im Conſiſtorium ꝛc. zu benutzen, wenn ſich gerade eine gute Gelegenheit anböte, einen Lehrer zu acquiriren, von dem man ſich vielleicht etwas Beſſeres verſpräche. Das Argument, das Ihr letzter Brief mir entgegengeſtellt hat, „daß man mich jetzt mehr als Pädagogen, denn als Theologen betrachten werde,“ kann ich vielmehr zu meinem Gunſten in ſofern umkehren, als es ſich eben aus dem Umſtand, daß ich in der Pädagogik (mit der ich in meinem Leben mich nie ex professo abgegeben hatte) nach Jahr und Tag ſo viel Ruf erlangt habe, doch etwa ſchlieſſen ließe, daß ich in der Theologie, wenn ich ihr nur erſt wieder meine Zeit widmen kann, das rückſichtlich des Rufes Verſäumte bald wieder einholen werde. — Wollen Sie den Hrn. Canzler Niemeyer eine Fürſprache für mich einlegen, ſo erkenne ich dies mit großem Dank, und hoffe auch um ſo mehr, daß die Empfehlung nicht ohne Wirkung bleiben werde, da er, ſo viel ich weiß, ſonſt nicht ungünſtig von mir geurtheilt hat.

Troz der Eile, mit der ich ſchreiben muß, vergeſſe ich doch nicht meinen herzlichen Glückwunſch zu dem ruhmvollen Jubiläum! Mögen Sie ein zweytes noch glücklicher erleben!

Mit der innigſten Hochachtung Ihr ꝛc.

München, 18. Febr. 1810.

Zur Fortſetzung der Geſchichten, mit welchen ich Sie, hochverehrter Freund, in meinem Schreiben vom 28ſten Jan. vorläufig bekannt gemacht habe, folgen in der Anlage ein paar Blätter, zu beliebigem weiteren Gebrauche. Die Sache fängt an, ernſthafter zu werden, und ruft von ſelbſt die öffentlichen Blätter auf, ſich ihrer anzunehmen. Es iſt nöthig, daß die Regierung, die dieſe Scandale ſo lange bey ſich geduldet hat, wenigſtens öffentlich gewarnt werde. Es müſſen Richter, die von ihr unabhängig ſind, bemerklich machen, daß ein ſolcher Menſch in den gegenwärtigen Zeiten leicht ſehr gefährlich werden kann, und daß er die Regierung mit einem Schandfleck in der Geſchichte bedroht, wenn ſie ſeinem Muthwillen gleichgültig nachſieht, und durch eine ſolche Nachſicht den Verdacht einer heimlichen Billigung der groben Inſulten wider eine ganze Kirche, und wider den ganzen gelehrten Verein von Deutſchland, auf ſich zieht. Es iſt auch ganz unbedenklich, daß die öffentlichen literariſchen Blätter ihre Stimme auf dieſe Weiſe wider dieſes Ungeheuer von einem politiſchen Ketzermacher erheben, da er, obgleich von der Regierung bis jetzt noch immer geduldet und halb protegirt, doch von dem König ſelbſt und von dem Miniſter mehr als einmal ein mauvais sujet genannt worden iſt und auf alle Weiſe verachtet wird. — Das bey Becker in Gotha erſchienene Schriftchen „Ueber Sinn und Abſicht der Flugſchrift: die Plane Napoleons ꝛc." iſt nun auch wohl ſchon in Ihren Händen. Daß Jakobs davon der Verfaſſer iſt, kann ich Ihnen im Vertrauen ſagen. Ich zweifle nicht, daß Sie ſich daran erbauen werden. — Der Erſcheinung der eingeſendeten Recenſion des Morgenboten ſehen wir mit Verlangen entgegen. Wir alle aber wünſchen, daß Ihr Inſtitut mehrere Recenſionen in kurzen Zwiſchenräumen hinter einander folgen laſſen möchte, in denen dieſer Streit von allen Seiten beleuchtet würde. Nach einiger Zeit könnte dann aus dem Ganzen noch einmal eine Hauptrelation gemacht und ein ruhiges Endurtheil geſprochen werden. Aus meiner geringen Kenntniß der localen Verhältniſſe kann ich hinzuſetzen, daß es eine gute Wirkung thun würde, wenn die Sache unter andern auch von der Seite beſonders gefaßt würde, daß der Verfaſſer ſich als einen ſehr ſchlechten Patrioten dadurch zeige, daß er in ſeinen Pamphlets die Baiern als ein höchſt verfinſtertes Volk darſtelle, das an ſolchen Schändlichkeiten eine Freude haben könne; daß aber die Regierung eben dadurch ein viel beſſeres Zutrauen zu den Baiern bewieſen habe, daß ſie durch ihr ruhiges Zuſehen zu dieſem Unweſen zu erkennen gegeben habe, ein ſolcher Schriftſteller müſſe von den Baiern viel zu ſehr verachtet werden, um Gehör bey ihnen zu finden.

Doch — ich überlaſſe Ihnen ſelbſt, was Sie für uns und für die gute Sache (die mit uns diesmal unzweifelhaft identiſch iſt) zu thun für gut finden. Nur laſſen Sie uns bald auch einigen Troſt von Ihrer Seite her hören!

Was mein Anliegen insbeſondere betrifft, ſo wiederhole ich unabläſſig meine Bitte, mir ein ruhiges Plätzchen, auf das ich mich flüchten kann, irgendwo zu zeigen.

Mit herzlicher Verehrung Ihr ꝛc.

München, 26. Apr. 1810.

Es drängt mich, bei Ihnen, hochverehrter Freund, nach dem Schickſal meines letzten Briefes an Sie, in dem einer an Reinhard und einer an Wolf eingeſchloſſen war, zu fragen. Ich habe zwar allen Grund zu hoffen, daß er ſicher in Ihre Hände gekommen ſey, indem ich die Vorſicht gebraucht habe, ihn nicht unmittelbar laufen zu laſſen, ſondern unter Einſchluß und gegen Poſtſchein aufzugeben. Allein ich habe kürzlich die Erfahrung mit zwei Briefen gemacht, an denen mir nicht wenig gelegen war, daß ſie unterwegs geblieben ſind. Dadurch iſt einige Beſorgniß bei mir auch wegen des letzten Briefes an Sie aufgewacht, und dieſe Beſorgniß hat ſich einigermaßen auch dadurch vermehrt, daß ich auch auf die eingelegt geweſenen Briefe noch gar keine Nachricht erhalten habe. Deshalb werden Sie es mir nicht verargen, daß ich Sie mit dieſer Nachfrage behellige, auf welche eine unmittelbare Antwort auch nur in dem Falle nöthig wäre, wenn der Brief quaestionis nicht angekommen wäre, damit noch der Poſtſchein etwa gültig gemacht werden könnte.

Hier hat ſich inzwiſchen in unſern Angelegenheiten nichts bedeutend verändert. Unſere Appellation gegen den Spruch des Stadtgerichts iſt längſt eingereicht, bis jetzt aber ohne Erfolg geblieben. Man ſcheint abſichtlich zu zögern, um die Rückkunft des Miniſters abzuwarten, von der man ſich vielleicht irgend einen Ausweg verſpricht. Ich bin nicht unter denen, die ſich von dieſer Seite viel verſprechen. Bedeutender iſt, daß endlich in der vorigen Woche ein paar von den Kreaturen und Werkzeugen des Christophorus a virtutibus durch die Polizei eingezogen worden ſind. Man ſagt ſich, daß man nicht unbedeutende Entdeckungen gemacht habe; es wird aber alles ſehr geheim gehalten. Mir iſt die ganze Sache widerwärtig bis zum höchſten Ekel geworden; ich ſehne mich nur nach freier Luft. Hier iſt mir's, als wäre mir die Kehle zugeſchnürt; ich fühle mich ſo mißmuthig, als ich nie in meinem Leben geweſen bin. Wer wird mich erlöſen aus dieſem Orte der Qual? — Um wenigſtens einen Augenblick Luft zu ſchöpfen, werde ich im nächſten Junius meine Frau ſelbſt nach Jena bringen. Die nächſte Veranlaſſung zu der Reiſe iſt die Hochzeit unſerer Nichte, die den D. Müller in Jena heirathet. Ob ich auf hinreichend lange Zeit Urlaub erhalten werde, um etwa auch einen Abſtecher nach Halle machen zu können, wird ſich erſt entſcheiden, wenn der

Miniſter zurückkommt. Möchte mir's doch auf dieſer Reiſe ſo gut werden, Sie wenigſtens auf ein paar Stunden beſuchen zu können!

Inliegenden Brief an Savigny bin ich ſo frei an Sie zu ſchicken, mit der Bitte, ihn durch einen Ihrer Freunde in Berlin ſicher beſtellen zu laſſen. Es fehlt mir an einem Bekannten in Berlin, dem ich auftragen könnte, den Brief bis zu Savigny's Ankunft zu verwahren, und ihn ihm dann ſicher zu behändigen. Verzeihung wegen dieſer Beläſtigungen, die ich Ihnen ſo oft mache. Mit inniger Hochachtung und Anhänglichkeit ꝛc.

München, 18. März 1812.

In dem Augenblick, da ich im Begriff war, unſerm Freunde Hufeland den vorläufigen Troſt zu ſchreiben, daß ihm ſehr wahrſcheinlich in wenigen Wochen ſeine Stelle in Landshut, wie er es gegen mich gewünſcht hatte, wieder offen ſtehen werde, höre ich durch unſern Schlichtegroll die von Ihnen, hochverehrter Freund, mitgetheilte Nachricht, daß er ſchon einen Zufluchtsort in Dresden gefunden habe. Dies veranlaßt mich, meine Antwort an Hufeland Ihnen zuzuſchicken, weil ich nun in der That nicht gewiß bin, ob ich ſie geradezu noch nach Danzig laufen laſſen ſollte. Es läßt ſich denken, daß er eilen wird. Sie verzeihen mir gewiß gern die Mühe, die ich Ihnen dadurch verurſache.

Daß ich erſt eine ſolche Veranlaſſung bedurfte, auch einmal wieder bei Ihnen etwas von mir hören zu laſſen, iſt nicht löblich. Ich erkenne es wohl. Aber meine Schuld iſt es in der That nicht. In Gedanken ſchreib' ich Ihnen oft und viel; aber in der Wirklichkeit iſt bei mir des Schreibens nie ein Ende, ſo daß ich zu keinem andern als zu einem aktenmäßigen Buchſtaben kommen kann. Sie können leicht denken, wie unüberſteiglich dieſes Hinderniß meinem guten Willen ſeyn muß, da mich ſchon ſeit mehr als einem halben Jahre ſogar ein ganz beſonderes Intereſſe Ihnen zu ſchreiben drängt und treibt — nämlich wegen der gottheilloſen Divinität des Kreisſchulraths Graſer, welche in der gottheilloſen Jenaiſchen Recenſion zur Apotheoſe gelangt iſt. Könnte ich nur möglich machen, die Recenſion für Ihr Inſtitut zu übernehmen! Doch Sie werden mich dazu nicht nöthig haben. Sonſt ſtände wenigſtens der ausführliche Vortrag, den ich über das ganze unnütze Getreibe zu erſtatten hatte, zu Dienſten. Auf jeden Fall bitte ich auf dieſes ſaubere Reislein der Naturphiloſophie ein aufmerkſames Auge zu haben. Mich ſelbſt bitte ich bei Ihnen und den Ihrigen im gütigen Andenken zu erhalten.

München, 20. März 1812.

Meinem vorgeſtrigen Briefe, hochverehrter Freund, folgt heute ſchon aus gleicher Veranlaſſung ein zweiter nach. Was ich in dem vor zwei Tagen Ihnen zugeſendeten Briefe an Hufeland nur vorläufig andeuten konnte, habe ich heute an ihn beſtimmter zu ſchreiben, nämlich die wirkliche Anfrage, zu der ich beauftragt bin: ob er den Ruf zu ſeiner Wiederanſtellung in Landshut unter den vorigen Bedingungen annehmen würde? — Ich laſſe zwar dieſe Anfrage mit der heutigen Poſt zugleich in einem andern Briefe geradezu nach Danzig abgehen; um aber die Notiz deſto gewiſſer an ihre Behörde zu bringen, ſende ich zugleich den inliegenden Brief an Sie, mit der Bitte, die möglichſt ſchnellſte und ſicherſte Beſtellung deſſelben um unſers gemeinſchaftlichen Freundes willen zu übernehmen. Ich weiß zwar nicht, ob es Hufelanden noch möglich ſeyn wird, dieſen Ruf anzunehmen, oder ob er durch den nach Dresden erhaltenen Ruf ſo gebunden iſt, daß er nicht mehr zurücktreten kann. Aber ich gebe die Hoffnung, daß er wieder der unſrige werden ſoll, noch nicht auf. Wenn auch die Landshuter Beſoldung von 2500 fl. nicht größer iſt, als die zu Dresden, ſo iſt es erſtens im Guldenlande auch etwas wohlfeiler, als im Thalerlande zu leben, und zweitens bieten auch die Collegienhonorare wenigſtens einigen Zuſchuß an. Was aber für den Familienvater einen, nach meiner Einſicht, ſehr überwiegenden Vortheil anbietet, iſt die Penſion für Wittwe und Waiſen, die in Baiern allen Staatsdienern durch eine eigene Dienſtpragmatik geſichert iſt, und die für die Wittwe ein Fünftheil und für jedes Kind (bis zur Volljährigkeit) ein Fünftheil jenes Fünftheils von der Beſoldung beträgt. Doch Hufeland kennt dieſe Verhältniſſe hinlänglich, und wird für ſich und ſeine Familie nach ſeiner eigenen beſten Ueberzeugung ſorgen.

Seit vorgeſtern hat uns Ihre Zeitung die wohlverdiente und autapplicirte Züchtigung des Schelling'ſchen Produkts gebracht. Unſer ehrwürdiger Präſident Jacobi hat eine ſolche Ehrenrettung auch wohl verdient, und hat ſie mit ausnehmender Zufriedenheit aufgenommen. Er läßt durch mich dafür danken, und bittet, ihm eine Anzahl beſonderer Abdrücke ſowohl dieſer Recenſion, als der von ſeiner eigenen Schrift gefälligſt zukommen, und ſie nur durch die Expedition unmittelbar an ihn abſenden zu laſſen. Mit herzlicher Verehrung ꝛc.

München, 22. März 1815.

Sind der guten Dinge drei: ſo mögen es auch der böſen Dinge drei ſeyn! Auf dieſen Spruch geſtützt, erſcheine ich zum dritten Male vor Ihnen, hochverehrter Freund, mit meiner Bitte. Verdenken werden Sie mir nicht, wenn ich etwas grämlich dabei ausſehe. Jede neue Lieferung der A. L. Z. nehme ich mit neuer Hoffnung zur Hand, und jede täuſcht mich aufs Neue. Habe ich nicht verdient, daß auf meine Mittheilung Rückſicht genommen und davon wenigſtens einiger Gebrauch gemacht werde: ſo glaube ich doch nicht verſchuldet zu haben, daß Sie mich ganz aus Ihrer Erinnerung ausſchließen. Ich will dies auch ſo lange nicht glauben, bis Sie es mir ſelbſt verſichern, und wenigſtens um dieſe Verſicherung würde ich ſelbſt dann noch, als um die letzte Gnade, bitten. Im Ernſt, mein verehrungswürdiger Freund, ich kann mir nicht denken, welchen Grund dies unbewegliche Stillſchweigen hat, und ich bitte noch einmal, daß Sie, wenn auch nicht mir doch der Sache zu Liebe, des Guten, was ſich von unſern Einrichtungen ſagen läßt, und was doch wenigſtens etwas ſeyn wird, auf irgend eine Weiſe öffentlich erwähnen. Haben Sie dieſen Dienſt doch erſt neuerlich den ſpäteren Schleswig'ſchen Einrichtungen erwieſen — ſollten denn die unſrigen, von denen jene Manches entlehnt zu haben ſcheinen, einer ähnlichen Auszeichnung nicht werth ſeyn? — Noch einmal, ich bitte, daß Sie mir wenigſtens ein paar Worte über dieſe Angelegenheit zukommen laſſen. Mit herzlicher Verehrung ꝛc.

München, 15. Aug. 1820.

Unſer **Thierſch** bringt Ihnen, hochverehrter Freund, ſelbſt dieſe Zeilen. Sie ſollen, ob ſie gleich noch eine andere, mich ſelbſt angehende Angelegenheit betreffen, doch vorzugsweiſe ein Zeichen ſeyn, daß alte Liebe nicht roſtet, und daß ich eine ſo gute Gelegenheit nicht verſäumen kann, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern. Ich beneide Thierſch darum, daß er die Reiſe zu Ihnen machen kann, oder vielmehr ich beklage, daß ich das Glück nicht mit ihm theilen darf. Einſtweilen tröſte ich mich damit, daß ich für das künftige Jahr nicht ganz ohne Ausſicht bin, noch einmal eine Wanderung nach der alten, ſchönen, lieben Saale machen zu können.

Das große Anliegen, das ich mit dieſer Gelegenheit bei Ihnen anzubringen habe, betrifft den Verſuch, den Hr. Profeſſor

Wagner in Marburg und ſein Recenſent in Nr. 177 Ihrer Allg. L. Z. mit einander gemacht haben, mir mein Bischen Autorſchaft an der Ueberſetzung des Platoniſchen Sympoſions, das mir von Ihnen ſelbſt mehrmals öffentlich zugeſprochen worden, zu verkümmern. Wäre dieſer Verſuch nicht gerade in Ihrer Literaturzeitung gemacht, ſo hätte er mich nicht verſucht, über Verhältniſſe, die ich gern in ihrer Stille gelaſſen hätte, öffentlich zu ſprechen. Unter dieſen Umſtänden aber muß ich wünſchen, daß Sie mir die Gewogenheit erzeigen, die inliegende Erklärung — oder, wenn Sie es beſſer fänden, eine andere von Ihrer Hand — in die Allg. Lit. Zeit. einrücken zu laſſen. Der Verſuch verdrießt mich um ſo mehr, da der Recenſent ſelbſt auf die Heſſiſchen Beiträge zurückweiſt, wo ein von dem ſel. Tennemann ſelbſt verfaßtes Verzeichniß ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten dieſer Ueberſetzung gar nicht erwähnt, zum Beweis, daß er ſie ſich nicht zueignen wollte. Ich hoffe übrigens, daß Sie die Umſtände in meiner Erklärung wahr und ſchonend zugleich angegeben finden werden. Den Umſtand, daß Tennemann das Honorar eben ſo, als ob ſeine Arbeit wäre abgedruckt worden, erhalten hat, habe ich — nicht um meinet-, ſondern um ſeinetwillen — mit Stillſchweigen übergangen. Die Citation der einen Hauptrecenſion, in der Sie mich als den Verfaſſer der fraglichen Ueberſetzung genannt haben, kann ich ſelbſt leider in dieſem Augenblick, da mir kein Exemplar der Allg. L. Z. gleich zur Hand iſt, nicht ausfüllen; ich muß deßhalb auch noch bitten, daß Sie dieſe Ausfüllung beſorgen zu laſſen die Güte haben.

Wie es uns ſonſt hier geht, wird Freund Thierſch Ihnen alles umſtändlich berichten. Möge er uns auch von Ihnen lauter angenehme und erfreuliche Nachrichten mitbringen! Mit inniger, herzlicher Verehrung und alter, treuer Liebe ꝛc.

Nöſſelt.

Halle, 23. Dec. 1790.

»Es freut mich ſehr, daß Sie, mein theuerſter Freund, mein ſo wenig unterhaltendes Buch nicht nur mit der Güte und Nachſicht, die mich Ihre alte, mir ſo ſchätzbare Freundſchaft ſicher erwarten ließ, aufgenommen, ſondern auch einiges Wohlgefallen daran gefunden haben. Jede Belehrung darüber kann mir nicht anders als ſehr willkommen ſeyn. Ihre gütige Theilnehmung tröſtet mich denn auch zugleich über den Verdruß, den die [illegible] des Herrn W. und ſeine ſo gar vernachläſſigte Fürſorge für Druck und Papier, die bei einem Buche voll ſo vieler Zahlen und Namen doppelt nöthig iſt, mir gemacht hat; ohnerachtet ich nur dieſes verlangt hatte, und mit einem ſehr mittelmäßigen Honorar zufrieden war, unter der Bedingung, daß er, wegen der wenigen hinzugekommenen Bogen, den Preis des Buches nicht erhöhen möchte. Ich übergehe andere Umſtände von Unbilligkeit, die er ſonſt noch dabei ſich erlaubt hat, und bin froh, mit ihm nichts mehr zu thun zu haben. Uebrigens überlaſſe ich ihn, wegen Ihrer ihm zugedachten Rüge, ganz Ihrer Discretion. Schaden kann's nicht, wenigſtens zu Anderer Warnung, denn ihn ſelbſt werden Sie mit aller Lauge nicht einmal in einen Mulatten verwandeln.

Zu einer weiteren Ausbildung meines aufgeſtellten Skeletts oder zu einem raiſonnirenden Verzeichniß, fehlt mir's gar zu ſehr an Zeit, da ich noch zum Theil ſchon ſehr alte Schulden abzutragen habe; und ſo einleuchtend mir die Idee von einer lateiniſchen Ueberſetzung meines Buches iſt: ſo müßte es doch gutentheils, zu dieſer Abſicht, umgearbeitet, Manches weggelaſſen und Anderes zugeſetzt, überhaupt aber nicht ganz ohne alle Kritik, wenigſtens der wichtigſten oder berühmteſten Schriften, gelaſſen werden. Dazu müßte ich denn doch auf etwas mehr Muße warten.

Für die Ehre und das gütige Vertrauen, das Sie durch Ihren Wunſch, ich möchte an der A. L. Z. durch einige Beiträge näheren Antheil nehmen, gegen mich geäußert haben, ſtatte ich Ihnen meinen verbindlichſten Dank ab. So viele Zeit, als dazu gehörte, hoffte ich noch wohl vor jetzt zu finden. Aber es iſt nicht bloße Beſcheidenheit, ſondern gewiß Ueberzeugung, wie viel dazu gehöre, wenn man dergleichen mit einiger Würde und mit Gewiſſenhaftigkeit ausführen ſollte, daß ich darüber noch nichts Beſtimmtes antworten kann. Ich bin erſtens noch nicht genug von dem unterrichtet, was Sie von einem Mitarbeiter fordern oder erwarten, um zu wiſſen, ob ich es einigermaßen ſo erfüllen könnte, wie ich, nach meinen Begriffen, glaube, daß es geſchehen müſſe. Ueberdies ſcheint es mir zweitens nöthig, dabei das ſtrengſte Incognito zu beobachten, und ich würde wünſchen, daß ich auf eine gänzliche Verſchwiegenheit von Ihrer Seite, ſo wie von der Ihrer Herren Committenten, rechnen könnte. Und drittens möchte ich mich freilich nicht gern mit unerheblichen Schriften befaſſen, die mir meine Zeit verderben und den Zeitaufwand nicht durch das erſetzen, was ich für mich Intereſſantes daraus lernen könnte. Endlich weiß ich viertens auch nicht, in welchem Fache Sie meine

Beiträge wünſchen. Moral, Erklärung des neuen Teſtaments und was dahin einſchlägt, Kirchengeſchichte, gelehrtere Theologie, oder Literärgeſchichte, wenn ſie nicht auf bloß ſeltene und nur durch das Alterthum merkwürdige Bücher oder Ausgaben geht (denen ich nie habe einen Geſchmack abgewinnen können), dieſe wären etwa die Fächer, mit welchen ich mich am liebſten beſchäftigte; ſo wie ich glaube, daß ich mir die Freiheit vorbehalten dürfte, unter den mir von Ihnen vorgeſchlagenen einzelnen Schriften wählen zu dürfen. Ueber dieſe Punkte dürfte ich mir wohl vorerſt von Ihnen eine genauere und beſtimmtere Erklärung ausbitten.

Seyn Sie übrigens, mein Theuerſter, verſichert, daß jede Gelegenheit mir willkommen ſeyn wird, wo ich irgend im Stande bin, Ihnen einige Beweiſe von der Bereitwilligkeit zu geben, meine wahre Verehrung und Freundſchaft gegen Sie thätig an den Tag zu legen, mit der ich bin ꝛc.

Halle, 14. Febr. 1792.

. So eingeſchränkt wirklich meine Zeit iſt: ſo will ich doch gern das, was Sie, mein liebſter Freund, wünſchen, thun, und ſpäteſtens zwiſchen hier und Judica einen kleinen Aufſatz von der Semler'ſchen Paraphraſe verfertigen. Zwar kann er nur kurz, ich vermuthe ohngefähr zwei Bogen höchſtens, werden; ich hoffe aber, er wird hinreichend ſeyn, des ſeligen Mannes Verdienſte um die Exegetik und Exegeſe in einiges Licht zu ſtellen, und ſo, meine ich, wäre er auch dem Zweck des Buches am angemeſſenſten. Sind Sie dieſes zufrieden: ſo laſſen Sie es nur dem Verleger wiſſen, und melden ihm, daß er mir, wenn es ſeyn könnte, die bisherigen Aushängebogen des Buches zuſchicken möge, woraus ich, ohne daß Sie ſich bemühen, erſehen werde, daß dies Ihren und des Verlegers Wünſchen entſpreche. Sehr lieb ſoll mir's ſeyn, wie es wirklich bei mir der Fall iſt, wenn Sie meine Bereitwilligkeit als ein Zeichen meiner wahren Achtung und Freundſchaft gegen Sie aufnehmen, und mit einem mehr hingeworfenen als ausgeführten Aufſatze zufrieden ſeyn wollen.

Für das überſendete Stück der A. L. Z. danke ich Ihnen aufs verbindlichſte, und werde, wenn ich eine neue Auflage des Buches erleben ſollte, gewiß Rückſicht darauf nehmen, ob ich gleich Manches nicht erfüllen kann, weil es meinem Zweck entgegen war, oder die Meinungen, bei der Anwendung der Wahl nach dieſem Zweck ſtets getheilt bleiben werden, und man in dieſer Art Arbeiten vorzüglich, nie allen auch an ſich gerechten Forderungen ein Genüge thun kann.

Dürfte ich aber wohl wieder Hrn. Hochens zwei Schriften: Geſchichte von Lohenſtein, und über die Flämingiſchen Kolonieen, wenigſtens die letztere, Ihrem Andenken und Fürſorge zu einer Recenſion empfehlen? worüber er mich abermals in ſeinem letzten Briefe vor wenigen Tagen erinnert hat. Er lebt jetzt in Weſtphalen bei dem jungen Freiherrn von der Horſt.

Ohne Zweifel wiſſen Sie doch ſchon, daß dem Poſtamte zu Berlin die Einführung der Allg. Lit. Z. ſtrengſtens verboten worden? An das hieſige iſt noch kein ſolcher Befehl gekommen, wird's aber ohne Zweifel, da dieſes die Spedition meines Wiſſens fürs ganze Land hat. Jedem, der mit mir darüber ſprach, war, wie mir, die Nachricht ſchrecklich. Ich tröſtete jeden damit, Sie würden deswegen ſicherlich in Berlin Vorſtellung thun.

Eben erſcheint Herrn Amelangs Vertheidigungsſchrift für den Prediger Schulz zu Gielsdorf, den ſogenannten Zopfprediger. Ein ſtark Stück! und lehrreich in verſchiedener Abſicht; aber bitter, bitter! Daß doch unſere Advokaten ſo wenig einſehen wollen, daß Bitterkeit und Hineinziehung ſolcher Sachen, die nicht nothwendig zur Vertheidigung gehören, ſo ſehr die beſte Sache verderben, als Mäßigung der Bündigkeit das Siegel der Ueberzeugung aufdrückt! Wie die Bahrdte, Schulzen, Riem und Konſorten der guten Sache unendlich geſchadet haben: ſo fürchte ich, da man alles, was gegen Herkommen iſt, in Eine Klaſſe zu werfen und als gleich bösartig anzuſehen pflegt, dieſer unangenehme Prozeß, ſo wie die Art dieſer Vertheidigung, werde auch den beſſer oder gemäßigter Denkenden großen Nachtheil zuziehen.

Laſſen Sie uns indeß nicht verzweifeln; die Gährung muß ſich doch einmal ſetzen, und das bewährte Gute ſich ſcheiden. Leben Sie wohl, mein Lieber, und vergeſſen Sie nicht Ihres ꝛc.

Halle, 25. Aug. 1796.

Erlauben Sie mir, liebſter Freund, daß, indem jetzt die Exemplare von Semler's Catalogen Ihnen überſendet werden, ich in der Eile nur darüber kurz meine Erklärung und Bitte vortragen dürfe.

1. Es iſt freilich übel, daß mehr nicht als 300 Exempl. gedruckt worden. Dieſe Sache iſt nun nicht zu ändern, und

daß mehrere nicht gedruckt worden, davon iſt Folgendes die Urſache: a) Alle, die die Frau D. Semlerin darüber anfänglich befragt hatte, riethen ihr, nicht mehr als ſo viele drucken zu laſſen; es iſt die gewöhnliche, hier beim Druck ſolcher Cataloge übliche Zahl. Nun iſt es zwar b) bei der Bibliothek eines ſolchen Mannes ein etwas anderer Fall. Aber α) nicht zu gedenken, daß die Frau Doctorin verſichert, ſie habe Ihnen ſelbſt, wie Sie hier waren, alſo ehe der Anfang zum Druck gemacht wurde, ſchon dieſes vorgelegt, und Sie dieſe Wahl genehmigt und für hinlänglich erkannt: ſo habe β) ich mich dieſem Vorſchlag gern gefügt, in dem Betracht des wirklichen Gehalts dieſer Bibliothek. Denn Sie werden, wenn Sie nur den Catalogus durchblättern, ganz andere Vorſtellung davon bekommen, als Sie vermuthlich ſich itzt davon machen. Z. E. irgend eine Suite oder in irgend einem Fach die beſten und Hauptwerke erwarten, in dem Fache der Patriſtik z. B. und Kirchengeſchichte. Allein dergleichen iſt gar nicht da. Nichts einigermaßen Vollſtändiges, nicht: wichtigere Ausgaben, faſt kein einziges neueres Werk von einigem Belang u. dergl. Denn der ſel. Doctor hat gewiß in faſt dreißig Jahren wenig oder nichts gekauft, ſcheint nie auf einige Vervollſtändigung ſeiner Bibliothek geſehen zu haben, ſondern kaufte ehedem, am meiſten in der Baumgarten'ſchen Bibliothek, was etwa die Gelegenheit gab; und zu ſeinem Behuf in älteren Zeiten — denn in den Büchern der letzten funfzehn oder mehreren Jahre werden Sie wunderſelten Bücher in ſeinen Schriften citirt finden — brauchte er die Baumgarten'ſche, nachher andere hieſige Bibliotheken. Ich fürchte daher, es werden überhaupt wenig Kommiſſionen einlaufen. Wenn ich einige ſehr anſehnliche Werke ausnehme: ſo ſind die meiſten alte theologiſche und ähnliche, die größtentheils außer Cours ſind. Daher konnte ich freilich nach meiner Ueberzeugung, und da wahrſcheinlich die Koſten des Drucks und andere ohngefähr den ſiebenten bis achten Theil deſſen verſchlingen, was aus der Auction gelöſet werden möchte, auch nicht rathen, viele Exemplare des Catalogi drucken zu laſſen, am wenigſten **1000** Exempl., wie Sie meinten. Und ob ich gleich jetzt ſehe, daß zu wenige gedruckt ſind, weil der Nachfrage mehr iſt, als ich dachte: ſo beſorge ich doch, auch dieſe wenigen werden umſonſt verſchickt und vertheilt ſeyn, wenn die angeblichen Committenten erſt den Catalogus durchſehen werden.

2. Ich bedaure indeß ſehr, daß, nach allem wahrſcheinlichen Ueberſchlag, wie viele Exemplare von den nun wirklich

vorhandenen 300, und wie ſie verſchickt werden müſſen, die Erben Ihnen hiebei nicht mehr als etwa den dritten Theil der verlangten Anzahl ſchicken können, ich will ſagen 70 Stück; wobei ich denn alſo im Namen der Erben Sie bitte: a) ſo bald es ſeyn kann, in die Literaturzeitung eine kleine Anzeige der bevorſtehenden Auction und des Catalogi einzurücken; b) keine Exemplare an deutſche Univerſitäten, desgleichen nicht nach Weimar, Gotha, Eiſenach, Hamburg, Frankfurt a. M. und Halberſtadt (denn an alle dieſe Orte werden die Erben, nach Ihrer Vorſchrift, die Exemplare ſenden), auch nicht nach Magdeburg, Eisleben, Merſeburg und die in fünf Meilen von hier liegenden Städte zu ſchicken; denn alles dies wird von hier aus beſorgt; c) hingegen anderwärtshin, wohin Sie monatliche Packete mit der Literaturzeitung ſchicken, ſo bald es immer ſeyn kann; doch, weil 70 Exemplare freilich nicht weit reichen, an die Oerter hauptſächlich, wo zu hoffen iſt, daß ſich, [illegible] Beſchaffenheit des Inhalts des Catalogi, am meiſten Lie[illegible] finden möchten; d) mir unbeſchwert zu melden oder melden zu laſſen, an welche Orte Sie die Exemplare geſchickt, damit, wenn uns noch Städte vorkämen, wo Kaufluſtige zu vermuthen wären, die Erben dorthin noch Exemplare ſchicken könnten. Dies bitte ich aber vorzüglich bald uns zu berichten, weil man von Seiten der Erben ſo lange mit Verſendung der Katalogen an die vorhin und in Ihrem Vorſchlag nicht benannten Städte (als Nr. 6) warten will, bis man weiß, ob Sie ſchon dahin Exemplare verſendet haben. Schicken Sie z. B. wohl Exemplare nach Berlin, Breslau, Nürnberg, Bremen und Zürich?

Es thut mir leid, daß Ihnen dadurch ſo manche Mühe gemacht wird. Indeſſen wiſſen Sie ja, wem zu Liebe Sie dies thun!

Von den überſendeten 70 Exemplaren bitten die Erben zugleich mit ſo viele in Jena auszutheilen, als nur wo Sie wiſſen, daß ſie zu dieſem Zweck am beſten angebracht ſind. Ich empfehle mich Ihrer Freundſchaft und Liebe von ganzem Herzen.

Halle, 11. Dec. 1800.

• Da bei den mir überſendeten fünf Anfragen Alles von der erſten abhängt, und ich bei dieſer erſten Frage einige Zweifel oder Fragen erſt beantwortet zu ſehen wünſchen muß, ſo lege ich zuvörderſt dieſe ſo vor, wie ſie ſich mir eben gleich darſtellen.

Quaest. A. Es ſollen, nach der mir zugekommenen Eröffnung nicht bloß die in den Jahrgängen 1785 — 1800 noch unberührten (oder nicht recenſirten) Bücher recenſirt, ſondern eine gedrängte Ueberſicht des Fortgangs des Studii der Kirchengeſchichte gegeben und die Recenſionen der noch nicht in der Allg. Lit. Z. angezeigten Werke eingeſchaltet werden. Um hierbei nichts von Belange zu übergehen, und gleich zu wiſſen, welche Bücher noch nicht in der A. L. Z. angezeigt ſind, dienen mir zwar Hrn. Erſch's beide Repertoria; woher aber ſoll ich die Notiz der hieher gehörigen Schriften von 1796 — 1800 nehmen, was wenigſtens die aus dieſen Jahren noch nicht angezeigten betrifft, daß nicht die Vollſtändigkeit der Darſtellung, wenigſtens in Abſicht auf ſpecielle Schriften über gewiſſe Punkte der Kirchengeſchichte dabei verfehlt werde?

Qu. B. Dies um ſo mehr, da ich nur von deutſch, lateiniſch, franzöſiſch und engliſch geſchriebenen Schriften Rechenſchaft geben kann. Italiäniſche und andere Schriften verſtehe ich nicht.

Qu. C. Was verſtehen Sie unter ſchlechten Schriften, die gar nicht berührt zu werden brauchen? Doch wohl nur ganz unerhebliche, wodurch die Wiſſenſchaft ſelbſt gar nichts gewonnen hat?

Qu. D. Gehören auch akademiſche Diſputationen, dergleichen dann und wann in der Allg. L. Z. angezeigt worden, mit in Ihren Plan einer allgemeinen Ueberſicht, wenn ſie erheblich ſind? Hierin möchte Vollſtändigkeit mir am wenigſten zu erreichen ſeyn.

Qu. E. Verſtehen Sie allgemeine gedrängte Ueberſicht ohngefähr ſo, wie ſie in den zwei neueſten Jahrgängen der Eichhorn'ſchen Bibliothek der bibliſchen und morgenländiſchen Literatur ohngefähr gegeben worden iſt; doch ſo, daß die in der Allg. L. Z. noch nicht recenſirten Bücher ſo ausführlich wie neue Bücher überhaupt, darin angezeigt werden?

Qu. F. Sollen die noch nicht in der A. L. Z. angezeigten Bücher bloß ſo umſtändlich erwähnt werden, wie es eine allgemeine Ueberſicht des Fortgangs der Kirchengeſchichte erfordert? oder, ſo wie bisher, mit Anmerkungen begleitet und manchmal Aushebung einzelner Stellen?

Qu. G. Da die Kirchengeſchichte verſchiedene Zweige hat, als: Dogmengeſchichte, Geſchichte der Hierarchie ꝛc., ſo ſollen doch wohl alle zu einem Fach gehörige Bücher zuſammengeſtellt werden, ehe die zu einem andern kirchenhiſtoriſchen Fach gehörigen an die Reihe kommen? und ſie ſind nach dieſen Fächern, nicht nach den Jahren, wann ſie herausgekommen ſind, zu ſtellen?

Qu. II. Sollen in der A. L. Z. alle zur Kirchengeſchichte gehörigen Schriften mit einem Mal, etwa dann angezeigt werden, wenn die Reihe dieſe Wiſſenſchaft nach der mir mitgetheilten Tafel trifft, oder dürfen nur die in ein Fach derſelben einſchlagenden Schriften auf einmal geliefert werden, ſo daß dieſes mit einem Fach aus einer andern Wiſſenſchaft abwechſelt, und ein anderes Fach der Kirchengeſchichte erſt braucht einige Zeit hernach eingeſchickt zu werden?

Qu. I. Wenn ein Theil oder einige Bände von einem Werke ſchon in der A. L. Z. angezeigt, und die übrigen nun erſt nachzuholen ſind, wie wollen Sie es da gehalten wiſſen? und beſonders

Qu. K. wenn der Recenſent der noch nicht recenſirten Theile eines Werkes über den Werth oder das Verhältniß deſſelben zum Fortſchritt der Wiſſenſchaften anderer Meinung wäre, als der oder die Recenſenten der vorhin angezeigten Theile, ſo darf er doch wohl ſeiner Vorſtellung folgen, ohne ſich an die vorigen Recenſionen zu binden, ohne doch denſelben geradezu zu widerſprechen?

Die Beantwortung dieſer und vielleicht ähnlicher Fragen, welche wohl überhaupt eine nähere Erklärung der Abſicht Ihrer Ergänzungsblätter nothwendig machen möchten, wird mich erſt in den Stand ſetzen, zu beurtheilen: ob ich mit meiner Zeit jedesmal möchte dabei zurechte kommen; an Neigung fehlt mir es gewiß nicht. Dadurch wird ſich auch die zweite, vierte und fünfte Frage erledigen.

Auf die dritte Frage aber kann ich mich ſchwerlich verpflichten, auch noch ein anderes Fach zu übernehmen, da ich doch auch werde in bisher übernommenen Fächern zur Fortſezzung der A. L. Z. für das Künftige fortfahren ſollen.

Um die Antwort auf Ihren lieben Brief, mein theuerſter Freund, wie Sie es wohl wünſchen werden, zu beſchleunigen, muß ich dieſesmal ganz kurz ſeyn.

Unter Verſicherung meiner wahren Dankbarkeit für Ihr geneigtes Vertrauen, habe ich alſo dieſem Schreiben meine Erklärung über die vorgelegten fünf Fragen gleich vorgeſezt. An Willen fehlt mir's nicht, aber etwas an Zeit und an Vermögen, das

Schreiben lange hinter einander auszuhalten. Fällt Ihre Beantwortung meiner Anfragen ſo aus, daß ich mich nach dieſen Umſtänden getrauen kann, Ihre Abſicht einigermaßen zu erfüllen: ſo werde ich den Auftrag mit Vergnügen übernehmen. Wegen der vierten Anfrage in dem überſchickten ſchriftlichen Proſpectus habe ich ſchon in meinem letzten Schreiben an Sie bitten wollen, mir ein Exemplar von dem ganzen neuen Repertorium des Hrn. Erſch von 1791 — 95 zu verſchaffen, und das dafür Schuldige an die Verlagshandlung von dem Gelde abzuziehen, das ich eben für Recenſionen möchte zu erwarten haben. Denn da ich das erſtere Repertorium beſitze und mich andere Wiſſenſchaften außer der Theologie auch intereſſiren, ſo will ich mir lieber das ganze neuere für meine Rechnung ausbitten.

Ich dächte doch, Sie ſchickten mir lieber das nächſte Mal das Verzeichniß derjenigen Schriften aus der Kirchenhiſtorie, die Sie in den Supplementen angezeigt wünſchten, und welches in Ihrer Anfrage Nr. 5 erwähnt iſt. Ich muß doch dieſen Vorrath des noch Rückſtändigen hauptſächlich in Anſchlag nehmen, um zu beurtheilen, ob ich nicht zu viel übernehme.

Noch iſt nichts über die Directorſtelle bei unſerer Univerſität entſchieden. Man nennt jetzt bald Hrn. Hugo aus Göttingen, bald unſern ehemaligen Univerſitäts-Syndicus Herrn Schulz, der eine Zeitlang in Thorn geſtanden und jetzt in Berlin angeſtellt iſt. Unſer Hr. Woltär ſucht wenigſtens das Ordinariat ſeiner Facultät.

Ich bin mit herzlicher Hochachtung ꝛc.

Halle, 15. Jul. 1803.

Erlauben Sie mir, theuerſter und geliebteſter Freund, daß ich die Antwort auf die unter dem 5. d. M. von der A. L. Z. Expedition an mich abgelaſſene Zuſchrift an Sie richten dürfe. Die auf dem darin gelegten Zettel verzeichneten Bücher werde ich mit Vergnügen übernehmen; außer daß ich das Nov. Test. graecum e recens. Griesbachii, ich meine die mir zum Recenſiren aufgetragene Prachtausgabe, einem andern Recenſenten überlaſſen muß, da ſie mir zu theuer iſt, als daß ich ſie mir hätte anſchaffen können, Hr. Profeſſor Wolf ſie auch nicht für die hieſige Bibliothek angeſchafft hat, und es einem Verleger unmöglich zugemuthet werden kann, ein ſolches Exemplar einzuſchicken. Auch wird dieſe Recenſion nur kurz und ohne beſondere Bemerkungen ausfallen können, da die Hauptſache bei dieſer Ausgabe, die Vortrefflichkeit der typographiſchen Kunſt, hinlänglich ſchon in Ihrer Zeitung beſchrieben und gewürdigt worden; das dem Hrn. D. Griesbach eigene aber, wie Sie wiſſen, bloße, obſchon mit der ſorgfältigſten Wahl gemachte Aushebung der wichtigſten Lesarten ſeiner ſonſtigen Ausgabe, iſt, wenigſtens nach der flüchtigen Anſicht zu urtheilen, die mir die erſten Probebogen gewährten, welche mir Ihre Gütigkeit zum Anſehen überſchickte. Es müßte denn ſeyn, daß Sie mir den erſten Theil dieſer Prachtausgabe auch zum Anſehen auf etwa vierzehn Tage ſchicken wollten, wonach ich ſie wenigſtens und beſonders in ſofern anzeigen könnte, als Hr. D. Griesbach, wie ich kaum glauben kann, bei ſeiner vorhergegangenen bedächtigen Prüfung, ſein Urtheil über den Werth mancher Varianten möchte geändert haben. Ich würde dann dieſes Exemplar ſorgfältig in Acht nehmen; nur müßte ich bitten, es auf die Poſt recht wohl emballirt zu geben, da ich ſonſt für keinen etwaigen Schaden ſtehen könnte.

Ich weiß es leider nur zu wohl, daß ich noch mit mehreren Recenſionen in Reſt bin, wozu ich auch ſelbſt noch Bücher von Ihrer Expedition überſendet, liegen habe, die ich zum Theil für den von ihr gewöhnlich angeſetzten Preis behalten werde. Aber bei mancherlei häuslichen Sorgen und Zerſtreuungen, die mir das bisher geführte Dekanat auferlegte, war der eigentlichen Muße und Geiſtesheiterkeit zu wenig, als daß ich mich recht daran getrauete. Indeſſen ſollen Sie gewiß bald einige von mir erhalten. Hätten Sie dann Gelegenheit — aber bloß unter dieſer Bedingung — einiges ohnehin nach Halle zu ſchicken, und Ihre Expedition beſäße, außer den zwei erſten Stücken von „Stäudlin's Magazin für Religion, Moral und Kirchengeſchichte," die ich bereits zugeſchickt bekommen habe von der Expedition, und ſie für den geſetzlichen Preis derſelben behalten werde: ſo bäte ich mir wohl aus, die nachher erſchienenen Stücke des erſten und zweiten Bandes, welche ich gleichfalls behalten würde. Doch, ich kann ſie auch hier bekommen.

Iſt wohl meine Recenſion von des ſel. Reichardt zu Grimma verfertigter neuen vorzüglichen-latein. Ueberſetzung des neuen Teſtaments wirklich ſchon abgedruckt? Ich ſchickte ſie mit andern den 15. Oct. vor. J. an Ihre Expedition, erinnere mich aber nicht, ſie abgedruckt gefunden zu haben.

Wie ſehr ſchmerzen mich die Nachrichten, unſeres guten D. Griesbach's Geſundheit betreffend, die ich neuerlich durch Mehrere erhalten habe. Wie ſehr wünſchte ich doch dieſem mir ſo ſchätzbaren Mann wenigſtens ein ſchmerzenloſes und davon mit abhängendes heiteres und langes Alter! Verſichern Sie ihm meine innigſte Hochachtung und Theilnahme, wie Ihrer vortrefflichen Frau Schweſter.

Noch wünſchte ich Ihnen einige intereſſante Neuigkeiten melden zu können; aber hier iſt neuerlich nichts Merkwürdiges vorgefallen, und auswärtige wiſſen Sie immer eher als ich. Erhalten Sie ſtets Ihre Freundſchaft und wohlwollendes Andenken Ihrem ꝛc.

Nolte.

Berlin, 10. Jan. 1808.

Der Herr Großcanzler Beyme iſt vor einigen Tagen nach Königsberg gereiſt. Wahrſcheinlich wird nach des Königs Majeſtät und ſeiner Rückkehr mithin Ausgangs dieſes Monats oder im Anfang des Februars endlich einmal entſchieden werden, ob hier eine Univerſität errichtet werden ſoll oder nicht. Des Herrn Grafen von Dohna Excellenz ſollen für die Sache ſeyn; wie der Herr Geh. Staatsrath von Humbold darüber denken mag, iſt mir unbekannt. Ueber die, den kirchlichen und Schulangelegenheiten bevorſtehenden, Veränderungen wiſſen wir dermalen faſt nichts mehr, als was uns hiervon durch die öffentlichen Blätter kund geworden iſt; gleichfalls iſt mir noch unbekannt, ob man mich ungefähr in meinem jetzigen Wirkungskreiſe laſſen oder ganz auf die Seite bringen wird. Was ſagen Ew. Wohlgeboren zu der Idee, eine wiſſenſchaftliche Deputation an die Stelle des Ober-Schul-Collegii zu ſetzen? Doch dieſe Frage läßt ſich noch nicht beantworten, da man nicht weiß, ob die Mitglieder jener Societät blos berathen oder zugleich auch die gewöhnlichen Geſchäfte mit betreiben ſollen. Ueberhaupt muß wohl das Urtheil über die neue Einrichtung ſo lange ſuspendirt bleiben, bis die verheißenen Special-Inſtruktionen erſchienen ſeyn werden. Gebe Gott, daß alles gut gehe und daß die heilige Sache der Erziehung und des Unterrichts fröhlich gedeihe!

Ew. Wohlgeboren gütiges Anerbieten, mir auch den neuen Jahrgang der A. L. Z. zukommen zu laſſen, erkenne ich mit dem herzlichſten Dank; möchten Sie indeſſen nur ſo gefällig ſeyn und die Ueberſendung der erſten Hefte ſo lange ausſetzen, bis entſchieden ſeyn wird, ob und wenn die Univerſität hier organiſirt und was aus mir werden ſoll. Trete ich nämlich, wie doch möglich iſt, ganz von dem Schauplatze zurück und wird mir hierdurch auch die entfernteſte Hoffnung benommen, Ihrem Inſtitut durch Beiträge einigermaßen nützlich zu werden, ſo würden Sie es mir gewiß nicht für einen übel verſtandenen Zartſinn deuten, wenn ich Ihr mir zugedachtes Geſchenk ganz ablehnte. Sollte ich indeſſen von demſelben mit gutem Gewiſſen Gebrauch machen dürfen — und dies muß ſich in einigen Wochen näher zeigen — ſo würde ich Sie erſuchen, mir die monatlichen Hefte der A. L. Z. über Leipzig durch die Gebrüder Gädike überſenden zu laſſen.

Mögen Sie das neue Jahr im Genuſſe der vollkommenſten Geſundheit angefangen haben und ſo auch beſchließen!

Mit der größten Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn

Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Berlin, 27. Dec. 1808.

Ew. Wohlgeboren haben die Güte gehabt, mir in dem Laufe des faſt verfloſſenen Jahres ein Freiexemplar der Allg. Lit. Zeit. überſenden zu laſſen. Indem ich Ihnen meinen ergebenſten und verbindlichſten Dank für dieſes mir ſo vorzüglich werthe Geſchenk abſtatte, kann ich nicht umhin, Ihnen zu geſtehen, daß ich von Ihrer Güte nur in der Hoffnung Gebrauch machte, daß das Inſtitut der Allg. Lit. Zeit. nach Berlin verlegt und mir hierdurch Gelegenheit gegeben werden würde, Ew. Wohlgeboren meine Dankbarkeit auf irgend eine Weiſe und namentlich durch Mittheilung alles deſſen, was auf die Organiſation der projektirten Berliniſchen Univerſität Bezug hat, zu bethätigen. Leider iſt meine Hoffnung bisher vereitelt worden und wenn gleich die Realiſirung des Plans durch Ernennung des bisherigen Geh. Cab. Raths Herrn Beyme zum Großcanzler ausführbarer geworden iſt, ſo bleibt es doch noch zweifelhaft, welchen Einfluß die bevorſtehende neue Einrichtung des geſammten öffentlichen Unterweiſungsweſens auf die beregte Angelegenheit haben werde. Unter dieſen Umſtänden erſuche Ew. Wohlgeboren ich recht angelegentlich, ſich meinetwegen keines Exemplars der A. L. Z. ferner zu berauben, um ſo weniger, da ich dieſelbe theils ziemlich früh aus einem Journal-Cirkel erhalte, theils nach Ablauf des Jahres um einen billigen Preis kaufen kann.

Möchten Sie doch, verehrungswürdiger Mann, trotz aller Zögerungen, welche die Einrichtung der hieſigen Univerſität annoch erleiden möchte, die Geneigtheit nicht verlieren, hieher zu kommen!

Ich empfehle mich Ihnen und habe die Ehre mit der größten Hochachtung zu ſeyn Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Berlin, 2. Jan. 1813.

Auch im Laufe des abgewichenen Jahres haben Ew. Wohlgeboren Ihre gewohnte Güte gegen mich fortgeſetzt. Empfangen Sie dafür meinen verbindlichſten Dank und ſeyn Sie überzeugt, daß ich dieſelbe in ihrem ganzen Umfange fühle und zu verehren niemals aufhören werde. Genöthigt, mich in meinen Studien überhaupt ſehr zu beſchränken, leſe ich von allen gelehrten Zeitſchriften jetzt nur die Ihrige, und ich kann aus voller Ueberzeugung behaupten, daß ſie mir — Dank ſey es Ihrer einſichtsvollen Leitung! — in den Fächern, welche ich noch einigermaßen zu bearbeiten vermag, vollkommen genügt. Um ſo mehr wünſche ich derſelben, auch für die Folge, das erſprießlichſte Gedeihen.

Aber vor Allem möge die göttliche Güte Ew. Wohlgeboren auch während des Laufs des begonnenen Jahres ihre herrlichſten Segnungen ſehen laſſen und Sie den werthen Ihrigen und allen Freunden ächter Gelehrſamkeit und Humanität noch möglichſt lange in der Fülle von Kraft erhalten, der die Welt ſo viel Schönes und Gutes dankt. Wie oft bedauere ich, in dem Gefühl der reinſten Hochachtung für Sie, daß Sie der unſrige zu ſeyn aufgehört, wie oft knüpft ſich hieran der Wunſch, daß Sie uns wieder gegeben werden möchten!

Ich ſelbſt ſtehe mit der hieſigen Univerſität in gar keiner oder doch nur in ſehr entfernter Beziehung, bin auch, wenn nicht Vieles ſich ändert, hiermit recht wohl zufrieden. Aber das hindert mich nicht, den lebhafteſten Antheil an dem Gedeihen des Guten zu nehmen, was ich als ſolches anerkenne und deſſen iſt, unbefangen geſprochen, in der That ſehr viel. Selten möchte ſich auch eine Univerſität gleich in der erſten Zeit einer ſo nachdrücklichen Hülfe der Regierung und einer ſo freien Thätigkeit zu erfreuen Veranlaſſung gehabt haben. Welche Mühe koſtete es nicht vormals dem würdigen Herrn Miniſter von Maſſow, einige ſeiner Wünſche in Betreff von Halle und Erlangen erfüllt zu ſehen; hier iſt faſt kein Wunſch unbefriedigt geblieben, und was noch nicht geſchehen, kann doch die Folge der Zeit in Erfüllung bringen.

Was wird uns nicht überhaupt dies Jahr bringen!!

Leben Sie recht wohl, hochzuverehrender Herr Hofrath! nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Sie erſuche, ſich bei der anbei erfolgenden Kleinigkeit meiner zu erignern. Herr Staatsrath Roſenſtiel, der Director unſrer Porcellan-Manufactur, ſagte mir, daß man die Erzeugniſſe derſelben ungehindert in das Weſtphäliſche einpaſſiren laſſen könne; da er ja doch rohe Producte von dorther beziehe; nöthigenfalls räth er die Einlage anzuzeigen, da ſie beweiſ't, daß es Berliner Porcellan iſt.

Mit der vollkommenſten Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Berlin, 11. April 1818.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren meinen herzlichſten und ergebenſten Dank für die gefällige Mittheilung deſſen, was bei Gelegenheit Ihrer Jubelfeier im Druck erſchienen iſt, vorzüglich aber für die von Ihnen vertheidigten Theses. Denn, wenn gleich ich nicht ohne Intereſſe das Uebrige las, ſo zogen mich doch inſonderheit letztere, ſowohl durch ihren erhabenen Zweck und die hohen Wahrheiten, welche ſie enthalten, als durch die Klarheit und das Unumwundene der Darſtellung ſo an ſich, daß ich ſie keinesweges mit der erſten Durchleſung auf immer aus der Hand gelegt haben will. Dem ꝛc. Claus Harms iſt viel Ehre dadurch widerfahren, daß Sie ſich mit ihm — verzeihen Sie mir den Ausdruck — mit ihm befaßt haben; Ein Verdienſt werden Sie ihm indeſſen doch laſſen müſſen, nämlich das, daß er Ihnen; wie ſehr Sie ſich auch über ſeine Albernheiten zuweilen geärgert haben mögen, denn doch auch gewiß vielen Spaß gemacht hat, und faſt möchte ich die Stellen bezeichnen, wo Sie beim Schreiben lächelten.

Zur Zeit des Abganges meines letzten Briefes an Sie wußte ich — und es iſt in der That ein ſeltener Zufall — durchaus noch nicht, daß Ihre Jubelfeier Statt gefunden habe. Aeußerlich — wie mir Geſchäftsmänner ſagen — konnte ich dies damals auch nicht wohl erfahren, da ich einer Unpäßlichkeit halber gerade das Zimmer hüten mußte, und Sie ſelbſt, verehrter Freund, geben einem denn doch wahrlich nicht die mindeſte Veranlaſſung, bei Ihnen an die Jahre zu denken. Erhalte Sie Gott noch recht lange in Ihrer bisherigen, unverändert herrlichen und kräftigen Wirkſamkeit, und laſſe Sie in dem Kreiſe der lieben Ihrigen jedes häuslichen Glücks und des erhebenden Bewußtſeyns viele Jahre noch genießen, die der Rückblick auf ein alſo durchlebtes Leben gewähren muß. Leſen Sie doch des Ober-Präſidenten von Bülow treffliche Schrift:

Ueber die gegenwärtigen Verhältniſſe des evangeliſchen Kirchenweſens, beſonders in Beziehung auf den Preußiſchen Staat. Magdeburg, Creutz 1818. Was darin von den Synoden und mehreren jetzt nur zu eifrig angefangenen kirchlichen Einrichtungen geſagt worden, iſt mir aus der Seele geſchrieben.

Bin ich mit meinem guten Wunſche der letzte der Zeit nach, ſo bin ich doch, wie ich mir ſelbſt bezeuge, ſchwerlich der letzte in Hinſicht auf Herzlichkeit, und in dieſer Geſinnung wiederhole ich auch den Ausdruck der ausgezeichneten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu ſeyn Ew. Hochwohlgeboren ꝛc.

Berlin, 21. Dec. 1822.

Ew. Hochwohlgeboren haben die Erweiſungen Ihres Wohlwollens auch in dem Laufe des nun bald beendigten Jahres gegen mich fortgeſetzt. Empfangen Sie dafür um ſo mehr meinen recht aufrichtigen und herzlichen Dank, als ich von Ihnen etwas Werthvolles und Bleibendes erhielt, wogegen mir bei dem, was ich Ihnen beikommend zu überſenden mir erlaube, nur der Wunſch verbleibt, Sie möchten meinen geringen Dank wenigſtens für ſo treu erachten, als es die Abbildung des Denkmals iſt, welches unſer König ſeinem Heere vor dem hieſigen Halleſchen Thore ehrend aus Gußeiſen errichten ließ.

Uns iſt das Jahr wohl ziemlich gleichmäßig entronnen! wie es bei allen Beſchäftigten der Fall zu ſeyn pflegt, nur mit dem Unterſchiede, daß ich, wenige miner literariſchen Arbeiten übrig gebliebenen Augenblicke abgerechnet, faſt nur auf dem dornigen Pfad des praktiſchen Dienſtes fortgeſchritten bin, Sie dagegen doch mehr der Wiſſenſchaft zu leben vermocht haben. Das iſt auch ganz recht. Sie nützen als Lehrer und Gelehrter; ich muß mich, ſeit Niederlegung meiner Profeſſorate, mit jedem Tage mehr zu den Laien zählen und von dem, was ich in dieſen Tagen ſammelte, zehren. Einen Nothpfennig ſuche ich mir zwar noch dann und wann zu erwerben, allein weit reicht der nicht; inzwiſchen habe ich doch in dieſem Jahre wieder Einiges aus den Griechen und Römern leſen können. Möge es mir im kommenden Jahre auch ſo wohl ergehen!

Aber lebhafter wünſche ich, daß es Ihnen recht wohl ergehe und nun auch nicht mehr ein Wölkchen den Abend Ihres reichen Lebens trübe. Verleihe Ihnen der Himmel inſonderheit eine recht dauerhafte Geſundheit und das gedeihlichſte

Gelingen alles deſſen, was Sie unternehmen. Mir erbitte ich auch in dem neuen Jahre die Fortdauer Ihrer Wohlgewogenheit und erſuche Sie zugleich, die Verſicherung der aufrichtigen und ausgezeichneten Hochachtung zu genehmigen, womit ich zu ſeyn die Ehre habe Ew. Hochwohlgeboren ꝛc.

Berlin, 31. Dec. 1824.

Nicht um mich in Ew. Hochwohlgeboren Andenken zu erneuern, denn Sie haben auch in dieſem Jahre meiner mit gewohnter Güte gedacht, ſondern um Ihnen für dieſe Erweiſungen Ihrer Güte zu danken, richte ich am letzten Tage des alten Zeitabſchnitts dieſe Zeilen an Sie. Sie überbringen Ihnen meinen ergebenſten und herzlichſten Dank für ſo manche genußreiche Stunde, welche ich Ihnen ſchuldig bin, und zugleich den innigen Wunſch, daß Ihrer geiſtigen Wirkſamkeit hienieden das fernſte Ziel geſteckt ſeyn und ſolches von Ihnen im Gefühl des beſten Befindens erreicht werden möge.

Für mich iſt dies Jahr ſo ruhig dahin gegangen, wie ſeine Vorgänger, ſeitdem ich Geſchäftsmann bin. Aber ich beſchließe es nicht ohne Zufriedenheit, da faſt jede der 17 gelehrten Schulen, deren Angelegenheiten ich bearbeite, einen namhaften Vorſchritt zum Beſſern gethan hat. Berlin namentlich hat ſich noch nie ſolcher fünf Directoren erfreut, als dermalen gleichzeitig an der Spitze der hieſigen Gymnaſien ſtehen. Die Herren ꝛc. Meineke, Spilleke, Palmié, Kizke und Ribbek ſind ohne Ausnahme Männer von Geiſt und Kraft, und es iſt eine Freude, mit ihnen zu thun zu haben. Eben dies gilt von mehrern Directoren der außerhalb belegenen Gymnaſien, an denen Ihnen inſonderheit Perre als Herausgeber des Thucydides, Lehmann wegen ſeiner Ausgabe des Lucian, auch Blum in Potsdam bekannt ſeyn werden. Doch auch Ihren dortigen Schulen fehlt es, glaube ich, nicht an merkwürdigen Führern, obwohl ich beſorge, daß unſers Niemeyers eigenthümliche Wirkſamkeit lange noch vermißt werden wird. Sein Tod hat hier Viele und namentlich mich tief betrübt; auch verdanke ich ihm viel und werde es nie vergeſſen.

Von unſerer Univerſität kann ich Ihnen nichts mittheilen, was Sie nicht ohnehin erfahren haben ſollten. Aber das intereſſirt Sie gewiß, zu wiſſen, daß die herrliche von Kollerſche Sammlung von Kunſtwerken verſchiedener Art — ihr ſchönſter Schmuck ſind die Etruriſchen Gefäße — ſeit einigen Wochen ſicher und wohlbehalten hier iſt. Profeſſor Levezow hat ſie auf dem von Kollerſchen Gute bei Prag in Empfang genommen, und da dies hart an der Elbe liegt, ſo hat der Transport hieher ganz auf dem Waſſer und bis an den Eingang zum hieſigen Muſeo bewirkt werden können. Man ſagt, der König habe für die Sammlung 100,000 Thaler gezahlt. Innerhalb ſechs Monaten wird wohl das Muſeum mit allen ſeinen Schätzen prangen! Dann ſollten Sie es doch einmal in Augenſchein nehmen. Wenige Muſeums möchten dem unſeligen voranſtehen. Mit der Inſchrift iſt man nicht glücklich geweſen. Warum nicht, wie mir gleich einfiel, die einfachen Worte: „Artificum Operibus" da der Artifex ſich rechtfertigen läßt und gerade hier zur Bezeichnung der aufzunehmenden, mannichfaltigen künſtlichen und Kunſt-Sachen an ſeiner Stelle ſeyn möchte. So groß aber das Muſeum auch iſt, ſo wird es bei weitem nicht Alles faſſen können, was in daſſelbe gehört; die von Minutoli und Paſſalaqua aus Egypten mitgebrachten Sachen werden in Monbijour bleiben.

Leben Sie wohl, verehrter Herr Hofrath und erfreuen Sie mich bald mit einigen Zeilen von Ihrer Hand. Zugleich erſuche ich Sie, die erneuerte Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung zu genehmigen, mit welcher ich die Ehre habe zu ſeyn Ew. Hochwohlgeboren ꝛc.

Berlin, 31. Dec. 1825.

Ew. Hochwohlgeboren werden mir es auch wohl dies Mal verzeihen, wenn ich mich am Schluſſe dieſes Jahres nach Ihrem Befinden erkundige und, mit dem Wunſche, daß mir hierüber die willkommenſte Nachricht zugeben möge, den ich von ganzem Herzen ausſpreche, daß der neue Zeitabſchnitt Ihnen recht viel Gutes bringe, inſonderheit auch Sie bei Ihrer, der Welt ununterbrochen nützlichen Wirkſamkeit in ungeſchwächter Kraft erhalten möge.

Die Allgem. Lit. Zeitung habe ich auch in dem abgewichenen Jahre regelmäßig erhalten. Empfangen Sie für dieſe Wirkung Ihres fortdauernden Wohlwollens meinen herzlichſten und ergebenſten Dank. Ganz unverkennbar gewinnt dieſe gelehrte Zeitſchrift immer mehr an innerem Gehalt und möchte wohl manche ihrer jüngern Schweſtern überleben. Die jetzt hier erſcheinenden Jahrbücher der Kritik, welche ich jedoch nicht regelmäßig zu leſen Zeit habe, enthalten zwar auch manchen trefflichen Artikel; ich beſorge indeſſen, daß die Ausführlichkeit der Recenſionen verurſachen wird, daß die Herausgeber zu weit hinter der Zeit zurückbleiben.

Wichtige literariſche Neuigkeiten, von denen Sie nicht ſchon anderweit unterrichtet ſeyn ſollten, kann ich Ihnen nicht mittheilen. Daß der wirkliche Geheime Rath A. von Humboldt hier wieder eingetroffen iſt, werden Sie aus unſern Zeitungen erſehen haben; das Publikum weiſ't ihm eine wichtige Stellung an. Aber die Wiſſenſchaft würde es ſchmerzlich empfinden, wenn er ſich ganz dem Geſchäftsleben widmen müßte, daher auch der allgemeine Wunſch der iſt, daß er in ſeinem zeitherigen Verhältniſſe, von welchem aus er dennoch in die gelehrten Inſtitute eingreifen kann, bleiben möchte. Bei den unendlichen Schreibereien, welche das Geſchäftsleben mit ſich führt, iſt es auch faſt unmöglich, gleichzeitig den Obliegenheiten des Amtes zu genügen und der Wiſſenſchaft zu leben.

Vielleicht gelingt es mir, Ihnen im Laufe des kommenden Jahres meine perſönliche Aufwartung zu machen und Ihnen mündlich die Geſinnungen der ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern, mit welcher ich die Ehre habe zu ſeyn Ew. Hochwohlgeboren ꝛc.

Paulus.

Würzburg, 21. Febr. 1805.

Allerdings, mein theurer Freund, iſt es verwünſcht, daß wir nun ſo weit aus einander liegen und uns ſo langſam ein vernünftig Wörtchen ſagen können. Ihren vorletzten Brief vom 4ten Febr. erhielt ich erſt den 17ten, den letzten directen vom 14ten Febr. den 21ſten, das heißt: heute. Nun habe ich alſo den über Jena aus Griesbachs Hand noch zu hoffen.

Iſt indeß meine Antimockiade noch nicht abgedruckt worden, ſo iſt wohl das Beſte, daß wir die Nachſchrift ganz weglaſſen. Mein Hauptgrund hierzu iſt, daß ich inzwiſchen ſeine Einleitung ins Neue Teſt. genauer ſtudirt habe und mich überzeuge, Niemand werde leicht (da Griesbach ſich dieſe Mühe nicht geben wird) die Nullität der ganzen Urevangeliumshypotheſe vollſtändiger aufdecken, als ich es kann. Und dies iſt denn doch nöthig, damit man ſich nicht an dieſe willkührliche Fiction im Publikum erſt gewöhne. Ich werde Ihnen alſo lieber ſo bald als möglich eine genaue Recenſion dieſer Schrift ausarbeiten und zuſchicken, wo ſicher nichts von Perſönlichkeit einfließen, deſto mehr aber die Sache reden ſoll. Dieſe kann denn doch in der A. L. Z. eher aufgenommen werden, wenn ich nicht gegen Eichhorn öffentlich polemiſirt habe. Kommt alſo dieſes Blatt noch zu rechter Zeit, ſo legen Sie jene Nachſchrift zurück und ſchicken Sie ſie mir wieder. Auch im Andern laſſe ich Ihnen gern die Freiheit, zu ändern. Wollen Sie aber ſogar zu meinem Beſten den Landprediger machen und den Recenſenten katechiſiren, ſo wäre dies ein Ritterdienſt, wofür ich, als Dame, gar nicht wiſſen könnte, wie ich den Minnefold bezahlte. Ich würde, wenn Sie für mich ſtreiten wollten, allen eigenen Kampf ganz aufgeben, wenn ich nicht hier längſt verſprochen hätte, mich zu vertheidigen! Daher alſo bitte ich doch auf jeden Fall um möglichſt baldigen Abdruck des erſten Aufſatzes, welcher die Sache ſelbſt betrifft. Curios bin ich, was Sie und Griesbach daran obeliſiren werden. Meinen „Mock“ möcht' ich wohl vertheidigen. Um auf die Menge der Recenſionenleſer zu wirken, muß dergl. etwas ſeyn. Ich bin gewiß, daß, wenn die Antimockiade hieher kommt, nichts ſo viel Effect macht, als der Mock und die Mockerie und daß hier lange Zeit ein böſer Recenſent ein Mock heißen wird. Ein anderes iſt unſer Geſchmack, ein anderes die Bearbeitung der geſchmackvollen Menge durch haut-gout. Griesbachs übermoderate Erklärung wird nur wirken, wo man ihn ohnehin kennt und achtet. In dieſen Dingen habe ich viel gelernt, ſeit ich hier bin. Ironie reicht nur zu, wo die Perſon mitwirkt und bei feineren Ohren. Für die Pluralität muß ſie Sarcasmus, wenigſtens Satyre werden. Rex Midas auriculas non habet. Doch alles dies salvo meliori.

Hier iſt Buchhandlungs- und Poſtweſen noch zu wenig in Ordnung, daß ich von einem Depot der A. L. Z. zu Würzburg (da Sie zu Nürnberg und Frankfurt eins haben) nicht viel hoffe. Ich will mich aber erkundigen. Von einem Ruf nach Göttingen ſagt mir nur die Sage was. An Nöſſelt den beſten Dank. Ich ſchicke Ihnen auch von ſeinem Programm nächſtens eine Anzeige. Ihr ꝛc.

Würzburg, 29. März 1805.

– Hier, mein Theurer, kommt endlich das Opus von Recenſion. Machen Sie nur nicht allzu groſſe Augen über ihre

Größe. Sollte die Sache tüchtig abgethan und dieſer neue Hypotheſenkram aus dem Publikum hinausgeſchafft oder vielmehr bei Zeiten abgehalten werden, ſo mußte eine hinreichende Anatomie des Ganzen vorgehen. Die Stimme der A. L. Z. wird, hoffe ich, hierin eine recht wohlthätige Wirkung haben, da ſie bei Zeiten erſchallt. Ich habe inzwiſchen ſchon oft gedacht, daß wir gewiß des naturphiloſophiſchen Unſinns unglaublich viel weniger um uns her hätten, wenn nur bald anfangs einige recht ins Mark eindringende Recenſionen in der A. L. Z. gegen dieſe Thorheitsmethode erſchienen wäre. Iſt erſt der Teig durchſäuert, ſo ſteht es lange an, bis die träge Maſſe des Publikums ſich wieder reinigt; *εκκαθαρατε ουν την ζυμην την παλαιαν.*

Ueberhaupt, mein theuerſter Freund, ſollte, ſo viel ich die Menſchen um mich her beobachten kann, die A. L. Z. vis-a-vis von dem Jenaiſchen ꝛc. Patentgeſchöpf und nach dem Geſchmack der Zeit, aus allen Kräften ſich anſtrengen, als erſte Stimmgeberin ſich zu erhalten. Ich darf es Ihnen nicht verhehlen, daß hier zum Exempel — nicht unter Studenten, auf welche allenfalls die naturphiloſophiſche Elektricität wirken möchte — ſondern bei geſetzten und bejahrten Männern, verſteht ſich vom eigentlichen Leſepublikum (z. B. bei unſerm Curator, Hrn. von Wagner, den Sie, denke ich, als einen gar nicht aufbrauſenden Mann kennen, auch bei Graf v. Thürheim ꝛc.) allmählich die lebhafte, durchgreifende, das Intereſſante der Literatur hervorziehende Manier der Patentzeitung die Oberhand zu gewinnen anfängt. Die ſtille, geſetzte Aequanität unſerer A. L. Z. wird immer weniger, nach dem Geſchmack der Recenſionenleſer ſeyn, denen man imponiren muß, wie zu der Zeit, als die A. L. Z. die Kantiſche Philoſophie geltend machte. Darüber, was gerade im Publikum viel beſprochen wird, wollen dieſe Menſchenkinder ein — Urtheil leſen und nachſprechen; pro oder contra, iſt gleichviel, wenn nur mit Lebhaftigkeit und eindringlich vorgetragenen Argumenten räſonnirt wird. Da die Pluralität der Menſchenkinder ſich unter einander aller Orten gleich ſieht, wie ein Ei dem andern, ſo meine ich, nach der Stimmung, welche ich hier bemerke, daß am Ende des Jahres die Jenaer Lit. Zeit. viel für ſich gewonnen haben möchte, wenn nicht die ächte A. L. Z. ſich wieder ganz au niveau mit dem Zeitgeiſt ſetzt und ihn dominirt. Beſonders, dünkt mich, ſollten die philoſophiſchen Dinge nicht ſo mit der Miene des noli me tangere behandelt werden, daß mehr der Inhalt erzählt, als der Werth erwogen wird. Die Formel: „dem Publikum das Urtheil überlaſſen,“ ſcheint nur alsdann gut, wenn der Recenſent zuvor dieſes Urtheils durch die Recenſion ſelbſt ſich verſichert hat.

Ich will hierdurch, mein Beſter, ganz und gar nichts anders geſagt haben, als was ich beobachtet zu haben und täglich zu hören mir nicht abläugnen kann. Prüfen und verwerfen Sie die Meinung Ihres Freundes, wenn Sie anders denken. Mir ſcheint es aber, die Erfahrung möchte ſich für meine Beſorgniſſe erklären. In der Vorausſetzung, daß Sie hierüber meiner Meinung noch nicht ſind, habe ich mir in der großen Recenſion alle saillies verboten, ſo ſehr ich oft dazu Luſt und Stoff gehabt hätte.

Mit Nächſtem ſende ich Ihnen nun eine gute Partie kleiner Kritiken.

Unſer theurer Griesbach hat mir kürzlich auch geſchrieben Ich freute mich ſehr darüber. Haben Sie denn ſchon einen Recenſenten von Matthäi's Schriftchen gegen ihn? Wo nicht, ſo will ich es recenſiren. Schnurrer ärgert ſich in jedem Brief, daß der Ritter nicht abgekappt werde. In der Oberdeutſchen Lit. Z. iſt eine einfältige Recenſion davon, von einem Ignoranten, der den Matthäi für ein non plus ultra hält; ſo, wie Eichhorn ihn, offenbar blos zum Schabernack für Griesbach, quavis pagina hervorzieht. Lorsbachs Ueberſetzung von Leo's Africa bitte ich mir zur Recenſion aus. Ich habe das Buch bereits. Zum Antimocken iſt mir alle Luſt vergangen. Wenig hilft nichts. Vieles mag ich nicht mehr darüber von meiner Zeit aufopfern. Mag es alſo liegen. Es käme nun wohl auch zu ſpät. Kann man durch eine Antimockiade nicht dem erſten Eindruck, ſo lange die Leute davon ſprechen, entgegen wirken, ſo ſcheint ſie mir vergeblich. Für jetzt alſo quiescant in pace! Ich danke aber herzlich für Ihre Theilnahme.

Vale, Optime! Ihr ꝛc.

Würzburg, 23. Febr. 1806

Nach aller Wahrſcheinlichkeit werde ich nicht mehr lange hier ſeyn. Man erwartet täglich die Entſcheidung, ob die neue Univerſität nach Augsburg? Ulm? oder wohin — kommen ſolle. Hufeland und Stahl ſind interimiſtiſch in leere Stellen nach Landshut verſetzt. Vor dem Winter wird alſo wohl kein neuer Curs an dem neuen Inſtitut anfangen ſollen. Sobald wir Uebrigen aber wiſſen, wohin? ſo geben wir ad interim von hier wenigſtens ab. Niethammer iſt als Conſiſtorialrath nach Bamberg an die Landesdirection angereiht worden, nebſt dem 4ten Theologus, Prediger Fuchs. Unter allen, ſcheint es, wolle die Regierung den Reiſefabrikanten, Fiſcher, und den abſoluten, großen Lehrer, Schelling, am liebſten ganz ſich vom Halſe halten. Schelling geht nächſtens, wie er verſichert, von hier ab, ſagt aber Niemandem, wohin.

Von der Politik im Großen ſpricht man ſo viel bei uns durch einander, daß man lieber gar nicht mehr daran denkt und ſich zum Troglodyten macht. Unſer neuer Salz-Würzburgiſcher Hr. Churfürſt hat indeß noch durchaus alles in provisorio gelaſſen. Er ſoll von Baiern ſtreng den status quo von 1802 verlangen und über dieſen Handel möchten die Parteien leicht um 20 Millionen Gulden aus einander ſtehen. Es iſt gar viel durch Kauf, Tauſch ꝛc. alienirt.

Ich lege Ihnen Einiges für die A. L. Z. bei. Was Hrn. Webers Schrift betrifft, möchte ich keine Recenſion machen, weil ich Partei wäre. Doch iſt ſie ſo ganz blos Antikritik gegen meine Recenſion, daß ich nicht ohne Gegenbemerkungen die Sache vorbei laſſen kann und darf.

Die Recenſion von Mannerts Diss. war, wie das gelbe Papier zeigen wird, ſchon lange größtentheils fertig. Dies und ihr Inhalt wird zeigen, daß das jetzige Zuſammenleben mit M. an einem Orte, auf die Recenſion in neutrum partem Einfluß haben konnte. Vermuthlich bleibt Mannert hier angeſtellt. Er hat ſchon ein Haus gekauft.

Laſſen Sie nur keine Russos vel Borussos marſchiren, ohne mir eine Salvegarde zu ſchicken. Die Gallicinia am Rhein werden gar laut. Man möchte faſt allen Glauben an deutſchen Verſtand und Muth τοις απαρνησασθαι.

Gott erhalte uns. Es kommt doch nichts nach, als pejor avis. Ihr ꝛc.

Stuttgart, 10. Nov. 1806.

Iſts möglich, m. th. Fr.! daß Sie antworten, ſo laſſen Sie mich doch mit eheſtem erfahren, wie Sie leben, wie Sie ſich durch den unerhörten Jammer durchſchlugen und noch durchkämpfen. Ich habe zu Jena bei Griesbach, welcher alle nur mögliche Wechſel des Schickſals zu koſten beſtimmt ſcheint, und bei Frommann nachgefragt, und noch keine Beruhigung erhalten. Am beſten wäre es freilich, wenn Sie für die Tauſende von Freunden, welche Sie haben, durch eine öffentliche Nachricht ſo viel als jetzt öffentlich werden darf, bekannt machten.

Gerade damals, als einige 100 Preußen aus dem Thüringer Wald nach Schweinfurt herauskamen und die Gegend glauben machten, als ob ein ernſtlicher Anfall in dem Rücken der franzöſiſchen Armee, wo noch wenig Bedeckung war, bevorſtünde, — eilte ich mit meiner Familie über Ansbach nach Schorndorf, nachdem wir 8 Tage lang alles eingepackt und auf Pferde gewartet hatten. Für jetzt habe ich auf einige Monate hier zu Stuttgart mich beim Centralcaſſenzahlmeiſter Römer eingemiethet. Leider aber ſtehen meine Bücherkiſten, weil aller Transport höchſt erſchwert iſt, zu Würzburg in einem Gewölbe, und obgleich ich die recensenda der A. L. Z. nebſt den zum Commentar nothwendigſten Schriften in eine beſondere Kiſte gepackt habe, ſo weiß ich doch noch nicht, wie ich dieſe mir ſchicken laſſen ſolle. Ich weiß nämlich auch noch gar nicht, wie lange ich hier werde bleiben können. Den Gehalt haben jetzt die Herren Baiern mir und Martini auf die Bambergiſche Provincialcaſſe angewieſen, dabei aber im Zweifel gelaſſen, wenn ſie uns nach Nürnberg? oder Erlangen? oder ſonſt wohin verſetzen wollen. Wird erſt Friede, erſt die Beſitznahme von Petersburg? ꝛc. abgewartet werden, ehe man auf wiſſenſchaftliche Anſtalten zurückkommen kann? oder darf man Deutſchlands Zuſtand bereits für entſchieden genug anſehen, um darauf eine neue Ordnung auch dieſer Dinge zu gründen? Mir ſcheint das letztere das glaublichſte; und ſelbſt das zum Beginnen einer neuen Univerſitätsorganiſation nöthige Geld, ſollte ich denken, wird nicht fehlen, da das Militär im eroberten Lande zehrt. Auf jeden Fall wird mein Hierſeyn ſich vor dem Februar ſchwerlich endigen.

Sogar eine Recenſion ſende ich Ihnen: mein erſtes hieſiges Geſchäft, weil Hr. Lorsbach mir das Exemplar des neuen Journals zugeſchickt hat. Haben Sie unter der allgemeinen Zerrüttung jetzt vielleicht von manchem Recenſenten weniger zu erwarten, ſo werde ich hier von den meiſten der mir aufgetragenen Recenſenden da oder dort ein Exemplar borgen können, um auch aus dieſem Patmos Ihnen Lieferungen zu ſchicken. Nachdem der erſte Schock vorbei iſt, werden Sie ohne Zweifel Ihre große Maſchine bald wieder in ihren Gang wie zuvor ſehen können, hoffentlich auch an dem, was Ihnen die Regierung noch für das Inſtitut zu zahlen hat, nichts verlieren?

Sollten Sie nicht ſchreiben können, ſo muntern Sie doch Freund Vater auf, mir von ſo vielen Lieben, welche Halle umſaßt, zu ſchreiben, beſonders auch von Nöſſelt, Loder ꝛc. Wie mag es Bertuchs groſſen Weimariſchen Etabliſſements gegangen ſeyn? Ach, von Jena und Weimar erzählt man ſich hier alles Kläglichſte.

Sollte es jetzt nicht gut ſeyn, eine literariſche Meſſe nach Süddeutſchland, z. B. Nürnberg ꝛc. zu verlegen und durch Verdoppelung eine mindere Bedrückung des Ganzen, zu bewirken?? Valete. Ihr ꝛc.

Stuttgart, 13. Jan. 1807.

»Ihr verehrtes Schreiben vom 22. Dec. vor. J., welches ich heute erhielt, hat mich äußerſt afficirt; wahrhaftig nicht, inſofern ich nach dem Inhalt deſſelben etwas verlieren ſolle, ſondern weil es mich innig ſchmerzt, daß ein Inſtitut, welches Sie ſo viele Jahre her mit Aufopferung von Zeit, Mühe und Geld gepflegt und gehoben haben, nebſt ſo vielen andern literariſchen Unternehmungen, durch welche ſich Norddeutſchland um den menſchlichen Geiſt verdient machte, mit einem Mal durch die unbegreifliche Kopfloſigkeit einiger Soldatenſchädel, die zum furchtbarſten Krieg wie zu einem Mädchenabentheuer hinſchlenderten, um alle wohlerworbenen Früchte, und ſelbſt um die Exiſtenz gebracht werden ſoll! Wie beklage ich ſo viele brave Männer auch in dem guten Halle, die, mitten im unabſehbaren Gedräng vermehrter Bedürfniſſe, dem Mangel an allen Gelegenheiten, ſich etwas zu erwerben, ausgeſetzt, noch kein Ende dieſes Elends hoffen können!

Ihren Antrag, unter dieſen Umſtänden, für 1807 mit 100 Rthlr. ſächſ. ſtatt der ſtipulirten 200 und mit dem gewöhnlichen Recenſions-Honorar von 20 Rthlr. ſächſ. zufrieden zu ſeyn, weiſe ich ſo gar nicht zurück, daß ich vielmehr auf das Jahr 1807 auf die ganzen 200 Rthlr. ſächſ. hiermit zum Voraus Verzicht thue, und im Laufe deſſelben für das gewöhnliche Honorar ein ſo fleißiger Recenſent bleiben will, als es mir bei meiner unſtäten Lage und der Entfernung von meinen Büchern nur irgend möglich ſeyn wird. Der Wunſch, daß ich für die folgenden Jahre wieder, nach Verhältniß Ihrer Einnahmen, in die alten Vortheile möge eintreten können, iſt gerade nur ſo weit eigennützig, als man unter den gegenwärtigen Zeitumſtänden, wo alle literariſchen Einnahmen und ſelbſt Beſoldungen ſo arbiträr und precär werden, eigennützig zu ſeyn gezwungen wird. Auch meine Beſoldung nämlich ſteht gegenwärtig blos auf dem Papier! An die würzburgiſche Regierung iſt es von der baieriſchen freilich zugeſagt, daß dieſe dieſelbe vom 1. Nov. praeteriti übernehme. Da ich aber jetzt die Ausbezahlung des Quartals zu erwarten habe, konnte ich bis dieſen Augenblick noch an keine beſtimmte Baieriſche Kaſſe eine Aſſignation erhalten.

Um ſo mehr verzeihen Sie, mein theuerſter Freund, daß ich, gegen alle freiwillige Renunciation für das laufende Jahr, an Sie die billige Bitte, mir das, was ich bis Ende 1806 zu erwarten hatte, ſobald es Ihnen irgend möglich iſt, gefälligſt zu übermachen, nicht unterdrücken kann. Möchte nur bis dahin entſchieden ſeyn, daß ich ohne Umweg nach Erlangen zu ziehen habe. Denn daß dieſes an Baiern am Ende doch übergehe, wird wohl der größte preußiſche Patriot weder bezweifeln noch übel nehmen.

Hr. Cotta zu Tübingen hat aus der Aſche des Freimüthigen ein „Morgenblatt für gebildete Stände" hervorgehen laſſen. Mich ſollte es ſehr wundern, wenn dieſes Blatt bei jetziger Saiſen grünen könnte.

Möchten wir Alle uns bald ein allgemeines „post nubila Phoebus!" zurufen können. Mit Freundſchaft und Hochachtung ꝛc.

Bamberg, 19. Jul. 1807.

Ihr lieber Brief vom 22. Jun. hat tauſend tiefe Empfindungen in mir neu aufgeregt. Da Sie mir liebevoll den erſten Theil des neuteſtamentlichen Prachtwerks gaben, welche Tage der Muße, der Freundſchaft, der Hoffnung — waren damals?! Ich fühle es als eine unerwartete und übergroße Güte, daß Sie, unter ganz andern Zeitumſtänden, auch mit den drei übrigen Theilen mich erfreuen. Aber faſt mache ich mir ein Gewiſſen daraus, das Ganze anzunehmen und zu behalten, da Sie es nicht, wie ich Anfangs vermuthete, von Göſchen zum Präſent erhalten, ſondern es ſelbſt bezahlen. In dieſer Rückſicht iſt die Gabe zu groß, zu unverhältnißmäßig. Als Beweis Ihrer Liebe und Güte ſchätze ich ſie äußerſt. Aber inſofern ein beträchtlicher Geldwerth darin liegt, bin ich in Verlegenheit, und möchte Sie, wenn Sie es mir nicht übel deuten wollen, gerne bitten, daß Sie darüber immer noch disponiren und ſich außer Schaden ſetzen möchten.

Die Friedenstrompete erſchallt. Noch wiſſen wir hier von den Modificationen gar nichts. Möchten ſie für uns alle — denn der große Gyrus zerrt ja an jedem Individuum — erfreuliche Folgen haben, Sie bald zu vollen Entſchädigungen, zu neuen Ausſichten für Ihr Inſtitut, wie aus der Furcht vor neuen Verſetzungen und Unſtätigkeiten ꝛc. durchgedrungen ſeyn in eine Lage, die auch einmal wieder den Namen eines Zuſtandes verdient.

Zu Bamberg ſind wir ſehr gerne. Die Luft iſt mild und geſund, die Gegend reizend, die Menſchen beſſer, leidlicher, als an vielen Orten. Meine Geſchäfte nehmen mir zwar jetzt faſt alle Zeit. Aber bleibe ich, wie ich es wünſche, ſo könnte ich mir nach Verfluß eines Jahres viele Muße erarbeitet haben. — In Gedanken ſtreckt man Baieriſcher Seits jetzt gegen Baireuth und Würzburg die Arme aus. Letzteres will man zwiſchen Baden und Baiern theilen; dagegen Rothenburg, Ulm u. ſ. w. an Würtemberg weiſen. Bald wird Napoleon dieß Alles entſcheiden; alsdann folgen bei uns wieder Organiſationen, Verſetzungen u. ſ. w., hoffentlich aber auch — nach dieſem dritten Wehe — das tauſendjährige Reich. „Mundus regitur parva sapientia.“

Ueber Martiny-Laguna's Unglück hätte ich weinen können. Ich höre ſo eben, daß eine Nachricht davon in der Allg. L. Z. ſteht, und Buchhändler ſich erbieten, an ihn franco Büchergeſchenke zu übernehmen. Dies ſoll mir nicht umſonſt geſagt ſeyn. Aber was hilft's? Seine dreißigjährigen Sammlungen ſind dahin. Kaum begreife ich, wie er's überlebt.

O ja wohl: Di meliora! So werden wir, ſo lange wir noch leben, beten müſſen, und doch kaum wieder dahin kommen, wo wir waren. Doch, um gerecht zu ſeyn, muß man auch andererſeits zugeben, daß uns die allgemeine Durchſchüttelung nöthig war, und manche alte Stockung nur durch ein ſo hartes Mittel ausgeſtoßen werden konnte. Vive. Vale!

Bamberg, 1. Aug. 1807.

„Erlauben Sie mir, mein Theuerſter, die Bitte, daß Sie von den 44 Thlrn., welche ich noch bei der Reſervekaſſe der A. Lit. Z. gut habe, an unſern unglücklichen Freund Martiny-Laguna baldmöglichſt 24 Thlr. in meinem Namen, als einen kleinen Beitrag zu einigem Retabliſſement, baldmöglichſt auszahlen möchten. Ach, ſein wahrer Verluſt iſt unerſetzlich! Welch ein Schickſal über uns terrigenas waltet! Da mit Martiny-Laguna über Verſetzung nach Würzburg unterhandelt wurde, gab er ſeinen letzten entſcheidenden Brief irgendwo ſo zum Einſchluß, daß ich ihn um 6—8 Monate zu ſpät erhielt, gerade zu der Zeit, als zu Würzburg alles wankte, und ich ſelbſt mich glücklich ſchätzte, nicht mehrere Freunde in gleiche Unſtätigkeit hineingezogen zu haben. Ich habe ihm damals dieſe Anſicht geſchrieben und zum Ausgebliebenſeyn ſeines Briefes gratulirt. Jetzt — wäre jener Brief richtig eingelaufen, ſo wäre wahrſcheinlich ſein Bücher- und Collectaneenſchatz zu Würzburg in salvo. Ludit in humanis divina potentia rebus!

Was wird nun der Friede für Halle, für Sie und Ihr Inſtitut bewirken? Ich harre ſehnlich auf weitere Ausſichten. Auch hier iſt Alles ſtill, ſogar über die Acquiſition von Baireuth, Erlangen ꝛc. Ich bleibe gern zu Bamberg. Nur Wohnung fehlt mir noch. Aber bald werden, nach der Sitte bei uns, ganz ungeheuere Organiſationen eintreffen. Wie? muß erwartet werden. Ihr ꝛc.

Bamberg, 14. Jul. 1808.

„Hier, mein Theuerſter, nach ſo langer Zeit ein Lebenszeichen von mir. Vier, fünf andere Recenſionen liegen halb oder zu zwei Drittel fertig da. Sie können nicht glauben, wie ſehr und auf welch eine geiſttödtende Weiſe meine Zeit zerſtückelt iſt. Und da ich jetzt nach Jahresfriſt meinen hieſigen Geſchäftskreis ſo ziemlich überſchaue und — ut bavarice loquar — organiſirt habe, fängt man an, das Königreich neu zu organiſiren, und droht mir, mich in der nämlichen Qualität zur Organiſation des Nürnberger Studien- und Schulweſens zu „verwenden,“ d. h. mich wieder von vorn anfangen zu machen. Ich muß warten, und mit Geduld mich waffnen. Bald, hoffe ich, ſollen Sie mehrere von meinen Reſten erhalten; wenigſtens arbeite ich ſonſt in der gelehrten Literatur nichts. Aber ſo weit bin ich, daß ich ſo eben ein Gellertiſches Leſebuch für Bürgerſchulen durchkorrigire, um meiner nächſten Pflicht, den Landſchulen ein leidliches Schulbuch anrathen zu können, mich zu opfern. — Die eine Beilage, ſehen Sie wohl, iſt national und zeitgemäß; aber eben deswegen wünſche ich ſehr, daß ſie, die größere, *bald* abgedruckt werden möchte. Wie herzlich freue ich mich, daß auch Ihre Profeſſorslage jetzt wieder geſichert iſt. Die armen Erlanger darben noch, ohne alle Ausſicht. Baiern, ſagt man, kann die Baireuthiſchen Domainen nicht mit fünf baaren Millionen loskaufen, und ſo entfernt ſich die Uebergabe immer aufs neue. Nur *Ammon* zieht zu Erlangen als Conſiſtorialrath und Prediger ſeinen Gehalt. Noch viel weiter im Blauen liegt natürlich Alles, was man ſonſt von einer proteſtantiſchen Rivalin Landshuts phantaſirt hatte. Gottlob, daß der Friede mit Auſtria von Napoleon durch bloße Demonſtrationen erdroht ſcheint.

An unſern theuern Griesbach, bei eheſter Gelegenheit, auch an die alten Freunde, Erſch, Vater ꝛc. alles Herzliche. Laſſen Sie mich doch auch wieder Kunde von Ihrem Wohl und Treiben erhalten. Amicissimo amicissime Amicissimus etc.

Bamberg, 21. Sept. 1808.

„Vielen Dank, mein Theuerſter, für die historia arcana Ihrer bisherigen Leiden und Freuden. Wohl uns, daß wir ſo durchkamen. Zu Erlangen, wohin ich aus Würzburg kommen ſollte, hätte ich nun immer noch keine Beſoldung, dabei aber alle Abgaben und Einquartirungen. Kein Menſch weiß noch, ob und wann es baieriſch wird; und wahrſcheinlich erhalten die Profeſſoren ſo lange nichts. Selbſt Vogel, der kürzlich dahin ging, mit baieriſcher Erlaubniß und in Hoffnung baldiger Union mit Baiern hat jetzt ſeinen Profeſſorgehalt nicht, ſondern bloß den Ertrag der Predigerſtelle. Schlimm genug zwar iſt es immer, daß ſich meine anfängliche Hoffnungen, hier der Literatur viel leben zu können, dahin bald umänderten, daß ich vielmehr den ganzen Tag in Akten ſtecke, und eben deswegen auch für die A. L. Z. ſo wenig beendigen kann. Schlimm genug, daß ich jetzt ſogar wieder alle Tage den Verſetzungsbefehl nach Nürnberg erwarte, wo ich dann (hier wäre ich etwa binnen einem Jahre ſo ziemlich aufs Reine gekommen!) wieder von vorne anfangen und reichsſtädtiſchen hundertfältigen Schlendrian umwandeln helfen ſoll. Aber immer, ſage ich mir, es könnte tauſendfach ſchlimmer ſeyn. Unſere Zeiten ſind eine Parallele des dreißigjährigen Krieges. Wohl uns, daß die Geburtsſchmerzen ſo vieler Weltumänderungen doch noch weit leidlicher ſind, als damals. Es iſt doch nicht eine Verheerung und Verwüſtung, wie wenn die groben Deutſchen gegen einander losgelaſſen, ihr Vaterland zertraten.

Daß Sie mir den Wechſel auf 300 Thlr. nicht ſogleich ſchickten, bedaure ich, eben weil ich nicht weiß, ob ich nicht bald wegmuß. Der Bankier Böhm will ihn annehmen. Schicken Sie ihn alſo mit umlaufender Poſt. Er rechnet nicht mehr als 8 pCt. Rabatt, da ich mit ihm bekannt bin. Aber perſönlich machen ſich ſolche Sachen am beſten. Ergo —

Die neulich geſchickte Recenſion des Roeckl u. fand ich noch nicht abgedruckt. Iſt ein Hinderniß dagegen da? Sehr lieb wäre mir's, wenn ſie ſogleich erſchiene. Sie ſollte noch auf die jetzige Schulorganiſation guten Einfluß haben. Bey uns heißen die Monitoria Stimulationen. Ergo — Stimuletur Col. Dom. Dr. et Prof. Kraeh, meo nomine, quam dulcissimis stimulis. An Freund Vater vornehmlich plurimam salutem. Ich freue mich herzlich ſeines Fortſchreitens. Aber zum Schreiben habe ich, weil ich immer ſchreibe, nur gar zu wenig Zeit. Vivat, floreat, crescat.

Nürnberg, 30. Jul. 1809.

„Alter, theuerſter Freund! Am Schluſſe meines Aufenthalts zu Bamberg erhielt ich unter dem 9. Septbr. 1808 von Ihnen ein liebes Briefchen, eine Skizze der noch günſtigen Glückswendungen, durch welche Sie ſich, mitten durch the pressure of the time, wenigſtens doch ohne die drohende völlige jactura durchgeſchlagen hatten. Hoffentlich ging dies bisher immer noch beſſer. Ein liebes Briefchen von Freund Vater läßt mich dies doppelt hoffen. Es iſt das einzige Lebenszeichen, das ich, ſeit ich hier hauſe, von Halle erhielt.

Wie aber kann ich auch Lebenszeichen erwarten, da ich ſelbſt unter Akten todt bin! Hätte ich zu Bamberg bleiben dürfen (wo man aber freilich zwei Kreisſchulräthe für einen Kreis nicht brauchen konnte), ſo hätte ich die Zuverſicht gehabt, in etwa noch einem halben Jahre meinen Geſchäftskreis geordnet und mir Muße erarbeitet zu haben. Aus dieſer Hoffnung riß mich die neue Kreiseintheilung des Königreichs mitten heraus. Seit dem October 1808 habe ich nun in Nürnberg überall wieder vorne anfangen müſſen. Ein neues Gymnaſium, neues Real-Inſtitut, neue Anordnung der höheren und niederen Schulen in der Stadt und auf dem Lande! Dazu auch alle Geſchäfte eines Kirchenraths für den Kreis, ohne den Titel und Gehalt davon bisher zugeſprochen erhalten zu haben. Sie ſehen, daß ich unter dieſer Miſère für unſere Allg. L. Z. nicht zur Arbeit kommen konnte. Auch an der zweiten Abtheilung des Johannes iſt kein Blatt geſchrieben worden. Der beſte Beweis, daß ich nicht bloß für die A. L. Z. todt bin. Vielmehr iſt das, was ich von Recenſionen hier anlege, das einzige, was ich in irgend einem Sinn Literariſches indeß ſchrieb. Itaque — ἔχε με παρῃτημένον. Doch hoffe ich gegen das Ende des Jahres Ihnen wieder eine Partie meiner Reiſe abtragen zu können; wenn nur keine neue größere Abhaltung, etwa die Organiſation der Univerſität Erlangen, dazwiſchen kommt, da man jetzt auf Acquirirung des Unterlandes von Baireuth ſicher zählt und alsdann wahrſcheinlich Altorfs Reliquien in die Karre von Erlangen hineingeſchoben werden.

— Ihr Letztes vom 9. Sept. 1808 äußerte den Wunſch, daß ich Ihnen einen auf Oſtern 1809 zahlbaren Wechſel von 300 Thlr. ſächſiſch ſo discontiren möchte, daß ich Ihnen 200 Thlr. baar ſenden und 100 Thlr. auf meine Rechnung behalten ſollte. Ich habe Ihnen ſogleich geantwortet, daß Hr. Kaufmann Böhm dazu erbötig ſey. Dagegen erhielt ich von Ihnen weiter keinen Wink, noch weniger einen Wechſel. Vermuthlich deckten Sie, was Sie zu decken die Abſicht hatten, auf andere Art. Was meine Rata betrifft, ſo renuncire ich auf die 200 Thlr. von 1807, wie ich ſchon erklärt habe, ganz. Dagegen wäre es mir erwünſcht, nunmehr auf die 200 Thlr. ſächſiſch für 1808 und auf 100 Thlr. für 1809 ohne Ihre Unbequemlichkeit hier eine Auszahlung mir machen laſſen zu können. Die mir am meiſten bekannte Lödl und Merkeliſche Handlung würde von mir eine Anweiſung auf die Allg. L. Z. annehmen, wenn Sie mir nur baldmöglichſt Nachricht geben, auf welchen Termin ich ſie für dieſen Zweck ausſtellen ſolle; oder wenn Sie, was vielleicht beſſer wäre, mir einen auf die Allg. Lit. Zeitung geſtellten, etwa um Michaelis oder Neujahr zahlbaren Wechſel ſchicken. Ich bitte um baldige Antwort, da der jetzt uns mehr ergreifende Arm des auf des Bürgers Koſten zehrenden Mars auch in Nürnberg manche Concuſſion und *ἁρπαγμοὺς* macht, die auch mir, obgleich mehr mittelbarer als unmittelbarer Weiſe, die nummos auspreßt.

An unſern lieben guten Vater meine herzlichen Empfehlungen und beſten Dank für das zugeſchickte *πρόγραμμα*. Ach, könnte ich auch einmal wieder, etwas einer Muſengabe Aehnliches verſchicken!

Nachſchrift. Den 5. Oct. 1809.

Das hier Obige ſchrieb ich Ende des Juli. Ich hoffte und hoffte, Ihnen wenigſtens einige Beilagen machen zu können. Mein Amt macht es mir jetzt noch ganz unmöglich. Doch lege ich nebſt einer Recenſion über Zoſimus und einer über Herder's Dogmatik die authentiſche Geſchichte der Auflöſung von Altorf bei, wovon die Akten durch meine Hände gehen, und die ich Ihnen deßwegen meiſt in den Worten der Reſcripte ſchreiben konnte. Hoffentlich kommt dieſe Notiz andern für die A. L. Z. zuvor; wenigſtens iſt ſie die möglichſt ſicherſte.

Mehrere Recenſionen liegen halb fertig, z. B. von Henke Magazin und Muſeum. Ich hoffe zuverſichtlich, gegen das Neujahr hin ſie und einige andere Ihnen ſchicken zu können.

So eben erſchallt hier Friedensbotſchaft, aber ohne alle Kenntniß der Bedingungen. Gott gebe, daß nicht neue Aenderungen mich in neuen Strudel hineinziehen! Allen Freunden viel Herzliches! Immer ꝛc.

Nürnberg, 25. Aug. 1810.

Wenigſtens eine Antwort, mein lieber alter Freund, hätte ich auf meine wiederholten Anfragen über unſere Geldverhältniſſe zu verdienen geglaubt. Wie bereitwillig verzichtete ich, nach Ihrem und Bertuch's Schreiben vom 22. Dec. 1806 auf mehr, als Sie verlangten, auf die ganze Einnahme der 200 Thaler für 1807. Wie herzlich verſicherten Sie mich unter dem 7ten Febr. 1807 für meine Erklärung, die Sie edelmüthig nannten, Ihres Dankes, und der Verſicherung, ſie nicht mißbrauchen zu wollen. Dennoch habe ich nunmehr ſchon auf 1808 und 1809 nichts, nicht einmal eine Antwort erhalten. Sollte dies unſer Beider würdig ſeyn? Nur unter dem 9. Sept. 1808, kurz ehe ich Bamberg verlaſſen mußte, ſchrieben Sie mir, daß wenn ich für Sie einen Wechſel auf 300 Thaler negotiiren wollte, ich dann davon 100 Thlr. auf meinem Conto beziehen könnte, Ihnen aber 200 Thaler baar ſchicken ſollte. Ich ſchrieb ſogleich, daß dies ausführbar ſey, daß Sie nur den Wechſel ſchicken ſollten. Aber Sie ſchickten nichts, und von jener Zeit an bin ich auch nicht ſo glücklich, von Ihnen ein Wort erhalten zu können!

Erſt von Griesbach, da ich die Freude ſeines Hierſeyns genoß, erfuhr ich, daß Sie nach Ausgleichung mit Bertuch nun Alleinbeſitzer der A. L. Z. ſind. Mein Accord, von Beiden unterzeichnet, bleibt natürlich für Beide verbindlich. Aber ſelbſt dies mag ich am allerwenigſten gegen den anführen, welcher der alleinige Urheber des Accords war, den ich nicht ſuchte, der aber, wie Sie wiſſen, nicht nur mein Zurückweiſen der mir wegen einer Literaturzeitung für Jena gemachten vortheilhaften Anerbietungen entſchied, ſondern auch nachher mich beſtimmte, kein ſolches Inſtitut für Würzburg zu übernehmen, ein Entſchluß, der mir mancherlei Schaden und Verdruß zugezogen hat.

Selbſt gegen Griesbach, da er hier war, hielt ich jede Sylbe, daß ich mich über Sie zu beſchweren Urſache hätte, zurück. Auch jetzt appellire ich bloß an Ihre Billigkeitsliebe, an Ihr eigenes Urtheil.

Daß ich indeß nichts, faſt nichts für die A. L. Z. arbeiten konnte, ſchmerzt mich genug. Aber Sie wiſſen, daß dieſes auch nicht die Bedingung der 200 Thlr. iſt. Jammers genug, daß ich literariſch todt bin, daß ich nicht eine Zeile weiter an der zweiten Hälfte des Commentars ſchreiben konnte; auch an der im Meßkatalog ſtehenden zweiten Ausgabe meines Pſalmenclavis iſt noch kein Blatt gedruckt, ungeachtet es bloß Reviſion fordert.

Ich bitte Sie inſtändig mit umgehender Poſt um Ihre Antwort. Mir ſollte es leid thun, unſern Freund Griesbach zum Schiedsrichter auffordern zu müſſen. Nein, ich vertraue ſicher auf Sie ſelbſt. Laſſen Sie mich in meinem Glauben nicht irre werden! Ihr ꝛc.

Anſpach, 3. Febr. 1811.

„Geht mir gleich meine Baieriſche Dimiſſions-Erlaubniß noch ab, ſo kann ich doch, da ich an unſern theuern Griesbach ſchreibe, die Freude nicht zurückhalten, auch Ihnen, mein alter, lieber, theurer Freund, die Nachricht zu geben, daß ich bis nächſte Oſtern als Geheimer Kirchenrath und Profeſſor der Theologie und Philoſophie, beſonders für die Fächer der Exegeſe und Kirchengeſchichte, in das freundliche Heidelberg übergehe, und dort wieder ganz für die Studien zu leben hoffe.

Möchte nur der Himmel die hier verlorenen praeteritos annos mir dort zu gut rechnen! Ihm danke ich's recht ſehr, daß er auch Sie, post exanclatas temporum vicissitudines, durch vergütende Geſundheit und Macrobioſe erfreut.

Unter all den ſchönen Attituden, welche Ihre liebenswürdige Schwiegertochter (die wir zu Bamberg kennen und ſchätzen zu lernen das Vergnügen hatten) darſtellt, iſt die Attitude der Hygieia die ſchönſte, von welcher ich Ihnen, mein Theuerſter, wünſche, daß Sie ſich darin recht lange erhalten.

Wohl erinnern Sie ſich, daß Sie mir einen vollſtändigen Aufſchluß, wie mein Geldverhältniß zur A. L. Z. zu betrachten ſey, bis nach der Michaelismeſſe zugeſagt haben. Ich bitte Sie bei Ihrer alten Freundſchaft, es doch jetzt baldmöglichſt nachzuholen. Ihr ꝛc.

Heidelberg, 18. Sept. 1811.

Theuerſter, verehrter Freund! An dem, was Ihnen die Zeitumſtände entziehen, nehme ich den herzlichſten Antheil, und würde ihn eben ſo nehmen, wenn mir ſelbſt dadurch nichts entginge. Dem Himmel ſey Dank, daß Sie und ich dennoch bis jetzt im Weſentlichen geborgen blieben!

Wiſſen Sie was? Laſſen Sie mir, indem ich auf alle andern Anſprüche verzichte, nur zum Andenken dieſen Einen: von der A. L. Z., welcher ich das Alter Methuſalems, ihrem Schöpfer aber noch einen aevum länger dazu wünſche, fernerhin, und ſo lange dieſer mein Wunſch in Erfüllung geht, ein Frei-Exemplar zu erhalten. Finden Sie dieſen Wunſch nicht unbeſcheiden, ſo bitte ich, ihn dahin auszudehnen, daß mir noch von 1810 die drei letzten Monate (October, November, December) und dann der Jahrgang 1811 — nicht aber mit der theuern Poſt, ſondern durch Einſchluß an Herren Mohr u. Zimmer — zugeſchickt, und ſo damit fortgefahren werde, ſo lange bis wir mit einander im Elyſium, wo es keine Sperren und überhaupt keine pressure of the time mehr geben ſoll, eine durch alle Sonnenſyſteme per Kometen ꝛc. zu verſendende Univerſums-Literaturzeitung entrepreniren können. Denn zur Coredaction müſſen wir doch noch einmal kommen, rumpantur ut ilia Querretann. An dem längeren Fortgang der ſublunariſchen, Ihnen jetzt eigenen, denke ich, ſollten Sie doch noch nicht verzweifeln. Wegen des Verbots in Norddeutſchland wird ja wohl eine Vorſtellung an den Prinzen von Eckmühl Abhülfe ſchaffen können. Iſt doch die Einfuhr nach Frankreich ſelbſt nicht ſo geradezu abgeſchnitten. Hat Deutſchland nur einige Zeit Ruhe, ſo wird der Ankauf ſich doch wieder mehren, weil ſo manche ſonſtige literariſche Ausgabe wegfällt. Die Buchhändler, dünkt mich, grimaſſiren zu ſtark, um nur die Auctores wieder auf die vormaligen honoraria inhonesta herabzubringen. Schlafen andere literariſche Zeitungen früher ein, ſo erhält ſich die Ihrige deſto gewiſſer. Wie z. B. die hieſigen Jahrbücher fortdauern können, mag der Himmel wiſſen.

Meine dreifältige Familie iſt ſo eben von Stuttgart zurückgekommen. Auch dies erhöht den Werth von Heidelberg für ſie, daß man in einem Tage zu Stuttgart ſeyn kann. Mir zwar macht dies wenig. Mihi patria est, ubi bene. Und dies finde ich bis jetzt in Heidelberg.

Tübingen hat ſich auch wieder erhalten. Ihm drohte ein Project, die Univerſität in Specialſchulen zu zerſchneiden. Ein Herr von Wangenheim, den wir einſt zu Jena relegiren halfen, iſt Curator almae Eberhardino-Carolinae geworden; er iſt zugleich Präſident des Obertribunalraths zu Tübingen und Geheimer Rath. Sic itur ad astra. Er hat ſich vornehmlich als Peſtalozianer im Schwabenlande berühmt gemacht. Hier gibt es — Gottlob! — nichts Neues.

Außer den beſten Empfehlungen an Hrn. Prof. Erſch bitte ich, mich Hrn. Hofrath Bruns recht herzlich und zutraulichſt zu empfehlen. Er iſt ein gar zu biederer, guter old English Gentleman. God bless Him. I shake His Hand and – God bye. Mein herzlichſtes Cura, ut valeas; auch an Ihre Frau Gemahlin. Hochachtungsvoll ꝛc.

Heidelberg, 2. Mai 1812.

Ich ſchicke Ihnen hier, mein alter, theurer Freund, ein Manuſcript, über welches Sie ſich wundern werden. Lieber, werden Sie ſagen, hätte ich die Zeit auf einige Recenſionen verwenden ſollen. Und am Ende haben Sie recht. Aber der tiefe Unwille über die Intrigue gegen Jacobi trieb und treibt mich, die Malice aufzudecken, die Sie hauptſächlich aus dem Gedruckten Nr. 93, Schlüſſel ꝛc., erſehen werden. Ich bin überzeugt, die Intrigue iſt vergeblich, wenn ſie laut ausgeſtellt wird. Nun habe ich zwar dies Blatt deswegen ſchon im Badiſchen Magazin abdrucken laſſen. Aber dieſes Magazin hat ein ſehr kleines Publikum. Deswegen wünſche ich ſehr, daß das Ganze, das dem Ungeziefer einen tüchtigen Klaps, hoffe ich, geben ſoll, baldmöglichſt in weiten Umlauf komme, und deswegen ſchicke ich es Ihnen.

Etwas Weniges von mir zum Andenken unſers hochverehrten Griesbach werden Sie nächſtens in den hieſigen Annalen leſen. Meine herzlichſten Empfehlungen an die theure Wittwe. Sie hat ſchwere Pflichten erfüllt. Der Himmel ſegne ſie!

Was wird wohl aus Griesbach's kritiſchen Sammlungen, Collegienheften, beſonders aus der Einleitung ins neue Teſtament und der Kirchengeſchichte? Wahrſcheinlich ſind ſie ſehr genau ausgearbeitet? Wird ſie jemand benutzen, oder dem Publikum nützlich machen?

Auch der A. L. Z. ſchicke ich, ſobald nur möglich, neue Beiträge. In dieſem Sommer abſolvire ich die letzte Partie der Kirchengeſchichte, die mir ſo viel Zeit raubt. Welche Ausſichten haben Sie zur Fortſetzung der Allg. L. Z. für 1813? Vale, optime, et ama Tuum etc.

Heidelberg, 14. Dec. 1812.

–Hier, theuerſter Freund, mein Weihnachten für die Allg. Lit. Zeitung. Möge es Ihnen nicht mißfallen! Dieſer Herr Schütz zu Königsberg verdient, Ihr Vetter zu ſeyn. Iſt er's Vater ſchickte mir ſeine Diſſertation zu, mit dem Bemerken, daß es erwünſcht wäre, wenn die Regierung durch eine baldige Recenſion auf ihn aufmerkſam gemacht würde. Ich ſuchte dieſe zugleich ſo zu machen, daß ſie Anſprüche darauf machen kann, geleſen zu werden. Und eben deswegen gab ich ſie nicht den Heidelberger Annalen, weil ſie mir einen größern Leſerkreis zu verdienen ſcheint.

Geben Sie mir doch auch einen Wink, ob Perthes das bewußte Manuſcript erhalten und angenommen hat?

Meine Geſundheit hält ſich ganz leidlich. Neues iſt hier nichts, als daß unſer Kirchenhiſtoriker Neander, Verfaſſer einer recht guten Schrift über Kaiſer Julian, einen Ruf nach Berlin hat. Wir wiſſen noch nicht, ob er folgt.

Proſit das neue Jahr! Herzlichſt ꝛc.

Nachſchrift. Den 16. Dec. 1812.

Zum Glück ließ ich den Brief noch ein bischen liegen. Indeß kam Ihr Liebevolles vom 3. Dec., deſſen Herzlichkeit mich über Alles freut und erquickt.

Wegen des Manuſcripts, ſehe ich, haben Sie ſchon das Möglichſte gethan, und danke verbindlichſt für ſo viele Bemühung. Kann es auch Perthes nicht drucken laſſen, ſo mag es ganz ruhen.

Zwar habe auch ich hier viele Meditationen und Speculationen angeſtellt, ob es nicht möglich wäre, die Griesbach'ſchen Sammlungen für unſere in der Kirchengeſchichte und neuen Exegeſe nicht reiche Univerſitätsbibliothek zu acquiriren. Eigenes Intereſſe und der Wunſch, der lieben Wittwe einen Gefallen zu erweiſen, kamen dabei ſo ſehr zuſammen. Aber es war unmöglich, auch nur ein Anerbieten zu machen. Man ſpricht immer davon, Freiburg und Heidelberg zuſammenzuwerfen, hieher oder in das ganz verarmende Manheim. Alles wegen der res angusta domi. Freiburg hatte noch ſtarke Gefälle in Würtemberg. Jetzt eben ſagt man, der Potentissimus Wirtembergiae Autocrator habe dieſe 30,000 fl. für die neue Univerſität Ellwangen eingezogen. Iſt dies wahr, ſo wird mit Freiburg eine diminutio capitis vorgenommen werden müſſen. Es iſt mir immer, ich müſſe noch mehr ziehen. Vielleicht ſchreibt Ihnen dieſer arme Zugvogel aufs Frühjahr aus Manheim.

Ihre vita Griesbachiana würde etwas äuſſerſt Erwünſchtes ſeyn; ſie könnte die beſte Zeit unſerer Literatur umfaſſen, und halb Ihre eigene Biographie werden. Laſſen Sie ja den Gedanken nicht fallen, wenn es nicht für Ihre Geſundheit zu viel wird.

Für das Exemplar von Ihren Ciceron. epist. danke ich zum Voraus beſtens. Durch Einſchluß an die hieſige Mohr und Zimmer'ſche Buchhandlung würde ich das höchſt erfreuliche [illegible] am beſten erhalten. Möchte ich bald auch Ihnen etwas Gröſſeres von mir vorlegen können. Aber für jetzt heißt es immer noch: ſich ſchonen!!

Ueber Stephani habe eine nichtbeſtellte Recenſion beigelegt, weil ich höre, daß man ihm in Baiern teufliſche Chikanen über das Schriftchen macht. Es könnte ihm nützen, wenn die Recenſion bald erſcheinen könnte.

Vale Humanissime, Suavissime! Ihr ꝛc.

Heidelberg, 24. Febr. 1813.

Faſt ſcheint es, Theuerſter, ich müſſe eilen, Ihnen noch einen Beitrag zur A. L. Z. zuzuſchicken, wenn er früher, als Gog und Magog bei Ihnen ankommen ſoll. Wer weiß, ob nicht der Poſt-Cours eine Weile leidet.

Ich ſehe, daß Sie eine andere Recenſion der Schütziſchen Diſſertation über die apokryphiſchen Evangelien in die Allg. L. Z. einrücken lieſſen, welche vermuthlich beſtellt war, was die meinige nicht ſeyn konnte. Schwerlich werden Sie zwei Recenſionen von einer Diſſertation einrücken laſſen wollen, ungeachtet ich mir für die meinige, weil ich darin viel Eigenes angebracht habe, die ausgedehntere Publicität der Allg. L. Z. wohl gewünſcht hätte. Kann es nicht gut ſeyn, ſo bitte ich nur die Recenſion mit gewiß mit dem nächſten Monatsſtück zurückzuſenden, damit ich ſie noch in die Heidelbergiſchen Annalen anbringen kann, und nicht ganz umſonſt mir Mühe gegeben habe.

Der Himmel beſchütze Sie, wenn unberufene Hoſpitanten Ihr gutes Saal-Athen beſuchen ſollten. Hoffentlich werden ſie nicht auch am Neckar ſtudiren wollen. Eher möchten hierher Moreſdiner, Kroaten und dergleichen eben ſo unerwartete Studioſi ihren Zug nehmen. Dagegen haben uns ſchon viele Preußen, Weſtphälinger ꝛc. verlaſſen, und laſſen beſonders unſern Herren letis leere subsellia. Di meliora. Herzlichſt ꝛc.

Heidelberg, 26. Jul. 1813.

- Ich kann für heute nichts thun, Theuerſter, als Ihnen meinen Schrecken, mein Beileid und meinen Wunſch ſchreiben, zu wiſſen, wie weit das Unglück Sie ſelbſt mit trifft. Es iſt entſetzlich, daß auch die, welchen man keine Schuld zuzuſchreiben weiß, außer der Collegien-Einnahme auch die Hälfte an Gehalt verlieren ſollen! Entſetzlich, daß wohl jetzt nirgends ein von der Sündfluth freier Ararat iſt, wo ſich eine Arche niederlaſſen könnte. Hoffentlich werden Sie doch die A. L. Z. erhalten können. Ich ſehe wohl, wie viel Raum ihr jetzt abgeſchnitten iſt. Auch an Herren Prof. Erſch denken wir mit wahrſter Theilnahme.

Geht es, ſo laſſen Sie mich entweder direct oder durch Einſchluß an Hrn. Frommann zu Jena, der mir nächſtens ein Packetchen ſchicken wird, das wichtigſte erfahren, um uns eher beruhigen zu können. Ich habe im Augenblick aus allen Kräften daran gedacht, ob wir Sie nicht hierher ziehen könnten. Aber auch da iſt ein ſolcher Ueberfluß an Mangel des Nöthigſten, daß man keinen vernünftigen Plan machen kann, da ohnehin Creuzer und der junge Voß neben einander da ſind. Wie ſehr wünſche ich, daß es noch etwas beſſer iſt, als es in der Ferne ſcheint. Auch an Herrn D. Geſenius denke ich mit beſonderer Theilnahme ꝛc.

Heidelberg, 7. Jun. 1818.

- Für das überſchickte Jubilaropuſculum tauſend Dank, beſter, liebſter Herr Jubilarmagiſter! und Millionen Glückwünſche, daß Sie noch einmal jubiliren und — ſo eigennützig bin ich zugleich — auch mich noch einmal dazu ſo freundlich und wohl eingedenk citiren und dadurch verewigen mögen!! Neulich begehrte unſer Univerſitäts-Curator, Hr. v. Reizenſtein, eigentlich Univerſal-Curator von Allem, was in Baden gut wird, was ich von Harms und Antiharms hatte. Ich ſchickte ihm Mehreres. Nichts hatte ſo ſehr ſeinen Beifall, als Ihre jubilariſche Genialität. Es freute ihn ſehr, daß Sie alsdann beim frohen Mahl ein „und des Harms vergeſſen" getrunken haben. Er läßt Ihnen herzlich wünſchen, daß Sie immer alles andern Harms enthoben ſeyn, aber der Harmſe, um das Magiſterium der Vernunft zu vertheidigen, nicht vergeſſen! Ich tummle mich gegenwärtig mit Concordaten und antipapaliſchen Kämpfen herum. Ein Uebel aber iſt mir ſehr fatal. Meine rechte Hand iſt oft ſchwächer, als ſie für einen ſolchen allzeit rüſtigen Schriftſteller ſeyn ſollte. Ich bade gegenwärtig. Gott gebe, daß das Waſſer dem Geiſte wieder zu Hülfe komme, um wenigſtens wieder ein ſo unentbehrliches Werkzeug für dieſen noch, bis ich auch jubiliren kann, in vigore zu erhalten. Außerdem bin ich, Gottlob! heiter und wohl. An die lieben Ihrigen Alle meine herzlichen Empfehlungen. Auch von den Meinigen. Omnibus: Jubilate! Und ſomit, mein theuerſter Jubel-Senior, gehaben Sie ſich wohl, und lieben Sie immer Ihren ꝛc.

Heidelberg, 1. Sept. (an meinem Geburtstage) 1822.

Daß Sie, alter theurer Freund, über den Tod Ihrer Frau Gemahlin zu trauern haben, war uns ein ganz unerwartetes Leid. Hr. Kabinetsrath Kopp hatte uns noch kürzlich ſo froh erzählt, wie heiter er Sie Beide zuſammen angetroffen hatte. Er iſt jetzt eben hier, und wiederholt ſeine beſten Empfehlungen an Sie, neben unſerer Aller herzlichſten Theilnahme und Mitleidsbezeugung. Er hat indeß allzu anhaltend koptiſch ſtudirt und befindet ſich unwohl. Schon hat er aber die Freude, auf der Inſchrift von Roſette eine ganze Zeile hindurch alle Buchſtaben zu wiſſen. Und dies iſt ja wohl der Mühe werth, ſelbſt eine Mumie zu werden. Machen Sie Herren Geſenius und Vater (denen ich mich Beiden beſtens empfehle) dieſe herrliche Ausſicht bekannt, daß man nächſtens eine Palaeographia koptica, dann vielleicht aegyptiaca und endlich hieroglyphica zu erwarten habe; doch hat der Arzt indeß ein Interdict eingelegt, daß, wenn die erſte Sylbe erhalten werden ſoll, die zwei andern noch nicht ſo gar eilig hinzukommen dürfen.

Unſere Trias war bei ſechs Wochen zu Wiesbaden, und ſowohl der lieben Frau als mir bekam die kalkigte Durchwärmung recht gut. (Sophie, da ſie etwas an der Bruſt leidet, durfte gar nicht baden.) Ich beſonders fand mich herrlich ins Faullenzen hinein, und wurde allmählich ſo dumm, als die wilden Enten, die dort ſind.

Deswegen bitte ich bei Hrn. Prof. Erſch und der hochlöbl. Redaction um ſchön Wetter und Geduld. Baldigſt werde ich dennoch die Wunder nach Köſter, und den hochheiligen Auguſtinus nach Wiggers, auch Marſh u. ſ. w. vornehmen. In vierzehn Tagen beginnen die Ferien, aller böſen Recenſionsſchuldner Hoffnungsziel.

Auch Ihrem Herrn Sohn meine beſten Empfehlungen. Von dem Briefwechſel der Pfälziſchen Orleans habe ich leider noch nichts für ihn ausforſchen können. Man meint, Vieles wäre ins Münchner Archiv weggeführt werden. Asservant, ut ne conservent.

Behalten Sie lieb, und in jungem Andenken ꝛc.

Heidelberg. 23. Nov. 1823.

„Lachen werden Sie wohl, alter lieber Freund, daß ſtatt der langverheißenen Recenſion von Wiggers — die ich aber doch zum Neujahrwunſch noch einmal, und jetzt zum letzten Mal, zuſage — in der Anlage eine Haß- und Liebes-Recenſion ſich Ihnen präſentire, die Sie gewiß nicht erwarten. Gerade da man mich beredet hatte, Madame Schopenhauer als ma chère Tante zu leſen; gerade da ich mich über die liebeleeren Affereien ärgere, ſehe ich das neue, noch ſchlechtere Produkt im Converſationsblatt, offenbar bloß um die frühere Gabriele emporzuhalten, ſchändlich gelobt und geprieſen. Facit indignatio versum, warum nicht auch recensionem? Und wahr werden Sie oder Ihr Herr Sohn, der das Machwerk doch ex officio leſen muß, meine Indignation, hoffe ich, auch finden. Ich wünſche alſo, daß noch kein anderer mir zuvorgekommen ſeyn möge, und an der Dame geſchehe, was Rechtens iſt. Wäre nur die actio in distans nicht eine ſo langweilige Sache, Sie würden manchmal mit einem ſolchen salto εις αλλο γενος überraſcht werden. Denn Fonkiana kann der neue Dr. juris doch (Gottlob!) nicht immer treiben. Wohl aber dankt er, ad hanc vocem, daß auch Sie die gute Wirkung ſeiner Fonkiana durch die beſchleunigte erwünſchte Recenſion kräftig gefördert haben — überhaupt, daß Sie mir immer der alte, liebe, biedere Freund ſind und bleiben, iſt des höchſten Dankes werth.

Gelegentlich will ich auch freundwilligſt hiermit angezeigt haben, daß, wenn Sie nicht ſchon einen beſſern in unſerer Gegend dafür haben, ich Ihnen baldmöglichſt eine Recenſion von mancherlei Flugſchriften, den Pf. Henhöfer betreffend, überſchicken will, der in unſern Gegenden viel Gerede und antiproteſtantiſchen Rumor macht, weil er mit einem Male einen Drittheil ſeiner katholiſchen Gemeinde aus dem bditteren Schafſtall auf eine wohl luftigere, aber nicht fette Weide, ins Freiere herausgeführt hat. Proſelytenmacherei und Schwärmerei liegen gewiß nicht in der Natur. Aber wenn man ſehen muß, wie die Pfaffen überall wieder eingraſen, und ſobald ſie nur den Kopf wieder halten können, verfolgen und alles wiſſenſchaftliche Treiben (ſ. den armen Gratz zu Bonn, den ſel. Jahn u. ſ. w.) beengen und unmöglich machen, ſo kann man ſich ein: „Gehet aus von ihnen!“ nicht unterſagen. In ihrem Schwanz ſteckt immer Alleinherrſchaft, Inquiſition und Dummmachen.

Auch dieſen Sommer waren wir Drei in Wiesbaden, mit gutem Erfolg. Es ließ ſich leider nicht vorausbeſtimmen: wann? ſonſt hätte ich angefragt: ob Sie nicht vielleicht den guten Gedanken, an den Rhein zu kommen, auf dieſe Zeit verlegen, oder gar ſelbſt etwa Wiesbaden oder Schwalbach gebrauchen könnten? Denken Sie doch für künftigen Sommer über dieſe Frage, als questiones amicissimi momenti.

Indeß meine beſten Empfehlungen an Alle, die mir wohlwollen, und deren ſind in Ihrem Kreiſe Gottlob Viele. Außer Ihrer Familie, Niemeyer, Geſenius, Vater, Erſch, Wegſcheider, Thilo; hoffentlich auch noch Knapp ꝛc.

Gott erhalte Sie! Vale validissime! Ihr ꝛc.

Heidelberg, 4. Jun. 1825.

Alter, lieber, verehrter Freund! Gar ſehr freute mich's, Ihre Hand wieder einmal zu ſehen. Auch für die trefflichen Beilagen danke ich herzlich. Machen Sie doch den Herren Niemeyer, Knapp, Vater (auch Hrn. Wegſcheider außerdem) dafür meine herzliche Empfehlung auch Freudenbezeugung kund, beſonders auch darüber, daß Sie alle einander, bei aller Meinungsdifferenz, ſo edel und mild behandeln. Hier ſind die Kabalen los. Doch ſind doch manche Geſcheide, hier und in Carlsruhe, für mich. Penſionirt wäre ich eigentlich gerne; aber nur nicht unter ſolchen Umſtänden, wo es der Sache ſchaden und Manchen, wie ein terroriſches Unglück, ſcheu machen möchte.

Daß ich nach Ihrer Abrechnung um 73 Thlr. reicher werden ſoll, iſt mir ſehr angenehm. Mit dem 19. Juni gehen wir Drei zuſammen nach Wiesbaden ins Römerbad auf drei bis vier Wochen; da werde ich Alles, auf Ihre Geſundheit trinkend und eſſend, wohl anzuwenden Gelegenheit haben. Auch Anweiſungen an die Winterſche oder Oswald'ſche Buchhandlung hier ſind mir ganz gut, wenn ſie nur nicht disputabel ſind, wie ich neulich eine (ſeit ſechs Jahren mir ſchuldige) von Hrn. Eichſtädt (wegen Stolbergiana ꝛc.) nur als proteſtabel erhalten habe.

Möchte der Himmel wollen, daß Sie zwiſchen dem 19. Jun. und 12. Jul. auch nach Wiesbaden kommen könnten! Der Champagner und Rheinwein iſt gut dort. Aber doch noch begeiſternder wäre mir das Wiederſehen meines lieben welthintreſſenden Schützen. Was ſollten Sie mir alles erzählen und in memoriam revociren. Machen Sie was möglich iſt. Iſt's nicht, ſo laſſen Sie mich doch ferner — nicht nur Ihres Andenkens aufs Beſte gewiß bleiben (denn daran können wir wechſelſeitig gegen einander nie zweifeln!), laſſen Sie mich auch ſchriftlich davon öfters gewiß werden, und laſſen Sie mich, da mich Myſtiker und Papiſten jetzt recht verhaßt machen möchten, oft von Ihnen ein καλως μαρτυρουμενος werden.

Mit den herzlichſten Empfehlungen von meiner lieben Frau und Tochter ꝛc.

Heidelberg, 16. Aug. 1825.

Hoffentlich, mein Lieber, haben Sie um eben die Zeit, wie ich geſtern Ihr zweites Monitorium (nachdem das erſte nicht an mich, ſondern wieder an Sie von Wiesbaden zurückgegangen iſt) erhielt, auch meine Einlage an Hrn. Erſch erhalten, und ſind alſo wegen des richtigen Empfanges der 14 Friedrichsdor und meines beſten Dankes ſchon verſichert. Nur weil Sie mich einen wohlwollenden großen Brief hoffen ließen, und weil ich hoffte, dieſer Brief könnten Sie vielleicht gar ſelbſt ſeyn — was man wünſcht, beredet man ſich gar zu gerne — ſchob ich das ſchuldige Antworten auf. Allerdings allzu lange. Dies iſt meiner Schreibefaulheit Schuld, die ſich im Bade vollends in ein peccatum mortale zu verwandeln pflegt. Verzeihung alſo dem Reumüthigen, wenngleich ſchwerlich je ſich ganz Beſſernden! Hierher gekommen, wollte ich dann durch Einſchluß an Erſch ſchreiben. Für den Einſchluß aber verzögerte ſich der nöthige Beiſchluß von Recenſionen, und ſo ward wieder Verſpätung.

Statt des Laufzettels aber, mein Beſter, weiß ich nun immer keinen beſſern Rath, als — daß Sie ſelbſt kommen, wie mein letztes, kleines, auf alle Weiſe Sie zu verführen trachtet, und das jetzige alles im Geiſte wiederholt. Dies ſoll ſtatt aller, aller Briefe gelten, wenn ich Sie von Angeſicht zu Angeſicht ſchaue. Die ganze Trias domestica grüßt und wünſcht ebenſo. Der Himmel begünſtige unſere Wünſche, und auf jeden Fall Ihr beſtes Wohlſeyn. Herzlichſt der Ihrige ꝛc.

Platner.

Leipzig, 18. Jul. 1800.

Der natürlichſte Gedanke, den das Geſchenk der von Ew. Wohlgeboren für meinen Sohn unterzeichneten Matrikel bei mir und bei dem neuen Jenaiſchen Studenten veranlaſſen konnte, war: in einem lateiniſchen Briefe zu danken. Nun darf ich, ohne väterliche Eitelkeit, verſichern, daß der Eduardum Platnerum, den ein Reiz deponirt und ein Schütz inſcribirt hat, ein paar lateiniſche Perioden zu ſchreiben im Stande iſt, ohne das zu machen, was man einen Schnitzer nennt. Aber er hat ein Vorgefühl von dem guten Latein, deſſen er noch nicht fähig iſt und, vermöge dieſes Vorgefühls, eine Schüchternheit, die ich ſo wenig tadeln, als die Beſorgniß vermeiden kann, man möchte auf jeden Fall glauben, er habe ſich helfen laſſen. Darüber, daß wir Beide davon pro und contra ſprachen, vergingen etliche Wochen. Aber darum ſoll doch der Vater nicht unterlaſſen, Ew. Wohlgeboren deutſch zu danken, weil der Sohn in ſeinem vierzehnten Jahre das Herz nicht hat, es lateiniſch zu thun. Wahrſcheinlicher Weiſe dankt er Ihnen dereinſt in Jena, wo er wohl ein Jahr ſtudiren möchte, für noch weſentlichere Wohlthaten. Denn ſeine Neigung geht ganz auf die beiden Sprachen hin, in denen Sie herrſchen.. Für dieſen Fall insbeſondere empfehle ich Ew. Wohlgeboren dieſen jungen Menſchen, der ſich den ganzen Tag mit dem Homer und Ariſtophanes, mit dem Cicero und Livius trägt, und wirklich auch mitunter über einen ſolchen Schriftſteller ſchon eine akademiſche Vorleſung hört.

Ein größeres Zeichen meiner Dankbarkeit für Ihre Güte und Freundſchaft, als ich Ihnen durch alle Worte geben könnte, gebe ich Ihnen dadurch, daß ich Sie vor der Anhäufung Ihrer Todſünden bewahre. Daß ich an Ew. Wohlgeboren Correſpondenz, an meine unbeantwortet gelaſſenen Briefe, denke, das verſteht ſich ohne Erklärung. Nun habe ich, wenigſtens ſo oft die Autorſchaft Veranlaſſung gab, ſolche unbeantwortete Briefe an Ew. Wohlgeboren geſchrieben, auf die auch nicht einmal eine Recenſion des überſchickten Buchs in der A. L. Z. erfolgte; z. B. Quaestiones physiologicae, Lehrbuch der Logik und Metaphyſik. Und wie es mir armen Manne in der Recenſion des I. Th. der Neuen Philoſophiſchen Aphorismen in Ihrer Lit. Zeit. ergangen iſt, deſſen ſind Sie noch erinnert. Verzeihe es Ihnen Gott, daß Sie mich damals in die Hände meiner Feinde gaben!

Nun alſo jetzt, damit Sie nicht in den Fall kommen, den Brief, in welchem der Autor ſich der A. L. Z. unterwirft, unbeantwortet oder das Werk ohne Recenſion zu laſſen (das iſt ſchrecklicher, als, nach der Vorſtellung der Alten, unbegraben zu bleiben), ſo ſchicke ich von

den Philoſ. Aphorismen II. Th. ganz neue Ausarbeitung. 1800.

das Exemplar, welches der A. L. Z. als einer kritiſchen Zeitſchrift von dem erſten Range gebührt, nicht durch Ew. Wohlgeboren ein, ſondern durch den Profeſſor Eichſtädt; damit er, der Ihnen in der Art der Gelehrſamkeit ſo ähnlich iſt, auch in Anſehung dieſer Todſünde ähnlich zu werden, durch mich Gelegenheit erhalte.

Daß ich ſcherze, brauche ich Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen. Alſo war auch das Scherz, was ich von der Recenſion des erſten Theils erwähnte? Ja, lieber, würdiger Mann! Geben Sie mich immer wieder in Reinholds Hände. Da ihm ſein Plan fehlgeſchlagen iſt, in der Philoſophie zu herrſchen: ſo wollen wir ihm doch nicht auch die Freude verderben, zuweilen allein zu reden. Und das thut man nicht gemächlicher, als incognito.

Empfehlen Sie mich dem gütigen Andenken der Frau Gemahlin, und ſagen Sie ihr: wenn ihr lieber Mann mit ihr nach Leipzig käme, ſo möchte ſie ihn doch veranlaſſen, mich zu beſuchen, weil ich außerdem über Erkaltung der vormaligen Freundſchaft klagen würde.

Mit allen Ihren Todſünden muß ich Sie doch lieben. Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Leipzig, 10. Jul. 1805.

Bene nate Domine, Altissime honorate Domine aulae Consiliarie! Ego peto vehementer circa condonationem, quod ego Tuam honoratissimam adscriptionem non prius correspondi. Sed Tu ipse Te non superfestinas in respondendo et scis plus quam nimis bene, quomodo noster unus omnes manus plenas ad faciendum habet, si paratus fieri vult.

Mihi non in cogitationes venit aliquid de Gallo [1]) scribendum. Sed cum Tuam epistolam legebam: cogitabam ego: quomodo esset, si tamen unam parvam refutationem disiiceres. Et sic sumsi pennam et scripsi quinque arcus plenos.

Cum Domini Halenses nunc Gallo [2]) gaudent. (haec elegans phrasis potest etiam in plurali afferri: Gallis gaudere.) Tu potes fortasse de his parvitatibus unam usurpationem facere. Sed hoc est meum proprium conceptum et ego habeo nullam descriptionem: ergo si perlegisti, habebis bonitatem mihi remittendi. Scribe mihi tuas cogitationes insuper, sed germanice. Nam latinum Tibi fit acidum.

Ego oporteo claudere et possum tantummodo adhuc adponere, quod cum perfectissima alti aestimatione persevero.

Vestrorum bene natorum obedientissimus servus etc.

v. Ramdohr.

An Schütz und deſſen Gattin.

Celle, 7. Mai 1792.

Ich halte es für Pflicht, Ihnen, hochverehrter Herr, der Sie meine Schriften bis jetzt mit ſo vieler Nachſicht aufgenommen haben, zwei derſelben, die ganz kürzlich erſchienen ſind, gehorſamſt zu überreichen.

Nehmen Sie dieſes Opfer meiner Anhänglichkeit und Verehrung mit Gewogenheit und Nachſicht an.

Wenn Sie den Umfang von Geſchäften kennten, die mich niederdrücken, ſo würden Sie es mir leicht verzeihen, daß ich auf die Correctur dieſer Bücher, die ohnehin in der Entfernung von mir gedruckt ſind, nicht mehrere Sorgfalt habe wenden können. Herr Helwing hatte mit dem Drucke bis kurz vor Oſtern gezaudert, und nun wollte er mir die erſte Correctur nicht weiter überlaſſen. Mein Schreiber ſchreibt nicht ſehr deutlich, und ſo haben ſich eine Menge Druckfehler eingeſchlichen.

---

[1]) Schütz hatte Platnern gefragt, ob es wahr ſey, daß er über den Dr. Gall Etwas geſchrieben habe. D. H.

[2]) Die damals von Gall in Halle gehaltenen Vorleſungen über ſeine Schädellehre betreffend. D. H.

Verzeihen Sie, wenn ich ſeit ſo langer Zeit keinen Beitrag an Recenſionen zu Ihren Zeitung geliefert habe. Meine Geſchäfte, meine übrigen literariſchen Arbeiten geſtatten es mir ſchlechterdings nicht. Seit zwei Jahren arbeite ich mit Aufopferung meiner Geſundheit an einem neuen Syſtem der Aeſthetik für die nachbildenden Künſte, welches nunmehro auf Michaelis unſtreitig erſcheinen wird. Wie ſehr wünſchte ich mit Ihnen an einem Orte zu wohnen, und Ihren Rath, Ihre Leitung mir zu Nutze machen zu können. Wie ſehr hätte ich wenigſtens gewünſcht, dieſen Sommer Ihre perſönliche Bekanntſchaft machen zu können! Aber auch dieſen mir ſo angenehmen Plan muß ich unvermeidlicher Hinderniſſe wegen aufgeben.

Empfehlen Sie mich dem Hrn. Juſtizrath Hufeland. Er zürnt wahrſcheinlich auf mich wegen meiner letzten ihm gegebenen, etwas ſehr eilig abgefaßten Antwort, auf den Antrag, den er mir that, Herrn Bartels Reiſe zu recenſiren. Aber wenn er wüßte, wie ſehr ich ihn ſchätze und liebe, ſo würde er nicht ungehalten auf mich ſeyn.

Ihre gnädige Frau Gemahlin findet hier meine Ehrfurchtsbezeugung. Vielleicht findet ſie in den beiliegenden Studien einigen Stoff zu ihrer Unterhaltung, und dann mögen dieſe ihr ganz beſonders gewidmet ſeyn.

Ich bin mit Geſinnungen unvergrößerlicher Hochachtung ꝛc.

Celle, 24. Jan. 1793.

Ew. Wohlgeboren habe ich bereits vor 4 Wochen einen Vorſchlag gethan, merkwürdige Kunſtwerke für die Literatur-Zeitung zu recenſiren. Ich erbitte mir darüber Ihre Entſchließung.

Es verbreitet ſich hier ein Gerücht, als ob die Literatur-Zeitung völlig eingehen würde. Da ich mehrere Recenſionen für dieſelbe ausgearbeitet habe, ſo wünſchte ich Nachricht darüber zu haben, ob ich Ihnen ſelbige noch zuſenden ſoll oder nicht. Sie ſind mit vielem Fleiße von mir verfertiget, und beſonders habe ich über das Werk des Marcheſe Malaſpina eine Critik verfertiget, die leicht einen ganzen Bogen einnehmen dürfte, und worin ich mein Syſtem über das Schöne kurz aus einander geſetzt habe. Sollten Ew. Wohlgeboren ſelbige nicht brauchen können, ſo würde ich anderweit darüber zu disponiren ſuchen.

Ich empfehle mich ꝛc.

Celle, 28. Sept. 1794.

Die Erinnerungen an die Tage, die ich bei Ihnen, theurer und hochverehrter Freund, in Jena, und mit Ihrer Frau Gemahlin in Weimar zugebracht habe, gehören unter die angenehmſten, die ich auf meiner Reiſe eingeſammelt habe. Es iſt höchſt ſonderbar, daß ich von jeher darauf gerechnet hatte, daß wir uns bei einer perſönlichen Bekanntſchaft für einander paſſend finden würden, und daß ich daher auf keine mündliche Unterredung mit einem Gelehrten ſo begierig geweſen bin, als auf die von Herdern und die Ihrige. Aufrichtig geſtehe ich Ihnen indeſſen, daß meine Erwartungen in Anſehung Ihrer übertroffen ſind. Verzeihen Sie, daß ich es ſage, ich kenne wenig Gelehrte, die ſo wie Sie, gleich entfernt vom Roſte der Studirſtube und von der Anmaaßung auf den Ton der Antichambre, bereits das Gepräge der Liebenswürdigkeit des Charakters und der Feinheit des Geiſtes an ihren äußern Formen tragen. Dürfte ich darüber urtheilen, ſo würde ich überhaupt den Ton der Profeſſoren in Jena ſehr gut finden. Die Symposion's, die ich bei Ihnen und bei Lodern eingenommen habe, ſcheinen mir jenen Soupers eins der ſogenannten guten Geſellſchaften weit vorzuziehen zu ſeyn, wobei man keinen andern Zweck hat, als unter Alltagsgeſprächen, die ſich vom Gevatternſchnack nur durch Beobachtung gewiſſer conventionellen Anſtandsformeln unterſcheiden, die Muße zu verjagen, ohne ſie zu genießen. Der Brief, den Sie mir hieher geſchrieben haben, hat mich ſehr gerühret. Die gutgemeinten Wünſche, womit Sie mich auf meiner Reiſe begleitet haben, ſind erfüllt. Ich habe ſie ſo glücklich gehabt als möglich.

In Weimar habe ich in Wielanden den gutmüthigen Schwätzer wieder gefunden, der täglich mehr in ſeine Bücherwelt und ſeine Familie einſchrumpft. Herder war leichthörend, einlaſſend. Er ſagte mir, daß er mein Buch über Rom nicht möchte, er fragte mich, ob ich wirklich dasjenige geſehen hätte, was von mir beſchrieben ſey. Dieſe Aufrichtigkeit gewann mir eben ſo ſehr das Herz ab, als die Nachſicht, mit der er mich nachher mein Syſtem über die Liebe, beſonders bei den Griechen, auseinander ſetzen hörte und mit mir zuſammen zu treffen ſchien. Der Triumph, einen klugen Mann zu überzeugen, daß man nicht völlig ſo dumm iſt, als er uns dafür gehalten hat, hat etwas Pikantes, das vielleicht die nie bezweifelte Billigung noch übertrifft. Inzwiſchen geſeh ich doch, daß über dieſe Wendung unſeres Geſprächs mir der Vortheil entgangen iſt, Herdern kennen gelernt zu haben. Ich habe *mich* nur ihm bekannt gemacht. Wieder aber mag ich dadurch, daß ich mich ihm bekannt machen konnte, gerade eine ſeiner ſchönſten Seiten, wenigſtens in Rückſicht auf Geſelligkeit, kennen gelernt haben. Denn was kann wohl dem wahren Zweck der Urbanität näher kommen, als die glückliche Gabe, andere bei der Vereinigung mit uns an eine Stelle zu ſetzen, wo ſie zufrieden mit ſich ſelbſt ſeyn können! Wenn mir alſo auch von *Herders* Kopfe etwas entgangen ſeyn ſollte, ſo habe ich doch wenigſtens ſein Herz und ſeine Weltklugheit kennen lernen.

Göthen habe ich in Weimar ſehr verſchieden von der Art, wie er in Dresden war, angetroffen. Anfangs nur intereſſant, zuletzt ſogar herzlich. Sie werden mich verbinden, theurer Schütz, wenn Sie allen Denen, die mein voreiliges Urtheil über ſeine Steifheit bei Ihrem Diner mitangehört haben, ſagen wollen, daß ich mich in ihm geirret habe. Ich fühle jetzt, daß nicht ſowohl Stolz, als vielleicht Mangel an Biegſamkeit, Folge der früheren Erziehung, und (meiner Einſicht nach) irriger Grundſatz über die Nothwendigkeit gegen Unbekannte zurückzuhalten, bei jener Kälte zum Grunde liegen, die ihm von Perſonen, welche ſich ihm zum erſten Male nähern, vorgeworfen wird. Ich habe es ſelbſt gegen ihn geſtanden, daß ich ihn verkannt hätte.

In Gotha habe ich den Herzog nicht angetroffen, der mit dem von Sachſenweimar und Meinungen zu einer Conferenz nach Reinhardsbrunn abgereiſet war. Der Erbprinz iſt nicht ohne natürliche Anlagen, er hat aber eine völlig ſchiefe Richtung erhalten, und die Art, wie er von ſeinen Eltern und von dem Hofe behandelt wird, läßt mich fürchten, daß er zuletzt ganz an ſich ſelbſt verzweifeln und dadurch in eine völlige Stumpfheit verfallen wird. Von der Geſellſchaft habe ich übrigens nur wenig geſehen. Das beſte im Hauſe des Miniſters *von Frankenberg*, wo wirklich neben einem guten und feinen Tone auch wahre Unterhaltung angetroffen wird, und wo mir das unverhoffte Glück zu Theil wurde, den Geh. Rath v. *Voigt* aus Weimar kennen und ſchätzen zu lernen. Die Dame vom Hauſe iſt liebenswürdig und hat Talente. *Grimm* und Prinz *Auguſt*, welche die Pfeiler der Societät hier ausmachen, waren mir beide, wiewohl in verſchiedener Rückſicht, höchſt merkwürdig. Die Herren vom Hofe haben mir übrigens etwas unbehülflich, die Damen in allen Societäten etwas geziert, und die Gelehrten etwas abgemeſſen geſchienen. Man hört es ihnen an, daß ſie aus der Feder ſprechen. Doch leidet das Urtheil große Ausnahmen. Thümmel z. B. zeigt eben ſo viel Zwangloſigkeit als Einfachheit in ſeinem Anſtande; Schlichtegroll, Jacobs haben viel Liebenswürdigkeit des Herzens; Weishaupten könnte man ſogar ein wenig mehr Abgemeſſenheit wünſchen ꝛc.

Von Gotha aus bin ich nach Caſſel gegangen. Ich habe mich aber hier nur einen Tag über aufgehalten, die Galerie und den Weißenſtein zu beſehen. Dieſer iſt wirklich ein Werk der Zauberei, und er würde den kühnſten Flug der Phantaſie übertreffen, ſo wie die ſtrengſten Forderungen des Geſchmacks befriedigen, wenn die Waſſer beſtändig liefen, die Architektur reiner und die Anlagen mehr in einem Geiſte gedacht wären. So aber iſt noch zuviel Kleinlichkeit mit Großheit gemiſcht.

In Göttingen bin ich einen Abend geblieben, bloß bei Heyne. O der Ergießung der Herzen, o der ſchnellen Communication zweier Köpfe, die lange mit einander zu denken und zu ſehen gewohnt, ſich auf den erſten Blick, aufs halbe Wort verſtehen! Welche höhere Freuden gewährt Ihr noch als alles Anſtaunen ſchöner Kunſtwerke, und ſelbſt als alles Gefühl für die Schönheiten der Natur, und die vorübergehende Bekanntſchaft mit den intereſſanteſten Menſchen! Heyne war ſehr gerührt über Ihr Andenken, lieber Schütz, wovon ich ihm die Verſicherung brachte. Ich wollte, Sie hätten uns über Sie ſprechen hören!

Ich ging in einem Tage nach Hannover, wo ich, von meinen Freunden aufgehalten, zwei Tage bleiben mußte. Bei Brandes hatte ich ein Souper mit attiſchem Salze gewürzt, das demjenigen Gaſtmahl ähnelte, was ich bei Ihnen genoſſen habe.

Und nun bin ich wieder hier, und wieder eingeſpannt in mein Joch. Es kommt mir freilich ſchwer an, mich wieder an das einförmige Geſchäfts- und bloße Zerſtreuungsleben zu gewöhnen. Aber das Gefühl meiner völlig wiederhergeſtellten Geſundheit, die Erinnerungen, die ich eingeſammelt und an denen ich noch lange zu zehren habe, die Hoffnung im künftigen Jahre die nämliche Reiſe zu wiederholen. — Alles dies giebt mir Genügſamkeit zu meiner Lage und zu meinem Schickſal. Dell' alto godo e l'humile non sdegno! Grüßen Sie alle diejenigen, die ſich meiner erinnern. Beſonders Hufeland, Loder, Schnaubert und Fichte. Letzteren ſchätze ich nach der perſönlichen Bekanntſchaft höher als vorher, weil ich hoffe, daß er in zehn oder zwanzig Jahren noch mehr ſeyn wird, als er jetzt bereits iſt, wenn er zu zweifeln gelernt, und mehr geſehen, verglichen und combinirt haben wird. Dieſer Zuſatz gehört aber nicht mit zu meiner Empfehlung an ihn. Wenigſtens bitt' ich es ihm erſt in 10 Jahren zu ſagen, daß ſeine Zukunft mir noch intereſſanter iſt als ſein Gegenwärtiges. Ueberhaupt, theurer Freund, darf ich Ihnen wohl die Discretion in Anſehung deſſen, was ich heute an Sie ſchreibe, und noch künftig an Sie ſchreiben werde, nicht erſt empfehlen.

Ich wundere mich, daß Sie mir kein Wort von Rehbergs Ankunft in Jena ſchreiben. Ich habe ihn in Gotha feſt entſchloſſen dahin zu gehen, verlaſſen, und am 22ſten d. muß er doch bereits bei Ihnen geweſen ſeyn. Mich ſoll wundern, zu hören, wie Sie mit ihm zufrieden geweſen ſind.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und lieben Sie ein wenig Ihren ꝛc.

Celle, 28. Sept. 1794.

Obgleich der vorliegende Brief mit an Sie gerichtet iſt, meine gnädige und liebenswürdige Frau Schweſter, ſo füge ich doch noch ein Paar Worte für Sie ganz beſonders bei, theils weil mein Herz mich dazu auffordert, Ihnen noch etwas da parte zu ſagen (was der Mann zwar ſehr gut wiſſen darf, was er ſich aber doch nicht als ihm vorzüglich oder allein geſagt zuziehen ſoll), theils weil ich Schützens Saumſeligkeit im Schreiben kenne, und befürchte, daß ich ſobald nichts wieder aus Ihrem Hauſe erhalten möchte, wenn ich mir nicht außer ihm noch einen Correſpondenten darin verſchaffe. — Wie Sie aus Weimar fuhren, ſah ich Ihnen noch von fern nach, und fühlte mich zum erſten Male auf meiner Reiſe mißvergnügt und allein. Ich brachte den ganzen Abend einſiedleriſch auf meiner Stube zu. Die Art, wie Sie und Ihr Herr Gemahl mich behandelt hatten, hatte ein gewiſſes Gefühl in mir erweckt, das ich Ihnen nicht beſſer begreiflich machen kann, als wenn ich es mit demjenigen vergleiche, welches verzogene Kinder an ihre Eltern und Geſchwiſter kettet. Ein wahres Rouſſeauiſches Gefühl! Ich war überzeugt, daß Sie mich Beide lieb hatten, und zwar nicht mit derjenigen Empfindung, die etwa ein intereſſanter Fremder einflößt; ſondern ſo recht lieb wie einen Verwandten und Freund vom Hauſe. Ich fühlte mich ſchon einheimiſch bei Ihnen. Dies Gefühl war mir wieder neu geworden, da ich es lange nicht empfunden hatte, und doch wohl bekannt, und meinen urſprünglichen Neigungen ſo angemeſſen! Denn ob mein Schickſal mich gleich zum Hageſtolzen und iſolirten Menſchen beſtimmt, ſo habe ich doch einen entſchiedenen Hang zur Häuslichkeit und zum unbefangenen, traulichen gewöhnlichen Zuſammenſeyn in einer Familie, wo ich mich gehen laſſen kann, und mich ſelbſt und Andere nicht zu bewachen brauche! Dieſer Genuß iſt für mich der höchſte, den ich kenne. Ich habe ihn oft da aufgeſucht, wo von Seiten des Kopfs gar keine Unterhaltung war, wo das einfältige, ſtumme, aber trauliche Zuſammenſeyn für alles Andere ſchadlos hielt! Aber welch einen Vorſchmack eines viel höheren häuslichen Glücks gab mir die Bekanntſchaft mit Ihnen! Sie hatten mein Vertrauen gewonnen, ich verließ mich auf Ihr Herz, und Ihre Phantaſie und die Bildung Ihres Kopfs verſprachen mir zugleich Austauſch feinerer Gefühle und erhabener Ideen. Gewiß, meine liebenswürdige Freundin, wenn ich in Jena lebte, oder wenn ich Ihr Haus hieher bringen könnte, wir wollten ein recht hübſches Trio ausmachen, oder vielmehr ein recht hübſches Quintett, denn Ihre lieben Kinder gehören in den Cirkel mit hinein, und ich wäre ihr guter Onkel. Doch, theuerſte Freundin, die Vorſicht mag es auch wohl recht gut gemacht haben, daß ſie uns getrennt hat. Ein ſolches Verhältniß iſt noch nicht für unſere Jahre! und vielleicht nicht einmal für dieſe Welt! Wenn ich 60 Jahr alt ſeyn werde, und mir ſagen darf, daß ich nun meinen Mitbürgern lange genung Recht geſprochen habe, dann wollen wir uns in Rom, Neapel oder Dresden bei einander zu wohnen begeben, Sie, Schütz und ich, und Ihr Sohn, und Ihre Tochter und ihr künftiger Schwiegerſohn, und die lieben kleinen Enkel und Enkelinnen, ꝛc. — und wollen aus der Natur, der Kunſt und den Menſchen noch recht viel, viel Genuß herausſaugen. Denn, glauben Sie mir, es liegt noch recht Viel in dem Allen, was bis jetzt noch nicht genoſſen iſt, weil ſelten mehrere Menſchen mit gleichen Herzen es aufſuchen. Und Gott weiß, daß es für denjenigen, der es auch allein vielleicht finden könnte, nicht der Mühe werth iſt, es aufzunehmen, wenn er kein anderes Herz bei ſich findet, das es mit ihm theilen kann; und keine Hand, welche die ſeinige wieder drücke, wenn er dieſe in der Höhe des Gefühls nach einem Drucke ausſtreckt!

Laſſen Sie mich hier abbrechen! Ich mag dieſe Reihe von Ideen nicht weiter verfolgen. Vor mir liegt ein großes Bund mit Akten. Der Arme, der hier eine Entſcheidung ſeines Schickſals erwartet, hat mit Gattin und Kindern den Verluſt ſeines Hauſes und Hofes zu befürchten. — Leben Sie wohl, gnädigſte theure Freundin, und denken Sie zuweilen mit einiger Güte an Ihren Bruder und Freund ꝛc.

Lüneburg, 29. Dec. 1794.

Von Kindheit auf, gnädigſte theuerſte Freundin, bin ich angewöhnt worden, das Unrecht, welches ich in einem abgelaufenen Jahre begangen hatte, beim Anfang eines neuen abzubitten, Beſſerung zu geloben und Verzeihung zu erhalten. — Liebe Schweſter! Verzeihen Sie Ihrem Bruder ſein Stillſchweigen auf Ihre Briefe! Ich will künftighin nicht wieder ſo ſaumſelig ſeyn. Mein Herz hat keinen Antheil an meinem Fehler: Vernachläſſigung desjenigen, was ich Ihnen ſchuldig bin, Mangel an Andenken, an Dankbarkeit für Ihre ausgezeichnete Güte für mich, hat nicht dabei zum Grunde gelegen.

Ich wollte Ihnen ein ausgezeichnetes Merkmahl meiner freundſchaftlichen und zärtlichen Anhänglichkeit an Ihrer Perſon geben, gnädigſte Freundin! und dazu hat es mir an Zeit gefehlt. Dies iſt die einfache und wahre Auflöſung meines räthſelhaften Betragens. Ich hatte mein Bildniß für Sie in Oel zu malen angefangen. Die langſame Behandlung, welche die Ausführung einer ſolchen Arbeit fordert, verbunden mit der Lebhaftigkeit des Symboles ſelbſt, ſollten Ihnen den unzweideutigſten Beweis des anhaltenden Andenkens und Wunſches von meiner Seite geben, mein Andenken recht lebhaft und dauernd bei Ihnen erhalten zu wiſſen. Ein Brief iſt leicht geſchrieben, leicht zur Seite gelegt. Aber ein Bildniß fordert manchen Pinſelſtrich zur Ehre des Freundes, dem es beſtimmt wird, geführt; und man weicht ihm minder aus, wenn es einmal aufgehängt iſt im Zimmer des Freundes.

Die erſte Anlage, ſogar die zweite Untermalung iſt geſchehen. Meine Bekannte ſchreien über die auffallende Aehnlichkeit; aber es iſt noch zu matt an Farbe, um abgeliefert zu werden, es muß noch einmal retouchirt werden. Hierzu habe ich die Zeit nicht finden können. Gerichtliche Arbeiten, mehr wie jemals angehäuft, ein Proceß, den ich für meine Brüder und mich führe, tauſend verdrießliche Familien- und Privatgeſchäfte haben mich daran verhindert. Von einem Tage zum andern habe ich darauf gehofft, das Bild beendigen zu können; mit jedem Tage iſt es mir wichtiger geworden, als das einzige Sühnmittel meiner mit jedem Tage ſich verſchlimmernden Schuld, als das einzige Erwerbmittel meines ſich ſtets weiter entfernenden Heils bei Ihnen; — und immer ſind die Schwierigkeiten der unüberſteiglichen Hinderniſſe in eben dem Verhältniſſe größer geworden, worin mein Verlangen, ſie zu verringern und zu überwinden, angewachſen iſt. Endlich habe ich doch hieher reiſen müſſen, um jenen oben berührten Proceß durch einen Vergleich zu beendigen, ohne meinem Herzen in Rückſicht Ihrer auf die gewünſchte Art ein Genügen thun zu können. Aber ich habe hier wenigſtens einen Augenblick Muße gefunden, um abzubitten, zu geloben, zu entſchuldigen. Und dies geſchieht hierdurch. Das Bildniß erhalten Sie noch vor Ende Januars.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie intereſſant mir Ihre Briefe geweſen ſind. Sie tragen ganz das Gepräge Ihres gefühlvollen Herzens, und Ihrer ungewöhnlich reichen, glühenden und verſchönernden Phantaſie an ſich. Ach! warum müſſen Sie mich unter einem Ideale anſehen, das ich ſo wenig erfülle, das Sie ſelbſt zertrümmern würden, wenn Sie mich länger kennten! Gewiß ich bin nicht derjenige, für den Sie mich halten! Ich bin ein weicher Menſch, der nicht böſe iſt und das Gute aufrichtig will, aber — Doch! laſſen Sie mich nicht in den Fehler eitler Menſchen fallen, die oft nur darum ihre Schwächen geſtehen, damit ſie den Genuß haben können, von ſich ſelbſt zu ſprechen. Ihr Lob, Ihr Vertrauen zu mir ſoll mir zur Aufmunterung gereichen, es zu verdienen; ich will Ihrer werth ſeyn. Nun genug hiervon!

Erwarten Sie keine Briefe von mir, welche den Ihrigen an die Seite geſtellt werden könnten. Meine Einbildungskraft iſt unter Akten aufgetrocknet, und meine Lage erheiſcht eine Ruhe und Zufriedenheit mit dem gewöhnlichen Alltagsleben einer Provinzialſtadt, die wenig gemacht ſind, unſern Empfindungen einen hohen Schwung zu geben. Und ſoll ich ganz aufrichtig ſeyn? Zu Ihrem Glück, meine werthe Freundin, wünſchte ich Ihnen etwas mehr Ruhe, mehrere Herabſtimmung von den hohen Anſprüchen, die Sie auf Menſchenglück und Menſchenvortrefflichkeit, hauptſächlich aber an Vereinigung vortrefflicher Menſchen machen, die gerade auf die nämliche Art vortrefflich ſind. Sie glauben, daß zwei Perſonen, die am hodem Fluge der Phantaſie, an feinem und reizbaren Gefühle ſich einander gleich ſind, und dabei von beiden Seiten alle Vorzüge des Geiſtes und des Phyſiſchen in ſich vereinigen, ein Paar ausmachen müßten, das von Anbeginn der Welt für einander beſtimmt, ſich in ſeiner Vereinignng eben ſo glücklich fühlen, als von andern Menſchen bewundert werden würde. Theuerſte Freundin, an ſo Etwas habe ich ehedem geglaubt; aber reifere Jahre haben mich überzeugt, daß es nicht exiſtirt, und daß, wenn es exiſtirte, die Frage, ob es glücklich seyn würde auf die Dauer, nur ſehr zweifelhaft beantwortet werden müßte. Laſſen Sie uns unſere Einbildungkraft dazu brauchen, in einer Zukunft, die wir nicht auf dieſer Welt erwarten dürfen, einer höheren Vollkommenheit entgegen zu ſehen, dasjenige, was wir hiernieden wirklich haben, zu verſchönern, zu veredeln, dem Gleichgültigen neue Reize zu leihen, das Gute beſſer zu machen, beſſer zu genießen; — dann, dann iſt unſere Einbildungskraft ein ſchätzbares Geſchenk der Vorſicht. Ich wünſchte, ich könnte perſönlich, mündlich, die Anwendung dieſer Grundſätze auf Ihre Lage und individuellen Verhältniſſe machen! Wie glücklich ſind Sie vor ſo vielen andern Weibern! Vergleichen Sie, und Sie werden den Werth Derjenigen fühlen, die Ihnen angehören. Vor allen Dingen ſeyn Sie gegen Ihren Hauptfehler auf Ihrer Hut: das Scheinen, den Schein, ſo leicht mit dem Seyn zu verwechſeln!

Der Meyer hat Ihnen imponirt? Freundin, Meyer iſt ein ſchlechter Menſch. Meyer war es, der zuerſt die Forſtern geb. Heynen verführte, indem er ſie über die erſten Geſetze ihres Geſchlechts hinauszuſetzen wähnte. Der Elende! Er genoß, und war indelicat genug in Verſen, deren Veranlaſſung ein Jeder kannte, von den Freuden zu reden, die — . Ich weiß es, daß ein Anfall von Eitelkeit und Sinnlichkeit, daß vorzüglich Leidenſchaft uns hinreißen kann, die Rechte des Eigenthums zu verletzen. Aber ein wehrloſes Herz verführen, indem man Schaamhaftigkeit und Pflicht daraus ausrettet, ſich ſeines Sieges rühmen; — mag Herr Meyer mich für einen ſchwachen Schaafkopf halten — ich verachte ihn!

Sie wiſſen, daß Loders nicht bis Halle gekommen ſind. Rehberg und ſeine Schweſter habe ich nicht geſehen, ſeitdem ſie wieder gekommen ſind. Ich fürchte nun, daß aus meiner Reiſe nach Hannover nichts werden wird, es würde mir ſonſt äußerſt intereſſant geweſen ſeyn, mit Rehbergs von Ihnen zu ſprechen. Hier in Lüneburg habe ich das Glück gehabt, einen

Mann anzutreffen, der Ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, der Landſchaftsdirektor von Bülow.

Grüßen Sie den lieben guten Schütz von mir, den ich doppelt lieb habe, ſeitdem ich ſelbſt geſehen habe, wie zärtlich er an Ihnen hängt. Ich küſſe Ihre lieben Kinder, meinen Neveu und meine Niece! Wenn Sie einmal wieder Comödie ſpielen, ſo denken Sie an Jemanden, der gern zuſähe.

Und nun, theuerſte Freundin, leben Sie wohl, leben Sie glücklich, und glauben Sie, daß ein Menſch in der Welt lebt, der daran wahren Antheil nimmt, der Sie achtet und Ihnen zärtlich anhängt, weil er Sie kennt, und, wie er ſich ſchmeichelt, Sie mit Augen durchſchauet, die Ihren Werth vielleicht beſſer zu ſchätzen wiſſen, als die mehrſten Menſchen.

Ganz der Ihrige ꝛc.

Celle, 23. Jenner 1795.

Sie ſehen, meine theuerſte Schweſter, aus der Eilfertigkeit, mit der ich Ihnen antworte, wie theuer mir Ihr Brief geweſen iſt, und wie gern ich den zwiſchen uns eingeleiteten Briefwechſel fortſetze, vorzüglich da Sie mich verſichern, daß er dazu beitragen wird, Ihre Ruhe zu befördern und Sie zufriedener mit Ihrer Lage zu machen. Nur auf den Ton, worauf Sie Ihren letzten Brief geſtimmt haben, beſte Freundin, kann ich mich unmöglich hinaufſpannen. Ich kann nicht, ich darf nicht! Sie kennen meine Lage; ich habe es Ihnen geſagt, daß mein Herz nicht frei iſt; es iſt es um ſo weniger, da ich weiß, ſicher jetzt weiß, daß die Perſon, die es beſitzt, deſſen völlig würdig iſt. Ich würde einen Raub an ihr begehen, wenn ich auch nur in der Freundſchaft leidenſchaftlich würde. Ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen, an eine Dame Briefe zu ſchreiben, die ich ihr verhehlen müßte, die nicht dem Gatten der Dame vor Augen gelegt werden könnten. Eine geheime Correſpondenz, theuerſte Schweſter, muß zwiſchen uns nicht Statt finden. Sie iſt den Pflichten zuwider, die ich anderwärts auf mich genommen, die wir Beide gegen Schütz zu beobachten haben. Rechnen Sie daher auf keinen Brief weiter von mir, den Sie nicht durch Schützen und zwar offen empfangen. Ich mache Ihnen kein Verbrechen daraus, daß Sie andere Grundſätze darüber hegen; ſie können Ihrer individuellen Lage angemeſſen und mit Ihren Pflichten nicht im Widerſpruche ſeyn. Ich urtheile nicht gern über dasjenige, was ein Anderer thun ſollte. Darunter kann man ſich leicht irren und ungerecht ſeyn. Aber was *ich* thun muß, was *meine* Pflichten ſind, das weiß ich, und Sie denken gewiß zu großmüthig und zu gerecht, als daß Sie mich nicht gerade darum höher achten ſollten, daß ich pflichtmäßig, wenn auch übertrieben beſorglich und ſcrupulös handle. Was wir uns *im Geheimen* ſagen *mußten, dies*, Freundin! *iſt geſagt*. Suchen Sie das Gute, das ausgezeichnet Gute in Ihrer Lage zu erkennen, und thun Sie Verzicht auf alle Anſprüche an Vollkommenheit, die nicht für dieſe ſublunariſche Welt iſt. Verwechſeln Sie beſonders nicht die Anmaaßungen der Eitelkeit, die ſehr oft mit der Begeiſterung im genaueſten Bunde ſtehen, und oft allein bei ihr zum Grunde liegen, mit jener tief im Menſchen gegründeten Ahndung des Vollkommenen, die aber ſelbſt da begünſtigt werden kann, wo gewöhnliche Augen nur das Mangelhafte ſehen. Denn dieſer Vollkommenheitstrieb findet ſeine Befriedigung ſchon dadurch, daß wir an dem Alltäglichen die beſten Seiten hervorzuheben und uns ſelbſt würdig zu machen wiſſen, des höchſten Gutes zu genießen.

Dies, Freundin, iſt die Quinteſſenz meiner Moral; einer Moral, ohne welche ich einſam, abgeriſſen von Allem, was zum ſchönern Lebensgenuß gehört, in einer kleinen Stadt unausſprechlich unglücklich ſeyn würde, an deren Hand aber mein Lebenspfad mit mehr Blumen überſäet wird, als mancher mitten im Genuß der Schönheiten Italiens, und an der Seite der intereſſanteſten Menſchen, auf ſeinem Wege zu finden weiß. Sey würdig des Beſten, und ſuche aus Allem das Beſte heraus! Das iſt der Stein der Weiſen.

Freilich kommen oft trübe Stunden, die Herr über mich werden. Freilich ſehe ich mich oft von Heiden umgeben, muß die ſchönſten Stunden des Tages unter Akten hinbringen, leide oft an meiner Geſundheit, werde oft verkannt, mißverſtanden, und, was das Schlimmſte iſt, entbehre — der häuslichen Glückſeligkeit, eines Freundes an meiner Seite, ſogar eines Kopfs, der gleiche Richtung mit dem meinigen hätte. — Aber dieſe Stunden gehen über; andere folgen, in denen ich mich meiner Arbeiten, meiner Spiele der Phantaſie und meiner mechaniſchen Talente freue; und — ſo bin ich glücklich vor vielen Andern!

Ach! liebe Freundin! Wenn Sie einmal wieder zufrieden ſind, ſo ſehen Sie nur um ſich her, auf Weiber, welche die Eiferſucht ihrer Männer quält, auf diejenigen, die nur den Rang der Köchinnen oder der erſten Dienſtboten bei ihnen einnehmen und verdienen; — gewiß Sie werden ſich ſehr glücklich fühlen!

Und Geſinnungen dieſer Art, Freundin, werde ich Ihnen zwar nicht wiederholen, aber ſie werden aus jedem meiner Briefe hervorleuchten, wenn ich ſie auch nicht darin ausdrücke, und keck die Blicke Ihres Herrn Gemahls aushalten dürfen. Mein Bildniß werden Sie nun ſchon erhalten haben. Leben Sie wohl, theure Schweſter, ich bin Ihnen mit Achtung und Zärtlichkeit ergeben. ꝛc.

Celle, 20. Febr. 1795.

„Ich erhalte eben Ihren Brief, theure Freundin! Er hat mich in einer Stimmung getroffen, die nicht die heiterſte war. Mein Verwalter ſchrieb mir, ob ich nicht veräußern laſſen wollte, was ich an Pferden, Kühen, Schaafen ꝛc. hätte. Die Königl. Stutereien würden ſchon aus der Nachbarſchaft meines Gutes weggeführt. Zugleich erhielt ich die Nachricht, die Franzoſen drängen immer mehr vor, Preußen (unſere letzte Hoffnung) habe einen Separatfrieden gemacht ꝛc. Ich ſehe zum Voraus, daß unſer ganzes Land, und ich mit, wie alle meine Freunde ruinirt ſind. Daß dies keine angenehme Ausſicht ſey, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Ich bedurfte der Aufheiterung, die mir Ihr lieber Brief gegeben hat. Ich habe mir alle Grillen aus dem Kopfe geſchlagen, da ich las, daß Sie mit meinem Bildniſſe zufrieden ſind. Wenn ich nun Alles verliere, ſo behalte ich doch mein kleines Talent; ich gehe nach Jena, wo ich ſo wohl durch Sie recommandirt bin, und male Bildniſſe, das Stück zum großen Thaler. Dort werde ich bei meinen Freunden, bei Ihnen, bei Schütz, Troſt und Freude finden, und den Verluſt in meinem Vaterlande vergeſſen! Mit dieſen und ähnlichen Ideen las ich Ihren lieben, ſchätzbaren, ſchönen Brief ein paar Mal durch, fand meine vorige Ruhe, und neue Kräfte wieder, von denen ich Ihnen durch dieſen Brief den Erſtling zum Opfer darbringe.

Tauſend Dank dafür, daß Sie mein Bildniß ſo gütig, ſo nachſichtsvoll aufgenommen haben. Komme ich wieder nach Jena, ſo hoffe ich, daß Sie mir ein paar Mal ſitzen, und auch unſern Schütz dazu bewegen. Sie ſollen dann keinen großen Thaler dafür bezahlen. Ich will mich ſchon dadurch belohnt halten, intereſſantere Sujets, als mein Kopf ſeyn mag, darzuſtellen und mich durch eine ſorgfältigere Behandlung Ihrer Nachſicht würdiger zu machen. Ich weiß, was ich von den Lobeserhebungen, die Sie meiner Kunſt geben, auf Rechnung der Freundſchaft ſetzen muß: um ſo mehr, da das Gemälde in Oel gemalt iſt, eine Art von Malerei, worin ich noch nicht viele Verſuche gemacht habe. Meine gewöhnliche Art iſt Paſtell; aber das ließ ſich nicht gut verſenden. Mein Gemälde ſollte in jedem Betracht ein Symbol meiner Denkungsart und meiner Anhänglichkeit an meine Freunde ſeyn; nicht ſowohl glänzend als dauerhaft.

Ich unterſchreibe ganz das Urtheil, das Sie über Fichte und ſeine Handlungsweiſe fällen. Es iſt von dem Geiſte eingegeben, der für Jena zu groß iſt und einen größern Wirkungskreis erforderte, um ſich in ſeinem ganzen Glanze zu zeigen. Ich habe es immer gefürchtet, daß der Kopf von Fichte, der, um genießbar zu ſeyn, erſt ausgegohren haben müßte, vor der Zeit in der handelnden Welt wirkſam zu werden ſuchen und ſich dadurch um allen nützlichen Einfluß in der Folge bringen würde. Er will herrſchen, despotiſiren, dieſer Freiheitsprediger, und der gute Mann iſt doch zu ſteif, zu ſehr Pedant, zu ſehr von allen denjenigen Naturgaben entblößt, durch die man einen dauernden Einfluß auf den großen Haufen gewinnt! Es kamen hier kürzlich ein Paar Dänen durch, ein Graf Danneſkiold mit ſeinem Hofmeiſter, die hatten aus einem einzigen Beſuche bei Fichte die Idee hergeholt: er wolle den Hofmann ſpielen. Sie wollten eigentlich ſagen, er ſey ein Jeſuit. und darin mögen ſie wohl nicht ganz Unrecht haben. Aber ein verfehlter Jeſuit iſt er. Seine Kunſt iſt nicht auf den Stoff berechnet, den er verarbeiten will, und auf ſeine Kräfte. Lachen Sie nicht über mich, wenn ich behaupte: die Kantiſche Sekte führt ſehr leicht zum Jeſuitismus. Jede Sekte, die auf Dogmatismus in moraliſchen Verhältniſſen ausgeht, führt dahin. Die Lehre dieſer Schule iſt: befördere das Reich Gottes. Die Eitelkeit der Anhänger flüſtert ihnen zugleich ins Ohr: zur Belohnung ſollſt du Miniſter, Statthalter in dieſem unſinnlichen Staate werden. Nun iſt es aber ein eigenes Ding mit der Moral der oberſten Staatsmänner. Ein wenig Politik miſcht ſich immer mit ein. Das paßt auf Bernſtorf wie auf den General der Jeſuiten, auf den Biſchof Spangenberg wie auf Kant ꝛc. Das Reich, das von dieſer Welt iſt, kann ſo wenig wie das Reich Gottes durch bloßes reines Intereſſe an Wahrheit und Zweckmäßigkeit regiert und zuſammengehalten werden. Man muß ſchon die Köpfe ein wenig erhitzen, die Herzen ein wenig rühren, indem man die Phantaſie zu Hülfe nimmt. Begeiſterung für das Edle und Schöne, geiſtiger Stolz ſind Leidenſchaften reiner Geiſter, der Gottmenſchen! Nun, und wenn es auch nicht Begeiſterung für das wahre Edle, für das wahre Schöne iſt, wenn auch nur für das Seltene, Ungewöhnliche, blos Gefällige, Zierliche u. ſ. w. Wenn ſie ſich auch der finſtern Schwärmerei der ägyptiſchen Mönche für unbegreifliche Geheimniſſe, der üppigern Beſeſſenheit der heiligen Thereſia von dem ſchönen Engel, der kleinlichen Empfindſamkeit der Herrnhuther für das Lämmlein nähert, dieſe Begeiſterung; je nun! es iſt doch immer das Reich Gottes, für das man ſchwärmt, es iſt doch immer ſo etwas Intereſſantes, einen Namen zu haben und ſich auszuzeichnen!

Hier ſtehen dann zwei Wege offen. Entweder man greift die Menſchen mit Lavaterſchen Künſten an — das iſt Reinholds Pfad. Oder man wird ein gewaltiger Prediger vor dem Herrn — den Pfad ſchlägt Fichte ein. Schade, daß beide Herren nicht ein Jahrhundert früher kamen! Jetzt richten ſie nichts bei der Menge aus, wenigſtens nicht auf die Dauer. Zuweilen verdrehen ſie noch einen Kopf, das iſt Alles. Da iſt mein Vetter Berger in Kopenhagen, in dem Lande, wo man noch am nachſichtigſten gegen ſchiefe Köpfe und Schwindler iſt. Dieſer junge Mann hat in ſeinem Vaterlande mit einer Schrift debütirt, die ihm den Weg zu aller Beförderung ſogleich geſperrt und ſeinen Anverwandten die größten Beſorgniſſe in Anſehung ſeines künftigen Glückes eingeflößt hat.

Bekehren Sie Ihren Herrn Gemahl von ſeiner Anhänglichkeit an der Kantſchen Philoſophie, meine theure Freundin! Es iſt eine Gewiſſensſache, die ich Ihnen ans Herz lege.

Ich habe nun auch Meiſters Lehrjahre geleſen. Ich wünſchte Ihr Urtheil darüber zu wiſſen, und ſetze Ihnen daher das meinige hierher, damit es Ihnen deſto leichter werde, es zu berichtigen. Der Stoff zu dieſem Romane ſind einige Abſchnitte aus Göthe's wirklichem Leben. Seine frühere Anhänglichkeit an einigen herumziehenden Schauſpielergeſellſchaften, ſein Umgang mit den Künſtlern in Italien, ſeine Verbindung mit Herrn und Demoiſelle Vulpius. Das hat, wie geſagt, den Stoff hergegeben. Die Behandlung ſchmeckt nach dem Aufenthalte in Italien. Es herrſcht durchaus ein ſchwüler, obgleich heiterer ſüdlicher Himmel und Ton in dem Gemälde. Es paßt nicht in das deutſche nördliche Clima. Ich erinnere mich, in der Jugend viele ſpaniſche Romane geleſen zu haben. Beſonders einen, die ſchöne Zigeunerin genannt, — (Anm. d. H.: Der ſpäter von Wolff daraus bearbeitete Stoff ſeiner Precioſa.) — damit hat dieſer Wilhelm Meiſter viel Aehnlichkeit. Rehberg ſagt, das Ganze ſei ein ſchönes Küchenſtück; Brandes behauptet, der Held erwecke kein Intereſſe. Damit ſtimme ich nicht zuſammen. Der Held iſt ein Mann mit Virtuoſen-Anlagen und Neigungen geboren. Aber er hat eine zu beſorgte Erziehung erhalten, um ſich in die Sittenloſigkeit und Niedrigkeit gewöhnlicher Künſtler von ſchlechter Erziehung ſchicken zu können; ſein moraliſcher Sinn wird alſo vielfach beleidigt, obgleich nicht in dem Maaße, um ihm den ganzen Stand und ſeine Verhältniſſe zu verleiden. Seine Neigung zieht ihn immer dahin, und ohne ſeine Lage in der bürgerlichen Welt, würde er ihn ganz wählen, und ſich zu ſpäte Reue bereiten. Dieſer Streit zwiſchen ſeinen Anlagen und ſeiner feſt eingewurzelten Neigung auf der einen, und ſeinem beleidigten moraliſchen Sinn nebſt ſeiner abſtehenden Lage auf der andern Seite, machen ihn zum träumenden Schwärmer. Er möchte und möchte auch nicht: er kann und kann auch nicht: und ſo läßt er ſich bald gehen, und hält ſich bald wieder ſelbſt auf, und wird aufgehalten. Er geht zum Indifferentiſmus über, und kann doch den Werth der Tugend und des Anſtandes nicht verkennen. Er ſucht alſo ein Temperament zu treffen, ſubſtituirt ein bloßes Intereſſe der Phantaſie, dem Intereſſe für das wahre Gute, und umgiebt das Häßliche mit einer Hülle, mit einer Form, worin es doch etwas Wohlgefälliges für den Anſchauungsſinn erhält. Dieſer Charakter hat unſtreitig etwas pſychologiſch Intereſſantes, und erhält zugleich die Fähigkeit, eben ſo äſthetiſch intereſſant zu werden, als Rouſſeau in ſeinen Confeſſions, der Liebhaber der Manon de Lescault in dem Romane dieſes Namens u. ſ. w. erſcheinen. Man verfolgt mit Begierde ihre allmähliche Bildung und die Entwickelung ihres Charakters und ihrer Schickſale. Man hofft, man wünſcht für ſie. Weit erhoben über Egmont erſcheint mir Wilhelm Meiſter. Denn Egmont erſcheint ſchwach und widerlich, weil man Stärke von ihm erwartet, weil ſeine Situation dieſe fordert. Das iſt der Fall mit Wilhelm Meiſter nicht. Von Seiten der Sittlichkeit aber möchte ich mehr gegen dieſes Buch einwenden. Denn wohin muß das junge Leute führen, wenn ſie ſehen, daß die ſchaamloſeſten Buhlerinnen, die Philinen u.

ſ. w. von einer Seite dargeſtellt werden können, auf der ſie durch einen gewiſſen Anſtrich von Offenheit, Eigenthümlichkeit und Stetigkeit in ihrer Handlungsweiſe als moraliſch ſchön, unter Begleitung ſinnlicher Reitze erſcheinen.

Die Darſtellung — Göthe's eigenthümlichſtes Verdienſt — iſt meiſterhaft; inzwiſchen, wenn man die Beſchreibung, die Rouſſeau von ſeinen Kinderjahren liefert, mit der Beſchreibung des Puppenſpiels vergleicht, wie fällt der Deutſche weg! Jener rückt uns durch die Lüfte nach der Pfarre hin, wo wir mit ihm den Canal für ſeinen Weidenſtrauch ziehen, und mit ihm über deſſen Zerſtörung weinen, und läßt das Bild verſchwinden, ſobald der Eindruck erreicht iſt. Göthe führt uns Schritt vor Schritt in dem väterlichen Hauſe vor das Marionetten-Theater, und verweilt ſo lange, bis man ausruft: iſt es denn noch nicht vorbei! Daß wir Deutſche immer ſo umſtändlich ſind, und nie zu rechter Zeit aufhören können!

Am beſten haben mir die Stellen der Nachtmuſik, welche der Marianne gebracht wird, der Seiltänzergeſellſchaft, des alten Harfeniſten und die letzte Scene mit Mignon gefallen. Dieſe iſt wirklich unvergleichlich. Kennen Sie einen Roman, Klairant und Klara Düpleſſis, oder Geſchichte zweier Emigranten von Lafontaine? Mir ſcheint das Werk von mittelmäßigem Werthe zu ſeyn, ob ich gleich dabei geweint und geſchluchzt habe, wie ein Kind. Es iſt ſonderbar, daß einen auch das Dumme wider unſern Willen rühren kann. Man ärgert ſich über ſich ſelbſt, und wird doch hingeriſſen! Nun ſo ganz dumm iſt freilich dieſer Roman nicht, es ſind einige ſchöne Gemälde der Liebe und der Natur darin. Aber die Charaktere ſind elend gezeichnet, und die Begebenheiten ſind weder gut zuſammengehängt, noch natürlich. Und das macht doch den Hauptwerth eines Romans aus. Die Klara iſt eine Demoiſell Leidenſchaftlich, und Klairant iſt ein Herr Leidenſchaftlich: der Vater der erſten, ein Herr Ahnenſtolz, der ſich von ſeinen Vorgängern durch nichts als durch eine übernatürliche Grauſamkeit unterſcheidet u. ſ. w.

Sie verlangen meine Charis, theuerſte Freundin; ich fürchte, ſie wird ihnen trocken und langweilig vorkommen. Inzwiſchen will ich ſie Ihnen zuſenden laſſen. Ich bin jetzt mit dem erſten Theile meiner Venus-Urania fertig, und ſtark mit der Ausarbeitung des zweiten beſchäftigt. Wie gern unterwürfe ich das Manuſcript Ihrer Prüfung! Aber ich fürchte, ſo ein weitläuftiges Manuſcript würde Ihnen widerlich werden, und das könnte Ihnen demnächſt auch gegen das gedruckte Werk einen Widerwillen einflößen!

Kennen Sie die neueſten Theaterſtücke von Iffland: Allzu ſcharf macht ſchartig; Scheinverdienſt, und Alte und Neue Zeit? Mir gefallen ſie ſehr ſchlecht. Sie ſind äußerſt dürftig an Stoff und von geſudelter Behandlung. Ich glaube, wir haben von dieſem Schriftſteller nichts weiter zu erwarten.

Ich habe mir hier dieſen Winter ein kleines geſelliges Theater errichtet, worauf Sprüchwörter extemporirt werden. Ich will Ihnen nicht ſagen, daß es gut ſei; aber Sie wiſſen wohl, daß ich nicht heiſchend bin, wo ich nur guten Willen ſehe. Ich mache gemeiniglich den Plan, und den führen wir auf der Stelle aus. Für Kinder müßte dies eine weit beſſere Uebung ſeyn, als das auswendig Lernen von förmlich ausgearbeiteten Theaterſtücken. Meine alte Liebhaberei zum Schauſpiel erwacht ſo ſtark in mir, daß ich alle Mühe habe, mich zurückzuhalten, die Pläne, die ich zu einigen Tragödien und Comödien in meinem Pulte liegen habe, nicht auszuführen.

Leben Sie wohl, theuerſte Freundin! Ich küſſe Ihnen die Hände freundſchaftlichſt, ehrerbietigſt ꝛc.

Celle, 28. Febr. 1795.

„Wir ſind hier, beſter Freund, in einer Lage, deren Ungewißheit und Unannehmlichkeit ich Ihnen nicht beſchreiben kann. Ich ſuche mich durch Arbeit zu betäuben, und den Kopf oben zu behalten. Aber es koſtet Mühe. Wozu, wofür arbeiten wir noch? Wer wird noch ferner Werth auf Künſte, Literatur, moraliſche Unterſuchungen u. ſ. w. legen! Entweder es ſteht uns eine völlige Verfinſterung bevor — welches ich jedoch nicht fürchte — oder wir verlieren unſern ganzen Wohlſtand, ohne den ſich kein Intereſſe für edlere und ſchönere Unterhaltung denken läßt. Meine juriſtiſchen Arbeiten ſind mir jetzt beinahe noch die liebſten. Proceſſe werden die Menſchen immer führen; und für jetzt thun wir wenigſtens gleich etwas Gutes, indem wir Recht ſprechen. Unſer Collegium iſt entſchloſſen, die Neufranken ſo zu erwarten, wie weiland der römiſche Senat die Gallier. An den Bärten ſollen ſie uns wenigſtens nicht zupfen, denn wir haben keine. Aber wie wird es werden, wenn wir im Namen der hannöverſchen oder gar franzöſiſchen Republik ſprechen ſollen, da bis jetzt unſere Urtheilsformeln lauten: Wir Georg der dritte u. ſ. w. Das können wir nicht, ohne unſern Huldigungseid zu brechen, und dann ſehe ich mich für entlaſſen an. Ich komme dann zu Ihnen, und wie ich ſchon Ihrer Frau Gemahlin geſchrieben habe, male dieſer Dame Portrait und das Ihrige gratis, das übrige Jena aber, die Perſon zum großen Thaler.

Die Franzoſen dringen wirklich vor, und machen Miene durchs Bremiſche zu uns zu kommen. Unſere übrigen Truppen marſchiren heute ab, und gehen zuerſt nach Oldenburg. — Preußen hat, wie durchgängig verſichert wird, einen Separatfrieden geſchloſſen. Wir haben dem Feinde nichts entgegen zu ſtellen, als wenige theils undiſciplinirte, theils decouragirte Truppen. Ich mag die Zahl nicht ſchreiben, zu der unſere Infanterie herabgeſchmolzen iſt. Man ſchreibt durchgängig von der Armee, daß wenn die Franzoſen hierher wollen, ſie es auch völlig können. Unſere Armuth würde uns vielleicht retten, wenn nicht Hamburg und Bremen anlockten, und die Verbindung mit England den Franzoſen die ungegründete Meinung einflößte, daß dieſe Krone, von der ſie unſer Land als eine Domaine anſehen, ſehr empfindlich über deſſen Verluſt ſeyn würde. Aber kommen die Franzoſen auch nicht hierher, ſo werden wir die Folgen des Krieges doch noch lange fühlen. Ueber 20,000 Mann junger ſtreitbarer Mannſchaften ſind theils ausgewandert, theils gefangen, theils geblieben und in Hoſpitälern geſtorben. Der Kornpreis hat ſchon eine ungeheure Höhe erreicht. Feldbau und Handwerk ſtocken. Niemand kann in dieſer ungewiſſen Lage arbeiten laſſen, und wenn er es will, ſo fehlen Arme.

Wenden wir unſere Augen von dieſen Schrecknissen und wahren bereits eingetretenen Uebeln ab! Wiſſen Sie ſchon, daß Großmann in Inquiſition gerathen iſt? Der Herr hatte ſich einfallen laſſen, in ein ſehr mittelmäßiges Stück von ſeiner Compoſition: „Wer wird ſie bekommen?" nach der Cenſur, verſchiedene Stellen einzuſchalten, die voller Anzüglichkeiten gegen Zimmermann, Nicolai und andere Perſonen waren, die er alle namentlich genannt hatte. Auch über die Aushebung der Rekruten, über unſern unglücklichen Feldzug ꝛc. hatte er ſich in ſtarken Ausdrücken ſehr unanſtändige Scherze erlaubt. Er ward condemnirt auf 8 Tage bei Waſſer und Brod zu ſitzen. Hierüber aufgebracht, verfertigte er im Gefängniſſe ein Pasquill gegen die Geh. Räthe und gegen unſer ganzes Gouvernement. Er fügte dies einem Briefe bei, den er an ſeinen Sohn ſchrieb (der einer berüchtigten Buchhandlung in Altona als Comtoirbedienter vorſteht), und bat ihn, es förderſamſt drucken zu laſſen, mehrere Exemplare nach Hannover zu ſenden, und auch von Altona aus dem Dinge die größte Publicität zu verſchaffen. Dieſen Brief mit dem Pasquille vertraute er einem Bekannten an, der ihn beſuchte, mit der Bitte, es ſogleich auf die Poſt zu geben. Es iſt aber verrathen, und Grosmann der Juſtiz-Canzlei übergeben worden, die criminaliter gegen ihn inquirirt.

Der Prozeß zwiſchen Zimmermann und Knigge iſt nun auch bei der Juſtiz-Canzlei zu Hannover entſchieden. Das Urtheil geht dahin: Zimmermann ſei zwar wohl berechtigt geweſen, Kniggens Bücher für gefährlich zu erklären, nicht aber ſich perſönliche Anzüglichkeiten zu erlauben. Er ſolle daher Abbitte thun und die Proceßkoſten bezahlen. Werde aber Zimmermann erweiſen, daß Knigge Verfaſſer der Unterredung des Hoſenmachers mit dem Könige von Preußen, und der Geſchichte des Schaafkopfs ſei, ſo erginge weiter was Rechtens. — Da die Sache leicht per appellationem hierher kommen kann, ſo ſuſpendire ich mein Urtheil über dieſe Urthel.

Man ſagt, Knigge habe Zimmermann die Abbitte erlaſſen und die Proceßkoſten den Armen geſchenkt. Einige behaupten, es ſei aus Edelmuth geſchehen, andere, er fürchte ſich vor dem nachgelaſſenen Beweiſe.

Ich habe Zimmermann bei meiner neulichen Anweſenheit in Hannover ſehr heruntergekommen vorgefunden; und zwar ſowohl phyſiſch als moraliſch.

Es iſt unbegreiflich! während daß wir den Feind vor der Thüre haben, der, wenn er eindringt, alles nivelliren wird, ſtreitet ſich der Adel in Hannover über die Fähigkeit der Emigranten aus Holland, bei Hofe zu erſcheinen! — Die Menſchen ſind —

Was ich Ihnen ſchreibe, theurer Freund, gehört nicht für das Intelligenzblatt. Es bleibt bei Ihnen und Ihren Freunden. Ich habe kürzlich die Memoires de Dumouriez geleſen. Man ſagt mir, es ſei bereits eine Recenſion darüber in der A. L. Z. erſchienen, die ich aber noch nicht geleſen habe. Ich finde ſie ſehr intereſſant. Wenn auch die eine Hälfte erlogen iſt, ſo giebt doch die andere dem Verfaſſer das Creditiv eines ungewöhnlichen Mannes.

Der Herzog von Braunſchweig, La Fayette, Necker müſſen ſich ärgern. Ich möchte des letzteren Geſicht geſehen ha-

haben, als er die Worte geleſen hat: Necker a de la probité et quelque talent.

Wollen Sie es mir verzeihen, beſter Freund, wenn ich Ihnen geſtehe, daß die Beurtheilung der Horen in der A. L. Z. mit meinem Gefühle nicht übereinkommt? Ich ſehe wohl ein, dies erſte Stück ſoll eine Art von Vorrede ſeyn, welche dem Publikum die Tendenz für die Zukunft geben ſoll. Allein ich geſtehe Ihnen aufrichtig, ich ſehe den Plan noch nicht ein, und finde nicht, daß er ſich von dem der Thalia und anderer Journale, die nicht politiſchen Inhalts ſind, und weder für den großen Haufen, noch für Gelehrte in beſtimmten Fächern geſchrieben ſind, unterſcheide. Die Grenzen ſind unbeſtimmt und ſchwankend. Schiller muß ſein Publikum ſchlecht kennen, wenn er glaubt, daß dieſe Art der Behandlung auch nur dem gebildeten Theile des Publikums, welches aber nicht an anhaltendes Nachdenken gewöhnt iſt, gefallen könne. Dies erſte Stück hat allgemein mißfallen, und mich dünkt, nicht mit Unrecht. Die erſte Epiſtel iſt ganz hübſch, aber doch äußerſt alltäglich. Wie hätte das Süjet ſo viel beſſer genutzt werden können, wenn Göthe den Charlatan ſeine einſchmeichelnde Erzählung zugleich dazu hätte nutzen laſſen, den Angaffern nützliche Lehren und ſtärkende Medizin beizubringen. Der zweite Aufſatz von Schiller iſt, ſo wie alles Philoſophiſche was er ſchreibt, halbe Wahrheit auf poetiſchen Stelzen. Die Geſpräche der Emigranten haben mir im Anfange ſehr gut gefallen. Weiterhin aber ſpricht die Baronin wie ein Buch, und ihre Tochter wie eine Jungfermamſell. Welch' wohlerzogenes Mädchen wird mit einem Paſtor über lüſterne Anekdoten ſcherzen. Es iſt unbegreiflich, daß Göthe, der ſo lange in der guten Geſellſchaft gelebt hat, noch immer den Takt des Schicklichen nicht erhalten kann. — Der letzte Aufſatz iſt mir der intereſſanteſte geweſen, aber für das größere Publikum, ſelbſt für das gebildete, paſſen die Kantſchen Terminologien nicht. — Leben Sie wohl, theurer Freund, und vergeſſen Sie nicht Ihren ꝛc.

Celle, 29. März 1795.

„Ich kann, theure Freundin, Ihren intereſſanten Brief heute noch nicht beantworten. Sie ſollen meine Diotima werden, und ich hoffe, ich werde vor meinen Mitbürgern als ein Sokrates hervorgehen. Die Lehren der Kant'ſchen Weisheit erhalten in Ihrem Munde einen Reiz, den Reinhold und Fichte ihnen nicht geben können. Meine Bekehrung iſt ſchon bald vollendet. Aber die ſelbſteigene Prüfung behalte ich mir doch noch vor, und daher nächſtens noch einige Bedenklichkeiten und Zweifel!

Mir iſt ein Baron Mellius addreſſirt, Anhalt-Köthenſcher Geh. Rath, der ſeine Frau bei ſich hat, und eine Schwägerin Gräfin Beuſt, ehemals Gattin des Weimarſchen Kammerherrn dieſes Namens und nun von ihm geſchieden. Dieſe Familie flüchtet aus Utrecht, und will ſich hier einige Monate aufhalten.

Den Mann kann ich noch gar nicht beurtheilen. Die Frau v. Mellius ſcheint mir ſehr intereſſant zu ſeyn, die Gräfin Beuſt weniger; es iſt etwas Geziertes und Unbedeutendes in ihrem Weſen. Inzwiſchen haben beide Weiber einen ganz ſchicklichen Anſtrich, und für eine vorübergehende Bekanntſchaft wäre mir das genug. Ich habe Erfahrung genug gemacht, um zu wiſſen, welchen Preis ich auf eine Waare legen muß, die ich nur auf ein Paar Tage brauche, und wie ich mich zu verhalten habe, um nicht überſchnellet zu werden. — Aber bei einer Liaison, welche dieſe Perſonen mit mir einzugehen die Abſicht haben, bei der Einführung in einen engeren, geſelligen Zirkel wird es ſchon wichtiger, zu wiſſen, wen man vor ſich hat. Sie können mir darüber nähere Auskunft geben. Graf Beuſt wohnt in der Nähe von Weimar. Die Frau v. Mellius will mit der Hofräthin Schiller in genauer Bekanntſchaft ſtehen. Seyn Sie ſo gewogen, mir bald zu ſchreiben, was Sie von dieſer Familie wiſſen. Rechnen Sie auf meine äußerſte Discretion.

Vor den Franzoſen fürchten wir uns nun gar nicht. Wir ſind ſehr ſicher, daß ſie nicht zu uns kommen werden. Die Preußen bieten ihnen die Spitze, und mit dieſen werden ſie ſich in keine Feldſchlacht einlaſſen. Ohnehin ſichern uns die Oſtfrieſiſchen Moräſte und ein ausgehungertes Land. Dagegen aber leiden wir doch ſchon unmittelbar von den Folgen des Krieges. Wir haben alle Engliſche leichte Truppen hier, mit allen Folgen, welche ſolche ungebetene Gäſte mit ſich führen. Der Landmann wird durch Fuhren, Quartier, Beköſtigung, die ſelten bezahlt wird, ruinirt. In der Stadt haben wir ein Lazareth und außerordentliche Theurung an Lebensmitteln. Die Ehemänner wollen toll werden, weil die hübſchen Figuren, das Ausländiſche und die vortheilhafte Uniform, ihren Weibern den Kopf verdreht. Ich freue mich ſehr, daß ich hier nichts Liebes habe, ich würde par

Compagnie mit toll. Denn unter uns geſagt, ich bin jaloux wie ein Tiger!

Die Frau v. Staël, Neckers Tochter, hat mir kürzlich ein neues Werk von ihr, Bemerkungen über den Frieden an Hrn. Pitt und die Franzoſen, zugeſendet. Sie ſind ſehr hübſch geſchrieben. Dies iſt aber keine Nachricht für das Intelligenzblatt. Ich küſſe Ihnen die Hände, gnädige Freundin, und umarme Ihren Herrn Gemahl! ꝛc.

Celle, 18. April 1795.

„Eine ernſthafte Vertheidigung gegen den Vorwurf, den Sie mir machen, als ob ich mit zärtlichem Intereſſe an den Damen hinge, worüber Sie mir auf eine ſo gütige Art Nachricht gegeben haben, würde Sie nur in Ihrem Verdachte, theuerſte Freundin, beſtätigen. Ich will mich alſo begnügen, es Ihrem Gewiſſen und Ihrer Beurtheilungskraft zu überlaſſen, ob Sie mir nicht Unrecht thun, wenn Sie mich für ſo inflammabel halten.

Ich danke Ihnen übrigens recht ſehr für Ihre gütige Bemühung, und ſetze nur hinzu, daß dasjenige, was Sie mir ſchreiben, mir größtentheils ſchon durch eigene Beobachtung bekannt geworden iſt. An engere Verhältniſſe zwiſchen dieſer Familie und mir iſt nicht zu denken, wenn es auch ſchon darum wäre, daß ich ſehr viel und ſie nichts zu thun haben.

Ich habe noch Einiges über Ihren vorletzten Brief zu ſagen, und bitte Sie, theuerſte Freundin, meine Zweifel zu löſen, aber mit eigenem Herzen, das bei Ihnen allemal mit dem Verſtande und der Vernunft zuſammengeht.

Ich bin weit entfernt, Kantens Verdienſte zu verkennen. Ihm ſind wir es ſchuldig, daß wir wieder zum Studio unſerer erſten Gründe des Wiſſens und Erkennens, zum Verſuchen die erſten und wichtigſten Wahrheiten zu ergründen zurückgekehrt ſind. Ihm verdanken wir, daß ein unbeſtimmter, und ſeiner Unbeſtimmtheit wegen höchſt gefährlicher Grundſatz der Moral näher beleuchtet, und für unzulänglich erkannt iſt. Nur laſſen Sie uns dies Verdienſt nicht zu hoch anſchlagen, und uns hauptſächlich wohl hüten kein: „Er hat's gefunden! über Dinge auszurufen, die der Beſtimmung des Menſchen nach nie gefunden werden ſollen, und ſeiner Einrichtung nach nicht gefunden werden können.

Ich gehe leicht über Kantens Verdienſte als eigentlichen Metaphyſiker, als Verfaſſer der Kritik der reinen Vernunft weg. Es iſt nöthig, daß die Dinge, welche darin unterſucht werden, ſtets ein Gegenſtand unſerer Forſchung bleiben. Nicht weil an den Reſultaten der Menſchheit, irgend etwas gelegen wäre, ſondern weil an der Beſchäftigung, an der Uebung ſelbſt, dem menſchlichen Geiſte bei ſeiner nützlicheren Anwendung ſehr viel liegt. Der Metaphyſiker iſt der Athlet, der vorexercirende Flügelmann, der Tanzmeiſter im Denken. Er muß ſeine Künſte treiben, und andere darin anführen, damit der Philoſoph, der räſonnirende Denker an Gründlichkeit und Abſtraktionsgabe gewöhnt werde. Unter Nationen, die keine Metaphyſik treiben, wird ſich bald Oberflächlichkeit in allen Unterſuchungen über Gegenſtände der Philoſophie des praktiſchen Lebens einſchleichen. Dies hat ſich bei den Engländern und bei uns in der Periode, worin unſere populären Philoſophen ihnen gefolgt ſind, hinlänglich gezeigt. Außerdem gleicht die Metaphyſik der Alchemie; ſie findet nicht dasjenige, was ſie ſucht, aber doch nebenher etwas ſehr Schätzbares, wäre es auch nur das: daß Wahrheit allein für Gott, der Trieb Wahrheit zu ſuchen für den Menſchen iſt.

Geſetzt, dieſe Art, wie ich die Methaphyſik beurtheile, wäre auch an ſich falſch, ſo iſt ſie doch für mich die angemeſſenſte. Ich kann ſie in meiner Lage nicht brauchen, und doch halte ich ſie für nützlich. Wenn ich je Curator einer Univerſität würde, ich würde einen Metaphyſiker darauf haben müſſen, ſo gut wie einer zu haben wäre. Er wäre das Salz meines Muſenſitzes, damit die Muſenſöhne nicht dumm würden; aber ich würde nicht wünſchen, daß ſich die Menſchen daran ſatt eſſen ſollten. Denn das Ueberſalzte thut auch nicht gut.

Ueber Kantens Verdienſte als Moralphiloſoph glaube ich ſchon eher urtheilen zu können; denn ob ich gleich ſehr wenig über meine Verhältniſſe zu andern vernünftigen Weſen, und zu mir ſelbſt in Rückſicht auf die ganze Dauer meines eigenen vernünftigen Weſens geleſen habe, ſo habe ich doch viel darüber beobachtet und gedacht. Zuerſt erlauben Sie mir, zu bemerken, daß Kant gar nicht der erſte iſt, der das Princip der Glückſeligkeit als unzulänglich für die Moral verworfen hat. Ein ſehr beliebter und populärer Schriftſteller Voltaire hat ſich in ſeinem Dictionnaire philosophique Artikel Souverain bien (höchſtes Gut) ſehr beſtimmt und ſehr deutlich dahin erklärt: Tugend iſt kein Gut, ſie iſt eine Pflicht. Sie hat nichts mit angenehmen oder unangenehmen Gefühlen zu thun ꝛc.

Denn aber läßt ſich das Princip gar wohl retten, ſobald wir nur das Wort Selbſtgenügſamkeit an die Stelle der Glückſeligkeit ſetzen, und die Empfindung für eine die Selbſtachtung begleitende Neigung zur Luſt, oder zum Bewußtſeyn der Angemeſſenheit unſeres Zuſtandes zu unſerer Einrichtung erklären.

Ich billige es, daß Kant dies Princip an ſich verworfen, ja daß er die Schädlichkeit deſſelben vielleicht übertrieben hat. Aber wozu ein Anderes! Müſſen wir denn durchaus eines haben! Ich glaube nicht. Eben ſo wenig wie ich glauben kann, daß wir eines oberſten Grundſatzes in der Aeſthetik bedürfen. Wir haben letzteres gewiß nicht, können es auch nicht bekommen, und doch haben wir ſchöne Kunſtwerke! Wenn wir es aber in der Moral hätten, würden wir darum beſſere Menſchen ſeyn? Gewiß nicht! Die Anwendung des oberſten Grundſatzes auf den einzelnen Fall würde immer ſo ſchwer, ſo abhängig von beſondern Verhältniſſen bleiben, ſo häufig durch unſere Leidenſchaften vereitelt werden, daß es an Wirkſamkeit den einzelnen Maximen, über deren Gültigkeit wir völlig einverſtanden ſind, nie gleichgeſtellt werden könnte. Die zehn Gebote, wie ſie der ehrliche Catechismus Luthers aufſtellt, ſind für die Sittlichkeit mehr werth, als alle allgemeine Grundſätze der Moral.

Aber, werden Sie ſagen, man muß doch die Moral in die Form einer Wiſſenſchaft bringen, und dazu bedarf es eines oberſten Grundſatzes. Die Wahrheit zu geſtehen, beſte Freundin, ſo ſehe ich nicht ab, wozu die Form der Wiſſenſchaft eben nöthig wäre. Inzwiſchen, wenn es einmal ſeyn ſoll, ſo habe ich nichts dagegen, daß man dazu einen oberſten Grundſatz aufſtelle. Aber Kant geht weiter, und ein Aufſatz von ihm in der Berliner Monatsſchrift zeigt deutlich, daß er nicht allein von ſeinem oberſten Grundſatze eine praktiſche Anwendung aufs handelnde Leben, ſondern ſogar eine allmähliche Veredlung des ganzen menſchlichen Geſchlechts erwartet.

Hiergegen allein ſtreite ich. Ich behaupte:

1) Daß Kantens Grundſatz eben ſo unzulänglich, eben ſo ſehr Mißverſtändniſſen unterworfen iſt, als jeder andere, in ſofern man ihn aufs handelnde Leben anwendet.

2) Daß die Veredlung des Menſchengeſchlechts auf dieſer Erde überhaupt eine Chimäre, und in ſofern ſie durch Auf-

ſtellung oberſter Grundſätze bewirkt werden ſoll, eine — Abſurdität iſt.

Kant iſt, meiner Ueberzeugung nach, in frühern Zeiten ein Cruſianer geweſen, d. h. er hat zu einer Sekte gehört, die gern die Philoſophie mit der Theologie in die genaueſte Verbindung bringen, ja! jene aus dieſer herleiten wollte. Zu klug, um in reiferen Jahren nicht das Mißverhältniß zwiſchen beiden zu fühlen, hat er doch dasjenige beibehalten wollen, was der geſunde Menſchenverſtand in dieſe Theologie hineingelegt hatte. Er hat es zu veredeln, er hat es in eine wiſſenſchaftliche Form zu bringen geſucht. Chriſti Vorſchrift: Was ihr nicht wollt ꝛc., hatte den großen Vorzug, daß ſie eine ſehr leicht verſtändliche und ſehr eindringende Warnungsvorſchrift war. Denn wohl überſetzt heißt ſie ſo: Schade Niemanden, damit dir Niemand wieder ſchade! Der Eigennutz kam dabei mit ins Intereſſe: es war eine kluge Regel für die Klugheit. Kant verwandelte dies Verbot in ein Gebot:

> Handle ſo, daß du wollen könneſt, die Maxime, wornach du handelſt, möchte ein allgemeines Geſetz für — alle vernünftige Weſen ſeyn.

Ich gehe darüber hinaus, daß es ganz inconſequent iſt, wenn Kant Geſetze für alle vernünftige Weſen beſtimmen will, da er ſelbſt zugiebt, daß wir nur das einzelne vernünftige Weſen, den Menſchen, und auch den nur höchſt mangelhaft kennen. Ich bleibe dabei ſtehen, zu zeigen, daß dieſer Grundſatz gar nicht der Moral allein, ſondern allen unſern Verhältniſſen überhaupt angepaßt werden kann. Denn wenn ich male, ſo kann ich mir ſagen, male ſo, daß du wünſchen könnteſt, die Regel, die du bei deinem Malen beobachteſt, könnte ein allgemeines Geſetz bei Verfertigung aller Gemälde ſeyn. Oder, indem ich Geld erwerbe, benimm dich ſo dabei, daß du wünſchen könneſt, die Regel, die du dabei befolgeſt, könnte ein allgemeines Geſetz bei allem Gelderwerbe ſeyn. Und dabei brauchte ich gar nicht darauf beſondere Rückſicht zu nehmen, daß ich durch mein Gemälde die Schaamhaftigkeit nicht beleidigen, bei meinem Gelderwerbe keinen betrügen wollte. Nein! ich brauchte blos darauf zu ſehen, daß mein Gemälde allgemeinen Effekt machen, daß mein Gelderwerb recht ſicher, recht nützlich für mich ſeyn ſolle. Denn indem ich mich bei allen meinen Handlungen nach einem allgemeinen Geſetze richte, bin ich der Uebereinſtimmung der Denkungsart meiner Mitbürger, mithin Ihres Beifalls, und Ihrer Beförderung meiner Abſichten ſicher. Was hat denn nun der oberſte Grundſatz der Moral vor der oberſten Vorſchrift der Klugheit zum Voraus? Was heißt er weiter, als: handle vernünftig und zweckmäßig? Iſt dies der Sinn des Kantſchen Geſetzes (wie ihn denn Reinhold auch ſo erklärt): ſo wird dadurch die Klugheitslehre von der Moral gar nicht unterſchieden, und es kann mir nichts beſonderes für mein Betragen in den Verhältniſſen vorſchreiben, worin ich mich gegen andere Menſchen und gegen die ganze Dauer meiner Exiſtenz befinde.

Aber das will Kant gewiß nicht damit ſagen. Verſteh' ich ihn recht, ſo iſt ſeine Meinung dieſe:

> Du ſollſt, ohne allen weitern Zweck, nach einem Geſetze handeln, das du als allgemein gültig anerkennſt, oder: du ſollſt ſo handeln, weil du mit allen übrigen Menſchen ſo handeln ſollſt!

Dies würde denn freilich die moraliſchen Geſetze von allen andern deutlich genug unterſcheiden. Es wäre ein allgemeines Kennzeichen, woran wir alle moraliſche Grundſätze erkennen könnten. Denn bei allen übrigen ſehen wir auf einen Zweck. Wenn wir einer Regel folgen, ſo wollen wir wiſſen, aus welchem Geſetze ſie fließt, und ſelbſt das Geſetz prüfen wir nach ſeinem endlichen Zwecke, und nehmen es nur dann als gültig an, wenn wir es zweckmäßig finden.

Nun frage ich Sie aber, beſte Freundin, ob das etwas anders heißt, als was Cruſius ſo ausdrückte:

> Du ſollſt ſo handeln, weil es Gott geboten hat!

Und wenn es ſo viel heißt, iſt es denn nicht entehrend für die menſchliche Natur, ſteht es nicht im offenbarſten Widerſpruche mit allen unverkünſtelten Begriffen von Freiheit, daß wir, ohne zu prüfen, wozu, warum wir einem Geſetze folgen; ihm folgen, weil wir ihm folgen müſſen? Iſt es nicht unendlich übereinſtimmender mit der Würde des Menſchen, daß wir das Geſetz nach einem Zwecke prüfen?

Aber geſetzt: die Natur hat uns nun einmal dies formale Geſetz gegeben, ſo wird es doch wenigſtens ganz deutlich, ganz beſtimmt in unſer Herz eingeprägt ſeyn! Denn welch' ein Geſetzgeber, der von mir unbedingten Gehorſam fordert, und mich in Ungewißheit läßt, was er eigentlich von mir will!!

Und nun bitt' ich Sie, betrachten Sie mit mir die Völker, die ohne den mindeſten Gewiſſensbiß ihre alten Eltern todtſchlagen, Mütter und Schweſtern beſchlafen, ſtehlen, lügen ꝛc. O! des ſchönen formalen Geſetzes, das dem einen Menſchen eine Handlung als völlig unſchuldig darſtellt, die der andere mit Schaudern betrachtet!

Aber es iſt möglich, daß es Menſchen giebt, die auf einer Stufe der Cultur ſtehen, wo ſich das Sittengeſetz noch nicht bei ihnen ankündigt. So unbegreiflich dies zu ſeyn ſcheint, wenn wir nicht annehmen, daß das Sittengeſetz ſich bloß dadurch ſtärker offenbare, weil die Menſchen bei zunehmender Cultur, auch über Zweckmäßigkeit ihrer Handlungen beſſer urtheilen lernen: ſo will ich es doch einmal annehmen. Woher kommt denn aber die verſchiedene Art, womit der Selbſtmord, ſelbſt unter den aufgeklärteſten Menſchen betrachtet wird? und eben ſo die Nothlüge, der Bruch eines gezwungenen Schwurs ꝛc. Fühlen Sie nicht, meine Freundin, daß dem Kantiſchen Grundſatze, wofern er ein unbedingter ſeyn ſoll, offenbar noch ein Zuſatz fehlt, wenn er nicht zu den größten Abſurditäten führen ſoll? Fühlen Sie nicht, daß er nothwendig ſo eingekleidet werden müßte:

„Handle ſo, daß du wünſchen würdeſt, die Maxime, wornach du handelſt, möge allgemeines Geſetz ſeyn, NB. für Alle, die ſich mit dir in einem gleichen Falle und unter ähnlichen Lagen befinden."

Sobald aber dieſer Zuſatz hinzukommt, ſo iſt es kein formales, unbedingtes Geſetz mehr, ſondern ſo bleibt es meiner Beurtheilung überlaſſen, ob das Geſetz anwendbar ſey oder nicht; und es iſt im Grunde eben ſo unſicher, eben ſo ſehr einer falſchen Auslegung unterworfen, als das Princip der Glückſeligkeit.

Doch! theuerſte Freundin, ich muß auf ein anderes Mal das Ende dieſes Briefes verſparen.

Ich küſſe Ihnen die Hände! ꝛc.

Celle, 24. Juni 1795.

Ich habe mit dem gerührteſten Antheile die Nachricht Ihres Uebelbefindens von Ihrer Frau Gemahlin erhalten, mein theurer Freund, und ich kann es meinem Herzen nicht verſagen, Ihnen das und den heißen Wunſch zu bezeugen, daß Sie bald völlig wieder hergeſtellet ſeyn mögen. Ich ſelbſt bin dieſe Zeit über unpäßlich geweſen, und ich kann mich daher um ſo eher in Ihre Lage verſetzen, ob ich gleich gern geſtehe, daß meine Krankheit mit der Ihrigen nicht verglichen werden kann. Denn ſo wie ich höre, haben Sie Ihre Angehörige und Ihre Freunde wirklich Ihres Lebens wegen beſorgt gemacht. Machen Sie nur, daß ich bald von Ihrer völlig wiedergekehrten Geſundheit höre! Ich hoffe, das Lauchſtädter Bad ſoll dies bewirken. Ich wünſche den beſten Erfolg dieſer Cur, und ich bin gewiß, daß nicht allein alle Ihre Freunde, ſondern Alles, was ſich in Deutſchland für Literatur intereſſirt, in dieſen Wunſch mit mir einſtimmen! Dem Aeſculap einen Hahn und dem Apollo einen Dreifuß für Ihre Geneſung! Ich habe während meiner Unpäßlichkeit den Plato und den Xenophon ſtudirt, um die Ideen dieſer beiden Philoſophen über die Liebe und beſonders den Einfluß, den ſie dem Körper bei der griechiſchen Männerliebe einräumen, etwas näher kennen zu lernen. Daß man dem Plato Vieles untergeſchoben haben werde, woran er nie gedacht hatte, habe ich immer geahndet; es iſt aber jetzt bei mir zur Gewißheit geworden. So iſt die Idee: den ſchönen Körper als den Abdruck einer ſchönen Seele zu lieben, gewiß ein Gedanke neuerer Zeiten, woran Plato nicht gedacht hat. Sehr intereſſant iſt es, die Grundſätze, die Xenophon und Plato dem Socrates beilegen, unter einander zu vergleichen und mit einander zu vereinigen. Das Reſultat meiner Unterſuchungen geht dahin:

Socrates hat ſich ganz über die Macht andringender Begierden, welche körperliche Schönheit an beiden Geſchlechtern erzeugen können, hinauszuſehen geſtrebt, und ſich wirklich darüber hinausgeſetzt geglaubt. Darin kommen ſeine beiden Schüler zuſammen. Aber nach dem Xenophon (memorab. l. c. 3.) hat er ſeine Sicherheit in der Flucht, in der behutſamen Enthaltſamkeit von aller unvorſichtigen Körperverbindung gefunden. Nach dem Plato aber hat er ſich den Verſuchungen der Schönheit ausſetzen können, und in ihr nur eine Stufe zur Urſchönheit geſehen. (Plato in Symp.) Socrates hat inzwiſchen ſeinen *Schülern* geſtattet, daß ſie durch körperliche Schönheit an einander angezogen, die Macht körperlicher Begierden empfinden dürfen. Nur verlangte er, daß ſie dieſen widerſtehen, ſie am Ende unterjochen und ihre heimliche Mitwirkung dazu dienen laſſen ſollten, die Bande der Seele, die gegenſeitige Achtung für Tugend und Weisheit knüpfte, zu verſtärken. So billigt Socrates, beim Xenophon, die keuſche, aber nur durch verhaltene Triebe keuſche, Liebe des Callias zum Autylochus, ſo ſtellt Socrates beim Plato in dem Dialog. Phaedrus die edlere Liebe in ſeiner Palinodie dar.

Die ganze Sache wird klar, wenn wir uns einen Italieniſchen Moraliſten denken, der über die Cicisbeatura moraliſirt, und weil die Sitte nun einmal da iſt, der er für ſeine Perſon nicht huldigt, ihr dennoch nachſieht, wenn ſie nur die ehelichen Rechte nicht zu grob kränket.

Der Grund, warum man ſich bis jetzt ſo wenig in die Platoniſchen und Xenophontiſchen Ideen über die Männerliebe hat hineindenken können, liegt darin, daß man immer von der Idee ausgegangen iſt; die körperlichen Triebe dabei ſind etwas Unnatürliches und haben ihren Urſprung der Sittenverderbtheit zu verdanken. Falſch! die Lüſternheit hängt gar nicht von der Zeugungsfähigkeit ab. Sie iſt die Folge jeder nähern Verbindung ſtärker organiſirter Körper mit zarter organiſirten, ſobald beide gegen einander in das Wahlverhältniß hebender Weichheit kommen. Der wohlgepauſchte elaſtiſche Sammetpolſter giebt ſchon die erſte Stufe dieſer Lüſternheit, nämlich die Ueppigkeit und die animaliſche Wärme hebt ſie weiter, bis ſie zum unnennbaren Triebe fortſchreitet. Daß ich ſelbſt reines Herzens in dieſem Punkte bin, ſehen Sie aus der Unbefangenheit, mit der ich über eine Sache ſchreibe, über die man ſich oft aus böſem Gewiſſen nicht erklären will. Aber ich habe die Welt zu viel geſehen, um nicht über den Urſprung von Unanſtändigkeiten nachzudenken, die für mein Auge keine geheime Sünden geblieben ſind. Es ſind unnatürliche Sünden, weil ſie gegen unſere durch frühe Erziehung ſo modificirte Natur (educatio altera est natura) anſtoßen. Bei den Griechen waren ſie Schwächen, ungefähr mit denen in eine Klaſſe geſetzt, welche die Cicisbeatura in Italien noch heut zu Tage hervorbringt. Niemand billigt dort die Verletzung ehelicher Treue, und doch drückt man die Augen vor den häufigen Verirrungen der menſchlichen Natur zu — weil die geſelligen Einrichtungen manchen Vortheil aus dieſen Verbindungen ziehen, über deren Gefahren Niemand verblendet iſt, und deren Unſchuld ſelten geglaubt wird. Nur aus einer ſolchen Denkungsart kann man ſich erklären, wie Ariſtophanes Witze aufs Theater habe bringen können, die bei uns Ekel ſtatt Lachen erregen würden. Selbſt das Gaſtmahl des Plato wird nur aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, deutlich und zuſammenhängend.

Es iſt eine ganz falſche Anſicht, die auch Tiedemann in arg. Platonis (der überhaupt mit ſeinem kalten Kopfe von dem dichteriſchen Philoſophen hätte wegbleiben ſollen), annimmt, als ob die Redner dort ſämmtlich von der Seelenliebe redeten. Phädrus preiſet die grobe Liebe, wie ſie die Böotier ausübten, und ſchildert ſie als eine Beförderin kriegeriſcher Tapferkeit. Agathon hingegen preiſet die Liebe wie die Denkungsart des athenienſiſchen Volkes ſie billigte. Wenn der Zweck, weiſer und aufgeklärter zu werden, dadurch befördert wurde, ſo konnte ſich der Geliebte ergeben; χαρίζεσθαι. Der Liebhaber konnte gewinnen. Wenn es nur ein edler Gegenſtand war, der ſo gewonnen wurde, der ſich ſo ergab; ſo war nichts dagegen zu ſagen. Die Denkungsart des Pauſanias wird aus dem Xenophon Sym. 8. c. 21. ganz klar. Eryximachus nimmt nun den Gegenſtand als Phyſiker auf, und findet darin den allgemeinen Anziehungstrieb. Ariſtophanes erklärt den Geſchlechtstrieb und ſeine verſchiedene Richtung als witziger Kopf, alles ohne keuſche Seelenliebe zu denken. Agathon declamirt als Dichter. Nun nimmt Socrates die Ideen der übrigen auf, berichtigt, ordnet und unterwirft ſie einem höheren und edleren Triebe. Zeugungstrieb, Trieb nach Fortdauer, Unſterblichkeit Vollkommenheit. Der gute Mann vergißt freilich dabei, daß das Weſen der Liebe nicht ein verfeinerter egoiſtiſcher Trieb, nicht die Begeiſterung ſeyn kann, welche das Anſchauen phyſiſcher und intellectueller Schönheit einflößt, aber haben doch Rouſſeau und Petrarca eben dieſen Mißgriff gemacht. Xenophon faßt den Begriff der Liebe viel beſſer, und deutet deutlich darauf hin, daß ſie der Trieb ſey, die Selbſtſtändigkeit eines Andern außer uns anzuerkennen und ihn in deren Gemäßheit glücklich zu machen. Denn einer ſeiner Hauptgründe gegen die gemeine Knabenliebe iſt dieſer: quod non particeps fiat amans rei venereae voluptatum. Noch andere Stellen deuten darauf hin.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich mir die Erlaubniß nehmen, Ihnen einen Zweifel gegen eine Emendation im Texte des Sympoſion mitzutheilen, die Wolf und der neuere deutſche Ueberſetzer in der Thalia in Vorſchlag gebracht, letzterer auch ſogar in Beziehung auf Ihre Lectionen (die ich aber nicht beſitze), in den Text aufgenommen hat. Phädrus ſagt nämlich am Ende ſeiner Rede:

„Ganz anders trifft die Gnade der Götter die Zärtlichkeit des Geliebten gegen den Liebenden. Denn jener hat an ſich ſchon etwas Göttliches, weil er begeiſtert iſt. Deswegen haben auch die Götter den Achill ganz anders belohnt, als die Alceſte, und ihn auf die Inſeln der Seligen verſetzt."

Hier will man nun die Alceſte nicht als die Liebende ngeſehen wiſſen, ſondern ſie ſoll die Geliebte ſeyn, und da lchemnach ihr Name nicht hieher paſſen würde, ſo ſubſtituirt nan den Orpheus dafür. Allein meiner Einſicht nach, war lceſte allerdings die Liebende, und Orpheus kann hier gar nicht ſtehen, ohne einen Widerſpruch mit dem Vorhergehenden ervorzubringen.

Der Liebende iſt nach dem ganzen Sinne der Rede des Phädrus der amans, qui particeps est voluptatum rei veneeae, und das iſt ſowohl der Mann als das Weib. (Vergl. enophon Symp. 8. 21.) Hingegen der amatus, non amans, ſt derjenige qui sobrius ipse temulentum ex venere spectat. Xenophon ibidem.) Dieſer Geliebte kann nur durch Begeiſterung an dem Liebenden hängen, denn körperliche Triebe finen bei ihm nur in geringem Maaße Statt. (Vergl. auch Plato im Phädrus.) Alceſte war die Liebende, denn ſie hing nicht aus bloßer Begeiſterung an dem Gemahle, ſondern der Körper wirkte mit, und nach der Idee der Alten ſogar ſtärker s beim Manne. (Vergl. die Fabel vom Tireſias und Lucian Amor.) Daß ſie die Geliebte ſeyn ſolle, beruht auf mornen Ideen. Orpheus kann hier gar nicht ſubſtituirt wern, denn dieſer war von den Göttern nicht belohnt, ſondern eſtraft, indem ſie ihm ſeine Gattin nicht hatten zurückgeben ollen, weil der Weichling nicht gewagt hatte, wie Alceſte aus Liebe zu ſterben. Hingegen Alceſte war ihrer Aufopferung wegen belohnt worden, die Götter hatten ihr die Rückehr aus dem Orcus erlaubt, eine Gnade, die wenigen Sterbichen widerfahren iſt. Aber ſo wie den Achilles, den Geliebten des Patroclus, belohnten ſie Alceſten nicht, denn dieſen erhoben ſie zu den Inſeln der Seligen.

Verzeihen Sie, theurer Freund, daß ich es wage, mich n ein ganz fremdes Feld zu wagen. Ich verſtehe nicht einmal Griechiſch. Aber eine blinde Taube findet auch zuweilen eine Erbſe, und wenn ſie einen Liebling hat, ſo theilt ſie ihm den Fund gern mit!

Nun leben Sie wohl, theurer Freund, und finden Sie in dieſem langen Schreiben die Ueberzeugung meiner innigſten Ergebenheit und des Wunſches, mich mit Ihnen recht lange unterhalten zu können. Ganz der Ihrige ꝛc.

Celle, 4. Nov. 1795.

Ich habe gewiß Ihren Verluſt innigſt gefühlt, theure Freundin! Bloße Diſcretion hat mich abgehalten, Ihnen meinen Antheil unaufgefordert zu bezeugen. Was ſoll man aber in ſolchen Fällen ſagen? Troſt iſt allein von der Zeit zu erwarten, und ein unberufener Theilnehmer iſt hier ſehr oft überläſtig. Wäre ich Ihnen näher geweſen, ſo würde ich zu Ihnen geeilt ſeyn, ich würde Ihnen nichts geſagt, ich würde aber Ihre Hand gedrückt haben, und meine Thränen würden Ihnen gezeigt haben, daß ich Sie ganz fühle. — Sie ſind wirklich ſehr zu bedauern, liebe gute Freundin! Sie ſind es als Mutter, ſie ſind es noch mehr als Mutter ſolch' eines Kindes, das Ihre Sorgfalt um ſeine Erziehung mit den ſchönſten Hoffnungen zu belohnen ſchien! Aber können Sie es über ſich gewinnen, ſo werden Sie nicht ungerecht gegen den Sohn, der Ihnen übrig bleibt. Auch er ſteht gewiß an Anlagen und in der Ausſicht Ihnen Freude zu machen, nicht unter der Entſchlummerten. Er wird eine doppelte Verpflichtung fühlen, ſeiner Eltern würdig zu werden, da er ihnen die Verlorene erſetzen muß.

Ich liebe es, daß Sie an Wiedervereinigung mit der Geliebten denken, und ſich nicht vor Trennung von dieſem Leben ſcheuen, um dieſen Wunſch erfüllt zu ſehen. Aber meine Freundin, Sie hinterlaſſen hier noch einen Sohn, einen Gatten, Freunde, für die Sie ſich erhalten müſſen! Und es wird noch manche Freude für Ihr edles Herz wieder aufkeimen, blühen, Früchte tragen! Wie ſanft muß nicht ſchon das Gefühl ſeyn, daß Schütz Ihren zärtlichen Sorgen ſeine Wiedergeneſung verdankt! O in die Freude, welche ich darüber empfinde, miſcht ſich gewiß auch die Vorſtellung, daß er ſie Ihnen verdankt! Ich habe mir ein Geſchäft daraus gemacht, es Vielen meiner Bekannten zu ſagen, um Ihrentwillen und um der guten Sache willen. Freuden dieſer Art bleiben Ihnen noch viele. Und wie können Sie nicht das Andenken Ihrer Henriette auf ſo mannigfaltige Weiſe in alles Gute was Sie noch thun werden, verflechten!

Ich wünſchte, ich könnte nur alle Woche eine Stunde bei Ihnen ſeyn. Es würde uns beiden gut thun. Wir würden damit anfangen, mit einander zu weinen, aber ich ſtehe Ihnen dafür ein, wir würden am Ende Gründe finden, die Laſt des Lebens noch ſo lange zu tragen, als Schickſal und Pflicht ſie uns auflegt. Wir haben ja eine Phantaſie, wir haben ja Geſchäfte! Mit dieſen beiden Hülfsmitteln iſt man nie auf die Länge ganz unglücklich!

Grüßen Sie den guten lieben Schütz recht herzlich von mir! Ich wiederhole es, ich freue mich ſehr über ſeine Wiedergeneſung. Mir war recht bange um ihn, vorzüglich da der traurige Fall hinzukam.

Zu Oſtern erſcheint meine Venus-Urania; ein Werk, das mir unſägliche Mühe bei der Ausarbeitung gemacht hat, und jetzt bei der Feile, die ich ſeit einem Jahre daran bringe, noch täglich macht. Es rafft alle meine Augenblicke hin, und nur Sie konnten mir die Feder zu einem andern Zwecke in die Hand bringen.

Leben Sie wohl, liebe Freundin, theure verehrte Schweſter! Wären Sie um ein Großes älter wie ich, ſo böte ich mich Ihnen zum Kinde an! Ich bin aber darum nicht weniger mit frommer Zärtlichkeit ganz der Ihrige ꝛc.

Celle, 11. Juli 1798.

„Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, meine hochverehrte Freundin, daß das Erſcheinen meiner Venus-Urania, deren letzter Theil ſo eben die Preſſe verlaſſen hat, die nächſte Veranlaſſung zu dem Entſchluſſe iſt, an Sie zu ſchreiben. Ich wünſchte, daß mein Buch in der A. L. Z. recenſirt würde, und daß es in die Hände eines billigen Recenſenten fiele. Was ich darunter verſtehe, das ſchreibe ich Ihren Herrn Gemahl, und ſage Ihnen nur, daß ich von einem ſolchen Manne beurtheilt zu werden wünſche, der nicht aus Vorliebe für ein Syſtem Alles was davon abweicht, unbedingt verdammt, und zu gleicher Zeit Sinn für gründliche Erörterungen und praktiſche Bemerkungen aus dem gemeinen Leben hat. Haben Sie die Gewogenheit, dieſen Wunſch zu unterſtützen, und ſeyn Sie zugleich verſichert, daß mir freimüthiges Urtheil angenehm ſeyn wird. Wenigſtens wird das Intelligenzblatt nie etwas durch eine Antikritik von mir verdienen!

Sie werden es wiſſen, theure Freundin, daß ich ſeit anderthalb Jahren verheirathet bin. Ich freue mich, Ihnen ſagen zu können, daß ich es glücklich bin. Ich habe zwar die Hoffnung, Vater zu werden, bereits einmal, und zwar kurz vor dem Zeitpunkte, der ſie zur Gewißheit bringen ſollte, verloren. Allein jetzt zeigt ſie ſich wieder aufs Neue, und ich geſtehe

Ihnen auch gern, daß ich bei der Ungewißheit, ob dieſer Umſtand mein häusliches Glück vermehren würde, und in den kritiſchen Zeiten, worin wir leben, kaum Kinder wünſchen mag. Meine Frau erinnert ſich Sie in Lauchſtädt kennen gelernt zu haben. Sie war damals eine verwittwete von Oberg; ihre beiden Töchter ſind die Canzlerin von Boſe zu Zeitz, und die Domherrin von Bodenhauſen zu Merſeburg. Vielleicht dienen dieſe Umſtände dazu, ſie Ihnen ins Gedächtniß zu rufen. Sie empfiehlt ſich Ihnen!

Ich beſitze jetzt ein Haus, deſſen innere Einrichtung meinem Geſchmack an den ſchönen Künſten Beſchäftigung und Nahrung giebt. Ich gehe wenig aus, und da meine Frau ſo wie ich die häusliche Stille liebt, ſo finde ich in meinen vier Mauern diejenige Unterhaltung, die ich ſonſt vergebens außer Hauſe ſuchen mußte. Es wird mich dies jedoch nicht abhalten, von Zeit zu Zeit eine kleine Reiſe zu thun, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, Sie und Ihren Herrn Gemahl über Kurz oder Lang mit meiner Frau zu überraſchen. Auf Weihnachten werden Sie einen Band moraliſcher Erzählungen von mir erhalten, mit denen ich beinahe zu Ende bin. Ich hoffe, Sie werden einiges Intereſſe daran nehmen. Beſonders hat eine darunter meine Liebe auf ſich gezogen: die vier Syſteme weiblicher Glückſeligkeit. Ich laſſe nämlich eine Pariſer Tänzerin, Signora Allegrina, eine Dichterin, Signora Fantaſtica, eine Miniſtersfrau, Signora di Manneggio und die Frau eines Mannes aus dem Mittelſtande, Signora Cordelia darin auftreten, und jede ihre Bildung und Lebensweiſe erzählen. Die erſte ſetzt ihr Glück in ſinnlichem Genuß durch Geſchmack geleitet, die zweite in den Freuden der Einbildungskraft, die dritte in dem Bewußtſein ihrer geiſtigen Kraft und Thätigkeit, die vierte in der Liebe, oder in der höchſten Ausbildung ſympathetiſcher Empfindungen. Alle erkennen die Vernunft und deren Geſetze als Führerin an. Das Reſultat iſt denn, daß es wohl mehrere Arten von Glückſeligkeit giebt, als diejenigen, welche unſere Compendien lehren, und daß jeder Charakter die ſeinige hat. Ich glaube, daß unſere Stubenphiloſophie noch einige Nüſſe darin zu knacken finden wird. Ich male auch noch zuweilen, ich ſpiele zuweilen ein wenig auf dem Klavier und ſo wenig ich kann, in Karten. Aber ich arbeite viel in meinem Beruf als Richter. Und ſo geht denn das Leben hin, ohne bloßes Genügen an der Befolgung des Imperativs, aber auch ohne Nachſtreben nach ſteter Wolluſt und Wonne!

Was machen denn Sie, meine verehrte Freundin! Sagen Sie mir doch, ob Sie jetzt heiter und zufrieden ſind? wie es mit der Geſundheit des lieben guten Schütz geht? Wie Sie mit Ihrem Sohne zufrieden ſind? Ob Sie ſchon Ausſicht zu einer Verſorgung für ihn haben? Das Alles intereſſirt mich mehr, wie Sie es zu glauben ſcheinen, da ich in ſo langer Zeit keine Zeile von Ihnen geſehen habe.

Nehmen Sie die Verſicherung der innigſten Verehrung und Zärtlichkeit gütig an von Ihrem ꝛc.

Celle, 12. Dec. 1798.

Ich bin Ihnen, meine verehrungswürdige, theure Freundin, innigen großen Dank für Ihre Beurtheilung meiner vier weiblichen Syſteme ſchuldig. Sie haben mir durch Ihre Aufrichtigkeit den ſicherſten Beweis Ihrer Freundſchaft gegeben, und Sie ſollen ſehen, daß ich Ihren Rath zu benutzen ſuchen werde. Wie? und ob in allen Punkten? kann ich Ihnen zwar noch nicht ſagen. Ich habe jetzt keine Zeit an die Umarbeitung zu gehen. Aber ich nehme ſie gewiß vor, und ſo viel verſpreche ich gleich, daß ich wenigſtens die ſpeculativen Stellen wegſtreichen werde. Ich habe Urſache, ſehr gegen meine entſchiedene Neigung zur Metaphyſik, die nur zu oft in bloße Grübelei ausartet, auf meiner Hut zu ſeyn. Ich geſtehe es aufrichtig, kein Roman, kein Gedicht, kein Kunſtwerk welcher Art es ſey, zieht mich ſo ſehr an, als ein philoſophiſches Raiſonnement über Moral, Naturrecht, Politik und Aeſthetik. Die Einleitung, die Garve kürzlich zu ſeiner Ueberſetzung der Ethik des Ariſtoteles herausgegeben hat, hat mir bereits mehrere ſchlafloſe Nächte gekoſtet. Umſonſt ſag' ich mir: „Du haſt nicht die Gabe deine Ideen verſtändlich zu machen. Niemand lieſt deine Speculationen!“ Umſonſt! ich hoffe immer noch mein Syſtem von einer Seite darzuſtellen, die Aufmerkſamkeit und Intereſſe erwecken wird. Ich arbeite jetzt an einem Verſuch zu einer Vollkommenheitslehre, worin ich die verſchiedenſten Moralſyſteme zu vereinigen hoffe, indem ich zeige, daß ſie alle, und ſelbſt die unaufgeklärteſten Menſchen, gewiſſe einfache und allgemein gültige Geſetze des Verſtandes und der Vernunft befolgen, und ſie nur verſchieden, nach Maaßgebung ihrer Verhältniſſe anwenden: der eine auf Jäger- und Hirtenleben, der andre auf ein Leben in einem geordneten

Staate, wieder ein anderer auf ein Leben in einem überſinnlichen Reiche.

Doch! ſehen Sie, wie eingewurzelt mein Fehler iſt! Sie werden mich wieder für einen Pedanten halten, daß ich Sie mit ſolchen abſtrakten Materien unterhalte. Nun! verzeihen Sie noch dieſesmal! Sie ſollen dafür auch in allen meinen moraliſchen Erzählungen kein Wort leſen, was Sie an Metaphyſik erinnert.

Aber ſagen Sie mir doch meine gnädigſte Freundin, wenn Sie eine Feindin abſtrakter Grübeleien ſind, — welches ich ſehr billige, — wie kommen Sie denn mit Ihrem dortigen Fichte zu Recht? Ich geſtehe Ihnen, es geht mir wie Garven, ich kann ihm in ſeinen Speculationen nicht folgen. Ich verehre ſein Genie, aber wenn die Erkenntniß der Wahrheit an die Verſtändniß ſeiner Philoſophie gebunden iſt, ſo muß ich auf jene Erkenntniß renunciren.

Bei Ihrer äſthetiſchen Geſellſchaft hätte ich wohl zugegen ſeyn mögen! Allein nach J. Paul Richters Bekanntſchaft, ich geſteh' es gern, bin ich nicht begierig. Ich fühle, daß ich mit dieſem Manne nicht zuſammen treffen könnte. Ich kann ſeinen Schriften keinen Geſchmack abgewinnen, ſo wie ich überhaupt an Demjenigen was meine Landesleute Genie nennen, und was mir ein Gemiſch von engliſch humoriſtiſcher Empfindſamkeit und deutſcher Derbheit und Grübelei zu ſeyn ſcheint, wenig Gefallen finde. Mag es doch ſeyn, daß in Richters Werken manche Stelle die Phantaſie ſpannt und das Herz erhebt! Wie manches Mährchen aus der Spinnſtube, wie manches Bild, das dem Fieberpatienten oder dem Träumenden im Schlafe vorſchwebt, thut nicht daſſelbe! Ich weiß nicht ob ich mich irre, aber mich dünkt, Richter ſtützt die Wirkung ſeiner Manier zu ſehr auf gewiſſe religiöſe Ideen, die für wohlerzogene Menſchen mit dem Volksaberglauben in zu genauer Verwandtſchaft ſtehen, als daß ſie ihm nicht widerſtehen ſollten. Ein Bild wie das, eines ausgebrannten Weltauges aus dem Schneckenhörner herausragen, oder eines Jeſus Chriſtus, der Gott dem Vater zur Rechten ſitzt u. ſ. w., erinnern mich — an meine Amme. Es mag wohl an meiner durch frühere franzöſiſche Lektüre verdorbenen Bildung liegen, daß ich an aller Triſtram-Schänderei kein Behagen finde. Das Einzige was mich tröſtet iſt dies, daß ich doch gern die Schriften der alten Römer und Griechen leſe, und darin nichts finde, was mich überzeugen könnte, daß Herr Jean Paul

Richter in Rom und Athen einige Senſation gemacht haben würde. Ich halte es auch viel ſchwerer ein Werk wie Diderots Nonne zu ſchreiben, als alle Schriften eines Jean Paul, Lafontaine ꝛc. zuſammen. Ich wünſchte indeß, daß Sie hierin mein Urtheil berichtigen könnten.

Wenn Ihr lieber Herr Gemahl meine Venus-Urania bald anzeigen will, ſo geſchieht mir dadurch ein Gefallen. Das Stillſchweigen, welches die A. L. Z. über meine Schriften bisher beobachtet hat, gewinnt in den Augen des Publicums allerdings den Anſchein einer Schonung. Verhält es ſich jedoch wirklich ſo damit, ſo habe ich freilich Urſache die Anzeige nicht zu wünſchen. Und folglich überlaſſe ich Ihrer und Ihres Herrn Gemahls gütigen Fürſorge, dasjenige darunter zu thun, was ihm die vereinigte Rückſicht auf die Pflichten des Recenſenten und die Freundſchaft gegen den Autor zu thun geſtattet. Ich nehme öffentliche Beurtheilung und Stillſchweigen, beides für eine Aufforderung es künftig beſſer zu machen. Ueberhaupt geht es mir mit allen meinen Werken immer ſo, daß ich ſie während der Arbeit mit Liebe umfaſſe, und daß ſie mir gleichgültig werden, wenn ich ſie dem Publicum überliefert habe.

Gern gingen wir, meine Frau und ich, dieſen Winter nach Berlin. Es iſt mir ſehr nöthig, mich zuweilen aus dieſem, allen meinen Lieblingsneigungen ſo ungünſtigen Orte herauszureißen, und dem Verliegen und der Einſeitigkeit dadurch vorzubeugen. Sie, meine Freunde, dort zu finden, würde mich doppelt dazu auffordern. Allein die Zeiten ſind zu ſchwer!

Ich habe jetzt zum Vortheil einer Anverwandtin meiner Frau und ihrer Pflegetochter, ein geſellſchaftliches Theater in meinem Hauſe errichtet, das aus lauter Hausgenoſſen beſteht, und auf dem ich ſelbſt mitſpiele. Da ich keine andere Zeit zum Auswendiglernen habe, ſo lerne ich meine Rolle zu Pferde, wenn ich zu meiner Geſundheit meinen Morgenritt mache. Wir haben ſchon verſchiedene Stücke von Florian, Petitot und Mad. de Genlis geſpielt, und nächſtens wird Nanine von Voltaire aufgeführt. Ich wünſchte, daß Sie uns ſähen; ich bin überzeugt, Sie würden nicht ganz unzufrieden ſeyn. Unter den Mitſpielern ſind ein Paar entſchiedene Talente, und wir halten ſo ſehr auf Ordnung und Accurateſſe, daß wir nicht einmal einen Souffleur zulaſſen.

Eben ſehe ich Garvens Tod aus den Zeitungen. Sein Verluſt geht mir ſehr nahe. Schade, daß der Mann ſo weitläuftig war! Nie aufzuhören wußte! Sonſt war er gewiß einer der feinſten Beobachter, deſſen Schriften für mich äußerſt lehrreich geweſen ſind.

Ich küſſe Ihnen die Hände ꝛc.

Rom, 14. Nov. 1812.

Ich ſchmeichle mich, theuerſter Herr und Freund, noch bei Ihnen in gutem Andenken zu ſtehen. Ich wenigſtens vergeſſe nicht die Beweiſe von Freundſchaft, die Sie mir ſeit langen Jahren gegeben haben, und beſonders nicht den angenehmen Abend, den ich in Ihrem Hauſe, im Schooße Ihrer Familie im December 1809 zugebracht habe. — Ich bin ſeit drei Jahren hier in Rom, beſchäftigt mit Literatur und Kunſt, verheirathet und zufrieden, ſo ſehr als ich es noch in meinem Leben war, obgleich die Entfernung von meinen Freunden in Deutſchland und von deſſen Literatur dieſe Zufriedenheit unvollkommen läßt. Von Ihnen und Ihrer Lage gute Nachrichten zu erfahren, würde mich ſehr freuen. Ich ſtelle mir vor, daß Sie in Deutſchland mit manchem intereſſanten Werke, das hier erſcheint, unbekannt bleiben. Ich biete mich an zum Mitarbeiter an Ihrer gelehrten Zeitung im Fache der Kunſt und in Rückſicht der Werke, die in Italien herauskommen. Unter andern habe ich kürzlich eine Kritik eines Buchs verfertigt, das den Titel führt: Il Cenacolo di Leonardo da Vinci, libri IV. di Carlo Bossi. Es iſt ein Folioband, der zu Mailand herausgekommen iſt, und ſehr viel Aufſehn gemacht hat. Ich habe ſie dem Herrn Buchhändler Cotta in Stuttgart zugeſandt, und wenn Sie glauben, hochverehrter Herr, daß ſie für Ihr Journal paßlich ſeyn kann, ſo bitte ich Sie, dieſe Kritik dem Herrn Cotta abzufordern, der benachrichtigt iſt, ſie Ihnen verabfolgen zu laſſen. Wegen des Deſervits bitte ich Sie, ſich mit Herrn Cotta zu berechnen, der die Güte hat, meine literariſchen Angelegenheiten in Deutſchland zu beſorgen. Ich hoffe, mein Aufſatz wird für das deutſche Publikum nicht ohne Intereſſe ſeyn. Er liefert einen umſtändlichen Auszug aus einem Werke, das über das, durch den Morghenſchen Kupferſtich ſo allgemein bekannte Abendmahl von Leonardo da Vinci die zuverläſſigſten Nachrichten enthält, und ſo manche darüber verbreitete Irrthümer berichtigt. Ich küſſe Ihrer Frau Gemahlin ehrfurchtsvoll die Hände ꝛc.

v. Raumer.

Berlin, 9. Aug. 1791.

Ew. Wohlgeboren geehrteſte Schreiben ſind mir beide höchſt ſchätzbar und intereſſant. Nichts beſtärkt wohl mehr in guten Grundſätzen und trägt mehr dazu bei, daß man denſelben in der Ausübung immer treu bleibe, als Beifall und folglich gleiche Geſinnungen bei verehrungswürdigen Männern von ſo anerkannten Verdienſten zu finden, als Ew. Wohlgeboren und Herr Prof. Hufeland ſind. Die Herausgeber und die Mitarbeiter bei einem ſo vortrefflichen und ſo vielumfaſſenden Inſtitut, als das der A. L. Z. iſt, haben den hohen Beruf und das große Verdienſt, nicht nur zur Vermehrung der Kenntniſſe ihrer Zeitgenoſſen und der Nachkommen beizutragen, ſondern auch auf die Denkungsart und die Geſinnungen derſelben zu wirken. Dieſes geſchieht nun gewiß mit gutem Erfolg durch Ihr allgemein geehrtes und geliebtes Journal. Es wird alſo gewiß (um auf den Punkt zurück zu kommen, von welchem ich ausging) auch in dieſer Ungerſchen Sache Ihre ſo günſtig ausgefallene Prüfung unſeres Urtheils nicht nur Vergnügen, ſondern auch Beſtärkung im Guten wirken, und ich mache mir eine Freude daraus, durch die Vertheilung der mir zu dem Endzweck gütigſt geſandten Blätter dazu mit beizutragen.

Ich habe mich immer über die in ſo mancher Abſicht glückliche Lage gefreut, in welcher Sie, die Herausgeber der A. L. Z. ſind. In einem der größern deutſchen Staaten, z. B. Oeſterreich, Brandenburg u. ſ. w. würde es, wenigſtens *in manchen Fällen*, ſchwer halten, *in dem Grade unparteiiſch über manche Materien* zu ſeyn, als Sie es dort ſind und ſeyn können, oder, was in Abſicht des Erfolgs oft gleich ſchlimm iſt, wirklich unparteiiſche Urtheile über einheimiſche Einrichtungen würden nicht für unparteiiſch angeſehen und geachtet werden, anſtatt daß jetzt Lob und Tadel aus ſo zu ſagen *neutralem* Lande beides deſto richtiger trifft und wirkt. Ich wünſche und hoffe, daß keine Ihrer ſo glücklichen Freiheit und Freimüthigkeit zuwiderlaufende Verbindungen von nachtheiligem Einfluß ſeyn mögen! In allen dergleichen wichtigeren Dingen kann der einzelne Privatmann nur wünſchen und hoffen; wenn aber in dem kleinen Kreiſe, worin ich thätig ſeyn kann, Gelegenheiten vorkommen, Ihrem vortrefflichen Inſtitut, oder Ihnen, verehrungswürdiger Herr Profeſſor und Herrn Profeſſor Hufeland perſönlich einen, auch nur geringen Dienſt zu leiſten, ſo rechnen Ew. Wohlgeboren auf meinen Eifer und auf meine Thätigkeit, ſowie auf die aufrichtigſte Verehrung und Hochſchätzung, womit ich bin ꝛc.

v. Rehberg.

Hannover, 19. Januar 1806.

Sie werden meine letzten Briefe nebſt Recenſionen erhalten haben, wertheſter Herr Hofrath; ich bitte Sie, die Ueberſendung der Blätter, um die ich Sie dabei erſuchte, gelegentlich zu beſorgen.

In einem Ihrer letzten Schreiben erkundigten Sie ſich nach meiner Schweſter, der Malerin; ich habe Ihnen die traurige Nachricht mitzutheilen, daß ich ſie verloren. Seit ſechs Jahren hat ſie ſo viel von den heftigſten rheumatiſchen und andern Uebeln gelitten, daß das Leben für ſie kein Glück mehr war, und eine baldige Auflöſung allein zu wünſchen blieb. So lange Zeit habe ich zuſehen müſſen, wie ſie im Kampfe mit unbeſchreiblichen körperlichen Leiden, allein durch eine unaufhörliche Anſtrengung, für andere Menſchen noch thätig zu ſeyn, und für die Bildung von ein paar jungen Mädchen zu ſorgen, die ſie zur Erziehung bei ſich hatte, das Leben erträglich zu machen ſuchte. So viele Talente und ein ſo ausgezeichneter Charakter, dadurch ſie ſehr vielen Menſchen werth war, ſind durch unbeſchreiblich großes körperliches Leiden aufgerieben. Seit Oſtern vorigen Jahres war ſie in Varel bei dem Grafen Bentink als Erzieherin ſeiner Töchter. Seit einigen Monaten verfiel ſie in eine Auszehrung, die ihrem Leben am 8ten dieſes ein ſchnelles Ende gemacht hat. Damals, als ich mit ihr einige ſo vergnügte Stunden bei Ihnen zubrachte, und ich voll von Hoffnungen und Ausſichten war, dazu mich die vorzüglichen Eigenſchaften der Verſtorbenen wohl berechtigten, fürchtete ich nicht eine ſolche Wendung ihres Schickſals. Wie hat ſich Alles ſeitdem geändert!

Die politiſche Lage der Dinge iſt ſo trübe, daß ich in der vollkommenſten Ungewißheit über Alles was Deutſchland und Europa noch bevorſtehen mag, weder den Muth habe, an dieſes künftige Schickſal zu denken, noch in ruhiger Erwartung mit literariſcher Arbeit die Gedanken an das Bevorſtehende entfernen kann. Alle Meditationen, die in Beziehung auf gegenwärtige Verfaſſungen ſtehen, können ſo leicht durch eine einzige Willenserklärung deſſen, der willkührlich mit dem größten Theile des cultivirten Welttheils ſpielt, vereitelt werden. Indeſſen bleiben freilich unter jeden Verhältniſſen die Bemühungen Einſicht und gründliches Urtheil zu verbreiten, von Werthe. Erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß mein Buch vom deutſchen Adel in der A. L. Z. gar noch nicht recenſirt worden iſt. Ich würde dies nicht erwähnen, wenn ich nicht den lebhaften Wunſch hegte, daß es zu einer zweiten Auflage kommen möge, in welcher ich einige weſentliche Verbeſſerungen zu machen habe. Ich möchte dies Buch als ein Vermächtniß für die künftigen Zeiten, denen die Wahrheiten, die ich darin vorgetragen habe, ſehr nützlich ſeyn können, gern ſo vollkommen übergeben, als ich es machen kann, und die Arbeit, die ich zu dieſem Ende kürzlich daran gewandt, nicht verloren gehen laſſen.

Ich empfehle mich Ihrem freundſchaftlichen Andenken ꝛc.

Hannover, 17. Okt. 1807.

Sie werden vermuthlich in den Zeitungen geleſen haben, wertheſter Herr Hofrath, daß ich vor zwei Monaten nach Paris in Landes-Angelegenheiten gereiſt bin. Ich melde Ihnen meine Zuhauſekunft. Unter dieſer Zeit iſt vielleicht etwas über Ihre künftige Lage entſchieden, und Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir ſagen, ob das Gerücht gegründet iſt, daß die Univerſität Halle nach Berlin verlegt wird, und ob Sie ſelbſt dort Ihren Wohnort nehmen werden? Die A. L. Z. wird in dieſem Falle vermuthlich fortgehen. Wenn Sie mir die Bücher, die ich vor meiner Abreiſe zur Recenſion erwartete, ſenden, ſo werde ich Zeit haben, ſie zu leſen und anzuzeigen. Sie verbinden mich ſehr, wenn Sie die Güte haben, mir die erbetenen zwei Exemplare der Blätter zu ſenden, worin meine Beurtheilungen des zweiten Bandes des Buches vom Dienſte und der Corinne der Frau von Stael abgedruckt ſind. Ich empfehle mich gehorſamſt ꝛc.

Hannover, 21. Nov. 1807.

Ich habe den Malthus und die übrigen Bücher erhalten, hochverehrteſter Herr Hofrath, und danke für die dabei überſendeten Blätter der A. L. Z. Von der Delphine kann ich nicht wohl eine Recenſion machen. Ich habe damals, als Alles von ihr ſo voll war, etwas darüber geſchrieben, das ich in dem Freimüthigen, — worin ſonſt nie eine Zeile von mir geſtanden, — drucken laſſen. Ich lege Ihnen das Blatt zu eigener Anſicht bei, wenn Sie Zeit haben es zu leſen. Nunmehr aber kann ich mich nicht noch einmal mit dieſem Buche beſchäftigen.

Ich werde Ihnen aber eine Recenſion von Hufelands neuem Werke, Grundlegung der Staatswirthſchaftslehre, ſenden. Dieſes Werk verdient Aufmerkſamkeit und wird mir Gelegenheit geben, über die Wiſſenſchaft ſelbſt und über ihre Lage in Deutſchland Bemerkungen mitzutheilen, die mir wichtig und lehrreich ſcheinen. Es erfordert aber noch einige vorläufige Beſchäftigungen, und es wird daher einige Zeit darüber hingehn, ehe ich fertig werden kann, daher ich vorläufige Nachricht davon gebe.

Ich empfehle mich beſtens ꝛc.

Hannover, 30. Jan. 1808.

Ich ſende Ihnen hierbei, hochverehrteſter Herr Hofrath, eine Recenſion des Werkes von Hufeland und eine von Malthus. Die Beſchäftigung mit dieſen Schriften hat mich auf eine Notiz aufmerkſam gemacht, der zufolge 1806 zu London eine neue Edition von Smiths bekanntem Buche on the Wealth of Nations mit Zuſätzen und Fortſetzung von Will. Playfair herausgekommen iſt. Können Sie mir dieſes Werk ſchaffen (das ich gegenwärtig hier nicht erhalten kann), ſo möchte ich eine Anzeige davon machen.

Die Recenſion von meinem Buche über die Staatsverwaltung, habe ich mit vielem Intereſſe geleſen, und bin dem Verfaſſer derſelben für die Achtung, mit der er mich behandelt, um ſo mehr verbunden, da die Anhänglichkeit an eine Dienſtverfaſſung, in der er vermuthlich mit großem Nutzen gearbeitet hat, bei ihm eben ſo lebhafte Empfindungen erregen mag, als diejenigen, die die Zeitumſtände in mir erzeugten. In dieſer Rückſicht thut der Recenſent mir nur in einer Stelle

Unrecht. Der Verdruß, bei einer neuen Organiſation des hieſigen Landes nicht zu Rathe gezogen zu ſeyn, kann bei mir nicht gewirkt haben. Denn zu einer ſolchen Theilnahme war ich durchaus unfähig. Verbeſſerungspläne der hieſigen Einrichtungen im Geiſte des Landes ſelbſt, und eigene Pläne dazu, wollte man nicht verſtatten, und durfte es auch nicht, ſobald einmal entſchieden war, das Land ſolle dem Preußiſchen Staate aſſimilirt werden. Zu einem ſolchen Geſchäfte aber gehörte praktiſche Kenntniß und Fertigkeit im preußiſchen Geſchäftsgange, die nur Diejenigen beſitzen, die in demſelben gebildet ſind. Hätte man mir die Fähigkeit dazu auch zugetrauet, ſo hätte ich doch ſo wenig als irgend ein anderer wohldenkender hieſiger Staatsdiener zu der neuen Organiſation ſeines auf die Art acquirirten Vaterlandes mitwirken dürfen. Aller Einfluß, auf den ich allenfalls Anſpruch machen konnte, beſchränkte ſich daher auf Bemühungen, das mannigfaltige und unbeſchreibliche Uebel aufzuhalten und zu mindern, welches die Veranſtaltungen einer neuen Organiſation des Landes herbei führen mußten, und wovon Niemand ſich einen Begriff machen kann, der nicht das Land ſelbſt in ſeinem vorigen Zuſtande und die Unternehmungen der preußiſchen Adminiſtrations-Commiſſion vor Augen gehabt hat. Der Recenſent wirft mir Mangel an Kenntniß des Details der preußiſchen Verfaſſung vor. Ich leugne nicht, daß mir hierin Vieles fehlt. Aber den Geiſt der Staatsverwaltung, ihre Zwecke, und was ſie in der Wirklichkeit leiſtet, habe ich durch die hieher geſandte Adminiſtrations-Commiſſion (die zum Theil aus ſorgfältig gewählten Mitgliedern beſtand), beſſer kennen gelernt, als alle Verordnungen, Inſtruktionen und Routine-Kenntniß leiſten können, in welcher letzten man gar zu leicht über dem Detail überſieht, worauf Alles ankommt. In dem was bisher gegen mich geſchrieben iſt, finde ich nicht eine einzige treffende Einrede gegen meine Darſtellung der Nachtheile der Etats-Wirthſchaft, die anerkanntermaßen den Grundſtein der ganzen preußiſchen Staatshaushaltung ausmacht. Und was den zweiten Hauptpunkt meiner Erinnerungen betrifft, die heilſame Trennung vieler Nebenzweige von der Verwaltung des Ganzen, ſo wird ein einziges Wort hinreichen, das zu entkräften, was mir vom Recenſenten entgegen geſetzt wird. Abgeſonderte Verwaltung, von der ich (aus Erfahrung) ſo viel Gutes verſpreche, ſchließt die ſtrengſte Aufſicht nicht aus.

Ich bitte Sie, dem Verfaſſer der Recenſion zu bezeugen, wie ſehr ich ſeine Aeußerungen der Achtung gegen mich empfinde, und mir die Blätter, worin die Recenſion ſteht, gefälligſt zukommen zu laſſen, weil ich das Einzelne des Inhaltes bei einer etwaigen Bearbeitung des Buches zu einer neuen Auflage benutzen möchte. Ich empfehle mich ꝛc.

Hannover, 21. Febr. 1808.

Ich ſehe eben, daß der rüſtige *Buchholz* ſchon wieder ein Buch über die *Verhältniſſe der Stände im Preußiſchen* bekannt gemacht hat, und in demſelben nur Neues, das Vorſchläge zur Regeneration enthalten ſoll, ankündigt. Er iſt gewiſſermaßen als der Vormann einer großen Partei in Deutſchland anzuſehen, und als Organ ihrer Geſinnungen merkwürdig und verdient Aufmerkſamkeit. Seine Schriften müſſen im Zuſammenhange beurtheilt werden, und ich bitte Sie, mir nicht blos ſeinen Leviathan, ſondern auch das Buch über den Adel, das neue Buch über die Preußiſchen Staaten und was er ſonſt geſchrieben hat, zu ſenden.

Auf Ihre letzte gütige Zuſchrift wäre gar Vieles zu erwiedern. Ich bemerke nur, daß der Graf Schulenburg nicht Schuld an der angeblichen Regeneration des hieſigen Landes war. Es liegt ſo tief im Geiſte der Preußiſchen Staatsverwaltung, keinen ſo heterogenen Theil des Staates zu dulden, daß kein einzelner Menſch, wer er auch ſeyn möchte, eine gänzliche Umänderung meines Vaterlandes abwenden könnte, ſobald es einmal Preußiſch werden ſollte. Graf Schulenburg hat das — vielleicht zufällige, — Verdienſt um uns, manche Veränderungen einige Monate aufgehalten zu haben, die nächſtdem durch die große Cataſtrophe des ganzen Zuſtandes ganz wegfielen.

Des Herrn von Bülow abgeſchmackte Beſchuldigung, daß ich als Verfaſſer mehrerer Recenſionen des Buchs vom Dienſte mich ſelbſt oder Andere ausgeſchrieben hätte, wird bei denen, die meine Arbeiten zu ſchätzen wiſſen, nicht viel Eingang finden. Doch wünſchte ich, ihr gelegentlich ernſtlicher widerſprochen zu ſehen. Der Verfaſſer der Beurtheilung in den Götting'ſchen Anzeigen, die Herr Scheffner mit Anmerkungen hat abdrucken laſſen, und die in den Grundſätzen mit meiner Anſicht der Sachen übereinſtimmt, aber doch ihren eignen Gang in der Ausführung geht, iſt der Geh. Cabinetsrath Brandes. Der Verfaſſer der Beurtheilung in der Jenaiſchen A. L. Z. iſt mir unbekannt.

Ueberhaupt hat Herr von Bülow, mit ſeinem ſorgfältig geſuchten Anſcheine der Unparteilichkeit und Achtung gegen das Hannöverſche Land und Dienerſchaft, den wüthenden Haß gegen die Regierung ſeines Vaterlandes, der er mehr verdankt, als er laut werden laſſen möchte, und durch den er ſelbſt bey ſeinen neuen Landesleuten verdächtig ward und Abneigung bewirkte, ſchlecht verdeckt.

Ich empfehle mich ꝛc

Hannover, 15. März 1808.

Unterdeſſen ich Ihnen Recenſionen vom Buchholz ſenden kann, dazu ich noch ſein Gravitations-Syſtem erwarte, das ich hier nicht erhalten kann, erhalten Sie hier eine andere Recenſion, hochgeehrteſter Herr Hofrath, worin ich den äſthetiſchen Unſinn angegriffen habe, der ſeit einiger Zeit ſo gefliſſentlich verbreitet wird, und in der Jenaiſchen A. L. Z. nur zu ſehr favoriſirt wird. Ich bitte aber inſtändigſt, den Corrector zu genauer Befolgung meiner Handſchrift anzuweiſen. In der Recenſion vom Hufeland hat er mir aus „Nebel zerſtreuet“, Nebel zergliedert, gemacht, welches Unſinn iſt; und Steuart, der ſich, wie ſchon das Titelblatt des Originals ergiebt, mit eu ſchreibt, jedesmal Stewart orthographirt, woraus der Anſchein einer unverzeihlichen Inadvertenz entſteht.

Ich bitte mir gewogentlichſt ferner noch zwei Exemplare der Recenſionen zu ſchicken, die von mir gedruckt werden. Sie verbinden mich hierdurch ungemein. Ich empfehle mich ꝛc.

Hannover, 30. May 1808.

In meinen Buchholz'ſchen Recenſionen, die mir ſo eben zu Händen kommen, finde ich zwei Druckfehler, die ich Sie bitte anzuzeigen, wertheſter Herr Hofrath.

Nr. 141 S. 109 Z. 13 v. u. lies Prüfung ſt. Anwendung.
Nr. 145 S. 140 Z. 8 v. u. lies Colonial-Syſtem ſt. Colonat-Syſtem.

Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir die erbetenen zwei Exemplare der Bogen, worin meine Recenſionen von Schlegels Comparaison de la Phedre und von ſämmtlichen Buchholz'ſchen Schriften ſenden, ſobald die letzte der Buchholz'ſchen (des Gemähldes des geſellſchaftlichen Zuſtandes von Preußen) abgedruckt iſt.

Können Sie mir den Verfaſſer der Recenſion der Materiaux pour servir à l'histoire de 1805 etc. nennen? Dieſe Blätter ſind höchſt intereſſant, und der Verfaſſer derſelben zeigt Bekanntſchaft mit Dingen, die nicht ſehr bekannt ſeyn dürften, auch eine Art zu urtheilen, die ſehr von dem gewöhnlichen Tags-Geſchrei abweicht.

Ich empfehle mich ꝛc.

Hannover, 7. Febr. 1810.

Ich bin Ihnen für Ihr letztes Schreiben ſehr verbunden. Laſſen Sie, ich bitte Sie, meinen Aufſatz über Ahlwardt drucken wie er iſt, und machen Sie ſelbſt Alles was Sie gut finden in Beziehung darauf oder auf Anderes bekannt. Ich beſorge nicht, jemals etwas von Ihnen zu leſen, das mir Urſache zu Beſchwerden geben könnte. Ueber den Ton der Kritik werde ich mit Leſſing und mit Ihnen leicht einverſtanden ſeyn. Ich habe oft genug mit der größten Schärfe gegen Schriftſteller, große und kleine geſchrieben, deren Abſichten und Wirkung auf das Publikum ich für ſehr ſchädlich hielt. Aber mit ſolchem Tone als Wolf und Voß von vorzüglichen Männern reden, die dieſe Herren ſelbſt weit überſehen, und ſo über Gegenſtände zu zanken, die gar nicht einmal ſtrenger Unterſuchung und Beweisführung fähig ſind, halte ich für verächtlich. Es ſcheint mir eben ſo viel Unverſtand als Geſchmackloſigkeit zu beweiſen, wenn ein noch ſo gelehrter Sprachkenner beweiſen will, was zu einer Zeit geſchehen, von der man erſt nach Jahrhunderten Nachrichten nachgeſpürt, und von der die Urkunden um Jahrhunderte ſpäter ſind! wenn Voß Landkarten entwirft und mit geographiſcher Genauigkeit beſtimmen will, wie die Welt im Kopfe eines Dichters ausgeſehen hat, von dem Andere behaupten, er habe gar nicht exiſtirt! Meine Rüge trifft übrigens nicht blos die Recenſion von Heyne's Homer, ſondern Alles was Voß geſchrieben hat. Die Sprache, die er ſchon früher in den Verhandlungen über den Virgil geführt hat, iſt nichts beſſer. Wolfs Briefe an Heyne ſind ſo illiberal, als je etwas erſchienen iſt, und ich muß wiederholen, alles das iſt ſo voll Unverſtand als geſchmacklos. Der Herausgeber des Aeſchylus weiß beſſer als ich, daß die Art von Gelehrſamkeit, worin dieſe Männer Meiſter ſind, allein noch nicht weit führt.

Nächſtens ſende ich Ihnen eine Recenſion von Adam Mül-
Idee des Staates und Elementen der Staatskunſt, von
ltmanns Buche über Joh. Müller und über Hugos Naturrecht.
uſs der letzten bitte ich aber den Abdrücken meines Auf-
s über Ahlwardt, um die ich gebeten, ein Exemplar der
tſchen Recenſionen beizufügen.

Ich empfehle mich ꝛc.

Hannover, 22. April 1810.

Hierbei, hochgeehrteſter Herr Hofrath, die verſprochene
enſion von Woltmanns Schrift über Joh. Müller.
t werde ich die nächſte Muße anwenden, eine Beurtheilung
Hugos Naturrecht auszuarbeiten.

Zugleich erlauben Sie mir, Sie an den Abdruck mei-
Aufſatzes über Herrn Ahlwardt zu erinnern. Hängen
einen Zuſatz daran, welchen Sie wollen, oder laſſen ihn
e Beifügung einrücken; aber daß er gedruckt werde! Für
, was im Intelligenz-Blatte ſteht, ſind Sie ja nicht ein-
als Redacteur verantwortlich, ſobald es keine Injurien
. Und ich kann den Terrorismus durchaus nicht leiden,
die Herren Voß und Wolf exerciren wollen. Ich bitte
mir zur ausdrücklichen Gefälligkeit aus, daß Sie meinen
ſatz drucken laſſen, und laſſen Sie Herrn Wolf das wiſ-
, wenn Sie es nöthig finden, damit er Ihnen dafür nicht
t wolle. Ich empfehle mich ꝛc.

Hannover, 13. Okt. 1812.

Ich bin Ihnen für die gütige Ueberſendung der Blätter
Herrn v. Dohm ſehr verbunden, wertheſter Herr Hofrath.
habe ſie in der Abſicht, worin ſie geſchrieben ſind, ſo be-
digend gefunden, daß ich nichts Erhebliches hinzuzufügen
ſte. Allein das Werk von Fox hat noch in anderer Ab-
t ein weit größeres Intereſſe, worauf Herr v. Dohm ſelbſt
Ende ſeiner erſten Recenſion hinweiſt. Und in dieſer Rück-
t hatte ich eine Anzeige aufgeſetzt, die ich Ihnen hierbei
de, nachdem ich, wie Sie mit gutem Grunde wünſchen,
Note hinzugefügt, worin ich der Arbeit des Herrn von
hm Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Die meinige enthält
wenige Zeilen, die nunmehr für die Leſer jener frühern
ätter überflüſſig wären, und die doch nicht wohl auffallen

können, ohne einen Uebelſtand zu machen. Dieſe wenigen Zeilen abgerechnet, iſt das Ganze auch nach Erſcheinung der Blätter des Herrn v. Dohm neu, und gewiß Wenigen in Deutſchland bekannt. Ich überlaſſe Ihnen indeſſen, ob Sie den Abdruck gut finden, und erſuche nur das Manuſcript, auf den Fall Sie es nicht einzurücken beſchließen, baldigſt zurückzuſenden.

Ich wünſche Ihnen herzlich Glück zu der erhaltenen Nachricht, daß Ihr Herr Sohn und Frau Schwiegertochter in den ſchrecklichen Unruhen, die ſich ſo plötzlich bis tief in den Norden gezogen haben, eine ruhige Stätte für den Augenblick gefunden haben, da ſie deren ſo ſehr bedurften. Ihr Herr Sohn iſt alſo Zeuge der noch in dieſem Augenblicke ſo räthſelhaften Zuſammenkunft zwiſchen dem Kaiſer Alexander und Bernadotte in Åbo geweſen!

Noch laſſen mir die Zeitumſtände und Geſchäfte etwas Muße zu Beſchäftigungen mit der Literatur, — das Einzige, was in dieſen ſtürmiſchen Zeiten Beruhigung gewähren kann. Ich freue mich Ihrer fortgeſetzten mannigfaltigen Thätigkeit, und empfehle mich beſtens ꝛc.

Hannover, 24. Auguſt 1813.

Ich habe aus Ihrem Briefe vom 22. d. mit lebhafteſter Theilnahme erſehen, daß Sie in dieſem Augenblicke noch ruhig in Halle ſind. Denn in dieſem Zeitpunkte, da die Zukunft dunkler iſt, als je, iſt nichts wünſchenswerther als die Entſcheidung in gewohnten Verhältniſſen erwarten zu können. Sie ſind ſo nahe bei dem Schauplatze der großen Begebenheiten, wovon der Zuſtand der Welt für die nächſten Generationen abhängt, daß Sie für den Augenblick auch der Gefahr ausgeſetzt ſind, neue Kriegs-Unruhen zu leiden. Aber der heitere Ton Ihres Briefes läßt mich erwarten, daß Sie Allem was kommen kann, entgegen ſehen, ohne aus der Faſſung gebracht zu werden. Nur das lebhafte literariſche Intereſſe und Ihre bewunderungswürdige Thätigkeit dafür, kann ſo etwas möglich machen. Bearbeiten Sie denn wirklich in dieſen Tagen das Ende der Ciceroniſchen Briefe von Wieland? Die Zeit in der Sie da leben, war an Geiſte der Begebenheiten und des Ungemachs, das die Welt ertragen mußte, der unſrigen ähnlich.

Ich ſehe mit Verwunderung, daß Sie Zeit haben literariſche Kleinigkeiten zu beachten. Wollen Sie in das Intelligenztatt ſetzen, daß ich der Verfaſſer der Blätter über den verſtorbenen Brandes bin, ſo werde ich es nicht ungern ſehen. Denn ich war es unſerm Verhältniſſe ſchuldig, der Welt das iber ihn zu ſagen, was kein anderer konnte. Die nähern Beannten wiſſen, daß ich dieſer Pflicht Genüge gethan habe, und ſind mit dem, was ich geſchrieben habe, zufrieden geweſen; beſonders iſt es mir ſehr ſchätzbar geweſen, daß der verewigte Heyne, der uns beſſer als irgend Jemand beurtheilen konnte, mir bezeugt hat, er ſey dadurch befriedigt. Aber es wird mir doch lieb ſeyn, wenn es allgemein bekannt wird. Nur bitte ich Sie, die Bekanntmachung im Namen der Redaction und nicht n meinem abzufaſſen, wodurch es das Anſehen gewinnen könnte, als ob ich durch andere Nebengedanken veranlaßt wäre.

Zu der Reihe von Aufſätzen über die vorzüglichſten meiner Zeitgenoſſen, von denen ich mich berufen fühle, zu reden, gehört nun auch noch Heyne. Ich habe eine Beurtheilung von Heerens Biographie geſchrieben, die ich Ihnen in dieſem Augenlick noch nicht ſenden kann, die ich aber ſchicken werde, ſobald mir die Umſtände es verſtatten.

Sollte ein unvermeidliches Schickſal bei der Aufhebung iner Univerſität beharren, die ſeit mehr als 100 Jahren ſo großen Ruhm durch ſo große Verdienſte erworben hat, und der Sie in den letzten Zeiten einen wiederauflebenden Glanz verſchafft haben, ſo wünſche ich Ihnen einen Wohnort, der Ihrer Thätigkeit angemeſſen iſt, und wo Sie der Freude an derſelben genießen können. — Ueber die fernere Exiſtenz der Allgem. Lit. Zeit. können Sie vermuthlich jetzt noch nichts beſchließen.

Vale faveque. ꝛc.

Reichardt.

Giebichenſtein bei Halle, 23. April 1801.

Wenn meine Antwort zu lange ausgeblieben iſt, ſo ſchreiben Sie es, mein theurer Freund, allein dem Umſtande zu, daß ch Ihnen gern die Poeſie der franzöſiſchen Alceſte ſchicken wollte, die ich vor funfzehn Jahren von Paris mitgebracht habe, jetzt aber immer noch vergeblich ſuche. Ich wünſchte ſie Ihnen um ſo lieber mitzuſchicken, da mein Haupteinwurf gegen das vorgeſchlagene Unternehmen darin beſteht, daß Ihr Plan faſt gänzlich der franzöſiſche iſt — bis auf die Erſcheinung des Apollo in Perſon, deſſen Orakel in der franzöſiſchen Alceſte nur vernommen wird. — Dieſe iſt, wie Sie wiſſen werden, nur eine Ueberſetzung aus dem Italiäniſchen — und hat nur die Rolle des Herkules als eigne Dichtung; — die franzöſiſche Poeſie iſt übrigens der Gluckſchen Muſik, die er urſprünglich zur italiäniſchen Poeſie machte, untergelegt. Die italiäniſche Alceſte iſt aber in Berlin mit großer Wirkung aufgeführt worden. Die Hauptſache daraus wiſſen alle Freunde der großen Muſik auswendig. Die Rolle der Alceſte wurde da auf dem italiäniſchen Operntheater auch von einer vortrefflichen Sängerin geſungen, und zugleich meiſterhaft geſpielt. Man hält die Alceſte für die Hauptrolle der Marchetti, mit der die erſte Sängerin auf dem deutſchen Theater, ſo brav ſie auch iſt, die Vergleichung nicht aushält. — Kurz, lieber, werther Freund, ich halte es für gar zu verwegen, — wenigſtens jetzt ſchon, da die italiäniſche Alceſte in Berlin noch in friſchem Andenken iſt — daſſelbe Süjet mit anderer Muſik dort aufs deutſche Theater zu bringen, ſo ſehr auch die Proben, die Sie die Güte gehabt haben, mir zu ſchicken, mich zur Arbeit reizen. Empfangen Sie dieſelben hiebei mit herzlichem Dank zurück; doch nicht für einen andern Componiſten, im Fall Sie dennoch auf die Bearbeitung des Gegenſtandes ferner Bedacht nehmen wollen. Es giebt aber im Sophocles und Euripides noch andere tragiſche Gegenſtände Ihrer Bearbeitung würdig. Held ward kurz vor meiner Abreiſe von Berlin (den 1ſten April) auf den Antrag ſeines Defenſors, des Juſtiz-Comm. Mathies, in einen beſſern, weitern Arreſt verſetzt; wir waren indeß allgemein der Meinung, daß er mit halbjähriger Feſtungsſtrafe und Caſſation belegt werden würde. Der Proceß iſt ihm übrigens bloß als einem Königl. Beamten gemacht, der gegen das Cenſur-Edikt und das Policei-Geſetz wider illegale Verbreitung uncenſirter Bücher geſündigt hat. Von ſeiner Denunciation ſollte nach der gleich im Anfange der Sache ergangenen Cabinettsordre keine Notiz genommen werden, weil man ſchon hinlänglich davon unterrichtet ſey, wie viel oder wenig davon gegründet ſeyn möchte.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Ich hoffe Ihnen in dieſem Frühjahre noch gewiß perſönlich meine herzliche Ergebenheit zu bezeigen. ꝛc.

Giebichenſtein, 22. Febr. 1804.

„Ich ſehe eben aus den von der Poſt erhaltenen neueſten Blättern Ihrer Allg. Lit. Zeit., daß ich Ihnen ſchon geſtern für die Güte, mit der Sie meine Briefe angezeigt haben, hätte danken können; ich thue es hiermit und werde Ihren Wink zu Verbeſſerung einer Unſchicklichkeit, die auch von einem ungeſchickten Corrector herrührt, in dem 3. Bande, mit dem ich eben beſchäftigt bin, befolgen. Die Ueberſetzung verlangt mein Verleger neben dem franzöſiſchen Text. Sagen Sie mir doch, weshalb Sie den franzöſiſchen Text lieber in den Noten ſehen wollen, als die Ueberſetzung? die nach meiner Vorſchrift und dem bisherigen Gebrauch, den auch Maier und andere befolgt, in den Noten angeführt werden ſollte? Ich thue dieſe Frage ſogleich ſchriftlich an Sie, weil ich mit dem 3. Bande eben beſchäftigt und faſt fertig bin, und doch gern alles aufs Genaueſte ausarbeiten möchte, damit er beſſer gedruckt erſcheine, als die erſten beiden Bände. In der 2. Auflage, von der mir mein Verleger auch ſchon geſprochen hat, ſoll alsdann dieſelbe Ordnung durchaus beobachtet werden.

Ich finde in den eben erhaltenen Blättern Ihrer Allg. Lit. Zeit. auch den neueſten Alman. nation. angezeigt, und das erinnert mich daran, daß der Hamburger Correſpondent vor einiger Zeit anzeigte, mein Name ſtehe unter den auswärtigen Mitgliedern des Nationalinſtituts. Da mir nichts davon bekannt geworden war, ich auch um ſo mehr daran zweifelte, da ich auch nicht den mindeſten Schritt weder dort noch von hieraus dazu gethan habe, ſo befrug' ich ſchriftlich ein Mitglied des Nation. Inſtit. und erhielt vor einigen Tagen die Antwort, daß mich das Nat. Inſt. allerdings zum auswärtigen Mitgliede aufgenommen und mein Name auch in dem Alm. Nat. und wo er hingehörte, ausdrücklich angeführt wäre, man nur nicht begreife, daß es mir nicht officiell bekannt gemacht worden war. Möchten Sie wohl die Güte haben, in einem Ihrer nächſten Intelligenzblätter anzuzeigen, daß ich, nach dem neueſten Alm. national. vom Jahrg. XII. zum auswärtigen Mitglied des Pariſer Nat. Inſtit. von der 4. Klaſſe, als Director der ſchönen Künſte ernannt worden; und, (um die Abſicht, die ich, im Begriffe nach Berlin zu gehen, dabei habe, deſto beſſer zu verbergen,) hinzuzufügen, daß mir auch vor einiger Zeit die ſchwediſche Königl. Akademie der Muſik zu Stockholm das Diplom als ihres wirklichen Mitglieds zugeſandt hat.

Mündlich erklär' ich Ihnen noch vor meiner Abreiſe die Beweggründe zu dieſer Kleinigkeit.

Sobald ich (Ende März oder Anfang Aprils) von Berlin zurückkomme, erhalten Sie meine Recenſion über Forkels Sebaſtian Bach. Ihr ꝛc.

Reinhard.

Dresden, 18. April 1795.

Der neue Ankömmling auf der Univerſität zu Jena, welcher die Ehre haben wird, Ew. Wohlgeboren dieſen Brief zu überreichen, iſt mein Stiefſohn, der Studioſus Schmid. Ob er gleich der rechte Sohn des ſtreitſüchtigſten Gegners iſt, welchen der eheliche Semler ehemals gehabt hat, ſo wage ich es doch, ihn Ew. Wohlgeboren vorzuſtellen und Sie um Ihr Patrocinium für ihn zu bitten. Er hat weder die Geſinnungen ſeines Vaters, noch die Hitze deſſelben, ſondern iſt ein ſehr gutes und friedfertiges Geſchöpf. Auch hat er, zum Glück für ſeine Friedfertigkeit, ſich nicht der Theologie, ſondern der Medicin gewidmet, die er auch bereits zwei Jahre lang in Wittenberg ſtudirt hat. Er wünſcht in Jena zu ſuppliren, was wegen des Mangels an Anſtalten und an Lehrern in Wittenberg fehlt, und ſeine akademiſchen Studien daſelbſt zu vollenden. Es würde ein außerordentliches Glück für ihn ſeyn, wenn Ew. Wohlgeboren ihn einiger Aufmerkſamkeit würdigen, und ihm zuweilen Zutritt verſtatten wollten. Da ich Urſache habe, ihn ſowohl wegen ſeiner Fähigkeiten, als wegen ſeines guten Herzens wie meinen eignen Sohn zu lieben: ſo würde ich dies für eine Wohlthat halten, die mir Ew. Wohlgeboren ſelbſt erzeigten, und, da ich ihn allein und ohne beſondere Aufſicht entlaſſen muß, ſeinetwegen um ſo ruhiger ſeyn. Mit der größten Veneration verharre ich Ew. Wohlgeboren ꝛc.

Dresden, 27. Nov. 1809.

Seit langer Zeit hat mich nichts ſo angenehm überraſcht, als die Zuſchrift, mit welcher Sie mich beehrt haben. Zu einer Zeit, wo man von allen Seiten her gedrückt, zuweilen auch geängſtigt wird, thut es überaus wohl, von einem verehrten Manne freundlich angeredet zu werden, und die Verſicherung zu erhalten, es gebe noch Wohlwollen und herzliche Theilnehmung in der Welt. Dieſen Eindruck mußte Ihre Zuſchrift nothwendig auf mich machen, und ich bin Ihnen für die Ermunterung, die ſie mir gewährt hat, den größten Dank ſchuldig.

Warum ich Ihnen dieſen Dank nicht mündlich, nicht in Leipzig, nicht unter dem Jubel der dortigen Univerſität ab-

atte? Leider werde ich das Vergnügen, Sie dort zu ſehen,
icht haben können. Meine Verhältniſſe erlauben es nicht,
Dresden um dieſe Zeit zu verlaſſen. Das Perſonale des Kir-
enraths und Oberconſiſtorii, das noch immer keinen Präſi-
enten hat, iſt gegenwärtig ſo ſchwach, daß kein Mitglied die-
s Collegii abweſend ſeyn darf; daher auch keins bei dem Ju-
läo erſcheinen wird. Länger, als mir lieb war, und nicht
nter dem Jubel der Univerſität, ſondern bei manchen nicht
en angenehmen Aeußerungen derſelben, habe ich mich im vo-
gen Jahr um dieſe Zeit in Leipzig aufhalten müſſen. Die
aurigen Zeitumſtände, die Begebenheiten des vorigen Som-
ers, und die öftere, auch längere Abweſenheit des Königs
nd Schuld daran, daß die Univerſität zu Leipzig das neue
ahrhundert nicht in der beſſern Geſtalt antreten kann, die
an ihr geben will, und deren Grundzüge bereits entworfen
nd. Ich hatte im vorigen Jahre ſo ſehr darauf gerechnet,
e dahin gehörigen Arbeiten bis zum Jubiläo mit meinen Her-
n Commiſſarien vollenden zu können. Da die Umſtände,
elche Niemand vorherſehen konnte, dies unmöglich gemacht
aben: ſo würde ich das Jubiläum nicht einmal recht fröhlich
iern können; vielleicht auch von manchem Profeſſor nicht
öhlich aufgenommen werden!

Ew. Wohlgeboren danke ich auf das Verbindlichſte für
e ſo rühmliche Beurtheilung meiner Opusculorum in der
llg. Lit Zeit., welche Sie mir zu überſchicken die Güte ge-
abt haben. Der Recenſent ſagt dieſen Kleinigkeiten ſo viel
utes nach, daß ich wirklich über ſeine Nachſicht und Freund-
chkeit mich wundere. Inzwiſchen ſollen Sie ſogleich die Er-
hrung machen, daß es nicht gut iſt, wenn man mit ſolchen
leinigkeiten ſo ſäuberlich verfährt. Dieß hat mich nämlich
ihn genug gemacht, eine noch weit größere Kleinigkeit, eine
redigt, beizulegen. Eine Predigt! Das iſt freilich arg ge-
ug. Ich habe ihr aber einige Kraftworte Luthers beidrucken
ſſen; dieſe wenigſtens ſind eines Blicks von Ihnen gewiß
icht unwürdig. Empfangen Sie die Verſicherung der innig-
en Verehrung, mit der ich verharre Ew. Wohlgeboren ꝛc.

v. Reinhard.

Caſſel, 13. Juli 1812.

Ich bin Ew. Wohlgeboren vielfache Entſchuldigung für den Verzug meiner Antwort auf zwei Briefe ſchuldig, mit denen Sie mich beehrt haben. Ich hätte ſehr gewünſcht, Ihnen zugleich etwas Beſtimmtes und Tröſtliches über unſere Einrichtungen, den Buchhandel betreffend, ſagen zu können. Inſofern dies eine Douanen-Angelegenheit iſt, ſo iſt ſie freilich der Einheit eines ſtarren unerbittlichen Syſtems untergeordnet. Aus einem höhern und edlern Geſichtspunkt betrachtet, iſt zu hoffen, daß nach und nach das Intereſſe der Ziviliſation über das Intereſſe des Fiskus ſiegen und mildere Grundſätze immer mehr vorwalten werden.

Ich bin Ihnen ſehr dankbar für Alles, was Sie mir Gütiges und Freundliches ſagen. Ihren mir längſt bekannten Namen hab' ich mitten in den Wandelbarkeiten meines Schickſals, wo ich, ſo weit es möglich war, immer ſuchte, der deutſchen Literatur nicht entfremdet zu werden, ſelten aus den Augen verloren, und ich bitte Sie auch jetzt, die Verſicherungen meiner aufrichtigen Verehrung zu genehmigen. ꝛc.

Reinhold.

Kiel, 8. Febr. 1801.

Verehrungswürdiger Freund! Den größten Theil des Decembers und Januars hindurch bin ich krank geweſen — fange erſt ſeit Kurzem wieder an, mich zu erholen — habe aber gute Hoffnung, daß ich eine wohlthätige Criſe überſtanden habe.

Ihr gütiges Schreiben vom November v. J. hat mich ungemein erfreut, und mein Herz hat Ihnen oft und viel für den Beweis des freundlichen Andenkens und fortdauernden Zutrauens gedankt, den Sie mir durch daſſelbe gegeben haben. Ich werde mit Vergnügen an Ihrem vortrefflichen Inſtitute ferner Antheil nehmen, und hoffe in Zukunft für daſſelbe thätiger als bis jetzt werden zu können. Es ſoll von Ihnen abhängen, inwiefern ich entweder ſelbſt, wie mir Freund Hufeland geſtattete, mir vorſchlagen oder aus den mir durch die Expedition vorgeſchlagenen Büchern wählen ſoll. Die mir zuletzt übertragenen und von mir angenommenen weiß ich, leider! ſelbſt nicht mehr, weil ich das Verzeichniß unglücklicher Weiſe verloren habe. Platners Aphorismen glaube ich befinden ſich darunter. Wollten Sie mir ein neues Verzeichniß beſorgen laſſen, ſo würden Sie mich ſehr verbinden.

Es werden eben itzt von mir Beiträge zur leichtern Ueberſicht des Zuſtandes der Philoſophie in Jena bei Frommann für Perthes in Hamburg gedruckt. Es liegt mir der Wunſch, daß die erſte und dritte Abhandlung des zweiten Heftes von Ihnen geleſen werden möchte, am Herzen; und wenn Sie die Bogen, ſo wie dieſelben bei Frommann die Preſſe verlaſſen, ſich bringen laſſen wollten, würden Sie aus dieſen beiden Abhandlungen meine gegenwärtige Anſicht der Transcendentalität überhaupt mit einem Male kennen lernen, und daraus erſehen, ob und inwiefern ich Ihnen ferner brauchbar ſeyn werde.

Das Andenken Ihrer uns unvergeßlichen Gattin iſt uns ſehr erfreulich und wir erwiedern es von ganzem Herzen. Der Gedanke, uns noch einmal in dieſem Leben wieder zu ſehen, gehört zu unſern liebſten Wünſchen und froheſten Ausſichten.

Erhalten Sie Ihre unſchätzbare Gewogenheit Ihrem ꝛc.

Kiel, 19. April 1802.

Eine willkommenere und würdigere Veranlaſſung, mein Andenken bei Ihnen, verehrungswürdiger Herr Hofrath, zu erneuern, dürfte ſich mir ſchwerlich wieder anbieten, als die gegenwärtige durch den trefflichen Mann, zu deſſen Acquiſition ich dem mir unvergeßlichen Jena mit voller Ueberzeugung Glück wünſche — ſo wie ich demſelben den größern — ſeinen ſeltenen Kräften gemäßern Wirkungskreis, den er dort finden muß — trotz unſerer Einbuße gönne.

Die Schonung, welche die A. L. Z. mir, ihrem alten Mitarbeiter widerfahren läßt, während die übrigen Sachwalter und Wortführer der philoſophirenden Vernunft, nachdem mein ehemaliges Seyn längſt aufgehört hat, das Andenken deſſelben nicht nur zu Nichts, ſondern zu weniger als Nichts machen — verdanke ich lediglich Ihrer Güte. Ich weiß, daß die gegenwärtigen Mitarbeiter an der A. L. Z. von meinem Geſchreibe nicht anders urtheilen können, als dieſes z. B. über mein Sendſchreiben an Lavater geſchehen iſt, obwohl die Ironie in jener Recenſion wohl auf die Rechnung der Individualität ihres Verfaſſers kommt. Daher kann ich's nicht anders als für eine wahre Wohlthat erkennen, wenn die A. L. Z. gänzlich von mir ſchweigt. Sie kann auch unmöglich die Meinung veranlaſſen wollen, als ob ſie mit den Herren Fichte und Schelling Eines Sinnes wäre. Meine Anſicht des Denkens — iſt ſo abſtruß, daß ſie ſchon dadurch unſchädlich wird, zumal da ſie von keiner Celebrität des Urhebers unterſtützt wird! und was ſie eben über kurz oder lang Einem aus Tauſend von den wenigen, die ſich jetzt mit Spekulation beſchäftigen, nach der Ueberzeugung der gegenwärtigen Mitarbeiter der A. L. Z. ſchaden möchte, das erſetzt ſie vielleicht dadurch, daß ſie wirklich die unſtreitigen Abſurditäten der Fichte'ſchen und Schellingſchen Schule ſichtbarer machen hilft. Alſo — glaube ich nichts der Wahrheit und dem Rechte zu nahe Tretendes zu bitten, wenn ich um die Fortſetzung jenes gänzlichen Schweigens bitte. Ich habe freilich im philoſophiſchen Publikum nichts mehr zu verlieren und ſofern kann es mir auch gleichgültig ſeyn, da und wie ich in der A. L. Z. gemißdeutet werde. Aber ich ſchätze und liebe dieſes Inſtitut zu ſehr, als daß es mir von ihm nicht wehe thun ſollte — was mir von Andern gleichgültig iſt. Ich bitte Sie, meiner redlichen Verſicherung zu glauben, daß in Allem, was ich hier ſchreibe, nicht die geringſte Ironie, ſondern meine ernſte, wahre Meinung enthalten iſt.

Ich habe neulich aus der Expedition der A. L. Z. einen Mahnbrief erhalten. Dieß veranlaßt mich zu glauben, daß meine ehemalige Antwort mit dem Verzeichniß der mir zur Recenſion vorgeſchlagenen Bücher, unter welchen ich nur die Broſchüre über die philoſophiſche Conſtruktion des Schweden Heyne wählen konnte, weil das Uebrige außer dem Kreiſe meiner Studien lag, nicht angekommen ſeyn müſſe. Ich habe nun dieſe Broſchüre geleſen, und eingeſehen, daß dieſelbe vor das forum eines Recenſenten der Fichte'ſchen Philoſopheme gehöre, und bitte daher auch, ſie einem ſolchen aufzutragen.

Noch immer gebe ich die Hoffnung nicht auf, bei Gelegenheit meiner lange ſchon projektirten Reiſe nach Osmanſtädt — auch das geliebte Jena — und darin das theure Schützeſche Haus wieder zu ſehen, an welches ſo manches ſüße und dankvolle Andenken in meinem Herzen geknüpft iſt.

Mit unwandelbarer Verehrung und Ergebenheit der Ihrige ꝛc.

Kiel, 2. April 1812.

Als einer Ihrer älteren Verehrer, ehemaligen Collegen und treuen Mitarbeiter erſcheine ich mit der Bitte vor Ihnen: ſich weder durch Ihre eigenen Wahrnehmungen meines bisherigen vergeblichen ſpekulativen Strebens, noch durch den Bericht, den die Recenſion des V. und VI. Heftes meiner Beiträge N. 133. 7ten Nov. 1809 von der Dunkelheit, Trockenheit, Einförmigkeit, Unverſtändlichkeit und Unverſtändigkeit meiner Philoſopheme abgeſtattet hat, abhalten zu laſſen, den Vorbericht zu der eben die Preſſe verlaſſenden Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in der Philoſophie — Ihrer Aufmerkſamkeit zu würdigen. Sie werden keine Fortſetzung des nicht angenehmen Schauſpieles des philoſophiſchen Syſiphus — das ich bisher zum allgemeinen Ueberdruß aufgeführt habe, wieder finden, und ſo unglaublich es Ihnen nach meinem bisherigen vergeblichen Steinwälzen ſcheinen muß, werden Sie aus dem beſagten Steine ein Scherflein zu einem haltbaren Fundamente geworden, und aſſelbe auf einem feſten Grund und Boden ruhend finden. An Mängeln und Fehlern wird es freilich auch dieſem Verſuche, uner andern auch ſchon darum nicht fehlen können, weil derſelbe bisher wirklich noch ein völlig unverſuchtes iſt. Ich habe hn nach einer drittehalbjährigen Bearbeitung itzt dem Drucke übergeben, weil ich glaube, daß wenigſtens die Hauptidee unverkennbar aus der Darſtellung hervorgehen wird, und weil ich wünſche, durch belehrende Beurtheilungen in den Stand geſetzt zu werden, noch vor dem für mich wahrſcheinlich nahen Thorſchluſſe hienieden, etwas zur Verbeſſerung des Veruches thun zu können. Verſchrieen und verſchollen, wie ich chon eine geraume Zeit und nicht ganz unverdient bei unſerm immer kleiner werdenden philoſophiſchen Publikum bin, beſonders eitdem nach der Sprache der modernen Seher des abſolut-Aboluten: „meine Dummheit, geſchwängert durch Bardilis Narrheit das Mondkalb der rationale Realismus genannt, geboen hat", darf ich nicht hoffen, daß meine Synonymik Leſer finen wird, wenn dieſelbe nicht eben durch kritiſche Journale wie ie A. L. Z. und durch Männer, wie Sie, mein verehrter Schütz! as öffentliche Zeugniß erhält, daß einiges Erwägenserthe im Buche enthalten ſey.

Es hat mir ſehr weh gethan, daß es mir unmöglich geween iſt, meinen Sommeraufenthalt in Weimar und Jena 1809 zu einem Beſuche in Halle zu benutzen, der mir durch das erwünſchliche Wiederſehen von Ihnen und Ihrer theuren Gattin ſo ſehr am Herzen lag. — Noch geben wir, ich ſpreche hier zugleich aus dem Herzen meiner Frau, die ſchöne Hoffnung dieſes Wiederſehens nicht auf. Vielleicht gelingt es uns, unſern zweiten Sohn Ernſt, der hier itzt Theologie ſtudirt, im Sommer des künftigen Jahres in Jena, wo er unter unſers hochverehrten Griesbachs Anleitung ſeine theologiſchen Studien vollenden ſoll, nach Jena begleiten zu können, und am 5ten Sept. in Weimar den 80ſten Geburtstag unſers Vaters Wieland zu feiern. Nichts ſoll uns dann abhalten, auf der Rückreiſe unſern Weg über Halle zu nehmen. — Meinen älteſten Sohn Carl erwarte ich künftigen Monat von Wien zurück, wo er mit einer hieſigen adlichen Familie als Mentor ihres Sohnes ein Jahr zugebracht hat. Mein dritter, Fritz, (ein geborner Kieler) iſt ſeit einem halben Jahre in Copenhagen als Cadet bei der Artillerielehrſchule untergebracht, und meine Caroline ſoll dieſen Sommer die Gattin eines braven jungen Mannes werden, der ein geſchickter Arzt und glücklicher Praktikus im Schleſwigſchen iſt, — aber leider! wie ich ſeit geſtern erfahren habe, itzt an einem bedenklichen Schleimfieber bettlägerig geworden iſt. Gott wende dieſes Unglück von meinem armen, in ſeliger Hoffnung nichts davon ahnenden, Kinde ab!

Meine Sophie empfiehlt ſich nebſt mir Ihrem und Ihrer uns unvergeßlichen Henriette freundlichem Andenken aufs Angelegentlichſte. Mit inniger Verehrung und treuer Ergebenheit Ihr ꝛc.

Kiel, 9. Febr. 1813.

Mein innigſt verehrter Freund! Ein paar Tage darauf, nachdem ich durch ein ſehr kurzes und trockenes Avisſchreiben meines Schwagers Ludwig Wieland, den noch für lange Zeit nicht gefürchteten Trauerfall erfahren hatte, und noch der erſte Schrecken Kummer und Schmerz kaum überſtanden war, kam Ihr ſchriftlicher Beſuch als ein wahrer Engel des Troſtes, und ſchwerlich iſt mir je ein Brief in meinem Leben ſo wohlthätig, keiner für mich ſo ſehr ein Wort zu ſeiner Zeit geweſen. Ich habe an dem verewigten Wieland einen zweiten Vater verloren, dem ich Viel, Viel mehr als dem leiblichen zu verdanken habe. — Auch die erſte Bekanntſchaft mit Ihnen verdanke ich ihm. Es war bei der Conferenz, die zwiſchen ihm, Griesbach und Ihnen über den Plan der A. L. Z. im Jahr 1784 gehalten wurde. Oft und viel iſt es mir in den achtzehn Jahren, ſeitdem ich von Jena hieher verſetzt worden bin, und faſt mit jedem Jahre ſchmerzlicher zu Herzen gegangen, daß ich von dieſen drei Männern ſo weit, ſo gar weit entfernt leben mußte. Am ſchmerzlichſten bei der Nachricht von Griesbachs und Wielands Tode! An dem Wiederſehen dieſer Beiden habe ich mich im Sommer 1809 erquickt, und, wie ich nun ſehe, recht eigentlich geletzt. Das Verlangen: Sie, den allein von jenem Triumvirate Uebrigen, deſſen Wiederſehen ich damals entbehren mußte, noch einmal dieſſeits des Grabes zu umarmen, und mich mit Ihnen über ſo Manches, was in den letzten 18 Jahren vorgefallen iſt, (Iliacos intra muros et extra) zu beſprechen, iſt mir nun neuerdings ſo nahe ans Herz gelegt, daß ichs wohl eine Sehnſucht nennen kann. Ich mag und darf die Hoffnung dazu nicht aufgeben, obgleich ſich die Wahrſcheinlichkeit, in dieſem Jahre zu reiſen, und meinen Ernſt, der Oſtern ſein Triennium hier beſchließt, nach dem in Weimar gefeierten 80ſten Geburtstage Wielands, nach Halle oder Berlin zu begleiten, ſchon einige Monate vor Wielands Tod, auf eine ſehr unvermuthete Weiſe verloren hat. — Um Michaelis herum ſank das Hollſteinſche Papiergeld, das bis dahin dem Baaren gleich ſtand, plötzlich tief, und immer tiefer und ſo tief, daß es unter ein Drittel ſeines Nennwerths ſchwankt. Bisher waren die Kieler Profeſſoren die einzigen Beamten im Lande, welche ihre Beſoldung in klingender Münze erhielten. Die neue, Ihnen gewiß nicht unbekannt gebliebene, Verordnung über das Geldweſen, hat dieſe Ausnahme, welche auch ſchon durch das Sinken der Papiere hätte aufhören müſſen, ganz unmöglich gemacht. — Noch heute iſt das zu Weihnachten fällig geweſene Beſoldungsquartal nicht eingelaufen. Die Papiere, die wir von nun an bekommen werden, haben zwar einen gezwungenen Cours erhalten, der aber den Beſoldeten keineswegs zu Statten kommt, weil die Preiſe von allen Bedürfniſſen ſogleich in dem Verhältniß der Differenz des auswärtigen ungezwungenen Courſes zu dem einheimiſchen Gezwungenen geſtiegen ſind. Unſer bisheriger Wohlſtand oder Quaſi-Wohlſtand iſt nun auf einmal dahin, und für mich tritt nun die Nothwendigkeit ein, von der ich bis in mein 54ſtes Jahr verſchont geweſen bin, Nahrungsſorgen ertragen zu lernen. Insbeſondere ſetzt mich die unvermuthete Verzettelung meiner Beſoldung in dieſem Jahre in Verlegenheit, da ich im vorigen für die kleine Ausſtattung meiner Tochter, die den Doktor und Phyſikus Neuber zu Apenrade, einen ehemaligen Zuhörer von mir und ſehr braven Mann, geheirathet hat, — etwas über 300 Rthlr. in Silber zu bezahlen habe, das ich nun mit bedeutendem Verluſt für Papier einhandeln muß. Für dieſes Jahr darf ich alſo an keine Reiſe denken. — Ludwig hat in ſeinem Aviſſchreiben eine Vollmacht zur Entſiegelung und Privatausgleichung der Verlaſſenſchaft Wielands verlangt, die ich auch ſogleich eingeſendet habe. Die nähern Umſtände der Krankheit und des Todes, ſo wie des Nachlaſſes Wielands ſind mir noch gänzlich unbekannt.

Bis heute habe ich aus Weimar nichts anderes erfahren, als was in einem der letzten Blätter des Hamburger Correſpondenten aus der allgemeinen Zeitung, allem Anſehen nach aus einem Böttigeriſchen Aufſatze, abgedruckt iſt.

Es iſt ſchon eine geraume Zeit her, daß ich durch deutſche Zeitungen erfahren habe, daß die Ihrigen, Prof. Schütz und ſeine Gattin, in Copenhagen ſind. Wenn es ihnen in Copenhagen nur halb ſo gefällt, als ſie daſelbſt gefallen, ſo dürften ſie noch nicht ſobald in Kiel eintreffen. Aber ich kann's nicht über mein Herz bringen, das Schreiben aus Halle, das mir ſo wohl gethan, ſo lange unerwiedert zu laſſen. Mit nächſter Poſt werde ich mich in Copenhagen erkundigen, und erfahre ich, daß die Erwarteten etwa erſt in 14 Tagen oder ſpäter nach Kiel kommen ſollten, ſo glaube ich, Ihren eingeſchloſſenen Brief an ſie dahin ſenden zu müſſen.

Die Vollendung der neuen unterbrochenen Ueberſetzung der Briefe Cicero's von Wieland könnte nicht durch würdigere Meiſterhände übernommen werden, als durch die Ihrigen; und Sie ſtiften dadurch ein nicht weniger würdiges Denkmal Ihrer Freundſchaft für den Verewigten. Ohne Zweifel wird Ludwig, dem ich hierüber ſchreiben werde, ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen, über das Nähere mit Ihnen in Correſpondenz zu treten.

Ihr Brief, den Sie mir, nachdem mein älteſter Sohn das Glück hatte, Sie in Halle zu beſuchen, zugedacht haben, iſt allerdings in petto geblieben. Aber Sie haben mich dafür durch den vom 27ſten Jenner gütig und reichlich entſchädigt. Was hätten Sie mir in jenem Nichtgeſchriebenen Erfreulicheres ſagen können, als Sie mir dadurch geſagt, daß Sie meine Synonymik nächſtens in der A. L. Z. ſelbſt anzeigen werden.

Sie nennen mit Ihrer gewohnten Güte dieſes Buch ein verdienſtvolles Werk. Es hat mir mehr Arbeit gekoſtet und mehr Genuß gewährt, nicht nur als meine Theorie des Vorſtellungsvermögens weiland — ſondern als alles Uebrige zuſammengenommen, was ich mein ganzes Leben hindurch lucubrirt habe, und ich kann alle meine übrigen Verſuche nur als Vorarbeiten, oder vielmehr Federproben gegen dieſen letzten Verſuch anſehen. Dadurch hat derſelbe Gottlob! auch in meinen eigenen Augen keinen andern als einen ſubjektiven Werth, und ich weiß, daß ſich nur Einiges, und zwar die Hauptidee einer eigenthümlichen Synonymik für die in der Logik und Metaphyſik gebräuchlichſten und unentbehrlichſten Homonymen und Synonymen, und dann Manches von der Ausführung über kurz oder lang als objektiv erproben wird. Das Buch hat alſo, meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen nach, einiges Verdienſt. Das gänzliche Stillſchweigen, das bisher darüber Statt gefunden hat, iſt nur in der Leipziger Lit. Zeit. im November v. J. auf eine Art unterbrochen worden, die, wenn es bei dieſer Recenſion bewenden bliebe, alle meine Hoffnung, geleſen und geprüft zu werden, niederſchlagen müßte. Denn der Recenſent, wahrſcheinlich Herr Köppen in Landshut, hat die Abſicht und den Zweck des ganzen Verſuches durchaus verkannt, und ſo viel an ihm lag, unkenntlich gemacht. Er kann das Buch nur flüchtig und höchſtens nur Einmal geleſen haben, das nach der Eigenthümlichkeit ſeines Thema's nur aufmerkſam und mehr als einmal geleſen ſeyn will. Seine Einwendungen, keine Einzige ausgenommen, ſind insbeſondere in den Folgerungen und Anmerkungen von Seite 243 bis S. 315, die er überſchlagen haben muß, umſtändlich und ausführlich ſchon vorhinein widerlegt.

Ich habe nun ein Programm unter den Händen: Von der Logik, als der Wiſſenſchaft des ſprechenden Denkens und der Metaphyſik als der Wiſſenſchaft des denkbaren Seyns, worin ich Manches, worauf ich erſt durch die Synonymik geführet worden bin und was zur Vereinfachung und Verdeutlichung derſelben beitragen wird, aufzuſtellen gedenke. Ich unterſcheide z. B. das vorſtellende von dem denkenden Bewußtſeyn. Das Eigenthümliche des Erſten iſt, daß daſſelbe ein Vergegenwärtigen von Etwas iſt, was nur durch Vergegenwärtigung zu Bewußtſeyn gelangen oder gewiß werden kann. Das Eigenthümliche des Zweiten iſt, daß daſſelbe dasjenige Ordnen iſt, welches durch das Unterordnen des Veränderlichen unter das Unveränderliche am Veränderlichen, und dieſes Unveränderliche unter das an ſich Unveränderliche beſteht und zum Bewußtſeyn gelangt. Das Wort Vorſtellen bedeutet nicht immer ein Bewußtſeyn, aber immer ein Vergegenwärtigen. Der Mond wird der bewußtloſen Erde vergegenwärtigt, da er ſich vor die ihm zugekehrte Seite derſelben hinſtellt. Um aber einem Bewußtſeyn vergegenwärtiget zu werden, bedarf es eines dieſe Vergegenwärtigung vermittelnden, ſeine Stelle im Bewußtſeyn vertretenden, ihn repräſentirenden Mediums. Dieſes iſt theils das Bild, wodurch das Sinnenfällige und Veränderliche des Mondes in der Anſchauung, — theils das Wort, (Denkbild,) wodurch das Denkbare und Unveränderliche am Monde im Begriff, — dem Bewußtſeyn vergegenwärtiget wird. Gleichwie das anſchauende Vorſtellen ein bildliches, einbildendes nachbildendes Vorſtellen iſt, ſo iſt das denkende Vorſtellen ein wörtliches, ſprechendes, redendes, diskurſives Vorſtellen. Das empiriſch denkende Vorſtellen ſtellt das in der Erfahrung gegebene Unveränderliche am Veränderlichen durch Wörter vor, welche im Bewußtſeyn durch Bilder begleitet ſeyn müſſen und denſelben zum Theil ihre Bedeutungen zu danken haben. Es iſt dem reindenkenden Vorſtellen eigenthümlich, daß in demſelben das urſprünglich durch das Gewiſſen gegebene an ſich Unwandelbare durch Wörter vorgeſtellt wird, welche in ihren eigenthümlichen Bedeutungen keiner ſie begleitenden Bilder fähig und bedürftig ſind, und ihre Bedeutungen nur dem Denken zu verdanken haben. — Die Synonymen und Homonymen dieſer bilderloſen Wörter ſind die Aufgabe meiner Synonymik. Sie, theuerſter Freund, waren der Erſte, welcher der Critik der reinen Vern. in der A. L. Z. das Wort geredet hat. Si fas est parva componere magnis würden Sie nun auch der Erſte ſeyn, der der Synonymik das Wort redete! — Verzeihung für meine Weitläufigkeit und Aberration ins Feld der Spekulation! — Unwillkürlich flüchtet ſich die Einbildungskraft dahin aus einer traurigen Wirklichkeit. Seit ein paar Jahren bin ich täglich von ſchmerzlichen Magenkrämpfen, und ſeit Auguſt v. J. iſt meine Frau von der Gelbſucht heimgeſucht. Geklagt muß Ihnen doch auch dieſes werden!

Wir Beide grüßen und küſſen Sie und Ihre vortreffliche Frau aufs Herzlichſte ꝛc.

(An Schütz den Sohn.) Kiel, 20. April 1813.

Theuerſter Freund! Da ich weiß, daß mit der letzten Poſt von Altona und Hamburg die von hier nach Halle, Weimar und Leipzig addreſſirten Briefe wieder zurückgekommen ſind, einen Poſttag früher mir ſelber ein ſchon am 19ten März von hier nach Weimar abgefertigter wieder zurückgegeben wurde, und da ich hörte, daß ſogar auch nach Berlin beſtimmte Briefe Sonntag wieder zurückgegangen ſind: ſo habe ich gleich nach dem heutigen Empfang Ihres lieben Schreibens aus Flensburg vom 18ten, auf unſerm Poſthauſe anfragen laſſen, ob morgen (als unſerm nächſten Poſttag für die Briefe über Hamburg und Altona) Briefe nach Halle und Berlin angenommen würden. Die Antwort war nach Halle geradezu verneinend. Ob aber nach Berlin? müſſe ſich erſt nach Ankunft der morgenden Poſt von Hamburg und Altona ausweiſen. Mit der letzten Poſt wenigſtens wären auch nach Berlin gerichtete Briefe von Altona zurückgekommen, und der Poſtmeiſter riethe mir, meine nach Berlin beſtimmten Briefe lieber an einen Freund in Hamburg zu ſenden und durch dieſen nach Berlin beſorgen zu laſſen. So werde ich denn morgen meine Zuflucht zu Freund Perthes nach Hamburg nehmen und ihm die ungeſäumte Beförderung Ihrer beiden Briefe nach Berlin dringend empfehlen.

Leider! hat ſich weder das Befinden meiner Frau noch auch das meinige ſeit meinem erſteren Schreiben um nichts gebeſſert, und ich habe Sie in meinem letztern nur mit der Wiederholung des alten Klageliedes verſchonen wollen. Die wieder eingetretene rauhe Witterung macht uns unſer Uebelbefinden um ſo empfindlicher, das uns übrigens durch ſeine lange Dauer faſt zur Gewohnheit und in ſofern freilich erträglicher geworden iſt.

So ſehr wie unſere Zeitläufe das Bewundern und Verwundern abgewöhnt zu haben ſchienen, ſo ſehr habe ich auf Veranlaſſung von drei Neuigkeiten in Ihrem Schreiben wahrgenommen, daß ichs noch keinesweges gänzlich verlernt habe.

Die erſte iſt: daß Dänemarks Beitritt zur nordiſchen Coalition wirklich entſchieden ſey, während man hier von nichts als Neutralität und Sicherſtellung des neutralen Gebietes weiß und glaubt.

Die zweite: daß Schweden uns den Krieg angekündigt habe, während man hier nichts anderes weiß und glaubt, als daß Schweden bereits gegen Frankreich marſchiren laſſe, und Pontecorvo in Pommern erwartet wird. — Gewiß iſt auf jeden Fall, daß itzt zwiſchen Schweden und Dänemark Mißhelligkeit mehr als ſonſt obwaltet, und daß Niemand als Napoleon dabei gewinnen kann.

Die dritte: daß den Kieler Profeſſoren für ihren Verluſt bei der Geldveränderung vollkommene Entſchädigung bewilligt ſei. Das Weihnachtsquartal unſerer Beſoldungen wurde uns in ſogenannten blauen Zetteln zu 75 Schilling gerechnet, ausbezahlt. Da aber ein ſolcher Zettel nur 40 bis 44 Schl. galt, ſo büßten wir in jenem Quartale, das uns noch dazu neun Wochen nach der Verfallzeit erſt bezahlt wurde, — ziemlich nahe die Hälfte des uns zugeſicherten feſten Gehaltes ein. Das erſte Quartal dieſes Jahres wurde zwei Drittel in Altonaer Bankzetteln, und ein Drittel in Leihinſtitutzetteln, beides nach dem Nennwerth ausgezahlt, wobei wir bei dem Erſtern fünf und zwanzig, bei dem Letztern vierzig von jedem Hundert verloren haben. Die Entſchädigung beſtände ſonach in einer Verminderung der Einbuße von nahe zu der Hälfte auf nahe zu ein Drittel. Das tiefe und ununterbrochene Stillſchweigen der Behörde in Kopenhagen auf die wiederholten Vorſtellungen und Bitten des akademiſchen Senates läßt uns keine andere Entſchädigung hoffen. Sie werden mich freilich auch damit zufrieden finden; denn Unzufriedenheit würde ja nur das Uebel ärger machen.

Mit Verlangen ſehen wir dem verheißenen Wiederſehen von Ihnen entgegen und hoffen, daß Ihnen die Umſtände erlauben werden, länger als einen Tag Ihren Freunden in Kiel durch Ihre Anweſenheit erfreulich und tröſtlich zu ſeyn. Mit den herzlichſten Grüßen von meiner Sophie und mir an Ihre vortreffliche Gattin umarme ich Sie mit der Geſinnung eines alten Freundes ꝛc.

v. Retzer.

Wien, 7. Okt. 1792.

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen auf Ihren Brief vom 3. Sept. ſo ſpät antworte; allein der ſo unvermuthete Prozeß über die A. L. Z., deſſen Hergang Sie in der Nebenlage aus Urkunden gezogen mit Erſtaunen leſen werden, war noch nicht geendigt. Die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, als ſie ausſieht. Zum größten Leidweſen der Feinde der Aufklärung und jeder vernünftigen Freiheit im Denken und Schreiben, iſt nur Nr. 62 vom 2. Junius des Intelligenzblattes, das zu

Ende Juli in Jedermanns Händen war, endlich den 30. Sept. verboten worden; alles Uebrige bleibt beim Alten, und Sie können nun für die Zukunft den Stein des Anſtoßes, dem Sie leicht ausweichen können. Das Verzeichniß der verbotenen Bücher nebſt einem Briefe an Boie ſchicke ich Ihnen, um Ihnen das Porto zu erſparen, nächſtens frei nach Gotha.

Nebenſtehende Bücher aus dem mir mitgetheilten Verzeichniſſe erſuche ich Sie, bei der Verſteigerung am 29. Okt. für mich erſtehen zu laſſen, und mir ſolche ſobald nur möglich zu ſchicken; beſonders wünſchte ich Nr. 156 Le Mer-Lack bald zu erhalten. Sollte mein Honorar nicht hinlänglich ſeyn, ſo ſchreiben Sie mir den Reſt zur Laſt, ſowie das Briefporto mit 1 Fl. 45 Kr. mir zu gute kommt.

Mit der größten Hochachtung ꝛc.

Woltersdorf bei Crems, 30. Juni 1802.

Man hat Sie, verehrungswürdiger Herr Hofrath und Freund, von Leipzig aus ganz richtig belehrt, daß, ſeitdem die geheime Polizeihofſtelle, bei der Alles geheim ſeyn muß, mit dem Bücher-Cenſuramt vereinigt iſt, die gedruckten Liſten der verbotenen Bücher weiter mitzutheilen verboten ſey; ich rathe Ihnen daher, ſie *künftig* nicht mehr in das Intelligenzblatt einzurücken. Was *vorher* geſchehen iſt, hat als casus ante Legem latum nichts zu bedeuten. Ich glaube die Abſicht Ihres Briefes vom 17. Mai d. J. errathen zu haben, ich ließ ihn durch den Hrn. Hofrath Schilling Sr. Excellenz dem Polizeivicepräſidenten Baron v. Sumeraw vorlegen, da Se. Excellenz der Polizeiminiſter Geheimrath von Pergen der Zeit in Baden bei Wieneriſch-Neuſtadt iſt. Hofrath Schilling verſicherte mir als *ehrlicher Mann*, man habe auf gar kein Verbot der Allgem. Lit. Zeit. bisher gedacht. Ich würde Ihnen dieſes früher geſchrieben haben, wenn mich nicht eine 7 Wochen anhaltende ſchwere Krankheit, in der ich mehr als 2 Wochen immer in augenblicklicher Todesgefahr war, mich daran gehindert hätte. Dies iſt auch die einzige Urſache, warum ich Ihren ſo lieben, Ihrer Frau Gemahlin ſo ähnlichen Herrn Sohn nur einmal ſah. Ich gab ihm nebſt Lühens Hymnen den letzten Band von Denis literariſchem Nachlaſſe mit, und mit dem ſchickte ich Ihnen der Caroline Pichler geb. von Greiner Idyllen für Ihre Frau Gemahlin. Ich hoffe, es wird nun alles in Ihren Händen ſeyn. Machen Sie doch, daß des Denis literariſcher Nachlaß bald in der A. L. Z. recenſirt werde, aber nicht ſo, wie der zweite Band von meines Hier. Balbi Veneti Episc. olim Gurc. Opp., die wirklich aus Jeſuiten-Händen kam. Sowie dieſe Herren ſich faſt ganz des durch den tragiſchen Tod des Herausgebers unterbrochenen Leipziger literariſchen Anzeigers bemeiſtert haben, ſo haben ſie ſich auch bei der A. L. Z. einzuſchleichen gewußt; ich habe Sie ſchon lange hierauf aufmerkſam machen wollen. Meine Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin.

Mit tiefgefühlter Hochachtung und Freundſchaft ꝛc.

Wien, 1. Mai 1810.

Wohlgeborner Herr Hofrath! nehmen Sie meine zwar etwas ſpäten, aber gewiß aufrichtigen Glückwünſche zu dem Feſte vom 1ſten Januar an! Da ich mir ſchmeichle, mich gewiß unter Ihre Freunde rechnen zu dürfen, ſo bedaure ich nur, daß ich nicht gegenwärtig war; und wäre ich nicht ein ſo neidloſes Geſchöpf, ſo würde ich Sie um den von Ihrer eben ſo reizenden als würdigen Gattin geflochtenen Lorbeerkranz beneiden; und den Prolog Ihres Herrn Sohnes wünſchte ich gehört zu haben; er hat aber Berlin verlaſſen; dies mag die Urſache ſeyn, daß ich auf zwei voriges Jahr an ihn geſchriebene Briefe keine Antwort erhielt. Setzt er ſeine epigrammatiſche Anthologie nicht fort? Theils bereits vergeſſene, theils verſchrieene Dichter, wie Triller, Neukirch, Hanke, Schönaich, Pietſch, Amthor u. ſ. w., denn ihre Namen ſind eine Legion, würden eine nicht ganz karge Ausbeute geben; die Franzoſen ſind auch in dieſem Stücke viel billiger als wir Deutſche! ſie nehmen in ihre Choix, Cabinets, Portefeuilles, Elites, Bibliothèques poëtiques ohne Anſtand eine nicht mißlungene Ode an Card. Richelieu von Chapelain, und ein witziges Epigramm von Cotin auf; wir fangen alle zehn oder höchſtens zwanzig Jahre unſere Literatur wieder von vorn an! Schlegel ſuchte uns heim gegen 30 Fl. Honorar mit achtzehn hiſtoriſchen Vorleſungen, nicht alles war aus Eichhorn und Hegewiſch ausgeſchrieben, es wurde von Gemüthlichem, von einer chriſtlichen Republik der Könige, von religiöſem Geiſte, von Rittergeiſt u. ſ. w. viel geſprochen. Aus der deutſchen Verfaſſung zu Hermanns Zeiten haben die Engländer die Idee von ihrem Ober- und Unterhauſe genommen; kein Kaiſer aus dem öſterreichiſchen Hauſe war herrſchſüchtig; ſie führten immer nur gezwungene Kriege zur Erhaltung der Religion und des Anſehns der deutſchen Kaiſer, um erwähnte chriſtliche Republik der Könige zu ſtiften; Maximilian wäre ein beſſerer Papſt geweſen als Julius II. (Jedem Unterrichteten fiel unwillkührlich dabei ein: und Julius II. gewiß ein größerer Kaiſer und tapferer Krieger als Maximilian). Wallenſtein war nichts als ein aſtrologiſcher Schwärmer; dieſe Schwärmerei war die Haupturſache ſeines Sturzes! Des an ihm verübten Meuchelmordes geſchah kaum im Vorbeigehn Erwähnung; deſto breiter war S. über das griechiſche Fatum, über Plaſtik und die Vergleichungen aus den bildenden Künſten; am weitläufigſten nahm er die Kreuzzüge und den Jeſuiten-Orden in Schutz, deſſen Aufhebung eine Haupturſache des jetzigen Unglücks in Europa ſey. Reuchlin hatte ausgebreitetere Kenntniſſe, war mehr Genie und mehr philoſophiſcher Kopf als Leibnitz. Auf Bayle, dem franzöſiſchen Philoſophen des 18ten Jahrhunderts, beſonders auf Voltaire, wurde in ächtem Cöllner Kapuziner-Tone geſchimpft ꝛc. Nach der Vorleſung circulirte das Epigramm:

„Menſch! läſtre nicht den Wundermann Voltaire. Er bleibt ein Gott! du — eine Ephemere. Cessez, Cagot! de calomnier Voltaire; Il reste un Dieu; vous êtes éphémère!“ Selbſt Klopſtock, Winkelmann und Leſſing wurden bitter getadelt. Dieſe Vorleſungen wurden in dem mit den zwei großen Redoutenſälen verbundenen großen Zimmer des Gaſtwirths gehalten; faſt zu Ende der letzten erſchien plötzlich eine Katze, die ſtutzte über das hochanſehnliche Auditorium, und machte ſchnellfüßig wie Achill die Runde dreimal im Saale herum. Man lächelte, ohne das feierliche Stillſchweigen zu unterbrechen; aber als bei der letztern Periode des Hrn. Profeſſors die Katze mit vielem Getöſe zwiſchen zwei ungeheuren Reihen von Porzellantellern durchſprang, entſtand ein allgemeines Gelächter über den porzellanenen Beifall; nur der Ernſthaftere verließ mißmüthig den Saal mit der ernſten Betrachtung, daß in unſern Tagen Republiken und Monarchieen eben ſo ſchnell vergänglich und leicht zerbrechlich ſind, wie Sophiſterei und Porzellan. Des würdigen Veteranen der öſterreichiſchen Literatur, des Feldmarſchall-Lieutenants von Ayrenhoff neueſte Ausgaben bitte ich in meinem Namen Ihrer Frau Gemahlin zu überreichen. Laſſen Sie hiervon in der A. L. Z. eine Anzeige machen, falls Sie finden, daß ſie mehr Lob als Tadel verdienen; im letzten Falle bitte ich um Stillſchweigen.

Mit wahrer Hochachtung ꝛc.

v. Rochow.

Stülpe bei Baruth, 25. Oct. 1794.

Sollte man glauben, daß Freunde, die beide in Germanien, ja was noch mehr iſt, beide im Oberſächſiſchen Kreiſe leben, Jahre verſtreichen laſſen, ohne einander auch nur das geringſte Zeichen des Daſeins zu geben? Beſchämt, erkenne ich die Wirklichkeit dieſes Phänomens und klage mich zugleich als den Hauptſünder an. Von Ihnen, von Ihrer liebenswürdigen Gattin mit Güte und Freundſchaft überhäuft, erinnern wir uns noch oft jenes glücklichen Tages, den wir im May 1792 in Jena zubrachten. — Das war wirklich ein Wonnetag in dem Wonnemonat!

Aber auch Sie, mein theuerſter Freund, haben heilige Zuſagen unerfüllt gelaſſen, — haben uns weder im Sommer 1793 noch in dem nun verfloſſenen, in Stülpe beſucht. Wollen Sie denn die Ufer der Saale nie verlaſſen? nie am Arm des Freundes mein kleines Gebirge beſteigen und in ſeiner Geſellſchaft die Ufer der Spree und der Havel wieder begrüßen? Iſt denn unſer märkiſcher Sand für einen Weltweiſen ſo abſchreckend? Gönnen Sie ſich ſelbſt doch einige Erholung. — Kommen Sie wenigſtens künftiges Jahr und ſeyn Sie verſichert, daß keine Gäſte uns willkommner ſeyn werden, als divus Schützius und ſeine ſchätzbare Familie. Mein gutes, liebes Weib, die ſich Ihnen und Ihrer vortrefflichen Gattin angelegentlichſt empfiehlt, vereinigt ihre Bitte mit der meinigen und meint, ein Mann wie Sie, müſſe es ſich zur Pflicht machen, den Bittenden ihr Geſuch zu gewähren.

Nun zu einer Nachricht, die Sie gewiß bewegen wird uns Ihren Antheil bald mitzutheilen. Meine Frau wird mir um oder doch bald nach Weihnachten das koſtbarſte Geſchenk machen, — ich werde Vater werden. Ihnen, der Sie dieſes Glück ganz kennen und empfinden, brauche ich warlich meine namenloſe Freude nicht zu zergliedern. Sie iſt eben ſo gerecht als der Dank aufrichtig, den ich der Vorſicht dafür gebracht und täglich bringe. Möge ſie doch ihre Wohlthat erhöhen und uns ein recht geſundes Kind ſchenken!

In der letzten Woche dieſer Michaeli-Meſſe war ich mit meiner Frau und deren Tochter erſter Ehe, einer Gräfin von Wartensleben, in Leipzig. Vergebens erkundigte ich mich dort nach meinen Jenaiſchen Freund, — keiner der Befragten wußte mir zu ſagen: ob Sie in Leipzig geweſen oder noch da wären. Das Wetter war traurig während unſerm Aufenthalt in dieſem kleinen Carthago. Zweimal waren wir im Schauſpiel und ſahen Ihres Schillers Cabale und Liebe, und des Reval'ſchen Präſidenten (der aber wohl wenig präſidiren mag), ſeinen Graf von Benjowsky oder die Verwieſenen auf Kamſchatka ſpielen. Im erſtern ſchönen Trauerſpiel genügte nur der alte Muſicus und vorzüglich der Hofmarſchall unſerer Erwartung, — im letztern Schauſpiel, das, wie alle Kotzebueſche Stücke, einzelne ſchöne Stellen liefert, ſpielte Opitz die Hauptrolle ganz vortrefflich.

Der Nègoce der Buchhändler fing bei unſerer Abreiſe erſt an. — Von intereſſanten neuen Schriften wurde mir daher auch in verſchiedenen Buchhändler-Gewölben, wo ich mich herum trieb, nichts genannt; eine kleine Pièce, betitelt: „Was ſollten Deutſchlands Regenten jetzt thun? Ein Seitenſtück zur Ewaldſchen Schrift: Was ſollte der Adel jezt thun?“ iſt das einzige literariſche Product, ſo ich mitgebracht. Noch habe ich nicht Muße gehabt, dieſe Regenten-Geſetztafel durchzuleſen. — Die Schrift des Detmoldiſchen Superintendenten, der dieſe zum Pendant dienen ſoll, machte mich im vorigen Jahr ſehr begierig, aber mein Durſt wurde nicht gelöſcht.

Wie mächtig haben ſich die politiſchen Aſpecten, ſeitdem wir im May 1792 in Jena waren, verändert! Damals war man berechtigt von 200000 vereinigten Oeſterreichiſchen und Preußiſchen Truppen ſehr viel zu erwarten. — Seitdem haben England, Holland, Spanien und das deutſche Reich, auch Sr. Sardiniſchen Majeſtät nicht zu vergeſſen, die Coalition vermehrt, — und was iſt der Erfolg von drei mörderiſchen Feldzügen? Der, daß die Sachen um ein Unbeſchreibliches ſchlechter ſtehen als zuvor. Ich bin weder Ariſtocrat noch Democrat im ſtrengen Verſtande, — ich liebe aber mein Vaterland und meinen guten König aufrichtig. Alle meine Wünſche gehen daher dahin, daß nur der Friede uns recht bald wieder beglücken möge!! Wie dieſes aber, bei noch fortdauernder Stimmung mancher und vorzüglich des Engliſchen Cabinets, zu erlangen ſeyn wird, darüber wünſchte ich Auskunft vom Groß-Cophta. Uebrigens bin ich ſehr überzeugt, daß die Quaſi-Republik Frankreich, wenn ſie auch von Liſſabon bis Toboiskoy ſollte anerkannt werden, ſehr bald wieder eine Ex-Republik werden wird.

Die beiſpielloſen Charaktere eines Marat, Robespierre und Conſorten werden manchen Heterodoxen, der den armen

Dämon, Teufel genannt, längſt zu einem non ens heruntergeſetzt hat, verlegen gemacht haben; — dergleichen Ungeheuer können nur in der Hölle entſtanden und zum Schutzpatron derſelben wieder heimgegangen ſein.

Von den Polniſchen Angelegenheiten mag ich gar nicht ſprechen. Das Urtheil eines Privatmannes über Staatsſachen gleicht überhaupt mehrentheils der Weisheit der Abderiten, — oft wollen wir nach unſerer eingeſchränkten Einſicht Revolutionen beurtheilen, da wir doch täglich bei Abſchätzung ganz gewöhnlicher Vorfälle irren.

Von der Politik, worin ich ganz Laie bin, komme ich, durch einen mächtigen Sprung, zum Erziehungs⸗Fach. Die Veranlaſſung dazu iſt folgende: Mein Bruder, den ich einſt, als ich in Halle Ihr Hausgenoſſe war, zu Ihnen führte, da er dort bei mir war, ſucht einen Erzieher oder nach altdeutſcher Mundart, einen Hofmeiſter für ſeine Kinder. Anfangs dieſes Monats war ich bei ihm, — er wohnt auf dem Lande, ſein Gut, welches Pleſſow heißt, liegt auf der Poſtſtraße von Berlin nach Magdeburg, zwei Meilen von Potsdam, drei von Brandenburg und ſechs von Berlin. — Er befragte mich, ob ich im Stande wäre, ihm ein tüchtiges Subject zu empfehlen. — Meine Antwort war verneinend; ich verſprach indeſſen mein Möglichſtes zu thun, verſprach an meinen alten, würdigen Freund und Lehrer zu ſchreiben, und deſſen Beiſtand in einer ſo wichtigen Angelegenheit nachzuſuchen. Dieſes thue ich denn hiermit, ſolenniter. Die Wünſche und die Verſprechungen meines Bruders, die ich mir von ihm ſchriftlich habe geben laſſen, um allen und jeden Mißverſtand zu vermeiden, ſind auf beiliegendem Blatte verzeichnet, und ich kann nur noch die Bitte hinzufügen, es mir zu verzeihen, wenn ich ſtolz auf Ihre Freundſchaft, dieſe mißbrauche. Von der Dankbarkeit zweier Brüder, erwähne ich nichts. Dieſe kann einen Mann, der längſt für den gebildeten Theil von Europa gemeinnützig iſt, nur nebenbei intereſſiren. Das will ich nur noch anführen, denn es ſcheint mir für den Pädagogen wichtig. — Sein künftiger Principal iſt ein denkender Mann, der viel und mit Nutzen lieſt, der ganz fähig iſt denjenigen hochzuſchätzen, der ſeine Kinder gut bilden wird und der außer der Silbermünze auch den weſentlichſten Dienſt mit Freundſchaft zu belohnen, geneigt ſeyn wird. Mein Bruder beſitzt eine ziemlich zahlreiche, gut gewählte Bücherſammlung, die er noch täglich mit nützlichen Schriften vermehrt. Wenn er glaubt, daß ein Theologe für ihn paſſender ſeyn wird, ſo iſt es vorzüglich deßhalb, weil er dieſem dermaleinſt eher zu einer Verſorgung helfen könnte, als einem Juriſten.

Wahrſcheinlich beſuche ich Ende Februar oder Anfangs März, meinen Freund, den Obriſt von Nieſemeuſchel in Naumburg, — dann bin ich nicht fern von Ihrem Muſenſitz — ich komme alsdann und verlebe wieder ein oder ein paar Tage mit Ihnen, mit Ihrer liebenswürdigen Gattin und mit Ihrem Collegen, dem trefflichen Profeſſor Hufeland. Empfehlen Sie uns dieſem beſtens. Oft wünſchen wir in Ihrer Nähe zu wohnen, um mehr als Ideal von dem goldenen Zeitalter zu erlangen. Doch das ſind pia desideria, die uns nicht nach Corinth bringen!

Ich verſichere Ihrer Frau Gemahlin meiner lebhafteſten Hochachtung, und fühle für Sie eine Ergebenheit, die es mir wahrſcheinlicher macht, daß Millionen von Welten, jenſeit des Grabes, unſerer erwarten. Ich hoffe, wir werden alsdann in einer derſelben nähere Nachbarn werden als hier, und ſollte ich auch nur in Tertia ſitzen, da, wo Sie den Catheder ſchmücken werden, — gern will ich Ihnen den Vorſprung gönnen, wenn Sie nur immer geneigt ſind zu lieben und zu belehren Ihren ꝛc.

Rötger.

Kloſter Liebenfrauen in Magdeburg 4. Nov. 1809.

. So ſehr ich im Gedränge von Arbeiten bin, da außerdem, was meine Amtspflicht gethan haben will, die mir aufgedrungenen Geſchäfte ſich eben jetzt vor dem bald zu haltenden Reichstage ganz ungewöhnlich häufen, ſo ſcheint es mir doch eben ſo ſehr Pflicht, als es mir Vergnügen iſt, Ew. Hochwohlgeboren höchſtverehrtes Schreiben auf der Stelle zu beantworten, da bei dem, worauf ſich der zweite Theil deſſelben bezieht, leicht periculum in mora ſeyn könnte.

Doch davon hernach. Jetzt zuerſt bezeuge ich Ihnen, verehrteſter Mann, meinen herzlichſten und aufrichtigſten Dank dafür, daß Sie bei der Ihnen gelegentlich mitgetheilten Nachricht von meiner Spielerei mit authographis gelehrter Männer, ſich meiner mit ſo vieler Freundſchaft und Geneigtheit erinnerten und mir die Bereitwilligkeit bezeugen, zu der Freude, welche das Spielen mit dieſer Puppe mir in den wenigen noch übrig gebliebenen Mußeſtunden macht, auch etwas gefälligſt beitragen zu wollen. Zur Beantwortung der ſich darauf beziehenden Fragen habe ich die Ehre, Ihnen folgendes zu melden. Natürlich ſind mir intereſſante, nach Inhalt oder Umſtänden beſonders wichtige Briefe oder den Charakter des Mannes ausdrückende Stammbuchs-Inſchriften bei jener Sammlung von größerem Werth, als das, was einzig und allein durch Eigenhändigkeit ſich zur Aufnahme qualificirt. Aber doch wird auch dies letztere von mir mit Dank an- und aufgenommen, bis vielleicht eine andere Gelegenheit ein wichtigeres und intereſſanteres Blatt von derſelben Hand mir zuführt. So fange ich in manchen Fällen an, mit einer bloſſen eigenhändigen Namensunterſchrift, freue mich zum zweiten Male, wenn ich irgend etwas mehr von derſelben Hand ohne intereſſanten Inhalt erhalte; eine dritte Freude gewährt es mir, wenn eine Stammbuchs-Inſchrift, ein gewöhnlicher Brief oder dergleichen in die Stelle tritt, und alle meine Wünſche erfüllet dann endlich ein charakteriſtiſcher oder gelehrter, oder Lebensumſtände nachweiſender Brief. Dabei beſchränke ich mich nicht blos auf deutſche Gelehrte. Deſto beſſer, wenn ſie mit fremden Zungen reden, da dieſe zu den raren Vögeln gehören. Uebrigens hängt das dignus es intrare dabei nicht hoch. Wer im Jöcher oder Meuſel ſteht, oder darin ſtehen ſollte, erhält ſein Einlaßbillet. — Gar nicht anzufangen weiß ich es, Ihnen ein Verzeichniß der mir noch fehlenden Gelehrten zu entwerfen. Ihr Name iſt mehr als Legion. Von Halleſchen Profeſſoren älterer und neuerer Zeit mögen nicht gar viele mehr fehlen. Doch würde es auch da noch viel durch intereſſantere Stücke nachzufüllen geben. Aber ſonſt bleibt jede Sammlung ſolcher Art zu ſehr Flickwerk und Stückwerk, als daß man die Zahl der Fehlenden auch nur auszuſprechen wüßte. Um denn nun nicht etwas Ueberflüſſiges zu ſchicken, fände ſich ja wohl irgend ein Handlanger-Menſch, der von dem, was Sie die Gefälligkeit hätten für mich zurückzulegen, ein Namenverzeichniß — ein Bordereau, um mit der Zunge des Decenniums zu ſprechen — (Name, Ort, Jahreszahl) entwürfe, oder Ew. Hochwohlgeboren ließen meinen bei dem Iſraeliten Hirſch am Markte wohnenden Sohn rufen, und vertrauten ihm zur Beſorgung dieſes kleinen Geſchäfts die Papiere an; er iſt wenigſtens ein verſtändiger Student, dem ſich ſo etwas ſchon anvertrauen läßt. Sobald ich dann das Bordereau erhielte, ſo zeichnete ich an, was ich noch gar nicht hätte, oder doch als Ausfüllungs-Acquiſition betrachtete. Alles Weitere überlaſſe ich Ihrer Güte, und was ich von Ihnen erhalte, wird dann einen doppelten Werth für mich auf meine ganze übrige Lebenszeit haben, da es mir zugleich ein Andenken von einem mir ſo hochverehrlichem Manne ſeyn kann und immer bleiben wird.

Was ich von Schulnachrichten und von Stücken unſeres ältern und neuern Jahrbuchs noch vorräthig habe, werde ich durch Herrn Keferſtein, mit welchem ich hier in nächſter Woche gemeinſchaftlich Rechnenexempel zu machen habe, Ew. Hochwohlgeboren zu überſenden mir die Freiheit nehmen.

Der zweite Theil Ihres geehrten Schreibens hat mich wirklich in Verwunderung geſetzt. Ich ſelbſt kann Ihnen dabei nicht zu Dienſten ſeyn, da ſich — wohl möchte ich ſagen, Gottlob! — meine Liquidateur-Diöces nicht bis zur Saale hin erſtreckt, und Sie dort Ihre eignen Liquidateurs, Herrn von Trotha und Herrn Keferſtein haben. Aber doch hoffe ich, Ihnen durch Rath nützlich zu ſeyn. Wie das nun zugeht, daß Sie dort nicht zum Liquidiren veranlaßt worden ſind, daß Sie von meinem leidigen Liquidator-Weſen hören und doch bei Ihren eigenen Liquidateurs ſich noch nicht ſcheinen gemeldet zu haben, das alles kann ich mir gar nicht erklären. Indeß mich hier ſelbſt Liquidanten, die gar keine Liquidanten ſeyn können, quälen, daß ich vergehen möchte; indeß hier kein Lieutenant und kein Magazinbedienter übrig bleibt, der mich nicht behelliget, kein Conducteur einmal nach einem Amte geritten iſt, um einen Koben zu beſehen, der nicht die Pferdemiethe noch will bezahlt haben, kein Hans Hagel ein Kind aus dem Waſſer gezogen hat, der nicht noch die preußiſche Rettungs-Prämie dafür verlangt — gehen Sie ſo ſchonend mit Ihren Liquidateurs um, daß Sie bei einer Gehalts-Forderung von 1000 Thalern jetzt erſt in der Fremde einen Mann ſuchen, der den Rückſtand mit zu Buche tragen ſoll. Wirklich, das begreife ich gar nicht. Nun iſt es aber ein ſehr übler Umſtand, daß meines Wiſſens alle Liquidationen der arrierés bereits geſchloſſen ſind. Hier wenigſtens war ſchon der 1. Oktober dieſes Jahres der präkluſiviſche Termin. Da es mir unmöglich war, ſobald fertig zu werden, und der Reichstag aufgeſchoben wurde, ſo verlängerte ſich jener Termin zwar ſtillſchweigend um etwas. Aber nun ſind doch Liquidationen, Akten und Belege ſchon in Kaſſel, und müſſen es auch ſeyn, wenn die General-Liquidation vor Eröffnung des Reichstags, auf den bisher alles hinausgeſchoben iſt, fertig ſeyn ſoll. Nach dem Allen muß ich vermuthen, daß es mit den Rückſtänden der Herren Profeſſoren oder inſonderheit mit dem Ihrigen eine andere Bewandtniß habe. Es mag vielleicht einer von folgenden beiden Fällen ſeyn. Entweder, und dies iſt mir allerdings wahrſcheinlich; man hat ſchon längſt ein beſonderes Bordereau von allen Nachforderungen anfertigen laſſen, welche die Mitglieder Ihrer Univerſität haben, ſo daß es keiner weitern Meldung derſelben und keiner Liquidation bedarf. Dann iſt das Reſultat ohne Zweifel ſchon früher in die General-Liquidation eingetragen. Oder Ihre Forderung gehört gar nicht zu den weſtphäliſchen Rückſtänden, nicht zu den arriérés, welche die Reichsſtände als eine Schuld der Amortiſationskaſſe anerkennen ſollen. Auf dieſen Gedanken bringt mich der Umſtand, daß Sie bis zum September fort liquidiren und weiter nicht. Dabei kommt nun alles darauf an, aus welchem Fonds Sie dieſen rückſtändigen Gehalt vormals zogen. War dies etwa ein außerweſtphäliſcher Fonds? Hier bei meiner Liquidation iſt von ſolcher Art der Fall nur vorgekommen, daß reformirte Prediger ihren Gehalt aus dem monte pietatis zu Berlin zogen. Da hat man in Berlin erklärt, daß man die Verbindlichkeit anerkenne, bis zum 8ten Sept. fort zu bezahlen, wenn man es auch nicht auf der Stelle könne. In dieſem Falle iſt alſo der Gehalt weſtphäliſcher Seits erſt von da an entweder berichtigt, oder doch als Schuld anerkannt, und ſo denn für liquidationsfähig gehalten. Sie müſſen es prüfen und erfahren können, welcher von dieſen beiden Fällen bei Ihnen eintritt. Iſt es preußiſche Liquidation, ſo iſt kein anderer Rath, als ſich an Mäcenas Beyme zu wenden. Dürfen Sie aber das Geld weſtphäliſcher Seits erwarten, ſo dürfte wohl die Amortiſationskaſſe die einzige Helferin werden können. Aber mit dem Gange durch die Special-Liquidateurs iſt es zu ſpät, zumal da nun auch die Ihrigen nicht einmal einheimiſch ſind und nach ihrer Rückkunft der Reichstag vor der Thüre iſt. Alſo rathe ich, Sie ſenden ſo ſchnell als nur irgend möglich iſt, ein Bordereau von allen Profeſſoren (ja nicht einzelne Forderungen und Bitten, die kommen gewiß in den Couvertkorb) an den Staatsrath und General-Direktor der Amortiſationskaſſe von der Malsburg in Caſſel, blos mit der Bitte, es zur General-Liquidation zu bringen. Selbſt wenn die Abſchließung ſchon geſchehen ſeyn ſollte, wäre es doch gut, wenn Sie es jetzt, wo eben die General-Liquidation zuſammengetragen wird, in Erinnerung brächten. Mit aller der vorzüglichen Hochachtung, welche Ihre hohen Verdienſte Ihnen erwarben, bin ich lebenslänglich Ew. Hochwohlgeboren ꝛc.

Rüdiger.

Halle, 27. Febr. 1786.

Theuerſter Herr Profeſſor! Hierbei liefere ich wieder mein monatliches Contingent von vier Recenſionen und remittire zugleich die bisher erhaltenen Bücher.

In Berlin iſt eine heftige invectiva gegen die neue preußiſche Juſtizverfaſſung erſchienen von dem Präſidenten Rebeur, der immer Antagoniſt des Großkanzlers geweſen. Dieſer hat ſie durch ſeinen Waffenträger Suarez beantworten laſſen und ſogar ſeine Dimiſſion darüber gefordert, aber nicht erhalten, doch ſoll des Königs Zutrauen ſehr gefallen ſeyn. Die beiden Broſchüren machen im Lande viel Aufſehen, und ſollten deshalb auch wohl eine friſche Anzeige in der A. L. Z. verdienen, ehe ſie noch zur Meſſe kommen.

Die Klopffechterei der hieſigen Zeitung dauert fort; doch davon werden Sie mehr wiſſen; auch von der Broſchüre eines gewiſſen Blaſius wider Gruner, welche hier zur Welt geboren ſeyn ſoll.

Ich empfehle mich zur Fortdauer Ihrer Gewogenheit und verbleibe Ihr ꝛc.

Halle, 19. Mai 1791.

Ew. Wohlgeboren erlauben, daß ich mich mit einer Bitte an Sie wende, die eine vielleicht für mich wichtige Angelegenheit betrifft. Herr Profeſſor Wolf hat mir erzählt, daß bei ſeinem Dortſeyn eine Erkundigung nach einem Profeſſor der Oekonomie und Cameralwiſſenſchaft für die Univerſität zu Greifswalde geſchehen und dabei meiner gütigſt von Ihnen gedacht worden. Sie haben ſchon vor zwei Jahren das Zutrauen zu mir gehabt, mir einen Antrag zu der hernach mit Herrn Stumpf beſetzten Stelle zu thun, den ich aber damals ablehnen mußte. Allein jetzt würden vielleicht die Bedingungen beſſer ſeyn, und vielleicht könnten mich auch gewiſſe ſeitdem erſt hier eingetretene Umſtände eher bewegen, Halle zu verlaſſen. Daher nehme ich mir die Freiheit, Ew. Wohlgeb. gehorſamſt zu bitten, daß Sie die Gewogenheit haben, auf den Vorfall alle Aufmerkſamkeit für mich zu richten. Vermuthlich haben Sie genauere Nachricht, als Herr Wolf nur beiläufig vernommen, und ſolchenfalls bäte ich gehorſamſt, mir ſolche mitzutheilen, auch wo möglich für mich ein Fürwort zur Empfehlung einzulegen, welches ich von Ihrer Gewogenheit ſicher hoffen kann. Gelegentlich bitte ich doch auch Herrn Profeſſor Hufeland an das mir verſprochene Zigeuner-Wörterbuch aus Spanien zu erinnern.

Ich beharre mit alter Hochachtung ꝛc.

Halle, 17. März 1801.

Wohlgeborner Herr Hofrath, verehrungswürdiger Antiſtes! Meine große Liebe für Ihre A. L. Z. hätte mich längſt treiben ſollen, Ihnen für die gütigſt überſandten Neuigkeiten wegen Herren Fichte, Hufeland, Grießbach von neuem, und beſonders der Aufforderung zu den Nachträgen, meinen gehorſamſten Dank abzuſtatten. Aber leider hat mich das ganze Jahr her, ſeit ich bei Ihnen den unvergeßlichen Pflaumenkuchen aß, bald Krankheit und Hypochondrie und der Tod zweier Kinder, bald der große Dorn- und Diſtelſtrauch meiner Rechts- und Salzgeſchäfte ſo niedergedrückt, daß ich an das wahre Salz der Weisheit und NB. Wiſſenſchaftslehre nur wenig und etwa die hohen Feſttage einmal habe denken können. Endlich hat mich der Eintritt des neuen Jahrhunderts ſo ziemlich erlöſt. Ich erhalte durch Aufopferung etwa 200 Thaler jährlich, eine erleichternde Subſtitution und Befreiung von den mechaniſchen Arbeiten der Schreiberei u. dergl. Dieſes hat meinen Geiſt wieder gehoben, meine Geſundheit geſtärkt, und ich hoffe bono cum deo vel deastro Fichtiano allenfalls noch ein Zehntel, Sechstel oder Viertelchen des neuen Jahrhunderts mit zu machen. Dieſer gute Muth erinnert mich denn auch an meine alte große Schuld bei der A. L. Z., der ich ſo viel Bücher und Beiträge rückſtändig bin, daß ich mich wundere, bei dem Jahresſchluß nicht gemahnt zu ſeyn. Nun will ich aber lieber als ein guter Schuldner mich ſelbſt mahnen. Ich habe leicht noch dreißig bis vierzig Anzeigen und zwanzig bis dreißig Bücher abzutragen. Allein ich bin ſelbſt nicht im Stande, ein Liquidum darüber zu conſtituiren, und muß deßwegen vielmehr Sie darum gehorſamſt bitten. Die Anzeigen ſind zum Theil vorlängſt von Andern geliefert und abgedruckt, alſo würde Ihnen nicht mehr damit gedient ſeyn, z. B. die Schriften der Hamburger Geſellſchaft, Horſtig's Steganographie, Heynatz Antibarbarus u. ſ. w. Nur von einigen ausländiſchen Werken kann ich verſichert ſeyn, daß ſie noch nicht recenſirt ſind, und die will ich zu den Nachtragsbänden liefern, da ich nun mehr gelehrte Muße bekomme. Mit den Büchern bin ich auch in Unordnung; Ihre und meine rohen neuen Sachen ſind unter einander, hier und da hat auch wohl mein Otto, nicht der große, ſondern der kleine, eine Urkunde nicht autentiſirt, ſondern ausgeriſſen, ein Bild ſeiner Sammlung einverleibt u. ſ. w. Nach dem letzten Abſchluß vom 13ten März 1799 war ich Ihnen 50 Thlr. 21 Gr. 3 Pf. ſchuldig geblieben. Ob es ſeitdem mehr oder weniger geworden, muß ich mir erſt von Ihnen Nachricht ausbitten. Laſſen Sie gütigſt aus den Büchern ausziehen, was ich an Recenſionen ſchuldig bin und noch liefern ſoll, und was ich an Büchern hier hebe und zurückſchicken muß, welches hoffentlich meine Schuld anſehnlich vermindern kann, z. B. die deutſche Encyklopädie, die Rödingſchen und Nemnichſchen vielſprachigen Wörterbücher u. ſ. w., welche alle doch wohl längſt von Andern recenſirt ſeyn werden, und alſo ungehudelt von mir zurückreiſen können. Das iſt der einzige Weg, meine ſchweren Sünden des alten Jahrhunderts in dem neuen zu büßen.

Damit Sie aber auch ſehen, daß mirs aufs neue Jahrhundert ein Ernſt mit der Literatur iſt, ſo überſchicke ich Ihnen hierbei mein erſtes Schärflein dazu. Das iſt ein gar poſſirliches Häschen, das ich zum Vergnügen der Junker und Fräulein ausſpringen ließ. Man lief hinterher, lachte über die Männerchen drei Tage lang, und vergaß es, wie billig, über den nachfolgenden Seiltänzer. Aber dann kamen die großen gelehrten und politiſchen Jäger und wollten mit Gewalt einen Fuchs, Wolf oder Bären daraus machen, und ſprechen noch jetzt, ja ſchreiben ſogar in Akten mirabile dictu von Religionsſpötterei, politiſcher Frechheit, da ich doch vom Scheitel bis zur Ferſe orthodox und Torry bin, wie Sie längſt wiſſen. Da wollte ich nun gehorſamſt bitten, daß Sie mir in dieſen Nöthen ein wenig beiſtänden. Ich ſehe wohl ein, daß ſo ein Jahrhundertwiſch keiner Anzeige in der A. L. Z. werth iſt. Aber für meine Ruhe wünſchte ich doch und bäte, Sie ſelbſt möchten ſo gütig ſeyn, ein Stündchen daran zu wenden. Sie finden eine Menge dunkle Anſpielungen auf Stadtgeſchichten. Das iſt ungenießbar fürs auswärtige Publikum. Aber richten Sie gütigſt in einigen Zeilen die ſittliche und politiſche Tendenz, und ich hoffe die Gerechtigkeit eines Taufſcheins, daß es wirklich nur ein Häschen und kein Wolf ſey. Beſonders haben Sie auch die Güte, auf die letzte Seite zu merken, die gleich dem Trojaniſchen Pferde voll bärbeißiger literariſcher Krieger iſt. Haben Sie die Güte für mich, die Anzeige möglichſt zu beſchleunigen, damit wichtige Unannehmlichkeiten für mich erſpart werden, indem auf freundcollegialiſche Denunciationen gar der Miniſter meine Verantwortung gefordert hat, die ich aber freimüthig und ehrerbietig ſehr ins Einzelne geliefert habe.

Meinen übrigen Beitrag für Ihre A. L. Z. will ich des bequemern Abdrucks wegen lieber auf eignen Zetteln beifügen. Leben Sie recht wohl und bleiben wie längſt gewogen Ihrem ꝛc.

Berlin, 4. Aug. 1810.

Durchlauchtigſter Herzog der deutſchen Gelehrſamkeit! Gnädigſte Herzogin und Frau Jetta von Danzig! Vergeben Sie, daß ich ſo geradezu und doch krumm herum in den Schafſtall der deutſchen Gelehrſamkeit einſteige. Ich muß es wegen der ſchlechten Poſteinrichtung, und bitte das Poſtgeld auf meine Rechnung zu ſetzen.

Meine Frau ſchreibt mir tolle Dinge vom Hausverbieten u. dergl.; ich hoffe aber nicht, daß es auf den großen Chriſtoph mit gehen wird, und überhaupt nicht quicquid delirant uxores plectuntur mariti. Vermuthlich ſind beide Frauen einmal wieder heiß vor der Stirn geworden, aber nubecula est, transibit, das wünſche ich von Herzen und werde alles dazu thun. Heute ſagt man, es ſey geſtern der König von Schweden hier durchgegangen, bei unſerm König geweſen und nach Rußland gereiſt. Das könnte wichtige Folgen haben.

An die A. L. Z. habe ich die Anfragen, ob die fünf bis ſechs Sooſoonegerſprachen-Bücher ſchon etwa von Vater recenſirt ſind, oder ich damit noch aufwarten kann, da ich ſie hier alle in Händen habe. Eben das iſt auch der Fall mit vier oder fünf prächtigen Chineſiſchen Piecen von Montucci und Klapproth, die ich theils ſelbſt eigen, theils wenigſtens geliehen erhalten habe, und wovon meines Wiſſens das deutſche Publikum nur durch die Jenaer etwas weniges erfahren hat. Schreiben Sie ja, ſo ſoll in etlichen Wochen alles in Ihren Händen ſeyn. Der gute Campius muß nun freilich indeſſen ruhen, aber ich ſammle doch Berlinismen und Kunſtwörter, die ich ihm mit auftiſchen kann, alſo quod differtur, non aufertur, ſondern lento gradu wird der Recenſent anrücken, aber tarditatem gravitate compenſiren.

Die Hauptſache mein theuerſter Herr Hofrath iſt und bleibt immer Ihre Verſetzung hierher. Jetzt heißt es glaubwürdig, der Geh. Rath Wolf, der mit einem Herrn von Eckartſtein glaube ich ins Töplitzer Bad gereiſt iſt, ſey von Wien aus angeworben, dorthin zu gehen und werde alſo gar nicht wieder hierher kommen. Dann muß ja faſt nothwendig das ganze Preußenreich Ihnen zu Füße fallen und bitten, daß Sie die hieſige Univerſität mit dem Glanze Ihrer klaſſiſchen Gelehrſamkeit erleuchten. Da Wolf 3000 Thaler hat, ſo könnten Sie die billig auch fordern, und in Abſicht der A. L. Z. alles wie vor zwei Jahren. Ich wollte mich doch gar zu ſehr freuen, Sie hier zu ſehen, ſowie ich Ihren Herrn Sohn und Frau Tochter täglich erwarte. Die hier zu beſuchen, könnte ja einen herrlichen Anlaß abgeben, wenn Sie noch Scrupel gegen Niemeyer oder Leiſten haben, wozu doch in der That gar keine Urſache iſt. Der weſtphäliſche Geſandte, Baron Lindenau, hat mir heute noch alle Bedenklichkeit benommen und iſt allerliebſt. Glauben Sie wahrhaftig, der große Chriſtoph findet alle Wege, ſelbſt über die Section des Unterrichts weg, durch den Oberhof-Marſchall Maſſow und Ancillon, der in Delbrücks Stelle und Staatsrath iſt, an den König ſelbſt zu kommen. Wie weit beſſer aber würde es dann ſeyn, wenn Sie als Antiſtes an meiner grünen Seite ſtünden. Kommen Sie doch, bitte, bitte! Es iſt hier gar zu ſchön und die Leipziger Straße hier doch wahrlich beſſer als Ihre, das Heinrichſche Palais beſſer als die Wage u. ſ. w. Vale et fave ꝛc.

Berlin, 10. Aug. 1810.

Ehe ich noch Antwort auf mein voriges Schreiben von Ihnen haben kann, muß ich ſchon wieder ſchreiben. Meine Frau meldet mir, daß Sie und vermuthlich auch Ihr Herr Sohn durch Staatsrath Uhden für hier von Michaeli an engagirt ſind. Io triumphe! Erlauben Sie gütigſt, daß ich frage, ob Herr Profeſſor Erſch auch darunter begriffen iſt, und ob Sie ihn für Ihre Zeitung ſchlechterdings unentbehrlich halten? Sollten denn nicht auch Andere ſein bisheriges Geſchäft theilen können? Vielleicht wäre ich ſelbſt im Stande, etwas davon zu übernehmen, und ich würde Ihnen gewiß der alten Verbindung wegen, treu und zu billigen Bedingungen dienen. Dauerhafte Geſundheit darf ich jetzt hoffen. Die Veränderung, das Reiſen, meine nach dem Rath eines Arztes ganz veränderte Lebensordnung, wird mich nicht mehr in Hypochondrie fallen laſſen. Sofern Sie etwas beitragen können, auch mich zur hieſigen Anſtellung zu befördern, halte ich mich überzeugt, Sie werden ſo gütig ſeyn. Melden Sie mir ohne Rückhalt, was Uhden in Abſicht meiner geäußert hat. Er will mich nach Moskwa ſenden, aber ich werde mich hüten, und habe ihm und Schleyermachern zu Trotz noch genug Canäle durch Schmalz an den Grafen Dohna und durch Ancillon an den König ſelbſt, ſo daß ich ſtark hoffe, noch ſicherer anzukommen, als Horkel, Steffens und Geſenius. Durch Schmalzens Gegenwirkung könnte Uhden noch wohl *Ordre* werden. Das iſt wirklich gar zu naturphiloſophiſch, ſchwärmeriſch und gevatterſchaftlich hergegangen. Ich verlaſſe mich auf meine gerechte Sache. Cameraliſten hat man genug an Thaer, Hermſtädt, Hoffmann, Schmalz u. a. Aber meine Sprachkunde, hoffe ich, ſoll mir helfen und mich unentbehrlich machen für Galiſche und Slawiſche, Türkiſche und Perſiſche, Sanskrit, Damuliſche u. ſ. w. Gelehrſamkeit. Zur Warnung kann ich Ihnen ſagen, daß Dohna gegen die griechiſch-lateiniſchen Humaniſten und die A. L. Z. eingenommen iſt und wird. Da wäre doch gut, wenn Sie Gegenwirkung zu machen ſuchten. Möchten Sie ſich doch nun, da es einmal an Sie gebracht iſt, entſchließen, herzukommen, ſo könnten wir zuſammen durch Ancillon an den König ſelbſt kommen. Für die Frau Gemahlin wäre die Reiſe ja auch eine angenehme Veränderung, ſowie Sie auch mit dem Herrn Sohn und Frau Schwiegertochter hier zuſammen träfen. Möchte ich Sie doch angefahren kommen ſehen; wie wollte ich mich da freuen, alle geheime Fäden nachweiſen und das Gute fördern helfen zu können. Leben Sie wohl und beehren mich bald mit einer Antwort. Ich verbleibe Ihr ꝛc.

Sartorius.

Göttingen, 10. May 1817.

Ew. Wohlgeb. wollen es mir erlauben, Ihnen eine Bitte vorzutragen, die, wie ich hoffe, keine Fehlbitte ſeyn wird, da ſie den Geſetzen des Inſtituts, welchem Sie vorſtehen, der A. L. Z. nämlich, nicht zuwider, vielmehr angemeſſen iſt, wenn ich nicht irre.

Zu dem beiliegenden Nachtrage zu meiner jüngſten Schrift über die Beſteuerung Hannovers bin ich, durch einen ſehr heftigen Angriff des Herrn Hofraths Crome, genöthigt worden. Ein Feind aller literäriſchen Fehden, bin ich nur durch die Noth dazu gezwungen worden, da der Angriff mir Alles, was dem Menſchen werth ſeyn kann, rauben will. Es muß mir, auch ganz vom literäriſchen Rufe abgeſehen, viel daran liegen, daß ein Unparteiiſcher entſcheide. Wenn nun Ihre A. L. Z. davon überall Kenntniß nehmen will, ſo bitte ich die Anzeige einem Solchen zu übertragen.

Mein Buch, zu welchem der Nachtrag gehört, den ich beizulegen die Ehre habe, iſt nicht ganz ungünſtig in Ihrer A. L. Z. angezeigt worden. Nachher hat ſich aber gelegentlich die Stimme eines entſchiedenen Widerſachers in Ihren Blättern vernehmen laſſen, namentlich, wenn ich mich recht erinnere, in den Recenſionen von Storch und von Leipziger. Meine Bitte geht nun dahin, daß Ew. Wohlgeb. einem Dritten die Anzeige meines Nachtrags und die Schriften meiner Gegner übertragen wollen, da die Stimme des Unbekannten zu parteiiſch ausfallen möchte, wiewohl ich hoffe, daß, wenn er ein rechtlicher Mann iſt, nach meiner Erklärung im Nachtrage, er mich nicht für einen Hochverräther halten wird.

Irre ich nicht, ſo iſt eine Bitte dieſer Art, nach den Geſetzen der A. L. Z. nicht verſagt, und in dieſem Falle hoffe ich auf deren Gewährung.

Mit der größten Hochachtung ꝛc.

Göttingen, 9. Juni 1820.

Ew. Wohlgeb. wage ich beikommendes Buch gehorſamſt zu überreichen. Wie verſchieden auch unſere Studien ſeyn mögen, der darin behandelte Gegenſtand, über die Gefahren welche Deutſchland bedrohen, liegt Allen nahe genug. Sie werden vielleicht einen Blick hinein thun, und hoffentlich dem Verfaſſer die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, weder der Willkür geſchmeichelt, noch der Störung jeder Ordnung das Wort geredet zu haben.

Ich erwarte bei der vorherrſchenden Stimmung und Erbitterung der Gemüther wenig Beifall, vielmehr Tadel, und, wie ſehr ich auch darauf gefaßt bin, ſo fürchte ich doch nicht weniger verketzert zu werden, und von der einen Partei, als ein Ariſtokrat, von der andern als ein Jacobiner angeklagt zu werden. Mir muß es der guten Sache wegen ſowohl, als auch um der eigenen perſönlichen Ruhe willen, höchſt wünſchensweiſt ſeyn, daß die Beurtheilung nicht ſolchen Händen übergeben werde, die etwa aus perſönlicher Abneigung gegen den Verfaſſer, oder beſeelt von Leidenſchaften anderer Art ein ruhiges und beſonnenes Wort verſchmähen.

Es iſt meine gehorſamſte Bitte, daß Sie die Anzeige in Ihrer A. L. Z. einem Manne übergeben mögen, von welchem ſchwere Anklage und Verfolgung nicht zu fürchten iſt; wie wenig ich auch um Lob bitte, ſondern auf Tadel gefaßt bin.

Ew. Wohlgeb. würden mich durch die Erfüllung dieſer Bitte gar ſehr verpflichten. Wegen Ueberſendung eines Exemplars auf Druckpapier muß ich um Entſchuldigung bitten, da ich bei Abſchließung des Vertrags mich nicht gehörig vorgeſehen habe.

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung und Verehrung ꝛc.

v. Savigny.

Berlin, 9. Nov. 1811.

Ew. Wohlgeb. ſtatte ich für die gütigen, gefälligen Aeuſſerungen Ihres Schreibens meinen herzlichen Dank ab, ſo wenig ich mir das zueignen darf, was es zu meinem Lobe enthält. In Beziehung auf die Diſſertation von Göſchen, die ich recht gerne geſchrieben haben möchte, muß ich Sie aber dringend bitten, falls irgend eine entfernte Anſpielung darauf in der Recenſion enthalten ſeyn ſollte, dieſe als völlig unwahr ganz zu vertilgen. Herr Göſchen iſt mein lieber Freund und ich erfreue mich des vielfältigſten literariſchen Verkehrs mit ihm, aber ich kann betheuern, daß die ganze Diſſertation in Gedanken und Ausführung, ganz allein von ihm ausgegangen iſt, ohne irgend eines Menſchen Einwirkung. Es wäre mir leid, wenn die Leute darüber irre geführt werden ſollten. Herr Göſchen iſt übrigens nicht im ſtrengen Sinne mein Schüler, obgleich er noch Collegien bei mir gehört hat. Er hat vor funfzehn Jahren in Göttingen ſtudirt, dann Landwirthſchaft getrieben, und iſt ſeit einiger Zeit zur Jurisprudenz zurückgekehrt mit einem Eifer, wovon ich mir ſchöne Früchte verſpreche. Nehmen Sie ja nicht übel, daß ich Sie abermals incommodire, und halten Sie dieſe Beläſtigung meinem gründlichen Widerwillen vor ſolchen Mißverſtändniſſen und ihren Folgen zu gute.

Ich erbiete mich zu einer Recenſion des ſo eben erſcheinenden Ulpian von Hugo. Der Kürze wegen werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihr Stillſchweigen als Genehmigung zu betrachten.

Mit der herzlichſten Hochachtung und Ergebenheit ꝛc.

Schatz.

Gotha, 14. Sept. 1794.

„Die Recenſion Ihrer meiſterhaften Ueberſetzung Marmontels iſt fertig und auch ſchon an die Expedition der A. L. Z. abgeſchickt. Ich würde dabei ins Detail gegangen ſeyn, auch wenn Sie ſelbſt dieſen Wunſch nicht geäußert hätten. So wenig es für Leute von Geſchmack eines ausführlichen Beweiſes von dem Werthe Ihrer und dem gänzlichen Unwerth der Schmerlerſchen Arbeit bedarf, ſo ſind doch leider die Perſonen, die in Deutſchland für den Styl und vollends gar für die Feinheiten des Styls, und die jeder Gattung angemeſſenen Arten deſſelben, Sinn und Gefühl, und ein eignes Urtheil haben, ſo dünn geſäet, daß ſie eine faſt unmerkliche Minorität der deutſchen Leſewelt ausmachen. Ausführlichkeit und gehäufte Belege des Urtheils waren auch ſchon deswegen nöthig, um den Uebelwollenden, und beſonders dem Herrn Schmerler und ſeinem Verleger den Mund zu ſtopfen, und ſie zu verhindern, über Partheilichkeit zu ſchreien. Indeß wäre es möglich, daß ich vielleicht aus Vorſicht zu weit gegangen: in dieſem Falle haben Sie volle Freiheit, abzuändern und abzukürzen, was Ihnen gut dünkt. Ich ſelbſt würde mich dazu nicht entſchließen können, da ich der Meinung bin, daß Stellen aus einem Buche, die zu Proben des Styls dienen ſollen, nicht aus einzelnen Perioden beſtehen dürfen. Auch bin ich mir bewußt, die Stellen ſo ſorgfältig und dienlich für den zu führenden Beweis ausgewählt zu haben, daß ich mich nicht überwinden könnte, eine aufzuopfern.

Aber, wie war es möglich, daß der Recenſent der Schmerlerſchen Ueberſetzung in der A. L. Z. ſie ſo ſehr herausſtreichen konnte? Der Mann muß entweder durchaus nicht competenter Richter ſeyn, oder auch nicht eine einzige Seite mit Bedacht geleſen haben. Einen köſtlichen Schnitzer habe ich nachher erſt, als die Recenſion ſchon fertig war, und ich ihn nicht gut mehr anzubringen wußte, aufgefunden, im erſtern Theil nämlich, wo er die Worte il fit les honneurs de ma modestie, die freilich ſehr geſchraubt und faſt unüberſetzbar ſind, gegeben hat: er ertheilte meiner Beſcheidenheit ein großes Lob. Vom Original habe ich nicht die neueſte Ausgabe, ſondern eine Pariſer von 1765 vor mir gehabt. Sollten daher die ausgehobenen Stellen nach jener einiger kleinen Aenderungen bedürfen, ſo werden Sie die Güte haben, dafür zu ſorgen.

Ich danke Ihnen recht ſehr für Ihre verſprochene gü- Verwendung wegen eines Freiexemplars der A. L. Z. Sie haben mir damit eine große Freude gemacht. Die Forderung iſt in der That nicht unbillig. Sie werden mir ohne Betheurung glauben, daß ich beinahe von jeder andern Arbeit mehr Vergnügen und mehr Vortheil haben würde, als von dem Recenſiren einer Menge mittelmäßiger und ſchlechter Bücher; nichts konnte mich zu dieſer großen Thätigkeit für die A. L. Z. bewegen, als Liebe und Intereſſe für dieſes vortreffliche Inſtitut. Allein ſolche Aufopferungen ermüden in die Länge, wenn das böſe eigennützige Princip im Menſchen nicht auch von Zeit zu Zeit eine kleine Befriedigung erhält. Da mir die Sache ſo ſehr am Herzen liegt, ſo werden Sie mir verzeihen, wenn ich Sie noch einmal dringend an Ihr gütiges Verſprechen erinnere, und Sie recht ſehr erſuche, mir ſobald als möglich von dem Erfolg Ihrer Bemühung nur mit drei Worten Nachricht zu geben. Ich habe die Ehre zu ſeyn mit der größten Hochachtung Ihr ꝛc.

Schelle.

Leipzig, 3. März 1805.

Sie glauben, ich ſey bloß unpaß! Ach, wie ſehr wünſcht' ich, dem wäre ſo. Aber ich liege nun ſchon 14 Tage an einer heftigen Fieberkrankheit. Ich wollte mich lange gegen das heranziehende Uebel ſträuben; ich ertrug die betäubendſten Kopfſchmerzen mit Fieberhitze, ohne mich zu legen, hielt mich aber zu Hauſe, warm und diät; aber Alles half nicht; die Natur konnte ohne ärztliche Hülfe die fieberhafte Anſpannung nicht überwinden; ich ward ins Bett beordert, wo es längere Zeit bedurfte, die Anſpannung aufzuheben; und nun iſt die Abſpannung eben ſo groß. Wie langſam geht die Geneſung bei den ſchwächenden Schweißen, in die ich jede Nacht verfalle; eſſen kann ich faſt gar nicht, ſo ſehr ſind die Verdauungswerkzeuge durch Mediciniren und Mangel an Bewegung geſchwächt.

Auch nur dieſes konnt' ich Ihnen noch vor ein Paar Tagen nicht ſchreiben, wie ich es denn auch jetzt im Bette thun muß, das ich noch keinen Augenblick verlaſſen darf. Wie ſehr fühlt man in ſo ſchweren Krankheiten die unbeholfene Lage des einzelnen Mannes, der für ſich lebt! Sollte ich nicht wieder hergeſtellt ſeyn, ſo dringt mein Arzt ſogar darauf, meine ſitzende Lebensart, der Quell aller Uebel des Unterleibes, nicht länger ſo fortzuſetzen. Aber wie werd' ich das können? Hätte doch M. L. ſein Ultimatum gegeben; dann ließe ſich vielleicht eher in Würzb. etwas Näheres wirken. Soll denn nur Ein Profeſſor der alten Literatur angeſtellt werden? Doch was rede ich denn jetzt von Dingen, wo ich nicht den geringſten Schritt vermöge meiner Krankheit thun könnte, etwas zu erlangen! Mag es immer ſich noch verzögern.

Was die Recenſion meines Buchs über die Lectüre der alten Klaſſiker in Ihrer A. L. Z. betrifft, ſo bedauere ich ſehr, daß Herr Lenz (ich hätte ihn nicht für den Recenſenten gehalten; wenn Sie es mir nicht verſichert hätten) ſich einem Gegenſtande unterzog, dem er ſich durchaus nicht gewachſen zeigt. Sie geht auf Nichts ein, ſeine Recenſion, was den Hauptgegenſtand betrifft, ſagt von dem Hauptproblem und der Durchführung in den verſchiedenen Zweigen des Gegenſtandes kein Wort. Und darſtellen hätte ſie meinen Zweck doch ſollen, wozu abgeſchriebene Stellen doch wahrhaftig allein nicht hinreichen. In Betreff der Unwiſſenheit, der er mich beſchuldigt hat und die nur auf ihn ſelbſt zurückfällt — (z. B. Sanctii Minerva von Scheid, welche Ausgabe vor der früheren viele Vorzüge hat, Traiecti ad Rhenum vom Jahr 1795, beſitz' ich ſelbſt und ſie ſteht Ihnen jeden Augenblick zu Dienſten, auch führt ſie Wolf in den unächten Reden Cicero's ſchon mehrmals an, ſie iſt auch in Becks praeceptis styli angeführt. 2) Dietls Mythologie kam zu München heraus, als ich auf dem Halleſchen Pädagogio mich befand, wo ich darüber Mythologie lehrte. Sie hat dichteriſche Stellen aus Homer, den Tragikern, den Metamorphoſen des Ovids zur Unterſtützung ihrer Behandlung der Mythen, nach Voß und Stollbergs Ueberſetzung und iſt vor der Moritzſchen, der es an dieſem äſthetiſchen Charakter fehlt, nach meiner Einſicht zu empfehlen), — wünſchte ich ſehr, öffentlich gerechtfertigt zu ſeyn, da die ungerechte Beſchuldigung öffentlich geſchah.

Ich bin in ſteter Ergebenheit Dero ꝛc.

v. Schiller.

Jena, 20. Juni 1793.

Groß hat mir erzählt, daß Sie meine Abhandlung über Anmuth und Würde geleſen und Intereſſe daran genommen hätten. Wie ſehr erfreut und ermuntert es mich, bei meinem erſten Excurs ins philoſophiſche Feld eine ſolche Stimme für mich zu haben. Ich brauche in der That eine ſolche freundſchaftliche Herzſtärkung, denn das Fach iſt mir noch neu, und (unter uns geſagt) über lauter Fliegen fürchte ich das Gehen noch nicht recht gelernt zu haben.

Wie mir Groß ſagt, ſo hatten Sie die Idee, die Abhandlung ins Lateiniſche zu überſetzen. Möchten Sie doch Luſt zur Ausführung behalten! Es wäre nicht der erſte Fall, wo der Rock den Mann machte.

Ich hoffe, Sie vor Ihrer Abreiſe ins Bad noch in Ihrem Garten zu ſehen. Ganz der Ihrige ꝛc.

Ludwigsburg in Schwaben, 19. Sept. 1793.

Ich zeige Ihnen mein neueſtes Produkt an, liebſter Freund — nicht damit Sie es im Intelligenzblatt bekannt machen, ſondern daß Sie ſich mit mir freuen ſollen. Ich bin ſeit 5 Tagen Vater zu einem geſunden und muntern Sohn, der mir als der Erſtling meiner Autorſchaft in dieſem Fache unendlich willkommen iſt. So viel an mir liegt, wird er ein Federheld werden, damit er den zweiten Theil zu den Werken ſchreiben kann, die ſein Vater anfing, und, wenn Gott will, noch anfangen wird.

Das Lauchſtädter Bad iſt Ihnen hoffentlich gut bekommen und Sie ſind mit geſtärkter Geſundheit zurückgekehrt. Ich habe Ihnen noch nicht für Ueberſendung der ins Lateiniſche überſetzten Fragmente aus meinem Aufſatz gedankt, die mich ſehr erfreut haben. Aber die Zerſtreuungen, in denen ich ſeitdem gelebt habe, ließen mich noch nicht daran denken, dieſen Aufſatz zu revidiren.

Ich habe Hufelanden von einem hieſigen Arzt, Hofmedicus v. Hoven, geſchrieben, der Luſt bezeugt, an der A. L. Z. mitzuarbeiten. Er iſt durch eine Schrift über die Wechſelfieber rühmlich bekannt, beſitzt viele mediciniſche Einſichten und ſchreibt einen guten Styl. Ich zweifle nicht, daß Sie eine ſehr gute Eroberung an ihm machen werden.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin aufs Beſte. Mit unveränderlicher Freundſchaft denkt Ihrer Ihr ꝛc.

Jena, 30. Sept. 1794.

Gern, mein verehrter und lieber Freund, hätte ich Ihnen den Innhalt (sic) dieſes Billetts mündlich eröfnet, (sic) aber das ſchlimme Wetter erlaubt mir nicht, auszugehen, und alſo will ich mich meines Anliegens ſchriftlich entledigen.

Beiliegendes Blatt unterrichtet Sie von einer literariſchen Unternehmung (die Horen), die ſchon ſeit 4 Monaten im Werke und jetzt ihrer Ausführung nahe iſt. Wollen Sie derſelben unter den angeführten Bedingungen beitreten, ſo werden Sie dadurch unſere ganze Societät, und mich insbeſondere, höchlich verpflichten. Die Geſellſchaft, welche ſich zu dieſem Werke vereinigt hat, beſteht jetzt ſchon aus 20 Schriftſtellern, davon die Mehreſten keiner weitern Empfehlung als ihres bloßen Namens bedürfen. In Weimar ſind Göthe und Herder, hier in Jena Hr. v. Humboldt, Fichte und Woltmann Mitarbeiter und Mitbeurtheiler. Ferner ſind Engel aus Berlin, Genz, Garve, Friedr. Jacobi, Friedr. Schulz, Matthiſon (sic), Schlegel, Profeſſor Meier aus Weimar, Körner aus Dresden und Hr. Oberbergmeiſter von Humboldt, nebſt noch drei anderen, die weniger bekannt ſind, darzu getreten, und verſprechen den thätigſten Antheil. Von Kant erwarte ich noch Antwort auf meine Einladung, und je nachdem die Umſtände ſind, wird das Perſonale noch mehr erweitert. Der Buchhändler, der das Werk unternimmt, (Cotta) iſt thätig und zuverläſſig, und wird dabei durch eine ſehr anſehnliche Handels-Compagnie gedeckt. Sie ſehen, daß alle Umſtände ſich vereinigen, ein Werk durchzuſetzen, das, wie ich hoffe, nicht zu den gewöhnlichen gehört.

Um nun zugleich auch von Außen nichts zu unterlaſſen, was eine Schrift dieſer Art in lebhaften Umlauf bringen kann, ſo wünſchten wir, daß jedes Monathſtück (sic), ſo bald es erſcheint, und ſo vortheilhaft als mit einer ſtrengen Gerechtigkeit beſtehen kann, in der A. L. Z. angezeigt würde. Da bei einer ſolchen gemeinſchaftlichen Unternehmung jedem Einzelnen daran liegen muß, daß das Ganze ſeine gehörige Würdigung erhalte, ſo müſſen Alle für Einen ſtehen, und Jeder, wie ruhig er auch ſonſt der Aufnahme ſeiner Produkte zuſehen mag, iſt nun lebhaft intereſſirt, daß allen Uebrigen ihr Recht widerfahre.

So wichtig nun eine zeitige, gründliche und ausführliche Recenſion der einzelnen Stücke für die Ausbreitung des Journals werden kann, ſo nothwendig iſt es, daß die Intereſſenten deſſelben gemeinſchaftliche Sache machen, ſolche zu erhalten. Nun dürfte es aber, wegen Mannichfaltigkeit der Materien, die in den Horen zur Sprache kommen werden, nicht ſo leicht ſeyn, immer einen Recenſenten für die Lit. Zeit. zu finden, der den Erwartungen unſerer Geſellſchaft entſpricht, beſonders da mehrere Mitarbeiter an derſelben, und vielleicht nicht die unwichtigern, bereits auch an den Horen arbeiten. Ich gebe Ihnen alſo zu bedenken, lieber Freund, ob es für uns Beide nicht vortheilhaft ſeyn dürfte, wenn Sie die einzelnen Monathſtücke unſeres Journals durch Mitglieder unſerer Societät recenſieren (sic) ließen. Es verſtünde ſich von ſelbſt, daß der Recenſent eines Stücks an dieſem Stücke nicht mitgearbeitet haben dürfte, und daß überhaupt eine anſtändige Gerechtigkeit beobachtet würde. Auf dieſe Weiſe, däucht mir, würden unangenehme Colliſionen zwiſchen Ihrer Societät und der unſrigen am Beſten vermieden, und der Grund zu einem wechſelſeitigen guten Vernehmen gelegt, bei dem unſere beiden Entrepriſen in jeder Rückſicht gewinnen müßten. Ich brauche Sie nicht darauf aufmerkſam zu machen, wie viel Gutes man in der Welt durch Vereinigung ausrichtet, und wie mißlich es auch für literariſche Gemeinden iſt, ſich gegen einander im Naturſtande zu befinden, der, wie Sie wiſſen, ein Bellum omnium contra omnes iſt.

Denken Sie meinem Vorſchlage nach und laſſen mich bald Ihre Entſchließung wiſſen. Zugleich frage ich bei Ihnen an, ob Sie es wohl zufrieden ſind, daß ich einen Garten-Calender recenſiere, (sic) der kürzlich in Schwaben (bei Cotta) erſchienen iſt, und der mir Gelegenheit giebt, mein Glaubensbekenntniß über die deutſchen Parks u. dergl. abzulegen.

Die Horen begrüßen Sie, und geben Ihnen zu überlegen, daß man in der Welt nichts Beſſeres thun kann, als ſich, ſoweit es angeht, gute Stunden zu machen. Ganz der Ihrige ꝛc.

Jena, 12. Nov. 1794.

„Mein verehrter Freund! Inliegendes Blatt iſt mir von Dresden geſchickt worden, mit der Bitte, es ins Intelligenzblatt der A. L. Z. einzurücken. Den Betrag bitte mir in Rechnung zu bringen.

Können Sie mir nun beſtimmt ſagen, wie es mit der Recenſion der Horen in der A. L. Z. gehalten werden ſoll? Ich habe mit Göthe überlegt, daß es gerade genug ſeyn würde, vierteljährlich und alſo für jeden Band eine eigene Recenſion zu haben, das erſte Stück noch extra gerechnet, welches ich gleich bei ſeinem Erſcheinen beurtheilt wünſchte. Die Recenſionen ſelbſt würde ich bitten, zwiſchen Ihnen, Herrn v. Humboldt, Fichten, Körnern und mir zu vertheilen. Die Papier- und Druckkoſten erbietet Cotta ſich, zu tragen; auch bittet er, ihm vorher beſtimmt wiſſen zu laſſen, wie viel dieſes bei einem einzelnen Zeitungsblatt beträgt.

Kann ich bald hoffen, mein lieber Freund, einen Beitrag von Ihnen zu erhalten? Das erſte Stück iſt ſchon unter der Preſſe, und ich werde in 8 oder 10 Tagen Ihnen die Anzeige an das Publikum zuſenden.

Ganz der Ihrige ꝛc.

Es iſt mir eingefallen, ob Sie nicht vielleicht die ſchlechtere Ausgabe von Thümmels Reiſen, weil Sie das Buch doppelt haben, mit ¼ Rabbatt wegzugeben Luſt haben. In dieſem Falle würde ich bitten, das Buch mir zu überlaſſen.

Jena, 10. Dec. 1795.

„Theurer Freund! Ich ſende Ihnen hier einen Theil des letzten Horenſtücks, der einen Aufſatz von mir: die ſentimentaliſchen (sic) Dichter enthält. Von meiner Seite iſt dieſer Aufſatz vermuthlich der wichtigſte im ganzen Jahrgang, und der auch aus Gründen, die Sie beim Leſen bald finden werden, nicht ſtill durch das Publikum laufen wird. Die Urtheile, welche ich darin über viele unſerer vaterländiſchen Dichter fälle, ſind vielleicht nicht immer die Ihrigen; ich habe aber keine Silbe, ohne ſtarke Gründe zu haben, niedergeſchrieben, und bin daher entſchloſſen, nicht zu ſchweigen, wenn mir widerſprechen wird. Da ich aber die Wahrheit meiner Urtheile nur auf Unkoſten der Autoren, welche ſie betreffen, erhärten kann, ſo wünſche ich, nicht dazu aufgefordert zu werden.

Es ſind in dieſem Aufſatz noch einige andere Materien berührt, die Sie ſelbſt einmal wünſchten, von mir in näheres Licht geſetzt zu ſehen, wie z. B. der Unterſchied zwiſchen Individualität und Idealität u. ſ. f. Auch über die Moralität der Göthiſchen Elegieen iſt eine Erklärung darin zu finden.

Vielleicht ſagen Sie auch ein Wort über die in dieſem Stücke befindlichen Gedichte, daher ich auch die Namen der Verfaſſer beigeſchrieben.

Archenholzens Aufſatz will ich Ihnen in etlichen Tagen, mit wenigen Worten angezeigt und recenſiert (wie) zuſenden.

Vale faveque Tuo ꝛc.

Weimar, 20. Oct. 1802.

„Ich danke Ihnen für Ihre gütige Mittheilung der Apelſchen Recenſion meiner Jungfrau von Orleans. Sie zeigt zwar einen fähigen Kopf, und ich habe alle Urſache, mit den Geſinnungen, die ihr Verfaſſer für mich und mein Werk hegt, zufrieden zu ſeyn. Aber ſie iſt doch nur ein Verſuch, ſeine Kunſtmetaphyſik darauf anzuwenden, und dieſer mußte mißlingen, weil ein poetiſches Werk, in ſofern als es ein in ſich ſelbſt organiſirtes Ganze iſt, aus ſich ſelbſt heraus und nicht aus allgemeinen und eben darum hohlen Formeln beurtheilt werden muß; denn von dieſen iſt nie ein Uebergang zu dem Factum. So will ich die ganze leſende Welt auffordern, mir zu ſagen, ob dieſe Recenſion auch nur die geringſte Anſchauung meines Trauerſpiels enthält und ob ihr Verfaſſer auch nur in Einem Stücke in die innere Oekonomie deſſelben eingedrungen iſt. Aber Sie werden mir auch zugeſtehen, daß unſere neueſte Philoſophie überhaupt, ſelbſt wenn ihre Principien als wahr angenommen werden, in der Anwendung hinkt, und daß alle Verſuche, ihrer Stifter ſelbſt, damit in das Praktiſche zu gehen, unglücklich ausgefallen ſind, ſie mögen nun in der Aeſthetik, oder in dem Naturrecht oder in der Politik angeſtellt worden ſeyn. Hieraus wird mir eben immer klarer, daß der Major an einem Syllogismus weit leichter iſt, als der Minor, weil gerade die jüngſten und unreifſten Köpfe viel ſchneller in jenem eingehen, als mit dieſem umzugehen wiſſen, was doch gerade der Boden aller Kritik iſt.

Sie erzeigen mir zu viel Ehre, wenn Sie wünſchen, daß ich ſelbſt das Amt des Kritikers bei meinen Werken übernehmen ſolle. In früherer Zeit hätte ich dies vielleicht gethan, weil ich damals noch an die Möglichkeit einer allgemein gültigen Kunſttheorie glaubte. Jezt aber müßte ich nur fürchten, zu ſehr von der Production abzukommen, wenn ich mich noch mehr auf die Theorie einlaſſen wollte; und was iſt denn für dieſe auch durch die neueſte Kunſtphiloſophie gewonnen worden? Vestigia terrent! Ihr ꝛc.

A. W. Schlegel.

Jena, 10. Dec. 1798.

„Wertheſter Herr Hofrath! Es mußte mich freilich auf eine unangenehme Art befremden, meine Anzeige der Terpſichore von Herder, in einer Hauptſtelle, die, weil ſie den Eingang ausmacht, doppelt in die Augen fällt, weſentlich verändert abgedruckt zu finden, da Sie mir mündlich und ſchriftlich Ihre völlige Zufriedenheit mit derſelben bezeugt, auch mir eine Einwendung gegen eine andere Stelle mitgetheilt hatten, der zufolge ich noch etwas daran veränderte. Ich habe bei der Klage, die ich hierüber gegen Hrn. Juſtizr. Hufeland geführt, mir nicht ſchlechthin alle Aenderungen in meinen Recenſionen verbeten, ſondern nur geſagt, ich fände es billig, daß man ſich mit mir vorher darüber beſpreche, da ich hier am Orte lebe. Dieſe Erwartung geht ſo natürlich aus einem freundſchaftlichen Verhältniſſe hervor, daß mir gar nicht einfallen konnte, ſie würde bei der Recenſion der Terpſichore, deren mühſame Ausarbeitung Sie ſelbſt mehrmals für eine Gefälligkeit von meiner Seite erklärt hatten, getäuſcht werden. Da Sie in der Hauptſache meinem gegen Hrn. J. Hufeland geäußerten Verlangen nachgeben, (denn, wenn mir die in meiner Recenſion gemachten Aenderungen mitgetheilt werden, und die Abkürzung derſelben, wo ſie nöthig ſeyn ſollte, mir ſelbſt überlaſſen wird, ſo bleibt mir dann immer noch die Wahl, ob ich ſie ganz zurücknehmen will) ſo erlauben Sie mir nur einige Mißverſtändniſſe in Ihrem Briefe aufzuklären.

Zuerſt kann ich keinesweges eingeſtehen, daß die Aenderung bloß ein Paar Phraſen betreffe. Ich pflege zwar nicht in ſo bedeutungsloſen Phraſen zu ſchreiben, daß man viel daran verändern könnte, ohne daß der Sinn darunter litte. Auch das ἀνακολουθον: „an Herder, bewundern wir nicht allein — und noch unnachahmlicher iſt er ꝛc." war mir gewiß nicht aus Verſehen entſchlüpft. Die Lebhaftigkeit der Schreibart gewinnt dabei, wenn man da, wo keine Zweideutigkeit zu fürchten iſt, dergleichen mechaniſche Regeln vernachläſſigt. Ich glaube, das durch das Beiſpiel der beſten alten und neuern Schriftſteller beſtätigen zu können. Auf Leſer, die nicht im Stande ſind, hinzuzudenken, wenn geſagt wird, gewiſſe Eigenſchaften ſeyn noch unnachahmlicher, als die vorhergenannten, daß jene auch noch mehr bewundert werden müſſen, verlohnt es kaum der Mühe, Rückſicht zu nehmen. Doch dieß iſt die unbedeutendſte unter den vorgenommenen Veränderungen, über die allein ich nie ein Wort verloren hätte, wie Sie auch daraus ſehen können, daß ich die Weglaſſung deſſen, was ich zur Einleitung der zuletzt angeführten Stelle von Balde geſagt, gar nicht einmal erwähnt habe. Ich gebe es Ihnen ſelbſt anheim, ob durch folgende Veränderungen nichts als die Politur des Styls befördert werden. 1) Iſt der ganze Satz weggelaſſen: „Nicht was ſich lehren und lernen läßt, die ächte oder angebliche Wiſſenſchaft der Kunſt, macht den ſeelenvollen Kenner! Wie der Künſtler ſelbſt wird er das, was er iſt, nur durch die freieſte Ausbildung ſeltner und ſelten vereinigter Naturgaben." Dieß war ja eben das Weſentlichſte, was ich durch die ganze Einleitung ausführen wollte. In den erworbenen Fertigkeiten eines Kenners der Poeſie kann mancher Andere Herdern übertreffen; aber er hat Genie zum Kenner, wie er durch die kritiſchen Wälder und viele andere Schriften beweiſt. 2) Wenn Ihnen der Satz: „Er hat uns ſowohl die rauheſten, einfältigſten Weiſen des Volksgeſanges, als die Vollendung fremder Meiſterwerke näher gebracht, die lieblichſten Blüthen eines Griechiſchen Frühlings und die koſtbaren Blumenteppiche des Morgenlandes mit gleichem Glück auf deutſchen Boden gepflanzt;" zu preciös für eine Recenſion vorkommt, ſo beweiſt es nur, daß unſere Begriffe vom Preciöſen und von der Schreibart einer Recenſion von einander abweichen. Ich kann mich unmöglich überreden, daß die Art, wie leider ſo viele Recenſionen geſchrieben ſind, nämlich dürftig und trocken, ein allgemeines Geſetz für ſie abgeben könne, und glaube, man müſſe überall, wo der Gegenſtand es fordert, kräftig, blühend und mit Wärme ſchreiben. Preciös nennt man nur eine leere Pracht mit überflüſſigen Bildern; durch die von mir gebrauchten wird aber die verſchiedene Eigenthümlichkeit der morgenländiſchen und griechiſchen Poeſieen, welche Herder übertragen, auf das Kürzeſte bezeichnet.

Geſetzt aber auch, dieſe Bilder hätten durchaus weggeſtrichen werden müſſen, was war gegen die erſte Hälfte des Satzes bis „gebracht" einzuwenden? Wenn eine ſchonende Hand die Ausbeſſerung unternommen hätte, würde ſie auch gewiß ſtehen geblieben ſeyn. — Sie ſagen, „der Leſer konnte und mußte ſich das hinzudenken," und wenn alles Uebrige unverändert geblieben wäre, ſo hätte dieß noch einigen Grund gehabt, denn der in meiner Handſchrift vorangehende Satz bereitete die näheren Beſtimmungen vor. Aber jetzt ſoll ſich der Leſer hinzudenken, was nicht auf die entfernteſte Weiſe angedeutet iſt? Er könnte ſich eben ſo gut die ganze Recenſion hinzudenken.

3) Wenn der ſcheinbare Mangel an Folge in der eben angeführten Wortfügung die Veränderung: „ſondern auch ꝛc." nöthig machte, ſo hätte doch alles Folgende mit Ausſchließung deſſen, was Sie für gut hielten, wegzulaſſen, unverändert ſtehen bleiben können, wenn nur ein einziges und weggeſtrichen worden wäre. „An ihm bewundern ꝛc. — ſondern auch die Biegſamkeit, womit ſich ſeine Einbildungskraft aller Formen bemächtigt. Wie unverkennbar auch das Gepräge ſelbſtſtändiger Beſtimmtheit in allem dem iſt, was er urſprünglich gedichtet hat, ſo iſt doch ſeine Muſe gern eine gefällige Dollmetſcherin der Zeiten und Völker, die allen Zungen nachzuſingen und jeden Ton zu treffen weiß." Statt deſſen haben Sie einen himmelweit von dieſem verſchiedenen Satz eingeſchoben, der, wie ich ſogleich zeigen werde, gar nicht auf Herdern paßt: „Dennoch auch die Kunſtgebilde anderer Meiſter, aus den verſchiedenſten Zeiten und Völkern in treffenden Kopieen darzuſtellen verſteht."

a) Kunſtgebilde iſt ein unpaſſender Ausdruck, weil die meiſten von Herder übergetragenen Gedichte, die Volkslieder, das hohe Lied ꝛc. gar nicht zur eigentlichen Kunſt zu rechnen ſind, ſondern nur als Naturpoeſie intereſſant werden.

b) Wenn Kunſtgebilde geſetzt werden ſollte, ſo durfte nicht hinzugefügt werden: aus den verſchiedenſten Zeiten und Völkern. Die eigentliche Kunſtpoeſie beſchränkt ſich auf ſehr wenige Zeitalter und ſehr wenige Völker. Herder hat wenigſtens gewiß nicht Kunſtgebilde aus den verſchiedenſten Zeiten und Völkern übertragen.

c) Der Ausdruck fremder Meiſter iſt ebenfalls unpaſſend. Wenn auch Herder einige fremde Meiſterwerke übertragen hat, wie man z. B. einige Stücke in der Antholoals wohl ſo nennen kann, ſo hat er doch, ſo viel ich mich erinnern kann, von keinem einzigen fremden Dichter die Werke überſetzt, deſſen Anſehen groß genug wäre, um ihn einen Meiſter in der Poeſie zu nennen.

d) Das Wort Kopieen deutet auf anhaltenden, auch wohl kleinlichen Fleiß, aber in Rückſicht ſolcher Vorzüge, die dadurch erreicht werden, ſind Herders Uebertragungen gar oft mangelhaft. Ihre Vortrefflichkeit beruht auf der erſtaunlichen Zartheit des Gefühls, womit er jede dichteriſche Eigenthümlichkeit auffaßt, und in der glücklichen Leichtigkeit, womit er ſie in ſeiner Sprache wieder ausdrückt. Für einen poetiſchen Ueberſetzer, der ſich mit ſorgfältigem, zuweilen ſchwerfälligem Fleiße auf das kleinſte Detail einläßt, wie etwa Voß, würden dieſe Ausdrücke angemeſſen ſeyn; Herders Art zu überſetzen charakteriſiren ſie durchaus nicht. Und doch ging mein ganzes Beſtreben in der Einleitung dahin, zu zeigen, daß das, was Herdern als Kenner und was ihn als poetiſchen Ueberſetzer auszeichnet, aufs Genaueſte zuſammenhängt und in ſeiner Quelle eins iſt. In der That, ich muß mich ſehr ſchlecht ausgedrückt haben, wenn es mir nicht gelungen iſt, dieß deutlich zu machen.

e) Endlich, was noch das Allerſchlimmſte iſt, ſo iſt es nach der Wortfügung, wie ſie jetzt gedruckt ſteht, nicht Herder ſelbſt, der die Kunſtgebilde fremder Meiſter in treffenden Kopieen darzuſtellen verſteht, ſondern nur ſeine Einbildungskraft. Es iſt gewiß erlaubt, diejenige Seelenkraft ſtatt der ganzen Perſon zu nennen, welche bei einem gewiſſen Geſchäfte vorzüglich thätig iſt; aber wer hat jemals mit der bloßen Einbildungskraft überſetzt?

Es thut mir ſehr leid, wertheſter Herr Hofrath, durch Ihren und meinen Brief Ihnen ſo viel Zeit über eine Stelle rauben zu müſſen, worüber wir uns mündlich vor dem Druck in fünf Minuten hätten verſtändigen können. Indeſſen weiß ich nur mit Gründen zu ſtreiten, und dieſe bedürfen Raum zu ihrer Entwickelung. Wenn die meinigen Sie noch nicht befriedigt haben, ſo bin ich ſehr bereit, es auf den Ausſpruch jedes Kenners, den Sie wählen werden, ankommen zu laſſen: ob meine Recenſion durch obige Veränderungen an „Politur des Styls gewonnen" hat? oder ob nicht vielmehr in die Charakteriſtik von Herders Geiſte etwas Unzuſammenhängendes, ja völlig Verfehltes hineingekommen? und ob nicht der eingeſchobene Schluß gegen den Anfang ſeltſam abſticht?

Ungern ſehe ich in Ihrem Briefe in dieſer Verbindung den

Contract und die Generalnorm erwähnt, da meine Klage ſich gar nicht auf die mir dieſen zufolge zuſtehenden Rechte, ſondern auf das Verhältniß einer nähern Bekanntſchaft bezog. Jetzt werden Sie mir aber erlauben, zu ſagen, daß ich auch nach dem Contract und der Generalnorm Urſache habe, mich zu beſchweren. Das Recht, den Styl zu verbeſſern und abzukürzen, haben ſich die Herren Redacteren vorbehalten. Von Abkürzung konnte hier nicht die Rede ſeyn, da ſo wenige Zeilen bei einer Recenſion von dieſer Länge gar nichts austragen. — Ich finde nirgends in der Generalnorm erwähnt, daß ein Recenſent es ſich muß gefallen laſſen, wenn ſeine Handſchrift durch zweckloſe und willkürliche Auslaſſungen, Verſetzungen und Einſchiebſel (Sie werden es nicht übel deuten, daß ich Ihre Offenherzigkeit erwiedere) unheilbar verdorben wird.

Wenn ich Herdern eine Abſchrift der veränderten Stelle meines Brouillons zuſchickte, ſo würde dieß eine nothgedrungene Rechtfertigung meiner ſelbſt ſeyn, die mich gewiß weder in Herders noch in irgend eines andern mit Einſicht in die Sache urtheilenden Mannes Achtung herabſetzen könnte. Ich ſehe auch nicht, daß mir der Contract oder die Generalnorm beliebige Privat-Mittheilungen meines Brouillons verwehrte. Da Ihnen die Ausführung meines Vorſatzes unangenehm zu ſeyn ſcheint, ſo will ich es gern dabei bewenden laſſen, den Fall ausgenommen, daß ich erführe, Herder habe dieſe Stelle als verfehlt getadelt, und ſich über die kalte Abfertigung ſeiner Verdienſte in den letzten Zeilen beklagt.

Ich bin weit entfernt, mir einzubilden, ich ſchreibe unverbeſſerlich. Allein wenn dieß von Niemandem gerühmt werden kann, ſo wird auch wohl Niemand unverbeſſerlich zu verbeſſern verſtehen. Da ich mit vielem Bedacht ſchreibe, ſo ſcheint mir die Forderung billig, daß man mich auch mit Bedacht verbeſſere. Und wie kann dieß kürzer und ſicherer geſchehen, als wenn man mit mir darüber ſpricht, und auch die Gründe anhört, wodurch ich das, wobei man Anſtoß nimmt, vielleicht vertheidigen kann?

Wenn der Recenſent, der keine Verbeſſerungen in ſeinen Arbeiten leiden konnte, derjenige iſt, auf den meine Vermuthung fällt, nämlich der Appellationsrath Körner in Dresden, ſo hat die A. L. Z. in der That einen vortrefflichen Kunſtrichter an ihm verloren. Es wäre zu wünſchen, daß wir oft ſo meiſterhafte Beurtheilungen zu leſen bekämen, wie die des Wilh. Meiſter im 13 St. der Horen 1796, ſelbſt nach Schillers und Göthe's Einſichten iſt.

Da der viele Platz Sie dauert, welchen die Recenſion der Terpſichore eingenommen, ſo muß ich beklagen, daß Sie die Länge derſelben nicht eher bemerkt; ich hätte ſie ganz zurückgenommen, und es wäre Raum für Recenſionen; wie die der Kunſt zu lieben, des Schillerſchen Almanachs von 1796, der Kratterſchen Schauſpiele ꝛc. erübrigt worden. Ich werde, wenn ich künftig für die Lit. Zeit. arbeite, mich, wie bisher, ſo kurz zu faſſen ſuchen, als die Gründlichkeit es mir zu erlauben ſcheint. Sollten Sie aber glauben, von andern Beurtheilern in dieſem weſentlichſten Punkte der Kürze beſſer bedient werden zu können, ſo achte ich meine Arbeiten zu ſehr, als daß ich ſie auf irgend eine Art aufdringen möchte. Ich werde die mir aufgetragenen und noch nicht gelieferten Recenſionen mit der größten Bereitwilligkeit abtreten. Falls ſich kein Verzeichniß davon auf der Expedition fände, bin ich bereit, Ihnen unverzüglich eins zu ſchicken. Eine ziemlich ſtarke Unpäßlichkeit muß mich entſchuldigen, daß ich nicht früher antwortete.

Ich habe die Ehre, mit größter Hochachtung zu ſeyn Ihr ꝛc.

Jena, 20. Oct. 1799.

Erſt in Leipzig habe ich erfahren, mein theuerſter Herr Hofrath, daß Sie dem Athenäum die Ehre erzeigt haben, es bei einer theatraliſchen Vorſtellung in Ihrem Hauſe in einem Prolog oder Vorſpiel zu erwähnen. Ich bin ſo frei, Sie um die Handſchrift davon auf einen oder ein paar Tage anzuſprechen, da ich mir für mich und meine Freunde von einem Werke Ihres Witzes eben ſo viel Unterhaltung verſpreche, als es Ihren Gäſten gewährt haben kann. Sie werden aus einem angenehmen Scherz kein Geheimniß machen wollen, um ſo mehr, da **wir** uns zu unſern literariſchen Ergötzlichkeiten immer offen bekennen, und wie ich Ihnen verſprechen kann, uns auch zu den mancherlei Dingen nennen werden, die wir über die A. L. Z. in petto haben. Ich erwarte alſo mit voller Zuverſicht von Ihnen die loyale und freundſchaftliche Mittheilung ohne alle Auslaſſungen und Modificationen.

Die in Leipzig aufgeführte Komödie über das Athenäum würde ich Ihnen mitſchicken, wenn ich nicht gewiß vorausſetzte, daß Sie dieſelbe ſchon als Geſchenk des verehrten Autors beſitzen, und uns nächſtens mit einer Anzeige davon in der A. L. Z. beſchenken werden.

Ganz der Ihrige ꝛc.

(Antwort von Schütz.)

Jena, 20. Oct. 1799.

„Wer Ihnen geſagt hat, mein theuerſter Herr Profeſſor, daß das Athenäum in einem Prolog oder Vorſpiel von mir ſey erwähnt worden, hat Ihnen das Ding, das nicht iſt, geſagt. Ich würde, um Sie vom Gegentheil zu überzeugen, Ihnen die ganze Schnurre, die keinen andern Zweck haben konnte, als einen geſellſchaftlichen Zirkel auf einige Minuten zu beluſtigen, ſogleich communiciren, wenn Ihre Bitte nicht wie ein Antrag eines Advokaten ausſähe, der einen Gegner zwingen will, ein Document zu ediren. Nun hat wohl Niemand ein Recht zu fordern, daß, was in einer Privatgeſellſchaft geſprochen oder vorgeleſen worden, ihm communicirt werde. Alles, was ich zum Ueberfluß thun kann, iſt, daß ich Ihnen eine Stelle anzeige, woraus durch einen ſehr groben Mißverſtand das Geträtſch vom Athenäum entſtanden ſeyn muß. Es war von einem aufgeblaſenen jungen Gelehrten die Rede, der in einer Schrift behauptet hätte:

Garve ſey ein mittelmäßiger Philoſoph,
Wieland habe Alles aus andern Dichtern genommen,
Schlegel habe den Shakſpeare nur mittelmäßig überſetzt.

Vermuthlich ſteht doch Alles dieſes nicht im Athenäum, und Sie ſehen alſo, da dieſes die einzige Stelle iſt, die nach dem Schluſſe: „Hier iſt Schlegel genannt; Schlegel ſchreibt das Athenäum, Ergo iſt hier das Athenäum gemeint!“ wo doch nur gegen einen unberufenen Tadler ihrer Ueberſetzung des Shakſpeare geſprochen wurde, auf das Athenäum ſich beziehen könne. Daß Sie gerade bei dieſer Gelegenheit mir eröffnen, wes maßen Sie mancherlei Dinge über die A. L. Z. in petto haben, zu denen Sie ſich offen bekennen werden, non equidem invideo, miror magis. Auf alle Weiſe freue ich mich darauf, da es wieder eine literariſche Ergötzlichkeit geben wird.

Der hyperboreiſche Eſel von Kotzebue iſt mir allerdings zugeſendet worden, da aber noch keine Recenſion vom Athenäum abgedruckt iſt, welche ich ungeachtet der Erinnerung an den Recenſenten dato noch nicht erhalten habe, ſo kann auch dieſe Farce noch nicht erwähnt werden. Geſtern habe ich einem Avertiſſement im Intelligenzblatt der A. L. Z. die Inſertion abgeſchlagen, worin eine Ungezogenheit gegen Ihren Herrn Bruder in Betreff der Lucinde vorkam.

In Hoffnung, daß Sie nach Durchleſung dieſes von dem

Ihnen beigebrachten Irrthum zurückkommen werden, beharre ich mit der Ihnen bekannten Hochachtung der Ihrige ꝛc.

Jena, 21. Oct. 1799.

Verzeihen Sie, wertheſter Herr Hofrath, daß mich geſtern Geſchäfte abhielten, Ihr Billett zu beantworten.

Da Sie das Athenäum nicht geleſen zu haben ſcheinen, welches Ihnen auch in der That nicht zuzumuthen iſt, ſo will ich nur Folgendes bemerken: Daß Garve ein mittelmäßiger Philoſoph ſey, ſteht allerdings, zwar nicht den Worten, aber dem Sinne nach, im Athenäum St. 2. S. 89; daß das Beſte in Wielands Werken aus Andern entlehnt ſey, ebenfalls St. 4. letzte Seite. Jenes wird nächſtens ausführlicher dargethan werden, mit dieſem wäre es auch leicht möglich, wenn es nur nicht zu langweilig wäre, faſt ſo langweilig, als eine Schrift von Wieland mit einem abgeſtandenen Ausſpruche Leſſings und Vergleichung unbedeutender Leſearten recenſiren.

Sie ſehen alſo, daß mir doch nicht ſo ganz das Ding geſagt worden, das nicht iſt; daß der Mißverſtand, das Athenäum in dem Prolog erwähnt zu finden, nicht ſo gar grob war, daß Ihr Prolog nur ſelbſt nicht recht wußte, was er ſagte und that.

Uebrigens nehme ich meine Bitte, die Sie ſo verfänglich finden, nunmehr gern zurück. Die mitgetheilte Probe kann mich gar nicht begierig auf den Ueberreſt des Prologs machen. Ueber zwei von den Sätzen, die Ihren aufgeblaſenen jungen Gelehrten charakteriſiren ſollten, ſind die Kenner längſt einig: das dritte Urtheil enthält zwar einen unverſtändigen Tadel meines Shakſpeare's, indeſſen kommt es mir am allerwenigſten zu, es als einen Beweis der Aufgeblaſenheit anzuſehen. Da Sie ſelbſt dieſen Ausſpruch: „Schlegel habe den Shakſpeare nur mittelmäßig überſetzt,“ einmal in dieſe Verbindung geſetzt haben, ſo nehmen Sie ſich nur in Acht, daß er ſich nicht in die A. L. Z. einſchleiche, wie doch geſchehen könnte, wenn noch Hoffnung da wäre, eine wirklich mittelmäßige Ueberſetzung des Shakſpeare durch dieſe Behauptung gegen die meinige zu heben.

Wenn ich einen aufgeblaſenen (jungen oder alten) Gelehrten zu ſchildern hätte, ſo würde ich ihn über Fichte ſpötteln oder ſich einbilden laſſen, er könne durch ein langweiliges gelehrtes Journal, was im Grunde faſt Niemand lieſt, wenn es auch Viele halten, die öffentliche Meinung und den Gang der Literatur lenken.

Das Intelligenzblatt der A. L. Z. hat Ihnen unſtreitig viel Verbindlichkeit, wenn Sie es von niedrigen pasquillantiſchen Ausfällen rein zu erhalten ſuchen: uns aber iſt ganz und gar nichts daran gelegen, wenn Sie alle möglichen Pöbeleien gegen das Athenäum und die Lucinde darin einrücken wollen. Wir finden es vielmehr ſogar ganz in der Ordnung, daß die A. L. Z., da ſie nicht auf eine würdige Art von uns reden zu wollen ſcheint, ſich ſelbſt würdig findet, es auf dieſe Art zu thun.

Ew. Wohlgeboren gehorſamſter ꝛc.

Gottl. Schlegel.

Greifswald, 21. Juli 1798.

Ew. Wohlgeb. danke ich verbindlichſt, daß Sie von den Diſputationen der Schweden eine Anzeige und Beurtheilung in der Literatur-Zeitung gemacht haben. Bei aller von mir bekannten Moderation war das Betragen dieſer Leute nicht allein an ſich ſelbſt unerträglich, ſondern auch den Wiſſenſchaften höchſt nachtheilig. Ueberhaupt iſt die hieſige Univerſität bei aller Mühe, die angewandt wird, theils durch die Lage eingeſchränkt, theils durch die Schweden beläſtigt, welche, weder Einſicht von deutſchen Wiſſenſchaften, noch Intereſſe für die Ehre einer deutſchen Akademie haben. Ich nehme die Freiheit, Ew. Wohlgeboren die Beſchreibung von dem gegenwärtigen Zuſtande der hieſigen Univerſität zuzuſenden, welche mir aufgetragen war. Die ſeit einiger Zeit begonnene Schwäche des Körpers, und insbeſondere der Augen erſchwert und verhindert meine Arbeiten und Geſchäfte gar ſehr. Ich bitte deswegen für meine ſchlechte Scriptur Entſchuldigung. Die Vorſehung ſchenke Ew. Wohlgeb. bei der allgemeinen Ehre, die Sie genießen, Geſundheit und Heiterkeit. Ich beharre zeitlebens mit der vorzüglichſten Hochachtung ꝛc.

Schlichtegroll.

Gotha, 6. Sept. 1807.

Ihren lieben Brief, Verehrteſter, erhielt ich in München, als ich eben im Begriff war, hierher zu reiſen, um meine kleinen Angelegenheiten zu arrangiren und meine Famille nach München abzuholen. Ich ſende Ihnen alſo von hier aus die Rede unſers lieben Präſidenten, die Conſtitutions-Urkunde der Akademie, und lege das Protokoll der erſten eröffnenden Sitzung bei. Der Umſtand, daß der Abdruck der Conſtitutions-Urkunde ſich ſo verzögerte, iſt allein Schuld daran, daß ich Ihnen nicht ſchon vor 2 Wochen von München aus geſchrieben.

Welche frohe Ausſicht eröffnete mir Ihr Brief, Sie und Ihr Inſtitut auf den Boden meines neuen Vaterlandes verpflanzt zu ſehen! Die dortige Oberdeutſche Lit. Zeit. wird als agoniſirend angeſehen und iſt ohne alle Unterſtützung. Ich habe die Möglichkeit, Ihre A. L. Z. zu gewinnen, dem Präſ. Jakobi vorgelegt, der ſich Ihnen freundſchaftlichſt empfiehlt, dem Geh. Rath v. Zentner und dem Geh. Secr. des Miniſters Montgelas, dem Hrn. v. Ringel. Alle haben die Sache als überlegenswerth aufgenommen und mir verſprochen, ſogleich Schritte zu thun, um etwas für Realiſirung zu verſuchen; ſobald ich in München zurück bin, (circa den 20ſten dieſ.) melde ich Ihnen den Erfolg. So viel kann ich Ihnen jetzt ſchon mit Sicherheit ſagen, daß keine Univerſität nach Nürnberg kommt; daß, wenn Baireuth noch an Baiern fällt, Erlangen bleibt und Altorf damit vereinigt wird.

Seit geſtern hat ſich auch unſer Jakobs entſchloſſen, dem Rufe als Akademiker nach München zu folgen. Sie können denken, wie ſehr dies mein Zutrauen erhöht, dort gedeihen und vergnügt leben zu können. O es iſt des Guten in Baiern ſo viel im Keim und ſichtbarer Entwickelung, daß mich jeder Erwerb eines Prieſters im Tempeldienſt freut, innig freut.

Ich lege Ihnen hier den neueſten Heft des Gemmenwerkes bei, nehmen Sie ihn ſo gütig auf als die vorigen.

Noch als Privatnachtrag zur Eröffnungs-Geſchichte der Akademie dient das grüne Blatt; Feuerbach, Breyer und ich überraſchten an dem Abend nach der Eröffnung, den Präſidenten damit in ſeinem Garten; es war eins der erhebenden Familienfeſte, die in dieſer Familie ſich ſo gut feiern laſſen.

Herzliche Grüße an Ihre Frau Gemahlin und Ihren Hrn. Sohn und Erſch. O wie oft, Ihr Lieben Alle, habe ich zeither an Euch gedacht, mit Wehmuth gedacht! Verzeihung meiner Eile! Ich ſchreibe in der Beklemmung des Abſchiednehmens und wie auf den Raub!

Vale faveque. Ihr ꝛc.

München, 8. April 1810.

Hochverehrter Gönner und Freund! Ich ſende Ihnen hier ein kurzes Inſerandum, unſere akademiſche oder vielmehr von der Regierung aufgegebene Grammatik betreffend. Die lange Abweſenheit des Grafen Montgelas in Paris hat es unmöglich gemacht, den Termin einzuhalten; erſt in einigen Tagen wird er zurück erwartet.

Der Präſident Jacobi trägt mir die herzlichſten Grüße an Sie auf. Die fatalen Zwiſtigkeiten mit Hrn. v. Aretin haben eine Höhe erreicht, wo ſie uns Allen die böſeſten Stunden machen, namentlich aber die Tage unſeres alten ehrwürdigen Jacobi vergiften. So ſichtbar es für alle Unbefangene ſeyn muß, auf weſſen Seite hier das Recht iſt, ſo haben ſich doch auch bei dieſer Partei der Rechthabenden, Leidenſchaftlichkeit und Uebereilungen eingeſchlichen, die, obgleich nicht das Weſen, doch die Form unſerer Angelegenheit zu unſerm Nachtheil ändern: ſo hätte z. B. die Injurienklage nicht erhoben werden ſollen, die nun auch in erſter Inſtanz beim Stadtgericht zurückgegeben worden, und hierauf bei dem Appellationsgericht eingereicht iſt. Wenn gleich Hr. v. Aretin nicht ſagen ſollte, „die Sache ſey gegen uns entſchieden,“ wie er in einer neulichen Erklärung thut, ſo bleibt doch dieſer Mißgriff immer fatal. Alle Intereſſenten ſind nun darauf geſpannt, wie das Appellationsgericht die Sache faſſen wird.

Ich hatte mir dieſen Morgen vorgenommen, recht ausführlich mit Ihnen über dieſen Handel zu reden; aber die unerträglichen Zerſtreuungen meiner Stelle, die ſich durch die Kränklichkeit meines lieben Jacobi noch mehren, haben gemacht, daß nun die Stunde des Schließens der Briefe da iſt, ohne daß ich dazu kam. Nächſtens ſende ich Ihnen das 2te Bülletin der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe. Herzliche Grüße an Ihre mir unvergeßliche Gemahlin und an Ihren Herrn Sohn.

Mit treuer Anhänglichkeit ꝛc.

München, 30. Nov. 1810.

Verehrteſter Gönner und Freund! Ich dachte Ihnen in dieſen Tagen etwas ausführlicher zu ſchreiben, und Sie nach langem Schweigen freundſchaftlich zu begrüßen, beſonders Ihnen noch über die letzten Tage unſeres Jakobs zu ſprechen, über die unerhörten Plackereien, die ihm von unſern Gegnern verurſacht worden ſind. Aber unvermuthet muß ich eine Reiſe von 4—5 Tagen nach Regensburg machen, und da eile ich, jetzt, eine Stunde vor der Abreiſe, Ihnen noch die Jahresberichte zuzuſenden für Sie, Ihr Inſtitut und unſere dortigen verehrlichen Collegen, die Herren Gilbert, Klügel, Nell, Sprengel, Niemeyer, an die ich die Exemplare gefälligſt abgeben zu laſſen bitte. Verzeihen Sie mir dieſe Zumuthung.

Was hätte ich Ihnen nicht Alles zu erzählen über die Bosheit, durch die uns unſere Feinde hier das Leben ſchwer zu machen ſuchen. Wir haben viel zu kämpfen, aber ich hoffe, man ſoll einſt von uns ſagen, daß wir einen guten Kampf gekämpft haben, für den uns alle Proteſtanten und alle Gelehrte Dank ſagen müſſen. Jakobs geht in 2 oder 3 Tagen von hier weg. Meine Trauer über ſeinen Verluſt geht in Schmerz und Schwermuth über. Der König, der Miniſter, der Kronprinz und viele der verſtändigen Eingebornen erklären es für einen Nationalverluſt. Es wurden ihm die ehrenvollſten Anerbietungen gemacht; aber der Gedanke, neben einem Aretin ſitzen zu müſſen, verdrängte alle Neigung, hier zu bleiben, wo er übrigens einen ſchönen Wirkungskreis hatte und ſchon ſeine Saat aufgehen ſah.

Meine ehrerbietigen Grüße Ihrer lieben Gemahlin, und Herzlichkeit an Freund Erſch, ſo wie an Ihren Herrn Sohn.

Bald ſchreibe ich Ihnen wieder und ſage Ihnen etwas über unſern Handel. Mit alter und herzlicher Verehrung und Liebe Ihr ꝛc.

München, 30. Jan. 1812.

"Mein unvergeßlicher, innigſt verehrter Freund! Wenn ich es Ihnen gleich lange nicht geſagt habe, daß ich noch von ganzer Seele Ihnen ergeben bin, und faſt täglich an Sie denke und mit Freundſchaft und Liebe von Ihnen ſpreche, ſo iſt es darum doch wahr. Oft, ſehr oft gehen die durchlebten Tage vor mir vorüber, und da ergreift mich eine mächtige Sehnſucht, die geiſt- und gemüthreichen Männer wieder zu ſehen, an denen ſich ehemals meine junge Seele in die Höhe richtete. Was gäbe ich darum, von Ihnen und Ihrer lieben Gemahlin hier beſucht zu werden, von Ihnen, dem das geſammte Reich der Wiſſenſchaften wie ſein Haus bekannt iſt, und Sie in unſern hieſigen literariſchen Schöpfungen umher zu führen, die mit jedem Jahre mehr gedeihen und ſich entfalten! —

Die Veranlaſſung zu meinem heutigen Briefe iſt die Beilage, eine Antikritik unſeres trefflichen Salinen-Rath Reichenbachs gegen die Langsdorfſche Anzeige ſeiner Schrift über Bogenbrücken aus Eiſen. Reichenbach empfiehlt ſich Ihnen gehorſamſt, hat aber mich der Ueberſender zu ſeyn, um der Verſicherung Nachdruck geben zu können, daß er die Inſertionsgebühren, ſobald Sie mir ſie melden, mit Dank zahlen werde. Er iſt ein gar wackerer Mann, und ſolvent. Laſſen Sie mich wiſſen, auf welche Weiſe ich Ihnen den Betrag überſenden ſoll, zu dem ich auch die Auslage für Porto, wenn Ihr Comptoir dergleichen dafür hat, noch zu ſchlagen bitte.

Mit einer der nächſten fahrenden Poſten überſende ich Ihnen unſere ſämmtlichen neuen und neueſten Academica; aus den Jahresberichten werden Sie ſehen, daß wir nicht unthätig geweſen ſind. Immer beſteht freilich noch die Hauptthätigkeit in Herſtellung der Bibliothek, der verſchiedenen Sammlungen u. ſ. w., aber das iſt auch als Vorarbeit ſo nöthig, daß ich nicht erröthe, darein das größte Verdienſt der Akademie bisher zu ſetzen. Eine traurige Störung, die mir viele Arbeit und Verdruß macht, iſt, daß ſeit ſechs Wochen Hofrath und Bibliothekar Hamberger, auf deſſen Eifer und bekannte praktiſche Fertigkeiten in Anordnung unſerer großen Bibliothek ſo ſehr gerechnet war, in eine Gemüthskrankheit und Geiſtesverwirrung gefallen iſt, die ihn für jetzt und vielleicht für immer zu ſeinem Amte unbrauchbar macht. Auch der Staatsrath v. Krenner, der nach Baron Aretins Verſetzung an das Appellationsgericht in Neuburg, Direktor der Bibliothek war, iſt vor vierzehn Tagen geſtorben, ſo daß zu meinem mühſeligen Amte mir nun auch proviſoriſch die Direktion der Bibliothek übertragen iſt.

Eine andere Erſcheinung, die mein Gemüth angreift, iſt die eben erſchienene Schrift Schellings gegen Jacobis letztes Buch, die Sie nun wohl auch ſchon in den Händen haben werden. Die Heftigkeit, die hier gegen einen redlichen Wahrheitsforſcher auftritt, die Ungerechtigkeit, die ihm Abſichten ſchuld giebt, die nicht in ſeine Seele gekommen ſind, thut mir unbeſchreiblich weh. So giebt ein berühmter Gelehrter wieder einmal den andern zum Gegenſtand des Spottes ſolcher Menſchen hin, die nicht werth ſind, einem von beiden die Schuhriemen aufzulöſen, und das in einer Zeit, wo ſo ſchon die allgemeine Meinung gegen alle literariſchen Menſchen iſt!! —

Unſer Jakobs ſehnt ſich noch oft zu uns zurück und wir nach ihm. Er hatte Unrecht, den ſchönen Wirkungskreis zu verlaſſen, der ſich hier mit jedem Monat mehr um ihn her ausbildete. — Profeſſor Thierſch hat nun wirklich ſein philologiſches Seminarium eröffnen können. Einige junge bairiſche Philologen, die jetzt unter Creuzer in Heidelberg ſtudiren, geben gute Hoffnungen; und ſo werden auch dieſe Muſen wieder einheimiſche Prieſter bekommen. Er trägt mir viele Grüße an Sie auf, und daß er nächſtens Ihnen eine Zuſendung machen werde.

Die hieſige Oberdeutſche Lit. Zeit. iſt endlich entſchlafen, und eine andere von Landshuter Profeſſoren zu unternehmende iſt deswegen nicht zu Stande gekommen, weil ſich an ihre Spitze der Profeſſor Butté ſtellen wollte, ein verkehrter Menſch, der ohne ſein Mittel zu berechnen, vorbereitungsweiſe für ſein Unternehmen, nach Paris gereiſt iſt und ſich dort feſt geſeſſen hat. Es ruht hier herum ein Unſegen auf dergleichen Unternehmungen.

Geſtern habe ich einen Brief von Ihrem alten Bekannten Abraham Jakob Penzel aus Trieſt erhalten, worin er mir ankündigt, daß er mit Anfang des Frühlings ſich auf den Weg machen und hierher nach München wandern wird. Er ſtand ſchon darüber ſeit 1808 mit mir im Briefwechſel; dann aber änderte er ſeinen Entſchluß, da ihm eine Societät in Trieſt, die dort Winkelmann ein Denkmal ſetzen wollte, die Biographie deſſelben auftrug. Jetzt knüpft er wieder an und will mit ſeinen Sprach- und philologiſchen Apparaten hierher ziehen. Mich freut dies gar ſehr. Ich kann ihm für das erſte eine unbeſtimmte Gehülfen-Stelle an der hieſigen Bibliothek geben, wo er uns mit Durchmuſterung unſerer Manuſcripte u. ſ. w. nützlich werden kann.

Wenn Sie Ihren Herrn Sohn ſchreiben, ſo grüßen Sie ihn von mir und erneuern mein Andenken bei ihm. Mein älteſter Sohn iſt ſeit Michaelis voriges Jahres in Genf, um ſich der franzöſiſchen Sprache ganz zu bemächtigen; mein zweiter Sohn ſtudirt noch unter meinen Augen auf dem hieſigen Lyceum, das in Hinſicht auf den philoſophiſchen Curſus vor den Landesgeſetzen der Univerſität gleich gilt; beide machen mir Hoffnung, gründliche Männer zu werden. Einen darunter möchte ich gern auf einem akademiſchen juriſtiſchen Lehrſtuhl wiſſen; ich führe beide den Weg dazu.

Ich bin ſo frei, ein Billet an den Buchhalter der Waiſenhausbuchhandlung beizulegen. Meine hochachtungsvollen Grüße an Ihre Frau Gemahlin und herzliche Freundſchaftsverſicherungen an Herrn Profeſſor Erſch.

N. S. Es ſind heute vor einigen Stunden von Reichenbachs Gegnern, Baader und Wiebeking, Verſuche über das Brechen der von Reichenbach vorgeſchlagenen Röhren zu den Brückenbogen an der Iſar angeſtellt worden; und ſo eben meldet mir der akademiſche Mechanikus, der dabei gegenwärtig war, daß ſie zu Reichenbachs Vortheil ausgefallen ſind. Er ſelbſt, ſeiner Sache gewiß, war nicht einmal dabei gegenwärtig. (Dies aber nicht für das Publikum, höchſtens für den braven Recenſenten.)

Mit größter Hochachtung empfehle ich mich Ihrem fortdauernden Wohlwollen ꝛc.

München, 21. April 1812.

Mein hochverehrter Freund und Gönner! Jacobi dankt Ihnen vielmals für die überſendeten Blätter! er würde es eigenhändig thun, wenn ſeine ewigen Augenſchmerzen es ihm erlaubten. Er war nur ganz erſchrocken darüber, daß Sie ihm ſo viele Exemplare des Blattes ſchickten, er hatte Hrn. Niethammer gebeten, um einige zu ſchreiben.

Salinenrath **Reichenbach** empfiehlt ſich ergebenſt und ſchickt mit Dank hier ſeinen Betrag. Noch iſt keine Brücke nach ſeinen Angaben erbaut; geſchieht es, ſo erhalten Sie ſogleich Nachricht davon für die A. L. Z. Wir haben jetzt 4 Eingaben bei der Akademie über Vorſchläge zu neuen Brückenconſtructionen, von Wiebeking, Joſ. Baader, Reichenbach und Ranſon; Indigo-, Zucker- und Brücken-Vorſchläge ſind unſere gangbarſten Artikel.

Ja wohl, wären Sie doch mit der A. L. Z. in München! Das iſt ſeit Jahren mein Wunſch. Voriges Jahr machte der närriſche Butté, Profeſſor in Landshut, einige Bewegung, eine Lit. Zeit. in Landshut zu beginnen; die lange an der Auszehrung danieder liegende Oberdeutſche Lit. Zeit. verſchied vor Schrecken über dieſe Drohung. Sie hätte leben bleiben können dieſes Feindes wegen. Wären die Zeiten nicht gar zu ungünſtig und auch bei uns ein Syſtem der größten Sparſamkeit eingetreten, ſo würde ich wieder in Träume verfallen, über die Möglichkeit, Ihr Inſtitut noch hieher zu verpflanzen. Wollte man anknüpfen, ſo müßten Sie geradezu an den Miniſter und an den

Geh. Rath v. **Ringel**, den neuen Bibliotheks-Director, ſchreiben. **Schelling** aber würde wahrſcheinlich ſehr dagegen ſeyn. Aber was für ein Gewinn wären **Sie** für unſere Akademie und Erſch für die Bibliothek! Vana somnia — sed dulcia!

Ich ſende Ihnen hier die neueſten Academica. Meine Memoria auf den Bibl. Dir. v. Krenner und Graf Törring in der letzten öffentlichen Sitzung iſt noch nicht gedruckt; ich ſende ſie aber nebſt dem 4ten Bericht des Secret. der 2. Claſſe bald. Aus dem hier mitfolgenden 4ten Bericht des Generalſecretärs über das Ganze ſehen Sie, was für die Bibliothek geſchehen iſt, und für alle Zweige; hätte ich nur noch einige friſche theilnehmende Collegen, ſo ſollte das Alles noch raſcher gehen. Aber ſo muß ich zufrieden ſeyn, daß ich bei ſo vielen Disharmonieen nur noch bewirke, was bewirkt wird. Es geht doch Alles vorwärts. Unſere Sternwarte hat nun die 3 Reichenbachiſchen Inſtrumente, die zuſammen noch keine Sternwarte hat, den ganzen Kreis und das Aequatorial. Das chemiſche Laboratorium wird ſo eben zu bauen angefangen, eben ſo das Gewächshaus für den botaniſchen Garten. Der neuangebaute Flügel für die Bibliothek kann im künftigen Frühjahr mit Büchern beſetzt werden. Nur nun auch Leben in die Menſchen, und frohe, neidloſe, einander ermunternde Thätigkeit! Ich laſſe mich durch keine Erfahrung in meiner vorherrſchenden Stimmung, in zutrauensvoller Liebe, in verzeihender und beſſernwollender Nachſicht gegen die Menſchen, — nicht irre machen. Dieſe Lehre des Evangeliums, die doch auch der rüſtige, gar nicht blos empfindſame Paulus 1 Cor. 13. mit Worten predigt, ewig wahr, wie die Sterne am Himmel, iſt verachtet von unſerm kriegeriſchen Zeitalter, kriegeriſch in der Politik wie in der Literatur, von den Kaiſern, Miniſtern und Philoſophen; und doch wird ſie das einzige Menſchliche bleiben bis an das Ende der Tage, und das Geſchlecht dauert nur fort, und Alles, was gedeihet, gedeihet nur, weil zwiſchen den Gewaltmenſchen immerfort Gemüther gefunden werden, die trotz der Verhöhnung und der Anklage, als wären ſie ſchwach, an dieſem Sinne unerſchütterlich feſthalten.

Wenn Preußen noch mehr leiden ſollte, als es ſchon gelitten hat, ſo iſt das ein unerſetzlicher Verluſt für die ganze Menſchheit. Die Summe von Licht und Weisheit und Sitte, die dort bis in die Landpfarrer und Dorfſchulen verbreitet war, iſt doch nirgends auf einem eben ſo großen Erdfleck; die Regierung hat für ihre Einſeitigkeit gebüßt, aber es konnte nur etwas Ehrwürdiges hervorgehen.

Salinenrath Reichenbach ſendet hier das Geld nebſt einem kleinen Ueberſchuß für Porto. Haben Sie mehrere Auslagen gehabt, ſo laſſen Sie das den Caſſirer der A. L. Z. auf unſere Rechnung ſchreiben. Die neue hiſtoriſche Preisaufgabe werden Sie ohne meine Bitten bald einrücken. — Um die Couſineriſche Münzſammlung hatte ich ſchon vor 12 Jahren für den Herzog von Gotha gehandelt; es iſt ein großer Schatz. Meine Vorleſung iſt das Werk der Eile; es war beſtimmt, daß jene öffentliche Sitzung durch den Jahresbericht ausgefüllt werden ſollte, als der Miniſter äußerte, er wünſche der alten Gewohnheit nach eine förmliche Rede. Empfehlen Sie den kleinen Aufſatz des braven Dir. Streber zu einer baldigen Anzeige; der wackere Geiſtliche verdient Aufmunterung für den Fleiß, mit welchem er ſich des hier ganz geſunken geweſenen numismatiſchen Studiums annimmt.

Unſerm Griesbach habe ich tiefgerührt ein **Have anima cara, candida** — nachgerufen, und ſein Lob allen meinen Umgebungen gepredigt. Solche Prälaten hätte die Kirche immer haben ſollen!

Hamberger iſt im Irrenhaus in Baireuth, ungeachtet ſeine Krankheit mehr Geiſtesſchwäche und Verworrenheit als Manie iſt; die Seinigen in Thüringen haben ſich erboten, ihn zu ſich zu nehmen, welches ich vom Anfang rieth. Tauſend Grüße Ihrer Frau Gemahlin, unſerm Erſch und Voß. Meine Frau grüßt Sie und Ihre Frau Gemahlin und Herrn Sohn mit mir auf das Freundſchaftlichſte.

Mit innigſter Freundſchaft und Hochachtung ꝛc.

München, 25. Oct. 1812.

Verehrteſter, innigſt hochgehaltener und geliebter Freund! Die Grüße, die ich dieſen Sommer über einige Mal von Ihnen bekommen habe, durch Dr. Müller und den Aeſthetiker, deſſen Namen mir eben nicht kommen will, haben mich herzlich erfreut, ſo wie Ihr letzter liebevoller Brief. Täglich denke ich an Sie, und was gäbe ich darum, mit Ihnen einmal wieder einige Tage leben zu können! — Aber ich bin an meine akademiſche Galeere angeſchmiedet, und wenn Sie nicht zu mir kommen, wird dieſer Wunſch ſchwerlich je befriedigt werden. Ich habe, ſo lange ich in München bin, immer viele Mühe und Unruhe gehabt, aber das letzte Jahr war doch das ſorgen- und mühvollſte von allen. Indeß bin ich leidlich geſund, das

Inſtitut, dem ich meine Seele verſchworen habe, geht unter ſo mancherlei Hinderniſſen vorwärts; ein Berg nach dem andern wird überſtiegen, meine redliche Bemühung wird von Vielen anerkannt, und eine heitere Hausfrau und gut einſchlagende Kinder geben mir wenigſtens frohe Abende, wenn auch der Tag unter mancherlei Quälereien verſtrichen iſt, ſo daß ich dem Genius in Göthe's Schatzgräber folge, und „Tages Arbeit, Abends Gäſte, ſaure Wochen, frohe Feſte" — zu meinem Zauberwort gemacht habe.

Daß unſer Jacobi vom König erbeten hat, des Präſidiums der Akademie enthoben zu ſeyn und in den Ruheſtand verſetzt zu werden, werden Sie ſchon aus der allgemeinen Zeitung oder ſonſt erfahren haben. Er iſt mit ſeinem Gehalt von 5000 Gulden in Ruhe geſetzt, und ſehr froh, bei ſeinem täglichen Augen- und Kopfſchmerz eines Geſchäftes überhoben zu ſeyn, das für ſeine 70 Jahre und beſtändige Kränklichkeit zu läſtig war, und ihm durch Vorgänge in der letzten Zeit gänzlich verleidet wurde. Durch ein paar Reſcripte, die unmittelbar von höchſter Stelle emanirt ſind und die durch keine Vorſchläge ꝛc. von der Akademie veranlaßt wurden, iſt die Geſchäftsführung der Akademie für die nächſte Zukunft feſtgeſetzt worden. Ich lege Ihnen das Blatt der hieſigen Zeitung bei, das dieſe Reſcripte enthält. Ich kann nicht ſagen, daß dieſe Einrichtung ſo iſt, wie ich ſie würde gemacht haben, wenn es von mir abgehangen hätte. Ein durch die Akademie jährlich wählbares Präſidium, und wählbare Klaſſendirectoren ſcheinen mir vorzüglicher; und überhaupt daß alle ſolche Einrichtungen aus unſerm gremio und nicht aus dem Cabinet ausgehen möchten. Allein es kann auch ſo ganz leidlich gehen, und ſo viel ich ſehe, iſt guter Wille unter den Akademikern da. Doch was hätte ich Ihnen nicht Alles über die Akademie zu ſagen! Es iſt deſſen ſo viel, daß ich lieber nicht anfange, da ich nicht zu enden wüßte. Kommen Sie künftigen Sommer fein zu uns und ſehen mit eignen Augen. Es wäre ſchon einer Reiſe werth. Im Salzburgiſchen thut ſich jetzt ein Bad hervor, Gaſtein, das unter die wirkſamſten gehört, die es giebt; es war ſeither ſchon höchſt geachtet von denen, die es kannten, es fehlte aber an Einrichtung; verbinden Sie einen Beſuch in Gaſtein mit einem in München, und erfüllen Sie meine Wünſche!

Ich ſende Ihnen hier eine wackere Rede des trefflichen Oberfinanzrath Roth, Verfaſſer des klaſſiſchen Büchleins de bello borussico; die Sitzung war die erſte öffentliche nach Jacobi's Quieſcirung; der Kronprinz (der zeither als Ehrenmitglied neben dem Präſidenten ſaß, nahm nun die mittlere Stelle allein ein) und Prinz Friedrich von Gotha (der jetzt hier iſt, viele Achtung genießt, von ſeiner Katalepſie ganz hergeſtellt iſt, und, wie es heißt, eine Schweſter unſerer Kronprinzeſſin aus Hildburghauſen heirathen wird) waren gegenwärtig. Der Jahresbericht, den ich las, iſt noch nicht ganz gedruckt; ich lege gleichfalls die Zeitung bei, worin von dieſer Sitzung die Rede iſt. — Das Wichtigſte indeß, was ich Ihnen ſchicke, iſt das Programm über die beiden phyſikaliſchen Preisfragen: Sie werden ſchon ſo gütig ſeyn, es durch Ihre Fama ausrufen zu laſſen. Die Zeit für die erſte Aufgabe iſt freilich etwas kurz; — die 2te Frage wird Aufſehen erregen, und wenn dadurch zur Löſung beigetragen würde, ſo wäre dies ein Verdienſt für die Akademie.

Noch lege ich eine Rede des Dir. Weiller bei. Wenden Sie doch eine freie Stunde auf deren Leſung. Sie kommt mir wie ein Evangelium des Friedens vor, wie Worte eines wahren Weiſen. Wenn hie und da Philoſophen von Profeſſion das auch fänden, ſo wollte ich, daß es recht laut geſagt und die Schrift ungeachtet ihres geringen Volumens hervorgehoben würde. (Beinahe wäre ſie nicht gedruckt worden, weil ſie hier Widerſpruch fand: doch dies blos für Sie.) Ich bitte, ſie dem Hrn. Kanzler Niemeyer auch mitzutheilen, dem ich davon geſchrieben.

Stellen Sie ſich vor, daß der alte wunderliche **Penzel** jetzt hier iſt. Er kommt täglich in mein Haus, und lieſt mit meiner Frau und Tochter Italiäniſch. Der 62jährige Mann kam vor 4 Monaten in einer Jacke von Nanking und dergl. Pantalons zu Fuß von Trieſt hier an, und hat mich in große Verlegenheit geſetzt. Bald kam er auf den glücklichen Gedanken, den alten Schiltberger wieder zu erwecken. Ich habe mich ſehr bemüht, ihm hier Pränumeranten und Subſcribenten zu ſchaffen. Bitte, ſuchen Sie ihm auch einige; Ihren und Kanzler Niemeyers Namen darf ich ja wohl auf die Liſte ſetzen laſſen. Er iſt gerade noch ſo närriſch und parador, als der ſel. Stroth ihn mir vor 30 Jahren beſchrieben hat. Tauſend Grüße an Ihre liebe mir unvergeßliche Gemahlin und an Erſch. Ewig Ihr ꝛc.

München, 16. Aug. 1814.

„Hier überſende ich Ihnen den neueſten Band unſerer Denkſchriften. Er wird Ihnen, der ſich mit liberalem Geiſt des Aufblühens und Gedeihens wiſſenſchaftlicher Inſtitute freut, wo es ſey, eine heitere Stunde machen; des bin ich gewiß, nicht als ob die darin enthaltenen Abhandlungen lauter Meiſterſtücke wären, — ſondern weil er Ihnen Beweis iſt, daß mitten unter den krampfhaften Bewegungen aller deutſchen Staaten und unſeres eigenen, doch der Tempeldienſt leidlich fortgegangen iſt. Hätten wir nur noch einen namhaften Mathematiker und einen eben ſolchen Phyſiker! — Hoffnungsreich, wie ich einmal bin, ſehe ich beſſern Tagen für unſer Inſtitut entgegen, nachdem dies Schifflein durch die ſtürmiſchen Tage hindurch gelootſet worden; ich glaube nicht, daß die Regierung es nun fallen läßt, ob es gleich hier noch Verläumder und Geringſchätzer genug giebt. Deswegen bitte ich Sie auch, eine Recenſion dieſes Bandes möglichſt zu beſchleunigen, und zu bewirken, daß darin des Königs und des Miniſters Graf Montgelas mit Ruhm gedacht werde, wie ſie es denn Beide verdienen, wegen ihrer Beharrlichkeit in Fortſetzung des Angefangenen, in Herſtellung der Attribute ꝛc. Die Schöpfung des botaniſchen Gartens hat unerhört viel gekoſtet; denn bei unſerm Kiesboden, wo wir eigentlich auf einem alten Bett der Iſar unſer Weſen treiben, iſt es eine eigentliche Schöpfung geweſen, und man kann den Spruch des Columella (ni fallor) auf uns anwenden: antiquius est agrum facere quam colere. Da der König ſelbſt Freund der Botanik iſt, ſo erfreut ſich dieſe Stiftung der Akademie ſeiner beſondern Theilnahme. Ich habe auf dem Grundriß des Gartens in dem beiliegenden Exemplare angedeutet, daß noch eine Felſenpartie für die Alpenpflanzen und eine Waſſerpartie für die Sumpfpflanzen, nachdem der Riß ſchon gravirt war, angelegt worden. — Baiern, als ein ganz mediterranes Land, wird ſchwerlich je ein großer und ſelbſtſtändiger Staat werden; aber es kann den Ruhm deutſchgründlicher Pflege der Wiſſenſchaften erwerben, und daher ſehe ich alle wiſſenſchaftliche und Kunſt-Inſtitute für vorzüglich wichtig in Bezug auf dies Land an. Es iſt alſo zu wünſchen, daß Alles geſchehe, die Regierung in dieſem Sinne zu beſtärken.

Erlebte ich nur noch die Freude, daß Sie uns hier beſuchten! Können Sie mir denn gar keine Hoffnung dazu machen?

Unſer Thierſch nimmt ſich des philologiſchen Theils wakker an. Die Herren Coray, Anthimos Gazi und Muſtoxidi haben es ſehr hoch aufgenommen, daß ſie zu Mitgliedern der Akademie ernannt worden ſind, und es iſt deſſen ehrenvolle Erwähnung in dem *Ἑρμῆς ὁ λόγιος* *) geſchehen. Auch haben ſie wirklich ſchon einen Griechen, Nicol. Scupho aus Smyrna, hieher geſendet, der hier Mathematik ꝛc. ſtudirt und Altgriechiſch mit Thierſch treibt und ſpricht. Meine Hoffnung lebt noch, daß dieſe Neugriechen ſich bei gegebener Gelegenheit achtungswerth zeigen werden! — Eben ſende ich die Denkſchriften mit einem griechiſchen Brief Thierſchens an den Patriarchen von Conſtantinopel und an das Lyceum nach Smyrna.

Den Verfaſſer des Lichts von Orient, Othmar Frank, hatten wir vor 2 Jahren nach Paris geſchickt, um unter Langlès und Sylv. de Sacy arabiſch und indiſch zu ſtudiren; der Krieg unterbrach ſeine dortigen Studien. Jetzt iſt es im Antrag, ihn nach Hertford bei London in jene Schule des Sanſcrits ꝛc. zu ſchicken, und ich vermuthe, es wird genehmigt werden, und er in Kurzem dahin abgehen. Nur iſt zu wünſchen, daß er dann auf dem reinphilologiſchen Wege bleibe, und nicht ſeinen Phantaſieen über die Indiſche Myſtik nachhänge. Unſere Inſtruktion wird ihm dies ſehr beſtimmt aufgeben, da der gelehrte Martini, mein trefflicher College, ganz mit mir hierüber Eines Sinnes iſt. Wenn er abgereiſt ſeyn wird, ſo gebe ich Ihnen davon eine Nachricht für die A. L. Z.

Wie geht es Penzeln? Hat er ſeinen Zorn gegen mich noch nicht abgelegt?

Leben Sie recht wohl, mein hochverehrter Freund! und glauben Sie mir, daß ich buchſtäblich täglich an Sie denke und mich nach Ihnen ſehne. Die herzlichſten Grüße Ihrer Frau Gemahlin. Ewig Ihr ꝛc.

---

*) Dieſer Ihnen wahrſcheinlich bekannten Neugriechiſchen gelehrten Zeitung.

Frhr. von Schlippenbach.

Mitau, 24. Jan. 1808.

Endesunterzeichneter wünſcht von beigeſandten Schriften:

1) Kuronia, eine Sammlung vaterländiſcher Gedichte, 1ſte, 2te und 3te Sammlung;

2) Ikonologie ꝛc.,

in der Literatur-Zeitung eine gerechte Beurtheilung zu leſen, und merkt dabei an, wie er um Nachſicht und Schonung bittet, und wo ihn auch Tadel trifft, dieſer belehrend nicht mit bitterem Spotte ausgeſprochen werde. — Im fernen Norden ſind die Keime der Künſte zu ſchwach und zu zart, als daß ein gewaltſames Berühren ſie nicht zerſtören ſollte, ein Gärtner, der auch hier ſie liebevoll erziehen will, faßt ſie ſchonend und behutſam an. Mit redlicher Offenheit will Einſender noch einen doppelten Grund angeben, warum er für ſich Nachſicht und eine ſchonende Kritik erbittet. Erſtlich bedarf er in einem Alter von 31 Jahren mehr der Aufmunterung, da er nur aus reiner Liebe zur Kunſt, nicht aus irgend einem andern Bewegungs-Grunde ſchreibt, als einer zurückweiſenden Härte; zweitens hat er mit Schwierigkeiten, deren Möglichkeit kaum zu ahnden iſt, zu kämpfen, um ſeiner Neigung für Literatur einige Stunden zu weihen. — Der Hohn einer Menge von Menſchen, die das ſo lächerlich finden, daß man etwas Anderes als bloße Akten ſchreibt, wenn ſie den Triumph einer öffentlichen höhnenden Rüge erreichten, würde ihn bitter kränken, und hier, wo er für die möglichſte Ausbreitung der Literatur und Wiſſenſchaften nützlich zu werden hofft, verdient ſein redlicher Eifer allein, den ſeine bürgerlichen Verhältniſſe unterſtützen, die Theilnahme der Redlichen, die für Kultur und Wiſſenſchaft in jedem Winkel der Erde Sinn und Gefühl haben. Sollte die Redaction hier in Rußland irgend einige Aufträge zu machen haben, ſo iſt die Adreſſe des Unterzeichneten beigelegt, und man bittet ſich an ſelbigen zu wenden; mit Vergnügen werden die Aufträge ſo viel als möglich beſorgt werden. ꝛc.

Hasenpoth in Curland, 31. Dec. 1814.

Ihren theuren lieben Brief, mein alter verehrter Freund, habe ich vorgefunden, als ich nach einer 6 Monat langen Abweſenheit nach meinem Hauſe wiederkehrte. In dieſen Zeitraum

llt manches Merkwürdige meines Lebens, und ich theile Ihnen
aher meine Schickſale mit. Von meiner Ritterſchaft ward ich im
nfange des Juli-Monats nach St. Petersburg geſandt, um
aſelbſt Se. Majeſtät als Repräſentant des hieſigen Adels zu em-
fangen, und nachdem ich dort 8 Wochen gelebt, und zuvor mit
Deputirten von Beßarabien und von den Tſchernomorſchen Ko-
acken zuſammen Audienz erhalten hatte, reiſte ich zurück, war
ber nur 8 Tage in meinem Hauſe, als ein Ukas des Kaiſers
nlangte, der mich und noch 5 andere Perſonen des hieſigen
dels namentlich zu einer Commiſſion nach Riga berief, um un-
r dem Vorſitz des General-Gouverneurs über die bürgerliche
onſtitution der Bauern in Curland einen Plan zu entwerfen,
elcher unmittelbar dem Kaiſer zur Beſtätigung unterlegt werden
ll. Meine Collegen waren, außer dem Präſidenten, General-
ouverneur, General-Lieutenant und General-Adjudant, Mar-
uis von Paulucci, der Kammerherr und Ritter Graf von Me-
em, zweiter Bruder der Herzogin von Curland, Geheimerrath
nd Ritter von Schopping, Kammerjunker und Ritter von Man-
ufel, Kreismarſchall und Ritter von Fölkerſahm, Kreismar-
hall und Mitglied der Geſetz-Commiſſion von Fircks. Da ich
icht nur zum Mitgliede dieſer Commiſſion, ſondern auch Re-
acteur der von ſelbiger zu leiſtenden Arbeiten ernannt worden,
ruhte wohl ein wichtiges und für die Menſchheit überhaupt in-
reſſantes Geſchäfte auf mir, das ich aber bald nicht vollendet
ätte, weil ein hitziges Nervenfieber mich 4 Wochen ans Bette
ſſelte, doch kaum geneſen, ſetzte ich meine Arbeiten fort, und
e ſind jetzt ſo weit vollendet, daß nur die kaiſerliche Beſtätigung
öthig iſt, um als Geſetze zu gelten, und ſobald Se. Majeſtät
urückkommen, wird, wie ich hoffe, die Beſtätigung geſchehen,
unſere Arbeiten redlich und gewiſſenhaft gemacht worden. Ich
erde nicht unterlaſſen, ſobald unſere Geſetze durch die Beſtäti-
ung erſt ins Leben getreten, Ihnen Nachricht zu geben, die
lbſt literariſches Intereſſe hat, und ich hoffe, Sie werden mit
hrem Freunde nicht unzufrieden ſeyn.

Bei meiner erſt vor 3 Tagen erfolgten Zurückkunft hatte
h das Unglück, mit einem großen 4ſitzigen Wagen vom Damm
erunterzufallen, mußte, weil ich mich beſchädigt hatte, ein paar
age in einem Kruge liegen bleiben, und bin auch noch nicht
anz hergeſtellt. So hat mein Leben den Wechſel des Angeneh-
en und Unangenehmen in den letzten 6 Monaten reichlich erhal-
n, und mir ſcheint die Zeit endlich näher zu treten, wo ich viel-
icht mit einer willkommenen Beſtimmung ins Ausland ziehen,

und dort auch Sie ſehen, ja ich kann ſagen, wiederſehen kann, denn meine Seele kennt Sie ja, und dieſe hat Sie mit geiſtigem Auge oft erblickt. Jeder Menſch hat, oder ſoll doch wenigſtens ein Ziel ſeines Wirkens haben, nach welchem er ſtrebt; das Meinige iſt, mein Leben im geiſtigen Vereine der edelſten und gebildeteſten deutſchen Männer, in einem milderen Clima zu vollenden. Ob ich es erreiche, das mag mein Schickſal entſcheiden; auch jetzt habe ich dieſem Ziele dadurch geopfert, daß ich eine ſehr beträchtliche und wichtige anderweitige Anſtellung ausſchlug, weil ich hier ungebundener bin, und leichter die Schwingen zum Fluge nach Süden entfalten kann.

Happel iſt Prediger in Thorn, und ſehr gut dort verſorgt, auch von ihm habe ich einige Briefe vorgefunden, und eile den Ihrigen an ihn abzuſenden. Aus Mißverſtändniß meines Ritterſchafts-Canzelliſten ſind mir alle Briefe vom Auslande nicht nachgeſandt wurden, ſondern haben hier gelegen.

Ihr Herr Sohn und deſſen Gemahlin leben jetzt in Breslau, wie ich aus den Zeitungen erfahren, und habe ich mich des Beifalls erfreut, deſſen dieſes edle Künſtlerpaar genießt; ich bitte mich herzlich zu empfehlen, wenn Sie dahin ſchreiben.

Daß ich bei dieſem Umhertreiben neuerlich wenig litterariſche Arbeiten leiſten können, werden Sie ſehr natürlich finden, deſto fleißiger hoffe ich im Frühjahr zu ſeyn. Haben Sie ein Exemplar meiner Gedichte zugeſandt erhalten?

Von der Rückkunft unſers Monarchen iſt hier noch nichts Gewiſſes zu hören. Gott gebe, daß er den dauernden Frieden mit ſich bringt, deſſen die weite Erde ſo ſehr bedarf.

Mit inniger Freundſchaft und Ergebenheit Ihr Sie hochſchätzender ꝛc.

Hof Jamaitten in Curland, $\frac{14\text{ten}}{26\text{ſten}}$ Sept. 1816.

Nach langer Zeit erhalten Sie wieder ein Blättchen der Erinnerung von Ihrem fernen Verehrer; doch ſchämt er ſich wahrlich, gleich eine Bitte vortragen zu müſſen, indeß dieſe nimmt Ihr durch Ihr ganzes Leben beurkundetes Intereſſe für Wiſſenſchaft und Kunſt in Anſpruch, und kann alſo wohl Erfüllung hoffen.

Nachdem der rückgekehrte Friede auch den Wiſſenſchaften hier und allenthalben neues Aufblühen verſprochen, finden wir in unſerem Vaterlande es für nöthig, durch eine zu etablirende Geſellſchaft für Literatur und Kunſt ein längeres und geordneteres

Intereſſe für alles Gute, Wahre und Schöne zu wirken und zu ſichern. Auf meine Vorſchläge, welche unſer ſehr verdiente, kenntnißreiche und edle General-Gouverneur Marquis Paulucci nicht nur genehmigte, ſondern kräftig unterſtützte, kam der Plan, unter dem Beitritt der vorzüglichſten und angeſehenſten Männer Curlands zu Stande, und die Curländiſche Geſellſchaft für Literatur und Kunſt wird bald wirkſam und thätig erſcheinen. Ich hoffe, Ihnen nächſtens das Diplom als unſer Ehrenmitglied, wie auch die Statuten überſenden zu können. Zu dem Kreiſe unſerer Wirkſamkeit gehört auch die Herausgabe eines Journals, das unter andern in einem ſtehenden Artikel Nachrichten über das Bemerkenswertheſte der Ausländiſchen Deutſchen Literatur enthalten, und monatlich ohngefähr einen Bogen ſolcher Notizen, welche nur kurz und daher mehr entſcheidend als prüfend ſeyn können, liefern ſoll. Um dieſes möglich zu machen, bedürfen wir eines Correſpondenten im Auslande, und wollen ihm ein angemeſſenes Jahrgeld geben, daher meine Bitte, mir baldigſt zu melden, ob Sie uns aus der Expedition Ihrer Literatur-Zeitung einen geprüften und kenntnißreichen Mann nicht zuweiſen könnten, der gegen Empfang eines angemeſſenen jährlichen Honorars ſolche Notizen monatlich zuſenden würde, und dann, welche Fächer er übernähme? und was er als Jahrgeld verlangte? Notizen über theologiſche, mediciniſche und juriſtiſche Werke würden uns nur bei ganz beſonders wichtigen Erſcheinungen nöthig werden, mehr aber über das Neueſte der Philoſophie, der Poeſie und ſchönen Literatur, der Reiſen, der Politik, der Staatswiſſenſchaft ꝛc. Ich bitte Sie recht innig, mir über dieſe meine Bitte eine recht baldige Entſcheidung zukommen zu laſſen.

Von meinem Leben und Wirken, ſeit ich das letzte Mal an Sie ſchrieb, habe ich nichts Wichtiges zu ſagen, als daß ich von Sr. Majeſtät unſerm Kaiſer durch einen namentlichen Ukas als Mitglied und dann als Redacteur einer Commiſſion zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Bauern in Curland ernannt wurde, und jetzt dieſe Arbeiten die Beſtimmung unſeres Monarchen erwarten. Auch habe ich Manches geſchrieben, das ich durch Hrn. Perthes in Hamburg an Sie einſenden laſſen werde, und zwar Erinnerungen an eine Reiſe nach St. Petersburg, die ich im Jahr 1814 dahin machte, um als Repräſentant der hieſigen Ritterſchaft Se. Majeſtät unſern Kaiſer bei ſeiner Rückkunft zu empfangen; und dann einen Roman **Lebensblüthen** betitelt, welcher ebenfalls Gemälde aus der Petersburger Welt enthält, und von welchem ich de 2ten und letzten Theil eben vollendet habe. Hier in unſere Vaterlande iſt übrigens der Segen des Friedens im Keime zwar noch keine Blüthe da, und die Frucht fern, man ſie aber doch ſchon ein wachſendes Gedeihen, obgleich für Künſ und Wiſſenſchaften noch weniger, als für Handel und Gewerbe. Feßler, der jetzt in Charkow lebt, iſt in übler Lage, un ich habe die Aufforderung von einigen ſeiner Freunde aus Petersburg, für ihn in einer Subſcription Unterſtützung zu ſammeln, und hoffe nicht unbeträchtliche Hülfe zu bringen. Haben Sie die Güte, mir von dem Aufenthalte Ihres Herr Sohnes und Ihrer Frau Schwiegertochter Nachricht zu geben meine ganze Familie grüßt Beide herzlich. Schade, daß ſi Curland gerade damals beſuchten, wo Alles in übler, ſorgenvoller Lage und die Ausſicht für die Zukunft ſo trübe war.

Wenn in Ihrem Kreiſe wieder ein ſo würdiger, ſittlicher und geſchickter Lehrer ſich findet, als es Happel war, deſſen Andenken in meiner Seele nie untergehen wird, ſo bitt ich mir Meldung zu machen, da oft Perſonen ſich an mic wenden, die Lehrer bei ſich wünſchen. Jordan, ein ebenfall ſehr geſchickter und guter Lehrer, nur vielleicht durch Launen nicht für jedes Haus paſſend, hat ſeinen bisherigen Platz be einem Hrn. von Aſchenberg vor Kurzem verlaſſen, doch wir und kann es ihm an guten Häuſern nicht fehlen. Mein Plan nach dem Auslande zu ziehen, hat durch die Commiſſion zu Gründung einer Bauern-Conſtitution in Curland Hinderung erhalten, und erſt, wenn die ganze Einrichtung vollendet worden, kann ich wieder daran denken; doch ich gebe die Hoffnung nicht auf, die ſo freundlich aus dem lieben Deutſchland mic anlächelt, dort zu leben, dort auch Sie, meinen nie erblickte und doch theuren Freund zu umarmen, und dort mündlic Ihnen einmal ſagen zu können, wie innig Sie verehrt Ihr ꝛc

Haſenpoth, 14. Mai 1817.

Im Anſchluß habe ich die Ehre, das Diplom unſere kurländiſchen literariſchen Geſellſchaft zu überſenden, deren erſt Gründung mir nach mancher Mühe gelang, und von der ich mir für die Zukunft nicht wenig kräftiges Leben und Wirken verſprechen, wenn auch in der erſten Zeit, dem Keime der Literatur das kältere Klima das Wachsthum hemmen ſollte doch auch hier iſt alter deutſcher Boden und endlich reif dennoch die Frucht. Daß ich es wage, Sie unter der kleinen Zahl unſerer auswärtigen Mitglieder aufzuſtellen, dafür gelte als Entſchuldigung und Rechtfertigung zugleich die innige Verehrung und Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe, mich zu zeichnen Ew. Wohlgeboren ꝛc.

v. Schlözer.

Göttingen, 29. Jun. 1798.

Ich kam alſo, mein verehrteſter Herr Hofrath, mit meiner literariſchen Bagatelle zur allerungelegenſten Zeit, und ſchäme mich deſſen herzlich! Aber ich beſann mich nicht auf Ihr jetziges Prorectorat, ſonſt hätte ich die Sache entweder aufgeſchoben, oder mich an Ihren Collegen gewendet.

Da Sie die Gewogenheit für mich haben, von dem Handel mehr Notiz zu nehmen, als ich vermuthen durfte, vielleicht auch weil Sie von dem, in Undankbarkeit, Rachgier, Aufgeblaſenheit und Unbeſonnenheit uniquen Menſchen eu qu. weitere Klotzianiſmen für Ihre A. L. Z. beſorgen, ſo warte ich, Ihrem Verlangen gemäß, mit beinahe completen Acten hierüber auf. Sie werden nicht Zeit haben, ſie zu leſen, vielleicht aber Herr Hufeland; und findet dieſer mein Freund etwas Brauchbares in meinem letzten Briefe an E. „Anzeige einiger Verſtöße in deſſen Bulgariſcher Geſchichte,“ ſo gefällt es demſelben vielleicht, das Brauchbare daraus für den Recenſenten dieſer Bulgariſchen Geſchichte copiren zu laſſen.

Meinen beiden Briefen an Dr. Gyarmati, ſowohl dem hier anliegenden, als dem letzthin ſchon überſandten Nachtrag, fehlt es an Styl, und noch mehr an Feinheit, die nothwendig iſt, wenn man einen literariſch zu Tode recenſiren will. Aber ich will ja damit nicht ins Publikum, alſo kam es nur auf Ideen an.

Und dieſe Ideen gebe ich, mit Vergnügen und Stolz, jedem primo occupanti preis, der ſie für würdig hält, ſie für ſich zu adoptiren. Aber dieſes adoptiren erbitte ich mir nochmals feierlich; d. i. ich will durchaus nicht als Theilnehmer erſcheinen, falls eine Berichtigung im Intelligenzblatte, oder eine Recenſion [illegible] der Bulgariſchen Geſchichte in der Zeitung ſelbſt, beliebt würde; und wiederhole, daß der ganze Zweck, weswegen ich Ew. Wohlgeb. von der Sache vertraulich avertirt, nicht auf Genugthuung fürs Geſchehene, ſondern blos auf Sicherheit für die Zukunft, gehe.

Um geneigteſte Rückſendung aller jetzigen Anlagen, ſowie der vorigen, muß ich freilich gehorſamſt bitten, da ich von den meiſten nicht einmal Copien mehr habe. Aber Eile hat es damit nicht; ich wünſchte nur, ſie zu Ausgang Juli wieder zu erhalten.

Ich freue mich, daß Sie von Herders günſtigen Recenſionen Notiz genommen haben. Uebrigens iſt ſchon ſeit Jahren zwiſchen uns das ἀντιφιλοφρονεῖν an der Tagesordnung; wir ſchämen uns nun wohl beide der Poliſſonerien, die wir vor einem Viertel Säculo gegen einander begangen haben; das Alter macht bisweilen klüger.

Geben Sie mir doch Gelegenheiten, wie ich Ihnen, würdigſter Mann, die ausgezeichnete Hochachtung, die ich von jeher für Sie hatte und immer haben werde, thätig beweiſen kann. Ew. Wohlgeb. ꝛc.

N. S. Es kömmt mir verwünſcht ſauer an, Männer wie Schütz, zu bewohlgebornen! Hier zu Lande muß man das Wohlgeboren ſchon Krämern und Juden ꝛc. geben, ſelbſt wenn man nicht in Finanz-Nöthen mit ihnen correſpondirt.

Schmalz.

Berlin, 22. Febr. 1814.

Mein theuerſter und innig verehrter Freund! Wenn ich in dem groſſen Gewühle meiner Geſchäfte ſelten dazu kommen kann, einen Brief zu ſchreiben, ſelbſt nicht einen, den meine eignen Angelegenheiten mir höchſt dringend machen ſollten; ſo iſt doch mein Herz nicht ſo zerſtreut, als mein Kopf, und darum müſſen Sie überzeugt ſeyn, wie ewig und herzlich ich Sie ſtets verehre und liebe. Auch iſt es mein Stolz, von Männern, wie Sie, nicht ungeliebt geblieben zu ſeyn. Wenn das Geſchick auch nicht, wie ich hoffe, uns wieder als Collegen vereinte, ſo werde ich doch auf das Frühjahr Sie wieder in Halle (für einige Tage) umarmen.

Jetzt, theuerſter Freund, empfehle ich Ihnen dringend die Angelegenheit eines wackern, gelehrten und talentvollen Mannes, Herrn Brohms, Profeſſors am grauen Kloſter. Er wünſcht hier auf der Univerſität zu leſen und muß dafür graduirt ſeyn. Unſere Facultäten können aber abſolut nicht promoviren ohne Examen; und es liegt doch wieder etwas Hartes darin, daß ein Mann von Jahren ſich von jüngern Männern examiniren laſſen ſoll. Herrn Brohms höchſt beſchränkte Lage machen ihm aber auch die geringſten Koſten blutſauer.

Zwei Friedrichsd'or folgen hierbei. Ich bitte Sie herzlich, das Diplom recht bald zu überſenden; und ſollten die Koſten etwas mehr betragen, ſo bitte ich Sie, ſolche auf der Poſt avanciren zu laſſen. In jedem Falle aber gütigſt mir das Diplom zu ſenden, damit ich es ihm aushändige.

Ihrer Frau Gemahlin bitte ich mich und die Meinigen recht angelegentlich zu empfehlen. Ihr ꝛc.

Schnaubert.

Charkow, 7. Dec. 1805.

Wohlgeb. Herr Hofrath! Ihr mir eben ſo überraſchendes als angenehmes Schreiben erhielt ich erſt am 30. Nov. Es freut mich, Ihnen über unſer Befinden die beſten Nachrichten geben zu können. Allein nicht nur mit unſerm Wohlſeyn, ſondern auch mit unſerer Lage überhaupt ſind wir ſehr zufrieden. Es iſt gewiß, daß man Mehreres hier entbehren muß, z. B. öftere Geſellſchaften, öffentliche Vergnügungen, viele Bequemlichkeiten aus Mangel der Sprachkenntniß u. ſ. w.; allein dennoch muß man geſtehen, daß man hier in großer Ruhe, Sorgenloſigkeit und Zufriedenheit leben kann. So ſehr ich mein Vaterland liebe, ſo habe ich mich doch ſchon oft glücklich geſchätzt, jetzt auf Rußlands mächtigem Boden zu leben. Nun einige Nachrichten über unſere Univerſität. Das Perſonal bei hieſiger Univerſität iſt folgendes:

Profeſſoren: Joh. Rizsky für Rhetorik, Dichtkunſt und die ruſſiſche Sprache. Elias Tymkovsky für ruſſiſches Civil- und Criminalrecht. Dr. Franz de la Vigne für die Botanik. Timotheus Oſipovsky für die reine Mathematik. Dr. Leopold Umlauf für Aeſthetik, lateiniſche und deutſche Literatur. Dr. Athanaſius Stoikovicz für Phyſik. Jakob Bellin de Ballu für griechiſche und franzöſiſche Literatur. Dr. Joh. Schad für Philoſophie, und ich für die Chemie. Dieſen Sommer iſt Paulus Schumlansky als Profeſſor für die Chirurgie hierher gekommen.

Adjunkte: Joſeph Lang für Philoſophie. Dr. Nicolaus Paqui de Sauvigni für die lateiniſche und franzöſiſche Sprache. Dr. Joh. Gamperle für das römiſche Recht. Joh. Barendt für die orientaliſchen Sprachen. Eugenius Vaſſiliew für die Baukunſt. Emmanuel Krüger für die Mineralogie. Dr. Ferdinand Gieſe für die Chemie. Daniel Schmerfeld für Oekonomie. Theodor Philipoviez für das Naturrecht. Jakob Karetmikow für die Botanik. Dr. Fanotti für die Anatomie als Proſektor. Der Adjunkt Calcan hält ſich jetzt in Wien auf. Ueberdies halten dieſes Jahr Vorleſungen: Dr. Bernhard Reith über europäiſche Staatengeſchichte und Statiſtik, und Anton Meiniſch allgemeine Weltgeſchichte und Geographie. Beide werden das folgende Jahr angenommen werden.

Lehrer der freien Künſte: Jakob Mathes und Auguſt Schöpfling für Zeichnen und Malen, Letzterer iſt auch Kupferſtecher. Joh. Witkovsky für Muſik. Abraham Balaſchof für Tanzkunſt. Cäſar Sivori für Fechtkunſt.

Neuerwählte Mitglieder, deren Zuſage und Beſtätigung erwartet wird: Profeſſor Pilger zu Gießen für die Thierarzneikunſt, Coverden im Hannöverſchen für die politiſchen Wiſſenſchaften, Dr. Dreißig für die Klinik, Dr. Corribari in Wien für die Materia medica und die Augenkrankheiten. — Ferner als außerordentliche Profeſſoren Prof. Schwächrigen für die Naturgeſchichte und der Adjunkt Gieſe für die Pharmazie. Die Wahl des Herrn Steffenſon zu Edinburg als Profeſſor der Technologie wird dieſe Tage geſchehen, ſeine Zuſage haben wir ſchon.

Mit dem Baue der Univerſitätsgebäude vor der Stadt wird künftigen Sommer der Anfang gemacht. Es ſind ſchon mehrere Wälder dazu gekauft, und man iſt Willens einen Accord für einen Brand von 20 Millionen Backſteinen zu machen. In dem neuen botaniſchen Garten vor der Stadt iſt dieſen Sommer ſchon ſehr gearbeitet worden, nicht weniger an dem engliſchen Garten und großen Alleen, die bis an die neuen zu erbauenden Univerſitätsgebäude ſtoßen. Alle Univerſitätsmitglieder ſehen mit Vergnügen der Zukunft entgegen. Für einen jeden Profeſſor wird ein beſonderes maſſives Haus, mit Ställen, Hof und Garten gebaut. — Unſere Univerſitätsbuchdruckerei iſt jetzt im Stande, und mit dem Drucke eines Handbuchs der Rhetorik in ruſſiſcher Sprache vom Profeſſor Rizsky, gegenwärtigen Rektor, beſchäftigt. Es werden hier bald noch mehrere Werke herauskommen. Außer 50 Seminariſten, welche manchen Vorleſungen beiwohnen, iſt die Anzahl der Studirenden bis 70. — Künftiges Neujahr erwarten wir wieder unſern Herrn Curator, den Graf Potozky. Unſer Miniſter, der Graf Sawadowsky, hat dieſen Sommer die Univerſität mit ſeinem Beſuche beehrt. — Die jetzigen Dekane, welche das Direktorium ausmachen, ſind die Profeſſoren Umlauf, Stoikovicz und Schad. Beſtändiger Beiſitzer des Rektors iſt Oſipovsky. Der Profeſſor Timkovsky hat kürzlich von der Univerſität Moskau das Doktordiplom erhalten; derſelbe hat den Auftrag, die Geſchichte der hieſigen Univerſität auszuarbeiten. — Ich würde Ihnen gern noch mehrere Nachrichten mittheilen, wenn es nicht hier erlaubt wäre, auf die Dicke des Briefes wegen des ſehr großen Poſtgeldes Rückſicht zu nehmen. Wegen der Verworrenheit bitte ich Sie recht ſehr um Verzeihung. Ihnen und Ihrem Hauſe empfehlen wir uns, meine Frau und ich, mit Hochachtung, und ich habe die Ehre zu ſeyn Ew. Wohlgeb. ꝛc.

Schnurrer.

Tübingen, 22 Juli 1784.

Der Antrag, den mir Ew. Wohlgeb. durch Ihr gütiges Schreiben vom 14ten gemacht haben, an einer Allg. Lit. Zeit. Antheil zu nehmen, iſt nicht weniger ehrenvoll als vortheilhaft. Ich habe nur ein einziges Bedenken, und es iſt dieſes: daß ich bei den mannichfaltigen Zerſtreuungen eines höchſt beſchwerlichen Nebenamts, deſſen wahre Beſchaffenheit unſerm lieben Griesbach bekannt ſeyn wird, befürchten muß, ich werde nicht immer Zeit haben, ſolche Beiträge zu liefern, dergleichen die Geſellſchaft zu erwarten berechtigt ſeyn wird. Ich bin im Recenſiren nicht ſonderlich geübt. Die hieſigen gelehrten Anzeigen, welche ſeit einem Jahre herauskommen, und auch in Jena nicht ganz unbekannt ſind, enthalten Alles, was von mir in dieſer Gattung von Arbeiten geleiſtet worden iſt. Und nach dieſen muß ich alſo beurtheilt werden. Sie ſehen, ich habe wenigſtens das Verdienſt, offenherzig zu ſeyn. Es wird nun darauf ankommen, ob Sie, nach ſolchen Aeußerungen, es noch der Mühe werth achten, mich mit dem Plan des geſammten Vorhabens bekannt zu machen, und mir genau zu ſagen, was und wie viel von mir erwartet würde, ob die Wahl der zu recenſirenden Bücher mir ſelbſt überlaſſen bliebe oder nicht, ob ich zu einer gewiſſen Anzahl von Beiträgen verbunden wäre u. ſ. w. Inzwiſchen, wenn Sie nun auch weiter keine Luſt zu mir haben ſollten, ſo habe ich doch ſchon dadurch unendlich gewonnen, daß ich Gelegenheit erhalten, bei Ew. Wohlgeb. und bei meinem ſchätzbarſten, alten Freund, Herrn D. Griesbach, mein Andenken zu erneuern. Sein Sie beide meiner innigſten Hochachtung verſichert ꝛc.

Tübingen, 24. Dec. 1788.

Theuerſter Freund! Ich könnte wünſchen, daß Herr D. Heſſe in Königsberg den an ihn erlaſſenen Ruf nach Jena nicht annähme, und daß ſodann einer an den guten ehrlichen Bruns ergehen möchte. Ich zweifle nicht, daß dieſer ihn annehmen würde, wenn er auch keine ſonderliche Verbeſſerung in Anſehung des Gehaltes bekommen ſollte. Und für Griesbach insbeſondere müßte es doch angenehm ſeyn, den alten Reiſe-Kumpan in die Nähe zu bekommen. Ich bin doch ſehr begierig, wie die Sache endlich ausgehen wird.

Hier erhalten Sie, mein Theuerſter, nach Ihrem Befehl dasjenige Stück der hieſigen Zeitung, welches die Recenſion von dem ſpaßhaften Chriſtian Nikolai von Bebenhauſen enthält. Sie werden ſich nun überzeugen, daß ich in meinem vorigen Briefe nicht zu viel geſagt habe. Ich kann es nicht läugnen, der Vorwitz juckt mich nicht wenig, den Herrn Correſpondenten zu wiſſen; allein ich weiß mich zu beſcheiden. Vermuthen kann ich ihn, mit großer Wahrſcheinlichkeit. Iſt es derjenige, den ich meine, ſo werden Sie wirklich einige Vorſicht bei ihm brauchen müſſen. Wenn Sie ja glauben ſollten, die Sache öffentlich rügen zu wollen, ſo ſeyn Sie ſo gütig, der hieſigen Zeitung dabei in Ehren zu gedenken.

Daß die Recenſion von Toderini Gnade gefunden hat in Ihren Augen, iſt mir angenehm. Die beiliegende Nachricht, von einer unternommenen Ueberſetzung des Werks, bitte ich gehorſamſt, nicht ungebraucht bei Seite zu legen.

Sie haben doch die Recenſion von Geddes's Propoſals erhalten? Wegen dieſer bin ich dreiſt genug zu glauben, daß ſie nicht abgewieſen werden ſolle.

Hier kommt ſchon wieder eine ungebetene von Catalogue of 500 Authors etc., ich hoffe, wegen der Anekdoten ſoll ſie nicht abgewieſen werden. Und noch eine andere ungebetene, über das ſchwäbiſche Archiv. Was die letzte betrifft, ſo ſollen

Sie ja nicht glauben, daß es ein Ritterdienſt für den Herausgeber ſeyn ſolle. Wahrlich nicht! Sondern ich intereſſire mich für die Sache ſelbſt, indem ich wünſche, daß ſie einen guten Fortgang haben möge. Nun weiß ich, daß bei meinen lieben Landsleuten die Stimme der A. L. Z. ſo ſehr viel gilt. Ich dachte alſo, ein gutes Wort von dieſer Seite her, werde die gute Aufnahme und den Abgang der Schrift in Schwaben kräftig befördern. Dieß iſt die wahre Veranlaſſung zu dem Entſchluß, Ihnen eine kurze Anzeige davon zu überſchicken, die ich alſo zur baldigen Bekanntmachung beſtens empfehle.

Ich habe den gedruckten Brief erhalten, darinnen angezeigt wird, Herr Profeſſor **Hufeland** ſey nun zweiter Redakteur, mit der Anweiſung, daß künftig alle die A. L. Z. betreffende Schreiben unter der Addreſſe: An die Herausgeber der A. L. Z., abgelaſſen werden ſollen. Ich muß aber geſtehen, daß ich mich dieſer Ueberſchrift nicht recht gern bediene. Es wäre eben ſoviel, als auf der Poſt ſich für einen Mitarbeiter öffentlich erklären. Nun ſchäme ich mich freilich nur gar nicht, ein ſolcher zu ſeyn. Nur möchte ich nicht gern es ſelbſt offenbaren. Will mich Jemand für einen ſolchen halten, ſo geſchehe ſein Wille. Ich werde alſo, mit Ihrer Erlaubniß, auch künftighin ſo frei ſeyn, meine Briefe daher mit dem lieben Namen Schütz zu bezeichnen, ſo lange wenigſtens, als Sie es mir nicht wehren werden.

Und hiermit leben Sie wohl. Gott gebe Ihnen ruhige und erfreuliche Feiertage. Bei uns in Schwaben iſt es etwas kalt, und der warme Ofen iſt gar behaglich. Ich bin mit ganzem Herzen ꝛc.

Tübingen, 24. Sept. 1789.

„Es war mir eine herzliche Freude, nach langer Zeit einmal wieder einen Brief von Ihrer Hand zu erblicken. Der Herr Profeſſor **Paulus**, dem es nicht unbekannt iſt, wie ſehr ich an Allem, was Sie betrifft, Antheil nehme, hatte mir geſchrieben, daß Sie an der Geſundheit leiden, und deßwegen das Lauchſtädter Bad gebrauchen. Nichts hätte mir wohl erwünſchter ſeyn können, als Ihre Verſicherung, daß Sie durch die Badecur von Ihren Beſchwerlichkeiten befreit worden ſeien. Gott laſſe Sie jetzt eine lange dauerhafte Geſundheit genießen!

Eben der Umſtand, daß Sie nicht vollkommen geſund waren, bewog mich, mit meinem letzten Schreiben Sie nicht zu behelligen. Bei aller meiner Achtung für Herrn Profeſſor **Hufeland** iſt doch Ihre Freundſchaft für mich älter, und folglich mein Vertrauen auf Sie lebhafter. Für meine Beruhigung alſo iſt es ſehr vortheilhaft, daß Sie ſelbſt ſich die Mühe nahmen, mich zu belehren. Die Verzögerung des Abdrucks der bewußten Recenſion von Smith würde mir vermuthlich weniger bedenklich geweſen ſeyn, wenn nicht der Unfall mit der andern von Shaw's Judaism zunächſt vorangegangen wäre, die eigentlich von mir gefordert war, und doch einer andern nachſtehen mußte, welches mir um ſo unangenehmer ſeyn mußte, je verdrüßlicher mir das Leſen des verwirrten Buchs, aus dem ich nichts lernte, geworden war. — Inzwiſchen muß und kann ich auch mich beruhigen. Ein Concept von der Recenſion von Smiths ſehr artigem Buche habe ich wohl noch bei der Hand. Aber freilich vom Titel des Buches ein Concept zu nehmen, das habe ich unterlaſſen, und dieſen wird man nun auch nicht mehr angeben können, da das Buch ſelbſt wohl nicht mehr bei Herder ſeyn wird. Ich möchte mir alſo nicht gern unnöthige Mühe machen, das Concept noch einmal ins Reine zu ſchreiben. Die Recenſion iſt alſo vergebens gemacht. Unangenehmer noch als dieſes iſt mir, daß ich bei dem ewigen vergeblichen Warten auf den Abdruck dieſer Recenſion nun mit den übrigen Anweiſungen ſo weit zurückgeblieben bin, daß ich nicht abſehe, wann ich werde auf das Laufende kommen können. Daß ich den Entſchluß gefaßt hatte, vor der Hand nichts weiter zu machen, das können Sie mir ſicher nicht verargen. Sie müßten mich verachten, wenn Sie von mir zu glauben hätten, ich laſſe mir Alles gleichgültig gefallen.

Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie glaubten, daß ich auf Ein und Daſſelbe Blatt je mehr als Eine Recenſion geſchrieben habe. Ich weiß es aus eigner kleiner Erfahrung zu gut, welche Beſchwerlichkeiten dieſe kleine Papierersparung machen kann. Ich habe immer zu jeder Recenſion, wenn ſie noch ſo kurz war, ein beſonderes Blatt genommen. Nur habe ich meiſtens enge und klein geſchrieben, um ſowohl mir ſelbſt als der A. L. Z. das Porto nicht unnöthiger Weiſe zu vergrößern. Und ſo war auch die Smithſche Recenſion auf ein eigenes Blatt geſchrieben.

Erlauben Sie mir, mein Theuerſter, noch eine Frage. Darf ich daraus, daß mir voriges Jahr die Morsels of Criticism, Nott's Odes, Shaw's Judaism und Smith on the prophets zugeſchickt wurden, den Schluß machen, daß die Expedition der A. L. Z. wirklich Bücher aus England zum Behuf der Zeitung verſchreibe? In dieſem Falle würde ich etwa folgende neue Bücher vorſchlagen: New translation of parts of the New Test. by Gilb. Wakefield. 2 Vol. The Pentateuch in Hebrew, and the English on the opposite. Sider by Dav. Levi. 1 Vol. Illustration of important passages in the New Test. by N. Nisbett. New translation of the Pentateuch, by Isaac Delgado. Ich bin ſchüchtern, die Bücher geradezu auf eigne Rechnung zu verſchreiben, weil ich ihren Werth noch nicht kenne.

Und nun noch eine Bitte. Wollten Sie mir nicht die Numm. 200 der A. L. Z. vom 7. Juli 1789 zukommen laſſen? Verſprochen iſt ſie mir vom Herrn Profeſſor Hufeland, aber überſchickt iſt ſie mir nicht worden. Das Blatt enthält drei Recenſionen von mir. Dies iſt die Urſache, warum ich es gern haben möchte.

Das verdanke ich Ihnen ſehr, mein Theuerſter, daß Sie mir zugleich von unſerm lieben Griesbach Nachrichten mitgetheilt haben. Daß auch Er an ſeiner Geſundheit hat leiden müſſen, beklage ich herzlich. Er ſollte ſich aber entſchließen, ſeine Geſchäfte einmal bei Seite zu legen, und auf mehrere Wochen eine Luftveränderung machen. Und da wäre nichts natürlicher, als daß er ſeiner lieben Gemahlin die Main-, Rhein- und Neckar-Gegenden zeigte. Ach, ſagen Sie ihm doch, daß das Haus, wo er hier eine Zeit lang gewohnt hat — die damals ſogenannte Fechtmeiſterei — ſeit 14 Tagen nicht mehr exiſtirt. Ein Brand, der am 9ten dieſes Monats Abends um 8 Uhr in des ältern Ploucquets Haus, vermuthlich durch Verwahrloſung ausbrach, hat es plötzlich verzehrt, und überhaupt 31 Gebäude eingeäſchert. Die Noth war groß. Hätten wir nicht vollkommene Windſtille gehabt, ſo möchte wohl unſere altväteriſch gebaute Stadt zuſammen abgebrannt ſeyn. Der Antrag, den ihm der Duke of Grafton durch den Buchhändler Elmſley hat machen laſſen, freut mich herzlich, auch deßwegen, weil ich hoffe, dieſer Umſtand werde eine neue Ausgabe des Neuen Teſtaments beſchleunigen. Aber freilich dazu müßte der liebe Mann auch Zeit und Muße haben. Und wenn man ihm dieſe nicht laſſen will, ſo kann auch jenes ſo wichtige und für das Zeitbedürfniß ſo nothwendige Geſchäft nicht zu Stande kommen. Ich dächte, es wäre doch am beſten, man veranſtaltete in England einen neuen

Abdruck. Kommt hernach eine neue Ausgabe in Deutſchland zu Stande; ſo mögen die Engländer auch dieſe wieder auflegen.

Ich umarme Sie mit brüderlicher Liebe, mein Theuerſter, und thue die aufrichtigſten Wünſche für die Erhaltung Ihrer neugebornen Geſundheit. Arbeiten Sie ſo, daß Sie lange arbeiten können. Behalten Sie immer noch ein wenig lieb Ihren ꝛc.

Tübingen, 29. Dec. 1800.

Als ich das Schreiben erblickte, das durch das Siegel, durch das ganze Aeußere, mich an ſo manches frühere ähnlicher Art erinnerte, wurde meine ganze Aufmerkſamkeit rege. Wie lebhaft wurde ich nun gerührt, als ich Ihre eigne Hand erkannte, und die liebevolle Einladung vernahm. Sie trauen es mir zu, daß ich den Werth Ihres Wohlwollens erkenne und zu ſchätzen wiſſe, und daß mir das freundliche Anerbieten, an der A. L. Z. neuerdings Antheil zu nehmen, um ſo weniger gleichgültig ſeyn kann, da nunmehr unſer geliebter Griesbach neben Ihnen ſelbſt an der Spitze der Unternehmung ſteht. Aber gegen jeden der vorgeſchlagenen Artikel muß ich eine Einwendung machen. Geſchichte Hiobs, Münſter, Platvoet iſt hier gar nicht vorhanden. Und Hiob, überſetzt von Eichhorn, iſt ein Theil von deſſelben Allgemeiner Bibliothek, ſollte alſo nicht einzeln aufgeführt werden; deſſen nicht zu gedenken, daß ich mit Eichhorn in Verhältniſſen ſtehe, die mich parteiiſch, folglich zum Recenſenten irgend eines Werks von ihm untauglich machen.

Ich erwarte ſeit einiger Zeit Bücher aus Italien; möchten nur dieſe ankommen! es würde ohne Zweifel von dem Einen und dem Andern eine Recenſion für die A. L. Z. nicht unſchicklich ſeyn. Auf jedem Fall macht es mir ein lebhaftes Vergnügen, zu wiſſen, daß ich Ihr ehrenvolles Zutrauen nicht verwirkt, und daß ich die Anſprüche auf meine Num. 19 in der A. L. Z. noch nicht verloren habe. Jetzt iſt ja, wie man glaubt, der Friede wirklich erobert. Haben wir nur erſt dieſen, ſo werden ſich die äußern Umſtände verbeſſern, und ich werde vielleicht neuen Muth fühlen, an der mir noch immer höchſt ſchätzbaren A. L. Z. wieder einigen beſcheidenen Antheil zu nehmen. Erhalten Sie mir nur Ihre gütigen Geſinnungen, und bleiben Sie meiner ganzen Verehrung und herzlichſten Ergebenheit verſichert ꝛc.

Tübingen, 24. Juli 1806.

Ich bitte, verehrteſter Freund, wenn ein Reiſender bei Ihnen ſich meldet, als Doktor Schnurrer, ihn — nicht abzuweiſen; er iſt mein jüngerer Sohn. Er ſchrieb aus Berlin, er gedenke zu Ausgang dieſes Monats mit ſeinem Freunde Herrn Gehlen, über Wittenberg, Deſſau ꝛc. nach Halle zu reiſen. Mißfällt er Ihnen nicht ganz, ſo ſeyn Sie ſo gütig, ihn Ihren medicinischen Heroën zu empfehlen. Möchte ich nur ſelbſt ſo glücklich ſeyn können, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen!

Ich habe gebeten, von den eingeſchickten Beiträgen zu der A. L. Z. mir eigne Abdrücke zukommen zu laſſen, mir auch von dem Intelligenz-Blatt Num. Eilf (11) vom Jahre 1806 gefälligſt zukommen zu laſſen, weil dieſes ausgeblieben iſt. Die Recenſion von Colombe menagère iſt noch nicht erſchienen, ich habe die Blätter bis zum 2ten Juli incl. geſehen. Meine arme Meinung war, es ſollte eine Novität ſeyn. Indeſſen ſind die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen zuvor gekommen. Ich würde es als einen Beweis Ihrer beſondern Güte gegen mich mit Dank erkennen, wenn Sie dieſe Blätter meinem Sohne einhändigen laſſen wollten, dieſer könnte ſie mir von Leipzig aus ſchicken. Ich habe noch andere Anliegen, und ich will ſo dreiſt ſeyn, ſie auszuſprechen. Ich möchte gar zu gern haben Christ. Bened. Michaelis disp. de Mohammedis laxitate morali. Halae 1708. und Callenberg Specimen Bibliothecae arabicae. Halae. Das Letztere mag wohl ſchwer zu finden ſeyn, als eine, wie ich mir vorſtelle, ganz kleine (vielleicht auch ganz unbedeutende) Schrift. Sie wiſſen aber wohl, wie dem Sammler zu Muthe iſt. Bei Herrn Dr. Knapp, bei Herrn Dr. Niemeyer möchte ſie wohl vorhanden ſeyn, und ich wäre glücklich, wenn ich ſie auch nur zur Einſicht erhalten könnte. Halten Sie mir meine Zudringlichkeit zu Gute. Wären Sie nicht ein ſo wohlwollender, gütiger Freund, ſo wären Sie vor meinem Anlauf geſichert. Meine Amtsverhältniſſe haben eine glückliche Wendung genommen. Was mir der Herzog und der Churfürſt verweigerte, hat nun der König ſchnell und mit der beſten Art bewilligt, hat mehr bewilligt, als vorher bei ihm (nicht von mir) verlangt wurde. Wie freue ich mich, daß unſer Reverend Griesbach ſeine Ausgabe vollendet hat! Wie werde ich mich freuen, wenn mir mein Sohn ſchreiben wird, daß er Sie munter und froh geſehen habe! Laſſen Sie mich und meine Söhne Ihrem Wohlwollen empfohlen ſeyn. Ich bin und bleibe mit der innigſten Verehrung und Ergebenheit

Ihr ꝛc.

Tübingen, 15. Mai 1808.

Ihr gütiges Schreiben, dieſer Beweis Ihres Wohlwollens und Zutrauens, hat mich lebhaft gerührt. Aber auch eine peinliche Verlegenheit macht es mir, daß ich ſogar nicht fähig ſeyn ſoll, Ihrer Abſicht zu entſprechen. Ich habe lange nachgedacht, habe den Blick auf alle Seiten gewendet — und dies iſt auch die einzige natürliche Urſache der verſpäteten Antwort — und nirgends vermag ich einige Ausſicht zu entdecken. Mir ſelbſt einigen Einfluß anzumaßen, wäre vermeſſen. Alle Ernennungen geſchehen von dem König. Dieſer bindet ſich nicht einmal an die Vorſchläge des Miniſters. Der Miniſter iſt ein herrlicher Mann, und er iſt mir auch gewogen. Aber Er ſelbſt, würde er auch zum beſten Willen geſtimmt, würde gerade jetzt nichts zu Stande bringen. Denn ich ſehe um und um keine ledige Stelle. Die Berufung des Herrn Joh. Müller iſt eine Erſcheinung von eigner Art. Der eigentliche Gang der Sache iſt mir nicht bekannt geworden. Aber dieſes iſt gewiß, daß es kein wirkliches Bedürfniß war, noch einen Lehrer der Geſchichte zu haben. Denn unſer verdienter Rösler iſt, wenn gleich über 70 Jahre hinaus, noch ein reger, thätiger, munterer Mann, der ſeines Berufs mit großem Fleiß wartet. Auch ſind wir hier Alle überzeugt, daß, ſo lange Er bleibt, wie er iſt, es keines Stellvertreters bedarf. Es mag allerdings die Frage ſeyn, ob nicht Herr von Müller hier ſich beſſer gefallen hätte? Man muß aber auch zugeben, daß er der Wendung, welche ſeine Sache nahm, nicht wohl ausweichen konnte. —

Das überſchickte Lectionsverzeichniß verdient den herzlichſten Dank. Die Vorrede konnte ich nicht ohne tiefe Rührung leſen. Daß Sie Ihrem vorigen guten König ſo unbefangen huldigten, muß Ihnen und Ihrem loyalen Sinn bei allen Billigdenkenden große und bleibende Ehre machen. Nunmehr muß es ſich bereits gezeigt haben, was die neu auflebende Univerſität in Vergleichung mit der vorigen ſey und ſeyn könne. Natürlich kann die Frequenz nie wieder die vorige werden. Indeſſen, wenn nur ſonſt für das Weſentliche geſorgt wird, geſorgt werden kann. Aber auch in Göttingen, wie ich höre, giebt es Urſache zu bangen Sorgen für die Zukunft. Ich erkenne es mit gerührtem Herzen, wie gut es uns armen Leuten in Tübingen geworden iſt, da wir vor der Hand in dem alten Zuſtande gelaſſen werden. Gewiß, theuerſter Freund, ich würde mit tauſend Freuden mich dazu anbieten, Etwas zu Ihrer Zufriedenheit zu bewirken, wenn es mir nur beſchieden wäre, ſo glücklich zu ſeyn. Aber in dieſem

Augenblick vermag ich nichts auszudenken. Sollte ſich ja noch einige Gelegenheit zeigen, ſo würde ich der Erſte ſeyn, Ihnen Nachricht zu geben. Es könnte mir nichts empfindlicher ſeyn, als wenn Sie den mindeſten Zweifel an meinem guten Willen haben könnten. Ach, hätte ich irgend Etwas nach Ihrem Wunſche ſchreiben können, wie ſchnell ſollte Ihre Zuſchrift erwiedert worden ſeyn! Aber, es iſt ſo unangenehm, ſagen zu müſſen, ich weiß Nichts, ich vermag Nichts. Sehr begreiflich alſo, daß ich mit der Antwort von dem einen Tage zum andern zu wartete. Bleiben Sie mir, ich bitte Sie, was Sie mir bisher geweſen ſind, ein gütiger, theilnehmender Freund. Auch ich werde nie aufhören können, treuen Antheil zu nehmen an Allem, was Ihnen und den Ihrigen widerfahren kann. Wir wollen nicht aufhören zu hoffen, es können noch beſſere Zeiten eintreten. Ich verharre mit herzlicher Verehrung und Ergebenheit Ihr ꝛc.

Tübingen, 20. Auguſt 1812.

Sie haben mir mit einem liebevollen Schreiben von dem Blatt, das unſers lieben Griesbachs Nekrologen enthält, ein eignes Exemplar geſchickt. Dieſe Güte hat mich innigſt gerührt. Sie bleiben ſich immer gleich. Auf der Stelle hätte ich Ihnen meinen Dank gebracht, wäre nicht die jetzige Poſteinrichtung ſo ſonderbar. Jetzt macht ſich Freund Froriep auf den Weg nach Weimar, dieſer wird einen Brief mitnehmen und beſorgen. Ihre liebe würdige Schweſter beehrte mich bald nach dem Hingang unſers Theuren mit einem Schreiben, um meine Meinung wegen der hinterlaſſenen Bibliothek zu erfragen. Ich machte einen Vorſchlag auf den Herrn Prediger Zimius in Poſern, natürlich ganz in Beziehung auf Sie und auf Ihr Gutbefinden. Ich habe nichts weiter von der Sache gehört, ich wäre aber doch begierig zu erfahren, ob ein Verſuch gemacht worden iſt, und ob er einigen Erfolg haben möge. Der Anonymus in der Allgem. Zeitung, Böttiger, hat den Wunſch geäußert, daß Sie die kleinen Schriften unſers Griesbach in einer Sammlung liefern, und dabei durch eine Biographie ihm ein Denkmal errichten möchten. Freund Bruns kann und wird es bezeugen, daß ich noch früher eben dieſen Wunſch geäußert habe, ehe ich etwas wiſſen konnte von demjenigen, was die Allgem. Zeitung geſagt hat. Möchte ich doch die Freude noch erleben, von Ihnen eine lateiniſch geſchriebene ausführliche Biographie Ihres Schwagers leſen zu können.

Ich leſe ſo gern was Sie geſchrieben haben, und vom Lateiniſchen leſe ich nichts lieber, als was Sie zum Verfaſſer hat. Wenn ich auch nur immer Ihr Vorwort zu den Lectionsverzeichniſſen zu leſen bekommen könnte. Als ich von Ihrer Rede auf den König einige Bruchſtücke geſehen hatte, erließ ich gleich an Bruns meine Bitte, er ſolle mir ein Exemplar verſchaffen. Aber ich weiß nicht, ob die Rede wirklich gedruckt worden iſt. Ihre Anzeige von Griesbachs Tod hat mich vornehmlich dadurch gerührt, daß ſie ſo kunſt- und prunklos iſt. Wer hätte mehr als Sie prunken können, wenn Sie nur gewollt hätten? Aber nun ein Elogium, noch lieber eine Vita Griesbachii von Ihnen, welch ein Genuß würde es für mich ſeyn! Auch Paulus hat ſeine Sache brav gemacht, wie es von ihm zu erwarten war. Und bald nachher war er ſelbſt am Rande des Todes. Jetzt befindet er ſich in Stuttgart, und hofft gänzliche Wiederherſtellung. Möge ihm dieſe zu Theil werden!

Erhalten Sie mir, Theuerſter, Ihr Wohlwollen und Ihr Andenken, es hat für mich ſo hohen Werth. Ich bin und bleibe unverändert und unveränderlich Ihr ꝛc.

Schröckh.

Wittenberg, 31. Oct. 1802.

So ſehr ich es mit meinen Collegen bedauerte, daß Sie, mein hochzuverehrender Freund, die Hoffnung nicht erfüllen konnten, welche Sie mir gemacht hatten, unſern Jubelfeierlichkeiten Ihre angenehme Gegenwart zu gönnen; ſo überraſchend war das Vergnügen, welches uns die außerordentliche Ehre verurſacht hat, welche uns von Ihrer hochlöblichen Univerſität erwieſen worden iſt. Ich freue mich ungemein, von der unſrigen den Auftrag erhalten zu haben, derſelben unſern ergebenſten Dank dafür abzuſtatten. Wir werden es nie vergeſſen, mit welcher gütigen Theilnehmung Sie das Andenken unſerer alten Verwandtſchaft erneuert haben, und bitten den Herrn Prorectorem Magnificum, cum Amplios. Senatu academico, beiliegende Schaumünze als ein kleines Denkmal unſerer Jubelfeier, auf Ihrer öffentlichen Bibliothek aufzubewahren. Das zweite Exemplar derſelben belieben Sie, mein hochverehrter Freund, in gleicher Abſicht, und unter Bezeigung unſerer großen Verbindlichkeit für die ausgezeichnete Gewogenheit, mit welcher Sie als Redner zu unſerer Ehre aufgetreten ſind, für ſich anzunehmen. Die Erfindung der Münze, welche ſich von Ihrem ergebenſten Diener herſchreibt, belieben Sie mit Nachſicht zu beurtheilen. Wenn ſie nicht in altrömiſcher Bündigkeit gerathen iſt, ſo ſcheint es wenigſtens, daß nichts, was in der Inſchrift derſelben ſtehe, darin fehlen durfte. Sie verlangen eine Nachricht von unſern Feierlichkeiten. Ich überſchicke Ihnen hiermit diejenige gedruckte, welche ich, nach dem Auftrage der Univerſität aufgeſetzt habe, und welche, außer dem hieſigen Wochenblatte, auch in die Leipziger, Hamburger und Berliner Zeitungen eingerückt worden iſt. Ich habe manches in derſelben weggelaſſen, was Gelehrte, zumal in unſern Ländern, umſtändlicher wiſſen möchten, damit nicht Leſer von der großen Welt ſagen möchten, eine kleine Univerſität halte ſich vor wichtig genug, um ſo viel Platz in Zeitungen einzunehmen, als Bonaparte und die Schweizer Tagſatzung. Damit Sie aber nicht nöthig haben, bloß dieſe Nachricht zu copiren, habe ich auf dem nächſten Blatte noch einige Erläuterungen und Ergänzungen beigefügt. Von Gelegenheits-, Probe- und Glückwünſchungsſchriften lege ich Alles bei, was ſich ſogleich auftreiben ließ. Die medicinischen Probeſchriften, die zum Theil lange vorher erhalten worden waren, konnte ich nicht gleich beifügen, ſie ſtehen aber noch zu Dienſten; z. B. Kuhn de haemorrhagia uteri; Schmidt de hydrocele; Kuse de vomitu sympathico haud raro perutili; Loewe de habitu cutis semiotico pathologico; Drechsler de cholera; Heiner de methodi gastricae in curandis febribus indicatione rite instituenda etc. Unter den Gedichten wird Ihnen vermuthlich das im Namen des Rathscollegium von M. Kunze, Lehrer der engliſchen und franzöſiſchen Sprache verfertigte, vorzüglich gefallen. Und nun noch eine Bitte um eine gütige Erlaubniß, und zugleich eine große Freiheit, die ich mir zu nehmen im Begriff bin! Mir iſt aufgetragen, unſere Acta Secularia herauszugeben. Sie erlauben es doch, daß ich Ihr Programm (welches ohne Zweifel von Ihnen ſelbſt herrührt) und auch Ihre uns dazu auszubittende Rede unter dieſelben einrücke? ſowie es auch mit dem Helmſtädtiſchen akademiſchen Programm von gleicher Beſtimmung geſchehen wird. Hier dürfte ich aber wohl bitten, daß Sie das Elogium unſeres alten Calovius in Ihrem Programm etwas mildern: ſonſt müßte ich von unſerer theol. Facultät eine Note dazu machen, und eine in facto et iure beſſergegründete Debucian zur Ehrenrettung des wohlſeligen Polemikers beifügen laſſen. Noch darf ich es am wenigſten vergeſſen, Ihrer geſammten Hochlöbl. Univerſität, und auch Ihnen beſonders, für die ausnehmende Ehre zu danken, deren Sie mich in Ihrem Schreiben an unſere Akademie gewürdigt haben. Ich empfinde es wohl, wie wenig Anſpruch ich an dieſelbe zu machen hatte; aber freilich hat eine freundſchaftlich gütige Hand dabei die Feder geführt. Mit innigſter Verehrung verbleibe ich unaufhörlich Ihr ꝛc.

Schulz.

Königsberg, 22. Jul. 1787.

„Ew. Wohlgeb. verzeihen gütigſt, daß ich auf Dero geehrteſte Zuſchrift vom 4ten Juni dieſes Mal nicht ſo prompt geantwortet, als ich es hätte thun ſollen, und gerne gethan hätte. Da der hieſige Buchhändler, Hr. Hartung, der zur Zeit der einzige bei uns iſt, diesmal etwas ſpät von der Leipziger Jubilate-Meſſe zurückgekommen, ſo mußte ich erſt abwarten, ob ich auch die zum Recenſiren mir angezeigten Bücher erhalten würde. Jetzo habe den neuen Plato, von Rehberg über das Verhältniß der Metaphyſik und Religion, und den 3ten Theil des Willaume vom Uebel bereits bekommen, und da mir die aufgelöſten Axiomen des Mendelsſohns auch mit Eheſtem verſprochen worden, ſo werde ich dieſe 4 Bücher recenſiren, und nehme mir daher die Ehre, den Zettel darüber ſchuldigſt zurückzuſchicken. Ich arbeite jetzo noch an der Vollendung eines mathematiſchen Werks, das ich in der nächſten Michaelis-Meſſe gedruckt wünſche, und durch welches ich beiläufig die Kantſchen Begriffe von Raum und Zeit auch bei den Mathematikern in mehrern Umlauf zu bringen hoffe. Sobald ich damit fertig bin, werde ich mich ſogleich an die Recenſionen machen, und ſie Ew. Wohlgeboren alle 4 auf einmal überſchicken.

Verzeihen Ew. Wohlgeb. gütigſt, daß ich mich hiebei erdreiſte, eine kleine Nachfrage zu thun. In dem erſten Briefe, mit welchem Sie mich beehrten, beliebten Sie mir zu melden, daß die Societät der Unternehmer der A. L. Z. das verſprochene Honorarium für die Recenſionen jährlich in 2 Terminen, nämlich zu Johannis und Weihnachten überſendete. Da ich nun bisher noch nichts erhalten habe, ſo iſt in mir die Beſorgniß entſtanden, daß vielleicht derjenige, dem Sie den Auftrag gegeben, es an mich auszuzahlen, hierin ein Verſehen begangen haben könnte, und ich habe es daher für Pflicht gehalten, Ihnen ſolches zeitig anzuzeigen.

Unſer vortrefflicher Kant, mit dem ich erſt vorige Woche wieder einige Stunden in Geſellſchaft zu ſeyn das Glück genoß, befindet ſich ſo wohl, daß ich mich innigſt darüber gefreut habe. Gott erhalte dieſen würdigen Mann, daß er ſein großes Werk noch gänzlich vollenden könne. Die zweite Auflage ſeiner Kritik iſt mir äußerſt willkommen, da er diejenigen Punkte, in welchen ich noch mehr Licht wünſchte, ſo herrlich aufgehellt hat. Er gedachte auch der Federſchen Schrift über Raum und Cauſalität. Es thut mir leid, daß ſie nicht etwas früher erſchienen, da ich in meiner obenerwähnten Schrift ſehr bequem zugleich Rückſicht auf dieſelbe in Anſehung des Raumes hätte nehmen können. Doch, wofern es irgend thunlich, will ich noch wenigſtens kurz in deren Vorrede die vornehmſten Erinnerungen darüber nachholen.

Uebrigens empfehle mich Ew. Wohlgeboren fortwährender mir ſo ſchätzbaren Gewogenheit beſtens, und verſichere, daß ich mit großer Hochachtung und Verehrung unausgeſetzt verharre ꝛc.

Königsberg, 19. Jul. 1797.

Es war mir ungemeine Freude, mich unvermuthet wieder einmal mit einer ſo gütigen Zuſchrift von Ihnen beehrt zu ſehen, um ſo mehr, da das Gerücht uns hier zeither manche Beſorgniſſe wegen Ihres Geſundheitszuſtandes gemacht hatte. Von ganzem Herzen ſtimme ich in den Wunſch unſeres würdigen Seniors ein: Ein ſo gemeinnützig thätiger, verdienſtvoller Mann muß froh und lange leben. Unfehlbar wird es Sie zuweilen befremdet haben, daß ich in den letzten 4 Jahren ſowohl für das Publikum überhaupt, als für die A. L. Z. ſo unthätig geweſen bin. Anfangs war ich zu ſehr mit Geſchäften überhäuft. Seit 1794 aber litt meine Geſundheit eine ſolche Veränderung, daß ſchon meine Amtsarbeiten mir äußerſt ſauer wurden, und ich mich zu ſtarken Anſtrengungen nur ſelten aufgelegt fühlte. Im Sommer 1795 fühlte ich mich zwar wieder kraftvoller, aber die unvermuthete ſchmerzhafte Krankheit an einer Fingerentzündung und der 5 Wochen darauf am 11ten Oct. erfolgte Verluſt meiner vortrefflichen, mir ewig unvergeßlichen Gattin rieb mir die wenigen wieder geſammelten Kräfte auf einmal völlig auf, ſo daß ich 6 Wochen nachher von einer ähnlichen Krankheit überfallen wurde, die ſo ſchnell um ſich griff, daß ſie mir ſchon nach wenigen Stunden gleichfalls den Tod drohte, und nur durch ein ſchnell angewandtes heroiſches Mittel gehemmt und nach einigen Wochen glücklich gehoben wurde. Seitdem aber folgten körperliche Beſchwerden von verſchiedener Art nach kleinen Zwiſchenfriſten faſt kettenweiſe auf einander. Indeſſen hat mich Gott ſo herrlich unterſtützt, daß ich mich ſeit dem Anfange dieſes Jahres, bis dahin ich mich, um mit dem Zeitalter fortzurücken, bloß auf die neueſte theologiſche Literatur eingeſchränkt hatte, auch wieder zu tiefern philoſophiſchen und mathematiſchen Unterſuchungen fähig fühle, auch bereits dieſen Winter meinen kürzern Lehrbegriff der reinen Mathematik, der noch unter der Preſſe iſt, in meinen Nebenſtunden habe ausarbeiten können. Jetzt geht alſo mein Wunſch und Beſtreben, wenn Gott mich ferner geſund erhält, dahin, auch meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn wieder anzutreten, und, da die jetzige Lage der kritiſchen Philoſophie ſo ſonderbar iſt, ſo bin ich entſchloſſen, ſo weit es mir nur dringende Geſchäfte erlauben, auch wieder an den Recenſionen der A. L. Z. thätigen Antheil zu nehmen, und manchen Mißverſtändniſſen und Irrungen ſogleich im Anfange entgegen zu arbeiten. Sehr gern will ich daher Ihrem gütigen Antrage zufolge, der mir ein angenehmer Beweis Ihres mir ſo ſchätzbaren Zutrauens iſt, ſobald es mir nur möglich iſt, auch eine Recenſion über die zweite Ausgabe des Naturrechtes (worunter Sie doch hoffentlich die von 1795 unter dem Titel: Lehrſätze des ꝛc. verſtehen) von unſerm gemeinſchaftlichen würdigſten Freunde, Hrn. Juſtizrath Hufeland aufſetzen, und wünſche nur, daß ich darin ſo glücklich wäre, ſeinen völligen Beifall und ſeine Zufriedenheit zu erhalten.

Die gütige Mittheilung Ihrer Bedenklichkeiten über ein paar Punkte der Kantiſchen Rechtslehre verehre ich als ein noch größeres Merkmal Ihrer geneigten Geſinnungen gegen mich. So ſehr ich auch mit unſerm großen gemeinſchaftlichen Lehrer in der Philoſophie in Rückſicht dieſer beiden Punkte übereinſtimmend denke, indem ich ſchon lange vorher, ehe ich noch ſeine Gedanken über dieſelben wußte, aus ſeinem Moralprincip auf eben dieſe Rechtsdeduction kam: ſo wünſchte ich doch, daß er Ihre Zweifel ſelbſt beantworten möchte, und da wir gewohnt ſind, uns freundſchaftliche Briefe von Gelehrten, wenn ihr Inhalt es erlaubt, und den Andern intereſſirt, gegenſeitig zu communiciren: ſo konnte ich deſto weniger umhin, ihm den Ihrigen zu überſchicken, da ich wußte, wie theuer ihm alles iſt, was von Ihnen kommt, und welch eine große Freude ich ihm hierdurch machen würde. Dieſes ließ er mir auch ſogleich bezeugen und mich verſichern, daß er die Gelegenheit nützen würde, deshalb ſelbſt an Sie zu ſchreiben. Sie haben alſo nun, verehrungswürdiger Mann! die Vertheidigung unſeres Philoſophen von ihm ſelbſt, und es iſt mir nicht wenig angenehm, daß er auch mir die Erlaubniß gegeben hat, dieſelbe in ſeinem offenen Briefe zu leſen. Ja, wie er uns darin Hoffnung macht, haben wir über dieſes Thema vielleicht nunmehr noch manche vortreffliche Aufſchlüſſe von ihm zu erwarten. Zu ſeinen hier gegebenen Erläuterungen noch die meinigen hinzufügen, würde Anmaaßung ſcheinen. Da er indeſſen die Hauptfrage: wie man ſeine Perſönlichkeit weggeben könne? nicht berührt hat: ſo kann ich nicht umhin, Ihnen wenigſtens hierüber meine Gedanken zu eröffnen. Nach meiner Ueberzeugung giebt bei der fleiſchlichen Beiwohnung jeder Theil dem andern zur Befriedigung des Geſchlechtstriebes ſeinen Körper wirklich als Sache an, und es läßt ſich alſo dieſelbe bei Menſchen als moraliſch möglich nicht anders denken, als daß jeder Theil das Eigenthumsrecht auf ſeinen Körper in Rückſicht dieſes Gebrauchs für immer dem andern abtritt und ſich hierdurch das lebenslängliche Eigenthumsrecht in Rückſicht deſſelben Gebrauchs auf den Körper des andern erwirbt. Dieſes aber kann man im eigentlichen Sinne gar nicht eine Weggabe ſeiner eigenen Perſönlichkeit und eine Erwerbung der Perſönlichkeit eines Andern nennen, denn dieſe iſt, wie Sie ganz richtig erinnern, durchaus unveräußerlich, und kann ſelbſt Kindern und Wahnſinnigen nicht genommen werden, indem man auch in ihnen die Würde der Menſchheit ehren, und ſie vor aller Beleidigung und Verletzung ſchützen muß, mithin alles Recht, ihre Handlungen eigenmächtig zu beſtimmen, ſich bloß darauf gründen kann, Menſchen, die ſich in der Sinnenwelt nicht als Perſonen äußern können, zu verhindern, daß ſie in derſelben ihre Perſönlichkeit nicht herabwürdigen. Vielmehr zeigt aber dieſe Deduction aufs deutlichſte, wie unverletzlich und von welcher erhabenen Würde die Perſönlichkeit des Menſchen ſelbſt in Anſehung desjenigen Naturtriebes iſt, ohne deſſen Befriedigung die Exiſtenz der Menſchheit gar nicht einmal Statt finden würde, und ſtellt daher ſowohl die unverbrüchliche Heiligkeit der Ehe, als die Sündlichkeit der vaga voluptas und des Concubinats in ihrem helleſten Lichte dar.

Verzeihen Sie gütigſt, wenn ich mich nicht zu Ihrer Zufriedenheit ausgedrückt habe. Vielleicht bekomme ich Gelegenheit, meine Gedanken hierüber an einem andern Orte näher zu entwickeln. Gott laſſe Sie doch, vortrefflichſter Mann! zum Nutzen der Welt noch lange das beſte Wohl genieſſen. Würdigen Sie mich ferner Ihres mir ſo theuren Wohlwollens, und verſichern Sie ſich, daß ich unaufhörlich mit der ausgezeichnetſten Hochachtung und Ergebenheit verharre ꝛc.

Dav. Schulz.

Frankfurt a. d. Oder, 11. Dec. 1809.

Daß ich Ihnen, mein theurer, verehrungswürdiger Herr Hofrath, nicht ſchon früher Nachricht von mir gegeben habe, werden Sie gewiß entſchuldigen, wenn ich Ihnen ſage, durch wie Vieles ich am Schreiben gehindert worden bin; wiewohl ich darum keinesweges weniger an die in Halle zurückgelaſſenen lieben, theuren Freunde gedacht habe, und noch jetzt nur zu oft mich zu ihnen zurückſehne. Halle war mir unendlich werth geworden. — Der Abgang war ſchwer, es wird mir unvergeßlich bleiben. Unter günſtigern Auſpicien würde ich gern wieder zur Fridericiana heimkehren. Doch wer mag dem allwaltenden Geſchick vorſchreiben, welchen Weg es uns führen ſoll? Auch habe ich zu klagen keine Urſache; werde ich nur erſt ganz hier eingerichtet ſeyn, ſo wird's gewiß gut gehen. Die Halliſchen Freunde vermiſſe ich freilich noch. Bei Bredow bin ich häufig: wir wohnen ganz nahe. Auch Spieker, mit deſſen junger Frau die meinige (ſehen Sie nur, wie wenig in der Ordnung ich erzähle, — noch wiſſen Sie es ja nicht, daß ich eine Frau habe; allein es iſt nicht anders —) bald intim wurde, und Schneider ſehe ich oft. In literariſcher Hinſicht fehlt es freilich an manchem, doch wird's nach und nach beſſer. Auch zeigt ſich bei der Mehrzahl der 300 Studenten ſchon ein beſſerer, wiſſenſchaftlicher Geiſt, der freilich überall von den Lehrern ausgehen muß, und auch hier gewiß emporkommen wird, ſobald nur noch einige Lücken durch Beſetzungen einiger Lehrſtellen ausgefüllt ſeyn werden. Zuhörer hat man vollauf; die Auditorien faſſen ſie kaum. Ich dachte in den erſten Stunden, es wären meiſt Neugierige und Schauluſtige; aber ich habe doch die Freude gehabt, es in den letztern Stunden noch immer gleich gedrängt voll zu finden. Man hat — unter uns geſagt — bisher dem Studenten zu elende Koſt gereicht, als daß nicht ſchon die bloße Mittelmäßigkeit (wozu ich mich gern zählen mag) Fortüne machen ſollte.

Auf meiner Herreiſe hielt ich mich in Berlin nur etliche Tage auf. Wolfen fand ich ſehr verändert, — kränklich.

Ich traue ihm kein gar langes Leben zu. In Frankfurt blieb ich nur 2 Tage, miethete vorläufig ein ziemlich ſchlechtes Logis, und machte die nöthigſten Beſuche. Dann eilte ich nach Schleſien, und verwandte die 3 Wochen des daſigen Aufenthalts dazu, — weil ſie gerade noch hinreichten, — mich zu verheirathen. Wozu hätte ich auch in einem Viertel- oder halben Jahre noch einmal reiſen und zwiefache Einrichtung machen ſollen; verſprochen war ich ſchon lange, und für meine Hauseinrichtung hatte es auch viel Angenehmes und Vortheilhaftes. Meinen alten, braven Vater fand ich ganz geſund; er war ganz Freude, als er mich ſahe, wird mich auch gewiß hier beſuchen; nach Halle war es ihm zu weit. — Die Lebensmittel finde ich hier bedeutend wohlfeiler, als in Halle. — Wie haben Sie ſich in Leipzig bei dem Jubelfeſte der Univerſität erfreut? Dort waren Sie doch gewiß. Ich hätte wohl mit Ihnen von Halle aus hinfahren mögen; von hier war es doch nicht möglich; auch Schneider hatte keinen Muth dazu, und Weber war krank und iſt erſt in Leipzig geweſen. — Von dem, was ich für die Lit. Zeit. übernommen, iſt leider noch nichts fertig. Ich muß jetzt alle Zeit auf theologiſche Studien wenden, und beſonders auf Collegia, weil daran zunächſt das Meiſte gelegen iſt, und ich, wenn nicht noch ein Theolog, wie man hofft, herkommt, ſehr viel werde leſen müſſen, was ich ſonſt gern ungeleſen ließe. Dann bin ich auch noch mit nichts recht eingerichtet; und das Studium der Angelegenheiten des neuen heiligen Eheſtandes und ihre Erfüllung nimmt ja auch Zeit weg. Dennoch verſpreche ich Ihnen, ſobald ich nur etwas Luft bekommen werde, Ihnen meine alten Reſte abzutragen. Meinen Herodot haben Sie doch nicht vergeſſen? Verzeihen Sie nur, daß ich auch noch in der Ferne immer Ihr alter Quälgeiſt bleibe und Sie bittweiſe daran erinnere. — Meine Antwort auf Rommels Impertinenzen wird Ihnen wohl Freund Bucher eingehändigt haben. Oder hat vielleicht die Expedition in ihrem Namen etwas erwiedert? Dann könnte das Meinige zurückgehalten werden. Mögen Sie es auch, wie Sie wollen, modificiren, wenn es ja zu derb ſeyn ſollte, — was ich doch kaum glaube, obwohl ich es im erſten Eifer niederſchrieb, als mir hier ſeine — inania verba — zu Geſichte kamen. Ich meine aber, nun wird er ſicher ſtill ſeyn.

Der Hof kommt nun wirklich von Königsberg zurück. Prinz Heinrich iſt ſchon hier durch; heute oder morgen kommt Wilhelm und Gemahlin, und Graf Dohna; in 8 Tagen Hr. v. Humboldt ꝛc. Der König aber geht über Freienwalde. Den 1ſten marſchiren die Garden von hier ab; die bisher hier waren.

Sehr habe ich mich gefreut, durch den Hrn. Kanzler Niemeyer zu erfahren, daß Halle ſo bedeutend ſtärker geworden iſt in dieſem Herbſt. Bald wird doch nun der Kraftſchlag geſchehen, der Halle und Göttingen electriſiren und die 3 andern, kleinen Schweſtern tödten wird. Quod felix faustumque sit! Ihre Memoria Mülleri, auf die ich ſo begierig war, kann man hier noch nicht zu ſehen bekommen. Schönklingende Berichte von Ihrem Königsfeſte hat man in den Zeitungen geleſen. Unſer einer verſteht dergleichen immer richtiger, als der, welcher nie dabei geweſen, oder welcher nicht wüßte, daß auch die Noth und Angſt manchmal jubelt. Cantet nemo nisi dit. Haben Sie die Gewogenheit, mich Allen beſtens zu empfehlen, die mein noch freundlich gedenken, — beſonders Ihrer Frau Gemahlin und Herrn Sohn ꝛc.

Frankfurt a. d. Oder, 11. April 1810.

Verzeihen Sie, daß ich ſo frei bin, Sie durch Ueberſendung einiger Bagatellen wieder einmal an mich zu erinnern. Es liegt mir zu viel daran, nicht ganz von Ihnen vergeſſen zu werden, als daß ich nicht ein wenig Unbeſcheidenheit wagen ſollte. Oft habe ich mich ſchon nach Halle und zu Ihren Quellen der Literatur zurückgeſehnt, obwohl es im Uebrigen recht gut hier mit mir ſteht. Mit großer Freude habe ich Theil genommen an den glücklichen Veränderungen, welche Ihre Univerſität erfährt. Auch bei uns wird es zuſehends beſſer; man thut jetzt etwas Ordentliches für die Akademie. Hr. St. R. v. Humboldt und Süvern waren vor Kurzem ſelbſt bei uns. Mehrere neue Lehrer ſind ſchon berufen. Manche bedeutende Lücke werden Sie freilich, da das Lehrerperſonale zu klein iſt, noch im Catalog bemerken. Sie würden mir, Hrn. Prof. Schneider und Bredow, die ſich Ihnen beſtens empfehlen, einen großen Dienſt und Gefallen erweiſen, wenn Sie die Güte hätten, eine Anzeige des weſentlichen Inhalts unſeres Catalogs in Ihr Intelligenzblatt aufnehmen zu laſſen. Die Geſellſchaft des Hrn. Prof. Thilo, von welcher Sie die Anzeige erhalten, iſt eine blühende und der Univerſität ſehr nützliche. Prof. Bredow und ich ſind bemüht, uns ähnliche zu bilden. Ueberhaupt müſſen wir aber unter gegenwärtigen Umſtänden faſt alle Kräfte auf Vorleſungen wenden, ſo daß zu andern Arbeiten höchſt wenig Zeit bleibe.

Ein paar Recenſionen, die ich im Januar an die Expedition Ihrer Lit. Zeit. ſchickte, ſind doch eingegangen?

Nehmen Sie es wohl nicht übel, wenn ich Sie nochmals an Ihr gütiges Verſprechen einer Anzeige meines Herodot erinnere? Schwetſchke wird ſich ſehr betrüben; ich hatte ihm zu früh Hoffnung gemacht. Aber nehmen Sie es ja nicht ungütig. Ich weiß ja wohl, wie überhäuft Sie mit Geſchäften ſind.

Reil wird ja nun beſtimmt im Kurzen in Berlin erwartet. Sonſt iſt fürerſt die Eröffnung der Berliner Univerſität noch bis Michaelis ſuspendirt. Unter vielen Empfehlungen ꝛc.

Frankfurt a. d. O., 27. Dec. 1810.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für den baldigen Abdruck meines Aufſatzes über Frankfurt, den ich durch Freund Bredow Ihnen im Oct. zuſendete. Noch iſt gegenwärtig doch etwas Gutes von uns zu ſagen, und ich glaube, man iſt es dem Ganzen ſchuldig, von Zeit zu Zeit dasjenige bekannt zu machen, was der Wahrheit gemäß iſt. Läuft doch anderwärts vieles auf bloßes Poſaunen hinaus, was wir ſicher nie nachahmen werden. Nichts ſchmerzt mich mehr, als daß ich vermuthlich den beſten Freund allhier und die Univerſität den wackerſten Lehrer auf Oſtern verlieren, an Bredow, wenn nicht noch, wie ich immer hoffe, ein Deus ex machina ihn wenigſtens für Preußen, wenn nicht für Frankfurt rettet. Sie wiſſen es wohl, daß er unter glänzenden Bedingungen nach Leipzig berufen iſt, und bereits um ſeine Dimiſſion hier angehalten hat. Nach Berlin zu gehen, iſt eigentlich Niemand von uns geneigt, und er beſonders nicht. Mir iſts zuletzt vorgekommen, als könnten ihn am Ende die Reſultate des in Sachſen zu haltenden Landtages uns erhalten helfen. Was ſagen Sie zu den mächtigen Schritten, womit man ſich uns von Weſten her nähert, daß wir nun die Ehre haben, unmittelbar mit dem großen Reiche zu grenzen? Ehrenvoll wohl iſt die Nachbarſchaft, aber —!

Wie geht es Ihnen, beſter Herr Hofrath? Wie ergeht es meinem lieben Halle? Ich erfahre faſt gar nichts mehr davon. Sie hatten die Güte, neulich in Bredows Briefe mir zu ſagen, daß ich noch in dieſem Jahre auf die Erfüllung Ihres Verſprechens rechnen dürfte. Auch dafür danke ich Ihnen im Voraus.

Schenken Sie mir ferner Ihre Gewogenheit und Zuneigung. Mit unwandelbarer Verehrung ꝛc.

Breslau, 29. Sept. 1811.

Erlauben Sie, daß ich in dringender Eile eine für mich ſehr wichtige Bitte vortragen darf. Den gewünſchten Bericht über die hieſige neue Anſtalt erhalten Sie nächſtens, auch die Liſte ꝛc. der zur Recenſion mir neu übertragenen Bücher. Man hat mit mir bei Verſetzung der Frankfurter Univerſität hieher ſo verfahren, daß ich vielleicht, — auch ohne im Augenblick zu wiſſen wohin, — meine Dimiſſion fordern werde.

Können Sie nun, verehrter Herr Hofrath, recht bald etwas für mich thun, ſo werden Sie mich abermals höchlich verbinden. In Jena entſteht durch Auguſti in der theologiſchen Facultät eine Vacanz. Gewiß würden Sie durch Ihren ehrwürdigen Schwager, den Geh. K. R. Griesbach, dem ich freilich nur aus früher Zeit ein wenig bekannt bin, etwas für mich veranlaſſen können. Dieſer iſt ſelbſt alt und, wie Sie mir ſagten, kränklich; daher auch vielleicht in Rückſicht auf ſeine Vorleſungen, wenn er nicht mehr ſo viele zu halten im Stande iſt, ein Jüngerer ihm zur Seite gewünſcht wird. Sie wiſſen, exegetiſche und hiſtoriſche Theologie iſt mein Hauptſtudium. Doch habe ich auch Dogmatik und Dogmengeſchichte geleſen, und zwar in Frankfurt für 50, 80 — 90, auch mehr als 100 Zuhörer (vor 2 Jahren, als die Univerſität noch frequenter war). Theologiſche Encyclopädie und Hermeneutik will ich auch ſogleich leſen. Die erſtere iſt hier für dieſen Winter von mir angekündigt. Aus der von mir in Frankfurt geſtifteten und dirigirten theologiſchen Geſellſchaft ſind ſchon einige ſehr tüchtige Jünglinge zu andern Beſtimmungen übergegangen; einige folgten hieher nach Breslau, um hier nächſtens zu disputiren." Theologiſches Quellenſtudium in den weiteſten Beziehungen iſt die Tendenz der Geſellſchaft, welche auch durch ein Reſcript vom 11. Jan. 1811 von der obern Behörde durchaus gebilligt worden iſt; der theologiſch-praktiſche Geſichtspunkt iſt dabei ganz ausgeſchloſſen.

Ich bitte Sie angelegentlich, innig verehrter Herr Hofrath, dem ich ſchon ſo Vieles danke, mir, wo möglich, mit umgehender Poſt zu antworten, ob Sie Hoffnung haben, etwas für mich zu erreichen; oder, wenn dieſes nicht wäre, mir die Wege zu zeigen, auf welchen ich mich empfehlen könnte, in

Jena und Weimar; wenn Sie meinen, wollte ich wohl ſelbſt an — Eichſtädt ſchreiben. Ich wünſche mich nach Jena verſetzt in dieſem Augenblick, weit weg von hier, — auch wenn ich weit niedrigere Bedingungen mir gefallen laſſen muß, als hier. Denn nicht der hohe Gehalt, ſondern die Berufsfreudigkeit allein kann mich glücklich machen. Ihnen mehrere Details zu ſagen, iſt jetzt nicht möglich. Möchte ich ſogleich mich auf die Reiſe machen können, — und Ihnen mündlich Alles dann aus einander ſetzen! Daß Sie von dem, was ich Ihnen ſchreibe, jetzt noch Niemandem etwas mittheilen mögen, wünſche und bitte ich angelegentlich.

Wer weiß, muß ich Ihnen nicht nächſtens die wenigen Worte in Ihre Lit. Zeit. einzurücken ſenden: „der von Frankfurt nach Breslau mit 900 Thlr. und freier Wohnung verſetzte Dr. Schulz hat um ſeine Entlaſſung angeſucht und ſie — erhalten.“ Die Staats- und Regierungs-Räthe der Regierungs-Commiſſion wenden zwar ihr Möglichſtes an, aber die Conjuncturen in Berlin ſtehen ſo, daß man ſich ein zu eclatantes Dementi geben würde, wenn man redreſſirte. Und ich — habe vielleicht zu feſten Sinn.

Vale, vir praestantissime, et rem meam, uti soles, diligenter age! ꝛc.

Breslau, 31. Oct. 1811.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre gütigen Bemühungen um mich. Ich kann Sie nun nicht länger ohne Nachricht von mir laſſen, obwohl ich's gern abgewartet hätte, bis ich ein Reſcript von Berlin in Händen gehabt. Was das helfen ſoll, daß ich noch keine Antwort erhalte, weiß ich nicht; etwas Gutes hoffe ich kaum. Gern gebe ich Ihnen in Allem Recht, was Sie mir in Abſicht auf Rangordnung und Gehalte ꝛc. ſagen; aber ich bin auf mehreren Seiten übel behandelt, beeinträchtigt und genommen iſt mir Einiges, in deſſen Beſitz ich bereits war. — Auguſti hat mir vom erſten Augenblick an nicht übel gefallen; er nimmt ſich recht gut in meinen Angelegenheiten, iſt auch keineswegs ſo unmittelbar an Allem Schuld, wie es erſt ſcheinen wollte. Er hat das Decanat zurückgegeben, was man ihm übertrug, da ich es noch ein halbes Jahr zu verwalten habe nach Ordnung und Statuten, — auch Alles noch in Händen habe, und ein neuer Decan mit dieſen verwickelten — noch halb in Frankfurt befindlichen und dort zu führenden Geſchäften, gar nichts machen kann. Antwort hat er aber noch nicht, und mir iſt von Abgabe des Decanats kein Wort geſagt; ſo haben wir eigentlich noch keine Facultät. Niemand weiß, wer Koch iſt und Kellner; Manches hat Auguſti gethan, das Meiſte ich: und wenn auch Auguſti das Decanat wirklich übernähme, hätte ich doch volle Arbeit. Möller iſt noch nicht hier; Gaß kann noch nicht aufgenommen werden; er muß erſt praestanda präſtiren. Auguſti urtheilt ſehr richtig: es liege ihm ſelbſt daran, die Willkür und Ungerechtigkeit gegen mich aufdecken zu helfen, da ihm morgen, was mir heute, auch begegnen könne. Er iſt ſehr für Aufrechthaltung der alten Univerſitäts-Sitte und Würde. — Ich hoffe indeß wenig Gutes für mich *bei dieſer Verwaltung* in Berlin, wie ſie jetzt iſt, da ich einmal Unwillen gegen mich durch meine Derbheit und ſehr klare Auseinanderſetzung aller Inconvenienzen und Verlangen, daß man mir antworten, und wegen des Geſchehenen Erklärungen und *darin* wenigſtens Satisfaction geben ſoll, erregt haben mag. Und da in den erſten Jahren hier doch wohl kein ſonderlicher Glanz entſtehen dürfte, und für mich kein ſolcher Wirkungskreis als in Frankfurt (— ich habe kaum 30 Zuhörer in der Exegeſe, die ich doch allein leſe, und etwa 200 Studenten — *mit* den Katholiken — ſind inſcribirt), ſo ginge ich doch gern gleich auf eine andere Univerſität, zumal nach Jena als Prof. Theol. honorar. mit meinem hieſigen halben Gehalte, etwa 500 Rthlr. Aber wie ich aus Ihrem Griesbachſchen Briefe ſehe, iſt ja dazu gar keine Hoffnung. An der orientaliſchen Profeſſur kann mir freilich nichts gelegen ſeyn, weil ich ſie nicht präſtiren kann.

Die Nachrichten von den Eröffnungsfeierlichkeiten erhalten Sie gedruckt in beifolgendem Zeitungsblatte. Hrn. Buchdrucker Barth habe ich bewogen, Ihnen und der Hall. Univerſität Exemplare des Prachtwerks zu ſenden, welches er (innerhalb 4 Tagen) zu Ehren der neuen Univerſität in 21 Zungen hat fabriciren laſſen. Das Griechiſche und die gereimten lateiniſchen Mönchsverſe ſind vom Prof. Kannegießer bei Maria Magdalena und die *ungereimten* lateiniſchen Verſe von dem wackern Prof. Menzel bei Eliſabeth. Die Arabiſchen vom hieſigen Kaufmann Habicht, der 10 Jahr in Paris war und unter den daſigen Mamelucken lebte, auch mit de Sacy und vielen arabiſchen Manuſcripten umging, alſo das Arabiſche ſpricht und ſchreibt wie Deutſch. — Andere Gratulationen, welche die Univerſität empfing, haben weniger Aufſehen und Beifall erregt. Das vom Rector Schmieder in Brieg erhielt ich in 50 Exemplaren am Abend vor der

Feierlichkeit und gab es in der Aula herum, nachdem der Rector und Curator ernannt waren. Ich lege Ihnen 1 Exemplar bei. — Noch ein lateiniſches ſehr mittelmäßiges Gedicht erſchien auch im Niederſchleſiſchen Anzeiger vom Medic. Rath Dr. Kauſch in Liegnitz. Desgleichen mehrere deutſche Carmina. Wenn Sie die Güte hätten, von dem Wichtigſten, was Sie hierbei erhalten, beſonders von den Barthianis etwas in Ihrer Lit. Zeit. zu erwähnen, ſo würden Sie damit Vielen Freude machen.

Bredow iſt noch immer ſehr krank, ſo entkräftet, daß er, auch wenn er hergeſtellt werden ſollte, woran ich leider nicht recht glauben kann, gewiß den ganzen Winter nicht das Zimmer verlaſſen können wird. — Mitteldorpf, Schneider, Manſo ꝛc. empfehlen ſich Ihnen angelegentlich.

Ich wollte, ich könnte wieder nach Halle kommen; meine glücklichſte Zeit habe ich doch dort verlebt und hänge gewiß ſtets an dieſer Stadt. Freilich iſt daran weder die Stadt noch Ihr vielgerühmter Landesvater Urſache, ſondern meine freundſchaftlichen und ſo angenehmen Verhältniſſe.

Die Studenten gefallen ſich noch nicht ſonderlich hier, zumal die von andern Univerſitäten kommenden. Die Wirthe wiſſen noch nicht mit ihnen umzugehen, auch ſind Wohnungen noch zu theuer. Die Lebensmittel und alles Andere iſt wohlfeil. Den 1ſten December fangen die Freitiſche an, ich hoffe wenigſtens 60. Sie werden ſtets auf ein halb Jahr vergeben werden. Der Rector, die Decane und 2 Inſpectoren (auch Profeſſoren) erhalten die Aufſicht und Vertheilung.

Mit dankbarer Verehrung und Ergebenheit ꝛc.

Breslau, am Sylveſter-Abend 1811.

Um Ihnen gute Nacht im alten, und gleich guten Morgen zum neuen Jahre zu ſagen, ſetze ich noch heute kürzlich die Feder an. Möge es denn in aller Hinſicht beſſer ſeyn am Schluß des Jahres 1812, als jetzt! Sagen Sie mir doch in aller Welt, was bei Ihnen wieder geſchehen iſt neulich mit Blanc ꝛc. ꝛc. — und warum? Noch wiſſen wir nichts Rechtes.

Zur Fortſetzung der von Ihnen gewünſchten Nachrichten über hieſige Univerſität lege ich Ihnen die Relation bei, welche ich in die hieſigen Provinzialblätter für Monat November abgegeben hatte, um Zeit und Platz hier zu ſparen. Dazu noch dies: Prof. Mendel iſt durch ein Reſcript neulich zum Ordinar. der mediciniſchen Facultät ernannt; Hr. Guſtav Heinr. Richſteig, ehemals Stud. Theol. Halens.; denn Oekonomie-Student in Thaer's Schule, iſt nach vorhergegangenem Examen und eingereichter Abhandlung zum Dr. Philos. d. 10. Dec. 1811 creirt worden. Er lieſt Oekonomie-Collegia und wird nächſtens ſeine Habilit. Disputat. halten.

Mit Bredow geht's jetzt einmal wieder etwas beſſer; aber ſollte er auch mit dem Leben davon kommen (woran neulich Jedermann zweifelte), ſo iſt er doch ſchwerlich unter Jahr und Tag, — und vielleicht nie wieder, wie ehemals — als akademiſcher Lehrer brauchbar. Seine Sprachorgane ſind furchtbar angegriffen. Sein Zuſtand iſt wirklich-ſchrecklich. Seit einigen Wochen ſehe ich ihn nicht, — und wohl Niemand außer den Aerzten. Zu einem theologiſchen Seminar ſind 300 Rthlr. jährlich angewieſen. Die theologiſche Facultät iſt aufgefordert, über deren Verwendung Vorſchläge zu thun. Zu Preisaufgaben wird wohl ein Theil und der andere zu Prämien für Ausgezeichnete verwendet werden; nicht gerade zu beſtimmten Gehalten der Seminariſten. Außerdem haben wir nebſt Stipendien von Frankfurt auch ein Vermächtniß von jährlich 80 Thaler aus der Cauſeſchen Stiftung zu preiſen. Wie kommt es, beſter Herr Hofrath, daß noch nichts von meinen letzten Anzeigen abgedruckt iſt? Sie verſprachen es mir bald, als ich bei Ihnen war, die eine iſt ſchon Jahr und Tag in den Händen der Expedition der A. L. Z. Bald werde ich denn auch mehrere Recenſionen einſchicken. In dieſem Augenblicke habe ich gerade mit einem ſehr alten lateiniſchen Codex Evangelior. von der Rhedigerſchen Bibliothek zu thun, den ich der genauen Unterſuchung werth halte, da er wohl 11 bis 12 Säcula alt ſeyn möchte. — Auch nehmen die unendlichen Viſiten und Willkomms-Schmauſereien noch immer viel Zeit weg, und man kommt nicht zur Ruhe. Täglich zwei bis drei Stunden Collegia habe ich auch. Wollen Sie nicht bald auch meines Herodot ſich gütigſt erinnern. Was ſoll endlich aus dieſem Kindlein mein werden? O taufen Sie es doch ſchon bald, ſey es ἐν ὕδατι, oder πυρί, oder — πνεύματι.

Vale omnium carissime, et mihi, uti soles favere perge!

Breslau, 4. März 1812.

Zur Fortſetzung meiner Nachrichten über unſere Univerſität liefere ich Ihnen kürzlich Folgendes:

Die philoſophiſche Fakultät hat den beiden ordentlichen Profeſſoren der Philoſophie Heinrich Wilhelm Brandes und Bergrath Carl von Raumer, desgleichen dem außerordentlichen Profeſſor der Theologie J. Gottfried Scheibel im Februar das Doktor-Diplom ertheilt. Am 15. Februar vertheidigte Dr. Guſt. Heinrich Richtſteig aus Schleſien mit ſeinem Reſpondenten C. v. Tornow, stud. iuris aus Pommern, ſeine Habilitations-Diſputation de nostrae aetatis indole et eruditione rerum rusticarum et de optimo agricolationem rationalem propagandi modo. Accedit excursus de aratro Hesiodeo et Virgiliano. Cum figuris aeri incisis. 90 S. — Am 3. März der Stud. Theol. Schubart u. ſ. w. S. beiliegende Diſſertation deſſelben. Profeſſor Unterholzner aus Landshut kam noch im vorigen Monat an, und eröffnete ſogleich juriſtiſche Vorleſungen. Daß Profeſſor Bartels aus Marburg zum Anfang der Sommervorleſungen eintreffen wird, iſt jetzt gewiß. Durch ein neuliches Reſcript des Königl. Departements iſt feſtgeſetzt worden, daß die Wintervorleſungen allemal am erſten Montag nach dem 14. Oktober angefangen und am erſten Sonnabend nach dem 20. März geſchloſſen; die Sommervorleſungen aber am erſten Montag nach dem 8. April angefangen, und am erſten Sonnabend nach dem 17. Auguſt geſchloſſen werden ſollen.

Haben Sie denn, theuerſter Herr Hofrath, das Stück der Schleſ. Provinzial-Blätter (Novbr.) nicht erhalten, über Leipzig, worin eine ſo ausführliche Nachricht über Breslau enthalten war, und welches ich an Sie adreſſirte? Für Hrn. Schubart bitte ich Sie angelegentlich, um eine kurze Anzeige in der A. L. Z. Er iſt ein ſehr wackerer junger Mann, der wohl aufgemuntert zu werden verdient, und einmal etwas Ordentliches leiſten wird. Die Beilagen haben Sie wohl die Güte durch Ihren Diener abgeben zu laſſen, beſonders aber mich Ihrem würdigen Herrn Schwager Griesbach beſtens zu empfehlen und durch Mitſendung der Kleinigkeit in gütiges Andenken zu bringen.

Auch bitte ich noch, meine übrigen Angelegenheiten doch nicht länger zu vergeſſen. Doch wann werde ich aufhören Sie zu bitten?

Der Verſicherung meiner fortdauernden Hochachtung und dankbaren Verehrung bedarf es nicht erſt ꝛc.

Breslau, 2. Jan. 1813.

Zuvörderſt meine herzlichen Glückwünſche zu dem wichtigen Zeitwechſel, dem ordentlichen wie dem außerordentlichen. Habe ich auch ſo lange nichts von Ihrer lieben Hand geleſen, ſo glaube ich hoffen zu dürfen, daß Sie ſich doch wohl und wie ſonſt heiter befinden, und ich nicht weniger mich Ihrer freundlichen Gewogenheit erfreuen kann als vormals. Vieles möchte ich mit Ihnen plaudern, wenn es nach alter Weiſe geſchehen könnte, — ich meine auf Ihrem Sopha. Schreiben läßt ſich nicht Alles unter Freunden. Die großen ewig denkwürdigen Begebenheiten des Jahresſchluſſes 1812 kennen Sie zum Theil aus den offiziellen Blättern. Vieles werden wir wohl demnächſt noch erfahren. Völlig beiſpiellos — denn die beliebte Vergleichung mit einer Begebenheit des Alterthums hinkt doch, an einer Seite beſonders, zum Umſinken — und alle Vorſtellung überſteigend iſt dieſe totale ἀνάλωσις. Doch laſſen Sie uns von dieſen traurigen Ereigniſſen abſehen, und den Finger Gottes, der ſichtbar intercedirte, weiter walten laſſen.

Ich bitte Sie, die Fortſetzung meiner Recenſion des Kuinölſchen Commentars bald zum Abdruck zu befördern. Nächſtens werde ich andere Rückſtände einſenden. Wenn die Fortſetzung der Eichhornſchen Einleitung ins Neue Teſtament etwa einem andern Recenſenten überlaſſen werden ſollte, als der die frühern Bände beurtheilt hat, ſo wünſchte ich wohl ſie recenſiren zu dürfen. Doch müßte ich bis in den Sommer Zeit haben.

Beiliegende Notiz in Beziehung auf die ſonderbare, einſeitige und animoſe Recenſion meines Herodot in der Jenaiſchen Zeitung, die ich bei allem Widerwillen gegen eigentliche Antikritiken glaubte ausgehen laſſen zu müſſen, nehmen Sie doch ſo ſchnell als möglich in Ihre A. L. Z. auf. Ein zu großer Theil des Publikums ſchließt ſein Urtheil einzig nach einer ſolchen Recenſion ab, wenn gar nichts erwiedert wird. Und für mich iſt das zumal unangenehm, daß von der größern Ausgabe eben hier zuerſt geredet iſt auf ſolche Art. Darum auch erſuche ich Sie, mein theuerſter, freundſchaftlicher Lehrer, dem ich freilich ſchon ſo oft durch Bitten läſtig geworden bin und ſo viele Verpflichtungen habe, nochmals angelegentlichſt, um eine kurze Anzeige meines Buches in Ihrer A. L. Z.; nicht als ob ich wollte, es ſollten hier die Mängel des Werkes, die ich am beſten kenne und ſchon in der durchaus anſpruchloſen Vorrede eingeſtehe, verdeckt werden, ſondern nur um eine vollſtändige Anſicht dem Publikum zu geben, und auch die Stellen und Theile der Arbeit nicht ganz unerwähnt zu laſſen, auf die ich mir wirklich für mich etwas zu gute thue, und deren einige Ihren und Schäfers Beifall ſchon erhalten haben. Sollte es Ihnen durchaus nicht möglich ſeyn, — aber Ihrer Gelehrſamkeit und Geübtheit in dieſem Gebiet iſt es gewiß ein Geringes, dieſe Anzeige zu machen, — ſo übernähme es vielleicht auf Ihren Wunſch der wackere und treffliche Schäfer ſelbſt. Immerdar werde ich Ihnen dankbar und zu jedem Gegendienſt von Herzen bereitwillig ſeyn. Mit nächſtem erhalten Sie nebſt dem Sommer-Lections-Catalog Neuigkeiten über die Univerſität. Aber ich habe die Berechnung des vorigen noch nicht erhalten, auch nicht für die Notiz vom Criminal-Rath Meiſter. Herr Buchhalter Erhard wird wohl Alles zuſammen abthun. Ich habe auch um Ueberſendung der Ueberſetzung des Herodot von Lange gebeten, die ich behalten werde. Die Anzeige des erſten Theiles iſt faſt fertig. Mit unſerer Univerſität wirds immer beſſer. Die Michaelis-Inſcription betrug 103. Der Abgang war ganz unbedeutend. Nur ſind gar zu viel Arme unter uns, beſonders die Katholiken, die aber fleißig bei Proteſtanten Collegia hören. Ich habe in exegetiſchen und Vorleſungen über Critik und Hermeneutik vielleicht ein Drittheil Katholiken. — Bredow liegt noch auf der alten Stelle. Mein früheres Urtheil über ihn kann ich bei bisweiligem Schein der Beſſerung nicht zurücknehmen. Er geht aber damit um, den ganzen Plutarch zu überſetzen.

Wiſſen Sie mir nicht Sabatiers Biblior. lat. Vers. Italae vet. nachzuweiſen, — zum Verkauf oder auch zum Borgen auf etwas längere Zeit. Ich will alles bearbeiten, was von Vor-Hieronymus Ueberſetzung zum Neuen Teſtamente bekannt iſt, durch Anlaß des Cod. Rhedig. von dem bisher Niemand gewußt hat. In weſſen Hände werden Griesbachs gewiß reiche Sammlungen zu den Fortſetzungen ſeiner kritiſchen Arbeiten des Neuen Teſtamentes kommen? — Möchte ich recht bald die beſten Nachrichten über Sie und das mir unvergeßliche Halle, und am liebſten von Ihrer eignen Hand erhalten! Mit dankbarer Verehrung und Hochachtung ꝛc.

Schwabe.

Weimar, 24. Okt. 1829.

Mit der lebhafteſten Freude habe ich von dem Herrn Profeſſor Lange vernommen, daß Ew. Wohlgeb. ſich noch immer einer guten Geſundheit zu erfreuen haben, und ein munteres und heiteres Alter genießen; auch ſich, was mir höchſt ſchätzbar iſt, meiner freundlich erinnert haben. Mögen Sie noch viele Jahre das Glück eines heitern Geiſtes und eines durch das Alter wenig geſchwächten Körpers genießen, und lange noch der Stolz und die Zierde der deutſchen Philologen und Literatoren bleiben!

Als Merkmal der innigſten Hochachtung verehre ich Ihnen meine neueſte Schrift über die Aechtheit und die neueſte Literatur des Phädrus, welcher über ein halbes Jahrhundert mein Steckenpferd war. Die Schrift hat vor Kurzem die Preſſe verlaſſen, und reihet ſich an die Aufſätze über eben dieſe Materie an, die im zweiten und dritten Jahrgange des Seebodiſchen neuen Archivs für Philologie abgedruckt ſind. Bei dieſer Gelegenheit erinnere ich mich dankbar an das große Verdienſt, welches Sie, hochverehrter Herr Hofrath, ſich um den Phädrus dadurch erworben haben, daß Sie mir die von dem verſtorbenen Conſiſtorial-Rath Brüggemann geſammelten Notizen verſchafften, wodurch die italieniſche und engliſche Literatur des Phädrus allerdings einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Da auch der berühmte franzöſiſche Bibliograph **Barbier** zu meiner Notitia litteraria in der Gailſchen Ausgabe des Phädrus mehrere franzöſiſche Ausgaben des Phädrus, die mir unbekannt geblieben waren, nachgetragen hat, ſo iſt dadurch die Notitia litter. de Phaedro eine der vollſtändigſten geworden, deren ſich nicht leicht ein anderer Klaſſiker vollſtändiger rühmen kann.

Auch ich genieße ein ſorgenfreies und durch mancherlei frohe Ereigniſſe gekröntes Alter. Ich habe mein Dienſt-, mein Schul-Jubiläum, ſowie das Jubiläum des Gymnaſii erlebt; auch die goldene Hochzeit iſt gefeiert worden. Große Ehre und Theilnahme vom Fürſt bis zum Gymnaſiaſt herab iſt mir widerfahren; anſehnliche Geſchenke ſind mir gemacht worden. Ich lebe in angenehmen Verhältniſſen, genieße eine Penſion von 900 Thalern, und dies alles bei guter Geſundheit, kleine Schwächen, welche das Alter mit ſich führt, abgerechnet. Kurz! der Herr hat Großes an mir gethan.

Genehmigen Sie, theuerſter Herr Hofrath, die ausgezeichnete Hochachtung ꝛc.

Seidenſtücker.

Lippſtadt, 2 Juni 1797.

Verehrungswürdiger Herr Hofrath! Ich habe in ein Weſpenneſt geſtochen, und nun ſchwärmen dieſe erzürnten Thiere ſo ungeſtüm um mich her, daß mich die Gefahr, in der ich ſchwebe, ganz zerſtochen zu werden, entſchuldigen wird, daß ich mich in dieſer Noth an Sie wende. Ich lege Ihnen das Corpus delicti bei, aus welchem Sie erſehen werden, daß ich es mit einer Menſchenklaſſe verdorben habe, mit welcher die Klugheit räth nach Möglichkeit in Freundſchaft zu leben. Daß ich dieſe Klugheitsregel hintangeſetzt habe, ſcheint mir eine Quelle großer Verdrüßlichkeiten werden zu wollen. Ich bringe nicht einmal in Anſchlag, daß der hieſige Prediger Schlepſtein ſogleich eine Antwort auf den 4ten Abſchnitt angekündigt hat, welche wahrſcheinlich ſehr heftig und grob ausfallen wird; hierauf ließe ſich wieder antworten, oder auch ſchweigen. Man ſcheint ſchlimmere Dinge im Werke zu haben. Dieſer Prediger geht ſchon Haus vor Haus herum, und ſchildert mich als einen Erzketzer und gefährlichen Mann in Hinſicht der Religion. So gefährlich dieſes werden könnte, ſo verliert es doch dadurch ſeine Kraft, daß ſich dieſer Prediger ſelbſt ſchon in Hinſicht ſeiner Orthodoxie unter ſeinen Zuhörern verdächtig gemacht hat, indem er, unvernünftig genug! gegen den einen die Gottheit Chriſti geläugnet, gegen einen andern einen andern Punkt der Dogmatik wegzudisputiren bemüht geweſen iſt; deſſenungeachtet verketzert dieſer Mann jetzt mich, der ich mir ſolche Unvorſichtigkeiten nie habe zu Schulden kommen laſſen, ſondern deſſen Schulvorträge nur gemißdeutet werden. Außer dieſem Mittel gebraucht dieſer Prediger ein gefährlicheres; er hat nämlich, wie ich freilich nur gehört habe, bereits Exemplare an die Regierungen abgeſchickt. Hierbei könnte es denn freilich wohl auf nichts Anderes abgeſehen ſeyn, als mich des Jakobinismus anzuklagen. Der Magiſtrat, als Schulpatron, deliberirt, vielleicht ſelbſt in dieſem Augenblicke, wo Rathsſitzung iſt, noch, auf welchem Wege er mich angreifen will.

So ſtehe ich denn jetzt zwiſchen zwei Feuern, und Sie, hochgeſchätzter Herr Hofrath, ermeſſen leicht, wie ſehr mir damit gedient wäre, wenn dieſelben durch eine baldige Recenſion gedämpft würden. Ich wünſche nichts ſo ſehr, als daß Sie die Ueberzeugung von meinem Charakter faſſen möchten, daß ich von der Abſicht, Sie für mich und gegen meine Gegner einnehmen zu wollen, ganz und gar entfernt ſey. Mag an meiner Schrift getadelt werden, was zu tadeln iſt, und woran es nicht fehlen wird, nur hoffe ich, daß in politicis keine gefährlichen Grundſätze darin enthalten ſind, und gerade dies iſt der Punkt, worin mir in meiner dermaligen Lage eine unvorſichtige Aeußerung eines Recenſenten nachtheilig werden könnte. Daher darf ich wohl die Bitte an Sie wagen, auf dieſen Gegenſtand gütige Rückſicht zu nehmen, wenn Sie einem Gelehrten dieſe Schrift zum Recenſiren übergeben. Dürfte ich dieſer angelegentlichen Bitte noch einen Wunſch hinzufügen, ſo wäre es der, daß dieſe Broſchüre möchte einem Manne zum Recenſiren übergeben werden, welcher weder Prediger noch Schulmann wäre, ſondern zwiſchen beiden als unpartheiiſcher Richter in der Mitte ſtände. Vielleicht läßt ſich dieſes machen, und iſt dies, ſo überzeuge ich mich im Voraus von Ihrer gewogenen Bereitwilligkeit, meinen Wunſch zu erfüllen.

Der Buchhändler Fleckeiſen wird Ihnen in einigen Monaten auch Akten zuſchicken, welche ich jetzt in Helmſtädt drucken laſſe; ſie betreffen eine Gottesverehrung, welche ich für die Schüler des hieſigen Gymnaſiums eingerichtet hatte, und welche der oben genannte Prediger wieder zerſtört hat. Sie werden daraus ſehen, wie konträr mir hier die Geiſtlichkeit iſt. Ueberhaupt mag ich wohl von meinem Lippſtadter Aufenthalte ſagen: meine Tage ſind kurz und böſe geweſen. Daher wird mich denn auch eben keiner derjenigen würdigen Männer, welche ſich mit mir um das hieſige Rectorat beworben haben, beneiden dürfen; ich möchte ihnen gern augenblicklich wieder Platz machen, wenn ich könnte und auch wüßte, daß ſie unter glücklichern Auſpicien hier wirken könnten.

Laſſen Sie mich, theuerſter Herr Hofrath, Ihrer Gewogenheit empfohlen ſeyn, ſowie ich Ihnen mit den aufrichtigſten Empfindungen der Hochachtung und Verehrung meine ganze Ergebenheit zuſichere ꝛc.

Matth. Sprengel.

Halle, 29. Nov. 1796.

Ihr freundſchaftlicher Brief hat mir unendliches Vergnügen gemacht, dahero beantworte ich ihn gleich, ob ich gleich Meuſel's Gruß für einen Judaskuß halte; aber der Menſch iſt unter allen Scriblern der miſerabelſte, und doch will der Elende eine Erlanger Literaturzeitung anfangen! Hier, kann ich Ihnen gewiß verſichern, ſind ſchon die Bettelbriefe herumgegangen. Es ſollen alle Bücher von einer Meſſe zur andern ſämmtlich in der neuen Zeitung, ohne ein Rechenbuch auszulaſſen, recenſirt werden. Doch, Sie wiſſen dies alles gewiß beſſer. Doch um der neuen Concurrenz zuvorzukommen, möchte ich mit Shah Allum rathen: gird your loins of Energy with the belt of resolution.

Für die zuletzt überſandten Bücher danke ich ergebenſt. Allein Sie hätten ſich die Mühe des Einpackens und mir das Porto erſparen können, weil Vancouver und Franklin ſchon ſeit drei Wochen auf meinem Tiſche liegen. Mit der Recenſion des Vanc. bin ich jetzt für die Allg. L. Z. beſchäftigt. Weitläuftig wird ſie nicht werden, weil ich unter den Südſeefahrern keine Leſer vorausſetzen darf, und im Ganzen für Erd- und Völkerkunde nicht viel weiter gewonnen iſt, als daß keine nordweſtliche Durchfahrt Statt findet, und de Fucas Straße, woran ich nebſt de Fontes Durchfahrt bisher geglaubt habe, nunmehr aus der Welt verſchwunden ſind. Ich werde in der Recenſion mich bemühen, Perouſes und Vanc. Unterſuchungen zu vergleichen, wobei la Perouſe, ſoweit ich jetzo noch bin, ſehr im Hintergrunde ſtehen wird. — Franklin's Shah Allum kann ich aber nicht recenſiren, weil ich bereits vor vierzehn Tagen davon die Anzeige nach Göttingen geſchickt habe, wo ſie wahrſcheinlich ſchon abgedruckt iſt. Sie kriegen für das Buch immer noch einen Sudler, wie jenen, der es in den Ephemeriden in Gotha recenſirt hat. Lange habe ich ſo was Horndummes nicht geleſen. Sie ſollen beide Bücher nebſt anderm Schund, womit die Herren Redacteurs der A. L. Z. mich hochgeneigteſt zu beehren geruhen, nächſtens wieder zurück haben. Denn jetzt bin ich beinahe überzeugt, daß mir Alles, was Keiner recenſiren will, oder wozu ſich kein Gevatter findet, mir aufgebürdet wird, um mich an kurzen Recenſionen zu üben, oder weil Sie die Vertheilung nach Belieben machen. Der 3. Theil von Friebe, den die hieſigen Buchhändler ſchon vor O. M. verkauft haben, wie ich aus wiederholten Anfragen weiß,) iſt nach Ihnen immer noch nicht heraus. Hingegen ſoll und muß ich Georgi 2n Thl. recenſiren, ob er gleich blos phyſikaliſchen und mineralogiſchen Inhalts iſt, wovon ich ſo wenig wie von Kants Philoſophie verſtehe. Ich ſoll den zweiten Theil von Ortloffs preuß. Statiſtik recenſiren, obgleich der erſte noch nicht angezeigt und der zweite noch nicht erſchienen iſt. Helms Reiſe nach Peru iſt ganz mineralogiſchen Inhalts, ich kann es alſo nicht nach Würden beurtheilen. Das Gemälde von Oſtindien bei Supprian iſt noch nicht heraus, wie ich aus wiederholten Schreiben hieſiger Buchhändler nach Leipzig erfahren habe ꝛc.

Doch ich will Sie, liebſter Freund, mit dieſem und was dem anhängig nicht weiter beläſtigen. Sie ſollen den Vancouver gewiß und Recenſionen von den überſandten franzöſiſchen Büchern haben, wenn ich nur Briareus wäre. Aber den Kerl über Cayenne habe ich ſchon ſeit 14 Tagen nachgeſucht, wo er ausgeſchrieben hat, aber ich bin noch nicht ſo glücklich geweſen, ihn, wie Hrn. Fick, den Meuſel ſo ſehr gelobt hat, auf der That zu ertappen.

Die Sonne der Univerſität Halle ſcheint unterzugehen, weil ſie das Gute nicht behalten kann. Gren iſt den 27. d. geſtorben. G. R. Forſter wird ihm in dieſen Tagen folgen, weil die Aerzte alle Mittel verſchwendet haben, ſelbſt mit Phosphorus die Lebenskraft zu erhalten, und Wolf zieht nach Dänemark, um in Is- und Grönland Humaniſten zu bilden. Mehrere wünſchen ſtatt des Letzteren Sie wieder hier, aber das iſt nun vorbei, und es wird aus mancherlei Gründen nicht geſchehen können. Dagegen werden wir von der Schaar unſerer nicht Ichtigen Weltweiſen einen los (möchten ſie doch alle, wenn es der Mühe verlohnte, von Elephanten tode getrampelt werden, welches meine Frau, die ſich Ihnen beiderſeits ergebenſt empfehlen läßt, für eine grauſame, ich aber für eine zu leichte, aber zu koſtſpielige Strafe halte), nämlich Beck, aus Ausſicht nach Roſtock, die Wenden zu erleuchten.

Nun ſchlägt die Glocke Eins, und alles iſt außer mir und meinem Licht in Schlummer verſenkt. Aber wachend und ſchlafend verſichere ich Ihnen meine vollkommenſte Hochachtung und Freundſchaft, wo ſie wirken kann. Empfehlen Sie mich Ihren würdigen Freunden Hufeland, Heinrich, Loder beſtens, und ich bin immer ꝛc.

Frhr. v. Ungern Sternberg.

St. Petersburg, 20. Januar 1803.

Das Schreiben, mit welchem Ew. Hochwohlgeboren mich unter dem 22. Nov. des abgewichenen Jahres beehrt haben, erhielt ich zu einer Zeit, wo die Angelegenheiten unſerer Univerſität zu Dorpat gerade ſich in der größten Kriſe befanden; ich hielt es alſo für nothwendig, die Beantwortung deſſelben, ſo wie die Mittheilung der verlangten detaillirten Nachricht ſo lange ausſetzen zu müſſen, bis die der Akademie bevorſtehende Revolution beendigt ſeyn würde. — Nunmehr iſt ſie es, und die unter dem 13ten Dec. alten Styls emanirte ſolenne Kaiſerl. Fundations-Acte, welche Denenſelben ſchon bekannt ſeyn wird, hat die Prärogativen und Fonds der Univerſität auf eine glänzende Art vermehrt und ihr zugleich eine ganz neue Conſtitution gegeben. Durch dieſelbe hat meine bisherige Adminiſtration aufgehört, und ich kehre mit dem belohnenden Bewußtſeyn in das Privatleben zurück, mit dem reinſten und beſten Willen und nicht ganz ohne Erfolg 3 ſehr thätige Jahre meines Lebens dieſem literariſchen Inſtitut gewidmet zu haben!

Unter dieſen ganz veränderten Umſtänden ſehe ich mich alſo ganz außer Stande, von denen eben ſo einſichtsvollen als der Univerſität vortheilhaften Vorſchlägen Ew. Hochwohlgeboren unmittelbaren Gebrauch zu machen, erlauben Sie aber, daß ich Ihnen hiemit meinen aufrichtigen Dank für dieſe der Univerſität ſo ehrenvolle Theilnahme abſtatten darf.

Zugleich bin ich ſo frei, mich mit einem Anliegen an Ew. Hochwohlgeboren zu wenden, mit dem ich, bei einem Gelehrten von ſo ausgezeichnetem Verdienſt um das große allgemeine Aufklärungs-Geſchäfte, keine Fehlbitte zu thun fürchten darf.

Bei meiner jetzigen Anweſenheit in der Reſidenz wünſchte Se. Excellenz der Hr. Geheime Rath und Secretär von Murawjeff, Adjoint des Miniſters des öffentlichen Unterrichts, dem die ſpecielle Organiſation der zu errichtenden (und theils ganz zu reformirenden) 6 oder 7 Ruſſiſchen Univerſitäten obliegt — daß ich ihm ein oder zwei Gelehrte von anerkannt literariſchem Verdienſt und Authorität vorſchlagen möchte, mit welchen er ſich directe in Correſpondence ſetzen und durch ſelbige die für dieſe neuen Univerſitäten erforderlichen Lehrer aus dem Auslande erhalten könne. — Wie konnte ich ihm vor allen Andern einen andern Namen nennen als den Ihrigen? Ueberzeugt, daß eine Aufforderung wie dieſe: zur Kultur eines unermeßlichen Reichs und einer äußerſt achtungswerthen und ſehr bildungsfähigen großen Nation — mitzuwirken, — alle andere Rückſichten und Bedenklichkeiten überwiegen wird, erſuche ich Ew. Hochwohlgeboren alſo im Namen meines Committenten: Ihm tüchtige Subjecte in allen Theilen der Wiſſenſchaften (die Theologie ausgenommen) gefälligſt in Vorſchlag zu bringen, welche den Ruf zu einer oder der andern Ruſſiſchen Univerſität anzunehmen geneigt wären. — Der Unterricht würde in *lateiniſcher* Sprache zu geben ſeyn, da man von Ausländern die Kenntniß der Ruſſiſchen nicht erwarten darf. Männer von *entſchiedenem* literariſchen Verdienſt, beſonders Schriftſteller in ihren Fächern — von Bedeutung — würden gewiß mit vorzüglicher Auszeichnung aufgenommen werden. — Doch würde man bei dem Bedürfniß ſo *vieler* brauchbarer Lehrer auch *junge* talentvolle Gelehrte zu engagiren nicht abgeneigt ſeyn, wenn Ew. Hochwohlgeboren für ihre noch nicht durch Schriften oder öffentliche Lehrämter documentirten Kenntniſſe und zugleich für ihren moraliſchen Charakter ſich verbürgen würden. — Die Prärogative und Emolumente werden ganz die nämlichen ſeyn, wie ſie die neue Fundations-Acte der Univerſität zu Dorpat zugelegt hat. So viel man bis jetzt weiß, werden die bisherigen Univerſitäten zu Moscau und Wilna bleiben, obgleich unter den nöthigen Reformen, und außerdem in Nowogrod, Kaſan, Kiew und vielleicht in Petersburg ſelbſt neue Univerſitäten angelegt werden. — Welche neue und unabſehbare Ausſicht zu vaterländiſcher Kultur, wenn das an allen erforderlichen Requiſiten reichere Ausland die edle Abſicht unſeres großen Alexanders unterſtützt!

Sind Ew. Hochwohlgeboren alſo, wie ich nicht zweifeln darf, geneigt, zu dieſem großen Zwecke thätig mitzuwirken, ſo erſuche ich Sie, *baldmöglichſt* ſich ſchriftlich an den Hrn. Geh. Rath v. Murawjeff, unter unten bemerkter Addreſſe, und zwar wie es Ihnen gefällig wäre — in deutſcher oder franzöſiſcher Sprache, zu wenden, und demſelben Ihre Vorſchläge directe mitzutheilen. — Da mein Aufenthalt hieſelbſt wahrſcheinlich nicht mehr lange dauern möchte, ſo würden Einſchlüſſe an mich dieſe Correspondence, von denen Se. Excellenz ſo viel erwarten, nur aufhalten, und ich erſuche Sie nur, ſich in Ihrem Schreiben an den Hrn. Geh. Rath auf meine Aufforderung zu beziehen.

Mit der vorzüglichſten Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Graf Leop. Stolberg.

– Tremsbüttel in Holſtein, 31. Jan. 1788.

Wenn Ew. Wohlgeboren geneigen wollen, ſich in meine und meines Bruders Stelle zu denken, ſo werden Dieſelben es gewiß vollkommen natürlich finden, daß wir die letzten Seiten von No. 5 b der Allg. Lit. Zeit. d. J., in dieſem für uns ſo kritiſchen Augenblicke, da wir vielleicht einen abermaligen Spruch des Appellations-Gerichts zu Dresden fürchten müſſen, der uns unſerer einzigen Einkünfte beraubt, nicht ohne den gegründeten Wunſch geleſen haben: daß die Befeſtigung des Pütterſchen Bedenkens in unſerer Sache, welche dieſer berühmte Mann jener Heidenreichiſchen Erörterung entgegengeſtellt hat, gleichfalls angezeiget, und in dieſer Bekanntmachung eben ein ſo ſtarker Nachdruck auf die Pütterſchen Gründe, als dort auf die Heidenreichiſchen, gelegt werden möge. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ew. Wohlgeboren zwei Exemplare dieſer Pütterſchen Schrift mit der gehorſamen und inſtändigen Bitte zu überſenden, daß Dieſelben ſie einem unparteiiſchen Recenſenten anvertrauen und gütigſt beſorgen wollen, daß ſobald als möglich, denn für uns kann itzt der Verlauf einer jeden Woche entſcheidend ſeyn, auch dieſe literariſche Nachricht in die Allg. Lit. Zeit. auf eine ſolche Weiſe eingerückt werde, daß ſie die von dem großen Pütter in ihr hellſtes Licht geſetzten, für unſere gerechte Sache ſo laut zeugenden Gründe nicht ſchwäche, und auch dieſer berühmte Publiciſt von dem Vorwurf gereinigt werde, daß er ſeine alten Grundſätze verlaſſen, und kein einziges, für ſeine neuangenommenen Grundſätze redendes Beiſpiel habe anführen können. Ew. Wohlgeboren werden gewiß nicht unbemerkt gelaſſen haben, daß jene Anzeige in No. 5 b der Allg. Lit. Zeit. d. J. in ein Detail der Stolberg-Stolbergiſchen Umſtände gehe, worin ſich wohl ſchwerlich ein Recenſent eingelaſſen hätte, wenn ihn nicht entweder der Rechtsfall ſelbſt, oder, und vielleicht wahrſcheinlicher, die Heidenreichiſchen Schriften, die ſich eben ſonſt nicht empfehlen, nahe angingen; gewähren Sie mir daher die Bitte, mein hochgeehrteſter Herr Profeſſor, auch diejenige Anzeige, um die ich Sie ergebenſt erſuche, zu eben einer ſolchen Länge ſich ausdehnen zu laſſen. Um Ew. Wohlgeboren und dem

Recenſenten, den Sie wählen, in einem kurzen Ueberblick die Bewandniß unſerer ganzen Sache vorzulegen, füge ich einen Bogen an, der Sie gewiß von dem höchſt gegründeten Rechte, welches wir haben, über die Urthel des Appellations-Gerichts Beſchwerde zu führen, überzeugen wird. Es iſt zwar vielleicht etwas Ungewöhnliches, daß Schriften angezeigt werden, die noch nicht zur völligen Publicität gelangt ſind, allein theils iſt es doch billig, daß die Widerlegung jener ſogenannten Erörterung gleichfalls bekannt gemacht werde, beſonders da dieſe ſich lediglich auf eine, eben ſo wenig allgemein bekannt gewordene Schrift bezieht; theils würde eine ſolche mit Pütters Namen gezierte Anzeige gewiß willkommen aufgenommen werden. Noch einmal wage ich, Denenſelben die Wichtigkeit vorzulegen, die von mir erbetene Anzeige, ſo bald es ſich thun laſſen will, in die Allg. Lit. Zeit. einzurücken; gewiß wird ſich eine geſchickte Feder finden, die gern die Sätze aus Pütter, ihn ſelbſt wider die Heidenreichiſchen Beſchuldigungen, und ich darf hinzuſetzen, eine grundgute Sache vertheidigen will. Nun mit Ihrer Erlaubniß noch einige Zeilen von einem ſehr verſchiedenen Inhalte. Ich hoffe, mein Verleger Göſchen in Leipzig werde Ew. Wohlgeboren gleich nach der Oſtermeſſe meine Ueberſetzung des Sophokles zugeſandt haben; er hatte es auf ſich genommen, ſonſt würde ich mir ſelbſt dieſe Ehre gegeben haben. Hat er es indeſſen nicht gethan, ſo werde ich Denenſelben, wenn Sie geneigen wollen, es mich wiſſen zu laſſen, augenblicklich ein Exemplar überſenden. Ich geſtehe gerne, ſehr würde ich wünſchen, daß Ew. Wohlgeboren die Güte und Freundſchaft haben wollten, ſelbſt der Recenſent dieſer Ueberſetzung eines der griechiſchen Tragiker zu ſeyn, die Niemand beſſer kennt und zu beurtheilen weiß, als Sie. Die Belehrungen, die ich aus Ihrem Urtheile ſchöpfen wollte, würden mich ſehr dankbar machen, und ich habe wohl nicht nöthig hinzuzufügen, wie lebhaft Ihr Beifall mich erfreuen ſollte.

In eben dieſe Bitte wünſchte ich auch meine und meines Bruders Schauſpiele einſchließen zu dürfen, wenn nicht vielleicht für dieſe die Zeit der Anzeige ſchon verfloſſen iſt.

Ich habe die Ehre, mich Denenſelben ergebenſt zu empfehlen, und mit den Geſinnungen der wahren Hochachtung, die nur das Verdienſt einflößen kann, lebenslang zu verbleiben ꝛc.

Stroth.

Gotha, 3. Aug. 1784.

Ihren Antrag in Anſehung einer Allg. Lit. Zeit. nehme ich an, habe aber deswegen noch Vieles ſchriftlich und mündlich Ihnen zu ſagen. Wie bald dies Letztere geſchehen ſoll, hängt lediglich von Ihnen ab. Sie ſcheinen mir die Sache zu leicht anzuſehen. Wenn der Abſatz aufs Höchſte geht, ſo ſetzen Sie 600 ab; und hievon können Sie das Honorar nicht beſtreiten. Bedenken Sie nur, wie viel Leute aller Orten an Einem Exemplar Zeitung leſen. Ueberdem ſo können Sie jenen Abſatz erſt im dritten oder vierten Jahr rechnen. Im erſten Jahr müſſen Sie nothwendig einbüßen. Ein Journal, wie die Literaturbriefe, würde immer vortheilhafter ſeyn. Ueberhaupt wünſchte ich, Sie hätten meinen Rath erſt angehört. Ich kenne das Journalweſen und das leſende Publikum von ziemlich vielen Seiten. Sie verlangen doch weiter nichts, als daß ich Ettingern in Anſehung des mir aufgetragenen Fachs entſage; das Uebrige verſchlägt Sie ja nicht. Jenes thue ich hiemit, und wenn Sie es verlangen, will ich es auch öffentlich thun. Sie haben mir aber noch nichts von den Geſetzen dieſer Zeitung geſchrieben. Entweder werden Sie es noch thun, oder Sie haben zu viel freundſchaftliches Zutrauen zu mir, wofür ich Ihnen eine tiefe Verbeugung im Herzen mache, oder — doch dies will ich Sie lieber rathen laſſen.

Beſtimmen Sie ſich nur bald zur Reiſe nach Erfurt, ehe meine Ferien verlaufen, und geben Sie mir bald hierüber Nachricht. Tauſend Grüße an Ihre liebe Gattin. Ich bin von ganzem Herzen der Ihrige ꝛc.

Stuve.

Braunſchweig, 13. Oct. 1792.

Feſt überzeugt, mein verehrungswürdiger theurer Freund, daß Sie mich immer noch ein Bischen lieb haben und daß Ihnen mein Schickſal nicht ganz gleichgültig iſt, habe ich Ihnen lange ſchon einmal von mir Nachricht geben wollen. Es liegt eine wichtige Art von Erheiterung für mich darin, in der Lage, in welcher ich mich befinde, an meine alten bekannten Freunde und die Stunden eines lehrreichen, vertrauten, herzlichen Umgangs, die ich mit ihnen und durch ſie genoß, zurückzudenken. Sie werden ſich das ſelbſt wohl erklären können, wenn ich Ihnen ſage, daß auf einer Reiſe von einem Jahre durch Deutſchland, die Schweiz und Italien, wovon ich das letzte Vierteljahr ganz zur See zubrachte und mich einige Zeit in Malaga und Cadix aufhielt, ich ohne einige Nachricht von dem Uebelbefinden meiner Frau, ſie bei meiner Rückkunft in einem hoffnungsloſen Zuſtande antraf und drei Wochen ihren ſchrecklichen Todeskampf mitanſehen mußte. Sie war das treueſte, edelſte Weib, das mich nur zu ſehr liebte, und die das ganze Glück meines Lebens war und machte. Ich darf und mag Ihnen weiter nichts darüber ſagen. Sie können leicht denken, in welchem Zuſtande, in welcher Gemüths-Verfaſſung bei meiner ohnedem immer noch ſehr ſchwachen Geſundheit und äußerſt großen Empfindlichkeit ich mich befunden habe und noch befinde. Den Sommer über habe ich doch noch erträglicher exiſtirt als jetzt — denn ich lebte in Geſellſchaft von Langens, hatte immer mein einziges Kind um mich und genoß ſtets auf einem Garten vor dem Thore der freien Luft. Nun lebe ich aber auf einmal ganz iſolirt zwiſchen 4 Wänden ohne andere Zerſtreuung und Erheiterung, als die mir meine Berufsarbeit gewährt. Das geſellige Leben iſt inſonderheit unter uns ſogenannten Gelehrten in Braunſchweig gar wenig erbaulich und freudebringend. Wir wiſſen einer von dem Andern kaum etwas mehr, als wir aus den Meßkatalogen oder der Literatur-Zeitung erfahren. Denken Sie ſich alſo ſelbſt, wie einem armen Einſiedler, der an einen ſüßen und vollen Genuß häuslicher Freuden gewöhnt war, zu Muthe ſeyn muß. Um etwas Stoff der Erheiterung aufzufinden, ſchweift meine Phantaſie in der Vergangenheit umher — nicht in der nächſten, weil die Bilder derſelben die Wehmuth nur verſtärken — ſie ruft das Andenken der kleinen Zahl edler würdiger Menſchen zurück, mit denen ich in meinen jüngern Jahren in einer nähern und trautern Verbindung und Bekanntſchaft ſtand. So ſtellte ſie mir ſchon dieſen Sommer Ihr und unſeres Löfflers Bild ſo lebhaft dar, daß ich in große Verſuchung gerieth, eine Reiſe nach Jena und Gotha zu machen. Umſtände verhinderten es — aber ſollte ich noch einige Jahre leben, ſo führe ich den mir höchſt angenehmen Plan gewiß noch aus. Das, was mir mein Schickſal am allerſchwerſten macht, iſt, daß ich nicht mit anhaltender Anſtrengung arbeiten kann und darf. Obendrein bin ich bei allen den ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, zu denen ich ſonſt wohl noch Neigung und einigen innern Beruf hätte, zu hypochondriſch ängſtlich und gewiſſenhaft. Dieſes habe ich inſonderheit dieſe Zeit durch, bei einer ſchriftſtelleriſchen Fehde mit unſerm Freunde Rehberg erfahren. Seine Schrift, Prüfung der Erziehungskunſt, hat mich zu derſelben veranlaßt. Ich bin erſtaunt, daß ein Mann über Dinge, die er ſo ganz und gar nicht verſteht, und wovon er ſich nach Willkür und Phantaſie Begriffe ſchafft und feſtſetzt, in einem ſo entſcheidenden Tone und mit einer ſo höhniſchen Verachtung vieler verſtändigen braven Menſchen, die er ſchlechterdings nicht kennet, zu ſchreiben im Stande iſt. Ein Schriftſteller, der ſich ſo in die Bruſt wirft, wie Hr. *Rehberg*, immer rechts und links Lehren austheilt und auf Charakter-Würde etwas zu halten vorgiebt, ſollte ſelbſt doch wohl mit etwas mehr Bedacht und Ehrlichkeit zu Werke gehen. Er hat ſich durch ſeinen abſprechenden ſchneidenden Ton ſo furchtbar gemacht, daß man, wie es ſcheint, Bedenken trägt, ihm zu widerſprechen, — gerade deswegen habe ich mit aller Schärfe wider ihn zu ſchreiben für Pflicht erachtet, ob wir gleich in einem ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſe ſtanden. Seine neuliche Recenſion der *Kniggeſchen* Schrift hat mir ebenfalls höchſt mißfallen. Wie unwürdig und ungerecht iſt es in unſern Zeiten, durch Konſequenzmacherei einen Schriftſteller als Aufruhr-Prediger anzuklagen! Wie ſchlau und wie feindſelig iſt die Recenſion aber zu dieſem Zweck eingerichtet! Was ſoll durch ein ſolches Verfahren gewonnen und gebeſſert werden? Es iſt ſelbſt aller Klugheit zuwider — und hat Jemand auch noch ſo viel äußern und innern Beruf, ein ſogenannter Ariſtokrat zu ſeyn, ſo kann er ja doch dabei ein wenig gerecht und nicht ganz unedel ſeyn oder ſcheinen, — denn durch das Gegentheil davon verurſacht er ja nur gerechte Erbitterung, und macht die ehrlichen ſchon halbwankenden Anhänger ſeiner Partei vollends abwendig. Wie kann ferner ein vernünftiger Menſch in unſern Tagen behaupten, der *frei angeworbene Soldat* gehe muthig und froh in den Krieg, wie kann er die *Rechtmäßigkeit* und *Regelmäßigkeit* als Gründe anführen, warum der Kriegsſtand weniger drückend und weniger in Rechnung zu bringen iſt? Methode im Morden iſt ja noch keine Rechtmäßigkeit oder Regelmäßigkeit. Wie könnten die Statt finden bei Begebenheiten, die von der elenden Willkür eines elenden herrſchſüchtigen Menſchen oder wohl gar eines betrogenen beſtochenen Miniſters oder einer H. abhängen?

Man darf nur Friedrichs Geſchichte des 7jährigen Krieges leſen.

Es thut mir ſehr leid, daß die A. L. Z. durch dergleichen unwürdiges und ſchädliches Deraiſonnement ſo entweihet wird. Deshalb verzeihen Sie meinen Eifer. — Ich wünſche, weiß Gott, keine Revolutionen in unſerm Vaterlande, tumultuariſche mein' ich; bin aus Grundſatz und Temperament für Ruhe und Friede geſtimmt, aber ich liebe auch Wahrheit, Gerechtigkeit, Freimüthigkeit, und wünſche von Herzen das Glück meiner Mitmenſchen. So war ich immer, und daß ich ſo blieb und immer feſter darin wurde, bewirkten mit Ihr Unterricht und Ihr Beiſpiel.

Meine Schrift über die anſchauende Erkenntniß, die ſowohl beſonders verkauft wird, als einen Theil des Reviſions-Werkes ausmacht, iſt eben ſo wenig als mein Lehrbuch der Kenntniß des menſchlichen Körpers in der Lit. Zeit. erwähnt.

Sie nehmen es doch wohl nicht übel, daß ich Sie unter die neuen Erzieher rechne, und Ihren Namen zwiſchen Baſedow, Gedike, Reſewitz, Rochow, Campe ſetze. Haben Sie dieſen Brief bis ans Ende durchgeleſen, ſo danke ich für Ihre Geduld. Es bedarf keiner andern Antwort, als daß Sie mich gelegentlich einmal wiſſen laſſen, daß Sie geſund und vergnügt leben. Wenn mein Huſten fortfährt, mich ſo zu quälen, als jetzt, ſo iſt dies ſicher mein letzter Brief an Sie. Ihrer Frau Gemahlin ꝛc.

Ihr ganz eigner ꝛc.

Teller.

Berlin, 27. Januar 1798.

Wie ſehr freue ich mich über Ihre ſo herzliche und ſo lebhaft geäußerte Theilnehmung an dem Regierungs-Anfang unſeres Königs! Er iſt ganz des Wunſches werth, den Sie für ihn thun; — geht einen ruhigen, leidenſchaftsloſen, aber feſten Gang, und wird gewiß nicht ſo leicht den Cabalen, die auch wohl um Ihn her geſpielt werden, unterliegen. Sorgen Sie auch nicht, wenn Sie hören, daß er krank iſt; er hat eine Art von Maſern, die man bei uns die Ritteln nennt, iſt aber auch ſchon wieder in der Beſſerung.

Unterm 12. Jan. hat er (wovon Sie bei Abgang Ihrer Zuſchrift wohl noch nichts haben wiſſen können) Miniſter Wöllnern und Verbündeten (vid. A. L. Zeit. 411. v. J.) ein neues

Schrecken eingejagt. Dieſer hatte ſich angemaaßt, in einer eigenhändigen Ordre des Königs ſein Religions-Edict einzuſchieben, — weiß der Himmel, wer es dem Könige hinterbracht hat, — genug, am 10. kam eine Ordre an das Oberconſiſtorium, zu berichten, was das Oberconſiſtorium bewogen habe, in ſeinem Reſcript an die Provinzial-Conſiſtorien des Edicts Erwähnung zu thun, da er doch nicht glaubte, die geringſte Veranlaſſung dazu gegeben zu haben. Dies mußte denn Wöllner uns publiciren. Wir antworteten, der Hr. Miniſter des geiſtlichen Departement habe es uns ſo vorgeſchrieben, ob es nun gleich uns auch befremdend geweſen, ſo hätten wir doch ihm als Vorgeſetzten darin folgen müſſen. Er berichtet nebenher ſelbſt, bittet um Verzeihung, wenn er geirrt habe, und um Erklärung, wie es mit dem Religions-Edict ferner gehalten werden ſolle? Da erfolgt denn am 12. ein langer, bitterer Verweis, von welchem ich gern eine Abſchrift beilegte, wenn ich gleich einen ſichern Abſchreiber um mich hätte, und nicht ſchnell zu einer Introduction abreiſen müßte.

Das Weſentlichſte war: „Ihr habt meine Worte ſehr willkürlich ausgelegt und einer geſunden Logik ganz zuwider. Ihr werdet auch daraus erſehen, wie nöthig es ſey, zu allen Verordnungen ſtets mit Euren geſchäftskundigen und wohlmeinenden Räthen, an welchen es in Eurem Departement nicht fehlt, zu conferiren, wie es der verewigte Münchhauſen that, der doch eher als viele Andere ſich auf ſein eigenes Urtheil hätte verlaſſen können. Zu ſeiner Zeit war noch kein Religions-Edict, aber gewiß mehr wahre Religion und weniger Heucheley als itzt. Sie iſt überhaupt die Sache des Herzens und der Ueberzeugung ꝛc. „Wenn Ihr“ war der Schluß „nach ächt proteſtantiſchen Grundſätzen bei Leitung eures Departements verfahren werdet, wenn Ihr Kirch- und Schulämter mit geſchickten rechtſchaffenen Leuten beſetzen werdet ꝛc., ſo wird ſich der Geiſt der Religion unter allen Volksklaſſen verbreiten ꝛc.“

Wollten Sie etwas davon, vielleicht beſonders da, wo ich von Heuchlern rede, hintennach ins Publicum bringen, ſo traue ich im Voraus Ihrer Weisheit die beſte Wendung zu, um nicht gegen mich als den Einſender Verdacht zu erregen.

Sey es nun auch Ihr voller Ernſt, vortrefflicher Mann, uns dieſes Jahr zu beſuchen; nur wünſchte ich, daß es in der Leipziger Oſtermeſſe geſchehen könnte. Dann prata rident und Ihre vielen Freunde und Verehrer ſind noch Alle beiſammen.

Späterhin wallfahrten ſie, der Eine da-, der Andere dorthin. Mit größter Hochachtung Ihr ꝛc.

Tennemann.

Marburg, 15. März 1809.

Ich hatte mich kurz vor der Ankunft Ihres mir höchſt theuren Briefes viel mit dem Profeſſor Bucher über Sie unterhalten, und mich ſehr gefreut, daß Sie jetzt, ſelbſt in dieſen unruhigen Zeiten eine dauerhaftere Geſundheit genießen, als es in vielen Jahren der Fall in Jena geweſen war; die eben geendete Lectüre des neueſten Meß-Katalogs hatte mich mit Liebe, Hochachtung und Bewunderung von neuem erfüllt, daß Sie den Stunden, die Ihren vielen Berufsarbeiten gewidmet ſind, ſo viele Muße abzugewinnen wiſſen, um die gelehrte Welt mit ſo vielen trefflichen Werken zu beſchenken. Ihr Brief langte an; er wurde begierigſt geleſen. Ich weiß Ihnen für die liebevolle Theilnahme an dem Schickſal Ihrer Marburger Freunde und Verehrer nicht genug zu danken. Sie hat mich nicht wenig beruhigt, aufgeheitert und geſtärkt, und ich werde das Document, in welchem ſie ausgeſprochen iſt, ſtets als ein Heiligthum der Freundſchaft bewahren.

Unſere Lage hat ſich ſeitdem, wie Sie ſchon aus der Bekanntmachung, die ich auch zum Einrücken in das Intelligenz-Blatt nach Halle ſchickte, noch ausführlicher aber von dem Profeſſor Bucher erfahren haben werden, auf eine unerwartet günſtige Weiſe geändert. Jedoch ſind die Beſorgniſſe, wenn man aufrichtig ſeyn will, nur für den Augenblick gehoben. Denn ſo lange wir nicht aus des Königs Munde die Beſtätigung von dem, was uns zugeſichert worden iſt, erhalten haben, oder die Organiſation der ſämmtlichen Univerſitäten des Königreichs vollendet iſt, ſo lange ſcheint mir die Exiſtenz der Univerſität auch noch nicht außer aller Gefahr. Doch ſelbſt die Exiſtenz könnte man ihr laſſen, ſie aber durch die entzogene Unterſtützung in ſich ſelbſt hinſinken und an dem marasmus senilis ſterben laſſen. Denn es thut ihr noch an ſehr Vielem Noth, und ſie muß völlig reſtaurirt werden, wenn ſie empor kommen und ſich halten ſoll. Ob wir aber dieſe thätige Hülfe uns verſprechen dürfen, weiß ich nicht. Der König hat ein gutes Herz, davon bin ich mit Ihnen überzeugt, aber es bleibt auch wahr: Niemand kann zweien Herren dienen. Doch wie es auch kommt, ich bin auf alle Fälle gefaßt, und ſehe meinem Schickſal um ſo ruhiger mit meinen Freunden und Collegen entgegen, da der edle Johannes von Müller ſchon im Voraus verſichert hat, daß für jeden Einzelnen ſo gut als möglich geſorgt werden ſolle. Und vielleicht findet ſich einmal wieder ein anderer Kreis, der für mein Wirken beſtimmt iſt.

Ueber den Tod des Rath Lenz habe ich mich ſehr betrübt. Ob ich gleich nicht zu dem Zirkel ſeiner engen Freundſchaft gehörte, ſo liebte und ſchätzte ich ihn doch ungemein. Er gehörte zu der Zahl der Edlen, die der Menſchheit Ehre machen. Gewiß, von einem ſolchen Freund und Schüler getrennt zu ſeyn, iſt für Sie ein groſer Verluſt, den auch die kritiſchen Zeiten, in denen wir leben, nur etwas mildern können. Auch der Tod Ihres Eberhard hat mir wehe gethan. Doch wer wollte nicht das Loos dieſer Edeln preiſen in dieſen unſeligen Zeiten. Ihr Geiſt lebet und wirket noch unter uns fort, und hat nicht mehr zu kämpfen mit den feindſeligen Kräften, die ihr Leben hemmten und ſtörten. Daß dem ſeligen Eberhard die Recenſion ſeines letzten Werkes die letzten Augenblicke ſeines Lebens nicht verbittert hat, gereicht mir zu groſer Beruhigung, und es freut mich, daß der Mann ſeinen philoſophiſchen Charakter ſtandhaft behauptet, und auch auf dem Krankenlager ſtark gegen die Anwandlungen der Eigenliebe, Wahrheit höher ſchätzte als ſein perſönliches Intereſſe.

Als ich kürzlich den Februarheft der A. L. Z. durchblätterte, wurde ich angenehm überraſcht, als ich eine ausführliche Recenſion von dem 7ten Bande meiner Geſchichte der Philoſophie fand. Ich bin ſehr geſpannt auf die Lektüre derſelben, da es ſcheint, als wäre der Recenſent nicht mit der Darſtellung der Plotiniſchen Philoſophie zufrieden, von welcher ich bisher nicht ohne Einſtimmung einiger Gelehrten glaubte, daß ſie nicht mißrathen ſey. Sobald ich von der Expedition mein Exemplar bekomme, wird es meine angelegentliche Sorge ſeyn, mich mit den Geſichtspunkten und Gründen des Recenſenten bekannt zu machen, wozu ich noch keine Gelegenheit hatte.

Es ſind plötzlich in unſerm Departement Unruhen ausgebrochen, welche die Freunde der Ruhe und des öffentlichen Wohls in groſes Schrecken ſetzten, und auch für die Stadt Marburg gefährlich werden konnten. Doch die Gegenwart des Geiſtes unſeres Königs hat ſie in der Geburt erſtickt, ſo daß nur wenig Blut gefloſſen iſt. Die Ruhe iſt, ſo viel wir wiſſen, jetzt ſchon wieder hergeſtellt. Uebrigens hat dieſer Lärm die frühere Abſendung dieſes Briefes verhindert.

Nebſt vielen Empfehlungen ꝛc.

Marburg, 6. April 1812.

»Ihr Brief, welchen ich durch den Profeſſor Niemeyer erhielt, hat mir viel Freude gemacht, beſonders durch die Gewißheit, die er gewährte, daß Sie geſund und wohl ſind, daß Sie eine verhängnißvolle Zeit abermals glücklich zurückgelegt, und bei der Nähe des Kriegsgetümmels doch weiter keinen Nachtheil empfunden haben, als was bei ſolchen Scenen, welche Sie in Ihrem Briefe erzählen, unvermeidlich iſt. Seit dem März verweilte der Gedanke mit Beſorgniß bei Ihnen und andern Freunden in der Ferne, die dem Kriegsſchauplatz nahe waren. Dank der Vorſehung, daß die Gefahr vorbei gegangen iſt! Wann wird doch einmal die erſehnte Zeit kommen, wo Europens Völker im Beſitz des Friedens die Wehthaten des Krieges vergeſſen, und ſich ihres Wirkens erfreuen können!

Die Nachricht, welche Sie mir von der durch die Zeitumſtände abgenöthigten Suspendirung der Honorar-Zahlungen gaben, habe ich den hieſigen Mitarbeitern der A. L. Z. ſogleich mitgetheilt. Sie konnte uns eigentlich nicht befremden, denn es war nichts anderes zu erwarten; gleichwohl war ſie den meiſten nicht lieb. Dieſes iſt auch wieder ganz natürlich. Denn die meiſten Quellen des Einkommens verſiegen nach und nach, oder ſind ſchon ausgetrocknet. Mancher hatte darauf gerechnet, und es konnte nicht anders als unangenehm ſeyn, auch dieſe Hoffnung vereitelt zu ſehen. Doch es iſt ja nur ein vorübergehendes kleines Uebel, welches ſich wohl ertragen läßt. So freut mich nur, daß Ihr Inſtitut in den Stürmen der Zeit ſich erhalten hat, und wollen wir ihm bald günſtigere Ausſichten wünſchen. Der neue College Niemeyer ſcheint ein wackerer talentvoller Mann zu ſeyn, deſſen Acquiſition unſerer Univerſität angenehm ſeyn muß. Bis jetzt ſcheint es ihm bei uns wohl zu gefallen. Er hat, wo ich nicht irre, dieſe Woche ſeine Vorleſungen über die Rechtsgeſchichte angefangen. Die Zahl der Inſcribirten hat dieſe Oſtern unſere Erwartung übertroffen. Es fehlen nur einige an der Zahl vierzig. Im vorigen Jahre ſchrieb mir Barth, daß Sie mein Compendium der Geſchichte der Philoſophie nicht ganz ungünſtig aufgenommen. Sie können leicht denken, daß mir dieſes ſehr ſchmeichelhaft war. Denn ſo ſehr ich auch überzeugt bin, daß es noch ſehr unvollkommen iſt, ſo bin ich doch nicht frei von der gewöhnlichen Schwachheit der Väter, daß ſie auch ihre ungerathenen Kinder noch lieben. So iſt auch mein Buch, wo nicht ungerathen, doch nicht gerathen. Aber gleichwol kann ich meine Hand nicht von ihm abziehen, ſondern möchte es gern noch ſo weit erziehen, daß man ihm ſeiner Fehler ungeachtet noch ein Plätzchen in der großen Welt gönnt. Dahin möchte ich auch Ihr Urtheil deuten, und irre ich mich nicht, ſo iſt der Umſtand, daß Sie dieſes Buch bei Ihren Vorleſungen über die Geſchichte der griechiſchen Philoſophie zum Grunde legten, eine Beſtätigung. Wenn Sie mich mit den Bemerkungen, welche Sie bei dieſem Gebrauch zu machen Gelegenheit gehabt haben, bekannt machen wollten, ſo würde ich dafür ſehr verbunden ſeyn, und mich beeifern, Ihre Belehrungen zur Verbeſſerung einer etwa noch erfolgenden Auflage benutzen. Wird etwa in Ihrer Zeitung eine Anzeige davon bald erſcheinen? Mit Verlangen ſehe ich derſelben entgegen. Sie haben zu Ihrem Exemplare doch das Druckfehlerverzeichniß erhalten? Barth hat mir wenigſtens verſprochen, es meinen Freunden nachzuſchicken. Dieſe Druckfehler haben mich ſehr geärgert, noch mehr darum, weil ſie auf Rechnung eines Doctors der Philoſophie Ihrer Univerſität kommen, der, wie mir Gebauer verſicherte, die Correctur anfangs beſorgte.

Viele Empfehlungen von Ihren Freunden hier, Creuzer, Juſti, Wachler, auch dem Doctor Löbell ꝛc.

Marburg, 9. Febr. 1814.

Die unaufhörliche Einquartierung, welche vom November an bis jetzt mit wenigen Pauſen fortgedauert hat, die beſtändige Unruhe und Spannung, in welche das Gemüth durch die neuen Ereigniſſe und die Erwartung der künftigen geſetzt wurde, hat mich noch nicht dazu kommen laſſen, Ihr mir höchſt ſchätzbares Schreiben vom November zu beantworten. Die Freude, welche mir daſſelbe verurſachte, indem ich von Ihnen ſelbſt vernahm, daß Sie nebſt der Univerſität und Stadt den nahen Kriegsgefahren und den Drohungen des [illegible] Despoten glücklich entgangen waren, und daß die Univerſität von der liberalen Preußiſchen Regierung wieder in integrum reſtituirt worden, kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Welcher Deutſche möchte ſich nicht freuen über die Wiederherſtellung des deutſchen Reichs, welche ſo ſchön mit Vertilgung eines ſchreienden Unrechts beginnt. Ihre Vergleichung des Königs und Königreichs von Weſtphalen mit der Univerſität und den Profeſſoren von Halle war vortrefflich. Ich hätte gewünſcht, Sie hätten die letzte geharniſchte Rede des Königs gehört, die er [illegible] in Marburg in der öffentlichen Oper hielt, als er von Wetzlar auf kurze Zeit wieder in ſeine Reſidenz zurückkehrte. „Die Thoren," ſagte er unter andern, „glauben, das Königreich Weſtphalen ließe ſich durch ein Streifkorps wie eine Priſe Schnupftabak „(hier wurde die geiſtreiche Vergleichung durch die zugehörige Handlung verſinnlicht)" wegblaſen. Nein, das Königreich iſt an Frankreich geknüpft, das mächtigſte Reich der Welt!" Und kaum vierzehn Tage darauf war es doch aufgelöſt! Auf ſeiner erſten Flucht hatte ein Bauer in der letzten Poſtſtation vor Marburg ſich geweigert, Vorſpann zu leiſten mit den Worten: „Der König kann ja wohl einmal zu Fuße gehen." Darüber war der König gewaltig entrüſtet, und forderte vom Präfekten, er müſſe herausbringen, welcher Bauer dieſes geſagt, damit er noch deſſelbigen Tages erſchoſſen werde; wo nicht, ſo werde er das ganze Dorf Schönſtädt an allen Ecken anſtecken laſſen. Das erſte geſchah, ohne daß der Bauer füſilirt wurde, weil er das Factum nicht ſo, wie es erzählt wurde, eingeſtand, und die Bewohner des Dorfes verhüteten die ſchreckliche Execution durch einen Fußfall. Doch kann ich das letzte nicht ſo verbürgen, als das erſte. Ehe noch der König das Königreich zum letztenmale verließ, wurde noch Befehl gegeben, das Schloß zu Marburg, deſſen Befeſtigungswerke 1806 auf Napoleons Befehl zerſprengt worden waren, in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Eiligſt wurden Bruſtwehren von den Steinhaufen errichtet, Wege zugeworfen — wozu mehrere hundert Bürger und Bauern aufgeboten wurden. Die Flucht des Königs machte dem tollen Unternehmen ein Ende. Die Empfindungen, von welchen alle ehrlichen Deutſchen ſich durchdrungen fühlten, als die ſichere Nachricht von der Schlacht bei Leipzig und dem Rückzuge der Franzoſen, zu uns kam, laſſen ſich gar nicht beſchreiben, ſo wenig als die Freude, als wir unſern alten Landesfürſten und den allgemein geliebten Kurprinzen wieder in unſerer Mitte ſahen. Der Enthuſiasmus iſt bei Vielen zwar ſehr abgekühlt, weil ſie unmögliche Dinge und goldene Berge ſich verſprochen hatten, ohne auf das Alter und den Charakter des Fürſten, noch auf die ſchwierigen Zeitverhältniſſe, noch auf die erſten drückenden Bedürfniſſe, nicht des Landes, ſondern der Zeit Rückſicht zu nehmen. Indeſſen iſt doch den Meiſten die Gewißheit von der Errettung aus fremder Herrſchaft und die Hoffnung einer beſſern Zukunft, und der feſte Wille, der guten Sache alle Opfer zu bringen, die nur möglich ſind, geblieben. Wenigſtens kann es Niemanden, der noch etwas Höheres als das Leben anerkennt, gereuen, gerade jetzt gelebt zu haben; man muß ſich vielmehr ungeachtet aller Bedrängniſſe freuen über den hohen Enthuſiasmus und den Aufopferungsgeiſt für eine gute Sache, deſſen man unſer Zeitalter gar nicht für fähig gehalten hatte. Wer hätte eine ſolche Energie des Geiſtes, eine ſolche edle Reſignation und beſonders auch eine ſolche Religioſität, und zwar gerade in demjenigen Staate erwartet, welcher die Aufklärung und die Irreligioſität am meiſten ausgebreitet hat, erwarten ſollen? Dieſes ſcheint mir die ſchönſte Widerlegung von **Theobuls Gaſtmahl** zu ſeyn — ein Buch, welches von einem Proteſtanten herrühren ſoll, und die Proteſtanten, weil ſie ohne Religion ſind, gutmüthig in den Schafſtall der katholiſchen Kirche eintreiben will. Das Loos unſerer Univerſität iſt noch nicht entſchieden, ob nämlich der Kurfürſt das Perſonale und die Inſtitute in dem Stande, wie ſie unter dem Königthume waren, laſſen wird, oder nicht. Nach dem von ihm ſo vielfältig ausgeſprochenen Grundſatze, daß dieſe ganze Regierung als nicht vorhanden betrachtet wird, und alles, wie es im November 1806 war, eingerichtet werden ſoll, dürfte ein großer Theil von den Hoffnungen, die Sie hegten, verſchwinden. Vielleicht kommt indeſſen ein Umſtand, daß von den zwei Landes-Univerſitäten, die der Kurfürſt ehedem hatte, eine völlig eingegangen iſt, der noch beſtehenden zu Statten, daß ſie ſich, ungeachtet des Syſtems der Sparſamkeit, etwas mehr erheben kann. Die Entſcheidung wird nun wahrſcheinlich bald erfolgen.

Im December hatte ich das Vergnügen, Ihren Herrn Sohn hier zu ſehen. Er kam aus den Rheingegenden, weil ihn der Krieg an der Ausführung ſeines weiteren Planes hinderte, und ging, nachdem er und ſeine Gemahlin am 9. Dec. eine Kunſtdarſtellung mit vielem Beifall, freilich vor einem minder zahlreichen Publikum, als zu andern Zeiten geweſen ſeyn würde, gegeben hatte, nach Kaſſel ab. Die Empfehlungen, welche mir Ihr Herr Sohn an Sie aufgetragen hat, kommen gewiß nun viel zu ſpät.

Sie haben wohl gethan, daß Sie die Stelle in der Recenſion des Phädon geſtrichen und ſie dadurch weniger unvollkommen gemacht haben, wofür ich Ihnen herzlich danke. Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie in Altona, was ich nur einſchicke, vertilgen, was an das Tageslicht nicht kommen darf. Die Anzeige der Heindorfſchen Ausgabe von Platons Dialogen zu übernehmen, traue ich mir nicht recht zu. Es gehört dazu eine größere Sprachkenntniß, als ich beſitze. Ich wünſchte, Sie möchten dieſe Arbeit dem Profeſſor Diſſen in Göttingen auftragen, einem jungen Gelehrten, der ungeachtet ſeiner Dürftigkeit durch ſeinen Geiſt und Gelehrſamkeit viel verſpricht. Er hat ſich den innern Bau der griechiſchen Sprache vorzüglich zum Gegenſtande ſeines Forſchens gemacht, und iſt kein Fremdling in der Platoniſchen Philoſophie. — Auf Oſtern wird wieder ein Band meiner Geſchichte erſcheinen, und vielleicht in dem künftigen Jahre die zweite Auflage von dem Compendium. — Bald werden die Ausſichten für die Literatur erfreulicher werden.

Gott erhalte Ihre Geſundheit. Behalten Sie lieb Ihren ꝛc.

Thibaut.

Heidelberg, 28. Febr. 1812.

Sie wiſſen, mein verehrteſter Freund und Gönner, daß ich in meinem ganzen Leben Sie noch nicht ein einziges Mal zu einem votum pro amico zu ſtimmen geſucht habe. Daher werden Sie auch gewiß von der praesumtio boni viri ausgehen, wenn ich Sie ergebenſt bitte, die beikommende Schrift meines würdigen Collegen Naegele einem wohlwollenden und geſchickten Recenſenten zur baldigen Critik zu übergeben. Der Verfaſſer derſelben verdient als thätiger, rechtlicher und ſehr geſchickter Arzt alle mögliche Aufmunterung, zumal in ſeiner hieſigen Lage. Denn da ihn die Regierung zum Director des hieſigen Accouchements erhoben hat, ſo iſt der medicíniſche Pöbel (d. h. hier, wie faſt überall: ⅞ von 1) recht eifrig darauf bedacht, ihm etwas anzuheften, und deshalb zweifle ich gar nicht, daß dieſer oder jener ſeiner werthen hieſigen Amtsbrüder ihm ſchnell als Anonymus in irgend einer Zeitung einen Gnadenſtoß zu verſetzen ſuchen wird, zumal da es hier, unter dem Vorblaſen illüſtrer Perſonen, recht zur Mode geworden iſt, auswärts abzuſchlachten und durch ſeine Knappen abſchlachten zu laſſen, was man hier nicht leiden will oder kann, ſollte auch der Schlächter nur ein Jude ſeyn. Sie ſelbſt werden ſchon viel der Art gemerkt haben.

Zu dieſer meiner Bitte füge ich nun noch die Verſicherung hinzu, daß ich ganz mit alter Verehrung und Ergebenheit Ihnen lebenslänglich angehören, und ſtets die wärmſten Wünſche für Ihr Glück hegen werde. Möchte der Himmel doch auch unſern theuern Griesbach noch lange erhalten. Er iſt es vor Allen, den ich Ihnen zum ſteten Lebensbegleiter wünſche. Für mich erbitte ich mir Ihre alten wohlwollenden Geſinnungen zur fernern Fortdauer, und die Ueberzeugung, daß ich zu Ihren Sie innigſt verehrenden treuen und redlichen Freunden gehöre. Ganz der Ihrige ꝛc.

Tittmann.

Leipzig, 6. Juni 1817.

Die im Nr. 109 der Halleſchen A. L. Z. enthaltene Recenſion eines meiner akademiſchen Programme, veranlaßt mich, Ew. Wohlgeb. die ſpätern Schriften zuzuſenden, um ſie, nachdem Sie ſich, warum ich gehorſamſt bitte, die Mühe gegeben haben, jenes Programm mit der Recenſion zu vergleichen, demſelben oder einem andern Recenſenten zu übergeben. Die Stimme des Publikums, welche doch großentheils von den Recenſionen abhängt, iſt mir keinesweges gleichgültig; aber ich weiß auch, daß ich für meine Perſon am wenigſten dabei verliere, wenn das ſo wohlthätig wirkende Inſtitut, durch deſſen Leitung Ew. Wohlgeb. ſich ſchon ſo große Verdienſte erworben haben, auf eine ſolche Weiſe gemißbraucht wird. Auch glaube ich nicht, daß wenn die Beförderung gewiſſer Ideen, gegen welche ich zu wirken mich für verpflichtet halte, zu den eignen Zwecken deſſelben gehören ſollte, eine ſolche Art, von einer bloßen akademiſchen, nicht für das größere Publikum beſtimmten kleinen Schrift, mit ſolcher Haſt Notiz zu nehmen, und dabei ſich die gehäſſigſte Darſtellung zu erlauben, der Sache, welche man für gut hält, förderlich, und derjenigen, welche ich für gut halte, nachtheilig ſeyn werde.

Die große perſönliche Hochachtung, welche ich gegen Ew. Wohlgeb. hege; denn wie viel verdanke ich Ihren Schriften — erlaubt mir nicht zu zweifeln, daß Sie die Abſicht dieſer offenen Mittheilung nicht verkennen werden.

Genehmigen Sie die Verſicherung dieſer meiner aufrichtigen Hochachtung ꝛc.

Uhden.

Berlin, 3. April 1812.

Gern benutze ich die Gelegenheit, bei Ew. Wohlgeb. mein Andenken zu erneuern und Ihnen meine Ergebenheit zu verſichern, und erfülle den Wunſch eines wackern Reiſenden, den ich im Vertrauen auf Ihre Güte hiermit zu Ihnen einführe. Es iſt der Regierungsrath Herr Graff aus Königsberg in Preußen, der Ihnen dieſe Zeilen überbringt und im Begriff iſt, aus eignem Triebe eine pädagogiſche Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz zu unternehmen. Ew. Wohlgeb. empfehle ich dieſen braven geiſtreichen Mann beſonders, und bitte Sie recht angelegentlich, ihn mit Ihrem einſichtsvollen Rath und auch mit Empfehlungen für ſeine Reiſe gütigſt zu unterſtützen.

Unſere hieſigen Anſtalten gedeihen herrlich; die gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſe werden noch größern Segen für uns herbeiführen. Die Statuten der Akademie der Wiſſenſchaften ſind erſchienen, bald werden auch die der Univerſität publicirt werden. Der wackere Boeckh bearbeitet einen Plan zu einem philologiſchen Seminario bei der Univerſität, welches unter ſeiner Leitung bald eröffnet werden ſoll. Unſere Studenten ſind fleißig, und die Hauptſtadt wirkt, welches vorauszuſehen war, wohlthätig auf äußern Anſtand.

Meine herzlichſten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin. Mit inniger Verehrung rc.

Vater.

Halle, 27. Jan. 1795.

Verehrungswürdiger Herr Hofrath! Nicht etwa, um Sie wieder an die verſprochene Recenſion gehorſamſt zu erinnern, beläſtige ich Sie ſchon wieder mit einem Briefe; ſondern um Sie um etwas zu bitten, das ich dabei wünſchte. Bei der jetzigen Lage der Sache mit Herrn Buhle, bitte ich recht ſehr um eine Erklärung über meinen Ton gegen Herrn Buhle, den ich in meiner Schrift führte, und den Sie in Ihrem gütigen Schreiben ja ſelbſt nicht tadeln. Wäre es möglich, ſo bäte ich auch bei Darſtellung der Abſicht, die ich bei der Schrift hatte, um Darſtellung meines Begriffs von Eigenthum in einer eigentlich kritiſchen Schrift, das iſt — eigne Urtheile. Dieſe hatte Herr Buhle nicht, das meinte ich. Da ich davon ſelbſt in meiner Vorrede geſprochen habe S. 2: ſo dürfte dies nicht am unrechten Orte ſeyn, und ich würde dieſe beiden neuen Beweiſe Ihres Wohlwollens mit dem verbindlichſten Danke immer erkennen. Auch bitte ich, wenn Sie die Voll. IV. der Buhleſchen Ausgabe recenſiren laſſen, um einen Mann, der auch mir Gerechtigkeit widerfahren läßt, und der in den Begriffen von Eigenthum mit mir einſtimmt, nicht bloß Noten abſchreibt. So wie mir alle meine hieſigen Gönner vor einiger Zeit zur Antikritik riethen, ſo rathen ſie mir jetzt zum Schweigen. Was rathen Sie mir? Hätte ich nur einen Mann von Gewicht ſo zum Gönner, daß er einige Zeilen von mir durch ſeine Unterſchrift beſtätigte, ſo würde ich dieſe gern als Antwort drucken laſſen. Wahrlich ich bin gekränkt, und meiner Sache ſo gewiß, denn Herr Buhle wollte ja vorher ein großer Criticus ſeyn, eine neue Recenſion des Textes geliefert haben; aber an bloßen Bitterkeiten liegt mir nichts, da die Sache auf dieſe Seite gedreht iſt. Einer der Herren Redacteure Ihrer Zeitung hatte meine Antikritik mit einem ſchönen, ſehr dankenswerthen Zuſatze vermehrt. So ſehr ich dies nun mit Dank erkenne, ſo giebt mir das doch auch Anlaß, da er einer der erſten anzüglichſten Ausdrücke war, um Unterſtützung von ihrer Seite zu bitten, und Ihnen nochmals mein Wohl ans Herz zu legen. Eine recht baldige Recenſion dient gewiß hierzu, ich bitte Sie, vergeſſen Sie nicht Ihres ꝛc.

Altenburg, 27. April 1799.

Auch wenn nicht eine Menge von Ereigniſſen ſeit unſerer Abreiſe von Jena mein Auge fortdauernd auf Jena richteten, ſo würde mich demungeachtet, ſchon während meiner kurzen Abweſenheit, mein dankbares Andenken ſchon oft zu den Männern zurückgeführt haben, deren ſchätzbarem Umgange ich ſo manche Belehrung und angenehme Unterhaltung verdanke. Es iſt mir daran gelegen, Ihnen mein Gefühl für den Werth dieſes Umganges auch einmal ſchriftlich zu verſichern. Uebermorgen reiſe ich von hier in Dresdens ſchöne Gegenden ab, zu den Schätzen der Kunſt, und in den Cirkel meiner lieben Verwandten. Am Anfange dieſer Woche war ich in Leipzig, und habe da mehrere Stunden mit Profeſſor

Wohl verlebt, den ich noch nie ſo wohl, und auch noch nie in der Hoffnung einer feſten Geſundheit deſſelben beſtärkter ſahe, als jetzt. Es iſt mir die innigſte Freude, meine beiden verehrungswürdigen Lehrer, Sie, theurer Herr Hofrath und Profeſſor Wolf, jetzt geſunder als jemals zu wiſſen. Von den Kindern meines Studiums werden Sie das Hebräiſche Leſebuch vom Buchhändler Cruſius erhalten. Vielleicht daß Sie die Güte haben, es dem Recenſenten meiner Sprachlehren, mit welchen es ſehr genau zuſammenhängt, deshalb auch zur Recenſion zuzutheilen; derſelbe wird auch nächſtens ein Exemplar davon beſitzen.

Aber weit mehr iſt mir an dem Schickſale meiner beiliegenden Ueberſicht gelegen. Als der Bearbeiter eines Faches, welches noch ſo ſehr vernachläſſigt liegt, und doch unſere ganze Aufmerkſamkeit verdient, dürfte ich wohl um der Sache ſelbſt willen, um eine ſowohl baldige als billige Beurtheilung bitten. Ich überſehe die Unvollkommenheit meiner Arbeit nicht, aber ich wünſchte um ſo mehr durch eine Art von Magazin eigner und fremder Abhandlungen, die eine Ueberſicht deſſen, was für dieſes Studium bisher gethan worden iſt, gewähren, Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände zu erregen; und ich wünſche nichts mehr, als durch Ihre Güte, in dieſem Wunſche und Beſtreben mich unterſtützt zu ſehen. Sie würden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie die Güte für mich hätten, dieſes Werkchen einem Manne, auf deſſen Billigkeit ich rechnen darf, ohne mit demſelben in irgend einer Verbindung zu ſtehen, zu baldiger Recenſion zu überſchicken; und ich wage es, Ihnen dazu Profeſſor Jakobs oder Rath Lenz zu Gotha vorzuſchlagen, Männer, deren Unpartheilichkeit Sie kennen, und die auch mit meinem Verleger gar nicht liirt ſind. Sie, theurer Herr Hofrath, ſind zu überhäuft von wechſelnden Geſchäften, als daß ich Sie um Ihr ſchriftliches, mir äußerſt ſchätzbares Urtheil bitten könnte; ich verſpare dies bis zur mündlichen Unterhaltung. Aber ich bitte ſie nochmals angelegentlich, ob Sie nicht die Güte haben, dieſes Werkchen vielleicht ſogleich zuſammenzupacken, und an einen jener Männer zur baldigen Beurtheilung zu überſenden. Wenn Sie bei der Vertheilung der neuen Schriften zur Recenſion auf mich Rückſicht nehmen wollen, ſo bitte ich, mir etwas Intereſſantes zu beſtimmen. Ihnen und Ihrer verehrungswürdigen Frau Gemahlin empfehle ich mich zu fernerem Wohlwollen ꝛc.

Halle, 3. Jan. 1800.

„Für Ihre erſte Philippica gegen Herrn Schelling bin ich Ihnen ſehr verbunden; Sie waren ſo gütig, mir auch die zweite zu verſprechen, und gern verwahre ich ſolche Dokumente wahren Witzes. Hier ſagt man ſich, daß Herr Schelling und Madame Schlegel zuſammen fortgegangen ſeien, um zuſammen für die Zeitſchrift für — ſpekulative Phyſik zu arbeiten. Gern möchte ich Sie an mein hebräiſches Leſebuch und eine Recenſion erinnern; jetzt bin ich ja nicht mehr in Jena, und da könnten Sie ſie ja gefälligſt bald von einem der Herrn in Jena liefern laſſen. Meine Hochzeit, da Sie gütigſt darnach fragen, iſt künftige Woche in Altenburg. Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin empfehle ich mich aufs verbindlichſte. Mit wahrer Achtung der Ihrige ꝛc.

Halle, 19. Jan. 1800

„Was Sie mir in Angelegenheiten Ihrer vortrefflichen Zeitſchrift geſchrieben haben, das habe ich auf einem beſondern Blatte beantwortet, und ich füge nur noch hinzu, daß ich vorausſetze, daß ich an die übernommene Ueberſicht und die diesfalls zu recenſirenden Schriften auch Bernhardi's Sprachlehre (Berlin, letzte Michaelismeſſe), anſchließen kann, und daß ich — Sie fragen gütigſt danach, von den Büchern der letzten Michaelismeſſe: Haſſe's Entdeckungen im Felde der älteſten Welt- und Menſchengeſchichte, nebſt Materialien zu einer neuen Erklärung des 1ſten Buch Moſes, (Halle), und etwa Jahns Bibliſche Archäologie, (Wien) zu recenſiren wünſchte. Außerdem aber hat es der Reſt dieſer Blätter blos mit dem gütigen Freunde und mit Ihrer wohlwollenden Anfrage über meine hieſige Lage zu thun. Ich habe — dies iſt ja des Lebens erſtes Gut — eine ſehr liebe, gute Frau, und genieße mit heiterem Sinne der frohen Gegenwart und der frohen Ausſichten für die Zukunft. Meine hieſigen Verhältniſſe ſind ſehr angenehm. Mitten unter mir zum Theil ſehr verehrungswürdigen Männern genieße ich des Umgangs der Freundſchaft und des Zutrauens derer, die ich vorzüglich ſchätze oder liebe. Sie wiſſen, daß man hier in einer ausgedehnteren Stadt, ohne irgend eine Spannung, einander gehen läßt, und ſich am öffentlichen Orte alle Vierteljahre einmal freundſchaftlich ſpricht, wenn man ſich nicht näher an einander angeſchloſſen hat. Und wer ſich an einander angeſchloſſen hat, der ſieht ſich von einem ſinnlichen, nicht wandelbaren Bande umſchlungen. Ich lebe im dieſem Kreiſe durchaus vergnügt. Die theologiſche Fakultät iſt eine kleinere, alſo auch engere Verbindung; in ihr herrſcht eine durchaus gleichförmige Harmonie, bei aller Verſchiedenheit der Meinungen und Temperamente. Als Garçon bin ich oft ausgegangen, jetzt, an mein Haus — und ich beſitze ein eigenes, das, was Dr. Gruner beſaß, am großen Berlin — gebunden, theile ich meine Zeit zwiſchen Arbeiten und traulichen Geſprächen mit meiner Frau, die Abende mit meinen engern Freunden. Meine akademiſchen Beſchäftigungen ſind noch nicht lukrativ, aber ich muß mir erſt ein Publikum für Interpretation, nicht blos grammatiſche Analyſe, der herrlichen Reſte des morgenländiſchen Alterthums bilden, ich habe keines gefunden, habe aber das Vergnügen, daß die für ihr Fach Intereſſirteren ſich allmählig an mich anſchließen, und mich durch ununterbrochene und thätige Erwiederung meiner Bemühungen belohnen. Sie kennen unſern Rüdiger, und Sie ſehen wohl auch noch zuweilen ein Viertelſtündchen in Halle, vielleicht daß Sie die Individualität jenes Mannes und ſein beiliegendes Ragout für einen Augenblick intereſſirt, wenn auch manches Salz dumm wird. Man ſoll zwar nicht aus der Hoch-Schule ſchwatzen. Doch Sie gehören ja unter die Reſtrates. Unſer grüner Mann, der Dreißig, hat zum Neujahr eine Literargeſchichte Halle's im verfloſſenen Jahrhundert herausgegeben, und unter den berühmten Muſtern der Beredſamkeit macht Dreyßig und Güte den Schluß!

Ich empfehle mich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin zu gütigen Wohlwollen; achtungsvollſt der Ihrige ꝛc.

Halle, 13. Aug. 1809.

Sie haben mir, theuerſter Herr Hofrath, recht ſchmerzliche Empfindungen verurſacht, da mich eben Herr Kirchner, ein längerer Bekannter, um ein Buch mit der Bemerkung bittet, daß er es zu einer Arbeit für das philologiſche Seminar brauche, in welches er von Ihnen aufgenommen worden ſey. Er ahndete nicht, wie ſchmerzhaft es für mich ſeyn mußte, dies auf dieſe Art zu hören, ſondern ſetzte, wie er ſelbſt dabei ſagte, voraus, daß ich dieſes ſchon wiſſe. Ich habe von dem Augenblicke an, wo ich Ihnen als Inſpektor meine Aufwartung machte, bemerkt, daß Sie, lieber Herr Hofrath, ſich durchaus auf kein Geſpräch über das Seminar mit mir eingelaſſen, nicht ein Wort über

Ihren Plan haben Sie meinen ſo beſcheidenen als offenen Erklärungen meiner Anſicht entgegengeſetzt, als „daß ich dabei aller Mühe überhoben ſeyn ſolle!“ Bei meinem öfteren Beſuche haben Sie zwar einmal die Ernennung der Seminariſten erwähnt, aber dabei nicht einmal den Schein übrig gelaſſen, als ob es mich intereſſiren könnte, davon zu wiſſen, und dabei Vorſchläge thun zu können. — Kurz aus dem Allen habe ich deutlich ſchließen müſſen, daß ich entweder das fünfte Rad an dem Wagen ſeyn ſolle, oder daß meine Ernennung Ihnen unangenehm ſey. Ich hörte aus einer ſehr zuverläſſigen Quelle, daß Sie erklärt haben, Sie werden die Direction des Seminars nicht übernehmen, wenn Sie dabei nicht ganz freie Hand haben, -- welches leicht eben ſo viel ſeyn könnte, als „daß ich nicht Inſpector ſey.“ Dies war vor meiner Ernennung geſagt, aber faſt laſſen die Umſtände vermuthen, daß dies Ihr Sinn ſey. Ich ehre Jedes Ueberzeugung. Aber da ich dieſes Inſpectorat niemals gewünſcht oder geſucht, und ſelbſt mit dem Herrn Kanzler darüber das erſte Wort damals geſprochen habe, als er auf eine Woche von Kaſſel zurückgekehrt, mich durch die Mittheilung einer ſolchen, mir ganz unerwarteten Ernennung recht überraſchte; da ich weit lieber mit 100 Thaler Bibliothekar, als mit 150 Thaler Bibliothekar und Inſpector ſeyn möchte; ſo hätte ich es um deſto lieber geſehen, wenn Sie mir Ihre Geſinnung darüber offen geſagt hätten. Sagen Sie, lieber Herr Hofrath, was habe ich Ihnen gethan, daß Sie einen Mann ſo hart behandeln, der ſelbſt nicht weiß, wie er zu dieſem Amte kommt, aber natürlich bei der gewiſſenhaften Verwaltung deſſelben einen mit Billigkeit beſtimmten Wirkungskreis, und nicht Verdruß wünſchen — von einem alten Freunde erwarten muß? Ich habe Sie von der Zeit an, als ich Ihren Hörſaal betrat, dankbar geſchätzt; die nähere Verbindung, in der ich als Docent in Jena mit Ihnen zu ſtehen die Ehre hatte, geſchätzt, und mich unſerer noch nähern hieſigen Verbindung auf das herzlichſte gefreut, und weiß nicht Eine Urſache Ihrer jetzigen Handlungsweiſe gegen mich in mir zu finden. Denn ich fürchte nicht, daß die, ich darf kaum ſagen häufigen, Beſuche Ihrer geweſenen Frau Schwiegertochter, wodurch dieſe meiner braven unbefangenen Frau läſtig wurde, in Ihre ſo liberale Seele ein Mistrauen auch gegen mich gepflanzt haben. Wenn ich an dem Inſpectorat etwas ſchätzen kann, ſo iſt es die noch nähere Verbindung mit Ihnen, und die Wirkſamkeit unter wißbegierigen jungen Männern. Auf die Art aber, wie ich nun wohl ſehe, daß ich Inſpector ſeyn ſoll, kann ich es nicht ſeyn, weil ich beide Zwecke ſo verfehle. Ich habe mich gleich Anfangs dieſer Ernennung nicht gefreut, ſondern dieſe Stelle meinem guten Freund Dr. Schulze gewünſcht, und der Herr Kanzler wird mir bezeugen, wie lebhaft und wiederholt ich mein Intereſſe für dieſen bezeugt habe. Abgelehnt habe ich die Ernennung nicht, um nicht einer Regierung, die es wirklich ſo gut mit uns meint, durch Zurückweiſung ihres Vertrauens, Unzufriedenheit mit dem hieſigen Perſonal einzuflößen. Aber hätte ich gewußt, daß dieſe Ernennung Ihnen ſo unangenehm geweſen ſeyn muß, ſo hätte ich es thun müſſen. Hätte die Regierung einen jungen Privatdocenten, wie Freund Schulze, zum Inſpector ernannt, ſo würde, wie Sie mit billiger Weiſe ſelbſt zugeben werden, das Verhältniß etwas anders geweſen ſeyn. In einem ſolchen Verhältniß ſind Sie und der Herr Kanzler als Inſpectoren geweſen und ſo zu ordinären Lehrſtellen fortgegangen. Wenn ich jetzt zum Inſpector ernannt wurde, ſo muß die Regierung dabei auf meine jetzige Wirkſamkeit auf die Univerſität gerechnet, und ſolche Verhältniſſe des bisher noch nicht eingerichtet geweſenen Inſpectorats erwartet haben, wie ſie mit der Achtung gegen mein Amt beſtehen, und ich, ſo leicht befriedigt, und ſo fern von aller Anmaßung und von aller Steuerung auf Einfluß, als ich bin, doch billiger Weiſe verlangen muß, aber nach ſolchen Aeußerungen und Handlungen nicht erhalten ſoll. Kurz ſchon aus Achtung für mein Amt hätte ich erwarten müſſen, daß das Seminar nicht, ohne alle vorhergegangene Beredung mit mir, und ohne freundſchaftliche Berathſchlagung über den Plan, mit ſchon ernannten Seminariſten auf den Montag eröffnet werde, und ich noch heute nicht einmal eine Sylbe davon von Ihnen weiß. Doch nicht wegen der Rückſicht auf mein Amt iſt mir dieſe harte Behandlung ſo ſchmerzlich, als ſie mir ſchmerzlich iſt, weil ich ſie von einem geſchätzten Freunde erfahren. Ich bitte wenigſtens, daß Sie nun offen gegen mich handeln, und bin achtungsvoll ꝛc.

Halle, 14. Aug. 1808.

„Lieber Herr Hofrath! Für Ihre ſchnelle Antwort bin ich Ihnen recht ſehr verbunden, denn ſie giebt mir wenigſtens den Troſt, daß Sie, wie ſonſt, gegen mich als moraliſches Individuum denken, wenn Sie auch dabei nicht im Geringſten das verhehlen, wodurch Sie mich als öffentliche Perſon aufs empfindlichſte beleidigt haben. Ich weiß doch nun, woran ich bin. Aber ich wiederhole es nochmals: wie konnten Sie ſo hinter dem Rücken eines alten Freundes handeln, was ſelbſt unverbundene Kollegen in bittere und dauernde Feindſchaft verwickeln mußte? (wovon natürlich zwiſchen uns nie die Rede ſeyn kann). Warum ſagten Sie mir nicht offen, was, und wenn Sie es thun würden, ſondern handelten mit der abſichtlichſten Verhehlung vor mir, um (zwar nicht mir, wie Sie ſagen, aber) dem Inſpector einen deſto empfindlichern Streich zu verſetzen, und das Inſpectorat ſo recht öffentlich zu vernichten. Ich habe mir bei dieſem Inſpectorat des philologiſchen Seminars nie ein coordinirtes, ſondern ſtets ein ſubordinirtes Verhältniß gedacht, aber wenn ich in meiner Unſchuld dieſes nicht fürchtete, auf Ihre Liberalität und Geradheit feſt vertraut. — Nun erſt ſagen Sie ſo gut als mit dürren Worten, daß Sie (nicht weil ich es bin, ſondern) überhaupt keinen Inſpector, der irgend ein Geſchäft bei dem Seminar ſelbſt habe, anerkennen wollen. Wohlan! ſo machen Sie dies mit der Regierung und dem Herrn Kanzler aus; darein miſche ich mich nicht, ſondern erwarte die Inſtruction, von der Sie ſprechen. Jene erwarten ohne Zweifel, daß wir dieſe Inſtruction mit einander machen, und ich bin mir bewußt, der billigſte Mann in Ausgleichungen der Art zu ſeyn, weil ich nur die Sache und nicht mein eignes Intereſſe im Auge habe. Aber Ihre Erklärung läßt dem Inſpector auch nicht ein gedenkbares Geſchäft, nicht einmal eine Uebungsſtunde übeig. Denn Sie werden mich doch nicht für ſo unbeſonnen halten, bei Abhaltungen, die Sie haben möchten, Ihre Stunden zu übernehmen, und in das einzugreifen, was Sie mit Ihrer Gelehrſamkeit angefangen haben. Sie können dies unmöglich im Ernſte meinen, da ſchon längſt die Erfahrung auf Schulen gegen den Nutzen eines ſolchen Eingreifens in die Beſchäftigungen eines Andern entſchieden hat. Sie ſagen zwar, Sie wollen mir ganz überlaſſen, was ich unbeſchadet Ihres, in Ihrem Briefe beſtimmten Wirkungskreiſes als Director, nun noch als Inſpector thun wolle: aber läßt ſich dabei nur irgend etwas denken, wenn Sie durchaus ſo ganz allein, wie Geh. Rath Wolf und ohne Gehülfen dabei wirken wollen? Und was ſoll ich unter Seminariſten wirken, vor denen ſie mich auf eine ſo empfindliche Weiſe öffentlich blawird, und jedes Anſehn eines Inſpectors ſo untergraben haben, daß ich nicht weiß, durch welche öffentliche Satisfaction Sie meine Ehre vor denſelben wiederherſtellen können. Wenn Sie nicht alles hinter meinem Rücken thaten, und mir wenigſtens noch einen Schein von Anſehen und proviſoriſchem Einfluß übrig ließen, ſo konnte ich allerdings zugleich auch etwas thun, damit der Herr Kanzler doch noch rem integram fände, und mein Herz würde mir nicht erlaubt haben, es ohne Einverſtändniß mit meinem alten Freunde zu thun. Jetzt muß ich, wie geſagt, Alles erwarten, wie Sie Ihren Plan durchführen, und ſoll ich dadurch noch mehr Verdruß haben, ſo wird die Vorſehung doch noch anderwärts ein Plätzchen haben, wo ich in meiner wiſſenſchaftlichen Ruhe und Beſcheidenheit ruhig leben kann. Wenn ich Jemand derb geſchlagen habe, und ihm ſage, daß ich ihm nicht gram ſey, ſo iſt dies noch nicht einmal ein Bedauern der empfindlichen Beleidigung. Doch auch jenes iſt mir werth. Es wird zwar Zeit koſten, bis ich mein Zutrauen zu Ihrer Geſinnung gegen mich wieder genähert ſehe, aber ich werde mich innig freuen, wenn dies geſchieht, und bitte nur, daß Sie die Güte haben, bis nach ausgemachter Sache vom Seminar nicht mit mir zu ſprechen, und die Wunde nicht wieder aufzureißen, die Sie mir geſchlagen haben. Ich vergeſſe ſie ſo allgemach, und kehre in die mir ſo theuren Verhältniſſe mit Ihnen außer dem Seminar zurück. Unwandelbar der Ihrige ꝛc.

Königsberg, 4. Juli 1811.

Sie würden von mir mit umgehender Poſt Antwort erhalten haben, ſo wie ich in der nächſten Viertelſtunde nach dem Empfange Ihres ſchätzbaren Briefes zu Ihrem Herrn Sohne eilte, aber ich erfuhr dort ſogleich von Ihrer Frau Tochter, daß die ausführlichſten Briefe mit der Bezeichnung aller Umſtände des hieſigen Brandes eine Woche früher an Sie abgegangen waren.

Daß Ihr Herr Sohn auch ſeitdem ſich ganz wohl befindet, daß er die Direction des hieſigen Theaters übernommen hat, und Ihre liebe Enkelin wunderſchön tanzt, kann ich zu den ohne Zweifel ſchon wieder indeß erhaltenen Nachrichten hinzufügen. Oefter werden wir nun Gelegenheit haben, Etwas von Ihrem Befinden zu erfahren, und ich freue mich deſſen.

Wie glücklich ſind wir nun, ein ſolches Theater zu erhalten, wie uns Ihr Herr Sohn und Ihre Frau Tochter einrichten werden; es wird auf das vortheilhafteſte auf das Publikum wirken. Vielleicht wird bald auch meine Zeit ein wenig freier, um mehr davon genießen zu können, als ich bisher von den Vorſtellungen und der Geſellſchaft der theuren Ihrigen Genuß haben konnte. Neben dem akademiſchen Amte habe ich das des Bibliothekars und des Mitgliedes der wiſſenſchaftlichen Deputation, habe einer Familie und einem Haufen voll Studenten vorzuſtehen, habe ſehr angenehme geſellſchaftliche Kreiſe, welche neue Kraft zur Arbeit geben müſſen, und von mir nicht wohl vernachläſſigt werden dürfen, und ſchreibe faſt alle Woche ein paar Bogen des dritten Bandes des Mithridates — bin heiter und wohl, und meine gute Frau iſt es auch; ſie empfiehlt ſich mit mir Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin.

Mit dem philologiſchen Seminar unſers guten Erfurdt geht es gut, ohne daß die Theilnehmer irgend ein äußeres Emolument bekommen; es ſteht mit unſerer ganzen Akademie wohl. — Erhalte uns nur Gott Ruhe und Frieden. Achtungsvollſt und ergebenſt der Ihrige ꝛc.

Königsberg, 12. Jan. 1813.

Herzlichſten Dank für Ihr gütiges Andenken, welches mich ſehr erfreut hat; es iſt mir rührend, daß unſere theuren Freunde jetzt unſerer gedenken; auch von dem guten Kanzler Niemeyer habe ich einen Beweis ſeines Andenkens erhalten, für den ich denſelben meinen herzlichen Dank abzuſtatten bitte, da ich nicht ihm ſelbſt ſchreibe, um ihm das zu wiederholen, wie Sie ſogleich leſen ſollen, und die Güte haben werden, dem lieben Kanzler mitzutheilen.

Die Gelones (Götting. Anzeiger S. 1840 dieſes Jahres über Seern's liber unicus) ſind ſeit dem 4ten hier. Wenn Sie ſich an die Lage Halle's 1806 zurück erinnern, ſo wiſſen Sie die unſrige, aber unſere Ruhe wurde durch nichts geſtört; ich habe den 3ten, wie den 4ten und 5ten ruhig an meinen Büchern gearbeitet, durchaus gar nichts Beunruhigendes iſt vorgekommen, alles in dumpfer Stille abgegangen, und wir werden ganz als Freunde behandelt. Sagen Sie alſo allen unſern Freunden, beſonders auch den guten Senff's, deren eben erfahrenen Verluſt wir innig bedauern, daß alle Beſorgniſſe Gottlob verſchwunden ſind. Auch meine gute Frau iſt immer muntern Geiſtes geweſen, und unſere Kinder ſind Gottlob alle wohl. Der arme Hufeland dauert mich ſehr, ſagen Sie ihm von meiner Theilnahme; wäre er doch zu uns gekommen, wie er konnte! Doch wird es ihn nicht dauern weggegangen zu ſeyn, da alle Anſtalten ſchon wirklich getroffen ſind, die Hauptfeſtungswerke der wegen Mangel unhaltbaren Stadt zu ſprengen. Dies tröſte ihn. Man ſieht hieraus deutlich, daß der Viadrus wieder mehrere Francofurta haben wird, und Alles dorthin rückt. Wir ſind wieder ein aus dem Feuer geretteter Brand, Gott ſey Dank, daß wir nicht gelitten haben. Thun Sie mir doch den einzigen Gefallen, ſobald als möglich die Recenſionen der Geloniſchen Literatur, die ich geſchickt habe, abdrucken zu laſſen, wenn es nicht ſchon geſchehen iſt, ich bitte ſehr darum, und es kann ja füglich Alles mit ſcrupulöſer Sorgfalt abgeändert werden, was irgend einen Anſtoß geben könnte.

Was ſagen Sie, daß der junge Profeſſor Loder, der ſich hier als Docent und Menſch ſehr gut nahm, den 13. December geſtorben iſt; ich war ihm recht gut geworden.

Mit herzlichſter Ergebenheit und hoher Achtung Ihr ꝛc.

Venturini.

Hordorf bei Braunſchweig, 5. Dec. 1810.

Mit inniger Dankbarkeit gedenke ich noch immer der Güte, womit Sie und Ihre verehrungswürdige Gattin mir den Aufenthalt in Halle ſo glücklich und freudenvoll gemacht haben. Könnte ich doch nur die Hoffnung hegen, Ihnen in meiner ländlichen Hütte einſtens auch einige frohe Tage zu bereiten! — Meine Frau ſehnt ſich faſt noch mehr als ich darnach, Sie hier einmal zu ſehen: aber dieſe Sehnſucht iſt zugleich mit einer geheimen Bangigkeit verknüpft, daß ihre Kochkunſt dann einen ſchweren Stand haben möchte, und daß ich dann noch größere Prätenſionen machen würde, als nach meiner Rückkehr aus Halle, wo ich allerlei Recepte zu Puddings u. ſ. f. angab, die aber in der Ausführung nicht recht reuſſiren wollten, und von denen meine Frau kategoriſch behauptet: ich habe die Contenta aus dem Munde der Frau Hofräthin gar nicht recht aufgefaßt, und wolle hier mit meinem Recenſenten-Amte nur zur Uebung den Anfang machen!

Ad vocem Recens. — ſende ich Ihnen anbei Recenſionen über die mir mitgegebenen Maſſenbachſchen Schriften und über einige weniger bedeutende Broſchüren, ſowie über Cöllns Geſchichte des Feldzugs 1806. — Ich habe die Recenſion eines merkwürdigen Buchs, der Memoires de Frederique Sophie Wilh. Margrave de Baireuth, wovon ich das Original-Manuſcript in Braunſchweig zu ſehen Gelegenheit hatte, beigelegt, und erſuche Sie in Herrn Viewegs Namen, insbeſondere dieſe Recenſion bald abdrucken zu laſſen. Meine Regel iſt geweſen, nicht ſowohl mein werthes Ich und meine Anſichten der Dinge in den Recenſionen vorzutragen, ſondern vielmehr den Geiſt der angezeigten Werke deutlich aufzuſprechen und dadurch den Leſer der A. L. Z. in den Stand zu ſetzen, den Werth oder Unwerth der Bücher richtig zu faſſen.

Die unglückliche Maaßregel wegen der engliſchen Fabrikate und Colonial-Waaren, verurſacht auch in Braunſchweig die heftigſten Erſchütterungen des Handels; die bedeutendſten Handelshäuſer wanken, in Hamburg ſind über 90 Falliſſements kürzlich ausgebrochen. In Braunſchweig erwartet man mit Ende des Jahres den König, welcher drei Monate in Braunſchweig reſidiren will; ob dieſer Königliche Aufenthalt für die Stadt ein wahres Glück ſeyn werde, ſteht ſehr zu bezweifeln. Indeſſen werden unſere Bauern Eier, Butter, Holz u. ſ. f. theurer zur Stadt verkaufen können. Man erneuert das Gerücht, daß auch in Weſtphalen ſämmtliche Pfarrgüter verkauft und wir armen Hirten auf baares Geld geſetzt werden ſollen. Ei nun, ich will mir darüber den Kopf nicht zerbrechen, το σχημα του κοσμου παραγεται! — Das iſt noch der beſte Troſt!! — Herzliche und viele Grüße an Ihre verehrungswürdige Gattin ꝛc.

Hordorf bei Braunſchweig, 20. April 1811.

„Die Nachricht von der Reiſe Ihrer Kinder hat mir ungemein viele Freude gemacht. Unter den Zeitläuften, worin wir jetzt leben, iſt es unſtreitig am beſten, ſeine Freiheit ſo lange zu bewahren, als irgend möglich, — hoffentlich wird denn doch auf eine oder die andere Weiſe es wahr werden, was Paulus ſagt: το σχημα του κοσμου παραγεται, — und ſo wird auch dieſes σχημα mit ſammt dem König von Rom eine Geſtalt annehmen, daß ein ehrlicher Mann ſeines Bleibens darin hat. Wäre das nicht, ſo wollt' ich, hätt' ich dazu Freiheit, lieber reiſen bis an mein ſeeliges Ende. Alles iſt wacklig und veränderlich; — hat der Herr Finanz-Miniſter v. Bülow, — der nun eine

Stamke von Herdorf auf ſeinem Gute Eſſenrode ſeit ehegeſtern lebt, ſogar ſeine Stelle räumen müſſen, was hat denn ein Profeſſor extra und intra ordinem für Hypothek für die ſeinige? Mein Freund Schütz, jetzt in Königsberg oder Petersburg, möge doch ja von der Welt noch mitnehmen, und von den Belohnungen des Talents und der Kunſt, was im Norden wohl mehr als jetzt im beglückten Lande zwiſchen der Weſer und der Elbe zu haben iſt! — Friedlich ſitze ich auf meinem Muſeo, unterm Laubenſchlage, und indem ich von dem Wuſte der Materialien zur Chronik 1810, zuweilen auf und durch meine Fenſter nach der zwei Stunden von meinem Dorfe hinziehenden Heerſtraße nach Magdeburg hinſchaue, ſehe ich da die neuen Materialien zu 1811 unabläſſig, doch von uns durch einen wohlthätigen Moraſt geſchieden, hinmarſchiren. Auf dieſer Heerſtraße ſind nämlich ſeit vierzehn Tagen über 10000 Mann hin und her gezogen, ohne daß wir, Gott ſei's gedankt, irgend einen Gaſt in unſerm Dorfe davon geſehen haben! Dieſes negative Glück iſt faſt das einzige, worauf es ein Menſch noch anlegen kann! Könnte ich doch einmal das Glück haben, Sie und Ihre verehrte Gattin ein paar Wochen unter meinem Dache zu beherbergen, ſo daß wir uns recht, ohne Espionage der geheimen und hohen Polizei, ausplaudern; — ſo möchte ich leicht Muth haben, dem Narrenſpiele auf ein halbes Jahr wieder mit ruhiger Seele zuzuſchauen. Daß der Statsrath von Zimmermann ſeit etwa drei Wochen in Braunſchweig wegen zu freier Aeußerungen gegen den großen Kaiſer gefänglich eingezogen iſt, wiſſen Sie wohl ſchon. Wie lange werde ich die Chronik halbwege als ehrlicher Mann und Geſchichtsſchreiber noch ſchreiben dürfen? In Hamburg ſoll ja ſogar das Politiſche Journal, das doch ſo ſanft auftritt, verboten ſeyn. Wo anders iſt alſo ein Troſt, als in der Prophezeiung des Apoſtels το σχημα u. ſ. f.

Erhalten Sie mir Ihre und Ihrer verehrungswürdigen Gattin Freundſchaft und Gewogenheit, grüßen Sie Ihre Kinder von mir, auch dürfte ich wohl hoffen, daß Sie einmal ſchriftlich gedächten Ihres ꝛc.

Villers. *)

Lübeck, 30 juin 1802.

Monsieur! Je viens de lire dans la feuille du 26 mai, de cette année, de l'A. L. Z., la récension de Jéanne d'Arc, trag. de Schiller, trad. par M. Fr. Cramer, etc. — Il y a environ 6 mois que Monsieur Votre fils, qui m'honore de son amitié, avait insérée dans l'intellig. bl. de l'A. L. Z., „que je m'occupais d'une traduction de cette même tragédie, et que pour la rendre plus fidèlement, je relisais avec soin la chronique et les anciens auteurs de l'histoire de France.“ etc.... — En effet, ce n'est que la grande importance que j'attachais à cet ouvrage, et le plus grand dégré de perfection (à moi possible) que je voulais lui donner, qui a causé mon retard. — Mon ami Cramer — m'a dévancé, et je desire qu'il ait mieux fait que je n'aurais pû faire. — Cependant, la chose ayant été annoncée ainsi publiquement, j'ai à me plaindre de l'auteur de la récension susdite, lequel avance sans ménagement et sans restriction: „que l'on n'eût pû attendre d'aucun Français, quelqu'il soit, une traduction fidelle du poème de Schiller.“ — Il est évident que ce trait porte sur moi et cela est d'autant plus déplacé, j'ose même dire injuste, qu'à plusieurs reprises j'ai déjà gourmandé mes compatriotes sur l'infidélité de leurs traducteurs, que je leur ai proposé pour modèle l'étonnante fidélité des traducteurs allemands, etc.

Je n'ai pû qu'être surpris aussi — j'oserai Vous l'avouer, Monsieur — de la rapidité avec laquelle à paru l'annonce d'un ouvrage qui ne fait que ne voir le jour, tandis que mon Exposition de la Philosophie de Kant, qui a paru il y a un an, n'a point encore été récensée dans l'A. L. Z. — Je crois cependant que ce livre, et surtout sa Préface, sont plus important à la connaissance de la littérature allemande pour les étrangers, que la simple traduction d'un poème, quelqu'excellent il soit. — Mon

---

*) Die zahlreichen Briefe dieſes geiſtreichen und liebenswürdigen, zu früh für ſein und unſer Vaterland verſtorbenen Mannes (eines der erſten Apoſtel der deutſchen Literatur in Frankreich) an den ihm innigſt befreundeten Herausgeber dieſer Sammlung, werden in deſſen Auswahl ſeines eigenen literariſchen Briefwechſels erſcheinen. D. H.

sort sera-t-il de ne recueillir que de l'indifférence en Allemagne, tandis que j'ai recueilli tant d'injures en France, pour la préference que je donne hautement à la litt. allem. sur la française? — Les lettres allemands, le directeur de la Gazette de Jena, et Vous surtout, Monsieur, êtes trop équitable, pour que j'ai ce malheur à redouter. — M. Votre fils (que je Vous supplie de saluer de ma part), m'avait aussi fait espérer, que Vous auriez la bonté de faire paraitre une Rec. de mes Lettres Westphal. dans les feuilles de Revision. — Je compte toujours sur cette obligeante promesse.

Pardonnez, Monsieur, à la liberté que j'ai prise de Vous faire ainsi confidence de mes petits chagrins littéraires. — Ne me confondez pas pour cela dans le Genus irritabile Vatum, et mettez moi au rang de ceux qui sont pénétré pour Vous, l'un des pères de la republique des Lettres en Allemagne, de la plus profonde estime, et dévotion.

Un voyage à Jena entre dans le nombre des projets qui me tiennent le plus chèrement au coeur. — Je m'y promets surtout, Monsieur, l'honneur de Vous saluer, et de Vous dire avec quelle haute considération je suis, Monsieur, Votre etc.

Lübeck, 2 mars 1806.

Monsieur et tres-respectable ami! Comment m'acquitterai-je jamais envers Vous de la bonté singulière que Vous me témoignez dans Votre lettre, et de magnifique présent dont elle était accompagnée? — Croyez du moins que je sens tout le prix de l'une et de l'autre, et que j'en suis pénétré de reconnoissance. — Sans doute qu'il entre dans mon projet de visiter, le plutôt qu'il me sera possible, Votre université. — Votre obligeante invitation, que j'accepte de tout mon coeur, a redoublé ce desir en moi. — J'espère alors pouvoir Vous porter la 3ème Edition de mon Essai sur l'influence de la Réformation, à laquelle je mets la dernière main; et qui sera purgée des Fautes qui fourmillaient dans les deux premières. — La Recension que Vous m'annoncez dans l'A. L. Z. viendra encore à tems, et me suggérera peut-être encore quelqu' utile correction. — Quant à celles que je pourrai Vous fournir de quelques ouvrages français, je Vous prie de les recevoir avec indulgence, et de les soumettre à une sévère et amicale révision par rapport à la langue.

Je suis trés-enchanté que j'aie à me retirer d'une lice, où j'évite la concurrence avec Mr. Votre fils, mon ami depuis longtems; et que ma démarche lui facilite le chemin vers une place qu'il semble désirer. — Quant à moi, mon sort est fixé, par le but invariable que j'ai posé à ma vie et à mon activité. — La culture fausse et funeste de la France n'a que trop d'influence sur le reste de l'Europe; (à cause de la prépondérance politique —) c'est cette culture que je veux attaquer dans son centre, et contre laquelle je veux armer tous les hommes bienveillans. — Les armes dont je veux me servir sont celles que m'offre la culture meilleure, et l'ésprit de la nation germanique. — Voilà mon but — voilà mon emploi. — J'ai déjà un peu réussi — au moins je me suis assuré les moyens de réussir à l'avenir. — Ce n'est pas dans ce moment que je puis renoncer au fruit de mes éfforts, et quitter le champ. — J'ai refusé des places avantageuses dans ma patrie. — Ce n'est pas pour aller m'exiler à Moscou. — Je suis même surpris qu'on ait pensé là bas à moi. — Car j'avais sans relâche témoigné à M. Chr. de Schlözer, depuis notre séjour à Göttingen, ma répugnance invincible pour la Russie. — Je reste donc à mon poste, et ma devise est, non pas Ubi bene, mais: Ubi Bonum et Honestum, ibi Patria!

Il s'agit donc: 1) de décréditer en Allemagne l'ésprit français. 2) d'accréditer en France l'ésprit allemand. — Voilà mon secret maçonnique. — Voilà le dualisme de mes vues, qui se synthétise dans ce principe fondamental; „À la meilleure Culture de l'humanité!" J'ai lû derniérement dans l'A. L. Z. une Réc. (celle de l'histoire etc. de Degérando,) qui ne tend guères vers mon but. — Elle est apparemment de M. Tennemann, qui s'est chargé de l'incompréhensible tâche de traduire en allemand ce livre, dont presque tout est traduit de l'allemand! — J'ai vû naitre cette histoire, et j'en sais toute la facture. — L'auteur est un tres-brave garçon, qui fait des phrases trés-claires (comme de l'eau), mais des livres trés-inintelligibles par leur incohérence et inconséquence perpétuelles. Le seul travail qu'un savant allemand pouvait se permettre sur cet ouvrage, c'était de faire voir: „1) que tout ce qu'il avait de bon, fragmentairement, était copié des historiens allemands de la philosophie; et 2) que les lambeaux, transitions, connexions, réflexions etc... que le Français y avait ajouté, n'étaient qu'un verbiage anti-philosophique, fade et superficiel. — Bouterwek a fait cela assez délicatement dans les Götting. gel. Anz., quoique le commencement de sa récension soit très louangeur; ce qui lui avait été expressément commandé par le craintif Heyne, qui voyait alors lui et l'université sous la main des Français, et qui croyait à Dégérando un grand crédit. — Moi, je crois que tous ces demi-amis (à la jésuite) de la Litt. allemande, comme Dégérando, Vanderbourg et consortes, sont plus dangereux que les plus acharnés ennemis. — Je n'aime pas les gens tièdes et doubles; et j'ai très-grande estime pour les ames à la Luther.

Conservez-moi toujours, respectable ami, Vos précieuses bontés — et ne doutez pas un instant de mon respectueux dévouement. etc.

Göttingen, 25. Aug. 1811.

Ich übersende Ihnen, Hochverehrter, durch die Güte des jungen Herrn Niemeyer, der nach Halle abreist, ein Paket, welches mir der gute Gail in Paris für Sie gab. Aus seinem beigelegten Briefe werden Sie vermuthlich dabei seinen Wunsch erfahren. — Recht wohl ist es mir übrigens in Paris ergangen. Die wilde Bestie, die mich zerreissen wollte, hat einen Maulkorb bekommen, und muss mich unangetastet lassen. Auch habe ich Gesinnungen für deutschen Geist und deutsche Literatur dort gefunden, die mir ganz neu waren und mir viele Freude verursachten. Die Wahrheit tritt allmählig in ihre Rechte ein. Warum ist mir das Glück versagt, ein Paar Stunden lange mit Ihnen plaudern zu können? Ich würde Ihnen so Manches erzählen, was sich nicht gut schreiben lässt. Dürfte ich Sie ersuchen, unsern Schmelzer zu grüssen von mir, und ihn zugleich an die Recension einiger kleinen juristischen Pieçen, das Lübecksche Recht betreffend, zu erinnern? Erhalten Sie mir Ihre gütigen Gesinnungen, die ich mit der grössten Ergebenheit und Hochachtung erwiedere u. s. w.

Göttingen, 4. Oct. 1811.

Très-honoré et respectable ami! La lettre pleine de bonté dont Vous m'avez honoré, m'a procuré une de ces heures que je compte parmi les plus belles de ma vie; et bien capable d'éffacer le souvenir d'heures cruelles qu'a empoisonnée la rage de se voir insulter de la manière la plus féroce, sans pouvoir se venger, ni repousser l'injure hautement. J'éprouverais ausi une Satisfaction bien grande à pouvoir causer de tout ceci durant quelques-heures avec Vous, qui daignez y prendre un si généreux intérêt. — Quant au Moniteur, il n'a rien publié jusqu'ici à mon sujet. J'en suis au fond très-content, et desire (pour le présent, non pour le futur!) que l'affaire s'oublie. C'est déja bien assez, que l'Empereur ait donné le dessous à son Lieutenant, en me maintenant à ma place, malgré les clameurs de mon adversaire. Soyons maintenant satisfaits de cette justice, et de cette réparation muette. Le Satrape ne s'attaquera plus si facilement à un homme de Lettres. Il y a trouvé plus de résistance qu'il n'y attendait.

Quant à la prohibition de l'A. L. Z. dans les nouveaux Départements français, Vous avez fort raison de penser qu'elle ne vient pas de Paris. Si quelqu'un là-bas peut la faire cesser, c'est le Cte de Pommereul, Conseiller d'Etat, Directeur général de la Librairie et de l'imprimerie, le successeur de Portalis fils. — Je connais son homme de confiance, celui qui peut travailler à la chose avec le plus d'efficacité, et auquel je me suis déja adressé pour nos Götting. gel. Anzeigen. Il a promis de faire tout ce qui serait en son pouvoir. Je Vous envoye une petite lettre pour lui. Adressez-lui en une aussi, dans laquelle Vous lui exposserez en détail Vos raisons, disant que je Vous ai conseillé de recourir à lui. Je ne sais que cette voye; ou au moins, je n'en sais pas de plus directe. Les ministres Daru, Bassano, Rovigo, ne s'en mêleraient pas, vu que la chose n'est pas de leurs départemens. Les deux dernières il est vrai, reçoivent sous leur nom, l'A. L. Z. — mais ils n'en savent rien. — Tous les journaux de l'Europe arrivent ainsi au Ministère des Relat. Extér. et à celui de la Police-générale, mais pour passer immédiatement à des bureaux particuliers de traduction, de censure, en un mot d'espionnage et de délation. — J'ai vu tout cela de près, lors de mon dernier voyage. Le traducteur-espion pour l'Allem. aux Relat. Extérieures est le ci-devant Libraire-banqueroutier Henrichs, mauvais garnement, qui dévouera quiconque où il se présente; chez le Duc de Rovigo; à la Police generale, le même rôle est rempli par un nommé Riccius, de Münster, brave et honnête Westphalien, qui fait assez de bien dans cette place obscure et qui y met vraiment de la conscience.

Avez-vous pû douter un moment que les cabales et les intrigues régnassent aussi dans l'Institut? — Le bon homme Gail, lui seul n'en est pas la victime! — Il est vrai qu'il est celui qui en fait le plus de bruit, et qui se plaint le plus comiquement du tort qu'on lui fait. Ce n'est encore rien que de le lire — il faut l'entendre!

J'avais lu avec grand plaisir dans quelques journaux, que Mr. Votre fils avait enfin atteint une destination honnorable, lucrative, et conforme à son goût pour le seduisant et le plus entrainant de tous les beaux-arts. J'en suis ravi pour lui, et pour la ville qui profitera le plus immédiatement de ses lumières en cette partie, et du talent distingué de Madame son épouse. Quand Vous lui écrivez, veuillez me rappeler tres-affectueusement à son souvenir.

Conservez-moi, tres-honoré ami, vos précieuses bontés, en echange de la haute et respectueuse estime avec laquelle je ne cesserai d'être le plus dévoué et le plus empressé de Vos amis et admirateurs etc.

Voigt.

Jena, 13. Aug. 1809.

„Theuerſter, innigſt verehrter Freund! So bleibt es doch bis auf den heutigen Tag wahr, daß auch das Böſe zu etwas gut iſt! — Denn hätte mein College Oken nicht geſündigt, ſo wäre er nicht beſtraft worden; und wäre er nicht beſtraft worden, ſo hätte ich wohl noch lange die große Freude entbehren müſſen, einen lieben Brief von Ihnen zu erhalten! Ja, da ſage mir einer etwas gegen den Optimismus. Was mir aber wieder ſchwer auf der Seele liegt, iſt, daß ich Ihren Wünſchen ſo äußerſt wenig entſprechen kann.“ Denn Alles, was ich Ihnen von dem carum caput melden könnte, haben Sie längſt ſchon gedruckt geleſen. Von dem Ungedruckten weiß ich indeſſen ſo viel, daß kein Profeſſor ſeinetwegen ſeine Entlaſſung genommen hat —; es müßte denn hinter meinem Rücken geſchehen ſeyn! — Es wird mir überhaupt ſo äußerſt wenig officiell angezeigt, was man vorzunehmen beliebt, daß ich am Ende von gar nichts mehr Notiz nehmen möchte. Sturm geht nach Bonn, weil er einen vortheilhaften Ruf dahin hat, gewiß aber nicht Okens wegen. Geſtern hörte ich aber auch ſchon, wir werden Weber von Breslau an ſeine Stelle hieher bekommen. Die Zeit wird das Weitere lehren. An v. Münchow's Stelle iſt vor Kurzem Poſſelt von Göttingen hier angekommen; ein lieber, anſpruchsloſer, junger Gelehrter, von dem ich recht viel erwarte. Oken lieſt ſeine Collegia noch immer fort, obgleich höhern Orts die Meinung geweſen ſeyn mag, ſie einzuſtellen. Der bei uns ſtudirende Herzog von Meiningen hört ſelbſt bei ihm, und ſein Collegium iſt überhaupt ſtärker als ſonſt beſetzt, weil, wie man ſagt, ihn Mancher jetzt noch hören möchte, der, wenn er hier geblieben wäre, ihn vielleicht erſt in den nächſten Semeſtern gehört haben würde. Heute erfuhr ich, daß ihm ſeine Zuhörer und Verehrer einen vergoldeten ſilbernen Becher zum Andenken hätten machen laſſen; auch ſolle er nächſtens ein feierliches Hoch bekommen, da er mit Ende dieſes Monats ſeine Vorleſungen zu ſchließen gedächte. Aber, wie geſagt, dies Alles iſt mir nicht officiell, ſondern nur ex rumore publico bekannt geworden. Die Höfe haben auch vor Kurzem noch eine neue Facultätsſtelle für die Chemie, die Hofr. Döbereiner jetzt bekleidet, errichtet. Dies iſt nun, ſeit Hand eine für die griechiſche Literatur erhalten hat — die neunte, und vielleicht folgen noch mehrere nach. Die übrigen Facultäten halten ſich zur Zeit noch bei ihrer bisherigen Zahl der Glieder, doch iſt der juriſtiſchen auch noch eines beſtimmt. Seit die Rechnungs- und ökonomiſchen Geſchäfte von der Akademie an eine beſondere Finanzcommiſſion gekommen ſind, habe ich zwar eine Menge freier Stunden bekommen, aber es geht mir dafür eine entſetzliche Menge Zeit darüber hin, ehe ich einig werde, wonach ich nun zuerſt greifen ſoll? — Doch das wird ſich ja auch finden. Vorerſt will ich nun mehr für Ihre A. L. Z. recenſiren, als bisher geſchah. Iſt es denn nicht möglich, daß Sie und Ihre liebe Frau Gemahlin, der ich mich aufs Herzlichſte zu empfehlen bitte, auf ein paar kleine Wöchelchen hieher kommen? Wir haben uns nun ſeit dem Jubiläum in Leipzig, d. h. ſeit bald 10 Jahren, nicht geſehen! — Fürwahr ein ſchönes Stückchen von der Ewigkeit! — Wenn es doch nur mit unſerm Abnehmen wie mit dem des Mondes, oder der Schiefe der Ekliptik ꝛc. ginge, wo auch wieder ein Zunehmen darauf folgt! So aber geht das immer fort bis zur 0. Indeſſen, ſo lange dieſe Null noch nicht da iſt, werde ich mich immer mit der freudigen Hoffnung unſeres Wiederſehens hier — oder — (da werden Sie lächein —) bei Ihnen tröſten. Leben Sie wohl, mein Theuerſter, und behalten mich ferner lieb, als Ihren ꝛc.

Voigtel.

Caſſel, 22. Dec. 1807.

Die Wiederherſtellung der Univerſität iſt nicht mehr zweifelhaft und die Sache dem Staatsrath von Dohm übergeben worden, mit dem beſtimmten Auftrage, Alles vorzuſchlagen: de rendre à l'Université son ancienne splendeur. Doch will Dohm noch nicht davon geſprochen wiſſen, welches ich hier bemerken muß, damit Sie ſich darnach richten. Morgen haben wir Audienz bei dem König und der Königin. Da empfangen wir vielleicht die Königl. Verſicherung. Nehmen Sie nun, mein herzlich geliebter Freund, Ihre Maaßregeln. O möchten wir doch beiſammen bleiben! Alles Uebrige mündlich. Nur ſo viel: ich bin geſund und füge mich in die Etiquette. Ihrer lieben Gattin tauſend herzliche Grüße, nebſt der Bitte, daß Sie mir bisweilen Ihr Andenken gönnen. Die Huldigung iſt leider bis zum 5. Januar verſchoben. Ihr ꝛc.

Caſſel, 1. Jan. 1808.

Sehr verehrter, lieber Herr Hofrath! Um 1 Uhr haben wir heute gehuldigt, und nächſten Montag werden wir von hier abreiſen. Wahrſcheinlich werden wir über Göttingen gehen und den Sonntag über acht Tage wieder in unſerm lieben Halle eintreffen, wo Sie unter den Erſten ſeyn werden, die ich mündlich von meiner innigſten Hochachtung verſichern werde. Bis dahin verſpare ich die freien und unbefangenen Ergießungen meines Herzens über Alles, was ich geſehen, gehört und gedacht habe. Für heute nur zwei Neuigkeiten, von denen die Eine das höchſte Intereſſe für unſere Univerſität hat. Unſer würdiger Niemeyer iſt heute Morgen zum Kanzler und beſtändigen Rector der Univerſität ernannt worden. Der Himmel laſſe ihn viel Gutes wirken, und ſchenke ihm Geſundheit und langes Leben. Joh. v. Müller hat ſchon wieder ſeine Entlaſſung gefordert und erhalten, doch ſoll er im Lande bleiben, und eine andere ſeinem Range angemeſſene Stelle bekommen. Reichardt, der geſtern Abend hier angekommen iſt, wußte uns nur im Allgemeinen zu ſagen, daß die Unſrigen geſund ſind, welches uns große Freude macht. Ihrer würdigen lieben Frau Gemahlin ſagen Sie viel Verbindliches von mir, und erlauben mir nur noch zum Schluſſe die Verſicherung, daß ich nie aufhören werde, mit der freundſchaftlichſten Hochachtung zu ſeyn Ihr ꝛc.

Wagner.

Wien, 12. Mai 1792.

Höchſtdero Gewogenheit gegen mich, die ich ſo oft während meines Aufenthalts in Jena erfuhr, macht mir die gewiſſeſte Hoffnung, daß Sie dieſen meinen Brief und die Ihnen vorgelegte Bitte nicht ungütig aufnehmen werden. Es iſt hier ein junger Menſch, Namens Kalman, der, nachdem er einige Jahre in Wien fleißig ſtudirt hat, ſich itzt auf die Philoſophie in Jena verlegen, und den Unterricht des Hrn. Raths Reinhold benutzen will. Allein da er wegen ſeiner Dürftigkeit allen Aufwand, den man in Jena zu machen genöthigt iſt, nicht beſtreiten kann: ſo bat er mich, daß ich irgend ein beneficium dort für ihn bewirken möchte. Ich weiß es, daß man von jeher die Armen (auch die Ausländer nicht ausgenommen) ohne viele Schwierigkeiten in das Herzogliche Convictorium aufgenommen hat, wo ſie dann, wie es mir ſcheint, für 6 Gr. wöchentlich die Koſt hatten. Ich nehme mir alſo die Freiheit, Sie unterthänigſt zu bitten, daß Sie ſich dieſes armen wißbegierigen Menſchen erbarmen, und ihm, wenn es möglich iſt, dazu verhelfen mögen. Er wünſchte ſchon vor Michaelis herauszukommen, und bringt mit ſich einen wohlhabenden Jüngling aus Wien. Unſer liebes Jena wird in deſto größeres Anſehen bei uns kommen, je Mehrere es aus unſern Staaten beſuchen werden. Ich bitte Sie höflichſt, mich davon gütigſt zu benachrichtigen; die Addreſſe, unter der Ihr Brief an mich geſchickt werden kann, werde ich unten beiſetzen. Ehe ich meinen Brief beſchließe, will ich Ihnen noch einige Neuigkeiten mittheilen. Die verwittwete Kaiſerin iſt ſehr krank, geſtern wurde ein ſogenanntes consilium medicum über ſie gehalten, heute iſt ſie öffentlich verſehen worden. Ihr Tod könnte die bei der Ungarſchen Krönung üblichen Feſte in etwas hindern. — Vor einigen Wochen hat man entdeckt, daß der Leibkutſcher des Fürſten Kaunitz ein Jakobiner ſey, und wirklich mit den Jakobinern in Paris im Briefwechſel ſtehe. Der Fürſt hat ihn alſo aus ſeinen Dienſten entlaſſen. — Der König Franz ſoll erklärt haben, daß er innerhalb der folgenden 2 Jahre ſeine Unterthanen mit gar keiner Kriegsſteuer belegen, und lieber ſelbſt mit ſeinen Brüdern die Kriegsunkoſten beſtreiten will.

Ich bitte Sie höflichſt, der Frau Hofräthin meinen Handkuß zu melden ꝛc.

Wagnitz.

Halle, 17. Oct. 1807.

Sie haben mir, beſter Herr Hofrath, durch Ihren geſtrigen lieben Brief, den ich erhielt, da ich eben von der Kanzel kam, wo ich fromm und andächtig gebetet hatte: Vater von uns Allen — einen rechten Schreck gemacht. Gut, daß ich ihn nicht vorher bekam. Denn er hätte mich leicht verführen können, Unſer Vater, zu beten, welches mich denn hinterdrein, wie das Beichtgebet ſagt, im Gewiſſen würde gedrückt haben. Sie nennen meine Behauptung,

> daß das Unſer nach dem bisherigen Sprachgebrauch keinen Vocativ habe, wenn es auch ſeiner Natur nach einen Vocativ leidet,

eine grammatiſche Ketzerei. Der Himmel vergebe es Ihnen! Denn wiſſen Sie nicht, daß die orthodoxen Grammatiker eben ſo gern Scheiterhaufen bauen, als weiland die orthodoxen Theologen? — Nein, theuerſter Freund, noch laſſe ich mich nicht braten. Wenigſtens müſſen Sie erſt meine Gewährsmänner und Collegen, die ſich vor mir dieſer Ketzerei ſchuldig gemacht haben, verbrennen. Ich nenne nur einige und ſolche, deren Bücher ich eben zur Hand habe. Vid. alſo: A. Hennings Reſultate ꝛc. Altona 1800. S. 254. Sendſchreiben an Hrn. Superint. Breithaupt zu Braunſchweig über Horſtigs Taufformular 1796. S. 53—57. Neue allgem. deutſche Bibliothek B. 23. St. 1. S. 81 ꝛc. In den beiden zuerſt genannten Schriften finden Sie eine weitläuftige Vertheidigung meiner aufgeſtellten Meinung. Freilich iſt der Verfaſſer des Sendſchreibens nur ein Theologus und der erſte ein Iureconsultus, aber diesmal ſcheint ſie doch die liebe Theologie und Juriſterei nicht irre geführt zu haben. Der Juriſt iſt mir beſonders ein lieber Mann, weil er gerade Ihre Beiſpiele: O unſer König ꝛc., in Anſpruch nimmt. Wenn man mir, ſagt er, die Formel: O, unſer Vater! entgegenſtellen wollte, ſo muß ich bemerken, daß die Sylbe O! auch ihre Rechte habe; denn man ſagt auch: O! ich Unglücklicher! woraus noch nicht folgt, daß Ich einen Vocativ habe ꝛc. Ob die eigentlichen Grammatiker eben ſo denken, weiß ich nicht. Doch ſcheint ſich Adelungs treue Aſſiſtenz in ſeinem hochdeutſchen Handwörterbuch auf meine Seite zu neigen. Der einzige Fehler, den ich, wie ich glaube, begangen, iſt der, daß ich in der Recenſion mich nicht ſo beſtimmt, wie oben, ausgedrückt hatte. Und darum iſt es recht gut, daß Sie mit Freundes Hand meine Ketzerei geſtrichen haben, ob ſie gleich einer meiner Herren Collegen in der vorhin genannten deutſchen Bibliothek ebenfalls ausgeſprochen hatte. Streichen Sie mich nur nicht aus der Zahl Ihrer Freunde und dankbaren Schüler. Gern will ich ſagen: Unſer Freund! der du wohnſt in der Galgſtraße, bleibe deinen Freunden hinter der Marktkirche gewogen! — ꝛc.

Walch.

Meinungen, 28. Nov. 1787.

Ew. Wohlgeboren eigenhändige Zuſchrift vom 16. Nov. hat mir um ſo mehr Freude gemacht, je ſicherer ich daraus auf Dero vollkommene Wiederherſtellung ſchlieſſen kann.

Es hängt allein von Ew. Wohlgeboren ab, was Sie mir für Bücher in dem mir angewieſenen Recenſentenfache zuſenden wollen. Ich billige die Einrichtung ſelbſt, daß die Werke von mehreren auf einander folgenden Theilen auch mehreren Recenſenten in die Hände gegeben werden. Haben Sie nur die Rückſicht für mich, daß der durch dieſe Einrichtung nothwendig entſtehende Abgang an Büchern in dem einen Fache durch Bücher aus einem andern, dem diplomatiſchen oder literariſchen Fache, erſetzt wird, damit mein Antheil nicht zu gering ausfalle.

Wie der Herr Radhe durch Jena aus auf den Namen ſeines Recenſenten gekommen ſey, will ich Ihnen ſagen. Ehe meine Recenſion gedruckt wurde, war er bei mir, fragte mich nach meinem Urtheile über ſein Werk, bat um Hülfsmittel, die ihm entgangen wären. Unter den letztern ſchlug ich ihm das Muſeum Arigoni vor. Dieſer Vorſchlag hatte wohl bei der darauf folgenden Erſcheinung der Jenaiſchen Recenſion den erſtern Verdacht rege gemacht. Von ſeinem Sohne — denn was kundſchaften nicht die Studenten aus? — hatte er erfahren, daß Bücher von Jena aus an den Hrn. Diak. Volkhardt und mich geſchickt wurden — ein noch ſtärkerer Grund zum Verdacht. Da er mir es alſo auf den Kopf ſagte, daß ich der Verfaſſer ſey, und ich bei meiner Denkungsart und bei der Zuſammenkunft ſolcher Anzeigen, die ihn allemal auf den rechten Mann bringen konnten, nicht gern Heuchler ſeyn wollte, ſo leugnete ich es weiter nicht, zeigte ihm aber noch mehr an, was ich aus Verſchonung nicht geſagt hatte. So alſo — iſt die Sache.

Im Grunde thut es der Sache keinen Schaden. Würde es erfordert — es ſollte unter jeder meiner Recenſion mein Name ſtehen. Ich kann und muß Ihnen nur die Verſicherung geben, daß ich für die Allg. Lit. Zeit. einen ſolchen Patriotiſmus in mir fühle, der keine Aufopferung, auch die Aufopferung aller Kräfte und der Geſundheit nicht ſchonen würde. Geben Sie dieſem Patriotiſmus nur fleißige Nahrung. Senden Sie mir bald wieder Arbeit und viele Arbeit zu. Die Recenſion von Gerkens Codex habe ich in dem Supplementband zum Jahrgang 1786 gefunden und mich gefreuet. Es würde mir lieb ſeyn, wenn die Recenſionen von Hellbachs Archiv und dem Bentinkiſchen Catalog noch in dem Monat November oder December eingerückt würden, beſonders die letztere, die unſer Herzog ſehr erwartet. Ich ſitze itzt hier in mühſeligen Arbeiten, da ich Bibliothek, Münz- und Naturalienkabinet unter mir habe. Denken Sie ſich eine Bibliothek von gewiß 36000 Bänden, ein Münzkabinet von wenigſtens 10000 Stück Münzen und eines der größeſten Naturalienkabinete, beſonders in Rückſicht der Steine, Verſteinerungen und Conchylien — und über dieſe Schätze mache ich itzt die Kataloge ſelbſt. Bis itzt iſt noch keine Zeile vor mir von denſelben aufgeſchrieben geweſen. Vielleicht wiſſen Sie es nicht, daß unſere wirklich koſtbare Bibliothek nach Jena kommt, wenn wir zu unſerm Unglück unſern Herzog ohne Erben verlieren ſollten. Sie iſt vorzüglich im geographiſchen, hiſtoriſchen, antiquariſchen und numismatiſchen Fache koſtbar. Meinem Vorſchlage nach müßten alle dieſe Schätze nach Jena kommen. Aber auf das Naturalienkabinet macht man in Gotha ſtarkes Auge. Der Herzog von Gotha iſt ſchon zweimal bei mir im Naturalienkabinete geweſen, und weiß Alles, was da iſt. Selten und einzig in ihrer Art in demſelben iſt die Steinſammlung — alle Steinarten, oder die koſtbarſten ausländiſchen, geſchliffen in großen Platten und in ſo großen Stücken, als ſie gebrochen werden können, roh. Die Steinſammlung allein faßt über 6000 Stück in ſich — und die Conchylienſammlung bei 10000 Stück. Noch haben es auch alle ausländiſche Kenner, die es geſehen haben, für das ſchätzbarſte Kabinet in dieſem Fache in Deutſchland erklärt. Ich laſſe es aber lieber ſehen und ſchätzen, zeige und erkläre es lieber, als daß ich öffentlich davon ſchreibe. Wollen Sie mir zuweilen etwas vom eigentlichen bibliographiſchen Fache, von Beſchreibung der Bibliotheken und Kabinete zuſchicken, ſo kann ich es übernehmen. Es iſt eigentlich mein Fach. Der Akademie Jena habe ich vorzüglich Glück gewünſcht, daß Sie der Himmel ihr erhalten hat. Sie haben der Akademie neuen Schwung gegeben. Gott erhalte Ihnen die Kräfte, die Sie zu Ihren vielfachen Arbeiten nöthig haben. Daß Sie einmal dem unnützen Dr. Barth etwas abgegeben, danke ich Ihnen. Die elende Brochüre, Rüge gegen die A. L. Z., iſt in Schleuſingen gedruckt. Erfahre ich den Verfaſſer und vielleicht erfahre ich ihn, ſo ſollen Sie ihn gewiß auch erfahren, er ſey und heiße, wie er wolle. Verzeihen Sie mein langes Plaudern. Ich wiederhole meine Bitte um baldige Zuſendung neuer Bücher, da ſpäterhin meine hieſigen Arbeiten verdoppelt werden, empfehle mich Ihrer Gewogenheit und Freundſchaft, und bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Wegſcheider.

Rinteln, 14. Febr. 1808.

Schon früher, Verehrungswürdiger! hätte ich Ihre mir äußerſt ſchätzbare Zuſchrift vom 3ten d. beantwortet und Ihnen für das mir in derſelben bezeugte gütige Intereſſe an meinen Wünſchen gedankt, wenn ich nicht durch einige außerordentliche Geſchäfte, die mir gerade jetzt oft mehr Zeit koſten, als die ordentlichen, ſehr unangenehm daran verhindert wäre. Da ich unter meinen Collegen der einzige bin, der des Franzöſiſchen ganz mächtig iſt, ſo habe ich mich dem Verlangen derſelben nicht entziehen können, die für das Intereſſe der Univerſität nöthig gefundenen Schreiben an den König, die Miniſter und ein ausführliches Exposé der Gründe für die Erhaltung der Univerſität franzöſiſch abzufaſſen. Bis jetzt ſcheint denn auch wirklich ſoviel dadurch gewonnen zu ſeyn, daß unſere Exiſtenz fürs Erſte geſichert iſt. Allein ſchon erhebt ſich wieder ein neues Ungewitter gegen uns, zu deſſen Bekämpfung wir alle Kräfte aufbieten müſſen. Man macht Miene, unſere Univerſitätsfonds, von welchen die Univerſität allein erhalten wird, zu den Domänen zu ziehen und mit Kaiſer Napoleon zu theilen. Ich hoffe indeß, daß man hiebei noch einmal unſere alten Urkunden reſpectiren wird. Möchten doch für die dortige Univerſität auch erſt völlig geſicherte Fonds eröffnet ſeyn! Keine iſt aber wohl jetzt ſchlimmer daran, als die arme Göttinger, die den neuen Weſtphäliſchen Segen ſo theuer erkaufen müſſen. Ich habe noch in dieſen Tagen die bedauernswürdigſten Details darüber erhalten. So ſehr ich auch wünſchte, Ihren Auftrag in Rückſicht der ausführlichen Notiz über die hieſige Univerſität für das Intelligenzblatt der Allg. Lit. Zeit. zu erfüllen: ſo iſt es mir doch in dieſem Augenblick nicht möglich. Indeß werde ich Ihnen gewiß, ſobald als die jetzige Kriſe für uns entſchieden iſt, Nachricht davon geben. Erlauben Sie mir daher, Ihnen nur noch in Beziehung auf meinen Ihnen neulich geäußerten Wunſch, für deſſen gütige Aufnahme ich Ihnen aufs Innigſte verpflichtet bin, einiges über meine hieſigen Verhältniſſe zu ſagen. Da ich hier als Profeſſor der Theologie und Philoſophie zugleich thätig ſeyn muß, ſo habe ich bisher nicht nur Logik, Pſychologie, Naturrecht, Philoſophie des Styls, ſondern auch vorzüglich Exegeſe des Neuen Teſt. und Einleitung in das Alte Teſt. geleſen. Künftig hoffe ich aber noch mehr für die Theologie thun zu können, und ſchon im nächſten halben Jahr Moral oder Dogmatik zu leſen, oder auch Religionsphiloſophie. So gern ich aber auch Herrn Schleiermachers philoſophirender Theologie bei Ihnen folgen möchte, ſo wenig würde ich ihm doch in ſeinen eigenthümlichen philoſophiſchen Anſichten, beſonders in ſeiner myſtiſchen und Schellingianiſirenden Tendenz, folgen mögen. Es ſcheint mir jetzt höchſt nothwendig, daß wir bei dem Umſturze ſo mehrer alten heimiſchen Formen wenigſtens unſere alte deutſche Gelehrſamkeit zu retten ſuchen, deren Baſis eine gründliche klaſſiſche Bildung war, und daß wir den Wahn beſtreiten, man könne bei der neuen philoſophiſchen Weisheit aller andern Gelehrſamkeit entbehren. Hier läßt ſich indeß von dem Geſagten nur wenig Anwendung machen. Die meiſten unſerer Studirenden ſind ſo roh und unwiſſend, daß man keine Excentricitäten dieſer Art von ihnen zu fürchten hat. Da meine Vorleſungen noch am zahlreichſten von ihnen beſucht werden, ſo habe ich aus allen Kräften vortheilhaft auf ſie zu wirken geſucht; allein der Erfolg ſcheint nur ſehr gering. Eine Wiedergeburt des Ganzen iſt durchaus nothwendig, um mit Luſt und Liebe dafür arbeiten zu können. Von den zwölf Profeſſoren, die wir hier zählen, halten nur die drei Theologen und zwei Juriſten Vorleſungen. Die übrigen quiesciren jetzt in einem otio cum l. sine decore, ſind zum Theil aber doch ſehr ſchlecht beſolder. Sobald ich im Stande bin, Ihnen günſtigere Nachrichten von uns mitzutheilen, werde ich dies gewiß nicht unterlaſſen, und Sie dann zugleich um einen öffentlichen Gebrauch derſelben erſuchen. Allein für jetzt kann ich Sie nur bitten, inliegender Notiz ein Plätzchen im Intelligenzblatt der A. L. Z. gütigſt zu verſtatten. Mit dem aufrichtigſten Wunſche für Ihr und der geſchätzten Ihrigen ungetrübtes Wohlergehen empfehle ich Ihnen, Verehrteſter, noch alle meine Ihnen bekannten Wünſche und mich ſelbſt ꝛc.

Wieland.

Weimar, 27. Jun. 1773.

Theuerſter Herr und Freund! Aus dem Vorbericht zum 2ten Theile meines *Merkurs* werden Sie ſehen, durch welchen Weg ich dem Nachdruck des Merkurs zu ſteuern hoffe. Der Hauptpunkt iſt, daß ich im künftigen Jahre, ohne Erhöhung des Preiſes, alle zwei Monate ein Bändchen von 16 Bogen, folglich jährlich vier Alphabete ſtatt drei liefere. So gewinn' ich freilich weniger; aber dafür müßte das Publikum auch ſehr unfreundlich ſeyn, wenn es ſich nicht lieber abonniren, als auf den Nachdruck warten wollte, der alsdann wohl nicht viel wohlfeiler ſeyn kann.

Inzwiſchen danke ich Ihnen ſehr für die nachdrückliche Art, womit Sie den diebiſchen Eingriff meines Nachdruckers in der Hall. Gel. Zeit. beſtraft haben.

Wollen Sie ſich noch mehr Verdienſte um den Merkur machen, ſo gönnen Sie mir jezuweilen einen intereſſanten Aufſatz von Ihrer eignen Hand, und verſichern ſich dagegen meiner ganzen Erkenntlichkeit. Sogleich im 3ten Bande gedenke ich den Anfang mit vermiſchten Briefen philoſophiſchen und literariſchen Inhalts, welche nach und nach eingerückt werden ſollen, zu machen. Wenn ich *nicht der einzige* Verfaſſer derſelben ſeyn müßte, wäre es mir deſto lieber. Wie, wenn Sie mir von Zeit zu Zeit auch ein paar ſolche Briefe einſchickten? Zuweilen könnten Probleme, über welche man pro et contra philoſophirte, zuweilen eine merkwürdige Stelle in einem bekannten Schriftſteller, ein Gedanke, der widerlegt, oder rectificirt oder beſſer ausgeführt zu werden verdient, zuweilen ein intereſſantes Buch, oder ein neues Gedicht oder eine merkwürdige Anekdote ꝛc. den Anlaß und Stoff dazu geben. Wie gefällt Ihnen dieſer Vorſchlag, mein wertheſter Freund! Ich weiß, daß Sie ſehr viel und Vielerlei zu thun haben. Deswegen möcht' ich Ihnen auch nicht zumuthen, was nicht in einem paar Stunden zu Papier gebracht und in einem paar andern ins Reine gearbeitet werden kann. Wenn ich den 2ten Band des Merkurs bis in die Mitte des Julius abgeben laſſen kann, ſo werd' ich von Glück zu ſagen haben; denn ich bin auf eine unleidliche Art von meinem Papiermacher aufgezogen worden, wiewohl ich immer baar bezahle. Fürs Künftige habe ich nun auch über dieſen Punkt beſſere Anſtalten getroffen. Aller Anfang iſt ſchwer. Inzwiſchen fangen mir die Herren Abonnenten an, die Zeit lang zu machen. Noch die wenigſten haben bezahlt, und vermuthlich iſt es in Ihrer Collecte auch ſo gegangen. Inzwiſchen wachſen meine Auslagen hoch an, und wenn die Einnahmen nicht bald eingehen, ſo werd' ich endlich zu zahlen aufhören müſſen. Wenn Sie Gelegenheit hätten, auch dem Hrn. L. von Hagen ein Compliment in meinem Namen zu machen, und ihn ſeiner Sterblichkeit zu erinnern, ſo würden Sie mich ſehr verbinden. Was giebt es ſonſt Neues in Ihrem Cirkel? Ich kann beinahe keine Briefe mehr ſchreiben, weil das Leben kurz und deſſen, was man zu thun hat, viel iſt. — Ich weiß, Sie haben Geduld mit mir — und eben quia nihil humanum a me alienum puto, ſetze ich mich raſch an Ihren Platz, und möchte keine Prätenſion machen, die Ihnen beſchwerlich wäre. Aber aller 8 Wochen finden wir doch wohl eine Stunde an einander zu ſchreiben. Melden Sie mir doch, wenn es ſeyn kann, wie Ihre beträchtlichſten Correſpondenten (von denen, die auch mich intereſſiren) heißen? Vielleicht könnten Sie mir manchmal mit einem paar Zeilen einen Brief erſparen. Leben Sie wohl, mein würdiger Freund, und behalten Sie Ihren Wieland lieb.

Weimar, 1. Oct. 1768.

Verehrteſter Freund! In Lucians *Βίων πρᾶσις* cap. 6. ubi de faba pythagorica sermo est, kommt eine Stelle vor, die einen, ſelbſt Meiſter Joh. Math. Geßnern unauflöslichen, nodum enthält. Sie lautet:

> *ἑψηθέντες δὲ (κύαμοι) ἐν ἰκμάδι τὴν σεληναίην νυξὶ μεμετρημένῃσιν, αἷμα ποιήσεις.*

Geßner überſetzt ſie: coctam vero si demittas in auram certo numero noctium, sanguinem efficies — und macht dabei die Anmerkung: sed neque in verbo *ἀναφῆς* mihi satisfacio, et vertisse illud potius ad sententiam quam puto verba habere, quam ex vi verbi aliunde mihi cognita, non dissimulo.

Ich habe ſie ſo überſetzt: ſetzeſt du ſie (die Bohnen) hingegen gekocht eine gewiſſe Anzahl Nächte in den Mondſchein, ſo werden ſie zu Blut werden. Ew. Liebden ſehen, daß der Knoten in der Alternativa liegt, daß Lucian entweder dem Worte [illegible] eine ungewöhnliche Bedeutung giebt, oder falls er es in der gewöhnlichen nimmt, ſich einer (ni fallor) ſehr ſolöciſtiſchen Conſtruction ſchuldig macht. Haben Sie die Güte, si per otium licet, die Sache in Erwägung zu nehmen und Ihre sententiam davon geneigteſt und paucissimis mitzutheilen Ihrem ewig ergebenen und verbundenſten Diener und Freunde ꝛc.

Jena, 3. Aug. 1812.

Vor Allem meinen herzlichſten Dank für Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Daſeyn und die edle zuvorkommende Güte, womit Sie ſich die Förderung meines, für meine Jahre und Kräfte beinahe allzu verwegenen, literariſchen Unternehmens einer Ueberſetzung der Briefe Cicero's, angelegen ſeyn laſſen. Ich bin mir meiner ſelbſt zu wohl bewußt, um nicht zu fühlen, wie ich den aufmunternden Beifall zu nehmen und auszulegen habe, womit die Koriſeen (sic!) der Philologie unter uns meine Verſuche im Felde der alten Literatur zu beehren die Nachſicht haben. Indeſſen erkenne ich doch auch mit dankbarem Gefühl das nicht gemeine Glück, ſo nahe meinem 80ſten Lebensjahre noch ſo viel Muth und Kraft übrig behalten zu haben, als dazu gehört, ſich mit Geiſtesbeſchäftigungen dieſer Art zu unterhalten, und dem mir dabei vorſchwebenden Ideal, wenigſtens nahe genug zu kommen, um mir ſchmeicheln zu dürfen, daß ich eine nicht ganz verdienſtloſe Arbeit unternommen habe. Und ſo lange mich dieſer Muth und dieſe Kraft nicht ganz verläßt, wird das Leben unter dem Mond, zumal in den mancherlei ſchönen und intereſſanten Verhältniſſen, worin ich mich befinde, Reiz genug für mich behalten, um nicht mit der Natur zu hadern, wenn ſie den Einfall bekäme, Ihre Profezeiung (sic!), mein Theuerſter, trotz ihrer wenigen Wahrſcheinlichkeit, an mir wahr zu machen. Wie groß auch meine Liebe zu Cicero iſt und wie ſehr mir der tägliche Umgang mit ihm zum Bedürfniß geworden, ſo hat doch meine Beſchäftigung mit ihm ſeit Beendigung des 5ten Bandes einen viermonatlichen Stillſtand erlitten; theils weil mir wirklich das divino far niente ein noch größeres Bedürfniß geworden war; theils weil die unſelige Witterung der letzten 10 Wochen mir kaum noch ſoviel Lebenskraft übrig ließ, als die niedrigſte aller

Bedürfniſſen zu ihrem quasi-Leben nöthig hat. Nun aber, hoffe ich, ſoll es anders werden; und wiewohl die tröſtliche Anſcheinung, daß die Natur unſere gerechten Anſprüche an die vorenthaltenen Sommermonate etwas gelten laſſen werde, mich in dem Vorſatz befeſtigt, die erwarteten ſchönen Sommertage ſo viel möglich der nöthigen Pflege des Leibes und den geſelligen Vergnügungen des ländlichen Lebens zu widmen: ſo gedenke ich doch nächſtens an dem 6ten Bande wenigſtens einen Anfang zu machen; und die gütigſt verſprochenen erſten Bogen des 6. Bandes Ihrer verdienſtvollen Ausgabe der Briefe Cicero's (die mir bei den erſten Bänden ſchon ſo große Dienſte hätte thun können) werden mir alſo, ſo viele davon bereits abgedruckt ſind, unendlich willkommen ſeyn. Ich ſchreibe Ihnen dieſes aus Jena, auf dem Griesbachiſchen Gartenhauſe, deſſen größten Theil die freundſchaftliche Güte Ihrer Frau Schweſter mir und meiner dermaligen Hausgenoſſenſchaft (aus zwei Töchtern und zwei Enkelinnen beſtehend) auf den ganzen Reſt der ſchönen Jahreszeit eingeräumt hat. Dem würdigen Bruder dieſer vortrefflichen und in meinen Augen einzigen Frau brauche ich nicht zu ſagen, welchen hohen Werth dieſes, Ihrer Liebe zu mir und dem Meinigen gebrachte, Opfer für mich hat, und wie glücklich ich mich fühle, mit Ihr, unter Ihrem Dache, in Ihrem mit ſo viel Sinn und Liebe für die Natur gepflanzten und gepflegten Garten, und im Angeſicht einer Landſchaft, die an einem einzigen heitern Tage meinen Augen eine ganze Gallerie der prächtigſten und anmuthigſten Gemählde darſtellt, eine Reihe heiterer, Pauſilypiſcher, der reinſten und meinem Alter angemeſſenſten Genüſſe voller Wochen zu verleben. Ich hatte mir ein ordentliches Feſt daraus gemacht, mein verehrteſter Freund, Ihnen — da ich endlich einmal dazu gekommen war, mich ſchriftlich mit Ihnen zu unterhalten — einen recht großen Brief zu ſchreiben, wovon Ihre Frau Schweſter der einzige Inhalt ſeyn ſollte; aber da kommen mir zwei auf einander folgende Beſuche auf den Hals, die ſich meiner und der ganzen, zu dieſer Laudation beſtimmten Zeit ſo gänzlich bemächtigten, daß mir, wenn dieſes Blatt die dermalige Gelegenheit abzugehen nicht verſäumen ſoll, nur noch wenige Minuten übrig ſind. Zu meinem Troſte höre ich, daß wir Hoffnung haben, Sie gegen Michaelis in Perſon hier zu ſehen; da dann auch ich mir ſchmeicheln darf, einer von denen zu ſeyn, die ein näheres Recht haben, an einer ſo erwünſchten und allzulange entbehrten Erſcheinung ihren Antheil zu nehmen. Wie willkommen mir dieſe Hoffnung iſt, werden Sie leicht erachten, da Ihnen leider! nicht unbekannt ſeyn kann, wie wenig das Beiſpiel des ſchreibſeligſten und fleißigſten aller Briefſchreiber, die je gelebt haben, (Cicero's) auf ſeinen neueſten Ueberſetzer gewirkt hat, der zu geſtehen genöthigt iſt, unter allen Lebenden der trägſte und ſaumſeligſte zu ſeyn. — Nach einer nochmaligen Unterbrechung eile ich zum Schluß dieſes Epiſtoliums, mit der Verſicherung der aufrichtigen Verehrung und dankbaren Anhänglichkeit, womit ich Ihnen, dum spiritus hos regit artus, zugeeignet bleiben werde ꝛc.

Weimar, 10. Oct. 1812.

„Verehrteſter Herr und Freund! Entweder es muß mit meiner vermeintlichen Liebe zu dem redſeligſten aller Menſchen und unermüdlichſten aller Briefſchreiber (Cicero) nicht weit her ſeyn; oder ich bin zu alt, als daß ich durch ſein löbliches Beiſpiel von der tief eingewurzelten Angewohnheit, meine Antworten auf die Briefe meiner Freunde ſo lange als möglich aufzuſchieben, ja wohl gar auf immer ſchuldig zu bleiben, noch in meinem 80ſten Jahre geheilt werden könnte. Der wahre Grund des Uebels iſt, daß ich überhaupt alles Andere lieber thue, als Briefe ſchreiben, und mich daher, ſo oft ich an meine Briefſchulden erinnert werde, immer auf Morgen vertröſte, aber wenn der Morgen gekommen iſt, mich durch das geringſte Hinderniß (deren mir freilich täglich eine Menge aufſtoßen) abhalten laſſe, und dem trügeriſchen Morgen abermal aufhalſe, was heute hätte geſchehen ſollen. Was bleibt mir alſo übrig, als mit Reu und Leid mein Confiteor zu ſagen, und Sie, mein liebſter und gütigſter Freund, à deux genoux um Abſolution von einer Sünde zu bitten, die ich, trotz aller guten Vorſätze, bei der erſten Gelegenheit wieder begehen werde?

Nun, da mir der erſte Regentag in dieſem Monat die Brieffeder in die Hand giebt, bitte ich Sie, vor allen Dingen meinen herzlichſten Dank anzunehmen für alle die liebevollen Bezeigungen Ihrer Freundſchaft und Theilnahme an Allem, was mich betrifft, womit Ihre vor mir liegenden drei Briefe angefüllt ſind, beſonders für den gütigſt überſandten 6. Theil Ihrer trefflichen Ausgabe der Ciceroniſchen Briefe, und die freundliche Zurechtweiſung in Betreff der Irrungen, die ich mir pag. 403. und 505. des Vten Bandes meiner Ueberſetzung habe zu Schulden kommen laſſen. Ich werde im VIten Bande dankbaren Gebrauch davon machen, und mir die übereilte und unziemliche Anmaßung, dem Vatinius zu geben, was dem Publius Sulpicius gehört, um ſo mehr zur Warnung dienen laſſen, da mein immer ſchwächer werdendes Gedächtniß mich täglich erinnern ſollte, wie große Gefahr ich mit dergleichen eingebildeten Verbeſſerungen der gemeinen Lesart laufe.

Die ſechs Wochen, die ich vom 29. Juli bis zum 8ten Sept zu Jena auf dem Griesbachiſchen Gartenhauſe, unter den Fittigen Ihrer vortrefflichen Schweſter, mit dem gewöhnlich bei mir lebenden Theil meiner Familie, und von der kleinen Griesbachiſchen Gemeine (wie wir ſie zu nennen pflegen) täglich umgeben, zugebracht habe, rechne ich ohne die geringſte Uebertreibung unter die glücklichſten und genußreichſten meines ganzen Lebens. Durch die liebevolle Gefälligkeit der Eigenthümerin dieſes anmuthigen Suburbanums (die in unerſchöpflichen Selbſtaufopferungen für ihre Freunde den ſchönſten Lebensgenuß zu finden gewohnt iſt) fanden ſich alle Bedingungen beiſammen, die dazu gehören, wenn mir ganz nach meinem Sinn und Herzen wohl ſeyn ſoll. Keine von den kleinen Gemächlichkeiten, die mir in meinem dermaligen Alter unentbehrlich ſind, fehlte; nichts in meiner gewöhnlichen Lebensweiſe war verändert, vielmehr war beinahe Alles noch beſſer, bequemer, angenehmer, als ichs gewohnt bin. Die Aufmerkſamkeit Ihrer Frau Schweſter auf meine geringſten Bedürfniſſe, die geräuſchloſe, liebenswürdige Behendigkeit, womit ſie meine leiſeſten Winke auffaßte, meinen unmerklichſten Wünſchen zuvorkam, die Amönität, mit der Sie mir ſogar, alles meines Proteſtirens ungeachtet, tauſend Dienſtgefälligkeiten leiſtete, die ich von der liebreichſten Schweſter, ja von der zärtlichſten Tochter kaum im Nothfall zu fordern gewagt hätte, — das Alles war grenzenlos, und wenn ich hierüber und über alles Andere, was mir die, in dieſen glücklichen, und wie einzelne Tage vorübergeflogenen 6 Wochen, genoſſene Zufriedenheit unvergeßlich macht, ins Beſondere gehen wollte, hätte ich Tagelang zu ſchreiben, ohne das Ende zu finden. Doch, wozu hätten Sie das nöthig, Sie, dem alle Perſonen und Sachen, welche zu Hervorbringung dieſes mir verſchafften reinmenſchlichen Lebensgenuſſes mit dem liebenswürdigſten Eifer zuſammen wirkten, von Langem her ſo wohlbekannt ſind, daß Sie ſich das Alles ſelbſt a priori vorconſtruiren können.

Wie feſtlich es am 5ten Sept. zugegangen, wird Ihnen Ihre Frau Schweſter, wie ich nicht zweifle, umſtändlich geſchrieben haben. Ich hatte meinen Aufenthalt in Jena, einem ſchon 6 Wochen zuvor gefaßten Entſchluß zufolge, bis in das erſte Drittel beſagten Monats verlängert, um der wohlgemeinten Idololatrie, welche meine Weimarſchen Freunde an jenem Tage mit mir zu treiben pflegen, zu entgehen. Aber es fand ſich, daß ich, um dem Regen zu entrinnen, unter die Traufe kam. Indeſſen würde ich mich einer mir nicht natürlichen Gefühlloſigkeit und des ſchnödeſten Undanks ſchuldig machen, wenn ich nicht geſtünde, daß ſo viele und ſchmeichelhafte Bezeigung herzlicher Liebe, Achtung und Theilnahme, meinem Herzen noch mehr als meiner Eitelkeit wohlgethan.

Ich weiß nicht, ob Ihre Frau Schweſter Ihnen das Eidolion, das mir ein anſehnlicher Theil der akademiſchen Jugend zu Jena nebſt einem zierlichen Eichenkranz durch eine Deputation von vier ausgezeichneten Mecklenburgern überreichen ließ, mitgetheilt hat oder nicht. Letztern Falls erbitte ich mir nur einen Wink ꝛc.

Tauſend Dank für das freundliche Anerbieten, mir, wenn ich es wünſche, Tunstalls Observations etc. (die ich leider! noch nicht kenne) mitzutheilen. Ich habe zwar die in Frage ſtehenden Briefe an und von Brutus, bloß vermöge eines mir in ſolchen Dingen anwohnenden Spürſinns oder Dämonions, ſchon in meiner Jugend für unächt gehalten und mir damals daran genügen laſſen; aber itzt würde mirs intereſſant ſeyn, mich gründlich und kritiſch davon zu überzeugen. Ich werde alſo ſo frei ſeyn, Sie in einiger Zeit um beſagtes Buch zu bitten. Nun, denk' ich, iſt es Zeit, dieſem Gekritzel (woran mein Federnſchneider die Schuld trägt) ein Ende zu machen. Leben Sie wohl, Theuerſter, und bewahren auf immer ein warmes Plätzchen in Ihrem Herzen Ihrem alten treuergebenen und verbundenſten Freunde ꝛc.

Wolke. *)

Dresden, 17. Sept. 1811.

Mein alter verehrter Freund! Dem, der das hohe Ziel des menſchlichen Lebens erreicht, iſt nichts ſo kränkend, als das er ſeine liben, alten Bekanten, Freunde und Gönner von Jahr zu Jahr vermindert ſiht. Wi betrübt mich das Andenken an di Leuten, welche ich verlor! Balſam wird dan di Erinnerung an

---

*) Buchſtäblich, nach ſeiner bekannten Orthographie, abgedruckt. D. H.

di, welche das Schikſal uns übrig lies. Ich zäle di mir Uebriggelaſſenen oft durch, und darunter ſtellen dan auch Si und Ire verehrwerte libe Gattin ſich mir freundlich dar. Ich denke oft und lebhaft an das Vergnügen, das Si beide gegen das Ende von 1796 in Jena mir gewährten, da ich einen Abend in Irer beiden Geſelſchaft zubrachte. Was haben wir ſeitdem erlebt! Wi vile Freudequellen ſind unterdeſſen verſiegt! Wi iſt alles ſo gants anders geworden! Doch —

Der Anlas meines Schreibens iſt, Si, mein verehrter Freund, zu bewegen, das Si durch empfelende Anzeige meiner Sprachſchrift in der alg. Lit. Zeit. gütigſt beitragen, di Mislage zu lindern, in welche di unerwartlichen Umſtände der Zeit mich und meine gute Gattin verſetst haben. Mein in St. Petersburg wärend 15 Jare ſauer erworbenes, aber aus gutmütigem Dienſteifer an drei Männer ausgelihenes Vermögen iſt verloren gegangen. Zwei von den Beſitsern meines Geldes ſind mit unbezahlbaren Schulden geſtorben und der dritte, von dem ich noch 4000 Rubel zu fodern habe, iſt gants unvermögend zur Bezalung geworden. Der Kaiſer Alexander wies ungebeten, mir bei meiner Abreiſe 500 Rubel Penſion auf ſein Cabinet an, aber diſe ſind ſchon lange zu ſo vilen Fünf Groſchen geworden. Mein Vaterland Jever beſtimte mir 1802 anſtat eines verſprochnen Amtes eine Penſion von 200 Talern. Aber zu meinem Unglük ward es in Tilſit zu einem Teile von Holland und dan von Frankreich. Bis Neujahr 1809 bezalte die holländiſche Regirung mir meine Penſion. Von der Zeit an iſt alle meine Mühe, etwas zu erhalten, vergeblich geweſen. Kurts, meine ſonſtige Einame von 1500 Talern iſt auf 300 und einige Taler eingeſchränkt. Diſer Zuſtand zwingt mich, durch Schriftſtellerarbeit etwas zu erwerben, das mir früher nicht in den Sin kam, da ich bis zu meines Lebens Ende an meinem Ziles berichtigenden Wörterbuche der deutſchen Spr. fortzuarbeiten ſtrebte.

Es folgen hibei einige Abdrükke von meiner Ankündigung, welche Si in Irem Kreiſe gütigſt verteilen werden, beſonders an meine alten Freunde, Kanzler Niemeyer und Profeſſor Gilbert, an Hrn. Lafontaine, u. ſ. w. Si werden gewis Teil nemend ſein. Wen nicht di groſe Geſelſchaft edler Männer, von der auch ich Mitglied bin, meine Hofnung auf eine zureichende Anzahl Beförderer belebte, ſo würde ich in der für di Buchhändler brotloſen Dazeit zweifeln müſſen, ob ich die Verlagkoſten meines Werkes beſtreiten könte.

Ich bitte mich dem Andenken der Frau Hofrätin zu empfelen und bin mit warer Hochachtung und Liebe Ihr Ergebenſter ꝛc.

v. Woltmann.

Berlin, 8. Juni 1811.

Hochwohlgeborner Herr! Ich ſende Ihnen hier die beiden erſten Theile meines deutſchen Tacitus, als Zeichen alter Achtung und Freundſchaft; zugleich mit Rückſicht auf Ihr Inſtitut. Sehr wünſche ich, daß Sie (und wenn nicht Sie, etwa Profeſſor Jakobs in Gotha, mit welchem ich nicht in der geringſten Verbindung ſtehe) das Werk ausführlich in Ihrer A. L. Z. recht bald beurtheilten. Bei meinen übrigen Schriften habe ich alle literariſche Verbindung mehr als vernachläſſigt, um ihnen ein augenblickliches gutes Loos zu bereiten; jetzt aber, da ich ein ſo umfaſſendes Werk, wie dieſes, die Arbeit vieler Jahre, auf meine Koſten zu einer Zeit herausgebe, wo die politiſchen Veränderungen mir alle diplomatiſche Poſten und Beſoldungen genommen haben, jetzt möchte ich nicht durch unreife, einſeitige und gehäſſige Urtheile über daſſelbe in größere Verwirrung geſtürzt ſeyn, ſondern vielmehr das Gegentheil bewirken.

Empfehlen Sie mich dem Andenken Ihrer Frau Gemahlin ꝛc.

Berlin, 9. Aug. 1811.

Ich ſende Ihnen, verehrteſter Freund, den dritten Theil meines Tacitus unmittelbar, damit er vielleicht noch in Ihre Recenſion meiner Arbeit begriffen werden könne. Sie wird lehrreich für mich werden, und die Freude noch höher ſpannen, mit welcher ich die beiden letzten Bände vorbereite und die Abhandlungen und Anmerkungen über den großen Geſchichtſchreiber im bevorſtehenden Winter zu vollenden denke. Der vierte Band erſcheint noch zu Michaelis. Es iſt mir ſehr lieb, Ihren Namen unter die Subſcribenten ſetzen zu dürfen. Auch das zweite Exemplar der drei erſten Theile erfolgt anbei. Haben Sie die Güte, die einliegende Anzeige in das Intelligenzblatt der A. L. Z. rücken zu laſſen. Wollen ſich in Ihrer Gegend Subſcribenten melden, ſo nehme Ihre Freundſchaft ſie gütig an. Zu Recenſionen über bedeutende hiſtoriſche und politiſche Werke für Ihr Inſtitut werde ich immer Zeit haben; und ſollte ich nach Paris ziehen, ſo kann ich Ihnen gewiß aus Frankreich viel Intereſſantes mittheilen. Mein Schickſal ſchwankt noch unentſchieden, und ich weiß nur ſo viel, daß ich für alle meine verlornen Beſoldungen noch keinen Groſchen Entſchädigung bekommen habe. Uebrigens hält mich ein unerwarteter diplomatiſcher Auftrag wahrſcheinlich für den ganzen Winter hier feſt, und eröffnet mir einige helle Ausſicht. In das akademiſche Leben würde ich gern, und wie viel reifer als vor zwanzig Jahren! wieder eintreten, wenn ich auf einer ächten Univerſität meinen hiſtoriſchen Curſus mit drei bis vier Collegien in einem halben Jahre beenden, und das zweite in großen Städten und in der Nähe politiſcher Werkſtätten zubringen dürfte. Wer auf Univerſitäten ſtill ſitzt, wird kein tüchtiger Hiſtoriker; ja, um dies immer zu bleiben, muß man, ſelbſt nach geſammelter Welterfahrung, nie ganz von dem praktiſchen Umtrieb zurücktreten. Dagegen möchte ich in einer großen Stadt nicht akademiſcher Lehrer ſeyn. Die wenigen geiſtvollen hieſelbſt, z. B. Wolf, befinden ſich hier auch nicht in der Profeſſorenbequemlichkeit. Meine Frau und ich empfehlen uns Ihrer Frau Gemahlin und Ihnen. Wie könnte ich Jena's und Ihres Hauſes je vergeſſen! ꝛc.

Prag, 10. Juni 1815.

Nach langer Unterbrechung irgend einer Mittheilung zwiſchen uns, nach vier Jahren, die ich voll Krankheit, Unglück aller Art und zum Theil auf der Flucht zugebracht habe, ſchreibe ich Ihnen wieder, mein verehrteſter Freund! In Böhmen ſcheine ich alles Verlorne wiederfinden zu ſollen. Meine Geſundheit iſt wiederhergeſtellt, wenn mich Töplitz nur dieſen Sommer von einer Gichtlähmung des rechten Arms befreit, die mir nicht einmal die Feder zu führen erlaubt. Der Kaiſer von Oeſtreich hat mich für den außerordentlichen Staatsdienſt mit ungemeiner Liberalität angeſtellt.

Um in genauem Zuſammenhang mit der deutſchen Literatur zu bleiben, wünſche ich nun für Ihre A. L. Z. thätig zu werden, wie ich es ſeit anderthalb Jahren für die Jenaiſche bin. Zugleich brächte ich Ihnen noch einen Recenſenten mit, einen ausgezeichneten böhmiſchen Grafen, deſſen Verhältniſſe aber keine Nennung ſeines Namens erlauben. Es iſt der Graf von Klg., welchen Sie ſchon in der Jenaer Literaturzeitung bemerkt haben werden. Was er ſchreibt für Ihr Inſtitut, wird auf meine Rechnung gehn.

Wollen Sie uns beide, ſo ſchreiben Sie mir recht bald nach Töplitz (an den Geh. Rath v. Woltmann im goldenen Löwen). Ich wünſchte auch zu erfahren, wie viel Honorar gezahlt wird, und ob ich es nicht quartaliter haben könnte? Mir geben Sie vorzüglich hiſtoriſche Bücher, dem Grafen politiſche und ſchöngeiſteriſche zu beurtheilen. Wachlers Geſchichte der hiſtoriſchen Literatur möchte ich recenſiren.

Durch Herrn Benjamin Fleiſcher in Leipzig werden Sie folgende Schriften, die ich Ihnen verehre, bekommen haben: erſtens meine deutſchen Blätter, 3 Bände; zweitens Memoiren des Freiherrn von S—a, 2 Bände; drittens die alte Frau Nemeſis. Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie ſelbſt dieſe Werke bald und ausführlich beurtheilen wollten, am ſchnellſten Nr 3. Denn ein Menſch wie Luden verdient von den beſten Inſtituten frühzeitig in ſeiner Blöße dargeſtellt zu werden, und meine dermaligen Verhältniſſe machen mir ein triftiges Urtheil rechtlicher Männer über ſeine hämiſchen Inſinuationen wünſchenswerth. Der Abſatz der deutſchen Blätter hat dadurch gelitten, daß zwei Buchhändler ihnen den Titel ſtahlen, um ihn für ihre zuſammengerafften und zuſammengeſtohlnen Blätter zu benutzen. Die vortrefflichen Memoiren des Freiherrn von S—a würde ich gern ſelbſt recenſiren, wenn ich den Eigenthümern der Verlagshandlung nicht Rathgeber wäre.

Herzlichen Dank für die geiſtreiche Recenſion meines Saluſtius. Den 6ten Band meines Tacitus laſſe ich dieſen Sommer drucken, fehlen Ihnen nicht auch noch der 4te und 5te? Jener vortreffliche Recenſent wird nach Leſung des 6ten Bandes wahrnehmen, daß es mit meinen philologiſchen Kenntniſſen beſſer ausſieht, als er denkt.

Mit Verehrung ꝛc.

v. Zach.

Sternwarte auf Seeberg bei Gotha, 5. Juni 1796.

„Für die Güte, mit welcher Sie die Anzeige der geographiſchen Aufnahme des Hochſtifts Augsburg in der A. L. Z. aufzunehmen geneigt ſind, ſtatte ich Ew. Wohlgeboren meinen verbindlichſten Dank ab. Ich habe zugleich die Ehre, vermöge dem, in Ihrem verehrteſten Schreiben mir ertheilten Wink, hier beiliegend, die abgeänderte Anzeige zu überſchicken; was Sie etwa von meiner vorigen eingeſchickten noch beizubehalten, oder von der gegenwärtigen wegzuſtreichen für gut befinden, überlaſſe ich ganz Ihrer Willkühr, wenn nur die Hauptſache angezeigt, und dadurch der doppelte Endzweck der Bekanntmachung und der Aneiferung erreicht wird. Dieſe ganze Unternehmung verdankt ihre Entſtehung einem kleinen Aufſatze, den ich in Herrn Profeſſor Hindenburgs Archiv der reinen und angewandten Mathematik eingerückt hatte, und worin ich blos den Wunſch einer ſolchen Mappirung geäußert habe; der Churfürſt von Trier bekam dieſes Stück des Archivs zu ſehen; Das wenige Verbindliche, was ich hierüber von Sr. Churfürſtl. Durchl. und ſeinen Herren Miniſtern geſagt habe, hat eigentlich dieſe ganze Unternehmung im Gang gebracht; dieſen löblichen und nützlichen Eifer noch mehr anzufachen und zu erhalten, iſt bei der gegenwärtigen Anzeige meine ganze Abſicht, da ich von ſicherer Hand weiß, daß man in Augsburg dagegen nichts weniger als gleichgültig iſt, und dadurch der guten Sache recht ſehr dienen kann. Eure Wohlgeboren werden mich daher äußerſt verbinden, wenn Sie mich mit einigen beſondern Abdrücken des Stücks des Intelligenzblattes, worin dieſe Anzeige erſcheinen wird, beglücken wollen, weil ich ſolche Sr. Churfürſtl. Durchl. und den Herren Miniſtern zuzuſchicken gedenke. Der Antrag, womit Ew. Wohlgeboren mich in Ihrem verbindlichen Schreiben beehren, iſt ſehr ſchmeichelhaft für mich, und ich wäre gar nicht abgeneigt, mit ſo verehrungswürdigen Männern in die vorgeſchlagene literariſche Verbindung zu treten, wenn ſie anders mit meinen Grundſätzen oder Eigenheiten und Ihren Normen beſtehen kann. Da mir letztere nicht bekannt ſind, ſo bin ich vorläufig ſo frei, mich darüber zu erklären. Wenn es mir nicht vergönnt wird, daß ich in dem aſtronomiſchen Fache die Werke recenſire, deren Auswahl meiner eignen Willkühr überlaſſen bleiben, und ich verbunden bin, nur jene zu recenſiren, die mir von der Direction der A. L. Z. zugetheilt werden, ſo kann ich auf keinen Fall das Vergnügen haben, an Recenſionen einigen Antheil zu nehmen; dagegen beſcheide ich mich gern, daß ich jedesmal, wenn es von mir verlangt wird, der Direction vorher das Buch anzeigen und ihre Einwilligung einholen will, ob ſie die Recenſion dieſes Werkes genehmigt; auch verſpreche ich, daß ich nur auf vorzügliche Werke

ieſer Wiſſenſchaft, beſonders aber des Auslandes, und auf
erſte und früheſte Anzeige Rückſicht nehmen will. Deſto un-
ngter kann ich das Vergnügen haben, als Correſpondent für
Intelligenzblatt mit Ihnen in Verbindung zu treten, und
ichte daher Ihre Geſetze und Normen näher zu erfahren. Von
r Seite ſind Sie nicht allemal gut bedient worden; ſo hat
B. eine falſche Anzeige von einem fünffachen Saturnring, den
r Herſchel entdeckt haben ſoll, viele Verwirrung veranlaßt,
ungeachtet ich dieſer falſchen Nachricht an zwei Orten, im
hematiſchen Archiv und im Berliner Jahrbuche mit Nachdruck
erſprochen habe, ſo geſchehen noch bis dieſe Stunde deshalb
fige Anfragen an mich; erſt vorgeſtern erhielt ich einen Brief
Utrecht mit der Anfrage, ob wohl dieſe Nachricht, welche im
ager litteraire de Harlem zu leſen war, ihre Richtigkeit
e? Es wird mir ein beſonderes Vergnügen ſeyn, Ew. Wohl-
ten bei mir auf meiner Sternwarte zu ſehen, und bei dieſer
anlaſſung Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen; der
Gemahlin bitte ich meine gehorſamſte Empfehlung zu ma-
, und Ihr zu ſagen, wie ſehr ich es noch beklage, daß Sie
chlechtes und ſtürmiſches Wetter auf dem Seeberge getroffen
, welches mich außer Stande ſetzte, Ihr alle Herrlichkeiten
Himmels zu zeigen, ich hoffte aber, daß Sie mir die Ehre
zweiten Beſuchs in Ihrer Geſellſchaft geben werde, und ei-
freundlichern Himmel finden ſoll, da will ich die Ehre ha-
Ihr, trotz der franzöſiſchen Sprüchwörter, dennoch zwei
ögliche Dinge zu zeigen, des étoiles en plein midi, und Mi-
quatorze heures.

Mit der ausgezeichnetſten Verehrung habe ich die Ehre zu
arren ꝛc.

Sternwarte auf Seeberg bei Gotha, 20. Juli 1796.

„Ich ſteige ſo eben aus einem Meere von mannigfaltigen
eiten, Hinderniſſen und Zerſtreuungen empor, und habe jetzt
erſtenmale den Kopf ganz frei in der Höhe, um Ew. Wohl-
ren auf Ihren letzten verehrten Brief ausführlich zu antworten.
ich nicht gern mit leeren Händen vor Ihnen erſcheinen wollte,
ar auch dieſer Umſtand an meinem ſo langen und vielwöchent-
n Stillſchweigen Schuld. Nehmen Sie vor jetzt mit dem
ieb, was ich Ihnen hier beiliegend zu überſchicken die Ehre
; Sie ſollen bald etwas Wichtigeres und Intereſſanteres er-
rn. Vorerſt aber will ich die Ehre haben, auf alle Punkte

Ihres verehrteſten Briefes zu antworten. Sehr angenehm und ſehr ſchmeichelhaft für mich war es zu vernehmen, daß die löbl. Direction der A. L. Z. die Einſchränkungen, um welche ich gebeten habe, ſich hat wollen gefallen laſſen, und mir dadurch den Beweis Ihres Zutrauens gegeben hat, davon ſich die Direction überzeugt halten kann, daß ich nie keinen anmaßlichen Mißbrauch machen werde; daher ich denn unter ſo günſtigen Bedingniſſen mit vielem Vergnügen dem ſo vortrefflichen Inſtitute der A. L. Z. als Mitarbeiter und Correſpondent beitrete, und zu dieſem Ende den mir überſchickten Contract eigenhändig unterzeichnet zurückzuſenden die Ehre habe. Dieſem zufolge darf ich daher bitten, mir vom Anfang dieſes Jahres ein Exemplar der A. L. Z. und des Intelligenzblattes auf der Poſt zukommen zu laſſen.

Beikommende Recenſion Nr. 1. iſt die des Ammaniſchen Werkes; ſie dürfte vielleicht das höchſte Maaß einer langen Recenſion überſchreiten; allein diesmal muß ich die Direction um eine verdiente Nachſicht bitten; denn ſobald ich nach der erſten Probe einen Ueberſchlag werde gemacht haben, wie ſtark meine Handſchrift in dem Druck läuft, ſo werde ich mich alsdann beſſer zu beſchränken wiſſen. Außerdem iſt dieſes angezeigte an ſich vortreffliche Werk auch deswegen merkwürdig, und verdiente daher eine weitläufigere Anzeige, weil dadurch eine ſehr ſchöne und löbliche Abſicht erreicht worden, und vielleicht ſelbſt durch gegenwärtige Recenſion, die Umſchaffung einer kleinen Unternehmung in eine große bewirkt werden kann, nämlich ſtatt der trigonometriſchen Aufnahme des Hochſtifts Augsburg, jene des ganzen ſchwäbiſchen Kreiſes, wie Ew. Wohlgeboren am Ende der Recenſion finden werden. Darf ich daher der löbl. Direction den Vorſchlag thun, von der Nummer, in welcher dieſe Recenſion erſcheinen wird, einige Stück auf gutem Papier beſonders abdrucken zu laſſen, damit ich ſie an den Churfürſten von Trier, Coadjutor von Dalberg und an einige Miniſter im ſchwäbiſchen Kreis verſchicken könne, ſo glaube ich dadurch den Artikel 14 des Contracts der A. L. Z. zu erfüllen, alles, was zur guten Aufnahme, zur Vermehrung des Debits und Verbeſſerung der A. L. Z. dienen kann, ſeines Orts beizutragen und den Herren Herausgebern anzuzeigen. Die Recenſion Nr. 2. habe ich unangefragt übernommen, weil mir das Werk vortrefflich und ſehr merkwürdig geſchienen hat, und da es ſehr neu iſt, ſo dürfte wohl noch keine Recenſion davon beſtellt ſeyn, im widrigen Falle erbitte ich ſie mir zurück.

Noch um eine Nachſicht muß ich die löbl. Direction bitten, und die iſt, mir in meinen Aufſätzen Sprachfehler und Provin-

lismen zu guten zu halten, da ich ein geborner Ungar bin, und
gleich ich mich nach Kräften beſtrebe, die deutſche Sprache zu
diren, ſo weiß ich doch, daß mir ſehr viele Sprachunrichtig-
ten entſchlüpfen, ich avertire alſo die Direction davon, damit
meine Aufſätze einem Sprachkundigen zur Durchſicht übergebe,
dieſe Flecken, den Hauptſinn unbeſchadet, wegwiſche, da die
L. Z. bekanntermaßen, und wie billig, auf die Reinheit der
rache in ihren Recenſionen hält; dafür kann die Direction
rauf rechnen, daß ſie keine oberflächliche, aus der Vorrede und
Regiſtern entworfene, ſondern wohldurchdachte, billige, und
ch ſtrenger unparteiiſcher Wahrheitsliebe abgefaßte Recenſionen
mir erhalten ſoll.

Zu künftigen Recenſionen, die ich zu machen gedenke,
lage ich der Direction zur Genehmigung folgende Schriften
, und worüber ich mir Ihren gefaßten Entſchluß erbitte.
The Method of Finding the Longitude at Sea by Time-
epers by W. Wallen. 2) Exposition du Système du
onde par La Place. Zwei Octavbände, ein ſo eben erſchie-
nes wichtiges Werk. 3) Tables portatives des Logarith-
s par Callet. Edition Stéréotype de Didot, ein merkwür-
ges, eben neu erſchienenes Werk. 4) Connaissance des
ms à l'usage des Astronomes et des Navigateurs, pour
nnée V. de la Rép. franc. Dies iſt erſt erſchienen, die vorigen
ände ſind von einem andern Recenſenten angezeigt worden,
vermuthe von Herrn Bode oder Herrn Wurm in Nördlingen;
es der Direction nicht entgegen, ſo recenſire ich dieſen
and, da ich ihn doch früher als dieſe Herren erhalte. Ich
iß aber nicht gewiß, welches der letzte Band war, der re-
ſirt worden, ich glaube es war pour l'année IV de la Rép.
anç., wo nicht, ſo zeige ich auch dieſen zugleich mit Année V
, aber darüber erbitte ich mir eine Nachweiſung. 5) Ephe-
erides astronomicae Anni 1797 ad Merid. Vindobonen-
n. Dieſe Wiener aſtronomiſchen Ephemeriden ſind meines
iſſens noch nie in der A. L. Z. recenſirt worden, ſollten
er doch billig angezeigt werden, zumal da ſeit Hell's Tode
e merkwürdige Abhandlungen darin erſcheinen, auch ſeit die-
Zeit ſehr fleißig und immer ein Jahr voraus erſcheinen.
s ſteht bei der Direction, ob ſie mit dieſem Jahrgange mit
Anzeige dieſes Werkes den Anfang machen, oder mehrere
ahre zurück nachholen will. 6) Memoires de l'Acad. Roy.
Sciences de Paris par 1789. Iſt der letzt erſchienene Band
r ci-devant Acad. Royale, und jetzt unterwegs für mich;

wie weit aber die A. L. Z. in der Anzeige der vorigen Bände zurück iſt, weiß ich nicht, ich übernehme die Recenſion von dem Jahrgange an, den mir die Direction aufgeben wird. 7) Item mit den Philosophical Transactions. Solche Hauptwerke verdienen doch fleißige, eigene und deutſche Recenſionen, ich habe aber von einigen Gelehrten die Klage gehört, die Recenſenten dieſer Werke excerpirten aus engliſchen Journalen die Anzeigen, ohne die Originale ſelbſt geſehen zu haben, alſo nur überſetzte engliſche Recenſionen, ich weiß nicht, in wiefern dieſe Vermuthungen gegründet ſind, allein ich avertire die löbl. Direction hiervon, wenn ihr dieſe Zumuthung unbekannt oder auch gegründet ſeyn ſollte. In dieſem Falle ſoll die A. L. Z. dieſer Vorwurf in Zukunft nicht wieder treffen. 8) Abregé de Navigation historique, theorétique et pratique par La Lande. Ob dieſes Werk ſchon recenſirt worden, oder nicht, iſt mir unbekannt. 9) Ephemerides des Mouvemens célestes. Tome IX. de 1793 à 1800 par la Lande. Iſt's angezeigt? ich zweifle. Sind die vorigen Bände angezeigt worden? das weiß ich nicht, und erwarte Auskunft. 10) Ephemerides astronom. ad Merid. Mediolanensem. Sind wohl nie angezeigt worden und verdienen es ſo ſehr; Recenſionen von ſolchen Büchern können ſehr wichtig und lehrreich ſeyn, ſind dem Aſtronomen und dem Liebhaber gleich willkommen, werden ſie zweckmäßig gemacht, ſo erſetzen ſie manchem das Buch ſelbſt; ſolche Recenſionen ſind für die Wiſſenſchaft die nützlichſten, man vermißt ſie aber ſehr in allen gelehrten Zeitungen. Alle dieſe angezeigten Werke ſind wichtige und in ihren Fächern markirende Werke, deren Anzeige billig in einer A. L. Z. zu erwarten iſt. Von allen bin ich erbötig, ſucceſſive Recenſionen einzuſchicken, wenn mir die löbl. Direction auf meine Anfragen wird geantwortet und mein Anerbieten beſtimmt wird genehmigt haben. Für das Intelligenzblatt folgen auch einige kurze Nachrichten; ſollte die beigelegte Anzeige von Landkarten der Direction nicht etwa angenehm ſeyn? auf alle Fälle lege ich ſie hier bei, widrigenfalls erbitte ich ſie mir zurück. Für die mir gütigſt überſchickten zwölf Stück des Nr. 74 des Intelligenzblattes auf Poſtpapier danke ich ergebenſt, der Gebrauch, den ich davon gemacht, wird der A. L. Z. keinen Schaden bringen; iſt etwas dafür zu bezahlen, ſo bitte ich mir dieſes, ſowie für die angeſuchten beſondern Abdrücke der Stücke, in welchem die Recenſion des Ammann'ſchen Werkes erſcheinen wird, in Rechnung zu ſtellen. Herrn Legations-

rtuch, Herrn Professor Hufeland bitte meine erge-
npfehlung zu vermelden: auch an Ihre Frau Gemah-
n ich bitten darf, mein gehorsamstes Compliment ab-
Wann werden Sie, hochverehrter Herr Hofrath,
lten, und mich auf meinem Tempel der Urania be-
Mich verlangt es sehr nach der Ehre, Ihre persön-
schätzbare Bekanntschaft zu machen; thun Sie dieses
, noch bevor die Franzosen nach Gotha kommen (für
sich hier gar gewaltig, aber ich glaube nur panisch
und mir alle meine schönen Instrumente wegnehmen,
es mit der Sternwarte zu Mailand sollen gemacht ha-
darf ich bitten, meine beiliegenden vermischten Nachrich-
t in eine Nummer des Intelligenzblattes zu setzen, son-
etwas weitläuftiger zu vertheilen. Kann Ihnen mit
rzen Auszug aus Condorcets Leben, sowie etwa dem von
s, für das Intelligenzblatt gedient seyn? zu der von
de gedruckten Eloge habe ich noch einige handschriftliche
und Nachrichten erhalten. La Lande schrieb mir, daß
ichelhausen seine Eloge des Lavoisier ins Deutsche über-
de, und sie Herrn Professor Hufeland zum Druck über-
werde.

Mit der größten Hochschätzung und Verehrung habe ich
re zu verharren ꝛc.

Zahn.

Delitz bei Weißenfels, 1. Juni 1809.

Hochverehrtester Herr Hofrath! Mit sonderbaren Gefüh-
übersende ich Ihnen einliegendes Blatt, mit der Bitte,
de im Intellig.-Bl. Ihrer A. L. Z. abdrucken zu lassen.
bt aber Ihr Institut nicht, es gratis abdrucken zu las-
so muß ich meine Bitte zurücknehmen. Bezahlen kann
ese mir theure Ehre nicht, da ich bei allen diesen Bedroh-
en den Ulfilas noch täglich mit 460 Rthlr. zu 5 Pro-
Zinsen zu bezahlen habe. Ich habe lange Bedenken ge-
n, dies öffentlich kund zu machen, aber ich fürchte end-
durch mein längeres Schweigen meine hohen Wohlthäter
eleidigen, und so muß ich wider Willen unbescheiden wer-
Wollen Sie der gelehrten Welt noch anzeigen, daß ich
ber ausführlichen biblischen Kritik des Ulfilas — die eine
wartet große Ausbeute giebt, arbeite, und diese mit wei-

nem wichtigen Verbeſſerungen und Zuſätzen zu den beiden erſten Theilen unter dem Titel: Ulfilas dritter Theil, herausgeben werde, und daß ich aus der Göttingſchen Univerſitätsbibliothek die Abſchrift der im Schilter und Palthen fehlenden Stücke von des ſogenannten Tatian Evangelien-Harmonie beſitze und dieſe vollſtändig und mit einer Ausſtattung herauszugeben denke, ſo werden Sie gewiß mit dieſer Anzeige manchem Gelehrten eine große Freude machen. Außerdem hätte ich aber noch eine Bitte. Ich habe mir im Traume nicht einfallen laſſen können, zu denken, daß das Amſterdammer Inſtitut mich zum Correſpondenten erwählen würde, habe alſo mich um dies Inſtitut nie bekümmert. Nun erinnere ich mich, in den Intelligenzblättern Ihrer Zeitung manches von demſelben geleſen zu haben. Darf ich Sie daher nicht dringend bitten, mir gegen die Gebühren, die Sie gleich in Halle auf dem Poſtamte ſich avanciren laſſen können, mir alle dieſe Blätter, in denen vom Amſterdammer Inſtitute die Rede iſt, zu ſchicken, damit ich doch ungefähr weiß, welche Beiträge und wie ich ſie dem Inſtitute zuſchicken muß, da mir der Secretär nichts von alle dem meldet, ſondern es als mir bekannt vorauszuſetzen ſcheint. Wollen Sie dem Herrn Profeſſor Dr. Vater ſagen, daß ich einen ganzen Bogen Berichtigungen zu Adelungs Mithridates, faſt bloß das Gothiſche betreffend, liegen habe, und den ich ihm mittheilen kann, wenn ers verlangt, ſo wird er Ihnen ja ſagen, ob er es Ihnen Dank weiß. Meinem Landsmann, Schul- und Univerſitätsfreund, dem Herrn Profeſſor Maaß, bäte ich Sie wohl meine herzliche Freundſchaft und Liebe zu verſichern, wenn Er und Herr Dr. Dieck ſich anders noch meiner erinnern. Der Herr Geh. Rath Eberhard, auch mein Landsmann und ehemaliger Lehrer auf der Univerſität, iſt mir mit einem Hefte Berichtigungen zum 3ten Theil ſeiner Synonymik dahin geſtorben, die ich nie habe von ihm wieder bekommen können, ſo oft ich ihn auch bat, und die er doch, ohne mich zu nennen, in ſeinem Handwörterbuche genutzt. Noch ein Jemand hat ſich mit den Federn geſchmückt, die er mir ausgerupft hat, und davon ich die Documente ſo gut als die vom ſeligen Eberhard in den Händen habe, aber ich will ihn auch erſt ſterben laſſen — wenn es mir möglich iſt — bevor ich von ihm rede. Man ſpricht, denke ich, von Todten doch beſſer als von Lebenden, und ſchläft einſt beſſer bei den Todten, wenn man ſo gedacht hat. Sie glauben nicht, welche widrige Empfindung es für mein Herz iſt, wenn ich manche Antikritiken leſen muß. Wie ſehr ich ſie haſſe, könnte Ihnen der Ausfall im Freimüthigen auf mich beweiſen, den faſt alle meine Recenſenten gerügt haben, und auf den ich nicht geantwortet habe. Aber ſelbſt Ihr Inſtitut hat davon den Beleg, in einer Recenſion meiner Schrift, wobei ich mich nicht genannt habe. Wollen Sie als Redacteur, um Ihre Leute kennen zu lernen, dieſe meine Schrift wiſſen, ſo erwarte ich Ihre Befehle, um ſie Ihnen zu nennen. Nie aber leſen Sie eine Antikritik von mir, denn die Schrift iſt lange vor meiner Arbeit am Ulfilas geſchrieben, und in den andern Inſtituten ſehr ehrenvoll recenſirt, und zwar ſchon vor mehreren Jahren, wie auch die Recenſion in Ihrer Zeitung gewiß drei Jahr alt iſt. Vergeben Sie gütigſt, daß ich Ihnen das geſagt habe. Es iſt mir ganz zufällig entfahren, und ſoll Sie nicht betrüben, ſo wie mir dieſe Recenſion wirklich einige trübe Stunden gemacht hat. Ich wiederhole nochmals meine Bitte um baldigſte Ueberſendung der Stücke, in denen vom holländiſchen Inſtitute etwas vorkommt, und bitte, ſchenken Sie mir ferner Ihr gütiges Wohlwollen, an dem mir ſo viel gelegen iſt, und deſſen ich mich nicht unwerth zu machen ſuchen werde, denn nie werde ich aufhören zu ſeyn ꝛc.

Zimmermann.

Hamburg, 27. Juni 1816.

„Ew. Wohlgeb. erhalten in der Beilage wieder ein paar Recenſionen für die A. L. Z., ich wünſche bloß, daß ſie Ihnen der Aufnahme würdig erſcheinen mögen. Ich darf für die Zukunft verſprechen, daß ich ohne große Unterbrechungen die Anzeigen der übrigen übernommenen Schriften werde liefern können, und wünſche nur zunächſt zu wiſſen, ob Sie noch meine Recenſion der Acta Philolog. Monacensium abwarten wollen; ich war Willens, dabei in einige Sachen etwas gründlich einzugehen. Ich ergreife dieſe Gelegenheit, über das Gerede, das über meine Recenſion des Horaz v. Heindorf entſtanden iſt, Ihnen Aufklärung zu geben, ſo weit ich das zu thun im Stande bin. Was mir Herr Profeſſor Erſch geſchrieben, daß ein Kieler Gelehrter ausgeſagt habe, Profeſſor Heinrich (oder ſeine Schüler) behaupten, die Ideen, welche in jener Recenſion niedergeſchrieben ſind, gehören ihm zu u. ſ. w., war mir um dieſelbe Zeit, als ich Prof. Erſch Brief erhielt, ſelbſt, doch von Kiel aus zugekommen, und an der Art der Mittheilung bemerkte ich, daß es darauf abgeſehen war, daß es mir ſelbſt geſagt werden möge. Den Profeſſor Heinrich habe ich hier in Hamburg perſönlich kennen gelernt, und es hat zwiſchen uns ein ziemlich vertrautes Verhältniß Statt gefunden, ſoweit dies bei Profeſſor Heinrichs Gemüthsart, welche Ihnen zu ſchildern ich keinen Beruf habe, möglich war. Als ich 1813 im Frühjahre Hamburg verlaſſen mußte, hielt ich mich 5 Wochen in Kiel auf, bevor ich nach Mecklenburg abging, um mich daſelbſt der Bewaffnung anzuſchließen; in Kiel verlebte ich die Zeit höchſt angenehm, ganz beſonders auch in Heinrichs Umgange, mit dem ich täglich zuſammen war, und im Gebrauch der daſigen Univerſitätsbibliothek. Daß ich mich ganz beſonders mit dem Horaz beſchäftige (ſeit 1811), wußte Heinrich; bei einem Beſuche in Hamburg 1812 theilte er mir ſchon einige Anſichten von Wolf mit, die ihm einer ſeiner frühern, nachher in Berlin ſtudirenden Zuhörer geſchrieben hatte. Eben war auch 1813 die erſte Satire von Wolf herausgekommen, und die er mir als vorzüglichſte Neuigkeit zuſtellte; in unſern Unterhaltungen; auf unſern Spaziergängen war dieſe Arbeit der Gegenſtand unſers Geſprächs und gewährte uns viel Vergnügen. Heinrich ſchloß ſich damals überhaupt auch mit einer Herzlichkeit an mich an, die ich ihm nicht zugetraut hatte, und die auch Andern auffiel. Sein Umgang iſt übrigens für mich höchſt lehrreich geweſen, und ich werde das ewig zu ſchätzen wiſſen. Nachdem ich Holſtein ſelbſt mit erobern geholfen (!) ſprach ich in Kiel wieder zu, 1814; ich brachte auch, weil Hamburg noch immer beſetzt blieb, meine Familie, die ſich bisher in der Nähe von Hamburg aufgehalten, nach Kiel. Auch da habe ich Heinrich oft geſprochen; doch zeigten ſich in der Zeit ein paar Anwandlungen von hypochondriſcher Laune, die indeſſen vorübergingen. Wir ſind ſehr freundſchaftlich geſchieden. Ich habe ſeit meiner Rückkehr nach Hamburg eine Fülle von Arbeiten vorgefunden, die theils mein Amt mit ſich bringt, theils Rückſichten, theils neu übernommene Verpflichtungen, daß ich mich rühmen darf, einer der thätigſten Männer in Hamburg zu ſeyn. Es hat ſich da oft getroffen und findet noch Statt, daß ich Freunde und Bekannte nicht ſo abwarte, als ich das ſelbſt wünſchte, und beſonders an Briefſchreiben ſehr viel ſchuldig bleibe. Leider iſt das auch gegen Heinrich eingetreten, ich muß mir vorwerfen, ihn faſt vernachläſſigt zu haben. Schlimmer iſt das dadurch geworden, daß er mir ein paarmal geſchrieben und Aufträge gegeben hat, die ich leider nicht habe ausrichten können — es widerſtreitt meinen Begriffen von Recht und Pflicht, und Sie erlauben mir, daß ich dieſe Sache bloß obenhin berühre. Bei Erſcheinung der Kieler Blätter foderte er mich zu einer Anzeige und zu Beiträgen auf; zu beiden habe ich bis jetzt noch nicht kommen können, und der Verkehr zwiſchen uns hat ſich in der letzten Zeit auf einige zu beſtellende Grüße beſchränkt. Daß Heindorf die Satiren bearbeite, hatte mir Heinrich ſchon in Kiel geſagt; ich muß glauben, daß er von Heindorfs Vorleſungen, die über dieſe Gedichte in Berlin gehalten werden, genaue Kenntniß gehabt habe. Daß Heinrichs Buch herausgekommen, iſt mir — ich verhehle es nicht: — gar nicht lieb; er hat mir zwei Drittheile meiner Unterſuchungen, die ich ſeit 1811 über dieſen Dichter angeſtellt und ununterbrochen fortgeſetzt habe, vorweg genommen, aber dieſe Fälle ſind gar häufig. Heindorfs Arbeit iſt ſelbſt weit trefflicher, als ich in meiner Recenſion ausgeſprochen habe; mich empörte der kalte, ſchneidende Ton, womit Heindorf ſeinen ehemaligen Lehrer behandelt, deshalb wurde ich ſelbſt bitter gegen ihn. Was aber meine in der Recenſion mitgetheilten Bemerkungen ſelbſt betrifft, ſo laſſe ich mir dieſe — ohne eben großen Werth darauf zu legen — als mein wohl erworbenes Eigenthum von Niemanden nehmen. Ich kann mehrere Schüler unſeres Johanneum nennen, denen ich die Satiren 1811, 1812, 1813 und 1814 erklärt habe, wo ich ſchon faſt alle die Ideen, die in meiner Recenſion aufgezeichnet ſtehen, vorgetragen habe; ich weiß die Punkte recht wohl, über welche ich mit Heinrich vielfach geſprochen habe, und ich gebe ſehr gern zu, daß mir in dieſen Geſprächen Vieles deutlicher und klarer geworden, als es vorher war: ich bin mir aber nicht bewußt, eine wirklich fremde, ihm eigenthümlich zugehörende Idee, mir angeeignet zu haben. Ich weiß ſogar, daß er einige Punkte nicht zugeben wollte, z. B. daß die ſpätern Griechen, Lucian u. ſ. w. den Horaz vor Augen gehabt, ferner die Parodieen und Traveſtirungen des Horaz ꝛc. Ueber Erſteres habe ich ihm ſchon 1812 geſchrieben, und über das zweite mit ihm geſprochen, ich kann ſogar den Ort nachweiſen, wo? — Es gehört ein armſeliger Kleinigkeitsgeiſt dazu, an ſolche Dinge ſich anzuklammern, und ich möchte dem Profeſſor Heinrich gern Alles hingeben, was er ſich etwa vindiciren möchte; aber es iſt auf der andern Seite die Sache empörend und eignete ſich zu einer Züchtigung, wenn nicht die Achtung, welche der Wiſſenſchaft, ausſchließlich der Humanitäts-Wiſſenſchaft gebührt, alle Ausſchweifungen der Empfindlichkeit zu rückweiſe. Ich hatte dem Profeſſor Heinrich, ſobald ich dieſes Geſchwätz gehört, ſchreiben wollen und ihm deutlich machen, wie er ſich wohl in dieſer Sache irre: indeſſen ſchien es mir und auch einem Freunde, den ich davon unterrichtete, Herrn Perthes, als ob ich mir dadurch etwas vergäbe, und ich habe es demnach abwarten wollen, ob Heinrich öffentlich ſich darüber wird vernehmen laſſen. Alsdann werde ich zu antworten wiſſen, ſo ärgerlich auch eine ſolche Zänkerei ausfallen würde. Mögen die Muſen und Charitinnen ſolches Unheil abwenden! Der hohen Achtung, die ich für Ew. Wohlgeboren fühle, und dem Zutrauen, das Sie in mich ſetzen, wenn Sie mir erlauben, in Ihrer Zeitung meine Anſichten über neue Erſcheinungen der Literatur mitzutheilen, glaubte ich es ſchuldig zu ſeyn, mich umſtändlich über eine ſo unangenehme Sache zu erklären. Möge es mir gelingen, durch meine folgenden Arbeiten zu zeigen, daß ich nicht fremder Krücken bedürfe, um gehen zu können. Behalte ich Geſundheit und Kräfte, ſo erſcheint noch in dieſem Jahre der Valerius Maximus, von mir bearbeitet, zunächſt die Satiren und Epiſteln des Horaz, und der Terenz. Ich hoffe beſonders durch die beiden letztern Bearbeitungen mir ein weſentliches Verdienſt um die Alterthumswiſſenſchaft zu erwerben. Zum Horaz ſowohl als zum Terenz habe ich bereits intereſſante Vergleichungen guter Handſchriften in den Händen; überhaupt aber will ich nichts übereilen und eine möglichſt reife Arbeit zu liefern ſuchen. In ſpäteſtens 14 Tagen überſende ich die Recenſionen der Acta Phil. Monacens. von Thierſch, des Propertius von Lachmann und der Eumeniden von Conz. Beiliegend erhalten Sie eine Anzeige einer Abhandlung von Münter, die mir nicht aufgegeben war; ich werde auch, wenn es Ihnen paßt, deſſen antiquariſche Abhandlungen, die ich eben mit jener erhalten habe, beurtheilt einſenden, da die darin abgehandelten Gegenſtände mir nicht fremd ſind.

Mit vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit ꝛc.

Hamburg, 1. Okt. 1816.

„Sie dürften leicht zürnen, hochgeehrteſter Herr Hofrath, und — erlauben Sie, daß ich hinzuſetze, theuerſter Lehrer, daß ich Ihr gütiges Schreiben vom 19. Juli ſo ſpät beantworte; allein eine kleine Ferien=Reiſe und meine darauf durch Gurlitts Badereiſe, während welcher ich ſeine Lectionen zu beſorgen habe, verdoppelten und verdreifachten Schulgeſchäfte haben in meine Nebenarbeiten und in die Beſorgung meiner Briefe eine mir höchſt ſchmerzliche Störung gebracht, und dieſer Umſtand iſt es auch, den ich zur Entſchuldigung für dieſe meine anſcheinende Nachläſſigkeit geltend machen muß. Auch der Hr. Prof. Erſch wird mir in dieſer Hinſicht Vieles verzeihen müſſen. Um zuerſt auf die Hauptpunkte Ihres lieben Briefes zu kommen, ſo iſt mir im Betreff der Heinrichſchen Anklage gegen meine Recenſion des Heindorfſchen Horaz durchaus nichts weiter zu Ohren gekommen. Ich darf glauben, daß er weiß, ich ſey der Recenſent; doch hat er mich bei wiederholten Gelegenheiten grüßen laſſen, was ich denn auch wiederholt habe; unſer Briefwechſel iſt vorläufig ins Stocken gerathen, ich werde aber, wenn in Zukunft die Sache zwiſchen uns ſchriftlich oder mündlich zur Sprache kommen ſollte, nicht verſäumen, Ihnen den Inhalt unſerer Briefe oder unſerer Unterredungen mitzutheilen. Was Sie über den Charakter der Heinrichſchen Schule bemerken, iſt durchaus wahr und richtig. Heinrich ſelbſt iſt ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten und von tiefer, gründlicher, philologiſcher Kenntniß; er iſt aber zugleich voll der heftigſten und feindſeligſten Leidenſchaftlichkeit, die wohl durch ungünſtige Umſtände in ſeinem Leben erzeugt worden ſeyn mag. — Was Sie mir über Wolfs Verhältniß zu ſeinen Schülern ſagen und über ſein Benehmen gegen ſie, iſt gewiß richtig! Dennoch aber komme ich immer wieder auf meine alte Foderung zurück, daß zwiſchen Schülern und Lehrern eine pietas ſtattfinden, und daß dieſe anfangen müſſe bei den Schülern, daß dieſe Ehrfurcht und Nachgiebigkeit zeigen müſſen, ſo weit nur irgend möglich. Das iſt gewiß bei den meiſten der jetzigen Schüler Wolfs, qui nomen habent, nicht der Fall; und das iſt um ſo mehr verdrießlich, da er doch noch daſteht gegen ſie, wie ein Heros, freilich übt die Nemeſis hier ihr Recht. Wolf hat es an Heyne verſchuldet, und doch ſieht man ihm die Bildung, die von jener Schule vorzüglich ausgegangen, in Allem an; er iſt weit mehr Heyne's Schüler, als, für wen er ſich ausgiebt, Reizens. Und ſo bleibt Er, ſo bleiben Sie mir — erlauben Sie, daß ich das hinzuſetze, ich ſchmeichle niemals — bleiben mir die Repräſentanten der ächten und wahren Philologie oder Humanitäts-Wiſſenſchaft, wogegen die neuere Schule — und es iſt eine Schule oder Secte — entſetzlich abfällt. Nehmen Sie Wolfs Analecten, ſie enthalten doch die ſchönſten Geiſtesblüthen, und was bringen die Andern hervor, das dieſen verglichen werden könnte? Ich werde in Kurzem Ihnen eine Anzeige dieſer Schrift ſchicken und auf dieſen Stand der Philologie vorzüglich aufmerkſam machen. Auch bei Gelegenheit der Conziſchen Ueberſetzung der Eumeniden werde ich in meiner Anzeige, die Sie in Kurzem erhalten, das Verdienſt Ihrer Ausgabe, an der neuerdings ſo viel gemäkelt worden iſt, mit Nachdruck in Erinnerung bringen. Ich hatte den trefflichen Unterricht Böttigers genoſſen, wurde aber in Jena veranlaßt, mich vorzüglich dem Studium der theologiſchen Wiſſenſchaften zu widmen, was mich freilich in der exactern Philologie zurückſetzte. Ich habe das nachher, als ich doch von der Theologie, obſchon ein guter praktiſcher Prediger u. ſ. w. wieder abſprang, anfänglich beklagt, jetzt, bei fortgeſetzten philologiſchen Studien danke ich dem Himmel für dieſe Wendung in meinem Leben, und möchte um Alles nicht, daß es anders gegangen wäre. Ich achte das Gründliche und Genaue, das bis ins Einzelne geht, unendlich hoch, aber die ſtroherne Wortklauberey gehe ἐς κορακας. Mein allwiſſender Lehrer und Freund, der Hofrath Böttiger, ſchreibt mir, daß Böckh und Buttmann ein Leben Heindorfs bereiten, worin es ganz eigentlich darauf abgeſehen iſt, Wolfen alle Bitterkeiten, die er ſich beſonders gegen Heyne erlaubt hat, in reichem Maaße zurückzugeben. Böckh ſchreibt ein großes Werk über die Finanzen der Athener — wovon ſchon über 40 Bogen gedruckt ſeyn ſollen — daher Wolfs Ankündigung einer neuen Ausgabe der Leptinea. In den Prolegomenen desſelben wird freilich Manches zu retouchiren ſeyn. Daß Wolf jetzt in Göttingen iſt, wo auch Huſchke ſich noch aufhält, wird Ihnen bekannt ſeyn.

Sehr gern übernehme ich die Recenſion Ihrer Rhetorica Cic. 32. Bd. mit Burchardi. Wenn Sie mir den Band zuſchicken wollen, ſo ſoll er mir ein liebes Andenken ſeyn. Burchardi's Schrift beſitze ich ſchon früher; den Verfaſſer habe ich in Kiel perſönlich geſehen. Alle Schriften der Art gehen erſt durch Heinrichs Hand und Feder, wie es auch mit der Tweſtenſchen Commentatio Hesiodea der Fall iſt, was dann Heinrich ſelbſt wieder öffentlich ausſagt.

Mich beſchäftigen in meinen ſehr kurz gemeſſenen Nebenſtunden, in welche noch außerdem tauſend der mannichfaltigſten Störungen einfallen, zunächſt der Valerius Maximus für die Hahnſche Sammlung, vorzüglich aber Horaz (zuerſt die Satiren und Epiſteln) und Terenz, von welchen beiden ich große exegetiſch-kritiſche Ausgaben zu beſorgen ſuche. Wenn Sie etwas zur Förderung dieſer Arbeiten thun können, ſo bitte ich darum. Mit nächſtem erhalten Sie ein Paket von Arbeiten für die A. L. Z.

Mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc.

Hamburg, 24. Januar 1817.

„Im Betreff des Sendſchreibens von Heinrich, das Sie, hochgeehrteſter Herr Hofrath, die Güte gehabt haben, mir zur Anſicht mitzutheilen, habe ich Ihnen Folgendes zu ſagen. Bereits im December des verwichenen Jahres hörte ich hier, daß Profeſſor Heinrich eine Reiſe machen und auf ſolcher über Hamburg kommen würde. In den Feiertagen kam ſeine Ausgabe der Partes ineditae des Cicero hier an, indeſſen kein Exemplar an mich, wie ich wohl ſonſt von ſeinen Schriften zu erhalten pflegte. Gurlitt meldete ſeine Ankunft als nahe bevorſtehend. Indeſſen kam vor dieſer noch, etwa den 10ten oder 12ten Januar als Vorläufer das Sendſchreiben an Gurlitt, doch ohne Auftrag, es mir mitzutheilen; ich erhielt aber doch ein Exemplar von ihm — pro notitia. Bald darauf kam Heinrich ſelbſt hier an und iſt wenigſtens heute noch hier, da das ſchlechte Wetter ſeine Abreiſe verzögert hat. Er geht über Berlin, wo es mir ſcheint, daß er ſich eine Anſtellung im Preußiſchen zu verſchaffen ſuchen wird, denn von Kiel hat er ſchon lange weggewollt; es wird darauf ankommen, wie er bei den herrſchenden Parteien in Berlin durchkommen und an wen er ſich anſchließen wird. Klug und geſcheut iſt er, aber —

Es wäre Grimaſſe, wenn ich ſagen wollte, daß mir die Broſchüre gleichgültig geweſen wäre; im Gegentheil, da bei mir alles der Art aufs Gemüth wirkt, und ich unedeln Leidenſchaften kein Aufkommen in mir geſtatten will, ſo hat es mich ein paar Tage recht angegriffen und ich habe mich ſehr verſtimmt gefühlt. Ueberraſcht hat es mich auch, obgleich ich vorbereitet war ſeit länger als einem halben Jahre, denn ich habe einen ſolchen Streich nicht für möglich gehalten. Ich muß mich über das Ganze auf das beziehen, was ich Ihnen früherhin darüber geſchrieben habe. Ueber ein paar Einzelheiten habe ich — es hat mir Ueberwindung gekoſtet — noch ein paar Zeilen aufgeſchrieben, die ich Ihnen beilege, blos zu Ihrer Notiz, und die ich mir gelegentlich zurück erbitte, wenn ich vielleicht einem meiner hieſigen Freunde ſie zeigen wollte.

Wäre Heinrich perſönlich nicht über alle Beſchreibung leidenſchaftlich, ſo würde eine perſönliche Unterredung zu einer Ausgleichung und Verſtändigung haben führen können. Gurlitt hat dieß — vielleicht aus richtigem Gefühle — vermieden. Wenigſtens hätte ein kräftiger und verſtändiger Mann als Zeuge zugegen ſeyn müſſen, und das Erſtere iſt Gurlitt ganz und gar nicht; der Kränklichkeit, oder vielmehr der Schwäche des ſonſt guten und hochverdienten Mannes habe ich ſchon viel Opfer gebracht. Bei dieſen Umſtänden hat eine gewiſſe Partei, die ſich ſeit Oſtern des vorigen Jahres gegen mich gebildet hat, ſo recht ihre heimliche Freude merken laſſen; genug, Mephiſtopheles treibt wacker ſein Weſen. Das muß ich denn vor der Hand ſo hingehen laſſen.

Doch iſt die Frage, ob weiter noch etwas zu thun nöthig ſei? — Da ich nun ſeit ſechs Jahren Vorbereitungen getroffen habe zu einer Ausgabe des Horaz, insbeſondere der Satiren und Epiſteln, ſo habe ich ſogleich an Hahns geſchrieben, und ihnen meine Arbeit angeboten. Noch in dieſem Jahre, oder vielmehr binnen hier und Johanni, erſcheint, wenn ich nicht krank werde, der erſte Band deſſelben, in deſſen Vorrede ich auf Heinrichs Anklage antworten werde. Streitigkeiten der Art, zumal ſo elendes Geklätſch vor dem großen Publicum durchzuführen, iſt mir widerlich und unmöglich. Ich war anfangs geſonnen, bloß die kurze Anzeige einrücken zu laſſen, „daß Recenſent auf das Sendſchreiben an einem paſſenden Orte genügend antworten werde“; aber Gurlitt, der Friedliebende, und auch beſonders Heinrichs Freund, räth durchaus ab und bringt auch andere Gründe vor, die allerdings zu beachten zu ſeyn ſcheinen. Der Angriff iſt ſo eingeleitet, daß ich in dieſem Tone nicht antworten kann. Heinrich geht ſogar auf Perſönlichkeiten über; die ſechs Augen auf der letzten Seite zielen dahin, daß ich ſeit einigen Jahren eine Brille trage. Der Beweis, den ich führen kann, beſteht größtentheils nur in Induction, und zwar in der allerweitläufigſten. Ich habe mich alſo meinerſeits entſchloſſen, zu ſchweigen und geſchehen zu laſſen, was ich vor der Hand nicht hindern kann. Das iſt mir gewiß nicht unempfindlich. Heinrich ſchickt das Ding herum und mein Name wird nicht ungenannt bleiben; er reiſt herum, und er wird ſich nicht geniren, davon zu ſprechen. Und ich will ſelbſt dieſen Sommer, von Johanni an, 6 Wochen durch Sachſen und Brandenburg reiſen! — Ein Anderes iſt 1) was Sie, verehrteſter Herr Hofrath, als Vorſteher des Inſtituts von mir verlangen müſſen, und 2) was Sie Heinrich antworten wollen? Wenn Sie auf eine öffentliche Antwort dringen, ſo muß ich dieſe natürlich geben. Ich erwarte deshalb Ihren Entſchluß. Mein Wunſch iſt, daß ich möge ſchweigen dürfen — bis ich anderweitig um ſo lauter ſprechen werde. Das iſt eben das Unglück, daß ich mein bischen philologiſche Kenntniſſe mit nichts unter meinem Namen Gedruckten, belegen kann! Wenn Sie Heinrich antworten wollen, ſo habe ich natürlich dabei nichts zu erinnern, aber im Vertrauen auf Ihre mir geäußerte Güte und Freundſchaft (wobei ich mich ſo gern des verewigten Heyne erinnere, der mir das großmüthigſte Zutrauen ſchenkte), wünſche ich bloß, daß Sie ihm ſo antworten mögen, daß er nicht aufs Neue Gift ſauge. Vielleicht wäre gut, ihm zu ſagen, daß ich mich — d. h. der Recenſent, der ihm nicht unbekannt ſeyn könne, — zur rechten Zeit bei ihm ſelbſt über die Sache erklären werde: vielleicht auch — wäre eine Antwort gar nicht nöthig. Doch, wie geſagt, darüber habe ich nichts zu verfügen. Sie finden hier ein paar Briefe beigelegt von Heinrich an mich — unter Vielen — die wenigſtens einigen Begriff geben über unſer Verhältniß, wie es bis zu dieſer Recenſion beſtanden hat. Ich bitte auch dieſe mir gelegentlich zurück. Ueber die Urſachen des Angriffs auf mich bin ich noch nicht im Klaren. An Gurlitt ſchreibt er, daß man dem Heindorf auf ſeinem Todtenbette geſagt habe, Er — Heinrich — ſey Verfaſſer der Recenſion, auch Wolf habe ihm geſchrieben, „er habe ihn — Heinrichen — wohl erkannt!“ u. ſ. w. Ich habe noch andere Urſachen im Sinne. Ich habe in einem großen Wirrwarr von Geſchäften und Arbeiten geſchrieben — ich habe eben in dieſer Zeit für die Maurer-Loge allerlei Arbeiten — und bitte deshalb um Nachſicht, wenn ich verworren geſchrieben habe. Auch bitte ich, Herrn Profeſſor Erſch — für welchen übrigens alles hier natürlich auch gilt — zu ſagen, daß ich mit nächſter Poſt ausführlich an ihn ſchreiben werde, was ſchon ſeit ſo langer Zeit hätte geſchehen ſollen. Von meinen Recenſionen bitte ich vor der Hand nicht abdrucken zu laſſen, die über „Meyer's Darſtellungen aus Nord-Deutſchland.“ Sie iſt in Zeiten muthwilliger Laune geſchrieben, und man könnte mir dieſe leicht als „Bosheit“ anrechnen. Ich wünſche nichts mehr, als daß ich mir Ihr gütiges Zutrauen und Ihre Freundſchaft erhalten könnte, an Beſtreben ſoll es nicht fehlen.

Mit Hochachtung und Ergebenheit ꝛc.

Hamburg, 3. März 1817.

„Bereits vor dem Empfang Ihres letzten Briefes, mein theuerſter und hochverehrteſter Herr Hofrath, war mir die Anzeige der Frankſchen Schrift in der Jen. A. L. Z. zu Geſichte gekommen; von der in der Leipziger erhielt ich die erſte Nachricht durch Sie und Hrn. Prof. Erſch. Daß darauf nicht geſchwiegen werden kann, iſt auch meine Meinung, obſchon 1) mehrere meiner hieſigen Freunde das Gegentheil wollen, 2) die Sache mir bis zum Ekel widerſteht, 3) eine dem Publikum genügende Antwort jetzt ſchwer zu geben iſt. Ich habe ſogleich mit Hahns in Hannover Contract abgeſchloſſen über meinen Horaz, und bin, ſo viele Stündchen ich zuſammen betteln kann, unabläſſig beſchäftigt mit der Ausarbeitung. Die Satiren erſcheinen in Einem Tomus, (zwei Volumina,) die Epiſteln eben ſo; vielleicht folgen die Oden nach. Das erſte Volumen, enthaltend das 1ſte Buch der Satiren, mit den Scholien, kritiſchem und exegetiſchem Commentar, muß bis Johannis d. J. fertig werden, daran habe ich mein Leben geſetzt und ich habe eine eiſenfeſte Willenskraft. Nur war ich Anfangs geſonnen, in der Vorrede zu dieſem 1ſten Bande die Sache mit Heinrich abzuthun, indeſſen iſt beſſerer Rath nachgekommen. Eine etwas umfaſſende Ausgabe des Horaz iſt in gewiſſer Hinſicht bleibend; die ärgerliche Geſchichte aber verdient nicht, daß ſie da mit aufbewahrt werde. Daher iſt nun mein Plan, zugleich mit dem 1ſten Volumen des Horaz eine deutſchgeſchriebene Broſchüre (wie ſie leider jetzt Mode werden!) gegen Heinrich mit auszugeben und ſie zu verſenden. Eine andere Art der Antwort halte ich jetzt durchaus für unzweckmäßig, wenn ſie nicht vollſtändig, genügend und ſchlagend iſt. Der Hauptbeweis, den ich gebrauchen kann, iſt lediglich der der Induction, und dieſen glaube ich nicht gehörig führen zu können, wenn ich nicht die Reſerve, meine Bearbeitung vollſtändig, ſogleich mit hervorrufen laſſen kann. Das iſt das Reſultat langer und am Ende ſehr ruhiger Ueberlegung. Daß ich dabei ad interim ſehr verliere, fühle ich ſchmerzlich; ſehr einſichtsvolle Männer, an deren Achtung mir ſo außerordentlich viel gelegen iſt, müſſen jetzt ungünſtig über mich urtheilen, und Sie haben Recht, daß auch Wohlwollende nicht anders können. Meine hieſigen Verhältniſſe ſind jetzt verwickelter, als je; eine kleine Partei, die durch Köſtlin, den ich in den Erg. Bl. des Jahrg. 1816 März ſo ſcharf recenſirt habe, in Athem erhalten wird, ſucht im Stillen immer gegen mich zu wirken, und ich muß auf meiner Hut ſeyn. Gurlitt iſt ſchwach und kränklich; wir haben in dieſen Tagen für ſeine Geſundheit ſehr beſorgt ſeyn müſſen, und wird der Himmel mein aufrichtiges Flehen — ſchon darum aufrichtig, weil es auch eigennützig ſcheinen kann — um noch lange Erhaltung unſers Directors wohl erhören? — So daß ich in einer ewigen Spannung erhalten werde! Eine Frage bleibt es noch immer, ob es inzwiſchen nicht nöthig ſey, vorzüglich in Rückſicht des geſammten Inſtituts Ihrer A. L. Z., wenigſtens anzukündigen, daß eine Antwort erfolgen werde? Dieß überlaſſe ich ganz Ihrem Ermeſſen. Ich habe auf jeden Fall eine kurze Anzeige beigelegt zu Ihrer Benutzung; im Uebrigen aber laſſen Sie nur rem integram. Darauf gebe ich Ihnen die feierliche Verſicherung, daß der Angriff beantwortet wird. Wäre es mir möglich geweſen, früher an Sie zu ſchreiben, ſo würde ich Sie gebeten haben, die Recenſion des Döringſchen Horaz entweder liegen zu laſſen oder mehreres darin zu ſtreichen. So ſehr ich mich bemüht habe, über die Grenze der Höflichkeit nicht herauszugehen, ſo ſind doch ein paar ſcharfe Aeußerungen mit untergelaufen. Wie jetzt die Sachen ſtehen, muß ich mich ſcheuen, jemandem auch nur ein ſaures Geſicht zu machen. Ich kenne den Kirchenrath Döring perſönlich gar nicht, weiß aber, daß er ein Freund meines von mir hochverehrten Lehrers Böttiger iſt, und habe daher nie den Willen gehabt, ihn zu kränken; doch habe ich es ſtets auch für unmännlich und unedel gehalten, der Wahrheit etwas von ihrem Rechte zu vergeben. Bloß der Umſtand, daß ich mit der letzten Sendung der A. L. Z. ein paar meiner Recenſionen abgedruckt gefunden habe, veranlaßt mich zu der Frage, ob ich fortfahren ſoll, im philologiſchen Fache zu recenſiren? Oder halten Sie es für beſſer, daß ich ſo lange inne halte, bis etwas Philologiſches mit meinem Namen im Druck erſchienen iſt? Ich bitte darüber um Ihren väterlichen Rath. Auch verhehlen Sie mir nicht, ob Sie in der Methode u. a. etwas anders wünſchen. Glauben Sie nur, daß ich mich immer gern beſcheide, Rath und gute Meinung anzuhören, was bei mir oft ſo weit geht, daß ich fremder Meinung mehr Gehör gebe und mehr Achtung widme, als der eignen, und ich immer Mangel an Selbſtvertrauen bei mir verſpürt habe. Ich weiß, daß Sie ſich früherhin beſonders mit dem Horaz, und ganz vorzüglich mit den Satiren und Epiſteln beſchäftigt haben. Sollten Sie in Ihren Papieren Manches aufbewahren, das zu einer Ausgabe benutzt werden könnte, ſo möchte ich Sie um gütige Mittheilung bitten. Ich habe von Herren das Exemplar des Horaz erhalten, das Heyne gebraucht und wo er ſich Manches an den Rand angemerkt hat; darunter iſt einiges Brauchbare. Ich hatte Heynen meinen Plan, den Horaz zu bearbeiten, mitgetheilt, und erhielt von dem herrlichen Manne, der mich eines ſo herzlichen Vertrauens würdigte, die größte Aufmunterung und Zuſage künftiger Unterſtützung, die leider durch den Tod vereitelt worden iſt. — Auch beſitze ich die Varianten von 4 Wiener Codd., die bisher noch nicht verglichen worden, und Fea's Ausgabe habe ich kürzlich von Göttingen erhalten.

Erhalten Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen. Mit Hochachtung und herzlicher Ergebenheit ꝛc.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Namen-Verzeichniß
ſämmtlicher Verfaſſer der in dem I. und II. Bande dieſes Werkes enthaltenen Briefe.

Adelung. I. v. Alxinger. II. Apel. I. v. Archenholz. II.

Balbi. II. Bardili. II. Baſt. I. Becker. I. Bieſter. II. Böckh. I. Böttiger. I. Bouterweck. II. Bredow. I. Brückner. II. Bruns. II. Buchholz. II. v. Budberg. II. Bürde. II. Bürger. II. Buttmann. II.

Caillard. I. Carlino. I. Conz. I. Creuzer. I.

Dippold. II. v. Dohm. II.

Eberhard. II. v. Eggers. II. Eichſtädt. I. v. Einſiedel. I. Eſchenburg. II.

Falk. II. Feuerbach. II. Fichte. II. Friedemann. I.

Gail. I. Garve. II. Gerhard. I. Gierlew. I. Gilbert. II. Girtanner. II. v. Göckingk. II. Görenz. I. Gotter. II. Gräfenhahn. I. Gräter. II. Greiling. I. Gries. II. Grodbeck. I. Gros. II. Gruber. I.

Hager. I. v. Halem. II. Hand. I. Heeren. I. v. Hendrich. II. Henke. II. Henrici. II. v. Herder. II. Hermann. I. Hermes. II. v. Herzberg. II. Heubach. I. Heydenreich. II. Hindenburg. II. v. Hoffmann. II. Frz. Horn. II. v. Hoven. II. Huber. II. Hufeland. II. Hugo. II. Huſchke. I. A. v. Humboldt. II.

Jacobi, Fr. H. II. v. Jakob. II. Jakobs. I. Iffland. II. Ilgen. I. Juſti. II.

Käſtner. II. Kant. II. Kirchner. II. Klein. I. v. Klinger. II. v. Klüber. II. v. Knebel. I. Köpke. I. Köppen. II. Körte. II. Köthe. II. Kraus. II. Krug. II.

Langer. I. Lenz. I. Levezow. I. Lichtenſtein. I. Lobſtein. I. Löffler. II. Luden. II.

Mannert. II. Manſo. I. Marſh. II. Martyni-Laguna. I. Matthiſſon. II. Mauvillon. II. Meißner. II. Millin. I. Möller. II. Morgenſtern. II. Morus. II. Müllner. II. v. Muravieff. II. Murhard. II. v. Murr. II.

Nänaſt. II. Nemnich. II. Nicolai. II. Niemeyer. II. Niethhammer. II. Nöſſelt. II. Nolte. II.

Paulus. II. Platner. II.

v. Ramdohr. II. v. Raumer. II. v. Rehberg. II. Reichardt. II. Reinhard. II. Reinhold. II. v. Reyer. II. Riemer. I. v. Rochow. II. Rötger. II. Rüdiger. II.

Sartorius. II. v. Savigny. II. Schäfer. I. Schatz. II. Schelle. II. v. Schiller. II. A. W. v. Schlegel. II. G. Schlegel. II. Schlichtegroll. II. v. Schlippenbach. II. v. Schlözer. II. Schmalz. II. Schnaubert. II. Schnurrer. II. Schneider. I. Schröckh. II. Schütz, an Bürger. II. Schütz, an Jakobs. I. Schultz. II. Schulz. II. Schwabe. II. Seidenſtücker. II. Sprengel, M. II. v. Sternberg. II. Graf v. Stolberg. II. Stroth. II. Stuve. II. Süvern. I.

Teller. II. Tennemann. II. Thibaut. II. Thierſch. I. Thorlacius I. Tittmann. II. Tydemann. I.

Uhden. II.

Vater. II. Venturini. II. Villers. II. Voigt. II. Voigtel. II. Voß. I.

Wagner. II. Wagnitz. II. Walch. II. Wegſcheider. II. Wernsdorf. I. Wieland. II. Wolf. I. Wolke. II. v. Woltmann. II. Wyttenbach. I.

v. Zach. II. Zahn. II. Zimmermann. II.

Druckfehleranzeige.

Im erſten Bande:

Seite 8	Z. 14	v.	unt.	lies:	einem ſtatt einen
— 14	— 5	•	•	—	ἄνδρα — ἀνδρα
— 29	— 5	v.	oben	—	unglaubliche ſtatt unglaublich
— 30	— 23	•	•	—	Water ſtatt Maler
— 31	— 20	•	•	—	nicht ſtatt wohl
— 44	— 16	•	•	—	omnium fere ſtatt omnium fere,
— 45	— 3	•	•	—	νῦν ſtatt νυν
— 45	— 5	•	•	—	κυρίους ſtatt κυρίως
— 45	— 6	•	•	—	σώφρονας ſtatt σωφρονιν
— 45	— 6	•	•	—	μαινομένη ſtatt μαινομενη
— 45	— 7	•	•	—	διὰ δίκας ſtatt διαδικας
— 45	— 9	•	•	—	ἐν δρόμῳ ſtatt ἐνδρομῳ
— 45	— 15	•	•	—	κυρίους ſtatt κυρίως
— 45	— 18	•	•	—	σώφρονας ſtatt σωφρονιν
— 45	— 19	•	•	—	ἰδεῖν ſtatt ἴδειν
— 111	— 14	v.	unt.	—	non-orais. ſtatt non. orais.
— 111	— 16	•	•	—	Ihrem ſtatt Ihren
— 118	— 5	•	•	—	litteraire ſtatt Litteraire
— 132	— 4	•	•	—	Ihrem ſtatt ihrem
— 138	— 22	v.	oben	—	deraiſonnirt ſtatt derraiſonnirt
— 144	— 9	v.	unt.	—	δ' ὀλίγῳ ſtatt τ' ὀλιγῳ
— 144	— 7	•	•	—	δὲ λείπει ſtatt δη λειπει
— 144	— 6	•	•	—	γνώμῃ ſtatt γνωμη
— 144	— 5	•	•	—	οὔ τις ſtatt οὔτις
— 144	— 5	•	•	—	ἐλάμπετο ſtatt ἐλαμπετο
— 144	— 4	•	•	—	ὄναρ. ἄνθρωποι ſtatt ὄναρ ανθρωποι
— 144	— 3	•	•	—	ἔλθῃ ſtatt ἐλθη
— 144	— 2	•	•	—	λαμπρὸν φέγγος ἔπεστιν ſt. λαμπρον ἐπεσι φεγγος
— 145	— 1	v.	oben	—	διοσδοτος ſtatt Διοςδοτος
— 178	— 18	•	•	—	θαυμάζω ſtatt θαυμαζω
— 192	— 4	v.	unt.	—	εὗρον ſtatt εὗρον
— 239	— 9	v.	oben	—	Soſius ſtatt Soſias
— 239	— 9	•	•	—	Kirbach ſtatt Kirchbach
— 244	— 11	v.	unt.	—	Ὁμηρικῶς ſtatt ὁμηρικων
— 247	— 18	•	•	—	καταφθορα ſtatt καταφυγη
— 247	— 10	•	•	—	V. 763 ὄνομα δ' ἑκάστου ſtatt V. 768 ὄνομα [illegible]

S. 250 Z. 10 v. oben lies: τῶν ἀγαθῶν ſtatt τών ἀγαθών
— 250 — 11 „ „ — Κιθ᾽-εισέλθῃ-τόθι ſtatt Κιθ᾽-εισέλθῃ τόθι
— 251 — 7 „ „ — οἶνος ſtatt οἶνος
— 251 — 27 „ „ — ἄπαιδας ſt. ἄπαιδις; eben ſo vorher ἄπαιδος ſtatt απαιδος
— 280 — 12 „ „ — Aristophanicum ſtatt Aristophancum
— 281 — 1 „ „ — λαρνος ſtatt χαρνος
— 325 — 15 „ „ — Bekker ſtatt Becker
— 364 — 10 „ „ — von Knebel ſtatt Knebel
— 395 — 8 „ „ — panegyriſtiſche ſtatt panergyriſ.
— 395 — 8 v. unt. — beſchweren ſtatt beſchwören.

Im zweiten Bande:

S. XVI Z. 18 v. unt. lies: Stellen ſtatt Sellen
— 181 — 6 „ „ — Lumina ſtatt Jumina
— 266 — 1 v. o. u. ff. — Riemeyer ſtatt Riemeier
— 513 — 5 u. 15 v. u. — σχημα ſtatt χημα
— 515 — 6 v. unt. — σχημα του ſtatt χημα του
— 530 — 7 „ „ — ἑψηθέντι ἐπαφῆς u. αἷμα ſtatt ἑψ. ἐπ. u. αἱμ.
— 532 — 18 v. oben — eingeräumt ſtatt eingerăumt
— 532 — 27 „ „ — Pauſilippiſcher ſtatt Pauſilypiſcher.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN